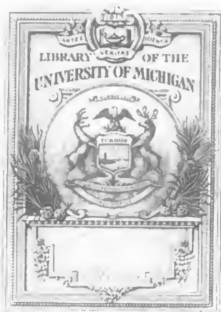
# GLOBUS: ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



# Globus.

XXVI. Band.

# Globus.

Illustrirte

## Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

**Karl Andree.**

Sechsundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1874.

# Inhaltsverzeichniß.

## Europa.



## Asien.

# Afrika.



# Amerika.

**Nordamerika.**



**Central- und Südamerika.**

## Der Hinterindische Archipelagus, Australien und die Südsee.



## Vermischte Mittheilungen.



## Illustrationen.

### Europa.



### Asien.

## Afrika.



## Amerika.



## Australien und die Südsee.



---

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

# F. Keller-Leuzinger bei den Caripunas-Indianern am Madeira.

F. Keller's inhaltreiches Werk: „Vom Amazonas und Madeira" ist auch in Bezug auf Völkerkunde von entschiedenem Werthe. Der deutsche Ingenieur kennt einen beträchtlichen Theil Brasiliens aus eigener Anschauung; er hat Jahre lang mit Urbewohnern aus sehr verschiedenen Stämmen in vielfachem Verkehr gestanden und ist auch, so weit das ein Fremder überhaupt vermag, in ihr inneres Leben eingedrungen. Als ein sehr aufmerksamer Beobachter war er in der Lage, Vergleiche anzustellen und wir verdanken ihm die Mittheilung vieler charakteristischer Züge, die wir bei anderen Reisenden nicht gefunden haben.

Auf dem Amazonas traf er in der Mündungsgegend des Rio Negro und des Madeira auf einige Horden von Muras. Diese, einst ein mächtiger und zahlreicher Stamm, wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Mundurucus fast ganz aufgerieben; die Ueberreste zerstreuten sich; sie schwärmen seitdem in kleinen Flottillen in ihren Pirogen umher, treiben Jagd und Fischfang, haben flüchtige Negersklaven bei sich aufgenommen und stehen bei allen übrigen Stämmen gewissermaßen als Pariahs in Verachtung. Sie gehören zu den in starker Abnahme begriffenen Völkern und werden in nicht gar langer Zeit verschwunden sein.

Die Mundurucus bilden einen der zahlreichsten und streitbarsten Stämme; sie sind weit verbreitet, ihre Hauptsitze liegen am untern Tapajoz und sie haben seit nun fast einem Jahrhundert mit den Weißen Frieden gehalten. Keller sah in Manaos (Barra do Rio Negro) einige Prachtexemplare von blauschwarz tättowirten Häuptlingen. „Leider war diese etwas derbe Tättowirung des Gesichts der einzige Rest nationaler Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Tracht, indem dieselbe außerdem bestand in — einem farbigen Hemde, schwarzen Beinkleidern, Rock und einem hohen Cylinderhute! Der Eindruck der ganzen Erscheinung wurde dadurch zu einem eigenthümlich komischen und wilden."

Am untern Madeira spielen die Mundurucus keine große Rolle; dort waren die Araras mächtig und von ihnen sind in früheren Zeiten die Niederlassungen der Portugiesen vielfach beunruhigt worden. Nach und nach haben sie sich in die Wälder auf dem rechten Ufer zurückgezogen und noch heute wagen die Ansiedler nicht, in die kleineren Seitenthäler weit einzudringen. In sehr bösem Rufe stehen die Parentintins, raub- und mordlustige Horden, welche die Ufer des Madeira oberhalb Crato beunruhigen. Auf ihrem Gebiete findet man die ausgiebigsten Kautschukwälder, deren Ausbeutung jedoch aus Furcht vor diesen Anthropophagen keiner wagt. Bei der kleinen Niederlassung Crato sieht man noch die feuergeschwärzten Eckpfosten von der Wohnung eines Seringueiro- (Kautschuk-Sammlers), deren früherer Eigenthümer sammt seiner Familie vor wenigen Jahren von den Parentintins ermordet und aufgefressen wurde.

Sehr verschieden von diesen dann und wann wie ein Unwetter aus dem Dunkel der Wälder hervorbrechenden Unholden sind die weiter oberhalb in der Region der Wasserfälle des Madeira hausenden Caripunas. Auch sie stehen zwar nicht im Geruche der Heiligkeit, lassen sich jedoch unter Umständen zu freundlichem Verkehr herbei.

Als Keller mit den Caripunas zusammentraf, hatte er 80 Ruderer aus den bolivianischen Missionen, Leute von ge-



Erstes Zusammentreffen mit Caripunas.

ringer Wehrfähigkeit und Zuverlässigkeit; Verlaß war im Nothfalle nur auf die Weißen, sechs an der Zahl. Als wir, schreibt er, die größere, glatte Flußstrecke unterhalb der starken Schnelle von Caldeirao do Inferno durchfuhren, erblickten wir eines Morgens hart an dem gegenüberliegenden Ufer, halb versteckt unter dem überhängenden Buschwerk, drei von Indianern bemannte Rindencanots. Ehe wir noch Zeit hatten, irgend welchen Entschluß zu fassen, lenkte eines derselben in den Strom hinein und hielt gerade auf uns zu.

Das leichte Fahrzeug war geführt von zwei Indianern und einer stark beleibten Indianerin; sie waren vollkommen nackt; die letztere trug nur eine kleine Schürze. Kräftige Gestalten von mittlerer Größe, die einen außergewöhnlich fremdartigen und wilden Anblick darboten. Einer der Männer hatte das lange Haar in einen mächtigen Zopf zusammengewickelt; in den Ohrlappen steckten die stark gekrümmten Nagezähne eines Wasserschweins (Capivara; Hydrochoerus Capivara); in der durchbohrten Nasenwand trug er ein Büschelchen rother Tukanfedern. Waffen führten die Männer nicht, sie brachten eine Frau mit, waren also in friedlicher Absicht gekommen.

Keller's Ruderer waren Moxosindianer aus Bolivia, die in ihren breiten Strohhüten und decenten Rindenhemden im Vergleich zu ihren wilden Brüdern philiströs anständig aussahen. Der sehr bigotte Steuermann äußerte, daß diese Wilden keine Christen seien, womit er sagen wollte, daß man mit solchen Heiden keinen Verkehr unterhalten müsse. Aber vor etwa anderthalb hundert Jahren haben seine Vorfahren noch eben so wild ausgesehen und das no christianos paßte auch auf sie. Sein Christenthum, auf das er sich so viel zu Gute that, beschränkte sich auch nur auf das Anhören der Messe, das Tragen des Rosenkranzes und das Absingen endloser Litaneien.

Der Steuermann, ein lebhafter Bursch von etwa 25 bis 30 Jahren, sprang sofort aus seinem Nachen in die plumpe Barkasse der weißen Männer und setzte sich so zwanglos hin als sei er ein alter Bekannter. Mit raschem Blick überflog er Alles; am meisten interessirten ihn die unter der Palmüberdachung der Boote hängenden Waffen: Flinten, Hirschfänger und Waldmesser.

Die Unterhaltung mußte fast ganz durch Zeichen geführt werden. „Falkenauge", „Adlerklaue" oder wie er sonst heißen mochte, geruhete ein Taschenmesser, einen kleinen Spiegel und eine Schnur weißer Glasperlen anzunehmen; von den letzteren trug er bereits eine so große Menge um den Hals, daß die regelmäßig geschlungenen Reihen ihm auf der Brust eine Art von Perlenpanzer bildeten. Von ihm war weiter nichts zu erfahren, als daß es bei seinem Stamme sehr viele süße Mandiocawurzeln gebe. Diese Aeußerung glaubte man als eine Einladung deuten zu können.

„Als wir, dem lustig vorantanzenden Rindencanot folgend, in die Nähe des jenseitigen Ufers gelangten, sahen wir unter dem schattigen Dache orchideenbedeckter Waldriesen, zwischen welchen fächerartige Strelitzien und prächtige Palmen ihre Wedel entfalteten, den ganzen Stamm, wohl über sechszig Krieger und eben so viele Frauen und Kinder, unserer harren. Voran stand der Häuptling, ein kräftiger, untersetzter Mann von etwa funfzig Jahren; das braune Antlitz war von dem langen Haupthaar umflattert, rings um den breiten Mund hatte er einen schwarzblauen Rand gemalt und seine ohnehin nicht anmuthige Erscheinung war geradezu abschreckend. In der Hand hielt er einen Bogen und zwei Pfeile. Außer dem obligaten Brustpanzer aus Glasperlen trug er in Ohren und Nase denselben Schmuck wie die anderen und außerdem noch ein prächtiges Diadem gelbrother Tukanfedern.


Porträt eines jungen Caripuna-Indianers.

Er winkte uns, näher zu kommen; wir stiegen aus und folgten ohne Zögern dem voranschreitenden Häuptling auf einem nicht sehr breiten, äußerst rein gehaltenen Pfade zwischen gewaltigen Säulenstämmen inmitten einer von Palmen verschiedener Arten, üppigen Schlinggewächsen, blüthenbeladenen Orchideen und Bromelien strotzenden, geradezu paradiesischen Vegetation. Umringt waren wir von dem ganzen Schwarme, einigen ernst und gravitätisch blickenden Alten, von den jungen Kriegern, von lachenden und schwatzenden Frauen und Kindern. Blitzende Sonnenstrahlen, welche da und dort die stolzen Baumkronen durchbrachen, ließen hier einen bunten Federschmuck, dort die breiten Ringe weißer Glasperlen auf der braunen Haut unserer neuen Freunde glänzend hervortreten, während gleichzeitig dunkele Gruppen sich von dem glänzend grünen Laubwerke des Unterholzes als scharfe Silhouetten abhoben. Unsere Moxosindianer, deren lange Reihe sich im geheimnißvollen Dunkel des Urwaldes verlor, bildeten den Schluß des Zuges und des in seiner Art einzigen, wunderbaren Bildes.

In einer Entfernung von etwas mehr als tausend Schritt vom Ufer betraten wir eine kleine Lichtung; in der Mitte derselben standen die Hütten, drei sehr große, an der Seite geschlossene und eine kleinere, ringsum offene. Die größeren, deren schon vom Boden an dachförmig zulaufende Wände in zierlicher Weise dicht mit Palmblättern eingedeckt

waren, dienten augenscheinlich als Wohnung, während die kleinere, von hölzernen Pfosten getragene, eine Art von Versammlungsort für die Männer zu sein schien. Hier war es auch, wo wir, in den nicht allzureinlichen Hängematten sitzend, unsere Geschenke austheilten: Messer, Scheeren, Angelhaken, Glasperlen, rothe baumwollene Taschentücher und dergleichen. In der Folge konnten wir ausgezeichnete Mandiocawurzeln (Macacheira), schöne Maiskolben, ein halbes Dutzend Bogen und ein Bündel mächtiger Rohrpfeile eintauschen; auch gelang es, wenn auch nicht ohne einige Mühe, eine der kleinen, zierlich gewebten, mit Tukanfedern geschmackvoll verzierten Frauenschürzen zu erhalten.

Ein sehr großes Verlangen nach den Erzeugnissen unserer Industrie bezeigten sie gerade nicht, während bei anderen von der Civilisation einigermaßen berührten Stämmen, z. B. den Tapuyos am Amazonenstrome und den Moxos in Bolivia, das Gegentheil der Fall ist. Diese Caripunas hatten noch nicht genug Eisen in den Händen gehabt, um dieses nützliche Metall in seiner tausendfältigen Verwendung schätzen zu lernen. Noch schien ihnen die Pfeilspitze aus Bambus oder hartem Holz, der geschärfte Rand einer Flußmuschel eben so wirksam wie eine Messerklinge, und wenn sie unsere glänzend polirten Stahlwaaren annahmen, so war das mehr eine Art von Neugier, welche sie dazu bewog, als daß sie deren Zweckdienlichkeit vollkommen zu würdigen im Stande gewesen wären.

Außer den Hängematten hingen an den Pfosten noch Pfeile und Bogen; letztere werden aus dem dunkeln Holze der Pariubapalme verfertigt, die ersteren aus den Blüthenstengeln des Ubarohres, sodann lange, dünne Trommeln zu festlichem Tanz und zierliche Körbchen aus Palmblättern; in diesen wird der Federschmuck aufbewahrt.

In diesem Versammlungshause befanden sich auch einige muldenförmige Vertiefungen, in deren Mitte glatte Steinplättchen lagen; diese dienten als Verschluß einer unterirdischen Höhlung. Es waren die Gräber der Krieger, die hier in großen Urnen oder Igaçabas beigesetzt sind. Wir zählten deren fünf und es war leicht zu sehen, daß, wenn auch die nachfolgenden unter Dach begraben werden sollten, binnen Kurzem ein Umzug oder ein Neubau erforderlich sein würde. Ein solcher wird übrigens bei allen diesen hauptsächlich von Jagd und Fischfang lebenden Völkern von Zeit zu Zeit aus mehr als einem Grunde nöthig. Man muß z. B. wildreichere Reviere aufsuchen, und die Coroados im südlichen Brasilien brennen ihre leicht gebaueten Hütten alle paar Jahre nieder, um das Ungeziefer zu vertilgen, und bauen sich, öfters ganz in der Nähe, andere auf.

An ein Ausgraben der Igaçabas war natürlich nicht zu denken. Ohnehin betrachteten auch die Caripunas, gleich anderen Stämmen, die geringfügigsten Dinge, welche nähere Beziehung auf die Todten haben, mit ehrfurchtsvoller Scheu.

Ich verlangte von einem Knaben im Tausche für eine Scheere ein eigenthümliches Instrument, nämlich ein dünnes, etwa 50 Centimeter langes Brett, welches einen sausenden Ton geben mußte, wenn es an dem durch die Mitte gezogenen Bindfaden geschwungen wurde. Er wandte sich unruhig an einen ältern Mann; dieser suchte mir mit ernstem Gesicht, zugleich aber auch mit einer Art von ruhiger Höflichkeit, die in ihrer Art bewundernswürdig war, begreiflich zu machen, daß diese Instrumente bei ihren Todtenklagen gebraucht würden und deshalb keine Tauschwaaren abgeben könnten. Dabei ahmte er den heulenden Ton des Instrumentes nach und umkreiste mit feierlichen Schritten die Begräbnißstellen. Ein derartiger Beweis von Zartgefühl, denn das ist es doch wohl, von Seiten eines Indianers aus den Urwäldern des Madeira ist noch überraschender als die Art, in welcher er gegeben wurde.



Embauba (Cecropia mit Bromelien).

Als wir aufbrachen, gab der ganze Stamm uns das Geleit. Die Frauen brachten eine große Menge der schönsten Mandiocawurzeln und schwere Büschel prachtvoller gelber und rother Maiskolben nach dem Landungsplatze. Offenbar schieden wir, als sich unsere Barken unter den ersten Ruderschlägen vom Ufer lösten, als die besten Freunde. Um so unangenehmer waren wir deshalb überrascht, als wir nach unserer Rückkehr nach dem Amazonasthale vernahmen, daß derselbe Stamm, wenige Monate nach unserm Besuche, das Fahrzeug eines bolivianischen Händlers überfallen und ihn nebst fünf seiner Ruderer getödtet hatte.

Die Caripunas reichen am Madeira nicht höher hinauf als bis zum großen Fall von Bananeiras. Oertlich und wohl auch sprachlich scharf von ihnen getrennt lebt in der Nähe der Vereinigung des Mamore und Guapore ein wilder Stamm, dessen Namen man nicht einmal kennt. Ueber ihre Aufenthaltsstätten weiß man weiter nichts, als daß sie die nie von Weißen durchzogenen Campos östlich vom Mamore gegen den Itonama zu inne haben. Auf ihren Streifzügen machen sie die Ufer der genannten Flüsse stromaufwärts bis zum alten Fort Principe da Beira unsicher. Sie sind die gefährlichsten aller Wilden und kein Jahr vergeht, in welchem sie nicht einen ihrer wohlberechneten, mit Blitzesschnelle ausgeführten Ueberfälle ins Werk setzten oder aus sicherm Versteck im Gebüsche des Uferrandes einen Reisenden oder einige von den zur Zeit der Cacaoreise stromab fahrenden Moxosindianern durch Pfeilschüsse tödteten. Auch das beste Feuergewehr ist von geringem Nutzen gegen diese nur mit dem Bogen bewaffneten Wegelagerer. Das schärfste Auge

wäre nicht im Stande sie zu entdecken, ehe der sicher treffende Pfeil durch die Luft schwirrt. Die einzig mögliche Deckung ist ein Panzer von gehärtetem Leder oder festen Polstern, dergleichen noch vor wenigen Jahrzehnten von portugiesischen Truppen im Kampfe gegen die Botocudos am Rio Doce getragen wurden.

---

# Buddhistische Pagoden in Hinterindien.

Adolf Bastian, der lange Zeit unter buddhistischen Völkern gelebt und unter Anleitung der Bonzen auch die heiligen Bücher gründlich durchforscht hat, äußert über den Buddhismus: „In der langen Reihe der Stifter aus einer anfangslosen Vorzeit hervorquellend, hat diese Religion tiefer als irgend eine andere sich in die Menschennatur hineingesenkt und zeigt sich auf das Innigste mit deren Wesenheit verwachsen; sie ist bestrebt den „leidensvollen Schmerz des Daseins" oder, wie Schelling sagte, das Unglück des Seins zu mildern." —

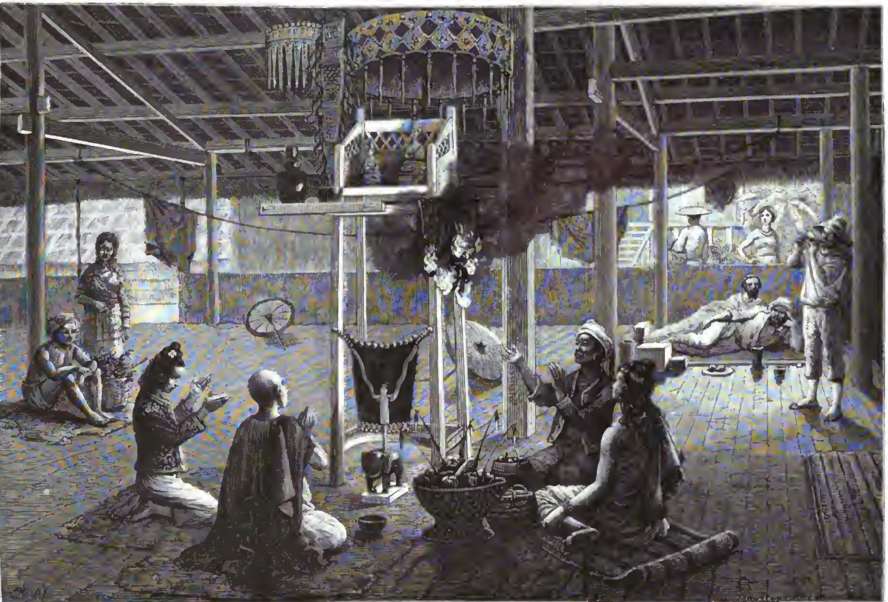
Gewiß ist, daß sich zur Buddhalehre reichlich die Hälfte des Menschengeschlechts bekennt, vielfach unter verschiedenen äußeren Formen, aber im Wesen einheitlich. Er herrscht bei Nomaden in den Steppen an der Wolga und der Mongolei, auf dem kalten Hochlande von Tibet, auf Ceylon und überall in Hinterindien. Er ist nicht minder verbreitet über



Lamakloster in Tibet.

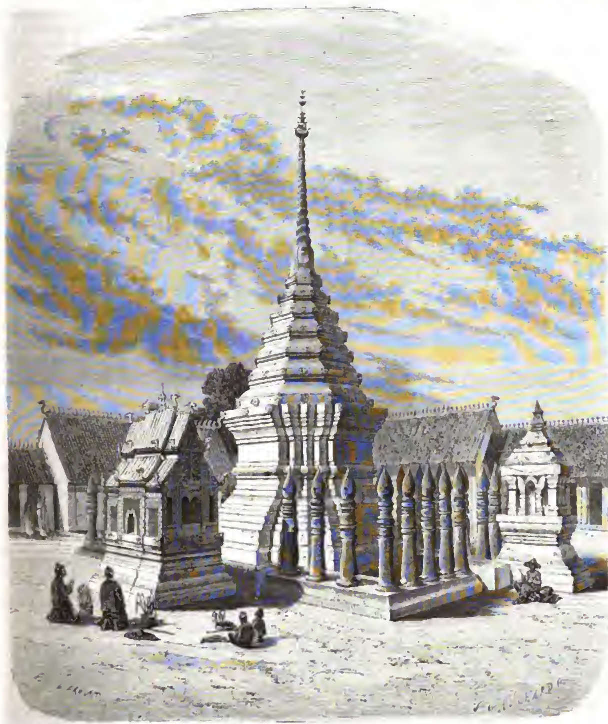
ganz China, Japan und Korea. In den hinterindischen Ländern hat er den Pomp seines Cultus in glänzender Weise entfaltet, und die Pracht seiner Pagoden hat das bewundernde Erstaunen aller Reisenden erregt. Während die Pagoden im Blumenreiche der Mitte chinesischen Stil in ihrer Baukunst zeigen, hat in Birma, Siam, Kambodscha und Laos die indische Architektur viele Motive geliehen. Während der Dalai Lama in Lhassa in seinem von Gold erglänzenden buddhistischen Vaticane thront und die Klöster jener Hauptstadt Tausende von Mönchen beherbergen, sind dagegen die Klöster in den Gegenden, welche in Alpenhöhe über dem Meere liegen, einfach und bescheiden, haben prunklose Pagoden und stehen etwa so da, wie bei uns in Europa die Kirche eines armen Dorfes im Vergleiche zu einem Kölner Dom, einer Peters- oder Marcuskirche.

Was den Buddhismus in rühmlicher Weise kennzeichnet, das ist seine Duldsamkeit. Garnier, der leider ein so frühzeitiges Ende in Tonkin gefunden hat, ist darüber des Lobes voll. Die Expedition Lagrée's fand am Mekong überall willige Aufnahme und zwanglose Gastfreundschaft



Das Innere der Pagode von Paleo.

bei den Bonzen und in den Pagoden. „Wir' unsererseits sind übrigens gleichfalls bemüht gewesen, uns tolerant zu zeigen und jede Störung des Cultus zu vermeiden. Dabei brauchten wir uns keineswegs Zwang anzuthun; nur mußten wir uns sorgfältig hüten auf dem zur Pagode gehörenden Terrain ein Thier zu tödten. Hühner und Enten wurden also in einiger Entfernung und ganz abseit für den Topf hergerichtet. Beim Abschied versäumten wir nicht,



Tat Chom Yong.

die freundlichen Wirthe mit einer Entschädigung zu bedenken. In Paleo (etwas nördlich von 22° N.) räumte man uns willig eine ganz neue Pagode als Wohnung ein und die Gläubigen ließen sich in ihrer Andacht nicht im Mindesten stören.“ (Illustration S. 6.)

Weiter nach Norden hin beginnt das birmanische Gebiet. Die Laos in dieser Gegend waren früher unabhängig und bildeten eigene Staaten; späterhin kamen sie unter Siam, mit dessen Verwaltung sie weniger unzufrieden waren, als gegenwärtig mit jener der birmanischen Beamten. Muong

Yong war einst Hauptstadt eines mächtigen Königreiches; sie hat in Kriegszeiten viel gelitten und ihre Stätte ist mit Trümmern bedeckt, aber manche Pagoden sind stehen geblieben. Eine derselben steht auf einem hohen, terrassirten Hügel und ihre Bauart erinnert an jene der berühmten Pagoden von Angkor. Ueberhaupt kann man dort im hinterindischen Oberlande häufig beobachten, daß das Andenken an den Glanz und die Macht des alten Reiches Kambodscha noch heute lebendig ist. Die Reisenden wurden von den Bonzen manchmal gefragt, ob sie etwas über Tevata nakhon, d. h. Königreich der Engel, mitzutheilen hätten; mit diesem Namen bezeichnen sie das Reich der Khmer, d. h. der Kambodschaner der Vorzeit.

Unweit von Muong Yong erblickt man aus der Ferne von allen Seiten her den Tat Chom Yong, der allem Anschein zufolge in ein beträchtliches Alter hinaufreicht. Diese Pagode ist ein gefeierter, vielbesuchter Wallfahrtsort und wohl nur deshalb unzerstört geblieben. Am Fuße des Berges, auf welchem die Pagode steht, fließt der etwa dreißig Schritt breite Nam Yong, an dessen linkem Ufer ein Dorf liegt. Oben steht ein Puchrey, ein Banianenbaum, mit länglichen, stark dunkelgrünen Blättern, von gewaltigem Umfange. Wahrscheinlich ist derselbe, gemäß dem buddhistischen Brauche, gepflanzt worden, als man die Pagode bauete; er hat wohl an sechs Meter im Durchmesser, und in seiner Nähe befindet sich ein heiliger Brunnen.

Das Bauwerk selbst bildet ein Viereck mit großen Gallerien; in der Mitte erhebt sich eine vergoldete Pyramide mit einer eisernen Krone. Vor der Pyramide werden die Opfergaben niedergelegt, neben kleinen Säulen, die man als Dock bo, d. h. Lotosblatt, bezeichnet; das Haus vor der Pyramide ist eine Capelle. Die Säulen sind mehrmals restaurirt worden, haben aber doch so ziemlich ihre ursprünglichen Formen behalten. Die Ornamente sind von Stucco. Im Allerheiligsten stehen mehrere Bronzestatuen; sie sind dadurch auffallend, daß die Augen weit hervortreten und das Kinn weit vorsteht. Auch Statuen von Marmor sind vorhanden und sehr fein gearbeitet ist ein Buddha aus Holz geschnitzt, welchen unsere Illustration darstellt.



Hölzerne Buddhastatue im Tat Chom Yong.

---

# Der „Challenger" im südlichen Eismeer.

Stat glacies iners
Menses per omnes —

An diese Worte des Horaz erinnerte sich Georg Forster, als er mit James Cook den Südpolarkreis zum dritten Male (Januar 1774) überschritten und die größte südliche Polhöhe erreicht hatte, wo dann unabsehbare, dicht gethürmte Eismauern die Reisenden zur Umkehr nöthigten. Forster's Schilderungen von der Ausdehnung und Undurchdringlichkeit der Eismauer im antarktischen Ocean sind uns wieder in das Gedächtniß zurückgerufen worden durch die Fahrt des englischen Forschungsschiffes Challenger, welches einen wenn auch nicht sehr ernst gemeinten Vorstoß gegen den Südpol unter dem 94. Grade machte. Es sind am Südpol schon hohe Breiten erreicht worden, hier wie am Nordpol haben Walfischjäger (Biscoe, Weddell) Vorzügliches geleistet, ja der jüngere Roß erreichte (1842) eine Breite von 78° 10′. Das Forschungswerk am Südpol war indessen ganz ins Stocken gerathen, zumal in neuerer Zeit die uns näher gelegenen Nordpolarregionen das Interesse fast ausschließlich und berechtigter in Anspruch nahmen; nur Dr.

Neumayer wirkte unermüdlich in südlicher Richtung, wenn auch mit wenig Aussicht auf Erfolg.

Jetzt scheint indessen auch für die Forschungen am Südpol eine bessere Zeit anzubrechen; der „Challenger“ hat das alte Mysterium abermals „herausgefordert“; wahrscheinlich thun die deutschen und englischen Schiffe, welche nach Kerguelen zur Beobachtung des Venusdurchgangs gehen, auch etwas für die Sache *) und die Bewohner des aufstrebenden Continents Australien, die so Preiswürdiges in der nun vor dem Abschlusse stehenden Erforschung ihres eigenen Erdtheils geleistet, werden sicher dann auch jene gähnenden Lücken auszufüllen bestrebt sein, die gerade vor ihrer Thür liegen.

Vor der Hand sind wir dankbar für das von dem „Challenger“ Geleistete. Am 1. Februar (1874) verließ er Kerguelen und segelte südöstlich haltend nach den Heard-Inseln **), die schon am 6. erreicht wurden. Hierbei wurde die australische Klipperroute (great circle route) durchschnitten, die, südlich um Kerguelen herum, in 57 Tagen von Liverpool nach Melbourne führt. Die Heard-Inseln bestehen nach dem Bericht des „Challenger“ aus einer größern 25 bis 30 engl. Meilen langen Insel und zwei kleineren 25 Miles westlich von derselben gelegenen Eilanden, sowie einigen 10 Miles östlich gelegenen Felsen. Die große Insel soll etwa 7000 Fuß hoch sein und von ihrem hohen Pik steigen auf allen Seiten Gletscher ins Meer hinab. Indessen war das Wetter sehr trübe, so daß der „Challenger“ während seines zweitägigen Aufenthalts bei den Inseln keine genauen Beobachtungen machen konnte. Auf der Insel leben etwa 40 ausgesetzte Robbensänger, meist Portugiesen von den capverdischen Inseln; die Unternehmer aber sind Amerikaner. Die Lebensweise dieser Leute, die auf Pinguine, junge Albatrosse, Eier und eine Zwergkohlpflanze angewiesen sind, ist eine höchst traurige. Die Ankerstelle heißt Schnapsbucht (Whisky Bay), von der Menge Branntweins, die hier vertilgt wird, wenn alljährlich das Vorrathsschiff anlangt.

Von den Heard-Inseln steuerte der „Challenger“ unter heftigem Sturme auf den Gürtel des antarktischen Eises zu, hatte aber nach einigen Tagen schönes Wetter und traf am 11. Februar unter 60° 52′ S. auf den ersten Eisberg, an den man heranfuhr, um sich an der herrlichen kobaltblauen Färbung desselben zu erfreuen, die von dem dunkelblauen Ocean und den braunen, grüngeränderten Wogen prächtig abstach. Die Eisberge wurden zahlreicher und zahlreicher und in der Nacht des 13. Februar gelangte das Schiff ins Packeis. Es erschien sehr fest und vom Maste aus waren keinerlei Oeffnungen in demselben zu erkennen. Man dreggte unter 65° 42′ S. und 79° 49′ östl. L. von Greenwich in 1675 Faden Tiefe ***). Der Anblick der endlosen soliden Eismasse auf der einen, der weite blaue Ocean auf der andern Seite boten bei ruhigem Wetter einen prächtigen Anblick dar. Neue Vögel traten hier auf, namentlich ein eleganter, kleiner, schneeweißer Sturmvogel; von alten Bekannten waren nur die sogenannten Captauben noch vorhanden, die zutraulich um das Schiff schwammen und selbst an Bord flogen.

Das schöne Wetter dauerte bis zum 16. Februar, an dem unter 78° 22′ östl. Länge von Greenwich der antarktische Polarkreis passirt wurde, nachdem man dem Pack 150 Miles in südlicher Richtung gefolgt war; hier aber begann die Eisschranke sich nach Nordosten zu wenden. Da das Wetter außergewöhnlich schön war, konnte man positiv wahrnehmen, daß im Süden kein Land lag; auch war in dieser Richtung kein Eisblink wahrgenommen worden.

Da die Instructionen dem „Challenger“ keineswegs die Erreichung einer hohen südlichen Breite vorschrieben und der Barometer auf schlechtes Wetter deutete, machte das Schiff sich vom Eise frei und steuerte östlich nach dem westlichsten Punkt des sogenannten Wilkes' Land zu, welches auf unserer Karte als eine Reihe abgebrochener, nur in ihren Nordküsten bestimmter Inseln sich zwischen 95 und 155° östl. L. von Greenwich unter dem südlichen Polarkreis hinzieht. Es heißt nun weiter in dem Berichte:

Am 18. Februar wurde das nördliche Ende des Packeises umsegelt, durch das wir, nicht so darauf vorbereitet wie Roß mit seinen gepanzerten Schiffen, nicht durchdringen konnten. Wir segelten noch 250 Miles östlich, wobei die Zahl der Eisberge stets zunahm, bis wir am Abend des 23. abermals auf den Pack unter 64° 18,5′ und 94° 47′ östl. L. trafen. Der Pack war daran Schuld, daß wir nicht näher als 20 Miles gegen Wilkes' Termination Land vordringen konnten, welches dieser Seefahrer in seinem Journal übrigens bloß als „anscheinend Land“, 60 Miles von ihm entfernt, erwähnt. Da wir nun bei klarem Wetter dem angeblichen Lande weit näher als er waren, so dürfen wir wohl schließen, daß Termination Land nicht existirt.

Bis dahin hatten wir uns des herrlichsten Wetters zu erfreuen, so daß wir leicht im Eise schiffen konnten; jetzt aber kamen Stürme und die Luft wurde so trübe, daß wir kaum 100 Yards weit sehen konnten. Dampf wurde aufgemacht, der dann auch das Schiff vor Zusammenstößen mit den zahlreichen dasselbe umgebenden Eisbergen im entscheidenden Augenblick rettete. Nochmals, am folgenden Tage, nachdem das Wetter sich aufgeklärt hatte, konnte der „Challenger“ bis auf 15 Miles sich Wilkes' „Landerscheinung“ nahen — sah jedoch abermals nichts. Hiernach dürfte es wohl an der Zeit sein, Termination Land von der Landkarte zu streichen.

Am 27. Februar trat der „Challenger“ den Rückweg nach Australien an und am 4. März wurde unter 53° 17′ S. und 109° 23′ östl. L. der letzte Eisberg passirt, doch war das Meereswasser noch kalt genug für die Berge, um, ohne sie zu schmelzen, bis zum 50. Breitengrade zu gelangen.

Die antarktischen Eisberge waren verschieden von dem, was wir uns darunter vorgestellt hatten. Statt phantastisch gezackter Erscheinungen fanden wir nur tafelförmig abgeplattete Eiswürfel, deren Oberfläche noch die ehemalige schneebedeckte Oberfläche des Gletschers war, von dem der Eisberg stammte. Sie waren gewöhnlich eine viertel bis halbe Meile breit und standen 150 bis 250 Fuß über dem Wasser empor. Da im antarktischen Meere die Temperatur des Wassers wie der Luft selbst im Sommer unter dem Schmelzpunkte des Süßwassereises ist, aus dem alle Eisberge bestehen, so können diese nur sehr langsam sich auflösen. In den wärmeren arktischen Meeren zergehen sie schneller und zeichnen sich durch mannichfaltigere, zerrissene Formen aus.

Im südlichen Ocean, südlich vom 64. Parallel, ist die Temperatur des Wassers, in welchem die Eisberge schwimmen

*) Wir kommen auf diesen deutschen Antheil an der Forschung zurück.

**) Die geographische Nomenclatur dieser Inseln ist einigermaßen verwickelt, aber von August Petermann völlig aufgeklärt worden (Geographische Mittheilungen 1858, S. 17 und Tafel 1). Heard entdeckte am 25. November 1853 eine einzelne Insel; Attwaye fand eine große und kleine am 3. December 1854 (Attwaye-Inseln); Macdonald am 3. Januar 1854 nannte die große Young- die kleine Macdonald-Insel. Hutton nannte die Gruppe Sands-Gruppe (1. December 1854); Rees die kleine Gray-, die größere Dunn-Insel; Neumayer am 9. Januar 1857 die Gruppe die König-Max-Inseln. Es ist nur billig, daß der älteste Name Heard-Inseln festgehalten wird, wie das auch von Seiten des „Challenger“ geschieht.

***) Wie aus der schönen Petermann'schen Südpolarkarte (Stieler 42a) ersichtlich, hatte der „Challenger“ hier die Routen von Kemp 1833, Biscoe 1831, Cook 1773, Moore 1845, Bellingshausen 1820 bereits durchschnitten, befand sich also in einem jungfräulichen Ocean.

(ein paar Faden Tiefe, welche von der Sonne erwärmt werden, ausgenommen), 29° Fahr. (= + 1,67° C.). Am Rande des Pack ist auch das Oberflächenwasser von dieser Temperatur.

Da eine der Hauptaufgaben des „Challenger" die Erforschung des Lebens in der Meerestiefe ist, so wurde auch im antarktischen Ocean fleißig gedreggt. Merkwürdigerweise stellte sich hierbei heraus, daß die Meeresfauna im Süden, wenn nicht identisch, doch fast genau dieselbe wie im Norden ist. Und so voll von Leben ist hier der Ocean, daß er als der ursprüngliche Geburtsplatz alles Aehnlichen angesehen werden kann. Das Schleppnetz kam buchstäblich mit Seethieren voll an die Oberfläche. Das Fehlen der Fische aber auf den reichen seichten Wassern um Kerguelen, bei den Crozet- und Heard-Inseln ist höchst auffallend.

Am 13. März, noch 400 Miles von Australien entfernt, thaten wir einen höchst wichtigen Zug aus 2600 Faden Tiefe. Der Boden bestand hier aus derselben Art chocoladenbraunen Schlammes, welchen wir in den tieferen Lagen des Nordatlantischen Oceans gefunden, seitdem aber nicht wieder angetroffen hatten. Neben vielen Geschöpfen der Tiefseefauna enthielt das Netz einen Eimer voll Manganoxyd mit einigen theilweise fossilen Haifischzähnen und Walknochen im Mangan. Wir glaubten nicht, hier noch so tiefes Wasser zu finden, doch stimmt die Beobachtung mit früher gemachten zusammen, nämlich, daß man das tiefste Wasser stets in der Nähe des Landes findet. Zur Erklärung dieser Thatsache kann man nur annehmen, daß kein großer Theil der Erdoberfläche höher als ein anderer durch vulcanische Kräfte u. s. w. gehoben werden kann, wenn nicht zur gleichen Zeit in der Nähe eine gleich große Aushöhlung oder Depression hervorgebracht wird. Um einen Hügel aufzuwerfen muß man die Erde dazu von einer andern Stelle nehmen. Daher dürfen wir stets in der Landnähe auf das tiefste Wasser rechnen und namentlich dann, wenn das Land vulcanisch ist. Die Meere in der Nähe großer Continente, wie der Nordatlantische und Stille Ocean, müssen hiernach tiefer als die südlichen Meere sein, die in der Hemisphäre der größern Wassermenge liegen.

Dieses ist denn auch der Fall: denn während Tiefen von mehr als 3000 Faden im Nordatlantischen Ocean häufig gefunden werden, ist die durchschnittliche Tiefe zwischen Südamerika und Australien unter 2000 Faden. Bei allen unseren Sondirungen in seichterm Wasser bestand der Boden entweder aus Globigerina- oder Diatomaceenschlamm. Den ersteren (die Schale eines winzigen Oberflächenthiers) bilden Kalkablagerungen; der letztere ist das Gerippe einer Oberflächenalge. Diese mikroskopischen, beständig auf den Meeresboden fallenden Theilchen bilden eine neue geologische Formation der zukünftigen Welt. Die eine wird aber selten in größeren Mengen in der Nähe der andern gefunden, jede Formation ist für sich getrennt. Beide wachsen schnell an, so daß die niedersinkenden Theilchen bald ein Fischgerippe oder andere auf den Meeresboden gefallene Dinge bedecken und so aufbewahren. Der chocoladenfarbige Thon, welcher oben erwähnt wurde, scheint dagegen chemische Eigenschaften zu besitzen, welche die Muschelschalen, die in ihn fallen, schnell zerstören. Die rasch anwachsenden Kalkbildungen liegen natürlich im seichtern Wasser, gegenüber dem langsam gebildeten Chocoladenthon.

Der „Challenger" ankerte am 17. März in Melbourne*).

*) Wir geben in der nächsten Nummer eine eingehende Beschreibung von Kerguelens Land, das die deutsche Station zur Beobachtung des Venusdurchganges sein wird.

# Das Niederdeutsche in Französisch-Flandern*).

Man bezeichnet den nordöstlichen Vorsprung des heutigen Frankreich als Französisch-Flandern. Dieser Landstrich besteht aus den Arrondissements Duinkerke und Hazebroek, die zum Norddeparlement gehören, mit den Städten Grevelingen, Boerburg, Hondschooten, St. Winoks Bergen, Kassel, Hazebroek und Belle nebst den Umgegenden.

„Der französische König Ludwig der Vierzehnte, derselbe, welcher auch das Elsaß von Deutschland stahl, hat dieses französische Flandern im siebenzehnten Jahrhundert den Niederlanden abgestohlen und seinem eigenen Lande einverleibt. Jene Landschaft ist jedoch eine echt niederländische, die Bevölkerung von rein germanischem, vlaamschem Stamme. Nun wird sie seit beinahe zweihundert Jahren von Franzosen beherrscht und in so langer Zeit haben diese nichts gethan, um die vlaamsche Eigenart (Nationalität) in Sprache, Sitten rc. zu pflegen oder zu heben; die französische Regierung, gleichviel ob sie königlich, kaiserlich oder republikanisch gewesen, hat hingegen Alles gethan, um in diesen unglücklichen Landestheilen die vlaamsche Eigenart niederzuhalten und zu bedrücken, um die edle vlaamsche Volksart und die herrliche vlaamsche Sprache auszurotten oder doch wenigstens zu verbastern, zu verunreinigen. Seit zwei Jahrhunderten führt das Romanenthum offenen und verdeckten Krieg gegen das Germanenthum."

„Aber jener nun schon so lange Zeit andauernde Kampf hat die vlaamsche Bevölkerung doch nicht französisch machen können. Im Gegentheil, das Volk ist auch heute noch gut vlaamsch, gut niederländisch in Wort und That. Es hat noch vlaamsche Namen, schöne, sinnreiche, echt germanische Namen, selbst solche die in Nordniederland ausgestorben sind. Man ist vlaamsch in Sprache, Sitten und Gebräuchen, und das Bewußtsein dem vlaamschen, niederländischen, germanischen Stamm anzugehören ist dem Volke noch nicht ganz verloren gegangen. Vielmehr tritt dasselbe oftmals und bei mancherlei Anlaß hervor, manchmal in ganz überraschender Weise, wie während des deutsch-französischen Krie-

*) Wir entnehmen das Obenstehende dem Algemeen nederduitsch en friesch Dialektikon, door Johan Winkler. 'S Gravenhage 1874. Zwei Bände. Wir werden auf diese vortreffliche, reichhaltige Arbeit mehrmals zurückkommen. Winkler, ein wackerer Friese und ausgezeichneter Sprachkenner, dabei von großgermanischem Geiste völlig durchdrungen, schildert das niederdeutsche Sprachgebiet und dessen Mundarten auf der ganzen Strecke von Livland bis vor die Thore von Calais, und macht die Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten der niederdeutschen Mundarten anschaulich, indem er in allen das Gleichniß vom verlorenen Sohne giebt und den Text durch sprachliche Anmerkungen und Excurse erläutert. Die Sprachwissenschaft ist ihm zu großem Danke verpflichtet.

ges im Jahr 1870. Kurzum, das eigentliche Volk in Französisch Flandern, obwohl es einen oberflächlichen französischen Firniß bekommen haben mag, ist doch niederländisches, vlaamsches, germanisches Vollblut geblieben."

„Wann wird der Tag anbrechen, an welchem das in Leid und Streit so schwer geprüfte Volk von Französisch-Flandern wieder sich selbst angehören kann? Wann erscheint der Held, der die Männer des verlorenen Bruderstammes wieder vereinigt mit ihren Brüdern in West- und Ostflandern und sie zurückführt in das niederländische Vaterhaus?" —

Ganz Französisch Flandern gehört, wenige Ausnahmen abgerechnet, dem niederdeutschen Sprachgebiet an. Nur in den Gemeinden Grevelingen (Gravelines) und St. Joris (St. George) im Norden, in Tienen (Thiennes), Haverskerke, Merville, Nieuw Berkijn (Neuf Berquin), Estaires, Lagorgue, Steenwerk und Nieppe im Süden wird ausschließlich Französisch und kein Vlaamsch mehr gesprochen. Nach der Grenze des französischen Sprachgebietes hin bilden die Gemeinden Boerburg (Bourbourg), St. Pieter's Broek (St. Pierre Brouck), Watten, St. Momelin, Reneschure, Blaringhem, Boeseghem, Steenbeek, Moerbeek, Oud Berkijn und Belle (Bailleul) die äußersten Grenzpunkte des niederländischen Sprachgebietes und in allen diesen Ortschaften spricht und versteht das Volk sowohl Vlaamsch wie Französisch. Dieses letztere herrscht in den sieben erstgenannten Gemeinden vor, in den übrigen das Vlaamsche. Aber, wie schon gesagt, der bei weitem größte Theil von Französisch-Flandern ist ganz unvermischt Vlaamsch, d. h. die eingeborene Bevölkerung spricht nur Vlaamsch und versteht zumeist gar keine andere Sprache, die meisten können auch nur Vlaamsch und nicht Französisch lesen. Das gilt vorzugsweise von den Dörfern; in den Städten können wenigstens die jüngeren Leute auch Französisch sprechen und schreiben. Aber die eigentliche Volks- und Muttersprache ist Vlaamsch.

Diese Volkssprache weicht im Allgemeinen nur wenig ab von der westflandrischen Mundart und auch nur in sehr unwesentlichen Dingen. Man spricht z. B. in einigen Gegenden von Französisch-Flandern das Sch wie im Hochdeutschen aus, in anderen als Sk wie in Friesland. Auch hat das Französische begreiflicher Weise einigen Einfluß ausgeübt und man hört viele französische Brocken und Bastardwörter; auch spricht man hastiger als bei den übrigen Vlamingen der Fall ist.

Die Amtssprache (geijkte Taal) ist Französisch. Von Regierungswegen wird auch nicht ein einziges niederdeutsches Wort geredet oder geschrieben, und eine Ausnahme wird nur gemacht, wenn die Regierung die Stimmen des Volkes für einen von ihr aufgestellten Candidaten günstig stimmen will; dann müssen die Bürgermeister (Maires) der Dorfgemeinden vlaamsche Flugschriften verbreiten. In den öffentlichen Schulen, hier mit einigen wenigen Ausnahmen, wird nur französisch unterrichtet, im Gerichtssaale nur französisch verhandelt, das Urtheil französisch abgegeben, ohne alle und jede Rücksicht auf das Volk, welches die fremde Sprache nicht versteht. Anders ist es in der Kirche; in ihr kommt das Vlaamsche zu seinem Rechte; der Geistliche predigt in der Landessprache und unterrichtet in derselben die Jugend. Es ist vorzugsweise die niedere Geistlichkeit, welche als Wächter und Schirmer des Vlaamschen wirkt; und das geringe Leben, welches sich noch in Bezug auf niederländische Literatur zeigt, geht von ihr aus; freilich beschränkt man sich vorzugsweise auf den Druck und die Verbreitung von Andachtsbüchern. Indessen muß erwähnt werden, daß ein Verein wackerer Männer besteht, denen noch niederländisches Blut in den Adern fließt und die eifrig bestrebt sind, das Niederländische festzuhalten und für die Bewahrung der vlaamschen Eigenart im Volke thätig zu sein. Dieses Vlaamsch Comiteyt van Vrankrijk (Comité Flamand de France) hat als Sinn- und Wahlspruch: „Moedertael en Vaderland", also: Muttersprache und Vaterland! —

Wir können hier nicht alle einzelnen Ortschaften und Bezirke aufzählen, welche das vlaamsche Sprachgebiet umfaßt und müssen uns darauf beschränken, Einzelnes hervorzuheben.

Belle (Bailleul) ist noch eine ganz vlaamsche Stadt und die niederdeutsche Sprache hat, gegenüber der französischen, noch die Oberhand. Die Mundart hat das Eigenthümliche, daß das e vor einem l wie a ausgesprochen wird, z. B. malk für melk, Milch; gald für Geld. Diminutive bildet man durch Anfügung der Silbe tse, z. B. mannetse statt mannetje, Männchen; wüwetse statt wijfje, Weibchen, Frauchen. Statt wij, gij und zy (wir, ihr, sie) sagt man in Belle wider, gider, sider. Das r vor einem kurzen e verschwindet fast ganz, so daß man z. B. statt Kerke, Kirche, Kèke sagt, statt Berg — Bèg, statt Herberge — Hèbèg.

In Hazebroek ist das Verhältniß der beiden Sprachen ähnlich wie in Belle, und auch hier hat die Mundart ihre Eigenthümlichkeiten. Das Verkleinerungswort wird nicht, wie dort, durch Anfügung von tse gebildet, sondern durch ge; man sagt also: Mannetge, Wüwege; die Wörter willen und winnen spricht man wie wullen und wunnen aus; das kurze o vor dem r wird zu einem hochdeutschen ö, also statt borgen und sorgen sagt man börgen und sörgen.

Kassel liegt inmitten eines rein vlaamschen Sprachgebietes; in der Stadt spricht das eigentliche Volk nur Niederdeutsch und Französisch bildet die Ausnahme. In der Mundart von Kassel und den Dörfern der Umgegend bildet man das Verkleinerungswort durch Anfügung von kie; also Mannekie, Wüwekie. Das sogenannte schwere vlaamsche e vor r — im Holländischen ein langes a — wird in Kassel zu einem Zweiklang (Diphthong) und das r wird stumm. So wird aus aarde, Erde, iet oder ierd; man sagt a piet met a stiet, statt een peerd met een steert.

Stadt St. Winoks Bergen, gewöhnlich Bergen in Vlaandern genannt, liegt gleichfalls im rein vlaamschen Sprachgebiet. Hier eine Probe aus dem Gleichniß vom verlorenen Sohn in der dortigen Mundart.

'T was en keer en vader dat en poar zeuns adde. De joengsten van de twee, be! zegt en zoo tegen z'n 'oeden vader! zegt en, diinke muchte m'n part en van j'n goet, dè'me t'oekomt! En den o'eden braven man, ja, num deelde z'n fortune. — Tunsen, kors d'rachter, den joengen en griipt-'t ol diit-en adde, en-en giink 't op na'n varre streke. En miikte 't da ot weg diit-en in zen bezit adde, tot-en lasten soe. Ook en pakte 't breed etc.

En keer = einmal; dat = der (holländisch die); die Leute in Französisch-Flandern verwechseln vielfach die mit dat. — Be! oder bet! ein Flickwort wie well der Engländer oder das Halt im Deutschen. In Französisch-Flandern gebraucht man überhaupt viele derlei „stoopwordjes, tusschenwerpels und uitropingen", ähnlich wie die Franzosen mit ihrem eh bien! und dergleichen thun, z. B. wa' wei (wat wil' je, que voulez-vous); ja ꝛc. — Zegt en, sagt er; diinke, dat ick; part, Theil; en, hebben, haben; tunsen, dann; diit, dat; miikte, maakte; soe, das französische sou.

Die französischen Wörter, welche häufig eingesprenkelt werden, nehmen sich manchmal komisch aus. Wir finden z. B. in der Erzählung vom verlorenen Sohne noch folgende:

Kontraie, Gegend, contrée, was auch in Friesland vorkommt; Pricle, péricle, Gefahr; Domestike, Diener, Knecht; Kompasje, Mitleiden; Abiit, Kleidungsstück, habit; Erreveeren, ankommen, arriver; Parlasanten, praatjes maken, schwätzen, plaudern, auch fluchen; kommt aus dem Spanischen por los santos! ꝛc.

Dünkirchen, Duinkerke, war früher rein niederdeutsch und als Frankreich dasselbe in Besitz nahm, wurde von der Bürgerschaft kein französisches Wort gesprochen; heute reden nur noch Kleinbürger und gewöhnliche Arbeiter Vlaamsch. Sie sprechen das sch als sk aus, wie die Friesen; an skone Vrauw, eine schöne Frau. Komisch klingt: van den eskajére montéren, monter l'escalier, „den trap beklimmen", wie die Holländer sagen. Sehr häufig werfen beim Gespräche die Duinkerker die Frage ein: inne woar? Ist's nicht wahr? Bei den übrigen Vlamingen nennt man sie de Keneuters; keun ist ein gut niederländisches Wort; daneben wird auch in Holland und zwar viel häufiger Konije für Kaninchen gebraucht, auch Karnijn (wie man in Niedersachsen Karnineken sagt). In der Umgegend von Dünkirchen sind Kaninchen häufig.

In den am weitesten nach Westen hin liegenden Theilen Französisch-Flanderns verliert das Vlaamsche alljährlich langsam an Boden; in Grevelingen, Gravelines, zum Beispiel, das im vorigen Jahrhundert noch rein niederdeutsch war, spricht man heute nur noch französisch; in Bourbourg hat dieses entschieden die Oberhand gewonnen, während das auf den Dörfern der Umgegend bis jetzt noch nicht der Fall ist.

Bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts reichte die niederdeutsche Sprache bis vor die Thore von Calais, vlaamsch Kales genannt. Alle Dörfer zwischen Gravelines und Calais waren vlaamsch; in Oie, St. Folkijn, Oudekerke, Anderwyk, Polinkhove, Baienghem, St. Omar, Kapel ꝛc. ist bis 1845 Vlaamsch gesprochen worden; heute ist dasselbe dem Französischen unterlegen. Im Mittelalter war ganz Artesien (Artois) und ein großer Theil der Picardie, bis an die Städte Amiens und Abbeville, sprachlich getheilt und in vielen niederdeutschen Ortschaften redete man gar kein Französisch. Noch im siebenzehnten Jahrhundert reichte das vlaamsche Sprachgebiet bis über Boulogne hinaus; die Sprachgrenze wurde von einer Linie zwischen St. Omaar (St. Omer) und Boulogne gebildet; im Norden derselben sprach Alles Vlaamsch, das Volkssprache in den alten Grafschaften von Guines und Boulogne war. Gegenwärtig sind nur noch die Ortsnamen niederdeutsch, die Bewohner reden Französisch. Aus der Picardie ist das Vlaamsche völlig verschwunden, in einigen wenigen Ortschaften von Artois hat es sich bis heute behauptet. Im Departement Pas de Calais ist es noch im Gebrauch in den Dörfern Rüminghem, Hoogbrügge, Lijssel und Clairmarais, verliert aber rasch an Boden und wird nach ein paar Jahrzehnten dort verschwunden sein, wie schon seit längerer Zeit in der Stadt St. Omer.

Auch im Norddepartement, namentlich auch im Bezirk von Ryssel, französisch Lille genannt, bis nach Kammerich (Cambray), Douay und Valenciijn, Valenciennes, war noch im vorigen Jahrhundert die Volkssprache auf dem platten Lande Vlaamsch, doch wurde daneben auch Französisch geredet. Bis zur Revolution von 1789 wurden in Ryssel vlaamsche Bücher gedruckt und zeitweilig vlaamsche Predigten gehalten; in der Umgegend dieser Stadt hat das Niederdeutsche erst im Laufe dieses Jahrhunderts dem Französischen völlig Platz gemacht.

---

# Das Fürstenthum Montenegro.

Mitgetheilt von Prof. **M. P.** in Zombor.

## I.

Die „Gelehrte Gesellschaft" in Belgrad veröffentlichte unlängst in ihrem Jahrbuche („Glasnik" XL.) sehr interessante ethno- und topographische Mittheilungen über das Fürstenthum Montenegro, die nun auch als Separatabdruck erschienen sind und als das zuverlässigste und beste Werk gelten können, welches je über diese kleine europäische Monarchie geschrieben wurde. Die Nachrichten, die in den letzten dreißig Jahren von A. Boué, Popow Kohl, Delarue, Ubicini, Bentley, Denton, Mackenzie und Irby, Noë, Küffer und G. Rasch (!) über Montenegro veröffentlicht wurden, leiden durchweg, namentlich die jüngste von Rasch, an einer solchen Ueberschwenglichkeit der Darstellung, daß ein klarer Blick in die dortigen Verhältnisse zur Unmöglichkeit wird; und andererseits leiden sie auch an einem solchen Mangel an positiven Daten, daß ihr Werth für die Wissenschaft ein zweifelhafter ist.

Der Verfasser der obigen Mittheilungen im „Glasnik" ist der Archimandrit N. Dutschitsch aus der Herzegowina, der Nachbarprovinz Montenegros. Trotz seiner geistlichen Würde nahm er lebhaften Antheil an dem öffentlichen Leben seines Stammes und spielte schon eine nicht unbedeutende politische Rolle. Er betheiligte sich werkthätig an der herzegowinischen Insurrection vom Jahre 1861 und 1862 und galt als einer der muthigsten und umsichtigsten Insurgentenführer. Nachdem die osmanische Regierung den Aufstand unterdrückt hatte, flüchtete er sich nach Montenegro, wo er ein Priesterseminar gründete und ein Jahr lang leitete, später in verschiedenen diplomatischen Missionen vom Fürsten verwendet wurde, bis er schließlich im Jahre 1867 aus politischen Motiven das Land verlassen mußte. Seit dieser Zeit lebt nun Dutschitsch als doppelter Emigrant in Belgrad in Serbien, wo er bald auch als Schriftsteller allgemeine Anerkennung gefunden hat. Ein solcher Mann, der von sich mit Recht sagt, daß er auf jedem Fleck montenegrischer Erde gestanden, ist in der That im Stande, zuverlässige *) Mittheilungen über Montenegro zu geben und wir können es nicht unterlassen, einige Auszüge aus seinem serbisch geschriebenen Werke für das deutsche Publicum zu machen.

Montenegro liegt im westlichen Theile der Balkanhalbinsel zwischen 16° 16′ 27″ und 17° 14′ 12″ L. und befindet sich ganz im 42. Breitegrade östl. von Paris. Nach den

*) Wie schwer das ist, ersieht man am besten daraus, daß selbst dem Dutschitsch, als er von Belgrad aus Auskunft über einige harmlose statistische Daten verlangte, sein Begehren mit dem Bedeuten abgeschlagen wurde, daß diese Dinge zu den Staatsgeheimnissen gehören.

neuesten Messungen des russischen Topographen **Bilow** (die von demselben verfertigte Karte befindet sich im russischen Generalstab) beträgt das Areal Montenegros 76 □ M. mit einer Bevölkerung von 123,000 Seelen, die sämmtlich Serben sind und der griechisch-orientalischen Kirche angehören*). Die Bevölkerung ist in 374 Ortschaften vertheilt. Das Klima ist im Allgemeinen gesund, in einigen Gegenden ist es so mild, daß in denselben verschiedene Südfrüchte (der Oelbaum, die Feige ꝛc.) gedeihen. Das Terrain ist beinahe ausschließlich felsig und mit Ausnahme von vier kleinen Feldern giebt es keine Ebene, die nur $1/2$ Stunde im Perimeter betragen würde. Blickt man vom **Lowtschen**, der höchsten Bergspitze im Lande, so sieht man nur Meer und nackte Felsen, Grauen erfaßt den Betrachter und unwillkürlich muß er sich fragen, ob es möglich sei, daß Menschen zwischen diesen Schluchten und Abgründen wohnen. Die Montenegriner selbst haben folgende Sage über die Entstehung ihrer Heimath: „Als Gott Steine auf der Erde säete, riß ihm der Sack auf der Stelle, wo jetzt Montenegro steht, so daß da der meiste Same fiel; deshalb ist Montenegro ganz aus Stein."

Die Residenz des Fürsten befindet sich in **Cetinje**, einem kleinen Städtchen mit 115 Häusern und 500 Einwohnern. Bis zum Jahre 1847 gab es in Cetinje kein Haus außer dem Kloster, in dem die Bischöfe, früher die Regenten Montenegros, wohnten. In diesem Jahre erbaute sich der letzte regierende Bischof abseits vom Kloster ein Schloß, welches im Volke den Namen „Biljarda" erhielt, weil der Bischof ein Billard in dasselbe brachte. Seit dieser Zeit begann in Cetinje das Billard- und Kartenspiel, und besonders das letztere gehört auch jetzt zu den beliebtesten Unterhaltungen, der sich die Montenegriner leidenschaftlich überlassen, so daß es oft vorkommt, daß einzelne Beamte ihren ganzen Jahresgehalt in einer Nacht verspielen. Mehrere vermögende Familien verloren in dieser Weise ihr ganzes Vermögen, so daß sich Fürst Danilo, der Vorgänger des jetzigen Fürsten, veranlaßt sah, das Kartenspielen um Geld zu verbieten. Doch währte dieses Verbot nicht lange. Fürst Nikola, welcher jetzt regiert, baute sich neben dem alten Schloß ein neues; in dem alten befindet sich jetzt das Priesterseminar und die Mädchenschule. Außerdem existirt in Cetinje auch ein größerer Gasthof.

Straßen giebt es in Montenegro eigentlich nicht; drei, die diesen Namen führen, sind mehr Stege, auf welchen man von einem Stein auf den andern mehr springt als geht. Einer dieser Wege führt von Cattaro nach Cetinje, die beiden anderen verbinden das Land mit den benachbarten türkischen Ortschaften. Aber keiner von ihnen ist für Wagen passirbar; deshalb giebt es in Montenegro keinen einzigen Wagen, sondern die nöthigen Gegenstände werden von Pferden und Maulthieren, meistens von Männern und Weibern transportirt. Es ist bekannt, daß während der Occupation der Bocche di Cattaro im Jahre 1812 der französische General Marmont den Montenegrinern den Antrag stellte, ihnen eine fahrbare Straße von Cattaro bis Nikschitsch, einer türkischen Festung nördlich von Montenegro, durch den felsigsten Theil des Landes zu bauen. Allein sie gingen darauf nicht ein, erstens damit ihr Land auch fernerhin unzugänglich bleibe für die feindliche Cavallerie und Artillerie, und zweitens weil diese Straße auch in ökonomischer Beziehung ihnen keinen Vortheil gebracht hätte, da die Production Montenegros sehr unbedeutend ist und die Leute das Wenige, das sie zu verkaufen haben, nach altem Brauche auf ihrem Rücken zu den benachbarten Märkten schleppen.

Von Anfange des 16. bis zu Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Montenegro eine **theokratische Monarchie**. An der Spitze der Regierung stand ein Bischof (**Wladika**), seine Macht war jedoch lange Zeiten hindurch nur eine nominelle, denn die einzelnen Stämme regierten sich selbst und lange unterwarfen sich dieselben nur in kirchlichen Dingen den Geboten des Bischofs. Auch zahlten die Montenegriner bis zum Jahre 1831 Niemandem Steuern. Erst der letzte Bischof, Peter II., versuchte die Zügel der Regierung straffer an sich zu ziehen, was nicht ohne Blutvergießen abging. Dieser gebildete Herrscher wollte die Regierung des Landes auf europäischen Fuß bringen und führte in Montenegro das österreichische Centralisationssystem ein. Er führte auch die ersten Steuern ein, doch kein Stamm wollte sich in dieses für die armen Montenegriner schwere und ungewöhnliche Joch fügen. Sie beriefen sich darauf, daß die Montenegriner niemals Steuern gezahlt haben und daß sie Jahrhunderte lang mit eigenen Waffen und eigener Verpflegung ohne irgend welche Hülfe eben deshalb Krieg führten, um keine Steuern zu zahlen. So denken, erzählt Dutschitsch, die Montenegriner auch jetzt, dürfen es aber nicht sagen. Peter II., ein energischer Mann, sammelte eine kleine Truppe, füsilirte die Rädelsführer unter den Steuerrenitenten und nöthigte so die Stämme zum Gehorsam. Dieser **Peter II.**, der im Jahre 1851 starb, bestimmte in seinem Testamente den jungen **Danilo Petrowitsch** zu seinem Nachfolger. Danilo hatte keine Zuneigung zum geistlichen Stande und erklärte in Petersburg (Rußland nahm noch unter Peter dem Großen Montenegro in seine Obhut und überhaupt ist das Ansehen Rußlands bei den südslavischen Stämmen sowohl in der Türkei als in Oesterreich-Ungarn ein ungewöhnlich großes), daß er nicht den Wunsch hege, Bischof zu werden; deshalb setzte ihn der russische Kaiser Nikolaus I. im Jahre 1851 zum ersten **Fürsten** von Montenegro ein. Damit verwandelte sich die schwache Theokratie in eine absolute Monarchie. Danilo vernichtete noch die letzten Spuren der patriarchalen Selbstverwaltung und organisirte ein Heer. Nach seinem tragischen Tode im Jahre 1860 (er wurde in Cattaro von einem verbannten Montenegriner meuchlings erschossen) proclamirte die verwittwete Fürstin Darinka, eine Kaufmannstochter aus Triest, seinen Neffen **Nikola Petrowitsch** zum Fürsten, der noch jetzt regiert.

Ebenso wie die montenegrinischen Stämme in administrativer Beziehung sich unabhängig von einander hielten, war auch die Gerichtsbarkeit nach den Stämmen getrennt und unabhängig. Geschriebene Gesetze gab es nicht. Es wurde geurtheilt nach dem Gewissen und dem jeweiligen Scharfsinn öffentlich und mündlich auf Grund der patriarchalen Stammestradition. Die Richter waren: der Häuptling mit 6 oder 12, manchmal auch 24 ausgewählten Stammgenossen, die „**gute Leute**" hießen. Das Gericht wurde gewöhnlich unter offenem Himmel gehalten, meistens vor einer Kirche im Stamme oder unter einem großen Baume und bei ungünstiger Witterung im Hause des Häuptlings. Die „guten Leute" aus 6 oder 12 Personen urtheilten sowohl über kleinere als auch größere Processe und Vergehen; die „guten Leute" aus 24 Personen urtheilten gewöhnlich in Blutprocessen, wenn die Familie des Ermordeten sich zur Aussöhnung bereit erklärte. In dieses Gericht wählten beide Familien (des Ermordeten und des Mörders) je 12 „gute Leute". Das Urtheil dieses gewählten Gerichtes wurde stets von beiden Parteien heilig gehalten.

In kleineren Streit- und Proceßsachen konnte jeder

*) In dem Ergänzungsheft Nr. 33 zu Petermann's Geographischen Mittheilungen 1872 ist das Areal Montenegros mit 80 Quadratmeilen und die Bevölkerung mit 100,000 Seelen angegeben.

Stammgenosse das Urtheil fällen, den die Proceßführenden einträchtig zum Richter wählten. Die Leute aus einem Stamme gingen nie vor das Gericht eines andern; das betrachteten alle als Erniedrigung.

Außer Geldbußen bei bürgerlichen und der Schürze bei militärischen Vergehen gab es keine andere Strafe. Wenn ein Montenegriner das Schlachtfeld aus Furcht verläßt, so wird ihm zum Zeichen der Schande und als Strafe die Schürze umgebunden. Wer nicht Geld hatte, um die Buße zu bezahlen, der konnte sie ebenfalls nach dem Urtheil der „guten Leute" in Waffen, Vieh und schließlich in Feld erlegen. Aus der Geldbuße wurde der verursachte Schaden ersetzt; das Uebrige vertheilten die Richter unter einander. Eine andere Besoldung hatte weder der Häuptling noch die „guten Leute".

Gefängniß und Stockprügel kannte man nicht in Montenegro bis zur Regierung Bischof Peter's II., der nebenbei gesagt einer der gefeiertsten und talentvollsten südslavischen Dichter war und als solcher noch heute gilt.

Persönliche Freiheit und Sicherheit des Vermögens waren in keiner Weise gesichert; erst unter Peter II., namentlich aber unter dem Fürsten Danilo wurde es auch in dieser Beziehung besser. Die Blutrache wurde eigenmächtig ausgeführt nicht nur am Mörder, sondern an welchem Mitgliede seiner Familie immer. Daneben blühte der Diebstahl, jeden Tag stahl und plünderte man sowohl unter den Stämmen als auch außerhalb Montenegros, wo die Häuptlinge selbst einzelne Banden anführten. Ein solcher Räuberzug wurde eben für eine nur etwas geringere Heldenthat als jene auf dem Schlachtfelde angesehen. Dem Fürsten Danilo gebührt das Verdienst, auch diesen Unfug ausgerottet zu haben.

Besonders unter den Bischöfen wüthete die Blutrache zwischen ganzen Stämmen. Die Beilegung derselben gehörte zu den Hauptsorgen der Bischöfe. Wenn sich zu einer solchen die Stämme bereit erklärten, war es Sitte, daß alle waffentragenden Männer aus diesen Stämmen an einem verabredeten Orte zusammenkamen. Früher mußte ihnen der Bischof das Gelöbniß abnehmen, daß sie sich ruhig verhalten würden, so lange die Unterhandlungen dauern. Am verabredeten Orte standen die Stämme unter den Waffen und zwar etwas entfernt von einander. Der Bischof kam zwischen dieselben mit dem Kreuze in der Hand und forderte sie auf, eine gleiche Anzahl, 5 bis 10, ihrer Stammgenossen, die ihr Vertrauen besitzen, zu wählen, welche sich mit ihm in die Mitte stellten und nach der Auseinandersetzung den Frieden schlossen. So lange dies dauerte, erwarteten die Uebrigen ruhig das Endresultat. Und geschah es, daß man sich nicht einigte, so waren die Stämme gleich nach der Entfernung des Bischofs vom Gelöbniß frei und begannen sogleich auf einander zu schießen. Doch kam es auch vor, daß man über dem Kopfe des Bischofs die Flinten abfeuerte.

Peter II. gründete den ersten ordentlichen Gerichtshof; er nannte ihn Senat. Derselbe war aus 12 bis 16 Häuptlingen zusammengesetzt. Neben dem Senat errichtete er noch einen kleinern Gerichtshof, der „Gwardija" hieß. Die Mitglieder des einen wie des andern wurden vom Bischof ernannt. Fürst Danilo gab im Jahre 1855 ein Gesetzbuch heraus, das aus 95 Artikeln bestand. Der höhere Gerichtshof hat seinen Sitz in Cetinje, der kleinere in den Bezirken, wo der Bezirkshauptmann auch Gerichtspräsident ist. Den Richtern des einen wie des andern Gerichtes ist durch kein Gesetz ihre Amtssphäre vorgezeichnet. Sie urtheilen sowohl bei den kleinsten Vergehen als auch bei den größten Verbrechen. Die Bezirkshauptleute bereisen ihre Bezirke, fällen Urtheile und führen dieselben selbst aus. Das Gericht verhandelt öffentlich und mündlich. Die Strafen bestehen in der Geldbuße, im Gefängniß, Stockprügeln (obwohl sehr selten), Landesausweisung, Schürze und Tod. Aus der Geldbuße wird der Schaden ersetzt, von dem Reste kommen drei Theile in die fürstliche Casse, ein Theil kommt den Richtern zu. Wer mit dem Urtheile des kleinern Gerichtes nicht zufrieden ist, dem steht es frei, nach Cetinje vor den Senat und den Fürsten zu gehen, damit ihm diese Recht sprechen. Die Senatoren wohnen übrigens nicht beständig in Cetinje, sondern befinden sich zu Hause, wo sie sich gleich den anderen Montenegrinern mit Ackerbau, Viehzucht oder auch Handel beschäftigen. Nach Cetinje kommen der Reihe nach je 4, wo sie einen Monat bleiben.

Bei dem kleinern Gerichte wird nur die Geldbuße ins Protokoll eingetragen, bei dem höhern nur das Urtheil. Ueber beiden Gerichtshöfen steht der Fürst, der jedes Urtheil eigenmächtig abändern kann. Selbst in Ehescheidungs- und anderen geistlichen Processen urtheilt der Fürst und der Senat, dem Metropoliten wird nur mündlich eine erfolgte Scheidung gemeldet. Bedenkt man schließlich, daß es auch heute in Montenegro Niemanden giebt, der die juridischen und Staatswissenschaften absolvirt hätte, dann kann man sich leicht den Wirrwarr in der Administration und Gerichtsbarkeit vorstellen.

Uebrigens denkt der Fürst gegenwärtig an eine zeitgemäße Reform der gesammten Staatsverwaltung. Professor Bogišitsch in Kiew, über dessen hervorragende literarische Thätigkeit unlängst das „Ausland" berichtete, ist mit der Abfassung eines Gesetzbuches für Montenegro beschäftigt und damit in Verbindung steht eine Neuorganisirung der Gerichte in Aussicht.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Alter Aberglaube in Westfalen.

Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts finden wir in dem Gebiete zwischen Elbe und Rhein einen einzigen Volksstamm, den der Sassen (Altsachsen), der dann in Westfalen, Engern und Ostfalen geschieden wird. — In Westfalen tritt das eigentlich städtische Leben nicht vor dem zehnten Jahrhundert auf und dies gilt in Folge der physischen Verhältnisse von dem südlichen gebirgigen Theile in noch höherm Maße als von dem leichter zugänglichen Flachlande nördlich von der Ruhr. Von den Bildungselementen, welche das deutsche Volk im Mittelalter durchdrangen, blieb Westfalen vielleicht länger unberührt als jeder andere deutsche Gau, und spätere Geschichtschreiber gaben ihm deshalb wohl den Namen des deutschen Böotiens. Es war und blieb ein hartes, zäh an seinen Gewohnheiten hängendes Geschlecht, welches in diesem westlichen Winkel unseres großes Vaterlandes wohnt, und dieser Charakter hat sich auch, trotz aller Umwandelungen der Neuzeit, nicht ganz verwischt.

Wie fest die Westfalen an dem heidnischen Glauben ihrer Vorfahren hielten, dafür spricht z. B. der Umstand, daß noch im Jahre 1669, acht Jahrhunderte nach Einführung des Christen-

thums, sich der Große Kurfürst veranlaßt sah, eine Verordnung an die Geistlichkeit der Grafschaft Mark zu erlassen, in welcher er dieselbe auffordert, den im Volke verbreiteten „heidnischen Aberglauben auszurotten". In diesem für die Culturgeschichte interessanten Actenstücke heißt es:

„Demnach wir in Erfahrung kommen, daß an etlichen Orten Unserer Grafschaft von der Mark viele abergläubische und böse Dinge annoch im Schwange gehen, als:

Daß auf Matthiä-Abend Blätter ins Wasser gelegt;

auf Petri-Tag der Söllvogel ausgetrieben;

gewisse kranke Leute durch Anblasen von Erbschmieden gebeutet;

Schweinshaare ins Feuer gelegt;

am Neujahrstage die Bäume gebunden;

Johanniskraut oder Donnerlauch auf Johannistag in die Wände gesteckt;

Geister verwiesen, Osterfeuer angezündet und dabei allerlei Gesänge mit Mißbrauch des Namens Gottes gesungen, auch viel Muthwillen getrieben;

bei Einlegung des Flachses ins Wasser zugleich Brot, Butter und Schmalz und dergleichen eingebunden und mit eingeleget;

Johanniskränze oder Kronen angehangen;

Opfer gebeten;

die Vehzeichen gebüget;

Erbbrunnen gegen gewisse Krankheiten gebrauchet, auf Maitag das Vieh gequicket und die Quickruthe an die Thüren und Hecken des Hofes ausgestecket;

auf drei Feiertage gesegnet;

das Haar gegen gewisse Krankheiten abgeschnitten und mit Feuer verbrannt;

item bei Leichen das Reckstroh verbrannt und das Todtengebot zuletzt an einen hohlen Baum gebracht werde;

wie auch auf gewisse Tage das Vogelschießen gehalten und andere dergleichen unterschiedliche so recht heidnische als sonst abergläubische und gottlose Dinge verübet werden, die bereits guten Theiles von Uns mehrmals verboten worden sind; und Wir denn solche und dergleichen abergläubische verbotene Sachen bei Unseren Unterthanen ohne Unterschied der Religion ganz und gar abgestellet, darüber festgehalten und die Verbrecher zur gebührenden Strafe gezogen wissen wollen, als ergehet Unser gnädigster und zugleich ernster Befehl hiermit an Euch rc." —

Dieses recht plumpe Verbot wird jenen alten Bräuchen, die sich im Volke viele Jahrhunderte hindurch erhalten haben, gewiß nicht andern Sinnes gemacht haben. Man sieht, sie alle sind durchaus harmlos, zum Theil poetisch. Was ging es den Kurfürsten an, ob ein westfälischer Bauer am Neujahrstage einen „Baum band", oder „Johanniskraut in die Wand steckte", oder dergleichen mehr? Aber die „Kirche" übte Zwang auf Alles, was mit ihren octroyirten Dogmen und Gebräuchen nicht übereinstimmt, und das innere Leben des Volkes hat von ihr schweren Druck erfahren; sie wollte Alles uniformiren mit ihren geistlichen Dingen und brachte überall einen Bruch in das innere Leben des Volkes; dabei mußte dann auch die weltliche Gewalt Handlangerdienste leisten und sie hat es bis in die jüngste Zeit nur allzusehr gethan.

Den obigen Ukas fanden wir in dem Werke: „Ruhr und Lenne, eine Fahrt durch das südliche Westfalen von Dr. Gustav Natorp" (Iserlohn, Verlag von Julius Bädecker). Es ist eine ganz vortreffliche Arbeit, welche uns anschaulich und anziehend diese auch in gewerblicher Beziehung so wichtige Gegend schildert. Das Buch ist gut geschrieben; Natorp behandelt seinen Stoff mit gründlicher Sachkenntniß und mit warmer Liebe für seine Heimath. Es wäre zu wünschen, daß wir über alle deutschen Gauen so reichhaltige Monographien erhielten wie die von Natorp über das südliche Westfalen, wie die Arbeiten über Ostfriesland von Hermann Meier in Emden, wie die Skizzen aus Niederdeutschland von Kohl, wie die Schilderungen der bayerischen Provinzen in dem Sammelwerke „Bavaria" rc. Auf Natorp's Buch werden wir mehrmals zurückkommen; es ist eine reichhaltige Fundgrube. Wer die von ihm beschriebenen Gegenden gründlich kennen lernen will, hat an Herrn Natorp einen kundigen und zugleich anmuthigen Führer, dem er sich zu Dank verpflichtet fühlen wird.

---

**Der ostafrikanische Sklavenhandel,**

über welchen wir schon so häufig gesprochen haben, ist in den Londoner Blättern tagtäglich auf dem Tapete. Nach dem mit dem Sultan von Sansibar im Juni 1873 abgeschlossenen Vertrage wurde laut verkündet, daß England wieder ein großes Werk der Civilisation gethan und dem abscheulichen Menschenhandel „den Lebensnerv abgeschnitten" habe. Unsere Leser wissen, daß wir darüber unsere wohlbegründeten Zweifel geäußert haben, und in der That geht der schnöde Handel munter fort. Die Engländer übersahen eine Hauptsache. Sie konnten wohl dem Sultan, vor dessen Hauptstadt ihre Kriegsschiffe lagen, einen Vertrag aufzwingen, sie waren aber nicht in der Lage, ihm im Binnenlande eine Macht und Autorität zu geben, die er nicht hat. Seine Herrschaft ist selbst an der Küste vielfach precär und auf einer zweihundert deutsche Meilen langen Strecke im Innern, sagen wir von Kilwa im Süden bis Brawa im Norden, kann er den Sklavenkarawanen keine Hindernisse in den Weg legen, wenn er auch will. England verbietet seinen in allen ostafrikanischen Häfen wie Blutigel hängenden indischen Unterthanen, den Banianen, den arabischen Sklavenhändlern ferner keine Capitalien zum Betriebe dieses Geschäftes vorzustrecken; wie will es aber ein solches Verbot erzwingen? Was nicht mehr offen geschehen darf, geschieht heimlich, und eine Controle über Verleihen von Geld ist unmöglich. Sowohl diese indischen Kaufleute wie die Araber und Suaheli sind erbittert darüber, daß England ihnen ihren schnöden Kram stört, und wir dürfen nicht vergessen, daß sie als Orientalen den Sklavenhandel für ein legitimes Gewerbe halten. Und nun wollen diese Europäer sogar die Haussklaverei abgeschafft wissen. Darin sieht der Orientale abermals eine frevelhafte Anmaßung, denn auf dieser Einrichtung basiren dort alle gesellschaftlichen Verhältnisse. Gewiß meinen es die Engländer gut; aber Thatsache bleibt, daß sie durch ihr ganzes Vorgehen große Verwirrung in die Zustände an der afrikanischen Küste gebracht und obendrein ihren Zweck nicht erreicht haben. Die Orientalen raisonniren so: England hat früher mit dem Sultan Verträge abgeschlossen, durch welche demselben die Sklavenverschiffung gestattet war; auch durfte er von jedem Kopf eine Abgabe von zwei Dollars erheben. Nun auf einmal verbieten sie, was sie früher erlaubten; und welches Recht haben sie, sich in Angelegenheiten von Ländern und Völkern zu mengen, die ihnen nicht gehören? Ihre Anmaßung ist unerträglich; wir werden aber trotz derselben das Geschäft fortsetzen.

Das ist orientalische Logik. Und das Geschäft geht fort; wir lesen soeben, daß am 12. Mai eine Deputation beim Minister Disraeli erschien, um demselben eine Eingabe über den ostafrikanischen Sklavenhandel zu überreichen. Der Sprecher hob hervor, daß vom Commodore Tucker Berichte eingelaufen seien, denen zufolge im Binnenlande ein lebhafter Handel mit Sklaven zwischen Lamu und Brawa getrieben werde. Dr. Kirk meldet, daß auf diesem Wege binnen sechs Wochen 2804 Sklaven befördert worden seien. In Kismayo sei unter des Sultans Flagge eine Niederlassung von Sklavenhändlern gegründet worden; der Vertrag von 1873 werde vielfach verletzt. Es scheine, als ob der Sultan nicht in der Lage sei, den Landtransport von Sklaven innerhalb seiner (— wohlgemerkt: zumeist nominellen und in loser Abhängigkeit von ihm stehenden —) Besitzungen im Lande zu verhindern. England möge nun gegen diese neue Phase des Sklavenhandels einschreiten und den Sultan von Sansibar zwingen, eine Niederlassung zu gründen, wohin die befreieten Sklaven zu bringen seien; dafür werde sich die Umgegend von Mombas wohl eignen; Oberaufsicht könne einem britischen Viceconsul übertragen werden. —

Das sind vollkommen unpraktische Vorschläge, luftige Meinungen, die aus einem völligen Mangel an Kunde der Landes-

verhältnisse hervorgehen. Disraeli war verständig genug, auf das, was die Deputation vorbrachte, gar nicht einzugehen, wohl aber zu betonen, daß man gegen den Sultan nicht in der angedeuteten Weise verfahren und nicht gegen denselben auftreten könne. Es handle sich um eine schwierige Sache, bei der man sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse.

### Altpersische Graburnen.

Wir erhalten folgende Anfrage mit dem Ersuchen, sie im „Globus" zu veröffentlichen: Im Jahre 1819 kam der englische Lieutenant Thomas Lundson nach Buschir in Persien, wo ihm mehrere alte Graburnen gezeigt wurden. Sie waren gegen vier Fuß lang, an dem einen Ende spitz zulaufend und die Oeffnung des andern geschlossen. Als man sie öffnete, fand man in ihnen eine Menschenhaut und einige von den größeren menschlichen Knochen, die, sobald man sie anrührte, zu Staub verfielen. Sie müssen vor der Einführung des Mohammedanismus in Persien, demnach vor mehr als 1200 Jahren, begraben worden sein. — So lautet der Bericht Lundson's in seiner „Reise von Mirat in Indien nach London rc.", und ich erlaube mir die Anfrage, ob ähnliche Funde anderweitig aus Persien bekannt sind. Auffallend erscheint die „Menschenhaut", die sich doch kaum 1200 Jahre erhalten haben dürfte *).

H. C.

* * *

— In Wien ist eine Uebersetzung von Shakespeare's Othello in — hebräischer Sprache erschienen.

— Von den 1,851,792 Einwohnern, die Paris zu Ende 1872 zählte und wobei 33,082 Mann der Garnison mit eingerechnet sind, waren nur 642,718 in Paris geboren. Einen „Pariser Schädeltypus" giebt es nicht, hat es auch nie gegeben.

— Wir berichteten jüngst, daß bei Albuquerque in Neumexico ein Landwirth mehrere Millionen Stück Schafe besitze. Auch in Texas haben manche Grundbesitzer einen colossalen Viehstand. Ein Capitän King hat einen Weidegrund von 70,000 Acres eingezäunt; im Ganzen besitzt er in den Counties Nueces und Duval 170,000 Acres. Im März dieses Jahres besaß er, wie der „Baltimore American" berichtet, 50,000 Häupter Rindvieh, 20,000 Schafe und etwas mehr als 10,000 Pferde. Er verkauft oder schlachtet im Jahre etwa 8000 Ochsen; jüngst hat er auch in Cameron County Weidegründe gekauft, auf denen er jetzt weitere 10,000 Stück Rindvieh hält. Er giebt sich große Mühe, die Race durch die besten Kentuckybullen zu veredeln.

— In England hat man angefangen, Pferde aus Argentinien einzuführen. Die erste Sendung dieser sehr ausdauernden Thiere ist gut ausgefallen und mehrere sollen folgen. Sie haben sich von der langen Seereise rasch erholt.

— Deutsche Singvögel in Nordamerika. Unser Sperling ist bekanntlich drüben schon seit mehreren Jahren einheimisch geworden und gewinnt sich in jedem Jahre neue Gebiete. Dieser „Gassenbube unter den Vögeln" gedeiht ganz vortrefflich. Unsere deutschen Landsleute haben aber auch und wie es scheint mit gutem Erfolg, Singvögel aus der alten Heimath kommen lassen. In Cincinnati wurden dieselben zu Ende der ersten Aprilwoche freigelassen. Die Lerchen stiegen sofort in die hohe Luft und waren bald aus dem Gesichtskreise der Anwesenden entschwunden. Finken, Hänflinge, Stieglitze, Zeisige, Meisen rc. machten es sich auf den Bäumen in der Nähe behaglich; es war als ob sie schon längst in dieser Gegend gewesen seien. Auch die Drosseln scheinen an ihrer neuen Heimath Gefallen zu finden. Schon im Frühjahr 1873 hatte man eine Anzahl von Edelfinken auf den Wallnut-Hills gleichfalls bei Cincinnati freigelassen. Sie haben dort genistet und sind zu Ende März wieder an ihren vorjährigen Brutstätten erschienen. Ein Gleiches ist auch an anderen Orten der Fall gewesen, und man darf nun wohl annehmen, daß alle diese Vögel sich völlig eingewöhnen.

*) Wir werden etwaige Antworten im „Globus" veröffentlichen und erbitten dieselben unter der Adresse des Herausgebers.

— Am Gambiastrome in Westafrika liegen die mohammedanischen und die heidnischen Neger seit Jahren in Fehde die nur kurze Unterbrechungen erfährt. Der englische Gouverneur in St. Marys Bathurst hat seine liebe Noth mit beiden Theilen, die ja unabhängig sind. Die Einfuhren haben im Jahre 1872 sich auf 123,088 Pf. St. gestellt, wovon nur 43,100 auf England entfallen; der Handel dort ist vorzugsweise in den Händen französischer Kaufleute. — Die Hafenstadt Lagos an der Sklavenküste wurde 1861 dem Negerkönige Dolemo ohne Weiteres von den Engländern weggenommen; sie ist wichtig für den Palmölhandel und Hafen für die große Landschaft Yoruba, durch welche eine Straße bis zur Spitze des Nigerdeltas geht. In Lagos stellten sich 1872 die Einfuhren auf 336,256 Pf. St., wovon 267,274 aus England; die Ausfuhr von Landesproducten, insbesondere Palmöl und Palmkerne, betrug 383,707 Pf. St. Die im Jahre 1871 veranstaltete Zählung ergab für die Stadt 36,005 Seelen, wovon nur 82 weiße Leute waren.

— Sehr lange Lebensdauer in Brasilien ist keineswegs ungewöhnlich. So starb z. B. am 28. Januar in Cantagallo bei Rio Janeiro der Portugiese Rezendo Vasquez, der 134 Jahre alt war. Unter seiner zahlreichen Nachkommenschaft befinden sich Kinder seiner Urenkel. — Am 1. März starb in St. Amaro, Provinz Pernambuco, ein freier Schwarzer, dessen Alter man auf 124 Jahre schätzte; er trat 1770, als er etwa 20 Jahre alt war, in die Brüderschaft des heiligen Benedictus. — In Santos, Provinz San Paulo, starb Domingos Maria, gebürtig aus Iguape, 102 Jahre alt.

— Aus Calcutta wird, unterm 10. Mai, gemeldet, daß Forsyth aus Turkestan durch Afghanistan nach Indien zurückreisen werde; sein wissenschaftlicher Stab hatte sich von ihm getrennt, um Pamir und Wachan zu erforschen.

— Der methodistische Missionär New, der schon längere Zeit an der Ostküste von Afrika verweilt hat, ist im Mai von London dorthin zurückgereist. Er will zunächst einige noch nicht näher bekannte Gegenden des Gestadelandes untersuchen und dann ins Innere vordringen, um nun seinerseits die Nilquellen zu entdecken, nachdem Livingstone dieselben nicht gefunden hat.

— Die Colonie Südaustralien zählt etwa 200,000 Bewohner. Diese importirten im Jahre 1873 für 3,700,000 Pf. St. Güter (900,000 mehr als im Vorjahre) und exportirten für 4,580,000 Pf. St. (840,000 mehr). Von den Ausfuhren entfallen 770,672 Pf. St. auf Mineralien, 957,000 auf Weizen, 725,450 auf Mehl, 1,600,000 auf Wolle. — Die Colonialeinnahmen für 1873 betrugen 937,000, die Ausgaben etwa 804,000 Pf. St.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Vulcanische Verwüstungen auf Hawaii *).

Am 29. März 1868 lief in Honolulu auf Oahu ein Walfischfahrer ein; er brachte Briefe mit, welche meldeten, daß auf Hawaii ein Vulcan ausgebrochen sei. Am 2. April wurde auf der ganzen Eilandgruppe ein überaus heftiger Erdstoß verspürt, bis nach Kawaii, das mehr als 50 deutsche Meilen von der Eruptionsstätte entfernt liegt. An diesem Tage war auf Oahu der Himmel verschleiert, aber von Gewölk war auch nicht die leiseste Spur zu sehen. Die Sonne glich einer dunkelrothen Kugel; nach und nach erfüllte ein ganz feiner Staub die ganze Atmosphäre.

Man ahnte in Honolulu, daß eine gewaltige Katastrophe hereingebrochen sei und befrachtete unverweilt einen Dampfer mit Lebensmitteln, Kleidern und allerlei nothwendigen Sachen. König Kamehameha der Fünfte beschloß in eigener Person an Ort und Stelle zu gehen und schiffte sich am 8. April ein; sein Begleiter war Herr von Varigny, welchen die Leser des „Globus“ aus früheren Mittheilungen kennen und der als Augenzeuge spricht. Während der Fahrt wurde der Himmel immer düsterer, die Luft war von Rauch durchzogen und dann und wann setzte eine heftige Böe ein. Als der Dampfer am andern Nachmittage bei Hilo an der Ostküste von Hawaii ankam, war alles Volk am Strande versammelt und der dort ansässige englische Kaufmann Spencer erzählte, was sich in der jüngsten Zeit begeben hatte.

Der 2. April war ein entsetzlicher Tag für Hilo. Die Erdstöße folgten einander so rasch, daß es leichter war, die Pausen der Ruhe zu verzeichnen, als die einander förmlich jagenden Zuckungen. Am Nachmittage erfolgte ein Beben, von welchem sich Niemand eine Vorstellung machen kann, der es nicht selber erlebte; es war dasselbe, welches man auch in Honolulu so heftig empfunden hatte. Bei Kapapala im Bezirke Kau, das etwa 7 deutsche Meilen von Hilo entfernt liegt, öffnete sich eine weite Erdspalte, aus welcher Lava hervorquoll; der gewaltigste Ausbruch fand am Ende des Thales von Kapapala statt. Dort klaffte der Boden mit entsetzlichem Getöse weit auseinander und ungeheure Massen von Schlamm, Wasser und Steinen wurden mit einer solchen Heftigkeit hinausgeschleudert, daß der erste Ausbruch bis auf eine Entfernung von drei Viertel einer deutschen Meile Alles überdeckte und vernichtete, was ihm im Wege lag. Ganz in der Nähe der Stelle, wo der Ausbruch begann und die Erde zuerst aufplatzte, stand eine Bambushütte; sie wurde durch den Luftdruck umgeworfen, aber die ausgeworfene Masse sprang über sie hinweg ohne sie zu bedecken und fiel erst in einer Entfernung von etwa tausend Schritt vom Ausbruchspunkte entfernt nieder, rollte aber dann rascher fort als eine Kugel vermöchte. Dieser Schlammauswurf hatte einen Lauf von mehr als 4 Kilometer; seine mittlere Breite beträgt 1 Kilometer; an den Rändern liegt die Masse etwa 1 Meter hoch, in der Mitte jedoch mehr als 10 Meter! Alles was im Wege lag wurde vernichtet; das Vieh konnte nicht entrinnen; unsere an Ort und Stelle aufgenommene Zeichnung macht anschaulich, in welcher Weise Ochsen und Ziegen in diesem vulcanischen Schlamme umgekommen sind. Die

*) Vergleiche „Globus“ XXV, Nr. 23, S. 357, wo auch eine Karte der Insel, auf welcher die Lavaströme und die Vulcane verzeichnet sind.

Menschen hatten sich, gewarnt durch die Erdstöße, zu retten gesucht und waren nach allen Richtungen hin geflüchtet, aber in Hilo wußte man schon, daß 31 ihr Leben verloren hatten.

Varigny untersuchte Proben des Schlammes, welche von einigen Kanackas nach Hilo gebracht worden waren; derselbe bestand in einer rothen, staubigen Erde, dergleichen man häufig auf den Inseln im vulcanischen Boden findet; er war wie harter Mastix, zerkrümelte unter dem Hammer mit Leichtigkeit in einen ganz feinen Staub, ähnlich jenem, welcher seit einigen Tagen die Luft verdunkelte. Von Schlacke oder Lava war keine Spur in ihm zu finden.

Jener Schlammeruption folgte bald nachher ein Ausbruch siedenden Wassers, das anfangs trüb und gelblich, hinterher aber ganz hell war und sich einen Weg über die schlammige Masse bahnte. Dasselbe erkaltete nach und nach und die Quelle ist auch jetzt noch vorhanden; sie hat weder den Geschmack noch den Geruch eines Mineralwassers.

Während dieser Ausbrüche im Bezirke Kau zeigten sich an der Küste eigenthümliche Erscheinungen. Dort wohnte der englische Pflanzer Stackpole in dem sogenannten Volcanhause; er mußte dasselbe der heftigen Erdstöße wegen verlassen und flüchtete mitten in der Nacht dem Meeresufer zu. Nachmittags als er am Pali, d. h. der Schlucht von Keauhau, sich befand, erfolgte der schon mehrfach erwähnte heftigste Stoß. Der Mann sah von oben herunter, wie ungeheure Felsen- und Erdmassen abgelöst und weit und breit umhergeschleudert wurden; er selber sank bewußtlos nieder, erholte sich jedoch nach einiger Zeit. Vor ihm lag die Küste



An der Küste von Hawaii.

bei Apua, an welcher das Meer sich über ein Kilometer weit zurückgezogen hatte; es wallte und brodelte gewaltig auf und war mit einem rothen Schaume bedeckt; an manchen Stellen erhoben sich Wassersäulen, welche durch untersecische vulcanische Gewalt emporgeschleudert wurden. An dem jäh abfallenden Gestadeufer brachen aus aufgerissenen Klüften Schlammwogen hervor, die sich ins Meer ergossen. Urplötzlich setzten sich diese nun in Bewegung nach der Küste zurück; mit furchtbarem Ungestüm rollten sie, die röthlichen Wogen übereinander herwälzend, mit rasender Schnelligkeit dem Lande zu. An diesem brachen sie sich und überflutheten dasselbe bis zu einer Höhe von mehr als 30 Fuß über der Fluthmarke mit einem so entsetzlichen Getöse als ob die ganze Insel untergesunken wäre. Häuser, Schiffe und Menschen waren im Nu verschlungen; sie verschwanden in einem Gewirr von entwurzelten, wild umhergeworfenen Bäumen und abgerissenen Steilwänden. Mehrmals wich der wüthende Ocean zurück und kam dann wieder, erst nach und nach beruhigte er sich. Aber von den Fischerdörfern war keine Spur mehr zu sehen, und jene Erscheinung hat man an der ganzen Küste Hawaiis bemerkt; am heftigsten war sie an der Nordküste.

Am 3. April begannen die Erdstöße wieder und noch am 8. schwankte auch bei Hilo der Erdboden hin und her, so daß die Bäume sich auf und ab wiegten. Der König erhielt dort am 9. durch zwei Boten Nachricht, daß bei dem Dorfe Waïohinu, im Bezirke Kau, ein neuer Krater sich geöffnet habe. Auch dort war der Boden durch unterirdisches Feuer auseinandergerissen, das Dorf selbst durch ein Erdbeben vernichtet worden; die Bewohner hatten sich auf eine Anhöhe geflüchtet, die unter ihnen hinwegbröckelte. Sie

sahen das, wollten aber bleiben. Ein irrsinniger Fanatiker des alten Glaubens hatte ihnen schon vor einigen Jahren verkündet, daß Pele, die Göttin der Vulcane, ihm erschienen sei; sie habe ihm offenbart, daß sie sich bald am Volke rächen wolle, weil dasselbe nicht mehr sie verehre sondern auf die Missionäre höre.

Der neue Krater hatte seinen Ausbruch am Nachmittage des 7. April gehabt, beim Pali von Manuala, in gerader Linie 45 Kilometer von Hilo entfernt. Die Lava strömte gleichzeitig aus vier Oeffnungen hervor, überfluthete die ganze Ebene von Woaïhinu und ergoß sich an der Südspitze der Insel ins Meer.

In Hilo selbst hatten die Erdstöße vergleichweise keine großen Verwüstungen angerichtet; eigentlichen Schaden erlitten nur die aus Stein aufgeführten Gebäude, namentlich die erst kurz vorher im Bau vollendete katholische Kirche, deren einer Thurm eingestürzt war, während der andere auch nicht mehr feststand. Beim dortigen katholischen Missionär waren Nachrichten von seinen Collegen aus Kau und Kohala eingelaufen, die sehr betrübt lauteten. Ihre Kirchen und Pfarrhäuser lagen in Trümmern, mehrere ihrer Katechumenen waren umgekommen, sie selber waren mit Mühe und Noth dem Tode entgangen.

Am 10. April verließ der Dampfer Hilo, um auch an anderen heimgesuchten Stätten Hülfe zu bringen. Er mußte auf der hohen See fahren, weil das Meer an der Küste ganz unsicher geworden war; als er in Sicht von Keauhau gelangte, wußte der Steuermann, der doch von dort gebürtig



Das Thal von Waïpio.

war, sich nicht zurechtzufinden. Das Gestade hatte einen völlig veränderten Anblick, die hohen schwarzen Felsen, welche als Landmarke dienten, waren verschwunden, das hohe Ufer war nicht mehr vorhanden, die Küste flach geworden. Am Strande lagen Trümmer von Dächern, Balken und Bretter umher, die einzigen Ueberbleibsel von Dörfern der Fischer. Unterseeische Felsen die eben erst emporgehoben waren, zwangen zu äußerster Vorsicht, doch gelang es, den Dampfer durch und ans Ufer zu bringen. Die Eingeborenen, ganz ausgehungert, kamen nun von den Anhöhen herab und wurden gespeist; Wasser mußte aus weiter Entfernung herbeigeholt werden, aber die Unglücklichen hatten nicht einmal ihre Kalebassen retten können, die ihnen als Trinkgefäße dienen. Mehr als zweihundert Menschen waren in gänzlich hülflosem Zustande; sie mußten ernährt und gekleidet werden.

Für Hawaii war auch der große Menschenverlust doppelt beklagenswerth. Es fehlte ohnehin schon an einer genügenden Anzahl von Feldarbeitern und nun waren Hunderte von Männern und Frauen im besten Alter so urplötzlich vom Tode dahin gerafft worden!

Bei **Punaluu** war das Landen für den Dampfer noch viel schwieriger. Die Eingeborenen unterhielten auf einer Anhöhe ein weithin sichtbares Feuer, welches dem Piloten als Zeichen diente, aber diese zu allen Zeiten gefährliche Küstenstrecke war jetzt noch gefährlicher. Noch drei Seemeilen von der Küste warf das Meer heiße Wassermassen in die Höhe; schwarze Felsen waren über die Oberfläche emporgestiegen und an die Küste schlug eine heftige Brandung. Indeß gelang auch hier die Landung an einer nur 15 Kilometer, also etwa zwei deutsche Meilen, vom Krater

entfernten Stelle. Herr von Varigny sah, wie im Süden ein Lavastrom seine abwechselnd rothen und schwarzen Wellen über einen steilen Felsenabhang hinab ins Meer stürzte. Die Luft war heiß als käme sie aus einem glühenden Ofen; ein dicker Qualm zog sich träg und schwer an den Hügeln hin und war am Rande mit weißen Flocken umsäumt. Der kleine Hafen war nicht mehr vorhanden. Die Kanackas kamen nun von den Höhen herab, die eigentlich, der unaufhörlichen Erdstöße wegen, für sie noch gefährlicher waren als der Strand, an welchem sie durch Aufwallen des Meeres eine Ueberfluthung befürchteten.

Eine Anzahl der Bewohner von Waïohinu wo, wie schon gesagt wurde, der erste Schlammauswurf stattfand, hatte sich nach Punaluu geflüchtet; ihr Dorf war nicht mehr und über einhundert Menschen hatten den Tod gefunden. Die Ueberlebenden flüchteten zuerst auf eine Anhöhe, die aber in fortwährender Bewegung blieb. Auch dort hatte ein Prophet das Ende der Welt verkündet; dem Untergange würden nur diejenigen entrinnen, welche mit ihm auf jenen Hügel gingen. Auch dieser Prophet hatte eine „Offenbarung" gehabt. Die Missionäre konnten nichts gegen ihn ausrichten, der Bezirksrichter hatte ihn wie einen Irren behandelt; aber was geschah? Der sogenannte Finger Gottes zeigte sich; das Haus des Richters stürzte ein und erschlug seine Frau, und da wurde er selber gläubig. Die bethörten Kanackas blieben auf der Anhöhe, lebten von Gras und Wurzeln und stimmten Gesänge zu Ehren der Göttin Pele an, um den Zorn der Beherrscherin der Feuerberge zu besänftigen.

Herr von Varigny wagte einen Ausflug nach Waïohinu zu unternehmen. Unterwegs fand er weit und breit das Land mit Steinmassen überfäet und die Pferde konnten nur mit Mühe durch das Felsengewirr auf die Hochebene gelangen. Dort war der Boden leicht gewellt und von tiefen Einrissen durchzogen. Die meisten Bäume waren halb oder ganz entwurzelt. Man hatte einen weiten Ausblick auf die mit Schnee bedeckten Gipfel des Mauna Kea und Mauna Loa, an deren Abhängen dichter Qualm dahin zog. Die Feuersäule, welche aus diesen Vulcanen emporstieg, oscillirte je nach der Windrichtung und so konnte man in Zwischenräumen die Gipfel beobachten, welche wie Diamant erglänzten. Zur Linken zog sich eine lange schwarze und bewegliche Linie am Horizont hin; es war der Lavastrom der zum Meere hinabdrängte.



Meierhof in der Lava.

Viele Erdspalten waren so breit, daß sie umgangen werden mußten; die meisten waren bis zu 30 Fuß tief und aus allen stiegen Schwefeldünste empor; alle Bäume in der Nähe waren abgestorben. In der Nähe von Waïohinu, das am Abhang eines Hügels lag, dehnt sich eine Ebene hin, die einst ungemein fruchtbar nun zu einer ausgetrockneten und verbrannten Einöde geworden war. Einst war sie mit dem kostbaren viel gesuchten Sandelholz dicht bestanden, aber in den Jahren von 1830 bis 1840 wurde sie abgeholzt. Der Sandelbaum wächst langsam; man machte allerdings neue Anpflanzungen; nun gingen diese verloren und es können wohl vierzig Jahre verfließen, bevor die seit der unheilvollen Katastrophe nachgepflanzten wieder für den Handel brauchbares Holz liefern. Die Verwüstung war ganz grauenhaft. In einem Dorfe, an welchem man vorüber kam, stand kein einziges Haus mehr, die Kirche lag als Steingetrümmer am Boden, die Wände waren eingestürzt; Varigny schritt über Dächer, zerbrochene Kalebassen, eingebrochene Balken, Kleider, Hausgeräth einher; diese Trümmer rauchten noch. Ein Hügel in der Nähe war mitten auseinander gerissen.

Von Waïohinus Trümmerstätte ritt Varigny am folgenden Tage auf einem andern Wege nach dem eben erwähnten Lavastrome, den er in der Nähe beobachten wollte. Nach einem Ritte von etwa anderthalb Stunden befand er sich an Ort und Stelle. Die Quelle des glühenden Flusses lag nur wenige Kilometer von dort am Abhange des Gebirges und drang aus drei breiten Spalten hervor. Die Lava ergoß sich in compacter Masse bis an den Fuß des Berges; dann theilte sie sich, umfloß Hügel, füllte Niederungen aus, vereinigte sich wieder, und nahm einen eigensinnigen Lauf, bei welchem sie weite, etwas erhöht liegende Strecken unberührt ließ; diese bildeten dann feuerumflossene Inseln. Die Hitze war arg; auf dem Erdboden hin zog sich ein leichter, weißer Rauch. An der Oberfläche war die Lava schon hart geworden und stark genug um Menschen zu tragen; aber in




Rindvieh und Ziegen in der Lava.

der Mitte des Stroms schwankte sie unter den Füßen wie dünnes Eis unter einem Schlittschuhläufer. Varigny kam glücklich an die andere Seite dieses Lavastromarms, der eine Breite von nahezu eintausend Fuß hat; er lag zwischen zwei kleinen Hügeln und seine Dicke beträgt 50 Fuß. In dieser Gegend, wo der Feuerstrom sich mehrfach getheilt hat, liegen viele Hügelinseln in ihm; auf diesen Oasen hatten die Bäume, der Hitze ungeachtet, noch einiges Grün behalten, und die Ochsen und Kühe, welche sich dahin geflüchtet, fanden Futter; auf manchen anderen waren sie vor Hunger und Durst gefallen.

Auf dem Heimritt an die Küste kam Varigny bei mehreren Meiereien vorüber; Häuser und Aecker sind dort, wie unsere Illustration zeigt, zu Stein- und Lavafeldern geworden.

Die Kalaespitze, dieser südlichste Ausläufer von Hawaii, bildet ein steilabfallendes Vorgebirge, das weit ins Meer hinausragt; dasselbe hängt mit der Insel durch zwei hohe, durch ein schmales Becken von einander getrennte steile Strandfelsen zusammen. In dieses Becken drang der Lavastrom, fiel dort von einer etwa 500 Meter betragenden Höhe ins Meer hinab und hatte in diesem eine mächtige, pyramidenförmige Masse aufgethürmt! Nach einer Reihe von Tagen



Lavacascade.

hatte die feurige Strömung sich vermindert, doch war Nachts der Anblick dieser entsetzlichen Gluthschlange immer noch grandios und überwältigend. Die schwarzen von Feuer irisirten Massen fielen in Cascaden über die Abhänge hinunter und erloschen in dem siedenden Wasser mit einem Getöse, das weit landein hin vernehmbar war.

Zu diesen von Schlammausbrüchen, Lavaströmen und Erderschütterungen verwüsteten Landstrichen bildeten die, welche verschont geblieben waren, einen erfreulichen aber darum doch ergreifenden Gegensatz. Dort schien die Sonne auf grüne Wälder und Felder, die in tropischer Ueppigkeit prangten. Im Thale von Waipio, an der Nordostseite der Insel, waren die Bodenbewegungen nur schwach gewesen; die Häuser blieben stehen, kein Baum war umgefallen und jedes Feld unbeschädigt geblieben.

Es muß erwähnt werden, daß König Kamehameha sofort als er die erste Kunde von der gewaltigen Katastrophe erhalten, von Honolulu nach Hawaii fuhr und mit preiswürdiger Fürsorge bemüht war, die Noth der so schwer Heimgesuchten zu lindern. Allen, welche Haus und Feld verloren hatten, gab er Ländereien auf seinen eigenen Besitzungen, und Material zum Bau von Wohnungen; das Parlament bewilligte nicht unbeträchtliche Summen für die Nothleidenden und auch die Fischerdörfer konnten, nur freilich an anderen Stellen, wiederhergestellt werden.

---

# Die Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus.

Zehn Jahre sind verflossen, seitdem Rußland sich im völligen, von keiner Seite her bestrittenen Besitze des Kaukasus befindet. Nachdem die Adighe ihre Waffen gestreckt, waren alle Bergvölker unterworfen; eines nach dem andern hatte sich nach langer und verzweifelter Gegenwehr fügen müssen und seitdem ist Frieden im Gebirge; „der ewige Schnee des Elbrus wird nicht mehr vom Wiederschein brennender Aule geröthet.“

Nachdem Rußland des Kaukasus sicher war, hatte es freie Hand gegenüber den centralasiatischen Staaten, der Rücken war ihm frei, und es konnte mit ungetheilten Kräften seine Macht nach Osten hin entfalten, da von dem längst halb abhängigen Persien kein Widerstand zu besorgen war. Sofort begann das Vorgehen gegen die Chanate Turkestans, zuerst gegen Chokand, dann gegen Buchara, zuletzt gegen Chiwa; heute stehen russische Wachtposten auf den Pässen

welche über den Thian schan nach Ostturkestan führen; auch Kuldscha ist von Truppen des weißen Zars besetzt, die turkestanischen Chane sind dessen Vasallen; er kann sich großartiger Erfolge rühmen.

Es hat viele Jahre und Ströme Blutes gekostet, bevor die Bergvölker, diese Tschetschenzen, Schapsuchen, Kumücken, Lesghier und wie sie weiter heißen bezwungen wurden. Der lange erbitterte Kampf begann mit vollem Nachdrucke, seitdem Fürst Jermoloff im Jahre 1824 das Kreuz der griechisch-orthodoxen Kirche auf dem Berge Guda errichtete. Damit war angedeutet, daß es sich auch darum handle, diesem Kreuze den Halbmond zu unterwerfen. Das einst christliche Kaukasusland sollte dem Islam entfremdet werden, welcher noch im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts auch die Tscherkessen für die Lehre des Propheten von Mekka gewonnen hatte. Zuletzt leistete die Stammgruppe der Adighe Widerstand; sie umfaßte unter diesem Gesammtnamen die Anwohner der nordöstlichen Küste des Schwarzen Meeres, die Schapsuchen, Abasechen und Ubuchen, also die Völker, welche als Tscherkessen bezeichnet wurden und deren Kopfzahl auf etwa 700,000 Seelen veranschlagt wurde. Mit einer wahrhaft bewunderswürdigen Ausdauer haben sie sich gegen den Feind auch dann noch gewehrt, als jede Hoffnung, denselben auf die Dauer abwehren zu können, bereits geschwunden war. Sie wurden gleichzeitig von der See- wie von der Landseite her bedrängt und mußten eine Stellung nach der andern aufgeben. Noch im Sommer 1862 hatten sie mehrmals die Russen aufs Haupt geschlagen und denselben einige Forts abgenommen. Dann aber ist ihr Stern völlig erblichen. Sie hatten Abgeordnete nach Konstantinopel, London und Paris geschickt und um Hülfe gebeten, fanden aber nur unfruchtbare Aeußerungen der Theilnahme. Als sie immer mehr ins Gedränge kamen, entschlossen sich damals schon ganze Schaaren zum Auswandern nach Kleinasien und bereits kamen Tausende von ihnen nach dem Hafen Samsun an der Nordküste des Schwarzen Meeres. Die, welche noch zurückblieben, hofften immer noch auf Beistand und Hülfe, welche die Pforte ihnen insgeheim in Aussicht gestellt hatte. Aber diese blieb aus. Als Kaiser Alexander Livadia in der Krim besuchte, erschienen bei ihm Abgeordnete der Osseten und Kabardiner, also von Völkern, welche Jahrzehnte lang tapfern Widerstand geleistet hatten, und versicherten, daß sie nun getreue Unterthanen des großen Kaisers seien.



Ausgewanderter Tscherkesse.

Auch das war ein herber Schlag für die Tscherkessen, um so mehr, da die Russen nun auch während der Wintermonate ihre kriegerischen Operationen mit gesteigertem Nachdruck fortsetzten und immer weiter ins Land eindrangen. Die Abasechen des Oberlandes mußten sich unterwerfen und um Erlaubniß bitten, nach der Türkei auswandern zu dürfen. Englische und polnische Abenteurer, welche im Kaukasus bei und mit den Bergvölkern kämpften, konnten das Geschick nicht abwenden; zuletzt wurde auf beiden Seiten der Kampf mit schonungsloser Grausamkeit geführt. Den mehr und mehr ins Gedränge gebrachten Tscherkessen begann es an Lebensmitteln und an Schießbedarf zu mangeln und sie waren nun mehr oder weniger wehrlos. Die Schapsuchen wurden zur Ansiedelung im Flachlande am Kuban auf russischem Gebiete gezwungen; wer von ihnen sich nicht zu dieser Verpflanzung verstand, mußte nach der Türkei auswandern. Nur die Ubuchen waren noch unbesiegt; als sie aber etwa zweitausend Mann in einer Schlacht verloren und Bardar, ihre letzte feste Burg, von den Russen erstürmt wurde, war es auch um sie geschehen und nun war auch der ganze westliche Kaukasus unterworfen. Die Russen waren dort seit beinahe einem Vierteljahrhundert, seit 1841, ununterbrochen an der Arbeit gewesen.

Rußlands Politik hat in den von ihm eroberten vorderasiatischen Gegenden die Maxime befolgt, in nicht rein mohammedanischen Gegenden die Bekenner des Islams zur Auswanderung nach anderen Gegenden zu drängen. So geschah es, nachdem es sich im Jahre 1827 persisch Armenien und persisch Georgien hatte abtreten lassen. Auf die von den Mohammedanern geräumten Stätten wurden Christen, Armenier, verpflanzt, die man von den Hochebenen Kleinasiens heranzog und deren Anhänglichkeit an die christlichen Herrscher keinem Zweifel unterlag. So wurden auch nach Beendigung des Krimkrieges statt der Tausende von auswandernden Tataren fleißige bulgarische Bauern herangezogen. F. Kanitz in Wien, den wir in gewisser Beziehung als eine Art von Entdecker des Balkangebietes und Bulgariens bezeichnen können, hat jenes System Rußlands sehr gut mit folgenden



Armenier.

Worten gekennzeichnet: „Indem Rußland der Türkei die räuberischen oder religionsverschiedenen Elemente aus seinen neueroberten Ländern zusendet und ihr die ihm glaubensverwandten, culturfreundlichen Unterthanen entzieht, stärkt es sich auf Kosten seines Gegners und spinnt so den festen Faden, der es endlich sicher an das Ziel seiner Bestrebungen, nach Konstantinopel, führen muß."

Aus dem westlichen Kaukasus begann im Jahre 1864 ein Exodus, der seines Gleichen nicht hat. Im April 1864 meldeten mehrere Adighestämme dem Großfürsten Michael ihre Unterwerfung an; es wurde ihnen kund gethan, daß alle Tscherkessen, welche nach Verlauf eines Monats nicht ausgewandert, sondern noch in den Bergen zurückgeblieben seien, als Kriegsgefangene behandelt werden sollten. Es war Absicht, die von ihnen verlassenen Aule mit Kosacken vom Don und vom Schwarzen Meere zu besiedeln.

Schon im Februar waren Tausende nach Kleinasien gezogen; von nun ab jedoch stiegen die Bergvölker in langen Karawanen aus dem Gebirge herab und fuhren, massenhaft zusammengedrängt in zumeist schlechten Fahrzeugen, von denen manche auf See verloren gingen, nach den türkischen Häfen Trapezunt, Samsun und Sinope. Indeß stellte bald Rußland Transportschiffe und mehrere Privatdampfer, die Pforte stellte den Flüchtlingen drei Fregatten und zwei Dampfer zur Verfügung und diese beförderten ununterbrochen Alle, welche an der Küste sich einfanden. Es giebt uns einen Begriff von der Gewalt dieser Auswandererwoge, wenn wir aus amtlichen Zählungen erfahren, daß vom Winter bis zum 10. Juli 1864 nicht weniger als 236,718 Tscherkessen verschifft wurden; davon 61,359 mit russischer Unterstützung. Von der Gesammtsumme wurden befördert von den Häfen: Taman 27,337; Anapa 16,452; Noworossiska 61,995; Tuapse 63,449; Kuban und Sotscha 46,754; Adler und Hosti 20,731.

Wir wollen das Elend dieser hunderttausende, zumeist völlig mittelloser Zwangsauswanderer nicht näher schildern. Die Türkei hatte nur mangelhafte Vorkehrungen zur Aufnahme und zur Verpflegung so zahlreich herandrängender Massen treffen können; und wenn auch von vielen Seiten her, auch aus Europa, keineswegs unbedeutende Spenden für die Hülfsbedürftigen einliefen, so reichten diese doch bei Weitem nicht aus für eine so große Anzahl. England, das einst so große Sympathien für die Kaukasier geäußert hatte, glaubte großmüthig zu sein, indem es von Malta aus — eine Schiffsladung Zwieback nach Samsun und Trapezunt schickte! Das großmüthige Albion.

Sehr bald brachen bei dem Mangel aller Vorkehrungen Seuchen aus und die Sterblichkeit war entsetzlich. Von etwa 100,000 in Trapezunt Gelandeten waren schon im Februar etwa 10,000 durch tödtliche Krankheiten hinweggerafft worden, und fortwährend wurde der Andrang von Tausenden und aber Tausenden immer stärker. Damit wuchsen die Gefahren. Im April war die Zahl der Hülflosen in Trapezunt auf 70,000, in Samsun von 30,000 bis auf 70,000 gestiegen. Nach Europa waren zu Anfang des Juni schon 35,000 Tscherkessen übergeführt worden. In Trapezunt starben im April täglich mehr als 400 von 24,000 Einwanderern, zu Sere Dereh, wo sie in großen Lagerplätzen untergebracht waren, täglich etwa 300, bei Samsun mehr als 500. Hier war das Elend am allergrößten, dort herrschte eine Zeitlang wirkliche Hungersnoth; dem amtlichen Berichte des italienischen Arztes Dr. Barozzi zufolge mußten die Leute mit Kräutern, Wurzeln und allerlei Brosamen sich begnügen. „Die Hungersnoth ist durch den Mangel einer gerechten und einsichtsvollen Oberleitung bei der Vertheilung des Brotes so riesengroß geworden."

Noch im August schifften sich Nachzügler ein; der 15,000 Köpfe zählende Stamm der Nakutasch bestieg in Noworossiska 15 Segelschiffe unter türkischer Flagge.

Als die Pforte daran ging, die Tscherkessen zu vertheilen, wurde die Lage derselben nicht etwa günstiger. Im October wurden die Passagiere dreier Schiffe in Larnaka auf Cypern gelandet; während der Ueberfahrt waren an 32 Tagen von 2700 nicht weniger als 1441 gestorben. Ein großer Theil der Auswanderer wurde in Kleinasien angesiedelt; Tausende brachte man auf Cypern, in der Gegend von Smyrna und bei Ismid unter. Von den bis gegen den Herbst nach Europa gebrachten gingen gegen 6000 Familien über Burgas nach Adrianopel und Esleimieh; 13,000 Familien über Warna nach Schumla in die Eyalets von Silistria und Widin; 12,000 in die Statthalterschaften von Nisch und Sophia. Von diesen letzteren wurden etwa 12,000 Köpfe in der Nähe des berühmten Amselfeldes und bei Prischtina untergebracht. Weitere 10,000 Familien kamen nach Sistow, Nikopoli, Rustschuck und in die Dobrudscha. Zu Ende August, als die Ausschiffung in den Donauhäfen ihr Ende erreichte, waren zwischen 150,000 und 200,000 Tscherkessen dort gelandet worden.

Aus den früher von den Russen unterworfenen Theilen des Kaukasus hat die Auswanderung der Bergvölker schon 1855, 1859, 1862 und 1863 ihren Fortgang gehabt; es waren in diesen Jahren schon etwa 80,000 fortgezogen. Rechnet man die Auswanderung von 1864 hinzu, so stellt sich eine Gesammtsumme von mehr als 400,000 Köpfen heraus. Die Lücke wurde durch christliche Ansiedler ausgefüllt, welchen die Regierung große Begünstigungen zu Theil werden ließ. Am Kuban waren schon 1864 nicht weniger als 90 Kosackendörfer (Stanitzen) mit etwa 103,000 Seelen vorhanden.

Einen sehr werthvollen Zuwachs aber bildeten die Armenier aus den türkischen Besitzungen in Asien. Die Pforte war außer Stande, diese friedlichen, betriebsamen Leute in ihrer alten Heimath gegen die Bedrückungen nomadisirender Türken- und Turkomanenhorden zu schützen, und als Rußland dann jenen für die Uebersiedelung große Vortheile in Aussicht stellte, fand es williges Gehör. Schon im Herbst 1864 waren etwa 1500 armenische Familien vom Wansee und der armenischen Hochebene ausgewandert und zahlreiche Nachkömmlinge folgten ihnen. Ihre Züge gingen durch Georgien nach Poti, von wo sie nach einem Hafen an der Küste des Kaukasus befördert wurden.

Die ausgetriebenen Kaukasier sind nun weit und breit über das osmanische Gebiet in beiden Erdtheilen zerstreut. Sie gelten überall als unwillkommene Gäste, als ein Element der Beunruhigung, denn zu den Künsten des Friedens verstehen sie sich nicht. Vielfach steckten nach altem, patriarchalischem Brauche die Häuptlinge ihre Schwerter in den Boden, um anzudeuten daß nun das Land ihnen gehöre. Damit waren die alten Besitzer mit nichten einverstanden; es entstand Kampf zwischen beiden Theilen und mehrmals war die Pforte genöthigt, die Tscherkessen zum Weiterwandern zu nöthigen. F. Kanitz, der auf seinen Forschungsreisen im Balkan und in Bulgarien mehrmals solchen Zügen begegnete, hatte gute Gelegenheit, diese heimathlos gewordenen Kaukasier genau zu beobachten.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl der nach Kleinasien eingewanderten Tscherkessen hat von der Pforte Wohnsitze im Taurus und Antitaurus bis nach Kappadocien hinein erhalten. Dort traf 1866 Wilhelm Lejean mit ihnen zusammen, und er entwirft von ihnen keine günstige Schilderung. Bei den Landeseingeborenen waren sie als Eindringlinge sehr unbeliebt und galten für Landstreicher, denen man bei Tage

und noch mehr zur Nachtzeit gern auswich. Am Flusse Zamantia, unweit von Azizieh, kam der von einem arnautischen Gensdarmen begleitete Wanderer Abends in ein Tscherkessendorf; er wäre lieber in einem Turkomanendorfe gewesen, bei „guten Leuten“.

Während eine ganze Meute von Hunden an den Pferden hinaufsprang und entsetzlich heulte und bellte, erschienen mehrere bewaffnete Männer. Sie trugen auf dem Kopfe hohe Kalpacks von Schafsfell, der lange graue Rock fiel bis auf die Fußknöchel herab, vor der Brust waren die fächerförmig gestellten Patronenröhren befestigt; der rothe Vollbart und die zischenden Töne der Sprachen des Kaukasus ließen keinen Zweifel über die Nationalität dieser Männer; sie waren ausgewanderte Tscherkessen. Bald kamen auch Kinder und Frauen zum Vorschein; die letzteren boten keine anziehende Erscheinung dar, ihre Züge und ihr ganzes Auftreten hatten zu viel Männliches, aber von den Männern hatte jeder eine Haltung „wie ein Krieger aus der Iliade“. Der arnautische Gensdarm, dem es doch sonst an Herzhaftigkeit nicht fehlte, trat in dieser „Höhle der Wilden“ sehr anspruchslos und bescheiden auf.

Ein Tscherkesse verstand sich gegen einen Lohn von 12 Silbergroschen dazu, den Reisenden nach Azizieh zu geleiten. Die osmanische Regierung hatte erst vor Kurzem die aufständischen Turkomanen im Taurus gebändigt und wollte nun diesen Platz zu einer Militärstation machen, von welcher aus die Gebirgsleute unter Aufsicht gehalten werden können. Die Besatzung sollte aus Tscherkessen gebildet werden und man wollte Ansiedelungen dieser streitbaren Männer bis zum Kisil Irmak, diesem Halys der Alten, gründen. In Cäsarea hatten die Türken den Reisenden viel von dem Aufblühen Aziziehs zu rühmen gewußt, als derselbe jedoch dorthin kam, fand er wohlgezählt vierzehn Wohnhäuser, zumeist Kramläden und Kaffeehäuser, und nicht einmal eine Moschee. „Türkische Wirthschaft!“

# Kerguelen-Land, die deutsche Station zur Beobachtung des Venusdurchganges.

## I.

Besuch des „Challenger“ auf Kerguelen im Januar 1874. — Der Walfisch- und Seehundsfang. — Neue Entdeckungen am Royal Sound.

R. A. Bekanntlich wird eine der deutschen Stationen zur Beobachtung des Venusdurchgangs am 8. December auf Kerguelen-Land, jener an den Pforten des antarktischen Meeres im Südindischen Ocean gelegenen großen Insel, errichtet und die Corvette „Gazelle“ trägt die Mitglieder unserer Expedition nach jenen fernen Gestaden, welche auch eine englische zu demselben Zwecke entsandte Expedition beherbergen werden. Unter diesen Umständen wird ein aus Melbourne datirter Bericht von dem oft erwähnten britischen Forschungsschiff „Challenger“ von doppeltem Interesse. Es heißt dort:

„Wir langten am 7. Januar (1874) in Kerguelen an und blieben dort über drei Wochen, beschäftigt mit der Untersuchung der Gestade und Buchten, um die Gegend kennen zu lernen, wo auf das beste Wetter zu rechnen ist, damit dort die Astronomen ihr Observatorium für den Venusdurchgang im December errichten können. Da wir an 12 Tagen unter den 25, die wir dort zubrachten, Beobachtungen machen konnten, so werden die Astronomen auch gute Chancen für die Ausführung ihrer Aufgabe haben. Das Wetter kann mit englischem Herbstwetter und die Winde können mit unseren Winterwinden verglichen werden.

Wir fanden drei amerikanische Schuner und eine Bark mit Walfischfang und Seeelephantenjagd hier und bei den benachbarten Heard Islands (Macdonald-Inseln *) beschäftigt. Die Bark kehrt alljährlich mit dem Ertrage nach Neulondon zurück. Die Walfangzeit dauert vom Januar bis Juli; die Fische besuchen die seichten Gewässer um Kerguelen und werfen in der Tangvegetation, welche in den stillen Gewässern der zahlreichen Föhrden wächst. Hier passen nun die Schuner auf und nur wenige Fische entgehen ihnen. Wenn die Alte gefangen ist, stirbt das Junge bald. Die Folge davon ist, daß die Fischerei, welche früher gegen 200 Fahrzeuge beschäftigte, jetzt nur ein halbes Dutzend Wale im Jahre liefert. Gegen Ende September gehen die Fahrzeuge nach den 250 engl. Meilen südlicher gelegenen Heards-Inseln, um Seeelephanten und Seebären zu schlagen, bleiben dort bis Mitte December und kehren dann nach Kerguelen zurück, indem sie auf jenen Inseln einige Mannschaft lassen, welche das Werk dort während des Winters fortsetzt. Alle Robben, die ihre Nahrung im Meere zu sich nehmen, sind genöthigt auf dem Lande zu werfen und dort zu säugen; während dieser Zeit nun fallen Alte wie Junge den Seehundsjägern zur Beute und gleich den Walen werden auch sie allmälig vernichtet. Die Männchen, welche am größten sind und den meisten Speck liefern, werden vorgezogen; doch vernichten die Matrosen die Weibchen und Kälber in gleicher Weise. Auf Kerguelen, wo diese Art Vernichtung seit vierzig Jahren betrieben wurde, sind nur noch wenige übrig, mit Ausnahme einer Bucht an der Westküste, welche die Seehundsjäger wegen der Brandung nicht erreichen können. Vor einigen Jahren wurde von den Jägern eine große Masse Speck gesammelt und ausgekocht; nachdem man aber jahrelang darauf gewartet, um sie zu verschiffen, setzte man sie schließlich in einer Anwandelung von Verzweiflung in Brand. Seitdem heißt jene Bucht Bonfire Beach. — —

Noch findet man auf Heard Island zahlreiche Seeelephanten (Morunga elephantina), um 40 Leuten, bei armseliger Lebensweise, vollauf Beschäftigung zu geben. Sie glauben, daß nicht allzufern Inseln liegen, wo die Thiere brüten, und daß auf diese Art ihre Zahl sich auf der Höhe erhält; doch wäre dies der Fall, so würden die gepeinigten Geschöpfe sich gewiß von Heard Island wegwenden. In diesem Jahre sind über 60 Seebären (Pelzseehunde) ge-

*) Es sind dies Neumayer's sogenannte „König-Max-Inseln“.

fangen worden; unsere Boote erbeuteten deren drei. Ihr Fang als regelrechte „Fischerei" ist schon lange vorüber.

Obgleich Kerguelen früher das Hauptquartier zahlreicher Walfischjäger war, finden wir doch die einzigen gedruckten Berichte darüber in Cook's und Roß' Reisen und die Karte der Insel ist sehr unzuverlässig, die Ostseite ausgenommen, welche in zahlreiche Fjorde zerschnitten ist; diese bilden eine Reihe prächtiger Häfen. Nach den vom „Challenger" eingezogenen Erkundigungen scheint es, als ob die bisher nicht aufgenommene Westküste ähnlich beschaffen sei und daß etwa im Mittelpunkt der Insel die Buchten von der Süd- und Westküste sich so tief ins Innere erstrecken, daß es dort gebräuchlich ist die Boote über den trennenden Isthmus hinwegzuziehen. Wir erfreuten uns des schönsten Wetters im Royal Sound, der tiefsten Bucht der Südostküste. Dieselbe zeigt eine herrliche, großartige Scenerie, ein wahres Labyrinth von kleinen Eilanden, welche über die 20 Miles lange, vom Wasser eingeschlossene Bucht zerstreut liegen, die im Süden von der Wyville-Thomson-Kette begrenzt ist, einem 3160 Fuß (englisch) hohen vulcanischen Berge, der als enormer Kegel in einem Kreise kleiner zuckerhutförmiger Picks sich erhebt. In Westen liegen Mount Lizard und der herrschende, schneebedeckte Pick des Mount Roß, der 6200 engl. Fuß in einer fortlaufenden Erhebung ansteigt und von dem zahlreiche Gletscher in die niedrigen Thäler ausgehen. Im Norden endlich die Crozierkette, 3250 Fuß hoch. Cook gab ihm ganz passend den Namen „Königlicher Sund". Er war stets glücklich bei seinen Namengebungen.

Die Insel ist 90 Miles lang und 60 Miles breit, also ungefähr so groß wie Corsica oder Wales und liegt etwa in derselben Breite wie das letztere *). Gewiß hat sie nicht die Temperatur wie Wales und obgleich wir mitten im (südlichen) Sommer dort waren, stand das Thermometer selten über 42° F. (= + 5,56° C.); das Wetter war kalt genug um von uns an den Bergabhängen stark empfunden zu werden.

Wir schossen viele Enten, sahen aber keine Säugethiere. Die Seehundsjäger haben außer dem Pinguin und den Seevögeln alles vernichtet. Wenn aber Kaninchen hier eingeführt würden, könnten sie von den überall wachsenden Kohlpflanzen prächtig sich ernähren. Wir landeten drei Ziegen, in der Hoffnung sie hier einzubürgern; doch sind sie wohl kaum wild genug um den Seehundsjägern zu entgehen. Dr. Hooker, der 1859 (soll heißen 1840) mit Roß die Insel besuchte, machte dort eine so vollständige botanische Sammlung, daß wir nicht viel Neues derselben hinzufügen können.

Die Insel wurde zuerst (?) the Island of Desolation genannt und ist unter diesem Namen den Robbenschlägern bekannt; doch stimmten wenigstens wir nicht mit dieser Benennung überein, da wir während unseres kurzen Aufenthalts sehr vergnügt waren. Indeß die Seehundsjäger denken wohl anders. Allerdings zeigt sich eine große Einförmigkeit in der Landschaft; doch der herrliche grüne Teppich von Moos und Kohlpflanzen, der sich 500 Fuß hoch an den Bergen emporzieht, die zahlreichen Wasserfälle, die von kleinen, liegengebliebenen Schneefeldern die felsigen Bergabhänge hinabströmen, machen eine höchst charakteristische Scenerie aus.

Bei einem zweiten Versuche, nachdem wir durch einen Sturm aus Westen zurückgetrieben waren, gelang es uns Cap George zu umfahren, den südlichsten von Cook gesehenen Punkt, und das Südcap der Insel zu fixiren, welches wir Cap Challenger nannten."

*) Dies ist ein Fehler des Berichterstatters. Wales liegt unter 52° N., Kerguelen aber unter 49° S. — Die Größe der Insel wird zu 126 deutschen Quadratmeilen angegeben.

# Zwei lebendige Pygmäen aus Centralafrika in Kairo.

Unter den nordamerikanischen Reisenden ist Bayard Taylor hervorragend. Er war vor zwanzig Jahren mit Commodore Perry in Japan; war 1852 im Nilgebiete bis über Chartum hinauf, bis ins Land der Schilluks, gekommen und kennt die verschiedenen Länder Europas, von Italien bis zum Nordcap und bis Haparanda in Lappland. Die Vereinigten Staaten hat er nach allen Richtungen durchwandert; noch im vorigen Jahre war er am nördlichen Redriver und in Manitoba. Deutschland, dessen Sprache und Literatur er, der beste Uebersetzer von Goethe's Faust, so gründlich redet und kennt wie ein Deutscher, ist gleichsam seine zweite Heimath. Taylor ist ein Mann von gediegenen Kenntnissen und die Reisewerke, welche er veröffentlichte, sind von reichem Inhalt. Gegenwärtig finden wir ihn wieder am Nil, wo er interessante Vergleiche zwischen den gegenwärtigen und den früheren Zuständen Aegyptens anstellt. Wir gehen heute auf diese Schilderungen nicht ein.

Taylor hatte in den letzten Tagen des März Empfang beim Vicekönig, mit dessen Vater, Ibrahim Pascha, „dem alten Löwen des Orients", er im Jahre 1845 in Florenz bekannt geworden war. Zunächst brachte der Chedive das Gespräch auf einen unvermeidlichen Gegenstand, — die Unterdrückung des Sklavenhandels in seinem Gebiete, und erörterte dann seine Stellung dem Sultan von Dar Fur gegenüber. Dieser zieht aus dem Sklavenhandel beträchtliche Einkünfte. Zwischen Dar Fur und Kordofan, das zu den ägyptischen Besitzungen gehört, wandert ein Nomadenstamm, welchem bisher die Unabhängigkeit gelassen worden ist und zwar unter der Bedingung, daß er die ägyptischen Behörden von allen feindseligen Bewegungen Dar Furs in Kunde setzt. Nun hatte der Sultan von Dar Fur etwa 10,000 Streiter zusammengebracht und war mit diesen nebst drei Kanonen ins Feld gerückt; die letzteren sind ihm früher vom verstorbenen Vicekönig Said Pascha zum Geschenk gemacht worden. Jene Nomaden haben nun ihre Verpflichtung nicht erfüllt; haben nichts über die Rüstungen der Furier verlauten lassen, sondern abwarten wollen, welcher Seite der Sieg bleiben werde. Der ägyptische Befehlshaber in Kordofan hatte nur etwa 300 Soldaten zur Verfügung, raffte aber in aller Eile sämmtliche Civilbeamten zusammen, die alle bewaffnet sind, und brachte trotz der geringen Anzahl, denn er verfügte über nur etwa 600 Mann, dem angreifenden Feind eine Niederlage bei. Diesen Sieg erfocht er weil seine Soldaten Remingtongewehre, einige gezogene Kanonen und auch eine Mitrailleuse hatten. Der Feldherr der Furie blieb im Gefecht. Nun hat der Sultan abermals ein Heer aufgestellt, welches unter der Führung seines Sohnes wie der in Kordofan einrücken soll; der Chedive hat aber die

nöthigen Vorkehrungen getroffen, um die Angreifenden zu züchtigen.

Wir bemerkten früher im „Globus“ (XXV, S. 176), daß im Januar der Chedive sich gegen Gerhard Rohlfs, Dr. Zittel und die übrigen Mitglieder der deutschen Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste sehr scharf gegen Samuel Baker ausgesprochen habe. Nun ist gerade in den letzten Monaten Baker in England mit Ruhm und Lorbeeren förmlich überschüttet worden, John Bull treibt mit ihm eine Art von Abgötterei und fast in jeder Woche hält derselbe da oder dort lange Reden, die allemal auf eigene Selbstverherrlichung hinauslaufen über die von ihm vollführten Großthaten. Der Pascha ist ein Mann von gewaltiger Energie, von einer Kaltblütigkeit, die uns eben so große Achtung einflößt, wie sein unbeugsamer Muth. Auch fehlt es ihm nicht an Schlauheit, denn er versteht seine Landsleute an ihrer schwächsten Modeseite zu fassen. Er setzt des Breitesten auseinander, daß er dem Sklavenhandel am obern Nil das Garaus gemacht habe; — das ist eine Behauptung, die freilich den Thatsachen nicht entspricht, welche für ihn aber die Dienste thut, welche er beabsichtigt und die der Engländer gern hört.

Taylor vermied es beim Chedive der von uns mehrfach erwähnten Expedition des Obersten Gordon zu erwähnen, weil er in Kairo erfahren hatte, daß der Vicekönig nur sehr ungern etwas hören mag, was auf Sir Samuel Baker Pascha Bezug hat. „Dieser letztere hat etwa dritthalb Millionen Dollars verausgabt, ohne irgend etwas mehr erreicht zu haben, als augenblickliche Vortheile über einige Stämme, — in jedem Falle viel weniger als er versprochen hatte oder als man von ihm erwartete. Was er ausgerichtet hat, ist auf keinen Fall genügend um auch nur den allerbescheidensten Selbstruhm zu rechtfertigen.“ So schreibt Taylor; er bemerkt weiter, daß Gordon möglicherweise, da einmal die Bahn in gewisser Hinsicht gebrochen sei, das Werk vollenden könne, bei welchem Baker, als Pionier, scheiterte. („New York Weekly Tribune“ vom 27. Mai.)

Der Chedive sprach von dem Zwergvolk das in Centralafrika (durch Georg Schweinfurth) jenseits des Landes der Niam Niam entdeckt worden sei, und meinte, Taylor solle sich doch ja die beiden Individuen des Zwergvolkes ansehen, die vor Kurzem in Kairo angelangt seien. „Wir (d. h. Taylor und Oberst Knox aus Neuyork) fuhren sofort hinaus nach Bulak, wo sie sich jetzt befinden. Dort zeigten uns die Soldaten im innern Hofraume zwei kleine Personen, welche Jacke und Hosen von weißwollenem Zeug und ein Fes trugen. Beim ersten Anblick hätte ich sie für Kinder aus irgend einem äthiopischen Stamme halten können, aber bei näherer Betrachtung überzeugte ich mich, daß der eine ein ausgewachsener Mann ist.“

Taylor erwähnt dann, daß Georg Schweinfurth einige Individuen des Zwergsvolkes bei den Niam Niam gesehen habe, indeß in ihr Land selbst nicht habe eindringen können (— der Akka, welchen er mitgebracht, starb ihm bekanntlich während der Reise auf dem Nil —). Aber nach Schweinfurth unternahm der bekannte italienische Reisende Miani eine Wanderung nach Innerafrika, von welcher er nicht mehr zurückgekommen ist. Am 6. November 1873 kamen einige Boote in Chartum an; sie hatten die Tagebücher Miani's an Bord, der im Lande der Monbutto gestorben ist. Der Statthalter von Chartum nahm diese Sachen in Verwahrung und gleichzeitig drei Pygmäen, welche für Sklaven galten. Der Chedive traf dann die Anordnung, daß jene dem italienischen Consul ausgeliefert, die Pygmäen jedoch ihm nach Kairo geschickt werden sollten. Die Zwergfrau starb unterwegs, die beiden anderen kamen zu Anfang des März wohlbehalten an.

„Die Zwerge wurden uns von den Soldaten vorgeführt und sie kamen halb willig, halb trotzig. Ein schlanker Dinkaneger vom obern Nil, schwärzer wo möglich als die schwärzeste Kohle, der mit ihnen kam, war einer der Begleiter Miani's gewesen; er sprach etwas Arabisch und so war es möglich, sich einigermaßen mit ihm zu verständigen. Die Pygmäen, sagte er, würden Naam genannt (— Akka, nach Schweinfurth; gewiß richtiger, da das Naam an Niam Niam erinnert —); ihr Land liegt anderthalb Jahr weit von Chartum entfernt (wahrscheinlich ist das die Dauer einer Handelsexpedition hin und zurück); der Ort von wo die Kleinen gekommen seien heiße Takkatikát. Der größere, Tubbul genannt, war 20 Jahr alt, der jüngere, Karal, 10 bis 12.“

Die kleinen Burschen sahen mich mit klarem, festem Blick gleichsam fragend an, während ich sie prüfte und maß. Tubbul ist 46 Zoll hoch; Beine 22 Zoll; Leib nebst Kopf 24. Kopf und Arme ganz ebenmäßig, das Rückgrat aber auffallend nach einwärts gekrümmt, so daß der Bauch weit vorstand, welcher ohnehin schon beträchtlich aufgetrieben war, wahrscheinlich weil sie vorzugsweise Bohnen und Bananen genossen. Tubbul mißt rund um die Brust 26, um den Unterleib 28 Zoll; Hände und Füße sind plump geformt, aber nicht groß; das Kniegelenk ist unverhältnißmäßig dick und plump. Gesichtswinkel durchschnittlich (fully up to the average); Gehirn gut entwickelt, Augen hübsch und intelligent, die Nase jedoch so platt, daß wenn man von oben hinunter sieht, man nur die über die Nase hinaus hervorstehenden Lippen wahrnimmt. Die Nasenlöcher sind erstaunlich groß und wie viereckig; Hautfarbe wie bei einem dunkeln Mulatten.

Karal, 43 Zoll hoch, hat ähnliche Verhältnisse. Das Haar ist bei beiden wollig, war vor der Stirn ganz kurz abgeschoren, auf dem Oberkopfe war ein runder Fleck kleiner, krauser Büschel stehen geblieben. Tubbul ist offenbar in den angegebenen Jahren, hat aber keinen Bart. Ich hob ihn in die Höhe und er kann höchstens 65 Pfund schwer sein. Die Soldaten sagten mir, daß die Zwerge nur einige wenige arabische Wörter gelernt haben, aber mit einander viel in ihrer eigenen Sprache sich unterhalten. Als Tubbul zum Sprechen aufgefordert wurde, ging er fort; ein Soldat holte ihn wieder, und nun blieb er sehr verdrießlich stehen. In der jüngsten Versammlung des ägyptischen Institutes wurde bemerkt, daß die Sprache dieser Pygmäen mit keiner andern centralafrikanischen Aehnlichkeit habe.

Das Land Naam oder Takkatikát, oder wie es sonst heißen mag, wird als ein äquatoriales Tafelland geschildert, das mit dichtem Gestrüppe bewachsen ist; in diesem verbergen sich diese Zwerge. Der Chedive bemerkte mir, die kleinen Leute seien sehr kriegerisch und für ihre höher gewachsenen Nachbaren, Neger, keineswegs verächtliche Feinde; sie seien so flink wie Affen und in ihren Schlupfwinkeln nur sehr schwer aufzufinden. Die Darwinianer werden in ihnen schwerlich ein Uebergangsglied zwischen ihren Menschen und den Affen finden können. Ihre physischen Eigenthümlichkeiten, namentlich das gekrümmte Rückgrat, der sehr große Mund mit platten aber genau markirten Lippen, die viereckigen, ungemein großen Nasenlöcher tragen kein Affengepräge. Diese Naamleute gleichen einem Tschimpanse viel weniger als manche hochgewachsene athletische Negervölker.“

Ueber die Zwergleute im Innern Südwestafrikas, die Babongo, hat Adolf Bastian in seinem neuesten Werke eine Menge von Angaben. Wir werden dieselben für eine unserer folgenden Nummern zusammenstellen.

* * *

Die Notizen über die beiden Akka in Kairo (S. 28) waren bereits gedruckt, als wir lasen, daß die Pygmäen durch Professor Panceri mit Erlaubniß des Chedive nach Italien gebracht und dort dem Könige Victor Emanuel vorgestellt worden sind. Man hat sie dann nach Neapel in eine Missionsanstalt gebracht, wo sie erzogen werden sollen.

Die italienische geographische Gesellschaft hat in Rom (Stabiliemento Civelli, 21. Mai) ein Flugblatt drucken lassen, das vor uns liegt. Dasselbe enthält über die beiden Akka, nach Panceri's Beobachtungen, einige Angaben, durch welche jene Taylor's vervollständigt werden. „Beide sind von verschiedenem Alter; der eine ist wohl 10, der andere 15 Jahre alt. Miani gab dem einen den Namen Thibaut (— nach dem frühern, in Chartum gestorbenen, französischen Consul —), den andern nannte er Schair Allah (Bene de Dio). Sie reden die Sprache ihres Stammes, die von allen anderen bis jetzt bekannten afrikanischen Sprachen abweicht. Der sudanesische Soldat, welcher sie begleitet, verdolmetscht dieselbe nur sehr unvollkommen; er allein ist noch übrig von denen, welche mit Miani in das Land der Monbutto gingen. Die Akkas stammeln einige Worte Arabisch.

Panceri charakterisirt die Pygmäen folgendermaßen: Sono curiosi, intelligenti, osservatori, memori, riconoscenti a chi loro si mostra amorevole e discreto. Sdegnano di esser guardati e palpati como animali. Hanno senso de pudore e di una salvaggia dignita.

Demnach wären sie wißbegierig, intelligent, beobachten was um sie her vorgeht; sind auch erkenntlich gegen die, von welchen sie gütig behandelt werden, müssen wie Thiere unter Aufsicht gehalten werden, sind nicht ohne Schamgefühl und haben eine gewisse wilde Würde. — Ihre Physiognomie erinnert mehr an jene der südafrikanischen Buschmänner als an jene der Negervölker.

Wir wollen hier bemerken, daß in A. Petermann's Mittheilungen (17. Band, 1871, S. 139) ein wohl von A. Behm verfaßter Aufsatz: „Ueber Zwergvölker in Afrika" mitgetheilt worden ist.

---

# Hutchinson über die Alterthümer Perus.

Thomas J. Hutchinson, der schon mehrere vortreffliche Werke über die afrikanische Westküste geschrieben hat und dem wir auch ein Buch über Argentinien verdanken, war schließlich zwei Jahre lang britischer Consul in Callao, von wo aus er Peru nach verschiedenen Richtungen durchreiste. Als Frucht dieser Reisen, auf denen Hutchinson namentlich den Alterthümern des Landes seine Aufmerksamkeit widmete, liegt jetzt ein Buch vor, welches den Titel führt: Two years in Peru; with Exploration of its antiquities, 2 vols, London, Sampson Low and Co. 1874.

Wir wollen uns hier einfach berichterstattend verhalten, denn Hutchinson spricht eine große Anzahl von „Ketzereien" aus, die völlig im Gegensatze zu den bisher herrschenden Ansichten über die Geschichte und Alterthümer Perus stehen. Namentlich kommt Garcilasso de la Vega bei ihm schlecht weg, den er einen Fabulator nennt; was über die Inkas bisher angenommen wurde, wird von ihm gleichfalls stark in Zweifel gezogen. Sie waren nach Hutchinson weit davon entfernt ein Reich, eine Civilisation, einen Cultus geschaffen zu haben; im Gegentheil, sie rissen nur nieder, verwischten und zerstörten die Spuren von allem, was Peru glücklich und civilisirt gemacht hatte, ehe sie ihren Fuß über dessen Grenzen setzten. Städte, religiöse Bauten, Festungen, Begräbnißstätten von hohem Alter oder herrlicher Bauart wurden von ihnen zerstört und entheiligt. Trotzdem befand sich Hutchinson, wie er selbst zugesteht, als er im April 1871 nach Peru kam, gleichfalls im „Inkawahne", wie die meisten anderen Menschen, die ein Interesse an peruanischer Geschichte und peruanischen Alterthümern haben. Nachdem er jedoch die Küste entlang von Arica bis San Jose gereist war, das Binnenland bis Arequipa und Ica gesehen, das Thal Jejetepeque und Machucana besucht, war er überzeugt, daß alle Kunst- und Architekturüberreste zwischen dem Stillen Weltmeer und der ersten Cordillere einer weit vor den Inkas liegenden Zeit angehörten. Die berühmten Tempel der Sonne jenseit Truxillo und von Pachacamac haben nach ihm mit den Inkas nichts zu thun und auch die Festung von Paramunka hat — abgesehen von Garcilasso's und Rivero's Zeugniß — nicht den geringsten Anspruch darauf ein Monument der Inkas zu sein, das ihren Sieg über die Tschimus verherrlichen soll. Im Gegentheil, sie war nach Hutchinson eine Festung der Tschimus selbst.

Wie frühzeitig schon die Besiedelung der pacifischen Küste erfolgte ist trotz aller von Squier, Markham und anderen Forschern gesammelten Belege immer noch eine offene Frage.

Um das Alter der Menschen hier zu bestimmen, hat man besonders die Ueberreste in den Guanoablagerungen zu Rathe gezogen und Hutchinson wendet diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit zu. Bis zu einer Tiefe von 35 Fuß wurden unter dem Guano der Chinchainseln verschiedene in Holz geschnitzte Idole aufgefunden; ja in 62 Fuß Tiefe lagen unter reinem Guano noch ein Steinbildniß und steinerne Wassertöpfe. Wie viele tausend Jahre sind vergangen, seit die Race, welche diese keineswegs unkünstlerischen Gegenstände schuf, hier lebte und wirkte? Noch künstlerischer sind die „königlichen Embleme und Hausgötzen" aus Holz gestaltet, die gleichfalls in den Guanolagern, in einer jedoch nicht genau beobachteten Tiefe gefunden wurden.

Schlüsse, die auf das Alter von Gegenständen gezogen werden können, welche unter geologischen Ablagerungen ausgegraben werden, sind immer unsicher und müssen mit der größten Vorsicht aufgenommen werden. Wir wollen nur daran erinnern, wie verschieden man nach den wohlbekannten Nilanschwellungen und Nilschlammlagen das Alter von menschlichen Erzeugnissen in Aegypten berechnete, die in der Tiefe gefunden wurden. Oder die Artefacte aus den Ablagerungen des Mississippideltas. Hutchinson selbst führt an, wie auf den Guañape-Inseln unter einer Schicht von Guano, die 32 Fuß mächtig war, der Körper eines Pinguin gefunden wurde, der durch Pressung der auf ihm lagernden Masse zu der Dicke von nur einem halben Zoll zusammengequetscht war, doch noch so gut erhalten, daß er aufrecht gestellt und für das vorliegende Buch gezeichnet werden konnte. Unter diesem so zusammengedrückten Vogel fand man ein Stück Zeug, das zugleich mit dem Körper aufgefunden wurde.

Die Schwierigkeit hieraus Schlüsse ziehen zu wollen liegt darin, daß wir das Alter der Guanoablagerungen oder viel-

mehr die Zeit nicht kennen, welche nothwendig war um eine Schicht von 32 Fuß Mächtigkeit des werthvollen Stoffes anzusammeln. Gewiß ist jedoch, daß durch jenes Stück Zeug, durch die geschnitzten Idole und die anderen menschlichen Spuren im Guano die Annalen der südamerikanischen Bevölkerung und ihrer Civilisation in eine sehr ferne Zeit zurückversetzt werden. Wie vorsichtig man aber bei der Bestimmung aller solcher Dinge sein muß, ergiebt sich daraus, daß unter den 1872 von Hutchinson bei Ancon aufgefundenen Schädeln und Alterthümern sich auch — ein ganzer Maulthierhuf befand, der natürlich nicht älter als dreihundert Jahre sein kann. Auch in dem Bericht von Price über die von Hutchinson aufgefundenen Irdenwaaren finden wir den außerordentlich guten Zustand der Erhaltung, die schöne Politur erwähnt — alles Zeichen, die mit einem sehr hohen Alter sich nicht gut vereinigen lassen. Wir stimmen überein mit Baldwin, dem Verfasser des Werkes „Ancient America“, über welches im „Globus“ berichtet worden ist, daß hier Reliquien eines Volks vorliegen, das etwa von den Chinchas vertrieben wurde; die Chinchas selbst waren Vorgänger der Yuncas, die ihrerseits vom Inka Pachacutec im 15. Jahrhundert unterworfen wurden. Aehnliche Ueberreste bestätigen, nach Hutchinson, das Vorhandensein derselben Race in Pisco, Ica und dem Cañetethal.

Wenn wir von den durch Montesinos und Garcilasso sowie durch ihre spanischen Nachbeter verbreiteten Fabeln absehen, so liegen in den Gebäuden, Grabstätten und anderen alten Ueberbleibseln die Grundlagen zu einer peruanischen Archäologie vor, die unter den Händen Tschudi's, Markham's und des Verfassers sich zu einer positiven Wissenschaft gestaltete. Die von Hutchinson mitgetheilten vortrefflichen Abbildungen setzen jeden sachkundigen Leser in den Stand, sich in dieser Angelegenheit selbst ein Urtheil zu bilden, und die Angaben über seine Ausgrabungen in den Ruinen thun das Uebrige. Namentlich zu Pacha-Cámac, dieser berühmten und geheimnißvollen Ansammlung peruanischer Denkmäler, erzielte Hutchinson mit seinen Grabungen vortreffliche Ergebnisse. Er verwandte Chinesen zu seinen Arbeiten, deren Schaufeln und Hacken denn auch ein paar hundert Fuß unter der obersten Terrasse eine ungeheure Anzahl mit Seilen umwickelter Leichen zu Tage förderten, welche sofort bei Berührung mit der Luft zerfielen. Ihre Augenhöhlen waren mit Baumwollpfropfen ausgestopft*). Bei einigen weiblichen Leichen fand man rohe Frangengürtel, vielleicht das einzige Kleidungsstück damaliger Zeit; bei anderen lagen rohe Thonfiguren, menschliche Köpfe darstellend oder Bündel von Cocablättern, die den Schädel deckten. (Cocablätter gelten heute noch bei den christlichen Indianern als Opfergabe, die auf den Altären der Kirchen eigenthümlich verpackt niedergelegt werden. v. Tschudi a. a. O. S. 309.) Hoch über dieser großen Huaca (Begräbnißstätte) lag nun der sogenannte Sonnentempel. Weshalb aber, fragt Hutchinson, finden wir in diesem der Sonnenverehrung gewidmeten Tempel eine große Anzahl Nischen oder Alkoven, die als Zellen für die Verehrer angesehen werden, die aber alle gegen Abend liegen, statt dem Aufgange des leuchtenden Himmelskörpers zu? Und weshalb finden wir hier Nischen für Götzenbilder und endlich Spuren von Opferfeuern an der Mauer gegen Norden? Wer häufte die ungeheueren Erdmassen zu den Terrassen auf, über denen sich die Mauern aus Stein oder aus Adoben (lufttrockenen Ziegeln) erheben? Der ganze Hügel ist zwischen 200 und 300 Fuß hoch, hat, bei einer Länge von einer halben englischen Meile, eine halbmondförmige Gestalt und wendet die concave Seite nach Süden. Die Höhe zwischen den einzelnen Terrassen schwankt zwischen 6 und 8 Fuß, doch ist die ganze Masse bereits zu zerfallen und ruinenhaft, um sie klar beschreiben zu können. Die Gipfelfläche, zu der Hutchinson in spiralförmigem Ritt hinaufgelangte, umfaßt zehn englische Acker.

Uebrigens ist das System der Terrassenbauten bei Cuzco oder Quito kaum minder bedeutend entwickelt und bei Moyobamba verfolgte Hutchinson Terrassenlinien, die sich mehr als zwei englische Meilen lang an den Bergflanken hinziehen und eine über der andern sich mehr als hundert Fuß erheben. An der Eisenbahn von San Bartolomé nach Surco sah er am Abfalle der Berge Ueberreste von Terrassenbauten, die aus so ungeheuren Steinblöcken aufgeführt waren, daß der Verfasser sich über die hierbei zur Anwendung gekommenen mechanischen Kräfte keine Rechenschaft zu geben wußte. Fraglich bleibt, ob wir derselben Zeit und derselben Race von Erbauern die ungeheueren Steinmauern von vier Ellen Stärke bei Santa Clara und die mit schönen Sculpturen bedeckten Felsen am Jouanpasse, die Mauern von Tschantschan und andere zurechnen sollen.

Was Hutchinson selbst gesehen, gezeichnet und beschrieben hat, ist werthvoll. Wir bedauern nur, daß er sich schließlich in wilde Speculationen eingelassen hat. Er zieht zum Vergleich griechische und phönizische Alterthümer, ja die Ausgrabungen Dr. Schliemann's herbei und kommt hierbei zu so merkwürdigen Sprüngen, daß wir sie am besten ganz übergehen. Werthvoll ist dagegen wieder, was er über die gegenwärtigen Zustände Perus mittheilt, wiewohl wir hier nicht gerade Neues erfahren.

*) v. Tschudi (Reisen durch Südamerika V, 175) fand künstliche Augen in peruanischen Mumien, nämlich die Augensterne eines großen Tintenfisches (Loligo gigas).

# Aus allen Erdtheilen.

### Aus dem Amurgebiete.

D. Dem Briefe eines Deutschen aus Nikolajewsk am Amur vom 19./31. Januar d. J. entnehmen wir Folgendes.

Die Stadt Nikolajewsk liegt am linken Ufer des Amur, 45 Werst von der Mündung, unter 53° 08′ 05″ nördl. Br. und 140° 42′ 58″ östl. L. von Greenwich, auf erhöhter Ebene an einer kleinen Bucht von 5 Fuß Tiefe. Der Ort dehnt sich dem Flusse entlang von Ost nach West gegen drei Werst aus und zieht sich eine Werst ins Land hinein. Um die Wirkungen einer Feuersbrunst abzuschwächen, hat man die Häuser alle sehr weit von einander gebaut. Letztere sind nur von Holz, Blockhäuser. — Die Stadt, 1851 gegründet, entwickelte sich sehr langsam. Seitdem aber 1855 die Marine-Etablissements von Petropawlowsk auf Kamtschatka hierher verlegt wurden (im September 1873 leider wieder weggenommen und nach Wladiwostok an der Victoriabay gebracht), nimmt die Einwohnerzahl rasch zu, und jetzt zählt man 74 Kronhäuser, 500 Privathäuser und bis 4000 Einwohner. — Die Rhede, 7 bis 15 Faden tief, bedeckt sich Ende October mit Eis und wird erst Anfangs Mai wieder frei. Auf einer kleinen Insel oberhalb der Stadt, 1½ Werst gegen S.-W., steht der Constantinowsche Leuchtthurm, welcher aber

selten leuchtet, weil die russische Bedienung das Oel austrinkt. Es ist ein viereckiger Thurm von Holz, 29½ Fuß hoch, weiß angestrichen und oben mit einer grauen Laterne versehen. Das weiße, feste Feuer, in einer Höhe von 40 Fuß über dem Wasserspiegel, erleuchtet den Horizont auf 7,3 Meilen und dient sowohl den von oben als den aus der See kommenden Schiffen als Richtungszeichen.

Das Land in der Umgegend ist meistens felsig, weiter im Innern jedoch giebt es viel Moor. Die Ufer des Amur, besonders das rechte, schlängeln sich sehr und sind von bewaldeten Bergrücken eingerahmt, eine Höhe von 1080 Fuß erreichend, hier bei Nikolajewsk Chrebet Tatarskii genannt. Weiter stromauf kommen Chrebet Wanda, Chingan und Jablonnai, lauter Ausläufer der nach dem Innern aufsteigenden Hochgebirge. Stellenweise nähern die Berge sich dem Ufer in der Form abschüssiger Felsen; zuweilen bilden sie Niederungen mit Wiesen, doch ziemlich entfernt vom Ufer.

In der Flora findet man hauptsächlich vertreten: Rosen, gelbe und rothe Lilien, blaue Iris, Maiblumen, Potentillen, Myosotis, Veilchen, Lärchen und andere Nadelhölzer, Birken und Haselsträucher. Weiter stromauf, da wo der Amur von Süden kommt, stehen schon Eichen, Erlen, wilde Aepfel, wilder Wein, Ahorn, Ulmen, Cedern.

Zerstreute Giljaken-Ansiedelungen liegen besonders am rechten Ufer, sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt. Auf dem linken Ufer, unterhalb, trifft man indeß keine, außer einigen Hütten oder Filzzelten auf dem Cap Tschadbach. Der wichtigste Platz unterhalb am linken Ufer ist der Militärposten Tschnerach, 10 Werst von hier, mit ungefähr 1200 Einwohnern.

Die Breite des Amur bei der Mündung zwischen den Caps Tabach und Pronge beträgt 11 Werst, also 2 deutsche Meilen; weiter hinauf wird er allmälig schmaler, bei Cap Nale 9, bei Waffe und Tschnurrach 3½, bei Nikolajewsk noch 2½ Werst.

Der Amur hat hier verschiedene Namen. Die Tungusen nennen ihn Sachalin-Ula (schwarzer Fluß), die Chinesen Jalong-Kiang (Drachenfluß). Er entspringt bekanntlich im Daurischen Alpenlande aus zwei Quellflüssen, der Ingoda und dem Onon, welche vereint den Namen Schilka erhalten. Seine Länge beträgt 510 Meilen, wovon 360 Meilen schiffbar sind und von 20 Dampfschiffen befahren werden.

Die Nationalität der Ein- und Anwohner bietet eine bunte Musterkarte. In der Stadt sind es meistens eingewanderte Russen und eingeborne Jakuten, etwa 20 Deutsche und einige Engländer. In der Umgegend wohnen Giljaken; der Verkehr führt außerdem Chinesen, Mandschuren, Tataren, Golden und Haradschonen vorübergehend hierher.

Der Handel erstreckt sich auf alle nur denkbaren Importartikel. Das Haus Dirkmann u. Comp., von Hamburg aus gegründet, führt ein: Spirituosen jeder Art vom Branntwein bis zum Champagner, Getreide, Mehl, Colonial- und Eisenwaaren, Bijouterie- und Goldwaaren, Delicatessen, Waffen, Manufactur- und Lederwaaren.

Die Preise stehen mit europäischen in gar keinem Verhältniß. Das Pud (32 Zollpfund) Rindfleisch kostet 5 Silberrubel, Eier, je nach der Jahreszeit, 1½ bis 4 Kopeken, 100 Stück frischer Lachs im August nur 3 bis 5 Silberrubel, wobei die Größe der Fische gar nicht in Betracht kommt. Caviar kauft man im Sommer das Pfund zu 20 Kopeken. Ein Faden Holz kostet in der Stadt 4½, weiter stromauf nur 2½ Silberrubel. Sehr theuer sind dagegen alle Luxusartikel, z. B. 100 rauchbare Cigarren 7 Silberrubel, die Flasche Porter oder Ale 1 Silberrubel.

Eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit dem Auslande giebt es nicht, doch gehen seit dem Sommer 1873 Dampfer der russischen Campagnie von Hamburg über London und Suez auf hier, z. B. der „Alexander", Capitän Hummel, der „Nikolai", Capit. Schütz, letzterer ist jedoch auf der Rückreise bei Nagasaki gescheitert. Capitän Hummel machte seine erste Reise auf hier in 61 Tagen. Wie man sagt, sollen noch mehr Dampfer gebaut werden. Mit einem Segelschiffe dauert die Fahrt von Hamburg reichlich ein halbes Jahr, da der Atlantische Ocean bis zu 40° südl. Br. durchschifft werden muß, von wo der Curs nordöstlich durch die Sundastraße, dann nach Norden geht.

Die Lebensweise, namentlich die Verpflegung, in unserm (deutschen) Hause ist ausgezeichnet und läßt nichts zu wünschen übrig. Nach nordischer Sitte trinkt man vor der Mahlzeit am Büffet einen Schnaps, dann giebt es zu Mittag eine gute Suppe, darauf einen Braten (Rind, Fasan, Birk- und Schneehuhn, Auerhahn, Rebhuhn), zuweilen auch Renthier- oder Bärenschinken, Fische mit Kartoffeln. Letztere beziehen wir von der Insel Formosa, da sie hier zu wenig gebaut werden. Den Schluß macht irgend ein Dessert. Dazu fehlt der Rothwein nie. Bier trinken wir im Hause nach Belieben, obgleich es ein kostspieliger Artikel ist. Ueberhaupt werden viel Spirituosen getrunken, aber im Winter schadet es nicht, weil die Kälte so streng ist. — Nach beendigter Geschäftszeit, Abends 7 Uhr, begeben wir uns wieder ins Speisezimmer, welches zugleich der Sammelpunkt aller Gäste ist. Nach dem Abendbrote wird getanzt, musicirt, gesungen oder Karten gespielt. Im Sommer geht man statt dessen auf die Kegelbahn, übrigens ein theures Vergnügen, denn die Stunde Kegelschieben kostet 2 Silberrubel. Zuweilen wird ein Picknick in der Umgegend arrangirt. Zu unserer Unterhaltung haben wir im Hause auch eine kleine Bibliothek. Den Club hat uns der Gouverneur leider aus Mißgunst geschlossen! Da alle sonstigen Vergnügungen fehlen, so sind wir ganz auf ein geselliges und cordiales Zusammenleben angewiesen.

## Die schwarzen Prediger in Nordamerika.

Auch die eifrigsten Negerfreunde und Abolitionisten leugnen jetzt nicht mehr, daß die Entsittlichung und Verwilderung unter den Schwarzen entsetzlich zunehme und die guten Erwartungen, welche man von ihnen hegte, in bedauerlicher Weise getäuscht worden seien. Man hatte die Erfahrung unbeachtet gelassen, welche lehrt, daß der Neger überall verwildert, wo er jeder Controle überhoben seinem Hange folgen kann. Nun kommen bittere Klagen über das, was doch jeder Unbefangene voraussah und voraussagte. Arg ist auch die religiöse Verwilderung und der Fetischdienst des Wodu; die Verehrung der Schlange bei nächtlichen Orgien greift unter den schwarzen Vollbürgern immer weiter um sich und verquickt sich mit dem Kirchenthum, welches durch die Neger carikirt wird.

Ein Abolitionist und Negerfreund, dazu Geistlicher, Dr. A. S. Stephens, giebt in Neuyork die religiöse Zeitschrift „Der Methodist" heraus. Bekanntlich sind die Neger zumeist Methodisten und der Reverend Stephens wollte sich persönlich überzeugen, wie es in Bezug auf die Kirche unter seinen schwarzen Glaubensbrüdern bestellt sei; er unternahm deshalb eine Inspectionsreise nach den südlichen Staaten, ist aber durchaus nicht erbaut über das, was er gesehen hat. Er schreibt in seinem „Methodist": „Es wimmelt im Lande von schwarzen Predigern, aber sehr viele derselben können kaum lesen. Sie glauben, daß die Extravaganzen, denen sie sich hingeben, das kennzeichnende Merkmal wahrer Gottesverehrung seien. Wenn sie auf der Kanzel stehen, legen sie es darauf an, in ihren Gemeinden tolle Raserei aufzustacheln, und mit den Bibeltexten gehen sie ganz abscheulich um. Am liebsten predigen sie über die Thiere in der Offenbarung Johannis, über Engel und Drachen, über Hesekiels Räder. Die meisten Predigten, welche ich mit angehört habe, waren weiter nichts als sinnloser Wortschwall ohne jeglichen Zusammenhang, und damit brachten sie unter ihren Zuhörern eine Aufregung hervor, die sich bis zur Gluthhitze steigerte. Ein Kirchehalten ohne derartigen Effect würde für durchaus verfehlt gelten. Ausnahmen gebe ich allerdings zu. Hier oder da fand ich notable Leute, die höher stehen als manche weiße Prediger, sie sind aber unter dem unzähligen Schwarme schwarzer Prediger wahre Anomalien. Wer aufrichtig beobachtet wie die Dinge stehen, wird zugeben, daß wahr ist, was ich hier sage."

Derselbe Dr. Stephens will von einer religiösen Vermischung der beiden Racen nichts wissen.

„Jeder unparteiische Beobachter wird mir einräumen, daß der Versuch, die Racen den öffentlichen Gottesdienst gemeinsam besuchen zu lassen, durchaus unpraktisch ist, einzelne locale Fälle ausgenommen, solche nämlich, wo die Episcopalen und die Presbyterianer von früher her ihre alten farbigen Gemeindemitglieder zulassen, aber das auch nur auf der obern Gallerie oder an einer vorbehaltenen Stelle in der Kirche. Was auch über Hochmuth oder Parteilichkeit der Weißen beim Gottesdienste gesagt werden mag — ich betone, daß der Uebelstand von den Schwarzen selber herrührt. Sie nehmen wohl zeitweilig unsere weißen Missionäre auf, aber nur als Aushülfe so lange bis sie wieder einen farbigen Prediger bekommen können."

„Was soll nun geschehen? Einige unserer höchsten Autoritäten sind dafür, daß dem Gottesdienste in der Kirche Weiße und Schwarze gemeinsam beiwohnen sollen. Abstract genommen ist das ganz richtig und entspricht dem Geiste des Christenthums. Aber in Anbetracht der wirklichen Sachlage in den südlichen Staaten und gegenüber der Stellung beider Racen ist es platterdings unthunlich. Darüber sind auch alle unsere Missionäre durchaus einverstanden." —

Für die Geruchsnerven der Weißen, die sich mit einer größern Anzahl von Negern in einem und demselben Raume befinden, ist auch die Hautausdünstung der letzteren in hohem Grade widerwärtig und das „Parfum d'Afrique" verursacht nicht selten wahre Uebelkeit. Das ist auch ein Grund, weshalb man in Gasthäusern rc. nicht mit Negern zusammen sein will. Unter den Tausenden von Schwarzen, die sich zu Predigern aufwerfen, weil sie als solche nicht zu arbeiten brauchen, sondern ihren Unterhalt durch Gebrüll auf den Kanzeln und Aufregen ihrer rohen Zuhörer mühelos erwerben, befinden sich unzählige Vagabunden schlimmster Art. Hier ein Beispiel aus dem „Buffalo Courier" vom 11. April 1874.

„Der Polizeimann Darguval verhaftete gestern Abend auf der Straße einen farbigen Gentleman nebst dessen Begleiterin. Beide wankten, Arm in Arm, hin und her, denn sie waren arg betrunken und erregten Aufsehen. Im Stationshause erklärte der farbige Gentleman, er heiße Georg R. Williams, sei 51 Jahre alt und von Profession Schuhmacher; er habe aber bisher als Prediger an der Methodistenkirche zu Rochester gewirkt. Die weiße Lady nannte sich Mary A. Williams und erklärte, daß sie mit dem Reverend, der allerdings wie ein Geistlicher gekleidet war, durch die heiligen Bande der Trauung vereinigt worden sei. Man ließ sie ihren Rausch im Stationshause ausschlafen."

## Renthiersculpturen der Thaynger Grotte.

Künstlich verzierte und bearbeitete Knochenstücke aus der Renthierperiode sind bisher fast nur in Frankreich, namentlich in den Höhlen der Dordogne, aufgefunden worden. Die Aechtheit der auf denselben eingeschnitzten Mammuthe, Renthiere rc. ist mehrfach bezweifelt worden, zumal aus anderen Ländern keine künstlerisch gestalteten vorgeschichtlichen Knochenreste vorlagen. Jetzt sind solche vom Reallschullehrer Merk in der Thaynger Grotte bei Schaffhausen aufgefunden worden. O. Fraas berichtete darüber in der würtembergischen anthropologischen Gesellschaft am 7. März: „Abgesehen davon, daß alle Nadeln, Pfriemen und Pfeilspitzen mit einer vollendeten Präcision zubereitet sind, fanden sich Gravirungen an einem Griffe, die alle bisher gefundenen rohen Zeichnungen an Schönheit übertreffen. Auf einer breiten Renthierstange, durch welche am Oberende ein rundes Loch gebohrt ist, ist ein grasendes Renthier eingegraben. Die ganze Haltung des Thieres, die Musculatur der Beine, des Kopfes, die Gestalt des viel verästelten Geweihes mit der breiten Augensprosse, die Behaarung des Leibes und des Unterkiefers, alles das verräth einen wirklichen Künstler unter jenen Wilden, der in seinen Mußestunden etwas Anderes zu treiben verstand als Markknochen aufzuschlagen und auszusaugen."

So leicht man auch geneigt ist, solchen künstlerischen Leistungen aus vorgeschichtlicher Zeit gegenüber Verdacht zu schöpfen, daß eine Täuschung oder Fälschung vorliegt, muß man doch bedenken, daß noch heute Völker auf einer tiefen Civilisationsstufe ähnliche Kunstproducte liefern und daß dieselben gerade Thierfiguren mit außerordentlicher Treue darzustellen vermögen. Wir erinnern an die Walroßzahnschnitzereien der Koräken, an die Malereien in den Buschmannshöhlen, von denen uns G. Fritsch in seinem großen Werke über Südafrika jüngst noch Proben mittheilte. Von den Negern an der Westküste Afrikas sind auch vortreffliche Elfenbeinschnitzereien bekannt, wie namentlich der von Adolf Bastian mitgebrachte, im Berliner Museum befindliche Elephantenzahn beweist, der mit der einfachen Hülfe eines eisernen Nagels, ohne jedwedes andere Instrument, hergestellt ist.

* * *

— In Leipzig ist jüngst das Museum für Völkerkunde feierlich eröffnet worden. Einrichtung, Aufstellung und Anordnung der verschiedenen Gegenstände sind vortrefflich, namentlich ist jede Ueberfüllung vermieden worden. Einen beträchtlichen Theil des Museums bildet die ethnographische Sammlung, welche der verstorbene Dresdner Oberbibliothekar Gustav Klemm im Verlaufe von 36 Jahren unermüdlich aus allen Gegenden her zusammengebracht hatte. Aber es ist den Bestrebungen einer Anzahl um die Gründung dieser Anstalt verdienter Männer gelungen, die Sammlung nach verschiedenen Richtungen hin mit vielen werthvollen Gegenständen schon beträchtlich zu vermehren, und Alles bürgt dafür, daß der Eifer diese treffliche Schöpfung immer mehr zu vervollständigen nicht erkalten werde.

— Der Maler Delaporte, welcher Mitglied der Expedition Lagree's und Garnier's auf dem Mekong war, hat im Auftrage der französischen Regierung in Kambodscha Forschungen in den Ruinen von Angkor angestellt, die von Wichtigkeit sind. Er ist jedoch vom Fieber derart heimgesucht worden, daß er nach Frankreich hat zurückkehren müssen. Seine Mitarbeiter Bouillet, Rath und Julien haben weniger vom Fieber gelitten und sind in Saigong zurückgeblieben, um demnächst die Arbeiten in Angkor wieder aufzunehmen.

— Georg Schweinfurth bemerkt auf eine Anfrage Duveyrier's in einem Briefe an diesen letztern, daß er in den von ihm besuchten Gegenden im obern Nilgebiete keine Ueberreste von früheren Racen gefunden habe, welche Spuren des Daseins zurückgelassen hätten. Die Neger, sagt er, haben stets dasselbe Leben geführt wie noch heute; sie haben keine Mauern und keine Oefen gebaut; man findet keine Inschrift, nicht einmal Zeichnungen. Ihr einziges Steindenkmal ist eine Handmühle.

— Tourneau-Dupéré ist auf einer Wanderung nach dem Innern der Sahara begriffen. Den letzten Nachrichten zufolge war er von Tuggurt aufgebrochen und hatte die Oase Ghadames erreicht.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 6.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

# Nach Californien.

## I.

Die pacifische Weltbahn. — Sonst und heute. — Ueber die Sierra Nevada. — Die Leute in San Francisco. — Die Ortschaften an der Bahn und ihre erste Bevölkerung. — Richter Lynch. — Das Zeltlager an den Black Buttes in der Rothen Wüste.

Am 10. Mai 1869 ist die letzte Schiene gelegt worden, welche den westlichen und den östlichen Strang der durch Nordamerika führenden Eisenbahn mit einander in Verbindung brachte. Seitdem legt man die Strecke zwischen Neuyork an der Mündung des Hudson und San Francisco am Gestade des großen Weltmeeres, eine Entfernung von 3181 Miles oder 5300 Kilometer, in sechs bis sieben Tagen zurück. Jene Verbindung fand statt bei Promontory Point, in 4943 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel des Oceans, im Territorium Utah unter 41° 45′ N., 114° bis 115° W. von Paris. Von Promontory Point bis San Francisco hat man etwa 800, bis Neuyork 2500 Miles.

Diese große Pacificbahn ist sieben Jahre früher fertig hergestellt worden als vertragsmäßig in ihrem Freibriefe bedungen war. Von den 1727 Miles zwischen Omaha am Missouri in Nebraska und San Sacramento wurden im Jahre 1863 gebaut 20 Miles; 1864 eben so viele, 1865 schon 60, im Jahre 1866 schon 290; dann aber 1867 gleichfalls 290 und 1868 bis Mai 1869 nicht weniger als 1092 Miles.

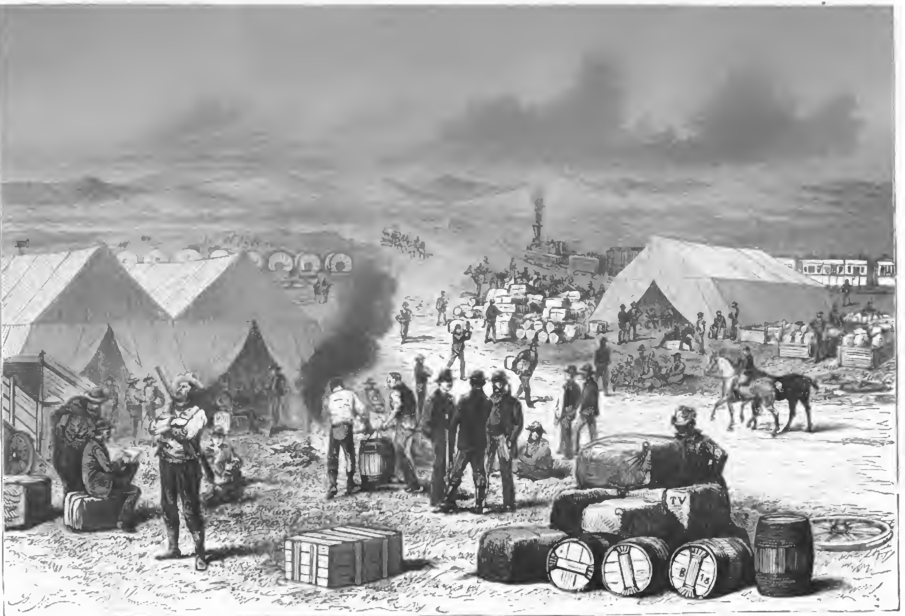
Seit Vollendung dieser Weltbahn, zu welcher im Laufe der nächsten Jahre noch drei andere den Continent Amerikas durchschneidende Schienenwege kommen, ist der Verkehr ungemein beschleunigt und erleichtert worden. Vermittelst derselben ward es möglich, eine Reise um den Erdball in drei Monaten zurückzulegen. Die Auswanderer, welche von Osten nach Westen ziehen, nach Nebraska, Wyoming, Colorado, Utah, Montana und Idaho, Nevada, Californien, Oregon und in das Territorium Washington, nahmen zumeist diesen Weg und ihm ist es zu verdanken, daß diese Gebiete während der letztverflossenen Jahre die Zahl ihrer Bewohner so beträchtlich steigern konnten.

Wer die Mittel besitzt, kann es sich während der Fahrt bequem machen und die weite Strecke ohne irgend welche Beschwerde gemächlich zurücklegen; er findet reich ausgestattete Salonwagen, die sogenannten Pullmann's Cars, gute Küche und ein Schlafgemach. Er zahlt für die Fahrt jetzt 100 Dollars und hat 100 Pfund Gepäck frei; früher, mit der unbequemen Postkutsche, bis 1868, zahlte er beinahe drei Mal mehr und hatte für jedes Pfund Gepäck über 25 Pfund einen Dollar zu entrichten. Nicht minder hat diese Bahn einen schon jetzt nicht unbeträchtlichen Theil des ostasiatischen Handels an sich gezogen. Die Dampfer aus China und Japan bringen nach San Francisco Thee, Seidencocons und Grains; Californien und Nevada verfrachten auch ihre Edelmetalle und mancherlei Landesproducte. Diese Verkehrsbewegung zwischen dem asiatischen Osten und Nordamerika ist aber heute nur erst in ihren schwachen Anfängen; sie entwickelt sich mit jedem Jahre mehr.

Es hat sich getroffen, daß nur sechs Monate nach Er-



Station Cisko um Placer County, Californien. September 1868.




Das Zeltlager bei den Black Buttes in der Rothen Wüste (September 1868)

öffnung dieser pacifischen Bahn eine zweite großartige Weltverkehrsstraße eröffnet werden konnte. Wir meinen den Suezcanal; bald nachher, 1871, war auch der Schienenweg über und durch den Mont Cenis hergestellt. Somit sind binnen kurzer Zeit drei der großartigsten Werke vollendet worden. Drei mächtige Schranken, welche den Verkehr erschwerten, sind gefallen.

Vor dem Jahre 1868 war der Reisende auf einer Strecke von mehr als eintausend Miles auf die Benutzung der Ueberlandkutschen angewiesen. Er war herzlich froh, wenn er diese Bahnlücke hinter sich hatte und statt der öden Wüstenei endlich in eine civilisirte Gegend kam. Der Ingenieur Simonin schildert mit Wärme die Gefühle, welche ihn bewegten als er bei Truckee wieder Schienen sah, und wie er bei Summit die Höhe von 7042 Fuß auf der Sierra Nevada erreicht hatte, welche bekanntlich die Ostgrenze Californiens bildet. Freilich stand in Truckee, im letzten Drittel des Septembers, der Thermometer auf Null, aber in Summit, das viel höher liegt, Morgens doch schon + 7° C. Man erstaunt, daß dieser mächtige Gebirgswall von der Bahn überwunden wurde, ohne daß der Bau von Tunnels nöthig war; man findet nur einige kurze Gallerien. An manchen Stellen ist die Bahn überdeckt, um nicht unter Schnee begraben zu werden; doch gewähren diese Dächer nicht allzeit Schutz und mehrmals hat sie im Winter wochenlang nicht benutzt werden können. Dann haben die durch Dampf bewegten Schneepflüge eine gewaltige Arbeit zu verrichten. (Vergleiche „Globus“ XXV, S. 351.)


Viaduct bei Secrettown.


Der Bloomerdurchstich bei Auburn.

Auf weiten Strecken gleiten die Wagen ohne Dampf hinab und werden gebremst; nach aufwärts muß man den Zug durch mehrere starke Maschinen ziehen lassen. Endlich sieht man Wälder; man läßt die mit Schnee bedeckten Berggipfel hinter sich und kommt an Höhen, die mit Tannen bestanden sind. Dann und wann erblickt man einen See, dessen ruhige Oberfläche wie ein Spiegel erglänzt. Berühmt ist der Donnersee, sogenannt nach dem Trapper, welcher ihn entdeckte; dann auch der Krystallsee mit wunderbar klarem Wasser. Er liegt unweit des Flusses Yuba, und von der Stadt Cisco aus, die von der Bahn berührt wird, besucht man ihn häufig.

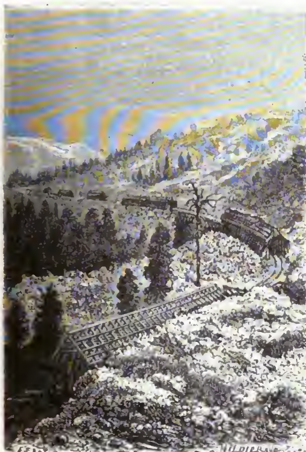
Der Europäer, der an soliden und massiven Bahnbau gewöhnt ist, empfindet ein gewisses Unbehagen, wenn er die zierlichen, kühnen, luftigen Holzbrücken und die kecken Curven sieht, welche die Bahn macht; er erstaunt über die colossalen Durchstiche, namentlich über den Bloomerdurchstich in der Nähe von Auburn. Nach und nach treten statt des Nadelholzes Laubbäume auf, insbesondere Eichen und Manzanillas, diese Sträucher mit wilden Aepfeln (Manzanas), welche von den Indianern genossen werden. Nun steigt die Temperatur auf + 28° C.! Zur Rechten und zur Linken arbeiten Goldwäscher in den Placeres. Man kommt nach Auburn und gelangt bald nach San Sacramento.

Als Simonin diesen Sitz der Regierung Californiens erreichte, war gerade Ausstellung von Landesproducten. Besonders auffallend waren ihm die colossalen Rüben und Kürbisse, das herrliche Obst, namentlich die Aepfel und Birnen, die anderthalb Fuß im Umfange hatten, und die drei bis fünf Pfund schweren Weintrauben. Man findet dergleichen in Hülle

und Fülle auch auf dem Markt in San Francisco, das man füglich als eine Weltstadt bezeichnen kann. Es zählt heute zweimalhunderttausend Einwohner; 1847 stand dort ein spanisch-mexicanisches Dorf, Yerba buena.

In den großen Gasthäusern geht es sehr lebhaft zu. Die Gäste und die Leute, welche bei ihnen vorsprechen, unterhalten sich von Politik, Coursen, vorzugsweise aber von Gold-, Silber- und Quecksilbergruben. Jeder, so schreibt Simonin, der die Stadt schon einmal im Jahre 1859 besucht hatte, kauete oder rauchte Taback. Manche wiegen sich im Schaukelstuhle hin und her und scheinen sich der Träumerei hinzugeben; es versteht sich von selbst, daß sie die Beine in die Höhe strecken und die Stiefel irgendwo auflehnen, gleichviel ob auf Bank oder Stuhl oder Tisch oder auf eine Fensterbank. Das Ganze ist mehr als zwanglos, es ist unangemessen, nach unseren Begriffen unanständig. Deshalb haben die Damen auch einen besondern Eingang und sie sind eben so anmuthig wie die Männer nur allzuoft plump und nachlässig in ihrer Erscheinung.

„In San Francisco trägt man sehr viel Schmuck an sich, große, schwere Goldringe, lange Busennadeln mit Diamanten oder einem Stück goldhaltigen Quarzes. Der Werth eines Mannes wird bestimmt nach seiner Körperschwere und nach der Menge und dem Glanze des Schmuckes, welchen er an sich trägt. Wenn man dann eine mit Thalern gefüllte Tasche hinzudenkt und einen Körper, der gut und gern seine zweihundert Pfund wiegt, dann hat man den vollendeten Gentleman vor sich."



Schneedächer.



Schneedach.

„Das ist aber noch nicht Alles. In dieser demokratischen Gesellschaft hat Jedermann einen Titel. Besonders seit dem Kriege der Yankees gegen die Conföderirten grassirt eine ganz entsetzliche Titelwuth. Wer ist oder will denn nicht sein: Commodore, General, mindestens Colonel, sodann Judge (Richter), Doctor, Professor, Präsident, Governor? Vor dem Kriege war womöglich Jedermann Capitän; das ist jetzt zu niedrig (— die Eisenbahnschaffner z. B. sind am liebsten Colonels —). Auf solche neugebackenen Titel, die ein Jeder sich nach Belieben selbst beilegt, halten die Leute eben so viel, wie unsere europäischen Adligen auf ihren Stammbaum, auf den Grafen, Herzog, Marquis, Baron, Herrn von, auf und zu. Jene Titel kosten nichts und werden auch sehr freigebig Ausländern zuerkannt. Im Osten treibt man diese Kinderei noch viel ärger als im pacifischen Westen. Auf den Leichenäckern in Boston findet man auf vielen Grabmonumenten Wappenschilder angebracht. In Newyork thut man sich viel darauf zu Gute ein Knickerboker sein zu wollen, d. h. seine Ahnen bis in die holländische Zeit hinaufreichen zu lassen. In Virginien, wo jede Familie sich für f. f. V. (first family Virginia) ausgiebt, also zu den ersten Familien gehören will, leitet man den Ursprung von alten und vornehmen englischen Familien ab. In Californien möchte man Pionier von wo möglich vor Anno 1847 oder wenigstens von Anno 1848 sein."

Aber in diesem Californien bildet sich nach und nach ein eigener Typus heraus, der von dem in der weiten Welt nichts weniger als beliebten neuengländischen Yankeetypus oder auch von jenem der mittleren atlantischen Staaten sich vortheilhaft unterscheidet. Es wird sich ein amerikanisch-pacifischer Typus

herausarbeiten im Gegensatze zu dem amerikanisch-atlantischen. „In Californien hat man offenere, freiere Gedanken, das ganze Leben hat einen mehr heitern Anstrich. Aber im Allgemeinen sind die Leute doch noch allzu amerikanisch, d. h. auf rasches Geldmachen und auf Gewinn erpicht. Die Frauen hingegen sind anziehend, lebhaft, liebenswürdig und nicht selten pikant."

* * *

Eine Reise nach Californien wird gegenwärtig als „ein kleiner Ausflug", a little trip, bezeichnet. Bis 1868 aber war sie, wie schon angedeutet, ein solcher mit nichten; denn eintausend Meilen weit durch eine Einöde buchstäblich hindurchgerüttelt zu werden, ist keineswegs angenehm. Und doch war für den aufmerksamen Beobachter eine solche Fahrt nicht ohne einen gewissen Reiz; er sah, wie Ortschaften gleich Pilzen rasch emporwuchsen, er sah auch solche, die gleichsam über Nacht wieder verlassen wurden. Leicht und rasch war eine solche „Stadt" aus dem Nichts ins Dasein gerufen. Anfangs schlug man Zelte auf, bald auch einige Bretterbuden, dann nach Verlauf weniger Wochen kamen Häuser von Fachwerk fix und fertig aus den Fabriken Chicagos, die darauf völlig eingerichtet waren, den Bedarf in kürzester Zeit an Ort und Stelle zu liefern. Im Jahr 1867 war Julesburg ein wichtiger Platz zwischen Omaha und den Felsengebirgen; als bald nachher Cheyenne aufkam, war von ihm kaum noch die Rede.



Gesellschaftszimmer im Salonwagen.



Das Innere eines Pullmann's Car.

Daß es in diesen neuen Ortschaften, wo sich der Ab-

schaum der weißen Grenzstrolche in größerer oder geringerer Anzahl zusammenfindet, in der ersten Zeit mehr als wild hergeht, ist bekannt. Richter Lynch, dort ein wahrer Wohlthäter, und die Vigilanzausschüsse haben alle Hände voll zu thun und mancher Baum trägt an einem schönen Morgen einen baumelnden Halunken oder auch mehrere. Die dortigen rechtschaffenen Leute sind so wenig sentimental, so wenig albern und so praktisch, sie haben soviel gesunden Menschenverstand, daß sie einen Mörder, einen gemeingefährlichen Taugenichts kurzer Hand ungefährlich machen, indem sie ihn aufhängen. Sie thun ganz recht daran. Sie würden einem Individuum, das ihnen die Abschaffung der Todesstrafe den Mördern gegenüber empfehlen wollte, hell ins Gesicht lachen und ihm verächtlich den Rücken kehren. Gewohnheitsdiebstahl, professioneller Meuchelmord, Pferdediebstahl und Raufboldthum finden bei Richter Lynch keine Sympathie und deshalb säubert er durch drastische aber praktische Mittel die Ortschaften von nichtsnutzigem Gesindel. Dann stehen auch bald solche Bretterbuden leer, deren Verkaufswaaren in Büchsen, Flinten, Revolvern, Patronen, Zündhütchen und langen, scharfen Messern bestehen. Den ausgetriebenen Galgenvögeln folgen dann die wenigen „Damen“, welche sich eingefunden haben, um jenen Gesellschaft zu leisten.

Von den Black Buttes bis zur Rothen Wüste ist das ganze Land eine dürre, traurige Einöde, in welcher Simonin keiner menschlichen Seele begegnete, auch nicht einmal einer Antilope. In solch einer Wüstenei liegt auch die Station Separation, genau auf der Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen. In der Postkutsche fand der Reisende im September 1868 eine keineswegs ansprechende Gesellschaft, eine Anzahl von Yankees rauhesten Schlages. Sie schrien und fluchten, pfiffen und tranken und kaueten natürlich auch Taback. An der Station Black Buttes, 792 Miles von Omaha am Missouri, wo die Bahn ein Ende hatte, standen mehrere Zelte, in welchen die Bahnarbeiter ein Unterkommen fanden; das größte derselben war die Schenke, die mit Branntwein reichlich versehen war, desto armseliger aber mit Speisen, nämlich nur mit Brot und Speck. Ein Nachtlager wurde den beiden europäischen Reisenden rundweg abgeschlagen und sie mochten sehen, wo sie nun eine Schlafstätte fänden. Und an dieser Station mußten sie drei Tage und drei Nächte warten; zum Glück hatte ein Mann, dessen Zelt etwas abseit stand, sie aufgenommen.

„Endlich kam der Postwagen, in dem unser neun Männer wie Häringe zusammengepackt wurden. Unsere nicht gerade civilisirten Reisegefährten kaueten unablässig Taback und spieen unaufhörlich aus. Schnupftücher galten ihnen für Luxus, sie benutzten statt derselben ihre fünf Finger. Die Tracht bestand in einem wollenen Kittel ohne Kragen; Halstücher fehlten, die Beinkleider wurden in die hohen Dragonerstiefel gesteckt, den Kopf bedeckte ein großer Schlapphut. Es ist in der That nicht angenehm, mit solchen Leuten volle sechszig Stunden ohne Unterbrechung in einer Ueberlandpostkutsche zu sitzen, in einer Wüstenei, wo das Auge auf Steinfelder und nackte Felsen fällt und nur in weiten Zwischenräumen einige Cedern, Lärchen oder Tannen, häufiger jedoch Artemisiabüsche und wohl auch Immortellen erblickt; den Wasserläufen entlang wächst die canadische Pappel, Populus monilifera, aber zu nur unbeträchtlicher Höhe.

Zu diesem armseligen Pflanzenwuchs und der dürren Einöde bilden dann allerdings die californischen Wälder mit ihren Riesenbäumen einen schroffen aber im höchsten Grade erfreulichen Gegensatz.

---

# Kerguelen-Land, die deutsche Station zur Beobachtung des Venusdurchganges.

## II.

Entdeckungsgeschichte: Kerguelen, Rosnevet, Cook, Rhodes, Roß. — Geologische Verhältnisse. — Kohlen. — Botanisches. — Verwandtschaft mit der Flora von Feuerland. — Der Kerguelen-Kohl.

Die Insel Kerguelen wurde von dem französischen Seefahrer, dessen Namen sie trägt, am 13. Februar 1772 gesichtet und für einen Theil des nördlichen Randes des großen Südlandes angesehen, dessen chimärische Existenz erst durch Cook's Reise in den antarktischen Ocean zerstört wurde. Die Entdeckung Kerguelens wurde von französischer Seite weiter verfolgt; zwei Fahrzeuge, Roland und L'Oiseau, ersteres unter Kerguelen, letzteres unter Rosnevet, gingen im folgenden Jahre wieder nach Kerguelen. Nur Rosnevet landete und nahm von dem nordöstlichen Theile am 6. Januar 1774 — vor nun gerade einem Jahrhundert — für Frankreich Besitz.

Cook, ohne von Kerguelens Entdeckung zu wissen, fand die Insel Weihnachten 1776; er ankerte in dem nordöstlichen Sunde, den Rosnevet für Frankreich in Besitz genommen, und nannte ihn Christmashafen. Dort fand er eine Flasche mit einer Inschrift auf Pergament, welche die französische Entdeckung bestätigte. Cook segelte der Ostküste entlang und erkannte deren föhrdenreiche Bildung; er giebt auch eine gute Beschreibung des Landes und seiner Thierwelt, das er wegen seiner öden Beschaffenheit gern Desolationland genannt hätte, dem er aber in Anerkennung der Verdienste des Entdeckers den Namen Kerguelenland gab.

Weitere Kunde über die Nord- und Ostküste erhielten wir durch den britischen Capitän Rhodes, der 1799 dort Aufnahmen machte, welche bis heute die wesentlichste kartographische Quelle für unsere Darstellungen Kerguelens sind *). Es verging geraume Zeit ehe unsere Kenntniß Kerguelens erweitert wurde und zwar durch den jüngern (James Clarke) Roß, der mit den Schiffen „Erebus“ und „Terror“ dort 1840 eintraf und namentlich naturwissenschaftliche Untersuchungen, aber wieder im leicht zugänglichen Nordosten, anstellte. Der berühmte Botaniker Hooker befand sich an Bord. Von da, bis zu diesem Jahre, in welchem der „Challenger“ Kerguelen besuchte, war dieses der

*) Vergleiche das Kärtchen in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1858. Tab. 1.

wissenschaftlichen Welt ziemlich aus den Augen gekommen und nur Aufenthaltsort der Walfischjäger, so daß die Westküste auch heute noch auf unseren Karten nur als unbestimmte Linie eingetragen werden kann.

Aus Hooker's Beobachtungen über die Natur der Insel heben wir das Nachstehende hervor (Petermann's Mittheilungen 1858, S. 24). Das Nordende der Insel ist ganz und gar vulcanischen Ursprungs; die kühnen Vorlande des Caps Cumberland und Cap Français gewähren einen auffallenden Anblick von der See aus, da das Trappgestein, aus dem sie bestehen, eine Reihe fast horizontaler Terrassen bildet, welche eine große Aehnlichkeit mit geschichtetem Sand- oder Kalkstein haben. Basalt ist das vorherrschende Gestein, er tritt in prismatischer Form auf und geht häufig in Grünstein und die verschiedenen Modificationen von Amygdaloid und Porphyr über. Die allgemeine Richtung der Bergkette ist von Südwest nach Nordost, ihre Höhe variirt von 500 bis 2500 Fuß (siehe dagegen die oben mitgetheilten Beobachtungen des „Challenger"). Viele Hügel werden von Trappadern durchsetzt. Einige derselben, mit kraterähnlichen Gipfeln, sind augenscheinlich einst vulcanische Oeffnungen gewesen. Drei oder vier, eigenthümlich isolirte Hügel in der Cumberlandbai bestehen aus Fragmenten eines vulcanischen Gesteins, durch die an manchen Stellen die Hauptmasse in prismatischen Säulen hervorbricht. Die ungeheure Menge Trümmergestein, die sich an ihrem Fuße aufgehäuft hat, erreicht an vielen Punkten die Höhe von 200 bis 300 Fuß und giebt einen schlagenden Beweis von der raschen Verwitterung, welcher die Felsen hier bei dem häufigen und plötzlichen atmosphärischen Wechsel unterworfen sind. Die merkwürdigste geologische Erscheinung ist das Vorkommen von fossilem Holz und Kohlen auf der Insel. Das erstere, meist stark versteinert, findet sich in Basalt eingeschlossen, während die Kohle in Lagern von wenigen Zoll bis 4 Fuß Mächtigkeit in den Schluchten zu Tage tritt, in engem Contact mit dem darüberliegenden Porphyr- und Amygdaloidgrünstein. Die Oberfläche der ganzen Insel scheint von zahlreichen kleinen Seen und Wasserläufen unterbrochen zu sein. Von den heftigen Regenfällen angeschwellt, welche mit Schnee und Frost abwechseln, rauschen die Bäche die Schluchten und Abhänge hinab, waschen die Gesteine aus und bestreuen Ebenen und Thäler mit Gerölle und fruchtbarem Alluvium.

* * *

In dem Bericht über den Aufenthalt des „Challenger" auf Kerguelen ist der botanischen Untersuchung der Insel durch Hooker (1859) und wiederholt der „Kohlpflanze" Erwähnung gethan. Dies giebt uns Gelegenheit, hierauf (nach einem Aufsatze in Gardner's Chronicle 1867) einzugehen. Ein schmales Rasenband umgrenzt die tiefen Kürsteneinschnitte Kerguelens und über diesem Bande befinden sich die braunen Massen einer eigenthümlichen Doldenpflanze (Azorella Selago), welche man von fern für den Rasen eines Mooses oder eines Steinbrech halten möchte. Ein wenig weiter entdeckt man hier und da zerstreut einige Gramineen und Kräuter, welche dem trockenen Boden ihre Existenz abringen. Der Naturforscher der Cook'schen Expedition, Dr. Anderson, klagt über die Dürftigkeit der Flora; er fand während des Sommers im Ganzen 18 Pflanzen, Phanerogamen und Kryptogamen zusammengenommen. Hooker dagegen, welcher den Winter dort zubrachte, fand 130 Arten (18 Phanerogamen, 1 Farnkraut, 33 Moose, 48 Algen). Alle diese Pflanzen sind perennirende und nur eine einzige von ihnen war durch ihre Größe bemerkenswerth, jener „Kerguelenkohl", eine riesige Crucifere. Während eines Zeitraums von $4^1/_2$ Monaten hatte die Hooker'sche Expedition kein anderes Gemüse als dieses und dasselbe wurde täglich genossen; dafür kam aber auch unter den 120 Personen kein Fall von Scorbut vor. Der botanische Name dieses Kohls ist Pringlea antiscorbutica, so benannt nach Sir John Pringle, der im vorigen Jahrhundert eine Monographie über den Scorbut schrieb. Diese Kreuzblume war am Meer im Ueberfluß vorhanden und ist generisch mit keiner anderen Crucifere der südlichen Halbkugel verwandt. Sie bildet überhaupt ein ganz vereinsamtes botanisches Vorkommen, so daß über ihren Ursprung oder ihre Verwandtschaft mit anderen Floren sich nichts sagen läßt.

Bei den übrigen Phanerogamen Kerguelens kann man dagegen ihre Stammheimath recht gut bestimmen. Die einzige Gattung, welche sonst noch der Insel eigenthümlich, die Lyellia, ähnelt einer andischen Form. Unter den übrigen 16 Species gelten vier als Kerguelen eigenthümlich, aber drei von ihnen sind so ähnlich den Arten derselben Gattungen auf Feuerland, daß man sie nur als Varietäten betrachten kann, und die vierte stimmt mit einer australischen Art. Von den 12 übrigen finden sich 10 auf Feuerland und von diesen sind vier ausschließlich diesem und Kerguelen eigen, mit Inbegriff der erwähnten merkwürdigen Doldenpflanze Azorella, die zu einer für die Flora der südamerikanischen Anden sehr charakteristischen Gattung gehört. Fünf Arten gehören allen um den Südpol gelegenen Ländern an und eine einzige ist Kerguelen und den Aucklandinseln gemeinsam. Endlich sind drei Arten auch europäisch, nämlich die bekannten Wasserpflanzen Callitriche verna, Limosella aquatica und Montia fontana. Es geht hieraus die Annäherung der Flora Kerguelens an jene Feuerlands hervor; sie muß von dort stammen, trotzdem die Entfernung eine sehr bedeutende ist. In der That liegen Afrika wie Australien Kerguelen näher als die Südspitze Amerikas. Ueberschaut man aber eine Karte der Meeresströmungen, so findet man, daß die antarktische Triftströmung von Feuerland gerade in östlicher Richtung auf Kerguelen zuführt. Und hierin mag eine Erklärung für die Uebereinstimmung beider Floren liegen.

Die vorstehenden kurzen Notizen geben einen Ueberblick unserer heutigen Kenntniß eines Landes, das etwa dem Großherzogthum Hessen an Größe gleichkommt, aber in seiner westlichen Hälfte noch so gut wie unerforscht ist. Lassen auf botanischem Gebiete sich auch schwerlich dort noch neue Entdeckungen machen, so bleibt doch die Erforschung der Westhälfte noch eine dankbare Aufgabe, welche von Seiten der „Gazelle" gelöst zu werden verdient.

# Das Fürstenthum Montenegro.

Mitgetheilt von Prof. M. P. in Zombor.

## II.

In Montenegro giebt es weder Gemeinde- noch Staatsländereien. Der gesammte Boden ist nach Stämmen und Häusern vertheilt. Der Hausherr kann im Einverständnisse mit seinen Angehörigen unbeschränkt über sein Feld verfügen. Nirgends in Montenegro giebt es auch nur ein Gut, das einem Rittergute ähnlich sähe und einer Familie angehören würde. Selbst das väterliche Erbtheil des Fürsten beträgt nicht mehr als 10 Joch. Die übrigen Häuser besitzen ungleich 1 bis 10 Joch. Obwohl man unbeschränkter Herr seines Feldes war, so blieb doch von Alters her die Sitte, daß, wenn Jemand sein Feld verkaufen wollte, er es zuerst seiner Familie antragen mußte, und wenn sich in dieser kein Käufer fand, einem Angehörigen seines Stammes. Fand er auch hier keinen Käufer, dann erst durfte er ihn in einem andern Stamme suchen. Die Familie sowie der Stamm mußten dem Verkäufer eine schriftliche Bestätigung geben, daß er ihnen den Kauf angetragen habe, oder er mußte ehrliche Leute als Zeugen haben; sonst konnten ihn später die Familie oder der Stamm gerichtlich belangen. Uebrigens sind solche Verkäufe an einen andern Stamm äußerst selten.

So lange die Eltern leben, können die Söhne ihren Antheil am väterlichen Gute nicht bekommen, wenn nicht die Eltern dazu ihre Einwilligung geben. Ein Vater, der selbst etwas außer dem von seinem Vater Geerbten erworben hat, konnte dieses unter die Söhne zu gleichen oder ungleichen Theilen vertheilen, oder es auch jemandem andern von seinen Angehörigen nach seinem Gutdünken schenken. Das aber, was er geerbt hatte, mußte er unter die Söhne zu gleichen Theilen vertheilen. Willigt der Vater in die Theilung der Söhne, so wird das ganze Vermögen nach der Zahl der männlichen Individuen, wo auch der Vater mitgezählt wird, in gleiche Theile getheilt. Lebt die Mutter nach dem Tode des Vaters, so genießt sie den Antheil ihres Gatten, so lange sie am Leben ist; wenn sie stirbt, vertheilen die Söhne auch diesen Antheil unter sich. Wenn sich die Söhne nach dem Tode des Vaters in das Vermögen theilen, so bekommt der älteste Bruder in der Regel die väterlichen Waffen und der jüngste verbleibt nach altem slavischen Brauche im väterlichen Hause. Die Töchter erhalten keinen Antheil vom väterlichen Vermögen; wenn sie heirathen, besteht ihre ganze Mitgift in ihren Kleidern. Stirbt jedoch der Vater ohne Söhne zu hinterlassen, so erben seine Töchter, falls sie verheirathet sind, das bewegliche Vermögen und das Feld; das Haus aber und der Garten um dasselbe sammt den Waffen fällt seiner Familie anheim, und zwar jenem Zweige derselben, der ihm am nächsten blutsverwandt ist. Sind seine Schwestern noch am Leben, so erben diese einen Theil, die Töchter aber zwei Theile. War die Tochter, als ihr Vater starb, noch ledig, so konnte sie sich einen Gatten wählen, selbstverständlich aus einer andern Familie, der dann in ihr Haus kommt. Alsdann gehören ihr auch das Haus, der Garten und die Waffen, denn ihr Gatte gilt nun als Glied der Familie. Ist die Wittwe jung, dann genießt sie, so lange sie nicht wieder heirathet, den Antheil ihres Gatten, und nach der Heirath bekommt sie durch so viele Jahre jährlich 10 Thaler, als sie verheirathet und verwittwet war.

Die Weiden im Gebirge sind nicht nach den Häusern vertheilt wie der Boden, sondern nach Stämmen. So hat jeder Stamm seine gemeinschaftliche Weide. Jedes Haus dieses Stammes hat gleiches Recht auf derselben sein Vieh zu weiden und Holz zu fällen. Uebrigens wurde in neuerer Zeit an vielen Orten auch die Weide getheilt. Außer diesem haben die Stämme nichts Gemeinschaftliches, noch haben sie einen Begriff von der Gemeinde und ihren Rechten und Pflichten in jener Form, wie es anderwärts in Europa der Fall ist.

In Montenegro existirt von Alters her ein erblicher Adel, der sich in zwei Rangstufen theilt: Wojwode (Herzog) und Serdar (Ritter). Obwohl der Fürst den Adel jedem Montenegriner, der sich auf dem Schlachtfelde auszeichnet, verleihen kann, so hat doch dieser verliehene Adel nicht den Werth des erblichen. Wiewohl die montenegrinische Aristokratie ihren Boden gleich den übrigen Einwohnern selbst bebaut und wenn sie auch was Bildung anbelangt diesen gleichsteht, so gestatten es doch nicht die größeren Familien, besonders die Häuser, aus denen die erblichen Wojwoden oder Serdaren sind, daß sich mit ihnen kleine und unbedeutende Familien und Ansiedler verschwägern, die nach ihrer Ansicht ihnen nicht gleich wären.

Montenegro war dreihundert Jahre lang ohne eigentliche Schulen. Lesen und Schreiben konnte man nur in den Klöstern lernen, aber wer nicht daran dachte Geistlicher oder Mönch zu werden, der besuchte gar nicht die Klosterschule. Die Montenegriner dachten überhaupt, Bücher wären nur für die Bischöfe, Mönche und Geistlichen. Auch war der Unterricht in den Klosterschulen ein sehr armseliger. Viele Schüler konnten nur ein Buch lesen, dasjenige, aus dem sie lernten. Selbst die meisten Bischöfe waren jeder höhern Bildung bar, denn auch sie waren gewöhnliche Klosterschüler. Der aufgeklärte Bischof Peter II., der Schüler eines serbischen Dichters und nachher selbst einer der Heroen des südslavischen Parnassus, errichtete im Jahre 1834 die erste Schule in Cetinje. Der jetzige Fürst, auch ein Dichter, widmet seine größte Sorgfalt der Entwickelung des Schulwesens. Gegenwärtig besteht in Montenegro ein Priesterseminar, das von der russischen Synode mit 8000 Rubeln jährlich dotirt wird, eine höhere Töchterschule, die auf Kosten der russischen Kaiserin (5500 Rub.) erhalten wird, und gegen 40 Volksschulen. Die Lehrer an den letzteren bekommen ihren Gehalt aus den Einkünften der montenegrinischen Klöster, die gegen 16,000 Gulden betragen. In allen montenegrinischen Schulen gab es im vorigen Jahre 2000 Schüler und 100 Schülerinnen, so daß gegenwärtig schon 2 Proc. der Bevölkerung des Lesens und Schreibens kundig sind.

In Montenegro ist jeder, der Waffen tragen kann, Soldat. Doch gab es bis zur Regierung des Fürsten Danilo keine eigentliche militärische Organisation. Jeder Stamm ging in den Kampf mit seinem Häuptling, mehr freiwillig und weil es so Sitte war, als nach militärischem Gesetz und aus Disciplin. Der militärische Geist, welcher in den Montenegrinern mächtig entwickelt ist, ihre Vaterlandsliebe und ihr Ehrgeiz entflammten in ihnen die Tapferkeit und Kampflust und führten sie immer voll Begeisterung auf das

Schlachtfeld. Wenn man in Erfahrung brachte, daß sich die Türken gegen sie rüsten, berief der Bischof sogleich die Häuptlinge der Stämme nach Cetinje, um zu verabreden, wo die Montenegriner zusammenkommen und wie sie die Türken abweisen sollen. Hernach führte jeder Häuptling seinen Stamm an den bestimmten Ort, wo auch der Bischof im Lager war, um die Leute zum Kampfe zu ermuthigen. Die Stämme bildeten nicht einmal im Kriege eine Truppe, noch richteten sie sich nach den Befehlen eines Commandanten, sondern nahmen instinctiv einer neben dem andern Platz und trieben die Türken zurück, wetteifernd, welcher von ihnen sich mehr auszeichnen und mehr türkische Köpfe abschneiden werde. Wenn der Montenegriner in den Kampf geht, trägt ihm sein Weib die Nahrung nach.

Erst Fürst Danilo ordnete das Land auch in militärischer Beziehung. Er bildete eine Garde, die er aus den größten „Helden" aller Stämme zusammensetzte. Fürst Nikola ließ die Montenegriner durch Offiziere aus Serbien einexerciren. Er vertheilte die Miliz in Rotten, Bataillone, Brigaden und Divisionen. In jeder Rotte sind 100 Soldaten, ein Bataillon bilden 4 bis 6 Rotten, die Brigade 4 bis 6 Bataillone, die Division zwei Brigaden. Die gesammte Miliz zählt 16,700; in diese Zahl sind alle männlichen Einwohner von 16 bis 60 Jahren eingerechnet. Sie ist mit neuen österreichischen Gewehren (Kaliber 13,8) aus Sedel's Fabrik bewaffnet, darunter befinden sich 2500 Hinterlader nach dem System von Kruka.

Der Ackerbau ist in Montenegro sehr unbedeutend; der wenige culturfähige Boden wird mit primitiven Werkzeugen bearbeitet. Selten ist ein Jahr, wo der Erlös der Ernte die nothwendigsten Bedürfnisse der Einwohner decken würde. Deshalb gehen in Friedenszeiten jedes Jahr 2000 bis 3000 Montenegriner nach Konstantinopel, Kleinasien und Aegypten, wo sie sich durch Arbeit so viel erwerben, als zur Erhaltung ihrer Familie nöthig ist. Das Leben des montenegrinischen Völkleins ist im Allgemeinen armselig und voll Entbehrungen. Dennoch liebt der Montenegriner feurig seine felsige Heimath und verläßt sie nicht ohne große Noth. Das Klima ist je nach den Bezirken verschieden wegen der Höhen und Abgründe und deshalb ist es auch die Production. Am meisten werden aus Montenegro exportirt kleine getrocknete Fische, dann auch etwas Krapp, Seidencocons, Käse, Butter, getrocknetes Fleisch unter dem Namen „Castradino", Kraut und Kartoffeln; außerdem werden noch ausgeführt einige Rinder, Ziegen und Schafe. Der Import ist ebenso unbedeutend und erstreckt sich auf Tuch, Leinwand, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Spiritus und billige Schmucksachen, am meisten werden jedoch Salz und Mais eingeführt. Das Getreide wird von einzelnen Häuptlingen (im Einverständnisse mit dem Fürsten) aus Triest angeschafft und unter das Volk zu einem Preise vertheilt, den der Fürst mit dem Senate bestimmt. Dieser Preis ist nach 8 bis 10 Monaten auszuzahlen und falls der Betreffende zu dieser Zeit kein Geld hat, kann ihm sein ganzes Mobiliarvermögen gepfändet werden. In Montenegro werden noch jetzt Anleihen auf „gut Wort" geschlossen und selten ist ein Schuldner, der sein Wort brechen und die Schuld ableugnen würde. Doch ist das Geld sehr rar und Dutschitsch glaubt, daß man in ganz Montenegro mit Ausnahme der fürstlichen Casse keine 100,000 Gulden auftreiben könnte.

Gewiß existirt in ganz Europa kein Volk, das freiwillig so armselig leben möchte wie das montenegrinische. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen, wenn man bedenkt, daß es in Mißjahren Montenegriner giebt, die den ganzen Tag mit einer gebratenen oder gekochten Kartoffel zubringen. Die Nahrung besteht im Allgemeinen aus Kartoffeln, Kraut, Käse, Maisbrot und im Sommer aus Milch. Selten findet man Häuser, in welchen mit Ausnahme der hohen Feiertage Fleisch gegessen wird. Dasselbe gilt vom Wein und Schnaps; trotzdem es überall im Lande Wirthshäuser giebt, die an Feiertagen mit Vorliebe besucht werden, so sieht man doch keinen Montenegriner betrunken.

Die Häuser sind sehr einfach gebaut, die der Häuptlinge und der vermögenderen Leute sind auch für den Kampf eingerichtet. Oefen giebt es nur in Cetinje. Dem Aeußern entsprechend ist auch die innere Einrichtung sehr dürftig. Von Tellern, Messern und Gabeln findet man keine Spur. Die ganze Familie ißt aus einer Schüssel. Kerzen findet man nur in wenigen Häusern. Den größten montenegrinischen Schmaus bildet der Schafsbraten, welchen der Hausherr am Tische vor den Gästen mit seinem Handmesser zerschneidet, das er beständig am Gürtel trägt und mit dem er auch die Türkenköpfe abschneidet; daran nimmt dort Niemand Anstoß. Sind mehrere Gäste zugegen, so wird das Fleisch vertheilt, jeder bekommt ein Stück und vor den angesehensten stellt der Hausherr den Schultertheil. Da man gewöhnlich mit den Fingern ißt, so werden die Hände vor und nach dem Essen gewaschen, jedoch ohne Seife, da man solche selten in einem Hause findet. Nicht einmal die Wäsche wird mit Seife gewaschen, sondern man verwendet dazu aus Asche bereitete Lauge. Bis vor Kurzem noch würde sich kein Montenegriner unterstanden haben, sich mit Seife zu waschen oder sich zu kämmen; ein solcher würde sich den Spott seiner ganzen Gesellschaft zugezogen haben, denn das Frisiren ziemt nach der dortigen Anschauung wohl den Weibern, nicht aber den Helden. Doch hat sich inzwischen auch diese Anschauung theilweise geändert. Die in Cetinje wohnenden Häuptlinge waschen sich nicht nur mit aromatischer Seife, sondern schmieren auch, wie es Dutschitsch, der schlichte und einfache Mönch, mit innerer Entrüstung erzählt, ihr Haar mit Pomade ein.

Wo es genug Holz giebt, brennt wenn es sehr kalt ist das Feuer die ganze Nacht, besonders in armen Häusern, die nicht genug warme Kleidung besitzen; um das Feuer sitzt die ganze Familie schlummernd, in welcher Lage sie auch der Morgen antrifft. Auch sonst liegen die Montenegriner im Winter sehr gern neben dem Feuer, indem sie diesem den Rücken oder die Füße zukehren. In dieser Weise heilen sie auch die Verkühlungen. In ganz Montenegro befindet sich nur ein Arzt, der fürstliche Leibarzt in Cetinje, und dieser versteht gewöhnlich nicht Serbisch. Dagegen beschäftigen sich viele Leute mit dem Sammeln von Kräutern und verstehen sich namentlich auf Heilung von Wunden.

Der Montenegriner setzt seinen ganzen Stolz in die Schönheit seiner Waffen und seiner Kleidung; deshalb giebt es unter ihnen manche, bei denen die Waffen und die Kleidung mehr werth sind als ihr ganzes sonstiges Vermögen. Das Handwerk steht in keiner großen Achtung, man findet es unverträglich mit dem Stande eines „Helden" und deshalb betreiben nur sehr wenige ein Handwerk, doch verfertigen sich die meisten die Hausgeräthe selbst. Schmiede sind gewöhnlich Zigeuner, Schneider Serben aus der Türkei, Maurer Serben aus Dalmatien und der Herzegowina. Andere Handwerke kennt man gar nicht.

Die Einkünfte des Fürstenthums belaufen sich auf 175,000 Silbergulden; in diese Summe ist eingerechnet die jährliche russische Aushülfe in der Höhe von 45,000 (außer den Beiträgen Rußlands auf die Lehranstalten) und die österreichische in der Höhe von 20,000 Silbergulden. Oesterreich bezahlt diese Summe seit dem Jahre 1866, wo die Montenegriner (falls Dutschitsch wahr berichtet) einen Vertrag mit Oesterreich für den Fall einer italie-

mischen Diversion auf der dalmatinischen Küste geschlossen haben. Die gesammten Ausgaben betragen 52,543 Silbergulden. Der ganze Ueberschuß von 122,957 Gulden wird zur Bestreitung der Ausgaben des Hofes verwendet, d. h. der Fürst verfügt darüber unbeschränkt!

Interessant ist es auch, zu hören wie der Verfasser das Leben der früheren montenegrinischen Herrscher, der Bischöfe, schildert. Sie lebten schlicht und einfach; in ihrer Residenz, dem Cetinjer Kloster, hatten sie für ihre Person nur zwei Zimmer mit einer einfachen Bettstelle, einige hölzerne Stühle, einige Heiligenbilder an der Wand und — viele Waffen. Ihr ganzer Hofstaat bestand aus einem Archimandriten und einem Diacon, sie hatten nur einen Diener und einen Koch, der ein gewöhnlicher Montenegriner war. Auch ihre Nahrung war einfach; im Winter: getrocknetes Fleisch und Kraut, Käse, Fische und rother Wein; im Sommer: frisches Fleisch, Fische, Käse und Milch. Nichts von diesem kauften sie für Geld, sondern bekamen es von den Klostergütern. Darin bestand ihr ganzer Luxus und so ist das gewöhnliche Leben in einem serbischen Kloster. Sie kleideten sich theils in das schwarze Mönchsgewand, theils trugen sie die volksthümliche Tracht, ihre Kleidung war aber stets einfach. Für ihren Gebrauch hielten sie sich ein, höchstens zwei Pferde.

Mit Wehmuth vergleicht Dutschitsch dieses beschauliche Leben der montenegrinischen Bischöfe mit dem Leben und Luxus des spätern fürstlichen Hofes in Cetinje, wo die französische Küche die montenegrinische ersetzte und sich Bordeaux, Champagner, der Frack, die Glanzhandschuhe u. s. w. einbürgerten. Der Verfasser macht für das ganze Unglück, das über das Fürstenthum gekommen sei und noch kommen werde, diese Aneignung der äußern Seite der europäischen Civilisation verantwortlich, wir aber sehen diese Dinge für harmloser an und wollen ihm hierin nicht Recht geben, sondern glauben, daß diesem äußern Anstriche der Civilisation bald auch ihre besseren Errungenschaften folgen werden.

---

# Die wissenschaftliche Reise des deutschen Schiffes „Gazelle".

Gleichzeitig mit dem Berichte über die Fahrt des „Challenger" brachten die vom kaiserl. Admiralitätsrath Dr. Neumayer in Berlin vortrefflich redigirten „Hydrographischen Mittheilungen" (1874, Nro. 11) einen Aufsatz über die wissenschaftlichen Aufgaben, welche der „Gazelle" gestellt sind, die, geführt vom Capitän von Schleinitz, die deutschen Mitglieder zur Beobachtung des Venusdurchgangs nach Kerguelen bringt. Die „Gazelle" hat die Aufgabe, während ihrer Fahrt einen Theil der vielen noch vorhandenen Lücken in der Hydrographie der Oceane auszufüllen. Deshalb wird sie auch besonders diejenigen Meerestheile besuchen und erforschen, welche der „Challenger" offen gelassen hat, und nur an einigen Stellen die Route desselben kreuzen, um dort die beiderseitigen Ergebnisse und die Beobachtungsmethoden zu controliren. Ueberhaupt trifft es sich für das ganze deutsche Unternehmen günstig, daß bei Gelegenheit der Expeditionen für die Beobachtung des Venusvorüberganges alle Staaten mit einander wetteifern werden, für die Förderung der nautischen Wissenschaft wichtige Resultate zu liefern und daß somit der deutschen Marine Gelegenheit geboten wird, mit Erfolg in diesen friedlichen Wettkampf einzutreten.

Außer rein astronomischen, vorzugsweise den Zwecken der Venusexpedition dienenden Arbeiten werden die Offiziere der „Gazelle" noch eine große Anzahl von wichtigen physikalischen und hydrographischen Aufgaben und Untersuchungen vollführen, zu welchem Zwecke ihnen die geeigneten Instrumente mitgegeben werden. Die Art dieser Aufgaben wird am besten durch folgende nähere Schilderung der für die „Gazelle" vorgeschriebenen Route und der Motive derselben ersehen werden können.

Die „Gazelle" wird nach der gewöhnlichen Fahrt von Europa bis zu den Capverdischen Inseln zwischen diesen und der Küste von Afrika nach dem Aequator hin segeln, alsdann einen Punkt im südlichen Atlantischen Ocean besuchen, welcher zwischen der Küste von Afrika und der Route des „Challenger" liegt und Gelegenheit giebt, das Profil durch das südatlantische Becken zu vervollständigen. Jenseit der Linie wird sie, falls die Umstände es gestatten, sich nach der Westküste von Afrika begeben, nach Banana an der Mündung des Congo, um durch ihre Beobachtungen der von der dort befindlichen deutschen afrikanischen Expedition errichteten wissenschaftlichen Basis erhöhten Werth zu verleihen. Die Expedition wird bei dieser Fahrt bis dorthin Gelegenheit haben, die Aequatorial- und Guineaströmung an der Küste von Afrika genauer zu untersuchen und ihre Grenzen für die Beobachtungszeit festzulegen, namentlich aber die wegen der Eigenartigkeit der magnetischen Verhältnisse an jener Küste so höchst wichtigen magnetischen Bestimmungen vorzunehmen. Von Banana wird sie sich nach dem Cap der guten Hoffnung begeben; die dortige Sternwarte wird die Mittel gewähren, alle Instrumente aufs Neue zu controliren und Vergleichungen zu machen. Die vielfach ventilirte Frage über den Verlauf resp. das Umbiegen des warmen Agulhasstromes bis zum Cap der guten Hoffnung kann hier näher untersucht werden.

Bei der Fahrt vom Cap der guten Hoffnung bis Kerguelen können die dazwischen liegenden Crozetinseln besucht werden, wo die Amerikaner eine Station zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus einrichten werden, wobei eine Verbindung mit dieser und der deutschen Expedition sehr wünschenswerth ist. Während des Aufenthalts der letztern auf Kerguelen können außer den astronomischen Arbeiten gleichzeitige (und hierauf ist besonders Gewicht zu legen) meteorologische Beobachtungen an Land, Bestimmungen der magnetischen Elemente, der Fluthphänomene, der Schwerkraft der Erde an den einzelnen betreffenden Punkten, der Länge des Secundenpendels u. s. w. vorgenommen werden, — Beobachtungen und Messungen, welche an anderen Stationen der südlichen und nördlichen Halbkugel für die Beobachtung des Vorüberganges der Venus gleichzeitig von anderen Nationen veranstaltet werden und die wichtigsten Resultate für die Physik der Erde und Oceane versprechen.

Die weitere Reise der „Gazelle" von Kerguelen aus wird davon abhängen, ob der eigentliche Zweck der astronomischen Expedition erreicht wird oder nicht, d. h. ob der Vorübergang der Venus beobachtet worden ist oder nicht. Im Falle des Mißlingens wird die „Gazelle" schon Mitte December dieses Jahres mit den Astronomen der Expedition nach Mauritius gehen und sie dort absetzen; im Falle des Gelingens wird sie aber wegen der noch anzustellenden wei-

teren Positionsbeobachtungen noch bis gegen Ende Januar 1875 frei sein, um eine Reise bis zu dem südlichen Polarkreise vorzunehmen und der schon früher vermutheten warmen Strömung zwischen 68° und 80° Ostlänge nachzuspüren, welche es ermöglichen würde, so weit nach Süden vorzudringen, um die Grenzen von Wilkes' Continent (— der nicht vorhanden ist —) nach Westen und Süden hin zu bestimmen.

Alsdann würde die „Gazelle" sich ebenfalls nach Mauritius begeben, um die Gelehrten der Venusexpedition daselbst an Land zu bringen, von wo dieselben mit Postschiffen nach Europa zurückkehren würden; sie selbst würde ihre größere Reise durch die drei großen Oceane fortsetzen. Zunächst soll sie quer durch den Indischen Ocean nach der noch wenig untersuchten Nordwestküste von Australien segeln, die Nicolbai, Port-Darwin und die Torresstraße untersuchen; es wird sich ihr hier auf dieser Route, wo noch im Ganzen wenig erforscht ist, ein reiches Feld zu neuen, in physikalisch-geographischer Beziehung interessanten Untersuchungen darbieten. Alsdann soll die „Gazelle" die durch die neueren wichtigen Forschungen und Aufnahmen durch die Engländer zugänglicher gewordene Südostküste von Neuguinea untersuchen und geeignete Beobachtungen und Vermessungen anstellen, vielleicht auch dann noch Neubritannien und Neuirland, ferner die für die Deutschen wichtigen Samoa- und Fidschi-Inseln besuchen und nach den neuen Hebriden und der Nordinsel von Neuseeland sich begeben; von dort soll sie quer durch den Stillen Ocean bis nach der Magellanstraße segeln und überall hier wie auf der ganzen Reise Beobachtungen und Messungen über die verschiedensten oceanographischen Verhältnisse anstellen. Auch sind die geeigneten Maßregeln und Vorkehrungen getroffen worden um in naturwissenschaftlicher und ethnographischer Beziehung in den bisher noch weniger erforschten Gebieten Mikronesiens, Melanesiens und Polynesiens Forschungen anzustellen und die Wissenschaft zu bereichern. Von der Magellanstraße aus soll die „Gazelle" durch den Atlantischen Ocean zurück nach der Linie und von dort nach Europa gehen.

Dies ist in flüchtigen Umrissen das Programm für die bevorstehende wissenschaftliche Reise des deutschen Schiffes „Gazelle", aus welchem übrigens schon zu ersehen ist, daß es sich hier um die Bearbeitung interessanter Fragen der Erdphysik handelt. Es ist zu hoffen, daß die Verhältnisse danach angethan sein mögen, die Durchführung desselben zu gestatten, wodurch, wie mit einiger Zuversicht vorausgesehen werden kann, eine für unsere deutsche Marine höchst ehrenvolle Bereicherung der Wissenschaft nach verschiedenen Richtungen hin erzielt werden wird.

* * *

Wir wollen hier die nachstehende Notiz beifügen, welche wir in der neuesten Nummer der „Newyork Tribune" finden.

Der nordamerikanische Dampfer Swatara nahm in den letzten Tagen des Maimonates in Newyork den wissenschaftlichen Stab an Bord, welcher den Venusdurchgang an verschiedenen Punkten beobachten soll. Derselbe steuert zunächst nach Rio de Janeiro, wo er einige Zeit verweilt, geht dann nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und weiter nach den südöstlich von dort liegenden Crozetinseln, wo er einige Gelehrte landet; ein Gleiches wird auf Kerguelen der Fall sein. Von hier steuert er nach Tasmanien, wo die dritte Partie gelandet wird; die vierte auf Neuseeland, die fünfte östlich von dort auf den Chathaminseln. Er soll dann die freie Zeit benutzen, auf einer Strecke von 300 bis 400 Seemeilen nach Osten hin die Küsten einer Anzahl von Inseln aufzunehmen, und die vier erst genannten Partien abholen. Seine Rückreise macht er durch den Suezcanal und das Mittelländische Meer. Die auf Tasmanien ans Land Gesetzten werden auf einem andern Wege heimkehren.

---

# Das Volk der Orang Kubus auf Sumatra.

Die holländische Residentschaft Palembang umfaßt einen großen Theil der Südostküste der Insel Sumatra. Im Innern derselben lebt im nordwestlichen Theile zwischen den Flüssen Musi und Jambi in einem weit ausgedehnten, niedrigen Flachlande, das von vielen Gefließen durchzogen und mit Urwald bestanden ist, ein noch ganz wildes Volk, die Orang (Leute) Kubus. Sie sind Jagdnomaden, welche alle Berührung mit anderen Völkern vermeiden; ihr Verkehr mit diesen beschränkt sich auf stummen Handel.

Nachdem die Malayen verrätherischer Weise manche von ihnen überfallen und in die Sklaverei abgeführt hatten, wurden die Wilden scheu und zogen sich völlig in ihre unzugänglichen Wälder zurück. Aber das Bedürfniß, allerlei Waaren zu beziehen, deren sie nicht entbehren konnten, war mächtiger als die Furcht und rief einen stummen Handel ins Leben. Heute bringt der Orang Kubu an eine den fremden Handelsleuten wohlbekannte Stelle, was er im Walde gesammelt hat und schlägt mit der Keule auf einen hohlen Baumstamm; dann eilt er sofort in das Dickicht zurück. Die Kaufleute finden sich ein und legen ihrerseits Waare hin, welche der „braune Mann" abholt. Er meidet gern die Malayen, während er Chinesen und Arabern gegenüber nicht so schüchtern ist. Manchmal findet dieser stumme Verkehr auch in umgekehrter Weise statt; die Araber oder Chinesen schlagen auf eine weithin schallende Kesselpauke oder ein Metallbecken (Gong), legen ihren Tand nieder und gehen fort. Dann kommt der Orang Kubu und bringt allemal reichliche Gegengabe. (Karl Andree, Geographie des Welthandels I, S. 24.)

Eine eigentliche Kleidung tragen sie nicht, sondern nur ein Stück weichgeklopfter Baumrinde (een lap gestampte boomschors om de middel) um den Leib; die Haut wird zum Schutze gegen die Insectenstiche mit Schlamm oder mit Harz überzogen. Feste Wohnplätze haben sie nicht; sie schlagen an einer beliebigen Stelle ihre aus Zweigen und Blättern bestehenden Hütten auf, bringen die Nacht auch wohl in hohlen Bäumen zu. Die Nahrung besteht aus Wurzeln und Früchten, welche der Wald liefert, in Thieren, welche sie erlegen, und auch Schlangen werden genossen. Sie leben ohne Obmänner und nur in kleinen Horden in geringer Anzahl bei einander. Jede Familie bleibt für sich und hält große Hunde, welche ihr die Nähe von Menschen und Tigern anzeigen. (De Hollander, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Oost-Indien. Breda 1861. I. S. 602 f.)

Ueber diese in ihrer Art interessanten Wilden haben wir eben jetzt eingehende Nachrichten durch Dr. Otto Moh-

nicke erhalten *), denselben gründlichen Forscher, der, wie die Leser des „Globus“ wissen, auch mit Japan so vertraut ist, und der während seines langjährigen Aufenthaltes im Indischen Archipelagus als dirigirender Sanitätsoffizier in der niederländischen Armee die weite Eilandsflur von Sumatra bis Amboina genau kennen gelernt hat. Dafür liefert auch das vorliegende Werk einen Beweis, das uns in anschaulicher Weise in das Leben und in die Verhältnisse der hier behandelten Gegenden einführt und zugleich in ethnographischer Beziehung eine ergiebige Ausbeute liefert. Gerade jetzt wo Sumatra durch den Krieg heimgesucht wird, welchen die Niederländer gegen Atschin zu führen haben, kommt es zu rechter Zeit.

Dr. Mohnicke erhielt über die Kubus eingehende Nachrichten während seines Aufenthalts in Palembang vom Obersten de Kock, von dem Pangeran Ferdana Mantri, dem Residenten Oberst Ophuyzen und anderen wohlunterrichteten Leuten; auch lernte er zwei Kubufrauen persönlich kennen, die sich 1847 als Sklavinnen unter dem Hausgesinde eines Pangeran in Palembang befanden.

Der bei Weitem größte Theil der Kubus führt, wie schon bemerkt wurde, ein unstätes Jägerleben. Es ist aber doch den Bemühungen der niederländischen Regierung im Laufe der Zeit gelungen, einige von ihnen zu fester Niederlassung zu bewegen und so entstanden allmälig verschiedene kleine, ausschließlich von Kubu bewohnte Dörfer (malayisch Dusson); diese liegen von den Wohnstätten der übrigen Bevölkerung entfernt, aber doch in einigermaßen zugänglichen Gegenden. Der Sungei (Fluß) Tungkal, S. Lalan, S. Dawas, S. Bayat, S. Batank Leko und S. Rawes, Nebenflüsse des Musi oder Jambi, sind von etwa 350 Familien bewohnt; dieselben zählen an 1500 Köpfe. Die Anzahl derer, welche in den Wäldern umherschweifen, ist viel beträchtlicher; nach einigen Angaben soll sie 10,000, nach anderen 30,000 betragen.

Die in den Dussons wohnenden stehen nur insofern etwas höher als die übrigen, als sie einige wenige Bedürfnisse kennen gelernt haben und nicht mehr wie die letzteren ausschließlich von thierischer Nahrung leben. Weder die einen noch die anderen treiben Ackerbau, noch zeigen sich bei ihnen auch nur die ersten Anfänge irgend welcher Kunstfertigkeit oder handwerksmäßigen Arbeit. Sie verstehen nur die wenigen eisernen Geräthschaften, deren sie benöthigt sind, auszubessern und zu verändern und zu dieser Arbeit dient ihnen das allereinfachste Werkzeug, ein Stein als Ambos, ein anderer als Hammer und ein Stück Bambusrohr als Blasebalg. Sie benutzen Angeln, Harpunen, Spitzen für Lanzen und Wurfspieße, dann auch Parangs (malayische Haumesser), die nach Umständen als Beil oder Schwert dienen.

Dr. Mohnicke hebt dann die Abneigung aller Kubus gegen den Verkehr mit der übrigen Bevölkerung hervor, und sagt: „Die in den Wäldern Herumschwärmenden wissen sich demselben gänzlich zu entziehen, die Dusson-Kubu vermeiden denselben so viel sie nur können.“ Er schildert dann den stummen Handel näher. Palembangische Handelsleute begeben sich in die Tiefe des Waldes und breiten unter einem sich durch Höhe und freiern Stand von seinen Nachbarn unterscheidenden Baum ihre Waaren aus. Diese bestehen in den schon oben angeführten Geräthschaften für die Jagd und den Fischfang aus Eisen, sodann Taback, Salz, verschiedenen Thongefäßen, groben chinesischen Porzellantassen und dergleichen mehr. Dann thun sie Schläge auf ein kupfernes Becken und ziehen sich weit zurück. In der Regel sind sie schon längst von den Kubu beobachtet worden ohne daß sie selbst einen dieser letzteren zu Gesicht bekommen haben. Wenn sie aber nach einiger Zeit zu dem Baume zurückkehren, finden sie statt der von ihnen niedergelegten Waaren andere: Bienenwachs, Honig, Elfenbein, Rotang (Stuhlrohr) (— nach de Hollander auch Benzoë und Drachenblut —). Der Handel mit den Dorfkubus geschieht mehr von Hand zu Hand; diese tauschen auch noch Reis, Flurmatten und grobe Baumwollstoffe ein.

Körperlich weichen die Kubu von der übrigen Bevölkerung in allen wesentlichen Punkten nicht ab; Gestalt, Gesichtsbildung und Hautfarbe sind bei beiden dieselben (— Junghuhn rechnet sie zu seiner Battarace; de Hollander sagt: Zy zyn forscher van gestalte dan de overige Sumatranen —). Der Unterschied zwischen ihnen in ihrer Erscheinung wird allein durch den verschiedenen Grad ihrer Civilisation, ihre von einander abweichende Lebensweise und ihre Kleidung bedingt. Auch wurde mir mitgetheilt, daß der Gesichtsausdruck bei den Kubu wilder, ihr Blick stechender und unstäter, ihre Haltung mehr vornüber gebeugt, ihr Gang weniger fest und mehr schleppend sei als bei der übrigen Bevölkerung von Palembang. Unter den jüngeren Frauen sollen gut aussehende, ja selbst schöne, gar nicht selten sein. Von den beiden, welche ich sah, war die eine ein schlankes, wohlgebauetes Mädchen von etwa funfzehn Jahren mit ganz angenehmen malayischen Gesichtszügen, die andere eine schon ältere Frau. Beide waren wie die übrigen Dienerinnen gekleidet und von diesen nicht zu unterscheiden.

Die Gemüthsart der Kubu wird gelobt; man hält sie für sanft, gutmüthig und sehr ehrlich, für muthig und unerschrocken; keiner weicht davor zurück, nur mit einem Wurfspieß bewaffnet, einen Tiger zu beschleichen. Mord und Diebstahl sind bei ihnen unerhört. Ehebruch kommt nicht selten vor, giebt aber keine Veranlassung zu blutiger Rache. Anthropophagie kam nie und kommt auch heute bei ihnen nicht vor und in dieser Beziehung unterscheiden sich diese auf einer so niedrigen Culturstufe befindlichen Stämme von den bei einem Vergleich mit ihnen hochgebildeten Battas. Denn bei diesen blüht der Ackerbau; sie haben ganz verständige Gesetze und Gemeindeeinrichtungen, sie wohnen in wohlgebauten, größere und kleinere Ortschaften bildenden Häusern; sie besitzen eine eigene Schrift und selbst eine Art Literatur. Dennoch aber ist bei ihnen der Genuß von Menschenfleisch im Gebrauch.

Die Hütten der Kubus sind auch bei denen in Dörfern von der einfachsten Art; Wände und Dach bestehen aus Baumrinde; der Hausrath enthält einige irdene Kochgeräthschaften, ein paar Töpfe, in welchen der eingesammelte Honig aufbewahrt wird, und vielleicht eine grobe Flur- und Schlafmatte. Der Bekleidung mit einem Lendenschurz von weichgeklopfter Baumrinde wurde schon oben erwähnt; bei denen in den Dörfern besteht derselbe aber schon aus grobem Baumwollenzeuge und nach und nach findet bei ihnen die Tracht der übrigen Bevölkerung Eingang; sie genießen auch schon Reis, während jene in den Wäldern, wie bereits bemerkt wurde, von animalischer Nahrung leben. Sie essen Affen, Hirsche, Tiger, Schlangen und Krokodile und das Fleisch der wilden Schweine gehört zu ihren Lieblingsspeisen. Sie verschmähen aber das Fleisch der Elephanten und des Bären, dieses Bruang (Ursus malaianus), welches sie für ungesund halten.

Wer ein Mädchen heirathen will, lebt mit demselben eine Zeitlang in geheimer Verbindung; wenn die Erwählte ihm auf die Dauer zusagt, wendet er sich an ihre Mutter, welche ihre Verwandten zusammenberuft; ein Gleiches thut der Vater des jungen Mannes mit den seinigen. Jene Mut-

*) Banka und Palembang nebst Mittheilung über Sumatra im Allgemeinen. Münster, Aschendorff 1874, S. 195 ff.

ter erklärt dann, daß die Ehe geschlossen sei, der Vater bestätigt das dadurch, daß er einige Schläge gegen ein ausgehöhltes Stück Holz führt und damit ist die Sache abgethan. Bei den Waldkubus findet nach Ehebruch oder Entführung einer verheiratheten Frau manchmal eine Art von Zweikampf um den Besitz derselben statt. Der beleidigte Ehemann und der Entführer gehen in einen Fluß, wo ihnen das Wasser nur bis zur Brust reicht und ringen mit einander; sie suchen sich zu Falle zu bringen und zu ertränken; wer Sieger ist, behält die Frau. Bei den Dorfkubus werden Zwiste um Frauen durch die Dorfältesten auf eine friedlichere Weise geschlichtet. Hat die Frau dem Entführer die letzte Gunst noch nicht geschenkt, dann muß sie zu ihrem Manne zurück und dieser erhält von jenem verschiedene Tauschartikel im Werthe von etwa zehn niederländischen Gulden; dieser Betrag stellt sich jedoch auf das Vierfache, wenn die Frau ihre Untreue eingesteht, sie bleibt dann bei dem Entführer. Kein Grad der Verwandtschaft, Bruder und Schwester allein ausgenommen, tritt einer Ehe hindernd entgegen.

Das sogenannte Gottesbewußtsein und die Ahnung von einem Leben nach dem Tode ist bei ihnen höchst dunkel. Alle Bekehrungsversuche glaubenseifriger Mohammedaner sind ohne Erfolg geblieben. Die Kubu meinen, daß die Seelen ihrer Anverwandten den Ort wo ihre Gebeine ruhen als Geister umschweben. Sie legen die Leiche auf ein von Pfählen gestütztes Flechtwerk allen Einflüssen von Wind, Sonne, Wetter, Insecten und größeren Raubthieren bloß, und geben ihr einen Eßtopf und einen Becher aus Bambusrohr mit. Ob und wann der Sterbende ein Geist geworden sei, erkennen die Umstehenden daran, ob sie nach seinem letzten Athemzuge ein leises, zischendes Geräusch vernehmen oder zu vernehmen glauben. Alle bei denen sich dieser Ton nicht hören läßt sind einfach todt.

Die Kubu erfreuen sich einer guten Gesundheit und werden in der Regel alt. Sie halten sich überzeugt, daß sie bei Vermischung und durch größere Gemeinschaft mit der übrigen Bevölkerung dieses Vorzuges verlustig gehen würden, und darin liegt eine Hauptursache ihrer Absonderung. Sie glauben fest, daß jeder Verkehr mit anderen als ihren Stammgenossen ihnen Krankheiten zuführen würde (— und darin haben sie den richtigen Treffer —). Epidemische Krankheiten kommen bei ihnen selten vor; die natürlichen Pocken sind während eines Jahrhunderts kaum zwei- bis dreimal bei ihnen aufgetreten. Schon ein mit bloßem Husten Behafteter wird von ihnen gemieden. Syphilis ist bei ihnen unbekannt geblieben. Alle Krankheiten werden durch den Einfluß böser Geister veranlaßt; gegen solche, welche für nicht ansteckend gelten, rufen sie ihre Doctoren. Diese verhüllen sich den Kopf, beräuchern sich und den Kranken mit Benzoë und rufen die guten Geister an, bis sie selbst ermattet und betäubt zu Boden sinken. Sie versichern, daß ihnen in solchem Zustande Eingebungen über den Sitz der Krankheit zu Theil werden und wie dieselbe durch Reiben, Kneten, Belecken mit der Zunge, Bestreichen mit Speichel und dergleichen zu heilen sei.

Ueber die Sprache konnte Mohnicke nichts Näheres erfahren. Man sagte ihm, sie sei eine „eigenthümliche", werde bei den nomadisirenden Horden noch rein und unvermischt gesprochen, während jene der Dusson-Kubu schon stark mit malayischen Wörtern vermengt sei, so daß eine Verständigung mit ihnen der übrigen Bevölkerung nicht schwer falle. (— Jene Eigenthümlichkeit angenommen, würde eine starke Vermischung doch einen langen Verkehr mit Malayen voraussetzen, was aber der strengen Abgeschlossenheit der Kubus nicht entspricht. —) „Sehr interessant wäre es namentlich, näher zu erfahren, wie sich das Idiom der Kubus zu den älteren auf Sumatra bewahrt gebliebenen malayischen Dialekten, namentlich zu dem der Battas verhält."

# Aus allen Erdtheilen.

### Die Italiener im Auslande.

Bis vor wenigen Jahren waren die aus Italien Ausgewanderten vorzugsweise nur in den Ländern am Mittelmeere verbreitet, namentlich in der sogenannten levantinischen Domäne; jetzt aber richtet sich die Auswanderung, insbesondere aus den nördlichen Provinzen, auch nach Südamerika, vorzugsweise nach dem La Plata. Die Regierung hat jüngst durch ihre Consuln Berichte über die Italiener in fremden Ländern eingezogen und Herr Bodio, Director des statistischen Bureaus zu Florenz, hat Nachstehendes veröffentlicht. Herr Malvano, Beamter im Ministerium des Auswärtigen, schätzt die Zahl auf 432,000 bis 478,000, doch ist dieselbe wohl zu niedrig gegriffen. Man weiß z. B., daß auch in Paraguay Italiener wohnen; für Peru werden im Census nur 1321 aufgeführt, während der Consul zu Lima allein für diese Stadt etwa 3500 angiebt. Aehnlich verhält es sich mit Brasilien und Venezueta.

Professor Bodio nimmt für die verschiedenen Staaten Europas 213,396 an; für Nord- und Südamerika 217,690; für Kleinasien, Aegypten, Algerien, Tunis, Tripolis, Marokko 44,360; etwa 1000 für Australien und ungefähr 100 für Ostindien, China und Japan. Demnach vertheilt sich die Auswanderung nach Europa und Amerika ziemlich gleichmäßig; sehr ungleichmäßig sind aber die Bestandtheile derselben. Ein nicht unbeträchtlicher Theil ist bekanntlich keineswegs productiv, wir meinen die Kinder, Orgeldreher und Hausirer. Die Betriebsamen ziehen die sogenannten lateinischen Länder vor. So werden für die südamerikanischen Staaten 147,547 angenommen, doppelt so viele wie für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das nur etwa 70,000 Italiener zählt, während jetzt allein auf Argentinien mehr als 90,000 kommen, wovon 46,000 in Buenos Ayres wohnen. Die Italiener lassen sich vorzugsweise gern in den Städten nieder.

Zum Contingent der Einwanderer lieferte Oberitalien 45,35 Procent, also beinahe die Hälfte; Centralitalien 10,96, Süditalien 9,33, Sicilien und Sardinien 4,26. Die Auswanderer nach europäischen Ländern kommen vorzugsweise aus Ober- und Mittelitalien, jene nach Amerika aus Süditalien, Rom, Toscana und der Aemilia; die nach Asien aus der neapolitanischen Provinz Basilicata; die nach Afrika aus Sardinien und Sicilien; das männliche Geschlecht überwiegt; für Südamerika stellt sich dasselbe auf 65 für Argentinien und 93 für Peru. Das Alter der Kinder unter sieben Jahren wechselt von $^1/_{10}$ auf $^1/_6$. In einer Tabelle über die Beschäftigungen, welche eine Gesammtzahl von 270,000 Individuen umfaßt, sind mehr als 100,000 als ohne Beschäftigung aufgeführt; man kann also annehmen, daß diese sogenannte Straßengewerbe treiben; von den übrigen sind 86,634 als Handwerker und den industriellen Classen angehörig aufgeführt, nur 21,141 als Ackerbauer und 17,657 als im Handelsbetriebe beschäftigt. Geistliche 1367,

Grundeigenthümer nur 2728, Hausdiener 7678, Gelehrte, Literaten und Künstler 6724 Individuen.

## Zur Naturgeschichte des Neuyorker „Loafers".

Der „Loafer" (müßige Eckensteher, Händelsucher, Raufbold und Unheilstifter) ist eine Pflanze, die in der neuen Welt sehr häufig vorkommt und am vorzüglichsten in der Stadt Neuyork gedeiht. Man trifft gewöhnlich sechs bis zehn Exemplare desselben beisammen; ihre schönsten Blüthen entfaltet sie an freundlichen Abenden, an welchen ein lebhafter Verkehr in den Straßen herrscht; sie erregt dann an den Ecken, wo zwei Straßen sich kreuzen, die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden auf mancherlei Weise, wenn auch nicht immer durch die Schönheit und den Wohlgeruch ihrer Blüthen. Sie erreicht gewöhnlich das Alter von 18 bis 20 Jahren, mit welchem sie von den Straßenecken verschwindet und sich einen andern, solidern Boden sucht. Die Umwandlung, die dann mit ihr vorgeht, kündigt sich dadurch an, daß die Pflanze Stacheln oder besser gesagt einen zarten Flaum treibt, der ihr ein rauheres Aussehen giebt. Wie verschieden auch die Varietäten der Pflanze sein mögen, es läßt sich bei allen Exemplaren die Familienähnlichkeit nicht verkennen. Einer besondern Beliebtheit erfreut sich die Pflanze eigentlich nicht, denn die Vorübergehenden weichen ihr aus und unter Umständen soll die nähere Bekanntschaft mit ihr geradezu gefährlich sein.

Um indessen der Botanik keinen allzu großen Zwang anzuthun, ist der Leser gebeten, sich das Genus „Loafer" von rein menschlichem Standpunkt anzusehen. Der „Loafer" ist gewöhnlich ein junger aufgeschossener Mensch in der „Blüthe" der Flegeljahre, muthwillig, zudringlich und zu schlimmen Streichen jeder Art geneigt; er ist bis zu einem gewissen Grade das Product der amerikanischen Durchschnittserziehung, thut sich viel auf seine Würde als Amerikaner zu gut, obgleich seine Eltern gewöhnlich Eingewanderte sind, und scheint es ganz besonders auf „Dutchmen" abgesehen zu haben. In seiner Kleidung macht sich zuweilen das krampfhafte Bemühen bemerklich, der herrschenden Mode gerecht zu werden; es kommt dann zu der schäbigen Noblesse, die ihn auszeichnet, noch eine gewisse Steifheit der Bewegungen oder eine im Keim verkrüppelte Grandezza hinzu. Das Tabackkauen und das kunstgerechte Ausspucken lernt der „Loafer" schon sehr frühzeitig. Am meisten fühlt er sich in seinem Elemente, wenn er mit Vorübergehenden anbinden kann; jeder Anlaß, der sich ihm dazu bietet, ist ihm willkommen. Das weibliche Geschlecht, besonders den im Alter von 12 bis 18 Jahren stehenden Theil desselben, incommodirt er durch zudringliche Blicke und unziemliche Bemerkungen. Nur wenn er denkt an einem der Vorübergehenden „seinen Mann zu finden" entwickelt er etwas mehr Vorsicht. Schadenfreude und Heimtücke sind hervorstechende Züge seines Charakters. Wenn er unbemerkt einen Stein auf einen vorübergehenden Festzug oder in einen offenen mit Excursionisten gefüllten Pferdebahnwagen werfen kann, so macht ihm das gewaltiges Vergnügen, ohne Rücksicht darauf, ob er nicht vielleicht einem der Vorüberziehenden einen Schaden fürs ganze Leben beibringt. Auch mit dem Gebrauch des Messers und anderer Waffen ist der „Loafer" nicht selten vertraut und macht davon oft bei den geringfügigsten Veranlassungen Gebrauch. Zuweilen kommt er an den „unrechten Mann", z. B. wenn er mit betrunkenen Irländern anbindet, die eben von einem Ausflug nach einem der Parke im obern Stadttheil zurückkehren. Es passirt ihm dann, daß er eine schwere Tracht Prügel erhält oder gar von seinen „Collegen" nach der nächsten Apotheke geschleppt werden muß. Seine edeln Züge werden dann öfters mehrere Wochen lang durch gewaltige Streifen Heftpflaster entstellt.

Vor 20 bis 25 Jahren hatte der eingewanderte Deutsche dem Neuyorker „Loafer" gegenüber einen ganz besonders schweren Stand: er wurde als Prügeljunge betrachtet und wehe ihm, wenn er die Verwegenheit hatte, sich mit einer Pfeife im Munde oder mit einem Schnurrbart in der Straße zu zeigen! Erst nachdem der „Loafer" die „deutschen Hiebe" gründlich hatte kennen lernen, wurde er dem eingewanderten Deutschen gegenüber etwas manierlicher und vorsichtiger. Gegenwärtig, nachdem sich Neuyork einer so imposanten deutschen Bevölkerung rühmt, wird der Deutsche von dem „Loafer" nicht mehr incommodirt als andere Eingewanderte auch. Das „Loaferthum" trägt auch nicht mehr ganz seinen gefährlichen Charakter von früher. Ein absoluter Müßiggänger ist der „Loafer" nicht, denn nicht selten unterzieht er sich während des Tags einer leichten Beschäftigung, um dann Abends oder an Sonntagen seinem Lieblingsamüsement, der Eckensteherei, obzuliegen. Ein abgesagter Feind jeder harten Arbeit ist er unter allen Umständen. Hat er durch ehrliche Arbeit einige Dollars erübrigt, dann gönnt er sich Ruhe und Erholung, bis der Mangel an Fonds ihn wieder zwingt, auf die außerordentliche Eckensteherei (während des Tags) vorübergehend zu verzichten.

Manchmal passirt es dem „Loafer" auch, daß die Behörden etwas mehr Abwechselung in sein zeitweise einförmiges Dasein bringen und ihn wegen kleiner Conflicte mit dem geschriebenen Gesetze eine Erholungsreise auf Kosten der Stadt oder des County nach Blackwells Island und anderen interessanten Gegenden machen lassen. Die Veranlassung dazu ist in manchen Fällen darin zu suchen, daß der „Loafer" in Gesellschaft einiger Collegen eine deutsche Wirthschaft besucht und dem Eigenthümer des Locals, der seinen „Poppenheimern" nicht pumpen wollte, auf feige Weise eine Verletzung beigebracht hat, oder auch daß der „Loafer" vergessen hat, irgendwo etwas liegen zu lassen was nicht sein Eigenthum war. Denn auch solcher Vergehen macht er sich zuweilen schuldig und liefert dadurch den Beweis für die Richtigkeit des Sprüchwortes „Müßiggang (loafing) ist aller Laster Anfang".

Im Alter von 18 bis 20 Jahren tritt im Leben des „Loafer" die kritische Wendung ein, die über seine Zukunft definitiv entscheidet: entweder er beginnt sich des „Loaferthums" zu schämen und tritt noch als nützliches Mitglied in die Gesellschaft ein, oder er beharrt bei seinen früheren Gewohnheiten und endet im Zuchthaus oder am Galgen. Was die männlichen Eigenschaften und den Muth des „Loafers" betrifft, so hat man während des letzten Krieges die Erfahrung gemacht, daß davon bei ihm nicht viel vorhanden ist und daß er einen feigen und unzuverlässigen Soldaten macht. Die Regimenter, welche das verrottete Element der Neuyorker Jugend in beträchtlichem Grade in sich aufgenommen hatten, erwiesen sich als die schlechtesten vor dem Feinde und die am schwierigsten in Disciplin zu erhaltenden vor und nach der Schlacht.

Seit Beendigung des letzten großen Kriegs ist dem „Loafer" durch die Theuerung aller Lebensbedürfnisse sein früheres Treiben sehr erschwert; er kann nicht mehr harmlos vegetiren wie die Lilien im Felde, nicht mehr sein Leben fristen wie die Vögel des Himmels, die nicht säen und nicht ernten und die ihr himmlischer Vater dennoch nährt: diese schöne Zeit ist dahin und der „Loafer" muß wohl oder übel arbeiten und das Geschick der meisten seiner Mitmenschen theilen. Er ist mithin gewissermaßen gezwungen, ein besserer Mensch zu werden, doch hat er in den wenigsten Fällen den guten Willen dazu.

## Brasilien.

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung für Brasilien" finden wir folgende Zusammenstellung:

Wäre Brasilien so bevölkert wie Belgien, so hätte es im Verhältniß zu seinem Flächeninhalt anstatt 10,000,000 Einwohner deren 1,383,014,720, oder 37 Mal mehr als Frankreich. Brasilien würde dann beinahe 4 Mal mehr Bevölkerung haben, als China und 17 Mal mehr als Rußland. Es wäre schon hinreichend, hätte Brasilien im Verhältniß die Bevölkerung Portugals, um, außer China, das bevölkertste Reich der Erde zu sein. In diesem Falle würde es eine Seelenzahl von 307 Millionen, oder 10 Mal mehr als Großbritannien haben. —

Nun das Gegentheil. Hätte Belgien im Verhältniß die

Stärke der Bevölkerung Brasiliens, so wäre seine Einwohnerzahl nicht stärker als die der Stadt Pará, oder 10 Mal weniger als die der Stadt Rio de Janeiro. Die letztere hätte 3 Mal mehr Bevölkerung als das Königreich Portugal, wenn die Stärke der Einwohnerzahl dieses Landes der Brasiliens gleichstände.

Die kleinste Provinz Brasiliens, Espirito Santo, ist größer als Belgien, oder Sachsen, oder Holland.

Die Provinz Rio de Janeiro ist größer als die Schweiz oder Dänemark und ein wenig kleiner als Griechenland. Würtemberg ist nur halb so groß als die Provinz Rio de Janeiro.

Ceará ist so groß wie Portugal, aber größer als Schottland, oder Irland, oder Bayern.

Das Deutsche Reich, welches auf der Karte so groß aussieht, kann mit Belgien und der Schweiz zusammen noch in die Provinz Minas Geraes hineingestellt werden.

Mato Grosso ist größer als irgend ein europäischer Staat, Rußland ausgenommen, etwas kleiner als die drei größten Staaten Europas vereinigt, aber unbedingt größer wie Deutschland und Oesterreich zusammen, oder Deutschland, Frankreich und Spanien, oder alle europäischen Länder der lateinischen Race zusammengenommen.

Brasilien ist 15 Mal größer als Frankreich und die Provinz Minas Geraes 1,5 Mal größer als dieses.

* * *

— Der Judenpatriarch Abraham war ein — Irländer. Im zehnten Kapitel der Genesis Vers 28 bis 31 wird uns der Stammbaum des jüdischen Patriarchen Abraham aufgeführt; wir erfahren, daß sein Vaterland „Ur" hieß, daß es in Chaldäa lag und daß von dort Thareh, Abraham, Lot und ihre Weiber nach Haran und weiter gen Canaan zogen.

Für die Männer der Wissenschaft herrschte bisher kein Zweifel darüber, daß Chaldäa in Mesopotamien zu suchen sei, wenn auch seine Grenzen sich wissenschaftlich schwer feststellen lassen. Die Ursitze der Semiten lagen überhaupt weiter östlich, im heutigen Armenien und am Südfuße des Kaukasus. Wenigstens deutete Alles darauf hin. Indessen hier liegt ein bedauerlicher Irrthum vor und diejenigen Leser, welche noch an diesem Irrthum kleben sollten, werden davon gründlich geheilt werden, wenn sie das neue Werk der Frau Anna Wilkes lesen, welches den vielversprechenden Titel: Ireland, Ur of the Chaldees (London 1873, published for the author by Trübner and Co.) trägt. Frau Wilkes ist der britische Obermüller; auch mahnt sie in vielen Stücken an Professor Jacobi in Leipzig und besitzt unzweifelhafte Familienähnlichkeit mit Dr. med. Riecke in Nordhausen. Das allein muß schon in der wissenschaftlichen Welt ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken, und wir verdienen uns gewiß den Dank der Leser, wenn wir einige der wichtigsten Ergebnisse aus dem Werke der Frau Wilkes hervorheben. Nachdem wir Obermüller, Jacobi und Riecke wiederholt gewürdigt haben, darf eine solche Würdigung der Frau Wilkes in den Spalten des „Globus" keineswegs unterbleiben.

Das wichtigste Resultat ihrer Untersuchungen ist kurz folgendes: Ur ist Irland und von hier zog der alte Jude nach Haran und Canaan. Wie er nun mit seinen Kameelen diese Reise bewerkstelligt hat, wird freilich nicht näher angegeben, doch kann man mit Hülfe einer geologischen Hypothese leicht über diese kleine Schwierigkeit hinwegkommen; man braucht nämlich bloß anzunehmen, daß Irland zur Zeit Abrahams noch mit dem Festlande zusammenhing, und der Patriarch zog trockenen Fußes ins gelobte Land. Kelten und Hebräer sind nach Frau Wilkes ein und dasselbe Volk und damit ist für die Wissenschaft wieder eine große Thatsache errungen worden, die von Frau Wilkes etymologisch begründet wird. Denn: stimmen die Wörter Hibernia, Hebriden und Eboracum (der alte Name für die Stadt York) nicht mit Hebräern überein? Die Religion der alten Briten und Iren war der Druidismus. Und was war dieser? Die Verehrung Gottes durch Opfer auf Altären aus unbehauenen Steinen, nach der Manier Noah's. Die Druiden aber bewahrten Noah's Religion auf. So steht wörtlich zu lesen.

Ferner: „Als der Patriarch Heber nach Irland kam, wurde er von einer Gesellschaft von Druiden und Ladies begrüßt, welche der Race des Lughaid oder Lud, des Bruders des Arphaxad, angehörten. Die Luditen werden von Nennius als die „große rollende Woge" bezeichnet und ihre Nachkommen sind auf den britischen Inseln bekannt unter dem vergleichsweise modernen Namen Lloyd, Loyd, Luard und Loudon in Wales und Irland; in Schottland dagegen als Mc Leod oder Söhne des Lud. Diese Race Luds dehnte sich über einen beträchtlichen Theil Westeuropas aus. Der alte Name von Lyon war Lugdunum. Mane-Lud bei Lok mariaker in der Bretagne ist berühmt wegen seiner megalithischen Denkmale, die in ähnlicher Weise wie irische Steindenkmale ausgehauen sind. Auch Ludlow, Ludwig, Ludborough, Luddendenfoot, Ludgate und der alte Name der Londoner City, Caer-Lud, einer der drei Sitze der britischen Erzdruiden, gehören hierher."

Ohe, jam satis est; ohe libelle!

— Wir finden die Notiz, daß schlimme Nachrichten über Cameron's Expedition in Ostafrika von Sansibar eingelaufen seien. Die Mitglieder haben von Anfang an viel durch Krankheiten zu leiden gehabt. Nun heißt es, Dillon habe in einem Fieberanfall sich ums Leben gebracht; Murphy sei schwer krank nach Sansibar zurückgekommen, Cameron jedoch weiter ins Innere gegangen, um auf dem Wege des Nils oder des Congo bis an die Küste zu gelangen. Nähere Nachrichten müssen wir abwarten.

— Der französische Ministerresident Tissot zu Tanger hat die augenblicklich günstigen Verhältnisse in Marokko benutzt, um eine Wanderung ins Innere gegen Fez hin zu unternehmen. Er hat von einem Theile desselben eine Karte entworfen und sich insbesondere den alten Römerstraßen und der alten Station am See Kephisias zugewandt.

— Aus Caracas unterm 21. Mai schreibt uns unser fleißiger Mitarbeiter, Dr. A. Ernst:

Unser Landsmann, Karl Mauch, der Afrikareisende, ist gegenwärtig hier in Caracas; er macht mit Otto Kuntze aus Leipzig eine botanische Reise um die Erde. Am heutigen Tage haben beide Herren die Besteigung der Silla de Caracas begonnen.

Venezuela schreitet fort. In den nächsten Tagen werden die Nonnenklöster aufgehoben und die Schwestern haben ihr warmes Nest bereits verlassen müssen. Präsident Guzman Blanco ist ein freisinniger Mann und hat insbesondere die Ueberzeugung, daß gute Verbindungswege und gute Schulen für das Land nützlicher und nothwendiger seien als Mönchs- und Nonnenklöster, die man als höchst überflüssige Dinge betrachtet.

— Nicaragua, wo die Jesuiten nach Vertreibung aus den übrigen centralen amerikanischen Republiken sich angesammelt und eingenistet haben, will dieselben nicht länger dulden, weil sie „unverbesserliche Ränkeschmiede und Feinde der öffentlichen Ruhe und der Volkserziehung" seien. In Ecuador dagegen, ihrem Paradiese, herrschen sie unumschränkt, weil der dortige Dictator ganz und gar ihr Werkzeug ist. In allen anderen ehemals spanischen Colonien sind sie theils ausgetrieben worden, theils allgemein verhaßt.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

**Karl Andree.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

# Nach Californien.

## II.

Die Riesenbäume in Calaveras County. — Die Indianerhorden. — Ein namenloser Volksstamm und dessen Untergang. — Eigenthümliche Sitten und Gebräuche desselben. — Die Meidus und ihre Erntetänze. — Wer die Welt erschaffen hat. — Etikette bei den Konkow-Indianern. — Der Pah Yute-Häuptling Winemuka.

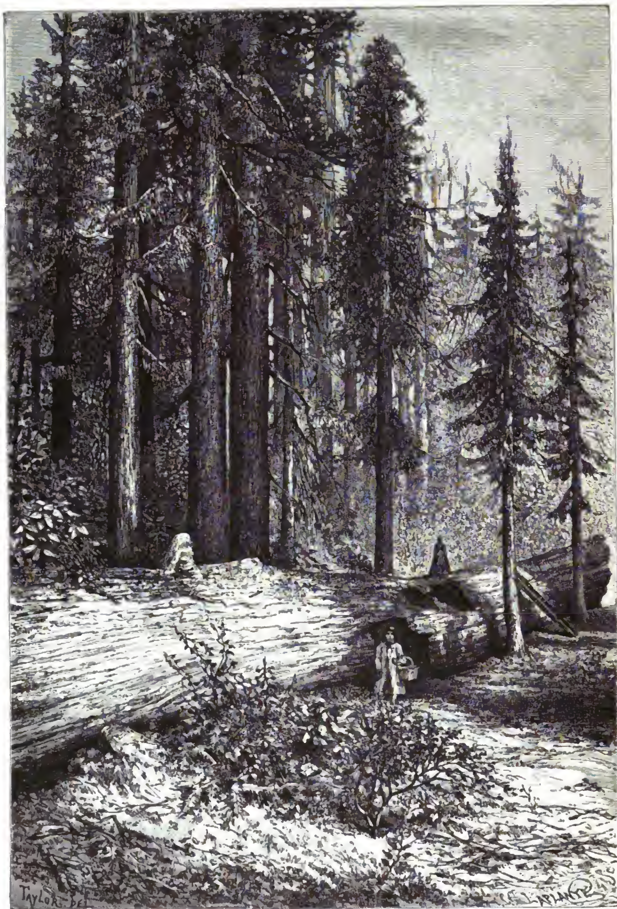
Die „Riesenbäume" in Californien sind weltbekannt und hundert Mal beschrieben worden. In Calaveras County findet man die colossalsten dieser „Big Trees."

Von Sacramento aus führt die Straße dorthin über eine Anzahl von Grubenstädten: Mokelumne Hill, Dryton, Fiddle town, Amador, Sutter Creek, Jackson und Volcano, über die große goldhaltige Quarzader, von welcher Californien in der Richtung von Norden nach Süden durchzogen wird. Von Mokelumne Hill an sieht man zu beiden Seiten des Weges manche verlassene Gruben und Ortschaften; von einer der letzteren, Murphy, erreicht man den etwa sechszehn Miles entfernten „Riesenwald" in Calaveras County. Auch in den Counties Mariposa, Tuolumne und Fresco wachsen die colossalen Sequoias. Die Engländer bezeichnen dieselben als Wellingtonias, die Nordamerikaner als Washingtonias; wir ziehen die Benennung Sequoia gigantea vor.

In Calaveras County ist dieser herrliche Wald für Staatseigenthum erklärt und damit den Waldschindern ein Riegel vorgeschoben worden. Die Yankees hatten sich schon daran machen wollen, die Bäume niederzuschlagen und die Wunderwerke der Natur in Dollars umzuprägen! Viele dieser Sequoias haben 10 bis 15 Meter im Umfange und 100 Meter und mehr an Höhe. Im Londoner Sydenhampalaste sieht man die von einem Engländer dorthin gebrachte Rinde eines Baumes, welche um ein Gezimmer oder Gestell von 106 Fuß Höhe gelegt worden ist. Der leere Raum innerhalb dieses Rindenüberzuges ist 26 Fuß breit und hat 78 Fuß im Umfange. Man sieht aber noch heute im Walde selbst manche noch viel colossalere Bäume. Der eben erwähnte abgerindete steht nach wie vor trotz jener Verstümmelung; man bezeichnet ihn als Mutter des Waldes; er hat eine Höhe von 327 Fuß englisch, und das Abrinden kostete den Engländer 4000 Dollars.

Eine andere Sequoia ist über der Wurzel abgesägt worden. Auf dem Stamme steht ein Kiosk, in welchem sechszehn Personen bequem Quadrille tanzen können. Man hatte acht volle Tage zum Absägen nöthig. Auf einem der abgetrennten Aeste wurde in San Francisco ein Bazar eröffnet; nachdem die Waaren verkauft waren, hielt man auf dem Durchschnitt dieses Astes einen kleinen Ball ab.

Auf dem Wurzelberg in Thüringen, im Lande Schwarzburg-Rudolstadt, wo sich noch ein Stück Urwald mit colossalen Bäumen erhalten hat, sind die mächtigsten Bäume mit Schildern bezeichnet, deren jedes den Namen eines bedeutenden Mannes der Wissenschaft trägt (Humboldt, Willdenow, Decandolle, Jussieu ꝛc.). Die Yankees haben den gewaltigsten Waldriesen Namenschilder angeheftet von eini-



Der Vater des Waldes in Calaveras County.

gen großen und vielen miserabelen Politikern, von Washington an bis herunter auf — Grant, dem gegenwärtigen kläglichen Präsidenten ihrer verflossenen „Musterrepublik"! An manchen haben sie auch sehr überflüssige Sprüche angebracht, z. B. von folgendem seichten Kaliber: „Die Wälder sind die ersten Tempel der Gottheit gewesen!" und dergleichen mehr.

Manche Bäume sind von den Indianern angebrannt worden oder haben durch den Blitz gelitten, andere sind in Folge hohen Alters umgefallen; man kann dasselbe auf reichlich 4000 Jahre veranschlagen und sie sind „mindestens 2000 bis 3000 Jahre älter als die Religion der Christen, 1000 Jahre älter als jene der Juden, viel älter als jene der Buddhisten, älter als Ninive und die ägyptischen Pyramiden". In einen dieser am Boden liegenden ausgefaulten Stämme kann man zu Pferde nahe an 100 Fuß weit hineinreiten.

Einer dieser am Boden liegenden Stämme, der Vater des Waldes, war 450 Fuß englisch hoch (etwa 140 Meter); ein anderer, dessen Stamm abgerindet worden ist, die Kajüte des Pioniers, hat am untern Ende 32 Fuß Durchmesser, die Schönheit des Waldes 300 Fuß, die Beiden Schildwachen haben 315 Fuß.

Rings um diese Sequoien wachsen mancherlei andere zapfentragende Bäume: Fichten, Tannen, Cedern, Lärchen, Cypressen, in deren Gezweige sich die Eichhörnchen umhertummeln; sie sind so dreist, daß sie auf die unten Vorübergehenden Zapfen herabwerfen.

Der Eindruck, welchen solch ein Riesenwald macht, erregt kein Staunen, weil die Verhältnisse der Bäume harmonisch sind; die Dicke des Stammes steht im Verhältnisse zur Höhe. Der Wald liegt etwa in 400 Fuß Höhe über dem großen Ocean. Am Morgen des 18. Octobers 1868 zeigte der Barometer 638 Millimeter, der Thermometer + 5° C. Um diese Jahreszeit kommen nur noch wenige Touristen dorthin.

Während der Riesenwald vor Vernichtung bewahrt wird, schwinden die Eingeborenen Californiens mehr und mehr dahin. Die Indianer des Landes sind auf den Aussterbeetat gesetzt und rettungslos dem Untergange geweiht. Viele Stämme sind bis auf den letzten Mann verschwunden; die Kugelbüchse der Weißen, die ansteckenden Krankheiten, das Abdämmen der Flüsse, welche ihnen ihr Hauptnahrungsmittel, die Fische, lieferten, das Verscheuchen des Wildes, das Alles hat dazu beigetragen, ihre Zahl rasch zu vermindern. Als vor nun einem Menschenalter die Yankees in das Goldland einzuströmen begannen, betrug die Anzahl der Eingeborenen reichlich über 100,000 Köpfe und nach anderen Annahmen mehr als eine viertel Million. Davon sind heute, nach einer hochgegriffenen Abschätzung, keine 20,000 mehr übrig. Und diese verenden in geradezu Grauen erregender Weise Jahr nach Jahr in wachsender Menge, einerlei ob sie noch ungehindert ihr freies Leben der Fischer- und Jägernomaden führen dürfen, oder ob man sie auf sogenannte Reservationen verwiesen hat, wo der Stamm auf einen bestimmten Raum eingepferchet ist, den er nicht verlassen darf. Dort bekommt er eine Art von Viertels- oder Achtelcivilisation und gerade diese trägt wesentlich dazu bei, seinen Untergang zu beschleunigen. Wir werden in diesem Bande des „Globus" eine große Karte mittheilen, in welcher die Reservationen zwischen dem Missouri und dem Stillen Weltmeere verzeichnet sind, sodann die verschiedenen Forts, welche zur Ueberwachung derselben von Seiten der Washingtoner Regierung angelegt worden sind, ferner auch die Oertlichkeiten, welche die Reste der verschiedenen Stämme innehaben.



Winemuka, der Häuptling der Pah Yutes.

Die Indianer in Californien waren und sind in einer Weise zerklüftet, zu welcher man kaum in Australien ein Nebenstück findet. Auf der ganzen weiten Strecke zwischen Oregon und dem Californischen Meerbusen (42 bis 32° N.) hat es zwischen der Sierra Nevada und dem Großen Ocean niemals das gegeben, was wir als ein Volk bezeichnen können; wir finden nur Horden in mehr oder weniger geringer Anzahl und von vielen derselben ist entweder gar nichts mehr übrig oder ihre Zahl erreicht nicht mehr als einige hundert Köpfe. Wir werden, wenn wir die eben erwähnte Karte erläutern, auf diesen Gegenstand näher eingehen, heute wollen wir einige Züge geben, welche das Leben und Treiben einiger dem Untergange geweiheten Horden kennzeichnen. Mehr oder weniger verkommen sind sie schon alle ohne Ausnahme.

Am Mill Creek, der zum Stromsystem des San Sacramento gehört, lebt eine Horde, deren Name allen anderen Indianern und auch den Weißen völlig unbekannt ist; nur sie allein weiß, wie sie sich nennt und sie wird untergehen, ohne daß man wissen wird, wie sie geheißen. Diese namenlosen Indianer bilden unter den übrigen eine durchaus fremdartige Erscheinung. Sie sind Barbaren, sind Wilde, welche der sogenannten Civilisation mit den Waffen Widerstand geleistet haben bis auf den letzten Bock (so bezeichnet der „civilisirte" Yankee den braunen Mann), die letzte

Squaw und das letzte Papuse (Frau und Kind). Einst sind sie ein für californische Verhältnisse zahlreicher Stamm gewesen, im Jahre 1870 waren von demselben noch fünf Individuen am Leben. Niemand sah diese zwei Männer, zwei Frauen und ein Kind, außer in langen Zwischenräumen ein einzelner Jäger, welcher die vulcanischen Einöden durchstreifte oder die Gestrüppwälder, in denen diese Wilden sich von allen übrigen Menschen fernhielten. Solch ein Jäger sah dann wohl nach Einbruch der Dunkelheit ein schwaches Lagerfeuer, vor dem sich eine Menschengestalt hin und her bewegte. Er, mit seiner Flinte bewaffnet, kroch vorsichtig näher, bevor er jedoch sich in Schußweite befand, waren die Gestalten verschwunden und wenn er dann bis an das Feuer kam, fand er nichts. Diese Namenlosen kochten ihr Abendessen, aber ihre Schlafstelle suchten sie an einem andern Orte, wo sie kein Feuer anmachten, um sicher vor Feinden zu sein. Denn für einen Feind galt ihnen Jedermann. Tage und Wochen lang trieben sie sich zwischen vulcanischem Getrümmer umher. Man weiß, daß diese Fünf oftmals auf einer Anhöhe neben einander kauerten und in die Weite hinausstarrten, oder daß sie auf die niedrigen Bäume kletterten, um aufzulauern bis ein Hase vorüber kam.

Stephen Powers, der gründlichste Kenner der californischen Indianer, erzählt („Overland Monthly“, San Francisco, May 1874, S. 418) Folgendes. In Chico und der Umgegend leben manche Männer, die hoch und theuer geschworen haben, daß diese fünf Indianer eines blutigen Todes sterben sollen, aber Wochen und Jahre sind vergangen, ohne daß sie dieses abscheuliche Gelübde hätten erfüllen können. Nun sind vier Jahre vergangen seitdem man die dem Untergang verfallenen Fünf zuletzt gesehen hat. Im Februar 1870 war es einigen Jägern gelungen, die beiden Squaws einzufangen und dadurch mit den Männern in Verbindung zu kommen. Sie versprachen denselben sicheres Geleit und die Herausgabe der Frauen, falls jene bündig betheuern wollten, fortan jede Feindseligkeit zu unterlassen. Nun kamen die beiden Männer, das Kind brachten sie mit. Einer der Jäger gestand mir persönlich ganz offen zu, es sei ihre Absicht gewesen, allen Fünfen das Lebenslicht auszublasen. Als alle auf demselben Lagerplatze waren,



Das Innere eines Pavillons auf dem durchgesägten Stamme einer Sequoia.

fiel es einem der Weißen ein, zu ermitteln wie viel Pfund sein Körper wiege. Er band sich zu diesem Zwecke einen Strick um; darüber geriethen die Wilden in Angst und Schrecken und waren, wie Rehe laufend und springend, im Nu verschwunden.

Die Weißen sahen, daß einer der Männer eine Schußwunde in der Hand und mehrere dergleichen am Arme hatte. Seitdem hat Niemand sie wieder gesehen. Als die Horde noch nicht aufgerieben war, wohnte sie am Mill- und am Deercreek, nachdem sie aber von 1858 an in ununterbrochener Fehde mit den Weißen lebte, flüchtete sie sich nach den vulcanischen Terrassen und in das niedrige Bergland im Westen des Millcreek. Ihre Kriegsführung trug allerdings den Charakter wildester Grausamkeit und daraus erklärt sich auch, daß die Leute in und um Chico geschworen hatten, sie ganz und gar auszurotten. Sie wurden aus ihrem Wiesen- und Waldlande in jene fast wasserlosen vulcanischen Einöden getrieben, sahen wie einer ihrer Nachbarstämme nach dem andern von den Weißen überwunden wurde, aber sie wollten und wollten sich nicht fügen, und so sind sie untergegangen.

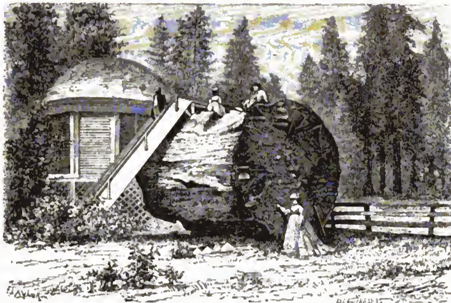
Dieses namenlose Volk hatte einige Sitten und Gebräuche, welche von denen anderer Indianer Californiens völlig abwichen. So waren z. B. die Schwitzhäuser bei ihnen nicht im Gebrauch und folglich auch nicht die Tänze in der großen Badehütte, dagegen hatten sie Rundtänze im Freien. Ferner bauten sie keine warmen, dick mit Erde überworfenen Wohngebäude, welche der eigentliche Californier so sehr liebt, sondern nur Schuppen aus Zweigwerk und häufig hatten sie keinen andern Schutz als Erdlöcher und Höhlen. Sodann waren sie außerordentlich grausam gegen ihre Gefangenen, welchen sie abscheuliche Martern zufügten. Die anderen californischen Indianer mißhandeln wohl den todten Feind, aber sie martern den lebendigen nicht. Es ist auch kein Charakterzug der letzteren, die Fehde gegen die Weißen bis zu völliger Vernichtung durchzuführen und doch haben die Namenlosen es gethan. Diese sengten und schnitten ihr Kopfhaar kurz ab, bis es kaum einen Zoll hoch war; alle anderen Stämme lassen das Haar lang wachsen und herabhängen.

Eigenthümlich war ihnen auch die Art und Weise wie sie den Hirsch jagten. Sie nahmen das grüne Geweihe,

kratzten das Mark heraus und es war dann so leicht, daß der Indianer es auf seinem Kopfe tragen konnte. Dann ging er in den Wald, machte alle Bewegungen eines Hirsches mit dem Kopfe nach, welchen er aus dem Gezweig hervorsteckte, und gelangte leicht zum Pfeilschusse. Ob man aber aus allen diesen Eigenthümlichkeiten den Schluß ziehen darf, daß jene Namenlosen am Millcreek vom Atlantischen Ocean hergekommen seien, lassen wir dahingestellt sein.

Einen für Californien verhältnißmäßig zahlreichen Stamm bilden die Meidus (Meidoos); sie wohnen vom San-Sacramento-Flusse bis an die Schneelinie in der Sierra Nevada und vom Big Chico Creek bis zum Bear River. Einen gemeinschaftlichen Namen haben sie weiter nicht, als daß alle zum Stamme oder Volke gehörenden Leute sich als Meidu, Volk, bezeichnen; sie zerfallen in eine große Anzahl von Sippen oder Dorfschaften. Am Chico liegt ein Dorf, dessen Bewohner sich Otakey nennen, ihr Dorf aber bezeichnen sie als Otakumnen. Es ist eine schwierige Aufgabe, sich in dem Gewirr dieser californischen Stammnamen zurecht zu finden. Als Sippen der Meidus finden wir z. B. am Feather River die Ollas gegenüber der Mündung des Bear River; von da aufwärts an derselben Seite die Koolmehs, dann die Hoacks, die Teeshums und, der Mündung des Yuba gegenüber, die Yubas. Sodann am linken Ufer: die Toamchas und die Hoancuts; am rechten Ufer die Bokas, Tychedas, Biyus und Holoaloopis, diese letzteren Oroville gegenüber. Am Honkut Creek die Totos und Heltos; am Butte Creek die Eskins; am Chico Creek die Michoapdos; im Concowthale die Concows, die früher zahlreich waren; am Yuba bei Nevada City die Oostomas; weiter abwärts die Panpacans. Das Land am Bear River und dessen Nebenflüssen hatten die Neeshenams inne.

Die Meidustämme fangen auf sinnreiche Weise Wasservögel in Netzen und führen eine beträchtliche Anzahl verschiedener Tänze auf, die wir als Jahreszeitentänze bezeichnen können. Einer der wichtigsten ist der Eichelntanz (— Kameeny Kampaywa lacoam, d. h. the



Block einer Sequoia, 30 Fuß im Durchmesser.

all-eating dance —) im Herbste, wenn der Winterregen einsetzt. Sie führen ihn auf, damit im nächsten Jahre eine ergiebige Ernte der Eicheln nicht ausbleiben möge. Etwa funfzig und mehr Leute versammeln sich im Schwitzhause, das in keinem Dorfe fehlt; dort tanzen Männer, Frauen und Kinder in zwei Abtheilungen gesondert. Die Männer haben ihren Federschmuck, die Weiber Glasperlen und sonstigen Zierrath angelegt. Nachdem der Tanz eine Zeitlang gedauert hat, treten zwei alte Männer, Priester, vor; sie haben einen prunkenden Kopfputz und lange Mäntel, welche aus den Federn des schwarzen Adlers verfertigt sind. Sie stellen sich an zwei entgegengesetzten Enden der Hütte auf und jeder legt das Kinn auf einen der Querbalken, welche das Dach stützen. Er schlägt die Augen nach oben hin auf und richtet Bitten an die Geister, indem er in der Priestersprache, welche das Volk nicht versteht, kurze Sentenzen singend vorträgt; der zweite Priester giebt dann darauf Antworten; das Volk ruft in gewissen Zwischenräumen mehrmals Ho!, was etwa dem Amen der Christen entspricht, dann folgt tiefes Schweigen; nachher beginnt ein allgemeiner Tanz. Das geht so stundenlang fort und in Zwischenräumen wird Eichelbrei gegessen. Dieser Tanz hat offenbar eine religiöse Beziehung.

Die Meidus haben ferner den Kleetanz, wann der Klee blüht, und wann die Manzanitabeeren reif sind den Manzanitanz, Weeducan cameeny; er heißt der kleine Tanz im Gegensatze zum Kleetanze, welcher als der große bezeichnet wird, Haylin cameeny. Zweck des großen Geistertanzes ist es, den höchsten der Dämonen günstig zu stimmen. Dieser hat nichts geschaffen, ist kein guter Geist und hat keine andere Gewalt als die, Böses zu thun; ihm sind kleinere Geister untergeben, welche auf Hügeln rc. sich umhertreiben.

Haylin meidu, der große Mann, hat die Welt und Alles, was darin ist, erschaffen. Die Erde war ursprünglich eine Kugel von geschmolzener Materie. Aus dieser kommt in Baumstämme und Wurzeln das verborgene Feuer, welches die Indianer vermittelst des Quirlstabes aus demselben hervorzubringen verstehen. Der große Mann schuf zuerst eine Frau, die sein Weib war und aus der Verbindung beider entstanden die Menschen, welche auf der Erde wohnen. Der Blitz ist der große Mann selbst; doch wird auch ange-



Californischer Indianer, Jäger mit zwei Töchtern.

nommen, daß Donner und Blitz zwei böse Geister seien, welche es darauf abſehen, alle Menſchen durch Feuer auszurotten. Der Regenbogen aber gilt für einen guten friedfertigen Geist, welcher Zorn und Wuth der Menſchen beſänftigt und welchem dieſe es verdanken, daß ſie noch längere Zeit auf der Erde bleiben dürfen.

Die nachſtehenden Thatſachen ſind in mehr als einer Art kennzeichnend. Woalocki und Yoatowi, zwei junge Konkow-Indianer, waren Bruder und Schweſter. Eines Tages bei Sonnenaufgang wurde ihr Dorf von den Amerikanern überfallen, viele Indianer verloren das Leben, andere wurden gefangen abgeführt. Jene Geſchwiſter wurden mit anderen auf einen Wagen geladen; aber der, welcher ſie als Sklaven betrachtete, mußte als Menſchenräuber einhundert Dollars Strafe zahlen und beide freigeben. Die Weißen, welche ſie ihm abnahmen, betrachteten nun dieſe beiden Indianer als „Lehrlinge“ und als ſolche wurden ſie einem Yankee zugetheilt, der für einen großen Philanthropen galt und häufig



Indianerhäuptling mit Familie, in einer Reſervation.

donnernde Reden gegen die Nichtswürdigkeit des Sklavenhandels gehalten hatte. Nun, dieſer überaus philanthropiſche Yankee behielt die beiden eine Zeitlang und vertauſchte ſie dann gegen einen eiſernen Ofen, den ihm ein ſchwarzer Barbier gab. So gingen ſie in das Eigenthum eines Negers über. Dieſer behielt ſie nicht lange, ſondern verkaufte ſie das Stück für 25 Dollars; das war damals der landläufige Preis, welchen man für einen jungen Indianer zahlte. Die Geſchwiſter blieben aber ungetrennt, und als ſieben oder acht Jahre vergangen waren, hatten beide das volle Alter der Mannbarkeit erreicht.

Nun gelang es ihnen freigegeben zu werden und ſofort machten ſie ſich auf den Weg nach ihrem heimathlichen Thale, wo man erfahren hatte, daß ſie zurückkommen würden. Sie werden im Dorfe zur Erdhütte ihrer Eltern geleitet, ſteigen auf der Leiter ins Innere derſelben hinab und ſetzen ſich nieder, ohne ein Wort zu ſprechen. Vater und Mutter werfen auf ihre wiedergewonnenen, lange Jahre verlorenen

und verschollenen Kinder einen Blick, lassen aber nicht ein Wort verlauten und verziehen auch keine Miene. So vergehen einige Stunden; die beiden sitzen laut- und bewegungslos am Boden, während die Eltern in der Hütte sich mit allerlei beschäftigen. Spät erst werfen die Eltern verstohlene, flüchtige Blicke auf die Kinder; im Verlaufe der nächsten Stunde thun sie das mehr und mehr, aber noch verlautet kein Wort; so will es die Etikette dieser Indianer; sie verlangt, daß kein äußeres Anzeichen verrathe was im Innern vorgeht. Endlich aber drängen sich Thränen aus den Augen; nun werden die Kinder bei Namen genannt. Vater und Mutter stürzen auf sie zu, man umarmt sich und jetzt erst wird gesprochen. Bei den Konkows verlangt der herkömmliche Brauch, daß ein Gast, welcher in die Hütte kommt, erst nach drei Stunden mit einem Worte begrüßt werde. —

Die Indianerstämme am Pit River haben vor Ankunft der Amerikaner ihre Todten verbrannt. Sie glauben, daß die Geister der Abgeschiedenen auf Erden bleiben und das Betragen der Lebenden überwachen. Die Guten kommen rasch in das glückselige Land, das fern im Westen liegt, die Bösen aber müssen auf der Wanderung dorthin immerfort gehen, ohne dasselbe jemals zu erreichen.

Wer aber hat die Welt erschaffen? Der Gott der Hebräer schuf sie bekanntlich aus Nichts, und aus Nichts ist sie auch vom Coyote, dem amerikanischen Prairieschakal, erschaffen worden. Dieses schlaue Thier spielt überhaupt in der Kosmogonie der braunen Leute eine hervorragende Rolle. Als Gehülfe bei Erschaffung der Welt hatte er einen Adler und die beiden gingen in folgender Weise zu Werke. Zuerst kratzte der Coyote aus Nichts mit seinen Füßen eine Menge von Hügeln auf, die jedoch dem Adler nicht hoch genug waren, deshalb erhöhete dieser die Hügel. Als er dann über denselben kreisete, gingen ihm manche Federn aus. Diese fielen auf die Erde, schlugen Wurzeln, wuchsen zu Bäumen empor und aus den kleineren wurden Büsche und andere Pflanzen. Beim Erschaffen der Thiere arbeiteten der Coyote und der Fuchs gemeinschaftlich; der erstere war ein böser, der zweite ein guter Geist. Beide geriethen in Streit darüber, ob die Menschen leben sollten oder nicht. Der Coyote sprach: „Wenn sie sterben wollen, so lasse sie sterben;" der Fuchs dagegen: „Wenn sie kommen wollen, so lasse sie kommen." Zuletzt brachte der Coyote Feuer in die Welt, denn den Menschen wurde die Kälte sehr empfindlich. Der Coyote ging weithin gen Westen an eine ihm bekannte Stelle, wo Feuer war. Er stahl etwas von dem Feuer, das er in seinen Ohren heimbrachte. Damit zündete er auf seinen Bergen ein Feuer an, und als dann die Indianer den Rauch emporsteigen sahen, kamen sie und holten sich auch Feuer, das sie heute noch haben und an welchem sie sich wärmen. —

Wir theilen einige Illustrationen von californischen Indianern mit. Die in Reservationen eingepferchten, welche in häufige Berührung mit den Weißen kommen, werden in ihrer äußern Erscheinung bald zu Carricaturen. Man sieht das an Winemuka (s. S. 51), einem in seiner Art berühmten Häuptling der Pah Yutes. Dieser Indianer hat sich in Virginia City photographiren lassen. Da steht er als ein wunderliches Zerrbild vor uns; das lange, straffe Haar fällt vorn über die Brust herab; in den Nasenflügeln trägt er Knochen von einem wälschen Hahn; sehr stolz ist er auf die Epauletten, die Hosen schlottern um die Beine, er hat sich sogar nach Art der Europäer Crachats, Ordenszeichen, angeheftet und gleicht dadurch einem „civilisirten" Commercienrath oder Hoflakaien. — Die Indianerfamilie auf einer Reservation hat sich zu einigem Ackerbau herbeigelassen und ist halb- oder viertels-civilisirt. Der Jäger hat noch Manches von echtem Indianerthum behalten.

---

# Auf und an den Oelflüssen Westafrikas.

Am Bonnyflusse. — Das Tschu-schu-Haus und der Cannibalismus. — König Pepple; Oto Dschumbo und dessen Palast. — Am Neukalabar. — Religiöse Feierlichkeiten. — Die Stationen der Missionäre. — Die Blattern und ein Fetischpriester. — Lotodscha.

Als Oelflüsse bezeichnet man die Gewässer des weitverzweigten Nigerdeltas und andere zu beiden Seiten desselben ins Meer fallende Ströme: den Benin, Niger, Braß, Neukalabar, Bonny, Ossobo, Altkalabar und Cameroues. Seit etwa einem Menschenalter haben dieselben eine große commercielle Bedeutung gewonnen, weil von ihnen her alljährlich größere Quantitäten Palmöls in den Handel kommen.

Ungeachtet der langen Berührung mit Europäern ist aber dort Alles urafrikanisch-barbarisch geblieben und der Cannibalismus geht noch immer munter im Schwange. Unter diesen Menschenfressern recrutirten, wie wir im „Globus" nachwiesen, die Engländer zum Theil ihre Hülfsgenossen im Kriege gegen die Aschantis. Das Leben und Treiben in diesem Nigerdelta ist ein ganz eigenthümliches und verdient unsere Aufmerksamkeit. Die nachfolgenden Schilderungen stellen wir aus zwei neueren Berichten zusammen, welche Nicholas Thomas und der bekannte schwarze Bischof Crowther gegeben haben.

Herr Thomas fuhr im März 1872 mit einem kleinen Dampfer über die Barre des Bonny, denn die großen Seeschiffe können oftmals dieselbe nicht passiren. Auf dem Strome liegen viele Hulks, abgetakelte große Segelschiffe, zumeist alte Ostindienfahrer, welche den Europäern als Wohnung dienen, und in denen die Oelfässer lagern, bevor sie zur Verschiffung über See auf die Dampfer gelangen. In dem mörderischen Klima dürfen die Kaufleute es nicht wagen am Lande zu verweilen und zu hausen, denn die Stadt Bonny liegt mitten in Sumpf und Morast. Die Hulks, deren Thomas vor Bonny nicht weniger als 14 zählte, waren sehr bequem und zweckmäßig eingerichtet.

Der Bonny war seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ein Hauptmarkt für den Sklavenhandel, der von Holländern, Engländern und Portugiesen dort sehr schwunghaft betrieben worden ist, denn im Durchschnitt kamen etwa 16,000 Sklaven im Jahre zur Ausfuhr, zumeist aus dem Ibu- (Eboe-) Land und aus Allaku. In den verschiedenen Dörfern am Strom und dessen Nebengewässern wurde allemal nach Verlauf von sechs Wochen ein Markt abgehalten, von wo man die schwarze Waare in großen Kähnen nach Bonny hinabschaffte; jeder derselben war mit 120 Sklaven beladen.

Die Einfahrt zum Bonny bildet eine weite Wasserfläche,

in welche auf der Ostseite der Bonny selbst, auf der Westseite der Neukalabar mündet. Die Einfahrt in den erstern bietet ein sehr verwickeltes Fahrwasser dar, doch hat die Barre manchmal bis zu 24 Fuß Tiefe. An beiden Ufern ziehen sich Mangrovegebüsche hin; am linken Ufer liegt dann die sogenannte Stadt Bonny, in welcher der vielbesprochene König Pepple herrscht, der vor nun zwölf Jahren in London die Schwachköpfe der Exeterhall so ergötzlich an der Nase herumführte und mit mehr als 10,000 Pfund Sterling im Sacke nach seinem morastigen Paradiese heimkehrte. Neben ihm herrscht sein Sohn oder Neffe, „Prinz" Oko Dschumbo, derselbe welcher mit seinen Cannibalen am Rio Volta unter Capitän Glover's Befehl am Aschantikriege Theil nahm. Indeß haben auch noch einige andere Leute ein Wort zu sagen.

Alles in Bonny ist noch wild, nicht einmal eine Anlände ist vorhanden; wer im Boot dem seichten, schlammigen Ufer nahe kommt, wird auf dem Rücken von Negern ans Land getragen. Die Hütten bestehen aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen und mit Rohr oder Palmblättern bedacht ist. Der Hausrath besteht aus einigen Matten, Stühlen, Bänken von getrocknetem Schlamm und allerlei Küchengeräth.

Die größte Merkwürdigkeit ist der Tempel, das Dschu-dschu-Haus. Dieses Monument der Cannibalenbarbarei ist mehrfach von Augenzeugen beschrieben worden und auch Thomas hat dasselbe besucht. Auch er betont, daß das Abschlachten von Leuten zum Zwecke der Menschenfresserei seinen Fortgang nehme, und daß namentlich bei den landeinwärts wohnenden Stämmen die erschlagenen oder gefangenen Feinde verzehrt werden.

Das Dschu-dschu-Haus ist aus geflochtenem Bambus aufgeführt; Wände und Dach sind mit Schlamm beworfen. Auf den ringsum im Innern angebrachten Gestellen, von welchen die Wände bedeckt sind, waren Hunderte von Menschenschädeln aufgestellt. In der Mitte stand ein aus Schädeln aufgebauter Altar, welcher eine Art Tisch bildete; vor demselben werden die Opfergaben niedergelegt. Der Anblick ist entsetzlich; wohin das Auge blickt starren und grinsen ihm Schädel entgegen; an manchen derselben sieht man deutlich Spuren von Feuer; die Leiber waren geröstet worden. Unter den Opfergaben befand sich auch ein sehr starker, mit hübschem Schnitzwerk verzierter Elephantenzahn.

Der Palast Oko Dschumbo's, des Freundes und Bundesgenossen der christlichen Engländer, ist auch von Schlammpfützen umgeben. „Dieser Prinz-Biedermann empfing mich freundlich, er trug die Landestracht, die sehr einfach ist, weil sie nur in einem Lendenschurze besteht. Der muskelstarke Mann spricht sehr geläufig Englisch, setzte mir vortrefflichen Madeirawein vor, war äußerst redselig und von aufgeräumter Laune. Seine Sklaven und Arbeiter waren eben dabei, ihm einen neuen Palast zu errichten, bei dessen Bau auch Steine verwandt werden sollen; die alte Schlammhütte ist ihm nicht mehr anständig genug."

„Pepple, König von Bonny, ist der eigentliche Herrscher, kümmert sich aber um öffentliche Angelegenheiten gar nicht mehr, sondern lebt zurückgezogen. Als ich nach dem Flusse zurückging, traf ich einen ziemlich erwachsenen Negerknaben, der fast ganz nackt war, und in einem Lehrbuche der Mathematik las. Als ich ihn fragte, wie er zu demselben gekommen sei, antwortete er, Prinz Oko Dschumbo sei sein Vater; er selber sei erst kürzlich aus England zurückgekommen, wo er Erziehung und Bildung genossen habe!"

Die Uferlandschaft am Neukalabar ist nicht so einförmig wie jene am Bonny; in der Mündung lagen zehn bis zwölf Hulks. Das Klima an ihr ist wo möglich noch mörderischer als am Bonny. Man nennt den Neukalabar auch Rio real; die Negerstadt liegt etwa 8 Miles aufwärts von den Hulks. Thomas wurde dort vom Consul Hopkins bei König Amochri II. eingeführt. Das Hüttengewirr, welches er als seinen Palast bezeichnet, ist ringsum mit Pfahlwerk umgeben, das in den Schlamm eingerammt worden ist. Es ist unmöglich den Schmutz und Unrath in den Gassen und bei den Häusern dieser Königsstadt zu beschreiben. Beim Gehen sieht man förmlich wie verpestete Luft aufsteigt und die muß man einathmen.

Am Ufer lag eine Anzahl von Kriegskähnen, deren jeder etwa 60 Ruderer faßt. In der Mitte sitzt der König, vorn am Bug steht eine alte Kanone. König Amochri ist ein wohlgebaueter Mann, war anständig gekleidet, trug jedoch über jedem Handgelenk gewaltig große Ringe von Elfenbein und um den Hals aufgereihete Korallen; die Stränge waren mit Gold durchflochten. Er bewirthete seine Gäste mit Cognac und Wasser; auch Tombo, Palmwein, wurde ihnen vorgesetzt.

Es war ein Dienstag, welcher bei den Negern ist was bei den Christen der Sonntag; sie halten Gottesdienst. Mächtig große Metallbecken, deren Schall weithin drang, verkündeten den Anbeginn der Feierlichkeiten im Dschu-dschu-Hause. Die Europäer wurden in demselben vom Oberpriester empfangen, einem breitschultrigen, für einen Kalabaresen hübschen Mann, der nackt war, bis auf einen Lendenschurz; seine Hautfarbe hatte einen gelblichen Anhauch, der Kopf war auf der ganzen rechten Seite kahl geschoren und von da ab war er an dieser Seite bis zur Mitte des Leibes weiß bemalt. Sein Diaconus überreichte ihm eine als Opfergabe dargebrachte Ziege, welcher er sofort den Hals abschnitt; das Blut ließ er in ein Erdloch laufen; dann wurde die Ziege gebraten.

Im Dschu-dschu Hause wurden häufig die Gongs geschlagen und Glocken bewegt, den Europäern aber wurde bald klar, daß man in ihrer Gegenwart sich einem gewissen Zwang anthat; sie sollten nicht Alles sehen. Alle Häuptlinge waren zugegen, aber keine Frau. Jene tranken viel Rum und Palmwein und geriethen bald in große religiöse Aufregung. Ein Häuptling hatte eine rothe Perrücke über seine schwarze Kopfwolle gestülpt, was ganz abscheulich aussah; ein anderer trug eine schwarze Perrücke. Wer einen solchen Kopfputz trägt, gilt für einen vollkommenen Stutzer und für eine Art von Europäer, denn es giebt ja auch Weiße welche Perrücken tragen und das ist maßgebend für die Mode. Hinter dem Altare war an der Wand ein reiches Sortiment von allerlei europäischen Kinderpuppen aufgehängt neben kleinen Spiegeln und einigen scheußlichen, bunt angepinselten Götzenbildern von Holz. Der Oberpriester erklärte, der Schmuck sei da, „um Alles für Dschu-dschu recht hübsch zu machen." Opfergaben lagen in Menge da, insbesondere schöne Elephantenzähne, Rum und Palmwein. Während die Weißen im Dschu-dschu-Hause waren, schrie draußen eine alte Negerin mit entsetzlich kreischender Stimme religiöse Gesänge und klatschte dabei mit den Händen. Bald kam auch eine Schaar anderer alter Weiber, entsetzliche Gestalten, welche Tänze aufführten und dann ein Trinkgeld, ein „Dasch", forderten.

Da, wo am Ufer Fischer wohnen, hingen an Bambusstangen lebendige Hühner mit dem Kopf nach unten; wenn sie elendiglich gestorben sind, ist das ein dem Gotte wohlgefälliges Opfer.

* * *

Im Nigerdelta sind bekanntlich eine Anzahl von Missionen von Seiten der englischen Hochkirche gegründet worden. Dieselben stehen unter Aufsicht des schwarzen Bischofs Samuel Crowther, welcher alljährlich seinen Bezirk bereist

und einen Bericht über die Verhältnisse desselben nach London einschickt. Aus mehreren derselben haben wir im „Globus“ Auszüge gegeben und wir konnten dem Missionsbischof Crowther nachrühmen, daß dieser Neger sich in seinen Mittheilungen vorzugsweise an die Sache selbst hält und mit den bekannten frömmelnden Redensarten nur insoweit sich befaßt, wie es handwerksbräuchlich bei seinen weißen Collegen ist.

Seinen Bericht über die Rundreise im Jahre 1873 finden wir in der Mainummer des „Church Missionary Intelligencer“.

Crowther besuchte zuerst die Station Akassa an der Einfahrt in den Nun. Im Jahre 1861 war es gefährlich auf dem Niger zu reisen und jeder Handelsdampfer mußte ein Kanonenboot als Bedeckung mitnehmen. Eine Anzahl von Missionsagenten, die von Sierra Leone gekommen waren, konnten nicht nach den Stationen Onitscha und Gbebe, am Zusammenflusse des Kuorra-Niger mit dem Benuë-Tschadda, hinauf, und deshalb gründete man Akassa, wo sie bis auf Weiteres blieben. Diese Station ist seitdem ein Halteplatz, wo die nach oben hin bestimmten die Abfahrt des Regierungsdampfers erwarten, welcher in jedem Jahre einmal die verschiedenen Stationen besucht. Allmälig haben auch Handelsleute in Akassa sich eingefunden, und die Missionäre gründeten eine Schule, mit der es aber nicht vorwärts will, namentlich seitdem 1868 Crowther am Braß River auf Wunsch des dortigen Königs eine Mission gründete. „Akassa kommt mir nun vor, wie eine einsame Cottage in einem Gurkengarten.“ Die Eltern wollen ihre Kinder nicht in die Schule gehen lassen und schweifen ihrerseits vielfach umher. Die Kirche wird Sonntags durchschnittlich von 19 Erwachsenen besucht. Akassa soll verlassen werden.

Schon 1872 war der deutsche Missionär J. Düring von dort nach Osamare gegangen, wo es ihm übel erging. Er wohnte in einer Hütte; der Niger trat über die Ufer und setzte auch das Missionshaus unter Wasser; Düring mußte zwei Monate, September und October, im Hause bleiben, ehe er wieder trockenen Boden unter den Füßen hatte. Die Mission soll nun auf eine trockenere Stelle verlegt werden und zwei Häuptlinge wollen dabei behülflich sein. Osamare liegt 20 Miles von

Onitscha. Diese Station ist im Jahre 1873 durch die Blattern schwer heimgesucht worden; diese Krankheit raffte auch den „König“ Idiari hinweg, welcher erst vor Kurzem seinem Vater „auf dem Throne“ gefolgt war. Missionären gelang es, etwa 200 Personen zu impfen und von diesen sind nur zwei gestorben. Die nachstehenden Mittheilungen Crowther's sind kennzeichnend für die dortigen Zustände.

Als König Idiari an den Pocken gestorben war, äußerte einer seiner Feinde, welcher Anspruch auf den Thron erhob, darüber laut seine Freude. Daraus zog das Volk den Schluß, daß dieser Mann die Blattern ins Land geholt habe, um den König zu tödten. Sofort traten die Häuptlinge zusammen, ließen den Prätendenten holen und er wurde dann ohne Weiteres todt gemacht. Bald nachher wurden zwanzig alte Weiber der Hexerei beschuldigt; es hieß, sie hätten die Krankheit verursacht. Sie mußten als Probe für Schuld oder Unschuld den Gifttrank nehmen, an welchem etwa die Hälfte derselben starb; die überlebenden galten dann für unschuldig. Nachher wurde behauptet, die Blattern seien ausgebrochen, weil in der Stadt Schweine und Schafe vorhanden wären, und nun wurden diese als Urheber der Seuche abgeschlachtet, aber die Krankheit ließ trotzdem nicht nach.

Da kam ein Fetischdoctor auf einen sinnreichen Einfall. Er wollte herausgebracht haben, wo die Schuld eigentlich läge. In der Mission war 1872 ein etwa 80 Fuß tiefer Brunnen gegraben worden und so tief war man vorher im Lande niemals in die Erde eingedrungen. Der Missionär Romaine hatte die Arbeit geleitet; natürlich waren die Pocken durch das Brunnengraben entstanden und sie seien nur dadurch zu beschwören, daß man einen Menschen opferte, die Leiche in den Brunnen warf und diesen zuschüttete! Diesen Rath fand das Volk vortrefflich und es sollte zum Menschenopfer geschritten werden, als ein junger Mann, der sich vor Kurzem hatte belehren lassen auftrat und sprach: „Ich will meinerseits mit dabei helfen den Brunnen zu verschütten, wenn Ihr mir versprechen könnt, daß hinterher Niemand mehr an der Krankheit stirbt.“ Das machte die Leute stutzig und man ließ den Brunnen wie er einmal war.

Crowther beklagt, wohl mit Recht, daß der Einfluß, welchen die weißen Handelsleute üben, ein unheilvoller sei. Die Neger halten es für selbstverständlich, daß dieselben gute Christen seien; unmoralische Handlungen, welche von diesen ausgeübt werden, gelten ihnen für nicht unrecht. Es sei peinlich für die Missionäre, den Schwarzen sagen zu müssen, daß die und die Agenten in den Factoreien keine guten oder wahren Christen seien. „Aber sie zu dem Glauben zu bringen, daß letzteres nicht der Fall sei, fällt ihnen schwerer als sie dem heidnischen Aberglauben zu entwöhnen. Je mehr der Handel an Ausdehnung gewinnt und je mehr gewissenlose Agenten angestellt werden, um so ärger wird das Uebel und um so schwieriger wird es für uns unsere Bekehrten vom Rückfall abzuhalten.“

„Die schwarzen Leute sind geldgierig und habsüchtig geworden und gleichgültig gegen die Religion. Es scheint als ob sie Wohlstand nicht ertragen können; einst waren sie sehr arm. Je mehr Handel bei ihnen getrieben wird, um so unausstehlicher benehmen sie sich; sie machen die Maße in welcher sie das Product zu Markte bringen kleiner und verlangen doch mehr dafür, und als die Kaufleute sich darein nicht fügen wollten, hielten sie wochenlang mit ihren Waaren zurück.“

Gegenwärtig ist Onitscha ohne König; der älteste Bruder des Verstorbenen führt die Regierung bis ein neuer Regent ernannt worden ist. Die Mission hat dort zwei Stationen, von denen manche Dörfer im Innern besucht werden. Auch ist eine Station in Asaba, am rechten Ufer des Flusses, gegründet worden, etwa 4 Miles oberhalb Onitscha auf höherm Boden. Die Leute dort gehören zum Volke der Ibus.

Lokodscha hat während des Aufstandes der Bunus unruhige Tage gehabt. Diese Bergbewohner wollten sich vom Joche der mohammedanischen Regierung (der Fulbe) frei machen, aber Lokodscha war ihnen dabei ein großes Hinderniß, weil es Missionärstation, Handelsposten und von den Mohammedanern besetzt ist. Dort finden sich unruhige Kriegsleute zusammen und unternehmen Raubzüge weit und breit. Die Bunus beschlossen daher Lokodscha zu zerstören und die Magazine der Kaufleute und die Mission auszuplündern.

König Masaba von Bida hatte 1841 diese (von Dr. Bailie gegründete) Ortschaft dem Atta von Idda abererobert; viele Bewohner kamen dabei um, andere zerstreuten sich. Zweimal schon hatten die Gebirgsleute versucht, Lokodscha einzunehmen; sie hofften, der Fulbesultan von Gando werde seinen Vasallen, den nun verstorbenen König Masaba von Bida, absetzen, und auch 1873, am 2. März, als die Bekehrten in der Kirche waren, wagten sie eine Ueberrumpelung, wurden aber, natürlich „durch göttliche Dazwischenkunft“, mit großem Verluste zurückgeschlagen.

In Bida ist nun König Umoru Nachfolger Masaba's. Ein stets unruhiger Häuptling, welcher die Flußstrecke zwischen Lokodscha und Egga beunruhigte, ist gefangen und geköpft

worden, so daß die Fahrt jetzt sicher ist. Die Bekehrung nimmt einen sehr langsamen Fortgang; im Ganzen hören 135 Seelen die Predigt am Sonntage, die Schule wird von 21 Kindern besucht. Die Kinder reden drei afrikanische Sprachen und Englisch, denn in Lokodscha ist ein Zusammenfluß vieler verschiedener Völker. Pastor Schön hat eine Fibel in der Haussasprache drucken lassen; Pastor Paul übersetzt Stücke aus dem Neuen Testament in das Nupe.

---

# T. T. Cooper beim Volke der Mischmis in Assam.

R. K. Wir gaben im vorigen Bande des „Globus" (S. 313. 347 ff.) Schilderungen aus den Erlebnissen Cooper's unter den verschiedenen Stämmen, welche am Brahmaputra und in den Gebirgen Assams wohnen. Es gelang dem kühnen Reisenden bis an die Grenze von Tibet vorzudringen, es war ihm jedoch unmöglich, dieselbe zu überschreiten und so verfehlte er den eigentlichen Zweck seiner Wanderung; er mußte im Lande der Mischmis umkehren. Wir verdanken ihm eine ethnographische Skizze dieses Volksstammes, die manches Neue enthält *).

Schon während des ersten Nachtlagers auf dem Zuge nach dem Lande der Mischmis machte er Bekanntschaft mit einer der größten Plagen Assams, den Landblutigeln. Tiger, Schlangen und Blutigel sind nach Fler die Landplagen Assams. „Die letzteren," sagt er, „bedeckten vorzüglich die waldigen und sumpfigen Theile in Myriaden, und verstanden es, mit satanischer Schlauheit sich unter die Kleider zu schleichen und an den Gliedern unbemerkt sich fest zu saugen. Man schleppte sie den Tag mit sich herum und sah erst am Abend beim Auskleiden an den mit Blut getränkten Strümpfen und zerquetschten Ueberresten der Thiere, daß man unbewußt um ein paar Unzen Blut leichter geworden war. Wenn unser Doctor diese lebendigen Schröpfköpfe brauchte, so schickte er den Hospitalgehülfen in den ersten besten Sumpf. Dieser blieb etwa fünf Minuten im Schlamm stehen und marschirte dann mit von Blutigeln dicht behangenen Waden nach Hause."

Nur allmälig gewöhnt man sich an die scharfen Bisse dieser Blutsauger, welche, etwa einen Zoll lang und nicht dicker als eine gewöhnliche Nähnadel, so wie man sich setzt, zu Dutzenden mit großer Schnelligkeit auf ihre Beute losschießen. Das Thier heftet sein eines Ende mittelst seines glockenförmigen Saugers an ein Blatt oder den Erdboden, krümmt sich in einen Bogen zusammen, schiebt dann sein anderes Ende vor u. s. f. und das alles rascher, als Worte es beschreiben können. Geradezu fürchterlich ist es, wenn sich die kleinen Bestien senkrecht aufrichten, dabei von einer Seite zur andern schwanken und nach Beute umherspähen.

Nach fünf Tagemärschen kamen die Reisenden nach dem weitberühmten, aber durchaus nicht großartigen Wallfahrtsort Bramakand (d. i. heilige Quelle), einem dünnen Wasserfaden, welcher am linken Ufer des Brahmaputra von einer Felsklippe in ein tiefes Felsenbecken fällt. Letzteres enthält sehr viel große Fische, welche von Hindufakirs, den Wächtern der Quelle, gefüttert werden, sowie von Pilgern aus allen Theilen Assams und Bengalens, welche während der kalten Jahreszeit in dem geheiligten Wasser baden. Die Fische gelten den umwohnenden Mischmis für heilig und für Behälter der Seelen gestorbener Fakirs.

Die Mischmis zerfallen in die Degaru, Meju und Tschallah Cottah oder stutzhaarigen Mischmis, letztere so genannt, weil sie sich die Haare rund um den Kopf so stutzen, daß es aussieht, als trügen sie einen pilzförmigen Hut. Dieser Stamm, welcher das Bergland gerade nördlich von Sadiya bis an die tibetische Grenze hin bewohnt, ist sehr kriegerisch und räuberisch und verwüstet alljährlich das Gebiet seiner beiden Bruderstämme mit Feuer und Schwert. Ja, einmal beunruhigte er die indische Regierung dermaßen, daß diese seinen Angehörigen bei Todesstrafe den Besuch von Sadiya verbot. Das machte sie kirre; sie schickten Abgesandte an die Engländer, gelobten Ruhe zu halten, und durften nun wieder Handel mit den Bewohnern der Ebene treiben und den Markt von Sadiya besuchen. Doch treiben sie weniger Handel dorthin, als nach Tibet, wo sie für Bisam und Teta (eine Art Fiebermittel) Yaks, Messer, Speerspitzen, eiserne Kochgeschirre, Glasperlen, Messingpfeifen rc. eintauschen.

Südlich von diesen, zwischen dem Brahmaputra und dem kleinen Flusse Chundil (Khoondil) wohnen die Degarus, den nordöstlich von ihnen sitzenden Meju in Kleidung, Sitten, Gebräuchen und Aussehen gleich, aber sich von ihnen durch die Sprache unterscheidend. Zwischen beiden Stämmen findet jedoch Zwischenheirath statt. Sie sind von kleiner Statur, selten über 5½ Fuß hoch, aber stark, hell kupferfarbig und mit unverkennbar mongolischen Gesichtszügen. Ihre Kleidung besteht nur in einem sackähnlichen Gewande von Baumwolle oder Yakhaaren, das der Länge nach zusammengelegt und an einer Seite herunter zusammengenäht vom Halse bis zum Knie reicht und mit Löchern für den Kopf und die Arme versehen ist. Dieser Sack wird über den Hüften von einem Streifen Leder oder einer Schnur zusammengehalten, woran vorn ein schürzenähnliches Stück Zeug, das bis auf die Knie geht, und eine Tasche aus Bären- oder Affenfell zur Aufbewahrung von Stein und Stahl u. s. w. hängt. Das lange Haar wird in einen Knoten zusammengedreht und von einer hölzernen Nadel festgehalten; eine große Mütze aus dem Pelze eines fuchsähnlichen, kleinen Thieres zeichnet den Häuptling aus. Die Männer tragen Messingreifen um die Arme und große Scheiben von Bambus oder Silber in den aufgeschlitzten und ausgeweiteten Ohrläppchen. Ihre Waffen sind Bogen und Giftpfeile; eine 8 Fuß lange Stange dient doppeltem Zwecke: am einen Ende befindet sich die Lanzenspitze zur Jagd, am andern eine einfache Spitze, welche aus der Waffe einen Bergstock macht. Unter dem rechten Arme hängt an einem Lederriemen ein kleines Messer, welches bei Häuptlingen mit mächtigen Messingbuckeln verziert ist. Letztere führen außerdem das lange und scharfe tibetische Messer, auf welches sie zwar sehr stolz sind, das sie aber doch bei Kriegszügen lieber mit dem früher beschriebenen, praktischern Messer der Khamti vertauschen. Alle diese Stämme verstehen sich vortrefflich auf die Jagd, welche unzählige Bären, wilde Rinder, Elephanten, Eber, Bisamhirsche und Takins liefert. Takin ist ein großes, dem Mischmilande eigenthüm-

*) The Mishmee Hills. An account of a journey made in the attempt to penetrate Thibet from Assam to open new routes for commerce. By T. T. Cooper, acting political agent at Bhamo. London 1873.

liches Thier, das wie eine Kreuzung von Hirsch und Rind aussieht. Der kaiserliche Garten in Peking hat mehrere lebende Exemplare davon, das britische Museum ein ausgestopftes.

Diese Mischmis tauschen von den Tibetern und den birmanischen Khamtis Sklaven und Messer gegen Bisam und Teta, in Sadiya bunte Taschentücher, Decken &c. gegen Wachs und Teta ein.

Die Frauen sind in der Jugend hübsch; sie sind abgehärtet, thätig, tragen mit Leichtigkeit und Anstand schwere Lasten und verkehren mit Fremden, ohne zudringlich zu werden, doch frei und rückhaltlos. Sie tragen kurze, ganz zugeknöpfte, kurzärmelige Baumwolljacken und einen engen Rock von demselben Stoffe, der die Waden unbedeckt läßt. Mannichfaltig ist ihr Schmuck: ein Silberstreifen um den Kopf, breit auf der Stirn und nach hinten schmal zulaufend; silberne oder messingene Ringe von 2 bis 3 Zoll Durchmesser in der Ohrmuschel und nagelförmige Silberstücke in den Ohrläppchen; Ketten von rothen und weißen Perlen und Spangen von Messingdraht um den Hals, welch letztere Zier bei Häuptlingsfrauen oft 10 bis 12 Pfund wiegt; schließlich messingene und silberne Armspangen chinesischen Fabrikats, welche aus Tibet kommen.

Individuen dieses Volks lernte Cooper schon bei Bramakand kennen; der folgende, sehr beschwerliche Marsch durch Gebirgsgegend führte ihn in ihr Land und in ihre Wohnhäuser, die von außen Hühnerställen und von innen mehr Düngerhaufen, als menschlichen Behausungen gleichen. Sechs Fuß über der Erde erhebt sich auf Bambuspfählen der Fußboden, bis auf welchen das Dach aus getrocknetem Gras mit langen Traufen herabreicht, so daß es die undichten Wände aus Flechtwerk ganz verbirgt. Die Häuser sind etwa 12 Fuß breit, aber von sehr verschiedener Länge, je nach der Anzahl von Frauen des Besitzers, deren jede ihr Gemach für sich hat, so daß die Wohnung eines reichen Häuptlings mitunter 120 Fuß Länge erreicht. Am einen Ende befindet sich eine 6 Fuß hohe Thür, zu welcher man auf einem Balken mit Einschnitten emporsteigt. Dann betritt man eine lange Gallerie, zu deren beiden Seiten die Gemächer liegen. Das erste, für Gäste bestimmte, hat einen beweglichen Ofen. Das Auffallendste in jenem Gange ist die große Menge von Thierschädeln, von wilden Rindern, Büffeln, Bären, Tigern, Hirschen, Affen und Takins, bei mächtigen Häuptlingen oft mehrere hundert Stück. Nach ihnen bemißt sich der Reichthum eines Mannes, da sie auch als Geld dienen, für welches man bei anderen Stämmen Sklaven und Messer eintauscht. Das Wort „Kopf" hat demgemäß bei den Mischmis eine sehr weite Bedeutung und bezeichnet im Handel Tauschmittel der verschiedensten Art, z. B. auch einen eisernen Topf, ein Stück Zeug und dergleichen.

Während der kalten Jahreszeit brennt fast in jedem Gemache ein kleines Feuer und erfüllt dasselbe mit dichtem Rauche, in Folge dessen viele alte Leute an Augenkrankheiten leiden.

Bei jedem Hause stehen auf vier Pfählen kleine Scheuern, so viele, als Frauen im Hauptgebäude sich befinden. Eine jede sammelt darin so viel Getreide und andere Vorräthe, wie sie zusammenbringen kann, und sie sucht es in Menge und Güte ihrer Schätze ihren Mitfrauen zuvorzuthun.

Rinder, Schweine und Hühner bilden den ganzen Viehstand, und zwar nur bei Häuptlingen, und auch da nur in geringer Menge. Dafür wimmelt es überall von Ratten, die in den Schädeln ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben und zu deren Vernichtung in jedem Hause ein paar Katzen gehalten werden. Schmutz und Ungeziefer in jedem Winkel! Die Leute waschen sich nie; ihr mitunter gar nicht häßliches Gesicht ist meist mit einer dicken Lage Ruß und Schmutz bedeckt, aus welchem bei alten Leuten die Runzeln wie weiße, aufgemalte Linien hervorleuchten.

Während des Sommers leben die Mischmis von den in der kalten Jahreszeit gesammelten Vorräthen, welche in getrockneten Fischen und ein paar Getreidearten, namentlich Bergreis und Mais, sowie Mehl von den Früchten der Sagopalme bestehen. Im Ackerbau sind sie über alle Begriffe faul und nachlässig; kaum daß ein paar Weiber und Sklaven ein Stückchen Land mit einer hölzernen Hacke aufkratzen und etwas dürftiges Getreide oder Baumwolle säen. Natürlich nagen sie dann gegen Ende des Sommers meistens am Hungertuche. Um so sorgfältiger und reichlicher bauen sie Opium und Taback, denen sie im Uebermaße huldigen, und zwar von den jüngsten Kindern, die kaum stehen können, an bis zu den ältesten Greisen und Greisinnen. Auch Honig und Wachs werden gesammelt und in die Ebene hinuntergeschafft. Dort unten schwelgen sie dann während der paar trockenen Monate im Fleische der zahlreich erlegten Thiere.

Zum Vergnügen halten sich manche große Häuptlinge Hofnarren, meist schwachsinnige Sklaven, die sie vom „Teufel" besessen glauben, komisch mit einem hölzernen Schwerte und Federkopfputz ausstaffirt, dürftig bekleidet, welche allerlei Thierstimmen nachahmen und zur großen Belustigung der Gäste schmutzige Witze und Geschichten vortragen.

Wird ein Mädchen oder eine Frau verführt, so fühlt sich dadurch der ganze Stamm beleidigt. Der betroffene Familienvater schlachtet dann einen Ochsen oder Yak und ladet die Aeltesten des Dorfes zu einem Feste. An der Straße wird ein 12 Fuß hoher Bambuspfahl errichtet und an dessen Spitze befestigt man Schädel und Kinnbacken des Thieres. Alle Vorübergehenden wissen dadurch, daß der Stamm beleidigt wurde, und verbreiten diese Nachricht, worauf sich alle Häuptlinge versammeln und die Buße des Verführers feststellen, welcher derselben nur dadurch entgeht, daß er den Ochsen bezahlt und die Frau heirathet. Thut er dies, so wird jener Pfahl fortgeräumt; unterläßt er es, so muß er dem Geschädigten die festgesetzte Buße bezahlen oder verfällt der Rache desselben und seines Stammes.

Da man nur sehr selten ein Stück Vieh schlachtet, so wird dabei stets mit einer gewissen Feierlichkeit verfahren. Das Thier, mit einem Strick um den Hals, wird von einem Sklaven gehalten; rings herum stehen mit gezückten Messern die männlichen Mitglieder der Familie, während sich Frauen und Kinder in respectvoller Entfernung halten. Dann schreitet unter feierlichem Stillschweigen der Häuptling oder das Familienhaupt heran, beobachtet das Opfer einige Minuten ganz ruhig, macht dann plötzlich einen Sprung wie ein Tiger, und trifft es mit einem fürchterlichen Hiebe seines langen tibetischen Messers ins Kreuz, wodurch es sofort gelähmt wird. Der Häuptling zieht sich nun zurück und mit entsetzlichem Geheul stürzen sich alle Männer auf das arme Thier und hacken und schneiden von seinem noch lebenden, zuckenden Leibe Fleischfetzen, welche von den Frauen und Kindern in Empfang genommen und zu Hause fürs Festmahl gekocht werden. Auf dieselbe Weise werden auch Gefangene ums Leben gebracht, wie noch unlängst die beiden Missionäre Crick und Bourie, eine Grausamkeit, welche die Engländer dadurch rächten, daß sie den Häuptling Kysa fingen und aufhängten.

Merkwürdig sind die Heirathsgebräuche der Mischmis. Frauen haben einen Preis von 50 bis zu 500 „Köpfen", und eine Menge namentlich hübscher Töchter ist darum etwas sehr werthvolles. Der Vater oder das Familienoberhaupt des Heirathslustigen unterhandelt zuerst mit den Eltern der Braut, und dann beginnt ein großes Feilschen, um

so langwieriger, je schöner die Auserwählte ist. Steht der Preis endlich fest, so besucht der junge Mann seinen zukünftigen Schwiegervater und übergiebt ihm eine Anzahl „Köpfe" als Anzahlung, womit er das Recht erwirbt, der Schönen den Hof machen zu dürfen. Darauf erwiedert der Brautvater den Besuch und macht dabei seinem Schwiegersohne ein entsprechendes Geschenk. Wenn nach dieser Visite alle Parteien zufriedengestellt sind, bezahlt der Bräutigam den Rest der Kaufsumme und erhält dafür die Schöne, welcher ihr Vater einen Theil der für sie erlegten „Köpfe" als Aussteuer mitgiebt. Mann und Frau speisen nie zusammen, bevor ihre Kinder erwachsen sind; auch darf kein Mann, außer bei sehr feierlichen Gelegenheiten, in dem Hause seines Schwiegervaters Fleisch essen, was ihm, wenn er viele Frauen hat, mitunter nur in seinem eigenen frei steht. Die jüngeren Söhne der Familie, denen der Vater nicht hilft, müssen meist sich lange gedulden und Jahre lang Tauschhandel treiben, ehe sie ihre Frauen zu sich nehmen können. Nachdem sie einen Theil des Kaufpreises bezahlt haben, dürfen sie freilich heirathen und ihre Frauen im elterlichen Hause besuchen; aber diese und deren Kinder bleiben daselbst und arbeiten für den Schwiegervater, bis das Ganze bezahlt ist: ein mächtiger Antrieb für die jungen Männer, sich fleißig in der Jagd und in Handelsunternehmungen zu versuchen.

Bei Krankheitsfällen wird ein Wahrsager herbeigerufen, welcher gewöhnlich je nach dem Zustande des Patienten ein Huhn oder ein Schwein opfern läßt, um dadurch den die Krankheit verursachenden Dämon zu begütigen. Wenn der Kranke stirbt, werden, namentlich wenn er ein Häuptling ist, Rinder, Hühner und Schweine in Menge geschlachtet und von den alten Leuten beiderlei Geschlechts zu Ehren des Todten verzehrt. Denn Gastfreundschaft gilt als große Tugend, und während des Schmausens preisen die Esser die trefflichen Eigenschaften des Verblichenen. Die Leiche wird nach zwei Tagen verbrannt und die Asche in einem kleinen Häuschen unweit der Wohnung des Todten beigesetzt. Eine Anzahl der von ihm bei Lebzeiten angesammelten Schädel wird als Denkmal dort aufgestellt; den Rest vertheilen seine Söhne, respective seine nächsten, männlichen Verwandten unter sich. Der älteste Sohn und Haupterbe nimmt dann den Häuptlingstitel an und feiert seinem Vater ein jährliches Fest, dessen Abhaltung eine heilige Pflicht für ihn ist.

Ueber Todtschlag berathschlagen die Häuptlinge, und wenn die Schuld des Mörders erwiesen ist, wird er entweder vom nächsten Verwandten des Opfers erschlagen oder muß demselben schwere Buße zahlen. Ist der Getödtete ein Sklave, dann muß eine Buße von fünf Rindern erlegt werden; sonst setzt sich der Mörder einer gleichen Vermögensbeschädigung von Seiten des Geschädigten aus. Ueber seine eigenen Sklaven steht dem Herrn das Recht über Leben und Tod zu.

Die religiösen Begriffe der Mischmis sind sehr verworren; sie huldigen einem mit allen Gebräuchen des Fetischismus versetzten Polytheismus. Als Cooper zu einem Häuptlinge von der Existenz eines „guten Christengottes" sprach, der über alle bösen Geister herrsche, sagte dieser: „Ihr Engländer müßt sehr glücklich sein, daß Ihr einen so guten und mächtigen Gott bei Euch habt. Wir Mischmis sind sehr unglücklich; überall umgeben uns böse Dämonen. Sie leben in den Flüssen, den Bergen und Bäumen; sie gehen herum in der Finsterniß und hausen im Winde. Stets quälen sie uns!" Und auf Befragen erklärte er den Feuerdämon für den mächtigsten und gefährlichsten, da er das Wasser auftrockne und die Berge verbrenne. Doch sei er auch freundlich gegen die Menschen, insofern er sie erwärme und ihre Speisen koche.

Vom Tode sprechen sie ungern; doch scheint das Gedenkfest, welches der Sohn dem Vater feiert, für ihren Glauben an eine Fortexistenz nach dem Tode zu sprechen.

Es war unserm Reisenden vergönnt, dieses Volk näher kennen zu lernen und unter ihm zu verweilen; aber seinen Zweck, in Tibet einzudringen, erreichte er nicht. Noch ehe er das Gebirge überstiegen hatte, welches die mit England verbündeten Völker von den chinesischen Alliirten trennt, versuchten die Mischmis ihn zur Umkehr zu bewegen; sie setzten ihm immer mehr und mehr zu, da die tibetischen Behörden in Lhassa es verlangten, und nur gegen das Versprechen sofort zurückkehren zu wollen, ließen sie ihn bis Prun am Brahmaputra vorgehen. Als er dort aber erfuhr, daß wenige Tagemärsche weiter stromaufwärts in Rumah 200 tibetische Soldaten ständen, die bereit wären, ihn nöthigenfalls mit Waffengewalt zurückzuweisen, gab er jeden weitern Versuch auf und kehrte, ohnehin schon durch ein heftiges Fieber und einen Absceß am Beine sehr geschwächt und entmuthigt, auf demselben Wege, den er gekommen war, nach Assam und Calcutta zurück.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Aus dem russischen Reiche.

Die Naturforschergesellschaft in Petersburg erhielt vom Finanzministerium den Betrag von 10,000 Silberrubel behufs Ausrüstung einer aralisch-kaspischen wissenschaftlichen Expedition. Dieselbe bezweckt die Erforschung der Fauna im Aralsee und Kaspischen Meere, dann der geologischen Formation und Fauna der nördlichen Theile des Ust-Urt, Mangischlak und des Theiles vom Amu-Darja, soweit derselbe zu Rußland gehört. Zur Erforschung des Aralsees betreffs der Fauna wurde Alenicyn, des Kaspischen Meeres hingegen Grimm ausgewählt. Die Expedition zu Lande, an welcher Barbot de Marny zu geologischen, Bohdanow und Butlerow zu zoologischen Forschungen theilnehmen, wird zuerst Mangischlak berühren. Von hier aus begiebt sie sich entlang dem Nordabfalle des Ust-Urt an den Aralsee, wird über denselben fahren und an den Mündungen des Amu-Darja landen, wo die Forschungen am Delta und am rechten Ufer dieses Flusses ihren Abschluß finden sollen. Die Erforschung des alten Bettes des Amu-Darja gehört nicht in das Programm dieser Expedition.

— In Irkutsk ist der diesjährige Winter sehr gelinde ausgefallen. Alte dort längst angesessene Leute behaupten, daß sich das Klima von Irkutsk und der Umgebung mit jedem Jahre ändere und milder werde.

— Im Gouvernement von Kasan, welches 1,670,000 Einwohner zählt, leben, dem „Golos" zufolge, kaum zur kleinern Hälfte Russen. Der Rest dagegen besteht aus Tataren (Mohammedanern), sowie Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen und Wotjaken, die bis auf den heutigen Tag Heiden geblieben sind. Seit dreihundert Jahren bemüht sich die russische Regierung, um diese Heiden und Mohammedaner zur

russisch-orthodoxen Kirche zu belehren, kann aber damit keine bemerkenswerthen Resultate erzielen. In letzter Zeit hat es sich zur Genüge erwiesen, daß die Heiden nur zum Schein das Christenthum annehmen und in die Kirchen bloß dann kommen, wenn irgend eine religiöse Ceremonie (Taufe, Trauung, Begräbniß rc.) vorgenommen werden soll; bei sich jedoch zu Hause sind alle heidnischen Gebräuche nach immer üblich. Schlimmer ist die Sache mit den Tataren, welche religiös organisirte Gemeinden sowie auch bei Moscheen Religionsschulen haben, in denen der Mollah die Knaben und seine Frau die Mädchen unterrichtet. Solcher Schulen giebt es im ganzen Gouvernement sehr viele, weil schon auf 200 bis 300 Einwohner eine entfällt. Man hat auch die Bemerkung gemacht, daß Tausende von getauften Tataren wieder zum Islam zurückkehren, was hauptsächlich diesen Schulen sowie auch der Verbreitung von mohammedanischen, in tatarischer Sprache verfaßten Andachtsbüchern zugeschrieben wird, welche Voraussetzung sich um so mehr bestätigt, daß die solcher Propaganda ausgestellten getauften Tataren ohne genügende Kenntniß der russischen Sprache und ohne Verständniß der altrussischen Kirchensprache auch demgemäß schwerlich im neuen Glauben befestigt werden können. Auf diese Weise ist es leicht erklärlich, daß man auf 451,000 *Tataren*, welche das Gouvernement von Kasan bewohnen, kaum 40,000 zählt, die sich, äußerlich wenigstens, zur russisch orthodoxen Kirche bekennen. Der „Golos" bemerkt dabei, daß die Verbreitung des russisch orthodoxen Cultus um so wichtiger erscheinen müsse, weil dann die Russification der Tataren viel leichter erfolgen würde. *Bisher wurden unter den Heiden bloß die Mordwinen russificirt.* Behufs energischer Verbreitung des russisch-orthodoxen Cultus bildete sich vor nicht langer Zeit ein *St.-Georgs-Verein*, welcher zu diesem Zwecke in ganz Rußland Geldsammlungen veranstaltet. Dieser Verein stiftete bereits 411 Schulen, in welchen 2524 getaufte Knaben und 377 Mädchen von Tataren, Tscheremissen, Wotjaken und Tschuwaschen in ihrer Muttersprache Unterricht genießen.

— Die bedeutendste *Fabrikindustrie* in Russisch-Polen ist vorwiegend im Gouvernement von Piotrkow (Petrokow, deutsch Petrikau) concentrirt. Bekanntlich ist *Lodz* die größte Fabrikstadt in ganz Russisch-Polen; es sind aber auch im genannten Gouvernement größere Fabriken in der Umgegend von Brzeziny und Lask. Die Gesammtproduction aller dieser Fabriken und Etablissements beträgt jährlich 22,753,000 Silberrubel.

Unter den Fabriken nehmen den ersten Rang ein Baumwollspinnereien und Webereien, welche sowohl reine als auch mit anderen Stoffen gemischte Gewebe verarbeiten. Den Centralpunkt dieses Industriezweiges bildet *Lodz*; außerdem aber befinden sich noch derlei Fabriken in *Pabianice*, *Zgierz* und *Tomaszow*. Die Production aller Spinnereien und Webereien erreichte 1872 die Höhe von 10,846,000 Silberrubel, wobei 18,539 Arbeiter beschäftigt waren. Auf Lodz allein entfällt die Summe von 8,427,075 Silberrubel und 8063 Arbeiter. — In den Städten Tomaszow und Zgierz werden meistens Wolle und diverse Gattungen von Tuchstoffen verarbeitet. Die Production für 1872 betrug 3,668,563 Silberrubel. — Im Gouvernement von *Kalisch* waren im genannten Jahre 735 Fabriken mit 6832 Arbeitern thätig. Der Werth der Production bezifferte sich auf 6,337,331 Silberrubel, gegen das Vorjahr (1871) um 637,331 Silberrubel mehr.

— In einigen Ortschaften des Schadrinsker Kreises im Gouvernement Perm beschäftigen sich die Einwohner unter anderen Gewerben auch mit dem Verfertigen von hölzernen Theeschalen. Gegenwärtig sind dort etwa 100 derlei Etablissements, von denen jedes eine bis fünf und auch mehr Drehbänke besitzt. Diese Schalen werden vorwiegend aus Fichtenholz verfertigt, welches aus den dem Staate gehörenden Wäldern angekauft wird. Ein 7 Arschin langer und 6 Zoll dicker Holzklotz kommt mit Transportkosten auf 35 bis 50 Kopeken zu stehen. Aus solchem Klotz macht man 7 Dutzend Schalen. Ein tüchtiger Arbeiter verfertigt im Laufe eines Tages 100 bis 150 Schalen, doch giebt es auch gewandte Leute, die bis 200 Stück täglich zu Stande bringen. Den Drechslern zahlt man 6 Silberrubel für 1000 Schalen. Aus der Drehbank gehen dann die Schalen in die Hände des Malers über, welcher für Bemalen eben derselben Anzahl 12 Silberrubel erhält, wobei man ihm jedoch die nöthigen Farben selbst liefern muß. Die Herstellungskosten per Mille betragen demnach 18 Silberrubel; da aber noch andere verschiedene Ausgaben (Holzankauf, Oel, Farben rc.) hinzugerechnet werden müssen, so steigert sich der Preis für den Producenten auf 40 Silberrubel. Diese Schalen werden ausschließlich auf den Jahrmärkten in Irbitsk und Krestowsk von den Baschkiren und Kirgisen, theilweise auch von den Tataren das Tausend für 60 bis 70 Silberrubel gekauft. Im ganzen Bezirk von Schadrinsk producirt man jährlich 600,000 solcher Schalen, welche einem Werthe von 36,000 bis 42,000 Silberrubel gleichkommen.

### Livingstone über anglicanische Missionäre.

Ueber das oft im höchsten Grade anstößige Treiben und den widerwärtigen Handwerksneid, der so vielfach bei den Missionären hervortritt, hat sich *Livingstone*, der doch *selber Missionär* war, auf das Schärfste ausgesprochen. Von *Unyanyembe* aus schrieb er einen langen Brief an den Herausgeber des „Newyork Herald" (9. April 1872), welcher bekanntlich *Stanley's* Expedition auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Er spricht in demselben über die Sklaverei, die Harems der Araber in den Negerländern, das häusliche Leben der schwarzen Völker und ihren Ackerbau; an diese Schilderungen knüpft er dann Betrachtungen über die unevangelischen, unchristlichen Eifersüchteleien und das sehr irdische Benehmen, welches viele Sendboten kennzeichne. Auch an Winken für die Schwachen an Geist, welche einem solchen Gebahren durch Geldbeiträge Vorschub leisten, läßt Livingstone es nicht fehlen.

Zunächst hebt er hervor, daß die Missionäre in Ostafrika nicht pflichtgetreu seien. „Wenn einer von ihnen in Sansibar das Fieber bekommt, nun, so macht er sich das Vergnügen, eine kleine Lustfahrt nach den Seychellen zu unternehmen; er geht an Bord eines englischen Regierungsdampfers, wo er freie Fahrt und Beköstigung hat. Ja, gewiß darf der heilige Mann sich das erlauben; ein so kostbares Leben muß ja geschont werden! Allein die Menschennatur ist schwach, Sansibar ist ungesunder als die übrigen Stationen an der Küste des Festlandes. Indem aber die Regierung ein Kriegsschiff zur Verfügung dieser guten Missionäre stellt, in der Meinung, sie dadurch in ihrer Arbeit zu fördern, geschieht das gerade Gegentheil. Seit acht Jahren geben barmherzige Christen Geld zur *Evangelisirung* Centralafrikas. Nun aber ist trotzdem die centralafrikanische Diöcese unter der Obergewalt des *Teufels*, der occupirt sie. Ich sage das mit schwerem Herzen, allein durch zahlreiche Thatsachen hat sich herausgestellt, daß die *Leute, welche den Missionär spielen* und sich damit begnügen, ihren Sprengel durch das Fernglas zu betrachten, doch eine ganz andere Pflicht und Aufgabe erfüllen sollten."

Livingstone schildert dann die skandalösen Vorgänge auf *Madagaskar*. „Im Jahre 1868 gab es in der Hauptstadt (Antanana rivo) nicht weniger als *zwölf* verschiedene Christencongregationen. Dahin hatten *unabhängige* Missionäre es durch funfzigjährige Bemühungen gebracht. Die von ihnen Bekehrten waren standhaft geblieben trotz grausamer Verfolgungen; die ersten Missionäre waren von der Insel vertrieben worden. Nach eingetretenem Regierungswechsel durften sie zurückkommen; später erwirkte Königin Victoria vom Nachfolger der alten Königin die Erlaubniß zur freien Ausübung des Christenthums. Da schickte sofort die protestantische Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens in London ihrerseits Missionäre nach der Hafenstadt *Tamatawe*, wo viele Tausend Heiden wohnen. Als sie von Capstadt abreisten, gab ihnen der dortige Bischof den wohlgemeinten Rath: „Mischt euch nicht in die Angelegenheiten der schon gegründeten Kirchen." Aber kaum waren diese über-

eifrigen Individuen auf Madagaskar gelandet, so schrieben sie flugs nach London und verlangten von dort Erlaubniß, in der Hauptstadt Antanana riva zu arbeiten! Die Directoren der Gesellschaft (welche diese Erlaubniß gaben) mußten sich selbst sagen, daß sie keineswegs der christlichen Liebe gemäß verfuhren, als sie solchergestalt die Resultate der Arbeiten ihrer Vorgänger sich — aneigneten, während es doch bei Millionen unbelehrter Heiden viel zu bekehren gegeben hätte. Auch wird oftmals ohne sorgfältige Ueberlegung zu Werke gegangen."

„Hier nur ein Beispiel. Der hochachtbare Ellis, der späterhin auf Madagaskar das Belehrungswerk in Gang brachte, arbeitete im ersten Drittel dieses Jahrhunderts in Honolulu auf den Sandwichinseln. Dorthin kamen amerikanische Presbyterianer, welche auch gern arbeiten wollten. Sofort überließ Ellis ihnen seine Wohnung, Schule, Kirche und Druckerei und suchte sich ein anderes Feld. Die Amerikaner haben mit Erfolg gearbeitet und das Christenthum auf den Sandwichinseln verbreitet. Da wollte man nun in London die Entdeckung gemacht haben, daß den von jenen Presbyterianern Belehrten ein Bischof Noth thue, den die englische Episcopal- (Hoch- oder Staats-) Kirche zu ernennen habe. Und sie schickte wirklich einen solchen, beiläufig bemerkt ein unhöfliches Subject, einen Mann, der sich um die amerikanischen Missionäre, welche doch wahrhaft apostolischen Geist bewährt hatten, gar nicht kümmerte, sondern in den Straßen von Honolulu, einen großmächtigen Papierhut auf dem Kopfe tragend, umherging und Allen, die es hören wollten, vordemonstrirte, er allein sei der wahre Bischof!"

„Die Missionäre und insbesondere die Missionärbischöfe sollten wenigstens wohlerzogene Menschen sein. Und ist es nicht einigermaßen auffallend, zu sehen daß jene lieben Brüder ohne Weiteres sich in eine Herde eindrängen, welche ein Nachbar unter halbhundertjährigen Anstrengungen und Mühen zusammengebracht hat? Sie machen sich dadurch einer Handlung schuldig, welche einem Viehdiebstahl gleicht. Und doch machen gerade sie den Wilden aus dem Viehdiebstahl einen schweren Vorwurf!"

„Die excellenten anglicanischen Bischöfe, die so viel Interesse an der Mission für Centralafrika zur Schau tragen, werden sicherlich bedauern, daß alle ihre Anstrengungen zu nichts, aber auch zu weiter gar nichts geführt haben, als daß in Sansibar ein Caplan beim Consulat angestellt wurde."

Man sieht, wie scharf Livingstone sich ausdrückt, er, ein Mann der That, der anderthalb Menschenalter hindurch in großartiger Weise thätig war und alle Tage furchtlos dem Tode ins Auge sah. Er hatte wohl ein Urtheil über die Phrasenmacher und „faulen Bäuche".

## Ueber den Kulihandel.

Endlich ist die Verschiffung chinesischer Kulis aus Macao auch von der portugiesischen Regierung verboten worden, und hoffentlich haben nun die Greuel ein Ende, welche bei der Verschiffung so häufig vorgekommen sind. Die „Overland China Mail" bringt ein langes Verzeichniß von Kulischiffen, an deren Bord Meuterei ausgebrochen ist oder die anderweitig in den Jahren 1845 bis 1872 heimgesucht worden sind. Die Zahl derselben beträgt — 308! Auf 23 Fahrzeugen brachen Meutereien aus; in 13 Fällen wurde die Schiffsmannschaft theilweise oder ganz ermordet, Offiziere eingeschlossen. Die Sterblichkeit ist grauenhaft. An Bord der „Lady Montague", die 450 Kulis in Macao an Bord nahm, starben etwa 300; auf dem „Waverley" 295 von 442, an Bord des „Calvin" 110. Die „Flora Temple" hatte 850 an Bord; das Schiff ging an der Küste von Cochinchina mit Mann und Maus verloren. Die „Dea del Mare" nahm 350 Kulis ein und landete nur 162 auf Tahiti; die „Jeddo" verlor von 480 Kulis nicht weniger als 200. Die „Providenza" hatte in Macao 380 an Bord genommen; als sie auf der Höhe von Haladadi, Nordjapan, umhertreibend gefunden wurde, lebten noch 42. Die „Dolores Ugarte" war von den Kulis selber in Brand gesteckt worden; sie verbrannten alle, 600 an der Zahl! Unter den Kulischiffen segelten unter britischer Flagge 15, amerikanischer 4, peruanischer 3, französischer 8, italienischer 5 und je 1 unter holländischer, belgischer und son salvadorianischer Flagge.

* * *

— Weiße Strauße auf den patagonischen Ebenen. Der südamerikanische Strauß (Nandu, Struthio rhea) nimmt dort eine vorragende Stelle ein; gleich dem südafrikanischen läßt er sich ohne große Mühe zähmen. Ein deutscher Arzt, Dr. J. Taiber, der in der argentinischen Armee dient, besuchte im vorigen Jahre das Fort El Ciudadana, östlich von Tapalquen, im Süden der Provinz Buenos Ayres. Unter den etwa zwölf zahmen Straußen, welche zum Fort gehörten, bemerkte er zwei vollkommen weiße. Ich hatte, schreibt er, noch nie so schöne durchgehends weiße gesehen; denn die in Otavarria wie das gewöhnliche Hausgeflügel herumlaufenden Thiere gleicher Gattung sind bräunlich und haben bloß am hintersten Theile der Flügel große, weiße Federn. Sie verlassen öfters das Fort, kommen aber jedesmal wieder; sie bringen auch manchmal wilde Strauße mit und so geschieht es nicht selten, daß selbst solche Thiere, die noch nicht an den Anblick der Menschen gewöhnt sind, sich mit der Zeit in das Innere der Forts hineinwagen, um die ungeheure Gefräßigkeit zu befriedigen, welche die Natur diesen Geschöpfen gegeben hat. Daraus erklärt sich, daß viele derselben ohne Zuthun der Menschen und ohne jede Abrichtung die Art und Weise des Verhaltens der zahmen annehmen. Bemerkenswerth ist, daß die Indianer die in geringerer Anzahl vorkommenden weißen Strauße nie tödten. Sie lassen dieselben unbehelligt, weil sie die Meinung hegen, die Strauße überhaupt würden aufhören zu existiren, wenn man die weißen verfolge. Weißen Thieren wird überhaupt von ihnen eine besondere Berücksichtigung gezollt; weiße Kühe oder Pferde werden nicht geschlachtet. — Ueberall, wo argentinische Soldaten lagern, ist der größte Ueberfluß an Fleisch, überall liegt dasselbe roh, gekocht oder gebraten umher. Dort sättigen sich täglich Hunderte, ja Tausende in Schwärmen anlangender Geier, die nicht geschossen werden, weil sie hartes Fleisch haben, und sich deshalb furchtlos nähern; kein Wunder, daß der wilde Strauß dem Beispiele des zahmen folgt. Der Strauß verschlingt alles was in das Bereich seines Schnabels kommt. Ich sah Vögel mit unglaublicher Hast die verschiedenartigsten Sachen verschlingen: mehrere ellenlange dicke Stricke, Leder, Bleistifte, Flintenkugeln und dergleichen mehr. Die Verdauungsorgane sind derart eingerichtet, daß Stoffe, welche in anderen Organismen unverdaut abgehen würden, der gründlich durchgreifenden Auflösungsfähigkeit des Magensaftes unterworfen und aufgesaugt werden. Das Strauß-Pepsin, dieser bei der Verdauung thätigste Stoff, verdient mit vollem Rechte den Ruf, welchen dasselbe erlangt hat.

— Notizen über Einwanderung in Nordamerika. Seitdem die Commission für Einwanderung in Neuyork errichtet ist, nämlich seit dem 1. Mai 1847, seit dieser Zeit sind nach der geführten Liste jener Commission $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwanderer in Neuyork gelandet. Dies beträgt bis Ende 1873 ungefähr 200,000 Einwanderer für das Jahr. Seit den letzten fünf Jahren war die Einwanderung beträchtlich; nämlich nur in Neuyork sind für das Jahr 1869: 395,922, für 1870: 378,796, für 1871: 352,456, für 1872: 362,236, für 1873: 330,518 Einwanderer verzeichnet. 64 Procent der Einwanderung seit 1847 waren über 20 Jahre alt und in voller Lebenskraft; 1,933,915 waren von Irland, 2,219,925 von Deutschland und Skandinavien und 1,048,431 von anderen Ländern. Bemerkenswerth ist es, daß auf einen Deutschen, der nach den östlichen Manufacturgegenden sich begiebt, 13 Irländer kommen und daß wiederum auf einen Irländer, der nach den mittleren und westlichen Staaten geht, 3 Deutsche kommen. Nach dem Süden vom Ohio und Potomac sind im Ganzen seit obigem Zeitraum von der in Neuyork gelandeten Einwanderung nur $4\frac{1}{2}$ Proc. der

irischen und nur 6 Proc. der deutschen Einwanderung gezogen. Rechnet man die Gesammteinwanderung auf $8^1/_2$ Millionen, so fallen auf England und Irland 4,448,603, auf Deutschland 3,028,552, 486,096 auf die lateinische, 24,964 auf die slavische und 110,200 auf die asiatische Race. Die Commission in Castle Garden rechnet auf jeden Einwanderer mindestens 50 Dollars baares Geld, das sie in dies Land bringen. Dies beträgt zu $8^1/_2$ Millionen Einwanderer die Summe von 444 Millionen Dollars in Gold. Natürlich ist die Arbeitskraft und die Industrie dieser Einwanderung für dies Land von weit höherm Werthe. (Newyorker Journal.)

— Daß loser Schneefall nicht selten den Locomotiven auf den Eisenbahnen Hindernisse in den Weg legt, ist begreiflich, daß aber Heuschrecken in solcher Menge und in solcher Höhe auf den Schienen liegen, daß der Verkehr gehemmt wird, ist neu, jedoch Mitte des Mai auf der Bahn zwischen Oran und Algier vorgekommen. Der Zug traf, eben wegen der Heuschrecken, in letzterer Stadt sechs Stunden später ein als gewöhnlich.

## Vom Büchertische.

**Krackowizer, Dr. Ferd., Heimathskunde von Oberösterreich.** Mit Benutzung der neuesten Quellen bearbeitet. Herausgegeben vom oberösterreichischen Lehrerverein. Linz 1872. Verlag von Vinzenz Fink. 8. 140 S.

Zu einem Handbuche für den Lehrer, sowie zu einem Nachschlagebuche für Gebildete außerhalb des Lehrerstandes bestimmt, enthält diese Landeskunde, wie das Buch wohl besser benannt werden könnte, eine fleißig gearbeitete Zusammenstellung des bezüglichen Stoffes in drei Abtheilungen: 1) Geschichte; 2) Geographie, Topographie und Statistik; 3) Verfassung und Verwaltung. Der Nutzen, den das Buch in der Hand des geschickten Lehrers erzielen wird, würde noch erhöht werden, wenn bei einer neuen Auflage in dem geschichtlichen Abschnitte statt der Uebersichten aus der allgemeinen Geschichte und der Geschichte des österreichischen Staates die eigentliche Landesgeschichte und besonders die Schilderung der Culturzustände mehr Raum fände. Im geographischen Theile ist ein näheres Eingehen auf die Natur des Landes nach Boden, Klima und Producten, die doch so reiches Material für geographische Anschauung dargeboten hätte, zu vermissen, und das reiche statistische Material würde hier und da durch Angabe procentaler Verhältnisse an Klarheit gewonnen haben.

**Theodor Schacht's Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit,** mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte. Von Dr. Wilhelm Rohmeder, Lehrer an der städtischen Handelsschule in München. Achte vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 4 Karten, 3 Kupfertafeln und dem Porträt des Verfassers. Mainz 1873.

Schacht's Lehrbuch ist eines der frühesten, welche in ausgiebiger Weise die Geschichte mit der Geographie verbunden haben. Man vergleiche darüber Ritter's Abhandlung über das historische Element in der geographischen Wissenschaft, vorgetragen am 10. Januar 1833. Diese Methode ist genugsam bekannt und zählt nach gegenwärtig ebensowohl Freunde als Gegner. Daß aber, abgesehen von dieser Verschmelzung zweier verwandter Wissenschaften, das Buch durch seine dem Zwecke des Unterrichts angepaßte Gruppirung des Stoffes, von allgemeinen Begriffen ausgehend zuerst ein Bild unseres deutschen Vaterlandes giebt und von hier aus den Blick zu den Nachbarländern richtet, ist als lobenswerth hervorzuheben. Lesbar und gut geschrieben eignet es sich sehr wohl zu einer belehrenden Lectüre, wie auch namentlich die einleitende Abhandlung über den geographischen Unterricht immer wieder bekannt zu werden verdient, wenn sich auch gegen einzelne Thesen manches mit Grund erwiedern ließe. Der neue Bearbeiter hat sich bemüht, überall zu feilen und zu bessern; doch könnte nach Manches zum Beispiel gleich in der Schilderung der deutschen Gebirge: Fichtelgebirge, Erzgebirge rc. klarer und correcter veranschaulicht werden. Die neuen Veränderungen in der politischen Geographie der außereuropäischen Erdtheile sind sorgfältig nachgetragen.

**Der Leitfaden der Geographie** von Franz Reindel, königlichem Rector in Kempten (Kempten 1870) rc.,

zeichnet sich weder durch besonders strict durchgeführte Methode nach sonstige Anordnung des Lehrstoffes aus, wohl aber durch eine recht ansehnliche Anzahl von Druck- und anderen Fehlern, die in dem kleinen Werke um so auffallender sind!

Großbritanniens Handelsflotte ist mit $7^1/_2$ Millionen Tonnen (S. 89) und die der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 6 Millionen Tonnen ein wenig zu hoch angegeben (S. 133). S. 104 werden die Ufer des Ganges „wunderschön“ genannt und S. 121 wird Marokko als besonders wasserreich bezeichnet. Daß Herr Verfasser die Eskimos zu den Mongolen rechnet, ließe sich noch entschuldigen, dagegen dürften Känguruh und Schnabelthier sich als Nagethiere (S. 146) weniger behaglich fühlen. Celebes hat 2 bis 3 Millionen „niederländische“ Einwohner erhalten (S. 109) und als Gegensatz ist es den braven Bayern ermöglicht, des Tschadsees trübe Fluthen zu schlürfen, denn derselbe nimmt nach S. 118 die Hälfte von Bayern ein. Point de Galle ist consequent Port de Galle genannt und dem „Imam“ von Maskat manch Stücklein Land zugesprochen, das er nicht mehr besitzt (S. 112 ein Theil der persischen Küste und S. 123 Zanzibar). Abuschehr (gedruckt —schär) wird ans Rothe Meer versetzt (S. 112) und St. Thomas und St. John werden Nordamerika zugesprochen (S. 138). Daß unter den Producten Hinterindiens der Reis und bei Brasilien Kautschuk nicht genannt sind, ist unangenehm. Weitere Fehler sind in beliebiger Menge aufzusuchen. Die eingedruckten Karten zeichnen sich durch merkwürdige Einfachheit der Umrisse aus.

**Leitfaden zur physikalischen und mathematischen Geographie.** Für höhere Bildungsanstalten, insbesondere für Schullehrerseminarien, sowie zum Selbstunterricht. Herausgegeben von F. Winkler. Dresden 1871. Wolf'sche Buchhandlung.

Dies Buch enthält eine nach Klöden, Ritter, Peschel, Müller-Pouillet, Humboldt und vielen Anderen zusammengestellte Uebersicht des Nothwendigsten aus dem Gebiete der auf dem Titel genannten Disciplinen. Die physikalische Geographie würde jedoch noch einige Bezeichnungen, die die Erdkunde bietet, bringen und definiren müssen. Für den Unterricht in der mathematischen Geographie würde Recensent auch den Seminarien „Brettner“ empfehlen.

**Mathematische Geographie.** Leitfaden für höhere Unterrichtsanstalten von Brettner. 6. Auflage. Herausgegeben von Dr. Bredow. Breslau 1872.

Dieses Werkchen ist anerkannt einer der besten Leitfäden und bedarf keines Lobes. Es enthält eine gedrängte, dabei, so weit es der Raum gestattet, eingehende und wissenschaftliche Darstellung des Stoffes der mathematischen Geographie. Auswahl und Behandlung sind so weit als möglich populär. Vorausgesetzt werden Kenntniß der Physik und Trigonometrie.

Denselben Stoff, jedoch weniger übersichtlich und klar, behandelt Leitfaden der mathematischen Geographie für höhere Schulen von C. Hall. Stuttgart 1871.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Franz Keller-Leuzinger bei den Kautschuksammlern am Madeira *).

Die Fahrt auf dem Amazonenstrome bis zur Mündung des Madeira und auf dem untern Laufe des letztern ist mit einem Ruderboote, dessen Franz Keller sich bediente, eine starke Prüfung der Geduld, denn die Landschaft trägt jenen Charakter der Einförmigkeit, welcher Riesenflußthälern eigenthümlich ist, deren Ufer auf Hunderten von Meilen aus Alluvion bestehen. Da im Allgemeinen der Igapo, d. h. die jüngste Bodenablagerung, vorherrscht, so treten nur selten die eigentlichen Formen des Urwaldes auf, doch erhebt sich da und dort der dicke Stamm einer Bombacee über die schlanken, weißrindigen Cecropien. Auf vielen Bäumen sieht man die glatten, lichtgrünen Blätter der kletternden Vanille mit den Büscheln ihrer grünen, schotenförmigen Früchte. Diese haben frisch gepflückt nicht die geringste Spur von ihrem bekannten Wohlgeruche, der sich erst beim Trocknen entwickelt.

Häufig werden die Ruderboote am Anlegen verhindert durch breite Gürtel schwimmenden Grases (Canna rana), welches auf weite Strecken hin das Ufer von der freien Wasserfläche trennt **). Die Anwohner des untern Madeira haben schwarzes, straffes Haar und eine dunkle Hautfarbe, so daß man sofort die starke Beimischung indianischen Blutes erkennt; sie sind still und verschlossen, wie die Indianer selbst, treiben Fischfang und haben kleine Cacaopflanzungen. Bis Borba aufwärts ist die Schifffahrt für alle Flaggen frei. Keller schildert diese „Stadt“ als eine Anhäufung eines Dutzend niedriger, schmutziger Hütten, die um eine halbvollendete Capelle herumliegen. „Hier beutet ein roher, herrschsüchtiger Priester die Unwissenheit seiner naiven Pfarrkinder in der scandalösesten Weise aus, was leider auch noch an vielen anderen Orten des Innern geschieht.“ Diese Vigarios sowie die Commandanten der Guarda nacional, welche die Befugniß haben, die zum Militärdienst tauglichen Leute nach Belieben auszusuchen, mißbrauchen diese Gewalt zu den schändlichsten Erpressungen. Sie begünstigen z. B. diejenigen, welche umsonst für sie arbeiten, auf Kosten der Uebrigen. Sie sind das größte Hinderniß für die Entwickelung dieser reichen Länder.

Oberhalb Borba treten die ersten hochstämmigen Exemplare des Kautschukbaumes auf, dieser Siphonia elastica oder, wie sie allgemein dort genannt wird, der Seringa. Am Amazonas und untern Madeira ist dieser werthvolle Baum in Folge unausgesetzter, rücksichtsloser Ausbeutung schon beinahe ausgerottet! Auch einzelne Hütten der Kautschuksammler werden sichtbar; sie haben niedrige Dächer von Palmblättern, unter deren einem Ende sich ein aus Latten von Palmenholz verfertigter Fußboden anderthalb bis zwei Meter über der Erde befindet. Auf diesen kann sich der zur Zeit des Hochwassers fast amphibisch lebende Bewohner zurückziehen. Den Hintergrund dieser oft

*) Vergleiche „Globus“ XXV, S. 369 bis 372; XXVI, S. 1 bis 5.

**) In der Linga geral, dem Tupi, bedeuten die Anhängesilben arana oder rana immer falsch, unecht, so daß Canna rana, eine Mischung von Portugiesisch und Tupi, die Bezeichnung eines Grases ist, welches dem Zuckerrohre gleicht, ohne dessen anderen schätzbaren Eigenschaften zu besitzen.



Wohnung eines reichen Seringueiro.



Im Schatten eines Urwaldriesen.

malerisch gelegenen Behausungen bildet gewöhnlich das dunkele, glänzende Laub der Siphonia, von welchem sich die schlanken, silberfarbigen Stämme scharf abheben.

Da, wo künstliche Wiesen bis an das Flußufer herantreten, findet man dann und wann eine Estancia, d. h. eine zum Betriebe der Viehzucht angelegte Meierei (— die für den Ackerbau angelegten heißen Fazendas —). Das Hornvieh ist aus Bolivia auf Barken dorthin gebracht worden und gedeiht ganz vortrefflich. Noch vor wenigen Jahren, als die ersten bolivianischen Kautschuksammler an den Madeira kamen, war für die brasilianischen Uferbewohner eine getrocknete Ochsenhaut eine große Merkwürdigkeit. Wenn sie eine solche nach Herzenslust betastet hatten, äußerten sie wohl, daß solch ein Ochs doch ein gewaltiges Thier sein müsse.

Oberhalb Crato haben sich 10 bis 12 bolivianische Seringueiros, d. h. Kautschuksammler, angesiedelt, deren jeder mit etwa zwanzig bis dreißig Moxos-Indianern arbeitet. Vor nicht langer Zeit wurde die Wohnung eines brasilianischen Seringueiro von wilden Parentintins-Indianern überfallen. Die unglücklichen Opfer dieser Cannibalen sind dann nach herkömmlicher Weise auf einer der nahen Sandbänke gebraten und verzehrt worden. Die Menschenfresser wurden verfolgt und sind dann nicht wieder am Strom erschienen, aber noch heute würde kein Seringueiro es wagen, in jener Gegend in eines der kleineren Seitenthäler einzudringen, obwohl dort noch reiche, unausgebeutete Seringaës, d. h. Kautschukwälder, stehen.

Malariafieber sind in jenen weiten Thalniederungen nicht etwa ganz allgemein verbreitet, sondern im Gegentheil örtlich beschränkt und manche Seringueiros haben von denselben zu leiden; bei den ärmeren ist die Chinarinde ein seltenes Heilmittel, obwohl sie in schweren, mit Ochsenhaut überzogenen Päcken schon ihren Weg von der Cordillere nach den Flüssen Mamore und Madeira gefunden hat und nach Para zur Verschiffung über See gebracht wird. Früher wurde sie ausschließlich über die Hochgebirge nach den Häfen am Stillen Ocean gebracht. Man wendet gegen das Fieber die Caferana an, ein bitteres Kraut, das in den Wäldern wächst.

Unter den Seringueiros am Madeira fand Franz Keller auch einen Deutschen. „Er ist einer der im Jahre 1852 nach Brasilien gekommenen holsteinischen Soldaten, der sich auch am La Plata gegen Rosas geschlagen hatte; nun führte er hier ein Robinsonleben. Er soll einer der fleißigsten Kautschuksammler sein und bereitet mit seiner Gefährtin, einer Indianerin, in den 3 bis 4 Erntemonaten über 100 Arrobas, d. h. 3200 Pfund Seringa, während sonst die mittlere Production einer Familie 50 Arrobas nicht übersteigt. Das freudige Erstaunen des vor seiner Hütte stehenden Mannes, als ihm aus einem mit Indianern bemannten Boote ein lautes: Grüß Gott, Herr Landsmann! entgegenschallte, war ergötzlich zu sehen. Wir erkannten ihn an seinem blonden Bart um so eher, da man uns zwei Tage vorher auf seine Begegnung vorbereitet hatte. Neben ihm stand seine Frau, eine kräftige, untersetzte Tapuya, und hinter ihnen standen einige hoffnungsvolle Sprößlinge, deren helles Haar mit der braunen Haut seltsam contrastirte."



Mündung eines Seitenwassers des Madeira.

Unsere Illustration (S. 66) zeigt die Wohnung eines reichen Seringueiro. Im Mittelgrunde steht die ganz mit Palmblättern eingedeckte Hütte, rechts im Vordergrunde ein Dickicht glattstämmiger Bananen (der Pacova oder Banana da terra, der einheimischen Musacee) mit colossalen Fruchttrauben, deren eine durch einen Moxos-Indianer nach der Hütte geschleppt wird. Der Seringueiro trifft die ersten Anstalten zu häuslicher Niederlassung auf einem hohen Ufer, jedoch in der Nähe der feuchten Kautschukwälder, unter dem Schatten riesiger Bäume und richtet sich nach Landesart ein. Er spannt eine reich gestickte Hängematte, welche aus der brasilianischen Provinz Mato Grosso kommt, zwischen zwei Bäumen aus und das dichte Moskitonetz spannt er über eine zweite, welche ihm zum eigentlichen Nachtlager dient und die mit einer leichten Strohdecke bedeckt ist. In seiner Küche ist Vorrath an colossalen Flußschildkröten, die auf den Rücken gelegt machtlos und lautlos des tödtenden Axthiebes harren. Seine zeitweilige Gemahlin schaukelt sich, Cigarren rauchend, gleichfalls in einer Hängematte.

Franz Keller giebt ausführliche Nachrichten über die Siphonia, ihre Bereitung und den Handel mit ihrem werthvollen Producte, dem Kautschuk. Dieses Wort ist indianischen Ursprungs, während Seringa, d. h. Spritze, und Borracha, d. h. Schlauch, Bezeichnungen eben desselben Materials sind, welche von den Portugiesen gegeben wurden, weil die Form, unter welcher ihnen das von India-

nern fabricirte Gummi elasticum bekannt wurde, die eines Schlauches war.

Brasilien nimmt unter den Kautschuk liefernden Ländern in Bezug auf Güte und Menge der Waare die erste Stelle ein. Wir erwähnten schon weiter oben, daß an den Ufern des eigentlichen Amazonas die Ausbeutung in Folge unverständigen Verfahrens und weil nie Bäume nachgepflanzt wurden, die Production schwach geworden ist, aber die Seringaës am Madeira, Purús und anderen Zuflüssen des großen Stromes liefern noch eine gewaltige Menge. Allein aus der Provinz Amazonas gelangen über 50,000 Arroben oder 1,600,000 Pfund im Jahre zur Ausfuhr, während der Gesammtexport des ganzen colossalen Stromgebietes jährlich sich auf reichlich 400,000 Arroben oder 12,800,000 Pfund beziffert. Zu Pará, der Hafenstadt, wohin die Landesproducte zur Seeverschiffung kommen, stellte 1869 die Ausfuhr sich auf 12,897,598 Milreis (= 20 Sgr., also 2 Mark deutschen Reichsgeldes; je nach dem Coursstande 10 bis 20 Pfennige mehr). Davon entfielen auf das Kautschuk 9,698,721 Milreis, also etwa drei Viertel (— auf Cacao 1,271,488 Milreis —). Die nachstehenden Ziffern thun dar, wie Menge und Preis in wenigen Jahren angewachsen sind. Es wurden exportirt:

1865: 256,967 Arroben, Werth 3,969,036 Milreis,
1866: 291,091 Arroben, Werth 5,521,853 Milreis,
1867: 301,170 Arroben, Werth 5,937,441 Milreis,
1868: 334,975 Arroben, Werth 8,003,550 Milreis,
1869: 365,354 Arroben, Werth 9,698,721 Milreis.

Diese Zunahme des Preises bei gesteigerter Production ist jedenfalls ein Beweis, daß die lange Liste von Gegenständen der allerverschiedensten Art, bei deren Herstellung das Kautschuk mit Vortheil verwandt wird, vom uralten, zuerst von Indianern verfertigten Gummischuh bis zur Isolirungsschicht für die Drähte elektrischer Telegraphen, bei Weitem noch nicht geschlossen ist oder daß wenigstens ein gesteigerter Bedarf bei den meisten derselben sich fühlbar macht. Leider ist bis jetzt in Brasilien auch noch nicht der kleinste Versuch zur Anpflanzung dieses nützlichen Baumes gemacht worden und alles Kautschuk, welches von Pará zur Ausfuhr gelangt, wird aus den natürlichen Seringaës bezogen. Durch das wiederholte Anzapfen und Entziehen des Milchsaftes leiden die Bäume auch bei glimpflicher Behandlung und Ausbeutung und sterben vor der Zeit ab. In Folge dessen müssen die Seringueiros immer weiter im Innern in noch unerforschten Thälern neue Wälder aufsuchen. Ein An- und Nachpflanzen wäre um so eher gerathen, da der Baum den werthvollen Milchsaft schon in größerer Menge liefert, wenn er 25 bis 30 Jahr alt ist.


Philodendron.

Aber bei der Trägheit des Mestizenvolkes und der Kurzsichtigkeit der brasilianischen Regierung werden dahin zielende Maßregeln erst dann getroffen und ins Werk gesetzt werden, wenn die Kautschukausfuhr in Folge von Ausrottung der Bäume schon abgenommen haben wird und der Erfindungsgeist der Fabrikanten in Europa und Nordamerika ein mehr oder weniger passendes Ersatzmittel für das dann allzutheure Gummi elasticum gefunden haben wird.

Franz Keller lernte bei einem Seringueiro aus Bolivia, der sich am Madeira niedergelassen hatte, die Zubereitung desselben genau kennen. Der Baum gedeiht nur dann, wenn der Stamm durch die jährlichen Ueberschwemmungen auf mindestens anderthalb Meter unter Wasser gesetzt wird. Nur in diesem Falle giebt er einen nennenswerthen Ertrag an Milch. Deshalb ist der ihm zusagende Standort der Igapo, d. h. die jüngste kaum über Niederwasserhöhe liegende Alluvion. Dort in der Nähe der Kautschukwälder findet man, wie schon gesagt, die Hütten der Seringueiros auf erhöhetem Boden. Das Leben des Eigenthümers, der zur Regenzeit im Walde nicht arbeiten kann, hat dann Muße vollauf, sich von den Moskitos zerstechen zu lassen und die Intervalle zwischen seinen Fieberanfällen genau zu berechnen. Aber paradiesisch schön ist eine solche Niederlassung in der trockenen Jahreszeit, besonders wenn noch rings um die vielleicht erst seit Kurzem errichtete Hütte majestätische Palmen und hochstämmige Bertholletien ihre gewaltigen Kronen erheben und ein Blick auf den weiten Strom und seine sonnigen Sandbänke uns den kühlen Waldesschatten doppelt schätzen lehrt.

Von der Hütte führen schmale Pfade durch das dichte Unterholz zu den einzelnen Kautschukbäumen. Sobald die Jahreszeit (die trockene) es erlaubt, geht der Seringueiro, mit einem kleinen Beile bewaffnet, in den Seringal, um kleine Löcher in die Rinde oder vielmehr in den Splint der Gummibäume zu schlagen. Aus diesen beginnt alsbald der milchweiße Saft zu fließen über eine auf den Stamm geklebte Ausgußmündung aus Thonerde in ein darunter gebundenes, becherartig zugeschnittenes Stück Bambusrohr. So geht er von Baum zu Baum, bis er endlich auf dem Rückwege des leichtern Transportes halber die Bambusröhren in eine große mit einem Tragband aus Lianen versehene Kalebasse entleert. Den Inhalt derselben gießt er zu Hause in eine jener großen Schildkrötenschalen, die im ganzen Amazonasthale als Becken für vielerlei Sachen gebraucht werden und die das unentbehrlichste Hausgeräth für eine Tapuyofamilie sind.

Da die harzigen Theile sich bei zu langem Stehen absondern und die Qualität des Kautschuks verringern würden, so schreitet man unverzüglich zu dem eigenthümlichen Processe

der **Räucherung**. Die über eine Form gegossene Milch wird dem Rauche von den Nüssen der Urucury- oder der Uauassupalme ausgesetzt. (Beide sind Species von Attalea, die letztere hat gigantische Wedel.) Diese allein besitzen die Eigenschaft, die Milch augenblicklich gerinnen zu machen. Ein irdener Topf ohne Boden mit flaschenförmig verengtem Halse wird als eine Art von Kamin über einen in Gluth befindlichen Haufen trockener Nüsse gestülpt, so daß der weiße Qualm in dichten Wolken aus der engen Oeffnung hervorquillt. Der daneben sitzende Arbeiter gießt dann aus einer kleinen Kalebasse eine geringe Quantität der weißen, wie fette Kuhmilch aussehenden Flüssigkeit über eine Art leichter Holzschaufel, auf welcher er sie durch geschicktes Drehen und Wenden gleichmäßig zu vertheilen sucht. Er fährt damit schnell in den weißen Qualm über der Mündung des Topfes, dreht einige Mal hin und her und alsbald nimmt die Milch eine mehr graugelbe Farbe an, wird auch fest. So bringt er Lage auf Lage, bis die Kautschuckschicht auf jeder Seite der Schaufel 2 bis 3 Centimeter beträgt und die **Plancha** fertig ist. Sie wird nun an einer Seite aufgeschnitten, von der Schaufel abgenommen und zum Trocknen der Sonne ausgesetzt, weil zwischen den einzelnen Schichten noch viel Wasser eingeschlossen ist, das verdunsten soll. Die Farbe der Planche ist anfänglich ein helles Silbergrau, sie wird aber nach und nach gelblich und geht zuletzt in das bekannte Braun des in den Handel gebrachten Kautschucks über.

Ein guter Arbeiter kann auf solche Weise in einer Stunde 5 bis 6 Pfund festes Kautschuck liefern. Je dichter, gleichartiger und von Blasen frei die ganze Masse erscheint, um so höher ist die Qualität und der Preis, welcher bei der besten Sorte nahezu das Doppelte der geringsten beträgt. Diese letztere, der sogenannte **Sernamby** oder **Cabeça de negro**, d. h. Negerkopf, besteht aus den am Fuße des Baumes aufgelesenen Tropfen und den Resten der Milch, welche in den Gefäßen zusammengescharrt wird. In Pará schneidet man, um sich der Qualität völlig zu versichern, jede Plancha noch einmal quer durch. Dabei kommen nicht nur die Blasenräume zu Tage, sondern man bemerkt auch eine etwaige Verfälschung mit Milch von der **Mangaba**. Diese schöne Pflanze mit glänzenden, dicken Blättern ist es, welche wir jetzt in Europa so häufig als Schmuck in unseren Zimmern haben und die wir unrichtig als **Gummi- oder Kautschuckbäume** bezeichnen.

Unsere Illustration (S. 67), welche einen **Halt im Schatten eines Urwaldriesen** nach Keller's Skizze darstellt, zeigt die Macht, Gewalt und Fülle der Waldvegetation an vielen Uferstrecken des Madeira. Die Boote liegen am Ufer, die Reisenden sind Mittags ans Land gegangen, um die Kühle zu genießen und ihr Mahl einzunehmen. Auch ihre indianischen Arbeiter ruhen aus und einer derselben hat einen primitiven Herd hergestellt, auf welchem er die Speise für seine Gefährten kocht. Ueppig ist auch der Pflanzenwuchs an den Seitengewässern des Madeira, deren eines unsere Abbildung veranschaulicht. Der mächtige, seine Nachbarn stolz überragende Baum mit der dichten Krone ist der **Castanheiro**, Bertholletia excelsa, dessen Nüsse unter dem Namen Brasilnüsse längst in großer Menge nach Europa kommen. Im Vordergrunde links sieht man die Schüsselblätter der Victoria regia. Vom geräuschlos durch die Fluthen gleitenden Rindencanot schießt ein Indianer nach Fischen. Der Baum, unter welchem ein Jäger eben sein Gewehr anlegt, ist ein Philodendron, von den Brasilianern **Imbu** genannt. Die straff gezogenen, am Boden sich wieder festklammernden Luftwurzeln der hoch oben in den Aesten der Waldriesen sitzenden Pothosgewächse und Aroideen gehören zu den für die Europäer auffallendsten Erscheinungen der tropischen Vegetation.

---

# Das Telegraphenkabel im Großen Ocean.

In der ersten Woche des Junimonats war **Cyrus Field** in San Francisco, um eine passende Stelle für den Anfangs- oder Endpunkt der projectirten Telegraphenlinie zu ermitteln, welche den nordamerikanischen Ueberlandtelegraphen mit dem in Jokohama, Hongkong und Indien verbinden soll. Dieser Nordamerikaner hat sich um die transatlantischen Telegraphen große Verdienste erworben; vorzugsweise auf seinen Antrieb wurde das Wagniß unternommen, die alte Welt mit der neuen elektrisch zu verbinden.

Der „Welttelegraph" hat bekanntlich noch eine große Lücke; zur Ausfüllung derselben muß ein unterseeisches Kabel durch den Stillen Ocean gelegt werden. Als im Jahre 1866 die atlantischen Kabel zeitweilig den Dienst versagten, faßte man in Nordamerika und Rußland den Plan, einen Landtelegraphen herzustellen, welcher der Westküste Nordamerikas entlang bis nach Alaska im Norden geführt und dann nach Asien unterseeisch hinübergeleitet werden sollte. Die Vorarbeiten wurden mit großem Eifer betrieben; Ingenieure untersuchten mit Eifer die Küste des Ochotskischen Meerbusens, die Gegenden am Aldan und an anderen nordostsibirischen Strömen und es sind damals einige Millionen Thaler verausgabt worden. Als dann die atlantischen Kabel ihren Dienst wieder regelmäßig verrichteten, ließ man jenen Plan fallen und die erwähnte Lücke im Welttelegraphen ist bis heute geblieben.

Jetzt aber denkt man ernstlich daran, das pacifische Kabel zu legen. Schon im vorigen Jahre hat der amerikanische Regierungsdampfer **Tuscarora** Tiefseemessungen veranstaltet und er ist auch gegenwärtig mit solchen beschäftigt. („Globus" XXV, S. 32.) Derselbe befuhr vom 17. bis 30. October den Bogen von Cap Flattery bis nach Atscha, einer der aleutischen Inseln, eine Strecke von 1114 Seemeilen (4 = 1 deutschen Meile). Von Cap Flattery nahm die Tiefe des Seebodens plötzlich ab, von 1500 Faden (6 = 1 Fuß) bis auf 600, also um 3600 Fuß. Von dort bis zum letzten Vermessungsplatze, in 54° N., 153° der Länge, wo die Tiefe 2534 Faden betrug, war eine Zunahme der Meerestiefe von etwa einem Faden auf die Seemeile beobachtet worden.

Nun lesen wir („Newyorker Journal" vom 16. Juni), daß im Laufe des Frühjahrs Commandeur Belknap mit der „Tuscarora" Vermessungen in südlicheren Breiten angestellt hat, um die Meerestiefe zwischen Honolulu auf den Sandwichsinseln und Jokohama zu ermitteln. Die größte Tiefe welche er auf jener Strecke fand, beträgt 3287 Faden. Er glaubt sich zu der Annahme berechtigt, daß von Japan **eine ununterbrochene unterseeische Bergkette** laufe. Sechs Gipfel derselben, von welchen der niedrigste 7000, der höchste 12,600 Fuß hoch ist, sind von ihm vermessen worden; daß sie vulcanischer Natur sind, unterliegt keinem

Zweifel, da Stücken Lava von ihnen ans Tageslicht hinaufgezogen wurden.

In San Francisco hat sich Field sehr ausführlich über das projectirte Unternehmen ausgesprochen („Daily Evening Bulletin" vom 1. Juni; für dessen freundliche Uebersendung wir Herrn Theodor Kirchhoff besten Dank sagen). Zwei Routen sind ins Auge zu fassen. Die eine würde von San Francisco aus nordwestlich nach Atscha und von da in südwestlicher Richtung nach Jokohama laufen; die andere von San Francisco aus nach Südwesten bis Honolulu und von da gen Nordwesten bis Jokohama.

Auf der erstern beträgt die Entfernung bis Atscha etwa 2200 Seemeilen und von hier bis Jokohama etwa eben so viel; auf der andern hat man bis Honolulu ungefähr 2200, und von hier bis Jokohama 3400 bis 3500. Auf der südlichen Route würde Ocean Island, das etwa 1000 bis 1100 Seemeilen von den Sandwichinseln nach Nordwesten hin liegt, eine Station bilden, weil dann eine raschere Beförderung möglich ist. Eine 3500 Meilen lange Strecke ist zu weit für ein unterseeisches Kabel. Nehmen wir als Beispiel die beiden Kabel zwischen Irland und Neufundland und dann das von Brest nach der französischen Insel St. Pierre, die gerade südlich von Neufundland liegt. Diese letztere Linie ist beträchtlich länger als die beiden anderen und sie kann in einer gegebenen Zeit nur zwei Drittel so viel leisten wie jene, und wenn diese Brester Linie ihren Endpunkt irgendwo in Massachusetts hätte, so würde sie noch viel weniger leisten können.

Cyrus Field sprach sich zu Gunsten der südlichen pacifischen Linie aus. Auf der nördlichen Route, so äußerte er, sei auf weiten Strecken das Wetter so kalt und stürmisch, daß eine Ausbesserung des Kabels mit großen Beschwerlichkeiten und Hindernissen verbunden sein würde. Auf der südlichen Route könnte das Kabel viele Depeschen von den Sandwichsinseln selbst annehmen, und es würde wohl nicht ausbleiben, daß man von Honolulu aus ein Zweigkabel über die Samoa-Inseln (Navigatoren) und die Fidschi Eilande nach Neucaledonien und Australien legen würde. Damit wäre dann eine gerade Linie zwischen London und Sydney hergestellt und die Telegramme zwischen beiden Punkten würden nach Verlauf einer halben Stunde abgeliefert werden können.

Ein endgültiger Entschluß soll erst gefaßt werden, nachdem der Meeresboden genau erforscht worden ist. Die „Tuscarora" hat, wie gesagt, im vorigen Herbst einen beträchtlichen Theil der nördlichen Strecke untersucht, bis sie wegen des stürmischen Wetters umkehrte; jetzt hat sie Forschungen auf der südlichen Linie vorgenommen. Es fällt beim Kostenanschlage beträchtlich ins Gewicht, von welcher Beschaffenheit der Meeresboden ist, auf welchen das Kabel zu liegen kommt; durch dieselbe wird es auch bestimmt ob das Kabel armsdick oder vom Umfange eines Silberthalers sein muß. Das Kabel auf der südlichen Linie wird, die Beschaffenheit des Meeresbodens als gleich angenommen, etwa drittehalb Millionen Dollars mehr kosten als eins auf der nördlichen Route.

Das pacifische Kabel wird viele Telegramme zwischen London und Schanghai befördern. Jetzt erfordert eine Depesche zwischen diesen beiden Punkten nicht selten 11 bis 12 Stunden. Sie geht von Schanghai, wo viel Andrang auch aus anderen chinesischen Plätzen ist, nach Singapore, wo die aus Australien und Java einlaufenden Telegramme sich ansammeln und befördert sein wollen. Von dort geht sie nach Indien, wo sie in Ceylon und Bombay warten muß, und nach Aegypten und Malta, dann durch die Straße von Gibraltar nach Lissabon, wo gleichfalls überall Andrang ist, und dann erst kommt sie nach London. Derartige Verzögerungen würden, wie Field meint, beim pacifischen Kabel nicht vorkommen. Ein Telegramm zwischen London und Neuyork gebraucht im Durchschnitt 12 Minuten und 8 Secunden. Die Gesellschaft, welche das pacifische Kabel legt, wird zu ihrem ausschließlichen Gebrauche einen Landtelegraphen zwischen Neuyork und San Francisco herstellen, und wenn die Geschäftsleute in London oder Neuyork sehen, daß sie in 30 bis 40 Minuten mit Jokohama oder Schanghai correspondiren können, dann werden sie einen derartigen Vortheil zu schätzen wissen. Als das atlantische Kabel gelegt wurde, kamen anfangs täglich im Durchschnitt nur 29 Telegramme zur Beförderung, heute zwischen 700 und 800.

Daß San Francisco großartigen Nutzen aus einem pacifischen Kabel, namentlich im Verkehr mit Ostasien und Australien, ziehen würde, ist selbstverständlich.

---

# Marshall über die Todas in den Nilgherris.

Das Nilgherrigebirge. — Die Todas sind ein seßhaftes Hirtenvolk mit Dorfwechselwirthschaft. — Die Helotenstämme der Badagas und Kotas. — Religiöse Vorstellungen; Verehrung der Kuh. — Kindermord und Vielmännerei.

Vor einigen Jahren („Globus" XVIII, S. 353) brachten wir einen Bericht über die Todas in den Nilgherribergen im südlichen Vorderindien nach Major W. Roß-King. Seitdem ist dieser merkwürdige Volksstamm von einem andern britischen Offiziere, Oberstlieutenant William E. Marshall, zum Gegenstande des Studiums gemacht worden und sein Buch*) ist geeignet, manches in den Mittheilungen von Roß-King zu ergänzen. Marshall begab sich aus Gesundheitsrücksichten in die Nilgherris und fand dort in dem deutschen Missionär F. Metz, dem einzigen Europäer, welcher die Todasprache redet, und in dem Geistlichen G. U. Pope, einem vorzüglichen Kenner der Dravidamundarten, zwei sehr nützliche Begleiter. Die Regierung in Madras öffnete ihm außerdem ihre Archive, in denen eine Menge noch unveröffentlichter Actenstücke über den Kindermord unter den Todas lagen. Mit dieser Hülfe und der eigenen Anschauung schrieb Marshall sein Buch, dem auch Photographien von Todas und ihren Geräthschaften sowie Landschaftsbilder aus den Nilgherris beigegeben sind. Im Appendix finden wir eine kurze Grammatik und ein Vocabular der Todasprache, welche von den beiden genannten Geistlichen herrühren.

Ob die Todas zu der eingeborenen und aboriginen Bevölkerung gehören, welche schon lange vor der arischen Einwanderung in Indien seßhaft war, oder ob sie nur kurz vor den Sanskritvölkern einwanderten, bleibt unentschieden. Als

*) A Phrenologist amongst the Todas; or the Study of a Primitive Tribe in South India. London. Longmans and Co. 1873.

sicher aber dürfen wir betrachten, daß die Todas seit Jahrhunderten in fünf Stämme getheilt die Hochlande der Nilgherris bewohnen, während eine kleine zu ihnen gehörige Abtheilung auf dem niedriger gelegenen Plateau Wynaad angesiedelt ist.

Die „blauen Berge“, die Nilgherris, sind himmelweit verschieden von dem großen Gebirgswall, der Vorderindien im Norden umsäumt. Sie stellen sich nicht als ein großes Amphitheater dar, bedeckt mit ewigem Schnee, gekrönt von wolkenragenden Piks; auch fehlen ihnen die Cedern und die tiefen, cascadendurchrauschten Hohlschluchten des Himalaja. Ihre Schönheit ist ganz eigenartig, sie sind ein Mittelgebirge, mit allen lieblichen Reizen eines solchen ausgestattet. Grüne, abgerundete Berge mit kurzem Graswuchs bedeckt, dehnen sich hier zu weiten Plateaulandschaften aus oder öffnen sich dort zu engen Thälern, welche mit dichtem Wald bestanden sind und von klaren Wassern durchflossen werden. Die Erhebung beträgt 5000 bis 7000 engl. Fuß; die Luft in den Bergen ist frisch und rein und die feuchtigkeitsbeladenen Monsuns wechseln ab mit brennendem Sonnenschein. So bietet der reiche fruchtbare Boden alles dar, was zum Unterhalt eines Hirtenvolks nöthig ist.

Der Raum für das sehr wenig zahlreiche Völkchen ist vollauf genügend, Futter für die Herden, Wasser, Brennstoff, alles ist vorhanden und so leben denn die Todas hier glücklich und ungestört; sie brauchen nicht, wie andere benachbarte Stämme, auch Geflügel zu züchten, Reis oder Getreide zu bauen, Holz zu schlagen, Lasten zu schleppen. Dem Toda ist sein Büffel alles und obgleich ein Hirt, ist er doch kein eigentlicher Nomade. Er bleibt in seinem Mand oder Dorfe und auf seinem Weidegrund und wechselt diesen nur, um ein zweites oder drittes Mand aufzusuchen, das ihm, nebst den Weiden, gleich dem ersten gehört. So treibt er eine Art Dorfwechselwirthschaft. Auf dem ganzen Plateau zählte Marshall hundert Mands, von denen aber nur vierzig gleichzeitig bewohnt waren, während sechszig als Reserven dienten, die je nach Bedürfniß aufgesucht wurden, wenn der Weidegrund in der Nähe der bewohnten Mands erschöpft war. Ein einziger Raum genügt der Familie. Die Häuser, besser gebaut als jene der ackerbautreibenden Stämme in der Ebene, sind aus festen Planken, zerspaltenem Rohr und Bambus errichtet. Das Dach ist mit Gras gedeckt, die Wände werden mit Lehm und Kuhdünger gedichtet. Bei jedem Mand befinden sich ein Schuppen für die Büffel und Gebäude zur Aufbewahrung der Milch.

Das ganze Dichten und Trachten der Todas hängt mit ihren Herden zusammen und was darüber hinausliegt, existirt für sie einfach nicht. Wenn die Thiere früh zur Weide getrieben werden, begrüßt der Toda die aufgehende Sonne, und wenn er Abends heimkehrt, murmelt er ein kurzes Gebet. Neben und unter den Todas wohnen zwei Stämme, die den Hinduglauben angenommen haben und sich den Todas gegenüber in einer Art Helotenstellung befinden, da sie letzteren jene Bedürfnisse zu liefern gezwungen sind, welche diese nicht selbst erzeugen. Es sind dieses die Badagas und Kotas. Die Todas erlauben ihnen in bestimmten Gegenden den Boden zu bestellen, wofür jedoch ein Tribut entrichtet werden muß. Mit diesem Tribut kaufen sich die Todas Getreide, Salz, Zucker, Tabackt; auch verwenden sie den Erlös aus dem Ueberschuß ihrer Milchwirthschaft zum Ankauf dieser Dinge. Nur selten verzehrt der Toda etwas Kalbfleisch; Milch und Butter machen seine Hauptnahrung aus.

Die Sprache der Todas ist dravidisch, wahrscheinlich altcanaresisch mit Zusatz von tamulisch. Von Malayalam ist keine Spur in derselben und nur wenige Ausdrücke erinnern an das Telugu. Was aber ganz natürlich erscheint bei einem so primitiven Volke, ist die Aufnahme gewisser Culturbegriffe aus dem Sanskrit und ihre Wörter für Gottheit, Sünde, Geister und Dämonen sind dieser Sprache entlehnt, so daß diese Todaausdrücke den orthodoxen Hindu in ganz Indien verständlich sind. Keinenfalls aber ist die Sprache indoeuropäisch und als ein Wahngebilde muß die auch ausgesprochene Ansicht zurückgewiesen werden, daß in den Todas — einer der verlorenen Judenstämme zu finden sei!! Dem sehr begrenzten Bedürfniß dieses Volkes an Ideen wird durch eine geringe Anzahl Wörter genügt und wenn ein Toda unterscheidende Bezeichnungen für die Verwandtschaftsgrade, die Zeiteintheilung, für Sonne, Mond, Wind, Regen, für die ihn umgebenden Thiere, die Hirtengewohnheiten, für die Geräthe, die mit der Milchwirthschaft zusammenhängenden Dinge, für die Priesterschaft hat, dann besitzt er vollkommen genug für seinen Ideenkreis. Die Todasprache ist demgemäß sehr arm.

Was die Religion des Völkchens betrifft, so hat sie weder mit dem Götzendienste noch dem Pantheismus der Hindu etwas zu thun. Hier wie da ist jedoch die gleiche Verehrung für die Kuh vorhanden. Der Toda verehrt Sonne und Mond, er hat einige Vorstellungen von Geistern und Zauberei, doch keine von einer Hölle und auch ein persönlicher Gott, der mit den Attributen der Gnade, Allmacht und Gerechtigkeit ausgerüstet wäre, erscheint ihm unbekannt. Wohl aber kennt er ein höchstes Wesen, Swami, den Herrn über Alles. Bezeichnend ist, daß die begüterteren Stämme von dem ärmsten, der nur wenige Herden besitzt, sagen, „er habe keine Gelegenheit zu einem Gotte“, der als höchstes Wesen Leben und Eigenthum schütze. „Kein Eigenthum, kein Gott“ ist ihr Grundsatz. Die Milch, von der ihr Leben abhängt, ist ihnen eine göttliche Flüssigkeit und besondere Kühe werden ausgewählt, welche uralte Glocken tragen, die direct vom Himmel stammen sollen und als ehrwürdiges Inventar von Geschlecht auf Geschlecht vererben. Die „Glockenkühe“ bleiben in einem heiligen Dorfe, Tirieri. Das Wort soll nach dem Verfasser von dem Sanskrit shri, verehrungswürdig, herstammen, doch scheint es eher an das über ganz Indien verbreitete Wort tirtha, Pilgerschaft, heiliger Platz, zu erinnern. An jedem heiligen Platze wohnt ein Palâl, ein asketischer Milchmann, der einen ihm untergeordneten Hirten, den Kavilâl, hat. Der Palâl heirathet nicht, er trägt langes Haar, verschmäht die Reinlichkeit und wird von seinem Stamme als ein Kind Gottes verehrt. Falls er Schmutz und Cölibat satt bekommt, darf er einen Stellvertreter suchen und wieder Mensch werden.

Wenn auch der Toda keine Götzenbilder anbetet und an kein Stadium der Wiedervergeltung glaubt, so hat er doch eine bestimmte Idee von einem dereinstigen glückseligen Zustande, in den er sicher einzugehen hofft. Bemerkenswerth bleiben vor allen zwei Gebräuche der Todas, der Kindermord und die Vielmännerei, und für beide hat der Verfasser des vorliegenden Buches entschuldigende Worte. Der Kindermord ist ihm ein Liebeswerk, das ohne unnütze Härte ausgeübt wird, die Lösung eines schwierigen physikalischen Problems, indem hierdurch ein nothwendiges Gleichgewicht hergestellt, Uebervölkerung, Hungersnoth &c. vermieden wird. Die Polyandrie wird ähnlich vertheidigt. Das Weiberhalten erschien als kostspieliges Ding, daher die Theilung der Frau unter drei, vier, fünf Genossen und die Erwürgung der Mädchen. Indessen wir brechen hier ab, da wir früher diesen Gegenstand schon beleuchtet haben, ebenso wie die Bestattungsweisen der Todas, die Marshall als green funeral und dry funeral unterscheidet.

# Schilderungen aus Konstantinopel*).

Von **Hermann Vambery.**

Wer sehen, hören und erfahren will, der muß einheimisch werden. Man muß hinter den Vorhang gelangen, denn um den Orient zu erkennen, muß man selber Orientale werden. Meine Umgestaltung ist nur in diesem und in keinem andern Sinne aufzufassen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß ein solcher Umgestaltungsproceß nicht ohne physische und materielle Unannehmlichkeiten vor sich geht. Der Geist der islamitischen Gesellschaft, dem Leben und Treiben unserer occidentalen Welt gegenübergestellt, trägt immer das Gepräge des Todes an sich. Der Ausdruck dieses Todes, nämlich: die Stille, das melancholisch düstere Aussehen der ganzen Häuslichkeit, der müde, schleppende Gang der Menschen, die leise Conversation, mit einem Worte: der Mangel jedes belebenden Elementes — woran natürlich die stramme Trennung der beiden Geschlechter die Hauptschuld trägt —, alle diese Erscheinungen wirken auf das Gemüth des Europäers niederdrückend und er glaubt immer sich in irgend einem Kloster zu befinden. Auch die materielle Verschiedenheit der Lebensweise ist alles, nur nicht behaglich, kostete aber mich, welcher der Entbehrungen so viele ertragen, nur wenig Ueberwindung.

Anfangs sträubte sich wohl mein Naturell, in jene Schüssel mit den Händen zu greifen, aus welcher mehrere rauh aussehende Türken verschiedenen Standes mit ihren groben Fingern die Fleischstückchen herausfischten. Unappetitlich zu essen ist im Grunde genommen, wenn man Hunger hat, viel besser, als gar nichts zu essen, und da die Noth, die große Lehrerin, uns von allen Vorurtheilen und alten Gewohnheiten so gründlich zu heilen versteht, so nahm ich mit der Zeit auch gar keinen Anstand, mit den wie schmutzig immer aussehenden Türken mein Mahl aus gemeinschaftlicher Schüssel zu verzehren. Ach wie gern hätte ich diese Unannehmlichkeit im Hause Husein Pascha's noch ertragen! Doch mein Schicksal wollte es anders. Der Pascha ward in die Provinz geschickt, sein Haus in der Stadt wurde aufgegeben und ich stand nun wieder ohne Stütze und Obdach da, gedrückt von den schwersten Lebenssorgen.

Dieses Mal ließ jedoch die tröstliche Besserung nicht lange auf sich warten. Der Kreis meiner Bekanntschaft unter den Türken der vornehmsten Häuser war schon so ziemlich erweitert und ich brauchte nur meine Verlegenheit bekannt zu machen, als schon Rath und That der Freunde mir kräftig unter die Arme griff und mir ein Engagement im Hause des Großkanzlers des kaiserlichen Diwans (Beyliktschi diwani Humajun) verschaffte. Herr A . . . Bey war eben damals auf einer Erholungsreise in Paris, und wen ich im Französischen, Geographie und Geschichte zu unterrichten hatte, war sein Schwiegersohn K . . . Bey, ein begabter und ehrgeiziger junger Mann, der später die Pforte an dem Wiener und St. Petersburger Hofe vertrat und noch heute einen wichtigen Posten in der innern Verwaltung des Staates einnimmt. Er hatte bei mir im Französischen und obengenannten Wissenschaften bedeutende Fortschritte gemacht, aber auch ich hatte von ihm Vieles gelernt, denn er war ein gründlicher Kenner der türkischen Schriftsprache (Kiatib), was am Bosporus schon heute nicht häufig anzutreffen ist, und machte mich mit den Kunstgriffen und Schönheiten der unvergleichlich schweren türkischen Stilistik so ziemlich vertraut. In den frühen Morgenstunden war ich sein Professor, in den Nachmittagsstunden wieder sein Schüler.

Es war eine Zeit der anstrengenden Thätigkeit, die ich im Hause des Großkanzlers verlebte, eine glückliche Fortsetzung der bei Husein Pascha begonnenen Lebensweise, die nun aber über alle Erwartung meinen Wünschen entsprach. Meine theoretischen und praktischen Studien hielten so ziemlich gleichen Schritt mit einander. Während ich nun einerseits die höheren d. h. die schwereren Erzeugnisse der türkischen Literatur kennen gelernt hatte, verschaffte mir andererseits meine sociale Stellung einen genug tiefen Einblick in das höhere, ja höchste gesellschaftliche Leben der osmanischen Hauptstadt. Die Winterwohnung des Großkanzlers war und ist noch heute in der Nähe der Hohen Pforte; im Sommer wohnten wir im Dorfe Tschanbidschia, das auf dem Berge über Scutari eine so reizend schöne Lage hat, und war gleich die häusliche Einrichtung nicht besonders reich und luxuriös, denn A . . . Bey, obwohl vom berühmten Küprülu abstammend, ist nicht sehr bemittelt, so hatte sich doch jeden Abend in unserm Hause eine kleine Gesellschaft von Schöngeistern und Mollahs eingefunden, deren Conversation und Denkungsweise mir reichlich zu lernen gaben, und mich schon früh in das vergleichende Studium der europäischen und asiatischen Weltanschauung gebracht hatten.

Das Leben in einem solchen Gesellschaftskreise hatte natürlich auch viele, ja sehr viele Schattenseiten. Hierher gehören in erster Reihe die täglichen Zechgelage nach Untergang der Sonne. Die auf der Pforte so zu sagen abgematteten Efendis pflegen dann zu den mit Raki gefüllten Glasbechern zu greifen. Man tischt eine Unzahl von Imbissen auf. Die wohlriechende Mastika geht ohne Unterlaß von Hand zu Hand, und in welcher Stimmung ich, dessen hungriger Magen nach dem Nachtmahl sich begierig sehnte, diesem oft bis Mitternacht anhaltenden Vortische beiwohnte, wird der Leser wohl begreifen. Eben so langweilig war mir das Mitansehen des Trictracspieles, das die Türken mit leidenschaftlicher Wuth oft stundenlang treiben, und dem ich des Anstandes halber oft stundenlang als stummer Zeuge beiwohnen mußte. Mich des Rakis zu enthalten, da ich nie in meinem Leben ein Freund der Spirituosen gewesen, nicht spielen zu wollen, da ich nie ein Spiel gelernt hatte, auch nie erlernen konnte, das war den Türken alles, nur nicht verständlich. Einige lachten über meine Enthaltsamkeit, wie sie es hießen, andere schüttelten mißtrauisch das Haupt, beleidigt aber, auch nur im entferntesten Sinne des Wortes, wurde ich nie.

Diese Gutmüthigkeit und Sanftmuth, diese schonungsvolle Behandlung, welche mir von Seiten der bessern türkischen Gesellschaft zu Theil wurde, hatte mich gleich im Anfange sehr angenehm berührt und zu unendlichem Danke ver-

*) Wir haben im vorigen Bande (S. 171, 201, 218) die Jugendwanderungen des berühmten Reisenden geschildert, insbesondere auch seine Reisen in Persien, wohin er nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Konstantinopel ging. Hier war er in ausgedehnten Verkehr mit vielen angesehenen Türken gekommen und hatte sich mit Sprache und Literatur der Osmanen gründlich vertraut gemacht. Im Obigen ergänzen wir aus seiner Selbstbiographie die früheren Schilderungen durch einige Episoden, welche uns einen Einblick in das Wesen der Gesellschaft bei den vornehmen Türken in Stambul geben.

pflichtet. Auch ich zeigte mich möglichst nachsichtig gegen ihre Vorurtheile. Ich schmeichelte nie den mannichfachen Schwächen ihres socialen Lebens, pries aber auch nie mit vollem Munde alles Europäische an; denn auch bei uns ist nicht alles Gold, was glänzt, und da ich nie den schroffen Stein des Anstoßes bildete, so wurde ich auch überall geduldet, an vielen Orten sogar geliebt. Vieles hatte natürlich zu diesen Verhältnissen meine leidenschaftliche Vorliebe zur Sprache und Literatur der Osmanlis beigetragen. Ein Freng (Europäer), der die Dichter und die berühmten Stilistiker der Vergangenheit stets auf den Lippen hat und aus ungeschicktem Eifer sich oft einer mehr bombastischen Sprache als die Einwohner selbst bediente, muß natürlich Jedermann auffallen. Wohl lächelte man immer, wenn ich einen Literaturausdruck in der Conversation anwendete, doch eben dieser Eifer fand überall Wohlgefallen, mitunter auch Bewunderung; denn die heutigen Osmanlis, welche eben in der kritischen Periode der Umgestaltung sich befinden, haben schon längst aufgehört, Kenner und Pfleger ihrer nationalen Geschichte und Literatur zu sein, ohne natürlich auch nur den Anfang in der Bildung des nachbarlichen Westens gemacht zu haben. Wer einem heutigen Efendi aus Konstantinopel Gedichte aus Baki oder einzelne Stellen aus der prachtvollen Geschichte des Saadweddin aus dem Gedächtnisse hersagt, wer ihm von Hadschi Chalfa's erstaunlicher Gelehrsamkeit erzählt, und endlich wer ihm einige markige und urwüchsige Quatrains Kemalpaschazade's declamirt, der ist in seinen Augen jedenfalls kein alltäglicher Mensch; und wenn dazu noch Europäer ein außergewöhnliches Phänomen.

So verhielt es sich mit der Kritik über meine Wenigkeit bei der halbeuropäischen und aufgeklärten Efendi-Classe. Die fanatischen Mohammedaner, ob Laien oder Mollahs, sahen mich mit einem ganz verschiedenen Auge an. Die Mehrzahl hielt mich für einen in der That zum Islam bekehrten Europäer; doch wenn ich ihnen über Einzelheiten der Lebensgeschichte des Propheten oder der theologischen Streitfragen sprach, wenn ich mir hier und da irgend eine individuelle Meinung, z. B. in Betreff Moawiah's und Jezid's, erlaubte, da wurde ich immer mit verdachtvollen Blicken betrachtet.

Ihrer religiösen Ueberzeugung nach wäscht sich die Sünde des religiösen Unglaubens erst in der dritten Generation rein, und wenn ein Neophyt, wie ich, in die Arcana der Religion etwas tiefer hineinzublicken gedachte, so meinte man immer, er thue dies in der Absicht, um bei einer etwaigen Controverse seinem eigenen Glauben den Sieg zu erringen. Ich und Controverse, welcher Unsinn!

Ich habe in meinem Leben nichts Unheilvolleres, nichts Wahnsinnigeres gekannt als über positive Religionen, und noch dazu in Asien, einen siegreichen Streit führen zu wollen; und nun meinten die guten Leute, daß eben dieses das Ziel meiner langen Kämpfe, meines Forschens und Streitens sei. Diesen Leuten gegenüber mußte ich selbstverständlich die größte Mäßigkeit und strengste Objectivität bewahren, und nur so konnte ich mir unter ihnen einen kleinen Kreis von Gönnern und Freunden verschaffen. Es befand sich unter letzteren der damalige Scheich ul Islam und der Reichshistoriker Dschewdet Efendi, durch dessen Güte ich so manches werthvolle Manuscript auf dem Gebiete der osmanischen Geschichte zu Gesicht bekam.

Ich hatte nur zwei Jahre in der türkischen Hauptstadt gelebt, als mein Name schon in den höchsten Kreisen der türkischen Gesellschaft genannt wurde, und ich bald vom Hause des Großkanzlers ins Haus Rifaat Paschas, des ehemaligen Ministers des Aeußern, eines der reichsten Würdenträger, gelangte. Ich sollte Lehrer und Gesellschafter Reouf Bey's, des einzigen Sohnes dieses berühmten Staatsmannes, werden und muß gestehen, daß dieses Engagement als die größte Glücksquelle meiner ganzen Laufbahn im Osten zu betrachten ist.

Reouf Bey, schon damals Mitglied des obersten Justizrathes, war ein bildschöner Mann von edlem Aussehen, aber von noch edlerer Denkungsweise und seltener Herzensgüte. Auch bei ihm war mein türkisches Sprach- und Literaturstudium der Magnet unseres Verhältnisses. Als Sohn eines türkischen Wesirs, und selbst ein kleiner Krösus, war Reouf Bey um so mehr seiner schönen Muttersprache zugethan, da ihm das Erlernen des Französischen nach mehrfachen Versuchen mißglückte. In der rhythmischen Prosa einen glücklichen Reim zu finden oder irgend eine glänzende Metapher geschaffen zu haben, galt in seinen Augen als ein überaus großes Verdienst. Sinn und Tendenz eines Buches schienen ihm Nebensache zu sein, nur die meisterhafte Form war es, die ihn entzückte, und dieser seiner Leidenschaft verdanke ich es, so manche Feinheit der osmanischen Sprache, die das fremde Auge vergebens suchen würde, schon früh kennen gelernt zu haben.

Daß in seinem Hause die Gastfreundschaft in großartigstem Maßstabe geübt wurde, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die Tafel war immer mit einer großen Anzahl von Gästen besetzt. Jeden Abend im Winter oder im Sommer gab es in seinem Hause große Cirkel. Die erstgenannte Jahreszeit wurde in einem Palaste in der unmittelbaren Nähe der Hohen Pforte, die letztere auf einem prachtvollen Sommersitze am asiatischen Ufer des Bosporus im Dorfe Kanlidschia zugebracht. An diesen Cirkeln betheiligten sich auch die ersten Würdenträger der damaligen Türkei, und da der edle Reouf Bey mich auch auf seinen Visiten mitzunehmen pflegte, so bedurfte es kaum eines halben Jahres um mich mit den ersten und vornehmsten türkischen Häusern bekannt zu machen. Ich hatte im Hause Aali Pascha's und Fuad Pascha's Eintritt, die im Sommer noch dazu unsere Nachbaren waren. Durch Selaheddin Bey, den Schwiegersohn des ersten, und durch Nazim Bey, den Sohn des letztern, wurde mir Gelegenheit verschafft, diesen beiden großen türkischen Staatsmännern der Neuzeit nahe zu kommen und so manche Triebfeder der damaligen politischen und socialen Bewegung zu erkennen. Fuad, der Weltmann, der türkische Franzose, wenn ich mich so ausdrücken darf, war gegen mich sehr höflich, gut, aber er interessirte sich blutwenig für meinen Sinn und Hang, da nach seinen persönlichen Anschauungen nur materieller Wohlstand, nur der mächtige Einfluß und das bewegte Leben für das würdige Ziel des Menschen galt. Aali hatte von meiner Wenigkeit einen ganz andern Begriff. Dieses Oberhaupt der jungen Türkei, dessen Persönlichkeit ein sonderbares Gemisch von europäischen und asiatischen Weltanschauungen repräsentirte und der Zeit seines Lebens fortwährend in der Wahl beider Culturen schwankte, sah in mir einen Menschen, der nach seinen Ansichten eben so viel des Europäischen als des Asiatischen in sich hatte und daher fand er mich seiner Beachtung würdig. Aali, dessen französisch-diplomatischer Stil von aller Welt mit Recht angestaunt wurde, hatte in der That einen tiefen Einblick in unser Leben und Treiben, in unsere Gegenwart und Vergangenheit; und nur weil ihm Europas Tugenden und Laster in gleicher Weise bekannt waren, nur deshalb kann sein Schwanken einigermaßen gerechtfertigt werden.

Aali war andererseits auch im geistigen Leben des mohammedanischen Orients so weit fortgeschritten, wie nur wenige seiner Zeitgenossen, ja fast keiner der damaligen Türken. Er war sehr gewandt in der Controverse über die Vor- und Nachtheile der beiden Culturen, wiegte sich gern in der Hoffnung dem Osten einen moder-

nen Zuschnitt geben, ja ihm sogar zum Triumphe über den Westen verhelfen zu können. Was ihm am meisten am Herzen lag, war die Erweckung eines Nationalgefühls bei den Türken; ein Bestreben, das so ziemlich als eine Utopie bezeichnet werden kann, da der Islam in seinen Grundprincipien der erklärte Feind jeder nationalen Sonderstellung ist, nie eine solche geduldet hat, und nach dem heutigen Bestehen des Islams nie eine solche dulden wird. Aali wollte natürlich den Irrthum, in dem er sich befand, und die ungeheuere Schwierigkeit seines Vorhabens nicht anerkennen. Er arbeitete rüstig an der Purificirung der türkischen Sprache von den arabisch-persischen Elementen. Er versuchte eine besonnene und bescheidene Schreibart an die Stelle der altgewohnten bombastischen Stilistik einzuführen; und als er meine Begeisterung für die ältere und reinere türkische Mundart, gewöhnlich Dschagataisch oder Osttürkisch genannt, bemerkte, da verwandelte sich seine kalte Höflichkeitsmanier gar bald in eine bemerkbare Wärme. Abgesehen davon, daß er mit Wohlgefallen zuhörte, wie ich so manches arabisch-persische Wort durch ein alttürkisches ersetzen wollte, lieh er mir noch die werthvollsten Handschriften seiner Bibliothek, um mich im Osttürkischen zu vervollkommnen. Ja er ward eine Hauptstütze meiner Reise in Mittelasien.

Daß ich in den Palästen beider erwähnten Großen nebst den Geheimnissen des türkischen Staatslebens auch so manche geheime Fäden und mitunter auch so manche bedauerliche Ungeschicklichkeit unserer europäischen Politiker zu Gesicht bekam, ist wohl selbstverständlich. Wer bei den Orientalen kalten Indifferentismus und blöde Theilnahmslosigkeit zur Schau trägt, wer sich hüten kann, den Gegenstand seiner Beachtung mit stieren Blicken zu betrachten, der ist vor Verdacht und Mißtrauen so ziemlich sichergestellt. Ich habe dieser Regel überall gehuldigt, und war daher auch überall geduldet.

Außer genannten Celebritäten näherte ich mich so ziemlich ungenirt einigen Schwiegersöhnen des verstorbenen Sultans Abdul-Medschid. Ich hatte Eintritt im Hause Kamil Pascha's, des Präsidenten des Staatsrathes, eines Mannes, der, aus Arabkin in Anatolien gebürtig, als Diener nach Konstantinopel kam und zu den höchsten Würden gelangte. Er war eben damals mit der Uebersetzung Telemach's beschäftigt, eines Werkes, das erst jüngst im Drucke erschienen ist und in welchem so manche Blüthe der türkischen Stilistik niedergelegt wurde. Denn Kamil Pascha war der letzte Sprosse jener türkischen Schöngeister, unter welchen zur Zeit Sultan Mahmud's II. die türkische prosaische Romantik ihren Abschluß gefunden; eine Schule, deren Meister als Pertew Ragib von den heutigen Efendis kaum verstanden werden können. Ich hatte auch mit einer notorischen Person der Gegenwart, dem nun Exgroßwesir Mahmud Pascha nämlich, nähern Umgang, dessen Schwiegersohn ich anderthalb Jahre hindurch in Bebek dreimal wöchentlich Unterricht ertheilte und immer zugleich auch der Gast des Hauses war. Mahmud, das heute von aller Welt verabscheute Oberhaupt der Alttürken, hat mir schon vor Jahren durch seine Anschauungen manche Ueberraschung verursacht. Er pflegte im Winter von 5 Uhr Abends bis 12 Uhr Nachts bisweilen auch noch länger am Zechtische zu verweilen. Ich nahm Theil an der Gesellschaft, theils weil ich des Nachtmahls harrte, theils aber Anstandes wegen auch harren mußte. Außer mir waren noch zugegen: sein Schwiegersohn und Privatsecretär, ein nächster Verwandter und ein Ordensbruder der Mevlevi-Derwische, welch letzterer mit der Flöte in der Hand immer die kläglichsten Weisen ertönen ließ, so oft der Pascha im Nebel des Mastickarausches einen tiefen Seufzer aus der Brust geholt hatte. Bei der fünften oder sechsten Runde des Gläschens sprühte das schielende Auge Mahmud's feurige Funken, er bewegte sich ungeduldig auf dem weichen Diwan hin und her, und als er mit seinen Händen auf den Knien den Tact zu schlagen begann, da war der Schreiber sofort in Bereitschaft, die Verse aufs Papier zu bringen, welche seine Excellenz in solch wonnetrunkenem Zustande zu improvisiren pflegte. Und die Gedichte dieses Mannes, der ein gründlicher Kenner seiner Muttersprache ist, waren in der That oft entzückend schön. Er sang von Wein, Rose und Weib, von Zephyr, Cypresse, Erdenglück und Nirwana, wie so viele Tausende vor ihm; doch seine poetische Ader war keine erzwungene, daher seine Gedichte in der höchsten Damenwelt beliebt waren, ja diesen verdankte er es, daß der kaiserliche Harem ihn in Schutz nahm und er später das Siegel des Großwesirats erhielt.

---

# Der erste Census in Venezuela.

Von **Dr. A. Ernst** in Caracas.

Am 3. Juni 1873 erließ Präsident Guzman Blanco das wichtige Decret, wonach am 7. November desselben Jahres im ganzen Gebiete der Republik ein Census ausgeführt werden sollte, und wurde zur Leitung des Unternehmens ein aus drei tüchtigen Männern (Andres A. Level, Isaac J. Pardo und Dr. Manuel M. Urbaneja) gebildetes Directionscomité ernannt und mit den nöthigen Vollmachten versehen.

Wie es von diesen Herren zu erwarten war, wurden alle vorbereitenden Schritte mit Eifer und Sachkenntniß getroffen, so daß in der That an dem festgesetzten Morgen des 7. November zum ersten Male in Venezuela die höchst wichtige Arbeit einer allgemeinen Volkszählung vollzogen wurde. Als Resultat liegt nun zunächst vor ein stattlicher Folioband unter dem Titel: Primer Censo de la República de Venezuela. Verificado en los dias 7, 8 y 9 de Noviembre de 1873. Primera Parte. (XXIX und 584 Seiten.) Caracas 1874.

Dieser erste Theil enthält nur die Bevölkerungsstatistik, und die in ihm zusammengestellten Resultate sind von solcher Bedeutung, daß einerseits die ganze Arbeit eines der schönsten Denkmäler ist, welche General Guzman sich gesetzt hat, andererseits dieselbe ein sehr gutes Zeugniß ablegt von der Geschicklichkeit, mit welcher die Direction arbeitet.

Die benutzten Formulare enthalten 17 Rubriken für jeden Hausstand, nämlich 1. Name, 2. Geschlecht, 3. Zwillingsgeburt, 4. eheliche Geburt, 5. Alter, 6. ob verheirathet oder nicht, 7. Verwandtschaftsbeziehung zum Hausherrn, 8. Beschäftigung, 9. wissenschaftlicher oder militärischer Grad, 10. kann lesen, 11. kann schreiben, 12. Bildungsweg (ele-

mentar, wissenschaftlich, künstlerisch, keiner), 13. Religion, 14. Nation, 15. Ort der Geburt, 16. Ort des Domicils, 17. physische Fehler oder constante Krankheiten. Aus leicht ersichtlichen Gründen konnte leider das wichtige Racenelement nicht berücksichtigt werden, würde auch falsche Resultate ergeben haben.

Folgendes ist nun zunächst das Hauptresultat:

| | Einwohner. | Hauptst. | Einwohner. |
|---|---|---|---|
| Bundesdistrict . . . | 60,010 | Caracas . . . . . | 48,897 |
| Staaten: | | | |
| Guárico . . . . | 191,000 | Calabozo . . . . . | 5,618 |
| Bolivar . . . . . | 129,143 | La Guaira . . . . | 6,763 |
| Carabobo . . . . | 117,605 | Valencia . . . . . | 28,594 |
| Barquisimeto . . | 143,818 | Barquisimeto . . . | 25,664 |
| Falcon . . . . . | 99,920 | Coro . . . . . . | 8,172 |
| Portuguesa . . . | 79,934 | Guanare . . . . . | 4,674 |
| Yaracui . . . . . | 71,689 | San Felipe . . . . | 6,320 |
| Guzman Blanco . | 94,151 | Victoria . . . . | 6,523 |
| Cojédes . . . . . | 85,678 | San Cárlos . . . | 10,420 |
| Zamora . . . . . | 59,449 | Barinas . . . . . | 3,950 |
| Nueva Esparta . . | 30,983 | Asuncion . . . . . | 2,758 |
| Apure . . . . . | 18,635 | San Fernando . . | 3,052 |
| Barcelona . . . . | 101,396 | Barcelona . . . . | 7,674 |
| Guayana . . . . | 34,053 | Ciudad Bolivar . . | 8,486 |
| Maturin . . . . | 47,863 | Maturin . . . . . | 12,944 |
| Guzman . . . . | 67,849 | Mérida . . . . . | 9,727 |
| Trujillo . . . . | 108,672 | Truxillo . . . . . | 2,648 |
| Táchira . . . . . | 68,619 | San Cristóbal . . | 3,345 |
| Cumaná . . . . | 55,476 | Cumaná . . . . . | 9,427 |
| Zulia . . . . . . | 59,235 | Maracaibo . . . . | 21,954 |
| Territorien: | | | |
| Amazonas . . . | 23,048 | — | |
| Mariño . . . . . | 6,705 | — | |
| Goajiro . . . . . | 29,263 | — | |
| | 1,784,194 | | 236,469 |

Zum leichtern Verständniß einiger Staatennamen will ich hier gleich anführen, daß Bolivar früher Caracas hieß, Falcon ist Coro, Guzman Blanco der Staat Aragua, Zamora hieß ehedem Barinas, Nueva Esparta ist die Insel Margarita, Guzman ist Mórida. Das Territorium Mariño (auf der Trinidad gegenüberliegenden Halbinsel Paria) ist seit Kurzem wieder mit Cumaná vereinigt, so daß dieser Staat nun 62,181 Einwohner hat. Es wurde aus militärischen Gründen gebildet, da die Feinde der gegenwärtigen Ordnung der Dinge Invasionen mit bewaffneter Hand von Trinidad aus beabsichtigten.

Speciellere Angaben enthält das Werk über den Census namentlich in Betreff des Bundesdistricts. Derselbe besteht aus Caracas und den fünf Ortschaften El Recreo, Chacao, El Valle, La Vega und Antimano. Caracas selbst hat sechs Parochien, wie aus nachfolgender Tabelle ersichtlich.

| | Häuser. | Einw. männlichen Geschl. | Einw. weiblichen Geschl. | Zusammen |
|---|---|---|---|---|
| 1. Caracas . . . . . | 6437 | 21,069 | 27,828 | 48,897 |
| nämlich | | | | |
| Kirchspiel Catedral . | 1518 | 5601 | 6450 | |
| „ Altagracia . | 1290 | 3778 | 5228 | |
| „ San Pablo | 738 | 3068 | 3346 | |
| „ Sta. Rosalia | 1052 | 3154 | 5025 | |
| „ San Juan . | 846 | 2803 | 3704 | |
| „ Candelaria | 993 | 2665 | 4075 | |
| 2. El Recreo . . . . . . | 185 | 628 | 753 | 1381 |
| 3. Chacao . . . . . . . | 258 | 864 | 1096 | 1960 |
| 4. El Valle . . . . . . . | 678 | 1922 | 2211 | 4133 |
| 5. La Vega . . . . . . . | 227 | 659 | 678 | 1337 |
| 6. Antimano . . . . . . | 363 | 1127 | 1175 | 2302 |

Es ist demnach in Caracas das Verhältniß der Männer zu den Frauen wie 100 : 132, und im ganzen Bundesdistrict wie 100 : 128,4.

Von den Bewohnern des Districts waren 36,814 eheliche Kinder, 23,196 uneheliche (61,3 Proc. und 38,7 Proc.) der Gesammtbevölkerung. In der Hauptstadt war das Verhältniß der ersteren zu den letzteren 100 : 66 (29,489 und 19,408), in den Landparochien dagegen 100 : 51,7 (7325 : 3788).

Nach dem Alter gruppirt waren im Bundesdistrict 2427 unter einem Jahr, 8555 von 1 bis 7 Jahren, 13,851 von 7 bis 18, 3983 von 18 bis 21, 8303 von 21 bis 30, 8396 von 30 bis 40, 5192 von 40 bis 50, 3277 von 50 bis 60, 1728 von 60 bis 70, 787 von 70 bis 80 und 211 von mehr als 80 Jahren.

Eigenthümlich und interessant ist die Vergleichung der in jeder der genannten Altersstufen für beide Geschlechter geltenden Zahlenwerthe. Setzt man nämlich die Zahl der Männer 100, so ist successiv die der Frauen 105, 103 109, 112, 138, 145, 163, 146, 198, 280 und 500, so daß also die Frauen weit mehr Aussicht auf ein hohes Alter haben.

Von der Gesammtbevölkerung des Bundesdistricts waren unverheirathet 46,714 (20,802 männlichen und 25,912 weiblichen Geschlechts), verheirathet 9484 (4771 Männer, 4713 Frauen) und 3812 verwittwet (696 Wittwer und 3116 Wittwen). Dieses letzte Verhältniß ist sehr auffallend; denn die Zahl der Wittwer verhält sich zu der Zahl der Wittwen fast wie 100 : 448, ein Beweis für die durch die Bürgerkriege verursachten Verluste an Menschenleben.

Lesen können 13,465 Männer und 17,829 Frauen, zusammen 31,294 Personen (also 52 Proc. der Gesammtbevölkerung); schreiben können 11,770 Männer und 13,838 Frauen, zusammen 25,608 Personen (42,6 Proc.).

Nach der Nationalität sind 55,960 Venezuelaner, 219 gehören zu anderen südamerikanischen Republiken, 37 sind Nordamerikaner, 175 Holländer (meist aus Curaçao), 164 Engländer, 411 Franzosen, 2250 Spanier (meist von den canarischen Inseln), 414 Deutsche, 242 Italiener, 43 Dänen und 95 nicht näher specificirt. In Caracas wohnen 396 Deutsche, nämlich 214 männlichen und 182 weiblichen Geschlechts.

Elementarbildung haben empfangen 3033 Mann, 149 machen Ansprüche auf eine höhere und 307 auf wissenschaftliche Bildung (meist Aerzte und Advocaten), während 100 sich der freien Künste und 562 der mechanischen Künste befleißigen.

Nach der Religion sind 59,679 Katholiken, 308 Protestanten und 23 Juden.

Angaben über Einwohnerzahl der einzelnen Städte lassen sich leider für die meisten Staaten im Censo nicht finden, da die gegebenen Zahlen sich auf die Districte beziehen. Hoffentlich wird dies nach Erscheinen des zweiten Theils möglich.

Puerto Cabello hat 7958 Einwohner (darunter 95 Deutsche). Seltsam dürfte noch folgendes Factum sein: Im Staate Carabobo sind angegeben 449 Generales, 627 Coroneles, 967 Comandantes, 818 Capitanes, 504 Tenientes und 85 Subtenientes, also zusammen 3450 Militärpersonen von einigem Range. Da in demselben Staate die Zahl der männlichen mehr als 21 Jahr alten Bewohner 22,952 beträgt, so folgt daraus, daß über 15 Proc. derselben Offiziersrang in der Armee haben oder hatten!

Von ethnographischem Interesse sind noch die An-

gaben über die beiden Territorien Amazonas und Goajiro.

Der Gouverneur des ersteren, José Joaquin Fuéntes, macht unter dem 25. November 1873 nachfolgende Mittheilungen: San Fernando de Atabapo hat 269 civilisirte Indianer, Maroa 36 und San Carlos 223, zusammen 528.

Von Indios reducidos, d. h. unterworfenen Stämmen, nennt er die folgenden.

| | | |
|---|---|---|
| Banivas, zwischen Atabapo und Guainia | 2000 | Köpfe |
| Maquiritare, am obern Orinoco | 580 | „ |
| Baré, zwischen Guainia und Casiquiare | 1000 | „ |
| Piaroa, zwischen Rinoco, Matavén und Vichada | 500 | „ |
| Guahibos, am Vichada | 800 | „ |
| Macos, am Ventuario | 200 | „ |
| Puinaves, am Inírida | 1500 | „ |
| Achaguas, am Guaviare | 90 | „ |
| Cabrios, am obern Orinoco | 50 | „ |
| Cáperos, am Castaño | 300 | „ |
| Zusammen | 7020 | Köpfe |

Unabhängige Stämme:

| | | |
|---|---|---|
| Banivas, zwischen San Fernando, Marora und San Carlos | 2000 | Köpfe |
| Mariquitare | 700 | „ |
| Piaroas | 3000 | „ |
| Guahibos | 3000 | „ |
| Macos | 1000 | „ |
| Puinave | 2500 | „ |
| Guajaribos, im Quellgebiet des Orinoco | 3000 | „ |
| Maguaca, am obern Orinoco | 300 | „ |
| Zusammen | 15,500 | Köpfe |

Die Banivas, Baré, Maquiritare, Maguacas und Puinaves sammeln Kautschuk und andere Waldproducte und helfen als Bootsleute bei der Flußschifffahrt. Die Piaroas machen fast alle im Gebiete gebrauchten Blaserohre (cervatanas, von einer Arundinaria) und Harzfackeln.

Ueber das venezuelanische Gebiet der Goajirohalbinsel macht Hermes Valbuena aus Maracaibo die nachstehenden Angaben:

| Orte. | Stämme. | Cazike. | Zahl. | Charakter. | Orte. | Stämme. | Cazike. | Zahl. | Charakter. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Cojoro | Alpucianas | Tamiyare | 400 | kriegerisch | Guajarima | Epieyúes | Ariya | 300 | kriegerisch |
| Cuce | Urianas | Pararúnjuna | 600 | „ | Irnapur | Arariyúes | Taralar | 2000 | friedlich |
| Gõincóa | Jarariyúes | Lucijirare | 250 | „ | Güipa | Pusainas | Neirata | 100 | „ |
| Jururabáin | Alpucianas | Paraípa | 150 | „ | Irua | „ | Montería | 2000 | „ |
| Atapurí | Jarariyúes | Juan Fernandez | 240 | friedlich | Mezenarí | Urianas | Juan Pachito | 100 | „ |
| Mocoró | Urianas | José de la Rosa | 250 | „ | Merúnai | „ | Maguana | 2500 | kriegerisch |
| Sararapa | Epieyúes | Candelaria | 600 | „ | Aritaimarú | Epieyúes | Casirchon | 50 | „ |
| Jararáuis | Jilnnés | Cachanamais | 300 | „ | Arariéru | Urianas | Túrujuay | 200 | „ |
| Jurípch | Cijuanas | Guarurich | 400 | „ | Yuripiche | Epieyúes | Mecor | 150 | „ |
| Piesí | Piesíes | Caijuna | 650 | „ | Alpunápana | Urianas | Yuyachapar | 100 | „ |
| Sahuáchiru | Secuanas | Jarianare | 1000 | „ | Tórichi | Ipuanas | Rópatír | 1000 | friedlich |
| Jasipayare | Epieyúes | Juanatire | 1000 | „ | Parasi | Pusainas | Cayetano | 2000 | „ |
| Catáis | Urariyúes | Atuanapur | 1500 | „ | Astaipa | „ | Cacique | 100 | „ |
| Guárcaru | Ipuanas | Juan Tomas | 1200 | „ | Ispápuiri | Yusayúes | Paraipo | 1000 | „ |
| Uripall | Epieyúes | Casutay | 1600 | „ | Múcina | Pusainas | Guomolier | 150 | „ |
| Osostú | Jarariyúes | José Agustin | 1600 | „ | Guarero | Sapuanas | Hermenejildo | 150 | „ |
| Isuó | Alpucianas | Cururuche | 1000 | „ | Torotosay | Urianas | Eleuterio | 60 | „ |
| Bocasairu | Ipuanas | Guaimaina | 2000 | „ | Yarguachon | Sapuanas | Cacauchon | 65 | „ |
| Asijau | Parsayúes | Yocutin | 1500 | „ | Amúrehor | Ipuanas | Guararapo | 40 | kriegerisch |
| Jiborne | Urianas | Arnacáo | 100 | „ | Guaicemena | Urianas | Guaicopure | 48 | friedlich |
| Unóri | Ipuanas | Arijana | 200 | „ | Toconimana | Yayariyúes | Cauyá | 40 | kriegerisch |
| Cepana | „ | Mariquisar | 300 | kriegerisch | Caijenna | Alpucianas | Caipana | 200 | „ |
| | | | | | Meaucisár | „ | Juan Pacito | 70 | „ |

Also zusammen 45 Ortschaften und 45 Stammabtheilungen (sogenannte parcialidades) mit 29,263 Indianern. Die Zahl scheint mir viel zu hoch gegriffen. Näheres über die Goajiroindianer habe ich in der Zeitschrift für Ethnologie von Bastian und Hartmann (1870, Seite 328 bis 336, 394 bis 403) mitgetheilt.

Die hier gegebenen Namen sind mit geringer Ausnahme (unter den Caziken) gewiß der Goajirosprache angehörig, und dürfen darum als Zusatz zu meinem Glossar gelten. Eine größere grammatische und lexicographische Arbeit über diesen Gegenstand bereite ich vor.

# Aus allen Erdtheilen.

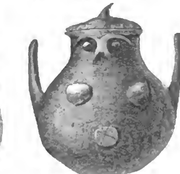
## Trojanische Gesichtsurnen.

r. d. Das große Werk Schliemann's über die Alterthümer Trojas ist in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen und die Kritik hat sich in Deutschland, England und Frankreich lebhaft mit demselben beschäftigt. Das Urtheil der Archäologen ist ziemlich übereinstimmend ausgefallen und lautet etwa dahin: Dr. Schliemann hat sich durch seine aufopferungsvollen Aus-

grabungen um die Wissenschaft hohe Verdienste erwarben; er hat die Archäologie um einen der wichtigsten Schätze bereichert, es ist auch möglich, daß er die vielbestrittene Stelle Trojas entdeckt hat — aber die Deutungen, die er den ausgegrabenen Objecten giebt, die Schlüsse, welche er daraus zieht, sind dilettantenhaft und beweisen, daß Schliemann kein Gelehrter ist. Er glaubt an die Person Homer's — er ist kein Wolfit —, er nimmt jede im Homer vorkommende Silbe als historische Thatsache, glaubt an die Existenz aller einzelnen in demselben vorkommenden Personen und sucht dieselbe durch seine Ausgrabungen zu beweisen, wobei







Trajanische Gesichtsurnen. (Dr. Schliemann's Ausgrabungen.)

es ihm schließlich wie den Leuten geht, die das Grab Max Piccolomini's aus Schiller's Wallenstein suchen.

Unter den von Schliemann ausgegrabenen Gegenständen spielen kleine Thongefäße eine wichtige Rolle. Der unermüdliche Mann wollte in ihnen ein Abbild der blauäugigen Athene sehen, der γλαυκῶπις Ἀθήνη, welche hier in der Form eines Eulenkopfes dargestellt ist. Er versucht einen bei den Haaren herbeigezogenen Beweis, um γλαυκῶπις auf einen Eulenkopf zu deuten und hofft sogar in Mycenae Darstellungen der Hera mit dem Ochsenkopfe — βοωπις — zu finden. Max Müller hat nachgewiesen, daß die Deutung von glaukopis auf einen Eulenkopf völlig unstatthaft und mit diesem Ausspruche eines der ersten Kenner der griechischen Sprache müssen wir uns begnügen.

Nachdem nun die Abbildungen der fraglichen Gegenstände in Photographien uns vorliegen, können wir uns eher über dieselben ein Urtheil bilden und hier unterliegt es nun keinem Zweifel, daß wir es mit Gesichtsurnen vom reinsten Wasser und in sehr schöner Ausführung zu thun haben. Die Leser des „Globus" sind über diese Urnen orientirt (Bd. XXV, S. 38) und werden auf den ersten Blick nach den hier mitgetheilten Illustrationen erkennen, daß Schliemann die Fundstätten der Gesichtsurnen um eine neue bereichert hat. Die beiden kleineren sind Typen derjenigen Art, die er als eulenköpfige Darstellung der Minerva auffaßt.

## Aus dem russischen Reiche.

Wissenschaftliche Expeditionen im hohen Norden Rußlands. Aus Archangel sollen im Sommer dieses Jahres zwei wissenschaftliche Expeditionen abgehen. Die eine nach Kemy am Karelischen Ufer im Golf von Onega, und nach Lappland behufs geologischer Forschungen und Beobachtungen über die dort vorhandenen Spuren von Gletschern. Die zweite dagegen an die Ufer des Weißen Meeres, um die dortige Fauna zu studiren. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß besonders die letzteren Nachforschungen zu einem günstigen Resultate führen werden, weil schon vor zwei Jahren ein Pole, Dr. Jarzynski, während seiner Fahrt im nördlichen Eis- und im Weißen Meere viele noch ganz unbekannte Species von Fischen und Krebsen entdeckte.

— In Petersburg erschien soeben von Buniakowski, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ein Werk in russischer Sprache unter dem Titel: Anthropologische Forschungen in Bezug auf die männliche Bevölkerung in Rußland. Der Verfasser berechnet, daß im Jahre 1870 in ganz Rußland zusammen 740,054 Militärstellungspflichtige waren. Wenn man davon die Kosaken und anderes irreguläre Militär ausschließt, so ergiebt sich die runde Zahl von 700,000 jungen Leuten, welche alljährlich sich zum Militär stellen sollen. Daraus will der Verfasser den Schluß ziehen, daß wenn ein allgemeiner Landsturm in Rußland zusammenberufen wäre, sich über 9,000,000 Soldaten im Alter von 21 bis 40 Jahren versammeln würden. Wir können unsererseits hinzufügen, daß diese Berechnung auf dem Papier zwar sehr imposant aussieht, ob aber auch die Ziffern in Wirklichkeit zutreffen, möchten wir stark bezweifeln.

— Fischfang im Weißen Meere. Wie man dem „Golos" aus Kola berichtet, sollen im Laufe des Sommers viel mehr Industrielle und Kaufleute zum Fischfang ausziehen als dies in früheren Jahren der Fall war. Der Fischfang wird diesmal in umfangreicher Weise, hauptsächlich im Westen der Muromskischen Küste, von Jeretikow bis zur Ura-Bai betrieben werden. Viele reiche Bürger der Stadt Kola miethen behuf des Stockfischfanges Fischer aus Motowsk und Petschjenga. In mehreren Flüssen und Bächen der Umgegend dieser beiden Ortschaften hat man auch Perlmuscheln aufgefunden.

— Fischfang im Kaspischen Meere. Einem in den „Astrachaner Nachrichten" erschienenen Artikel von A. Schultz: Ueber den Fischfang im Kaspischen Meere, entnehmen wir nachstehende kurze Angaben über den Häringsfang. Bis zum Jahre 1854 benutzte man die Häringe ausschließlich zur Gewinnung des Fettes; von da an wurde erst auf Zureden des Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften Behr in Astrachan angefangen, die Häringe einzusalzen. Seit dieser Zeit wurden die Astrachaner Häringe im Handel immer mehr verbreitet, so daß sie jetzt einen wichtigen Handelsartikel bilden. Als Beweis davon können statistische Angaben über die Ausfuhr der Häringe dienen. Es erreichte der Export aus Astrachan: 1855 circa 10 Millionen Häringe, 1856 schon über 20 Millionen, 1857 ungefähr 50 M., 1871 140 M., 1872 circa 160 und 1873 etwa 180 Millionen.

— Weinbau in Georgien. Nach dem russischen „Staatsanzeiger" befinden sich im Gouvernement und Bezirk von Tiflis 2600 Weinberge, im Bezirk von Telaw 4200, Signach 10,850 und Gori 10,300. Die Weincultur wird jedoch sehr nachlässig betrieben; trotzdem erzielte man im vorigen Jahre 1,100,000 Eimer Wein, welcher an Ort und Stelle durchschnittlich mit 80 bis 90 Kopeken pro Eimer bezahlt wurde, was also zusammen einen Werth von 880,000 bis 990,000 Silberrubel repräsentiren möchte.

— Nach dem letzten amtlichen Ausweis zählte Warschau am 13. Januar d. J. (1. Januar alten Stils) 279,502 Einwohner, darunter 130,483 Männer und 149,019 Frauen.

## Aus Brasilien.

Die Regierungen von Brasilien und Peru lassen durch eine gemeinschaftliche Commission die Grenzen ihres Gebietes am Amazonas bestimmen; die Arbeit ist nicht ohne Gefahren. Als die Commissäre den Javary, einen sehr bedeutenden Nebenfluß, hinaufsteuerten, mußten sie die Durchfahrt erkämpfen. Um hindurchzukommen, hatten sie die Baumstämme zu entfernen, welche den Indianern als Brücken dienen; einer derselben hatte 6 Fuß Durchmesser. Bei einer frühern Expedition auf dem Javary verlor der brasilianische Commissär das Leben, der peruanische ein Bein durch Indianerpfeile. Als jüngst die Expedition am Lande ausruhete, wurde sie urplötzlich aus dem Dickicht heraus mit einem wahren Pfeilregen überschüttet, und wenn sie nicht Revolver und Hinterlader gehabt hätte, wäre

es ihr schlimm ergangen. Zwei Tage später fanden die Boote etwa 150 Indianer am Ufer; wieder kam ein Pfeilregen, der aber keinen Schaden anrichtete, weil die Fahrzeuge mit einem Drahtgeflecht um- und überspannt waren. Sie gaben sofort Feuer, die Indianer flohen und ließen zwei Todte am Ufer zurück, darunter einen Häuptling, den man an seiner Federkrone erkannte. Die Verwundeten nahmen sie mit in den Wald. Unter den von ihnen zurückgelassenen Waffen war der Bogen des Häuptlings sehr hübsch gearbeitet, die anderen waren von roher Arbeit; alle hatten Spitzen aus Knochen und waren ohne Federn. Die Expedition pflanzte einen Grenzpfeiler auf und kam glücklich nach Manaos am Rio Negro zurück.

Die Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrome. Die englische Amazon Steam Navigation Company hat sich mit den beiden brasilianischen Compagnien geeinigt und deren Schiffe angekauft, so daß nun ein umfassender Fahrplan möglich ist, bei welchem Alles rasch ineinander greift. Die Schiffe fuhren ursprünglich zwischen Para an der Mündung und Tabatinga und Loreto an der peruanischen Grenze. Durch Ankauf der kleinen Flotte, welche der Companhia fluvial Paraense gehörte, ist es nun möglich, von Para querüber die Mündung des Amazonas eine Linie nach Mazaga herzustellen und auch den Guama und den Tocantins regelmäßig zu befahren. Die von der Companhia do Alto Amazonas erworbenen Schiffe befahren den Rio Negro aufwärts bis S. Isabel, den Purus bis Hyutunahan und den Madeira bis zu den Wasserfällen von San Antonio, wo die zum Mamoré führende, augenblicklich ins Stocken gerathene Eisenbahn beginnen wird. Der Tapajoz wird aufwärts bis Itai tuba befahren. So wird nach und nach immer mehr Leben in diese herrlichen Einöden kommen, die man schon jetzt von Europa aus in vier Wochen erreichen kann.

Die Telegraphen Brasiliens. Die Linie von Lissabon nach Pernambuco querüber den Südatlantischen Ocean wird im Laufe dieses Jahres hergestellt werden; ebenso wird die ganze Strecke von Para der Küste entlang bis Buenos Ayres fertig gestellt werden, also Anschluß an den transandinischen Telegraphen bis nach Valparaiso und sämmtliche Linien Chiles gewonnen. Jetzt lesen wir, daß die West-India und Panama-Telegraphencompagnie ein Uebereinkommen mit den brasilianischen Telegraphen geschlossen hat, welches dem Verkehr große Vortheile bietet. Dieses „System" besteht 1) in der Linie der brasilianischen submarinen Telegraphencompagnie von Lissabon über Madeira und St. Vincent nach Pernambuco; 2) in der Küstenlinie der Western and Brazilian Telegraph Company von Para bis zum Rio de la Plata; 3) in der Linie der Central American Telegraph Company von Para nach Westindien und den Vereinigten Staaten. Nun hat die Westindia and Panama Telegraph Company Linien von Trinidad nach Demerara in Betrieb, und um jede „Duplication der Kabel" zu vermeiden, ist sie mit der Central American Company übereingekommen, ihr das Kabel von Para nach Demerara abzukaufen, sobald dieses gelegt worden ist, und sie wird außerdem eine noch zu erwerbende Linie kaufen, welche die dänische Insel St. Croix mit Porto rico verbindet. So kommt das brasilianische System in Verbindung mit den Vereinigten Staaten, respective mit Europa auf diesem Wege, und wenn dem Lissaboner Kabel ein Unfall zustoßen sollte, würde jene Linie benutzt werden können. Die verschiedenen Compagnien sind bei dieser Combination einander freundlich entgegengekommen. (— Wir lesen soeben, daß das Kabel zwischen Sanct Vincent und Pernambuco dem Betrieb übergeben worden, Brasilien also mit Lissabon in directe Verbindung gebracht worden ist. —)

— Brasilien bezieht deutschen Weizen zur Aussaat von Hamburg. — Auf der Börse in Rio de Janeiro war im April eine Varietät von Kaffee ausgestellt, die für neu galt. Sie unterscheidet sich von anderen dadurch, daß die Bohne runder und gelb ist; sie soll um ein Drittel reichhaltiger an Kaffeïn sein als die gewöhnlichen. Sie wurde bei Botacutu in der Provinz San Paulo entdeckt.

---

## Eine deutsche Schule in Japan.

Freiherr Alexander von Hübner hat auf seinem „Spaziergang um die Welt" (Leipzig, T. O. Weigel 1874) auch Japan besucht und im persönlichen Verkehr mit dem Mikado wie mit dem Minister Iwakura die Reformabsichten der Regierung kennen gelernt. Es ist viel Ueberstürzung dabei und wie unpraktisch die Sachen manchmal betrieben werden, erläutert er in der Schilderung einer deutschen Schule in Yeddo: „Ich besuchte sie unlängst und fand ein Dutzend Knaben und Jünglinge, welche folgende zwei Sätze im Chor wiederholten: „Der arme Mann will sein wie der reiche Mann." Zuweilen irrten sie sich und sagten, der Reiche will sein wie der Arme. Der Lehrer, das Urbild des deutschen Schulmeisters, gerieth in Entrüstung. „Arimazen," rief er mit strengem Tone, „arimazen nicht, nicht!" Und die Knaben fielen wieder im Chore ein: „Der — ar — me — Mann — will — nicht — sein — wie — der — reiche." Hierauf neuer Zornesausbruch des Schulmeisters. Das Wort reich bereitete den japanischen Kehlköpfen unüberwindliche Schwierigkeit. Ich glaube in meinem Leben nicht herzlicher gelacht zu haben. Das Komischste aber war der Herr Lehrer. Diese Jungen werden wahrscheinlich das Deutsche wieder vergessen; noch wahrscheinlicher werden sie es nie erlernen; aber der Grundsatz wird in ihren Gemüthern eingeprägt bleiben — es steht nicht im Evangelium — daß Reichthum mehr werth ist als Armuth."

* * *

— „Fort mit der englischen Sprache!" Die Yankees wollen im Jahre 1876 große Festlichkeiten veranstalten, ein „Centennium" zur Verherrlichung ihrer ausgezeichneten Vorfahren, welche sich für unabhängig von England erklärten. Es verlauten nun manche Stimmen, welche als allein würdige Feier ein Trauerjahr in Sack und Asche als allein zweckgemäß betrachten; während voller zwölf Monate solle das heute völlig entartete, seiner Großväter durchaus unwürdige Volk in sich gehen, Buße thun und „wieder ehrlich zu werden suchen". Der Vorschlag ist gut gemeint, wird sich aber in einer so corrumpirten Gesellschaft nicht ausführen lassen. Einem andern guten Rathe wird es nicht besser ergehen und eine Forderung, welche ein Mann aus Minnesota, H. F. Widstroad, stellt, hat aus einigen guten Gründen keine Hoffnung anerkannt zu werden. In einer Eingabe an den Bundessenat hat er ausführlich auseinandergesetzt, daß es dem großen amerikanischen Volke keineswegs zum Ruhme gereiche, die Sprache eines europäischen Volkes zu reden. Daß dieses der Fall sei, wäre der „Republik" unwürdig; die Selbstachtung fordere, daß man „sich von der englischen Sprache losreiße, die überhaupt eine grundschlechte sei. Ueberhaupt ist gar keine moderne Sprache würdig als Nationalsprache für unsere große, glorreiche Republik angenommen zu werden." Yankee Widstroad erklärt, daß er seinerseits zu bescheiden sei, um die allein würdige Sprache zu bezeichnen, aber der Patriot könne verlangen, daß am Jubiläumstage, 4. Juli 1876, die schlechte englische Sprache dann ein- für allemal abgeschafft erklärt werde. — Ganz wohl; aber was tritt an die Stelle, denn sprechen und Reden halten müssen die Yankees doch? „Nach meiner Theorie ist das Indianische einzig und allein berechtigt, unsere Landessprache zu sein." Da es nun aber keine indianische Sprache giebt, wohl aber eine große Anzahl indianischer Sprachen und Mundarten, so bleibt dem sinnreichen Manne aus Minnesota nur noch übrig, eine Indianersprache zu erfinden, womit dann alle Schwierigkeiten sofort beseitigt wären. Und da die Abschaffung des Englischen ein „gottgefälliges Werk" ist, so wird ja wohl, Herrn Widstroad zu Liebe, der heilige Geist seine Schuldigkeit thun; derselbe hat ja die Gabe, Zungen zu verleihen.

— Namenliste der Präsidenten in Süd- und Centralamerika im Juli 1874:

| | |
|---|---|
| Argentinien | Domingo Sarmiento. |
| Uruguay | Jose Ellauri. |
| Paraguay | Salvador Jovellanos. |
| Bolivia, provisorisch | Thomas Frias. |
| Chile | Federico Errazuriz. |
| Peru | Manuel Pardo. |
| Ecuador | Garcia Moreno. |
| Neugranada | Manuel Murillo. |
| Venezuela | Guzman Blanco. |
| Costa rica | Thomas Guardia. |
| Nicaragua | Vicente Cuadra. |
| San Salvador | S. Gonzalez. |
| Honduras, provisorisch | Leiva. |
| Guatemala | Rufino Barrios. |
| Mexico | Lerdo de Tejada. |

Die ehemals spanischen Besitzungen auf dem amerikanischen Festlande bilden demnach heute 15 Republiken. Dazu kommt dann noch St. Domingo, wo vor einiger Zeit der Dictator Baez gestürzt worden und ein definitiver Präsident noch nicht gewählt worden ist. In dem Negerstaate Haïti tritt in den nächsten Monaten der Präsident Nissage-Saget ab und die Schwarzen sind noch nicht einig über die Wahl seines Nachfolgers. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat Ulysses Simpson Grant den für ihn abgegebenen Stimmen der Neger (etwa 800,000) es zu verdanken, daß er zum zweiten Mal Präsident einer Republik geworden ist, die staatlich und administrativ ihre alten, gesunden Grundlagen verlassen hat.

— In Argentinien werden nach und nach alle Professuren technischer und naturwissenschaftlicher Fächer an den höheren Lehranstalten mit deutschen Gelehrten besetzt. Dr. J. Tauber ist zum Director der mineralogischen Studien an dem Nationalcollegium der Provinz Salta ernannt worden, Herr Heinrich Kreplin in gleicher Eigenschaft an jenem zu Catamarca.

— In den Saladeros und Talgfabriken der Provinz Buenos Ayres sind im Jahre 1873 geschlachtet oder, wie der amtliche Ausdruck lautet, „beneficirt" worden:

415,969 Stück Hornvieh,
57,661 „ Stuten,
1,801,352 „ Schafe.

Von den letzteren wurden allein im Septembermonate nicht weniger als 454,722 und im October 483,038 geschlachtet.

— Im Hafen von Genua haben sich in den drei ersten Monaten des laufenden Jahres 5944 Auswanderer nach Buenos Ayres eingeschifft.

## Vom Büchertische.

Die Verlagsbuchhandlung von Tobias Dannheimer in Kempten hat die erste Lieferung eines geographischen Handbuches erscheinen lassen unter dem Titel:

**Handbuch der neuesten Erdkunde.** Dem Unterrichte und den Freunden dieser Wissenschaft gewidmet von Anselm Andr. Cammerer, weil. königl. Studienrector und Seminardirector in Neuburg an der Donau. Funfzehnte Auflage, dem allerneuesten Standpunkte entsprechend revidirt, verbessert und vermehrt. Erste Lieferung 1874.

Genau mit demselben Titel und genau mit demselben Lettersatze des Titels erschien 1869 bei derselben Verlagshandlung die vierzehnte Auflage. Allein es ist uns nicht möglich gewesen, eine weitere in die Augen fallende Aehnlichkeit zwischen beiden Büchern herauszufinden bezüglich des Inhalts. Bei sorgfältiger Vergleichung haben wir nicht einen einzigen vollständigen Satz der vierzehnten Auflage in der funfzehnten wiedergefunden. Wir haben zwei vollständig verschiedene geographische Arbeiten vor uns: aber mit welchem Rechte die Verlagshandlung denselben Titel gebrauchen darf, wissen wir nicht anzugeben.

Daß die funfzehnte so wenig Aehnlichkeit mit der vierzehnten Auflage hat, gereicht ihr indeß nur zur Ehre, denn die frühere Auflage gehörte zu den schlechtesten geographischen Lehrbüchern, die uns vorgekommen sind. Und mit demselben Rechte als der Name des verstorbenen Cammerer auf dem Titel mißbraucht ist, könnte auch der Name eines Mädler oder Berghaus, Scherzer und Anderer darauf prangen, da Citate aus den Schriften dieser Gelehrten einen größern Raum in der neuen Auflage einnehmen als die „Citatenversuche" aus dem sel. Cammerer. Der Verfasser — er ist mehr als Herausgeber — der neuen Auflage sollte seinen Namen an die Stelle Cammerer's setzen, denn ihm gebührt der Platz, da er sich redlich bemüht hat, ein brauchbares Buch zu schaffen. Nur ein Capitel müssen wir als gänzlich mißrathen bezeichnen: S. 37, §. 21, die geschichtliche Entwickelung der Erd- und Völkerkunde; es enthält so arge Verstöße, daß der Sachkundige wohl herausfühlt, hier habe sich der Verfasser auf ein ihm gänzlich unbekanntes Feld gewagt. Desgleichen hat die Völkerkunde, §. 18 (S. 31), manche bedenkliche Wendung und Auffassung und bedarf einer gründlichen Remedur. Ist ferner der Verfasser in der Lage, das Werk im Unterricht selbst zu gebrauchen, so wird er bald finden, daß die zahlreichen aus Hübner, dem gothaischen Hofkalender und Behm's geographischem Jahrbuch entlehnten Tabellen ziemlich unfruchtbar sind und die Jugend wie eine Dornenhecke anstarren, an welcher sie lieber in gebührender Entfernung vorübergeht. Die Darstellung Deutschlands ist mit Liebe und Sorgfalt entworfen und somit das beste Capitel der ersten Lieferung.

**Dr. H. Th. Traut, Lehrbuch der Erdkunde.** Zweite Auflage. Halle 1871.

Ueber dieses Lehrbuch liegt bereits (Dr. A. Petermann's Mittheilungen 1872, S. 156) eine Beurtheilung vor, welcher entgegenzutreten wir uns nicht veranlaßt finden.

Unter den an falschen Vorstellungen reichen Capiteln nennen wir §. 33 Ebenen. Hier heißt es: „Haiden nennt man diejenigen Tiefebenen, die mit dem bekannten Haidenkraut einförmig bedeckt sind." (Sind die schottischen Haiden auch Tiefebenen?) Ferner: „Der Winter macht die Steppen zu einem pfadlosen, fleckenreinen Schneegefilde." (Auch die Llanos?) Geestland wird in demselben Paragraph erklärt als ein „hohes, trockenes, daher wenig fruchtbares Land." Endlich lesen wir hier sogar den ergötzlichen Satz: „Humus füllt die Kornkammern der Menschen." — Im §. 34: „Gebirge", meint Verfasser: „Hochgebirge über 5000 Fuß Höhe — ragen über die Schneegrenze hinaus." (Auch in der heißen Zone?) — Nach §. 42 bilden der Hwang ho und der Yang tse, welche noch als Zwillingsströme aufgeführt sind, Delta an ihren Mündungen. — Nach §. 44 sind die Türken kaukasischer Abstammung, aber die Tataren mongolisch!

Es ist nicht nöthig, die Zahl der Beispiele noch zu vergrößern. Sie genügen, um zu beweisen, daß das Buch einer gründlichen Durchsicht und Correctur bedarf, um brauchbar zu werden.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

**Karl Andree.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

# Die Zulu-Kaffern.

Die Gruppe der A-Bantu-Völker. — Geographische Verbreitung der Kaffern.

Die Kaffern gehören zu den sogenannten Bantuvölkern, welche eine gemeinschaftliche, obwohl in den Einzelnheiten vielfach abweichende Sprache reden. Diese Sprachgruppe, zu welcher jedoch die Hottentoten und Buschmänner nicht gehören, umfaßt alle übrigen Völker Südafrikas, nach Norden hin bis ungefähr zum 4. Grade nördlicher Breite und sie weicht in Bezug auf körperlichen Typus und die verschiedenen, ihrer Cultur zu Grunde liegenden Elemente von den Negern vielfach ab. Die Bezeichnung Kaffern rührt bekanntlich von den Arabern her, welche die Nichtmohammedaner als Kafirs, Ungläubige, bezeichnen, und sie wurde von den Portugiesen angenommen. Die Kaffervölker selbst bezeichnen sich als A-Bantu; dieses Wort bedeutet Leute, Menschen von ihrem eigenen Völkerschlage; die weißen Menschen werden, im Gegensatz, als Ama slungi bezeichnet.

Wir finden die Kaffervölker im südöstlichen Afrika zwischen den sogenannten Drachenbergen, diesem Kwathlambagebirgszuge, und dem Indischen Ocean etwa von 27° bis 32° S.; westlich von denselben im Innern, 28° bis 16° S., die in 23 Stämme zerfallenden Betschuanas; westlich von ihnen die Herero (Damaras) 23° bis 19° 30′ S.; nordöstlich von ihnen die Owampo. Die Kaffern sind, vom ethnographischen Standpunkt aus betrachtet, eine in hohem Grad interessante Menschengruppe. Man nimmt allgemein an, daß sie in das Gebiet, welches sie inne haben, von Norden her eingewandert seien. Sie sind, gleich allen Bantu- und auch Negervölkern, in eine große Anzahl von Stämmen zerklüftet, welche in Einzelnheiten und Nüancen mancherlei Abweichendes haben, im Großen und Ganzen aber das gleiche körperliche und geistige Gepräge zeigen. Die Behauptung, daß sie ein Mischlingsgeschlecht aus Negern und Arabern seien, ist ohne alle und jede Begründung. Gegenwärtig kann man für die vielen Kafferstämme fünf größere Complexe annehmen: die Ama tonga, Ama swazi, Ama zulu, Ama ponda und Ama xosa *). Die südafrikanische Abtheilung der Bantusprachen, die präfix-pronominal sind, zerfällt nach Dr. Bleek in vier Species: Kafir, Setschuana, Tegeza und O Tyi Herero; zu ersterer gehören die eigentliche Kafir-, die Zulusprache und der Ma-swazi-Dialekt; zur zweiten das Se rolong, Se suto und Se tlapi, zur dritten die Ma-uclosi-, Ma-tonga- und Ma-sloenga-Dialekte.

Die Stämme der östlichen Gruppe werden nach ihren Repräsentanten gewöhnlich als Ama zulu und Ama xosa bezeichnet oder als „eigentliche Kaffern“; jene der mittleren

*) Wir haben früher ausführliche Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Kaffern, mit einer großen Anzahl von Illustrationen, mitgetheilt („Globus“ XIX, Nr. 4 ff. und XX, Nr. 10 ff.) und auch geschichtliche Angaben beigefügt.

als Betschuana und die westlichen als Ova herero oder Damara. Die Ama swazi stehen ihrer Geschichte nach in gleichem Range mit den Zulu und Xosa, sind aber gegenwärtig viel geringer an Macht und Ansehen als diese und das Gleiche gilt von den Ama ponda und anderen Stämmen. (— Namen der Stämme werden gebildet durch die Vorsatzsilbe ma [z. B. Ma tebele] oder durch das Doppelpräfix Ama [Ama Xosa, Ama Zulu ꝛc.]; also Leute des Xosa, Ponda, Zulu. —)

Alle A-Bantu-Stämme haben eine dunkele, schwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr variirt, aber nie schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Nüancen vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarz; fahle, matte und röthliche Pigmentirungen kommen häufig genug vor und sind als abnorm zu bezeichnen. Der Körper ist meist kräftig entwickelt, der Schädelbau dolichocephal und hoch, die Gesichtsbildung bei reiner Race nie wirklich europäisch, sondern zeigt einen abweichenden Typus.



Kaffermänner, Karosse nähend.

In der nachfolgenden Darstellung folgen wir wesentlich den vortrefflichen Darstellungen des Dr. Fritsch.

Die Ama zulu bilden die nördliche Abtheilung der Kafferstämme. Auch hier wie bei anderen liegt der Name eines frühern Häuptlings zu Grunde, nach welchem sich die Eingeborenen noch heute A-Bantu ba kwa zulu nennen, d. h. Leute aus Zulu's Gebiet, oder kurzweg Bakua zulu. Sie zerfallen in eine ganze Reihe kleinerer Abtheilungen mit besonderen Namen, obwohl die einzelnen sehr gern ihre Zugehörigkeit zu dem mächtigen, gefürchteten Volkskern aufrechterhalten. Das Zuluvolk entstand als Verkörperung eines großen militärischen Gedankens; der durch die Zulu unter den Völkern der Natalküste herauf beschworene Sturm ist vernichtend über das Land hingezogen und hat manchen Stamm entwurzelt, so daß seine Stelle nicht mehr zu finden ist; andere hat er verweht und sie tauchen in entfernten Gegenden wieder auf, bald als Unterdrücker, bald als unterdrückte Reste. Die sehr übersichtliche historische Karte von Südafrika, welche Dr. Fritsch seinem Werke beigegeben hat, veranschaulicht die Verschiebung und die gegenwärtige Stellung der verschiedenen Völker in jener Region.



Zwei Zulu, Dacha rauchend.

Bei den einzelnen Zulustämmen handelt es sich in Folge der Kriege und Eroberungen mehr um Abhängigkeit als um Verwandtschaft. Es ist aber wohl zu beachten, daß ein großer Theil der nun nicht mehr vorhandenen oder noch als Reste fortbestehenden Völkerschaften Aufnahme gefunden hat in die Gemeinschaft ihrer Unterdrücker und wenigstens insoweit mit ihnen verwandt ist. Zu den wichtigsten Abzweigungen der Zulu gehören: die Ama swazi, ein Volk im Nordwesten der eigentlichen Zulu und diesen an Macht fast ebenbürtig; die Matebele, d. h. die Verschwindenden, welche gegenwärtig auf dem linken Ufer des Limpopo in dessen obern Laufe gegen den Sambesi hin wohnen, und die Fingu. Die Matebele haben nationale Selbständigkeit und eigenes Gebiet. Andere unabhängige Zulustämme sind beschränkt auf das Litorale der Ostküste bis an die Kwathlambabergkette; sie sind im Südosten von der Colonie Natal durch den Büffelfluß und den untern Lauf des Tugela geschieden. Diejenigen Zulus und Fingus, welche in dieser Colonie wohnen, sind auf gewisse über das ganze Land zerstreute Oertlichkeiten angewiesen und wohnen zwischen der weißen Bevölkerung. Die sogenannten „Natalkaffern“ zählten im Jahre 1853 etwa 120,000 Köpfe, aber eine Schätzung von 1862 nimmt 180,000 an. Die Stärke der unabhängigen Zulustämme wird von Dr. Fritsch auf etwa eine Million angenommen; sie bilden eine Macht, welche ihre Streifzüge bis über den Sambesi hinauf ausdehnt, und sie haben an diesem Strome 1866 die portugiesische Niederlassung Senna zerstört.

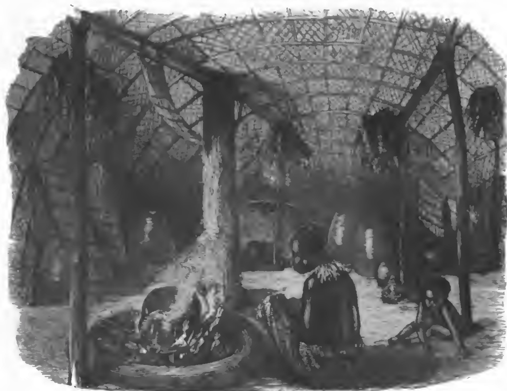
Die Zulu gehören unter die besten Repräsentanten dunkelpigmentirter Racen. Das Amalgamiren fremder Elemente gehörte bei ihnen zur Staatspolitik und ist nicht ohne Einfluß geblieben auf die äußere Erscheinung und körperliche Entwickelung; die Zufuhr frischen Blutes, die Kreuzung, wenn auch in engen Grenzen, hat günstig gewirkt. Wir finden bei den Zulu ein Volk von verhältnißmäßig guter Entwickelung des Körpers bei beträchtlicher Größe, welche die des Europäers durchschnittlich nicht übertrifft, wenn auch häufig Gestalten von hohem Wuchse vorkommen. Die mittlere Höhe des Wuchses bei 13 erwachsenen Männern fand Dr. Fritsch 171 Centimeter.

Nicht selten treten Züge auf, bei denen man ohne nähere Vergleichung versucht sein könnte, sie als europäische zu bezeichnen. Ein Beispiel davon zeigt die obere Figur der beiliegenden Tafel. Aber bei näherer Betrachtung ergeben sich durchgreifende Unterschiede, die nur abgeschwächt erscheinen. In erster Linie steht die sehr breite Nasenwurzel, wodurch sich die Flachheit der Nasenbeine und die große Interorbitalbreite des Schädels kenntlich macht. Das Vorspringen der Nase im Profil beruht bei diesem Kopfe wie bei ähnlichen wesentlich auf der starken Entwickelung der Nasenfortsätze des Oberkiefers und nicht auf der Wölbung der Nasenbeine *).

*) Dr. Fritsch macht hier eine Anmerkung, die wir beifügen

Der Mund ist immer noch breiter als er beim Europäer durchschnittlich vorkommt; die Lippen sind dick, die Oberlippe hat schon einen gewissen Schwung, aber es fehlt auch hier, wie bei den übrigen Zügen, an Anmuth und Feinheit, welche selbst bei relativ edlen, regelmäßigen Formen dem Nigritier nach den Erfahrungen Fritsch's abgeht. Die andere Figur wird wohl Niemand für europäisch ausgeben wollen. Beide Portraits gehören jungen Männern der Natal-Zulus an.

Eine nationale Eigenthümlichkeit sind die künstlich geformten Haartouren, deren bizarre Art viel zu dem wilden Ausdruck der Gesichter beiträgt. Bei den jungen Burschen hängt das Haar wild um den Kopf in dünnen, verfilzten Strähnen, oder, was noch häufiger ist, sie ordnen es in besonderer Weise, indem sie durch dichteres Verfilzen der Enden und Einmischen von Gummi eine Kappe daraus formen (Figur 2), in anderen Fällen quer gestellte Kämme daraus aufrichten (Figur 1). Die Strähne bleiben dann entweder stehen, so daß die vordere Abtheilung eine Art Heiligenschein bildet, oder sie werden gleichfalls verfilzt und man erhält so den Uebergang zur Kappenform. Laune und Geschmack des Zulu-Stutzers bringen eine Menge wunderlicher Formen zum Vorschein, doch werden diese alle nur vorübergehend getragen und so lange die jungen Leute noch nicht zu den Kriegern gezählt werden. Die eigentlich nationale Haartracht ist der Ring oder Kranz. Zur Anfertigung desselben wird der ganze Kopf geschoren und nur rund um den Scheitel bleibt ein Kranz von Haaren stehen, welcher unter Benutzung von Sehnenfäden zu einem festen Ringe gestaltet wird. Man überzieht ihn mit einem Gemische von Acaciengummi und Kohlepulver und sobald er trocken geworden ist, giebt man ihm Glanz vermittelst eines Fettes. Die Mädchen halten



Das Innere einer Kaffernhütte

das Haar ohne alle Künstelei einfach kurz; bei Frauen scheert man den Kopf bis auf den höchsten Theil des Scheitels. Dort bleibt ein Haarbüschel stehen, welcher durch Einreiben von Ockererde und Fett zu einer dichten Masse, zu einem faustdicken Wulst oder Knopfe wird.

wollen, weil sie den Aufstellungen eines Berliner Aegyptologen den Garaus macht: „Den diametralen Gegensatz zu solcher Gestaltung bilden die Mumiennasen Aegyptens, welche geringe Interorbitalbreite, feine Nasalfortsätze des Oberkiefers und colossal gewölbte, stark hervortretende Nasenbeine haben. Da bei den Koin-Koin (Hottentoten) die Bildung der Nase noch flacher ist als bei den A-Bantu, so erscheint dieser einzige Unterschied bedeutend genug, alle die Phantasien über den ägyptischen Ursprung südafrikanischer Stämme über den Haufen zu werfen. Jedenfalls ist er wichtiger als die sogenannte, im entgegengesetzten Sinne verwerthete Verwandtschaft der Sprachen, welche nicht durch Vocabularien, sondern nur durch die Grammatiken nachgewiesen werden soll, — als wenn die letzteren sich bei ähnlichen Gesetzen des Denkens nicht ähnlich entwickeln könnten!"

Der Zulu trägt einen schmalen Ledergürtel, an welchem in gewissen Abständen gedrehete Streifen langhaariger Felle oder die geringelten Schwänze der wilden Katze hängen, so daß sich vorn und hinten ein dichtes Büschel solcher Zierrathen sammelt. Dadurch entsteht eine Art Schurz, welcher Schamglied und Hintertheil bedeckt. Aber noch vor einem Jahrzehnt waren auch die weißen Ansiedler in Natal an den Anblick der ganz unbekleideten Eingeborenen so gewöhnt, daß selbst in Europa erzogene Damen bald nichts Unanständiges mehr darin sahen. Bei ungünstigem Wetter trägt man den Fellmantel (Kaross, welcher von Männern zusammengenäht wird, denn diese schneidern, s. Abbild. S. 82) oder eine wollene, zumeist braune Decke. Bei feierlichen Gelegenheiten, zu Festlichkeiten, Kriegstänzen und zum Kriege putzen die Männer sich in abenteuerlicher Weise auch mit recht grellen Farben heraus und schmücken den Haarkranz mit den langen Schulterfedern vom blauen Kranich. Dazu kommen noch

Gehänge von Fellstreifen, welche die Brust bedecken, ein Gürtel von Katzenschwänzen und weiße Fellbüschel an Oberarm und Waden.

Für die Bewaffnung ist der 4 bis 5 Fuß hohe, ovale Schild (S. 86) charakteristisch; er besteht aus roher Ochsenhaut, ist von regelmäßigem Zuschnitt und sauberer Arbeit, und hat einen langen Stab in der Längsachse als Stütze; dieser ist oben mit dem geringelten Felle eines Leopardenschwanzes oder anderm Pelzwerk verziert. An diesen Stab wird die Haut mit Streifen aus roher Haut befestigt. Unter den großen kriegerischen Führern der Nation, z. B. Dingaan, unterschieden sich die Regimenter durch die Farbe der Schilde. Die Wurfkeule, Kiri, ist allgemein im Gebrauch, aber eigentliche nationale Angriffswaffe ist die Assegai. Bei den Zulu herrscht, im Unterschiede von den eigentlichen Kaffern, eine Form mit kürzerm, starken Holze und langer, kräftiger Klinge vor, deren kurzer Stiel fest und sicher in die Handhabe eingefügt ist. In solcher Gestalt eignet sich der Spieß wegen des bedeutenden Gewichtes und der geringern Schwungkraft nicht sowohl zum Wurf als zum Stoß und dies ist auch seine Bestimmung.

„Wohl nirgends hat sich die Macht der blanken Waffe in stürmender Hand so gewaltig gezeigt, wie unter den Eingeborenen Südafrikas. Der von Natur feige Charakter derselben, welcher sie die enge Fühlung mit dem Feinde fürchten läßt, veranlaßte sie allgemein, den Kampf aus der Ferne vorzuziehen. Eines einzigen Mannes, Tschaka, Verdienst ist es, erkannt zu haben, welches Uebergewicht eine Streitmacht haben müsse, die den Spieß in geschlossenem Nahekampf verwendet. Indem er, auf diesem Gedanken fußend, die Gestalt der Assegai änderte, und seine Unterthanen daran gewöhnte dieselbe in der entsprechenden Weise zu führen, schuf er aus einer schwachen, wenig kriegerischen Nation von Krämern, was sie bis dahin waren, die am meisten gefürchtete Macht Südafrikas. Bei sonst gleichen Bedingungen war die Ueberlegenheit so entschieden auf Seite der Stürmenden, daß kein Stamm in freiem Felde Widerstand zu leisten vermochte, bis die Europäer ihnen einen Damm entgegen setzten."



Kafferndorf.

Die Klinge der Assegai wurde früher auch bei friedlichen Verrichtungen als schneidendes Instrument benutzt; gegenwärtig sind europäische Messer ziemlich verbreitet. Vielerlei Geräthschaften (S. 86) haben die Kaffern nicht. Häufig gebraucht werden von den Männern lange eiserne Nadeln oder vielmehr Ahlen, welche besonders für die Fellarbeiten zum Vorbohren der Löcher dienen, und häufig in mannichfach verzierten Scheiden am Halse getragen werden. (Siehe die Illustration, ganz rechts).

Alle südafrikanischen Eingeborenen sind leidenschaftliche Raucher und Schnupfer. Der Kaffer führt seinen Taback oder Dacha (Kraut von der Cannabis indica oder verwandter Species) nebst Zubehör gewöhnlich in einer kleinen ledernen Tasche, die mit Metallknöpfen und Glaskorallen verziert ist; er hängt dieselbe über die Schulter. Bereits präparirter Schnupftaback, zwischen Steinen zerrieben, mit einer Art Pfefferkraut und etwas Asche vermischt, bewahrt man in Dosen auf, die aus kleinen Kürbisfrüchten, ausgehöhlten Röhrchen, Knochen, Horn &c. verfertigt und mit eingeschnitzten Figuren, Glasperlen und dergleichen verziert werden. Man bedient sich beim Schnupfen nicht der Finger sondern kleiner Löffel von Elfenbein oder Metall; arme Leute reiben den Taback in ein Stückchen dichtbehaarten Felles, halten dasselbe dicht vor die Nase und ziehen die Körnchen in dieselbe hinauf. Auch die Gestalt der Tabackpfeifen ist in gewisser Beziehung den europäischen nachgeahmt, dagegen ist die Pfeife, aus welcher man Dacha raucht, unverkennbar echt südafrikanisch.

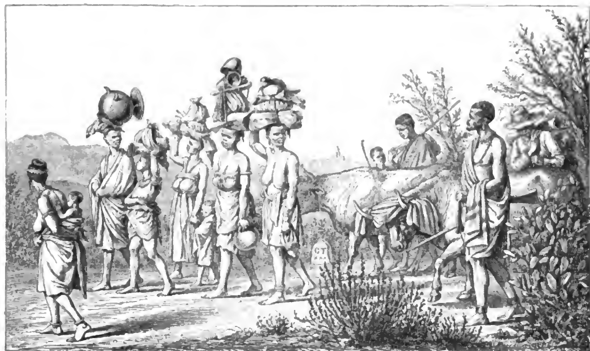
Diese Wasserpfeife besteht aus einem Kuh- oder Antilopenhorne, in welches ein etwa 20 Centimeter langes Rohr seitlich in schräg aufsteigender Richtung eingesetzt ist. Das Rohr trägt am obern Ende einen kleinen Kopf zur Aufnahme des Krautes; derselbe ist entweder aus Thon oder aus Stein verfertigt. Das Horn wird zum größten Theile mit Wasser gefüllt, durch dasselbe bringt man den Rauch des angezündeten Dacha oder Tabacks zum Austritt, indem man die Luft aus dem obern Theil ansaugt. Hierbei liegt



*lma .ulu*

die für einen Europäer fast unüberwindliche Schwierigkeit vor, die weite, fast gerade zugeschnittene Oeffnung eines Kuhhorns mit dem Munde luftdicht zu schließen. Die Mundpartie des Kaffern ist für diese Verrichtung günstiger gestaltet; er erreicht seinen Zweck, indem er die eine Seite des Mundes dagegen legt und den Rest der Oeffnung vermittelst der angedrückten Wange schließt. Ein gerades Aufsetzen der Pfeife würde nicht zum Ziele führen, da die Krümmung der Kinnladen verhindert, beide Wangen zugleich gehörig gegen die Oeffnung zu pressen. Ein armer Mann hilft sich in Ermangelung der Wasserpfeife, indem er auf dem flachen Boden Lehm zu einer Form knetet, die einem kleinen Backofen ähnelt. Wo bei einem solchen der Schornstein liegt, befindet sich hier eine kleine Höhlung zur Aufnahme des Krautes; von derselben führt ein Canal durch die Lehmmasse zur andern Seite und an diese, welche der Thür des Backofens entspricht, legt der platt auf den Bauch ausgestreckte Raucher den Mund. Das Dacharauchen wird zum geselligen Vergnügen, indem sich mehrere Leute, gewöhnlich zwei, einander gegenüber niederkauern und derselben Pfeife bedienen (S. 82). Als Regel zieht der Südafrikaner den Rauch nicht nur in den Mund sondern voll in die Lungen und ein Theil wird verschluckt; er bemüht sich dann, den Rauch möglichst lange zurückzuhalten und nimmt zu diesem Zweck aus einer bereit stehenden Kalebasse Wasser in den Mund.

Die Kaffern verstehen sich gut auf Bearbeitung der Metalle, insbesondere des Eisens und auf die Verfertigung geschnitzter Gegenstände. Als **Gefäße** benutzen sie Kalebassen, flache Schüsseln und Töpfe von Holz, Melkeimer; in Herstellung von **Flechtwerk** haben sie eine bewunderswürdige Fertigkeit. Was man in einem andern Lande zusammenleimt, ineinanderfalzt, mit Nägeln oder eisernen Bänden vereinigt, wird von ihnen durch Bindwerk zusammengefügt, und sie stellen wasserdichte Gefäße aus geflochtenem Grase her, dem hochwachsenden zähen Cypergrase (Cyperus textilis), dessen Halme sich zu einem complicirten Flechtwerk herstellen lassen. Die aus demselben verfertigten Körbe halten dicht und lassen weder Wasser noch Bier oder Milch durch.

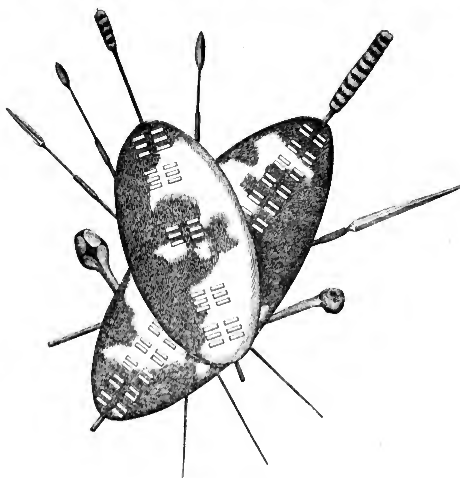


Fingu-Familie auf der Wanderschaft.

Alle **Hütten** haben eine kuppelförmige Gestalt, die an flache Bienenkörbe erinnert (S. 83). Die Wandung stützt sich auf einen oder mehrere Pfosten, welche der Mitte nahe stehen. Um diese werden im Kreise biegsame Stangen eingegraben, welche man gegen die Mitte herunterzieht und mit Bastseilen befestigt. Der solchergestalt gebildete Korb wird mit Lagen von Schilfgras gedeckt, derart daß die einzelnen Schichten wieder mit solchen Seilen in ihrer Lage erhalten werden. So entsteht eine Art von Korb, dessen Gerüst im Boden feststeht, ohne Fenster und ohne Schornstein; als Thür bleibt eine kleine Oeffnung von weniger als einem Meter Höhe. Diesem Eingange gegenüber befindet sich der Feuerplatz der Hütte, welcher näher der Thür angebracht ist und sich auf dem ebenen Lehmboden durch eine niedrige, wallartige Erhebung von kreisförmiger oder länglich runder Gestalt kennzeichnet. Zum Verschluß dient ein aus Reisern geflochtener Schirm, dessen Größe genau der Oeffnung entspricht; manchmal findet man vor dem Eingang auch einen kleinen Vorbau. Die Illustration (S. 84) giebt einen guten Begriff von dem Anblick eines **Kafferndorfes** und dem Getreibe derselben in friedlichen Zeiten; die Männer liegen träg vor den Hütten herum, die Frauen sind mit häuslichen Arbeiten beschäftigt oder plaudern. —

Weiter oben ist erwähnt worden, daß der kriegerische Häuptling Tschaka eine große Anzahl von Stämmen unterjochte, von denen nun viele verschollen sind. Andere wurden zersprengt und lebten unter den Ama xosa in Knechtschaft. Im Jahre 1835 benutzten sie den zwischen den Kaffern und den Engländern ausbrechenden Krieg um sich an den Gouverneur d'Urban um Befreiung zu wenden; er gab ihrem Wunsche nach und deckte den Auszug der Unglücklichen von denen dann auf einmal 16,800 Männer, Weiber und Kinder mit ihrer geringen Habe auf britisches Gebiet übertraten.

Diese Eingeborenen, deren nationale Benennungen verloren gegangen waren, wurden von ihren Unterdrückern Ama fengu genannt (arme Leute, welche Beschäftigung suchen, oder auch Kehricht); in der Colonie bezeichnet man sie als



Waffen der Zulu.

Fingu. Die Illustration (S. 85) veranschaulicht, nach einer von Baines entworfenen Skizze, eine Gruppe dieser Wanderer. Viele von den Ama fengu, welche nicht zur Auswanderung gelangen konnten, wurden von ihren Gebietern niedergemacht.



Geräthschaften der Kaffern.

Als Gouverneur d'Urban den Häuptling Hintza wegen des Niedermetzelns wehrloser Menschen hart anließ, entgegnete der Barbar kaltblütig: „Nun was ist denn weiter dabei? Kann ich mit meinen eigenen Hunden nicht thun was ich

will?“ — Man sieht es sind nicht immer Europäer gewesen, welchen Vernichtungskriege zur Last fallen. Die Fingu sind von ihnen gerettet worden; die Regierung hat sie an verschiedenen Punkten angesiedelt, wo sie z. B. auch in der Nähe von Port Elisabeth, Grahamstown ꝛc. friedlich beisammen wohnen.

---

# Ueber die Kinaivölker im äußersten Nordwesten Amerikas.

Die Völkerstämme im ehemals russischen Theile Amerikas sind in vieler Beziehung merkwürdig und jetzt eben erhalten wir über die Gruppe der sogenannten Kinai oder Kenai einen wichtigen Beitrag zu ihrer nähern Kunde durch die Bemühungen des berühmten Sprachforschers L. Schiefner in St. Petersburg. Derselbe veröffentlicht (in den Mémoires de l'académie des sciences de St. Petersbourg, VII. Serie, Tome XXI, Nro. 3) Leopold Radloff's Wörterbuch der Kinaisprache. Uns interessirt zunächst nur das Vorwort des Herrn Schiefner, welchem wir für freundliche Uebersendung der Aushängebogen unsern besten Dank sagen.

Leopold Radloff's Gesundheit war durch anhaltende Studien tief erschüttert worden; er ging, um Genesung zu suchen, nach Deutschland und starb nach eben vollendetem 47. Jahr in Gotha am 29. October 1865. Die Sprachen der Stämme im nordwestlichen Amerika, über welche er werthvolle Abhandlungen veröffentlichte, beschäftigten ihn lebhaft, namentlich die Kinaisprache, über welche er Wörterverzeichnisse zusammengestellt hatte. Ein Gleiches war von Seiten des Bergingenieurs Doroschin der Fall gewesen und dieser hatte ihm bereitwillig das in den Kinaigegenden gesammelte Material zur Verfügung gestellt. So konnte er sein Wörterbuch zusammenstellen, dessen Herausgabe nun Schiefner geleitet hat. Er konnte dabei nicht nur Doroschin's sprachliche Notizen für die Kinaisprache benutzen, sondern auch jene über die Atnah am Kupferflusse und außerdem reichhaltige ethnographische Notizen. Aus diesen wollen wir nachstehend einige Mittheilungen geben, zuvor jedoch bemerken, daß die Kinaivölker sich selber als Thnaina, d. h. Menschen, bezeichnen. Zu ihnen gehören die Kinai-tana am Cooksunde, die Kaiyuhtho tana (die Ingalik der Russen) an beiden Ufern des untern Yukon, im Thale des obern Kuskowim und in der Region zwischen beiden Flüssen, die Unakho tana oder Junnacho-tana am Yukon bis zum Koyukuk und auch die Atnah am Kupferflusse ꝛc.

Woher kamen die Kinai und wer hat sie geschaffen? Sie sagen, ihre Vorfahren seien von Norden oder Nordosten gekommen und wer sie geschaffen habe, das sei der Rabe. Noch jetzt sagt man den Kindern: „Was werft Ihr den Raben mit Steinen? Er ist ja unser Vater.“ Die Ueberlieferung weiß Folgendes. Im Anfange kamen vom Kupferflusse zwei Schwestern. Das Geschlecht der älteren hieß Tschizgy, von der rothen Farbe, welche sie unterwegs fanden, und jenes der jüngern Xkali, d. h. Fischkopf. Von diesen beiden Stämmen zweigten sich die anderen ab: Kazgi, so genannt, weil ein Rabe krächzte, als die Ahnfrau ihren Erstling gebar; Tlaxdana, von dem Riedgras, auf welchem sie niederkam; Mintuxtana, von der Vorderwand der Hütte, an welcher sich gewöhnlich die Gefächer befanden. Die Stammmutter kam unter einem solchen Fache nieder, weil es außerhalb der Hütte sehr kalt war. Nuxschi, von dem Harze, das vom Baume herabfloß und das die Schwangere genommen hatte. Tultschina stammt von Wasserwesen, welche durch Abwaschung mit Urin in Menschen verwandelt wurden; diese Abwaschung nahm mit ihnen ein Kinai vor, der sie gefangen hatte. Kattungs tana leben an der Spitze der Bucht, sind also Buchtige; Tschischlax tana, vom Raben; Nitschxi, von der Farbe, sie kamen vom Kupferflusse ꝛc.

Die Schamanen spielen unter den Kinai eine wichtige Rolle. Jeder von ihnen muß seine eigenen Lieder haben und darf jene eines andern Schamanen nicht wiederholen. Nachdem der Schaman sich stattlich aufgeputzt, sein Gesicht bemalt und sich mit Hermelinen behängt hat, legt er eine Maske vor und dreht sich um das Feuer. Alle Anwesenden wiederholen seine Worte im Chor. Nachdem er ein Lied zu Ende gebracht, wiederholt er es und singt dann ein zweites, ein drittes je nach der Wichtigkeit der Sache und nach der Gelegenheit, bei welcher er thätig ist. In diesen Liedern erzählt er, was ihm erscheint und singt von seinem Verkehr mit den Geistern, die ihm dienstbar sind. Man ruft den Schaman zu dem Kranken und zu dem Todten; dem ersteren soll er die Gesundheit wiedergeben, dem Verstorbenen aber den Weg zeigen, welchen Menschen zu wandeln haben, damit sie nicht auf den Weg der Hunde gerathen.

Nach Ansicht der Schamanen zerfällt der Mensch beim Tod in drei Theile. Der Geist (biitsch) fliegt in die Luft, der Leib bleibt zurück; der Schatten (biil) geht unter die Erde und lebt dort mit Seinesgleichen fort; aber die Jahreszeiten da unten sind denen auf der Erde gerade entgegengesetzt. Die Schatten der Hunde leben besonders für sich und zusammen mit den Schatten böser Menschen, d. h. der Geizigen, der Ungastlichen und der Diebe. Aber dann und wann geräth auch ein guter Mensch auf den Hundeweg und davor kann ihn der Schaman behüten, indem er den Verstorbenen begleitet und ihm den richtigen Weg zeigt. Die Unterwelt wird als Tuexna bezeichnet.

Das Sternbild des Großen Bären wird Na tschiatla genannt, d. h. unser Großvater; er sendet den Erdbewohnern Fische; zu Anfang hat der Rabe ihm solche gestohlen um sie den Menschen zu geben. Nalltane wird im Wörterbuch als Bezeichnung für den Gott der Christen angegeben und als gleichbedeutend mit dem Sternbilde des Großen Bären, aber diese Benennung ist erst seit Bekanntschaft mit den Russen zur Bezeichnung des Gottesbegriffes in Anwendung gekommen. In den Seen lebt Vinnato-Xtenaia, der die Ertrunkenen zu sich nimmt. Im Meere giebt es Meermenschen, eine Art Nixen, blond wie die Russen, mit langen Haaren, welche an der Oberfläche des Wassers schwimmen. Wenn eine solche Nixe lächelt, zieht sie die Baidare (das Boot) zu sich heran. Auch die Felsen am Meere haben ihre Gebieter.

Es giebt Bergmenschen, tgilitenai, deren Oberhaupt Kluesch heißt. Die Kinai, welche zur Jagd ins Gebirge ziehen, bringen ihm Opfer dar: Knochentäfelchen, welche sie zu einem Spiele gebrauchen, bei welchem der eine errathen muß, in welcher Hand des andern sich ein so oder so bezeichnetes Täfelchen befindet; sodann Adlerfedern und getrocknete Fischrogen, Thran und gedörrte Fische. Indem sie diese Gegenstände ins Feuer werfen, sagen sie: Kluesch, siehe

ich gebe dir dies, gieb du mir dagegen irgend ein Thier. Dann legt man sich schlafen; am andern Morgen färbt man sich das Gesicht roth, bepudert sich das Haar mit Federn und geht dann auf die Jagd aus. Im Gebirge richtet man eine Wohnung her und zündet ein Feuer an; in dieses werden Adlerfedern geworfen, Thrau, Graphit, gedörrte Fische und getrockneter Fischrogen; dabei ruft man aus: Nimm, Kluesch, dies als Gastgeschenk; ich bin zu Dir zu Gaste gekommen.

Der Jäger, welcher ins Gebirge zieht, beräuchert sich mit der Wurzel eines Gebirgskrautes, um den Fischgeruch zu vertreiben; auch färbt er sich, damit es dem Thier angenehm sei, ihm zu begegnen. Ein Verzweifelnder zieht sich einen Graphitstrich vom Nasenrücken bis zur Mitte des Unterkiefers; daran erkennt Jeder, daß ihm das Leben gar nichts mehr werth ist. Die Farben dürfen nur durch eine Jungfrau gekocht werden; kleine Mädchen dürfen ihnen dabei helfen. Sie hat ein reines Hemd angezogen und sich bemalt.

Das ganze Leben und Treiben des Jägers hat Beziehung auf Kluesch. Der Kinai ist im Gebirge sehr schweigsam und er singt dort kein anderes Lied als das Berglied. Der „Herr des Gebirges" hat es nicht gern, daß man in seinem Gebiete die gewöhnliche Sprache redet und deshalb werden für manche Gegenstände ganz andere Benennungen gewählt als im täglichen Leben. So nennt man die Russen in der Niederung Kastana, im Gebirge aber bezeichnet man sie als weiße Menschen, Kx̣ikajá tenai; Flinte, Messer, Feuer, Schale rc. werden im Gebirge anders genannt als sonst; auf die Frage, woher sie diese Gebirgssprache genommen, antworten sie, ein Kinai, der alles verspielt hatte, war bei Kluesch und bei diesem hörte er sie.

Im Gebirge unterliegt jeder Schritt, jede Bewegung, ja fast jedes Wort herkömmlichen Regeln und dies alles aus Rücksicht auf Kluesch. Doroschin erzählt, daß ein Schütz, der ihn ins Gebirge begleitete, dort alle herkömmlichen Gebräuche auf das Strengste beobachtete. Nachdem er seine Fallen zum Fange der Murmelthiere aufgestellt hatte, ging er unter einen Baum, unter welchem ein Feuer brannte. Neben demselben blieb er am Tage, in der Hütte verweilte er nur bei Nacht. Dort ließ er das Fleisch der in der Falle gefangenen Murmelthiere hängen und die Felle trocken werden. Die mit der Kugel erlegten oder im Fangeisen gefangenen schafft er sofort nach Hause, die in der Falle gefangenen aber erst nach Schluß der Jagdzeit. Der Kinai spricht nicht gern von den Fallen, die er aufgestellt hat, weder von der Anzahl derselben, noch von jener der gefangenen Murmelthiere. Der Schütz Doroschin's sammelte die Augen der Murmelthiere sorgfältig, denn es wäre schlimm, wenn sie von den Hunden aufgefressen würden. Nach Beendigung der Jagdzeit vergräbt er sie oder wirft sie ins Wasser.

Wenn zur Regenzeit die Sonne sich zeigt, darf man auf diese nicht mit dem Finger hinweisen; sie würde sonst zornig werden und es würde wieder Regen kommen.

Abends im Gebirge, wenn die Kohlen in der Hütte nur noch im Glimmen sind, stimmt der Jäger das Berglied an. Nach Beendigung desselben wirft er rasch Holzspähne auf die Kohlen, um die Hütte plötzlich stark zu beleuchten; dadurch verhindert er die auf den Gesang des Bergliedes herbeigeeilten Seelen der Bergschafe die Hütte zu verlassen. Er glaubt, daß er dann am nächsten Morgen die Bergschafe selbst leichter werde erlegen können. Das Berglied aber ist in der gewöhnlichen Sprache verfaßt und lautet: „Steige vom Berg herab und komm zu mir."

Doroschin hat einige von den Liedern, welche die Schamanen singen; hier eines, das einer im Namen des Fisches singt, der ihm unterthan ist: „Er nimmt zu, bewegt sich fort, — sammt dem Wasser, — zur Hälfte gestiegen, — wartet; — das Wasser nimmt zu, — es ist zu Ende."

Die Kinai geben jedem Monate 30 Tage und wundern sich demnach nicht mit Unrecht: wo denn die Zeit bleibe.

Takoši, die Gänse fliegen südwärts, der Bär verkriecht sich, die Thiere werden trächtig;
Banantlxoi, es fängt an zu schneien;
Banan tukstä tlxö, die Tage fangen an zuzunehmen;
Tunejaši, der Schnee fängt an zu schmelzen;
Tlxu xakaneu, als wenn man Salmo orientalis gefangen;
Talxeneu, die Gänse kommen geflogen;
Koonaneó, man hat Salmo proteus gefangen;
Banankantlxti, die Beeren reifen;
Banante'tanáši, man zieht auf die Berge;
Bananktičiki, das Laub wird roth;
Bkančenšáno, die Erde fängt an kalt zu werden;
Golčana nagá, man geht zu einander zu Gast.

---

# Zur ostfriesischen Neck- und Spottlust.

Von **Hermann Meier** in Emden.

## I.

Die Neck-, Spott- und Schimpflust ist dem deutschen Volke ureigen und ließe sich vielleicht auf mehr als ein Jahrtausend zurückverfolgen, wenn es Jemand gelüsten sollte wegen dieser Sache die Siebenmeilenstiefeln rückwärts anzuziehen. Viele Zöpfe sind in letzteren Jahren gefallen, aber in allen Gauen lebt die Lust zum Necken und Spotten beharrlich fort, weil diese eben nicht zum Zopfe gehört. Hauptsächlich wendet sie sich gegen die Schwaben, die ja erst mit 40 Jahren klug werden sollen, sodann gegen die ehrenhaften Gemeinden als da heißen: Schilda, Schöppenstädt, Büsum, Ganslosen (jetzt Audorf), Bechte, Bopfingen, Teterow, Polkwitz u. a., über welche alle ein volles Maß solcher Volkspoesie mit Stacheln und Dornen ausgegossen ist. Der Witz aber kennt weder Paß noch Grenzstein und so finden wir manchen Ulk verschiedenen Gegenden und Gemeinden angehängt und die Nachbaren schwören darauf, daß solcher nur hier erb- und eigenthümlich sei.

Auch unser Ostfriesland — dem die Fremden so gern Schwerfälligkeit und das Frisia non cantat anhängen — participirt an dieser Lust und ist seit jeher sofort bereit gewesen, gereimt und ungereimt, seinem Nächsten einen zu versetzen.

Besonders sind die „Felings“ (westphälische Strumpfhändler) hier die Sündenböcke und vertreten nach hüben und drüben die Schildbürger vollständig. Als einer dieser zum ersten Mal nach Ostfriesland kam und bis über den Knöchel in den nassen weichen Klei versank, sprach er zu seinem Reisegefährten: Dat is hier 'n raren Sand. Als er mit demselben Pflaumen stahl und keine fangen konnte, sondern alle geschüttelten vom Boden aufsuchen mußte, scheint er Pflaume und Frosch verwechselt zu haben, denn er schrie: Geerd, hebben de Plumen ok Beenen, anders heb' k'n Pogge dalsloken (haben die Pflaumen auch Beine, sonst habe ich einen Frosch verschluckt); er freut sich, endlich eine Pflaume ohne Stein verzehrt zu haben, aber es war eine — Schnecke. Als ihrer Sieben ein Glas Bier getrunken hatten, jauchzten sie ob der genossenen Lust. Die verschiedenen Sagen, die wir hier über die „Felings“ haben, finden sich auch bei den Schildbürgern, Büsumern und den anderen Leidensgenossen.

Das Heer der Neck-, Schimpf-, Spott-, Spitz- und Stichelworte, welches sich bald in humoristisch-gemüthlicher, bald in satyrischer, bald in bloß neckender, bald in ernst beleidigender Weise für die nächste Gegend als „geflügeltes Wort“ hervorthut und verbreitet, ist auch in unserm Gau ein nicht geringes und wird um so reicher, je mehr man sich der Ostgrenze des Eddenried (altes Weserflußbett, jetzt unser Hochmoor bildend) nähert. Hier hat fast jeder Ort, jedes größere Gebäude seinen Spitznamen der sich entweder auf die Lage, auf den Bau, auf die Bauvorkommnisse, oder auf eine Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, auf einen komischen, lächerlichen oder spaßhaften Vorgang innerhalb seiner Grenzen ꝛc. bezieht. Natürlich erwiedert jede solches in oft derberer, nicht selten derbster Weise und kommt es dann gewöhnlich bei erster Gelegenheit zu einer wenig gemüthlichen Prügelei, resp. Advocatenfutter.

Wir lassen eine Auswahl derartiger Ehrentitel hier folgen und geben soweit nöthig und uns möglich kurze Erklärung und Uebersetzung hinzu.

Von ganz Ostfriesland heißt es:

Ligt Land, lose Lü;
Sware Klei, grofe Ossen.
Wo leger Land, wo loser Lü,
Wo swarer Klei, wo grofer Ossen.

Das will sagen: je leichter der Boden, desto pfiffiger die Leute, je schwerer, also ergiebiger jener, desto grober und anmaßender diese.

Diese Zeilen charakterisiren den Unterschied zwischen Geest- und Marschbewohner gar deutlich. In unserer Schrift „Ostfriesland in Bildern und Skizzen, Land und Volk in Geschichte und Gegenwart 1868“ sagten wir anschließend an Hermann Almers S. 5 u. s. w.: „Die Bewohner der Marsch gleichen dem Boden. Reich wie jener, ist er auch stabil wie jener. Trägt sein Acker hundertfältige Frucht, so kennt seine Ueppigkeit und der von ihm entfaltete Luxus keine Grenzen; treten weniger gute Ernten oder gar Mißwachs ein, dann läßt er sofort den Kopf hängen und klagt ohne Aufhören. Der Marschbauer ist der consequenteste Vertreter des phlegmatischen Temperaments.

Der Geestbauer hat äußerlich nicht so gute Tage, wie sein College auf der Marsch, aber hinsichtlich seines Temperaments würde er nicht mit jenem tauschen. Er kennt die Wechselfälle des Schicksals besser als jener; was er seinem eigensinnigen Acker abgewinnt, ist das Resultat seines Bienenfleißes; kein Product ist ihm werthlos; leicht wie der Boden ist sein Sinn, auch trägt er leichter die Bürde des Daseins. Er ist leicht zu erregen, gelehrig, erfinderisch, bei seinen Festen heiter bis zur lärmenden Lustigkeit. Sein Temperament ist durchaus sanguinisch.“

Den Dialektenunterschied verschiedener Gegenden bezeichnen die Reime:

„Nee“ un „jawal“,
Seggen de Krumhörners*) al,

und

„Nich“ un „wol“,
„Schul“ un „schal“,
Seggen de Overledingers**) al.

Also auch hier auf kleinem Raum Langued'oui und Langued'oc.

Unser gutes Emden liegt sich mit seinen Schwesterstädten Aurich und Leer recht häufig in den Haaren; kein Wunder bei einer Stadt, die so lange Staat im Staate zu sein sich bestrebte und sich über ihres Gleichen stolz erhob. Nennt Emden manches Unternehmen, welches nicht solide zu sein scheint, nur „Leerder Wind“, so rächt sich Leer mit „Stiefe Emders“, weil man sich hier nicht so leicht Neuerungen hingiebt, wie dort, und noch stets gern an der bessern Vorzeit zehrt. Leer ist der frische Jüngling, der freilich oft ungestüm dazwischen fährt, Emden hat das reifere Mannesalter längst überschritten und wenn ihm der Himmel nicht ganz besondere Segnungen schenkt, gehört es gar bald zu den Greisen.

Und Aurich, einst die Perle des Landes, die Residenz der ostfriesischen Fürsten, in deren Glanz sich die devoten Unterthanen sonnten, jetzt noch der Sitz der höchsten Behörden unserer Provinz, hat längst seinen ehemaligen Höhepunkt verlassen müssen; sein Vermögen ist seit geraumer Zeit fort, aber die ihn umgebenden Sümpfe sind geblieben.

Um Beides zu verhöhnen, sangen die reichen Emder:

Auerker Pogge
Maak mi'n paar Schoh
„Ik heb geen Leer (Leder),
„Ik heb geen Smeer (Schmiere),
„Ik heb geen Pick“ (Pech).
Aurik, kik — kik.

Auch das He kikt dör de Haar as'n Auerker Swien, „ist mager, weil das Futter fehlt“, deutet auf Aurichs Dürftigkeit hin. Und auch der Dichter von:

Negen Logen un een Stadt,
Hebben mit'n ander een Slötelgatt,

womit er Aurich und die umliegenden negen Logen (neun Dörfer) meinte, hat damit gewiß der Residenz nicht schmeicheln wollen.

Aurich rächte sich durch: He kumt van Emden, Gott betert, denn was konnte von diesem Herd der steten Revolution Gutes kommen für die, die sich sonnten im Anblick des fürstlichen Hofes? De Kuutse barst, de Emders komen mit negen Man; 't is 'n Emder Fracht verhöhnt eine übertriebene Sparsamkeit der reichen und stolzen Emder. Wie es aber mit deren Gastfreundschaft bestellt war, besagt die Redeweise: Lüst Ju wat miteten, ik denk van „Nee“ seggen de Emders. Aehnlich heißt es von denen zu Norden: Was Ji wat eerder komen, har Ji wat miteten kunt, seggen de Nörders.

Sehen wir uns jetzt die verschiedenen Sonntagsnamen, mit welchen einzelne Gemeinden und Gegenden sich reciprok belegt haben, etwas näher an und zwar vorläufig besonders diejenigen, die nur aus einem einzigen Kraftausdruck bestehen. In vielen Fällen ist die Erklärung schwer, wenn nicht

*) Eine gottgesegnete Gegend zwischen Emden und Greetsiel.
**) Eine Gegend südlich der Leda (Nebenfluß der Ems).

unmöglich. Warum z. B. heißen die Harlingerländer Stusslanders und ihr Land Stussland? Warum heißen die Esener bei den Wittmundern Hottentoten, warum diese bei jenen Lungefreters, bei den Eggelingern Ganten (Gänseriche), warum letztere bei jenen Göse (Gänse)? Warum die Ditzumer Langsteerten? Daß die Ditzumer auch sonst noch Puddegroobüxens heißen, läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, daß diese einst Jemgum bestehlen wollten, dabei aber ertappt wurden und nun in eiligster Flucht ihr Heil suchten. Dabei ging's nicht nur über Stock und Stein, sondern auch geraden Weges durch die Gräben und mancher Büxen (Beinkleid) mag Puddegroo (Entenflott, Lemna) genug mit heimgebracht haben.

Bunde theilt mit Leer, Norden und anderen Gemeinden dasselbe Schicksal, wenn man von dessen „Wind" (Windbeutelei) spricht.

An Hexen hat es hier so wenig gefehlt wie sonst irgendwo im heiligen römischen Reich, nur haben wissenschaftliche Forschungen noch nicht ergeben, ob solche zu Blocksberg oder zu Plytenberg *) oder Rabbeleberg *) zogen zur gemeinsamen Berathung und Freude.

Riepe verbrannte 1543 und 1544 nicht mehr als 21 Hexen, nachdem ihnen Urtheil und Recht geworden war. Wenige Jahre später spedirte Norden zwei Hexen per Scheiterhaufen ins Jenseits.

Das Jahr 1590 lieferte bedeutende Beute: Wittmund verbrannte 2, Leer 2, Petwsum 2, Norden 3 und Knyphausen nur 20 Hexen. Weit humaner handelte man in Jever, woselbst man 1569 bloß 2 Hexen verbrannte, die übrigen aber im Gefängniß todtfrieren ließ.

Wer Unterricht im Hexen will, dee ga na Blexen (Butjadingen) un lehr 't Hexen.

Drei ostfriesische Dörfer haben, so weit unser Wissen reicht, noch jetzt die Ehre, mit Hexen und Zaubereien in Verbindung gebracht zu werden. Obenan steht Rysum, „dat Hexenloog"; Juist heißt in einem alten Reim über sämmtliche ostfriesische Inseln dat Toverland (Zauberland) und die Thunumer werden Bockhexen genannt.

Mit letzteren verhält es sich folgendermaßen: Einst verspürten die Bewohner Thunums — ein Dorf bei Esens — sehr stark eine Sorte Hexen auf dem Bock (First) ihrer Häuser.

Darüber entsetzten sie sich, ließen den Priester des Ortes herbeirufen und baten ihn, seinen geistlichen Einfluß zur Vertreibung jener Unholde geltend zu machen. Der Priester ging bereitwillig auf das Ansuchen ein. Er exorcisirte! Als die Feierlichkeit vorüber war und die gesammte männliche Einwohnerschaft des Ortes muthig die Unholde anzugreifen gedachte, entpuppten sich die Hexen als edle Thunumer Hauskatzen. Derhalben entsetzte man sich noch mehr und gelobte, die Sache verheimlichen zu wollen. Es war aber ein Schalk in der Gemeinde, der die Geschichte den Nachbaren erzählte und der prickelnde Spitzname: Bockhexen war da.

Die Thunumer sind aber darob so erbost, daß sie schon ein absichtliches curioses Hüpfen, gleichsam einen Hexensprung, mit einer Tracht Prügel honoriren. Sie fehlen übrigens nicht, wenn sich's darum handelt, dem Nächsten einen anzuhängen, und da heißen denn die Werdumer — Wurstbidders, die Butforder — Fillers (Schinder), die Berdumer — Sleepers, die Karolinensieler — Klockendeefe.

Bekanntlich ist es auf Geest und Moor Sitte, daß die Beamten des Dorfes: Nachtwächter, Todtengräber, Läuter, Bälgentreter und Lehrer, sich zu Neujahr ihr Extraordinarium in Mettwürsten aufholen. In dem bedeutenden Werdum soll dies abweichend von allen übrigen Ortschaften Harlingerlands ebenfalls stattfinden und ist dadurch der Sonntagsname erklärt.

Ueber den Ursprung des Namens Fillers wird Folgendes erzählt: Als einst zur Zeit einer Viehseuche die Butforder ihr sämmtliches Vieh verloren, dauerte es sie um die schönen Häute. Mit Trauer betrachteten sie die crepirten Stücke und faßten den Entschluß die Häute zu retten, es koste, was es wolle. Weil aber der Schinder fern und das Häuten theuer, legten die Ortsbewohner in stiller Stunde selbst Hand an. Manches Stiefelpaar wurde gerettet. Leider aber waren einige Werdumer Burschen dem Acte zu nahe getreten, die Sache wurde ruchbar und die Butforder heißen seitdem Fillers. Eine andere Sage ist etwas abweichender Art: Bei Viehseuchen war es früher gestattet, daß jeder sein crepirtes Vieh selbst abdeckte; doch für ehrenvoll hielt man es eben nicht. Trotzdem geschah es häufig, da die Haut ja das Einzige war, was von dem Thiere gerettet werden konnte. In den meisten Gemeinden aber dingte man sich einen Paria zu solcher Arbeit. Es war aber einmal ein arger Filz bei Butforde, der sich nicht entschließen konnte, irgend Jemand etwas verdienen zu lassen; der häutete selbst sein gefallenes Vieh und war so roh, daß er sogar am hellen Tage auf öffentlichem Wege sein unsauberes Werk betrieb. Da geschah es eines Tages, daß die Berdumer eine Brautfahrt hatten mit großem Gefolge, während der Filler auf dem Kreuzwege gemüthlich einer todten Kuh die Haut ablöste, wobei er sein Morgenbrot verzehrte und während des Kauens, um die Hand frei zu haben, das Brot auf dem kahlen Leichnam liegen ließ. Den Brautleuten und den Gästen war das sehr wenig nach dem Sinn; sie fühlten sich dadurch beleidigt, schimpften und schleuderten manchen Fluch auf den schamlosen Schinder hinab. Wie in solchen Fällen häufig geschieht, wurde auch hier die Ausnahme zur Regel gemacht und alle Butforder als Fillers gebrandmarkt. — Die Butforder und Werdumer Gerechtsame liegen sich sehr nahe und sind nur durch ein „Tief" getrennt. Im Sommer erscheint nun regelmäßig als perennirendes Unkraut Folgendes: Man neckt sich — fängt leise an zu schimpfen — wird lauter — formt von Seiten der Butforder eine Heuwulst in Wurstform und pflanzt dieselbe auf einer Heugabel weithin sichtbar auf; — macht auf der Werdumer Seite die Pantomine des Messerschärfens und Häutens — schimpft gräßlich — watet durchs „Tief" — und die Keilerei geht los. Die Losung heißt Blootdeelen (Bluttheilen).

Mit dem Spottnamen Sleepers für die Berdumer hat es folgende Bewandtniß. Einst wollte man in Berdum eine Leiche zum Kirchhofe tragen, blieb aber unterwegs im bodenlosen Wege stecken. Man stellte den Sarg auf Schlittenkufen und führte ihn so zum Kirchhofe. Die Leiche war an Ort und Stelle gebracht und die Nachbardörfer sorgten für den Spott. Noch heute gilt hier die Pantomime des Nachschleppens für eine arge Beleidigung, die nur mit Fäusten gerächt werden kann.

Die Karolinensieler heißen Klockendeefe und manche andere Gemeinde verdient der Sage zufolge den gleichen Namen. Die Karolinensieler haben zu Esens eine Glocke entwandt, solche aber, da sie verfolgt wurden, unterwegs versenkt. Weil sie dies Unglück hatten, stand der Spott für sie fertig, während dahingegen Esens die mit Glück in Thunum annectirten Glocken täglich läuten ließ.

't is 'n Marienhafer Rover, datirt gewiß aus jener urgemüthlichen Zeit, als unsere Obrigkeiten mit den Victua-

*) Zwei ostfriesische Hügel.

lienbrüdern, die unter Störtebeker in Marienhafe ihre Beute bargen, Compagniegeschäfte trieben.

Die zu Hooksiel heißen mit Recht Fohlfangers. Denn ist doch einmal deren Freude, einen gewaltigen Fisch im Netz zu haben, dadurch zu Schanden geworden, daß sich solcher als ein todtes Füllen entpuppte.

---

# Die Russen in Sibirien.

Eine Studie von **Albin Kohn.**

## I.

Es ist eine eigenthümliche, in hohem Grade interessante Erscheinung, daß es einer Handvoll Räuber, Kasaken, unter der Anführung eines unternehmenden Häuptlings gelingen konnte, in Sibirien zahlreiche Völkerstämme zu unterjochen und viele derselben gänzlich zu vertilgen, andere dagegen dem Aussterben nahe zu bringen. Es geschieht das keineswegs durch Waffengewalt, wie es in Nordamerika der Fall ist, vielmehr ist in Sibirien dieser Vertilgungskampf ein unblutiger, aber trotzdem ein furchtbarer. Die einer höhern Cultur unfähigen Stämme kommen in Berührung mit einer Race von hoher geistiger Befähigung, von anerkannter Tüchtigkeit. Obwohl nun die in Sibirien lebenden Individuen dieser Race selbst noch nicht auf einer hohen Culturstufe stehen, ist dennoch ihre Einwirkung auf die roheren Volksstämme eine vernichtende. Die geistige Ueberlegenheit des Eindringlings wirkt niederschlagend auf den Pseudoautochthonen, der diese Ueberlegenheit fühlt und hierdurch niedergeschlagen, traurig, fast melancholisch wird, sich immer mehr in seine dichten Wälder zurückzieht, welche ihm jedoch keinen Schutz wider das, was für ihn ein Uebel ist, verleihen; er wird physisch unfruchtbar, wie er es schon seit unvordenklichen Zeiten geistig gewesen ist, und sinkt ruhmlos ins Grab, das später der eisige „Burjan“*) unter einer dicken Schneedecke verbirgt.

Von allen den Volksstämmen, welche die Russen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, als sie in Sibirien eindrangen, vorfanden, existiren nur noch wenige und auch diese wenigen sind nicht zahlreich. Sie leiden, man möchte sagen, an der galopirenden Schwindsucht, eine Folge ihrer plötzlichen, durch nichts vermittelten Berührung mit einem höher befähigten Völkergeschlecht. Man sucht vergebens nach Spuren der Wogulitschen, Assanen, Arinen; von anderen, wie von den Telöuten, Kamassingen, Ostjaken, Samojeden, sind nur armselige Trümmer übrig geblieben; nur die am höchsten in der Civilisation stehenden Tataren haben sich in relativ größerer Anzahl erhalten und scheinen überhaupt mehr Lebensfähigkeit als die selbst physisch niedriger stehende mongolische Race zu besitzen. Wenn man auch bei den Tataren keinen Zuwachs bemerken kann, so ist die Abnahme ihrer Kopfzahl wenigstens keine rapide. Der der großen Slavenfamilie angehörende Russe beerbt alle ausgestorbenen und noch in Sibirien vegetirenden Volksstämmchen. Wir wollen uns hinfort mit diesem glücklichen Erben beschäftigen.

### I. Die Ankunft der Russen in Sibirien und ihre Festsetzung im Lande.

Bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts war es den russischen Großfürsten gelungen das Joch der „goldenen Horde“ abzuschütteln und über verschiedene ihr angehörenden Volksstämme, wie z. B. über die Mordwinen, Syrianen, Wotjaken, Permjaken, ja selbst über die mächtigen Kasaner Tataren die Oberherrschaft zu gewinnen und bis tief in den Ural hinein wenn auch schwache Colonien vorzuschieben, welche überall mittelst des obwohl höchst ungeschickten Pfluges, der monströsen „Socha“, die nomadisirenden Hirten- und Jägerstämmchen bekämpften und besiegten. Hand in Hand mit dem Ackerbau, der ja, selbst wenn er noch auf der niedrigsten Stufe steht, eine Arbeitstheilung bedingt, ging auch die Industrie, vorzüglich aber die Eisenindustrie, zu deren großartigen Entwickelung besonders der an Mineralien reiche Ural die Mittel lieferte. Schon um 1580 begegnet man im Uralgebirge den Strogonow's, einer reichen Schmiedefamilie, welche einige Städtchen und mehrere Dörfer und Bergwerke besaß, und ihre Fabrikate auf der Kama und Wolga ins Innere Rußlands sendete. Diese Strogonow's müssen schon damals sehr reich gewesen sein, da sie, wie wir aus dem Chronisten Sibiriens, Müller, sehen, im Gebirge zum Schutze ihrer Besitzungen Blockhäuser errichtet hatten und eine nicht unbeträchtliche Anzahl bewaffneten Volkes, „Kasaken“, unterhielten. Diese Vorsichtsmaßregeln waren nöthig, weil die Besitzungen der Strogonow's beständig von den östlich des Urals hausenden Tatarenstämmen angegriffen und beunruhigt wurden.

Wie immer nach großen, langwierigen Kriegen, so blieben auch nach den mit der Abschüttelung des Barbarenjochs endenden Kriegen der Moskauer Großfürsten große Räuberbanden zurück, welche sich die Wolga zum Schauplatz ihrer Thaten auserwählt hatten. Die bewaldeten Ufer und Inseln dieses riesigen Stromes boten gleichzeitig Schlupfwinkel für die Verbrecher und Baumaterial zu den leichten Kähnen, auf denen die Räuber ihre Ausflüge machten, Handel und Industrie brandschatzten und den armen Ackerbauer schädigten.

Iwan der Grausame machte diesem Räuberunwesen ein Ende. Die Kasaken wurden aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, viele von ihnen getödtet oder gefangen, während es einer Abtheilung von einigen Hundert Mann unter der Führung Jermak Timofjejew's gelang, auf der Wolga und Kama stromaufwärts zu entfliehen, nach Perm und von dort in die Besitzungen der Strogonow's zu gelangen, denen sie anfangs erwünschte Gäste waren, da sie die Besatzungen ihrer Blockhäuser vermehrten, ja sogar die Erbauung neuer Befestigungen ermöglichten.

Mit der Zeit jedoch wurde die Jermak'sche Bande auch den Strogonow's eine Last und Plage. Sie begnügte sich nicht mit dem, was ihr Gastfreund ihr gab, sondern raubte und plünderte, wie es eben die Umstände erlaubten, und machte

*) Nordwestwind, der mit der größten Gleichmäßigkeit 24 bis 48 Stunden weht, mikroskopisch kleine Eisflocken herbeibringt, die trocken sind wie der Sand der Sahara und der dermaßen durch Mark und Bein dringt, daß man unter seinem Einflusse jeglichen Humor verliert und fast melancholisch wird.

sich nicht nur den in und an den Ostabhängen des Urals wohnenden asiatischen Stämmen, sondern auch denen furchtbar, deren friedliche Arbeit sie schützen sollten. Die Strogonow's sannen auf ein Mittel, sich Jermak's und seiner Kasaken auf anständige Weise zu entledigen, da ihre eigenen Kräfte nicht ausreichten, um ihren Uebermuth zu zügeln, geschweige denn sie gefangen zu nehmen und nach Moskau zu senden, wo ihrer der Galgen wartete, zu dem sie längst in contumaciam verurtheilt waren.

Man fand dieses Mittel in der Organisation eines Angriffskrieges wider die Tataren Sibiriens. Die Strogonow's gossen in ihrem Hüttenwerke einige Kanonen und rüsteten sie für einen Feldzug; die Jermak'schen Kasaken wurden fleißig in den Waffen geübt und ihre Zahl durch angeworbenes Gesindel bedeutend vermehrt. Wagen und Pferde wurden angeschafft, um Geschütze und Munition transportiren und die nöthigen Reiter ausrüsten zu können; kurz, es wurde, wie der Chronist Müller sagt, nichts gescheut, um die Kasaken los zu werden.

Als die kleine, kaum 2000 Mann zählende Armee Jermak's vollständig ausgerüstet war, rückte sie gen Osten, und begann die an den Abhängen des Urals und in der Tjumener Ebene wohnenden einzelnen tatarischen Stämme zu beunruhigen. Die vielen Flüßchen, welche die letztere und die Gegend zwischen Tjumen und dem heutigen Tobolsk durchschneiden zwangen die Abenteurer sich Kähne zu bauen, welche sie dann von Fluß zu Fluß mit sich tragen mußten.

Indessen war das Gerücht von der Jermak'schen Expedition nach Moskau und zu den Ohren Iwan's gedrungen, der jedenfalls glauben mochte, daß es einer seiner Sklaven, und noch dazu ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, an der Spitze einer Räuberbande auf eigene Faust wage, Krieg mit den sibirischen Tataren anzufangen, wohl gar für sich ein Reich zu erobern.

Eine Folge dieser Annahme war, daß er sogleich einen Brief an die Strogonow's schrieb und ihnen sowie auch ihrem Sendlinge Jermak bei Strafe seiner Ungnade verbot, den Krieg nach Sibirien zu tragen. Der Brief und die in ihm enthaltene Drohung verfehlten ihre Wirkung. Es ist selbst wahrscheinlich, daß die Strogonow's Jermak von demselben gar keine Kenntniß gegeben haben, um ihn in seinem Vorhaben nicht schwankend zu machen.

Die Kasaken drangen also trotz des großfürstlichen Briefes vor, bewältigten ungeheuere Schwierigkeiten und bemächtigten sich einiger tatarischer Städte und Dörfer. Einer der Häuptlinge des Landes, Sultan oder Chan Kutschum, machte im Anfange einen schwachen Versuch, den Eindringlingen, welche dem Asiaten nicht durch die Zahl zu imponiren vermochten, das weitere Vordringen zu erschweren, sie womöglich zurückzuwerfen. Jedoch vergebens. Einer seiner Vasallen, Tausaka mit Namen, gerieth bei einem solchen Versuche in die Gefangenschaft Jermak's, der ihn jedoch, wie Müller erzählt, bald frei ließ und an Kutschum zurücksendete um diesem von der Macht des Eindringlings, von seiner furchtbaren Bewaffnung zu erzählen und ihn und seine Leute durch Schreckenserzählungen einzuschüchtern und zu demoralisiren. Diese Absicht scheint Jermak so ziemlich erreicht zu haben.

Wie die Chronik erzählt, habe Tausaka seinem Herrscher gesagt: „Jeder Widerstand gegen die Russen ist vergebens. Die russischen Krieger sind stark; wenn sie mit ihren Bogen schießen, fährt Feuer und Dampf heraus, worauf ein Donnerschlag folgt und ohne daß man einen Pfeil sieht, werden die Menschen schrecklich verwundet und getödtet. Gegen diese Pfeile schützt keine Rüstung, Alles wird zerschlagen und zerschmettert."

Der Chan soll über diese Nachricht in die größte Bestürzung gerathen sein. Er sammelte in der Eile ein Heer und sandte es unter den Befehlen seines Verwandten Mametkul gegen die Russen, während er selbst sich am Fuße des Berges Tschuwascha verschanzte. Am Ufer des Flusses Tobol stieß Mametkul auf Jermak's Schaar; es entspann sich eine Schlacht, in welcher das Feuergewehr über den Bogen, die Anfänge einer höhern Civilisation über die veraltete niedere, den Sieg davon trugen. Unweit des Irtisch vertheidigte ein anderer einheimischer Fürst seine Hauptstadt, aber auch er unterlag und bald darauf ereilte dasselbe Schicksal die dritte Heeresabtheilung des Chan Kutschum; auch sie wurde am Irtisch geschlagen. Der Sieg kostete Jermak einige Todte und viele leicht Verwundete. Der unermüdliche Jermak griff noch in der Nacht nach diesem dritten Siege die Stadt des Mursa (Mirsa, Fürst) Atik an und eroberte sie. Es blieb den Russen nur noch übrig, das Lager des Kutschum am Tschuwascha zu erstürmen und ihn aus demselben zu vertreiben, um sich zu Herren der Gegend diesseits des Irtisch zu machen.

Bevor sich Jermak an diese Arbeit machte, versammelte er eine Art Kriegsrath, in welchem einige der anwesenden Untercommandanten die Meinung äußerten, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen, da der Winter nahe sei. Diejenigen, welche dieser Ansicht waren, wurden jedoch von denen überstimmt die für ein weiteres Vorrücken waren. Auch Räuber haben einen Point d'honneur und dieser war es, den man als Hauptursache gegen die Rückbewegung geltend machte. „Wenn wir," sagten die Anhänger der Vorwärtsbewegung, „jetzt schon zurückkehrten, so müßten wir uns ja vor den ehrlichen Leuten, vor den Strogonow's, schämen. Wenn wir hier sterben, so sterben wir mit Ruhm und Ehre, darum also vorwärts!"

Die Berathung war kaum geendet (23. October 1581), und noch war die Sonne nicht aufgegangen, als auch Jermak's Schaar schon vor den Verschanzungen Kutschum's erschien, um das Lager zu erstürmen. Ein Hagel von Pfeilen empfing sie und als dieser die Angreifer nicht zur Umkehr zwang, brachen die Angegriffenen selbst aus ihren Verschanzungen hervor, um sich auf den andringenden Feind zu werfen. Der Kampf war hartnäckig, das Handgemenge allgemein und verderblich für die Tataren. Der Sieg blieb den Kasaken. Der Sohn Kutschum's, Prinz Mametkul, wurde in der Schlacht verwundet und die ostjakischen Fürsten, welche sich mit dem Chan gegen Jermak verbunden hatten, flohen bestürzt gegen Norden in ihre undurchdringlichen Wälder. Kutschum selbst flüchtete in seine Hauptstadt Sibir am Irtisch, raffte dort von seinen Schätzen zusammen was er konnte und floh gegen Osten. Drei Tage nach der Schlacht am Berge Tschuwascha, am 26. October, zog Jermak mit seinen Schaaren in das verlassene Sibir ein, wohin schon am 30. d. M. die früheren Verbündeten Kutschums, die Ostjakenfürsten, kamen, um ihm ihre Unterwerfung anzubieten und Tribut und Proviant zu bringen. Wenige Tage später kamen auch schon viele entflohene Tataren mit Weibern und Kindern zurück und nahmen von ihren verlassenen Jurten Besitz.

Nach einigen weiteren für die Tataren immer verderblichen Schlachten, in deren einer selbst der tapfere Sohn Kutschum's, Mametkul, in die Gefangenschaft der Kasaken gerieth, und nach denen den alten Chan auch mehrere Mursas, lehnpflichtige Fürsten, verließen, verzweifelte Kutschum an dem Siege: „Wem Allah zürnt, dem wird Schande statt Ehre zu Theil und den verlassen auch seine besten Freunde," soll er bei der Nachricht vom Abfalle der Seinigen ausgerufen haben, und wenn er auch den Kampf noch

einige Jahre hindurch fortsetzte, ja sogar im Jahre 1584 seinen Feind schlug und ihn zwang sich mit schwerer Rüstung in den Irtisch zu stürzen, in welchem er ertrank, so war er doch nicht mehr im Stande, das Land dem Großfürsten von Moskau zu entreißen, für den es der einfache Kasak, der geächtete Räuberhauptmann, der „Oprischek" *) Jermak erobert hatte.

Noch im Jahre 1582, nach der Gefangennehmung Mametkul's, beschlossen Jermak und die Strogonow's Iwan dem Grausamen die Erfolge der Kasaken zu melden und dem Fürchterlichen anzuzeigen, daß sie unter der Führung Jermak's seiner Krone ein neues Reich einverleibt hätten, von dessen Umfange und Werthe damals wohl kein Mensch sich eine Vorstellung machen konnte.

Es wurde eine Gesandtschaft nach Moskau geschickt, in der sich die Strogonow's selbst und einer der zu Tode verurtheilten Kasakenatamans, Iwan Kolzo, befanden. Die Gesandtschaft, welche reiche Geschenke aus dem unterworfenen Lande mitbrachte, wurde von Iwan aufs Gnädigste empfangen, den Kasaken wurden ihre früher begangenen Verbrechen verziehen, die Strogonow's zu Bojaren und der russische Pizarro, Jermak, zum Wojewoden Sibiriens ernannt.

Wenn wir den Angaben des Chronisten Müller, der übrigens nicht Augenzeuge gewesen ist und seine Chronik aus den Papieren der Strogonow's und den im Archive zu Tobolsk befindlichen Acten zusammengestellt hat, trauen dürfen, so zählte Sibirien zur Zeit der Eroberung durch Jermak $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, also ungefähr 2 Millionen mehr als jetzt, nachdem es fast 300 Jahre im Besitze Rußlands ist.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Jermak nicht ganz Sibirien eroberte; er hatte nur den Weg gewiesen, den Grundstein zu neuen Eroberungen gelegt. Von Tobolsk aus, das auf dem Boden der verschollenen Hauptstadt „Sibir" steht, sind bis an die Lena nahezu 3500 Werst oder 500 deutsche Meilen und von der Lena bis an den Stillen Ocean ist die Entfernung um vieles größer. Hieraus dürfte es klar sein, daß die Eroberung des ungeheuern Landstriches nur nach und nach erfolgen konnte, und dieses um so mehr, als er in Folge seiner natürlichen Beschaffenheit der Entwickelung großer Streitkräfte nicht günstig ist. Die Front einer vordringenden Armee mußte — besonders in jenen Zeiten — immer kurz sein, und nur die bessere Bewaffnung konnte ihr den Sieg über den mit Pfeil und Bogen bewaffneten Feind verleihen.

Es kann unmöglich meine Absicht sein, hier Schritt für Schritt der russischen Armee zu folgen, um zu zeigen, wie sie allmälig vordrang bis an die Lena und den Baikalsee, wie sie sich ferner jenseits dieses großen Wasserbeckens in Daurien und Nertschynsk festsetzte und noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mit den Chinesen um den Besitz des jetzigen Nertschynsker Verwaltungsbezirkes zu kämpfen hatte. Meine Aufgabe ist es, den Russen als den jetzigen Bewohner des ungeheuern Landstriches zu schildern, da er unstreitig der nächste Erbe der auf dem Aussterbeetat der Natur stehenden Völkerstämme Sibiriens ist.

*) Der Abgesprungene, sich auflehnende Gesetzesverächter.

---

# Aus allen Erdtheilen.

**Gustav Fritsch über die Eingeborenen Südafrikas.**

Im Jahre 1868 erschien ein Werk des Dr. G. Fritsch, welches sofort nicht bloß in streng wissenschaftlichen Kreisen Aufmerksamkeit erregte, sondern auch bei einem gebildeten Theile des größern Publicums die ihm gebührende Würdigung fand. Es führt den Titel: „Drei Jahre in Südafrika" und bringt zahlreiche Illustrationen nach Photographien und Originalzeichnungen des Verfassers nebst einer Uebersichtskarte der ausgeführten Routen. Breslau, bei F. Hirt.

Beim Studium dieses Buches berührte uns sofort die Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe des Verfassers. Hier hatten wir einen Forscher vor uns, der für die Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt, in jeder Beziehung vortrefflich vorbereitet war und dessen unbefangene Auffassung der Menschen und Dinge den Reisenden wie er sein soll kennzeichnet. Das Werk ist klar und ansprechend geschrieben, es verschmäht jeden überflüssigen Redeschmuck, fesselt aber den Leser von Anfang bis zu Ende und läßt, nachdem es ihn reichlich belehrt hat, einen durchaus befriedigenden Eindruck zurück. Man scheidet von dem Verfasser mit voller Hochachtung, man weiß ihm Dank dafür, daß er uns in einer in vieler Beziehung merkwürdigen Region Afrikas vortrefflich orientirt und unserer Anschauung durch eine große Anzahl von bildlichen Darstellungen zu Hülfe kommt, die an Treue nichts zu wünschen übrig lassen. Die Uebersichtskarte zeigt, daß Dr. Fritsch von Capstadt aus der Südküste der Colonie entlang wanderte, eine große Strecke ihrer östlichen Hälfte durchzog, von Port Elisabeth und Grahamstown nach Norden hin bis über den Wendekreis des Steinbocks hinaus ging und den Oranjefreistaat und die Colonie Natal besuchte. Ueber diese Gegenden alle ist sein Buch das beste und zuverlässigste Reisebuch welches wir kennen.

Jüngst nahmen wir dieses lehrreiche Werk wieder zur Hand als wir an das Studiren eines andern gingen, in welchem Fritsch seine afrikanischen Arbeiten in einer uns imponirenden Weise zum Abschlusse gebracht und durch welches er sich einen Ehrenplatz in der vordersten Reihe der Anthropologen und Ethnographen gesichert hat. Wir meinen: „Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben von Gustav Fritsch. Mit zahlreichen Illustrationen, großentheils nach Originalphotographien und Zeichnungen des Verfassers in Holzschnitt ausgeführt, 20 lithographirten Tafeln mit Abbildungen einzelner Skeletttheile, Proben der Hautfärbungen und Buschmannzeichnungen, nebst einem Atlas, enthaltend 60 radirte Portraitköpfe." Verlag der Buchhandlung F. Hirt in Breslau, welche für die Herausgabe eines so kostspieligen Werkes entschieden belobt zu werden verdient.

Fritsch hat volle drei Jahre darauf verwandt jene südafrikanischen Gegenden kennen zu lernen. Als er 1866 eben nach Europa zurückgekehrt war, erfüllte er seine Wehrpflicht im preußischen Heere; 1868 schloß er sich der deutschen Expedition an, welche in Aden an der arabischen Küste die Sonnenfinsterniß beobachtete, und nachher der photographisch-archäologischen in Oberägypten. Nach der Rückkehr vom Nil ging er an die Ausarbeitung des Werkes, welche jedoch abermals eine Unterbrechung erfuhr, als Dr. Fritsch im Jahre 1870 wieder unter die Waffen trat; er konnte dasselbe erst 1872 vollenden.

In seinem Vorworte preist er sich besonders glücklich, daß es ihm noch vergönnt war, kurz vor dem Hereinbrechen der Vernichtung der Eingeborenen diese in ihrer Originalität kennen gelernt zu haben. Er schildert dieselben (Kafferstämme, Hottentotenstämme und Buschmännner) nach ihrer physischen Beschaffenheit, ihrem Aeußern, ihrem Charakter und ihrer Lebensweise, soweit diese Verhältnisse ihnen eigenthümlich sind. So

erhalten wir ein getreues Bild, das fixirt bleibt, auch wenn der Untergang dieser südafrikanischen Abantu, Kaikoin und Buschmänner über kurz oder lang zu einer Thatsache geworden ist.

Diese Stämme werden in eingehender Weise dargestellt und die einzelnen Abschnitte sind mustergültig gearbeitet. Dr. Fritsch ist von Haus aus Anatom und Mediciner und geht als solcher gründlich auf die somatischen Verhältnisse ein; aber er ist nicht bloß „Knochenanthropolog" sondern auch das was man heute als „Völkerpsychologen" bezeichnet. Er behandelt seine Gegenstände erschöpfend und äußerst genau, er beherrscht den Stoff mit vollkommener Sicherheit; auch bei scheinbar geringfügigen Zügen weiß er die Bedeutung derselben ins Licht zu stellen. Ihm kommt es in aller Weise zu statten, daß eine große Summe gediegener Kenntnisse ihm zu Gebote steht. Auch fehlt es ihm nicht an feiner Beobachtungsgabe und an kritischem Scharfsinn; er tritt gegen die Schönfärbereien vieler Missionäre auf, fällt über Livingstone ein strenges Urtheil und spricht sich sehr ruhig und gemessen über die Darwin'schen Theorien und die „Renaissance-Naturphilosophie" aus.

In der historischen Uebersicht schildert Fritsch in ansprechender, übersichtlicher Weise die Gründung und Entwickelung der Capcolonie; die Herrschaft der Engländer, das Emporkommen der Zulus und ihre hervorragenden Häuptlinge, die Kriege mit den Kaffern und die neuere Geschichte der inländischen Stämme; auch fehlt eine kurze Charakteristik der südafrikanischen Sprachen nicht. In einem Anhange giebt er Tabellen über die von ihm vorgenommenen Körpermessungen und eine Reihenfolge von lithographirten Tafeln über Schädel- und Beckenbildungen. Außerdem veranschaulicht eine Tafel neun Varietäten der Hautfarbe, und dazu kommen Zeichnungen und Malereien der Buschmänner, von welchen wir im „Globus" gelegentlich eine Probe mittheilen wollen.

Ganz besonders verdient auf den **Atlas** hingewiesen zu werden. Derselbe giebt, wie schon der Titel des Werkes anführt, auf 30 Tafeln **Racentypen** in 60 Portraits, die von vorn und von der Seite nach Originalphotographien des Verfassers aufgenommen worden sind. H. Brückner in Dresden hat dieselben ganz ausgezeichnet in Kupfer radirt und zwar, um möglichste Treue zu erreichen, unter besonderer Leitung Fritsch's. Durch die Freundlichkeit des Herrn Hirt sind wir in der Lage, **drei** dieser Tafeln den Lesern des „Globus" vorlegen zu können. Die erste, welche wir dieser Nummer beigeben, veranschaulicht zwei Zulutypen; zwei andere, welche wir später beigeben, bringen Typen von Koikain und Buschmännern.

Es gereicht uns zur Freude, auf dieses vorzügliche, in mancher Beziehung musterhafte Werk eines deutschen Reisenden und Forschers hinzuweisen; dasselbe bildet eine Fundgrube für die Wissenschaft und sollte wenigstens in keiner größern Bibliothek fehlen, am allerwenigsten in einer Universitätsbibliothek. So viel wir wissen, fehlt es heute noch in denen von **Erlangen, Innsbruck, Kiel, Gießen, Würzburg, Straßburg** und **Jena.**

## Lieutenant Cameron zu Udschidschi am Tanganyika-See.

Wir gaben jüngst die Notiz, daß in Sansibar schlimme Nachrichten über Cameron's Expedition eingelaufen seien. **Dillon** habe in einem Fieberanfalle sich ums Leben gebracht, **Murphy** sei krank nach der Küste zurückgebracht worden, **Cameron** aber weiter ins Innere vorgedrungen (S. 48). Jetzt lesen wir, daß Briefe des letztern vom 28. Februar 1874 eingelaufen sind. Er befand sich damals in **Udschidschi** und es war ihm gelungen, ein großes Boot mit Segeln und 14 Rudern zu bekommen. Mit demselben wollte er die gesammte Küste des Tanganyika-Sees genau erforschen und dann erst seine Reise gegen Westen in das Land Manyuema antreten. Den Markt zu Udschidschi fand er wohlversehen mit Fischen, Eiern, Yams, süßen Kartoffeln, süßen Citronen und Granatäpfeln. Seine Mondsbeobachtungen ergaben für die Länge von Udschidschi 30° 4' 30" O.; die Breite bestimmte er zu 4° 58' 3" S. Die Höhe des **Tanganyika** über dem Meeresspiegel giebt er nach vier Aneroidmessungen auf 2740 Fuß engl. an; nach sieben Siedepunkt-Thermometern auf 2540 Fuß; **Speke** nahm eine Höhe von 1844 Fuß an, **Livingstone** eine solche von 2884 Fuß. — Cameron fand in Udschidschi das Tagebuch Livingstone's aus **Nilindany** und eine Kartenskizze des letztern, und er wollte diese Documente durch einen besondern Boten nach Sansibar schicken. Hier sind auch Proben vom Wasser des Sees angekommen, die in London einer chemischen Analyse unterworfen werden.

## Aus Südamerika.

Aus Bolivia werden folgende statistische Angaben gemeldet: Die **Armee der Republik** besteht aus 1660 Mannschaften und — 1629 **Offizieren.** Von diesen sind: 1 Divisionsgeneral, 6 Brigadegenerale, 292 Obersten und Commandeure, 373 Majore und Lieutenants. Dazu kommen 9 Aerzte und Wundärzte, 61 Sergeanten mit Lieutenantsbesoldung, 181 Sergeantmajors, 188 Sergeanten, 179 Corporale bei den Lanziers, 192 Corporale und 147 Cadetten. Diese wunderliche Erscheinung ist eine Folge der häufigen Revolutionen, bei deren jeder Beförderungen stattfinden.

— Aus allen südamerikanischen Staaten kommen Klagen über die unerträglichen Anmaßungen des papistischen Clerus, nur allein **Ecuador**, wo die Jesuiten unumschränkt herrschen, macht eine Ausnahme. Dort wurde am Palmsonntage in der Hafenstadt **Guayaquil** die **Polizeimannschaft** eingesegnet und dann zum Abendmahle commandirt, das sie von da an in jeder Woche zu nehmen hat; „damit wird ihr Tugend und Gnade von oben verliehen werden. Jene Handlung der Frömmigkeit am Palmsonntage wird der Himmel mit allen guten Dingen belohnen und namentlich Regen fallen lassen, dessen wir jetzt sehr benöthigt sind. Gegen eine so fromme Polizei werden die Pforten der Hölle nichts ausrichten können." So schreibt die „Prensa" von Guayaquil. Nun hat aber das fromme Ecuador seine auswärtigen Gläubiger schmachvoll betrogen und deswegen bemerkt ein in Panama erscheinendes Blatt: „Schade, daß das so fromme Ecuador so unehrlich ist; aber freilich, die sogenannte Religion muß für viele Sünden und Nichtswürdigkeiten als Deckmantel dienen."

In **Neugranada** herrscht große Erbitterung gegen „die Knechte des Vaticans". Dort ist in den Blättern eine scharfe Polemik gegen „die frechen, staatsgefährlichen Umtriebe" eines Theiles der Priesterschaft eröffnet worden. So schreibt z. B. das „Diario de Cundinamarca" wörtlich: „Der papistische Clerus erhebt nun auch hier im Lande die Klage, er werde von den Feinden der Kirche arg verfolgt; er klagt darüber Tag für Tag und indem er unablässig diese Klagen wiederhallt, gedenkt er Schwachköpfe zu bethören; sie sollen meinen, daß Grund zu Klagen vorhanden sei. Aber bei uns in der columbischen Republik hat ja doch Niemand daran gedacht und keiner denkt daran, die Geistlichkeit irgendwie zu behelligen und doch schreiet sie: die Kirche sei in Gefahr, die Kirche werde von Staatswegen verfolgt und deshalb sei es nothwendig, in ähnlicher Weise Ungehorsam gegen die Gesetze und die Regierung zu predigen, wie das in der Schweiz der Fall ist."

Aus **Rio de Janeiro** wird gemeldet, daß die Erbitterung gegen die Uebergriffe der päpstlichen Priesterschaft insbesondere gegen die rebellischen Bischöfe, welche sich gegen Gesetze und Staatsgewalt auflehnen, sehr im Steigen sei. Sie werden in der Presse mit rücksichtsloser Schärfe behandelt. Ein Witz- und Spottblatt, „Mosquito" (Stechmücke), vom 11. April bringt ein Bild gegen clericale Anmaßungen. Dasselbe stellt ein Bankett dar. Nachdem die Unfehlbarkeit des Papstes erklärt und Alles was der berüchtigte Syllabus der Jesuiten befiehlt, siegreich durchgeführt worden ist, sitzen Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen beim Becher fröhlich und freudestrahlend beisammen. Der Papst mit seinen geistlichen und weltlichen Janitscharen tafelt an einem Tische, der ein Kreuz bildet. „Sie leben ja vom

Kreuze, werden dick und fett vom Kreuze." So besagt die Legende. Als dienende Aufwärter dieser Prasser und Weinvertilger, lustiger Mönche und Nonnen, sind verschiedene Monarchen der Christenheit porträtähnlich dargestellt: sie warten an der Tafel den „neuen Souverainen der Welt" auf. Königin Victoria reicht Neubekehrten Aepfel dar, Victor Emanuel servirt Maccaroni, der König von Portugal entkorkt eine Flasche, Kaiser Wilhelm bringt eine colossale Bratwurst, andere Könige ꝛc. bringen andere Speisen. Daß in einem streng katholischen Lande derartige Caricaturen so großen Beifall finden, daß die Nachfrage kaum befriedigt werden kann, ist gewiß auch ein Zeichen der Zeit und ein Resultat der Auflehnung des papistischen Unfehlbarkeitsclerus gegen Gesetz und gesunden Menschenverstand.

## Reihenfolge der Revolutionen in Uruguay.

Seitdem die ehemals spanischen Colonien in Amerika unabhängig geworden sind und sich zu „Republiken" erklärt haben, zählen in ihnen die Aufstände und Revolutionen nach Hunderten. Nach Hunderten zählen auch die Präsidenten, deren Mexico allein mehr als funfzig aufzuweisen hat. Es gehört im Allgemeinen zu den Ausnahmen, daß ein Präsident ohne vorherige Revolution ins Amt gelangt. Nur Chile und Costa rica sind vergleichweise von solchem Unwesen frei geblieben. Vor einiger Zeit gaben wir einen Katalog der Präsidenten von Bolivia, von denen fast alle eines nicht natürlichen Todes oder doch in der Verbannung gestorben sind. Ein Nebenstück liefert Uruguay, diese ehemalige Banda oriental, zwischen dem La Plata und Brasilien. Dasselbe wurde 1829 nach dem Kriege zwischen Argentinien und Brasilien als unabhängig anerkannt; während desselben hatten die Generale Rivera und Lavalleja eine hervorragende Rolle gespielt. Ruhe hat diese Republik, die heute kaum eine halbe Million Seelen zählt, wovon etwa ein Drittel eingewanderte Europäer sind, eigentlich gar nicht gehabt. Wir geben nachstehende Data:

1830. General Rivera wird zum Präsidenten gewählt; er ist der erste in der Reihe.

1833. General Lavalleja, der selber Präsident werden will, erhebt sich gegen ihn; die Revolte wird niedergeschlagen.

1834. Oribe wird Rivera's Nachfolger.

1835. Auf Rivera's Antrieb bricht eine Revolution gegen Oribe aus.

1836. Rivera wird aufs Haupt geschlagen und entflieht nach Brasilien.

1838. Rivera wird von Buenos Ayres aus unterstützt; Bürgerkrieg, Oribe wird verjagt; Rivera erklärt sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Präsidenten.

1839. Nun erhält Oribe von Buenos Ayres her Unterstützung, fällt in Uruguay ein und damit beginnt ein Bürgerkrieg, der ohne Unterbrechung bis 1851 andauert. Während desselben hat die Stadt Montevideo eine neunjährige Belagerung ausgehalten.

1851. Brasilien und Entre Rios interveniren; die Belagerung von Montevideo wird aufgehoben; Oribe wird geschlagen und flieht aus dem Lande.

1853. Militäraufstand in Montevideo; Präsident Giro wird vertrieben. Provisorische Regierung; sie besteht aus den Generalen (— es sind allemal Generale, säbelrasselnde Taugenichtse im Vordergrunde —) Rivera, Lavalleja und Oberst Flores.

1854. Flores wird zum Präsidenten erklärt und wendet sich an Brasilien um Unterstützung. Das Land ist unruhig und will die Brasilianer nicht dulden.

1855. Die brasilianischen Truppen werden zurückgezogen, Oribe kommt aus Spanien zurück und beginnt einen neuen Bürgerkrieg. Flores wird aus dem Lande gejagt. Provisorische Regierung. Bustamente wird Präsident.

1856. Rivera wird zum Präsidenten ausgerufen.

1857. Kein Aufstand aber gelbes Fieber.

1858. Wieder Revolution. An der Spitze derselben steht General Cesar Diaz Pereira. Derselbe erhält Unterstützung von Brasilien und Buenos Ayres. Er flüchtet sich nach Buenos Ayres, kommt zurück und wird in der „Massacre von Quinteros" erschossen. Schreckensregierung.

1859. Austreibung der Jesuiten als Unruhestifter.

1860. Berro wird zum Präsidenten erklärt. Ausbruch der Parteifeindlichkeiten zwischen den Weißen und Rothen (Blancos und Colorados). Daraus erwächst

1863 eine Revolution, an deren Spitze Flores steht. Dieselbe dauert bis

1865. Brasilien ist für Flores; Paraguay mischt sich ein zu Gunsten der Feinde desselben. Flores wird zum Präsidenten erwählt. Krieg mit Paraguay, der bis zum März 1870 andauert. Inzwischen wurde Flores 1868 in einer Meuterei zu Buenos Ayres ermordet.

1870. Lorenzo Batlle Präsident. General Aparicio setzt eine Revolution in Scene. Blutiger Bürgerkrieg andauernd bis

1872. Batlle wird gestürzt, die Colorados unterliegen.

1873 und 1874. Präsident Ellauri. Gegenwärtig dumpfe Gährung gegen ihn, weil es ihm nicht gelungen ist, für eine so unruhige „Republik" in Europa eine Anleihe von etlichen Millionen Pfund Sterling abzuschließen.

## Aus Indien.

Unter den jungen Hindus, welche sich des Studiums der englischen Literatur befleißigen, sind viele, die nicht bloß Dramen von Shakespeare lesen, sondern mehrere derselben auch theatralisch aufführen. Am 1. Januar 1874 führten die Hindustudenten des Radschkumar College zu Radskote König Richard den Zweiten auf; sie sind der guten Darstellung wegen öffentlich belobt worden und die beiden jungen Braminen, welche die Rollen des Bolingbroke und des John o Gaunt spielten, „waren bewundernswürdig". Von den jungen Hindus sind auch Shakespeare-Gesellschaften gebildet worden.

— Die Mosaik in der Tadsch Mahal, der Prachtmoschee in Agra, Indien, hat ihres Gleichen nicht. Nach einer Zusammenstellung des Obersten Anderson wurden zu derselben verwandt: mehr als 900 Maunds Cornalin, 210 M. Türkise, 440 M. Lapis Lazuli, 100 M. Korallen, 500 M. Agat und Onyx, 45 M. Opal; außerdem noch eine große Menge weniger werthvollen Materials. Den werthvollsten Bestandtheil bilden 51 Maunds Rubine, 97 M. Smaragd, 145 M. Saphir und 75 M. glänzende Steine, womit wohl Krystalle gemeint sind. Während des etwa 20 Jahre dauernden Baues, welcher mehr als 20,000 Arbeiter beschäftigte, waren bei demselben folgende Künstler thätig: Ein Christ aus Rom, welcher die Pläne zeichnete; er bekam monatlich 1000 Rupien (2000 Mark). — Amanat Chan, ein Perser aus Schiras, „Schreiber der kaiserlichen Titel"; er bekam ebenso viel. — Mohammed Dschannof Chan, Director der Maurerarbeiten, 500 R. — Mohammed Scherif, ein Christ, 500 R. — Ismael Chan, der „Kuppelverfertiger", 500 R. — Mohammed Chan aus Bagdad, „der sehr zierlich schreiben konnte", 900 R. ꝛc. — Der zuerst erwähnte „Christ aus Rom" war ein talentvoller Franzose, Austin aus Bordeaux, in welchen der Großmogul Akbar großes Vertrauen setzte; die Eingeborenen nannten ihn Nadir ul Asur, Wunder des Zeitalters. Er starb in Cochin, angeblich von den Portugiesen vergiftet.

— Der Vicekönig von Indien hat neuerdings Maßregeln gegen die Ermordung weiblicher neugeborener Kinder bei nicht weniger als 60 Sippen und in 280 Dörfern in den Districten Alighar und Ghazipur angeordnet.

— Sandelholz ist in Indien noch in beträchtlicher Menge vorhanden, namentlich in den Wäldern von Maissur (Mysore), wo es seit alten Zeiten unter strenger Aufsicht und Ueberwachung der Regierung steht. Hayder Ali und Tippu Sahib ließen den Abtrieb genau regeln und die britische Regierung hält an dem Monopole fest; deshalb kann eine Waldverwüstung

nicht stattfinden. Sie verkauft jährlich für nur etwa 400,000 Rupien Sandelholz. Vortreffliche Bäume wachsen in Malnad, wo sie schlank eine große Höhe erreichen, und von dort gehen die Bretter nach Bombay, wo sie zu allerlei „Bombay Wark" verarbeitet werden. Die in den Ebenen wachsenden Bäume werden aus Mangel an hinlänglicher Feuchtigkeit nicht so hoch, aber der Geruch des Holzes ist feiner und kräftiger. Das Sandelholz wird in Indien vorzugsweise zur Verfertigung von Kästen, Fächern und allerlei dergleichen Sachen benutzt; die Sägespäne dienen als Räucherwerk und das Oel giebt ein hochgeschätztes Attar, lieblichen Wohlgeruch. Die Abfälle werden sowohl von Hindus wie von Parsis bei ihren Feueropfern verwandt.

— In den Monaten April, Mai und Juni 1873 sind in Madras 177 Bücher gedruckt und verlegt worden; darunter waren Englisch 34, Tamil 53, Telugu 26, Malayalam 6, Canaresisch 11, Hindustani 30, der Rest Sanskrit, Persisch und Lateinisch.

— Die Ausfuhr indischen Thees nimmt rasch zu. Sie hat im März 1874 betragen 812,471 Pfund gegen 625,367 Pfund in demselben Monate des Vorjahres. — Auf Absatz nach den unter russischer Herrschaft stehenden Theilen von Turkestan dürfen die indischen Theebauer nicht rechnen. Wir lesen soeben, daß der russische Generalstatthalter von Turkestan die Einfuhr von Thee und Opium aus Indien nach dem gesammten russischen Gebiete in Asien verboten hat. Der Einfuhrzoll auf alle anderen von dort kommenden Waaren ist erhöht worden, nur allein für Baumwolle, Musselin und Indigo ist der alte Tarif geblieben. Baumwolle liefert Turkestan selbst. Indigo wird dort nicht gebaut und Baumwollenwaaren tragen so hohe Fracht, daß sie den Absatz russischer Gewebe nicht beeinträchtigen können.

* * *

— Das deutsche Reich hat in Brasilien Consulate, respective Viceconsulate, an folgenden Stationen: Rio de Janeiro, Petropolis, Santos, S. Paulo, Campinas, Paranagua, Desterro, Donna Francisco, S. Francisco do Sul, Blumenau, Rio Grande do Sul, Porto Alegre, Bahia, Aracaju, Natal, Pará, Parahyba (do Norte), Pernambuco, Maceió, Maroim, Ceará, S. Luis de Maranhao. Bis auf zwei sind sie alle von Deutschen besetzt.

— Im Verlaufe von sechs Jahren, 1866 bis 1873, haben die Verkehrsmittel eine geradezu colossale Ausdehnung genommen; die Telegraphenlinien z. B. von 57,166 deutschen Meilen auf etwa 77,000. Der Draht reicht von San Francisco durch Nordamerika, das Atlantische Meer, Europa, Sibirien bis an den Amur, und Zweiglinien verbinden Indien, Japan und Australien. Die Meilenlänge der Eisenbahnen ist von 24,500 auf 37,300 angewachsen und auf den Bahnen werden täglich im Durchschnitt 4 Millionen Leute befördert. Die Briefpost besorgt im Jahre 3300 Millionen Briefe, 100 in jeder Secunde. Im Jahre 1860 hat der Werth der Ein- und Ausfuhren etwa 30,000 Millionen Mark betragen und 1870 war derselbe auf 46,000 Millionen angewachsen.

— Die Auswanderung aus Irland hat sich seit dem 1. Mai 1851, von wo ab genaue Zählungen vorhanden sind, bis zum 1. April 1874 auf 2,275,174 Personen gestellt.

— Die Anzahl der Jesuiten hat zu Anfang des laufenden Jahres 9101 betragen. Frankreich, „an der Spitze der Civilisation marschirend", hat das Glück, nicht weniger als 2308 Mann von dieser schwarzen Horde des römischen Papstes zu beherbergen; Italien 1527, Großbritannien und dessen Colonien 1080; als Missionäre sind 1588 thätig; die übrigen vertheilen sich auf verschiedene Länder, namentlich auf die Musterrepublik Nordamerika, wo ihr Hauptsitz in St. Louis ist.

— In Cincinnati, wo die Betseuche der verrückten Weiber unbeirrt im Schwange geht, halten dieselben noch immer Versammlungen ab, um „den Teufel" niederzutreten, der sich in geistigen Getränken und Lagerbier verkörpert habe. Im Juni stand dort an der Spitze der „Heul- und Betbrigaden" eine Frau Wells; sie predigte auf der Straße über „den Gott, der mein Gott ist, über ihren Gott der Erlösung und den feurigen Ofen. Wenn Ihr auf meinen Gott schauet, so werdet Ihr Euch vor nichts fürchten und wenn man Euch auch ins Gefängniß sperrt. Sehet, vorgestern waren nur vier unserer frommen Schwestern beisammen, aber wir beschlossen dennoch, das Kreuz zu erheben und gegen den Teufel anzustürmen, wenn wir unsern Herrn Jesus durch Beten vermögen könnten, mit uns zu gehen. Und siehe da, er erhörte uns und zog uns voran und die Betstunde, welche wir unter seiner Leitung abhielten, war unaussprechlich süß. Also, Schwestern, verzaget nicht, rückt aus mit mir; durch Beten und Singen werden wir den Teufel sicherlich machtlos zu Boden werfen." Dann trat ein Methodistenpastor auf, der C. H. Payne heißt. Dieser „Bonze" hat eine überraschende Entdeckung gemacht. Die Deutschen, gleichviel ob Protestanten oder der Kirche des römischen Papstes angehörig, gelten für äußerst verstockte Menschen, mit welchen die gegen das Biertrinken heulenden Weiber bis dato noch gar nichts ausrichten konnten. Der schlaue Pastor nun glaubte den Starrsinn der Teutonen auf eine andere Art brechen zu können, indem er erklärte, daß er nicht etwa Krieg gegen irgend eine Confession oder Nationalität führe; er wisse, daß die in Amerika ansässig gewordenen Fremden gute Republikaner geworden seien und Allem, was monarchisch sei, abgesagt hätten, sobald sie sich klar darüber geworden seien, was monarchisch, also ohne Weiteres auch sündhaft und verwerflich sei. „Ihr Deutschen könnt doch unmöglich monarchische Einrichtungen aus Deutschland auf diesen amerikanischen, freien, republikanischen Boden verpflanzen wollen!" Demnach ist das Biertrinken eine monarchische, also verwerfliche Einrichtung. Quod erat demonstrandum!

— Die Neger sind überall sehr darauf erpicht, sich die Namen hervorragender Männer beizulegen. Es giebt kaum einen Ort, in welchem nicht eine Anzahl schwarzer George Washington's zu finden wäre. Neuerdings haben einige farbige Bürger in Neuorleans sich keinen geringern Namen als den Otto Bismarck's angeeignet. Ein schwarzer Methodistenprediger, der auch stark in Politik macht, ist höher hinaufgestiegen; als Reverend glaubte dieser Sprößling Aethiopiens das thun zu können. Er ist Vicepräsident des radicalen Centralclubs (— radical sind alle Neger —) des sechszehnten Stadtviertels in Neuorleans und nennt sich Reverend Emperor William. Kaiser Wilhelm als Negerpastor ist wirklich nicht übel.

— Die Regierung von Colombia (Neugranada) hat der Public Works Construction Company eine Garantie von 7 Procent auf 500,000 Dollars angeboten, um für diese Summe indische Kulis und Colonisten einzuführen. Mit Hülfe derselben sollen die Eisenbahnen und andere öffentliche Arbeiten gefördert werden. Sie zahlt einem Herrn Gustin jährlich 160,000 Dollars, damit er alle Telegraphenlinien in bester Ordnung erhalte. — Der Staat Antioquia hat einen Vertrag zum Bau einer Eisenbahn nach dem Magdalenenstrome beschlossen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

# F. Garnier im nördlichen Laos.

Die wilden Völker am obern Mekong in Laos. — Die Mu tseu. — Lagree's Expedition auf dem Wege nach Paleo. — Carpotapalmen. — Die Khas Khos. — Nach Siem Lap. — Das große Fest zu Anbeginn der Regenzeit. — Die Khas Kuys. — Ein Fluß mit heißem Wasser. — Ankunft in Muong Yong. — Die Herrschaft der Biemanen in Laos. — Die Tors und ihre Dörfer. — Die Lawas. — Lagree beim König von Xieng Tong. — Abreise nach China.

Die Expedition Lagree's und Garnier's auf und am Mekong bis in die chinesische Provinz Yünnan hinein hat namentlich in ethnographischer Beziehung eine reiche Ausbeute geliefert und uns bisher unbekannte Völkerstämme kennen gelehrt. Wir haben eine Anzahl Typen von „Wilden" geliefert, die im nördlichen Laos wohnen (z. B. der Lemeth, der Wilden von Pak Ben, „Globus" XXII, S. 322, 324 rc.). Nördlich von Muong Lim, bis wohin wir früher die Reisenden begleitet haben, fanden sie in der Nähe der chinesischen Grenze abermals einen eigenthümlichen Stamm, jenen der Mu tseu, über welche schon 1839 Mac Leod einige Nachrichten gegeben hatte. Oberst Yule stellt die Ansicht auf, daß sie möglicherweise mit den Miao tse verwandt sein können, die bisher zumeist ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Kaiser von China tapfer und in ununterbrochenen Kriegen behauptet haben. Garnier wagt nicht, darüber ein Urtheil zu fällen, meint aber, es würde interessant sein festzustellen ob diese Miao tse Stämme von „kaukasischem" Typus seien, welche von den sonst überall in Ostasien hereinbrechenden Völkerwogen mongolischer Race sich getrennt zu halten wußten.

Unsere Illustration der Mu tseu zeigt einen nicht mongolischen Typus, auch die Tracht ist eine besondere. Die Leute behängen sich mit allerlei Flitterkram etwa wie die Zigeuner. Der Kopfputz der Frauen ist originell; derselbe besteht aus einer Reihenfolge von Bambusstreifen, die mit geflochtenem Stroh umwickelt sind. Die Außenseite ist vor der Stirn mit silbernen Kügelchen verziert und weiter nach oben hin mit zwei Reihen weißer Glasperlen eingefaßt; an der linken Seite hängt eine Quaste herab, die aus weißen und rothen Baumwollenfäden besteht und mit allerlei buntfarbigen Glasperlen besetzt ist, häufig kommen auch Blumen hinzu. Die Vorderärmel der Frauenjacken und der Röcke sind mit weißen Glaskorallen bestickt; an letzteren ist vor der Brust eine Platte angebracht. Zum Putz gehören auch hohe, enganliegende Gamaschen, die bis zur Wade gleichfalls mit solchen Perlen besetzt sind. Ohrgehänge dürfen nicht fehlen; sie bestehen aus getriebenen Silberkugeln und Perlen; dazu kommen Armringe, Gürtel, Halsbänder und allerlei Brustgehänge von Muscheln und chinesischen Münzen, die auf einen Faden gereiht werden. Die Männer haben eine turbanartige Kopfbedeckung, weites Beinkleid und eine Jacke mit silbernen Knöpfen; bei ungünstiger Witterung wird ein aus Blättern verfertigter Mantel umgeworfen. Eine Frau, welche eine Last zu tragen hat, legt ein rundes Holzbrett auf die Schultern, in welchem für den Hals eine genügende Oeffnung sich befindet; an diesem Halsbrett ist der Tragkorb befestigt. (S. 98.)

Manche dieser wilden Mu tseu in der Gegend von Muong Lim lassen das Haar lang wachsen, flechten es jedoch nach Art der Chinesen in Zöpfe. Die Sprache ist von jener der Laos durchaus verschieden; sie hat harte und zischende Laute, durch welche man sie sofort von den übrigen Sprachen des nördlichen Indochina unterscheiden kann. Die Häuptlinge verhielten sich sehr schweigsam und zurückhaltend und Delaporte hatte viele Mühe und Umstände bevor es ihm gelang eine Frau, die er zeichnen wollte, zu ruhigem Sitzen zu vermögen.

Die Expedition hatte im nördlichen Laos, seitdem sie in Gegenden gekommen war, welche den Birmanen unterworfen sind, mancherlei Widerwärtigkeiten und unnützen Aufenthalt. Die Verzögerungen waren nun so unangenehmer, weil die Regenzeit begonnen hatte. Die Reisenden hatten nun den 22. Grad nördlicher Breite erreicht und mußten die weitere Richtung nach Nordosten hin einschlagen, um zunächst nach Paleo zu gelangen. Auf ihrer Wanderung waren mehrere kleine Flüsse zu durchwaten; Brücken über solche findet man erst weiter im Norden, wo sich chinesischer Einfluß geltend macht. Mit der Gesundheit aller Mitglieder stand es nun, im Julimonate, sehr schlimm. Zuerst erkrankte der Maler Delaporte sehr gefährlich, er konnte weder gehen noch reiten und mußte getragen werden. Aber kein Eingeborener wollte sich zum Tragen eines Kranken herbeilassen, weil er dann, wie der Volkswahn annimmt, selbst erkranken würde, und so mußten die annamitischen Diener der Expedition, welche ohnehin schwer bepackt waren, auch noch diese Verrichtung der Reihe nach auf sich nehmen. Noch mehr; sobald man einer Ortschaft nahe kam und die Bauern sahen daß ein



Wilde aus der Umgegend von Muong Lim.

kranker Mann getragen wurde, widersetzten sie sich dem Einzug in das Dorf, in welches ein solcher nicht gebracht werden dürfe; das könne Unglück bringen. Sie ließen von ihrem Widerstand erst ab wenn man ihnen Flinten und Revolver zeigte. In dieser Gegend sind Caryotapalmen häufig, deren Stamm bis zu 40 Fuß hoch wird. Derselbe ist wenn noch jung ganz von vertrockneten Blattscheiden umgeben, späterhin wird er glatt, verursacht aber dem, welcher an ihm hinaufklettert, einen brennenden Schmerz; man bezeichnet den Baum deshalb als Brennpalme. (S. 101.)

Weiterhin trat wieder viel Wald auf. In der Umgegend von Paleo trafen die Reisenden abermals mit „Wilden" zusammen, den Khas Khos, deren Typus jenem der Chinesen viel näher steht als dem der Annamiten. Sie scheeren das Haupthaar ab und lassen nur einen Zopf stehen, den sie mit silbernen Reifen verzieren und turbanartig um den Kopf wickeln. Die Frauen haben eine ähnliche Tracht wie die weiter oben geschilderten der Mu tseu, aber Kopfschmuck darf nur von verheiratheten Weibern getragen werden. Ein solcher wird für jede Frau besonders angefertigt; sie schmückt sich damit am Tage der Hochzeit und wird mit demselben begraben. Die Khas Khos besitzen viele silberne Gegenstände mit geschmackvoller cišelirter Arbeit, und haben namentlich sehr hübsche silberne Tabackspfeifen. Zum Trägerdienste wollten auch sie sich nicht herbeilassen, weil ihnen das Unglück bringen werde.

Während der Wanderung nach Siem Lap regnete es stark und die Reisenden mußten mitten im dichten Wald übernachten, welcher die Abhänge der Hügel und Thäler bedeckte. In offenen Gegenden wird dort Baumwolle gebaut

und in der Ebene von Siem Lap viel Reis. „In diesem Orte waren unser Dolmetscher und zwei Annamiten, die wir vorausgeschickt, bereits angelangt und als wir eintrafen, fanden wir, daß sie in einer Pagode alles vorgerichtet hatten, um uns ein leckeres Abendmahl zu bereiten. Das ging so zu. Unterwegs zwischen Paleo und Siem Lap sahen sie, wie ein Tiger sich über einen großen Hirsch herstürzte. Der Dolmetscher und der annamitische Sergeant feuerten sofort ihre Gewehre ab, nicht um den Tiger zu verwunden, was für sie gefährlich hätte werden können, sondern um ihn zu erschrecken. Als er den doppelten Knall hörte, ließ er seine Beute im Stiche und machte sich davon; der am Boden liegende Hirsch zuckte noch. Da er zu schwer war, als daß sie ihn ganz hätten fortschaffen können, schnitten sie das ganze Hinterviertel ab, welches sie sofort nach ihrer Ankunft in Siem Lap eingesalzen hatten. Nun konnten wir uns gütlich thun. Aber mit der Gesundheit stand es sehr schlimm. Wir hatten die letzten Tagemärsche durch Wald und inmitten von Reisfeldern machen müssen; der vom Regen aufgeweichte Erdboden hauchte gefährliche Miasmen aus und wimmelte von Myriaden Blutegeln, deren Bisse Fieberanfälle verursachten; viele unserer Diener hatten Geschwüre an den Beinen."

Am 16. Juli wurde in Siem Lap ein großes Fest gefeiert. Die Laos haben Mondsmonde und rechnen die Tage vom Neumond bis zum Vollmond, was sie als Zeit des wachsenden Mondes bezeichnen, und vom Vollmonde bis zum Neumonde die Zeit des abnehmenden Mondes. Der 16. Juli nun war im Kalender der Laos der erste Tag des abnehmenden Mondes, und von ihm an rechnet man den Eintritt der Pha Vasa, Regenzeit, welche drei Monate dauert. Während derselben dürfen die Bonzen nicht außerhalb der Pagode schlafen oder dieselbe verlassen. Sie wuschen vom frühen Morgen bis zum Abend an dem großen Standbilde Buddha's herum; die Bäuerinnen brachten frisches Wasser und sammelten dasjenige, mit welchem die Statue schon abgespült worden war. Die ganze Nacht hindurch wurde unaufhörlich gebetet und am 16. Juli in der Frühe strömten die festlich gekleideten Andächtigen in die Pagode. Jeder brachte Früchte und Blumen, verbrannte Kerzen oder in Oel getauchte baumwollene Dochte und schüttete während des Gebetes von Zeit zu Zeit Wasser in ein im Boden befindliches Loch. Diese Ceremonie hat Bezug auf den weiblichen Engel Nam Patoram, welcher Schutzgeist des Wassers ist. Nachmittags bestieg der Oberbonze die Kanzel, und las den aufmerksamen Zuhörern zwei Capitel aus dem Suwana Tschonpu, einem Sutra, das wohl nur der nordbuddhistischen Literatur angehört.

Wer hier seine Begrüßungen vor dem Altare beginnt, macht zuerst eine Bewegung mit der Hand als ob er die Fliegen verjagen wolle. In der Regenzeit werden sehr viele Feste gehalten, nämlich eins alle acht Tage, bei jedem Mondviertel, während in den neun Leeng, d. h. trockenen Monaten, nur alle zwei Wochen ein solches stattfindet.

Während des Festtages erschienen Wilde vom Stamme der Khas Kuys in der Pagode; sie waren aus der Umgegend von Muong Lim gekommen; ihre Sprache ist dieselbe mit jener der Mu tseu bei Muong Lim, aber ihr Typus ein ganz abweichender. Sie ähneln den Birmanen, haben eine gebogene Nase, langen Kopf, „ein Profil wie die Klinge eines Barbiermessers," zurückweichendes Kinn, tragen einen Schnauzbart, setzen einen Turban auf und kleiden sich im Uebrigen wie die Laos. Der Kopfputz der Frauen gleicht jenem bei den Mu tseu, nur ist er einfacher. Sie haben keine Schriftzeichen, verehren Geister und begraben ihre Todten; jede Familie hat ein gemeinschaftliches Grab. Man kann diese Khas Kuys als fast unabhängig betrachten, da sie den Häuptlingen der Laos keine Abgaben zahlen, sondern nur Matten und Baumwollenzeug als Geschenke bringen und wenn dieselben reisen ihnen Träger stellen und Reis liefern. Taback und Baumwolle wird in Menge von ihnen gebaut und an die Chinesen verkauft.



Frau in Muong Lim.

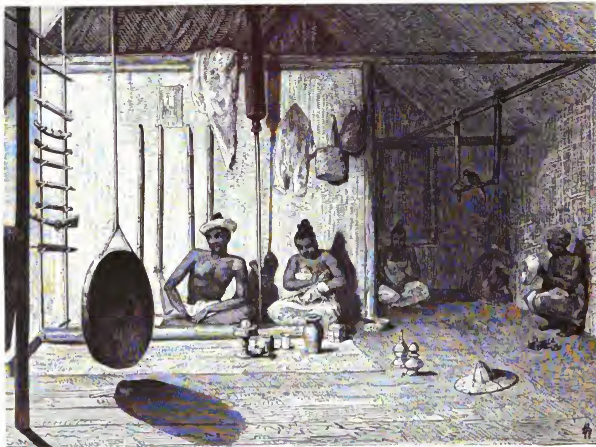
Auf dem Zuge nach dem kleinen Dorfe Sop Yong kamen die Reisenden an einen halb ausgetrockneten Waldstrom, an dessen Ufern kahler Boden war. Die Steine, zwischen welchen der Wa erfaden hindurchfloß, nahmen sich eigenthümlich aus; sie waren weiß, mit Salzkruste überzogen. Garnier fand, daß die drei Quellen dieses heißen Wassers aus einem steil abfallenden Felsen hervordrangen und dampften; er konnte die Hand nicht hineinhalten und mußte vorsichtig sein, um die Füße nicht zu verbrennen; als er einen Thermometer hineinhielt, zeigte dieser 86° C.

Am 7. August kamen sie an den Fluß Nam Uang, über welchen eine Holzbrücke geschlagen worden war. Die Dörfer in dieser Gegend deuteten auf Wohlstand, die Pagoden erinnerten mit ihren nach aufwärts gekrümmten Dächern an den chinesischen Baustil, der sich dann auch in Muong Yong zeigte, das einst Hauptstadt eines kleinen Königreiches war und noch jetzt mit Wall und Graben umzogen ist. Die Reisenden hatten mancherlei Unannehmlichkeiten mit dem birmanischen Beamten, der sie dort zurückhalten wollte, bis er aus Xieng Tong Bericht erhalten ob er sie weiter ziehen lassen dürfe. Lagree machte dem Laoshäuptling von Muong Yong einen Besuch und bat denselben um 38 Träger. Dieser „König" war ein freundlicher Mann und auch der Birmane veränderte bald sein anfangs sehr barsches Wesen, nachdem er eine Flinte zum Geschenk erhalten hatte; auch

seine Frau und die Familie des Königs wurde mit allerlei europäischen Gegenständen bedacht, und die Erlaubniß zur Weiterreise wurde nun willig ertheilt. Der Birmane warnte vor den Chinesen, bei welchen den Fremden wohl vielerlei Widerwärtigkeiten begegnen würden; die Laos ihrerseits beklagten sich bitter über die Erpressungen der Birmanen, welche von ihnen Man genannt werden.

Die Umstände erforderten, daß Lagree in eigener Person nach Xieng Tong reisen mußte, um dort beim König und den birmanischen Oberbeamten allerlei Schwierigkeiten, welche sich von Neuem erhoben hatten, aus dem Wege zu räumen. Die inzwischen in Muong Yong verweilenden Mitglieder der Expedition und fast alle ihre Diener empfanden die nachtheiligen Einflüsse der ungesunden Regenzeit immer stärker; sie waren schwer erkrankt und wurden von Delirien heimgesucht. Trotzdem aber empfingen sie manchen Besuch und die Annamiten gaben Theatervorstellungen, welche viele Zuschauer herbeilockten. Die Frau des birmanischen Beamten war ein hübsches, frisches Weib, von lebhaftem Geiste, wißbegierig und ungemein anmuthigem Behaben. Garnier erhielt von ihr mancherlei Nachrichten, z. B. über die Silbergruben von Kenma und dann auch über China, das sie als Muong ho bezeichnete.

Garnier meint, daß die Birmanen schwerlich darauf rechnen können, auf die Dauer diese Gegenden im nördlichsten Laos zu behaupten. Sie gehen dort allerdings mit einer gewissen Schonung zu Werke, außer wo der Fiscus in Frage kommt, und haben an verschiedenen Punkten Zollstätten, an



In einer birmanischen Wohnung zu Muong Yong, Laos.

welchen sie Abgaben erheben. Alle chinesischen Kaufleute, welche mit den südlichen Theilen des birmanischen Laos Handel treiben, sind gehalten, Muong Yong zu passiren, was für sie lästig und zeitraubend ist. Auch der Krieg der mohammedanischen Panthays gegen die Mandarinen im benachbarten Yünnan wirkte störend auf den Geschäftsverkehr. Als Garnier in Muong Yong sich befand, war seit drei Jahren die Karawane der chinesischen Kaufleute ausgeblieben. Verwaltung und Rechtspflege sind den einheimischen Häuptlingen belassen worden, was auch im siamesischen Laos der Fall ist, nur die Titel sind anders und so wird z. B. der zweite König statt Opalat im birmanischen Laos als Paidabong bezeichnet. Garnier will bemerkt haben, daß man die Oberherrschaft der Siamesen zurückwünsche und sich nach festen, geordneten Verhältnissen sehne. Das Land hat durch häufige Kriege noch im laufenden Jahrhundert viel gelitten. Während des Mittelalters war es eine Zeitlang den Chinesen unterworfen, wie es scheint im dreizehnten Jahrhundert, zur Zeit des gewaltigen Mongolenherrschers Kublai Chan. Die Chinesen betrachteten Muong Yong als einen wichtigen Vertheidigungsplatz für ihre Südgrenze und baueten dort am Flusse Nam Uang eine Citadelle. Ihre Herrschaft hat aber nicht lange gedauert; das Land war bis ins sechszehnte Jahrhundert im Besitze der Fürsten von Xieng Moi und dann kam es in Besitz der Birmanen.

In dem Gebirge, welches Muong Yong von Xieng Tong scheidet, lernte Lagree den Stamm der Toes kennen, welche man als Wilde bezeichnet, wahrscheinlich weil sie keine Buddhisten sind. Ihre Betriebsamkeit steht hinter jener der Laos keineswegs zurück und es ist unstatthaft, sie als Khas

(Wilde) zu bezeichnen. Die Does kleiden sich ähnlich wie die Siam unterworfenen Lus, tragen Jacke und Beinkleider von blauer Farbe und einen rothen Turban. Ihre Dörfer sind groß und gut gebaut, die Häuser geräumig, das Dach reicht bis tief herab und bildet eine gegen Sonne und Regen geschützte Gallerie. Bemerkenswerth ist, daß die Häuser nicht wie bei den Laos zerstreut aus einander liegen, sondern dicht neben einander stehen und eine hübsche, regelrechte Straße bilden. Die Gärten, in welchen auch viel Thee gepflanzt wird, liegen außerhalb des Dorfes. Man hat diese Bauart wohl deshalb gewählt, weil dort auf jenen Höhen keine Ueberfülle an Wasser ist; dasselbe wird aufgefangen und in Bambusröhren zu den Wohnungen geleitet. Die zu den Dörfern führenden Wege sind in gutem Stande und werden vermittelst hölzerner Schranken gesperrt, damit das Vieh die Aecker und insbesondere die Baumwollenfelder nicht heimsuche. Die hölzernen Umfriedigungen werden rasch von Kletterpflanzen überzogen und bilden grüne Schutzhecken.



Caryotapalme.

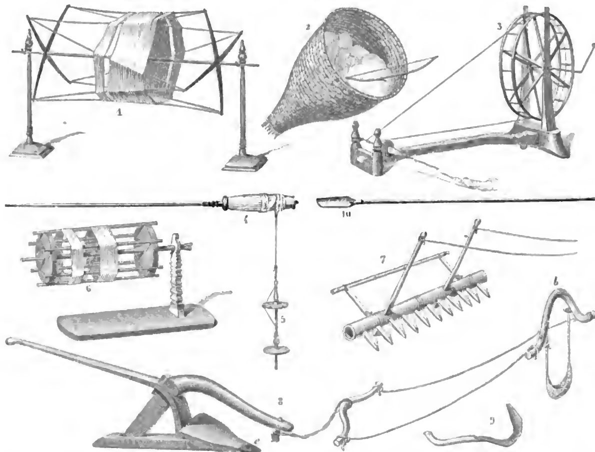
Die Does sind sehr gewandte Jäger. In ihrem Gebiete fehlen große, zusammenhängende Wälder und ausgedehnte Grasfluren, also fehlen auch die großen wilden Thiere, welche im centralen Indochina so häufig sind: Elephant, Rhinoceros und Tiger, aber Stachelschweine und Wildschweine kommen in Menge vor und liefern Fleisch für die Küche. Mac Leod (1839) beschreibt die Lawas, mit welchen er auf seiner Reise nach Xieng Tong in Berührung kam. Die Gegend, in welcher er sie fand, und das, was er von ihren Sitten und ihrer Industrie erzählt, berechtigen zu der Annahme, daß sie zu der Race der Does gehören, auf welche freilich nicht paßt, daß der Schotte die Lawas als schmutzig und widerwärtig schildert. An die Does kann man auch die Lemeths anschließen, welche sich ähnlich kleiden und dieselbe Sprache reden. Der Ansicht Yule's zufolge wären die genannten Wilden „der ausgeartete Typus der Mutterrace der Laos und Thais (Siamesen) in der Zeit, da dieselbe noch keine Umwandelung durch die Ein-

flüsse des Buddhismus erhalten habe.“ Richtig ist, daß die Does noch heute in vielen Stücken den Thais gleichen; sie selber nennen sich Hoi Mang, und behaupten, daß es „Wilde“ am Strome Saluen gebe, welche mit ihnen gleichen Ursprungs seien und ihre Sprache reden; sie heißen Hoi Kun.

Auf der Hochebene von Xieng Tong liegen zwischen den Dörfern der Does auch solche der Khas Khos zerstreut, dann auch große Wohnorte der Laos.

Während der Abwesenheit Lagree's unternahm Garnier trotz seiner Krankheit Ausflüge in die Umgegend von Muong Yong. Eine Wegstunde entfernt liegen neben einem großen und schönen Dorfe Schwefelquellen, bei welchen täglich ein Markt abgehalten wird. Dort halten peguanische und birmanische Krämer allerlei Waaren feil und es war Ueberfluß von solchen Dingen vorhanden, die man in der benachbarten Stadt theils gar nicht haben konnte, theils viel theurer bezahlen mußte; hier freilich erhob der birmanische Beamte keine Abgabe.

Am 26. August erhielt Garnier die Mittheilung, daß nun der Weiterreise nichts mehr im Wege stehe. Lagree war inzwischen in Xieng Tong angekommen und hatte dort nebst seinen beiden Begleitern Audienz beim Könige gehabt; die Aufnahme ließ nichts zu wünschen übrig. Er begab sich dann sofort in die Versammlung der 32 Mandarinen, deren jeder Vertreter eines Muong, Provinz oder Bezirkes,




Geräthschaften zum Ackerbau und zum Weben bei den Laos.

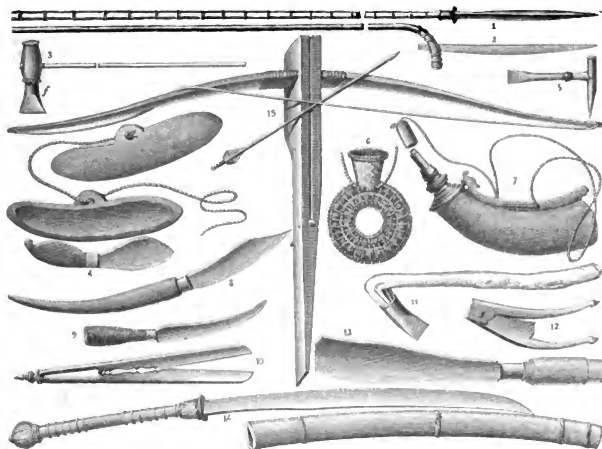
1 Garnwinde. 2 Korb und Bogen zum Entkörnen der Baumwolle. 3 Spinnrad. 4 u. 5 Spindel für Hanf. 6 Garnwinde für Seide. 7 Egge, 1,30 Meter lang. 8 Pflug von Holz, 1,80 M. lang; *e* Schneide von Eisen, *b* Joch für die Zugbüffel. 9 Sichel, 0,20 M. lang. 10 Hacke.

war. Sie werden vom Könige ernannt, nur die beiden Vorsitzenden werden vom birmanischen Hofe ernannt und stehen im Range höher als die anderen. Der dortige birmanische Oberbeamte hatte verlangt, daß Lagree vor der Audienz beim Könige die Fußbekleidung ablegen solle, er bestand aber nicht mehr auf dieser Zumuthung als sie rundweg verweigert wurde, und veranstaltete zur Erheiterung der Fremden ein Ballet, welchem ein Ringkämpfen folgte.

Die Stadt Xieng Tong liegt auf vier oder fünf kleinen Hügeln und ist mit einer unregelmäßigen Backsteinmauer nebst Graben umzogen; ihr Umfang beträgt etwa 12 Kilometer, aber nur ein Viertel davon ist bebaut. Man findet Häuser aus Holz, Bambus und gestampfter Erde; manche stehen auf Pfählen, andere auf dem platten Boden. Die Bauart der etwa 20 Pagoden erinnert an China. Die Europäer kamen rasch mit dem König in das beste Einvernehmen; er lud sie für jeden Abend ein, ließ alle Etikette bei Seite und ließ sich gern unterrichten über die Besitzungen der Europäer in den indochinesischen Ländern. Es ergötzte ihn sehr, wenn er sah wie Abends der Botaniker mit einem Arm voll Pflanzen heimkam, und eines Tages ließ er mehr als 50 verschiedene Arten herbeischaffen; er war sehr erstaunt, daß derselbe sie alle schon kannte. Schreibzeug, Feder, Loupe &c. gaben ihm Anlaß zu mancherlei Fragen.

Eines Tages äußerte der König den Wunsch, zu sehen,

wie die Europäer ihre Mahlzeiten halten. Sie ließen also ihren Koch mit den erforderlichen Geräthen in den Palast kommen, wo man ihm Hühner, Eier, Bohnen, Schweinsfleisch ꝛc. zur Verfügung stellte. Er verrichtete seinen Dienst und die Speisen wurden dann in englischen Fayencegeschirren und silbernen Schüsseln des Königs aufgetragen. Die



Waffen und Geräthschaften der Laos.

1 Lanze zur Elephantenjagd, 4,20 Meter lang. 2 Lanze für das Fußvolk. 3 Scharfe Hacke zum Niederhauen von Bäumen, 1,20 M. long; der Theil *f* ist beweglich und kann perpendiculär gestellt und als Hohlbeil verwandt werden. 4 Rasirmesser im Futteral, 0,20 M. 5 Schraubenzieher und Hammer für die Flinte. 6 Kugelbüchse aus geflochtenem Bambus. 7 Hölzernes Pulverhorn, der Deckel *a* ist das Pulvermaß. 8 Gewöhnliches Messer, 0,40 M. 9 Dolchmesser, 0,25 M. 10 Scheere, 0,30 M. 11 Kleine Hacke, 0,30 M. 12 Scheere zum Zerbrechen der Arekanüsse, 0,17 M. 13 Hackmesser. zum Bahnbrechen im Gestrüpp, 0,40 M. 14 Säbel und Scheide. 15 Bogen und Pfeil aus Bambus.

Königin war hoch erfreut über so viel Neues, das sie gesehen hatte.

Am 8. September verließ die Expedition Muong Yong, wo sie mehr als vier Wochen aufgehalten worden war, und trat die Wanderung nach der chinesischen Grenze an. Wir sind ihr durch das Land der Laos gefolgt und scheiden nun mit ihr von diesem in vielfacher Beziehung interessanten Volke des sogenannten Hinterindiens oder Indochinas. Zum Schlusse geben wir zwei Illustrationen, welche dem Leser Geräthschaften und Waffen veranschaulichen.

---

# Die Russen in Sibirien.

Eine Studie von **Albin Kohn**.

## II.

### II. Rußland colonisirt Sibirien.

Wohl schon während der Periode, in welcher die Eroberung Sibiriens ihren Verlauf nahm, sendete die russische Regierung Colonen aus, um das Land zu russificiren. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie schon damals Kasakencolonien einrichtete, denn darauf weisen die vielen Dörfer hin, in denen sich noch heute die Tradition erhalten

hat, daß sie einst „Stannich", Kasakenstandquartiere, gewesen sind. Es ist dieses das römische System, mittelst dessen, nachdem die Legionen einen Landstrich erobert hatten, sie in demselben ansässig wurden und gewisse Ländereien erhielten, welche sie bebaueten und für sich benutzten. Auch die Kasakencolonien waren mit Ländereien ausgestattet und hatten nur die Pflicht, kampfbereit zu sein, sowohl für den Angriffs- wie für den Vertheidigungskrieg.

An eine Entsendung freiwilliger, nicht militärischer Colonen konnte wohl die russische Regierung nicht denken, einmal deshalb nicht, weil selbst das europäische Rußland sehr dünn bevölkert ist und in ihm jetzt kaum 700 Menschen auf die Quadratmeile kommen, in Folge dessen, wie Tengoborski in seinen „Etudes sur les forces productives de la Russie" sehr treffend und kurz sagt: „Ce sont plutôt les bras qui manquent au travail," und zweitens, weil der Bauer in Rußland bis noch ganz vor Kurzem Leibeigener des Gutsherrn war, und ihm also nicht das Recht der freien Verfügung über sich zustand. Die Bauern der sogenannten „Krongüter" oder Staatsdomänen nach Sibirien überzusiedeln, hat wohl kein Herrscher Rußlands versucht, weil er hierdurch diese Güter entwerthet hätte.

Wie in allen despotischen Staaten, erlaubt auch das Gesetz in Rußland die Verbannung, und wohl diese Strafweise war es, welche frühzeitig angewendet wurde, um die nach und nach den Mongolen und den ihnen verwandten Stämmen bis an den Ural hin entrissenen Provinzen zu colonisiren, ihnen einen russischen Anstrich, den besiegten und unterjochten Volksstämmen aber Wächter und Rechtsnachfolger zu geben. So wurde das Gouvernement Wjätka, Perm, Astrachan, ja selbst Nischnynowgorod bevölkert, das ja einst größtentheils im Besitze der Tataren war; so wurde auch später Sibirien mit Europäern, ja sogar mit Asiaten bevölkert.

Die Regierung legte in den successive eroberten Landestheilen Bergwerke, besonders Goldwäschereien, Eisen- und Kupferwerke an, in welche sie Verbrecher als Strafarbeiter sendete; sie waren die ersten nicht militairischen Bewohner russischen Ursprungs.

Ich muß hier einzelne, dem Europäer gewöhnlich unbekannte Eigenthümlichkeiten der gesetzlichen Bestimmungen Rußlands anführen, um dem Leser den Schlüssel zum Verständnisse des Colonisationssystems zu bieten.

Das russische Strafrecht kennt die Todesstrafe für gemeine Verbrechen nicht; nur dem politischen Verbrecher droht Galgen oder Kugel. Jedes strafrechtliche Urtheil, außer wenn es nur auf einstweiliges Entfernen des Verurtheilten von seinem Wohnorte lautet, zieht den bürgerlichen Tod und den Verlust jeglichen Eigenthums, das ihm während der Vorlesung des Urtheils gehört *), nach sich. Der Verurtheilte verliert überdies alle Standesrechte, sowohl die ererbten als auch die erworbenen und jegliches Recht an seine Familie. Mit dem Augenblicke der Vorlesung des verdammenden Urtheils hört selbst die Ehe auf, und kann ihre Gültigkeit nur dadurch wieder hergestellt werden, daß der nicht verurtheilte Ehegatte dieses ausdrücklich erklärt. In diesem Falle hat er auch das Recht, dem verurtheilten Gespons in die Verbannung zu folgen und wird wie der Verurtheilte auf Staatskosten an den Bestimmungsort des Verurtheilten befördert. Hat der nicht verurtheilte Gatte nicht erklärt, daß er nach der Verkündigung des Urtheils seine Ehe für zu Recht bestehend erachtet, so kann der Deportirte nach seiner Ankunft in Sibirien sofort wieder eine eheliche Verbindung eingehen. Jedenfalls gehörten aber die Nachkommen eines zur Deportation Verurtheilten dem Staate an, waren zeitlebens rechtlos, und erstreckte sich dieses Verhältniß auf die ganze Descendenz. Erst Kaiser Alexander hob die letztere Bestimmung auf und gab den sogenannten „Maloletki" (Minderjährigen) bäuerliche Rechte, er stellte sie rechtlich mit den freigeborenen, nicht von deportirten Strafarbeitern abstammenden Bauern gleich.

In Rußland wird zwar der Verbrecher auch, wie in anderen Ländern, nur zu einer bestimmten Anzahl von Jahren zu Strafarbeiten verurtheilt, indeß ist diese Bestimmung rein illusorisch. Nur der politische Verbrecher hat die Hoffnung, einst wieder frei in seine Heimath zu gelangen und zwar nicht auf Grund irgend eines bestehenden Gesetzes, sondern lediglich in Folge einer Begnadigung, welche gewöhnlich in Folge irgend eines außergewöhnlichen Hofereignisses in Form eines „Manifestes" gewährt wird. Solche Manifestbegnadigungen werden häufig auch, besonders nach dem Tode eines Kaisers und der Thronbesteigung seines Nachfolgers, auf die gemeinen zu Strafarbeit verurtheilten Verbrecher ausgedehnt. Diese werden jedoch nicht in ihre Heimath entlassen, sondern müssen für ihr ganzes Leben in Sibirien als Ansiedler, „Posjelenjec", verbleiben, zu welchem Loose auch derjenige verdammt ist, der seine Strafzeit in der Strafanstalt „in der Arbeit" verbüßt hat.

So lange in Rußland die Leibeigenschaft dauerte, hatte der Staat noch eine Quelle, aus welcher er Colonen bezog. Der Gutsbesitzer nämlich war zwar Herr über Leib und Seele sowie auch über das Vermögen des Leibeigenen, besaß aber nicht das Jus gladii; er durfte sein lebendes, auf zwei Füßen gehendes Eigenthum mißhandeln, bis aufs Blut peinigen und aussaugen, aber nicht tödten. Dieses eigenthümliche Verhältniß veranlaßte sehr häufig die Bojaren, daß sie ihnen unangenehme Individuen dem Staate zur Ansiedelung in Sibirien oder auch zum Einstecken in die Armee schenkten.

Sehr treffend äußert sich hierüber der russische Schriftsteller Schelgunow, daß der Gutsherr das Stubenmädchen, dessen Physiognomie der Gutsdame nicht gefiel, oder die Wäscherin, welche ihm das Hemd schlecht geplättet hatte, nach Sibirien sendete, wo sie fern von den Ihren ein freudenloses Dasein führten.

Erst spät, und zwar schon zur Zeit des jetzigen Kaisers, sah man lange Züge freiwilliger Colonisten mit ihren Familien und ihrer fahrbaren Habe Sibirien passiren. Sie siedelten sich jedoch nicht in Sibirien selbst an, sondern gingen ins Amurland. Wenigstens ist keiner der Züge in Sibirien geblieben, mit welchen ich während meines vieljährigen Aufenthaltes daselbst in Berührung gekommen bin. Alle aber stammten aus solchen Gegenden des europäischen Rußlands, welche sich nicht durch Fruchtbarkeit auszeichnen, in denen der Bauer bei der Befreiung von der Leibeigenschaft nur ein kleines Stück Acker (Nadjel = Antheil) erhalten, und in denen sich die Industrie noch nicht entwickelt hat.

Aus Obigem darf nicht gefolgert werden, daß die Voreltern aller jetzigen Bewohner Sibiriens zu Strafarbeiten verurtheilte Verbrecher gewesen seien. Gewiß ist, daß einige, wenn auch wenige Familien freiwillig aus Rußland kamen und sich in den nach und nach erbaueten Städten ansiedelten. Außerdem wurde und wird doch nicht jeder Verbrecher auf der That ergriffen, oder es wird ihm das Verbrechen doch nicht dermaßen erwiesen, daß er zu Strafarbeit verurtheilt werden kann. Solche Verbrecher und diejenigen, die sich ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, wurden (und werden wohl noch) zur einfachen Deportation, zur soforti-

*) Nach der Publication des Urtheils kann der Verurtheilte in den Besitz von Millionen gelangen; sie verbleiben sein unbestrittenes, gesetzliches Eigenthum.

gen Ansiedelung (Posjelenje) verurtheilt, und schon ihre Kinder erhalten die gewöhnlichen bürgerlichen Rechte, d. h. sie werden bäuerlichen oder städtischen Gemeinden zugeschrieben.

Die Nachkommen dieser letztern Kategorie von Ansiedlern bilden den Kern, die Hauptmasse der jetzigen russischen Bewohner Sibiriens. Die zur Strafarbeit verurtheilten haben sehr wenig zur Vermehrung der Volkszahl beigetragen. Die eigenthümliche Einrichtung der Strafanstalten ermöglichte es den Verbrechern jederzeit aus ihnen zu entfliehen, ja reizte sie hierzu an und sie führten ein wahres Nomadenleben, da sie während des Sommers in Freiheit von Ort zu Ort, häufig bis nahe an ihre Heimath zogen, sich im Winter fangen, unter falschem Namen verurtheilen und wieder nach Sibirien senden ließen. Sie wurden in diesem Falle, wenn ihnen kein neues Verbrechen bewiesen werden konnte, höchstens zu einer vierjährigen Strafarbeit verurtheilt, welche viele aushielten, um später als Ansiedler ein ruhiges Leben zu führen. Die meisten jedoch lebten nur als Vagabunden, „Bradjaga", welche das Gefängniß ihr „Vaterhaus" nennen und in diesem sterben.

Die russische Regierung hätte längst einsehen müssen, daß sie, durch diese Art der Benutzung Sibiriens, das ja selbst dortige hochstehende Beamte nur ein großes Gefängniß nennen, in welchem es eigentlich gleichgültig sei wo sich der deportirte Europäer aufhalte, das ungeheuere Land nicht bevölkern könne. Jährlich gehen durch Tobolsk, wo die Hauptexpedition der Deportirten, der „Prikas o ssilnych" *), ist, über hunderttausend Individuen. Im Jahre 1863 gingen durch diese Expedition 104,031 Mann. Nach Kolbe und Pokrowski, welche über die Deportation und die Gefängnisse Rußlands genaue Untersuchungen angestellt haben, befinden sich im großen Durchschnitte jährlich 321,612 Menschen in den Gefängnissen des europäischen Rußlands in Untersuchungshaft, und werden alljährlich 79,029 verurtheilt und deportirt. Anderen Quellen zufolge soll die Durchschnittssumme der Untersuchungsgefangenen 376,512, die der Deportirten aber mehr als 100,000 betragen. Wenn wir diese enormen jährlichen Menschensendungen mit der actuellen Bewohnerzahl Sibiriens (kaum 7,000,000 inclusive der Pseudoautochthonen) vergleichen; wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß diese Sendungen schon über 200 Jahre dauern, so muß uns das Verderbliche des Systems um so klarer werden, als wir wissen, daß das europäische Rußland durchaus nicht an Uebervölkerung leidet und es nicht die hinreichende Menschenzahl besitzt, um seine ungeheueren Naturschätze zu heben und in Volksreichthum umzuwandeln.

Wir haben, ehe wir das Capitel über das russische Colonisationssystem verlassen, noch eine Seite desselben, die moralische, zu beleuchten.

Rußland sendete bis jetzt den Abschaum seiner Bevölkerung — wenn wir die nicht für immer deportirten politischen und Staatsverbrecher ausnehmen — nach Sibirien, und bevölkerte es mit den Elementen der Unordnung in jeglicher Beziehung. Räuber und Raubmörder, Gatten-, Gattinnen- und Kindermörder, Diebe und Hehler, Falschmünzer, Betrüger, untreue Beamten sollten bis jetzt das Land bevölkern und sich der socialen, durch das Gesetz vorgeschriebenen Ordnung fügen. Hierzu kommen noch die religiösen Fanatiker, die sogenannten „Starowjerzy" (Altgläubigen), die physisch unfruchtbaren „Skopcy" (Gehammelten, Verschnittenen), welche selbst den ehrlichen Menschen für unrein halten, und die fast unfähig sind, sich einer nicht in den alttestamentalischen Bibelkram hineinpassenden Ordnung zu fügen.

Wenn wir dieses Alles überdenken, wenn wir außerdem noch erwägen, daß jeder der ungezählten Völkerstämme Rußlands sein Contingent Deportirter nach Sibirien sendet, in Folge dessen man dort der Religion nach Orthodoxe, Altgläubige, Skopzen, Sabbathfeierer (eine besondere Secte der griechischen Kirche), römische Katholiken, Protestanten (beider Confessionen), Juden, Karaiten (eine jüdische Secte, deren Hauptsitz Troki im Gouvernement Wilna ist), Mohammedaner, Kryptofetischanbeter; der Nationalität nach: Russen, Polen, Deutsche, Esten, Sirianen, Mordwinen, Wotjaken, Permjaken, Kasansche Tataren, Grusiner, Armenier, Lesghier, Bulgaren, Perser, Türken, Zigeuner, ja sogar hin und wieder einen Mohren findet, so wird man die Unzulänglichkeit der Deportation nach Sibirien begreifen und einsehen, daß in diesem Lande eigentlich der Belagerungszustand der normale Rechtszustand der Bewohner sein muß, unter dessen Drucke auch naturgemäß diejenigen leiden, welche entweder freiwillig nach Sibirien gekommen oder doch gesetzlich als freie Menschen zu betrachten sind.

In neuester Zeit ist zwar das Gefängnißsystem in Rußland geändert worden; es werden auch, wie die Bestimmungen lauten, nur schwere Verbrecher deportirt und in die Kohlengruben der halb russischen, halb japanischen Insel Sachalin gesendet; aber die Verwaltung Sibiriens ist immer noch in den Händen von Generälen, welche keinen Sinn für bürgerliches Recht haben und bis jetzt war leider das Land nur einmal, am Anfange unseres Jahrhunderts, der Verwaltung eines durch Talente und Verdienste ausgezeichneten, aus den unteren Ständen emporgestiegenen Civilisten, des auf dem Sterbebette zum Grafen ernannten Speranski, anvertraut, dessen sich heute noch alte Männer mit Thränen der Dankbarkeit im Auge erinnern. „Daj Boch Speranskawo" (Gott gebe einen Speranski), ist der fromme Wunsch der Sibirier, welche Speranski nur aus der Tradition kennen.

Soweit mir bekannt, hat bis jetzt in Sibirien noch Niemand, wie es in Australien der Fall gewesen, gegen die Einführung von Verbrechern remonstrirt. Die russische Regierung würde auch nicht, wie die englische, eine solche Remonstration für einen Beweis von Reife und Moralität des Volkes, sondern für eine Auflehnung angesehen und sie schwer geahndet haben, da man leider in Petersburg noch nicht so weit ist, das Volk für etwas mehr denn für Figuren auf dem Schachbrette und für Steuerproducenten zu halten.

*) Der Prikas o ssilnych war wenigstens dort als ich nach Sibirien deportirt wurde und mir meine Notizen sammelte. Seit einigen Jahren ist er in Tjumen.

# Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

## I.

### Zur See von Valparaiso nach Chañaral.

Der Morgen des 16. October (1873), welcher dem Abend unserer Abfahrt von Valparaiso folgte, war kalt aber klar, so daß sich die nahe chilenische Küste deutlich übersehen ließ. Es war ein dürres Sandland, über welchem wenige Schritte landeinwärts vegetationslose Felsen, etwa bis zur Höhe von 500 bis 800 Fuß, sich erhoben. Etwa gegen Mittag, unmittelbar hinter einem steilen und höhern Felsen, trat das Ufer zurück und ward allmälig unsichtbar. Dies war der Eingang zur Bucht von Tongoi, von wo eine Eisenbahn nach Ovalle führt, welcher letztere Ort eine früher reiche, jetzt sehr wenig ergiebige Kupfermine hat, und außerdem führt jetzt eine Eisenbahn von Ovalle nach la Serena, so daß Tongoi ganz verfallen ist.

Allmälig bekamen wir das Ufer wieder zu Gesicht, immer gleich dürr und hoch, bis nach Coquimbo. Hier erscheint zuerst ein ganz baumloser aber völlig grüner Berg, dessen helle Farbe in Verbindung mit seiner beträchtlichen Höhe sonderbar gegen das dürre, felsige Ufer absticht. Dann kommt noch ein sehr schroffer, ganz weiß aussehender Fels, auf dessen Spitze sich der hohe Thurm des Schmelzwerkes von Guayacan erhebt; und ist man um diese Ecke herum, so befindet man sich in der Bucht von Serena. Serena ist nach Valparaiso und Santiago eine der bedeutendsten Städte des Landes. Sie liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend, und wir sahen sie in ein anmuthiges Grün gehüllt im Hintergrunde der Bucht liegen. Da diese zu seicht ist, so gehen die Schiffe nur bis Coquimbo, einem kleinen Städtchen, mit dem jenes durch eine Eisenbahn verbunden ist.

Das Schiff, dessen Verdeck fortwährend mit Fruchthändlern überfüllt ist, so daß es einem wandelnden Frucht- und Gemüsegarten gleicht, blieb in Coquimbo sechs Stunden und wir begaben uns ebenfalls ans Land. Während landeinwärts überall fruchtbarer Boden ist, ist die Küste allenthalben dürr und steinig. Das gut gebauete Städtchen hat eine Markthalle, breite Straßen und auf dem Marktplatze geschmackvolle Parkanlagen. Auf einer Estrade vollführte eben eine Musikbande ein wahrhaft schauriges Concert. Einige Coquimbaner und Coquimbanerinnen lustwandelten zu diesen erheiternden Klängen in der Abendkühle. Nachts 1 Uhr dampfte das Schiff aus dem Hafen hinaus.

Hinter Coquimbo beginnt allmälig der unfruchtbarste Theil Chiles, die eigentliche Wüste Atacama, nur hin und wieder von einzelnen fruchtbaren Thälern durchzogen. Ein solches ist Huasco, wo wir gegen Mittag des 17. anlangten. Das Ufer selbst ist öde wie überall, und ein großer, noch ganz dürrer Berg verdeckt die Aussicht in das Thal, das eins der schönsten in Chile sein soll. Es ist auch ziemlich groß und beherbergt zwei leidlich bevölkerte Städtchen, Freirina und Vallenar. Indessen ist diese Gegend noch ziemlich *terra incognita*, und es wohnt weder in Freirina noch in Vallenar ein Europäer. Auch der Menschenschlag hier ist wegen seiner Schönheit wohl beleumundet. Wir sahen davon nur eine Menge junger Mädchen, die auf das Schiff kamen um Früchte zu kaufen, und sie stachen durch ihre stattlichen Figuren gegen die meist kleinen und unansehnlichen Chilenen vortheilhaft ab. Auch näherten sich ihre Gesichter mehr unseren europäischen Begriffen von Schönheit als die übrige Race hier im Lande; dagegen waren sie alle tief kupferbraun und sonach wohl noch unvermischte Indianer.

Nach Huasco wird der Anblick des Ufers immer abschreckender und dürrer. Selbst die Cacteen, die bis dahin noch hier und da auf den Uferfelsen saßen, beginnen zu fehlen. Gegen 4 Uhr erreichten wir Carrizal Bajo, wo große Kupferminen sind. Der Ort ist einer der volkreichsten Plätze an der Küste, hat aber verhältnißmäßig wenig Leben und Verkehr, da sonst alles ausschließlich Domäne eines großen Grundbesitzers ist.

Hinter Carrizal Bajo beginnt das Ufer niedrig zu werden. Ein großer sargförmiger Berg zeigt den Seeleuten, daß sie sich der Bucht von Caldera nähern. Caldera selbst ist noch über eine geographische Meile vom Berge entfernt, neben dem sich die ehemalige Mündung des Flusses Copiapó befindet, sowie der Platz, wo einst Puerto Copiapó stand. Letzteres war einst, ehe Caldera erbaut wurde, der Hafen der Provinz; heute aber steht kein Haus mehr da und lebt keine Seele daselbst, obgleich auf den in Deutschland üblichen Karten Puerto Copiapó als ziemlich große Stadt gedruckt erscheint.

Wir erreichten Caldera in der Nacht und verließen am Morgen des 18. das Schiff. Caldera ist eine Stadt, die erst 20 Jahre alt ist oder noch jünger. Am Ende der funfziger Jahre stieg der Export von Erzen aus Copiapó derart, daß man sich veranlaßt fand, eine Eisenbahn von Copiapó nach der Küste zu bauen. Man führte diese Eisenbahn nach dem Punkte der Küste, der den besten Hafen bietet und hier entstand Caldera; das erwähnte Puerto Copiapó ging ein. Caldera liegt an einem sanft ansteigenden Sandufer und ist regelmäßig gebaut, sehr sauber für dieses Land und hat einige größere öffentliche Gebäude. Zur Zeit seiner Blüthe zählte es über 6000 Einwohner, heute wenig über 1000, hat aber als Haupthafen der Provinz viel Verkehr. Es hat, wie man sagt, von allen Städten Südamerikas das beste Klima. Da es indessen hier nie regnet und auch keine Süßwasserquellen giebt, so hat es auch keine Vegetation — nichts als Sand und im Hintergrunde die nackten Felsen der Wüste Atacama.

Um 12 Uhr fuhren wir mit dem Zuge nach Copiapó. Die Fahrt dahin ist für den, der die Wüste noch nicht gesehen hat, sehr interessant. Wir fuhren zuerst über eine große Sandfläche, rechts und links von rothen Hügelreihen begrenzt. Der Sand ist nicht ganz ohne Vegetation, es wachsen einige Blumen und Kräuter darin, die sogar recht hübsch gefärbte und stark riechende Blumen tragen. Für gewöhnlich sehen sie verdorrt und vertrocknet aus, da es hier nie regnet; nach einem recht feuchten Nachtnebel werden sie jedoch für einige Tage ganz grün und blühen schleunigst. Allmälig erreicht man die Hügelreihen und fährt in ein etwas schma-

leeres Thal hinein, aus dem ein wasserloses Flußbett herauskommt, das noch weit in die Wüste hinein zu erkennen ist durch den reichlichen Wuchs einiger Gräser, der sich in ihm entfaltet. Dies ist der ehemalige Fluß Copiapó. In deutschen Geographiebüchern wird noch von einem schiffbaren Flusse Copiapó gesprochen. Das Flußbett ist aber gewiß schon seit mehr als 100 Jahren von Copiapó ab, wo fast alles Wasser zur Bewässerung der Felder gebraucht wird, ohne Wasser. Ein Theil sickert wohl im Grunde des Sandes dem Meere zu, daher die stärkere Vegetation.

Da, wo die Eisenbahn das Flußbett erreicht, ist die erste Station, Monte amargo (Bitterberg). Der Boden ist hier überall mit einer beinahe weiß aussehenden Erde bedeckt, welche reichlich Soda enthält. Ein Engländer hat darum hier ein vorläufig noch sehr bescheidenes Etablissement zur Gewinnung von Soda errichtet. Die Fahrt geht nun in einem langen, meist sehr schmalen Thale weiter bis Piedra colgada (hängender Stein), so genannt von einem kleinen Felsen, der aussieht als ob er jeden Augenblick über die Schienen herunterfallen wollte. Hier erweitert sich das Thal wieder und es beginnt einige Vegetation, ziemlich dichtes Gesträuch und hohes Gras. Zwei kleine Haciendas sind nicht weit von der Eisenbahnstation.

Etwas nach 3 Uhr erreichten wir Copiapó. Die Lage der Stadt ist ganz so wie man sich eine Oase in der Wüste vorstellt; rund herum umgeben von ziemlich hohen, ganz kahlen Bergen, gewährt dieselbe mit den vielen Gärten, welche die ganze Stadt durchziehen, in der That einen sehr hübschen Anblick. Auch weiter hinauf im Thale wird noch Ackerbau getrieben und namentlich sind die Früchte von Copiapó als sehr gut berühmt, besonders Orangen und Wein, auch eine Palme gedeiht noch daselbst. Das Klima jedoch ist nicht gesund, da außerordentlich heiße Tage mit recht kalten Nächten abwechseln. Die Stadt ist ziemlich alt, wohl schon 300 Jahre, und verdankt ihre Existenz in einer Gegend, wo eigentlich wenig Menschen leben, zwei Umständen. Erstens führt in ihrer Nähe der niedrigste und gangbarste Paß von ganz Südamerika über die Cordillera nach der argentinischen Republik. Die Mehrzahl der großen Rindviehtransporte, mit denen die argentinische Republik die ganze Westküste versorgt, geht über Copiapó und Caldera. Zweitens sind in ihrer Nähe von Alters her große Silber- und Kupfergruben. Am Ende der funfziger Jahre waren dieselben sehr ergiebig, so daß Copiapó einen enormen Aufschwung erfuhr. Deshalb bauete man eine Eisenbahn, die wiederum zur Erbauung von Caldera führte. Die nachfolgenden Jahre waren die Blüthezeit der ganzen Gegend. Im Jahre 1866 förderte eine einzige Grube über zwei Millionen Dollar an Silber zu Tage. Dies war der berühmte Silberfund von Chañarcillo, der größte, der je in Südamerika gemacht wurde. Allmälig wurden aber die Gruben unergiebig und sind augenblicklich so schlecht, daß nur wenige die Bearbeitungskosten eintragen. Außerdem wurden reiche Minen zu Caracoles, einem weiter nördlich gelegenen, zwischen Chile und Bolivia streitigen Gebiete, entdeckt. Alle Minenspeculanten ꝛc. verließen Copiapó und so ist es gegenwärtig auf 1000 Einwohner gesunken. Indessen erwarten diese einen neuen Aufschwung der Stadt von einem andern Unternehmen. Schon lange trägt man sich mit dem Gedanken, Chile und die argentinische Republik durch eine Eisenbahn zu verbinden. Diese Eisenbahn wird wohl ohne Zweifel (?) über den oben erwähnten Paß geführt werden und dann auch über Copiapó gehen. Bereits ist das Project genehmigt und wird vielleicht auch ausgeführt werden.

Im Uebrigen läßt sich von Copiapó wenig sagen. Die Stadt ist, wie alle spanischen Städte, mit großer Raumverschwendung gebaut. Fast jedes Haus hat seinen meist ziemlich großen Garten; sie sind alle einstöckig, der hier sehr häufigen Erdbeben wegen. Die Plaza (der Hauptplatz) gleicht einem sehr hübschen Parke. Mit dem einzigen Zuge, der täglich geht, fuhr ich gegen Mittag nach Caldera zurück, bestieg am Montag Morgen die Limeña und kam nach einer Fahrt von 4 Stunden, die nichts bot als den Anblick der nackten steinigen Ufer, an den ich nun schon gewöhnt war, nach Chañaral.

---

# Zur ostfriesischen Neck- und Spottlust.

Von **Hermann Meier** in Emden.

## II.

Hier mag es uns gestattet sein, einige weitere Zärtlichkeiten aus dem benachbarten Jeverlande mitzutheilen. Da heißen die Sillensteder Puutfangers, die Oldorfer Butsteckers, die Waddenwarder Ziefersökers, die Schortenser Hundedragers, die Cleverenser Tunsingers, die Sengwarder Schaapdeefe, die Burhafer Buddelers, die Waddenser Kröge, die Stollhammer Strappenlukers, die Abbehauser Jahnuppers; sodann heißen die Münsterländer Flintsteenen, Münsterland und Hümling Fürsteenenland.

Die Erklärung dieser Benennungen ist nicht leicht und da uns Sagen dafür fehlen, so unterlassen wir es gern, unsere Hypothesen mitzutheilen und begeben uns wieder in das Herz Ostfrieslands.

Die Gastfreundschaft, von der schon oben die Rede, ist nicht bloß in Emden und Norden, sondern auch noch in mancher sonstigen Gemeinde das Object der Satyre. Von Königshoof, Brookzeterfehn und Iheringsbäck heißt es:

Hook un Brook un Bäk
Dat is'n quade Sträk;
Dee nix het un nix kan kriegen
De mag man to Hook un Brook un Bäk utbliefen.

Von Norden:

Nörden is'n grote Stadt,
Dee wat het, dee köft sük wat.
Man dee nix het un nix kan kriegen
Dee mag man ut Nörden bliefen.

Von Hage heißt es ebenfalls:

In Hage
Is anders nix as Kummer un Plage,
De nix het etc.

Wer von Kniephusen (Knyphausen) un Holfast (Holtgast) ist, ist auf dem Wege, ein Harpax zu werden, wenn er's nicht schon so weit brachte.

In besserm Geruch steht Timmel:

Wen't up is, wen't al is,
War krieg wi wat wär?
Dan ga wi na Timmel,
Un bädeln wat wär.

In Aardorf ist aber nichts zu erwarten, denn dessen Bewohner sind wenig ökonomisch, darum ist:

Aardörp 'n naar Dörp,

und

Dat is de Aardörpers hör Nood,
's Winters geen Botter un's Sömmers geen Brood.

Trauriger ist's in Midlum, denn

De Midlemer Klatten
Hangen bi de Latten.
Se fräten de Lusen
Bi Hundert un Dusend.

Hier muß es arg ausgesehen haben, wenn nicht ein galliger Reimschmied bloß seinem Privathaß Genüge gethan hat. Welches Midlum gemeint (wir haben ein Groß- und Klein-Midlum) ist nicht gesagt; war's je wahr, hat sich's jetzt ins Gegentheil verkehrt für beide Gemeinden.

Auch in Stapelmoor muß die Gastfreundschaft oder der Fleischvorrath nicht groß gewesen sein:

In Stapelmoor, in Stapelmoor
Dar wohnt'n Wief, 't heet Antje.
Wenn ik dar koom, wenn ik dar koom,
Dann braad's Purren (Kröten) in't Pantje.

Für den Durstigen paßt es nicht in Collinghorst:

Hest du Dörst
Ga na Cöllinghöst;
Dar is'n lutjet Hundje
Dat p— di wat in't Mundje.

Oder bezeichnet das „Hundje" das Schnapsglas? Dann wär's hier fast so gut, wie zu Hesel:

Weet Ji wal, war Hesel ligt?
Hesel ligt in't Runde.
Hesel is dat Supersloog (Säuferdorf)
Dar supt't Jungvolk as Hunde.

Ferner ist Remels den Trinklustigen und Arbeitsscheuen zu empfehlen:

Remels ist dat fiene Loog
In't Uptlengender Kuntrei
's Mörgens in un ut de Kroog
De Glasen grot un vul genoog
Un nix to doon as: „Lang ins her!"
Jee's wat spälen de Remelsders moj Wär.

Dahingegen liefert Filsum „wat vör 't Mes", aber der Magen seiner Bewohner vermag auch was:

In Fils'm hebben s'de Swien so dick,
De Fils'mer Buren de mög'n wol'n Stück,
Um dat s'de Swiene so verehrt
Sünt s' ok wol de dikke Swiene werth.

und ist der Aufenthalt hier jedenfalls angenehmer als

In Ihren
War alle Swiene gieren,
War de Kalfer blarren,
War de olde Wiefen gnarren (knurren).

Hochmuth und Verschwendung wird in folgenden Reimen gegeißelt:

He leeft as de Heer van Hage,
Drugt sien moj Kleed alle Dage.

Wat is d'r 'n Wind in Westerbur,
Wat is d'r 'n Staat in Akkum.

Krunkel mi de Kraag nich, 'k bin van Jever; trotzdem heißt es auch hier: Jung, haal mi vör 'n Groten Törf in 'n Slutkörf (Armkorb).

Auch die Amdörper Stackohren sind stolze, steife Leute. Doch was ist das gegen Manslagt, wo einst Frauen ihre Männer erschlugen? (Soll auch sonst passirt sein!) Darum: Alles in de Welt, man geen Wief ut Man-slagt. Freilich sagen die Damen dieses Dorfes, daß jene Deutung falsch sei, daß sich dort einst zwei Männer, beide Ritter, vor Wuth entbrannt, gegenseitig verzehrten. Natürlich bestreiten die Männer Manslagts wiederum diese Lesart.

Schlimm muß es auch um Aurich herum sein, resp. gewesen sein:

Extum, Haxtum, Rah'
Dar hau'n se sü'k mit d' Spa (Spaten).
In Wall
Wohn'n de Schelms un Deefe al.
De Sandhöster Heer
Ridd up appelgraue Peer.
In Wallinghusen
Dar slan se sük mit Klusen;
De olde Wiefen mit Speeken (Speichen)
Dat kun wal Walkenhusen heeten.
Egels ligt bi de Sied
De Galg is hör neet wied,
Popens is 'n Loog
Karkdörp is'n Hoorenploog.

Da bekommen also die neegen Loogen (neun Dörfer) mehr oder weniger ihr Theil. In Sandhorst residirten früher die ostfriesischen Fürsten, in der Nähe von Egels war einst der Richtplatz.

Nicht so schlimm, aber doch noch immerhin arg genug, ist's dort, von wo es heißt:

Dun'mer Deuters
(in Dunum hat man Moses und die Propheten).
Nägenbarger Fleuters
(ziehen als Flötenspieler im Lande herum).
Warnsater Junkers (ohne Geld).
Burhafer Prunkers
(thun sich gern „dicke", ohne dies zu sein).
Upstäder Deefe
d' Abenster lopen mit Zädels un Breefe
(collectiren gern, weil sie ungern arbeiten).

Auf eine solche Nachbarschaft darf Wittmund sich schon etwas zu Gute thun. Hier wie dort scheint die theologische Sünde eingezogen zu sein, das Gute hörte auf as 't Bäden to Minsen (un to Wallum).

Auch Roggenstede steht trotz seiner Methodistengemeinde im Schuldbuche: Lick to, as de Düfel to Roggstä. Da läßt man sich doch immerhin lieber nach Nöttens verwünschen, um dort 't Gösewaren (Gänsehüten) to lehren oder bleibt bei den Siegelsummern, die Katulen, oder bei den Neuburgern, die Sitt-in-de-Hosen heißen.

Das gute Hinte, resp. Hinta, welches einst die quade Foelke gebar, wenn ihre Wiege nicht in Stracholt stand, berühmt durch seinen auf dem Aussterbeetat stehenden Markt und durch seine Pfeffernüsse, hat ebenfalls mit der Kritik zu thun. Da heißt es einmal höchst neumodisch:

Weet Ji wal, wat Hinte is?
Hinte is 'n Loog
Un wen mien Brör (Bruder) na Hinte geit,
Dan bin ik blied (froh) genoog
De Hinter Pepernöten (Pfeffernüsse)
De sünt so krüdrig söten.

Das wäre nun gar schön, wenn es nur nicht sonst noch hieße: He het sük verselm, as de Backer to Hinte, de sien Wief vör'n Brod in d' Stä in de Backofen schoof (er hat sich versehen, wie der Bäcker zu Hinte, der anstatt des Brotes sein Weib in den Ofen schob). Wenn wir nun auch wissen, daß die Hinter Pfeffernüsse seit Jahren nicht besser geworden sind, da wird doch daran das „Weib" nicht Schuld sein. Doch Schuld oder Nichtschuld! wir traben lieber nach Norden, wo die Wissenschaft im Sinne Moleschott's, Liebig's und Anderer blüht, denn

Itree grote Bonen sünt so good,
as 'n Snute vul drög Broot,
seggen de Nörders,

und sie hatten und haben Recht, wenn sie nur an den Nahrungswerth dachten.

Auch die zu Riepe sind auf dem Gebiete der Naturwissenschaft wohl bewandert; leider steht aber auch hier das Utilitätsprincip oben an, wie bei so vielen anderen Völkerschaften. „'t rägnet Gras un Göseeier," segt de Riepster, wenn ein warmer Frühlingsregen sein Hoffnungsthermometer steigen läßt. Das ist doch immerhin eine bessere Gegend, als die, von der es heißt:

Backband, Plackland,
Heidfeld, Meedland, läge Gast
Sch—t in de Hood, wat darup wast!

Oder:

De Strackholders mit hör Sch—t, Sch—t, Sch—t,
Dat smiten se an de Weg bi Sied.
Dar patjen s' dör, dar patjen s' dör
Un kriegen 'n moje lechtbrune Klör.

Oder

Wult du 't Bessembinden lehren
Ga na d'Oldendörpster(Aurich—Oldendorf)Heeren;
De leggen 'n olle Stäl up't Pad
Un hann d'r 'n Foor Bessem Ries um plat.

Fruchtbarkeit, Reinlichkeit und Besitz müssen hier also gar nicht zu Hause sein.

Die zu Larrelt, Timmel und Felde haben mit der Geographie zu thun:

Larrelt ligt midden in de Warreld,

aber

Timmel ligt midden unner de Himmel,
Un Fell ligt midden boven de Hell.

Dem fragenden Zweifler oder zweifelnden Frager wird die Antwort: Dee 't neet löfen (glauben) will, kan 't meten. Ob derartige Versuche gemacht sind und welche Resultate sie gehabt haben, ist uns nicht bekannt geworden.

Durch ihren Patriotismus glänzen die Pilsumer. Sie singen:

Ik bin in Pils'm geboren,
Un seh ik de Pils'mer Toren,
Den krilt mi de Haar up de Hood.

Nicht so denken unsere Insulaner, die da klagen: Wat is 'n Eilandsleven? und der Junge, der die Nase kaum in die Fremde gesteckt hatte, seufzte: 't geit nargens maller her as in de Welt un up 't Eiland, und die Festländer riefen ihm bei diesem Stoßseufzer zu: Achter 'nander, as de Eilanders un de Göse, womit sie natürlich eben keine Schmeichelei ausdrücken wollten. Auch nachfolgende Erzählung ist nicht ganz spottfrei:

Up't Eiland Baas'l heeten 's al mit
'nander Klaas. Klaas hest mien Klaas
ok sehn? Ja Klaas, dien Klaas un
mien Klaas sünt mit 'nander na Klaas
Klaasen sien Klaas.

Folgender Reim ist jedenfalls älteren Datums als sein nachstehender Bruder; beide sind aber gewiß auf unseren westlichen Inseln nicht entstanden, da die Charakteristik von Osten nach Westen immer weniger schmeichelhaft wird.

Wangeroog, de Schone,
Spiekeroog, de Krone,
Langeroog, is 'n Botterfatt,
Balterm, is 'n Sandstadt,
Nördernee ett sück half satt,
Juist is dat Töferland,
De Börk'mers melken de Koje
Un bruken hör Sch..te as Brand*).

Wangeroog und Spiekeroog werden heute nicht mehr so singen und Norderney noch viel weniger und auch die anderen Inseln sind gar vornehm geworden. Eben so sehr hinkt folgendes Product eines spätern Reimschmiedes:

Wangeroog het 'n hoge Toren,
Spiekeroog het sien Naam verloren
Langeroog is noch wat
Man Balterm is 'n Sandfatt,
Up Nördernee
Dar gift't noch wal 'n Sleef vul Bree
Man komen wi up Juist
Sunt alle Kojen güst (geben keine Milch)
Un komen wi up Börkem,
Dar steken s'eene mit Förken (Gabeln).

Ob man in Kirchdorf auch eine solche poetische Ader hat, ist uns nicht bekannt. Freilich heißt es: Dat könen s' in Karkdörp ok! aber dann scheint man doch etwas damit bezeichnen zu wollen, was Jedermann kann und Dichten versteht doch wahrhaftig nicht Jeder in einem Lande, von dem es seit Olimszeiten heißt: Frisia non cantat!

Also muß sich das Kirchdorfer Können auf Geringeres beschränken. Jeder hat sein eigenes Gebiet. Wiekt Ju Wirmers (Wirdumer) de Ries'mers (Rysumer) komen, heißt es auf dem Eise, da letztere als fixe Schlittschuhläufer und Dreinhauer bekannt sind.

Noch einen Reim aus dem Krummhörn und dann sind wir mit dieser unserer Weisheit zu Ende. Daß die 11. Zeile fehlt, ist uns bekannt; wir haben sie aber leider nicht ausfindig machen können.

Wel (wer) weet, war 't good wohnen is?
Westerhusen, wen 't Sömmer is.
In Midd'lm (Midlum) stahn de Ekkelbomen (Eichen)
In Freeps'm gahn de Waterstromen
Kan'm (Canum) is 'n Kingkang
Peez'm (Pewsum) is 'n Vögelsang
Wokert (Woquard) is 'n Rad
Groothusen is 'n Stadt
Hamswer'm is noch wat
Uplewert is 'n Purregat (Froschloch)
Campen dat ligt moj in 't Runde
Lokert (Loquard) dat ligt hell verkeert,
d' Ries'mer Buren hebben 't Hexen lehrt.

Aber es heißt noch:

---

*) Getrockneter Kuhmist wird hier gebrannt.

Neet wider na d' Stadt as Canum
Dan koom Ji in de Suppentapperee.

Dieser Rath deutet darauf hin, wie der Großbauer auf eine Milchwirthschaft herabsieht. Supen heißt es im Deichstricte (in de Boveulogen) Buttermilch, daher Supenbrot, gleichbedeutend mit Karmelkskrömen (Buttermilch mit Brot, Anis ꝛc.) in Emden. Diese Spottsentenz scheint aus alter Zeit zu stammen, weil sie auf jetzige landwirthschaftlichen Verhältnisse nicht mehr anzuwenden ist. Seitdem das sogenannte „Wühlen“ Culturmethode geworden ist, hat der District Emden-Canum sich bedeutend gehoben.

Ein guter Theil dieser Schimpfweisheit lebt nur noch im Gedächtniß unseres Volkes; ein anderer steht auf dem Aussterbeetat; ein Minimum wird besonders in den Geestgegenden, wo das von den Vätern Ueberlieferte zähe festgehalten wird, bewahrt, dies und jenes auch in Marsch und Moor.

Seitdem Ostfriesland aufgehört hat, terra incognita zu sein, verlieren sich seine Eigenthümlichkeiten wie Schnee vor der Märzsonne.

Retten wir durch die Presse, was noch zu retten ist.

Aus diesem Gesichtspunkte wolle man obigen Artikel betrachten und die leichte, mehr humoristische als dem „Globus“ eigene ernste Schreibweise entschuldigen.

# Aus allen Erdtheilen.

## Die nordamerikanischen Quäker.

Sie haben zu Ende des Mai und Anfangs Juni eine große Versammlung in Neuyork abgehalten. Das deutsche „Neuyorker Journal“ bemerkt: „Die Sitzung hat zu mancherlei Betrachtungen Veranlassung gegeben, was die Tracht der modernen Quäker betrifft. Da sowohl orthodoxe Quäker wie Hicksiten hier in Sitzung waren, so hatte man Gelegenheit, Vergleiche in Betreff der Kleidung derselben zu ziehen. Da ergab sich denn, daß die Hicksiten noch bedeutend mehr an der alten Quäkertracht aus der Zeit von William Penn festhalten, während die Orthodoxen, sogar die Geistlichen unter denselben, in ihrer Art sich zu kleiden mehr oder minder mit den Modejournalen liebäugeln. Die jüngeren Damen haben sich selbst vollständig von der alten Quäkertracht emancipirt, denn sie wissen, daß es in den abscheulichen großen Hüten, die das Gesicht als Nebensache und das Stroh des Hutes als Hauptsache erscheinen lassen, und in gar zu einfachen Kleidern von altmodischem Zuschnitt äußerst schwierig ist zu gefallen und unter die Haube zu kommen, wenn man nicht den ersten besten Aminadab Sleek heirathen will, der jede Annäherung mit langweiligen Bibelsprüchen einleitet. So kommt es denn, daß fast ausschließlich nur noch die älteren Damen, die nicht mehr besonders gefallsüchtig sind, das unverfälschte Quäkercostüm tragen. Interessant ist es, die krampfhaften Versuche zu beobachten, die von den jüngeren Quäkerinnen gemacht werden, eine harmonische Verschmelzung der alten Quäkertracht mit der neuesten Mode zu erzielen. So ein modernisirtes Quäkerkind sieht aus wie die Frömmigkeit selbst, wenn man sie in die Schriften von Paul de Kock einwickelt, oder wie ein Buch, das sich als „Stunden der Andacht“ ankündigt, aber allerlei Frivoles enthält. Selbst wo die frühere Einfachheit des Zuschnittes und der Ausstattung der Kleider so viel wie möglich beibehalten ist, sind die Stoffe nicht mehr schlicht und billig, sondern kostbar und so theuer, daß man dafür die brillantesten Pariser Roben und Brüsseler Spitzen kaufen könnte. Dennoch ist die Einfachheit der Sitten und der Kleidung der Quäker nicht ganz abgethan, sondern zählt noch viele Verehrer und Anhänger. Auch Neuyork hat noch viele Quäker vom alten Schlag in seinen Mauern. Diese kaufen ihre Kleiderstoffe größtentheils bei Stewart ein, doch wird auch ein kleineres Verkaufslocal in der dritten Avenue fleißig durch Quäker frequentirt. Man sieht dort eine zahlreiche Kundschaft mit großen „Bonnets“, breitkrämpigen Hüten und aschgrauen Kleidern ein- und ausgehen. Manche Quäkerinnen gehen, wie der Besitzer des Etablissements erzählt, in ihrer Vorliebe zur Einfachheit und zu der alten Tracht noch so weit, daß sie es für übertriebenen Luxus halten, wenn sie z. B. einen „pine paple Havanna grenadine shawl“ für 3 Dollars kaufen und daß sie die Franzen des Shawls abschneiden, damit derselbe noch einfacher aussehe. Manche Quäkerinnen tragen ihr „Bonnet“ fünf Jahre und noch länger und lassen dasselbe jedes Jahr ausbessern und façonniren, so daß es aussieht „wie neu“. Die Putzmacherinnen sagen, daß die „Bonnets“ der Quäkerinnen keineswegs leicht zu machen sind, sondern vielmehr die Putzmacherkunst auf eine ziemlich harte Probe stellen. Der ganze Anzug vieler Quäkerinnen kostet Sommer wie Winter nicht mehr als 70 Dollars. Das ist natürlich nur dann möglich, wenn man sich entschließt, einen Shawl von Manchester von 12 Dollars, ein Kleid für 30 Dollars aus Irish Poplin, Zeugschuhe für 1 Dollar 50 Cent das Paar und andere billige Dinge zu tragen, die man in der Garderobe unserer luxusliebenden Damenwelt nicht findet. An den Unterkleidern der Quäkerinnen sollen sich keinerlei Verzierungen wie Spitzen, Rüschen und Säume befinden.

## Leichenverbrennung in Kentucky.

Der große Culturstaat Kentucky hat jetzt ebenfalls eine Leichenverbrennung gesehen. Und es ging dabei mit rührender Einfachheit zu. Man braucht in Kentucky zur Leichenverbrennung keinen Brunnetti'schen Ofen, kein Polli'sches Leuchtgas, keine Siemens'sche Regenerativfeuerung, sondern nur etwas — Kohlenöl. Auch wartet man nicht bis Jemand in seinem Testamente die Verbrennung seines Leichnams anordnet und sich dann hinlegt und stirbt, sondern man schießt den, dessen Leiche man verbrennen will, einfach todt. Ein gewisser Robert Bredet in Harrison County, welcher vor einem Jahre einen gewissen Hills — wie er betheuert aus Nothwehr — getödtet hatte, wurde schon vor einiger Zeit gegen Bürgschaft freigelassen und verdiente sich dann seinen Lebensunterhalt wieder durch fleißige Arbeit. Dieser Tage nun kam eine Schaar Vermummter nach dem Hause, wo Bredet beschäftigt war, schleppte ihn heraus und durchlöcherte ihn mit Kugeln. Kaum hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, so begossen und tränkten die Vermummten seine Kleider mit Kohlenöl, zündeten dieselben an und verbrannten so die Leiche. Also nicht einmal eines rohen Holzstoßes bedurften sie zu ihrem Verbrennungswerke, geschweige denn eines Sarges. Dies Verfahren hat jedenfalls den Vorzug äußerster Wohlfeilheit. Ob bei ihm der ganze Körper zu hübschem, in einer Urne aufzubewahrendem Pulver verbrennt, ist freilich eine andere Frage. Doch so genau nimmt man es eben in Kentucky nicht.

## Aus Argentinien.

In der argentinischen Republik wird der Präsident auf sechs Jahre gewählt, wie in Chile auch. Am 12. October 1874

legt Sarmiento, der „Schulmeister", wie er selber sich mit Stolz nennt, sein Amt nieder, zu welchem er in gesetzmäßiger Weise, nicht durch eine Revolution, gelangt war. Er kann von sich sagen und hat es auch jüngst bei Eröffnung der argentinischen Ostbahn zu Concordia in Entre Rios gesagt, daß er sich bewußt sei, stets unwandelbar Verfassung und Gesetz beobachtet zu haben. Während seiner Amtsdauer hat das Land, obwohl mehrfach durch Rebellionen in den Provinzen beunruhigt, große Fortschritte gemacht. Seit zwei Jahren ist das metrische System eingeführt. Im Jahre 1868 kamen 17,046 Einwanderer, 1873 schon 69,332, zur Hälfte Italiener. Im letztern Jahre sind von den Italienern 12½ Millionen Francs nach der Heimath geschickt worden an Verwandte, welche zur Auswanderung aufgefordert werden, und in demselben Jahre haben die Italiener für etwa 10 Millionen Francs Ländereien angekauft. Im Jahre 1868 zählte man in den Uferprovinzen erst 8 größere Ackerbaucolonien, 1873 gab es deren 32. Vor acht Jahren wurde der größte Theil des Bedarfes an Weizen aus Nordamerika eingeführt, jetzt wird Getreide exportirt. Eine Anzahl englischer Schiffe ist den Parana hinaufgefahren, um dort Weizen und Mais aus der Provinz Santa Fe zu laden. — Um das Schulwesen hat Sarmiento sich hoch verdient gemacht; die amtlichen Zählungen weisen nach, daß mehr als 100,000 Kinder Unterricht genossen. Jede Provinz, welche nachwies, daß ein Zehntel ihrer Bewohnerzahl die Schulen besuche, erhielt eine Ehrenprämie von 10,000 Dollars. Sarmiento hat Lehrerseminare, Gymnasien, eine Kunst-, eine Handels-, eine Militärschule und ein Observatorium gegründet, und der Universität Cordova hat er seine besondere Fürsorge gewidmet; dort lehren sechs oder sieben deutsche Professoren Naturwissenschaften und Technik.

In der oben erwähnten Eröffnungsrede hob Sarmiento hervor, daß der Credit Argentiniens feststehe und in großer Gunst auf dem Londoner Geldmarkte. „Ich habe den Indianern Schranken gezogen und die Grenzen gegen sie geschützt. Ich habe zwei Revolutionen, in Entre-Rios und in Mendoza, niedergeschlagen, und Aufstände in Corrientes, San Juan, Rioja, Santa Fé und anderen Provinzen unschädlich gemacht. Die auswärtigen Staaten gewannen ein günstiges Vorurtheil für uns als sie sahen, daß in meiner Person ein Schulmeister und nicht ein General Präsident wurde. Der Congreß war der Förderung von Werken öffentlichen Nutzens günstig gestimmt; die Einwanderung strömt in beispielloser Weise ein, die Telegraphen reichen überall hin. Das sind die Folgen des Friedens. Unsere Staatseinnahme hat sich wunderbar vermehrt, sie übersteigt 20 Millionen Dollars und liefert den Beweis für das Gedeihen von Gewerbsamkeit und Handel. Erziehung, Schulbildung und Fortschritt gehen Hand in Hand. Bei jeder Bahnstation haben wir jetzt, oft in früher unbewohnten Gegenden, ein Schulhaus. Ich war bemüht, eine starke Regierung zu führen und die Ordnung um jeden Preis aufrecht zu erhalten oder wiederherzustellen. — Die Rebellion des Lopez Jordan hat der Republik 20 Millionen Dollars und mehr als 1000 Menschen gekostet. Wir waren in tiefem Frieden, da ermordete dieser Verräther seinen Oheim Urquiza, der uns (1852) vom Tyrannen Rosas befreiete. Entre Rios ist nun eine der reichsten Provinzen, es zählt zehn blühende Städte und kein Theil seines Gebietes ist weiter als fünf Meilen von einem Hafenplatze entfernt &c."

## Aus dem russischen Reiche.

Wie „Kawkas" berichtet, wird von Professor Dr. Nordmann in Konstantinopel eine Expedition ausgerüstet, an welcher mehrere gelehrte Armenier und Deutsche Theil nehmen. Die Expedition hat die Absicht, sich von Konstantinopel aus nach Trapezunt und Erzerum zu begeben und von dort über Musch bis nach Ninive vorzudringen. Die Rückkehr soll erfolgen über Wan nach Bajasid im Eriwanschen Gouvernement; hierauf über die Kara-Doga-Gebirgskette in dem Bezirke von Schaschinsk und endlich über Achaleich nach Batum am Schwarzen Meere. Sie wird diese Gegenden in archäologischer und ethnographischer Hinsicht erforschen und sollen sich dabei außer mehreren ausländischen Offizieren auch zwei Photographen betheiligen, welche die bemerkenswerthesten Ansichten aufnehmen werden.

— Im Laufe dieses Jahres soll unter anderen hydrographischen Arbeiten in Rußland auch die wissenschaftliche Untersuchung des Onega-Sees stattfinden. Anlaß dazu bieten die sich alljährlich dort ereignenden Fälle von Schiffbrüchen, wobei im Durchschnitt 80 Menschen ums Leben kommen. Man vermuthet, daß hauptsächlich die vielen unterseeischen Felsen und Riffe den auf dem Onega-See segelnden Schiffen großen Schaden zufügen, und da der Verkehr ein sehr lebhafter ist, so kann man leicht ermessen, wie viele Menschen und Waaren zu Grunde gehen. Das Marineministerium hat nun die Sache in die Hand genommen und beabsichtigt den Onega-See durch tüchtige Seeoffiziere nach allen Richtungen hin genau untersuchen zu lassen.

Die hydrographische Untersuchung des Ladoga-Sees wurde kürzlich beendet; man will dort zum Schutze der Schifffahrt Leuchtthürme und Warnungssignale an den gefährlichen Stellen erbauen.

— Bekanntlich ist die Stadt Tula berühmt wegen der Fabrikation von Samowars, mit welchen sie ganz Rußland und zum Theil auch das Ausland versorgt. Im Jahre 1869 zählte man in Tula 45 Fabriken von Samowars, deren Production jährlich die Summe von 560,000 Silberrubel erreichte; im Jahre 1873 waren es 47 Fabriken mit einer Production von 725,000 Silberrubeln. Man muß jedoch bedenken, daß diese Ziffern von den Fabrikanten um Vieles niedriger angegeben worden sind als der eigentliche Werth der Fabrikation ausmacht. So wurde im amtlichen Wege constatirt, daß die richtige Production bloß von 40 Fabriken mit 4,660,000 Silberrubeln jährlich angenommen werden kann. Außerdem werden in separaten Werkstätten, welche 4 bis 16 Leute beschäftigen, nur kleinere Bestandtheile zu Samowars verarbeitet und zwar jährlich für den Betrag von 160,000 Silberrubeln.

— In der Nähe der Stadt Bjelew im Gouvernement Tula fiel am 11. Mai ein Meteorstein herab, welcher vorwiegend aus Eisen besteht. Sein Gewicht beträgt 257 Pfund; ursprünglich war aber derselbe viel schwerer, da Bauern aus der Umgegend einige große Bruchstücke abgeschlagen hatten. Dieser Stein hat 21 Zoll Länge, 17 Zoll Breite und 12 Zoll Höhe und vertiefte sich 4 Fuß in die Erde.

— Als Beispiel eines hohen Lebensalters führt „Russki Mir" an, daß in einem Kloster in Irkutsk ein 124 Jahre alter Greis als Wallfahrer zu Fuß ankam. Derselbe wurde am 13. September 1750 in Tiflis geboren und verweilt seit 1825 im Gouvernement Tomsk. Sein Vater lebte 149, seine Mutter 138 Jahre.

— Aus Irkutsk berichtet man von der Entdeckung 31 neuer Goldlager in verschiedenen Ortschaften von Ostsibirien. Die größte Ausbeute an Gold versprechen die Goldlager im Aldanthal, welche bis nach Ud reichen. Auf diese Weise wäre die Ausbeutung von Gold bis an die entferntesten Grenzen des russischen Reiches vorgedrungen. Eines von den entdeckten Goldlagern befindet sich auf der Insel Askold, wo früher chinesische Verbannte Gold ausgegraben hatten.

* * *

— In Canada lichtet man die Wälder auf eine neue Art. In Erdlöcher oder in ein in den Baumstamm gebohrtes Loch legt man Dynamitpatronen. Durch das Platzen derselben erfährt die obere Bodenschicht bis auf eine gewisse Tiefe eine solche Erschütterung, daß die Wurzeln herausgehoben und die Stämme umgeworfen werden. Durch diese Methode werden viele Kosten erspart in einem Lande, wo die Handarbeit so theuer ist.

— Antwerpen, wo ein beträchtlicher Theil des Handels durch deutsche Häuser betrieben wird, hat im Schifffahrtsverkehr

den Hafen Marseille überflügelt. Für das Jahr 1873 stellte sich die Ziffer der eingelaufenen Schiffe und deren Tonnengehalt folgendermaßen heraus:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Antwerpen . . . . . . . | 4817 | Schiffe, | 2,031,399 | Tonnen. |
| Marseille . . . . . . . | 6024 | „ | 1,954,849 | „ |
| Havre . . . . . . . . . | 2450 | „ | 1,158,535 | „ |
| Dünkirchen . . . . . . . | 2593 | „ | 586,526 | „ |
| Bordeaux . . . . . . . . | 1441 | „ | 568,658 | „ |
| Boulogne . . . . . . . . | 1814 | „ | 370,299 | „ |
| Dieppe . . . . . . . . . | 1574 | „ | 358,435 | „ |
| Calais . . . . . . . . . | 1822 | „ | 347,055 | „ |
| Cette . . . . . . . . . | 1350 | „ | 280,773 | „ |
| Rouen . . . . . . . . . | 878 | „ | 175,017 | „ |
| St. Nazaire und Nantes | 766 | „ | 83,377 | „ |

Die große Zahl der in Marseille eingelaufenen Schiffe erklärt sich daraus, daß die Rhederei im Mittelländischen Meere überwiegend durch Schiffe von geringem oder mittlerm Tonnengehalte betrieben wird.

— Justiz im Territorium Colorado. Vor nun etwa zwei Jahren verlor das eben aus Deutschland eingewanderte Ehepaar Bayer durch den Einsturz einer vernachlässigten Eisenbahnbrücke das Leben. Die Verwandten der zwar ebenfalls verletzten, aber am Leben gebliebenen Bayer'schen Kinder strengten einen Proceß gegen die Eisenbahngesellschaft an und das Urtheil des Gerichtes sprach ihnen einen Schadenersatz von 15,000 Dollars zu. Die Bahngesellschaft legte dagegen Berufung ein bei einem andern Richter. Dieser ist ohne allen Zweifel von der Compagnie gewonnen worden; er erklärte das Urtheil für unrichtig und ungültig; die Kinder hätten keinen Anspruch auf Entschädigung. Und auf was gründet dieser weise, unbestechliche Yankeejurist seinen Ausspruch? „Es ist nicht zur Genüge erwiesen, daß die Verstorbenen gerichtlich verheirathet gewesen sind." Die vorgelegten Taufscheine der Kinder, der Auswanderungsschein der deutschen Heimathbehörde und der Reisepaß der Familie wurden von ihm für nichtsbesagende Papiere erklärt, die man nicht als Documente gelten lassen könne. Die Bahncompagnie zahlt die 15,000 Dollars nicht; die durch ihre Nachlässigkeit zu Krüppeln gewordenen Bayer'schen Kinder gehen leer aus; wie viel der weise Richter Bestechungsgeld für sein Urtheil bekommen hat, weiß er selbst am besten.

— Ein zu St. Louis erscheinendes Blatt schreibt unterm 19. Juni: Seit der Meuterei im Gefängnisse zu Jefferson zeigten sich die Sträflinge im Missouri-Staatsgefängnisse höchst widerspenstig und verweigerten den Aufsehern in vielen Fällen den Gehorsam. Man mußte sie Tage lang in ihren Zellen halten. Gestern nun wurden einige Rädelsführer mit Ruthenhieben auf den entblößten Rücken tüchtig abgestraft und diese Procedur soll täglich fortgesetzt werden bis alle die widerborstigsten abgestraft worden sind. — Die Ansicht, daß gerichtlich überwiesenen Bösewichtern und Halunken, welche sich ehrloser Handlungen schuldig gemacht haben, eine recht derbe, unter Umständen mehrmals zu wiederholende Tracht Schläge zu appliciren sei, ist unter den rechtschaffenen Leuten, in Amerika wie in Europa, wieder sehr allgemein geworden und die pseudo-philanthropische Gesetzmacherei, welche den Bösewicht so zärtlich schont, ist mit ihren gemeingefährlichen Abstractionen in sehr übeln Geruch gekommen. Sie hat Ehrgefühl vorausgesetzt, wo keine Spur von Ehrenhaftigkeit vorhanden ist, und durch eine tüchtige Tracht Schläge kann also bei überwiesenen Bösewichtern auch nicht verloren gehen, was eben nicht vorhanden ist.

— Der „Löffeldieb", Benjamin Butler, spielt als gewiegter Handwerkspolitiker in Nordamerika eine große Rolle; kein Anderer hat eine so harte eiserne Stirn wie dieser ehemalige Advocat aus Massachusetts, der einst eifriges Mitglied der demokratischen Partei war und als diese unterlag, also keine einträglichen Aemter mehr zu vergeben hatte, zur radical-republikanischen Partei überging und wie Hunderte anderer Advocaten General wurde. Er ist Mitglied des Congresses, in welchem er das größte Wort führt, und man bezeichnet ihn als „König aller Corruptionen", weil er bei allen Betrügereien die Hand im Spiele hat. Ergötzlich ist, wenn er scheinbar tugendhafte Aufwallungen zeigt und der König der Corruptionen gegen Betrug und Betrüger eifert. In einer Junisitzung des Repräsentantenhauses trat er, der eigentliche Urheber des in den Vereinigten Staaten geltenden Tarifsystems, gegen dasselbe auf. „Dasselbe ist der Urquell der Spionage, des Meineids, der Blamage. Das ganze Importgeschäft von Neuyork ist unehrlich; die Principien, nach welchen der Handel mit dem Auslande betrieben wird, sind corrupt; der Schmuggel ist eine Wissenschaft, ohne welche ein Importeur gar nicht bestehen kann; die Umgehung der Tarifgesetze ist eine Handlung, die sich von selber versteht und die gar keiner Entschuldigung bedarf. Die Regierung ist der gemeinsame Feind der Handelswelt; dieser muß jedes Mittel recht sein, um die Gesetze zu umgehen und den Bundesschatz zu betrügen. Von den Eingangszöllen, welche der Regierung nach den bestehenden Gesetzen zukommen sollen, fließt höchstens der dritte Theil in den Bundesschatz. Kämen dieselben so ein wie sie müßten, so könnten wir jährlich mehr als 100,000,000 Dollars von der Bundesschuld abtragen. Der Verlust durch zu niedrige Abschätzung der eingeführten Wollenstoffe allein beträgt jährlich mehr als drei Millionen Dollars; der für Leinenwaaren, Damast und rohe Leinwand 26 Procent; für Teppiche aus Kidderminster, Halifax und anderen Städten gegen 60 Procent, und so fort durch die ganze Liste der Waaren, auf welche ein Zoll vom Werth erhoben wird." In der Sache selbst hat der König der Corruptionen ganz recht, denn er versteht sich auf dieselbe, aber wenn der Betrüger moralische Tiraden gegen den Betrug zum Besten giebt, denkt man unwillkürlich an die Gracchen, welche gegen den Aufruhr declamiren.

— Im mexicanischen Staate Tamaulipas hat man den Unverstand gehabt, die Todesstrafe abzuschaffen. Von da an hatten die Räuber und Mörder frohe Tage, aber die rechtschaffenen Leute nicht. Die Zahl der Raubmorde wurde so groß, daß es keine öffentliche Sicherheit mehr gab. Nun hat der Congreß jenes Staates seinen „verhängnißvollen Irrthum" eingesehen und für Raubmord und mehrere andere schwere Verbrechen die Todesstrafe wieder eingeführt.

— In runder Summe hat für 1873 die Einfuhr betragen in Neuyork 426 Millionen Dollars, Boston 68, San Francisco 39, Baltimore 29, Philadelphia 25 Millionen. — Ausfuhr: Neuyork 313, Neuorleans 104, San Francisco 39, Philadelphia 34 Millionen.

— Auch China hat seinen Kirchenstreit. Die Regierung steht der wachsenden Anmaßung eines buddhistischen Clerus gegenüber. In der Proclamation eines Provinzialgouverneurs wird ausgeführt, daß diese Priester das Volk zum Ungehorsam gegen Verordnungen der Regierung aufgereizt, wobei sie zu falschen Auslegungen ihre Zuflucht genommen. Diese buddhistischen Jesuiten sind schon mehrmals dieserhalb „mit Hieben bestraft worden". Der Gouverneur verbietet ihnen jetzt bei der gleichen Strafe, Ablaßbriefe oder Freibriefe für den Himmel ohne Fegefeuer zu verkaufen; ferner Frauen und Mädchen unter dem Vorwande, für ihre verstorbenen Angehörigen Weihrauch zu verbrennen, Nächte hindurch bei sich in den Tempeln zu behalten.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

# Aus Saffray's Reisen in Neugranada.

## I.

Die Handelsstadt Cali im Caucathale. — Regierungstruppen und Revolutionäre. — Eine süße Tortur zum Gelderpressen. — Auf der Wanderung nach Quinamayo. — In Popayan. — Der Vulcan Puracé. — Der Essigfluß. — Beschwerliche Uebersteigung des Quindiogebirges. — Die Wachspalme. — In Santa Fe de Bogota. — Die strahlende Mutter Gottes in der Kathedrale. — Das Stadthaus. — Die baumlose Hochebene.

Wir haben früher den Naturforscher Saffray auf seiner Forschungsreise begleitet und viele seiner anziehend und lebhaft geschriebenen Schilderungen aus einem theilweise noch nicht genau erforschten Lande mitgetheilt. Wir verließen ihn im Thale des Caucaflusses und wollen ihm heute von Cali nach der Hauptstadt Bogota folgen.

Cali ist eine der hübschesten Städte im Lande. Es liegt in der Mitte des schönen und fruchtbaren Caucathales, am linken Ufer des Flusses und muß eine große Handelsbedeutung gewinnen, sobald die projectirte Eisenbahn nach dem Hafen Buenaventura am Stillen Ocean zur Wirklichkeit geworden sein wird. Die Umgegend weit und breit liefert Zucker, Kaffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Indigo und Quinquina, außerdem aber noch manche andere werthvolle Landesproducte. Die Stadt liegt malerisch an den östlichen Ausläufern der westlichen Cordillere, welche sich zwischen der Südsee und dem Caucathal erhebt, und wird von einem klaren Bache durchströmt, über welchen einst die spanischen Franziskanermönche eine steinerne Brücke geschlagen haben; diese wird den Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt in einem Lande, in welchem erst seit wenigen Jahren dem Straßen- und Brückenbau Aufmerksamkeit zugewandt wird. Nach Osten hin hat man einen Blick auf die Centralcordillere; nach Süden hin dehnt sich eine Ebene aus, welche von den Quilichaobergen begrenzt wird. Die Landschaft erinnert im Sommer an Schweizergegenden; sie hat waldbestandenes Hochgebirge, mit grünen Almen und Wiesen mit saftigen Gräsern; im Niederlande wogen Zuckerrohr und Mais, stehen Orangen-, Goyava- und Mangobäume; die Ananas wächst neben der Yuca (Maniok), der Ceibabaum (Eriodendrum anfractuosum) beschattet mit seinen mächtigen Zweigen die Kaffee- und Cacaostauden.

Die Straßen der Stadt sind regelmäßig angelegt, die Häuser gut gebaut und zumeist von einem Garten umgeben. Das allerdings warme Klima ist gesund und nichts weniger als unangenehm. In der Kathedrale sah der Reisende einige wirklich werthvolle Gemälde und sie sind die einzigen, welche er im ganzen Lande gefunden hat. Im Jahre 1869, in welchem es sehr unruhig herging, wurde das alte Kloster als Caserne und Gefängniß benutzt. „Den Eingesperrten hatte man weiter nichts zur Last zu legen, als daß sie ein paar tausend Piaster Geld besaßen; aber man kann ja ohne Geld keinen Bürgerkrieg führen! Alle rechtschaffenen Bürger mußten der Reihe nach einige Zeit brummen; die reichsten nur ein paar Tage, gegen die übrigen wurde, bis sie zahlten, eine in der That süße Tortur angewandt. Als

Gefangenenkost bekamen sie Morgens eine Gallert von Cedrat; Mittags Cacao mit Zucker, Abends Pasteten aus Goyava, aber man gab ihnen auch nicht einen Tropfen Wasser! Diese Tortur konnte auch der stärkste Mann nicht aushalten; am dritten, spätestens am vierten Tage öffnete er die Börse und zahlte!"

Die Kaufläden sind mit europäischen und amerikanischen Waaren gut versorgt, aber Alles ist sehr theuer, weil der Transport vom Meere bis hierher weit und die Flußschifffahrt beschwerlich, manchmal auch gefährlich ist. Fabelhaft hohe Preise wurden in den ersten Zeiten nach der Eroberung in Cali gezahlt. Cieça erzählt, daß ein Mutterschwein nebst einem Spanferkel mit 6400 Realen bezahlt wurde, ein Messer kostete 60, ein Bogen Papier 30 Realen.

Der Reisende hatte die Absicht, nach Popayan, also nach Süden hin, zu gehen, man rieth ihm jedoch davon ab, weil die Gegend dorthin im Besitze der Revolutionäre sei. In Cali kamen jeden Tag Regierungstruppen an; nach etwa zwei Wochen waren etwa 3000 Mann beisammen und auf dem großen Marktplatze wurde Musterung abgehalten. Hinter den Soldaten standen die Wagen; sie waren mit erbärmlich abgemagerten Pferden, Maulthieren oder Ochsen bespannt. Diese Soldaten riefen: „Es lebe die Verfassung, es lebe die Republik!" und boten ein seltsames Schauspiel dar. Offiziere und Mannschaften verkehrten mit einander auf dem Fuße völliger Gleichheit, was der Mannszucht nicht eben förderlich war; trotzdem ging alles ganz leidlich. Die Leute waren barfuß, schlecht gekleidet, schlecht bewaffnet; das Wetter war schlecht, der Schlamm tief, Pferde und Maulthiere blieben stecken, nur die Ochsen arbeiteten sich mühsam hindurch. In der Hinterhut befanden sich Marketenderinnen, „Rabonas", welche zur spanischen Zeit ein sehr zahlreiches Gefolge bildeten und Kochgeschirr, Lebensmittel und Bekleidungsstücke mit sich führten, auch wohl obendrein den Soldaten das Gewehr trugen. Jetzt, in Cali, war eine solche Rabona, die Dolores, in Reihe und Glied getreten und hatte es schon bis zum Sergeanten gebracht; sie genoß im Regiment großes Ansehen.

Dieser Heerhaufen, welchem Dr. Saffray sich angeschlossen hatte, legte täglich etwa anderthalb deutsche Meilen



Ansicht von Cali.

zurück und machte Abends Halt bei irgend einer verlassenen Hacienda, wo dann die Lastthiere mit Zuckerrohr gefüttert wurden. Die Umgegend wurde „requirirt" und man nahm alles Vieh weg das man fand. In Ermangelung von Fleisch bestand das Abendessen aus Chocolade mit Maismehl und man trank Agua de panela, d. h. Rohzucker mit warmem Wasser; die Offiziere bekamen Reis und von den Rabonas konnte man Branntwein und Cigarren kaufen. Aber ungeachtet der magern Kost waren die Leute zufrieden; sie spielten und sangen bis es zum Schlafen ging.

Für die nur 8 bis 10 Leguas lange Strecke nach Quinamayó bedurfte diese „Armee" volle fünf Tage, denn mehrere kleine Flüsse waren ausgetreten und Brücken nicht vorhanden. Der Ort zieht sich an Hügeln hin, die reich an Edelmetallen sind, und war ehemals wichtiger als heute. Die Goldgruben wurden von Sklaven bearbeitet, seit der Emancipation liegen sie zumeist verlassen; bei den noch im Betrieb befindlichen sind fast nur Frauen beschäftigt. Beim Anrücken der Regierungstruppen waren die Revolutionäre abgezogen. Beide Theile behandelten ihre Gefangenen mit äußerster Grausamkeit; Saffray sah in Cali mehrere Hundert in einen engen Raum eingesperrt, sie bekamen nur armselige Rationen; einer war an den andern gekettet; bald brachen Krankheiten aus; man ließ die Todten an den Lebendigen faulen und trug dann jene an einer Bambusstange ins Freie, wo sie oberflächlich beigescharrt wurden.

* * *

Nach mancherlei Noth und Beschwerde kam Dr. Saffray nach Popayán, einer der ältesten Städte in Neugranada; dort leben noch manche altspanische Familien von ungemischtem Blute, sie bilden eine Art von Aristokratie gegenüber den Indianern und Mischlingen. Zur Zeit der Conquista wohnten in dieser Gegend nicht ganz uncivilisirte Indianerstämme, welche zu der sogenannten ando-peruanischen Race gehörten: die Coconucos, Polindaras und Guambias. Sie hatten gleich den Indianern von Pasto ihre Unabhängigkeit gegen die Inkas behauptet, welche mehrmals von Quito aus den Versuch machten sie zu unterjochen, und wehrten sich auch tapfer gegen die Spanier. Als diese kamen,



Urwald an der pacifischen Küste Neugranadas.

zerstörten die Indianer alle Pflanzungen, um die Fremdlinge dem Hungertode preiszugeben, und als es ihnen selbst an Nahrung fehlte, looften sie, wer den anderen zur Speise dienen sollte. Nach ihrem Kaziken führt die Stadt den Namen.

Das Gymnasium gilt für eines der besten im Lande, aber die Lehrmethode ist unzweckmäßig und befördert die Oberflächlichkeit, weil man den Schülern zu vielerlei neben einander einpfropfen will. Grammatik, Lateinisch, Französisch, Geographie, Geschichte, Mathematik, Physik, Chemie, Kosmographie, Nationalökonomie und dazu noch — Metaphysik! Für die Volksschule wird jetzt Vieles gethan (— man hat aus Deutschland Elementarlehrer kommen lassen —) und das ist auch sehr nöthig, weil bisher fast nichts für dieselbe geschehen war und die Geistlichkeit sich damit nicht befaßt hatte. So ist der Procentsatz der Leute, welche lesen und schreiben können, immer noch ein sehr geringer. Abgesehen von den noch wilden Stämmen besteht die „Civilisation“ der übrigen Indianer lediglich in einigen abergläubischen Vorstellungen, die bei ihnen für Christenthum gelten. Der Vollblutindianer ist gar nicht dazu aufgelegt, etwas ler-



Träger im Quindiogebirge.

nen zu wollen und die, welche seine Arbeit ausbeuten, lassen ihn bleiben wie er eben ist; die Neger weisen einigen Unterricht nicht völlig zurück und lernen bis zu einer bedingten Stufe ganz leidlich. Die Mischlinge haben eine gewisse Intelligenz und lernen gern. Aber die kaum drittehalb Millionen betragende Bevölkerung ist zumeist über ein so großes Land zerstreut, in welchem es nur erst wenige Landstraßen giebt. Sobald Neugranada solche in genügender Menge haben wird, kann es zu hoher Blüthe gelangen.

Popayan hat eine Münzstätte, die freilich heute viel weniger prägt als in den spanischen Zeiten, als der Vicekönig von allem, was aus den Gruben zu Tage gefördert wurde, den fünften Theil erhielt; die vier anderen Theile mußte der Grubenbesitzer an die Münzstätten in Popayan oder Bogota abliefern, wo sie geprägt wurden: zur Ausfuhr außer Landes durfte er nichts bringen. In Neugranada laufen jetzt viele fremde Münzen um, namentlich nordamerikanische und französische. Goldmünze des Landes ist der Condor, der 10 Pesos Duros, gleich 50 Francs, gilt. Falschmünzerei geht, nach Saffray, stark im Schwange. Der

Handel von Popayan ist unbedeutend und beschränkt sich auf die Ausfuhr von Getreide und Kaffee; in den Waarenläden findet man aber die Fabrikate aus Quito und Pasto, Wollenstoffe, Teppiche ꝛc. Europäische Artikel werden aus Cali bezogen. Auch für Popayan kommt Alles darauf an, eine bequeme Verbindung mit dem Ocean zu gewinnen und dazu bietet der Rio Patia, der unter 2° N. mündet, günstige Gelegenheit. Es kommt nur darauf an, eine Straße bis dahin zu bauen, wo die Schiffbarkeit des Flusses beginnt, diesem entlang Stationen und an der Mündung einen Hafen anzulegen. Man würde dann auf diesem Wege die europäischen Waaren billiger als über Cali erhalten und die Quinquina ausführen können; ohnehin ist das ganze Patiathal sehr fruchtbar und könnte dem Cacao von Guayaquil Wettbewerb machen. Dasselbe hat aber einen Nachtheil: es wird manchmal von Heuschrecken heimgesucht, welche dann auch im Caucathale und selbst im Staat Antioquia Verwüstungen anrichten. Freilich sind in diesen Gegenden, wo der Pflanzenwuchs so überaus üppig ist, die Spuren derselben bald wieder verschwunden.

In der Nähe von Popayan liegt das Dorf Puracé am Fuße des gleichnamigen Vulcans, den, wie die Leser des „Globus" sich erinnern, vor einigen Jahren unser Landsmann Adolf Stübel erstiegen und beschrieben hat. Seitdem haben wieder Ausbrüche stattgefunden. Nicht weit von dem Dorfe gelangt man an den Rio Pusambió, dessen Katarakt in drei ungleichen Fällen herabstürzt; der eine derselben hat eine Höhe von 120 Meter. Dieser Fluß wird



Die Calle real in Bogota.

auch als Rio Vinagre bezeichnet und ist in der That eine merkwürdige Erscheinung. An seiner Quelle hat sein Wasser eine 10° C. wärmere Temperatur als die Luft und es enthält Eisenoxyd, Schwefelsäure und Chlorhydrit; daher der Name Essigfluß. Kein Fisch kann in demselben leben und auch nicht im Cauca bis etwa 100 Wegstunden unterhalb seiner Mündung. Auf dem Puracé hat man ein herrliches Panorama der Andes. Dort und noch mehr auf den höher liegenden Gipfeln im Bezirk Almaguer kann man sich eine Vorstellung machen von dem mächtigen und großartigen Gebirgssysteme, welches Neugranada von Süden nach Norden durchzieht.

Es war Dr. Saffray's Absicht nach Quito zu gehen, er konnte aber dieselbe nicht ausführen, weil weit und breit Revolution und Bürgerkrieg den Weg versperrten. Also schlug er die Richtung nach Cartago ein, wo er in voller Regenzeit ankam. Er wollte von dort nach Ibagué, wohin der Weg in trockener Jahreszeit in sechs bis sieben Tagen zurückgelegt wird; jetzt aber, bei dem abscheulichen Zustande der Wege, hätte kein Maulthier fortkommen können und der Reisende mußte deshalb Träger miethen, um über das Quindiogebirge zu kommen, welches der centralen Cordillere angehört. Als Ausrüstung zu dieser Wanderung waren Encerados, d. h. getheerte Leinwandstücke, nöthig, sodann Rejos, aus Leder geflochtene Stricke, ein Kochkessel, eine Axt, ein Haumesser, Kalebassen und Säcke zum Aufbewahren der Lebensmittel. Diese bestanden in geröstetem Reismehl, Rohzucker, Bananenschnitten, getrocknetem Rindfleisch ꝛc. Die Last eines Trägers darf 80 Pfund nicht übersteigen und jedes Packstück muß so klein als irgend möglich




Das Stadthaus in Bogota.

sein. Der Reisende thut allemal wohl, diesen Leuten durchaus ihren Willen zu lassen und wenn sie z. B. schon Nachmittags drei Uhr ihr Tagwerk beschließen, dann haben sie ganz gewiß guten Grund dazu. Sie sind brave Leute, denen man vertrauen kann, und thun redlich ihre Schuldigkeit, wenn man sie freundlich und höflich behandelt.

Nach großen Anstrengungen erreichte Dr. Saffray Ibagué, überschritt den Magdalenastrom und gelangte wohlbehalten nach Santa Fe de Bogota. Er bemerkt daß er unterwegs im Quindiogebirge, in dem kleinen Thale von Tochesito, eine der merkwürdigsten Pflanzen angetroffen habe, welche die Erde trägt, die Wachspalme, Ceroxylum Andicola, an welcher Alles seltsam erscheint. Diese Palme gedeiht nicht in einem heißen sondern nur im gemäßigten und kalten Klima, in den Gebirgen von Quindio und Tolima, in einer Höhe zwischen 1800 und 2900 Meter, wo ihr Stamm bis zu 50 Meter hoch wird und sich wie eine schlanke mit langen Zweigen gekrönte Säule erhebt. Zwischen den Blattstielen quillt eine graue Materie hervor; es ist Wachs so rein wie das von der Biene, nur etwas mehr zerbrechlich; die Eingeborenen vermischen es mit Talg, wenn sie Kerzen bereiten, die dort allgemein im Gebrauche sind.

Die Neugranadiner sind sehr stolz auf ihre Hauptstadt Bogotá, und denen, welche nicht außer Landes gereist sind, ist es die erste Stadt der Welt. Sie liegt recht hübsch am Fuße der Berge Serrate und Guadalupe in etwa 2644 Meter Höhe über dem Meere. Wer sie von der Ebene aus zuerst erblickt und die vielen Thürme sieht, möchte sie für eine hübsche europäische Stadt halten, wenn er aber hinein kommt, findet er viele enge Gassen, die obendrein unreinlich gehalten werden. Jedermann kann bauen wie es ihm beliebt und so findet man denn viele armselige Hütten neben großen und schönen Häusern mit überdeckten Söllern; sie haben dieselbe Bauart, welche man in allen spanischen Städten Amerikas findet; die Wohnung umschließt einen großen Hof, der einen Springbrunnen und Blumenbeete hat. Leider ist das Pianoforte auch bis dorthin gekommen und hat angefangen die Guitarre zu verdrängen. An Kirchen und Capellen, deren man nicht weniger als 34 zählt, ist Ueberfluß; dazu kommen noch acht Klöster und zwei Hospize. Die Kathedrale ist von einem Neugranadiner gebaut worden und wird schon deshalb für ausgezeichnet schön gehalten. Auf dem Hochaltar steht eine Statue der Mutter Gottes die geschmückt und behangen ist mit 1358 Diamanten, 1295 Smaragden, 372 Perlen, 59 Topasen und Amethysten. Kaum eine andere Gottesmutterstatue im ehemals spanischen Amerika kann sich an Aufputz mit dieser messen.

Bogota hat eine öffentliche Bibliothek, eine höhere Unterrichtsanstalt, einen Erzbischof, eine Sternwarte und ein Stadthaus. Dieses letztere ist aus gestampfter Erde aufgeführt worden, sehr schmucklos und nimmt die eine Seite des großen Platzes ein, auf welchem Markt gehalten wird. Das Standbild auf demselben ist zu Ehren des Befreiers Bolivar errichtet worden. Die Stadt zählt etwa 50,000 Einwohner, viel mehr als man glauben sollte, wenn man die wenig belebten Straßen durchwandert. Unsere Abbildung veranschaulicht die Königsstraße, welche für die Hauptstraße gilt. In derselben sind die meisten Läden und Magazine, in denen alles mögliche feil gehalten wird; jeder bildet einen Bazar im Kleinen; man findet Wachskerzen neben Kleiderstoffen, Wein neben Schuhen, Quincaillerien neben kölnischem Wasser. Was die Bevölkerung anbelangt, so sind die Leute höflich und gesellig, das weibliche Geschlecht ist hübsch und theilweise wohl unterrichtet. Ausfuhrwaaren hat Bogota nicht; den Weg für die Einfuhren bildet der Magdalenastrom. Deutsche Waaren und Artikel aus England und Frankreich werden den nordamerikanischen vorgezogen. Von der See her bringt man die Güter auf kleinen Dampfern bis Honda, von wo sie bisher auf Maulthieren landein geschafft wurden; gegenwärtig soll vom Strome nach Bogota eine Bahn hergestellt werden, und wenn die östlichen Ebenen in den Staaten Boyacá und Cundinamarca eine stärkere Bevölkerung als jetzt haben, wird diese Hauptstadt eine Verbindung nach Venezuela vermittelst des Rio Meta gewinnen, der ein Zufluß des Orinoco ist. Von Gewerbefleiß kann kaum die Rede sein; selbst solche nothwendige Sachen, die man sehr leicht im Lande selbst verfertigen könnte, kommen aus der Fremde, z. B. Seife, Papier und Stearinkerzen, und die erste Eisengießerei ist noch keine zehn Jahr alt. Unter den Handwerkern liefern die Schneider, Tischler, Goldschmiede und Schuhmacher ganz gute Arbeit; sie ahmen fremde Muster recht geschickt nach, obwohl sie zumeist noch sehr mangelhafte Werkzeuge haben. Aber sie sind intelligent, leben nüchtern und liefern, unter guter Leitung und Anweisung, ganz Tüchtiges.

Das Klima auf der Hochebene ist gesund aber etwas feucht, Mitteltemperatur des Jahrs 14° C.; in sehr klaren Nächten fällt der Thermometer manchmal bis auf 0° C. Die Gegend ist zum Getreidebau und zur Viehzucht wohl geeignet; sie liefert Weizen, Gerste, Mais, Bohnen und Kartoffeln; die Obstsorten werden nicht besonders saftig; von unseren Gemüsen, die alle wohl gedeihen würden, hat man fast nur den Kohl angebaut. Uebrigens fehlt diesem 8 Leguas langen und 16 Leguas breiten Thale der Baumwuchs; die Gegend ist kahl und monoton.

---

# Der Wolf in Nordosteuropa.

## I.

Unter den in Rußland vorkommenden Raubthieren hat der Wolf nächst dem Fuchse die größte Verbreitung; von der deutschen Grenze bis an das Ende von Sibirien giebt es keine Provinz, in welcher derselbe nicht vorkäme. Im übrigen Europa findet er sich nur noch in Skandinavien, einem kleinen Theile Frankreichs (Ardennen), in den wildromantischen Gebirgen Spaniens und in den Karpaten als ständiges Raubthier. Sein Vorkommen im westlichen Europa hat er nur den milden, zum Theil schneelosen Wintern sowie den dichten und zusammenhängenden Waldungen zu verdanken, welche ihn gegen jede Verfolgung schützen, der steigenden Cultur wird er aber auch hier bald weichen müssen und dann in ganz Westeuropa ausgerottet sein. Ein so großes Raubthier wie der Wolf paßt nicht mehr für die gegenwärtigen Verhältnisse und kann sich, ohne großen Schaden an den Hausthieren anzurichten, nicht mehr ernähren. Auch in

Rußland, wo die Cultur jetzt rasche Fortschritte macht, kommt er nicht mehr so zahlreich vor wie noch vor zwanzig Jahren, was nicht allein von den Jägern behauptet, sondern auch von den Pelzhändlern bestätigt wird.

Er ist bekanntlich einem großen, grau gefärbten Hunde sehr ähnlich und unterscheidet sich von demselben oberflächlich betrachtet nur durch den Schwanz (Ruthe), welchen der Hund links nach oben gekrümmt, der Wolf aber fast gerade und schräg nach unten hängend trägt. Bei einer genauern Betrachtung sind jedoch diese Unterschiede schon wesentlicher; und da ist es zunächst der Kopf, welcher länger und an der Stelle der Jochbogen viel breiter ist, als der des Hundes; auch ist der Rachen ungleich weiter, wie beim Hunde und fast bis zu den Ohren gespalten. Auge und Augenlider sind niedriger und erstere stehen schief im Kopfe, wovon der Wolf das unheimliche und heimtückische Ansehen bekommt.

Der Schädel ist gestreckt, an den Schläfen schmäler als an der Stelle, wo die Reißzähne in der Kinnlade stehen. Die Zähne sind zwar an Zahl und Gestalt denen des Hundes gleich, jedoch in der Form wesentlich verschieden. Die Oberfläche der sechs Vorderzähne, welche in der Jugend deutlich dreilappig ist, nutzt sich mit der Zeit so ab, daß die Lappen nachgerade verschwinden und mithin das einzige Mittel sind, um das Alter des Wolfes zu bestimmen. Die Eck- oder Fangzähne, vom Jäger Fänge genannt, sind sehr lang und stark, etwas nach auswärts gebogen und an der vordern wie an der hintern Seite mit einer stumpfen Schneide versehen. Die Lückenzähne nehmen von vorn nach hinten allmälig an Größe zu; der erstere, oben sowohl als unten, ist rundlich, im Querschnitt kurz elliptisch, etwas länger als breit, am Vorderrande mit einer sehr kleinen, in der Mitte mit einer höhern, am Hinterrande aber mit einer niedrigen stumpfen Spitze versehen. Die anderen Lückenzähne sind im Querschnitt länglich rund, in der Mitte aber etwas verengt; sie haben an dem Vorderrande eine stumpfe Spitze, in der Mitte eine hohe Spitze und an dem Hinterrande zwei niedrige Spitzen. Der letzte Lückenzahn im Oberkiefer ist wegen der plötzlichen Erweiterung des Kiefers hinten so stark nach außen gerichtet, daß er mit der Mittellinie des Schädels einen halben rechten Winkel bildet. Der Reißzahn ist sehr stark, mit einer tiefen Einbucht hinter der hohen Spitze an der Grenze des letzten Zahndrittels. Die beiden oberen Höckerzähne sind von ähnlicher Gestalt; der erste untere Höckerzahn ist im Querschnitte länglich eiförmig und dreihöckerig; der letzte fast kreisrund und viel kleiner als der vorhergehende. Die Augen sind klein, grüngelb, funkelnd und schief geschlitzt, die Ohren (Lauscher) halb so lang als der Kopf, spitz und aufgerichtet. Der Hals ist kurz und stark, der Körper runder und gedrängter als der des Hundes. Der Schwanz (Ruthe) ist dicht behaart, in der Mitte am dichtesten; auf der Oberseite zwischen der Schwanzwurzel und der Mitte des Schwanzes befindet sich eine Drüse, welche durch einen schwarzen Haarfleck äußerlich angedeutet ist. Die Beine (Läufe) sind stark und musculös, unter jedem Fuße befinden sich fünf nackte Ballen, welche mit Ausnahme des großen Ballens nicht so kurz und breit, wie beim Hunde, sondern länglich und nach vorn zu schmal geformt sind. Das Oberhaar ist lang am Halse, an der Unterseite und an den Keulen am längsten, sehr dicht und aufrecht stehend.


Canis lupus, $1/4$ nat. Größe.


Canis lupus.

Die Farbe desselben ist je nach Geschlecht, Jahreszeit und Körpertheil verschieden, im Winter im Allgemeinen fuchsgelb, auf dem Rücken schwarz überlaufen, an den Seiten und Schenkeln allmälig heller werdend und auf der Unterseite ins Röthlichweiße übergehend. Von derselben Färbung ist auch die Oberlippe bis zur Schnauzenspitze sowie die Kehle; die Stelle zwischen den Augen und Ohren ist grau; über den Vorderhals läuft oberhalb der Brust eine dunkle Querbinde; die Ohrränder und die Schwanzspitze sind schwarz; die Außenseite der Vorder- und Hinterläufe ist fuchsroth und erstere vorn schwarz angelaufen. Das Grundhaar ist wollartig und durchgängig aschgrau gefärbt. Das Sommerkleid ist röthlichgrau. In Bezug auf die Färbung unterscheiden sich die Geschlechter in der Weise von einander, daß die Wölfin stets heller als der männliche Wolf gefärbt ist; außerdem unterscheidet sich die Wölfin noch durch ihren schwächern Körperbau vom männlichen Wolf.

Der Lieblingsaufenthalt des Wolfes sind kleine Waldungen, welche mit Wiesen und Feldern abwechseln und in der Nähe bewohnter Orte liegen, weil er den Menschen viel weniger scheut wie z. B. der Bär. Die großen zusammenhängenden Waldungen liebt er nicht, in denselben spürt man daher auch im Winter nur höchst selten einen Wolf und im Sommer findet man auch nichts, was seine Anwesenheit verriethe. So habe ich z. B. nie gefunden, daß ein Wolf an die für einen Bären angelegte Kirrung gegangen wäre. Während des Sommers hält er sich auf den großen für den Menschen unzugänglichen Torfmooren auf, welche oft einen Flächeninhalt von mehreren Tausend Dessätinen ein-

nehmen, in deren Mitte sich immer kleine Bodenerhebungen, gleich Inseln im Weltmeere, befinden, auf denen er sein Lager hat und den ganzen Sommer über von Niemandem gestört wird. Von hieraus unternimmt er an jedem Abend seine Streifereien und kehrt regelmäßig des Morgens wieder nach dem Lager zurück. Diese Moorflächen wählt sich auch die Wölfin zur Geburtsstätte für ihre Jungen aus, da diese hier gegen jede Verfolgung von Seiten des Menschen gesichert sind, denn außer diesem hat ja der Wolf auch wohl keinen Feind.

Mit dem Eintritt des Winters, wenn die Brüche und Moore zugefroren sind, also auch für den Menschen zugänglich werden und dem Wolfe gegen die rauhen Winde und Schneestürme keinen Schutz mehr gewähren, verläßt er dieselben und hält von jetzt ab keinen festen Stand mehr, sondern wechselt denselben so oft er vom Hunger dazu gezwungen wird. Ueberhaupt ändert sich von da ab sein ganzes Wesen; denn während er den Sommer über allein lebt, vereinigen sich im Winter immer mehrere, gewöhnlich 4 bis 8 und in sehr strengen Wintern auch wohl 10 bis 12 zu einer Rotte. Ob nun der Hunger, oder der tiefe Schnee, oder beide zugleich die Ursache dieser Vereinigung sind, läßt sich wohl schwer nachweisen; mir scheint die Vereinigung mehr durch den tiefen Schnee bedingt zu werden, denn der einzelne Wolf würde bei Schnee nicht diese weiten Streifzüge machen können, wie ihm dies in Gesellschaft von mehreren Seinesgleichen möglich ist, wo dann immer einer hinter dem andern geht und genau in dessen Spur tritt. Sie machen, wie sich der Russe ausdrückt, den Gänsemarsch. Ist der vordere ermüdet, so bleibt er zurück und überläßt das Bahnbrechen dem zunächstfolgenden. Und so wechseln sie der Reihe nach, bis der letzte wieder der erste geworden ist. Das Einfährten geschieht oft so genau, daß man die Spur, in welcher fünf und mehr Wölfe gegangen sind, für die Spur eines einzelnen hält.

Wenn sich eine Rotte von ihrem nächtlichen Raubzuge, den sie oft auf viele Meilen ausdehnen, ausruht, dann wählt sie wo möglich zu ihrem Ruheplatz eine kleine Anhöhe. Hier bleiben sie den größten Theil des Tages über liegen, aber jeder mit dem Kopfe nach einer andern Richtung hin, um jede ihnen nahende Gefahr sogleich zu bemerken. Sind sie indessen sehr ermüdet, oder haben sie sich recht satt gefressen, dann schlafen sie so fest, daß man unter Wind recht gut schußmäßig an sie heran kommen kann, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Sobald aber nur einer das geringste Geräusch oder sonst etwas Verdächtiges vernimmt, springt er sofort auf, was zugleich auch das Signal für die anderen ist, dasselbe zu thun. Sie bleiben dann noch einen Augenblick stehen, um sich zu überzeugen, ob ihnen wirklich eine Gefahr drohe und von welcher Seite sich ihnen dieselbe nahe, damit sie in entgegengesetzter Richtung entfliehen können.

Im südlichen Rußland, wo die waldlosen Steppen einen Raum von vielen tausend Quadratmeilen einnehmen, führt der Wolf wieder ein anderes Leben als in dem wälderreichen Norden. Hier hält er sich den Sommer über in den großen Getreidefeldern und den fast unzugänglichen Schilf- und Rohrdickichten der Flußthäler auf, welche ihm denselben Schutz gewähren, wie die großen Torf- und Moorbrüche im nördlichen Rußland. Auch mangelt es ihm in der Steppe während des Sommers niemals an Nahrung, weil in dieser Jahreszeit daselbst nicht nur viele Vögel brüten, wie das Steppenhuhn, der große und kleine Trappe und in den Flußthälern viele Sumpf- und Wasservögel, sondern es giebt auch noch eine große Anzahl von Nagethieren, welche in diesen warmen und trockenen Gegenden sich zuweilen so sehr vermehren, daß sie an den Feldfrüchten großen Schaden anrichten und zu einer wahren Landplage werden. In solchen Zeiten wird der Wolf durch die Vertilgung dieser Thiere sehr nützlich, was selbst die Steppenbewohner anerkennen und ihn in solchen Zeiten nicht verfolgen. Im Winter dagegen, wenn die Strichvögel weggezogen sind, und die meisten Nagethiere ihren Winterschlaf halten, mangelt es ihm doch zuweilen an Nahrung, so daß er in dieser Zeit nur auf Hasen und Mäuse sowie auf zahme Thiere angewiesen ist. Von letzteren gehen nun zum Glück für ihn während des Winters nicht allein sehr viele auf den Landstraßen verloren, welchen nur die Haut abgezogen wird, der Cadaver aber liegen bleibt, sondern die Rinderpest rafft auch in den Gehöften zuweilen eine Menge Vieh hinweg, welches dort nicht vergraben, sondern eine Strecke von dem Gehöfte weg entweder auf das Feld oder in ein Flußthal geschafft wird. Die Wölfe, welche sich sehr bald einfinden, lassen dann weiter nichts davon übrig, als die Knochen und befinden sich dabei ganz wohl.

Dem Wolfe kommt auf seinen Raubzügen die feine Organisation seiner Sinnesorgane, mittelst deren er auf große Entfernungen sein Wild entdeckt, sehr zu statten. Am ausgebildetsten ist bei ihm der Geruchssinn, er wittert (riecht) auf eine Entfernung von 300 bis 500 Schritt Menschen und Thiere, wenn sich dieselben ihm mit dem Winde nähern; todte Thiere wittert er auf eine wohl dreimal so große Entfernung. Auf seinen Raubzügen geht er deshalb auch wie ein Hühnerhund, in großen Bogenlinien revierend, dem Winde entgegen. Nach dem Geruchssinn folgt das Auge, welches ebenfalls sehr scharf, jedoch nicht in der Weise organisirt ist, wie das der katzenartigen Raubthiere. Daß dem Wolfe indeß auch das Auge wesentlich bei Entdeckung seines Raubes behülflich ist, bemerkt man daran, daß er auf seinen Raubzügen gern auf den Bergrücken entlang wandert, überhaupt auch in der Ebene jede kleine Erhöhung besucht um von derselben aus Umschau zu halten. Das Gehör ist ebenfalls sehr gut, jedoch bei Weitem nicht so fein, wie bei Katzen, selbst nicht einmal so fein als beim Fuchs, denn man kann sich bei guter Deckung und unter gutem Winde zuweilen sehr nahe an ihn heranschleichen, ohne daß er etwas gewahr wird. Was den Geschmack anbetrifft, so muß man ihm nachsagen, daß seine Zunge nichts weniger als fein ist, er nimmt es in dieser Beziehung nicht sehr genau, begnügt sich mit dem, was sich ihm gerade auf seinen Streifereien darbietet und verachtet auch die kleinste selbst todte Maus nicht, ja er lebt im hohen Norden oft längere Zeit nur vom Fange der Lemminge. Ist er bei seiner Jagd auf Säugethiere nicht glücklich, so nimmt er auch mit Amphibien und Insecten vorlieb; kann er aber auch von diesen nichts haben, so frißt er bei großem Hunger selbst Gras und Erde, nur um sich den Magen zu füllen. In der Zeit, wo es in den Waldungen Beeren giebt, frißt er auch diese sehr gern; dagegen sind ihm im Sommer todte und bereits in Verwesung übergegangene Thiere zuwider, weshalb man ihn auch während des Sommers nicht gut ankirren kann.

Wenn er auf Raub ausgeht, macht er zunächst auf wilde Thiere Jagd, findet er diese nicht, dann zieht er sich in die Nähe der Weideplätze der zahmen Thiere. Unter diesen sind ihm Schafe, Ziegen, Kälber, Füllen und junge Schweine am liebsten, da diese ihm nur geringen Widerstand leisten können. Pferde, Ochsen, Kühe und starke Schweine greift er nur durch Hunger getrieben und dann selten allein an, weil er weiß, daß er mit diesen einen harten Kampf zu bestehen hat, aus welchem er nicht immer als Sieger hervorgeht. Es kommt zuweilen vor, daß er selbst auf dem Kampfplatze bleibt, was besonders dann geschieht, wenn er einer Stute das Füllen rauben will.

Die Pferde, welche den Sommer über in Rußland im

Freien auf die Weide gehen, kennen den Wolf sehr genau. Sobald dieser angeschlichen kommt und von einem Pferde bemerkt wird, giebt es seine Wahrnehmung den anderen auf der Weide befindlichen Pferden durch Wiehern kund, worauf alle, die das Signal vernommen haben, sofort nach demselben zueilen, um den Wolf zu verfolgen und anzugreifen. Das geschieht nicht, wie allgemein angenommen wird, dadurch, daß sie einen Kreis schließen und mit den Hinterfüßen nach demselben schlagen, sondern indem sie ihrem Feinde im Galop entgegeneilen und ihn mit den Vorderfüßen angreifen. Aehnlich wie die Pferde verhalten sich auch die auf der Weide befindlichen Rinder. Wenn diese einen Wolf erblicken, fangen sie fürchterlich zu brüllen an und eilen auf denselben zu, um ihn mit ihren Hörnern anzugreifen. Selbst die zahmen Schweine gehen dem Wolfe zu Leibe und treiben ihn auch gewöhnlich in die Flucht. Deshalb sucht er auch wo möglich nur ein junges Schwein zu fangen, welches sich von der Herde entfernt hat, mit welchem er leicht die Flucht ergreifen kann, wenn er etwa von den anderen Schweinen angegriffen werden sollte.

Im Winter, wo die Wölfe gemeinschaftlich auf Raub ausziehen, treiben sie das Wild einander zu. Wenn sie z. B. einen Hasen jagen, so folgt immer bloß einer der Fährte, die anderen aber laufen zu beiden Seiten, so daß, wenn der Hase etwa einen Haken schlagen sollte, er dann immer wieder vor einen Wolf kommt. Findet die Jagd in einer Dickung statt und führt ein Weg durch dieselbe, so bleiben immer einige Wölfe auf diesem Wege in verschiedenen Entfernungen vertheilt stehen, um den Hasen, wenn er aus der Dickung heraus auf den Weg kommt, hier sogleich abzufassen. Natürlich macht derjenige Wolf, welcher den Hasen fängt, auch sogleich Anstalt denselben allein zu verzehren; denn von einem Theilen der Beute ist bei diesen Gesellen keine Rede. Ein jeder sucht von der gemachten Beute so viel als möglich zu erhaschen. Deshalb setzt es auch oft heftige Kämpfe um dieselbe, wobei nicht selten einer der Streiter todt auf dem Platze bleibt und dann von seinen treuen Gefährten sogleich aufgefressen wird. Dies geschieht jedoch nur in strengen Wintern, wenn sie vom Hunger dazu getrieben werden und der „Kampf ums Dasein" sich in der grellsten Gestalt geltend macht.

Nächst dem Hasen ist der Fuchs, besonders bei tiefem Schnee, am meisten gefährdet. Geräth derselbe in die Nähe eines Wolfes und befindet er sich gerade auf dem Felde, oder in einem lichten Baumholzbestande, so ist er unbedingt verloren. Der Hase ist dann vor dem Fuchse insofern im Vortheil, daß er dem Wolfe wegen seines grauen oder weißen Winterkleides leichter entwischen kann als der Fuchs, dessen Haarkleid in den nördlicheren Gegenden, besonders aber im Winter, intensiver roth gefärbt ist als bei den in südlicheren Breiten lebenden Füchsen. Daher giebt es auch da, wo viele Wölfe vorkommen, wenig oder gar keine Füchse.

Das Hochwild, von dem es im europäischen Rußland nur das Elch und das Renthier giebt, ist nur dann gefährdet, wenn ein Stück allein ist und von mehreren Wölfen zugleich angegriffen wird. Kann sich dasselbe dann nicht durch die Flucht zu einem größern Rudel retten, bei welchem sich mehrere Hirsche befinden, die sich stets mit mehr Erfolg vertheidigen können, so ermüden es die Wölfe durch anhaltendes Jagen so lange bis es ihnen zur Beute fällt. Selbst der stärkste Elchhirsch kann sich bei tiefem Schnee auf die Dauer nicht vertheidigen, wenn er von einer Rotte angegriffen wird.

Mit dem Steigen der Kälte während des Winters steigert sich auch beim Wolf naturgemäß das Bedürfniß nach Nahrung. Da diese nun im Winter ohnehin schon knapper ist als im Sommer, so ist der Wolf jetzt gezwungen, sich in die Nähe bewohnter Orte zu ziehen, weil in diesen doch immer zahmes Vieh verloren geht, von dem man in Rußland, wie schon bemerkt, nur die Haut benutzt. Von dem Cadaver, welcher auf das Feld gefahren wird und dort liegen bleibt, halten am Tage die Seeadler, Kolkraben und Krähen, des Nachts aber die Wölfe ihre Mahlzeit. Ebenso werden auch die Landstraßen im Winter von den Wölfen häufig besucht, indem auf denselben während der Schlittenbahn eine Menge Pferde verloren gehen und auch herrenlose Hunde herumlaufen. Je strenger der Winter ist, mit um so größerer Sicherheit kann man darauf rechnen, auf den großen Straßen Wölfe zu sehen, welche, wenn die Kälte lange anhält, zuletzt so dreist werden, daß sie nicht bloß des Nachts, sondern sogar am hellen Tage mitten durch die Dörfer laufen und in die Gehöfte eindringen, wo sie dann Menschen und Hunde angreifen.

Da der Wolf im Gegensatze zum Bären nur von animalischer Nahrung lebt, so wird er auch dem Thierreich bei Weitem gefährlicher als der Bär und man kann wohl behaupten, daß, wenn es in Rußland keine Wölfe gäbe, dieses Land das wildreichste in ganz Europa sein würde, weil die Bevölkerung daselbst nicht so dicht ist, als in den übrigen europäischen Ländern. Rechnet man im Durchschnitt nur einen Wolf auf die Quadratmeile, was eine sehr mäßige Zahl ist, so läßt sich leicht berechnen, wie viel lebende Thiere in einem Jahre von den Wölfen gefressen werden. Daher ist der Wolf auch ein Thier, welches in eine Gegend gehört, welche sich noch im Urzustande befindet; wo aber der Mensch den Boden in Besitz und Cultur genommen hat, dort kann und darf der Wolf nicht mehr existiren. Dies bestätigt uns auch die Geschichte der letzten Jahrhunderte, wo nach jeder größern Kriegsperiode, in Folge derer die Menschenzahl vermindert wurde und ein Rückschritt der Cultur stattfand, sich auch jedesmal die Wölfe sehr vermehrten, wie dies nach dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege in Deutschland, sowie in und nach der Revolutionsperiode von 1789 bis 1815 in Frankreich der Fall war.

Die Begattungs- oder Rollzeit des Wolfes fällt in die Mitte des Winters und dauert etwa vom 20. December bis Ende Februar. Bei den alten Wölfinnen tritt sie früher ein als bei den jüngeren. Die einzelne Wölfin bleibt vierzehn Tage hitzig und trägt etwas über hundert Tage. Die Naturforscher und Jäger waren bisher sowohl über den Anfang als auch über das Ende der Paarung und die Länge der Tragzeit noch nicht einig. Gegenwärtig hat man über die letztere dadurch mehr Klarheit gewonnen, daß man die Wölfe in zoologischen Gärten genau beobachten konnte. Der Anfang der Rollzeit wird aber jedenfalls durch die geographische Lage bedingt, indem der Begattungstrieb bei den Thieren in den nördlicheren Gegenden später eintritt, als in den südlicheren.

Nach vollzogener Begattung zieht sich die Wölfin aus der Gesellschaft, in welcher sie sich bisher befand, zurück, während die männlichen Wölfe sich gewöhnlich erst nach dem Weggange des Schnees trennen und dann ihre frühere Heimath wieder aufsuchen. Die Wölfin ihrerseits sucht ein sicheres Versteck für ihre künftigen Jungen aus, entweder in einer Dickung oder auf einer mitten in einem großen Bruche befindlichen Insel. Man sollte fast glauben, die Wölfin habe Verstand und wisse, daß die Moor- und Bruchflächen im Sommer für den Menschen unzugänglich sind, während doch im Winter die Schlittenwege über dieselben führen. In der Steppe dagegen, wo es weder Waldungen giebt noch unpassirbare Moorflächen vorkommen, wählt die Wölfin zu ihrem Wochenbette entweder ein Rohrdickicht in einem Fluß-

thale oder irgend ein anderes sicheres Plätzchen im Gestrüpp oder hohem Steppengrase. Auf dem ausgewählten Platze bereitet sie aus trockenem Grase oder Moos ein Lager, wo sie ihre Jungen, gewöhnlich 3 bis 8 Stück, zur Welt bringt (wölft). Dieselben bleiben vierzehn Tage blind und werden 5 bis 6 Wochen lang von ihrer Mutter mit Milch ernährt. In den ersten Tagen nach der Geburt der Jungen verläßt die Alte dieselben nur äußerst selten, um sie gegen die rauhe Witterung und die Habgier ihrer Väter zu schützen, weil die männlichen Wölfe die Jungen ihrer Art eben so gern auffressen, wie es die männlichen Katzen (Kater) mit den jungen Kätzchen thun. Später, wenn die jungen Wölfe etwas größer sind und des Schutzes weniger bedürfen, entfernt sich auch die Wölfin auf längere Zeit von ihnen, um sowohl für sich als auch für ihre Kleinen Nahrung aufzusuchen. Daß ihr dabei ein männlicher Wolf behülflich wäre, wie einige Schriftsteller behaupten, ist ebenso wenig wie bei den Bären der Fall. Deshalb hat es auch eine alte Wölfin, welche viele Junge ernähren muß, nicht gar so leicht, wenn sie für dieselben das nöthige Futter herbeischaffen will; sie raubt daher in dieser Zeit alles, dessen sie nur habhaft werden kann; sie wird so dreist, daß sie selbst in die Nähe der Dörfer geht, um die in der Nähe derselben frei herumlaufenden Hausthiere, wie Gänse, Hühner, kleine Schweine, Hunde und dergleichen, zu fangen und ihren Jungen zu bringen. Dabei legt sie aber so viel List und Gewandtheit an den Tag, daß sie hierin der Füchsin nicht viel nachsteht. An den Thieren, welche sie ihren Jungen lebend bringt, lehrt sie ihnen schon frühzeitig das Fangen und Todtbeißen derselben. Sind dieselben erst über drei Monate alt, dann werden sie von ihr schon auf die Raubzüge mitgenommen, damit sie sich ihren Fraß selbst aufsuchen und fangen lernen.

Interessant ist es eine junge Wolfsfamilie zu beobachten, wenn dieselbe Abends auf Raub auszieht. Das Zeichen zum Aufbruch giebt die Alte, indem sie zu heulen anfängt; sobald dieses die Jungen hören, stimmen sie sofort ein und man bekommt ein Concert zu hören, welches dem Jäger und Jagdfreunde einen hohen Genuß gewährt. Darf ich mir erlauben aus eigener Erfahrung zu sprechen, so will ich hier bemerken, daß es mir eine besondere Freude macht, wenn ich hier im fernen Osten Europas *), wo die Wölfe noch sehr häufig sind, dieselben des Nachts heulen höre. In solchen Augenblicken kommt mir oft der Gedanke, daß wohl mancher Jagdfreund, der jetzt in einem Concert- oder Opernhause den Melodien einer Ouvertüre oder dem hinreißenden Gesange einer Primadonna mit Entzücken zuhört, mich um meinen Genuß beneiden würde und gewiß gern das Zehnfache darum gäbe, wenn er sich an meinem Platze befände, um dieses Naturconcert mit anhören zu können.

Jung eingefangene Wölfe lassen sich leicht zähmen und zeigen eine fast eben so große Anhänglichkeit an ihren Herrn wie ein Hund; auch begatten sich gezähmte Wölfe — besonders Wölfinnen — fast immer mit Hunden und zwar am liebsten mit solchen, mit denen sie zusammen aufgewachsen sind.

*) Der Verfasser, Herr Gaßmann, ist Forstmann im Innern von Rußland.

---

# Neue Ausgrabungen in Ninive.

Die von G. Smith, einem eifrigen Forscher und gründlichen Kenner der Keilinschriften, zu Kujundschick neuerdings veranstalteten Nachgrabungen haben wiederum wichtige Ergebnisse geliefert. In der jüngsten Sitzung der Gesellschaft für biblische Archäologie in London erstattete er Bericht über dieselben, nachdem er zuvor einen kurzen Ueberblick seiner früheren Arbeiten gegeben.

Im November 1873 reiste er von England abermals nach dem Orient und begann am 1. Januar 1874, an demselben Tag, an welchem Dr. Schliemann's Werk über die trojanischen Ausgrabungen veröffentlicht wurde, seine neuen Ausgrabungen schon drei Stunden nachdem er in Mosul angelangt war. Dieser Stadt gegenüber, am andern Ufer des Tigris, lag einst das von einer Mauer umzogene Ninive; dasselbe hatte einen Umfang von etwa 8 Miles und Smith meint, die Angabe Diodor's, daß sie eine Höhe von etwa 100 Fuß gehabt habe, sei keineswegs übertrieben. Noch heute hat sie an manchen Stellen eine Höhe von ungefähr 50 Fuß, während das Getrümmer am Fuße 30 bis 60 Yards weit umherliegt. Ihre Breite muß etwa 50 Fuß betragen haben.

Smith's Wegweiser und Leitfaden war „die vergrabene Literatur auf Thon". Er untersuchte von Neuem die Bibliotheken Assurbanipal's, welche zuerst von Layard aus den Erdhügeln Kujundschicks zum Vorschein gebracht wurden, noch einmal und hielt eine sehr ergiebige Nachlese. Als Layard's Tafeln und Cylinder mit Keilschriften aus jener königlichen Bibliothek vor Jahren im britischen Museum angelangt waren, meinte man allgemein die Fundstätte sei erschöpft, das ist aber keineswegs der Fall gewesen. Bei näherer Prüfung stellte sich heraus, daß etwa die Hälfte des Textes noch fehle; was man besaß, bestand aus einzelnen Theilen und Abschnitten der Bücher, von denen man nur Einzelnes besaß. Smith's Bestreben ging dahin, das Fehlende aufzusuchen und herbeizuschaffen, damit man vollständige Texte habe.

Zu diesem Zwecke veranstaltete er nun Nachgrabungen in Kujundschick und Neppi Yunas; dort waren die Bibliotheken der Könige Sennacherib, Essarhaddon und namentlich jene Assurbanipal's. Diese Herrscher bewahrten die Urkunden ihrer Vorfahren in ihrem Palaste sorgfältig auf, hielten diese Archive im besten Stande, und jeder derselben hatte eine besondere Bibliothek. Auf diese hatte Smith es diesmal abgesehen. Er veranstaltete zunächst einen ganzen Monat hindurch Nachgrabungen in Nimrud, welches er für das Kalah der Genesis hält. Gleich Mariette in Aegypten machte er sich die Winke zu Nutzen, welche er aus den Inschriften entnahm und fand sich reich belohnt, als er in den Ruinen arbeitete, welche auf den Tafeln bezeichnet waren als „Palast Salmanassar's, des Königs der Völker, Sohn Vulriari's, des Königs der Völker".

Diese Inschrift ist der älteste „Palasttext" aus Ninive und sie beweist, daß dasselbe schon viel früher Hauptstadt war, als bisher angenommen worden ist. Denn dieser Salmanassar, welcher den Palast zu Ninive bauete, regierte etwa 1300 vor der christlichen Zeitrechnung. Er war ein gewaltiger Eroberer und unterwarf das Land Nairi, das Land in der Quellgegend des Tigris. An derselben Stelle

fand Smith Backsteine desselben Königs, unweit von dem Palast, in einem Ischtortempel. Die Inschrift lautet: „Beltis, seiner Gemahlin, Salmanassar, Vicekönig von Assur, König der Völker.“ Eine dritte Inschrift an jener Stelle bezieht sich auf den berühmten Herrscher Tugulti ninip, Sohn Salmanassar's, des Eroberers von Babylonien; sie lautet: „Tulgultininip, König der Völker, Sohn Salmanassar's, der auch König der Völker war, der Tempel der Beltis, Gemahlin des .... gebaut.“

In einem andern Theile des Hügels fand Smith einen Bericht über den Krieg zwischen Tugulti ninip und Rasi murndas, König von Babylonien, und aus dem Centrum dieses Hügels förderte er das Bruchstück eines schwarzen Steins zu Tage; derselbe enthält eine Inschrift von Mutaggil nusku, der im zwölften Jahrhundert vor Christus regierte. Außerdem fand er Urkunden von Assur nasir pal und dessen Sohn Salmanassar, die beide im neunten Jahrhundert lebten. Sie baueten zu den vorhandenen Palästen und Tempeln auch ihrerseits dergleichen und bei späteren Gebäuden sind Theile von seinen Sculpturen aus ihrer Zeit in Stücke zerschlagen und als Baumaterial benutzt worden.

Im Palaste Tiglath Pilesar's (des Vierten) der Bibel, der ein Verbündeter des Königs Ahas war und Rezin unterwarf, war ein Hauptfund ein stark beschädigter geflügelter Stier, der ursprünglich etwa 20 Fuß hoch gewesen ist.

Smith fand an der Stelle des nördlichen Palastes, wo er ein Jahr vorher Ausgrabungen veranstaltet hatte, nicht so viele Backsteine und Tafeln mit Inschriften als er erwartet hatte, aber doch einige Urkunden von höchster Wichtigkeit, z. B. die Tafel, welche eine auf Assurbanipal's Befehl veranstaltete Uebersetzung einer 1400 Jahre ältern babylonischen Inschrift enthält. Der in ihr bezeichnete Name des babylonischen Königs aus so früher Zeit, welcher so viele Jahre vor Assurbanipal schon den Tempel des Bel restaurirte, ist ganz neu, und neu sind auch die Namen seiner Vorfahren. Sein Name, Agu, ist auch jener des Mondgottes in Akkad und man kann wohl annehmen, daß die Dynastie von dorther stammte. Er bezeichnet sich selbst als Sohn des Tassigurubar, des Sohns Abi, ... Sohn Agurabi's, Sohn Ummisiriti's, vom Stamme Sugamunas. Hier haben wir also ein halbes Dutzend Königsnamen, von welchen wir bisher nichts wußten. Agu's Titel sind: „König von Kassu und Akkad, König von Babylonien, König von Padan und Alman, König von Guti oder Goim (der Völker) und König der vier Racen.“ Seine wichtigste Großthat bestand darin, daß er die Götterbilder des Merodach und Sirat banit (des Sukkoth Benoth der Bibel) wieder holte aus dem Lande Hani (nordöstlich von Babylonien), wohin sie gebracht worden waren.

Im Palaste Sennacherib's suchte Smith vorzugsweise nach Tafeln mit Inschriften. Er fand in demselben an der westlichen Seite den Oberbalken einer Thür, und das ist der erste welcher bisher in den assyrischen Ruinen zu Tage gekommen ist. Seine Ornamentirung zeigt zwei geflügelte Drachen, die einander anblicken über eine zwischen ihnen befindliche Vase. Noch bemerkenswerther erscheint ein anderer Architekturgegenstand, ein kleines Modell von feinem Stein, das einen Stier mit Menschenkopf darstellt, in der Art wie man solche Bilder am Eingange der assyrischen Gebäude findet.

Es war Smith's Absicht, allen Schutt über Sennacherib's Bibliothek in einem Umkreise von etwa 700 Fuß hinwegzuräumen, er hatte aber nicht Zeit genug um bis ganz auf den Boden zu dringen. Nichtsdestoweniger hat er mehr als 2000 Tafeln und Bruchstücke mit Keilinschriften gesammelt, meint aber daß noch mehr als sechsmal so viele zu Tage gebracht werden können. Der älteste Fund ist aus der Zeit des assyrischen Königs Assurisilim, der um 1150 vor der christlichen Zeitrechnung den Thron inne hatte. G. Smith hat mehrere Tafeln historischen und mythologischen Inhalts übersetzt und viele sogenannte Syllabarien, oder richtiger Glossarien, gefunden, dann auch Beiträge zur assyrischen Astronomie und ein assyrisches Astrolabium.

Seiner Ansicht nach sollten in Ninive die Nachgrabungen und Forschungen Folgendes ins Auge fassen. 1. Die große Bibliothek im Palaste Sanherib's, die völlig zu Tage gebracht werden müsse; dort lägen noch mindestens 20,000 Fragmente von Tafeln mit Keilinschriften, die man binnen drei Jahren mit einem Kostenaufwande von 5000 Pf. St. ans Licht bringen könne. 2. Der mittlere und östliche Theil des Hügels von Kujundschick muß näher erforscht werden; die dortigen Funde gehören einer frühern Zeit an als die aus den Palästen Sennacherib's und Assurbanipal's, werden also über die ältere Geschichte Assyriens Licht verbreiten. 3. Der Hügel von Nebbi Yunas sollte vollständig untersucht werden und dasselbe müßte mit den Ruinen der Mauer und der Stadt Ninive geschehen. Auch verdienen die assyrischen Gräber, welche der Ringmauer entlang liegen, eine sorgfältige Beachtung schon deshalb weil wir über die Begräbnißgebräuche jetzt noch in völliger Unkunde sind.

---

# Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

## II.

### Chañaral und das Leben daselbst.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Chañaral ein ziemlich isolirt liegender Ort ist. So einsam jedoch derselbe und so wüst seine Umgebung ist, so leben doch immerhin hier genug Europäer, um Verkehr und Gesellschaft zu bieten und das Leben erträglich zu machen, gegen 30 Engländer, einschließlich der Frauen und Kinder, und etwa 20 Deutsche. Um die Beschaffenheit und das Leben in dieser Stadt zu begreifen, muß man berücksichtigen, daß ihre Existenz einzig und allein von einem Dinge abhängt, nämlich von den Minen. Sind die Minen gut, so florirt Chañaral; wird wegen Unergiebigkeit die Arbeit in denselben eingestellt, so verschwindet es vom Erdboden wie einst Puerto Copiapó verschwand.

Der Ort ist etwa so alt wie Caldera, einige 20 Jahre.

Damals wurden an einem Punkte nahe der Küste, den man las Animas genannt hat, Kupfererze gefunden, welche man über Chañaral verschiffte. Später entdeckte man noch an vielen Orten Erze. Die Minen waren sehr ergiebig und da dies mit dem beginnenden Verfall von Copiapó zusammentraf, zogen viele Leute von da hierher. Dies war die Blüthezeit Chañarals. Sogar eine Eisenbahn nach den beiden hauptsächlichsten Minenarten, las Animas und Salada, wurde gebaut. Seit etwa zwei oder drei Jahren sind indessen die Kupferminen ziemlich unergiebig geworden. — Caracoles absorbirte Alles, was an Capital und Unternehmungsgeist im Lande war und so verfiel auch Chañaral, bis im Juni 1873 sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß 14 Leguas landeinwärts von Chañaral, in la Florida, sehr reiche Silberminen entdeckt worden seien. Das Wort „Silber" hat in diesem Lande ungefähr denselben Effect wie in einer Stadt der Ruf „Feuer"! Binnen kurzer Zeit war Chañaral so überfüllt, daß effectiv kein Platz für weitere Ankömmlinge mehr vorhanden war. Ich selbst mußte noch im October (1873) zwei Stunden durch die Stadt wandern, ehe ich ein erbärmliches Loch zum Schlafen fand. Allmälig verlief sich jedoch die Welle, zumal sich ungünstige Berichte über die Minen verbreiteten. Was nun wirklich an dem Mineral ist, muß die Zukunft lehren und zwar die nächste. Die officielle Messung ist beendet und es sind 41 Minen als den gesetzlichen Ansprüchen entsprechend vermessen worden, was eine ziemlich hohe Zahl ist. Sechs unter diesen haben bereits reichlich Silber gegeben, darunter eine, die Andacolla, schon im Werth von 400,000 Dollars und von ihr wird bereits eine zweite Sendung zum gleichen Betrage erwartet *). So viel steht also fest: die Silberentdeckung ist kein ganz leerer Wahn.

Ein bereits früher gemachter Metallfund wird aber erst seit diesem Jahr (1873) ausgebeutet. Dies ist ein Boraxlager, sehr weit landeinwärts, etwa 11,000 Fuß hoch oben in der Cordillera. Dasselbe ist ohne Zweifel sehr reich, doch ist es noch die Frage, ob es bei der großen Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Bearbeitung lohnen wird. Vorläufig wurde bereits eine große Menge Mineral heruntergeschafft und ein Contract mit der Pacific Steam Navigation Compagnie abgeschlossen, deren Dampfer vom Januar 1874 an hier anlegen werden, um das Mineral nach Europa zu bringen.

Von Caldera bis Cabija an der bolivianischen Küste ist das Land eine absolute Wüste und man findet dort nur Minenplätze. Unter diesen sind Antafagasta, der Hafen von Caracoles, und Chañaral die beiden größten. Chañaral liegt in einem kleinen Einschnitt des hohen felsigen Ufers. Das ausgetrocknete Flußbett des Rio Salado führt hier in eine kleine Bucht, die wegen ihrer ewigen heftigen Brandung berüchtigt ist. Bei schlechtem Wetter, das hier nur in der Winterszeit vorkommt, fahren die Boote gar nicht tiefer in die Bucht, sondern legen bei der Peña blanca (weiße Feder) an, einer curiosen Gruppe niedriger, weißer Felsen mit sehr merkwürdig geformten Schluchten, und die Landenden werden dann mit Stricken auf den Felsen hinaufgezogen.

Die Stadt selbst ist erbaut zum Theil auf dem schmalen Sandstreifen, der sich überall am Fuß der Felsen hinzieht, zum Theil an dem Felsen hinauf und zum Theil auf dem großen Schlackenhaufen, den die beiden Schmelzwerke in die See hineingeworfen haben. Die Häuser sind dem provisorischen Charakter des Ortes gemäß, mit Ausnahme der Hauptgebäude der beiden Schmelzwerke, aus Holz gebaut und äußerst einfach. Zweistöckig sind nur sehr wenige. Straßenpflaster oder Gehweg existirt nicht, welchen Staub daher die im Carrière durch die Straßen passirenden Reiter aufwirbeln (Schritt fährt oder reitet ein Chilene, selbst bergauf oder bergab, nie), kann man sich vorstellen. Nächtliche Straßenbeleuchtung dagegen sowie eine ziemlich zahlreiche Polizei sind vorhanden. Oeffentliche Gebäude besitzt der Ort keine, außer der Kirche, die auf einem Marktplatz, so groß daß er etwa für Berlin passen würde, einen ziemlich merkwürdigen Eindruck macht. Der dem Landungsplatz zunächst liegende Theil der Stadt sieht sehr miserabel aus; außerdem ist er bei Südwind derart vom Rauche des Edwards'schen Schmelzwerkes erfüllt, daß man sofort zu husten beginnt, wenn man hineinkommt. Der andere Theil ist bedeutend besser und reinlicher.

Der Rio Salado hat, wie der Copiapó, vor vielen Jahrhunderten Wasser ins Meer geführt; heute verliert er dasselbe bei Salado, einem etwa 8 bis 10 Leguas landeinwärts gelegenen Minenort und sein Wasser ist bitterer als Meerwasser, daher absolut ungenießbar. In dem ehemaligen Flußbette führt jetzt die Eisenbahn aufwärts, deren Bahnhof am andern Ende der Stadt, dem Landungsplatz gegenüber, liegt. Vom Bahnhofe bis zum Landungsplatze führen mehrere Geleise mitten durch die Stadt auf den Straßen ohne Barrieren oder andere Vorsichtsmaßregeln. Nur ein Reiter muß jetzt stets der Maschine vorreiten, seitdem neulich in las Animas ein Unglück vorgefallen ist.

Promenaden haben wir zwei: eine nach Peña Blanca — doch ist der Weg sehr schlecht —, die andere am Grunde der Bucht entlang auf dem während der Ebbezeit vom Meerwasser entblößten Meeresgrunde. Ueberall sanft ist der Boden ein weicher Sand, in dem man bei jedem Schritt einsinkt. Bäume oder Sträucher giebt es in Chañaral nicht, auch kein Gras, nicht einen Halm von Vegetation. In der Wüste wachsen, wie bei Caldera, nach häufigen Nebeln zuweilen einige Pflanzen empor, um 3 bis 4 Tage zu grünen und dann zu vertrocknen. In einigen Bergschluchten gedeihen einige Cacteen, die gesammelt und als Brennmaterial verbraucht werden. Eben so arm ist die Wüste an Thieren; doch führt sie reichlich Insecten aller Art, besonders aber Flöhe zu Milliarden und Eidechsen. Im Winter sollen auch zuweilen Guanacos, eine Art Lamas, aus der Cordillera herabkommen. — Chañaral hat ein äußerst einfaches Theater, die diesjährige Gesellschaft hat aber schlechte Geschäfte gemacht und entfernte sich. Verbindung mit den Küstenplätzen nordwärts haben wir durch drei, mit denen südwärts durch vier Dampfer wöchentlich.

Wohnungen, namentlich bessere, sind schwer zu haben; die Gasthäuser schlecht und die Gesellschaft, die in ihnen verkehrt, ist mehr als gemischt. Was die chilenische Lebensweise und Küche betrifft, so genießt man früh gleich nach dem Aufstehen eine Tasse Thee oder Kaffee; dann kommt zwischen 9 und 12 Uhr die erste Mahlzeit (almuerzo). Diese besteht unabänderlich aus der Casuela, einer Bouillon, worin das Fleisch, aus dem sie bereitet wird, mit aufgetragen wird und worin sämmtliche Gemüse der Jahreszeit mitgekocht sind. Es ist mehr ein Brei als eine Suppe, jedoch gut zubereitet ein vortreffliches Gericht. Dann folgen Beafsteak mit Kartoffeln, Eier, entweder als Spiegeleier oder Omelette, Tortilla genannt, und schließlich Thee. Eine Mahlzeit zwischen dieser und dem Mittagsessen nimmt man, wenn man spät zu Mittag speist. Sie ist etwa wie unser europäisches zweites Frühstück. Dann kommt das Mittagsessen (Comida) um 6 Uhr Abends. Es besteht unabänderlich aus folgenden Gängen: Suppe, dann Puchero, d. h. Rindfleisch, mit welchem sämmtliche Gemüse der Jahreszeit, nach englischer Manier in Wasser gekocht, aufgetragen werden; dann Rinder-

*) Gegenwärtiger Bericht datirt von December 1873.

braten mit Salat und Kartoffeln; schließlich eingelegte Pfirsiche oder Aprikosen; unmittelbar darnach Kaffee. Abends um 9 Uhr Thee. In Privatzirkeln hat das Mittagsessen regelmäßig noch zwei Gänge mehr. Man lebt also hier hinsichtlich der Speisen sehr einförmig; der Chilene isset kaum etwas anderes als Rindfleisch. Indessen ist für denjenigen, der eine andere Küche liebt, immerhin genug Abwechselung zu haben, z. B. Hammelfleisch, Fische und Seemuscheln aller Art sind sehr billig und recht gut. An Gemüsen und Früchten ist kein Mangel, aber sie sind theuer. Die südamerikanischen Früchte sind bei Weitem nicht so gut wie unsere europäischen; Birnen und Pflaumen sind klein und schlecht, Orangen nicht saftig genug. Sehr saftig sind die Sandillas, Wassermelonen, haben aber einen faden Geschmack. Vortrefflich sind allein die Ananas, welche in großer Menge von Peru und Guayaquil gebracht werden. Die Chirimoya ist ebenfalls eine gute Frucht. Erdbeeren sind groß und süß, aber ohne Aroma. Die Gemüse sind dieselben wie in Europa; die Kartoffel hat hier einen etwas andern Geschmack. Aus Peru bekommen wir ferner noch die Zapaya, einen süßen Kürbis von sehr fadem Geschmack, sowie die Camote, eine Knollenfrucht, beinahe so groß wie der Kopf eines Erwachsenen, die ebenfalls fade und süßlich ist, wie Kartoffel gekocht aber noch am besten schmeckt.

Die Getränke sind Bordeauxweine, die recht billig sind, und Landweine. Die letzteren, rothe und weiße, sind herbe, nicht sehr verschieden von den preußischen und sächsischen Landweinen. Ferner ein süßer Wein von Concepcion, ähnlich dem süßen Ungar. Englisches Bier wird viel getrunken, desgleichen ein vortreffliches Bier, das in Valparaiso gebraut wird. Das gewöhnliche Volk trinkt ausschließlich Chica, Most, ein scheußliches Getränk, das dadurch, daß es in Bocksschläuchen aufbewahrt wird, nicht an Wohlgeschmack gewinnt.

Das Leben, welches man hier führt, ist halb indianisch halb californisch (wie es wohl zur Zeit der ersten Goldentdeckung in Californien gewesen sein mag) und das Ganze leicht europäisch angehaucht. Geselligkeit herrscht unter den Europäern, d. h. unter den Familien, wenig. Alle Monate wird jedoch ein großes Picknick veranstaltet, wobei dann die ganze europäische Bevölkerung auszieht und gewöhnlich auch einige chilenische Familien sich betheiligen. Unser Weihnachtspicknick war sehr großartig; unsere Gesellschaft zählte etwa 40 Personen und machte einen Ausflug über die Bai von Chañaral hinüber nach der andern Seite. Das Wetter war sehr schön, der Champagner gut und in genügender Menge mitgenommen worden. Der Ausflug wurde natürlich beritten gemacht.

Zu kaufen ist hier so ziemlich Alles; der Ort ist halb Kaufladen halb Kneipe. Man muß indessen mitunter lange suchen, bis man das Gewünschte findet, weil jeder Kaufmann hier mit Allem handelt, von Brot, Taback, Bier und Käse an bis zu Revolvern, fertigen Damenschuhen, Photographien &c. Dabei sind die Dinge nicht so theuer als man wohl glauben sollte. Ferner kauft man hier Alles auf Credit; fast jeder Mensch hat mit jedem Menschen eine laufende Rechnung, die gelegentlich einmal geordnet wird. Ich könnte mich anheischig machen, hier einen ganzen Monat zu leben, ohne einen Centeno auszugeben. Dies erstreckt sich sogar bis auf die Droschken. Denn selbst Droschken haben wir hier in Chañaral, davon noch einige nach alter chilenischer Form, d. h. zwei Pferde sind vorgespannt, und der Kutscher reitet auf dem dritten nebenher.

Handwerker sind wenig hier; sie arbeiten schlecht, sind enorm theuer und entsetzlich unpünktlich. Man kauft deshalb Alles fertig, Stiefel, Kleider &c.; selbst Möbel kauft man lieber in Valparaiso und läßt sie lieber mit großen Kosten herbeibringen, ehe man einem hiesigen Tischler in die Hände fällt.

Nachtrag aus einem Briefe, Chañaral, den 24 Januar 1874. Im Laufe der letzten Tage hatten wir seit meinem Hiersein den ersten tüchtigen Erdstoß. Erdstöße kommen etwa alle 14 Tage bis 3 Wochen vor, doch sind sie so schwach, daß der Nichtkenner sie gewöhnlich kaum spürt. Der letzte war jedoch andern Kalibers. Ich wachte vom heftigen Schütteln meines Bettes auf; unterirdisches Getöse, das häufig die Stöße begleitet, war nicht zu hören. Desto lauter und unheimlicher tönte durch die Stille der Nacht das Krachen und Knacken der Wände und Dächer, das Klappern der Thüren und Scheuern der Möbel an den Wänden. Bei den hiesigen Häusern, die überhaupt nur ein Parterre haben und ausschließlich von Holz gebaut sind, ist keine Gefahr zu fürchten. Ich blieb deshalb auch im Bett und nach etwa $^3/_4$ Minute war alles ruhig. Die einzige Gefahr, die hier droht, ist ein Austreten des Meeres. Die Regel heißt daher: sobald sich der Erdstoß in gleicher Stärke wiederholt, laufe man in schleunigster Eile die nächste Anhöhe hinauf. So lange Chañaral existirt, ist es noch zu keiner Ueberschwemmung gekommen, wie überhaupt seit einiger Zeit Chile von schwereren Erdbeben verschont geblieben ist. Mit welcher Gewalt in solchen Fällen das Meer austritt, läßt sich daraus abnehmen, daß bei Arica in Peru im Jahre 1868 die im Hafen liegenden Schiffe nicht in, sondern über die Stadt weggeschwemmt wurden.

# Aus allen Erdtheilen.

## Dr. Stoliczka †.

Die Mission, welche Forsyth im Spätsommer 1873 nach Kaschgar unternahm, hat bekanntlich günstigen Erfolg gehabt und wird für die Wissenschaft eine reiche Ausbeute liefern. Wir haben ausführlich geschildert, welche Beschwerlichkeiten und Gefahren die Reisenden zu bestehen hatten als sie die Hochgebirge des Karakorum und Küen lüen überschritten („Globus" XXV, S. 282 ff., S. 298 ff.). Sie kamen, nachdem sie das Gebiet des Maharadscha von Kaschmir verlassen hatten, im Karakorum über den „abscheulichen" Sasserpaß. Zuerst mußten sie den Aufstieg über die jäh abfallende Lasgiakette nehmen und kamen durch eine tiefe Schlucht, in welcher der Abfluß des Sassergletschers seinen Weg zum Nubraflusse findet. Am Abend des 7. October lagerten sie am Fuße eines gewaltigen Gletschers; ringsum erhoben sich Granitberge bis zu 19,000 Fuß Höhe über dem Meere; am nächsten Tage kamen sie durch eine eisige Schlucht; die Berge dort sind mit ewigem Schnee bedeckt und in ihren Vertiefungen liegen große und kleine Gletscher, die während der wärmern Jahreszeit den Handelsleuten, welche den Sasserpaß überschreiten, gefährlich sind. Die Paßhöhe über denselben liegt in etwa 17,500.

Nun sind nach und nach alle Mitglieder der Expedition wohlbehalten nach Indien zurückgekommen, mit Ausnahme des Dr. Stoliczka, eines Deutsch-Oesterreichers. Dieser eifrige Naturforscher starb am 19. Juni oberhalb des Sasserpasses am

Schayak (Shyok), dessen Quellen im großen Renogletscher liegen. In einer frühern Jahreszeit bietet der Uebergang ganz entsetzliche Schwierigkeiten dar, weil zwei Gletscher, der obere und der untere Kumadan, sich quer über den Fluß selbst erstrecken. Zweimal seit Menschengedenken ist der Schayak durch Eiswälle förmlich abgedämmt worden, hat dann in seinem obersten Laufe einen See gebildet, und als die Eisdämme brachen, schwoll der Indus so mächtig an, daß er das Mündungswasser des Kabulflusses zurückstauete und weit und breit das Land unter Wasser setzte. „Es ist am Schayak eine entsetzliche Wüstenei, die man gesehen haben muß, um sich eine Vorstellung von derselben machen zu können.“

In dieser Wildniß nun hat Dr. Stoliczka sein Leben gelassen. Wir kennen heute die näheren Umstände noch nicht, da ein Telegramm aus Calcutta die traurige Thatsache ganz kurz meldet, lesen aber soeben, daß man die Leiche nach Leh in Ladakh gebracht hat, wo sie begraben wurde.

## Norbert Dournaux Duperré †.

Dieser unternehmende Franzose wollte in die Fußstapfen Laing's (1826), Caillie's (1828) und Heinrich Barth's treten und den Versuch wagen, gleich diesen Männern nach Timbuktu und zwar von Norden her durch die Sahara vorzudringen. Er hatte früher Mexico und Spanien bereist, sich in Senegambien aufgehalten und war dann nach Algerien gegangen, wo er während einiger Jahre mit Nordafrikanern verschiedener Stämme engen Verkehr unterhielt, und eifrig bemüht war, sich Sprache und Gewohnheiten derselben anzueignen. Gut vorbereitet und sowohl von der geographischen Gesellschaft wie von der algierischen Regierung mit Geld unterstützt, trat er im November 1873 von Constantine aus seine Wanderung an, zunächst nach der noch unter tripolitanischer Hoheit stehenden Oase Ghadames, welche einen wichtigen Mittelpunkt für den Handelsverkehr bildet. Zum Begleiter hatte er den Achmed ben Serma, der früher im Dienste Heinrich Duveyrier's und Jaubert's gestanden hat. Auf dem Wege von Ghadames nach der Oase Ghat (Rhat) scheint, so viel wir bis jetzt annehmen können, seine Bedeckung ihn verlassen zu haben; er wurde ermordet. Vor nun fünf Jahren, am 4. August 1869, wurde in jener Gegend bei Kasr Scharaba im Thale Aberdschusch Fräulein Tinne nebst zwei europäischen Begleitern von ihrem Geleit ermordet; sie befand sich auf dem Wege von Mursuk in Fessan nach Ghat. Dournaux Duperré ist jung ein Opfer seines Unternehmungsgeistes geworden.

## Die oberen Gewässer und Zuflüsse des Amazonas

werden von Seiten der Peruaner näher untersucht durch den Dampfer „Mairo“. Einem Bericht derselben aus Iquitas, einem Stromhafen am Amazonas, wo die Expedition am 10. December verweilte, entnehmen wir einige Notizen.

Von Iquitas, das den Ausgangspunkt bildete, war der Dampfer nach der Mündung des Rio Nanay gefahren; dort waren die Indianer mit Schildkrötenfang beschäftigt. Der nächste Fluß, an welchen die Peruaner gelangten, war der Pinto Yacu; er hat gelbes Wasser und ist 85 Miles vom Nanay entfernt. An seinen Ufern wohnen Iquitosindianer, wohlgebauete, muskelkräftige Leute und nicht an Hautkrankheiten leidend, welche eine Plage der Leute am Ucayali und am obern Amazonas sind; sie benahmen sich freundlich gegen die Weißen. Die Gegend am Nanay ist frei von Wechselfiebern und ähnlichen Krankheiten. Das Wasser des Nanay ist wärmer als das des Amazonenstromes und ungemein reich an Fischen und Schildkröten. — Der „Mairo“ besuchte dann den Itaya, der durch zusammengeschobene Baumstämme dermaßen versperrt war, daß der Dampfer ihn nicht befahren konnte und schon nachdem er 38 Miles zurückgelegt hatte, umkehren mußte; bei der Einfahrt ist er 50 Yards breit; er hat seine Quellen in mehreren Seen oder Lagunen. — Der Patra wurde bis zur Stromschnelle erforscht; die Einfahrt ist 200 Yards breit; die Mündungsgegend wird überschwemmt. Hier waren die Indianer feindselig und wollten das Schiff nicht weiter fahren lassen. Mitteltemperatur des Wassers 72, der Luft 85° F. — Dann wurde der Marona, ein Zufluß des Marañon, untersucht. An ihm und einem seiner Nebenflüsse, dem Amaya, haben die Indianer (Cagiapues) plattgedrückte Köpfe. — Der Pastazza führt Goldsand, die Indianer gestatten aber das Waschen nicht. — Der Rio Tigre wurde 104 Miles aufwärts befahren. Er bietet mehr natürliche Vortheile dar als die übrigen Zuflüsse des Marañon; das Land an ihm ist reich an Kautschuck, Wachs, Kopal, Sassaparilla ꝛc.

## Aus der Kalmückensteppe.

Kaum irgendwo anders, schreibt ein Correspondent des „Golos“, verursachen die Pocken solche schreckliche Verwüstungen wie unter den Kalmücken. Die Krankheit hört fast nie auf, erscheint bald in diesem, bald in jenem Uluß, zuweilen, wie z. B. im verflossenen Winter, in allen gleichzeitig und währt oft Sommer und Winter ohne Pause. Die Nomaden haben entsetzliche Furcht vor den Pocken, die sie für einen Fluch des Himmels halten. Es gilt als Sünde, von dieser Krankheit zu sprechen, selbst der Name wird vermieden. Bricht in einer Familie die Krankheit aus, so erlischt alles verwandtschaftliche Gefühl. Mancher Kalmücke überläßt Mutter, Frau und Kinder sammt seiner Kibitka dem Schicksal und reitet fort so weit er kann. Die Habe und die Kibitken der an den Pocken Verstorbenen nimmt kein Erbe in Empfang: Alles bleibt liegen, wo es lag. Im Winter ist der an den Pocken Erkrankte bei der Ungunst der Witterung — der Frost steigt bis 20° R. — in seiner leichten Kibitka meist rettungslos verloren. So starben oft ganze Familien in 14 Tagen aus. Ihr einziges Heilmittel ist warme, mit Wasser verdünnte Milch. Ihr Präservativ gegen Ansteckung ist noch origineller: wenn ein Kalmücke unversehens einen Pockenpatienten gesehen hat und angesteckt zu sein fürchtet, so geben ihm seine Freunde und Verwandte Branntwein bis zu sinnloser Betrunkenheit zu trinken. Darauf nehmen Alle ihre Peitschen zur Hand und prügeln die Krankheit aus dem Opfer ihrer Fürsorge heraus.

Die Kalmückensteppe steht in sanitärer Beziehung genau auf demselben Standpunkte wie am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, als der Chan Cho-Urljuck seine Horde nach Europa führte. Kein Uluß, der etwa einem Kreise entspricht, hat einen Arzt oder ein Hospital, nirgends werden Maßregeln gegen die Epidemie getroffen. Nur in dem Dorfe Jandiki, an dem Posttract, giebt es ein elendes Hospital von 15 Betten mit einem Unterarzt an der Spitze, mehr als Coulisse für den etwa anreisenden Oberbeamten.

Die Kalmücken beerdigen ihre Leichen fast niemals. Sie bringen sie meist nur auf einen sandigen Platz in der Nähe ihres Haltepunktes und lassen sie dort liegen. Oft schleppen hungrige Hunde einen Menschenfuß oder Arm wieder zu den Kibitken zurück, um dort ihre Beute frei und offen zu verzehren. — Weit von der mittlern Stelle, in Astrachan, ist allerdings bei der Steppenverwaltung ein Doctor, ein einziger für die ganze Steppe, angestellt. Aber er hat mehr als genug mit den Sectionen der gewaltsam Gestorbenen zu thun. Für die Lebenden reicht seine Zeit nicht aus, zumal er bei einer monatlichen Gage von 14 Rubel den Posten als Steppenarzt nur als eine Nebenbeschäftigung betrachten kann. Auch sind in jedem Uluß zwei kalmückische Pockenimpfer angestellt, aber auch nur zum Schein; in Wirklichkeit läßt sich Niemand die Schutzblattern einimpfen. So sind die Pocken die furchtbarste Geißel der Kalmücken, welche nach Angabe des Correspondenten allein im vorigen Winter fast den zehnten Theil ihrer Bevölkerung an dieser Krankheit verloren haben.

* * *

— „Der Verfall der Yankeerace“ ist eine Erscheinung, mit welcher sich die Aerzte namentlich in den sechs neueng-

ländischen Staaten Nordamerikas sehr beschäftigen. Sie haben viel darüber geschrieben und jüngst hat wieder Dr. Allen zu Lowell eindringliche Worte zu seinen Landsleuten gesprochen. Er äußert unter anderm, daß der Charakter der Krankheiten, unter welchen die jetzige Generation leidet, ein anderer geworden sei wie früher, und daß die ärztliche Behandlung derselben demgemäß sich habe modificiren müssen. Die Thätigkeit des Nervensystems und des Gehirns sei auf Kosten der Muskelkraft zu sehr gesteigert worden; die Folge sind chronische Krankheiten und Zunahme der Todesfälle durch Schlagfluß, Lähmung und Herzkrankheiten. Die Ursachen findet Dr. Allen zumeist in sitzender Lebensweise, dem rastlosen Geschäftstreiben, in welchem der Telegraph den Leuten auch Nachts keine Ruhe gestattet und Aufregungen hervorruft, in der hohen Temperatur vieler Wohnungen, in der widernatürlichen Lebensweise und der Ueberanstrengung des Gehirns schon von der Schule an bis in das tägliche Geschäftsleben, bei welchem es auf hastigen Gelderwerb abgesehen ist. So lange aber die Ursachen dieses notorischen Verfalls fortdauern, wird jede unter solchen Verhältnissen geborene und aufwachsende Generation weniger fähig denselben zu widerstehen als die vorherigen.

Die einzig mögliche Reform muß nach Dr. Allen von der Schule ausgehen; die geistige Ausbildung muß mit steter Rücksicht auf die Entwickelung des Körpers Hand in Hand gehen; wenn man letztere aufopfert, kommt auch die erstere zum Stillstand oder wird doch wesentlich gehemmt. Es ist ein Hauptfehler so vieler Schulmeister, daß alle Kinder, welche sie in ihren Classen haben, gleichmäßig behandelt werden und daß man ihnen beim Lernen Zumuthungen macht als ob die Organisation Aller die gleiche sei. Der Irrthum fast aller Jugendlehrer ist, daß sie das Gedächtniß überladen, ohne die Beobachtungsgabe zu stärken. Sie bringen dadurch eine Art von geistiger Verstopfung zu Wege, indem sie die Schüler mit einer wirren Masse von Thatsachen und sogenannten Principien vollpfropfen, ohne darauf zu achten, ob dieselben auch wirklich angeeignet werden können. Das weibliche Geschlecht unter den wohlhabenden Classen der Yankees wird ganz unvernünftig oder eigentlich gar nicht erzogen, denn das Aneignen von vielerlei Narretheidingen ist keine Erziehung.

(— Was Dr. Allen über die Schulen sagte, paßt leider vielfach auch auf Deutschland. Die meisten Schullehrer wollen zu viel thun und muthen den Schülern viel zu viel zu. Der Schreiber dieser Zeilen befand sich jüngst in einer Handelsstadt, die nicht weit von der Nordsee liegt. Die sogenannten großen Ferien waren noch nicht angegangen; die Julihitze betrug + 23° R. Ein übrigens kräftiger Knabe von 10 Jahren mußte sechs Stunden zur Schule gehen und Abends sechs verschiedene Aufgaben für den folgenden Tag machen. Jeder Lehrer giebt die Aufgaben auf eigene Faust ohne zu fragen wie viel die anderen Lehrer den Knaben oder Mädchen aufgegeben haben. Wir sagten einem dieser Lehrer: „Das ist ja der reine Kindermord, schlimmer wie der bethlehemitische. Ihr Herren klagt, wenn Ihr am Tage drei oder vier Lehrstunden geben müßt und muthet zehnjährigen Kindern sechs Stunden täglich und dann noch das Anfertigen von sechserlei ganz verschiedenen Aufgaben zu! Ihr schreibt jährlich Hunderte von Büchern und Programmen über Pädagogik; was Ihr aber so nennt, ist vielfach raffinirt; denn fast jeder will noch pädagogischer sein als die anderen und an Schreibseligkeit lassen es die „Pädagogen" nicht fehlen. Zumeist fabricirt die Schule mit ihrem übertriebenen Reglementiren nur Mittelgut von ordinärem Durchschnitt. Die Schulstunden müssen um ein Drittel reducirt werden; die Schüler sollten weniger allerlei durch und nebeneinander lernen, wovon die Hälfte intellectuell und praktisch überflüssig und vielfach auch schädlich ist; man sollte ihnen weniger einpfropfen und die Herren sollten psychologischer zu Werke gehen. Was ich Ihnen hier sage, ist in meinen Verkehrskreisen die allgemeine Ueberzeugung und nicht selten habe ich auch die Ansicht aussprechen hören, daß man bei Feststellung der sogenannten Schul- und Lehrpläne nicht den Lehrern allein die Bestimmung überlassen, sondern dabei einen bürgerlichen Beirath von Vätern und Müttern hinzuziehen solle, welche ein Wort mitzureden hätten, im Interesse der Familie, des Hauses. Den löblichen Eifer unserer deutschen Schulmänner wird Niemand verkennen oder gering achten, aber sehr viele von ihnen wollen viel zu viel thun." Non scholae sed vitae. —)

— In die südbrasilianische Provinz Rio grande do Sul sind im Jahre 1873 eingewandert 1866 Personen; davon Deutsche 892; Oesterreicher, zumeist aus Böhmen, 643; Franzosen 174, Schweizer 36, Belgier 10, Schweden 10, Portugiesen 101. Die in derselben angesiedelten etwa 60,000 Deutschen erfreuen sich durchschnittlich eines guten Wohlstandes. Die Hafenstadt Porto Alegre ist am 13. April mit San Leopoldo durch eine Eisenbahn verbunden worden. — In den Schlächtereien (Xarqueadas) der Stadt Pelotas sind im Märzmonate dieses Jahres 152,820 Stück Vieh geschlachtet worden. — Die Zahl der Sklaven in jener Provinz stellt sich, nach amtlichen Angaben, auf 83,129, etwa 39,150 weiblich. — San Leopoldo feierte am 25. Juli sein funfzigjähriges Jubiläum. An diesem Tage kam 1824 der erste aus 45 Personen bestehende Transport deutscher Einwanderer auf der Stelle an, wo nun die blühende Stadt sich erhebt.

— Ueber die nördlichen Guanolager in Peru haben die von englischen Capitalisten zur Untersuchung dorthin geschickten Sachverständigen folgende Angaben gemacht. Auf den beiden Lobosinseln liegen respective 600,000 und 500,000 Tonnen. Bei Macabi und Guañape, von wo jetzt allein Verschiffungen stattfinden, liegen jetzt noch 215,000 und 200,000 Tonnen, mit denen im Laufe der nächsten 12 bis 18 Monate aufgeräumt sein wird; dann kommen die Lobos an die Reihe. Die Berichte weisen für jene nördlichen Lager einen Vorrath von etwa 1515 Tonnen nach. — Die südlichen Lager, in der Provinz Tarapaca, werden von der Untersuchungscommission auf 7,400,000 Tonnen geschätzt.

— Stanislaus Julien war bekanntlich Professor an der Sorbonne zu Paris. Er hatte einen Cursus der chinesischen Sprache angekündigt und hielt zwei Vorträge in der Woche. Vier Wochen lang hatte er „keinen andern Zuhörer als den Ofen des Auditoriums". Wie groß war aber dann sein freudiges Erstaunen als plötzlich eine Anzahl feingekleideter Männer und Frauen eintraten, Platz nahmen und dem Vortrage aufmerksam folgten. Der galante Professor übersetzte, gleichsam als Begrüßung, ein an Complimenten reiches Gedicht eines chinesischen Poeten, das sehr gefiel. Von da an füllte sich sein Auditorium bei jedem Vortrage mit einem eleganten Publicum, und Julien war ganz entzückt über dessen Theilnahme an der chinesischen Sprache. Ganz besonders gefiel ihm ein Herr, der niemals fehlte. Wer war dieser Mann? Ein Cicerone, ein Fremdenführer, welcher gegen festgesetzte Taxe und gutes Trinkgeld den Provinzialen und den Fremden die „Merkwürdigkeiten und Wunder von Paris" zeigte. Auf seinem Programm befand sich dann auch: „ein Professor, welcher seinen Ofen in der chinesischen Sprache unterrichtet."



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

# Aus Saffray's Reisen in Neugranada.

## II.

Der Wasserfall von Tequendama. — Vegetation am Magdalena. — Der Gouverneur von Cali ein Räuber. — In Juntas. — Gefährliche Fahrt auf dem Rio Dagua. — Der Hafenplatz Buenaventura am Großen Ocean. — Die Indianer in Choco. — Die Bodoquera; das Froschgift und dessen Zubereitung. — Kampf zwischen einem Jaguar und einer Schlange. — Lästige Insecten. — Im Flußgebiete des Atrato. — Die unabhängigen Cunas- und Caimanes-Indianer. — Der Kazike Comagre. — Die goldgierigen spanischen Eroberer. — Mumien der alten Kaziken.

Der Wasserfall von Tequendama, welcher durch Alexander von Humboldt's Schilderungen berühmt geworden ist, liegt nur vier Leguas von Bogota entfernt; er wird vom Rio Bogota oder Funza gebildet. Die Ufer sind mit Wald bestanden und oberhalb des Kataraktes in einer Meereshöhe von 2477 Meter läuft der 50 M. breite Fluß ruhig in seinem Bette; dann verengt er sich plötzlich, stürmt in wildem Laufe durch eine nur etwa 12 M. breite Felsenspalte und bildet einen steilen Fall von 183 M.

Wir haben schon erzählt, daß Dr. Saffray vor seiner Heimkehr nach Europa sehr gern Quito, die Hauptstadt von Ecuador, besucht hätte, aber der Bürgerkrieg dauerte fort, es war fast überall im Lande unruhig und so blieben ihm nur zwei Wege übrig. Er konnte den Magdalenastrom bis zum Atlantischen Meer hinabschiffen, aber dann kam er durch Gegenden die er schon bereist hatte; oder er konnte wieder nach Westen gehen, um Buenaventura am Stillen Weltmeere zu erreichen. Auf dieser Route lernte er dann einen Theil des Staates Choco kennen, mußte aber freilich über das Quindiogebirge nach Cali zurück.

Also brach er von Bogota auf, ging über Juntas und Yataqui und setzte über den Magdalenastrom. Es ist in hohem Grad interessant, bei einem raschen Abstieg aus der kalten in die heiße Region zu beobachten, wie der Pflanzenwuchs ein anderes Gepräge gewinnt. Am Magdalena schon treten Cedern auf, sodann Swietenien, Feigenbäume, gewaltige Ceibas; die Schlingpflanzen fallen von den hohen Zweigen herab und senden wenige Fuß über der Erde kleine Wurzeln aus, welche den fruchtbaren Boden suchen; die Baumstämme sind von Kletterpflanzen umschlungen und am Stromufer wächst hohes Rohr, das an jenes des Zuckers erinnert; in feuchtem Boden wuchern Gruppen von Caladium, unter welchen ein Mann gegen Regen und Sonne Schutz findet. Bei den Gehöften, die aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt sind, findet man allemal eine Bananenpflanzung und zumeist auch Papayabäume (Carica papaya), die mit ihrem schlanken Stamme und dem man kann sagen anmuthig vertheilten Ast- und Blätterwerk einen ganz prächtigen Eindruck machen. Beim Ueberschreiten des Quindiogebirges fand Saffray in einer Höhe von 2900 Meter unter 4° nördlicher Breite eine echte Erdbeere, Fragaria, von einer in Europa unbekannten Varietät; „ich

glaube nicht," sagt er, „daß man dergleichen anderswo in Südamerika findet *)."

Als er wieder nach Cali kam, wo er seine wissenschaftlichen Sammlungen zurückgelassen hatte, ward er sehr unangenehm überrascht. Auf Befehl des Gouverneurs war seine Wohnung ausgeplündert worden; die Liberalen hatten ihn der Sympathie mit den Rebellen verdächtigt, weil er — Verwundeten ärztliche Hülfe geleistet hatte! Auch ein Koffer mit werthvollem Inhalte gefiel dem biedern Gouverneur; er behielt ihn für sich. Noch mehr: er ließ den Europäer zu sich entbieten, behandelte ihn wie einen Rebellen und Verschwörer und führte ihn ins Gefängniß ab. Ein liberaler Kaufmann und die Patres Franziskaner legten Fürsprache ein; der Doctor sei unschuldig und habe sich gar nicht in die politischen Händel gemischt. Endlich erklärte der Gouverneur, er wolle den Mann freigeben, wenn er — zehntausend Silberpiaster zahle; er ließ aber mit sich handeln und ging auf sechstausend herab, die er sich denn auch in verschiedenen Werthsachen aus dem confiscirten Koffer nahm. „So ward ich," sagt der Naturforscher, „nach sechsjähriger Arbeit, ausgeplündert. Das Geld schmerzte mich wenig, aber der Verlust meiner Sammlungen war unersetzlich und tief betrübt trat ich von Cali aus die Wanderung nach dem Stillen Weltmeer an."

Zwei Tage lang stieg Dr. Saffray auf jähabfallendem Wege von Stufe zu Stufe bis auf den Kamm der westlichen Cordillere; am westlichen Abhange derselben kam er dann auf einem engen gewundenen Pfad an ein Dorf, das am Zusammenflusse des Rio Dagua und des Pepitas liegt; die Eingeborenen bezeichnen dasselbe als die Stadt Juntas.



Indianer in Choco.



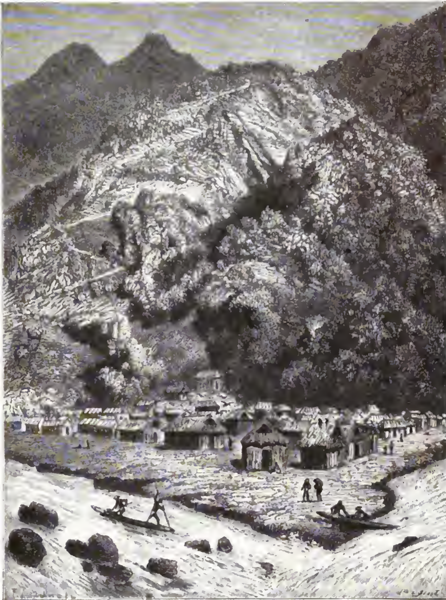
Indianerin in Choco.

Dieselbe zählt etwa anderthalbhundert Häuser armseligster Art, liegt in einem heißfeuchten Klima und ist auf allen Seiten von waldbedeckten Bergen eingeschlossen. Ein Theil der Einwohner besteht aus Kaufleuten, die Zwischenhandel treiben, und aus Commissionairen, durch deren Hände alle Güter gehen, welche den Dagua ab- oder aufwärts befördert werden; der übrige Theil besteht aus Negern, die zumeist als Ruderer dienen. Zwei solcher kohlschwarzer Bogas erboten sich, den Reisenden wohlbehalten nach Buenaventura zu bringen; der eine war selbst Besitzer eines Kahnes und versprach vorsichtig zu sein. Die Fahrt auf dem Dagua ist sehr schwierig und auch gefährlich; das Leben des Reisenden hängt manchmal ab von einem Ruf oder einer Bewegung oder dem Blick des Boga, welcher auf dem Hintertheil der nicht viel über zwei Fuß breiten Piroge steht; auf derselben ist Platz nur für einen Reisenden und zwei Koffer. Der Sitz ist unbequem und ermüdend, man muß mit hoch angezogenen Knien unbeweglich sitzen, auch wenn man unsanft von Zweigen angestreift wird.

Zu Anbeginn der Fahrt ist das Wasser seicht, die Bogas ziehen den Kahn über die glatten Steine hinweg; bald gelangt man aber in Strömungen zwischen Felsen und trifft häufig auf Stromschnellen und Wirbel. Die mit einer langen Stange bewaffneten Neger lenken das Fahrzeug mit kaltem Blute auch an den allergefährlichsten Stellen. Der Dagua fällt von Juntas abwärts auf einer Strecke von acht

*) T. C. de Mosquera hat im Memoria sobre la geografia fisica y politica de la Nueva Granada, Nueva York 1852, auch ein Verzeichniß der plantas, raices, granos y frutos alimenticio mas comunes (S. 97). Er führt dort an: Fragaria vesca und Fragaria chilensis; die letztere wird im Lande als freson oder frutilla bezeichnet. A.

Leguas 380 Meter. Bei dem sogenannten Salto (Sprunge) muß man ans Land gehen und einen andern Kahn besteigen; von da ab wird die Fahrt weniger beschwerlich, der Fall wird geringer. Der Dagua nimmt manche Seitengewässer auf und verliert den Charakter eines Gebirgswassers; man kann nun das Ruder gebrauchen. In größeren oder geringeren Abständen liegen Negerdörfer zwischen Maisfeldern, Zucker- und Bananenpflanzungen. Die Vegetation am Dagua ist prachtvoll; der Strom fließt in eine weite Lagune, die mit dem Meer in Verbindung steht; jenseit derselben liegt die Bai von Buenaventura. Diese Stadt hat viele auf Pfählen stehende Häuser und bildet ein Nebenstück zu Juntas; kaum ein halbes Dutzend Gebäude sieht einigermaßen anständig aus, die übrigen sind außen und innen armselig; die auf einer Anhöhe stehende Kirche sieht wie eine Scheune aus. Hier, wie überhaupt an der ganzen Küste von Choco, regnet es fast alle Tage im Jahre und das heißfeuchte Klima erzeugt gefährliche Wechselfieber.



Ansicht von Juntas.

Aber die Stadt (bei welcher auch die pacifischen Dampfer anlegen) ist Entrepot für die nach dem Innern von Choco und Cauca bestimmten ausländischen Waaren, und von hier werden die aus den Andes von Popayan angebrachten Quinquinas (Fieberrinden) verschifft. Es ist ein trauriger Aufenthalt, und Dr. Saffray, der keinen Dampfer bereit fand, that wohl daran, die ihm bis zum Abgang eines solchen zur Verfügung bleibenden Wochen zu einer Wanderung im Staate Choco zu benutzen.

Dieser umfaßt das ganze Küstenland zwischen der westlichen Cordillere und dem Gestade des Großen Oceans, von 4° 30′ bis 8° 50′ N. Der südliche Theil wird von Nordost gen Südwest vom San-Juan-Flusse durchzogen, der für kleine Fahrzeuge fahrbar ist. Dr. Saffray hatte keine Eile; er landete bei manchen Indianerdörfern und fand überall eine freundliche Aufnahme.

Die Indianer in Choco haben eine hohe Stirn, etwas schräg gestellte Augen, vorstehende Nase, leicht aufgeworfene



Schiffahrt auf dem Dagua.

Lippen, breites Antlitz, schwarze glatte Haare, stark kupferfarbige Haut, kräftige Glieder und sehen massiv aus. Auch wenn sie vom Land herein in die Ortschaft kommen, sind sie nur dürftig bekleidet, zu Hause gehen sie fast nackt und begnügen sich, den Körper mit Rocou (Orleans) einzureiben. Die Blätter und namentlich die Wurzeln dieser Bignonia chica geben ein abführendes Mittel, ähnlich wie die Sassaparille und verdienen Aufnahme in unsere Materia medica. Die Bodoquera, das Blasrohr, ist die gewöhnliche Waffe der Chocoindianer, aber statt des bekannten Curaregiftes haben sie ein Froschgift. Das Thier, aus welchem sie dasselbe bereiten, Phyllobates melanorrhinus, wird nur in gewissen Bezirken gefunden; dieser Frosch ist etwa 3 Zoll lang, gelb, mit rothen Flecken auf dem Rücken, hat sehr große schwarze Augen und auf der Nase einen schwarzen Fleck. In Ermangelung dieser Art nimmt man eine Varietät die schwarzen Bauch hat. Der Indianer bewahrt den Frosch in einem Bambusrohr auf; wenn er das zur Jagd nöthige Gift bereiten will, hängt er das unglückliche Thier an einen grünen Zweig, unter welchem ein Feuer brennt. Der Leib des Frosches bedeckt sich bald mit einem weißen Schaum und nachher mit einem gelben Oele, das von der Haut abgekratzt wird. Man thut dann den Frosch wieder in sein Gefängniß und wenn er am Leben bleibt, kann er späterhin noch einmal eine Quantität dieser giftigen Flüssigkeit abgeben. Dieselbe wirkt, wie das Curare auch, nur auf die Bewegungsorgane und führt den Tod durch Erstickung herbei.

Dr. Saffray erzählt nun eine Jagdgeschichte, für welche wir ihm unsererseits, ohne an seiner Wahrheitsliebe irgendwie zu zweifeln, die Verantwortlichkeit überlassen. Er, als Botaniker und Naturforscher, wollte sich überzeugen, welche Wirkung jenes Froschgift auf größere Thiere ausübe. Ein Indianer, bei welchem er Unterkommen gefunden hatte, war einem Jaguar auf der Spur und stellte demselben nach, um die Haut im Städtchen Nóvitas, das am obern San Juan liegt, zu verkaufen. Der Reisende bot ihm doppelten Preis und beide zogen gegen Abend aus. Der „Tiger" in Choco ist für den Menschen ungefährlich wenn er nicht starken Hunger hat oder angegriffen wird. Bei Aufgang und bei Untergang der Sonne läßt er fünf- oder sechsmal einen scharfen, langgezogenen Schrei vernehmen. Vorzugsweise macht er Jagd auf Peccaris, Pacas und Rehe, greift aber auch den Tapir an, den Otter und im Nothfalle fängt er Fische. In letzterm Falle legt er sich auf einen über das Wasser hinausragenden Ast, stellt sich todt, aber wenn ein Fisch vorüberschwimmt, packt er ihn sofort.



Papaya-Baum.

Um Mitternacht bei hellem Mondschein waren Saffray und der Indianer im Wald auf dem Anstande. Der Indianer hatte als Waffe nur seine Bodoquera und ein Haumesser (Machete); der Reisende, dessen Revolver in Unordnung gekommen war, nur ein Jagdmesser. An der Mündung eines Bergwassers fand man im Sande Spuren von Rehen, und wo diese zur Tränke gehen lauert der Jaguar. Deshalb stellten die Jäger sich in der Nähe auf, aber erst gegen Sonnenaufgang hörten sie den Schrei desselben mehrmals; allein das Thier entfernte sich und ihm war nicht beizukommen. Auf dem Heimwege schoß der Indianer einen Spießer, der sofort in den Wald lief; der Jäger rasch hinter ihm her. Nach zehn Minuten stand Saffray vor dem Thiere, das noch lebte sich aber nicht bewegen konnte. Wenn ein größeres Thier von dem giftigen Pfeile da getroffen wird, wo der Blutumlauf rasch ist, kann es nur 2 bis 3 Minuten lang laufen; dann werden seine Glieder steif, es bleibt stehen, zittert und fällt um; die freiwilligen Bewegungen hören völlig auf, die Brust wird gelähmt, die Luft fehlt den Lungen und das Herz hört auf zu schlagen.

Nun die eigentliche Jagdgeschichte. In der folgenden Nacht waren der Doctor und der Indianer wieder in den Wald gegangen. Sie hörten aus dem hohen Gras und dem Rohr am Wasser ein Geräusch: rauhe Töne und Krachen. Der Indianer hielt schweigend sein Machete bereit, Saffray gleichfalls und so gingen sie vor. „Dann aber bot sich unseren Augen eine schreckliche Scene dar; wir blieben plötzlich stehen. Der Jaguar war da, aber nicht allein; er war auf seinem Weg einer sogenannten Teufelsschlange begegnet; beide waren ohne Zweifel hungrig, hatten einander angegriffen und wir kamen gerade an als der Kampf zwischen ihnen am heftigsten wüthete. Die Schlange war von den Krallen des Jaguars an vielen Stellen verwundet worden und wir sahen, daß Fleisch in Fetzen an ihr herum hing. Aber es war dem Monstrum gelungen, sich um seinen Feind herumzuwinden, der sich vergebens bemühete wieder frei zu werden und dabei brüllende, rauhe Schmerzenstöne ausstieß. Die Schlange hielt nun ihren geöffneten Rachen mit den gekrümmten Zähnen über den Kopf des Jaguars und pfiff. Die Knochen des letztern krachten, er athmete schwer, die Schlange umringelte ihn mehr und mehr, drückte ihn zusammen und machte ihn lang ehe sie daran ging ihn hinabzuwürgen. Mit etwas mehr Kühnheit hätten wir die Siegerin beunruhigen, vielleicht bestrafen können, aber ich gestehe, daß ich nicht den Muth dazu hatte."

Aber, fragen wir, weshalb hat der Indianer denn der Schlange nicht ein halbes Dutzend Giftpfeile in den Leib

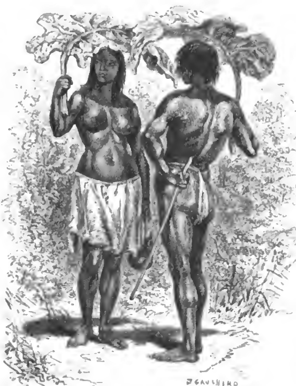
gejagt, was doch ohne jede Gefahr hätte geschehen können? In Choco hat der Wanderer sich auf vielerlei Ungemach gefaßt zu halten. Da ist ein winzig kleines geflügeltes Insect, Niaibi, welches unerträgliches Jucken verursacht,



Indianischer Mumienkopf.

das nicht einmal im Bad aufhört; gegen den scharlachrothen Staub, welchen es auf der Haut zurückläßt, hilft nur Tabacksbrühe oder Alkohol. Am Wasser wird eine Stechmücke, Jejen, ganz unerträglich und verursacht brennende Wunden; dazu kommen noch die Qualen, welche man von den gewöhnlichen Moskitos zu erdulden hat, und jene von der Nigua, diesem Sandfloh, Pulex penetrans, der seine Brut ins Fleisch legt.

Von Nóvito aus ging Saffray über die Hügel, welche das Flußgebiet des San Juan von jenem des Atrato trennen, der in den Golf von Darien mündet, also in den Atlantischen Ocean. Am Ufer desselben gegen die Mündung hin wohnen die Cunas und die Caïmanes, welche niemals von den Spaniern unterjocht worden sind und auch heute ihre Unabhängigkeit bewahren. Sie reden, gleich ihren Vorfahren, die Cuébasprache, welche einst von Veragua im Norden bis Guayaquil im Süden die verbreitetste war und haben ihre alten Sitten und Gebräuche unangetastet behalten. Nur statt des Bogens benutzen diese Jagd- und Fischernomaden nun das Schießgewehr; sie handeln diese Waffe gegen Schildpat und Waldproducte ein. Neben dem Kaziken hat der Stamm auch einen Priester, der zugleich Wahrsager und Arzt ist. Das Geschäft hatte ehemals eine bedenkliche Seite, denn wenn der Häuptling krank war, mußte der Doctor seinerseits die Hälfte aller von ihm verordneten Arzneien verschlucken. Starb der Kranke, so steckte man diesem ein Gemisch von Schnitzeln seiner Nägel, einigen Haaren und ein geheimnißvolles Kraut in den Mund und fragte ihn, ob der Doctor die richtigen Heilmittel verordnet habe. Antwortete er verneinend, so mußte der Doctor das Leichenbegängniß mit ansehen; nach Beendigung desselben wurde er ausgepeitscht, verstümmelt und man riß ihm die Augen aus.



Indianer in Choco auf der Wanderung.

In Quibdo, das am obern Atrato liegt und die einzige Stadt an diesem Strome ist, verkehrte Saffray längere Zeit mit einem alten Indianer Namens Comagre, einem Abkömmlinge

des Kaziken, der zur Zeit der spanischen Eroberung Oberhaupt eines zahlreichen Stammes war. Der alte Mann hatte die Ueberlieferungen seiner Vorfahren getreulich bewahrt; er lebte wie ein civilisirter Mann, war aber im Herzen durch und durch Indianer geblieben. Er wußte viel von seinem Urahn Comagre zu erzählen, der durch seinen Sohn Pauquiaco den weißen Männern Frieden und Freundschaft anbieten ließ. Sein etwa 150 Schritt langes Haus war aus großen Baumstämmen aufgeführt, mit Palmblättern gedeckt und von hohen Bäumen beschattet; die Umfriedigung bestand aus einer Mauer von Holz und Stein und war so schön gebaut, daß die Spanier kaum ihren eigenen Augen trauten. Das Innere dieses Palastes enthielt eine Anzahl großer Säle; rechts vom Eingang war der Saal des Kaziken, der mit den Frauengemächern in Verbindung stand und mit einer Gallerie, in welcher die Mumien der Vorfahren hingen. Dieselben waren in Baumwollenzeug gehüllt und mit Goldplatten verziert. An der linken Seite befanden sich die Vorrathskammern, ein Keller für die gegohrenen Getränke, die Küche und die Wohnungen der Sklaven. Von diesem Comagre erhielt Balboa allerlei Goldschmuck, namentlich Armringe und Diademe, zum Geschenk. Als er dieses unter seine Leute vertheilte, geriethen dieselben, als habgierige Spanier, in Zank und Streit. Da sprach Pauquiaco: „Da Ihr so goldgierig seid, so will ich Euch ein Land zeigen, wo auch die gewöhnlichsten Sachen von Gold sind.“ Dasselbe liege auf der andern Seite des Gebirges, wo das große Wasser sei. Und diese Aeußerung gab Veranlassung zur Entdeckung der Südsee, welche dann Balboa am 25. September 1513 erblickte.

Aus Comagre's Mittheilungen ergiebt sich noch Folgendes. Die Leiche eines Kaziken wurde über ein langsames Feuer auf Thon gelegt bis sie völlig ausgetrocknet war, in Tücher gewickelt, die man mit Gold und Perlen verzierte und dann in einem besondern Zimmer aufbewahrt. Von Leuten aus dem Volke bewahrte man nur den Kopf; der Reisende sah bei Comagre in Quibdo einen solchen mumificirten Kopf. Aus demselben waren die Knochen herausgenommen und man hatte ihn derart getrocknet, daß die gleichmäßig zusammengeschrumpfte Haut vollkommen dem Originale glich ohne Falten und ohne Entstellung der Züge, nur war sie auf etwa ein Sechstel reducirt.

Wir verlassen hier den Reisenden, der von Quibdo aus durch Choco nach der Landenge von Darien ging und sich, nachdem er Panama besucht, in Aspinwall-Colon nach Europa einschiffte.

---

# Die Landstreicherhorden in Norwegen.

Strolchnomaden. — Die Fanten in Norwegen. — Splinter, Fusser, Farler, Streicher, Läufer, Fahrende, Stableute, Zögernde. — Wilddeutsche. — Reisende. — Großwanderer. — Kleinwanderer. — Mehlraber und wilde Bächespringer. — Die Rommanisäl, Tatern. — Die Stöier. — Ihre Gaunersprache das Rodi; dessen Bildung und Zusammensetzung. — Geheimsprachen im Norden. — Fantenjagden. — Gebräuche.

Inmitten unserer hochgeschraubten europäischen Civilisation treten überall grelle Gegensätze hervor. Alles in den „Culturstaaten“ ist genau geordnet, das Verwaltungswesen hat seine festen Formen, das Gesetz gilt, die Rechtspflege nimmt ihren geregelten Gang, die Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei hat offene Augen, der Staat unterhält eine bewaffnete Macht zu Schutz und Trutz. Aber in diesen mehr oder weniger wohlgeordneten Staaten finden wir dennoch, von den Säulen des Hercules bis hoch nach Norwegen hinein, ausgestoßene oder sich selber von der übrigen Bevölkerung abschließende Classen, Gruppen von Leuten, die für gemeingefährlich gelten und häufig es auch sind, verachtetes Volk, races maudites, wie die Cagots und manche andere in Frankreich; Zigeuner, Landstreicher von Handwerk, Abschaum und Hefe, die seit Jahrhunderten gehaßt, verfolgt, gemieden werden, und die man doch bis heute nicht hat ausrotten oder der Staatsgesellschaft einordnen können.

Weder Zwang noch Milde fruchtet bei diesen Strolchnomaden wie wir sie nennen möchten; sie wuchern wie Quelen, gedeihen als Schmarotzer auf jedem Boden, sind und bleiben eine Landplage, machen weit und breit die Gegend unsicher, schädigen das Eigenthum, betteln zudringlich, sind gewandt im Stehlen. Wir finden sie fortwährend in Bewegung, sie ziehen auf und ab, man sieht sie überall und nirgends und doch ist Methode in dem Treiben dieser mehr oder weniger verwilderten Banden. Als Strolchnomaden haben sie einen tiefen Widerwillen gegen alle regelrechte Thätigkeit, gegen jede anhaltende, schwere Arbeit. Feste Ansässigkeit wird von ihnen gehaßt, weil sie dann überwacht werden könnten und sich dem Gesetz und der Ordnung fügen müßten. Es ist oftmals versucht worden, sie in Dörfern anzusiedeln und seßhaft zu machen, aber ruhelos wie sie sind, haben sie fast immer die erste beste Gelegenheit wahrgenommen, um wieder in die Weite hinauszuschweifen und das ihnen so liebe, zu innerstem Bedürfniß gewordene Vagabundenleben fortzusetzen. Nur in diesem fühlen sie sich wohl, der Drang zu einem solchen ist ihnen angeerbt.

Der Strolchnomade bleibt überall fremd; er hält sich fern von näheren Verbindungen mit dem Volke des Landes, in welchem er ein unstäter, heimathloser Wanderer ist. Er bleibt Strolch von Geschlecht zu Geschlecht, hat seine eigene Sprache oder sein besonderes Rothwälsch. Ueberall haftet ihm etwas Unheimliches an, er ist verdächtig, wird gemieden, gehaßt und gefürchtet. Wer kennt nicht unsere Zigeuner, die im Fortgange der Zeit in Banden sich nun auch über Nordamerika, Mexico und selbst Brasilien verbreitet haben? Auch Skandinavien ist nicht von ihnen verschont geblieben: sie sind bereits vor nun dreihundert Jahren bis in den hohen Norden vorgedrungen und haben die Eigenthümlichkeiten bewahrt, durch welche sie sich auch sonst überall kennzeichnen.

Ueber die Landstreicher in Norwegen hatte man bis vor einem Vierteljahrhundert nur spärliche Kunde. Man wußte wohl, daß sie eine gefährliche und verachtete Menschenclasse bildeten und zeitweilig verfolgt worden waren, über ihr inneres Leben jedoch, über die Einzelnheiten ihres Treibens war man nicht näher unterrichtet. Und gerade dieses eigenartige Treiben bietet viel Bemerkenswerthes dar.

Ein junger Geistlicher in Norwegen, Eilert Sundt, hatte den Vorsatz, dasselbe genau kennen zu lernen und so viel in seinen Kräften stehe zur Sittigung der Vagabunden

beizutragen. Das erstere ist ihm gelungen; er unternahm beschwerliche Reisen weit und breit im Land umher; er besuchte Arbeits- und Zuchthäuser und wurde nach und nach mit den Verhältnissen, der Sprache und den Anschauungen der „Fanten“ vertraut. Seine Schriften, welche die Regierung veröffentlichte, haben den Norwegern einen Einblick in das ganze Treiben der Strolchnomaden verschafft; durch Eilert Sundt erfuhren sie Vieles, wovon sie bisher keine Ahnung gehabt hatten, obwohl es vor ihren Thüren, in ihren Dörfern, in ihren Wäldern und an ihren Föhrden vorging.

Man bezeichnet die Landstreicher als Fanten. Das Wort stammt von dem altnordischen Fantr ab, das in Norwegen vielfach geänderten Deutungen unterlag; es bezeichnete z. B. die Waffenträger der Ritter, dann auch die Diener und Begleiter vornehmer Herren auf Reisen und erhielt nach und nach die Bedeutung eines Reisenden, Fremden und verknüpfte damit die Vorstellung von etwas Ungewöhnlichem. Fant wurde im Munde des Volkes auch ein Scheltwort, mit welchem man vorzugsweise den Vagabunden bezeichnet. In einzelnen Gegenden der Stifte Bergen und Trontheim hat man den Landstreichern auch noch andere Benennungen gegeben, die auch dunkeln Ursprungs sind, z. B. Splinter, Fusser, Farker, welche genau dem Ausdrucke Fant in allen Beziehungen und Anwendungen auf die Kaste entsprechen. Sie selbst aber nennen sich im Verkehr mit dem Volke Streicher, Läufer, Fahrende und am liebsten Stableute (Stavkarle, von stav, Stab, und karl, Mann) und dann auch Zögernde (trae-dragere, von traet, müde, und drage, ziehen, wandern).

Diese fremdartigen Wanderer mit ihrer dem Volk unverständlichen Sprache, der dunkeln Hautfarbe und dem seltsamen Treiben sind nach ihrer Volksthümlichkeit keine Norweger. In verschiedenen Districten schrieb man ihnen eine verschiedene Nationalität zu; in Tellemarken z. B. hielt man sie für Nachkommen deutscher Bergleute, welche die Gruben verlassen hatten und in die Wälder gegangen waren, wo sie Räuber geworden seien. Das waren die Wilddeutschen und im Volke bezeichnet man noch ein ihm unverständliches Kauderwälsch als tydske. Anderwärts nahm man eben so unrichtig finnischen Ursprung an.

Eilert Sundt fand auf seiner ersten Wanderung, die er im Sommer 1848 antrat, keine Fanten; er fragte überall nach, doch Niemand wollte wissen, wo ihre „Schlupfwinkel und Nester“ seien, aber man erzählte ihm vielerlei von ihnen. Sie haben, so sagte man ihm, manche wunderbare Gaben, curiren Menschen und Vieh, sind unverschämte Bettler, streifen als Fischer an den Gebirgswassern umher, treiben Seeraub zwischen den Inseln, ziehen periodisch hin und her; kein Todtengräber konnte sich entsinnen, daß jemals ein Fant auf dem Kirchhofe beerdigt worden sei. Auf späteren Wanderungen kam dann Sundt mit den Fanten in vielfache und sehr enge persönliche Berührungen; es ward ihm auch möglich, zwei Wörterverzeichnisse ihrer Sprache und des norwegisch-schwedischen (westgothischen) Gaunerdialektes zu verfassen.

Bei den Fanten ist ein prahlerisches Wesen hervorstechend. Sie sträuben sich sehr gegen die Bezeichnung Fanten oder Fusser und wollen Reisende genannt sein, womit sie den Begriff „vornehme Leute“ verbinden. Auch werden sie verdrießlich, wenn man sie Pferdeschneider oder Kesselflicker nennt; sie wollen Professionisten sein, „Thierärzte, Kupferschläger“. Unter sich gebrauchen sie als Erkennungsnamen „Vandringer“, der eine selbstgebildete, nicht nordische Form ist. Von einem Dritten sagen sie: „er ist nicht von unserm Volke“; unter sich reden sie ihre eigene Sprache, deren Hauptbestandtheil zigeunerisch ist und wozu dort im Norden auch Ausdrücke aus dem Lappischen, Finnischen und Russischen gekommen sind. Außer diesen vorzugsweise zigeunerischen Fanten giebt es aber noch eine zweite Kaste. Jene, bei welchen man den orientalischen Typus auf den ersten Blick erkennt, bilden sich viel ein und glauben weit über den anderen zu stehen. Sie nennen sich „Großwanderinger“ und ziehen nicht wie die anderen mit Bettelsack und Stab umher, sondern mit Pferd, Wagen und Hund „nach großer Herren Art“ und sehen verächtlich und höhnend auf die herab, welche eine hellere Haut haben, auf diese Kleinwanderinger, die von europäischem Schlage sind und die als Kammmacher, Topf- und Besenbinder in einzelnen abgegrenzten Bezirken von Ort zu Ort ziehen. Wenn sie diesen von ihnen verachteten Leuten begegnen, fährt sofort das Schimpfwort Mehltraber über ihre Lippen und sie müssen sich dann gefallen lassen, daß sie ihrerseits „wilde Bächespringer“ gescholten werden. Damit ist das Zeichen zu Lärm, Zank und zu Prügeleien gegeben, die manchmal ein blutiges Ende nehmen. Noch empfindlicher berührt es den Großwanderinger, wenn der Mehltraber ihm einen „bösartigen Quacksalber, Zauberer und Behexer“ an den Hals wirft, der mit giftigen Pulvern Menschen und Vieh verderbe.

Die Großwanderer rühmen sich, daß sie auch keine Stammesgemeinschaft mit den Lallaro'ern haben, d. h. mit Finnen und Lappen, und auch nicht mit Russen; sie seien Rommanisäl und ihre Sprache sei das Rommani; wir haben also die Zigeuner vor uns. Sie sagen, ihre „heiligen Väter“ hätten vor Jahrhunderten ihre Sprache nach Norwegen gebracht; früher hätten sie ihre Wohnsitze in der Stadt Assas im Land Assaria östlich von Rußland gehabt; sie seien aus demselben durch die Türken vertrieben und über alle Länder der Erde zerstreut worden. Sie müssen aber allerwärts fremd bleiben und wollen es auch; sie harren auf eine Art von Messias, ihren Gott oder Helden Dundra, der sich ihnen, wie er früher schon einmal gethan, in Menschengestalt offenbaren werde; er verhelfe ihnen zum Sieg und führe sie in ihr Land zurück. Die Kleinwanderer, Tasar, seien verlaufene Deutsche und erst ins Land gekommen, als sie, die Rommanisäl, schon längst dort waren. Kein echter Horta rommanisäl möge mit so verächtlichen Leuten etwas zu schaffen haben.

Zwischen diesen beiden eigentlichen Fantenhorden steht dann noch eine dritte in Norwegen einheimische Classe von Bettlern und Landstreichern, unter denen vielfach finnisches Blut zu finden ist; sie bildet eine Art von Mittelglied zwischen der Fantenkaste und der Masse des Volkes, namentlich der Bauern, welche auch diese verdächtigen Fremdlinge gern meidet.

Die Zigeuner bezeichnet man als Tatern (demnach genau so wie in Dänemark und Niederdeutschland) und so heißen sie auch in amtlichen Schriftstücken (Tatre, die Frau, Tatermand, der Mann); diese gelten für „echte Fanten“ und halten sich gleichsam für eine adlige Horde.

Als Sköier bezeichnet die Alltagssprache einen Menschen, der ein lärmendes, regelloses Leben führt; man wendet den Namen aber auch an auf die in Banden umherziehenden und ihre Diebssprache redenden Kleinwanderer. Diese aus allerlei zusammengelaufenem Volke zusammengesetzten Horden sind im Verlaufe der Zeit zu einer Art von kleiner Nation geworden, die sich im eigenen Schoße forterzeugt und Zuwachs aus der Hefe verschiedener Nationalitäten erhält. Diese Sköierhorden haben, weil sie aus europäischen Menschen bestehen, nicht das scharf ausgeprägte, ganz eigenthümliche Wesen der asiatischen Tatern, wohl aber manche Züge, die ihrer Kaste eigenthümlich sind. Mit einem gewissen Stolze

weisen sie auf einen Stammbaum hin und auf einen Urahn, welcher angeblich ihr Gründer war; sie haben ihre besondere Gaunersprache, das Rodi, welches sie selbst prahlerisch gern Präve liquant, d. h. die schöne Sprache, nennen. Dieses Rodi der Stöier ist eng verwandt mit dem Rothwälsch der Jütland durchstreifenden Landstreicherbanden, der sogenannten Kjeltringer, mit dem Chochemer loschen der deutschen Gaunerhorden (d. h. Sprache der Weisen, Sprache derer die es verstehen, der Wissenden), mit dem englischen Diebslatein, dem holländischen Kramerlatein, dem böhmischen Hantyrka, dem spanischen Germania, dem italienischen Gergo, dem französischen Argot; es weicht völlig ab vom Rommani der Tatern. Dieses Rodi hat auch in Norwegen so viele Umwandelungen und Wörterzusätze aus den nordischen Sprachen erfahren, daß die Gauner der südlicheren Länder es nicht verstehen.

Es möge hier bemerkt werden, daß die weit und breit als Händler und Hausirer umherziehenden Dalekarlier sich zu eigenem Gebrauch unter einander durch nach besonderen Regeln vorgenommene Wortverdrehungen eine besondere Geheimsprache erfunden haben. Eine solche ist auch im russischen Finnland üblich und die Handelsleute aus Westgottland, welche als Krämer den ganzen Norden durchstreifen, haben die sogenannte Knallare Sprak (den Monsing), welche aus einer Menge neu und willkürlich gemünzter Wörter besteht. In Norwegen selbst hat sich mit großer Zähigkeit der nur allgemach verschwindende Aberglaube eingenistet, daß die Geister des Meeres es nicht leiden können, in einer vernünftigen Menschensprache reden zu hören. Die Fischer, welche in ihren Booten auf See fahren, haben sich deshalb eine eigene Bildersprache erfunden, „so keck und künstlich, daß die Geister der Tiefe dieselbe sicherlich nicht verstehen.“

Das Rodi der Stöier ist mit Kunst, Fleiß und Geschick aus- und durchgearbeitet und bis auf die Begriffsbeziehungen der neuesten Zeit vervollkommnet. Eilert Sundt bemerkt: „In ihr sind viele Wörter vorhanden, welche die Stöier weder mit Hülfe der Ueberlieferung noch der Sprachkunde an der Hand der Wissenschaft auf irgend eine bekannte Sprache zurückzuführen wissen, der Hauptvorrath ihrer Wörter ist jedoch aus wirklichen Sprachen entlehnt, aber in mannigfachster Weise gewendet, um die Rede für nicht Eingeweihete unverständlich zu machen. So sind alte, nicht mehr gebräuchliche, vergessene Wörter des Norwegischen und Provinzialismen fremder Sprachen beibehalten und so bunt durch einander gemischt, daß das Rodi der Stöier nun schließlich eben so bunt aussieht, wie die mit vielfarbigen Lappen zusammengeflickte Jacke des ärgsten Fanten. Die künstlich gebildeten unkenntlichen Ausdrücke werden durch regelmäßige Verdrehungen von Wörtern der allgemeinen Landessprache, Versetzungen einzelner Buchstaben oder ganzer Silben geschaffen, und dieses Verfahren wurde vorzugsweise beliebt, wenn die dadurch geschaffenen Wörter durch ihre Aehnlichkeit mit anderen von vielleicht entgegengesetzter Bedeutung Anlaß zu erheiternden Wortspielen und Verwechselungen geben konnten. Aber die reichste sprachliche Quelle blieb immer die einfache Versetzung der Bedeutung eines einzelnen Wortes, das sie bildlich gebrauchen. Nie hat wohl eine ausschweifende Dichterphantasie zu leckeren Metaphern gegriffen, als solchen wie sie vom Galgenhumor oder der Verzweiflung der ruhe- und friedlosen Stöier geschaffen worden sind.“

Der immerwährende Gebrauch dieser Geheimsprache ist es vorzugsweise, welcher die Stöier als eine Art Kaste zusammenhält; einzeln umherwandernd und ohne ihr Rodi würden sie wie gewöhnliche Landstreicher zu betrachten sein. Der Volksglaube, daß die ersten Mehltraber Wilddeutsche gewesen seien, hat, Eilert Sundt zufolge, wohl darin recht, daß eine Einwanderung, Beeinflussung, bessere Organisation und höhere Ausbildung in den nöthigen Kniffen und Künsten des Gaunergewerbes von Deutschland her über Jütland, die dänischen Inseln und Schonen und Norwegen stattgefunden hat, wo die schon vorhandenen Vagabunden sich gern den Unterricht der fremden Gaudiebe gefallen ließen. Die dänische Regierung veröffentlichte im Jahre 1685 ein Gesetz gegen die Landstreicher, aus welchem hervorgeht, daß die „Keltringer“ es damals schon genau so trieben, wie noch heute die Stöier. Dasselbe unterscheidet wohl die beiden Vagabundenkasten, und dies geschieht auch in der spätern norwegisch-dänischen Gesetzgebung; es ist der Gegensatz von Tatern und Stöiern. Man stellte periodisch „Fantenjagden“ an auf „die herumstreifenden Männer und die leichtfertigen Weiber, welche mit ihnen umherziehen und auf fremden Stellen Kinder gebären.“ Diese Kinder aber, welche die Mütter damals wie heute in einem besonders dazu eingerichteten Traggeräth auf dem Rücken mit sich schleppten, sind die Stamm-Väter und Stamm-Mütter der alten, weitverzweigten Stöierfamilien, die sich heute umher treiben. Die Steffenshorde, welche in Romerike schweift, und die Bardalshorde in der Gegend von Stavanger können ihre Ahnen Glied für Glied durch einen Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren aufzählen.

Die Fantenjagden hatten nur geringen Erfolg. Die Vagabunden suchten und fanden in den Wäldern und in fernab gelegenen Thälern eine Zuflucht; im günstigsten Falle verscheuchte man die einzelnen Horden, die sich dann sobald es anging wieder zusammenfanden. Die Regierung schloß endlich eine Art Frieden mit ihnen und duldete ihr Umherschweifen, falls dabei gewisse Bedingungen erfüllt wurden. Kesselflicker, Hechelmacher, Korbflechter, Pferdeschneider und andere Leute derartigen Gewerbes durften ihre Lebensweise und ihre Erwerbszweige fortsetzen und nicht mehr ohne Weiteres eingesperrt werden, so daß die Stöier Ruhe bekamen. Seitdem lockerte sich unter ihnen manches im Kastenwesen, aber obwohl seit Einführung jener mildern Praxis ein ganzes Jahrhundert vergangen ist, besteht immer noch eine weite Kluft zwischen diesen Horden und den niederen Classen des seßhaften Volkes.

Unter den Stöiern haben sich bei aller Verwilderung feste Bräuche und bestimmte Ordnungen erhalten. Kirchliche Einsegnung der Ehe gilt ihnen für überflüssig und gleichgültig; sie haben dafür ihre eigenen Ceremonien. Die Bewerbung geschieht, ganz so wie bei den jütischen Keltringern, indem der Bursch dem Mädchen einen Stab entgegenwirft. Wenn der Stab aufgenommen wird, giebt es dadurch zu erkennen, daß es den Mann haben will und sich zur Treue verpflichtet. Die Ehe ist geschlossen und wird gültig, sobald das Paar Hand in Hand drei Mal um einen Wachholderbusch herumgelaufen ist. Die Familienbande sind streng; die Alten werden geehrt.

So viel von den Stöiern. Das in vieler Beziehung eigenartige und in hohem Grade interessante Leben und Treiben der Tatern in Norwegen werden wir in einem folgenden Aufsatze schildern. Anton von Etzel, ein gründlicher Kenner des skandinavischen Nordens, hat aus E. Sundt's Mittheilungen darüber ein Capitel zusammengestellt in seiner Arbeit: „Vagabondenthum und Wanderleben in Norwegen. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte.“ Berlin, C. Heymann.

# Aus dem flamischen Belgien.

Das Niederdeutsche in Brüssel und Gent. — Die westflamische Mundart.

Die in vieler Beziehung werthvolle „Revue des deux Mondes“ beharrt darauf, die Schweiz und Belgien unter die Länder der „race latine“ zu rechnen. Nun bilden aber romanische Sprachen redende „Helvetier“ nur etwa ein Drittel in dem erstern Lande und im zweiten überwiegt die Zahl der Leute von germanischem Stamme mit niederdeutscher Sprache; nicht die Hälfte der Belgier redet Wallonisch oder Französisch. Diese letztere Thatsache ist jüngst wieder von dem gelehrten Friesen Johan Winkler in Leeuwarden (in seinem „Algemeen Nederduitsch Dialecticon“, 's Gravenhage, 1874), stark betont worden. Hören wir zunächst was er über Brüssel sagt.

Brüssel ist ursprünglich eine ganz und gar niederdeutsche, echt brabantische Stadt, eben sowohl wie Antwerpen, Gent oder Brügge oder irgend welche Ortschaft in Nordniederland. Die ganze Umgegend gehört zum niederdeutschen Sprachgebiete und die Grenze gegen das Französische liegt stundenweit südlich. Viele meinen, Brüssel sei eine halb französische, halb flamische Stadt, aber der echte Brüsseler ist ein Vollblut-Brabanter; der Kern der Brüsseler Bevölkerung, die Nachkommenschaft der alten Stadtbürger, ist durch und durch „dietsch“ (oder tiesj, wie man in Brüssel sagt), und nicht französisch oder wallonisch. Allerdings wird heute dort viel Französisch gesprochen, am Hofe, von den sogenannten vornehmen Leuten und von Bürgern die aus wallonischen Landestheilen stammen. „Wie es eben überall in der Welt geht, so auch hier. Die vornehmen Bürger äffen dem Hof und der Aristokratie nach, dann thun es auch die geringeren Bürgersleute und so ist das Französische auch in diese Kreise eingedrungen. Aber im gewöhnlichen Leben, im häuslichen Kreise, in der Familie wird niederdeutsch gesprochen. Allerdings lassen Viele auf der Straße und im Verkehr mit Fremden ihr Bischen Französisch leuchten, um sich damit „vornehm“ aufzuspielen; denn was französisch ist gilt in Brüssel heutzutage für „fatsoenlyk“ (sprich fatsuhnleik), also modisch; Flamisch reden ist altmodisch und kleinbürgerlich, und gilt bei Manchen als „gemein“. Es giebt in Brüssel alberne Menschen, deren Familien von Alters her sehr gute dietsche, brüsselsche Brabanter flamischer Zunge sind, mit ihren eigenen Kindern nur französisch, mit ihrer Dienerschaft aber gut niederdeutsch sprechen, weil die Nothwendigkeit sie zu dem letztern zwingt. Auch in den anderen großen Städten sind viele Leute eben so albern. Aber trotzdem hat Brüssel doch noch genug verständige Menschen, die sich ihrer niederdeutschen Abkunft nicht nur nicht schämen, sondern stolz darauf sind, Nachkommen der alten freiheitsliebenden Brüsseler Bürger zu sein; die ihre niederländische Sprache in Ehren halten, ihre schöne Brüsseler Mundart in und außer dem Hause sprechen und nichts wissen wollen von dem französischen Winde, der gegenwärtig in der Stadt wehet. Die flamische Bewegung ist in Brüssel wie in Antwerpen und Gent thätig.“

„In den großen Winkels (magasins), in den vornehmen Herbergen (hôtels), in den feinen Kaffee- und Bierhäusern (cafés und estaminets), in den schönen Straßen der Oberstadt, im Park und auf anderen Wandelplätzen, auf den sogenannten Bollwerken (boulevards), in den Durchgängen (passages und galeries), kurz überall wo die sogenannte feine und gebildete Welt, wo die alberne Mode den Ton angiebt und das große Wort führt, überall wohin der Fremde kommt — dort ist Alles französisch, allerdings nur oberflächlich. Wer aber auf den Markt geht, und in den Straßen der alten untern Stadt sich bewegt, wo keine nichtsnutzigen vornehmen Bummler sich herumtreiben (nietsnütte leegloopers ronddrentelen), sondern wo Gewerbfleiß und Handel vorwalten, wo man einen durch Betriebsamkeit erworbenen Reichthum findet, wo der eigentliche Bürger zu Haus ist — dort spricht man niederländisch, dort ist man niederdeutsch in Wort und Gesinnung, in Neigungen und Gefühlen, obwohl der Fremde auch hier manchmal oberflächliche französische Flittervergoldung bemerken kann. In den Vorstädten und überall wo der Handwerksmann und der Arbeiter wohnt, ist alles vollkommen niederdeutsch. Freilich kann man auch dort auf der Straße französische Brocken hören, aber im Hause nicht, falls der Bewohner nicht ein Wallone ist.“

„Viele meinen daß die Grenzscheide zwischen dem wälschen und niederdeutschen Sprachgebiete sich mitten durch Brüssel ziehe, so daß demgemäß die Oberstadt zu dem erstern, die Unterstadt zu dem letztern gehöre. Das ist ein Irrthum. Allerdings wohnen die französisch redenden Brüsseler zumeist in der Oberstadt, und die niederdeutsch redenden Bürger zumeist in der Unterstadt; aber diese Regel erleidet so viele Ausnahmen, daß von einer strengen Sprachscheidung keine Rede sein kann. Die Volkssprache, die echte Brüsseler Mundart, ist gut brabantisch; diese kommt so ziemlich mit jener der Stadt Löwen (Leuven) überein, hat jedoch einige Eigenthümlichkeiten, insbesondere den sogenannten Niesklang. Wenn die Buchstaben t, d oder s ein Wort schließen, läßt der Sprecher einen Ton hören, der an Niesen (Prusten) erinnert; man verändert das Schluß-t, -d und -s in ein tsje, dsje, sje. Das Wort maand (Mond) wird zu mondjsj; münte (Geld) zu müntjsj ꝛc. Dieser Niesklang kommt, außer in Brüssel und einigen Strichen des westlichen Südbrabant und des östlichen Ostflanderns ('t Land van Aalst, Ninove und Geraardsbergen, 't Paiottenland ꝛc.) in keiner andern niederdeutschen Mundart vor.“

Gent, die ruhmreiche, altehrwürdige, schöne Hauptstadt von Ostflandern, ist eine echt niederländische Stadt; die Gentenaars sind Flamingen von echtem Blut, Schrot und Korn, „van vreemde smetten vry“. Sie sind der flamischen Sache mit Herz und Seele zugethan und halten die Sprache in Ehren. Das Flamische ist die alleinige Volkssprache im vollen Sinne des Wortes. Freilich ist auch dort in den sogenannten höheren Kreisen Französisch im Gebrauch, aber diese können doch alle auch Flamisch und sprechen es. Wir finden in Gent, wie überall in großen Städten, verschiedene Stadtdialekte, von denen zwei sich besonders kennzeichnen. Der eine wird Nieuwbrügsch genannt weil er im Stadttheile der neuen Brücke oder der Nieder-Schelde gesprochen wird; dort wohnen zumeist Kleinbürger und viele Fabrikarbeiter; sie sprechen rauher und platter als die übrigen Genter, schleppender, langsamer, verändern das kurze u in i und dieses i wird sehr gedehnt ausgesprochen; z. B. briigge statt brügge, Brücke; miitse statt Müts, Mütze; Kiirf statt Kürf, Korb. Dieses Niederbrückische ist eigentlich die

echte, alte Genter Volksmundart, die noch vor einem halben Jahrhundert ziemlich allgemein gesprochen wurde. Gegenwärtig ist die zweite Hauptmundart allgemeiner verbreitet.

Die ganze Provinz Westflandern gehört zum niederdeutschen Sprachgebiete und die westflandrischen Mundarten bilden mit denen im französischen Flandern eine gemeinschaftliche Dialektengruppe, welche das eigentliche, echte Vlaamsch repräsentirt. Uebrigens wird in dem Landstriche zwischen Schelde und Leie (Lys) und auch in einigen Dörfern im äußersten Osten der Provinz ostflamisch gesprochen.

Winkler ist der Ansicht, daß das Westflamische zu der rein fränkischen Dialektengruppe gehöre und in derselben einen eigenartigen Platz einnehme; es stehe durchaus auf sich selber. Am nächsten schließt es sich an die friesisch-fränkischen Mundarten von Seeland an und ist in mancher Beziehung mit diesen viel näher verwandt als mit anderen rein fränkischen Süd-Niederlands. Diese große Verwandtschaft mit dem Zeeuwsch (dem Seeländischen) und manche andere Eigenthümlichkeiten geben dem Westflamischen eine Stelle zwischen der rein fränkischen und der friso-fränkischen Dialektengruppe. „Wenn ein Geschichtsforscher nachweisen könnte, daß die Menapier und besonders auch die Moriner, alte germanische Stämme, Voreltern der heutigen West- und Französisch-Flamingen, echt friesische Volksstämme gewesen seien, so würde ich keinen Augenblick zögern, dem Westflamischen eine Stelle in der friso-fränkischen Gruppe anzuweisen. Alle alten Geschichtschreiber nehmen die Mündungen der Schelde und het Zwyn als äußerste Grenze des friesischen Volksstammes an. Uebrigens ist es sehr wohl möglich, daß bis an die Mündungen der Schelde und het Zwyn, mit Einschluß der Inseln Seelands, echte Friesen gewohnt haben und daß auf der andern Seite der Schelde an den Küsten der Nordsee bis zur Picardie — denn so weit reichte bis ins Mittelalter die niederdeutsche Sprache — Volksstämme gesessen haben, die mit den Friesen nahe verwandt waren."

Wie dem aber auch sein möge, gewiß bleibt, daß das heutige Westflamisch an Ursprünglichkeit, Alter und Schönheit alle anderen niederdeutschen Mundarten weit übertrifft. Keine andere in Niederland hat einen so reichen Schatz von rein niederdeutschen Wörtern und Wortformen aufzuweisen; von diesen sind sehr viele den anderen Dialekten unbekannt. Und kein anderer ist im Verlaufe der Jahrhunderte sich selber so gleich geblieben; das Westflamische hat wenig durch das Holländische und die amtliche Schriftsprache gelitten; andere Mundarten haben auf dasselbe nur geringen Einfluß ausgeübt. So ist es „standhaltend" geblieben und hat eine große Anzahl Wörter bewahrt, die heute in anderen Mundarten nicht mehr vorkommen und im übrigen Niederland schon längst ausgestorben sind. Aber es ist nicht bloß die reichste sondern auch die schönste Mundart der niederländischen Sprache und keine andere kommt ihm gleich an Wohlklang und Gefälligkeit. In ihm kommen zu ihrem Rechte das lange i und ü, statt des breiten und groben ij, ui, ai und oi der Holländer, Ostflamingen und Brabanter ꝛc. Wir wollen bemerken, daß in Brügge, der Hauptstadt von Westflandern, das sch, auf altniederdeutsche Weise, wie bei den Friesen und in einem großen Theile des nordwestlichen Deutschlands als sk ausgesprochen wird.

---

# Der Wolf in Nordosteuropa.

## II.

Die Spur oder Fährte des Wolfes unterscheidet sich von der des Hundes dadurch, daß sie wegen der schmalen und langen Ballen länglicher und schmaler ist, sowie daß die zwei mittleren Klauen näher beisammen und weiter vorstehen, auch die Nägel in der Fährte stets deutlich sichtbar sind. Außerdem schreitet der Wolf auch weiter als der Hund und schnürt beim Traben, so daß die Fährte eine gerade Linie bildet. In einem altdeutschen Gedichte sind die unterscheidenden Merkmale zwischen der Wolfs- und Hundefährte in folgender Weise bezeichnet:

Ho, ho, ho! mein lieber Waidmann rund:
Wie unterscheidest du den Wolf von dem Hund?
Ho, ho, ho, mein lieber Waidmann:
Des Wolfes Fährt ist vorn gezwungen, länglich und schmal,
Des Hundes aber breiter, die Klauen auseinander überall;
So schnürt der Wolf gerade und fein,
Beim Hunde aber wird's selten sein.

Um den Wolf zu erlegen, giebt es eine Menge Jagd- und Fangmethoden: derselbe wird geschossen auf Treibjagden, vor dem Jagdhunde und auf dem Anstande. Das Fangen geschieht im Tellereisen, Wolfsgärten, Wolfsgruben und Netzen sowie auch mit Windhunden. In der neuern Zeit wendet man auch Strychnin an um ihn zu vergiften.

Eine Treibjagd auf Wölfe ist nicht allein sehr interessant, sondern man kann auch auf eine glückliche Jagd rechnen, wenn der Trieb gut angelegt und sonst sehr vorsichtig zu Werke gegangen wird. Die Ausführung einer Treibjagd ist jedoch in den sehr großen russischen Waldungen fast immer mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden, die selten ganz zu beseitigen sind. Es gehören zu einer solchen Jagd nicht allein viele Schützen, sondern auch eine große Anzahl Treiber und wenigstens einige sehr gute Hunde, was man in einem Lande, welches so wenig bevölkert ist wie Rußland, nur selten beisammen haben kann. Besonders mangelt es oft an den nöthigen Treibleuten, da die Bauern seit Aufhebung der Leibeigenschaft nicht mehr vom Gutsbesitzer gezwungen werden können, bei Wolfsjagden zu erscheinen, sondern dies von ihrem guten Willen abhängt. Wird ihnen nicht eine sehr gute Belohnung in Aussicht gestellt, so kann man sicher darauf rechnen, daß nur Wenige der Aufforderung Folge leisten. Außerdem giebt es aber auch noch andere Hindernisse, welche zuweilen die Treibjagden unmöglich machen, wie z. B. im Winter der tiefe Schnee oder große Kälte, sowie aber auch die Entfernung der bewohnten Orte von den Districten, wo sich die Wölfe aufhalten. Bis man dahin gelangt und dieselben umkreisen kann, vergeht manchmal viel Zeit und es wird oft Nacht, ehe man mit dem Treiben hat beginnen können. Zuweilen passirt es auch, daß sie sich nicht stecken, sondern den ganzen Tag umherstreifen, was sie besonders gern thun, wenn stürmisches Wetter im Anzuge ist oder auch wenn sie großen Hunger haben. Im Sommer, wo sie sich am liebsten auf den großen Brüchen aufhalten, kann man ihnen ebenfalls nicht viel anhaben, weil diese Orte nur in sehr trockener Zeit zugänglich werden, während man in denjenigen

Waldtheilen, z. B. jungen Dickichten, wo man Treibjagden anstellen könnte, nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, Wölfe anzutreffen.

Zu Treibjagden eignen sich am besten Feldhölzer, welche auch, namentlich im mittlern Rußland, allerwärts vorhanden sind. Zur Winterszeit hat man nur nöthig, in die Nähe derselben den Cadaver eines Thieres zu bringen. Finden diesen die Wölfe, so fressen sie sich an demselben recht satt und stecken sich dann in die ihnen zunächst gelegene Dickung. Solche Dickungen müssen dann jeden Morgen umkreist werden, damit man sogleich eine Treibjagd veranstalten kann. Bei dieser verhält sich der Wolf ganz wie der Fuchs. Sobald die Treiber losgehen und Lärm machen, flieht auch er nach der entgegengesetzten Richtung; aber er bleibt während der Flucht von Zeit zu Zeit stehen, um sowohl nach den Treibern zu hören, als aber auch um sich zu sichern. Ist der Wind gut und verhalten sich die Schützen ruhig, so kommt er diesen schußmäßig angelaufen. Ist dies aber nicht der Fall, stehen entweder die Schützen nicht ruhig, so daß er sie bemerkt, oder daß er Wind von ihnen bekommt, dann macht er Kehrt und geht entweder auf den Flügeln durch, oder auch wohl gerade durch die Treiber zurück. Nothwendig ist es, daß sich jeder Schütz auf seinem Stande durch einen Baum oder sonstigen Gegenstand zu decken sucht und auch eine passende Jagdkleidung trägt. Diese muß im Sommer grün oder grau, im Winter aber wo möglich ganz weiß sein, denn der Wolf hat ein sehr gutes Auge und flieht vor jedem ihm verdächtig vorkommenden Gegenstande, wenn er sich nicht sicher fühlt.

Für den Jäger ist auf der Wolfsjagd ein gutes und scharf schießendes Gewehr die erste Bedingung; für einen guten Büchsenschützen ist eine Doppelbüchse oder Büchsflinte besonders zu empfehlen, da er mit einer solchen auf eine ziemlich weite Entfernung schießen kann. Wer aber das Schießen mit der Büchse nicht gewohnt ist, der thut besser daran, eine Doppelflinte mit weitem Kaliber zu nehmen, welche gut Posten schießt, und diese in sogenannte Kartätschpatronen zu laden, mit welchen man ebenfalls weit schießen kann. Die neuen Hinterladegewehre, besonders die Lancastergewehre, welche sehr weit schießen und die Schrote sehr gut zusammenhalten, eignen sich ganz besonders zur Wolfsjagd. Den Wolf muß man so viel als möglich auf das Blatt oder auf den Kopf zu schießen suchen, da ein Schuß auf die hinteren Körpertheile, wenn er keinen Knochen trifft, selten tödtlich ist. Dieses Raubthier ist von der Natur nicht allein mit einem sehr dichten Pelze, sondern auch mit sehr harten Knochen, dichten und starken Sehnen sowie festen Muskeln ausgestattet, welche den Geschossen großen Widerstand leisten. Außerdem hat aber auch der Wolf ein sehr zähes Leben und geht selbst nach einem tödtlichen Schusse zuweilen noch sehr weit fort, ehe er verendet. Es giebt in dieser Beziehung wohl kein Thier weiter, welches so viel vertragen kann wie der Wolf. Sind durch den Schuß keine edlen Organe verletzt, die zum Leben unbedingt nöthig sind, so schadet ihm die Verwundung nicht, sondern heilt wieder vollkommen aus. Ein verwundeter Wolf zieht sich von der Rotte, welcher er angehörte, zurück und vermeidet so lange er krank ist sehr sorgfältig die Nähe seiner Cameraden, was er einestheils der Ruhe wegen thun mag, wie dies bei dem Rothwilde der Fall ist; andererseits hat er aber auch seiner eigenen Sicherheit wegen sich vor seinen Gefährten in Acht zu nehmen, indem diese, wenn sie Hunger haben, mit einem Kranken ihrer Art kurzen Proceß machen und ihn auffressen.

Die Jagd mit Jagdhunden oder Bracken, wie diese Hunde in Deutschland genannt werden, ist noch viel interessanter als die Treibjagd und gewährt mit guten Hunden dem Jäger, welcher an Strapazen gewöhnt ist, ein großes Vergnügen. Auch hat sie vor jener Jagdmethode den Vortheil, daß sie leichter ausführbar und nicht so kostspielig ist, weil man einmal keine Treiber nöthig hat, dann aber auch mit nur wenig Schützen eine Wolfsjagd veranstalten kann. Die Hauptsache dabei sind gute Hunde und ein tüchtiger Führer; denn es kommt sehr viel darauf an, wie die Hunde angelernt und geführt werden. Wenn man nun mit Jagdhunden Wölfe jagen will, so geht man auf folgende Weise zu Werke: Die Districte, in welche man die Wölfe eingekreist hat, oder auch wohl bloß vermuthet, werden mit den Schützen in der Weise umstellt, daß letztere sich auf die Hauptwechsel postiren; denn der Wolf geht, wenn er verfolgt wird, ebenso wie der Fuchs nach der nächsten Dickung. Haben die Schützen ihre Plätze eingenommen, so wird dies dem Führer der Hunde durch ein Hornsignal kund gethan, worauf dieser die Hunde löst und die Jagd beginnt. Haben die Hunde eine frische Fährte gefunden und fangen sie an laut zu werden, so kann man am Gange der Jagd sofort hören, was für ein Thier die Hunde jagen. Ist dies ein Hase und sie sollen denselben nicht jagen, so müssen sie abgeblasen und wieder auf die richtige Spur gebracht werden. Die Schützen müssen, sobald die Hunde anfangen laut zu werden, sich sehr ruhig verhalten und stets schußfertig sein, weil die Wölfe gewöhnlich einen großen Vorsprung vor den Hunden haben. Sind die Districte, in welchen die Jagd stattfindet, sehr umfangreich, wie dies in den russischen Waldungen fast immer der Fall ist, so ist es für den Schützen keine leichte Aufgabe, oft mehrere Stunden lang sich ganz ruhig zu verhalten und stets schußfertig zu sein. Die Wölfe gehen, wenn sie gejagt werden, gewöhnlich gerade aus nach der nächsten Dickung zu, stoßen sie aber auf die Schützen oder sonst verdächtige Gegenstände, so prellen sie zurück und gehen entweder durch die Treiber, oder auf den Flügeln aus dem umstellten Districte, wenn sie von den sie verfolgenden Hunden nicht daran gehindert werden.

Das Schießen des Wolfes auf dem Anstande ist in Rußland nur im Sommer und zwar auch nur vom August bis October möglich, denn im Mai, Juni und Juli giebt es im mittlern und nördlichen Rußland so viele Mücken, daß es fast nicht möglich ist, in dieser Zeit auch nur eine Stunde auf dem Anstande zu sitzen. Da die Wölfe keine Wechsel halten und sich im Sommer überhaupt auch nicht gut ankirren lassen, so ist der Anstand nur dann lohnend, wenn man den Platz findet, wo ein Wolf ein Pferd oder größeres Stück Rindvieh zerrissen und noch einen Rest zurückgelassen hat. Befindet sich in der Nähe eines solchen Platzes ein Baum, auf welchem ein Sitz angebracht werden kann, so ist es möglich, in der nächsten Nacht, wenn es gerade Mondschein ist, zum Schuß zu kommen. Ist jedoch kein Baum vorhanden, so lohnt es sich auch nicht sich anzustellen, weil der Wolf, ehe er an seinen zurückgelassenen Rest geht, stets erst den Platz umkreist und dann bei seiner feinen Nase Wind von dem Schützen bekommt. Im Winter aber, wo sich der Wolf leichter ankirren läßt, ist leider der Anstand im Freien nicht ausführbar, weil es bei dem strengen russischen Klima Niemand lange aushalten würde. Wer daher doch Wölfe auf dem Anstande schießen will, muß sich bei einem einzeln liegenden Gehöft, einer Wind- oder Wassermühle einen Kirrungsplatz anlegen. Um sicher zu gehen, lege man denselben hinter einem Pferde- oder Kuhstall an, wohin die Wölfe schon von selbst gern gehen und deshalb das Geräusch nicht scheuen, welches diese Thiere des Nachts in den Ställen verursachen. In der Wand des Stalles müssen dann aber mehrere Schießlöcher angebracht werden, welche durch Schiebläden ganz geräuschlos geöffnet und wieder geschlossen wer-

den können, wenn man nach dem Kirrungsplatze sehen will, ob Wölfe da sind. Um diese Art von Anstand zu exerciren, ist es gut, wenn zwei Schützen sich gegenseitig ablösen. Zum Schießen nehme man eine einfache Flinte, welche ein weites Kaliber hat, mit welcher man des Nachts sicherer schießt als mit einer Doppelflinte. Das Geschoß muß aus ganz groben Schroten oder Posten bestehen; einmal damit der getroffene Wolf wo möglich auf dem Platze liegen bleibt, dann aber auch deshalb, weil es öfters vorkommt, daß sich eine ganze Rotte Wölfe auf dem Kirrungsplatze einfindet, von denen dann ein guter Schütze zuweilen zwei oder noch mehrere auf einen Schuß erlegen kann.

Eine andere Jagdmethode, welche im Winter bei starkem Frost exercirt werden kann, wo die Wölfe durch großen Hunger getrieben sich auf die Landstraßen und in die Nähe der Dörfer ziehen, verdient ihrer Eigenthümlichkeit wegen hier besonders erwähnt zu werden. In einem Schlitten, der mit solchen Pferden bespannt sein muß, die sich nicht vor den Wölfen fürchten, nehmen zwei Jäger, der eine auf dem Vorder-, der andere auf dem Rücksitze Platz, damit sie nach allen Richtungen schießen können. Zwischen sich in die Mitte des Schlittens legen sie ein mit Stricken fest gebundenes kleines Schwein und fahren damit die Nacht über auf den Wegen im Walde oder Felde umher. Von Zeit zu Zeit wird das Schwein in die Ohren gezwickt, damit es laut wird; hören dies die Wölfe, so laufen sie dem Geschrei nach. Sobald nun die Jäger einen Wolf dem Schlitten nachkommen sehen, werfen sie ein an einer langen Leine befestigtes Bündel Heu oder Stroh aus dem Schlitten heraus, welches, indem es nachgeschleift wird, einem laufenden Schweine sehr ähnlich sieht. Bemerkt dies der Wolf, so springt er nach, um das vermeintliche Schwein zu fassen. In demselben Moment, wo der Wolf nun zufassen will, muß aber auch der Jäger schießen, denn wartet er so lange, bis der Wolf seinen Irrthum gewahr wird, so reißt er aus und wird dann gewöhnlich fehl geschossen. Kommt eine ganze Rotte Wölfe hinter dem Schlitten her, so ist es noch wichtiger, den Schuß im richtigen Augenblick anzubringen, weil es dann möglich und auch schon öfter vorgekommen ist, daß mehrere getroffen werden und todt auf dem Platze bleiben.

Das Fangen der Wölfe im Tellereisen ist bei Weitem nicht so schwierig wie das Fangen der Füchse in demselben. Wer also mit diesem vertraut ist, der kann auch Wölfe fangen, weil diese das Eisen viel weniger scheuen als die Füchse. Während ein geprellter Fuchs fast nie wieder auf ein Eisen, wenigstens nicht auf demselben Platze geht, thut dies der Wolf fast jedesmal, wie nachfolgender Fall beweist, welcher mir selbst im Winter von 1865 auf 1866 in der Nähe der Stadt Kassimoff vorgekommen ist. Auf einem Luderplatz hatte sich ein Wolf mit dem rechten Vorderlaufe gefangen und war mit dem Eisen wohl über eine halbe Stunde weit in einen kleinen Wald gegangen, wo ich das Eisen mit dem abgerissenen Fuße fand. Ob der Wolf nun denselben entweder selbst abgebissen oder das Eisen ihn durch das fortwährende Reiben abgeschnitten hatte, vermag ich nicht zu behaupten. Etwa vier Wochen später fing sich derselbe Wolf mit dem andern noch unverletzten (linken) Vorderlaufe auf demselben Luderplatze und in demselben Eisen zum zweiten Male. Diesmal war er aber mit dem Eisen nicht weit gekommen, sondern in einem Graben liegen geblieben.

Die Tellereisen, in welchen man Wölfe fangen will, müssen etwas stärker als diejenigen sein, in welchen man Füchse fängt, auch muß an denselben eine Kette mit einem Anker befestigt werden, welcher sich im Gesträuch oder an anderen Gegenständen leicht einhakt und den gefangenen Wolf festhält. Zum Fangplatz ist wo möglich eine Anhöhe zu wählen, wo sich erfahrungsmäßig die Wölfe leichter fangen als in einer Vertiefung; jedenfalls wohl deshalb, weil sie sich auf einer Anhöhe sicherer fühlen als in einer Vertiefung. Zum Ankirren nimmt man zuerst ein eingegangenes Pferd oder eine Kuh und, wenn das Eisen gelegt worden ist, auch wohl einen frisch geschossenen Hasen, ein Stück Schaffleisch oder eine Katze als Fangbrocken. Außerdem ist es gut, wenn man noch mit einem Hasengescheide von verschiedenen Seiten her eine Schleppe nach dem Fangplatze macht. Je kälter die Witterung ist und je mehr Schnee liegt, um so früher fängt sich auch ein Wolf. Vom humanen Standpunkt aus betrachtet läßt sich übrigens dies Fangen nicht rechtfertigen, indem es eine große Thierquälerei ist. Ein im Eisen gefangener Wolf bietet einen schrecklichen Anblick dar, denn um sich aus demselben zu befreien, beißt er mit einer solchen Wuth in dasselbe, daß auch nicht ein einziger Zahn ganz bleibt. Wer einen so gefangenen Wolf gesehen hat, muß ein sehr hartes Herz haben, wenn er diese Fangart fortsetzt.

Das Fangen in Wolfsgärten und Wolfsgruben kommt in Rußland nur selten zur Anwendung; solche Anlagen sind viel zu complicirt und kostspielig; deshalb findet man dieselben auch nur an sehr wenigen Orten. Ein Hauptgrund, daß in Rußland selbst diese Fangart so wenig betrieben wird, mag wohl der sein, daß für ein erlegtes größeres Raubthier — Bär, Wolf, Luchs und Vielfraß — jetzt keine Prämie mehr gezahlt wird, während dies in anderen europäischen Ländern, wo solche noch vorkommen, geschieht. Der Jäger, welcher einen Wolf oder dergleichen Raubthier erlegt, hat also in Rußland weiter keinen Gewinn als das Vergnügen und den Balg, und dieser kostet von einem Wolf im Innern von Rußland durchschnittlich nicht mehr als etwa 3 bis 4 Rubel; was der großen Mühe gegenüber, mit welcher das Fangen eines Wolfes verknüpft ist, nur als ein sehr geringer Lohn angesehen werden kann. Mit dem Fangen Isegrims befassen sich überhaupt auch nur die Bauern und nur höchst selten die Jäger.

Der Fang in Wolfsgarnen ist nur in denjenigen Gegenden im Gebrauch, wo der Ackerboden den größten Theil der Grundfläche einnimmt und zur Holzzucht nur solche Flächen benutzt werden, welche entweder von den bewohnten Orten zu weit entfernt sind oder sich sonst nicht zur Ackercultur eignen. Diese Feldhölzer sind nun gewöhnlich mit den verschiedensten Laubhölzern — Eichen, Birken, Espen, Saalweiden, Traubenkirschen, Vogelbeeren, Faulbaum und dergleichen kleineren Sträuchern — so dicht bestanden, daß man in denselben nicht schießen kann. Wenn nun im Winter in einem solchen Gehölz Wölfe eingekreist worden sind, so ziehen die Bauern auf der einen Seite und den Flügeln Netze, während von der andern Seite die Wölfe gegen die Netze getrieben werden. Zum Treiben werden wo möglich so viel Menschen genommen, daß ziemlich Mann an Mann steht, damit die Wölfe nicht rückwärts durchbrechen können. Innerhalb der Garne stellen sich dann in einer Entfernung von etwa 150 Schritt je zwei Mann mit Flinten und Knitteln bewaffnet hinter den Schirmen auf, um, sobald die Thiere in die Nähe der Garne kommen, nach denselben zu schießen, oder durch Geschrei in die Garne zu treiben, wo dieselben dann todtgeschlagen werden.

Das Hetzen der Wölfe mit Windhunden ist nur in den Steppen des südlichen Rußlands gebräuchlich und auch nur dort ausführbar. Da die Windhunde einen alten Wolf zwar einholen, aber nicht festhalten können, so kann eine solche Hetzjagd auch nur von einer größern Gesellschaft von Jagdliebhabern ausgeführt werden, welche zugleich sehr gute Reiter sein müssen. Wenn sich eine solche Jagdgesellschaft gebildet hat, so wird vorher die Gegend, in welcher die Jagd stattfinden soll, sowie der Tag und die Stunde des Anfangs

genau bestimmt und den einzelnen Abtheilungen, in welche sich die Jagdgesellschaft gruppirt hat, die Punkte bezeichnet, von denen aus sie die Jagd beginnen und sich nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte bewegen sollen. Die Fläche, welche auf diese Weise zur Jagd bestimmt wird, hat oft einen beträchtlichen Umfang von mehreren Meilen. Haben sich nun an dem festgesetzten Tage die einzelnen Abtheilungen mit ihren Jagd- und Windhunden auf den Sammelplätzen eingefunden, so wird um die festgesetzte Stunde, nachdem ein jeder Theilnehmer seinen angewiesenen Platz eingenommen hat, durch ein Hornsignal das Zeichen zum Aufbruch und Loskoppeln der Jagdhunde gegeben. Sofort beginnt dann das Absuchen der Felder nach dem bestimmten Mittelpunkte zu. Wird ein Wolf aufgejagt, so muß der nächste Reiter, welcher dies bemerkt, seine Windhunde loslassen und denselben so schnell als möglich folgen, damit er den Wolf stets im Auge behält. Ist das Terrain uneben, so daß dies die nächsten Reiter nicht haben sehen können, so muß er ihnen das Auffinden des Wolfes durch ein Hornsignal kund thun. Die Hauptsache ist nun, daß jeder Reiter bestrebt sein muß, den Wolf nach dem Mittelpunkte des Kreises zu treiben und daß innerhalb desselben stets nur ein Jäger den Wolf verfolgt, damit keine Lücke entsteht. Gelingt dies, so wird der Wolf auch fast jedes Mal gefangen. Denn sobald der Kreis enger wird, ist es dem Wolfe fast unmöglich zu entwischen; wohin er sich auch wenden mag, immer kommt er wieder vor Reiter und Hunde, welche ihn stets wieder zurück und seinen Verfolgern entgegen treiben, bis er entweder von den Windhunden gefangen oder ihm von einem der Reiter der Garaus gemacht wird, indem ihm dieser mit seiner Knute einen Hieb über die Nase versetzt. Die bei einer solchen Hetzjagd mitgenommenen Reservepferde und -Hunde müssen der Jagd in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde folgen. Einmal deshalb, damit, wenn ein Wolf zurückgehen sollte, die Hunde ihm sogleich entgegen gehetzt werden können, um ihn wieder zurück zu treiben; dann aber auch deshalb, damit die ihn verfolgenden Jäger Gelegenheit haben, ihre Pferde zu wechseln, indem namentlich für diese eine solche Jagd sehr anstrengend ist und dabei gar manches Pferd verloren geht.

Interessant ist die Art und Weise wie die Nordländer den Wolf jagen, denen derselbe an den Renthierherden während des Sommers vielen Schaden zufügt, wo ihm wegen der großen Moorflächen (Tundras) kein Abbruch gethan werden kann. Zu Anfang des Winters, wenn der Schnee so hoch und locker fällt, daß der Wolf sich nur mit Mühe durcharbeiten kann, dann zieht sich derselbe in die Nähe der Renthierherden, wo er gebahnte Wege und auch Nahrung findet. Diesen Umstand benutzen die Hirten, um für die im Sommer erlittenen Verluste an ihm Rache zu nehmen. Sie ziehen daher des Nachts beim Scheine des Nordlichts oder des Mondes mit ihren leichten Schneeschuhen unter den Füßen und mit einer Lanze bewaffnet auf die Jagd aus, um den Wolf, welcher ihnen jetzt nicht mehr entfliehen kann, einzuholen und mit ihrer langen Waffe zu erstechen.

Die Vergiftung durch Strychnin, welche in neuerer Zeit vielfach in Anwendung kommt, geschieht am besten in der Weise, daß man dieses Gift entweder ins Fleisch von einem frischgeschlachteten Thiere, oder aber, was am besten ist, in todte unabgezogene Schaflämmer, Hasen &c., überhaupt in kleine Thiere bringt, welchen die Haut halb abgezogen und dann das Strychnin eingebracht wird, worauf man die Haut wieder darüber zieht. Die auf diese Weise präparirten Thiere werden dann den Wölfen zum Fressen hingelegt. Da nun aber das Strychnin als Pflanzengift leicht seine Wirkung durch Oxydation verliert, wenn es sich längere Zeit im Fleische befindet, so muß man das Fleisch erst dann präpariren und auslegen, wenn die Wölfe schon vorher an einem Orte angekirrt worden sind, den sie nun regelmäßig jede Nacht besuchen. Ist des Abends das mit Strychnin vergiftete Fleisch ausgelegt worden, dann muß man am andern Morgen in aller Frühe nachsehen, ob Wölfe dagewesen sind und die vergifteten Brocken aufgenommen haben, damit, wenn dies der Fall ist, die todten Wölfe aufgesucht werden können. Um das Aufsuchen zu erleichtern, ist es gut, die Vergiftung an einem solchen Tage vorzunehmen, an welchem etwas frischer Schnee gefallen ist, damit man die Spur der Wölfe verfolgen kann, wenn das Gift nicht augenblicklich gewirkt hat, was sehr oft vorkommt. Da aber mit Gift umzugehen sehr gefährlich ist, so ist zu diesem Mittel nicht gut zu rathen, denn wenn durch Unvorsichtigkeit ein Unglück passirt, so läßt sich dasselbe durch nichts in der Welt wieder gut machen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

**Das Anwachsen der britischen Handelsmarine.**

Ueber dasselbe ist dem Parlament ein Blaubuch vorgelegt worden, welches die nachfolgenden Ziffern giebt. Dasselbe übersieht, daß Deutschlands Handelsmarine die dritte und nahe daran ist, die zweite zu werden, indem sie im Zug ist, jene der Nordamerikaner zu überholen. Das Blaubuch giebt nur Ziffern der preußischen Rhederei, und vergißt die bekanntlich sehr beträchtlichen der Hansestädte; auf Bremen z. B. kamen 1871 nicht weniger als 265 Seeschiffe mit 115,162 Last (= 230,324 Tonnen); auf die oldenburgische 171 Schiffe mit 52,536 Tonnen. Bei den Zahlenangaben für die Vereinigten Staaten unterscheidet anfangs das Blaubuch nicht zwischen See-, Küsten- und Flußschifffahrt; auch wollen wir bemerken, daß die transatlantische Republik die Cabotage, Küstenschifffahrt, ihrer eigenen Flagge vorbehalten hat, so daß die Fahrt zwischen Neuyork und San Francisco für Küstenschifffahrt gilt.

Im Jahre 1858 hielt die britische Handelsmarine 2,890,601 Tonnen; jene der Vereinigten Staaten, 1,956,591, war viermal stärker als jene Frankreichs, die 679,863 Tonnen hielt.

1861 zu Anfang des amerikanischen Krieges hatte England 5,895,369, die Vereinigten Staaten hatten 5,482,027, Frankreich 983,996 Tons. (Auch Frankreich rechnet alle möglichen Arten von Schiffen mit, auch Leichterfahrzeuge und dergleichen, welche in Deutschland nicht mitgezählt werden, wo man nur eigentliche Seeschiffe in die Gesammtzahl bringt.)

Von da an wuchs die englische Handelsmarine colossal an bis sie 1872 einen Tonnengehalt von 7,213,829 hatte, gegen 4,381,957 der Amerikaner; und sie war siebenmal beträchtlicher als jene von Frankreich mit 1,077,611 Tonnen. In den 20 Jahren nach der Waterlooer Schlacht war der Anwachs gering; sie stieg von 2,561,276 nur bis auf 2,683,761 im Jahr 1835. Aber nach weiteren 20 Jahren, 1855, war sie schon auf 5,250,553 gestiegen, also in diesem Zeitraum um 2,566,792 Tonnen, also jährlich um 130,000 Tonnen angewachsen. In den nächstfolgenden 17 Jahren nahm sie abermals um 1,963,276

Tonnen zu, jährlich im Durchschnitt um 115,000 Tonnen (je zu 2000 Pfund).

Nach Ausbruch des amerikanischen Krieges fiel der größte Theil des oceanischen Frachtverkehrs der britischen Flagge zu, denn in den Jahren 1861 bis 1865 stieg ihr Tonnengehalt von 5,895,369 auf 7,322,601; also ein Zuwachs von 1,427,235 Tonnen in vier Jahren, oder jährlich von 350,000 Tonnen.

Während derselben vier Jahre fielen die ausschließlich für die oceanische Schifffahrt registrirten Fahrzeuge von 2,642,628 auf 1,602,583 Tonnen; hier war also eine Abnahme von mehr als eine Million Tonnen, eine jährliche Abnahme für die Vereinigten Staaten von 250,000 Tonnen.

Eine Tabelle des Blaubuches giebt Ziffern für die Jahre von 1850 bis 1872 über die Hafenbewegung, d. h. ein- und ausgelaufenen Schiffe, für Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Holland, Norwegen, Preußen und Schweden, und unterscheidet zwischen nationalen und fremden Flaggen. Im erstgenannten Jahre kommen auf die englische Flagge 65·1 Proc. gegen 34·9 fremde; 1872 aber 76·6 gegen 32·4 Proc. fremde.

In den Vereinigten Staaten war das Gegentheil der Fall. 1850 kamen auf die nationale Flagge 59·8 gegen 40·2 Proc. fremde; aber 1872 nur 34·3 nationale gegen 65·7 fremde.

In Frankreich ist die nationale Flagge von 41 auf 34·2 Proc. gefallen, während die fremde von 59 auf 65·8 stieg. In Holland fiel die erstere von 41·8 auf 25·8; die fremde stieg dort von 58·2 auf 74·2. In Norwegen, Preußen und Schweden halten nationale und fremde Flagge sich so ziemlich das Gleichgewicht.

In Großbritannien ist die gesammte Hafenbewegung, von 14,505,064 im Jahre 1850, gestiegen bis 1871 auf 42,501,025 Tonnen; in den Vereinigten Staaten von 8,709,641 auf 21,540,157; in Frankreich von 4,610,719 auf 14,597,788; in Holland von 2,236,435 auf 5,677,038; in Norwegen von 1,396,915 auf 3,231,986; in Preußen von 2,090,358 auf 8,516,574 Tonnen, oder 300 Proc., also beträchtlicher als in irgend einem andern Lande, England nicht ausgenommen; in Schweden von 1,066,886 auf 2,791,893 Tonnen. Rechnet man den gesammten Tonnengehalt dieser sieben Länder zusammen, so ergiebt sich, daß im Jahr 1850 davon 42 und 1872 43 Proc. kommen.

### Die Sterblichkeit nach Racen in Neuorleans.

Die „Deutsche Zeitung“ in Neuorleans enthält nach einer Statistik des Dr. Chitle folgende interessante Notizen über die Sterblichkeit nach Racen: „Die Sterblichkeit der Farbigen hat diejenige der weißen Bevölkerung stets bedeutend übertroffen, außer während der Gelbfieberepidemien, weil diese Krankheit hauptsächlich die Weißen erfaßt. Diese erhöhte Sterblichkeit existirte in Neuorleans und anderen Städten — in Charleston, Washington, Baltimore und Neuyork ganz sicher — vor dem Kriege. Vergleicht man die fünf Jahre der „Freiheit“ 1866 bis 1870 mit den fünf Jahren der Sklaverei 1856 bis 1860, so wird man finden, daß die Todesrate ungefähr dieselbe geblieben ist. Wenn jedoch für diese beiden Perioden ein Vergleich gezogen wird zwischen den Farbigen und Weißen, so stellt sich heraus, daß sich die Sterblichkeit unter den Farbigen sehr vergrößert hat. Z. B. während der vier Jahre 1856 bis 1860 (1858, ein Gelbfieberjahr, ist ausgeschlossen) war die farbige Todesrate ungefähr 44 und die weiße 39 per Tausend; während in den vier Jahren 1866 bis 1870 (das Gelbfieberjahr 1867 ausgeschlossen) die farbige Todesrate 43 und die weiße bloß 30 per Tausend betrug.“

Welchen Ursachen ist diese größere Sterblichkeit der Farbigen zuzuschreiben? Die amtlichen Sanitätsberichte liefern über diesen Gegenstand nur spärliche Angaben und sind darum durchaus unzuverläßig. Einige dieser Ursachen liegen jedenfalls in der größern Unwissenheit und Nachlässigkeit dieser Race und in der größern Sterblichkeit durch Blattern, cholerische Krankheiten, Schwindsucht, Todtgeburten und Kinderkrankheiten. Die Zukunft dieser Race hängt von der Frage ab, ob sie auf natürlichem Wege sich vermehrt. Die Berichte des „Board of Health“ für die Jahre 1872 und 1873 sind die einzigen, welche etwas Licht in die Sache bringen; denn sie allein enthalten die Anzahl der Todesfälle von Kindern unter zwei Jahren, nach den Racen geschieden. Nimmt man für 1872 und 1873 die Bevölkerung von 1870 als Norm, so ergiebt sich das Resultat, daß im Jahre 1872 von je 1000 Kindern unter zwei Jahren 154 weiße starben, gegen 298 farbige; und im Jahre 1873 181 weiße, gegen 335 farbige von je 1000 Kindern unter zwei Jahren. Dies zeigt klar, daß in Neuorleans die Sterblichkeit unter farbigen Kindern unter zwei Jahren im Vergleich mit den weißen enorm ist.

### Plan zur Bewässerung der Coloradowüste.

Im Sommer 1873 ließ Senator Jones von Nevada auf seine Kosten die große Coloradowüste erforschen. Es sollte ermittelt werden, ob dieselbe durch Bewässerung nutzbar zu machen sei, indem man entweder Wasser aus dem Coloradostrome oder aus dem Californischen Meerbusen in sie ableite. Es wurde ermittelt, daß der größte Theil dieser Wüste, sodann das Mojave- und das Todtenthal im Norden derselben 40 bis 100 Fuß unter dem Meeresspiegel gelegen sind. Die Wüste erstreckt sich von Untercalifornien nach Norden hin bis Inyo County im Staate Californien, in einer Länge von etwa 300 und einer Breite von 150 Miles. Sie könnte vermittelst einer Kette von Seen durchzogen oder auch auf eine andere Weise bewässert werden. Man hat sich überzeugt, daß ein großer Theil aus fruchtbarem, zum Anbau völlig geeignetem Alluvialboden besteht und daß die Sandstürme und heißen, ausdörrenden Winde, welche periodisch in den angrenzenden Ländern großen Schaden anrichten, in dieser Wüste ihren Ursprung haben, indem aus derselben eine ungeheure Säule heißer Luft emporsteigt. Die feuchten Wolken, welche während der Sommermonate vom Californischen Meerbusen herkommen und die Richtung nach Nordwesten nehmen, werden zertheilt sobald sie in jene förmlich überhitzte Region gelangen und können deshalb die trockenen, aber fruchtbaren Theile des südlichen Californiens, welche nördlich von der Wüste liegen, nicht mit Regen versehen. Die Muscheln ꝛc., welche in der Wüste gefunden werden, beweisen, daß dieselbe ursprünglich das Bett eines Meeres und späterhin eines Süßwassersees gewesen ist. An vielen Stellen erkennt man noch deutlich die Ufer sowohl des Meeres wie des Sees.

* * *

— Die centralasiatische Eisenbahn bildet jetzt eine stehende Rubrik in den Blättern und wir lesen darüber manche wunderliche Dinge und Vorschläge. Ein Project folgt dem andern und jedes derselben will besondere Vortheile und günstige Bedingungen ermittelt haben, aber alle sind darin einig, daß die Technik ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden haben werde. Ferdinand von Lesseps, der Erbauer des Suezcanales, scheint sein Project, die Sahara in einen Ocean zu verwandeln, bis auf Weiteres verlagt zu haben; er ist ganz mit der centralasiatischen Bahn beschäftigt, für welche er in St. Petersburg eine günstige Stimmung gefunden hat. Jüngst hielt er in der geographischen Gesellschaft zu Paris einen Vortrag über seinen Plan, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß er die Dinge sehr sanguinisch auffaßt. Einer seiner nahen Verwandten, Karl von Lesseps, der von ihm nach Indien geschickt worden war, ist von dort zurückgekommen; er war auch in Kaschmir. Ihm zufolge ist die bisher vorgeschlagene Route von Orenburg nach Samarkand, über den Hindukusch und im Thale des Kabulflusses nach Peschawar „unpraktikabel“. Er schlägt nun eine andere Route vor (— die wir unsererseits für mindestens eben so unpraktikabel zu halten uns erlauben —); sie soll eine mehr östliche Richtung nehmen als jene und sich an die von Moskau nach Sibirien im Bau begriffenen Linien anschließen, dem Sir Darja entlang nach Taschkend gehen, „was unter russischem Re-

gime aufblühe und jetzt 200,000 Einwohner zähle" (— was um das Doppelte übertrieben ist —). Dann soll sie am Pamir-Hochland hinlaufen, von da nach Kaschgar, Yarkend und Kaschmir geführt werden. Das sei, der Ansicht der Ingenieure zufolge, die sicherste Route, insbesondere seitdem die neue Regierung in Kaschmir entschlossen zu sein scheine, die Pfade der Civilisation zu betreten und dem Handel große Erleichterungen gewährt habe. Die Engländer hätten nicht gezögert, sich das zu Nutzen zu machen. (— Für uns sind diese letzteren Angaben neu; wenigstens haben wir in englischen Blättern darüber noch keine Silbe gefunden. —) Die vorgeschlagene Route gewinne an Sicherheit der Communication, was sie an topographischen Vortheilen einbüße. „Sie hat mehrere der höchsten Gebirgsketten zu überschreiten; den Mustag, den westlichen Kuen lün, das Karakorumgebirge und den Himalaya. Aber die Schwierigkeiten erscheinen nicht unüberwindlich, und wenn es gelingt, diese Linie fertig zu stellen, dann wird frisches Leben in Länder einströmen, die einst mächtig waren, und sie wird vielleicht der Welt eine andere Gestalt geben."

Wirklich? Der Dichter sagt:

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

— Das Generalgouvernement Turkestan, welches 1867 gegründet wurde, deckt seine Verwaltungskosten nicht. Das Budget stellte sich:

| | Einnahmen: | Ausgaben: |
|---|---|---|
| 1868 . . . | 1,204,906 Rubel | 4,392,940 Rubel. |
| 1869 . . . | 2,356,241 „ | 4,592,460 „ |
| 1870 . . . | 2,915,983 „ | 6,114,883 „ |
| 1871 . . . | 2,102,955 „ | 6,820,945 „ |
| 1872 . . . | 2,008,374 „ | 7,576,186 „ |
| | 10,588,459 Rubel | 29,497,414 Rubel. |

Demnach sind die Ausgaben dreimal höher als die Einnahmen und der Staat hat in fünf Jahren ein Deficit von etwa 19,000,000 Rubel zu decken gehabt. Bei den Einnahmen sind außerdem die von der russischen Bevölkerung erhobenen Abgaben mitgerechnet, und die Ausgaben zu gering veranschlagt, weil noch jährlich etwa eine halbe Million hinzugeschlagen werden müßte für Unterhalt des Militärs, Reiseunterstützung und dergleichen; man hat aber diese Ausgaben auf andere Ressorts vertheilt. In runder Summe betragen, der russischen „St. Petersburger Zeitung" zufolge, die Einnahmen etwa anderthalb, die Ausgaben acht Millionen.

— Keine andere Herrscherfamilie kann sich mit jener des japanischen Mikado an Alter messen; dieser Dynastie gegenüber sind alle anderen nur moderne Neulinge. Die Richtigkeit des japanischen Stammbaumes läßt sich nicht bezweifeln. Am 11. Februar 1874 wurde in Yeddo der Krönungstag Zinmu Tenno's gefeiert. Dieser Gründer der Dynastie gelangte vor 2534 Jahren auf den Thron und seine Abkömmlinge haben denselben ohne Unterbrechung bis heute innegehabt.

— Der australische Eucalyptus, welcher in Californien so vortrefflich fortkommt, wird nun auch in den Staaten Georgien und Arkansas angepflanzt.

— Das Signalamt in den Vereinigten Staaten hat vor zwei Jahren einen Physiker nach den beiden sogenannten Seehundsinseln St. Paul und St. Georg im Behringsmeere geschickt, um dort meteorologische Beobachtungen anzustellen, und im Mai 1874 ist ein anderer, L. M. Turner, nach St. Michael am Nortonsund geschickt worden. Ferner ging W. H. Dall von der Küstenaufnahme von San Francisco mit dem Kutter Yukon wieder nach Alaska, wo er schon mehrere Jahre hindurch geographische Forschungen an der Küste und auf den Inseln angestellt hat. Im laufenden Sommer will er die Region östlich vom Ilimotpasse, von Sitka bis zu Cap Vancouver am Behringsmeere genauer untersuchen.

— Am 1 Juli 1874 waren nicht weniger als neunzig Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten zahlungsunfähig, d. i. sie können die Zinsen für 335,295,668 Dollars Prioritäten (Mortgages) nicht bezahlen. Das „New York Bulletin", welches eine vollständige Liste dieser Bahnen giebt, sagt, daß ein großer Theil dieser Bonds in Deutschland untergebracht worden sei. Nun, eine gewisse Classe von Börsenleuten hat allerdings keine Mühe gespart, solche „prächtigen, sicheren Papiere, Securitäten, im vollen Sinne des Wortes" dem leichtgläubigen und procentgierigen Publicum aufzuhängen. Es ist ein erbauliches Ding — die Moral der Börsenleute.

— An Edelmetallen haben die Staaten und Territorien in der westlichen Hälfte der Vereinigten Staaten seit 1849 die colossale Ausbeute von 317,000,000 Pfund Sterling, also mehr als 6 Milliarden Mark ergeben. Davon entfielen, in runden Zahlen, auf Californien volle zwei Drittel. Dieser Staat hat vorzugsweise nur Gold geliefert; Nevada, 44 Mill. Pf. St., zumeist Silber. Utah, wo die Ausbeute erst vor einigen Jahren begann, doch schon 3,700,000; Montana 24 Mill., Idaho 11 Mill., Colorado 6, Oregon nebst dem Territorium Washington 5 Mill. Dazu kommt dann noch Britisch Columbia mit etwa 2 Mill., Arizona ist überaus reich an Edelmetallen, aber wegen Feindseligkeit der Indianer können nur sehr wenige Gruben bearbeitet werden. — Die Förderung in diesen pacifischen Gegenden hat sich mit jedem Jahre gesteigert; in 1873 um 14 Proc. gegen das Vorjahr (16 gegen 14 Millionen Pfund Sterling). Von der Gesammtausbeute sind ungefähr 220,000,000 Pf. St. nach England, Japan und China verschifft worden.

— Wir lesen, daß trotz aller Metzeleien, welche in wahrhaft barbarischer Weise unter den Büffeln auf den Prairien angerichtet worden sind und die unablässig ihren Fortgang nehmen, sich dennoch im westlichen Jowa ungemein zahlreiche Herden haben blicken lassen. Aber im Allgemeinen hat sich doch die Zahl dieser Thiere schon sehr vermindert. Ein Berichterstatter des „American Agriculturist" schreibt: Die Gegend, welche im Westen des Arkansasflusses von den Büffeln durchzogen wird, liegt weitab von allen Ansiedelungen, aber auch dort sucht man die Thiere auf. Banden roher Gesellen, die sich Jäger nennen, treiben das Vernichtungswerk systematisch, unablässig und barbarisch. Eine lange Linie, westlich von Fort Dodge, in der Richtung nach Norden, wird durch eine ununterbrochene Reihe von Büffelknochen bezeichnet. Auf der Linie haben da und dort die Vertilger ein Lager aufgeschlagen; neben demselben sieht man das ganze Jahr hindurch Häute zum Trocknen ausgespannt und große Ballen, die zur Versendung bereit liegen. Auf der Prairie ist nur selten ein Baum zu sehen, dagegen trifft man überall Büffelgerippe, an welchen noch Fleisch hängt, das zusammengeschrumpft ist. Aber beträchtliche Quantitäten Knochen werden nach St. Louis verkauft. Die Büffelvertilger bekommen für die Haut im Durchschnitt nur einen Dollar, und was sie in schnöder Weise erwerben, vergeuden sie in elendem Saus und Braus. Sie verschwenden das Geld in Sargent Station, einer Ortschaft, die fast ganz aus Branntweinschänken, Spielhäusern und Tanzlocalen besteht. Von Seiten des Congresses ist noch nichts geschehen, um eine Schonzeit für die Büffel anzuordnen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde




Band XXVI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
**Karl Andree.**

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Wanderungen in Ostindien.

## I.

Schaumburg und Rousselet in Bhopal. — Freundliche Aufnahme bei der Königin. — Schilderung der Begam Sekander, ihres ausgezeichneten Charakters und ihrer Reformen. — Die Mohammedaner. — Die Stadt und ihr Bazar. — Die Prinzessin Bourbon und die Frankis. — Feier des Moharremfestes. — Joghis als Selbstpeiniger. — Das männliche Hofballet. — Der Eiertanz.

Bhopal im centralen Ostindien ist ein unter britischem Schutze stehendes Land zwischen 22½ bis 23¾° N., von welchem der südliche Theil ein Stück des Nerbaddathales umfaßt, von wo der Boden nach Norden hin zur Windhyakette ansteigt; der größere Theil bildet ein gegen Norden hin sich allmälig senkendes Tafelland und wird von der Betwa bewässert. Dieser Schutzstaat hat einen Flächeninhalt von nur etwa 318 Geviertmeilen, zählt 760,000 Einwohner und bietet ganz eigenthümliche Verhältnisse dar. Die Bevölkerung besteht zum überwiegenden Theil aus Hindus, aber in der Hauptstadt Bhopal wird keine Pagode geduldet, während stolze Moscheen mit hohen Minarets emporragen. Beherrscht wird der Staat von einer mohammedanischen **Begam**, d. h. Königin, einer merkwürdigen Frau, die ihn trefflich verwaltet und in bester Ordnung hält, viele landesübliche Vorurtheile abgestreift hat, das Antlitz nicht mit einem Schleier verhüllt und den Europäern wohlgesinnt ist. Sie hat davon abermals einen Beweis gegeben durch die liebenswürdige Art und Weise, wie sie die unseren Lesern aus früheren Schilderungen wohlbekannten Reisenden Rousselet und Schaumburg im Jahre 1867 bei sich empfing und Monate hindurch als willkommene Gäste an ihrem Hofe behielt.

Die Reisenden hatten fast drei Wochen Zeit darauf verwandt, die merkwürdigen Ruinengruppen im Bhilsathale und insbesondere die wunderbaren Stupas oder Topes, über welche wir späterhin reden werden, zu erforschen. Fast ein halbes Jahr waren sie auf ihrer Wanderung unermüdlich mit Erforschen von Alterthümern gewesen; zuletzt brach unter ihrem Gefolge das Dschengelfieber aus, die Regenzeit nahte heran und sie hatten in der That Ruhe und Erholung nöthig.

Diese wurde ihnen in Bhopal in vollem Maße zu Theil. Sie hatten ihre Ankunft melden lassen und als sie die Landesgrenze betraten wurden sie vom Geheimsecretär der Königin, Hussein Chan, im Namen der letztern begrüßt und willkommen geheißen. Er geleitete sie sofort zum Muti Bangalow, einem für sie im Voraus eingerichteten Pavillon, der in einem Garten am Fuße des Sees liegt, an welchen ein Theil der Stadt grenzt. Diese Wohnung war völlig in europäischer Weise ausgestattet und die müden Wanderer konnten es sich sofort in derselben bequem machen.

Gleich am andern Tage hatten sie Audienz bei der Begam Sekander, welche sie in einer Hofequipage abholen ließ. Sie wurden an der Palastpforte vom Großwesir und dem Diwan (den Würdenträgern) empfangen und in den großen Saal der Rathsversammlung, den Derbar, gelei-

tet, wo die Königin sie empfing, ihnen die Hand drückte und zu beiden Seiten neben sich Platz nehmen ließ.

Die Begam war eine Frau von etwa funfzig Jahren mit ziemlich hagerm Gesicht und sehr intelligenten Augen; aus ihren Zügen sprach eine Energie, daß man einen Mann vor sich zu haben glaubte; auch trug sie enge Beinkleider, ein gesticktes Jäckchen und im Gürtel steckte ein Dolch. Ihr ganzes Behaben zeigte, daß sie sich als Herrscherin fühlte, als stolze Frau; aber diese strenge Haltung wich nach wenigen Minuten einem überaus freundlichen Benehmen und liebenswürdiger Gesprächigkeit.

Diese Begam Sekander ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, welche Indien im laufenden Jahrhundert aufzuweisen hat. Als Tochter des verstorbenen Königs (des Nawab; die Engländer schreiben immer falsch Nabob) machte sie, als sie volljährig war, ihre Rechte auf den Thron geltend, aber auch hier wieder mischten sich die Engländer wie gewöhnlich und oft mißbräuchlich in die Nachfolge ein und zogen ihren Gemahl Dschehangir vor. Als dieser aber starb erklärte sie sich zur Herrscherin im Namen ihrer minderjährigen Tochter. Den Haremvorschriften zufolge hätte sie sich auf die Frauengemächer beschränken müssen und sich dem Volke nicht mit unverhülltem Gesichte zeigen dürfen. Aber sie that es und ritt im Staatskleide in stolzer Haltung durch die Stadt. Von vornherein hielt sie die Zügel der Regierung fest in der Hand und übernahm allein alle Verantwortlichkeit, welche sonst auf den Wesiren lastet. Alle Versuche der Engländer, sich in ihre Staatsangelegenheiten einzumischen, wußte sie geschickt zu vereiteln und die Reformen, auf welche sie es längst abgesehen hatte, selbständig durchzuführen. Binnen zehn Jahren tilgte sie eine Schuldenlast von 80 Lakhs, je zu 100,000 Rupien oder 200,000 deutsche Mark, und steigerte ohne Druck die Staatseinkünfte von 12 auf 30 Lakhs. Sie ließ Landstraßen herstellen und Dämme theils ausbessern, theils neu bauen, so daß die Bewässerung auf früher trocken liegende Felder ausgedehnt werden konnte; sie brachte ihr kleines Heer in guten Stand, sorgte für eine gute Rechtspflege und führte eine Polizei ein. Unter ihren schwachen Vorgängern hatte der Feudaladel sich manche Rechte angemaßt und viele Erpressungen sich zu Schulden kommen lassen. Die Begam aber nahm sich der Bauern an und brachte auch die von den Edelleuten der Krone entfremdeten Landgüter wieder an dieselbe zurück. In jenen ersten zehn Jahren ihrer Regierung arbeitete sie täglich zehn Stunden und bethätigte ein Verwaltungstalent, das von den Engländern für „geradezu wunderbar“ erklärt worden ist. Sie besuchte immer zu Pferde alle ihre Provinzen, schlief im Zelte und pflog überall mündlichen Verkehr mit dem Volke, um dessen Anliegen kennen zu lernen.



Die Begam von Bhopal.

Mitten in diese Reformbestrebungen fiel der Ausbruch der großen Sipahimeuterei von 1857 und die Begam kam in eine äußerst schwierige Lage. Rings um ihr Land war Alles in Aufstand und man machte ihr glänzende Versprechungen um sie zu gewinnen. Sie aber stellte sich entschlossen auf Seite der Engländer und zog an der Spitze ihres kleinen Heeres denselben sofort zu Hülfe. Dafür wurde sie mit Vergrößerung ihres Gebietes belohnt und von der Königin Victoria in schmeichelhafter Weise ausgezeichnet. Im Jahre 1859 dankte ihre nun volljährig gewordene Tochter zu ihren Gunsten ab und so ist sie rechtmäßige Königin von Bhopal.

Als solche hat sie ihre Reformbestrebungen fortgesetzt. Sie verbot den Sklavenhandel, duldet nicht, daß einer ihrer Unterthanen zum Eunuchen gemacht werde, sie hat Schulen und Waisenhäuser gestiftet. So ist nun durch ihre unablässig fortgesetzten Bemühungen das kleine Bhopal zum angesehensten und wohlhabendsten unter den Königreichen Radschastans geworden.

Das mohammedanische Königreich Bhopal datirt aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Der Großmugul Aurengseb ernannte einen Mann von afghanischer Abkunft, Dost Mohammed, zum Statthalter über Malwa und die Provinzen an der Nerbadda. Nach dem Ableben jenes Kaisers erklärte sich dieser Satrap für unabhängig und unterwarf auch einen Gebietstheil, welcher bis dahin den Hindus geblieben war. Nachdem er seine Hauptstadt von Islamabad nach dem in Verfall gerathenen Bhopal verlegt hatte, ließ er hier große Festungsbauten vornehmen und nahm den Titel Nawab an, welchen seine Nachfolger beibehalten haben. Dem

kleinen Staate drohete 1799 große Gefahr durch die Maharatten, aber der Wesir Mohammed, Vetter des damals regierenden Königs, leistete tapfern Widerstand und das vom Feinde eingeschlossene Bhopal hielt trotz aller Hungersnoth eine neunmonatliche Belagerung aus. Als die Maharatten abgezogen waren, setzte der Wesir seinen Vetter ab, erklärte sich selbst zum Nawab und so ging die Regierung an die jüngere Linie über. Ihm folgte 1846 sein Sohn Nasser Mohammed, ein tüchtiger Mann, der aber schon nach zwei Jahren zufällig von seinem Neffen getödtet wurde. Nasser's einzige Tochter, die gegenwärtige Begam, war damals kaum ein paar Monate alt; man theilte die Regentschaft zwischen der Wittwe, Kudsia Begam, und einem Christen von französischer Abkunft.

Die erste Besprechung, welche die Reisenden mit der Begam Sekander hatten, dauerte mehrere Stunden. Die Königin erzählte mancherlei von ihren Vorfahren und fragte vielerlei über die Verhältnisse solcher indischen Staaten, in denen die beiden Europäer verweilt hatten. Sie bedauerte ihnen ihre Tochter, Schah Dschehan, nicht vorstellen zu können, diese werde von ihrem Gemahl, der ein Anhänger der Haremsvorschriften sei, streng abgeschlossen gehalten, was sie, die Begam, für sehr albern und unzweckmäßig finde. Aber sie ließ ihre Enkelin kommen, die Sultana Dschehan, ein reizendes Kind von acht Jahren, welches die Fremden auf europäische Weise begrüßte.

Den Fremden ist es verboten die Stadt zu betreten und selbst Europäer werden nur mit besonderer Erlaubniß des Königs zugelassen; es versteht sich von selbst, daß die beiden Reisenden als Gäste der Begam keinerlei Beschränkung unterworfen waren; wenn sie an ein Thor kamen trat die Wache jedesmal unter das Gewehr. Bhopal ist sehr unregelmäßig gebaut, die Straßen sind eng und krumm, aber doch malerisch genug mit ihren Verandahs mit Schnitzwerk und wegen der zahlreichen mit Fensteröffnungen versehenen Thürmchen. Jeder Stadttheil hat seine eigene Moschee; die Kathedrale, die Dschamma Mesched, erhebt sich in der Mitte der Stadt; neben derselben ist der Bazar mit den vielen Buden der Goldarbeiter, der Zeugverkäufer, Pastetenbäcker, Waffenschmiede rc.; an Kaffeehäusern ist selbstverständlich kein Mangel. Von früh bis spät drängt sich eine bunte, lärmende Menge durch die Gassen. Da sieht man den halbnackten Ghond, dem ein Beil auf dem Rücken hängt, neben dem ernst einherschreitenden Mulwi mit langem weißen Barte, der als frommer Mohammedaner seinen Rock sorgfältig in Falten schlägt; man betrachtet sich den von Fett glänzenden Brahminen, den geschwätzigen Banianen, den Soldaten mit Eisenfressermiene und hoch aufgestrichenem Schnauzbart; hübsche junge Leute aus Persien und Afghanistan, Beludschen mit fast backsteinrother Hautfarbe, denen das Haar in langen Zotteln um den Kopf und auf die Schultern herabhängt. Den eigentlichen Bhopalesen erkennt man sofort heraus an seinem stattlichen Aussehen, den fein geschnittenen Gesichtszügen und dem seidenartigen Barte; seine Tracht ist reich und malerisch; Kappe oder Turban hat er auf die eine Seite gerückt, die gelben Schuhe sind mit Flittern besetzt, den Säbel hat er mit Kattun umwickelt. Sein Haar parfümirt er mit Rosenöl und Sandelholz.

Die Stadt wird von der Fattigarh-Citadelle beherrscht.

Rousselet war nicht wenig erstaunt, als ein Diener einen „Padri Sahib", d. h. Herrn Priester, bei ihm anmeldete, dann ein noch junger Mann in der Tracht eines katholischen Geistlichen bei ihm eintrat und ihn in französischer Sprache anredete. Er wohne, sagte er, in Bhopal als Caplan der Madame Elisabeth de Bourbon, einer christlichen Prinzessin, welche im Lande den höchsten Rang nach der Königin einnehme. Diese lasse ihren Landsmann ersuchen, am nächsten Tage bei ihr vorzusprechen.


Prinzessin Elisabeth de Bourbon.

Diese Prinzessin wird für gewöhnlich als Dulan Serkar bezeichnet, d. h. als Königin der Bräute, den sie vor einem halben Jahrhundert mit Recht getragen haben mag; jetzt zählte sie zweiundsiebenzig Frühlinge; ihr wahrer Name ist Burbun Serbar, Prinzessin Bourbon. Sie war sehr reich, besaß ausgedehnte Güter und nahm allerdings unter den Kronvasallen den höchsten Rang ein. Rousselet war über ihr ganz europäisches etwas angebräuntes Gesicht höchlich erstaunt. Sie erzählte ihm ausführlich die Geschichte ihrer Vorfahren, und wie um 1557 oder 1559 zur Zeit Akber des Großen ein Franzose, Jean de Bourbon, an den Hof zu Delhi gekommen sei; er habe einer edeln Familie angehört, sei von türkischen Seeräubern als Sklav nach Aegypten gebracht worden, etwa um das Jahr 1541, als er funfzehn Jahre alt war. In einem Kriege gegen die Abyssinier wurde er gefangen, aber als Christ gut behandelt und es ward ihm möglich zu Schiffe nach Indien zu gelangen und in Broatsch zu landen. Von dort begab er sich zum Großmogul Akber den Großen, wurde General der Artillerie und starb hochgeehrt zu Agra. Er hinterließ zwei Söhne; seine Frau war eine Georgierin am kaiserlichen Hofe; mit dieser hatte er zwei Söhne, die gleichfalls zu hohen Ehrenstellen gelangten. Die Familie erlebte manche Wechselfälle; 1816 wurde Balthasar von Bourbon, genannt Schafahad Messiah, erster Minister in Bhopal und zwei Jahre später nach dem Tode des Königs Regent des Staates, als solcher unterhielt er

das beste Einvernehmen mit den Engländern; er starb 1830 und Elisabeth de Bourbon ist seine Wittwe *).

Die Mohammedaner in Bhopal, obwohl Sunniten, feiern das Moharremfest ebenso lärmend als ob sie Schiiten wären, deren Ketzerei ihnen doch ein Abscheu ist. Auf den Anhöhen neben der Stadt und an dem Glacis der Festung waren viele Hunderte von Buden aufgeschagen und insbesondere gegen Abend ging es dort ungemein lebhaft zu. Die weit überwiegende Mehrzahl der Leute waren Hindus; diejenigen welche vom platten Lande hereinkamen, trugen Kleider von dickem Baumwollenzeug. Fast alle Mohammedaner gehören den wohlhabenden Classen an, sind stattlich gekleidet, prunken mit ihren schönen Waffen und stolziren hochmüthig durch die übrige Menge. Ihre Frauen lassen sich im Gewühl nicht blicken, wohl aber hatten sich an bestimmten Plätzen viele aufgeputzte Bajaderen eingefunden, nebst



Fakir-Joghis.

Musikanten und Männern, welche sehr lange Rapiere trugen. Auch an jungen Männern, welche allerlei Possen zum Besten gaben, fehlte es nicht.

Einen Gegensatz zu diesem heitern Treiben bildete eine Gruppe von Joghis, widerwärtig ekelhafter religiöser Bettler. Diese Selbstpeiniger, die bis auf den Lendenschurz (den Languti) völlig unbekleidet waren, liefen und sprangen schreiend umher und führten einen man möchte sagen Todtentanz auf. Sie zuckten an allen Gliedern, machten Verdrehungen mit denselben und fuchtelten mit scharfen Messern und zugespitzten Haken in der Luft herum. Der eine versetzte sich

*) Wir haben über diese Bourbons und die aus etwa 200 Familien bestehende Gruppe der Frankis ausführlich gesprochen, „Globus" XXV, S. 72, und bemerkt, daß sie nur einige wenige, obendrein entstellte Wörter aus der französischen Sprache haben. Auch von französischem Blute können sie nur wenig in ihren Adern haben, da seit 300 Jahren ihre Frauen alle von asiatischem, wenn auch von sogenanntem kaukasischen Blute sind. Nun zeigt das Portrait der Prinzessin Elisabeth wirklich Einiges von den bekannten bourbonischen Zügen, und wenn das Bild genau ist, was wir unsererseits nicht beurtheilen können, so läge ein in der That bemerkenswerther Atavismus vor.



Die Kathacks.

in wilder Wuth Stiche und Schnitte in das Fleisch zu beiden Seiten der Brust, am Arm und an den Schenkeln und sie ließen erst nach als die Gaffer Münzen genug in das dargehaltene Becken geworfen hatten. Diese von Blut triefenden Bettelfanatiker, die sich aber doch nicht gratis zerfleischen, waren scheußlich anzusehen, und man begreift nicht wie es möglich ist, daß sie sich so viele Wunden beibringen und so viel Blut verlieren können, ohne zu erliegen. Uebrigens äußerte der Wesir Hussein Chan, daß die scharfen Werkzeuge besonders zugerichtet seien und daß die Joghis recht wohl wissen, an welchen Stellen sie sich zerfleischen dürfen ohne eine Schlagader zu verletzen.

Am Ende einer langen Budenreihe hatte eine Karawane der Beludschen ihre kleinen baumwollenen Zelte aufgeschlagen, neben denen die bezottelten Kameele ruhig auf- und abgingen. Diese Leute brachten getrocknete Früchte zu Markt, Aprikosen, Feigen und getrocknete Apfelschnitten, die auf lange Stränge gezogen waren.

Der Moharrem wird am fünften Tage geschlossen und nun standen die Buden und Schuppen am Ufer des Sees.



Der Eiertanz.

Alle, welche kamen, brachten einen Tabut oder Tadsia mit, d. h. einen kleinen, aus Papier verfertigten und mit Flittern verzierten Tempel, welcher das Grab der zu Kerbela in Mesopotamien begrabenen Märtyrer Hussein und Hossein vorstellt. Am Abend findet mit diesen Tabuts eine große Procession statt; manche Tadsias sind colossal, bis zu zwanzig Fuß hoch und werden von Elephanten getragen. Die zahlreich versammelte Menge begrüßt die Procession mit Schwenken von Weihrauchfässern, Fahnen und Lanzen und schreit in einem fort: „Dihn, dihn (Religion), Hussein, Hossein, Ali! Ha, Dulah!“ Dazwischen hinein knallen Kanonenschläge und fallen Flintenschüsse; Hunderte von Fackeln verbreiten röthliches Licht über diese phantastische Scene. Sobald die Procession beim See anlangt, werden Tadsias und Fackeln in den See geworfen und Alles ist dunkel; der wilde Lärm hat plötzlich ein Ende und es herrscht tiefe Stille.

Im Juni trat der Regenmonsun mit so mächtiger Gewalt auf, daß die beiden Europäer während einiger Wochen ihr Bangalow gar nicht verließen; es war als ob eine neue Sintfluth aus den grauen Wolken auf die Erde herabgösse. Aber schon nach Verlauf der ersten Woche bedeckte sich die

bis dahin kahle, braungelbe Ebene, welche auf der einen Seite von Bhopal sich ausdehnt, mit saftigem Grün und die kahlen Baumäste zeigten üppigen Blätterschmuck. Als nach Verlauf einiger Zeit längere Zwischenräume im Regenfalle stattfanden, konnten die beiden Europäer sich wieder im Palaste einfinden, und sie waren bei ihren fast täglichen Unterhaltungen mit der Begam immer aufs Neue erstaunt über den Verstand, das richtige Urtheil und die Wißbegierde dieser wirklich ausgezeichneten Frau. Bei günstiger Witterung stieg sie zu Pferde, ließ sich von den Europäern begleiten und besuchte mit ihnen öffentliche Anstalten, welche durch sie ins Leben gerufen worden sind, namentlich die Schulen und Spitäler.

Die späten Abendstunden waren der Erheiterung in orientalischer Weise gewidmet. In Indien gilt der Tanz als etwas, das für Personen männlichen Geschlechts unanständig sei, aber in Bhopal, wo seit ein paar Menschenaltern Frauen den Thron einnahmen, hat die Begam ein aus Jünglingen zusammengesetztes Hofballet, und diese Tänzer werden als Kathacks bezeichnet. Es sind hübsche junge Leute von 18 bis 20 Jahren, sie führen dieselben Tänze auf wie die Natsches (Bajaderen) und machen ihre Künste recht gut. Es macht indessen einen komischen Eindruck, wenn man sieht wie diese kräftigen Bursche sich weibisch hin- und herwiegen, mit den an ihnen herumhängenden Schellen klappern und mit den langen Schärpen allerlei plastische Stellungen machen.

Weit anmuthiger ist der Eiertanz. Die Tänzerin ist, wie unsere Illustration zeigt, mit kurzem Jäckchen und dem Sarri bekleidet. Auf dem Kopfe ist ein aus Flechtwerk bestehendes Rad befestigt, das ganz wagerecht liegt. Um dasselbe herum hängen in gleichen Abständen von einander Fäden oder dünne Schnüre, deren jeder am Ende eine laufende Schlinge hat; diese wird vermittelst einer Glasperle offen gehalten. Die Tänzerin hält den Zuschauern einen mit Eiern gefüllten Korb vor, damit sie sich überzeugen können, daß kein Betrug mit unterlaufe.

Die eintönige Musik beginnt und die Tänzerin dreht sich mit großer Schnelligkeit um sich selbst; dabei nimmt sie ein Ei aus dem Korbe, bringt dasselbe in eine der laufenden Schlingen und befestigt es in derselben, wobei sie immerfort sich dreht. Dadurch wird der Faden in horizontale Bewegung gebracht und es dauert nicht lange bis alle laufenden Schlingen mit Eiern gefüllt sind, die nun wie ein Sternenkranz rasch um den Kopf herumfliegen. Die Tänzerin schwenkt sich dann noch rascher, so schnell, daß man kaum ihre Gesichtszüge unterscheiden kann. Beim geringsten Fehltritt und bei ungleicher Geschwindigkeit des Drehens würden die Eier an einander schlagen; wie aber sollen sie aus der Schlinge wieder herausgebracht werden und wie soll die Tänzerin es anfangen, daß sie stehen bleibt? Das geht nicht; es bleibt ihr also nur übrig, die Eier während des Drehens aus der Schlinge herauszunehmen, und das ist das Allerschwierigste bei diesem Tanze. Aber sie weiß behende genug eines nach dem andern in ihre Hand zu bekommen und nachdem alle wieder im Korbe liegen, bleibt sie urplötzlich stehen und tritt nach diesem unablässigen Wirbeln, das wohl eine gute halbe Stunde gedauert hat, wohlgemuth den Zuschauern entgegen, reicht ihnen den Korb und zerschlägt ein Ei nach dem andern, um darzuthun, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen sei.

---

# Aberglaube in Ostfriesland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

Daß in einem Ländchen wie Ostfriesland, welches Jahrhunderte lang in idyllischer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt dalag, der Aberglaube reichlich wuchern mußte, liegt auf der Hand. Eine besondere Brutstätte waren die Moore, wo die Leute in der größten Isolirtheit ihr Leben verbrachten, und dies nur zwischen Arbeiten, Essen und Schlafen vertheilten. Ebenso blühte derselbe auf den streng abgeschiedenen Inseln, um so mehr, da alle Seefahrer würdige (!) Träger dieser menschlichen Verirrung sind. Der Bewohner der Geestdörfer mit seinem leichten, mehr phantasievollen Temperament ist ebenfalls ein treuer Pfleger des Aberglaubens und findet man bei ihm ein ehrliches Theil desselben. Weniger davon herrscht auf der Marsch.

Seitdem Ostfriesland mehr und mehr mit der übrigen Welt in Verbindung tritt, verschwinden allmälig seine Eigenthümlichkeiten und ein hübscher Theil Aberglaube hat sich bereits schlafen gelegt, während ein anderer Theil, Dank unseren gut eingerichteten Schulen, sich ebenfalls seinem Ende nähert.

Wenn wir im Folgenden eine Auswahl zum Theil in dem Landesdialekt geben, so glauben wir damit nichts Ueberflüssiges zu thun. Wir beginnen mit den

### 1. Hexen.

Wen't Süntje schient un't regent, dan bakken de Hexen Pannekooke, oder: dan is in de Helle Hochtied.

Wenn Jemand lange kränkelt, öffnet man das Oberbett und nimmt die Hexenwürmer (zusammengeknäuelte Federn ꝛc.) heraus, legt diese in ein Geschirr, setzt sie bei verschlossenen Thüren aufs Feuer und verbrennt sie zu Pulver. Diejenige Frau, welche während dieser Procedur an die Thür kommt und hinein will, ist die Hexe. Sie muß gezwungen werden, die Krankheit zu entzaubern.

Wenn man einer Hexe drei Kreuze vor die Thür macht, kann sie nicht aus dem Hause.

Wer ein Stück Stahl in der Tasche trägt, dem können die Hexen nichts Böses thun.

Steit de Karn neet stil,
Un 't neet schiffen, neet bottern wil,
Dan hebben de Hexen die Hand in 't Spil.

Wenn die Milch nicht buttern will, ist die Kuh behext.

Wenn die Milch nicht buttern will, hat eine Hexe die Butter aus der Milch gezogen.

Schlachtet man dann eine schwarze Henne, steckt deren Herz voll Stecknadeln und brät es in einem irdenen Topfe überm Feuer, dann muß die Hexe die Butter wieder hergeben. (Die Butterhexe ist insgemein ein altes häßliches Weib, das durch Hülfe des Teufels Anderen die Butter nehmen kann, wenn sie nur in den Milcheimer guckt, aus dem Hause etwas leihet, den Thau vom Lande streicht, unter einem Fliederbusch sich hinsetzt zu melken oder nur mit einer Ruthe

im Wasser quirlt. Mittel dagegen: Man zieht rücklings einen Strohhalm aus dem Dache über der Thür stillschweigends aus, legt denselben unter das Butterfaß und bekommt dann die Butter wieder.

## 2. Spuk.

Tüsken twalf un een sünt alle Düfels too Been.

Wen Ji 's Nachts 'n Vorloop hören of seen, dan mutt Ji up de Klocke achten. Sleit de Klocke bol (bald) naher vul, dan kumt dat Vörloop gau (bald) ut.

Dee völ in de Spegel sügt, dee kikt de Olle (Teufel) over de Schulder.

Wenn der Zimmermann Abends vor zehn Uhr Rumor in seiner Werkstätte hört, dann muß er bald einen Sarg machen; ist der Lärm später, so hat's noch Zeit.

Wen 's Nachts de Karn geit, mut d'r een starfen.

Wenn man einem heulenden Hunde zwischen den Ohren durchsieht, dann erblickt man den nächsten Leichenzug.

Jaag dat Wiltvögel (Buchfinke) weg, 't röppt so biester (beängstigend).

## 3. Todte.

Wenn einem Todten die Hände schlaff bleiben oder wenn er mit rothen Backen im Sarge liegt, folgt bald einer aus seiner Familie.

Wen mi 'n Kolle over de Hut geit, dan löpt d'r wel (Jemand) over mien Graf.

Ungewöhnlich kluge und stille Kinder leben nicht lange.

't Blood van 'n Doodslag let sük neet utkrabben of ofwasken.

Den Namen eines früh gestorbenen Kindes soll man einem später geborenen nicht wieder geben; es stirbt sonst.

Alle sieben Jahre muß ein Freimaurer sterben.

Wenn der Bienenzüchter stirbt, müssen die Bienen versetzt werden, sonst sterben sie auch.

War 'n heel wit (ganz weißes) Kalf geboren wordt, mutt bol een starfen.

Wenn zwischen dem Braunkohl ein weißes Exemplar steht, so bedeutet das einen Todten oder ein Brautpaar.

Blüht zu außergewöhnlicher Zeit eine Rose im Garten, so stirbt bald ein naher Verwandter.

Dee vör't Starfen (vor seinem Tode) dood segt wordt, dee leeft noch lang.

Wo ein Hund auf dem Wege gesessen hat, daher kommt bald eine Leiche.

## 4. Körpertheile.

Wenn dir die linke Hand juckt, erhältst du Geld; juckt dir die rechte, mußt du Geld ausgeben; juckt dir die Nase, so erfährst du bald eine Neuigkeit oder fäust in den Schmutz; jucken dir die Augen, so wirst du bald weinen müssen; jökt di de Neers, dan gift 't 'n good Botterjahr.

Wenn man das Gesicht vor dem Spiegel wegzieht, bleibt es so stehen.

Wen Jü 't vör de Ohren klingt, dan wordt d'r van Jü proot (dann wird von euch geredet, über euch geschwatzt, gepraatet). Is 't vört rechte Ohr, dan prahlen 's up Jü; is 't linke, dan berachen (lästern) 's Jü. Wen Ji Jü dan anstuns (sofort) in de Arm kniepen, dan bit sük dat Rachfatt (Lästermaul) up de Tunge.

Wenn abgeschnittene Haare weggeworfen, nicht verbrannt werden, hat der Geschorene den ganzen Tag Kopfschmerzen.

'n Spitze Nös un 'n spitze Kin,
dar sit de lebendige Düfel in.
Roth Haar und Ellernholt
Wasst up geen gooden Grund.

Weiße Flecke auf den Nägeln bedeuten Glück.

Wer mit dem linken Bein zuerst aus dem Bette kommt, ist den ganzen Tag bei übler Laune.

Wer mit dem Finger nach einem Stern zeigt, bekommt einen hölzernen Finger, oder: dem fällt er ab.

## 5. Mutter und Kind.

Wenn Kinder de Snukup hebben, dan wast hör 't Harte (Herz).

Wenn eine stillende Mutter ihre Milch ins Feuer laufen läßt, dann vergeht ihr dieselbe.

Wenn die Mutter während der Schwangerschaft ihre Haare schneidet, bekommt das Kind keins.

Wenn eine Kindbetterin zum ersten Mal die Kirche besucht, muß sie etwas Salz in ihre Schuhe streuen und darauf achten, daß sie nicht in die Spuren der anderen Leute tritt, sonst bekommt sie eine geschwollene Brust.

Kleine Kinder soll man nicht wägen, sonst gedeihen sie nicht; nicht messen, sonst wachsen sie nicht.

Man soll keine Wiege in Bewegung setzen, wenn der Säugling nicht darin liegt; er bekommt sonst keine Ruhe.

Kinder gleichen dem, dessen Namen sie tragen.

Wen d'r völ Jungs geboren worden, dan gifft 't bol Krieg.

Wenn kleine Kinder mit Feuer spielen, dann machen sie das Bett naß.

Wer seine Eltern schlägt, deß Hand wächst aus dem Grabe. Oder: dem fällt die Hand ab.

## 6. Thiere.

Will man einen Hund an sich gewöhnen, so giebt man ihm ein Stück Brot, welches man in der Achselhöhle getragen, so daß es den Schweiß eingesogen hat.

Wenn sich die Katze putzt bekommt man Besuch. Wi kriegen Vesiete, Mooder, de Katte maakt sük moj.

Wenn das Vieh im Frühjahr hinausgetrieben wird, soll man ein Stück Stahl unter die Schwelle der Stallthür legen, um sie vor Knochenbruch zu bewahren.

Wenn die Kühe auf dem Stalle liegen und sich den Rücken zugekehrt haben, giebt's Besuch.

Wenn die Stirnhaare einer Kuh aufwärts stehen, erhält sie ein weibliches Kalb; sind sie gekräuselt, ein männliches.

Wenn du im Frühjahr zum ersten Male einen Storch siehst, so achte darauf, ob er steht oder fliegt. Steht er, so bist du das ganze Jahr hindurch ein Faullenzer = 'n Sta in de Wege; fliegt er, so bist du flink und fleißig = 'n Flüg up.

Störche und Schwalben bringen Glück ins Haus.

Wen man dat Ackermantje (Bachstelze) ton ersten Mal süggt un het dan Geld in de Taske, dan het man dat heele Jahr Geld bi sük.

Wer die Seele (Schwimmblase) des Härings ißt, bekommt das kalte Fieber oder wird nie wieder satt.

Wenn die Libellen (Schurschotten) in Schaaren fliegen, giebt's bald Krieg.

Der weiße Schaum der Schaumcicade ist Speichel des Kuckucks.

## 7. Pflanzen.

Wen 'm de eerst Roggblöss 'm (Roggenblüthe), de 'm te sehn kriggt, upett (aufißt), den kriggt 'm heele Jahr de Kolle neet.

Wer vierblättrigen Klee in der Tasche trägt, findet etwas.

Klafer veer in de Taske of 'n Fedderstieke in de Mund, dar kan man in Besibels lopen (sich unsichtbar machen).

Wenn man das Hexenkraut (Circaea) am Wege trifft, hat man sich verirrt.

Wenn in einem Jahre das Hungerblümchen (Draba verna) häufig blüht, entsteht Mißwachs.

Die kleinen Knollen der Ficaria ranunculoides in einem Beutelchen getragen, dienen als Amulet gegen das Fieber; der von derselben Pflanze ausgepreßte Saft dient äußerlich zum Umschlag; doch müssen die Blätter am 2. Juni bei Vollmond nach Sonnenuntergang schweigend gesammelt werden.

'n Glukspule (Erbse) mit neun Erbsen trägt man im Aermel, hat man sie verloren, so findet man Etwas.

## 8. Witterungsaberglaube.

Freitagswetter — Sonntagswetter.

Avendroth, Avendroth, mörjen moj Wehr (hübsches Wetter).

'n Sohre Karstied, 'n gröne Paaske.

D'r kummt Wind: de Swiene dragen mit Strohhalms.

Wen 't Für knistert, krieg wi Wind.

Wenn der Hund Gras frißt, giebt's Regen; ebenfalls wen de Melkers mitnander van 't Melken komen; wenn die Frösche des Abends stark quaken; wenn die Turteltaube ruft; wenn das Feuer des Schmiedes plötzlich anfängt zu brennen; wenn eine schwarze Schnecke kriecht; wen de Vögel röppt Uet; wenn die Schwalben niedrig fliegen; wenn der Kuckuck ruft; ven een de Kneebucht bit.

Wenn die Kinder im Hause stark lärmen, giebt es bald böses Wetter.

Beim Gewitter lege ein tüchtiges Torffeuer an, damit der Rauch aufsteige; das ist gut.

Du mußt das Spinnengewebe nicht aus der Scheune wegfegen oder wegnehmen, sonst schlägt der Blitz ein.

Gutes Wetter kommt: wenn die Katzen niesen; wenn die Hühner früh zur Ruhe gehen; wenn die Störche hoch fliegen; ven de Kreye up 't Hus sitt too jappen; wenn die Mücken bei Sonnenuntergang schwärmen.

Up Paaske Mörgen hüppelt de Sünn.

Das Fieber bleibt weg, wenn du an die Thür schreibst: N. N. is neet in Hus.

(Das Fieber, eine hier sehr häufig auftretende Krankheit, ist so recht das Schoßkind des Aberglaubens geworden. Es giebt mehr Mittel dagegen als Tage im Jahre.)

Wer Warzen hat, macht drei Knoten in einen Faden und legt diesen unter die Thürschwelle. Ist der Faden verfault, sind die Warzen weg. Oder:

Man wirft einen Faden voller Knoten vor dem Sarg in ein Grab; ist der Faden verfault, sind die Warzen fort. Oder: Warzen verschwinden, wenn man sie mit welschen Bohnen oder mit Schnecken bestreicht.

Muttermale verschwinden, wenn man schweigend zu einer Leiche geht und deren Finger darüber streicht.

Wer eine Warze auf der Zunge hat wird nie krank.

## 9. Träume.

Es stirbt bald Jemand:

Wenn man von todten Aalen, von Leinen, von einem brennenden Hause, von ausgefallenen Haaren, von ausgefallenen Zähnen träumt, wenn eine Schwalbe in einem Hause ihr Nest unvollendet läßt.

Streit giebt's, wenn man von Aalen, Geld, vom Teufel, von einer Ratte, von beißenden Mäusen, von Wanzen, von einer beißenden Katze träumt, von einer Biene gestochen wird.

Träumt man von Schwertern, so giebt's Krieg; von vier Königen oder Generälen — Frieden, von Koth — Geld; von einem Todten — Freude; von Ungeziefer — Armuth; von Fischen — neue Nachrichten; von einer Scholle mit rothen Flecken — einen Brief aus der Fremde; von Gras — Mißwachs; von einem Wolf, der vor dem Bette sitzt — harten Frost u. s. w.

Was man zuerst in einem fremden Hause träumt, wird wahr, ebenfalls die Träume, die zur Morgenzeit erfolgt sind.

## 10. Andere Vorbedeutungen.

Wenn das zum Waschen des Mittagsgeschirrs bestimmte Wasser kocht, bekommt die Magd in sieben Jahren keinen Mann; wer zuerst die Butter anschneidet, verheirathet sich in sieben Jahren nicht oder bekommt eine Wittwe.

Treibt ein Stengel im Thee, fällt die Scheere mit der Spitze in den Boden, verschließt sich die Herdkette, sieht man die Gewichte der Wanduhr gerade in gleicher Höhe hängen, so erhält man Besuch.

Wenn zufällig drei Milchkannen neben einander stehen, so bedeutet es Gutes; treiben Bläschen auf dem Thee, die sich in der Mitte halten, so bekommt man Geld; bricht beim Nähen eines neuen Kleides dreimal die Nähnadel ab, so wird's ein Brautkleid; trägt man einen Pfennig mit einem Loch in der Tasche, so hat man Glück; dee sük bi't neien in de Finger steckt, krigt 'n Küs.

Wer seine Schuhe des Abends umgekehrt vor das Bett stellt, der bekommt kein Alpdrücken.

Wer das richtige Maß nicht giebt muß nach seinem Tode messen.

Begegnet dir am Morgen zuerst ein altes Weib, oder ein Jude, oder ein Buckliger, oder eine Herde Schweine — so hast du an dem Tage Unglück; begegnet dir zuerst ein junges Mädchen — Glück.

Vom kalten Kaffee wird man schön, vom Mairegen groß.

Wer hinter der Kaffeekanne sitzt, darf frei lügen, aber wenn du gelogen hast, dann raucht's über deinem Kopfe.

An einem Freitage muß kein Schiff auslaufen.

Dee de Schille neet van de Eier ofkriegen kan, het neet toot Bedde ut wult.

Wen 't Für knistert un de Funken springen, dan wordt 't drock.

Wenn das Licht nicht brennen will, läuft ein Weber ums Haus.

Spinnen am Morgen bringen Sorgen. Wer ohne Wissen den Strumpf verkehrt anzieht, dem können böse Menschen nichts anhaben.

Wer von Neuvermählten am ersten aus dem Bette steigt, erhält das Regiment.

Wenn de Klocke in 't Gahn steit stil,
Bol 'n Doode in 't Hus bedüden wil.

't Gift Scheel (Streit), wen 't Soltfatt umsmeten wordt, wen 't Für up de Heerd umme falt; wen Jü mit 'n Stool of mit 'n Herdkette spölen.

# Der freie Russe in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

### a. Der Dorf- und Städtebewohner.

Trotz aller in Rußland eingeführten übrigens sehr zeitgemäßen und wohlthätigen Reformen ist das ganze Volk noch in Stände, ich möchte fast sagen in Kasten getheilt. Die Hauptkasten sind: der Adel (Dworjanin), der Städter (Mjeschtschanin) und der Bauer (Krestjanin). Aus dem Bauernstande in den des Städters aufzusteigen, macht Mühe und Umstände und setzt die Federn aller Büreaus, von der des Dorfschreibers bis zu der des Civilgouverneurs, in Bewegung, und umgekehrt macht es Mühe, aus dem Stande des Städters in den Bauernstand hinabzusteigen. Aus einem dieser Stände in den Adelstand zu gelangen, ist ohne kaiserliche Gnade eine Unmöglichkeit.

Der Adel zerfällt wiederum in zwei Hauptclassen, in die Classe des persönlichen und die des erblichen. Männer aus den beiden untersten Volksclassen, welche sich durch eigenes Verdienst im Civil oder Militair emporgeschwungen, es bis zum Range eines Unterlieutenants gebracht haben, dem im Civildienste der „Collegienregistrator“ entspricht, haben den persönlichen Adel erlangt. Er geht auf ihre Kinder nicht über, obgleich sie während des Lebens ihres Vaters den „privilegirten Ständen“ angehören, zu denen außerdem noch der „Ehrenbürger“ (Poczotny grafschdanin, der wiederum persönlich oder erblich sein und diesen Titel nur vom Kaiser erhalten kann) und der geistliche Stand gehört.

Bis jetzt bildete auch der Soldatenstand noch eine besondere Kaste, da jeder ausgediente Soldat abgabenfrei war, sich wo es ihm gefiel niederlassen konnte und vor dem Militairgerichte sein Recht suchen mußte. Nach Einführung der allgemeinen Militairpflicht wird nun wohl diese anormale Lage des alten Soldaten aufhören und er wird, nachdem er die Jacke mit dem rothen Kragen abgelegt haben wird, auch wohl mit den anderen Sterblichen gleiche Rechte und Pflichten haben.

Dieselbe Kasteneintheilung finden wir natürlich in Sibirien. Auch hier giebt es einen Bauernstand, der es ist nicht wegen seiner Beschäftigung, sondern wegen seiner Geburt, einen Städterstand und neben oder vielmehr über beiden den Adel, welcher hier fast ausschließlich durch das Beamtenthum vertreten ist. Nur einige wenige Edelleute sind in Sibirien, welche, nicht im Dienste der Regierung, frei und unabhängig leben, aber nicht die geringste politische Bedeutung haben. Es sind dieses nämlich solche Deportirte, welche einst durch Urtheil ihres Privilegiums verlustig gegangen sind, später aber, vom Kaiser begnadigt, ihre Geburts- und Standesrechte zurückerhalten haben. Diese wenigen Adeligen stammen theils von deportirten Polen, theils auch von Russen, besonders von den Decembristen, d. h. von denen, welche an der Verschwörung der Generale Pestel, Murawiew und Bestuschew (die im Jahre 1825 gehängt worden) wider Nikolaus I. Theil genommen haben und die es vorziehen, in Sibirien zu bleiben, statt nach Rußland zurückzukehren. Größern Grundbesitz haben sie nicht; ihr Einfluß ist selbst in moralischer Beziehung gleich Null, da sich keiner von denen, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, durch moralische und geistige Eigenschaften ausgezeichnet, trotzdem mancher sogar den oder die „heilige Anna“ am Halse trägt.

Die Militairkaste lebt, als „Kasaken“, in verschiedenen Dörfern, Stanizen, unvermischt mit anderen Sterblichen. Alle sibirischen Kasaken sind „Bestrafte“, d. h. Menschen, welche während ihres Dienstes in der Armee etwas verbrochen haben und durch Urtheil und Recht in die sibirische Kasakenabtheilung gesteckt wurden. Diese Kaste dürfte nun wohl aufgelöst werden, da sie, besonders für Sibirien, jede Bedeutung verloren hat.

Die unglückliche Kaste der „Malolotki“, der Minderjährigen, welche man auch in der Gegend von Barnaul, Kuschnjeck, Kolywan, Kainsk und anderen „Sawodski narod“, Fabrikvolk, nennen hört, existirt nur in der Erinnerung, obgleich noch viele am Leben sind, welche die Rechte und Pflichten der Minderjährigen hatten, d. h. in Dörfern lebten, die häufig bis hundert Werst von der Staatsfabrik, welche mit Sträflingen betrieben wurde, entfernt waren, und sich zur Arbeit auf eigene Kosten stellen mußten, sobald augenblicklicher Arbeitermangel in der Fabrik eingetreten war. Eine Vergütung für diese Arbeit erhielten sie nicht. Jetzt giebt es keine Minderjährige in der frühern Bedeutung und die Dörfer, in welchen sie einst angesiedelt waren, haben in Folge der früheren Verhältnisse eine in Rußland und Sibirien sonst unbekannte sociale Einrichtung: das Individuum ist Grundeigenthümer.

Eigentliche politische Rechte hat der freie Bewohner Sibiriens, er sei Dorf- oder Städtebewohner, nicht. Seine Pflicht ist: „Abgaben zahlen und den Vorgesetzten zu gehorchen.“

Man könnte mir einwenden, daß die Gemeindeverwaltung, die „Wolostj“ oder „Wolostnoje prawlenie“, welche die von den Bewohnern vieler Dörfer gemeinschaftlich gewählte Verwaltungsbehörde bildet, daß auch die Dorfverwaltung, welche in den Händen sämmtlicher Bewohner, wenn sie sich mit ihrem Aeltesten („Starschyna“) versammeln, das Bild einer geregelten Selbstverwaltung sei. Doch das ist eitel Schein. Zum Gemeindevorsteher („Golowa“), zu seinen Gehülfen wie auch zum Starschyna und seinen Gehülfen werden nur solche Männer gewählt, welche dem Assessor („Zasjedatel“), der die Polizeiverwaltung der ganzen Gemeinde in Händen hat, und dem Kreisvorsteher („Isprawnik“) genehm sind und auch solche genehme Personen habe ich auf Befehl des Zasjedatels mit Ruthen peitschen sehen, weil sie seinem Willen, der dem Interesse der Bewohner direct entgegen war, nicht nachkommen wollten.

Es ist ein Sprüchwort in Sibirien, welches in drastischer Weise die Lage des dortigen freien Bewohners charakterisirt, es heißt: „Do Boga wycoko, do Carja daleko“ (zu Gott ist's hoch, zum Zaren weit).

Der ganze Apparat des Schein-Selbstgouvernements hat die Aufgabe, das Beitreiben der Abgaben, das Stellen der Recruten zu besorgen, die nöthigen Fuhren für die Beamten, wenn sie — selbst zu ihrem Vergnügen — reisen, zu beschaffen, die Hauptstraße Sibiriens in gutem Zustande zu erhalten und Polizei zu spielen. Eine sehr traurige und keineswegs beneidenswerthe Aufgabe, nicht werth des Namens einer autonomischen Gemeindeverwaltung.

b. Die sociale Lage des Bauern.

Wir haben oben gesehen, daß nach Aufhebung der Minderjährigeneinrichtung den in den Bauernstand erhobenen Minderjährigen der Acker als persönliches Eigenthum verblieb. Besonders viele Gemeinden mit persönlichem Eigenthume giebt es im Gouvernement Tomsk, wo ich mich in einigen, wie in Potschtanka, Waruchina und anderen, umzusehen Gelegenheit hatte. Man sagt dort, „der Boden ist frei", d. h. Jeder hat sein Stück Land ein für alle Mal zugemessen, kann aber, da ungeheure Strecken des fruchtbarsten Bodens in einiger Entfernung vom Dorfe öde liegen, von diesem so viel er vermag bearbeiten und in seinem Nutzen verwenden.

Wenn nun aber auch der Boden frei ist, so fehlt doch dem Menschen das freie Dispositionsrecht; er darf den ihm gehörigen Boden nicht verkaufen und mit Schulden belasten, wozu schon deshalb die Möglichkeit fehlt, weil das russische Recht die Hypothek nicht kennt. In Folge dieses Mangels ist der Bauer in den Gegenden mit freiem Boden so zu sagen Communae adscriptus, denn er kann den Werth des Bodens nicht mit sich nehmen, wenn er in einer andern, entfernten Gegend sein Glück suchen will. Er hat nur das Recht ihn zu verpachten.

Etwas anders, jedoch durchaus nicht besser, verhalten sich die Sachen in allen den Theilen Sibiriens, in welchen der Boden unfrei ist, d. h. in denen nicht die Person oder die Familie, sondern die Gemeinde das Eigenthumsrecht an Grund und Boden hat und diesen nun nach Maßgabe der männlichen Kopfzahl einer Familie unter die Gemeindemitglieder vertheilt. Ein wahres Ideal für unsere Communisten und es wäre sehr wünschenswerth, die Mineurs dieser social-politischen Secte auf einige Jahre nach Sibirien zu senden, um sie dort an dem Glücke des gemeinschaftlichen, communistischen Landbesitzes Theil nehmen zu lassen; es wäre dieses das beste Mittel sie von ihrem Wahne zu heilen.

Nebenbei will ich hier nur bemerken, daß dieser mein letzter Satz ein Erfahrungssatz ist. Ich machte in Sibirien die Bekanntschaft mehrerer Anhänger Herzen's und Bakunin's, unter Anderen der Herren Solowjejowitsch und Jules Bensaenger, sonst sehr gescheidter Köpfe, welche in die Michajlow'sche Verschwörung verwickelt und wie er nach Sibirien deportirt wurden.

Noch in Tobolsk waren alle diese Herren starre Communisten; als sie jedoch später sahen, daß die communistische Landvertheilung jeden Fortschritt in der Wirthschaft unmöglich, daß sie den Menschen zum Sklaven mache, da sahen sie den Werth des persönlichen Grundeigenthums ein und bedauerten herzlich, sich für eine Idee geopfert zu haben, welcher nur Faullenzer und moralisch verkommene, auf die Dummheit der Massen speculirende Individuen huldigen können.

Doch nicht bloß die Socialdemokraten und Communisten reinsten Wassers huldigen dem gemeinschaftlichen Landbesitze; wir finden eine Apotheose desselben in den Werken des feudalen Barons von Haxthausen, der ihm in seinem Werke: „Die ländliche Verfassung Rußlands" das Wort redet. Aber Haxthausen und sein russischer Nachbeter G. Elisejew im Artikel: „Die Bauernfrage" *) zeigen deutlich, daß sie überhaupt kein Verständniß für eine nicht kastificirte menschliche Gesellschaft haben. Beide können sich ein Volk ohne „Bauern" in der kastenmäßigen Bedeutung des Wortes durchaus nicht denken, denn beide meinen, daß nur durch den Bauer das Land — wahrscheinlich auch des adeligen Gutsbesitzers — bearbeitet werden könne und müsse, da, nach Haxthausen, die Eintheilung in erbliche Stände, also die Kasteneintheilung, „als die natürliche Grundverfassung der Menschheit zu betrachten sei". Eine Folge der Aufhebung dieser Kastenunterschiede würde nun, nach den Ansichten des westphälischen Barons, sein, daß „beim Verschwinden der Commune der Bauer vom Städter verdrängt werden würde".

*) Gedruckt in der Zeitschrift „Otjeschestwjennyje sapiski" (Vaterländische Notizen) für 1868.

Ich habe, indem ich vorstehende Bemerkungen über die Gemeinschaft des Bodens gemacht habe, meiner Beschreibung der Verhältnisse etwas vorgegriffen; ich muß nun den Leser mit denselben näher bekannt machen, um ihm die Möglichkeit zu bieten, sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Die Gemeinde in Sibirien besteht aus 16 bis 20 Dörfern. Die Gemeinde Badaj (Malta), in welcher ich im Jahre 1868 angesiedelt war, bis ich in meine Heimath gesendet wurde, besteht beispielsweise aus den Dörfern: 1. Badaj, 2. Malta (hier ist die Gemeindeverwaltung, „Wolostj"), 3. Ustitug, 4. Tajturka, 5. Telminska fabrika, 6. Groß Jelan (das mir zum Aufenthalte angewiesen war), 7. Schylkin jelanski, 8. Kultuk, 9. Solota, 10. Kitoj, 11. Sawatejowka, 12. Bilichtuja (hauptsächlich von Tataren bewohnt), 13. Sucha, 14. Suja, 15. Polowyi stanok, 16. Podgorodzkij Schylkin (nahe bei Irkutsk, mit einem großen Kloster, in dessen Kirche die Reliquien des sibirischen Wunderthäters Innocenz aufbewahrt werden), 17. Ugolnik (auf einer Insel der Angara), 18. Mala (klein) Jelanka, 19. Ussolski Schylkin, 20. Ussola (große Salzsiederei an der Angara und auf einer Insel derselben). Außerdem ist noch das große Mühlenetablissement (groß für die dortigen Verhältnisse) Wjedwjednaja mjelniea in der Nähe von Ustitug zur Gemeinde Badaj und die von Buriaten bewohnte Gegend von Archirejek — wo die Steppenverwaltung ist — der polizeilichen Aufsicht des Zasjedatels *) der Badajer Gemeinde unterstellt.

Die Gemeinde Badaj (Malta) erstreckt sich ungefähr über einen Flächenraum von nahezu 200 □ Meilen, von welcher Fläche ungefähr die Hälfte ihr als Eigenthum überwiesen, die andere aber für den Staat eximirt ist.

Jedem Dorf ist nun wiederum eine gewisse Fläche zugetheilt, welche in einem gewissen Verhältnisse zu seiner Einwohnerzahl steht, so daß auf jede männliche Seele ungefähr 5 Dessiätinen Ackerland kommen, eine Fläche, welche, wenn sie halbwegs rationell bewirthschaftet würde, reichlich zur Ernährung von fünf erwachsenen Personen ausreichen könnte. Jedes Dorf ist umzäunt, von einer „Paskotina" umgeben, und diesen ungeheuern, oft mehr als eine Quadratmeile einschließenden Zaun hat die Dorfgemeinde, jeder Familienvater im Verhältnisse der Zahl seiner Söhne zu unterhalten. Dicht hinter dem Hause befindet sich der Gemüsegarten, welcher nicht in in obige 5 Dessiätinen eingerechnet ist. Er ist eingehegt, oft von einem hohen, aus Bohlen oder aus vier- bis sechszölligen Stangen gemachten Zaune umgeben und wird zum Anbau von Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Wasserrüben, rothen Rüben, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, auch wohl Melonen ꝛc. benutzt. Andere Gemüse und Küchengewächse kennt der Russe in Sibirien nicht, obwohl selbst die delicatesten Küchengewächse, wie ich mich aus eigener Anschauung überzeugt habe, ganz gut gedeihen.

Zwischen dem Dorfe und der „Paskotina", dem ungeheuern Zaune, befindet sich die gemeinschaftliche Hütung, auf welche jeder Bewohner eine ganz beliebige Anzahl Pferde, Kühe, Ochsen, Kälber, Schafe, Ziegen und Schweine treiben kann. Eine Beschränkung in dieser Beziehung kennt man

*) Das z wird im Russischen weich gesprochen, wie s in saß.

nicht. Ein Thor östlich und ein Thor westlich vom Dorfe in der Paskotina bilden die Ein- und Ausgänge zum Dorfe und bei jedem Thore befindet sich ein Hüter, der es öffnet und schließt, wenn es ein Reisender passirte.

Außerhalb der Paskotina befinden sich die Wiesen, oder, wenn der Boden sich nicht zu einer natürlichen Wiese eignet, der Wald. Selten nur findet man, wie dieses ausnahmsweise in Groß-Jelan, Kultak, Ussola und einigen anderen Dörfern der Gemeinden Badaj der Fall ist, den Acker dicht an der Dorfumzäunung, während sich die Wiesen an dem kleinen, die Feldmark Jelans durchschneidenden Flüßchen **Kartagon** befinden. Dagegen liegt das Ackerland der Bewohner des Dorfes Taiturka gegen 40 Werste (5⁵/₇ Meilen) vom Dorfe. Wie dieses eine besondere Wirthschaftseinrichtung bedingt, habe ich in meinem Artikel „das Heimathsland der Karagasen" berührt und werde ich weiterhin noch Gelegenheit haben, Einiges über diesen Gegenstand zu sagen, da ich durch eine Erläuterung desselben nicht die Beschreibung der communistischen Dorfeinrichtung unterbrechen will.

Das ganze dem Dorfe zugetheilte Ackerland ist in drei Theile getheilt, von denen zwei unbebaut liegen, während der dritte durch das System der Dreifelderwirthschaft exploitirt wird. Eine Düngung findet nicht statt und deshalb muß der Boden bald erschöpft werden. **Pallas**, der vor hundert Jahren Sibirien bereiste und beschrieb, berichtet, daß eine Erschöpfung des bebauten Feldstückes alle 10 bis 12 Jahre eintritt; heute bringt das Feld, wenn es 10 bis 12 Jahre geruht hat, kaum noch 3 bis 4 Ernten. Man überläßt es dann der Mutter Natur und geht an die Bearbeitung des Ackertheils, der am längsten öde gelegen.

Es versteht sich nun wohl von selbst, daß sich der Einzelne mit der Art der Benutzung seines Landes nach den anderen Bewohnern des Dorfes richten muß, da er sonst riskirt, daß ihm seine Saat und Ernte vernichtet werden. Deshalb finden wir auch auf den sibirischen Feldern nur Roggen bei Roggen, Weizen bei Weizen u. s. w. An den Anbau anderer als Halmfrüchte und einer geringen Quantität Erbsen, Buchweizen und Hirse darf nicht gedacht werden.

Der Acker wird jeder Familie auf 10 bis 15 Jahre zugetheilt, d. h. auf die Zeit, welche gewöhnlich von einer allgemeinen Volkszählung bis zur nächstfolgenden verstreicht. Für jeden am Tage der Volkszählung („**Rewiska**") lebenden Sohn erhält der Vater einen Antheil Landes und behält denselben, selbst wenn der Sohn gleich am folgenden Tage sterben würde. Der arme Vater hat jedoch in diesem Falle alle Abgaben und Leistungen für diesen Sohn bis zur nächsten Volkszählung zu entrichten und diese sind gar nicht unbeträchtlich. Beispielsweise hatte der Wirth, in dessen Hause in Groß-Jelan ich wohnte, für seinen vor 14 Jahren verstorbenen Vater 12 Rubel jährlicher Staatsabgaben, eine eben so große Summe Communalabgaben zu zahlen, gegen 14 Tage Wegebauten zu leisten und außerdem der Reihe nach mit den anderen Dorfbewohnern entsprechend der im Volkszählungsbuche eingetragenen Zahl männlicher Seelen noch Gemeindefuhrwerke zu stellen, wenn der Isprawnik oder der Gouverneur durch die Gemeinde Badaj reiste, ja selbst wenn der Gemeinde- oder Dorfvorstand eine Amtsreise zu machen hat.

Die Vertheilung der Wiesen findet zwar auch auf Grund der Volkszählungslisten statt, wird jedoch in etwas anderer Weise gehandhabt. Man vertheilt sie nämlich alljährlich und legt bei dieser Gelegenheit nur die Zahl der männlichen Seelen zu Grunde, welche am Tage der Theilung leben. Hieraus ist leicht zu sehen, daß derjenige bedeutend verkürzt wird, der das Unglück hatte, einen Sohn am Tage vor der Vertheilung der Wiesen zu verlieren. Da die Wiesen immer doch einen ziemlich sichern Nutzen ohne große Arbeit bringen, so geht dieser dem armen Communisten verloren, während er die Lasten für den verstorbenen Sohn zu tragen hat.

An eine ständige Melioration von Acker und Wiese denkt der Russe in Sibirien (wie auch im europäischen Rußland) nicht. Er würde ja seine Arbeit und sein Capital für Andere in den Boden stecken, und hierzu dürfte doch wohl schwerlich je ein Mensch gezwungen werden können, da jeder gern für sich arbeitet und es so sehr in der Natur des Menschen begründet ist, mit der möglichst geringsten Mühe den möglichst größten Nutzen zu erlangen.

Dieses ist in gedrängter Kürze die von Haxthausen so sehr gepriesene Gemeindeverfassung, welche ich von den schon zur Besinnung kommenden Landleuten Sibiriens sehr oft habe verdammen, ich will nicht sagen verfluchen hören. Sie wirkt nicht nur entnervend auf den Menschen, da sie ihn abhält, seinem Eigenthume alle geistigen und physischen Kräfte zu widmen, sondern auch demoralisirend, da bei der Vertheilung des Landes und der Wiesen Bestechlichkeit an der Tagesordnung ist und der Reichere sich stets bessere, auch wohl größere Parcellen zu verschaffen weiß als der Arme.

Es ist wahr, daß es möglich ist, sich in Sibirien auch ein Stück Land zu verschaffen, für das man weder gegenüber dem Staate noch auch der Gemeinde Verpflichtungen hat, aber ein solches Stück Land kostet viel Geld, oder, was dasselbe ist, viel Arbeit.

Die Sache verhält sich folgendermaßen.

Gesetzt, ich will mir ein Stück Land verschaffen, das zur Kategorie des eben bezeichneten lastenfreien gehört, so habe ich ganz einfach in den nicht der Gemeinde zugetheilten Wald zu gehen und so viel ich eben Land haben will, auszuroden, was, beiläufig gesagt, zur Zeit meines Aufenthaltes in Sibirien in der Gegend von Irkutsk einen Kostenaufwand von 15 Rubel pro Dessiätine verursachte. Wer einen Begriff von dergleichen Arbeit hat, wird wohl einsehen, daß das Ausroden einer Dessiätine (nahezu 5 Magdeburger Morgen) für den obigen Preis durchaus nicht ein Reinigen des Bodens von Wurzelstöcken und aller Art Sträuchern sein kann; diese bleiben vielmehr fast unberührt im Boden, da nur das Oberholz vernichtet wird. Die Bäume werden nämlich einfach **geringelt**, d. h. sie werden in halber Mannshöhe vom Boden ringsum von der Rinde befreit, in Folge dessen sie natürlich absterben. Diese Arbeit wird im Herbste und Winter ausgeführt. Im nächsten Sommer trocknen die Bäume vollkommen und werden nun erst gefällt und wie sie eben fallen, liegen gelassen und im darauf folgenden Frühlinge, nachdem sie vollständig trocken geworden sind, bei geeignetem Windzuge angezündet. Wenn während des Brandes, der einige Tage dauert, kein Regen fällt, dann werden auch die Wurzelstöcke theilweise, immer aber das Unterholz und die Sträucher vernichtet. Daß die Bearbeitung eines solchen Ackers schwierig ist und die Wurzelstöcke erst nach Jahren verfaulen, wird als selbstverständlich nur der Andeutung bedürfen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt auf einen Irrthum hinzuweisen, den unsere Staatsökonomen scheinbar als unumstößlichen Grundsatz für die Berechnung der Rente begangen haben. Alle behaupten sie, daß der Mensch, als er sich dem Ackerbau widmete, zuerst die fruchtbarsten Strecken bebaut habe. Diese Behauptung widerstreitet der Erfahrung. Um einen Unterschied zwischen fruchtbar und unfruchtbar machen zu können, bedarf es, wenn auch nicht der Wissenschaft, so doch der auf Empirie begründeten Erfahrung, welche jedenfalls dem Anfänger gefehlt hat. Außerdem aber sind die primitiven Ackergeräthe viel zu schwach, um zur Bearbei-

tung des „fruchtbarsten“ Bodens, der auch gewiß immer zu den schwersten Bodengattungen gehören wird, benutzt werden zu können. Auf der mehr als 700 Meilen betragenden Linie vom Ural bis an die Lena habe ich immer gefunden, daß der Mensch, wenn er an die Cultivirung von Land schreitet, den schweren Boden eben so vorsichtig vermeidet wie den leichten und immer den Mittelboden einem milden Lehmboden vorzieht, da dieser leicht zu bearbeiten und hinreichend fruchtbar ist, um eine gute Mittelernte zu produciren. Die elende russische, in Sibirien eingebürgerte Socha würde nicht den Widerstand, den ein schwerer, fruchtbarer Boden entgegensetzt, überwältigen können.

Die Regierung hindert das Roden der eximirten Landesstrecken durchaus nicht; derjenige aber, der diese Arbeit ausgeführt hat, wird nicht Eigenthümer des von ihm cultivirten Landes. Wenn die Regierung es zu irgend einem Zwecke verwenden will, nimmt sie es dem Nutznießer ohne Weiteres ab, vergütigt ihm aber 15 Rubel pro Deßiätine als ausgelegtes Culturcapital. Fälle dieser Art sind bis jetzt sehr selten in Sibirien vorgekommen.

# Aus den südslavischen Ländern.

## Alt-Serbien.

M. P. Die türkische Provinz Alt-Serbien bietet in ethnographischer Beziehung ein sehr buntes Bild dar; es dürften wohl nirgends in Europa in einer einzigen Provinz so viele heterogene Völkerelemente neben- und durcheinander wohnen wie hier. Zugleich gehört diese Gegend zu den am wenigsten erforschten auf unserm Continent, denn das Reisen dorthin ist nicht nur beschwerlich, sondern auch äußerst gefährlich. Für die Geographie giebt es dort noch viel zu arbeiten, namentlich sind die statistischen Angaben sehr unsicher und nur von ungefähr aufgestellt. Vor drei Jahren wagte sich ein Herr M. Milojewitsch, unterstützt mit Geldmitteln von der serbischen gelehrten Gesellschaft in Belgrad, in jene gefährlichen Gegenden, demselben gebrach es aber an den nöthigen Kenntnissen, um allseitig werthvolle Resultate zu Tage zu fördern. Obwohl die Reise im Sommer (Juni und Juli) von Statten ging, so beklagt sich dennoch der Reisende über ungewöhnlich kalte Regen und kühle Nächte. Er und seine Begleiter mußten ihre Winterröcke an der serbischen Grenze zurücklassen, damit dieselben nicht die Raubgier der Arnauten (identisch mit Albanier, Arbanas, Skipetar), von denen Türkisch-Serbien am meisten bewohnt ist, wach rufen. An der ganzen trockenen Grenze zwischen dem Fürstenthume Serbien und der Türkei befindet sich ein Zaun. Die Arnauten werden als furchtbar schmutzige Leute geschildert, die nie ihre Wäsche wechseln, sich nie waschen oder kämmen. Sobald eine Gesellschaft zusammenkommt, wird mit Kaffee aufgewartet, eine Sitte, die übrigens schon in Belgrad allgemein üblich ist. In der ganzen europäischen Türkei und namentlich in Türkisch-Serbien, wo die Macht der Pforte nie ganz zur Geltung kam, ist die Unsicherheit sehr groß; das Leben des Reisenden hängt von der Laune des erbärmlichsten Türken ab. Man hört täglich von Mordthaten, die an Christen begangen und nie bestraft werden. Dem Europäer, der diese Dinge nicht aus eigener Anschauung kennt, mögen sie sonderbar und unglaublich vorkommen, dennoch bleiben sie eine Thatsache, die den Turkophilen unter den europäischen Staatsmännern wenig Ehre macht. Man reist meistens zu Pferde, die Entfernungen werden in Stunden angegeben und deshalb ist die Unsicherheit solcher Angaben sehr groß; die Türken sagen auch sprüchwörtlich: „Wie der Hat (das Pferd), so die Stunden.“ Ruinen von Kirchen, Klöstern und christlichen Burgen findet man häufig. In der Türkei schläft der Reisende gleich den Eingeborenen in den Kleidern, die er den Tag über trägt, das Auskleiden ist nicht gebräuchlich. Die Vornehmeren waschen sich vor dem Schlafengehen die Füße, legen aber gleich darauf ihre Fußbekleidung an. Die Wirthshäuser (Han's) sind äußerst armselig, von oben regnet es Wanzen und von unten drängen sich die Läuse her.

Die meisten Arnauten sind vor 100 Jahren aus Albanien angesiedelt, doch assimiliren sie sich leicht die slavischen Elemente und sind jetzt in Alt-Serbien in Allem dominirend. Von den ältern Eingeborenen spricht selten Jemand arnautisch, doch alle jüngeren lernen das Arnautische und sprechen es lieber als das Serbische. Namentlich seit dem Jahre 1832 nahm die Arnautisirung überhand. Die Arnauten werden selten in das stehende Heer eingereiht, sie zahlen keine Steuern, können Waffen ohne Erlaubniß tragen und Pulver kaufen, wie viel und wann es ihnen beliebt, sie haben nur die Pflicht die Grenze zu bewachen. Ihre Weiber sind stämmig und hoch gewachsen, und wenn sie auch Mohammedanerinnen sind, verschleiern sie doch nicht ihr Gesicht noch tragen sie Hosen. Solche slavischen Bewohner, die Mohammedaner sind, vermögen den Unterschied zwischen Nationalität und Religion nicht zu fassen und keiner von ihnen begreift es, daß er etwas anderes sei als ein Türke, trotzdem keiner türkisch spricht und obwohl sich in ihrem häuslichen Leben viele slavischen Gebräuche erhalten haben. Bei allen serbischen Renegaten in der Türkei bedeutet der Name Serbe den griechischen Christen.

Die in den letzten zwanzig Jahren angesiedelten Tscherkessen schildert man als grausame Leute, die gleichmäßig von den Türken und Christen gefürchtet werden. Die türkische Sprache lernen sie nicht und bedienen sich nur ihres Idioms. Alle sind hoch, hager, schlank, pfeilgerade und sehr brünett; ihre Gesichtszüge sind sehr regelmäßig, sie sind in der That schöne Leute. Das Haar tragen sie ziemlich lang. Sie kleiden sich recht hübsch und sind stets bewaffnet. Das Klima der neuen Heimath behagt ihnen jedoch nicht und ihre Kinder sterben bald. Ihre Weiber sollen nicht hübsch sein und im Gegensatz zu der reichen Tracht der Männer kleiden sie sich schlecht. Daß die Tscherkessen so geraden Wuchses sind, rührt wohl mit davon her, daß die Mütter ihre Kleinen an lange gerade Bretter anbinden; wenn sie arbeiten gehen, nehmen sie die Kinder auf diesen Brettern auf dem Rücken mit. Neben den Tscherkessen finden sich hier und da auch Tataren.

* * *

## Die Feiertage bei den Südslaven.

So lange das Mariä-Verkündigungs-Fest nicht vorüber ist, fürchten sich die Südslaven fortwährend vor dem Winter und diejenigen, welche Vieh haben, sparen mit dem Heu. Wer vor Mariä Verkündigung eine Schlange tödtet

und in ihren Kopf ein Stück Zwiebel hineinpflanzt, so daß dasselbe bis zu jenem Feste keimt, der kann, falls er jene Zwiebel hinter die Mütze steckt und so in die Kirche geht, alle Weiber erkennen, die Hexen sind: denn sie würden sich um ihn schaaren, um jene Zwiebel zu entwenden.

Sonderbare Dinge bringen die Serben auch mit dem Fest der Wasserweihe (Epiphanias) zusammen. In der Nacht vor diesem Tage öffnet sich jedes Jahr der Himmel und dann wird Gott jedem das geben, was er verlangt, nur muß er sich hüten, mehr zu verlangen als eins. Manche stehen die ganze Nacht auf dem Felde (— ich selbst that es als kleiner Junge —), um den geöffneten Himmel anzuschauen; das kann jedoch nicht Jedermann sehen, sondern nur derjenige, der diesen Tag nichts gegessen und überhaupt nicht gesündigt hat. Viele baden sich am Morgen des Epiphaniasfestes vor Sonnenaufgang im Flusse (falls der Fluß zugefroren ist, wird das Eis durchbrochen), um kräftig zu werden. War am Epiphaniasfest ein großer Frost, dann glaubt man, das Jahr werde fruchtbar sein. Daran glauben in der Türkei auch die Türken und merken wohl auf dieses christliche Fest.

Auch der Georgitag hat seine Bedeutung. Die Bulgaren, und auch die östliche Hälfte der Serben, essen vor diesem Tage kein Lämmerfleisch, am Georgitag trachtet aber jeder ein Lamm zu schlachten. An dieser Sitte hängen ebenfalls die Türken. In der Gegend am Flusse Timok treibt jeder Familienvater an diesem Tage ein männliches Lamm vor die Kirche und klebt ihm dort auf jedes Horn ein Wachskerzchen. Nach der Messe kommt der Geistliche heraus unter die Lämmer, die Kerzen an den Hörnern werden angezündet und er liest ihnen sodann das Gebet und segnet sie; am folgenden Tage geht er mit seinem Sänger von Haus zu Haus und nimmt die Häute von jenen Lämmern in Empfang, die ihm als Taxe für das Gebet und den Segen zukommen. Ein Geistlicher thut nichts umsonst. Am Georgitage soll man nicht schlafen, sonst wird man von Kopfschmerzen leiden.

Vom heiligen Elias glauben die Südslaven, daß er den Donner regiere. An einigen Orten glaubt man auch, daß er mit seinem Wagen über den Himmel renne und das Rollen, das dadurch entsteht, wäre eben das Donnern. Deshalb nennt man ihn auch in den Nationalliedern den „Donnerer“. Wenn der Blitz einschlägt, dann schießt der heilige Elias auf göttliches Geheiß auf die Teufel; deshalb soll man nicht das Kreuz machen wenn es blitzt, damit sich der Teufel nicht unter das Kreuz flüchte, in welches der Blitz nicht einschlägt. Die östlichen Slaven pflegen immer in Augenblicken drohender Gefahr ein Kreuz mit der Hand zu machen. Was bei dem Gewehr und bei der Kanone die Kugel, das ist beim Donner der Pfeil; schlägt der Blitz ein, dann geht der Pfeil in die Erde, kehrt aber nach einigen Jahren wieder an das Tageslicht zurück und manche finden ihn dann. Es sind die gewöhnlichen Fulgurite, Blitzsteine, in sandigen Gegenden; man trägt ihn dann bei sich als Amulet. Wenn es am Tage des heiligen Elias donnert, so bedeutet das, daß in diesem Jahre die Nüsse, Haselnüsse und Eicheln mißrathen werden. Wenn man zum ersten Mal im Jahre donnern hört, wälzen sich viele, namentlich die Kinder, auf der Erde, damit sie in diesem Jahre keine Rückenschmerzen bekommen.

* * *

## Bulgarisches.

In Bukarest erscheint seit vier Jahren ein Wochenblatt in bulgarischer Sprache, das den Titel „Nesawisimost“ (Unabhängigkeit) führt und Mittheilungen aus allen Gegenden der Türkei, wo Bulgaren wohnen, bringt. In seiner 40. Nummer von diesem Jahre lesen wir in einer Reisebeschreibung durch Bulgarien, daß in den Han's (Gasthäusern), die abseits von den Hauptstraßen liegen, keine Zahlung für die Verpflegung der Person des Reisenden begehrt wird, sondern nur für die Verpflegung seiner Pferde. Deshalb sind Reisende zu Fuß in solchen Han's keine besonders willkommene Erscheinung. Hier würden wir also noch Beispiele der altbekannten slavischen Gastfreundschaft antreffen. Weiter wird erzählt, daß selbst in dem ärmsten Hause, in das der Reisende einkehrt, um zu übernachten, nicht nur kein Geld für die Schlafstätte angenommen wird, sondern der Reisende wird noch an Sonn- und Feiertagen als Gast zu Mittag und am Abend bewirthet. Höchstens ist dem Reisenden gestattet, etwas für den Wein zu zahlen, wenn er viel trinken will. In derselben Nummer finden wir die Nachricht, daß Bulgaren beständig nach Rumänien auswandern, um den grausamen Verfolgungen auszuweichen, denen sie von Seite der Türken ausgesetzt sind. Mordthaten an Christen ohne Bestrafung des Mörders sollen sich in wahrhaft schauerlicher Weise mehren.

* * *

## Hexen und Vampyre bei den Südslaven.

Hexe nennt man dasjenige Weib, das in sich einen teuflischen Geist beherbergt, der im Traume aus ihr herauskommt und sich in einen Schmetterling, eine gewöhnliche Henne oder in eine Truthenne umwandelt; so fliegt die Hexe in den Wohnungen herum und frißt die Leute, namentlich kleine Kinder. Einen schlafenden Menschen schlägt sie mit einem Stock über die linke Brustdrüse; darauf öffnet sich die Brust, sie nimmt das Herz heraus und verzehrt dasselbe, worauf sich die Brust wieder schließt. Solche Menschen sterben entweder sogleich oder leben noch einige Zeit, so lange es die Hexe, während sie das Herz aß, bestimmt hat. Zwiebel essen die Hexen nicht, deshalb schmieren sich Viele in der letzten Woche vor den Weihnachts- und Osterfasten (zu dieser Zeit sind die Hexen besonders stark bei Appetit) die Brust, die Sohlen und unter den Achseln mit Zwiebel ein. — Jungen und schönen Frauen sagt man nie nach, daß sie Hexen seien, dieser Gefahr sind nur alte Weiber ausgesetzt. Beichtet einmal eine Hexe, dann kann sie nicht mehr Menschen essen, sondern wird eine Heilkünstlerin, die den von Hexen Beschädigten Kräuter verabreicht. Wenn die Hexe bei Nacht fliegt leuchtet sie wie Feuer. In Syrmien erzählt man, daß sich dort die Hexen am meisten bei dem Dorfe Molowin an einem Nußbaum versammeln und in Croatien ist dieser Versammlungsort am Klek oberhalb des Städtchens Ogulin. Sieht man Abends einen Schmetterling im Hause fliegen, so vermuthet man in ihm meistens eine Hexe, er wird wo möglich gefangen und am Feuer oder an der Kerze ein wenig angebrannt, dann aber fortgelassen mit den Worten: „Komm' morgen, damit du Salz bekommst.“ Trifft es sich, daß morgen wirklich ein Weib kommt und Salz oder etwas anderes verlangt, dann ist es sicher, daß das, besonders wenn die Kleider ein wenig versengt sind, die Hexe von gestern ist. Sterben in einem Dorfe viele Kinder, so hat natürlich die Hexe diese „zusammengegessen“; haben dann viele Leute ein Weib in Verdacht, daß sie eine Hexe ist, so wird diese ergriffen und ins Wasser geworfen, damit man sieht, ob sie untersinken wird (denn Hexen können nicht untersinken); sinkt die Frau unter, dann wird sie herausgenommen und freigelassen, sinkt sie nicht unter, dann wird sie erschlagen, denn sie ist eine Hexe.

Den Charakter eines Vampyrs legt man demjenigen Manne bei, in den 40 Tage nach seinem Tode ein teuflischer

Geist einzieht und ihn wieder belebt. Der Vampyr verläßt zur Nachtzeit sein Grab und würgt die Menschen in den Wohnungen oder saugt ihnen das Blut aus. Ein ehrlicher Mensch kann nicht Vampyr werden, außer wenn über ihn als Leiche ein Vogel geflogen oder ein anderes Thier über dieselbe geschritten ist; deshalb wird die Leiche immer bewacht, damit nichts über sie schreiten kann. Die Vampyre zeigen sich am meisten im Winter; sie können durch das kleinste Loch hindurchschlüpfen, deshalb bewahrt vor ihnen kein Schließen der Thür, was auch von den Hexen gilt.

Merkwürdig ist es, daß auch die *Türken* glauben, ein Mensch könne sich nach seinem Tode umwandeln und zwar bei ihnen in *ein Schwein*. Man erzählt, daß man einen Beg, den die Schweinemetamorphose traf, unter den Schweinen suchte, ihn aber lange nicht auffinden konnte, bis man schließlich am Vorderfuße einen Ring bemerkte.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Wurster und Randegger's geographisch-kartographische Arbeiten in ihren Haupttypen.

Dies rühmlich bekannte geographische Institut hat soeben von der Wiener Ausstellung seine wohlverdiente Auszeichnung erhalten und es lohnt sich wohl der Mühe, dessen neueste Publicationen im Inteeesse der geographischen Wissenschaft und deren Darstellung näher zu kennzeichnen. Als letztes und neuestes Opus seien die musterhaften naturhistorischen, zoologischen, paläontologischen und physikalischen Wandtabellen und der im Auftrage des eidgenössischen Bundesrathes ausgeführte große Handelsatlas der Schweiz von Dr. *Wartmann* angeführt, welch letzteree eben publicirt wurde. Was wir an demselben als besondern Vorzug heevorheben, ist der rationelle Vorgang in dee Wahl der graphischen Veranschaulichungsmittel.

Demselben kommt im Fernern der dem Winterthurer Institut eigenthümliche Vorzug der ausgezeichneten Feinheit und Präcision des Farbendruckes zu gute, verbunden mit der ungemein reichhaltigen Productionsfähigkeit in allen Manieren und Systemen der Kartographie. Das besprochene Musterheft seiner namhaften Productionen dürfte jetzt auf das Doppelte angewachsen sein. Fast über alle Gebiete der Schweiz vom Maßstabe von 1:5000 bis zu 1:100,000 existiren jetzt von Wurster und Randegger die gelungensten Werke, die feinsten, geschmackvollsten wissenschaftlich und technisch vollendeten topographischen Detailarbeiten, Situationspläne, Architektur- und Dessinateurvorlagen, Musterblätter jeden Maßstabes. Nicht minder erfolgreich zeigte sich die Thätigkeit des Institutes in der Darstellung naturhistoeischer, botanischer, zoologischer, mineralogischer, paläontologischer, physikalischer Demonstrationen und im Fache des Maschinenzeichnens. Die polytechnische Zeitscheift der Züricher Professoren und letzterer Specialveröffentlichung sind zumeist von Winterthur aus bedient.

Als eine weitere charakteristische Errungenschaft Randegger's notiren wir dessen Befähigung: durch einen besondern Griff und Druck den orographischen Chaeakterzug der wirklichen Landesgestalt auf sorgfältige Verwendung der hypsometrischen Grundlage hin, soweit dieselbe bereits durch die topographischen Specialvermessungen gewonnen wurde, auszuprägen. Gegenübee den künstlerisch bestechenden Relief-Schraffirzeichnungen, wie wir sie in neuerer Zeit bekommen, wo aber der Kartenzeichner den Grundriß der äquidistanten Niveaucurven oft gar wenig benutzte und seiner Phantasie im Interesse einer möglichst bestechenden Kunstzeichnung allzufreien Lauf ließ, bildet Randegger's Arbeit einen ganz bedeutenden Fortschritt für die naturgetreue und in kleinerm Maßstabe ausgeführte Charakteristik der Bodenconfiguration. Wir machen hierbei aufmerksam auf bezügliche Executionen über Süddeutschland, die Schweiz und eine Anzahl Cantonskarten, so von Glarus, St. Gallen, Zürich u. s. w.

In Ziegler's Karte vom Engadin tritt neben der oro-hypsometrischen Charakteristik auch das geologische Substrat klar heraus.

Für die Geologie allein hat das Winterthurer Institut schon sehr Vieles geleistet. Marcou's große geologische Wandkarte der Erde in Merkator's Projection ist, wenn auch in iheen Vorlagen selbst vielfach antiquirt, dermalen immer noch ohne Concureenz.

Das Peachtwerk der geologischen Karte der Schweiz von B. Studer und A. Escher, zweite Auflage, ist nach den neuesten Publicationen und Mittheilungen der Autoren, sowie der schweizeeischen Geologen v. Fritsch, Gilleron, Jaccard, Kaufmann, Mösch', Müller, Stoppani, Theobald von J. Bachmann durchgesehen und verbessert worden. Speeiell als Reisekarte entspricht sie gleich vorzüglich dem allgemeinen Zwecke wie dem besondern als geologischen Führer. Als Karte überhaupt gehört sie zu den vorzüglichsten Leistungen der Topographie in Winterthur. Sie bietet in der plastischen Zeichnung der Erhöhungen, der Gewässer, in der Vorführung der gesammten Topographie, der Eisenbahnen, Straßen und Wege alles einigermaßen Wesentliche leicht und deutlich, trotz der Eintragung der geologischen Bilder, die hinsichtlich des Colorits mitunter noch etwas gelungener sein dürften.

Die schwierige Redactionsaufgabe, das gewaltige Material in diesen Rahmen zu bringen (Maßstab 1:380,000), wurde von den Autoren dem großen Alpengeologen Herrn *Bachmann* übertragen, und ist diesem damit ein Vertrauen und eine Auszeichnung von der competentesten Seite zu Theil geworden, die uns weitern Lobes überhebt. Und wirklich zeigt auch die zweite Auflage, verglichen mit der ersten, die enormen Fortschritte der Geologie, dieses wesentlichen und interpretirenden Zweiges der physikalischen Geographie. Der Umstand, daß die neueren Arbeiten in verschiedenen Theilen der Alpen und des Juraguges selbstverständlich in größerm Maßstabe und einläßlicher ausgeführt sind, mußte allerdings auf die Reduction der Ziegler'schen dritten Karte erschwerend sein. Damit hängt auch die etwas ungleiche Detaillirung in den verschiedenen Gebieten zusammen. So finden wir im Aargauer Jura, in den Gebirgen der Umgebungen des Montblanc und in den Kalkalpen zwischen Greierz und Jaun, in der Berninagruppe und im Engadin eine viel reichere Gliederung als in den anstoßenden Theilen, ohne daß deswegen anzunehmen wäre, die fortdauernden eifrigen Untersuchungen der gegenwärtig thätigen Geologen werden in letzteren Gegenden nicht dieselbe Mannichfaltigkeit von Formationen nachweisen; werden doch auf der neuen Ausgabe bereits 54 theils paläontologische, theils petrographisch begründete Formationsglieder unterschieden, von denen allerdings ein Theil, zumal vulcanischer Gesteine, eine geringe Bedeutung besitzen und nicht einmal ins politische Gebiet der Schweiz gehören. Die peächtige Karte gewährt einem geübten Auge ein umfassendes Detailbild von der großen Mannichfaltigkeit in der Zusammensetzungsart des Schweizerbodens und von dem Zusammenhang der charakteristischen Terraingestaltung mit dem geognostischen Substrat. Im gleichen Maßstabe (oder vielmehr auf Grundlage der „dritten Karte der Schweiz“) ist auch die „hypsometrische Karte der Schweiz“ hergestellt. Diese drei Karten sind auch vortreffliche Reiseführer, die eine mit der Zugabe des Geologischen, die an-

dere mit den schön colorirten Höhenschichten, die „dritte Karte" mit dem ganzen Touristenapparat im ausgezeichnetsten Stil.

Schließlich ist das Institut in der Branche der Schulkarten sehr vorangeschritten sowohl für Wand- als Handkarten. Musterhaft sind in der That die „Wandkarte des Cantons Zürich", Maßstab 1 : 40,000 d. n. G., die „Wandkarte der Schweiz" u. a. m.

Straßburg im Elsaß. J. S. Gerstner.

## Die englische Sprache.

Wir meldeten neulich, daß ein Yankee Namens Wildstroat den Vorschlag und zwar allen Ernstes gemacht hat, die englische Sprache in den Vereinigten Staaten ganz abzuschaffen und „das Indianische" an die Stelle zu setzen (S. 79). Nun ist, wie ein Linguist sich einmal ausgedrückt hat, das Englische ein „Kuddelmuddel von und aus allerlei", und die Engländer selbst doctern an demselben vielfach herum, oft in curioser Art, wie schon vor länger als zweihundert Jahren H. Coderam, der 1623 ein Dictionarie or an interpreter of hard english Words veröffentlichte. Der Mann konnte kurze Wörter für den Tod nicht leiden; er verlangte „classischen Wohlklang", sonority, und stolze Ausdrücke und sammelte Jünger um sich, welchen er ein Englisch beibrachte, wie es sein müsse.

Demgemäß mußten sie sprechen und schreiben: statt battle — depreliation; blindness — ablepsy; clown — subagrest; dearth — carity; foster-brother — homo-galact; quickness — impigrity. Beardless wird zu imberbic; clownish zu silvestric; usual zu solennic; woody zu nemorus. Statt to hang sagt er to carnificate; für the thaw sagt er to egelidate; für stehlen, steal, eurybatisize, für unbuckle — refibulate, für jump — subsalt. Schreien wie ein Kuhjunge, to cry like a cowboy, bezeichnet er als to bubulcitate, schreien wie ein Kuckuck, cucutate, wie eine Ratte desticate, wie ein junger Hund glaucitate. To eat ist to mandicate, to eat often to mansitate; gierig essen, eat ravenously, lurcate; ein starker Esser ist ein polyphagon. Man sieht, dieser Coderam war ein Erzschulfuchs, aber sein Buch hat mehrere Auflagen erlebt. Den angelsächsischen Bestandtheil der Sprache hielt er für zu grob. Die Geistlichkeit that nichts für die Entwickelung der Landessprache, sie schrieb Lateinisch und als sie das Joch der päpstlichen Kirche abgeworfen hatte, brachte sie in diese viel mehr Latein hinein als nöthig oder gut war.

Jüngst ist nun wieder ein „Reformer" aufgetreten, T. L. Kington Oliphant, Magister in Oxford; sein Buch führt den Titel: The sources of standard english. Bei ihm waltet das an und für sich löbliche Bestreben vor, dem Germanischen wieder mehr zum Rechte zu verhelfen. Er will z. B., daß man für continent main land sage, das ja auch schon vielfach im Gebrauch ist und unserm Festland entspricht. Aber er ist nicht immer glücklich; poet soll maker werden, eine Dichterin a maker woman. Aber maker like für poetisch zu sagen, kann er doch nicht über sich bringen, er sagt poetical. Ganz richtig aber wird von ihm betont, daß das Volk im Großen und Ganzen die germanischen (angelsächsischen und nordischen) Wörter besser versteht als die lateinisch-normannischen, von denen so viele den Massen ganz unverständlich sind und bei denen der gemeine Mann sich nichts denken kann. Auch geben jene der englischen Sprache das, was sie an Kraft besitzt. Die Schöngeister zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, die Steele und Addison zum Beispiel, französelten förmlich in ihrem Stile, weil das für feiner galt, und auch Gibbon latinisirt übermäßig. Allerdings muß man zugeben, daß eine Menge dem Lateinischen entlehnte Ausdrücke mit Recht als allgemein giltige Münze bei vielen Völkern zumal in Umlauf sind und im Englischen wenigstens Umschreibungen ersparen, z. B. infallibilist, dann auch probabilismus. Diesen von den Jesuiten in ein System gebrachten Probabilismus hat der alte John als Kniffslichkeitslehre verdeutscht.

Der Grundbau der englischen buntscheckigen Sprache ist Angelsächsisch und Nordisch; zum Oberbau ist dann über Gebühr zu viel Normannisch, Lateinisch und Griechisch genommen worden. Eine große Menge davon kann man, ohne den guten Geschmack zu verletzen, wieder ausmerzen und gute germanische Kernausdrücke an ihre Stelle setzen.

* * *

— In den Vereinigten Staaten tauchen mehr Albernheiten auf als in allen Ländern der ganzen Welt zusammengenommen. Dahin gehört auch die Temperenzseuche, welche nun seit Monaten einen acuten Charakter angenommen hat. Sehr viele, zumeist methodistische und baptistische Geistliche verkündigen von den Kanzeln, in Temperenzversammlungen und in Flugblättern, daß der wahre Christ sein christliches Mißfallen darüber auszusprechen verpflichtet sei, daß der „Erlöser" Wein getrunken und beim Abendmahle Wein gespendet habe. Er sei in schwerem Irrthume befangen gewesen und hierin müsse man ihm nicht nachahmen. Nun hat es sich getroffen, daß der Rabbi Felsenthal in Chicago für den Rabbi von Nazareth indirect eine scharfe Lanze gegen einen Reverend, Mac Chesney, einlegt und gegen die „stupide Theorie von den ungegohrenen, nicht berauschenden biblischen Weinen." Der Jude sagt dem Methodisten: „Ich selbst könnte leicht alle gegohrenen Getränke entbehren und trinke nur sehr, sehr wenig davon. Dennoch bin ich der Ansicht, daß die Erzeuger reinen Traubenweins, die Brauer ungefälschten Bieres und die Gesetzgeber und Beamten, welche darauf achten, daß weder Wein und Bier in den Markt gebracht werden, welche durch abscheuliche Vermischungen vergiftet sind, mehr für die Sache der wahren Mäßigkeit thun als die Tausende, welche von den Kanzeln herab, von den Straßenecken und in den sogenannten religiösen Zeitungen gegen Wein 2c. donnern. Obwohl es Ihnen paradox klingen mag, sind doch die Deutschen in diesem Lande die tüchtigsten Temperenzapostel. Durch ihren Wein, ihr Bier, ihre Gesang- und Turnvereine und ihr sociales Leben im Allgemeinen werden sie dem englisch redenden Volke dieses Landes zeigen, daß die höchste Cultur und die strictesten ethischen Grundsätze sich sehr wohl mit dem heitern Lebensgenuß vereinen lassen. Aber Dr. Mc Chesney meint, daß auch das mäßige Trinken Menschen in Bestien verwandelt. Waren Anakreon und Virgil, Göthe und Schiller, Longfellow und Bryant und die anderen Dichter, welche den Wein getrunken und besungen haben, Bestien? Oder war der begeisterte Sänger eine Bestie, der (104. Psalm, 15) sagt: der Wein erfreut des Menschen Herz! Oder der Verfasser des Liedes Salomonis, der sagt (5, 1): Trinkt ihr Freunde, trinkt reichlich? Oder war Luther eine Bestie, der sagt, daß der Mann, der den Wein nicht liebe, ein Narr sei?"

— Auf Tasmanien sind sehr mächtige Kohlenfelder gefunden worden.

— Die australische Colonie Queensland zählt gegenwärtig etwa 160,000 Einwohner.

— Die Colonie Victoria hatte am Schlusse des Jahres 1873 eine Bevölkerung von 790,488 Seelen, 19,761 mehr als im Vorjahre.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI.




№ 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Wanderungen in Ostindien.

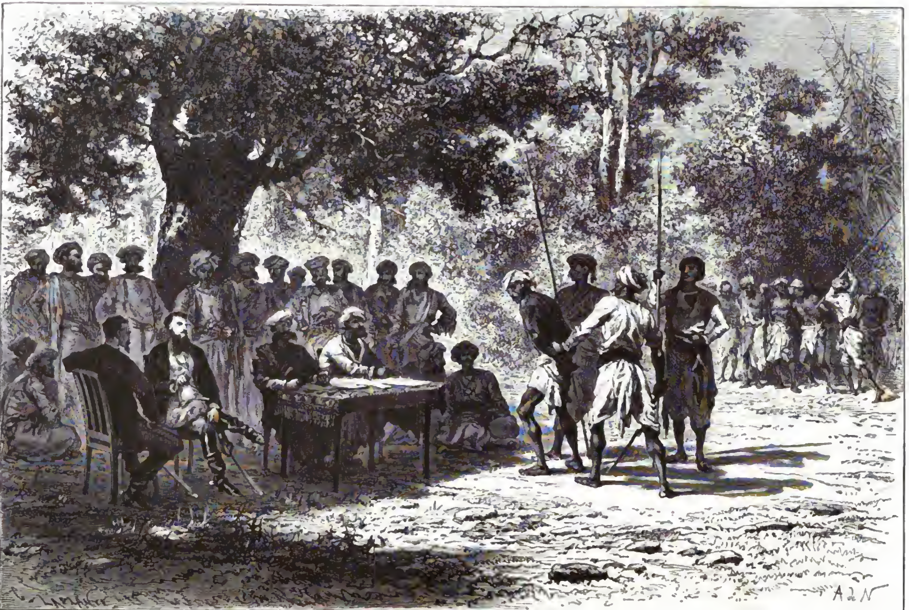
## II.

Abendgesellschaften bei der Begam Sekander von Bhopal. — Unterhaltungen der Europäer mit mohammedanischen Geistlichen. — Die hohen Würdenträger. — Kunststücke der Gaukler. — Hoftrauer. — Die Tochter der Königin emancipirt sich. — Napoleonsfest bei der Frantsisprinzessin Bourbon. — Intriguenspiel und Bazarpolitiker. — Ein Abenteuer beim Dorfe Sandschi. — Bestrafung der Diebe. — Wanderung auf der Hochebene von Malwa. — Das Volk der Dschat.

Die Begam Sekander von Bhopal verweilte gern in einem Kiosk neben der großen Moschee, von welchem man einen Blick über den ganzen Bazar hat und das Leben und Treiben auf demselben gemächlich beobachten kann. Es machte ihr offenbar Vergnügen, den europäischen Gästen mancherlei über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völkerstämme zu erzählen, von welchen Vertreter in dem bunten Gewühle zu bemerken waren.

Gewöhnlich fanden sich in dem Kiosk auch Geistliche ein, welche zur großen Moschee gehörten, und sie brachten das Gespräch gern auf religiöse Dinge, die ja zu ihrem Berufe gehören. Sachen, welche uns in höchstem Grade unbedeutend, wenn nicht gar läppisch und albern erscheinen, wurden von diesen Mollahs mit ungemeiner Wichtigkeit und großem Ernste weitläufig behandelt; bei einigen jedoch war Wissensdrang nicht zu verkennen und über das Christenthum, für welches die Königin Vorliebe zeigte, äußerten sie sich mit Zurückhaltung und Anstand. Zuweilen gingen einige dieser Schriftgelehrten mit Rousselet zum Geheimsecretär Hussein Chan, welcher sie schon an der Thür erwartete, ihnen beim Empfange den Bart mit Rosenwasser besprengte und sie dann auf eine Verandah führte, wo bei Kaffee und bei einer Pfeife Tabak die religiösen Erörterungen wieder aufgenommen wurden.

Im Gesellschaftssaale der Königin verkehrten die Europäer Abends mit den ersten Würdenträgern, ernsten Männern mit hohen Titeln. Selten fehlten der erste Minister, ein schöner Mann, der großen Einfluß übte, ein Oheim der Königin, einige Feudalbarone und Hussein Chan. Die Begam verbrachte täglich ein paar Stunden im Harem ihrer Tochter; gegen acht Uhr stießen die Tschubadars mit ihren silbernen Stäben hart auf die Steinplatten der großen Gallerie und gaben damit das Zeichen vom Herannahen der Königin. Sie hatte ein Gefolge von hübschen jungen Mädchen, welche gleich ihr selbst unverschleiert waren, und setzte sich auf den mit grünem Sammet beschlagenen Thron. Die Diener reichten Kaffee und brachten die königliche Hukah, eine drei Fuß lange mit Edelsteinen verzierte Tabackspfeife. Der große Kopf derselben war mit Guracko gefüllt, einem Gemisch von Tabak und allerlei wohlriechenden Ingredienzien. Am ersten Abend als die Königspfeife angebrannt worden war, kniete der Hukadar (Pfeifenstopfer) vor der Begam und hielt ihr die Bernsteinspitze des Rohres entgegen. Nachdem sie einige starke Züge gethan, reichte sie die Pfeife dem



Eine Gerichtssitzung im Walde von Sandschi.

Europäer; es ist Vorschrift der Hofetikette, daß sie in die Hand des Zunächstsitzenden übergeht. Rousselet that einige Züge und sie gelangte in Schaumburg's Hand. Neben diesem hatte der erste Minister Platz genommen; er ergriff die Pfeife ohne Zaudern, aber dabei waren die Augen aller Anwesenden auf ihn gerichtet. Der christliche Europäer gilt dem Mohammedaner für einen Ungläubigen und demgemäß für ein unreines Wesen; man darf also einen Gegenstand nicht berühren, den er mit seinen Lippen verunreinigt hat. Der Minister war deshalb in einer bedenklichen Lage; wenn er keinen Zug that, so war das eine Beleidigung für die Gäste der Königin und hätte diese mißvergnügt gestimmt; that er das Gegentheil, so verstieß er gegen Mohammed's Vorschriften. Er überwand sich, nahm schüchtern die Bernsteinspitze an seine Lippen, that einige Züge und als er das Beispiel gegeben hatte, folgten die Uebrigen ohne Zögern. Von da an waren alle Bedenklichkeiten verschwunden.

Dann und wann ließ die Begam in diesen Abendgesellschaften auch Gaukler auftreten, deren Kunststücke allerdings in hohem Grade überraschend und scheinbar unbegreiflich waren; das Erstaunen der Europäer darüber schien die Königin nicht wenig zu erheitern. Bekanntlich sind die indischen Jongleure Meister in ihrem Handwerke. Einer trat auf der unverwundbar zu sein schien; er setzte z. B. die Spitze eines Schwertes auf seine nackte Brust und bog auf derselben die Klinge so, daß sie einen Halbkreis bildete. Dann warf er sich auf den Rücken und legte ein Betelblatt auf die Brust; sofort kam ein anderer mit einem scharfen Säbel, that mit demselben einen kräftigen Hieb und das Betelblatt lag in zwei Hälften zerschnitten da. Am nächsten Tage kam derselbe Gaukler in die Wohnung der Europäer und gab ihnen noch ganz andere Stücke zum Besten; er stellte eine Anzahl starker Schwerter in den Boden, so daß sie einen Kreis bildeten, und ging dann wohlgemuth auf den scharfen Spitzen derselben spazieren. Er ließ sich frische Kokosnüsse geben und warf sie in die Luft; sie fielen auf seinen kahlgeschorenen Kopf und zersprangen als ob sie aus beträchtlicher Höhe auf einen harten Felsen aufgeschlagen wären. Gleich nachher wurde ein schwerer Karren von zwei Ochsen herbeigezogen und vorn an die Deichsel eine scharfe Lanze befestigt, so daß sie eine Spitze bildete; der Karren wurde von einer Anzahl Menschen bestiegen, der Gaukler hielt seine Stirn vor die Lanzenspitze und der Karren wurde etwa zehn Schritt weit vorwärts gezogen. Der Gaukler zeigte dann seinen Kopf, an welchem keinerlei Verletzung zu sehen war, obwohl man glauben sollte, die Spitze hätte den stärksten Elephanten durch und durch bohren müssen.

Es wurde schon gesagt, daß die Tochter der Königin von ihrem Gemahl im Harem gehalten wurde und dem Beispiel ihrer Mutter nicht folgen durfte. Nun trat ein unerwartetes Ereigniß ein; dieser Prinz Umra Dula starb plötzlich; man fand ihn Morgens todt in seinem Bette. Die Wittwe und die Begam blieben einige Tage vor Jedermann unsichtbar und die beiden Europäer konnten erst später ihren Beileidsbesuch im Palaste machen. Die schmerzlich bewegte Begam rief ihnen zu: „Es stand geschrieben! Allah hat es so angeordnet! Umra hat nur eine Tochter hinterlassen und so wird mein Königreich noch weiter von Frauen regiert werden. Möge Allah ihnen Klugheit und Kraft verleihen!" Dann kauerte sie, nach indischem Brauch, auf den Boden hin, schlug sich vor die Brust und stimmte eine Art Litanei zu Lob und Preis des Verstorbenen an.

Nachher ließ sie den ersten Minister kommen; sie befahl ihm, die beiden Europäer in den Palast der verwittweten Prinzessin Schah Dschehan zu geleiten und sprach zum Abschiede: „Sie werden meiner Tochter Trost bringen." Man führte sie zuerst in einen großen Saal, in welchem der Prinz ein Museum von allerlei europäischen Curiositäten angelegt hatte. Bald nachher trat eine junge Frau ein; sie war in die fast männliche Tracht der Bhopalesinnen gekleidet, welche an jene unserer Pagen auf den Theatern gemahnt. Rousselet hielt sie für eine Hofdame, ging ihre einige Schritt entgegen, sie aber winkte mit der Hand und sprach: „Ich bin Prinzessin Schah Dschehan!" Der Europäer blieb sofort stehen, verneigte sich und äußerte sein Beileid. Sie zuckte leicht mit den Achseln und sagte: „Es stand geschrieben." Er mußte neben ihr auf einem Canape Platz nehmen und ihr — von Paris erzählen! Bald kam auch die Begam; sie sprach: „Ich beweine Umra Dula, weil ich in ihm einen treuen Freund und Rathgeber verloren habe, aber weshalb sollte meine Tochter weinen? Bedauert es der Gefangene, wenn sein Kerkermeister gestorben ist?" Das sind allerdings bemerkenswerthe Worte: in ihnen ist eine Verurtheilung gegen das Absperren der Frauen und das ganze Haremwesen enthalten.

Die Hoftrauer währte einen Monat lang; Mutter und Wittwe verließen das Harem nicht, empfingen auch keinen Besuch; in allen Moscheen wurde viel gebetet. Die Prinzessin war damals zwischen 25 und 26 Jahr alt, ihr Antlitz schön, die Hautfarbe von mattem Weiß, das schwarze, ausdrucksvolle Auge drückte Stolz und Entschlossenheit aus; man sah ihr wohl an, daß sie eine würdige Tochter der Sekander sei. Störend wirkten nur die durch vieles Betelkauen tief geschwärzten Zähne. Beim Abschiede drückte sie den Europäern die Hand und äußerte, daß sie nach Beendigung der Hoftrauer in den Abendgesellschaften ihrer Mutter erscheinen werde, „aber nicht wie eine arme Sklavin hinter einer Strohmatte."

Während der Hoftrauer machten die beiden Europäer Ausflüge nach Osten hin. Sie besuchten die Ruinen von Bhodschepur an der Betwa, das einst eine große Stadt war und jetzt zu einem armseligen Dorf herabgesunken ist. In der Mitte des August waren sie wieder in Bhopal, wo zum 15. des Monats die Prinzessin Bourbon ein großes Fest veranstaltet hatte, das wunderlich genug war. Der früher von uns erwähnte französische Caplan las an diesem „Napoleonstage" eine große Messe und sang ein Te Deum, denn die Dulan Sekar Bourbon wollte ein „Nationalfest" abhalten und hatte sämmtliche Frantsis dazu eingeladen. Die Männer waren gekleidet wie die Mohammedaner des Landes; sie legten während des Gottesdienstes den Turban nicht ab, während die welche nur Kappen trugen, das Haupt entblößten; die Frauen hatten einen mantelartigen Ueberwurf um die Schultern und verhüllten damit ihr Antlitz so, daß man nur die Augen sah. Sie waren von den Männern völlig getrennt; diese beobachteten ihnen gegenüber den mohammedanischen Brauch. Nach der Messe war Tafel bei der Prinzessin möglichst nach europäischer Weise. Die Fremden durften von ihrem Bordeauxwein zum Besten geben und rasch waren die Zungen gelöst. Ein Neffe der Prinzessin, Merban Messiah Bonaventure Bourbon, brachte einen Trinkspruch auf die Gäste aus, deren Anwesenheit von allen Frantsis als ein glückliches Ereigniß betrachtet werde, denn sie sähen ja nun leibhaftig einen Sahib der von ihrer Kaste sei. Er, Merban Messiah, spreche nur den Wunsch seiner Muhme und aller ihrer Unterthanen aus, wenn er den Landsmann bitte, Bhopal von nun an als sein Vaterland zu betrachten und die Frantsis als Brüder. Er möge bei ihnen bleiben, um einen hohen Rang einzunehmen. Dazu verstand sich der Europäer allerdings nicht, aber das Fest verlief unter großer Heiterkeit.

Als die zweite Hälfte des Septembers ins Land gekommen war, hätten die beiden Reisenden gern die Wanderung durch Malwa und Omatwara nach Gwalior angetreten. Die Regenzeit nahete allerdings ihrem Ende, aber nun waren auf eine Reihe von Wochen hinaus die Wege — denn von eigentlichen Straßen konnte auf einem großen Theile der in Aussicht genommenen Strecke keine Rede sein — nur sehr schwierig oder gar nicht zu passiren; sie mußten also bis zu Ende des Octobers in Bhopal verweilen. Die Königin wurde nicht müde sie auszuzeichnen, aber trotzdem erlebte Rousselet einen Vorfall, der charakteristisch ist und den wir ihn selbst erzählen lassen.

„In Bhopal, wie früher in Baroda, gewann ich die Einsicht, wie bedenklich es für einen Europäer ist, längere Zeit mit einem indischen Hofe in naher Berührung zu stehen ohne in die dort gesponnenen Intriguen verwickelt zu werden. Wir geriethen in eine schwierige Stellung. Die Freundschaft welche die Königin uns bethätigte, der hohe Titel welchen sie uns verliehen, die Eigenschaften als Christ und als Franzose, die Tischrede Merban Messiah's gaben den Bazarpolitikern willkommene Gelegenheit zu mancherlei Muthmaßungen und Betrachtungen, die abenteuerlich genug waren. Wir seien, so hieß es, von der Kaste der Dulan Serkar Bourbon, und ohne allen Zweifel aus Frankreich gekommen um uns des Thrones von Bhopal zu bemächtigen, das Volk zur Annahme des Christenthums zu zwingen oder doch wenigstens den Christen alle Herrschaft in die Hände zu spielen. Ich wußte daß alle diese widersinnigen Gerüchte



Mollahs in Bhopal.

im Umlaufe waren, hatte jedoch mit Vorsatz gegen die Königin nichts verlauten lassen, entschloß mich aber, offen mit ihr zu reden als mir Kunde davon wurde, daß man etwas Bedrohliches gegen uns im Schilde führe.

Also setzten wir uns zu Pferde, um an den Hof zu reiten. Man denke sich unser Erstaunen als die Schildwacht am Stadtthore nicht etwa mit dem Gewehr präsentirte, sondern das Bajonnet vorhielt und uns den Einlaß verbot; auch rief sie die Wache heraus, die uns den Eingang versperrte. Auf meine Anfrage entgegnete der Offizier: „Die Königin hat so befohlen! Kehrt um, in die Stadt dürft ihr nicht.“ Nun übermannte mich der Zorn, ich gab meinem Pferde die Sporen und sprengte im Galopp durch die Stadt nach dem Palaste, wo ich in großer Erregung mich anmeldete und den Vorgang erzählte. Die Königin wußte von nichts; sie machte ihrem Unwillen in starken Worten Luft, und gab sofort Befehl den Offizier und die Wachtsoldaten zu verhaften. Jener hatte, wie sich nun herausstellte, auf Befehl des Kilidar Faodschdar Chan, des Stadtcommandanten, uns zurückweisen wollen. Derselbe wurde seines eigenmächtigen Verfahrens halber abgesetzt und auch sofort ins Gefängniß gebracht. Wir aber begriffen wohl, daß wir wirklich in Gefahr schwebten und daß es Zeit sei Bhopal zu verlassen. Unsere Abreise wurde unwiderruflich für den ersten November festgesetzt.“

Damit entzogen sich die Reisenden allen weiteren Unannehmlichkeiten. Schon bevor sie nach Bhopal kamen, waren sie einmal von einer ernsten Gefahr bedroht worden. Sie hatten volle drei Wochen darauf verwandt die buddhistischen Stupas von Bhilsa und Sandschi genau zu erforschen und waren mit

photographischen Aufnahmen beschäftigt gewesen. Dabei wurde Rousselet einmal von einem Panther besucht, der mit großer Frechheit nahe kam und einen Hund fortschleppte. Am folgenden Tage fand er sich abermals ein um neue Beute zu holen, war so dreist sich dem photographischen Laboratorium bis auf etwa zwanzig Schritt zu nähern, wurde dann aber mit einem gut gezielten Schusse sofort zu Boden gestreckt.

Die gewaltige Hitze, die Dschengelnfieber und die wilden Thiere waren aber nicht die einzigen Feinde in jener nun öden Gegend, die einst ein Sitz hoher Cultur gewesen ist. Die Reisenden waren bisher auf ihren weiten Wanderungen in Indien von Räubern unbehelligt geblieben und in ihrer Sicherheit nicht bedroht worden. Allerdings waren sie stets vorsichtig und auf der Hut gewesen, hatten immer eine starke Bedeckung bei sich und glaubten deshalb keinen Ueberfall besorgen zu dürfen.

Als sie in der Nähe von Sandschi das Lager aufge-



Mohammedanerin in Bhopal.

schlagen hatten, waren sie doppelt vorsichtig, weil die Dorfbewohner in jener Gegend sich sehr unfreundlich benahmen. Abends stellte Rousselet selbst die Wachtposten auf, ließ mehrere Feuer anzünden und stand Nachts einige Mal auf, um sich zu überzeugen daß Alles in Ordnung sei. Das Dorf Sandschi-Kanalhera hatte, wie das bräuchlich ist, eine Wache von zwölf Tschaukeydars stellen müssen, die am folgenden Abend mit eben so viel anderen abwechselten. Sie sind Alle Familienväter und verpflichtet jeden nächtlichen Angriff auf das Lager zurückzuweisen; sie dienen als Geiseln für die Sicherheit und falls etwas gestohlen wird ist das für die Wächter verantwortliche Dorf zum Ersatz verpflichtet.

„Abends 6 Uhr hielt ich wie gewöhnlich meinen Umgang um das Lager. Nachher legte ich die Uhr mit der Kette in einen schweren stählernen Kasten, den ich unter mein Bett schob; vor dem Schlafengehen legte ich meine Flinte und zwei Revolver so hin, daß sie mir sofort zur Hand waren.

Um Mitternacht hörte ich ein leises Geräusch, da jedoch im Zelte wie außerhalb desselben Alles ruhig blieb, schlief



Dschat-Bauern im nördlichen Malwa.

ich bald wieder ein. Aber etwa eine Stunde nachher fuhr ich plötzlich aus dem Schlaf auf, als ich dicht hinter meinem Kopfpolster ein Geräusch vernahm; ich griff sofort nach den Waffen, aber in dem von einer Nachtlampe matt beleuchteten Zelte konnte ich nichts Verdächtiges finden. Ich nahm meine Flinte, patrouillirte das Lager ab, fand Alles in Ordnung und legte mich wieder schlafen.

Sobald es Tag geworden war ließ ich die Tschaukeydars kommen; sie alle betheuerten, daß während der Nacht Alles ruhig geblieben und nichts Auffallendes von ihnen bemerkt worden sei. Ich ging also beruhigt in mein photographisches Laboratorium, wo ich auch sofort bemerkte, daß ein Kasten mit Abdrücken fehlte; dann untersuchte ich auch mein Zelt. Der stählerne Kasten, welchen ich unter mein Bett geschoben hatte, war nicht mehr da. Sofort machten meine Leute sich auf, um die ganze Gegend zu durchsuchen und nach Verlauf einer guten Stunde brachten sie denn auch den Kasten zurück, aber leer, denn er war mit einer Hacke zerschlagen worden. Für mich war das ein sehr empfindlicher Verlust; ich hatte in demselben eine werthvolle Uhr und eintausend Rupien Geld verwahrt, sodann auch eine Sammlung von Diamanten und die Schmucksachen, welche man mir an verschiedenen Höfen geschenkt hatte. Das Ganze hatte einen Geldwerth von etwas mehr als zwanzigtausend Francs. Außerdem waren die Geldanweisungen verloren die ich an einige Banquiers in Bhopal hatte und ich war nun völlig ohne Mittel.

Unverweilt ließ ich Alles was geschehen war dem bhopalesischen Districtsbeamten anzeigen und noch an demselben Tage fand er sich mit einer Anzahl von Schreibern und Gensdarmen in Sandschi ein. Die Tschaukeydars wurden ohne Weiteres in Eisen gelegt, die gesammten Einwohner der beiden Dörfer, Weiber und Kinder nicht ausgeschlossen, für Gefangene erklärt und auf einen mit Stricken umzogenen Platz zusammengedrängt; die Ueberwachung war streng; jeder Einzelne wurde ins Verhör genommen. Am andern Tage kam ein Beamter aus Bhopal mit der Meldung, daß die Königin mir den ganzen Verlust ersetzen werde; gleichzeitig erschien auch ein Richter aus der Hauptstadt, der nun seinerseits die Untersuchung führte. Alle leugneten, keiner wollte beim Diebstahle betheiligt sein. Da erklärte ein achtjähriges Kind, das sich vor Schlägen fürchtete, welche von den Sipahigensdarmen kräftig und in Menge ausgetheilt wurden, daß vier unserer Tschaukeydars die Diebe seien. Sie wurden unverweilt vorgeführt und gestanden nichts trotzdem sie ganz unbarmherzig geprügelt wurden; es gelang indeß, alle einzelnen Umstände völlig ins Klare zu bringen. Einer von ihnen war von mir selbst vor dem Zelte genau dort aufgestellt worden, wo der Dieb die Leinwand zerschnitten hatte und hineingekrochen war. Ein anderer war von meinen Dienern Nachts dort gesehen worden, wo man den Kasten fand, und ein Bauer erklärte rund heraus, Jedermann wisse, daß die Diebe zu einer Bande von Dakoits, Räubern, gehörten. Trotz alledem gestanden sie nichts; wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt hätte, wären sie von den Gensdarmen halb todt geschlagen worden. Sie alle vier wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt und ohne Weiteres in Ketten nach Bhopal abgeführt. Von den entwendeten Sachen kam nichts wieder zum Vorschein, außer daß man die Geldanweisungen beim Dorfe fand; von diesen hätten die Diebe ja keinen Gebrauch machen können."

Die Reisenden verließen das gastliche Bhopal am 1. December 1867. Die Königin schenkte ihnen einen bequemen Reisewagen und gab ihnen ein starkes Geleit mit. Das Ziel ihrer Wanderung war nun Agra und sie nahmen den Weg dorthin durch Malwa und über Gwalior, welches sie früher schon besucht hatten. Sie fanden überaus schlechte Wege bis sie an die von den Engländern gebauete Poststraße gelangten, welche zu der großen indischen Stammbahn führt.

Im nördlichen Malwa trafen sie vielfach auf Bauern, welche dem Volke der Dschat angehören. Dieselben sind weit verbreitet und zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen. Man findet sie gen Norden hin bis nach Beludschistan hinein, in Katsch-Gandawa bilden sie den Hauptbestandtheil der Landbevölkerung, wie sie denn überhaupt mit Vorliebe und Geschick dem Ackerbau obliegen. Sie reden eine eigene Mundart, das Dschetki. Nicht mit Unrecht gelten diese Dschat für den kräftigsten aller arischen Stämme Indiens und sie sind eben so tapfere Krieger wie die Radschputen. Als ihre Heimath nimmt man das Bari-Duab an (zwischen dem Bias und Ghara im Osten und dem Rawi im Westen), sie sind aber auch bruchstückweise bis an die Dschamna vorgedrungen und im Schutzstaate Dholpur sowohl wie in Bhartpur sind Fürsten und Volk von ihrem Stamm. Mit Recht bezeichnet man sie als einen energischen Menschenschlag.

---

# Die Verbreitung der methodistischen Missionen.

Für Geographie und Völker- und Sprachkunde sind die Missionen in fremden Erdtheilen von großem Nutzen; wir verdanken den Berichten der Sendboten viele werthvolle Notizen und nehmen deshalb mehr oder weniger gern eine Menge der bekannten und herkömmlichen Redensarten von Erfolgen und Hoffnungen mit in den Kauf; das gläubige und zahlende Missionspublicum will dergleichen haben und erbauet sich daran.

Die wesleyanischen Methodisten haben jüngst in London einen Bericht über die Thätigkeit ihrer Sendboten im Jahr 1873 veröffentlicht, der unser Interesse in Anspruch nimmt, weil er eine Menge von Thatsachen enthält. Diese Methodisten haben Missionen auch in Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und anderen europäischen Ländern, wo sie es auf Bekehrung andersgläubiger Christen und der Juden abgesehen haben; dann auch in Indien, China, auf Ceylon und in anderen mohammedanischen und heidnischen Gegenden. In sämmtlichen protestantischen Missionen Indiens beträgt die Zahl der eingeborenen Christen Alles in Allem 224,258 Seelen, während Indien reichlich 180,000,000 Einwohner hat. In China haben die verschiedenen Missionsgesellschaften nur etwa 9000 Eingeborene bekehrt, und in 18 Provinzen des Blumenreiches der Mitte, welche zusammen 170 bis 180 Millionen Köpfe zählen, ist noch gar keine protestantische Mission. Die Wesleyaner haben in China 6 Hauptstationen, 5 Capellen, 8 andere

Plätze wo gepredigt wird, 12 Missionäre, 12 Katechisten, 17 Schullehrer, die am Tage Unterricht ertheilen, 233 Mitglieder ihrer Kirche, 164 die noch unter Prüfung standen um zur Taufe vorbereitet zu werden, 504 Schüler; 608 Individuen wohnten der Andacht bei.

Auf Südafrika setzen diese Missionen große „Hoffnungen". Die Capcolonie hat 469,381 Bewohner und das jetzt ihr angeschlossene Britisch-Cafraria 86,201; das Fingoland 40,000; das unabhängige Kaffernland 150,000; Basutoland 75,000; West-Griqualand 30,000; Neu-Griqualand 15,000; Natal 298,802; Oranje-River-Republik 35,000; Transvaal 30,000. Nördlich von dem letztern wohnen die mächtigen Matebelestämme, westlich von diesen leben Betschuanastämme zerstreut; im Norden des westlichen Theils der Capcolonie sind die Namaqua, Damaras und die Owampo, zusammen etwa 200,000, über welche wir gelegentlich nach den Schilderungen des Dr. Gustav Fritsch einige Angaben mittheilen werden. Rechnet man hinzu 300,000 Köpfe für die Matabele- und Betschuanastämme, und 250,000 für die Zulus und andere Stämme, die von Natal nach Norden hin bis zur Delagoabay wohnen, so kann man für Südafrika vom 18. Gr. südl. und mit Einschluß der portugiesischen Ansiedelungen in runden Ziffern 2,000,000 Bewohner annehmen. Der Bericht hofft, daß „Südafrika ein Versuchsfeld für die zukünftige Civilisation und die Christlichmachung ganz Afrikas bis nach Abyssinien hin sein werde", was uns als eine überaus sanguinische Hoffnung erscheint, wenn wir z. B. bedenken, daß ein so eifriger Sendbote wie Rebmann in Kisuludini bei Mombas unter den Wanika nach dreißigjährigen Bemühungen es nur zu einem „Gemeindelein" hat bringen können, das aus einem paar Dutzend schwarzer Leute besteht, die Kinder mit eingeschlossen.

Im Districte von Grahamstown im Caplande erzieht man Eingeborene zu Geistlichen, „welche ohne Zweifel das Evangelium in Gegenden tragen werden, die bisher von der Wahrheit noch unberührt geblieben sind." — Im Betschuanadistrict predigen einige Missionäre in drei verschiedenen Sprachen, in zweien kann jeder von ihnen Andachten halten; ihre Gemeinden bestehen aus Fingos, Basutos, Hottentoten, Kaffern und englischen Ansiedlern; im Nataldistricte werden auch bei den aus Indien dorthin gebrachten Kulis Bekehrungsversuche gemacht.

In Westafrika und namentlich im Hinterlande von Sierra Leone und der Niederlassung am Gambia steht das Christenthum drei halbbarbarischen Völkern gegenüber, den Joloffen, Mandingos und Fulahs (Fulbe, Peuls), welche sich zum Mohammedanismus bekennen, seit langer Zeit über die Neger herrschen und sich gegen das Christenthum sehr feindselig verhalten. — „In Aschanti und Dahomay haben die Missionäre gar nichts ausgerichtet, es ist aber zu hoffen, daß die wesleyanische Mission in Kumassi bald wieder eröffnet werde." — In Sierra Leone predigen einige Missionäre in der Yoruba- und in der Sherbrosprache sowohl wie Englisch. Im Kriege mit den Aschantis sind die meisten Missionen an der Goldküste eingegangen, 13 Capellen und 3 Missionshäuser wurden zerstört.

In den britisch-westindischen Colonien mit etwa 1,000,000 Seelen arbeiten 386 europäische und Colonialmissionäre verschiedener Gesellschaften; dieselben erfordern im Jahre 40,000 Pf. St. (etwa 800,000 Mark); dazu kommen noch die Ausgaben für die Mission der Hochkirche. In Honduras ist die Thätigkeit geringer geworden. Der Bahamadistrict hat zwei Stationen; eine auf den eigentlichen Bahamas, die andere auf Turks Island; dazu kommen zwei Stationen auf St. Domingo. Diese alle stehen unter der englischen Conferenz.

Dann hat man aber auch solche die unter den irischen, französischen, canadischen, eastern britischen und australischen Conferenzen stehen. In Irland sind 33 Hauptstationen und 45 Geistliche; zu Calais in Frankreich werden die Andachtsübungen der Methodisten gegenwärtig von mehr Katholiken besucht als früher; zu Lisieux in der Normandie haben sieben Leute der päpstlichen Religion öffentlich abgesagt. Im Departement der obern Marne und in einigen Theilen jenes der Marne und der Maas giebt es außer den Methodisten keine anderen Vertreter des Protestantismus. In einigen Gegenden im Departement der Drôme stehen die Kanzeln der anglicanischen Kirche den Methodisten offen. Die Zustände der französischen Protestanten in den östlichen Cevennen werden als unerfreulich dargestellt. „Unter den vielen, starkbevölkerten Landgemeinden, die uns umgeben, wüßten wir keine zu nennen, in welcher an jedem Sonntage protestantischer Gottesdienst gehalten würde; wir kennen ein Dorf, in welchem seit Menschengedenken gar kein solcher gehalten worden ist. Wir fragten den Schulmeister, wie viele Protestanten in demselben wohnen; er nannte die Zahl, fügte aber hinzu, wenn eine Volkszählung stattfände, würden ein paar hundert Protestanten sich nicht als solche in die Listen eintragen lassen sondern als Freidenker. So weit ist es mit der Aufrichtigkeit gediehen."

Die canadische Missionsgesellschaft hat in Britisch-Columbia und in Manitoba 12 Missionen und 13 Sendboten für die Ansiedler, und 37 für die Indianer am Saskatschewan, im Gebiete der ehemaligen Hudsonsbay, den Provinzen Ontario und Quebec; sodann 155 häusliche Missionen mit 191 Missionären in Ontario und Quebec, 4 Missionen mit 5 Missionären, welche unter den Deutschen arbeiten, eben so viele nebst einem Agenten für die französisch redende Bevölkerung. Sie hat auch zwei Missionäre in Japan zu Jokohama. Im verflossenen Spätjahre sind Anstalten getroffen worden auf den beiden französischen kleinen Fischerinseln St. Pierre und Miquelon (im St. Lorenzbusen) Missionsanstalten zu gründen, weil diese Eilande Hauptstationen des französischen transatlantischen Telegraphen bilden und dort viele Engländer leben, denen man predigen will. In Australien sind Missionen in Castlemaine, Sandhurst und Melbourne für die dortigen Chinesen.

Auf den Freundschafts- (Tonga-) Inseln sind alle Bewohner getauft, und 19,000 derselben besuchen die Kirchen. Auf den Samoainseln (Navigatoren) ist das Missionswerk durch Krieg gehindert worden. Auf Levuka, Fidschi, wird englischer Gottesdienst gehalten. „In einem Bezirke sind 53 Kirchen gebaut worden, in einem andern 214 Personen von der päpstlichen Religion zum Methodismus übergetreten. Auf Rotuma bereiten die Agenten Roms uns manche Schwierigkeiten; sie möchten, wenn sie könnten, die protestantischen Häuptlinge zermalmen (crush) und die von den Fidschi-Inseln dorthin geschickten Lehrer fortjagen."

In dem Missionswesen bildet die Eifersucht und der Concurrenzneid verschiedener Secten und Hierarchien bekanntlich einen sehr dunkeln Fleck, der sich mit einer „Religion der Liebe", welche in der Theorie eine so große, in der Praxis eine sehr kleine Rolle spielt, nicht verträgt. Protestantische und vaticanische Missionen haben es ja, in Nordamerika z. B. bis hoch über den Polarkreis hinaus, auf gegenseitiges Abfangen von Indianerseelen angelegt und auf

den Inseln der Südsee liegen sie sich ganz offen als bittere Feinde in den Haaren. Da sie aber allesammt, so gut sie es in ihrer Art auch an und für sich meinen, doch nur wenig ausrichten, so sollte es ihnen schon der gesunde Menschenverstand sagen, daß sie am besten thun und kein Aergerniß geben, wenn sie einander in Frieden lassen.

---

# Das Kopfjagen bei den Nagastämmen in Assam.

Allmälig werden wir mit den Völkern, welche an beiden Seiten des mittlern Bramaputra wohnen, näher bekannt; die Engländer kommen mit ihnen von ihren Besitzungen in Assam aus häufiger in Berührung als in früheren Zeiten der Fall war. Neuerdings haben wir durch einen der dortigen Beamten, S. E. Peale, einen werthvollen Bericht über die sogenannten Naga-Völker und einige benachbarte Stämme erhalten, der viel Neues bringt.

Das Gebiet der Nagas liegt zumeist zwischen 25° und 27° 30′ N., 93° 30′ bis etwa 96° O. Oestlich von ihnen finden wir die in neuerer Zeit mehrfach genannten Singphus (Tsingpos oder Tschingpahs), eine besondere Unterrace, die sich in Sprache, Sitten und äußerer Erscheinung von den Nagas unterscheiden; sie werden von den Birmanen als Chachyens bezeichnet. Im Norden der Nagaberge liegt Assam, nach Westen hin wohnen Stämme der Mikirs und Dschyntias; nach Süden hin kennen wir die Grenze nicht genau und die Nagas scheinen dorthin mehr oder weniger in die turanischen Racen in Manipur überzugehen. Die Stämme nach dieser Richtung hin werden zwar auch noch als Nagas bezeichnet, zerfallen aber in eine so große Menge von Abtheilungen und Unterabtheilungen und sind so sehr zersplittert und zerklüftet, wie kaum irgendwo anders auf Erden der Fall ist.

Gruppen von Dörfern und Stämmen werden von den Assamesen mit allgemeinen Benennungen bezeichnet, z. B. Angamas, Rengmas, Latus rc.; diese aber zerfallen ihrerseits wieder in kleinere unabhängige Gemeinschaften. Es kommt vor, daß ein Stamm etwa zwanzig oder mehr Dörfer zählt, in denen allen dieselbe Mundart gesprochen wird und welche einen gemeinschaftlichen Häuptling haben; manchmal aber zählt ein Stamm nur vier Dörfer, ja nur ein einziges Dorf, wie es z. B. in der Nähe von Peale's Wohnort der Fall ist. Manche Dörfer haben gar keinen anerkannten Radscha, Häuptling, sondern nur einen Chambau, Ortsvorsteher.

Die Region zwischen dem Irawaddy, Assam und Bengalen besteht zumeist aus dichtbewaldeten Hügeln von mäßiger Höhe und hat gleichmäßige klimatische Verhältnisse. Der Südwestmonsun bringt vom bengalischen Meerbusen herauf gewaltige Regengüsse und die Vegetation ist überaus üppig. Die Dörfer liegen oben auf den Hügeln, oder auf den Ausläufern der Berge, und in der Regenzeit, also vom Mai bis October, findet kein Verkehr unter ihnen statt. Man sieht kaum eine Strecke flachen Landes, Alles ist Hügel und Thal und deswegen muß der Feldbau in eigenthümlicher Weise betrieben werden. Man schlägt im Walde Bäume nieder, bestellt die gelichtete Strecke nur zwei Jahre und muß, weil dieselbe dann vom üppigsten Pflanzenwuchse förmlich überwuchert wird, wieder Bäume umhauen, weil andauernde Bestellung geradezu unmöglich ist.

Das Wort Naga hat eine bestimmte geographische Umgrenzung und die Nagastämme zerfallen, wie schon bemerkt, in buchstäblich unzählige von einander unabhängige Stämme; diese sind fortwährend im Kriege mit einander.

Das Kopfjagen ist allgemein Brauch bei den Nagas, Garrans oder Garos, Kukis, Luschais und anderen Stämmen in diesen Gegenden des östlichen Bengalen. Man verschafft sich Menschenköpfe im Kriege, durch Raubzüge oder gelegentlichen Ueberfall. Dieser Brauch besteht seit lange und ist Ursache der starkmarkirten Verschiedenheiten sowohl in der Sprache wie in der physischen Erscheinung unter den Nagastämmen. Nicht zwei derselben sind einander völlig gleich.

Man hat wohl angenommen, daß die Fehden und Mordthaten ihren Grund im Rachegefühl oder in Blutfehden hätten, oder durch persönliche Streitigkeiten verursacht würden; das trifft aber nur ausnahmsweise zu. Bei einigen Stämmen mag wohl Krieg die Ausnahme bilden, bei anderen ist das Umgekehrte der Fall und mehrere liegen mit einander in ewiger Fehde.

Die meisten derjenigen Nagastämme, mit welchen unser Berichterstatter bekannt ist, tättowiren sich mehr oder weniger stark, theils im Gesicht, theils am Körper. Um dieses „Zeugniß der Mannhaftigkeit“ anbringen zu dürfen, müssen sie dem Radscha einen Menschenkopf vorzeigen, der im Allgemeinen aus einem nicht nahe verwandten Stamme geholt wird. Niemand kümmert sich darum wie man zu einer solchen Trophäe kommt, genug er bringt ihn dem Häuptling, wird dann mit dem Ak oder Stammeszeichen tättowirt und gilt von nun an für einen Mann.

Der Kopfjäger legt sich auf dem Grund und Boden eines andern Stammes in einen Hinterhalt und lauert Weibern oder Kindern auf. Oder mehrere junge Leute, welche sich den Ak erwerben wollen, verstecken sich an einem Teiche, wohin, wie sie wohl wissen, Leute zum Fischen kommen; erscheinen diese in größerer Menge, so ziehen sie sich in aller Stille zurück; wenn in kleiner Anzahl, werden sie überfallen und verlieren ein paar Köpfe, obwohl auch die Angreifer manchmal einige einbüßen. Zuweilen unternehmen die jungen Männer mehrerer Dörfer oder auch verwandter Stämme einen Streifzug nach einem fern gelegenen Dorfe, der mitunter Erfolg hat, manchmal aber schlimm für sie endet. Dabei ist gewöhnlich ein schon älterer Mann Anführer: er will sich dabei einen Extra-Ak erwerben, ein weiteres Ordenszeichen. Es ist schwierig, einen solchen Streifzug von einem regelmäßigen Kriegszuge zu unterscheiden, weil in beiden Fällen unbedingt Köpfe geholt werden. Am häufigsten gewinnt man diese Siegeszeichen allerdings in Folge von Wegelagern und aus dem Hinterhalte. Persönliche Feindschaft oder Streitigkeit bleibt, wie schon bemerkt wurde, außer aller Frage.

Gelegentlich kommen auch wohl regelrechte Stammesfehden vor, auch wohl Blutfehden unter Familien. So wirken mehrerlei Ursachen zusammen, daß wir viele kleine Stämme finden, die abgesondert auf Bergspitzen wohnen und ganz und gar sich auf sich selber und ihre Hülfsquellen angewiesen sehen, und diese Absonderung hat auf ihre Sprache und ihren äußern Habitus, wie gleichfalls schon hervorgehoben wurde, einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Sie

sind übrigens ein hübscher, kräftiger, thätiger Menschenschlag und in Allem was sich auf Leben und Arbeiten im Walde bezieht ausgezeichnet; dagegen mangeln ihnen alle industriellen Fertigkeiten, selbst das Verfertigen von Töpfen, Bearbeitung der Metalle, Schrift &c. Sie gehen fast ganz unbekleidet und bedürfen auch der Kleidung nicht. Bemerkenswerth bleibt immerhin, daß sie nicht einmal ordentliches Ackergeräth haben. Die sogenannte Dâu, eine Pförmige Axt, ist buchstäblich Alles in Allem; mit derselben verrichten sie fast jede Arbeit; außerdem haben sie ein Bambusgeräth zum Ausreißen von Unkraut und eine sehr kleine eiserne Hacke. Mit der Dâu lockern sie vor der Aussaat den Boden auf.

Ihre geistigen Anlagen und Fähigkeiten sind gering. In Allem was auf ihr tägliches Leben und Treiben Bezug hat, zeigen sie sich gewandt und schlau, darüber hinaus aber ungemein beschränkt. Peale kennt keinen einzigen Naga der über 10 hinaus zu zählen vermöchte, und die Zahlwörter sind allemal, wenn man 20 oder 30 Miles weiter geht, verschieden. Der Engländer zahlte ihnen manchmal den Arbeitslohn in verschiedenartigen kleinen Münzen aus, aber nur sehr wenige konnten es bis zum einfachsten Addiren bringen. Sie sitzen im Schatten eines Baumes und zählen an den Fingern ab, können aber damit nicht fertig werden. Der Bruder eines Häuptlings meldete ihm, daß drei seiner Söhne und sein Bruder, die auf eine Kopfjagd ausgezogen waren, ihrerseits von einem Hinterhalt aus überfallen und erschlagen worden seien. Er wollte die Zahl dreizehn anschaulich machen; zuerst hielt er beide Hände mit geöffneten Fingern in die Höhe und hielt dann drei Fußzehen dicht zusammen, betonte aber, daß Peale ja die fünf Finger nicht vergessen solle, mit welchen er die drei Zehen hielt.

Ihre Bezeichnung für das höchste Wesen, den Gott der Christen, ist auch gleichbedeutend mit Engel, Kobold, Geist &c.; er peinigt gern die Menschen, man kann ihn aber günstig stimmen, wenn man Eßwaaren für ihn an den Weg stellt. Jedenfalls ist ihr religiöses Gefühl äußerst schwach. Auffallend ist, daß sie alle Steinbeile, welche sie beim Urbarmachen des Landes finden, unberührt lassen und wegwerfen; dieselben gelten für gefährlich, weil sie von längst verschwundenen Wesen herrühren, die eigentlich keine richtigen Menschen gewesen seien. Heute sind bei den Nagas keine Steinwaffen oder Steingeräthe in Brauch; aber die Schmiede am Abhange des Hügellandes bedienen sich der Steine zum Hämmern.

Im anthropologischen Institute zu London gab Major Godwin-Austen einige Erläuterungen. Von den Nagastämmen, welche im Innern des Hügellandes wohnen, wissen wir noch gar nichts. Die welche er kennen lernte, wohnen westlich von denen, welche Peale beschreibt, im Berglande zwischen Assam und Manipur; es sind die Aughami, Tangkul und Kutscha Naga in der Gegend von Asalu. Sie sind von den Kukis völlig verschieden; diese kamen von Südwesten aus Arrakan hinauf, die Nagas sind von Osten hergekommen. In Bezug auf das Kopfjagen verhält es sich bei den eben genannten Stämmen eben so wie bei denen, welche oben geschildert worden sind. Die Aughami haben das Tättowiren nicht; statt desselben tragen Stränge von Kaurimuscheln diejenigen Männer, welche einen Feind getödtet oder auf irgend welche Weise einen Kopf genommen haben. Die Zahl derer, welche ermordet werden, ist außerordentlich groß; Austen sah in dem Dorfe Gaziphimi nicht weniger als 53 Schädel, die auf Stangen befestigt waren. Die Kukis in den nördlichen Kascharhügeln befestigen hartes Holz oder einen Stein an einem Stiel und gebrauchen dieses Werkzeug zum Entfernen des Unkrautes. Die Aughami haben Zahlwörter bis zu 100. Schlangenverehrung kommt nicht vor. Sie selber nennen sich nicht Nagas; dieser Name wird ihnen von den im Hügellande wohnenden Assamesen beigelegt.

Das Kopfjagen kommt bekanntlich auch bei den Dajaks auf Borneo vor; es ist aber unstatthaft daraus irgend welchen Zusammenhang zwischen ihnen und den Nagas zu folgern.

---

# Nordamerikas zukünftige Bevölkerung.

Wir finden in einer deutsch-amerikanischen Zeitung die nachstehenden Betrachtungen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Es ist doch eine seltsame Erscheinung, daß bei den Nachkommen der alten Einwanderer von Nordamerika, bei den Amerikanern par excellence, die Zahl der Geburten beständig geringer wird. Die statistischen Nachweise zeigen dies unwiderleglich und geben weitsichtigen Leuten viel zu denken. In den dünnbevölkerten, von neuen Ansiedlern bewohnten Ländern, wie Oregon, Iowa, Minnesota, Missouri, fehlt es nicht an einem gesunden Verhältniß natürlicher Zunahme, doch in den alten Colonien und namentlich in den großen Städten Neuyork, Philadelphia, Boston und Neuorleans zeigt sich eine stetige Abnahme in der Anzahl einheimisch geborener Kinder. Merkwürdig ist das den übrigen Staaten von Massachusetts, dem religiösen Mittelpunkt von Neu-England, „dem intellectuellen Lichte der Vereinigten Staaten", gegebene Beispiel. In Massachusetts heirathen wohl die jungen Frauen, werden aber selten Mütter. Die Frauen wollen Gefährtinnen ihrer Männer sein, begabte, kluge, zuverlässige Gefährtinnen, aber Mütter wollen sie nicht sein.

Zu gleicher Zeit geht die Macht Neu-Englands auf den Westen über. Die überwiegende Mehrzahl der werdenden Generation in Boston ist entweder deutschen oder irischen Ursprungs. Dies ist nicht eine Folge davon, daß die Deutschen und Irländer zusammen an Zahl die auf der Scholle Geborenen übersteigen; diese Nationalitäten sind zweifelsohne zahlreich vertreten, haben aber noch nicht das Uebergewicht. Die Ehestandslisten zeigen eine Ueberzahl auf Seiten der Einheimischen, und wenn man die Geburten verzeichnet, laufen die Nachweise in anderer Richtung ab. Als Illustration dazu muß man einmal die kleinen Anzeigen eines nordamerikanischen Blattes lesen; es sind zwar nur Annoncen, aber Annoncen von traurigster Bedeutung.

In einzelnen Staaten scheinen namentlich in den höheren Ständen die Frauen sich verschworen zu haben, dem Lande keine Kinder liefern zu wollen. Hepworth Dixon hatte einmal in Providence, der Hauptstadt von Rhode Island, eine Unterredung über diesen Gegenstand mit einer Dame, welche

die Thatsachen so einfach auffaßte, wie sie ihr, ihrer Aussage nach, von Worcester, Springfield, Neuhaven her und aus Hunderten der reinsten Städte in Amerika bekannt waren. Sie sagte mit großer Unbefangenheit Folgendes: „Die erste Pflicht einer Frau ist: in den Augen des Mannes schön zu erscheinen, so daß sie im Stande ist, diesen an ihre Seite zu fesseln und einen Einfluß zum Guten auf ihn zu üben, nicht ein Aschenbrödel im Hause, eine Sklavin in Küche und Kinderstube zu sein. Alles was in dieser Beziehung einer Frau schadet, ist ihrem eigenen Interesse zuwider, und sie hat das Recht es von sich zu stoßen, gerade wie ein Mann eine Brandschatzung verwerfen würde, welche man auf seine Ersparnisse zu legen versuchte. Der erste Gedanke einer Frau sollte der an ihren Mann sein, und dann der an sich selbst, an seine Begleiterin in der Welt. Nichts sollte jemals zwischen diese zwei kommen dürfen." — Auf Dixon's Frage, ob Kinder störend zwischen Vater und Mutter treten können, sagte sie kühn: „Ja, sie thun dies, sie beanspruchen die Zeit der Mutter, verderben ihre Schönheit und ihr Leben. Wenn Sie diese Straße hinabgehen (die von Providence), werden sie Hunderte zarter Mädchen bemerken, welche eben zu jungen Frauen erblühen. In einem Jahre sind sie möglicherweise verheirathet, in zehn Jahren sind sie häßlich und alt. Ihrem Aussehen zu lieb wird kein Mann sich um sie kümmern. Ihre Männer werden kein Feuer in ihren Augen, keine Rosen auf ihren Wangen finden. Sie haben ihr Leben ihren Kindern geopfert." Dies Alles sprach sie eifrig und in der festen Ueberzeugung, daß es von jeglicher Dame am hellen Tage vor aller Welt ausgesprochen werden könne. Doch welch ein Frevel liegt darin!

In den dünn bevölkerten Districten des Westens gelten solche Anschauungen allerdings nicht. In Ohio und Indiana bei den Neueingewanderten ist die Frau stolz auf ihre Kinder, und der Missouri-Mann, welcher keine schöne Dame zur Frau hat, freut sich über seine kräftigen Söhne. In Neu-England, in Neuyork ist es eben anders. Möglicherweise mag es nur Mode sein, aber in der That verliert, wenn man so sagen darf, Amerika viel aus Mangel an Müttern. In den großen Städten unter den Shoddyköniginnen, welche in Monstrehotels, unter den edeleren Damen, welche in ihren eigenen Häusern leben, findet man sehr selten eine Frau, die eine Brut wilder Jungen und Mädchen um sich hat. Anspielungen auf die Kinderstube, die in England und Deutschland von einer jungen Frau als Complimente aufgenommen werden, empfängt man hier mit einem Lächeln, begleitet mit Achselzucken von unzweifelhafter Bedeutung. Wenn nicht bald eine Umkehr stattfindet, so wird das Ende dieser Mode unter den höheren Classen wohl nichts Anderes sein, als schnelles Verschwinden der alten amerikanischen Race. Von Osten aber kommen in großen Zügen Deutsche, Skandinavier und Irländer, welche bis nach dem fernen Westen hinüberdringen; über den Stillen Ocean segelt eine colossale Einwanderung von Chinesen herbei. Diese neuen Elemente werden die alten absterbenden auffrischen und nach einigen Generationen wird eine neue Race zum Vorschein kommen. —

Höchst bedeutsam ist, was der Freiherr von Hübner, dieser feine und merkwürdig vorurtheilsfreie Beobachter, in der Zusammenfassung seiner Eindrücke von Nordamerika sagt: „Ihr seid im Alter des Wachsthums," ruft er den Amerikanern zu; „Ihr seid noch nicht fertig. Was werdet Ihr am Tage der Reife sein? Ihr wißt es nicht und Keiner kann es voraussehen, denn die Geschichte bietet kein Beispiel einer ähnlichen Genesis wie die Euere ist. Bei den anderen Nationen des Erdballs, und namentlich bei denen von Europa, seien sie nun groß oder klein, rollt dasselbe Blut in den Adern jedes ihrer Angehörigen. Es giebt wohl Staaten mit verschiedenen Nationalitäten, allein die Racen leben neben einander und jede bewahrt ihren eigenen Charakter. Sie haben gemeinschaftlich einen Souverain, eine Centralgewalt, zuweilen eine Gesetzgebung, dazu eine Menge gemeinsamer Interessen, aber sie bewahren ihre Sprache, ihre Sitten, oft ihre Religion und ihre geschichtlichen Rechte, doch sie amalgamiren sich nicht. Wo eine Vermischung stattfand, vollzog sie sich nur langsam in Folge eines Processes, der Jahrhunderte gedauert hat . . ."

Nordamerika bietet dagegen ein ganz anderes Schauspiel. Im Anfang zeigte sich freilich eine gewisse Analogie; das anglo-sächsische Element herrschte vor; die große Mehrheit der Einwanderer kam aus England. Die Holländer, welche ihrer Zahl nach kaum Bedeutung hatten, die Franzosen in Canada und Louisiana konnten ihnen das Terrain nicht streitig machen. Die Indianer zogen sich schon in die Wälder zurück, wie das Hochwild angebaute Gegend flieht. Die Engländer waren daher Herren des Landes, und der Name Neu-England hat noch seine Berechtigung. Auf diesem Gebiete vermochten die Abkömmlinge der britischen Ansiedler kraft ihrer weit überwiegenden Mehrheit die kleine Anzahl der ungleichartigen Elemente zu absorbiren und gewissermaßen eine Nation zu bilden. Der Engländer hat den Vereinigten Staaten, in den engen Grenzen von damals, das Blut, die Sprache, die Sitten gegeben, und auch die Ideen des Mutterlandes, mit den Einschränkungen allerdings, welche aus der politischen Trennung, aus der republikanischen Verfassung und aus der Beschaffenheit des Bodens hervorgingen.

Doch seit einigen dreißig Jahren hat sich dieser Stand der Dinge gewaltig geändert. Die englischen Einwanderer, mit Ausschluß der Irländer, welche anderer Race sind, bilden nicht mehr die Majorität. Deutsche bevölkern die Staaten des Westens und ihre Macht wächst von Tag zu Tag in den Ländern des Stillen Oceans. Und dann die Chinesen! Wenn, wie es wahrscheinlich ist, dieser Zufluß nicht englischer Elemente fortdauert, so ist kaum anzunehmen, daß die anglo-sächsische Race im fernen Westen das politische und sociale Uebergewicht behaupten werde, welches ihr doch an den Ufern des Atlantischen Oceans wohl noch gesichert bleibt. Ob sie dieses Uebergewicht bis zum Strande des Stillen Oceans ausdehnen wird, bis nach den neuen Eroberungen hin, welche Tag für Tag von Deutschen, Irländern und Chinesen gemacht werden, ist mindestens zweifelhaft. Aber wer wird die anglo-amerikanische Oberherrschaft ersetzen? Welche neue Race wird aus den Deutschen, den Kelten und Mongolen hervorgehen? Wir wissen dies nicht. Kein Mensch kann es wissen.

---

# Das Wiederauftreten der orientalischen Pest.

Diese ansteckende, in den meisten Fällen mit tödtlichem Verlauf endigende Krankheit hat in früheren Jahrhunderten viel zum Verfall der Länder Vorderasiens und Nordafrikas beigetragen. Es steht geschichtlich fest, daß sie schon vor den Kreuzzügen aus der Levante her mehrmals nach Europa eingeschleppt wurde, und seit der vielfachen Berührung der Europäer mit den Türken und seit der Ausdehnung des Handelsverkehrs trat sie häufiger auf und richtete oftmals große Verwüstungen an. Für den eigentlichen Erzeugungsherd galt Unterägypten. Dr. Stamm in seinem Werke über Nosophthorie, Uebertragung der Krankheitsstoffe, nimmt an, daß Kairo der wahre Pestkessel gewesen sei, so lange dasselbe durch die nun längst abgetragenen Hügel (von 600 Fuß Höhe) eine fast ganz eingeschlossene Lage gehabt habe, und ehe die umliegenden Sümpfe ausgetrocknet wurden. Seitdem entstand weniger „Giftdunst" und die frischen Winde haben freien Zugang.

In Konstantinopel ist die Pest seit 1841 nicht mehr aufgetreten; in Aegypten kam sie seit 1844 nicht mehr vor; zu Bengasi tauchte sie 1858 wieder auf, konnte jedoch keine Verbreitung gewinnen, weil man die heimgesuchte Gegend sofort streng absperrte; auch in Mesopotamien erschien sie 1867. Gegenwärtig ist sie nun wieder in Nordafrika wie in Mesopotamien fast an denselben Punkten zum Vorschein gekommen.

Bengasi, das Berenice der Alten, ist bekanntlich ein Hafen im tripolitanischen Gebiete; 1858 verbreitete sich von dort die Pest über das Hochplateau von Barka, dieser Cyrenaica der Alten. Mesopotamien war dreißig Jahr von ihr verschont geblieben, denn seit 1834 kam kein Fall mehr vor, bis sie 1867 unter den arabischen Stämmen erschien, welche am westlichen Ufer des Euphrat die sumpfigen Gegenden zwischen den Ruinen von Babylon und den von schiitischen Pilgern zahlreich besuchten Wallfahrtsort Meschcd Ali (Nedscheh) inne haben.

Im Tripolitanischen ist nun die Pest in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres in Merdscheh zum Vorschein gekommen, das etwa 20 Karawanenstunden südöstlich von Bengasi und auf der Stelle des alten Barka liegt. Die Stadt ist neu; als sie 1856 von Hamilton besucht wurde, standen erst einige wenige Häuser dort; jetzt zählt sie deren 67, auch werden Felsenhöhlen als Wohnungen benutzt. Es ist dort ebenso schmutzig und unreinlich wie in Bengasi, das von den Türken wegen der Menge unausstehlicher Fliegen als „Königreich der Fliegen" bezeichnet wird. Zwischen dem 7. und 21. Juni wurden von Seiten des Dr. Laval in einer Bevölkerung von 300 Seelen von 30 Erkrankungsfällen 27 Todesfälle constatirt; dieser Arzt erlag selbst am 27. Juli.

Auch 1858 verbreitete sich die Pest bis Merdscheh. Dort bietet die Ebene oder wie man auch sagt das Thal, welches von stark bewaldeten Hügeln umgeben ist, eine Abwechselung von Acker- und Weideland dar; sie ist wegen ihrer hohen Lage auf einer langhingestreckten Hügelkette in den Sommermonaten ein Lieblingsaufenthalt der Beduinen; von den Höhen kommen viele Gesließe herab, welche stehende Wasserbecken bilden. Der Ausbruch der Pest im Jahr 1858 traf zusammen mit einer Hungersnoth in Folge schlechter Ernte, was gegenwärtig nicht der Fall ist.

Die Verbreitungsfläche der Pest in Mesopotamien liegt am untern Euphrat südlich von Masseyb. Die ersten Fälle kamen im Februar vor unter den Affidsch-Arabern, welche den nördlichen Theil der sumpfigen Niederungen am östlichen Ufer inne haben. Sehr rasch verbreitete sich die Ansteckung unter anderen Stämmen an beiden Ufern von Dewanieh an bis nach Hilleh hinauf, an der Westseite auch bis zu den Wallfahrtsorten Meschcd Ali (Nedscheh) und Meschcd Hussein (Kerbela), bis an den Rand der Wüste; sie zog quer durch die Gegend, welche schon 1867 heimgesucht worden ist. Die Seuche scheint seit Juni sich nicht weiter verbreitet zu haben und man hofft, daß sie dort bald erlösche, aber schwerlich wird sich ermitteln lassen, wie viel Opfer sie dort erfordert hat, weil die türkischen Commissäre nur angewiesen sind die Verbreitung und den Charakter der Krankheit zu ermitteln.

Die Affidsch-Araber bei welchen dieselbe diesmal zuerst auftrat, wohnen auf einem ähnlichen Gelände und haben dieselbe Lebensweise wie die Beni-Taraf-Araber bei denen sie, am westlichen Ufer des Euphrat, 1867 ausbrach. Ihr Gebiet ist sumpfig und beinahe vier Monate im Jahre dauert die Ueberschwemmung des Euphrat; ihre Wohnung ist eine aus Rohr gebauete mit dicken Schilfmatten überdeckte Hütte, in welche kein Regen eindringen kann; Hauptnahrungsmittel ist der Reis, der am Rande der Sümpfe vortrefflich gedeiht; die Felder werden häufig unter Wasser gesetzt. Die Verbindung wird vermittelst langer, schmaler Kähne (Terradas) von etwa 10 Fuß Länge unterhalten.

Ein Ausblick von den Birs-Nimrud-Ruinen über das weite ebene Land veranschaulicht die völlige Verödung dieser einst so blühenden babylonischen Gegend. Unwillkürlich erinnert man sich an die Prophezeiung des Jesaias, daß sie zum Aufenthalt der Rohrdommeln werden solle, erfüllt mit Sümpfen und Wassertümpeln. In gewissen Jahreszeiten setzt der Euphrat das ganze niedere Chaldäa unter Wasser. Nur wenige Stellen am Rande der Sumpfregion gewähren dem Auge einen Ruhepunkt; nach Süden hin erblickt man das Grab des Propheten Ezechiel und auf eine Entfernung von etwa 50 englischen Meilen in der Luftspiegelung am Morgen die Moschee des heiligen Ali, die wie ein Goldfleck funkelt, wenn die ersten Sonnenstrahlen auf ihre Kuppel fallen. Näher in der Richtung nach Nordwesten sieht man die Doppelkuppeln von Kerbela, wo Ali's ermordete Söhne Hussein und Hossein begraben liegen. Die Ränder und die Inseln des Sumpflandes werden dann und wann von Chosehl-Arabern besucht und mit einem Fernrohre kann man deutlich ihre Schaf- und Kameelherden erkennen.

Zu derselben Zeit als die Seuche in Mesopotamien und Nordafrika auftrat, verlautete daß sie auch in Revendus im türkischen und in der Umgegend von Bana im persischen Kurdistan erschienen sei; also an den Grenzen der Gegend, wo sie 1870 Opfer gefordert hatte, nämlich in Dörfern zwischen den Flüssen Dschagatu und Tatawa, südöstlich vom Urumiahsee. Seit vierzig Jahren war sie dort nicht gewesen, nun trat sie wieder auf, zunächst in jenen an den Sümpfen, wo Reis gebaut wird.

Zur Winterzeit waren die Dörfer durch hohen Schneefall von aller Verbindung mit der Umgegend abgeschnitten und als sie wieder zugänglich wurden, ergab sich, daß der größte Theil der Bewohner von der Pest hinweggerafft worden war. Die welche noch am Leben waren zogen im Frühjahr auf die Hügel und in andere Bezirke und verschleppten die Seuche, welche dann bald auch im Gebirge sich verbreitete.

Dem Ausbruch war eine Rindviehseuche vorhergegangen und auch die Ernte war schlecht gewesen.

Im Winter 1873 auf 1874 und bis in den Sommer hinein ist bekanntlich ein Theil Kleinasiens durch Hungersnoth schwer heimgesucht worden; in den nun von der Pest ergriffenen Gegenden Kurdistans und Mesopotamiens war das nicht der Fall. Nun fragt sich, ob das Wiedererscheinen der Seuche in weit von einander entfernten Gegenden etwa darauf hindeute, daß sie abermals einen epidemischen Charakter annehmen werde? Die Möglichkeit ist schon früher von Seiten mancher Aerzte zugegeben worden, schon deshalb weil die Lage der Bewohner in den Gegenden wo sie sich lange still verhielt oder auch ganz verschwand, sich seitdem nicht geändert hat. Die Pest ist in den neueren Zeiten in Bezirken ausgebrochen, welche eine andauernde Beobachtung nicht zuließen und wo man also über die ersten Fälle keine Kunde hat. Vielleicht rechtfertigt sich die Annahme, daß die Krankheit, obwohl sie jetzt seltener in ihrer diffusiven Gestalt beobachtet wird, in ihren früheren sagen wir Ursitzen in der Levante doch nicht so ganz und völlig verschwunden ist, wie man allgemein glaubte. In diesem Falle wären die neueren Ausbrüche vielmehr als Recrudescenzen, Wiederausbrüche, denn als Wiedererscheinungen anzusehen. Wie dem aber auch sein möge, Europa muß auf seiner Hut sein und im Nothfalle seine Vorkehrungen treffen. Bei dem heutigen Stande der Arzneiwissenschaft und bei den Maßregeln, welche man eventuell ohne Zögern jedenfalls treffen würde, könnte nicht ausbleiben, daß man einer weiten Verbreitung der Seuche Schranken zöge. Auch ist unter Ueberwachung der europäischen Staaten die türkische Regierung bestrebt, die Straßen zu sperren, von welchen die Pest nach anderen Gegenden verschleppt werden könnte; sie überwacht auch die mohammedanischen Pilger und das gerade ist sehr nöthig.

Soeben, im August, kam die Kunde nach Europa, daß im westlichen Arabien eine der Pest sehr ähnliche Krankheit ausgebrochen ist. Die ägyptische Regierung ist unverweilt ans Werk gegangen, um die Bezirke, wo sie auftritt, zu isoliren. Auch sind alle aus dem Hedschas kommenden Schiffe in den ägyptischen Häfen einer strengen Quarantäne unterworfen; noch mehr, sie hat allen Verkehr mit Tripolitanien, einerlei ob zu Land oder See, unbedingt gesperrt. Der Punkt wo in Westarabien die Seuche zum Ausbruche kam heißt Doga oder Dogar; derselbe ist, in nordöstlicher Richtung, nur eine Tagereise weit von Gunfuda entfernt, dem bekannten Hafenplatze von welchem viel Kaffee verschifft wird. Doga ist eine aus Rohrhütten bestehende Ortschaft am Fuße der Hügel. Wir wissen heute noch nicht, ob und wie weit von dort aus die Seuche sich verbreitet hat.

---

# Kelat und sein Herrscher.

R. K. Am 23. Januar 1872 langte die englische Expedition, deren Reise in Iran Dr. Bellew beschrieben hat (vergl. „Globus" XXV, S. 221 f.), in der Hauptstadt von Beludschistan, Kelat, an. Bei einer Temperatur von nur 22° F. ging es über eine weite, öde, todte Ebene, welche kein Dorf oder Haus, kein Zelt und keinen Baum und nur armselige Spuren von Anbau zeigte; dann eine enge, gewundene Schlucht zwischen hohen Kies- und Geröllbänken hinauf bis zu einer Spalte, von wo Thal und Palast von Kelat sichtbar waren, letzterer auf einem Felsen und die Stadt beherrschend. Der Anblick war wild und düster; alles Leben war bei der Winterkälte erstorben.

Nun führte der Weg einen langen Abhang hinunter, auf welchem den Engländern ein „Istikbal", d. i. eine Begrüßungsdeputation entgegenkam, geführt von dem Schwestersohne des Chans, Mir Karam Chan. Er war ein hübscher, achtzehnjähriger Bursche mit langen, glänzend schwarzen Locken; aber trotz seiner Jugend war er durch zu frühen und reichlichen Genuß gewisser orientalischer Herrscherfreuden entnervt und abgefallen. So prächtig auch sein Gewand und so schön und feurig sein reichgezäumtes Pferd war, so wurde sein Aufzug doch durch sein furchtsames Sitzen beeinträchtigt; so wie das Roß bäumte, fuhr seine Hand nach dem mächtig hohen Sattelknopfe. Ihn begleiteten ein Vetter des Chans und etwa dreißig zerlumpte Reiter, die buntscheckigste Truppe, die man sehen konnte, Perser, Brahui, Beludschen, Sindhi und Sidi, jeder in seiner eigenen Tracht und Bewaffnung von der armseligsten Art und auf einem elenden, schlecht gehaltenen Gaule. Einer nach dem andern verschwand, während der Zug unter den Mauern des Palastes und um die Befestigungen der Stadt herum sich nach dem für die Ankömmlinge hergerichteten oder besser ausgeräumten Hause bewegte, welches eine englische Meile nördlich von der Stadt in einem Garten liegt. Zur Feier der Ankunft gab die Citadelle elf Salutschüsse ab.

Zwei Stunden später zogen die Engländer ihre Uniformen an, um im Palaste ihre Aufwartung zu machen. Die Kälte wurde durch den eisigen Nordwind, welcher hier die ganze Hälfte des Jahres hindurch weht, nur um so fühlbarer gemacht. Denn diese Hochebene (Kelat liegt nach Bellew 6780 Fuß hoch), obwohl an der Grenze der Tropen, mit Delhi und Kairo so ziemlich unter gleichem Breitengrade, hat doch ein europäisch strenges Klima, vier Jahreszeiten, nur im Hochsommer einzelne heiße Tage, im Winter dagegen heftigen Frost und Schneefall. Ueber einen kleinen Fluß und zwischen eingehegten Feldern hindurch führte der Weg durch ein Thor direct auf den Bazar, eine schmutzige Straße mit einer Anzahl armseliger Läden, dann zwischen hohen Mauern einen steilen und schlüpfrigen Abhang hinauf, durch eine dunkele, gewundene Gasse, deren Boden mit allem nur denkbaren Unrath und Abfall bestreut war und die ekelhaftesten Gerüche aufsteigen ließ.

Plötzlich stand die Gesellschaft vor der Thür des Empfangzimmers und gleich darauf vor dem Chan selbst. Ein allgemeines Händeschütteln, von den üblichen Begrüßungsphrasen begleitet, folgte, worauf alle auf einer Reihe Stühle im Empfangszimmer Platz nahmen, in der Mitte Chudadad Chan und Generalmajor Pollock, Major Harrison und Dr. Bellew zu beiden Seiten. Vor ihnen waren zwei alte, schmutzige, persische Teppiche auf dem Boden ausgebreitet, zwischen denen ein großes Becken mit glühenden Holzkohlen stand. Auf dem Rande der Teppiche saßen rechts und links eine Anzahl Hofbeamter, und ganz hinten war des Herrschers Leibgarde aufgestellt, ein Dutzend der ruppigsten Halsabschneider, die man nur irgendwo auftreiben kann. Nicht zwei waren gleich gekleidet oder bewaffnet; jeder sah immer

schurkischer aus, als sein Nachbar, eine wahre Mustersammlung von Verbrechergesichtern.

Noch eine Person war da, welche sich dicht an die Wand geschmiegt hatte, mit einem dicken, gutmüthigen Gesicht und weichen Barte, der Mann wäre entschieden weiß gewesen, wenn er nur jemals nähere Bekanntschaft mit Wasser und Seife gemacht hätte. Die Kleider waren weder rein noch neu und verhüllten fast die ganze Figur; aber wenn diese sich von Zeit zu Zeit ins Gespräch einmischte, geschah es mit dem Nachdruck eines wohlangesehenen Günstlings. Das war der siebzigjährige Wesir Weli Muhammed, des Chans treuester Freund und ein zuverlässiger Verbündeter der Engländer schon länger als ein Menschenalter hindurch. Er war es schon, als General Willshire im Jahre 1839 Kelat eroberte und der damalige Herrscher, Mihrab Chan, mit 400 seiner Leute getödtet wurde.

Der jetzige Chan ist etwa 38 Jahr alt und hat ein nichtssagendes, mitunter albernes Gesicht. Seine Unterhaltung ist kindisch; irgendwelche Fähigkeiten gehen ihm ab, und die meiste Zeit soll er bei seinen Weibern verbringen. Während des Besuches kamen seine zwei Söhne herein, hübsche, reichgekleidete Kinder von sieben und drei Jahren, Mir Mahmud und Mir Schanawas. Daraus besteht der ganze Hof von Kelat.

Das Empfangszimmer ist elend und vernachlässigt, von geringer Höhe, mit großen Rissen in den ehemals geweißten Wänden. Gegen Norden und Westen hat es eine Anzahl Gitterfenster, aus denen man eine hübsche Aussicht auf das ganze Thal mit seinen Dörfern und Gärten genießt. Das ist aber auch das einzig Hübsche und Sehenswerthe in dem ganzen Palaste, der weiter nichts ist, als ein hoher Haufen übereinandergepackter Hütten, welcher die Stadt überragt.

Gewöhnlich überwintert der Chan wegen des rauhen Klimas nicht hier, sondern in Katschha-Gandawa unten in der warmen Indusniederung, wo er auch einen Palast besitzt. Damals hielt ihn aber die Empörung einiger Vasallen auf der kalten Hochebene zurück.

Am folgenden Tage erwiederte der Chan in Begleitung seines Sohnes Mir Mahmud und seines Neffen Mir Karam Chan den Besuch. Er war reich gekleidet und ritt ein prachtvolles, reich mit goldenen Zierrathen geschmücktes Pferd; aber seine Haltung und sein Benehmen waren derartig, daß er den Engländern einen noch ungünstigern Eindruck als Tags zuvor machte.

Er ist das Haupt der **Kambaranifamilie**, welche von Arabern aus Aleppo abzustammen behauptet, mehrere Generationen hindurch im Lande geherrscht hat und deswegen als der königliche Stamm der Brahui (s. „Globus" XXV, S. 221) gilt, obwohl sie weder zu den Brahui noch zu den Beludschen gehört. Die Kambarani heirathen wohl Frauen aus diesen beiden Völkern, geben ihnen aber ihre Töchter nicht zur Ehe, obwohl sie alle Sunniten sind. In den Zeiten ihrer größten Macht herrschte diese Familie über ganz Beludschistan mit seinen sechs Gebieten **Katschha-Gandawa**, **Dschhalawan**, **Kelat**, **Saharawan**, **Mekran** und **Lus-Bela**; sie erkannte die Oberherrschaft der von Schah Ahmed errichteten Afghanendynastie nur dem Namen nach an.

Heute umfaßt das Reich des Chans von Kelat nur die vier ersten Landschaften, während **Lus-Bela** unter einem eigenen Fürsten steht und **Mekran** zwischen Persien und einer Anzahl kleiner Tyrannen getheilt ist, welche mit einander in stetem Kampfe liegen. Und auch jene vier Districte sind ihm nie ganz sicher, wegen der ewigen Aufstände seiner Vasallen.

Der Besuch des Chans war weder lang noch unterhaltend; er wiederholte dieselben Fragen, wie gestern. „Wie alt bist Du?" „Bist Du verheirathet?" „Wie viel Kinder hast Du?" u. s. f. bis zum Ueberdruß. Dann ließ er sich eine Flinte zeigen, welche er äußerst ungeschickt handhabte und oberflächlich und ohne eine Spur von Interesse betrachtete, als wenn der Versuch, ihren Mechanismus zu begreifen, ein ganz hoffnungsloses Unternehmen wäre. Um seinem Sohne ein Vergnügen zu machen, wurde ein Gyroskop in Bewegung gesetzt, dessen wunderbare Verrichtungen einige Ausrufe des Erstaunens hervorriefen, namentlich als es in Folge eines falschen Stoßes einen auf der Erde lauernden alten Herrn in die Flucht trieb, und dieser in seiner Hast einen richtigen Purzelbaum schoß. Das machte einen entschiedenen Eindruck, der aber nicht ganz frei von Verdacht gegen diese Höllenmaschine war, deren wahren Zweck die Fremden nicht offenbarten.

Am ersten Abend sandte ihnen der Chan ein „**Zudschafat**", d. i. eine Mahlzeit landesüblicher Gerichte; am folgenden Thee, Hammelfleisch, Hühner, Eier, Butter, Mehl rc. für die Diener, während ihr eigener Tisch vom Wesir bedacht wurde, der im Rufe eines geschickten Kochkünstlers steht. Die vielen verschiedenen Schüsseln, welche er diesen Abend schickte, rechtfertigten in der That sein Renommee.

**Kelat** (d. h. Stadt, Festung) selbst, die Hauptstadt von Beludschistan und Sommerresidenz seines Herrschers, ist eine kleine, befestigte Stadt, welche in einer Ebene am Ende der niedrigen Hügelreihe Schah Miran liegt, und eine aus Beludschen, Brahui, Dschat, Dihwar und wenigen Hindu gemischte Bevölkerung von etwa 8000 Seelen zählt. Sie ist unbeschreiblich schmutzig und hat ein ganz verfallenes Aussehen. Dabei ist sie im ganzen Lande die größte Stadt und ihr Thal das bevölkertste. Unweit Kelat im obern Theil seines Thales liegen verschiedene Dörfer und Obstgärten, welche vortreffliche Aprikosen, Pflaumen, Pfirsiche und andere Früchte erzeugen, die gedörrt und ausgeführt werden. Auch Maulbeerbäume sind häufig und die zahlreichen, nach allen Seiten hin fließenden Wasserläufe, theils Berggewässer, theils unterirdische Leitungen, sind von dem zierlichen Laube des Oleagnus beschattet.

Auf jene Obstgärten wird große Mühe und Arbeit verwendet. Sie sind alle in den Händen der **Dihwar**, eines persisch redenden sunnitischen Stammes, der den Tadschiks in Afghanistan entspricht. Die Cultur dieser Bäume, die im Winter ihr Laub verlieren, ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Nassir Chan eingeführt worden. In Menge wird Luzerne als Futterkraut gebaut; bei sorgfältiger Behandlung und Bewässerung giebt sie jährlich 5 bis 8 Schnitt. Manche verfuttern sogar die Wurzeln der Pflanzen an ihre Kühe und Ziegen. Weizen und Gerste reifen später als in England. Der Tabacksbau ist gering.

In den Gärten hausen eine Menge Drosseln, Staare und Elstern, letztere ebenso gefärbt, wie die unsrigen, nur kleiner; auch rothschnäblige Krähen und Goldadler.

Die Bauern waren freundlich und ohne das anmaßende Wesen der Afghanen. Die Dörfer bei Kelat erschienen den Engländern als lauter friedliche, betriebsame und blühende Gemeinwesen.

# Aus allen Erdtheilen.

## Californien.

Lateinische Bauern nennt man in den Vereinigten Staaten solche Einwanderer aus Deutschland, welche Berufsclassen angehören die eine akademische Bildung erfordern und die in Nordamerika Land kaufen um Ackerbau zu treiben. Ihre Zahl ist namentlich in den westlichen Staaten nicht gering, und seit einiger Zeit haben sich manche auch in den Staaten am Großen Ocean niedergelassen. Eine californische Zeitung schreibt:

„Glücklich ist der Mann, der auf eigener Hufe sitzt in Californien; jährlich gedeiht ihm die Frucht und doppelt ist häufig die Ernte, ohne daß er nöthig hätte, sich in der Arbeit besonders anzustrengen. Was immer in jedem einzelnen Theile der Erde wächst, das gedeiht in diesem wunderbaren Lande; was nur an wenigen Stellen sonst gefunden wird, das kommt ohne besondere Pflege fort an den Ufern des Pacific. Brotfrüchte und Südfrüchte, Obst aller Arten und Gattungen, Datteln und Feigen, Thee und Zucker wachsen da in verschwenderischer Fülle, und während ausländische Schößlinge, sei es von Weinstöcken oder Obstbäumen, sonst im ganzen Lande kein entsprechendes Erzeugniß bringen, finden wir dort den trefflichen Burgunder, den edlen Rießling, die süßeste Aprikose, die saftigste Zwetsche. Aber auch von der Thierwelt gilt dasselbe. So wurden z. B. Angoraziegen, die ein so kostbares Vließ tragen und die man sonst in größeren Massen nur in Kleinasien findet, vor mehr denn zwanzig Jahren in unseren Südstaaten eingeführt. Bei sorgfältiger Pflege gediehen sie nur kümmerlich, da brachte man sie nach Californien und hier vermehrten sie sich so rasch, daß sie jetzt herdenweise angetroffen werden. Sie sind mit fast nichts zu ernähren und der Ertrag ihres Vließes, das hochgeschätzt wird, ist eine Goldgrube für den Besitzer, welche er ohne Mühe ausbeutet. Das ist das Land für die sogenannten lateinischen Bauern. Hier kann der Farmer den Spinoza studiren und sein Weinstock trägt doch, er kann die beste Regierungsform ausgrübeln, seine Mandelbäume gedeihen ohne ihn, er kann das letzte Wesen der Dinge erforschen, seine Angoraziegen wachsen und pflanzen sich fort und tragen ihre Wolle für ihn zu Markte; er kann mit Doctoren und Literaten Tag für Tag seinen Skat spielen, die Feigenernte macht jeden Verlust wieder gut. Das ist das Land, dahin — Sollt' eine Colonie von solchen Bauern zieh'n."

Diese Schilderung ist nicht etwa übertrieben. Aus einer vor uns liegenden Nummer der deutschen „California Staatszeitung" stellen wir bunt die nachfolgenden Notizen nebeneinander.

Zu Stockton hat ein Capitän Phelps von einem einzigen Rebstocke beinahe 20 Centner Trauben geerntet. — Ein Herr Fr. Cox in San Sacramento schor ein spanisches Merinolamm, das 14 Monate alt war; die Schur ergab 24 Pfund Wolle! — Das Salinasthal bot im Juni auf einer Strecke von 43 Miles ein fast ununterbrochenes Getreidefeld dar; man veranschlagte die Ernteausbeute dieser Felder auf 1,900,000 Centner Weizen und 600,000 Centner Gerste. — Bei Calistoga hat ein Bauer 100 Acker mit Besenkorn bestellt. — Bei Healdsburg ist eine reiche Quecksilberader entdeckt worden und die Quecksilberminen in den Counties Lake und Napa liefern im Durchschnitt 1500 Flaschen monatlich. — Wilhelm Mepp's Obstgarten in San Lorenzo ist 200 Acres groß. Derselbe enthält 27,000 Mandelbäume, 225,000 Korinthenbüsche, 4200 Kirsch-, etwa 3000 Zwetschen- und Pflaumenbäume. Dazu eine Menge der besten Sorten von Aepfel-, Birnen-, Pfirsich- und Aprikosenbäume; auch mit Orangen und Citronen sind nun dort Versuche angestellt worden. — In den niedriger liegenden Gegenden der südlichen Abtheilung gedeihen mehrere Arten von Palmen. — Zu Anaheim, das fast ganz von Deutschen bewohnt wird, die zumeist Wein bauen, sind jüngst wieder 130,000 importirte Traubensetzlinge gepflanzt worden. — Zur Verschiffung des Weizens braucht Californien jährlich für mehr als drei Millionen Dollars Säcke, zumeist von Dschute. Die amtliche Abschätzung für die Weizenernte des Jahres 1873 ist nun amtlich auf 20 Millionen Dollars abgeschätzt worden, jene der übrigen Getreidearten auf 9 Millionen, Wein 4 Millionen Dollars.

* * *

— Dr. Stoliczka. Wir gaben jüngst (S. 126) eine Notiz über das Ableben dieses Reisenden, welcher als Mitglied der Expedition Forsyth's nach Kaschgar auf der Rückreise am 19. Juni starb, oberhalb des Sassespasses am Flusse Schayok. Seitdem sind nähere Nachrichten von seinem treuen Gefährten Capitän Trotter eingelaufen, aus Moeghi, in dessen Armen er seinen letzten Athemzug aushauchte. Am 16. Juni, beim Uebergang über den Karakorumpaß, klagte Stoliczka über Schmerzen im Hinterkopfe und nachher über solche im Nacken. Er legte sich zu Bett, erbrach sich, athmete schwer, war halb bewußtlos und konnte weiter nichts sprechen als Ja oder Nein. Um Mittag gab er ein Zeichen, daß er aufrecht zu sitzen wünsche; man setzte ihn auf einen Stuhl, aber er sah schon geisterbleich aus. Biddulph und Oberst Gordon wurden aus dem nächsten Zelt herbeigeholt; man legte den Kranken wieder ins Bett; Athem und Puls wurden langsamer und bald war Alles zu Ende; er starb ruhig. Trotter ist während der Expedition sein unzertrennlicher Gefährte gewesen und beklagt tief den Verlust, welchen die Wissenschaft erlitten; es werde schwerlich Jemand im Stande sein, die von ihm gesammelten Notizen so zu verwerthen, wie er selber es hätte thun können. Er hatte schon früher einen Anfall von Meningitis spinalis gehabt und war von Dr. Bellew zu äußerster Vorsicht ermahnt worden, da ein zweiter Anfall verhängnißvoll werden könne. Dieser aber stellte sich wahrscheinlich in Folge einer Erkältung ein, welche Stoliczka sich beim Uebergang über den Karakorumpaß, 18,300 Fuß Meereshöhe, zugezogen hatte. Er ist nur etwa 20 Stunden krank gewesen und hat kein Testament machen können. In einer Nachschrift vom 20. Juni meldet Trotter, daß man am Tage vorher die Leiche nach dem etwa 10 Tagereisen entfernten Leh in Ladakh abgeschickt habe, wo sie dann auch bestattet worden ist. Er schreibt zum Schlusse: „Wir haben morgen ein hartes Stück Arbeit vor uns, denn wir müssen den Sasserpaß überschreiten; wenn wir hinüber sind, haben wir bis Leh weiter keine Schwierigkeiten. Heute gingen wir über den Schayokfluß, der wenig Wasser hatte, weil Frost eingetreten war, aber vor zehn Tagen als Forsyth ihn überschritt, ertranken dabei zwei Ladakhis."

— In Nr. 9 S. 143 äußerten wir unsere Bedenken über die Ausführung des überaus sanguinischen Planes, welchen Lesseps in Bezug auf den Bau einer Eisenbahn durch Centralasien nach Indien mit so großer Zuversichtlichkeit anpries. Nun, seitdem er aus den Berichten der Expedition Forsyth's sich überzeugen mußte, daß auf der von ihm vorgeschlagenen Route der Bahnbau unter die platterdings unmöglichen Dinge gehört, hat er sein windiges Project als das erkannt, was es von vornherein war.

— Auf dem Magdalenenstrom in Neugranada waren in der Mitte des laufenden Jahres 14 Dampfer in Thätigkeit.

— Auf einer kleinen Insel vor der Ostküste von Vancouvers Island, Britisch Columbia, versuchten katholische Missionäre ein Werk der Barmherzigkeit, indem sie einen Stamm ganz wilder Indianer einigermaßen zu sittigen trachteten. Nach-

dem sie einige Jahre mit großer Mühe und Aufopferung am Werke gewesen sind, haben sie ihre Arbeiten eingestellt. Pater Foquet erklärte, es sei ganz unmöglich, jenen Indianern einige Civilisation beizubringen. Und weshalb? Weil gewissenlose Weiße diese Wilden zum Branntweintrinken verleitet haben und sie fortwährend mit diesem Feuerwasser versorgen, dadurch ist der ganze Stamm in der allerjämmerlichsten Art heruntergebracht worden und es ist nun gar nichts mehr mit ihm anzufangen.

— Die Sabbotharianer auf Neuseeland treiben großen Unfug und sind gemeingefährlich geworden. Ihre Geistlichen predigen von den Kanzeln, es sei „Gotteslästerung", daß man an Sonntagen auf der Eisenbahn Wagen gehen lasse. Seitdem ist oftmals und stets an einem Sonntage der Versuch gemacht worden, den Zug aus dem Gleise zu bringen; man hatte schwere Steine auf die Schienen gelegt. „Nicht einmal das Eisen hat Ruhe vor diesen Fanatikern."

— „Wir, im Territorium Washington, haben gute Zeit und vollauf zu essen. Hier in Seattle bezahlen wir das Pfund guten Rindfleisches mit 3, das beste Hammelfleisch mit 6 Cents. Die Heizung im Winter kostet uns auch nicht viel, denn die Kohlengrube von Sehame liefert den Brennstoff billig; sie hat 1873 schon 21,211 Tonnen nach San Francisco verschifft."

— In den ersten Monaten des Jahres 1874 wurden in Mexico bekanntlich auf Antrieb fanatischer Geistlicher mehrmals Protestanten mißhandelt und einige derselben ermordet. Die Mörder wurden mit dem Tode bestraft. Jetzt lesen wir im „Newyork Herald", daß im Juli die Zahl der protestantischen Kirchen in Mexico 89 beträgt; im Jahre 1868 waren deren nur erst 6 vorhanden.

— Die Neger auf Haiti haben sich einmal weit vernünftiger gezeigt als die Weißen in Nordamerika; sie sind zu der Einsicht gekommen, daß es nichts tauge, wenn man alle vier Jahre einen Präsidenten fabricire und dadurch dem widerwärtigen Parteitreiben Vorschub leiste. Sie haben in ihre Verfassung den Fundamentalsatz aufgenommen, daß der Präsident acht Jahre im Amte bleiben soll. Wenn sie sich nun auch das Revolutionmachen um nichts und wieder nichts abgewöhnen, dann verdienen sie alles Lob.

---

## Ein sehr schlechter Atlas.

**Historisch-geographischer Schul-Atlas.** 36 Karten in Farbendruck von Th. König und Wilhelm Ißleib. Gera, Druck und Verlag von Ißleib und Rietzschel. 1874.

In Deutschland, wo die Kartographie auf einer so hohen Stufe steht, wird andererseits wieder schwer gesündigt; die gröbste Sünde, das miserabelste Pfuschwerk, das uns seit Langem vor Augen gekommen, ist aber der vorliegende Atlas. Wie Herausgeber und Verlagshandlung in einem pompös klingenden Vorworte sagen, fehle es an guten und billigen Karten und Atlanten, welche den Unterricht und das Selbststudium der Geschichte richtig unterstützen; sie haben daher einen Atlas herstellen wollen, welcher — das ist fett gedruckt — den Bedürfnissen in der Schule wie im Hause Rechnung trägt. „Trotz des billigen Preises hat die Verlagshandlung für eine elegante, dem innern Werthe entsprechende Ausstattung Sorge getragen, so daß wir hoffen können, daß auch dieser Atlas die günstigste Beurtheilung und freundlichste Aufnahme finden werde."

In letzterer Beziehung dürften die Geraer Fabrikanten und Ignoranten sich denn doch sehr getäuscht haben, und höchstens unverständige oder gewissenlose Kritiker könnten sich zu einem Lobe herbeilassen, wie ein kleiner Spaziergang durch diesen hortus deliciarum zeigen wird. Wir schlagen nach Gutdünken auf und finden sofort Fehler der gröbsten Art. Blatt 6. Gallien, Britannien, Germanien: Leyden in den Niederlanden heißt „Batavorum"! Blatt 10. Reich Karl's des Großen. Die Zuider See besteht in ihrer heutigen Gestalt! Blatt 22. Allmälige Entstehung des russischen Reiches. Im Jahre 1874 finden wir nach den Syr als Südgrenze in Turkestan; Taschkend, Samarkand, Alles ist noch nicht zu Rußland gezogen, ebensowenig Kuldscha. Die ganze Zeichnung Innerasiens ist falsch; falsch sind die Contouren Spitzbergens und der sibirischen Küste; Nowaja Semlja besteht aus drei Inseln und Awatscha ist eine Stadt. Ueberhaupt kommt es in diesem „eleganten" Atlas auf Richtigkeit der Situation gar nicht an, wie denn z. B. auf Blatt 16, wo England liegen müßte, herrliches blaues Meer wogt, aber auf Blatt 10, wo Laaland und Falster an die Stelle Fehmerns rücken u. s. w.

Wahrhaft entsetzlich sind die Karten 25 und 26, welche Deutschland im Zeitraume von 1355 bis Ende des dreißigjährigen Krieges darstellen sollen, eine Aufgabe, die dem gewiegtesten Kartographen und Historiker große Schwierigkeiten bereitet, hier aber zu einer Sudelei geführt hat, bei der fast alles Dargestellte falsch ist. Aber auch in der neuesten Zeit, welche die Fabrikanten vielleicht noch mit erlebt haben dürften — gegenüber ihren Leistungen dürfen wir ihnen ein reifes Alter freilich nicht zuerkennen — sind dieselben Schnitzer und Ungenauigkeiten zu verzeichnen. So zeigt Blatt 31 Europa 1815 bis 1849. Auf demselben gehört Luxemburg schon nicht mehr zum deutschen Bunde, so wenig wie Holstein; Lucca ist ohne Weiteres schon zu Toscana gezogen (was doch erst 1847 der Fall war) x.

Originell sind die Verfasser, welche nicht einmal Lateinisch zu verstehen scheinen, auf den ersten 34 Blättern nirgends und wo Spruner, Menke, Kiepert u. s. w. sie im Stiche lassen, die neue Ausgabe von Spruner noch nicht weit genug gediehen und die alte eben veraltet ist, da sitzen die Geraer Gelehrten auf.

Vollkommenes Schaudern ergreift uns aber dann, wenn wir jene Helden der Kartographie original werden sehen, wie dies auf den Entdeckungskarten Nr. 35 und 36 der Fall ist. Da erfahren wir denn und sehen es durch eine kühne Route mit breit dazu geschriebenem Namen bestätigt, daß nicht Vasco da Gama, sondern Bartolomeo Diaz 1486 bis 1487 den Seeweg ums Cap nach Indien fand, den er denn auch glücklich weiter verfolgte, indem er durch die Moloccostraße nach China gelangte! Der Curs der Rückkehr der Victoria, des letzten Schiffes des Magalhaes, ist einem Carlon zu Liebe ganz falsch gezeichnet und der große Seefahrer stirbt auf „Matan". Das Grauen wird noch schlimmer, wenn man den unentwirrbaren Mischmasch der Routen der Nordpolfahrer auf Blatt 35 ansieht, wo z. B. Barents und Heemskerk 1598 ganz Spitzbergen umsegeln — sie sind überhaupt nur an der West- und Nordküste gewesen und zwar 1596 —, während der arme Barents in jenem Jahre aber schon todt war. — Tasman, der Entdecker Neuseelands (1643), segelt weit westlich von dieser Doppelinsel vorüber, die er nach König-Ißleib nie gesehen haben kann. In Afrika gelangt nach diesen gewissenhaften Forschern eine ägyptische Expedition 1835 bis 1841 etwa in jene Gegenden, die jetzt erst Schweinfurth entdeckte, während Werner Munzinger 1870 bis 1871 Dar Fertit und For durchforschte! Für jeden Kenner ist nur ein Urtheil hier möglich: daß wir es mit einem Sudelwerke der erbärmlichsten Art zu thun haben, vor dem Lehrer und Schüler, für die es berechnet ist, auf das Allernachdrücklichste gewarnt werden müssen.

---



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Wanderungen in Ostindien.

## III.

Das Thal von Bhilsa und seine altberühmten Städte. — Das weiße Pferd als Palladium. — Bedeutung des Aswamedha (Pferdeopferns). — Grotten und Sculpturen von Udghiri. — Die Topes oder Stupas; Schaityas und Dagobas. — Tumuli. — Salyamuni-Buddha. — Altäre und Schirme. — Der Tope als Prototyp der Baudenkmäler im fernen Orient. — Der Buddhismus und sein Verfall in Indien. — Der Tope von Sandschi und seine Prachtsculpturen. — Lats. — Ein Königsfest in Palibothra. — Die Ruinen und der Tope von Bharahat.

Auf der Reise von den Windhyabergen nach Bhopal kam Rousselet durch das prächtige Thal von Bhilsa, dessen Ebenen von fünf Flüssen bewässert werden und von waldbedeckten Höhen umgürtet sind. In der Mitte dieses großartigen Circus steht ein etwa 300 Fuß hoher Steinwürfel, der uns wie das Grabdenkmal eines Titanen erscheint; es ist der Felsen von Lohanghir, die „Burg von Eisen", welche Bhilsa beherrscht.

Dieses in den Einöden des Windhyagebirges liegende Thal bildet einen der merkwürdigsten Punkte auf Erden. Dort finden wir die ältesten authentischen Urkunden der indischen Gesittung, die ältesten Typen der Baukunst, welche der ferne Orient überhaupt aufzuweisen hat. Sie sind allermindestens ebenbürtig denen, welche Aegypten und Assyrien aufzuweisen haben. Sie stellen in einer geradezu unvergleichlichen Reihenfolge von Basreliefs und überraschend getreu das Leben, die Sitten und überhaupt die alte Civilisation Indiens in allen ihren Einzelheiten dar, und in ihnen hat Prinsep den Schlüssel zu den Räthseln gefunden, welche die alte Geschichte des Landes in so großer Menge enthielt.

Von einem hohen Hügel herab gewahrt das Auge hochberühmte Stätten. Nach Norden hin liegt Beßnaghar, die Lieblingsstadt des großen Königs Asoka; im Westen erheben sich die Felsen von Udghiri mit ihren heiligen Grotten; da liegt Sandschi, das Wunder Indiens, dann Satdhara, Sonari; — gen Süden Bhodschpur und Andher, Gräberstädte, wo die ersten Apostel des Buddhismus ruhen, und unter der Höhe das alte Gharispur, das auch in Trümmern liegt. Diese spiegeln sich in einem schönen See dessen Ufer von Flamingos belebt sind und auf welchem unzählige Enten schwimmen. Schon dreihundert Jahr vor unserer Zeitrechnung war Gyaraspur (das ist der alte Name) eine blühende Stadt im Reiche Maghada. Es gehörte dann den Königen von Malwa, nachher den Tuars, späterhin den Tschandelas, erlitt manche schwere Heimsuchungen und war im vorigen Jahrhundert dem maharattischen Statthalter von Bhilsa unterworfen. Es ist nun ein armseliges Dorf, wo an den vormaligen Glanz unzählige Basreliefs, Standbilder und Sculpturen erinnern; sie alle beziehen sich auf den Buddhismus, und die Ruinen des größten Tempels werden noch heute als Madhu deo ka Basti bezeichnet, d. h. Heiligthum des Gottes Madhu; das ist einer der Namen, mit welchen die Buddhisten den Gott Krischna bezeichneten.

Der Weg nach Bhilsa führte durch Felder welche zumeist mit Taback bestellt waren; dieser gilt für den besten in Indien, hat einen Vergleich mit dem feinsten Havana nicht zu scheuen, ist aber echt schwer zu haben und gelangt nicht zur Ausfuhr. In Bhilsa wurden die Reisenden von dem Suba, sagen wir Amtshauptmann, des Maharadscha Scindiah von Gwalior und sämmtlichen Civil- und Militärbeamten freundlich begrüßt und in ein wohleingerichtetes Bangalow eingewiesen. Jenseit der Udghirihügel hört das maharattische Gebiet auf; die Topes liegen schon in jenem der Königin von Bhopal, doch war man so dienstfertig, den Reisenden Führer und ein Geleit von vier Soldaten mitzugeben.

Bhilsa war einige hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung die Hauptstadt eines nicht unbedeutenden Staates und hieß Badrawati. Die indischen Jahrbücher wissen von einem seiner Könige zu erzählen, der Yawanaswa hieß, vom Mond abstammte und 1400 (!) Jahr vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Er hatte ein blendend weißes Pferd, welches mit wunderbaren Eigenschaften begabt war, für das Palladium des Reiches galt und auf dem Gipfel des unzugänglichen Lohaughirfelsens bewacht wurde. Trotz aller Sorgfalt wurde es aber von den fünf Brüdern Pandawa's (diesen Helden im Maha bharata) entführt und geopfert. Das Pferdeopfer, Aswamedha, war schon bei den ältesten Ariern vorhanden und ist im Brauche geblieben bis zur Zeit als die Mohammedaner in Indien eindrangen. Es konnte nur von einem Tschakravarta Radscha, einem Oberkönig, vollzogen werden und war



Der Waraha Avatar in Udghiri.

das Symbol seiner Oberherrschaft über alle anderen Könige Indiens. Man kann wohl sagen, daß dieses Aswamedha eine Hauptveranlassung zum Falle des Hindureiches gegeben habe; denn jeder Fürst wollte dieses Opfer vollziehen und daraus entstanden vielfach Kriege, in welchen sich alle schwächten. Im siebenten oder achten Jahrhundert wurde Bhadravati von einem Häuptlinge der Bhils wieder aufgebaut; er umzog es mit einer Mauer und nannte es Bhilsa. Unter Akber dem Großen, um 1570, wurde es den Hindus abgenommen und kam 1806 unter die Herrschaft der Maharatten. Die alte Stadt enthält nur noch Trümmer; die alten Monumente sind vom fanatischen Großmogul Aurengzeb zerstört worden; die heutige Ortschaft zählt etwa 10,000 Einwohner und treibt Handel mit Opium und Taback.

Die Topes liegen etwa 12 Kilometer von Bhilsa entfernt und, wie schon gesagt, im Gebiete von Bhopal. Rousselet hatte vom englischen Residenten Willoughby Osborne einen detaillirten Plan derselben erhalten, der ihm bei seinen Untersuchungen wohl zu statten kam. Eine halbe deutsche Meile westlich von Bhilsa erhebt sich am linken Ufer der Betwa die kleine Bergkette Udghiri, Gebirge der aufgehenden Sonne, ein Massiv von weißem Sandstein das noch nicht 200 Fuß Höhe erreicht. Der Ostabhang bildet eine einwärts gekehrte Krümmung und dort hauptsächlich findet man die Grotten und Sculpturen. Hier ist der Tempel des Sonnengottes, Surya, ein kleines Gemach, das aus dem Felsen gehauen ist. Unsere Illustration zeigt die Sculpturen neben dem Eingange und jene welche die Felswand zieren. Man sieht einen Krieger mit hochaufgestrichenem Haare; ein anderer hat ein Scepter und ein

Rad und trägt den Sonnengott; eine dritte Figur stellt Wischnu dar, wie er über den Büffeldämon triumphirt, und damit wird der Kampf zwischen den Ariern und den Eingeborenen angedeutet. Ueber diesen Figuren sieht man eine Inschrift in alten Palicharakteren, aus welchen sich ergiebt, daß dieser Höhlentempel im Jahr 160 unserer Zeitrechnung vollendet worden ist.

An der linken Seite sehen wir eine prächtige Gruppe von Sculpturen, 3½ Meter hoch, 6 Meter lang. Sie stellt den Waraha Avatar vor, d. h. die Verwandlung Wischnu's in einen Eber. Der Gott nahm diese Gestalt an, um die Erde, als sie von Wasser bedeckt war, über dasselbe zu erheben. Diese Composition übertrifft an Zeichnung und Ausführung bei weitem alle die späteren Kunstwerke, welche man in Ellora, Ajunta ꝛc. findet. Die Hauptfigur, Waraha, hat 3 Meter Höhe; der Gott stämmt eine Hand auf die Hüfte, die andere auf die Lende und bereitet sich vor die Erde emporzuheben. Der Eberkopf sitzt auf den Schultern wie ein alter Minotauruskopf und an einem seiner Hauzähne hängt eine kleine Frauengestalt von entzückender Arbeit. Zu den Füßen des Gottes sehen wir zwei Genien: die Schlange Atisescha und eine zweite Figur, welche zu stark gelitten hat, als daß sie zu erkennen wäre; hinter derselben hält ein Page einen Sonnenschirm. Diese Gruppe ist fast ganz vom Gestein losgelöst. Der übrige Theil des Felsgemäldes ist Basrelief; das Meer ist mit Ungeheuern bevölkert, darüber



Ruinen des Lat der Löwin und der südlichen Eingangspforte des Tope von Sandschi.

ist ein himmlischer Chor von etwa einhundert kleinen Musikanten, die in Reihe und Glied stehen wie die Soldaten auf einem Bilderbogen.

Udghiri hat noch andere interessante Denkmäler, für deren specielle Beschreibung es uns an Raum mangelt, z. B. einen unterirdischen Tempel des Mahadewa, also des Siwa. Doch zeigt eine Inschrift, welche ein Pilger im Jahre 1036 in einen Pfeiler gekratzt hat, daß derselbe damals noch dem Wischnu geweiht war. Dieses Datum ist von großer Wichtigkeit, weil es die Zeit angiebt, in welcher der Cultus des Siwa über jenen des Wischnu die Oberhand gewonnen hat.

Wir begleiten nun den Reisenden zu den Topen von Sandschi. Das Wort Tope ist abgeleitet von Thupo im Pali, Stupa im Sanskrit; beide Ausdrücke bedeuten Erdaufwurf, Tumulus. In der That ist ein Tope auch ein solcher, der regelmäßig massiv aufgeführt ist, oben die Kuppelgestalt hat und in der Mitte eines kreisförmigen Unterbaues steht, dessen Höhe verschieden ist. Die beiden Arten von Topes sind: erstens der Schaitya, d. h. ein einfacher, dem Buddha geweiheter Altar, zweitens der Dagoba, ein Grabdenkmal über Reliquien von Buddha, oder seiner Jünger, oder hoher Würdenträger seiner Kirche. Manche Alterthumsforscher haben angenommen, daß die Gebäude dieser Art nicht über Sakyamuni's Zeit (543 v. Chr.) hinaufreichen, es ist aber jetzt ausgemacht, daß sie weit höher hinaufreichen und einen der ältesten Typen religiöser Baukunst bilden.

Die Menschen haben zu allen Zeiten und in den verschiedensten Culturstufen Grabdenkmäler errichtet. Anfangs war es wohl nur ein roher Stein, welchen sie auf das Grab eines Mannes legten, der Hervorragendes gethan oder



Scene in Palibothra; nach Basreliefs in Sandschi.

ihnen eine Wohlthat erwiesen hatte. Es wurde Brauch, daß viele noch andere Steine hinzufügten, und in Folge dieser frommen Sitte, welche Generationen hindurch befolgt wurde, entstand ein Hügel, ein kunstloser Tumulus, wie wir ihn noch heute bei so manchen Urvölkern finden. Bei denen, welche in der Gesittung fortschritten, nahm er eine regelmäßige Gestalt an; bei den Indern wurde er zum Tope, bei den Aegyptern zur Pyramide, anderswo zum Cairn ꝛc. Im Fortgange der Zeit wurde die Erinnerung an den Heros verschwommen wie die Ueberlieferung in Betreff desselben; er wurde unter die Halbgötter versetzt und sein Grabmal ein Altar, eine geheiligte Stätte. Die Idolatrie aber bewahrte lange ihren ursprünglichen, einfachen Charakter; zu gewissen Zeiten schmückte das Volk den Tope mit Blumen und Kränzen, hielt einen Umgang um denselben und rief dabei den Namen des Helden oder Heiligen. Keinerlei religiöses Dogma hatte mit diesen Ceremonien irgend etwas zu schaffen, kein Priester war dabei zugegen; die Brahminen vergeudeten ihre Zeit mit Controversen über unbegreifliche und unmögliche Dinge und überließen dem Volke die Ausübung dieses alten Cultus.

Sakyamuni trachtete die unteren Classen für seine Lehre zu gewinnen und begriff sehr wohl wie nützlich ihm diese Superstitionen werden könnten. Er nahm sie in seine Lehre auf und erhob die vom Volke verehrten alten Heiligen zu Buddhas. Er schärfte in seinen Predigten ein, „daß man die Schaityas achten und ehren und Opfer bringen solle wie bisher.“ Zu seinem Lieblingsjünger Ananda sprach er: „Man errichte den Thupo für die Manen der Könige Tschakravarta, da wo vier Straßen einander schneiden.“ Daraus geht hervor, daß der Tope schon damals ein Attribut des Königthums war. Und in seiner letzten Besprechung mit Ananda sagt er: „Es ist verdienstlich, Stupas über den Reliquien der Heiligen zu errichten; denn die da kommen um auf den hohen Topes in seinem Namen zu beten, werden im Himmel wieder erkannt werden.“ So wurde der Topencultus in den Buddhismus verschmolzen und zu einem seiner charakteristischsten Merkmale.

Bis dahin hatte keine der in Indien vorhandenen Religionen Monumente gebaut; das Wesen ihrer Lehren war dem entgegen. Als aber der Buddhismus die Topen angenommen hatte, wurde ihnen klar, von welcher Bedeutung derartige äußere Merkmale für einen Cultus sind, und von nun an trat die kirchliche Architektur auf.

Die ersten Topen vor und nach Sakyamuni waren vollkommene Halbkugeln; seit dem zweiten Jahrhundert vor Christus wurden dieselben auf einen niedrigen kreisrunden Unterbau gestellt, der in späteren Jahrhunderten so weit erhöht wurde, daß er dem halben Durchmesser des Umfangs gleich kam; im sechsten Jahrhundert erreichte er dann die Höhe des ganzen Durchmessers und sah nun aus wie ein cylinderförmiger Thurm mit einem halbkugeligen Aufsatze. Ursprünglich stand auf den frühesten Topen ein viereckiger Altar, Ti, der einen auseinander gefalteten Schirm trug, also das Symbol der höchsten Macht. Nach Sakyamuni's Tode wollten dessen Jünger ihn über seine apokryphen Vorgänger erheben und stellten über die ihm errichteten Dagobas nun drei Schirme. Der erste derselben bedeutet das Himmlische, der zweite das himmlische Königreich, der dritte den Sieg des Geistes der sich von allem Stofflichen freigemacht hat. Anfänglich waren diese Schirme an die Dagoba angelehnt; später brachte man sie oben auf derselben an und mußte sie zu diesem Zwecke mit kleinen Pfeilern stützen. So erhielt man einen zierlichen Thurm mit mehreren Geschossen. Nachher begnügte man sich, sie durch einen massiven Kegel anzudeuten, dessen Ringe die immer mehr wachsende Anzahl der Schirme bezeichnet. Das ist der Ursprung der Spitze, dieses Ausgangspunktes der merkwürdigen Bauart, die im Chirat Chumb in Tschittore und im Kutub-Minaret zu Delhi ihre höchste Vollendung erreicht hat. Die Brahminen haben den Tope in dessen letzter Umbildung sklavisch angenommen und plump gebaut, wie man das an den Tempeln in Orissa deutlich wahrnimmt; die Dschainas dagegen nehmen den ellipsoidalen Thurm an, der viel zierlicher ist, indem sie mehrere cylindrische Topen in Bündel gruppirten.

Aber nicht bloß in Indien ist der Tope die Grundlage der religiösen Baukunst geworden, er ist ein Prototyp aller Monumente im fernen Orient, vom hinterindischen Archipelagus bis in die Mongolei, von Tibet bis an die Grenzen von China und bis nach Japan. Aber während in Indien die Halbkugel erhöht und zu einem Thurme wurde, verkleinerte sie sich in den Regionen jenseits des Ganges und verschwand nach und nach ganz und wurde durch den Ti, den gigantischen Kegel, ersetzt, welchen wir in Hinterindien und Tibet finden.

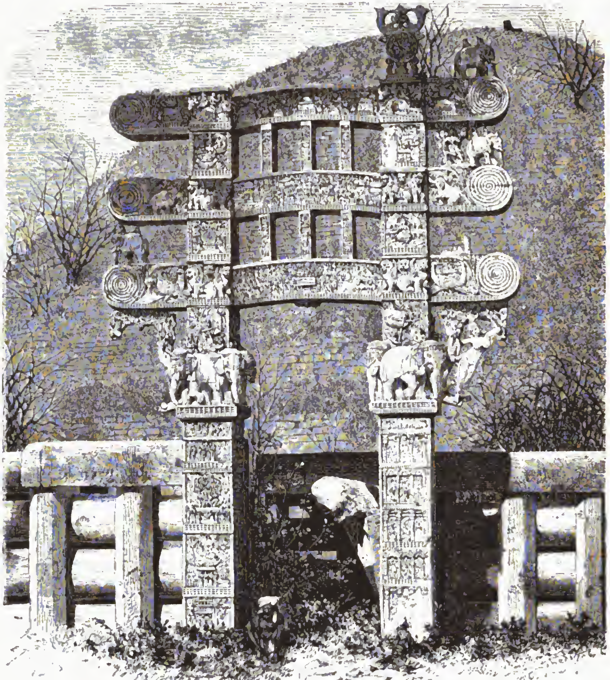
Der Buddhismus ist, gleich anderen Religionen, deren Bekenner das Ueberwuchern einer Priesterschaft und die anmaßende Gewalt einer sogenannten Kirche nicht abzuwenden verstanden, von seiner ursprünglichen Reinheit bald abgewichen. Seine Priester trachteten nach Einfluß und Erfolg und nahmen die Superstitionen, welche sie bei Verbreitung ihres Glaubens bei den Völkern vorfanden, willig auf. Die bemerkenswerthe Erscheinung, daß der Buddhismus in seinem Ursprungsland Indien nach vergleichweise kurzer Zeit verschwand, erklärt sich leicht. Er ist dort nie ganz allgemein geworden und hat nicht völlig durchdringen können. Als er entstand, fand er ältere ausgebildete Culte vor, welche tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Schon als er zur Zeit König Asoka's seinen größten Glanz entfaltete, ging er doch bereits dem Verfall entgegen. Seine Erfolge verdankte er der Demuth, welche von ihm gepredigt wurde. Aber er wurde gewaltig und prunkte; die Priesterschaft wurde so übermächtig und erwarb so große Strecken Landes, daß selbst die Könige sich vor ihr fürchteten; die von Buddha betonte Gleichheit der Menschen und die Nächstenliebe wurden von den Priestern nicht weiter beachtet. Dadurch arbeiteten sie ihren Gegnern in die Hände; die Brahminen und die Dschainas nahmen ihrerseits die alten Volksfetische an und auf, verfertigten neue Gottheiten, riefen die kriegerischen Stämme der Wüste herbei und im achten Jahrhundert war in Indien der Buddhismus völlig gestürzt. Allerdings fristeten noch einige seiner Secten ihr Dasein, aber von den Dschainas gehaßt und vom Volke verachtet, verschwanden auch sie im Verlaufe der drei folgenden Jahrhunderte, ohne daß die Geschichte über die Einzelheiten ihres Unterganges Kunde gäbe; aber die Ruinen sprechen deutlich.

Sandschi war, seit der Zeit Sakyamuni's, des Stifters, eine Hauptstätte des indischen Buddhismus. In den ältesten Paliannalen wird die Stadt als Schaityaghiry, Berg der Schaityas, bezeichnet und daraus kann man folgern, daß schon früher dort ein Tope vorhanden war. Um das Jahr 400 vor Christus war die dortige Gemeinde schon so mächtig, daß sie das siebente buddhistische Schisma hervorrufen konnte. Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung besuchte der chinesische Reisende Fa hien die Stadt, er spricht aber nur kurz über dieselbe. Ein Jahrhundert später wurden die Buddhisten von den Dschainas, welche das Kloster in Besitz nahmen, vertrieben, und deshalb erklärt sich, daß ein anderer chinesischer Reisende, Hiuen tsang, über Sandschi gar nichts sagt.

Wir wissen auch jetzt nicht, wann der Hügel gänzlich verlassen worden ist; die heutigen Bewohner haben darüber

nicht einmal eine Ueberlieferung. Wahrscheinlich verödete die Gegend im zehnten Jahrhundert als die Bhils aus Malwa in diese Thäler hineinstürmten. Auffallend bleibt, daß die Denkmäler von Sandschi der Zerstörungswuth der Brahminen und dem Vandalismus der Mohammedaner entgangen sind. Sie wurden 1822 von einigen Engländern entdeckt, welche als angebliche Alterthumsfreunde arge Verwüstungen anrichteten.

Der steilabfallende heilige Hügel von Sandschi liegt etwa anderthalb Stunden Weges südlich von Udghiri am linken Ufer der Betwa; er besteht aus einem festen rothen Sandstein. Der Westabhang ist sanft abgeböscht



Oestliche Eingangspforte des Tope von Sandschi.

und an ihm befinden sich vier durch Felsenmauern von einander getrennte Plateaux, deren höchstes ungefähr 100 Meter über der Ebene liegt, und den fast senkrechten Abhang an der Ostseite überragt. Die wichtigsten buddhistischen Denkmäler finden wir auf den beiden oberen Plateaux.

„An der Ecke einer kahlen Fläche gehe ich an einem kleinen Tempel vorüber, und komme nun an den Fuß einer Treppe, an welcher zwei Colossalstatuen gleichsam Wacht halten, und stehe dem großen Tope gegenüber. Wie soll ich den Eindruck beschreiben, den diese imposante Masse auf mich machte, welche sich stolz inmitten der Tempel und Colonnaden emporhob, mit ihrer Umgürtung von Riesen und

den mit Sculpturen geschmückten Portalen! Das Alles ist grandios und geheimnißvoll; das Auge gewahrt nirgends Formen, an welche es schon gewöhnt wäre."

Der große Tope ist eine halbrunde Kuppel von 32 Meter Durchmesser auf einer 5 Meter hohen cylindrischen Unterlage und einem Vorsprung an der Basis von 1 Meter 60 Centimeter. Dieser Vorsprung bildet eine kreisrunde Terrasse zu welcher ein Perron mit doppelter Rampe führt. Die Gläubigen, welche Blumen und Opfer brachten, hielten auf demselben ihren Umgang. Die Masse des Tope besteht aus sehr großen Ziegelsteinen in regelmäßigen Lagen, die äußere Bekleidung aus 2 Fuß dicken Platten von weißem Sandstein. Die eben erwähnten Engländer haben an der Südseite eine große Bresche hineingeschlagen; man hat dadurch einen vollen Begriff von der Art des Baues und kann auch durch diese Oeffnung auf die Höhe der Kuppel gelangen. Diese ist zu einer Terrasse abgeplattet und trug einen schönen Altar, welchen jene Engländer zertrümmert haben. Unter den oben zerstreut umherliegenden Bruchstücken sieht man noch zwei übereinander gestellte Schirme, welche einst über dem Altare gestanden haben; dieser letztere war mit einem buddhistischen Geländer umgeben.

Die Nachgrabungen im Innern haben nichts von Ueberbleibseln finden lassen; dieser Tope war also wohl ein dem schaffenden Geiste, dem Adi Buddha, geweiheter Schaitya. Seiner Gestalt und dem Innern nach zu schließen gehört er ins sechste Jahrhundert vor Christus; die Steinbekleidung hat er unter der Regierung Asoka's (260 bis 222 v. Chr.) erhalten. In diese Zeit gehört auch der Bau der cyclopischen Colonnade um den Schaitya, welcher ihm ein so eigenthümliches Gepräge verleiht und die primitive Baukunst Indiens bezeichnet. Cunningham bezeichnet sie als „buddhistisches Geländer". Dasselbe besteht, wie unsere Illustration veranschaulicht, aus 3 Meter hohen, 55 Centimeter dicken Monolithen, die 65 Centimeter aus einander stehen und vermittelst dreier horizontaler, übereinander liegender Quersteine mit einander verbunden sind. Die Decksteine, 2 Meter 40 Centimeter, sind oben abgerundet. Sie sind wie Stücke Zimmerholz in einander eingelassen und das Ganze erscheint als Nachahmung eines hölzernen Geländers. Diese Colonnade liefert einen Beweis dafür, wie sehr König Asoka den Buddhismus begünstigte. Von weit und breit her wurden Geschenke gemacht um diesen Tope zu schmücken, und um die Namen der Geber zu verewigen wurden dieselben von den Mönchen auf den Säulen eingekritzelt. Bei jedem Namen wurde das Wort Danam (donum), d. h. Geschenk des ..., beigefügt und so wurde es dem ausgezeichneten Forscher J. Prinsep möglich das alte Palialphabet, dessen Tradition ganz verloren gegangen war, wieder herzustellen.

Aus jener Zeit stammen auch die vier Statuen Buddhas, welche den vier Eingängen gegenüberstehen, und die beiden prächtigen Lats oder Lattis (wörtlich: Stangen, Pfähle) im Norden und Süden des Tope. Der Lat ist einer der ältesten Typen der Baukunst. Er war anfangs ein Pfahl oder Baumstamm, den man in die Erde steckte, um eine Grenze zu bezeichnen, oder als Erinnerung an ein frohes oder trauriges Ereigniß. Dem Pfahle folgte der aufrecht in die Erde gepflanzte lange Stein und diesem die Säule. Unter dieser Gestalt finden wir den Lat bei den Ariern. Die cylindrische Monolithsäule stand immer allein; auf ihr las man die Befehle des Herrschers, die Dogmen der Religion und die Jahrbücher einer Regierung. Erst viel später dachte man daran, diese Steinsäulen zu vervielfältigen und sie als Stütze von Decken und Gewölben zu verwenden, wenn das überhaupt in Indien geschehen ist. Denn dort haben die Baumeister stets den niedrigen, viereckigen Pfeiler vorgezogen, als Copie der rohbehauenen Balken der Hütten.

Unsere Illustration (S. 179) veranschaulicht den Lat der Löwin, dessen Sculpturen mit den griechischen wetteifern; Cunningham meint, daß sie das Werk griechischer Künstler seien, dergleichen Ptolemäus Philadelphus der Zweite aus Aegypten an den Hof Asoka's schickte. Während der Regierung Satarkani's, des dritten Königs von Magadha aus der Dynastie Andhra (19 bis 37 n. Chr.), erhielt Sandschi neuen Schmuck. Vor den vier Eingängen der Colonnade des großen Schaitya wurden vier monumentale Pforten errichtet. Diese herrlichen Triumphthore sind bedeckt mit wunderbar köstlichen Sculpturen und Basreliefs und die asiatische Kunst hat seitdem nichts wieder hervorgebracht, was sich auch nur annähernd mit diesen Prachtwerken messen könnte.

Die vier Seiten der Pfeiler und die Architrave sind mit Basreliefs völlig bedeckt. Sie stellen die Hauptbegebenheiten aus Buddhas Leben dar, religiöse Feierlichkeiten, königliche Umzüge, Schlachten, Belagerungen, dann aber auch Auftritte des gewöhnlichen Lebens: das Innere der Paläste, die Zimmer mit ihren Möbeln, die Küche mit dem Geschirr, Tänze, Turnübungen und dergleichen mehr. Man gewinnt einen Einblick in das Volksleben aus den letzten Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung. Die Composition der Basreliefs ist elegant, die Ausführung fein, und da die Künstler nur darstellen wollten was sie vor Augen hatten, brauchten sie nicht aus der Mythologie jene übertriebenen Formen und Attribute zu entlehnen, welche später in der Sculptur der Hindus so stark hervortritt.

Rousselet hat mit großer Mühe und Sorgfalt eine Gruppe reconstruirt, welche er auf den Pfeilern der östlichen Eingangspforte fand, und einige charakteristische Details hinzugefügt, welche er auf verschiedenen Basreliefs zerstreut fand. Ohne Zweifel sehen wir hier einen festlichen Auftritt in der damaligen Hauptstadt des indischen Reiches, in der Königsstadt Palibothra, dem heutigen Patna. Der reich gekleidete und geschmückte Herrscher sitzt auf einem Sessel; hinter ihm halten Pagen den Schirm und den an einem Stiele von Elfenbein befestigten Yakschweif. Neben ihm äfft ein Zwerg, ein Hofnarr, die Bewegungen der tanzenden Bayadere in grotesker Weise nach. Auf der Illustration (S. 180) sind die Kleidertrachten der verschiedenen Personen, die Architektur des Saales, Waffen und Instrumente mit äußerster Genauigkeit wiedergegeben. Diese Sculpturen fallen etwa in die Zeit des Anfangs unserer Zeitrechnung und geben uns einen Einblick in die Civilisation Indiens in der Aera des römischen Kaisers Augustus.

In dem Schaitya von Sandschi haben wir das successive Werk von etwa sechs Jahrhunderten vor uns. Von den vier Pforten ist die nördliche nahezu ganz erhalten, die östliche, welche unsere Illustration zeigt, nicht so gut; jene im Süden und Westen sind von den Bauern umgestürzt worden und bieten nur noch einen Trümmerhaufen dar.

* * *

Die archäologische Aufnahme Indiens, welche General Cunningham, ein ganz ausgezeichneter Forscher, mit großer Umsicht und Ausdauer leitet, hat im laufenden Jahre 1874 zu ungemein wichtigen Entdeckungen auch in Bezug auf die Topen geführt, und wir schließen deshalb den obigen Mittheilungen über die Topen in Bhilsa das Nachstehende aus Cunningham's neuestem Bericht an („Geographical Magazine", August 1874, S. 201).

Cunningham und Begler erforschten auf ihrer neuesten Expedition einen großen Theil der Centralprovinzen. An der

Nordgrenze derselben besuchten sie im sogenannten Sagor- und Nerbadda-Gebiete die kleinen Staaten Meyhyr (Mahiyar) und Nagod. Der letztere hieß früher Ulschära und birgt manche Ruinen. In einer derselben wurde eine Anzahl von Kupferplatten gefunden, von denen acht sich im Besitze des Radscha von Nagod befinden. Sie enthalten Urkunden verschiedener Fürstenfamilien.

Ungleich wichtiger und von ganz hervorragender Bedeutung sind die Ruinen von Bharahat, die nur 6 Miles nordöstlich von Ulschära (— 21° 23′ N. —) liegen, etwa 10 Miles südöstlich von der Eisenbahnstation Salna, 120 Miles südwestlich von Allahabad. Auf den englischen Karten wird die Stätte Bharaod genannt; Cunningham meint, er sei des Ptolemäus Bardaotis. Dort hat eine alte Stadt gelegen, die noch vor 60 Jahren mit dichtem Walde und Gestrüpp überwachsen war. Inmitten dieses Dschengel stand ein großer Stupa aus Backstein, 68 Fuß im Durchmesser und von einem Steingeländer umzogen; Höhe 9 Fuß. Von diesem Stupa hat man alle Steine zum Häuserbau des daneben liegenden Dorfes geholt, doch ist mehr als die Hälfte des Steingeländers erhalten; dasselbe ist jedoch durch die Wucht des Schuttes auf die Seite gedrückt worden. Cunningham sah anfangs nur drei oder vier Geländerpfeiler am östlichen Eingange; aber schon leichte Nachgrabungen legten einige Pfeiler am Südeingange zu Tage. An manchen Stellen lag der Schutt 8 Fuß über denselben, aber nach einer Arbeit von sechs Wochen war das ganze Geländer bloßgelegt.

Diese Colonnade des Tope von Bharahat stammt aus derselben Zeit und hat denselben Stil wie der große Stupa von Sandschi bei Bhilsa. Bei dem letztern aber sind die Pfeiler ganz schlicht, während das Geländer von Bharahat überaus reichlich mit Sculpturen bedeckt ist. Alle Theile desselben haben dergleichen auf beiden Seiten und fast auf jedem Steine findet man eine Inschrift. Demgemäß läßt sich nun bestimmen, daß dieses Geländer, gleich jenem von Sandschi, in die Zeit Asoka's fällt, etwa um das Jahr 250 vor Christus.

Die Inschriften enthalten (— wie in Sandschi —) die Namen derer, welche Steine zum Bau des Geländers geschenkt haben, aber außerdem auch viele Placate, die als Erläuterungen über oder unter den Sculpturen zu lesen sind. Dadurch ist den Forschern die Möglichkeit gegeben, alle Hauptfiguren und Scenen dieser Basreliefs zu erklären. Nackte Gestalten, dergleichen man in Sandschi und Mathura findet, kommen hier nicht vor; alle sind wohl bekleidet, namentlich die Frauen, welche reich gemustertes Zeug als Kopfputz tragen, etwa Mousselin oder Brocat oder Shawls vorstellend. Die meisten Figuren, männliche wie weibliche, sind reich mit Gold und Juwelen geschmückt und in diesen Zierrathen sind überaus häufig buddhistische Symbole angebracht. Der Ohrschmuck ist massiv und bei dem einen wie dem andern Geschlechte derselbe; beliebt war auch der Ankus, Elephantenstachel, der in den langen Halsbändern der Frauen in Zwischenräumen angebracht ist.

An jedem der vier Eingänge trug jeder Eckpfeiler eine $4^1/_3$ Fuß hohe Figur von Yakschas und Yakschinis und von Naga Radschas, als Obhütern der Pforte. Unter den dargestellten Scenen sind etwa ein Dutzend buddhistische Legenden, Jatakas, welche sich alle auf frühere Geburten Buddhas beziehen. Cunningham hat die meisten derselben beschrieben und erläutert, wir können aber hier nicht näher auf den Gegenstand eingehen.

A.

---

# Die Tatern in Norwegen.

## I.

Die Sprache. — Gleichgültigkeit in Bezug auf Religion. — Das Heidenthum der Tatern. — Baro Devel und sein Sohn Dunda. — Der Mondgott Alako und sein steinernes Bild. — Böse Geister. — Begegnung der Horden um die Johanniszeit; ihre Hordenhäuptlinge und der Oberpriester der Mondverehrung. — Strenge Ordnung und Strafen. — Das Leben einer Taternmutter. — Der unbändige Hang zum Wanderleben.

In dem Aufsatz über die Strolchnomaden Norwegens ist mehrfach auch der Zigeuner erwähnt worden, welche vom Volk als Tatern bezeichnet werden, obwohl sie nichts weniger als Tataren sind. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sind sie ins Land gekommen und zwar von Schweden her; sie waren sehr unwillkommene Gäste, gegen welche man, weil sie ein „schandbares Leben führen", von Seiten der Gerichte mit äußerster Strenge verfuhr und welche man, wie Eilert Sundt sich ausdrückt, von Galgen zu Galgen hetzte. Trotzdem haben sie bis heute ihre Eigenthümlichkeit bewahrt; ihr altes Wanderleben hat sich mit ihrer Sprache, ihrem glühenden Hasse gegen alle Nichttatern und seiner wilden, man kann sagen verzweifelten Lustigkeit erhalten. Dem eben genannten norwegischen Geistlichen gelang es ihre Sprache zu erlernen, aber es kostete große Mühe um dahin zu gelangen; denn einige Tatern, welche z. B. in Jütland den Christen möglich gemacht hatten, Vocabularien ihrer Sprache zu sammeln, sind als Verräther von ihrer eigenen Bande ermordet worden *).

Eilert Sundt wurde der Rommanisprache so weit mächtig, daß er einer Versammlung von Tatern am Pfingsttage eine Predigt über die Parabel vom verlorenen Sohne halten konnte und das machte auf sie denn doch einen tiefen Eindruck. Uebrigens klagten die Alten, daß in neueren Zeiten manches im Charakter der Sprache verschwinde, aber in ihren Gesängen wird sie noch rein bewahrt, obwohl man vielfach sich des alten Sinnes nicht mehr erinnern kann.

Ein Tater-Fant, welcher auf der Landstraße oder im Gewühl eines Jahrmarktes einen andern Fant trifft, der ihm zwar fremd ist aber doch verwandt erscheint, pflegt demselben die Frage zuzuraunen: „Asch bdero rommani äl?" und erhält er die Antwort „Ehe". Dann sind beide flugs Freunde und Genossen und machen gemeinschaftliche Sache gegen die bengeske buroar, die verdammten Fremden,

---

*) Eilert Sundt hätte übrigens, beiläufig bemerkt, aus Grellmann's historischem Versuch über die Zigeuner (1787) Vieles über die Eigenthümlichkeiten des Volkes lernen können, und Graffunder's Wörterbuch das, wenn ich nicht irre, 1816 zu Erfurt gedruckt worden ist, hätte ihm seine Mühen erleichtern können. Pott's grundgelehrte Arbeiten über die Zigeunersprache und des Criminalrichters Liebig in Lobenstein vortreffliches Buch waren noch nicht erschienen. Aber Borrow's Gipsies in Spain waren bereits erschienen und gewährten Anhaltspunkte. Kogalnitschan's Buch über die Zigeuner in Rumänien, das von Paspati über die in der Türkei und Miklosich's Forschungen konnten dem Norweger noch nicht bekannt sein.

denn in der weithin zerstreuten Kaste herrscht inniger Zusammenhang.

Auch die norwegischen Zigeuner verhalten sich, gleich ihren Stammgenossen in allen anderen Ländern, in religiöser Beziehung äußerst gleichgültig. Unter mohammedanischen Völkern beschneidet die Zigeunermutter ihren Knaben; unter den griechisch- oder römisch-katholischen läßt sie ihn denjenigen Heiligen weihen, welche an Ort und Stelle am meisten verehrt werden; in Norwegen sucht sie, wenn in Berührung mit den Behörden, die Taufe nach und bewahrt die darüber ausgestellten Schriften sorgfältig. „Sie macht auch ab und zu in Hoffnung auf Gevattersgaben und Pathengeschenke den Versuch, in verschiedenen Kirchen die heilige Handlung als Geschäft zu wiederholen" *).

Die Walachen in Rumänien sagen spöttelnd: Die Zigeuner haben sich einmal eine Kirche aus ihrem Lieblingsfutter, Schweinespeck, gebaut; da sind aber in der Nacht die Hunde gekommen und haben dieselbe aufgefressen.

In Syrien wo noch der alte Wahn spukt, daß es 72 Volks- und Sprachstämme auf Erden gebe, sagt man, es gebe 72 Religionen und eine halbe obendrein, nämlich jene der Zigeuner.

Im norwegischen Guldbrandsdalen geht bei den Bauern folgende Sage. Ein Taterweib sammelte neun Kinderherzen und diese opferte sie dem Bösen; einen guten Geist, einen Gott, hätten die Tatern nicht. Nun konnte das Weib unternehmen was es wollte, werde in diesem Leben in allen Dingen Glück haben, nach dem Tode aber werde es Eigenthum des Bösen.

Eilert Sundt fand unter den Tatern „ein vollständig ausgebildetes Heidenthum", über welches ihm ein Alter, den man im Gefängnisse zu Akershus getauft und den Namen Larsen gegeben hatte, ausführliche Kunde gab. Der wesentliche Inhalt seiner Mittheilungen ist folgender.

Als die Tatern noch in ihrem Vaterlande, in der Stadt Assas in Assaria, seßhaft waren, sandte Baro Devel, der große Gott, seinen Sohn Dundra in der Gestalt eines Menschen zu ihnen, um ihnen das Gesetz zu offenbaren und in einem Buche niederzuschreiben, und diesem geheimen Gesetz folgen noch heute die Tatern in aller Welt. Dundra stieg dann von der Erde auf, setzte sich in sein Reich, den Mond, und seitdem heißt er Alako. Andere wollen wissen, daß das erst geschehen sei und die Himmelfahrt stattgefunden habe, als er gezwungen war, sich vor den Türken zu flüchten, durch welche die Tatern aus ihrem eigenen Lande vertrieben worden seien. Alako wurde im Kampfe verwundet, er wird aber einst den Tatern in ihrem täglichen Kampfe mit Türken und Christen zu vollkommenem Siege verhelfen und sie in ihr eigenes Land zurückführen. Die Seele eines abgeschiedenen Tater holt er in sein Reich zu sich hinauf; die Feinde der Tatern sind auch seine Feinde, weil sie den bösen Geistern dienen, nämlich Beng, dem Teufel, und Gern, Christus; diese beiden trachten stets dahin, ihn aus seinem Mondreiche zu verjagen. Oftmals sind sie nahe daran ihn zu überwinden, nämlich dann, wenn man den Mond abnehmen und verschwinden sieht; bald aber zieht der starke Gott sein Schwert, und kämpft mit diesem und seinem Speer und schlägt die Feinde zurück. Dann kommen auch die Spitzen des Neumonds zum Vorschein, der Mond wächst bis des Alako volles Angesicht auf seine Kinder herabblickt. Diese fallen alsdann unter den Bäumen des Waldes auf die Knie und preisen den mächtigen Siegesgott. Der Häuptling (Graf) der Tatern bewahrt sorgfältig ein aus Stein geschnitztes Bild Alako's, Bareske Alako; dasselbe ist so groß wie eine Hand und stellt den Gott als einen aufrecht stehenden Mann dar, mit einer Feder in der ausgestreckten rechten Hand und einem Schwert in der linken.

Die norwegischen, schwedischen und russischen Tatern haben je einen Häuptling; diese drei versammeln alle ihre Leute zu einer Begegnung um die Mittsommerzeit, entweder auf dem Jemlon, einem Berg im Dofrefjeld, oder hoch oben im schwedischen Lappland, oder endlich in „dem russischen Karet, welches eine Stelle an der Grenze von Großfinland sein soll." Bei solchen Zusammenkünften werden Alako's Bilder aufgestellt; man stimmt dabei einen Gesang an, dessen Text Eilert Sundt giebt, aber ohne Uebersetzung *). Derjenige Häuptling welcher nach der Reihenfolge den Vorsitz hat und gewissermaßen als Oberpriester fungirt, hält nach dem Gesang eine Rede und schließt mit den hochheiligen Worten: Ala mann sana! Sodann treten alle neuvermählten Paare zu dem Alakobild und erhalten gegen eine Abgabe, vom Grafen die Einweihung der Ehe im Namen des Gottes. Auch die neugeborenen Kinder werden zu ihm gebracht und falls sie etwa die christliche Taufe erhalten haben, im Namen Alako's umgetauft. Nachher folgt ein Schmaus bei welchem man sich erzählt wie man mit mehr oder weniger Glück die Christen ausgeplündert und dadurch Alako gedient habe.

Hier ist also Mondcultus, aber derselbe geräth allmälig in Verfall und an Alako hat man nur noch dunkele Erinnerungen. Larsen konnte von erwähntem Gesange, welchen er recht gut vortrug, nur einzelne Worte übersetzen. Sein Oheim, noch ein Tater von altem Schlage, der ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er sich habe taufen lassen, hob in Betreff der schützenden Gewalt und Macht Alako's hervor, daß 1833, als Norwegen von der Cholera heimgesucht wurde, auch nicht ein einziger Tater an derselben gestorben sei. Das habe ihn, Larsen, wieder unsicher gemacht und er sei dahin gebracht worden „wie auf einer Messerschneide zwischen Alako und Gern (Jesus) hin und her zu schwanken."

Verschiedene Fanten von einer Halbblutsrace, „der jetzt die große Mehrzahl angehört", kennen und hegen die Sage von dem kämpfenden Monde und dem Siege desselben, behaupten aber, es seien nur Adam und Eva, deren Bilder man im Monde sehe.

Da die Tatern sich gegen das Christenthum sehr ablehnend verhalten und dasselbe verspotten, so verschlägt es ihnen auch nichts, daß sie bei ihren Betteleien und im Verkehr mit Nichttatern eine Menge frommer Redensarten einmischen, manchmal aber auch die angenommene Maske fallen lassen. Dem Taufzwange weichen sie jetzt nicht mehr aus, weil sie wissen daß ein Taufschein, Rasoholil, die Bedingung ihres freien Aufenthaltes im Lande ist. Aber nie suchen sie aus freiem Antriebe die Confirmation oder die christliche Einsegnung einer Ehe nach, sondern empfangen dieselbe in den Zuchthäusern oder unter Aufsicht der Armen-

*) G. F. Daumer in seinem „Hafis, eine Sammlung persischer Gedichte, nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern, Hamburg 1846", giebt von S. 199 an auch 17 Zigeunerlieder und Sprüche; z. B.:

Ich ging zu einem Priester,
Ich warb mir einen Pathen
Für mein zu taufend Kindelein
Und fischte zwei Ducaten.
Es ist nunmehr das zehnte Mal,
Daß es ein Christ geworden ist;
Das ist ja wohl kein Schaden.

*) Ostimari stinta — o emi, o vino, — o manga, o tjeia — o rankano deia — Marra folka — aschar but, — o trinta mi deia — Ma a dona trommo ava — o vankano deia. — Bescha dero ivordinan — ja pallar min scharo — aavan min schero — ninna tingra mero — o rankano deia.

versorgungen in den Kirchspielen durch Zwangsmaßregeln. Sundt bemerkt ganz richtig: „In einer solchen Weise empfangene Sacramente vermögen erklärlicherweise die Sinnesart nicht zu ändern, und machen nur, da schlaue Verstellung der Mienen und der Haltung den Tatern ein Anzeichen der empfangenen Gnade aufdrückt, das geheimnißvolle Wesen derselben noch unheimlicher und abschreckender."

Den Tatern fehlt es bei ihrem armseligen Umherziehen nicht an einem, allerdings eigenthümlichen, Familien- und Gesellschaftsleben, an einer gewissen Ordnung und Gesetzen. So wird eheliche Treue streng beobachtet. Bevor die Landesregierung in das Leben und Treiben eingriff, waren die alten Gesetze folgende. Eine Tater, gleichviel ob Mädchen oder Frau, welche die Kluft zwischen ihrer Kaste und dem „weißen Blut" nicht offen erhielt und einem Nichttater, gleichviel ob buro (Bauer) oder Rankanó (Beamter, vornehmer Mann), ihre Liebe schenkte, wurde ildsmad, Feuerspeise, genannt und sollte ohne Barmherzigkeit auf den Scheiterhaufen gelegt werden. Der männliche Tater, der sich in solcher Beziehung vergangen, war nur Kavlemaud, Knebelmann; er wurde mit auf den Rücken geknebelten Händen und einen Pflock im Munde in einen Kreis von Männern gestellt, um so das von allen Männern seiner Horde gefällte Urtheil zu vernehmen. Dann sollte, dem Gesetze zufolge, der Kreis sich öffnen, damit die Weiber mit Peitschen den Sünder forttrieben. Damit war er aus dem „Familienvolk" ausgestoßen. Noch im Jahr 1845 ist, laut dem Bericht eines Predigers in der Nähe von Kragerö, ein derartiges Urtheil vollzogen worden.

Seitdem in Folge des Eingreifens der Regierung das alte Taterleben in seinen Eigenthümlichkeiten nicht mehr aufrecht zu erhalten ist und von Polizei wegen wandernde Familien aufgegriffen, mit norwegischen Landstreichern und allerhand Verbrechern in dasselbe Gefängniß gesperrt, die Kinder von den Eltern, die Frauen von den Männern getrennt werden, hat das Familienleben schwer gelitten. Aber die Tatermutter zeigt für ihre Kinder immer noch eine rührende, oftmals leidenschaftliche Thätigkeit. Der Mann ist z. B. als Pferdedieb in ein Zuchthaus gesperrt; sie schweift umher, erbettelt Nachtherberge in einem Bauerhofe und wird dort von Wehen überrascht. Die Bäuerin giebt Lappen her, um das Kind einzuhüllen; sie schenkt der Zigeunermutter einige Bänder und Schnüre, und daraus flicht diese ein Geräth, in welchem sie das Kleine auf ihrem Rücken trägt. So geht sie von Hof zu Hof und schweift so lange umher, vielleicht schon mit dem Kinde an der Hand, bis sie auf der Landstraße das Stelldichein erreicht, welches der aus dem Zuchthaus entronnene oder entlassene Mann auf den nie unterbrochenen geheimen Wegen gegeben hat. Bald hat sie ein zweites Kind auf dem Rücken und wenn dann nach einigen Jahren die Hand des Gesetzes oder das Verhängniß eine neue Trennung des Mannes herbeiführt, hat sie ein ganzes Häufchen bräunlicher, schwarzhaariger Kinder zu ernähren. Nun zieht sie von einem Ende des Landes zum andern, bettelt und prophezeiet, stiehlt und lügt und trügt und hext; sie achtet nicht Regen und Schnee, nicht Sturm und Unwetter, bietet aller Härte und Verachtung trotz, alles um den Kindern die Nothdurft des Lebens zu verschaffen.

Man hat solchen Müttern die Kinder fortgenommen um sie in Rettungshäusern oder bei wohlwollenden Leuten gut unterzubringen. Dann kennt die Wuth der Zigeunerfrau keine Grenzen. Sie wird mit allen ihren Listen und Ränken um das Haus schleichen, um verstohlenerweise den Kindern zu nahen und ihnen geheimnißvolle Worte zuraunen, welche bittern Ingrimm und Haß gegen die athmen, welche die Kinder pflegen, denn diese sind ihr ja geraubt worden. Und nicht selten entlaufen sie und fliehen mit der Mutter wieder hinaus in die wilden, öden Wälder. Und sind sie dann erwachsen, nehmen einen Mann oder ein Weib und ziehen selbständig umher, dann sucht die Mutter, welche nun allein ist, nicht etwa eine ruhige Zufluchtstätte, etwa in einem Armenhause, sondern sie treibt sich rastlos wie zuvor auf den Landstraßen und Nebenwegen umher. Sie bettelt, hext, prophezeiet weiter, sie fragt und späht bald hier bald da nach ihren Kindern und Kindeskindern. Und wenn sie endlich aus Mattigkeit niederfällt, auf einem Schneehaufen erstarrt, oder in einem Moraste versinkt, oder auf öder Höhe verschmachtet, dann ist vielleicht keiner ihrer Angehörigen zugegen.

Die Tatern räumen willig ein, daß sie Mitglieder der Horde, welche durch unglücklichen Zufall z. B. bei Schlägereien oder bei Unwetter im Gebirge das Leben verlieren, lieber in der Wüstenei einscharren, als daß sie dieselben auf einem christlichen Leichenacker begraben lassen.

Der unbändige Hang zum Wanderleben, zu unablässigem Hin- und Herschweifen, tritt bei den Tatern in Norwegen eben so stark hervor, wie auch sonst überall bei den Zigeunern. Fast nie ist es geglückt ein Taterkind, selbst wenn es im zartesten Alter bei Predigern, Beamten &c. in beste Pflege kam, zu zähmen und ihm den Sinn für Seßhaftigkeit und Häuslichkeit einzuflößen. „Aus einer Katze kann man keinen Hund machen," und beim Zigeuner steckt das Racenelement so sehr im Blute wie z. B. beim wilden Australier. Ganz zutreffend sagt man in Norwegen, die Taterkinder seien wie die Jungen der wilden Gänse. Diese gehen den Sommer über vollkommen zahm auf den Bauerhöfen mit den anderen Gänsen. Aber wenn der Herbst kommt und ein Volk wilder Gänse vorüberzieht, dann streichen sie mit diesen fort.

---

# Die Familie bei den Russen in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

Wir sind in unseren Betrachtungen an einen heikeln Gegenstand gekommen, an das Familienleben des Russen in Sibirien. Ich muß die Wahrheit sagen, und doch möchte ich dem Leser kein schwarzes Bild vom Charakter des Russen vorhalten, aus dem falsche Schlüsse auf die Zukunft des Volkes gezogen werden könnten.

Wir müssen uns, wenn wir das Familienleben des Russen in Sibirien verstehen wollen, die Vergangenheit des russischen Volkes vergegenwärtigen.

Noch sind keine zwanzig Jahr verflossen, als sechzig Millionen Russen Sklaven waren, über welche der adlige Gutsbesitzer souverän zu verfügen hatte. Alle die Sou-

veränetät beschränkenden Gesetze waren eitel Schein, wie nachfolgende zwei Umstände beweisen dürften. Es existirte z. B. ein Gesetz, daß kein Besitzer einen Leibeigenen verkaufen dürfe, ohne ihn zugleich mit Land auszustatten, was eigentlich hieß, da Grund und Boden nur Werth hat, wenn er vom Menschen cultivirt wird, daß dieser nicht ohne diese Cultivirungsmaschine verkauft werden darf. Dieses Gesetz wurde mit leichter Mühe umgangen. Ein verschuldeter Gutsbesitzer verkaufte seinem Nachbar eine gewisse Anzahl Dessiätinen Land mit der nöthigen Anzahl von Sklaven. Da kein Gesetz vorhanden war, welches das Schenken von Grund und Boden irgendwie beschränkt hätte, so schenkte der Käufer ganz einfach dem Verkäufer das soeben acquirirte Land und behielt die Sklaven für sich.

Ein anderes Gesetz verbot, bei körperlichen Züchtigungen dem Leibeigenen mehr als fünf Ruthenstreiche zu geben; da das Gesetz jedoch nicht bestimmte, in welchen Zeitabschnitten eine neue körperliche Züchtigung zulässig sei, so konnte der arme, von seinem Eigenthümer verurtheilte Bauer ganz ruhig zu Tode geprügelt werden, wenn dieses nur nicht in Folge einer ohne Unterbrechung ausgeführten Strafe geschah.

Da nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen leibeigen waren, da außerdem auch der Mann, ohne Rücksicht auf die Moralität des Mädchens, gezwungen war dasselbe zu ehelichen, sobald sein Herr, sein „Baryn", es wollte, so konnte sich im Volke der Begriff von Sittenreinheit, und mit ihm die Achtung für die Frau nicht ausbilden, ja das im Menschen von Natur ruhende Schamgefühl mußte abgestumpft, wenn nicht gänzlich erstickt werden. Fügen wir, um das Bild vollständig zu machen, noch hinzu, daß ja bis jetzt ohnedies der Abschaum der Gesellschaft nach Sibirien deportirt und dort angesiedelt wurde, und wir werden uns hinlänglich erklären können, warum die Sitten der Bewohner Sibiriens ungemein lax sind.

Auch das bisherige System des Recrutirens der Armee hat viel zur Sittenverderbniß beigetragen. Derjenige, der ein oder einige Kinder zu ernähren hatte, war vom Dienste in der Armee befreit. Derjenige Mann dachte nicht ans Heirathen, bis der Augenblick gekommen war, in dem er in die Zwangsjacke gesteckt werden sollte. Da sah er sich nun schleunigst nach einer Magd um, welche mindestens ein Kind, womöglich einen Knaben hatte, und ließ sich mit ihr trauen. Von Zuneigung, Liebe, Achtung konnte wohl nicht die Rede sein, und deshalb findet man in Sibirien keine Familie, welche diese Basis hätte. Der Mann heirathet, d. h. nimmt eine Frau, nicht um eine treue ergebene Lebensgefährtin, sondern um eine „Wirthin", eine „Chasajka", zu haben, welche seine Hauswirthschaft versieht. Ehelich treu werden sich die beiden Verbundenen erst viele Jahre nach der Verbindung, wenn die Jugend längst entflohen ist.

Ich war in Groß-Jelan Zeuge des folgenden höchst charakteristischen Falls.

Ein russischer Bauer aus Bilichtuja (einem größtentheils von Tataren bewohnten Dorfe) hatte im Jahre 1868 seine Frau, mit der er seit seiner Verheirathung in der größten Uneinigkeit gelebt hatte, erwürgt und war ihr nur in ihrem Plan, ihn selbst zu vergiften, zuvorgekommen. Trotzdem das ganze Dorf die Ursache des Todes kannte, wurde die Frau ohne ärztliche Untersuchung begraben: der Mörder hatte den Popen und den Zasjedatel mit wenigen Rubeln bestochen und so die Erlaubniß zum Begräbniß ohne Weiteres erkauft. Da er nicht mehr jung, auch seine übergroße Rohheit allgemein gekannt und gefürchtet war, fand er in Bilichtuja keine Candidatin für seine Wirthschaft und war gezwungen eine solche in den benachbarten Dörfern zu suchen. Er kam nach Groß-Jelan und fuhr mit seinem Brautwerber vor dem Hause meines Wirthes vor, in welchem er, trotzdem es fast Mitternacht war, freudig aufgenommen wurde. Die Hausfrau war anfangs hoch erfreut über die Gäste, welche einige Quart Schnapps mitgebracht hatten (so erfordert es ja die Sitte), denn sie hatte ja selbst zwei Töchter, welche schon Beweise von Fruchtbarkeit geliefert hatten, und die sie beide gern dem ziemlich begüterten Wittwer gegeben hätte.

Nach der gegenseitigen Begrüßung richtete der Brautwerber an die Hausfrau die Frage, ob sie nicht merke in welcher Angelegenheit er und sein Begleiter gekommen seien. Trotzdem Madame ganz gut den Zweck der Reise beider Männer kannte und wünschte, daß es auf ihre Töchter abgesehen sei, heuchelte sie die größte Unkenntniß und meinte endlich, daß sie nur aus Freundschaft zu ihnen zu Besuch gekommen seien, da ja in einigen Tagen oder Wochen der „Namenstag" des Wirthes sein werde.

Nun rückte der Brautwerber mit der Sprache heraus. Ein trauriger Täuberich, dem seine Taube gestorben, und dem es nicht angenehm sei, allein im Schlage zu hausen, ist ausgeflogen, eine andere freie Taube zu suchen, die er mit sich in sein verödetes Nest nehmen wolle. Die Hauswirthin verstand die Allegorie vortrefflich, und erwiederte eben so allegorisch, sie wisse, daß in nächster Nähe der Gäste zwei ganz flügge Täublein seien, bereit einem Täuberich, der ein gutes Nest habe, in dasselbe zu folgen. Nun äußerte der Täuberich selbst, der wohl merkte, worauf die Alte hinzielte, daß es aber doch noch zu junge Täublein seien, welche er in seiner Nähe flattern sehe (das eine dieser Täublein mit mongolischer Physiognomie zählte erst 24, das andere ziemlich hübsche sogar schon 28 Jahre), und daß es eben sein innigster Wunsch sei, eine Taube in gesetzten Jahren an sich zu locken.

Als Mama sah, daß man sie hatte abfallen lassen, brachte sie mehrere sehr alte Tauben in Vorschlag, deren Tugenden und Laster sie aufzählte. Daß die letzteren vergrößert, die ersteren verkleinert wurden, versteht sich von selbst. Endlich nannte sie dem heirathslustigen Wittwer eine Nachbarin, welche nahezu 40 Jahre zählte, wollte sie ihm aber mit der Bemerkung verleiden, daß sie wohl schon drei oder vier Kinder geboren habe.

Bei dieser Bemerkung glaubte ich, der Werber werde sich abwenden und fürderhin nicht mehr von der Ursache seines Besuches sprechen. Ich hatte mich geirrt. Er sagte mit dem größten Phlegma von der Welt: „Das sind Familienangelegenheiten, in welche sich Niemand zu mischen hat. Das Mädchen habe übrigens recht viele Kleidungsstücke, verstehe sehr gut Brod zu backen, pflüge ganz gut mit der „Socha", und handhabe die Sense und Sichel während der Heumath und Getreideernte ganz vorzüglich. Das ist ein Zeichen, daß sie eine gute Wirthin sei." Der durch Mord zum Wittwer gewordene heirathete schließlich gerade diese „Jungfrau".

Wenn wir Obiges erwägen, so dürfen wir uns durchaus nicht wundern, daß im Hause eher ein Waffenstillstand, denn ein Frieden herrscht, ja daß häufige Fehden ausbrechen, bei denen freilich immer der Wirth über die Wirthin siegt. Wundern muß man sich vielmehr, daß es doch recht viele Familien giebt, in denen, wenn auch nicht Liebe und aufopferungsvolle Hingebung, so doch eine gewisse Zuneigung und ein durch keine Zwischenfälle gestörter Frieden herrscht. Besonders bemerkt man dieses ziemlich häufig in den Dörfern, welche entfernt von der großen Heerstraße liegen, also durchaus nicht mehr mit Verbrechertransporten in Verbindung gerathen. In solchen Dörfern scheint schon das Edlere, das im Menschen ist, zum Durchbruch zu gelangen und der aufmerksame Beobachter und Menschenfreund sieht mit Vergnügen,

daß sich hier ein gewisser, im slavischen Charakter begründeter Patriarchalismus ausbildet, der einen wohlthätigen Einfluß auf das Familienleben auszuüben beginnt. An der großen Heerstraße verkuppelt die Mutter ihre Tochter, der Mann seine Frau; in den entfernt von ihr gelegenen Dörfern beginnt sich das Schamgefühl Geltung zu verschaffen und hier wird sich der von Verbrechern stammende Bewohner nach einigen Generationen, besonders wenn er auch an Bildung zunehmen wird, wieder zum Menschen erheben. Ich habe Familien gekannt, in denen der Wille und das Wort des Großvaters Gesetz war. Dreißig und mehr Familienmitglieder, Söhne mit ihren Frauen, Töchter mit ihren Männern und Kindern, auch wohl Kindeskindern folgen dem Gebote oder Worte des einen hinfälligen Greises, und verehren ihn wie einen König. Heil dem Hause, in welchem „Großväterchen" (djeduschka) das Gute will, denn dieser Wille wirkt erziehend auf viele Nachkommen.

In Folge der socialen Einrichtung der Gemeinde ist die Familie einem Polypenstocke nicht ganz unähnlich. So lange das Haupt der Familie, Vater oder Großvater, ja selbst Urgroßvater, lebt, kommen seine Söhne respective Enkel nicht aus dem Hause heraus und begründen somit keine eigene Wirthschaft. Dem Familienhaupte wird das Land und die Wiese nach Maßgabe der männlichen Nachkommenschaft zugemessen und der Gewinn aus der Wirthschaft ist ein gemeinsamer. Jedes Familienglied erhält aus diesem Gewinne nach Maßgabe seiner Bedürfnisse. Sowie das Familienhaupt zur ewigen Ruhe eingegangen, zerfällt die Familie in Familien, welche jede ihren eigenen Herd gründet, da von nun an die Söhne ihren Landantheil auf ihren Namen erhalten. Sie auch sind die eigentlichen Erben und geben den Schwestern aus dem Nachlasse was und soviel sie wollen.

In Sibirien hat der Russe eine Sitte von den besiegten Völkerschaften angenommen, welche meiner Ansicht nach keineswegs zur Veredelung des Weibes beitragen kann. Es ist dieses das Kaufen der Frau. Der Heirathslustige muß, wenn er sich mit einem Mädchen darüber verständigt hat, daß sie ihn heirathen will, den Eltern einen ihren eigenen Vermögensverhältnissen entsprechenden „Kalym" (das Wort ist aus dem Mongolischen in die russische Sprache der Sibirier übergegangen), ein Kaufprätium, geben, das in verschiedenen Geschenken besteht. Der Vater des Mädchens erhält gewöhnlich weite Pluderhosen aus schwarzem Manchester, ein rothes Hemd aus sogenanntem französischen „Zitz", ein Paar kungurische Stiefeln (aus Kungura im Gouvernement Perm, das durch seine Stiefel in ganz Sibirien berühmt ist), ein Paar Winterhandschuhe und Aehnliches. Die künftige Schwiegermutter bekommt diesen entsprechende Geschenke, so daß der ganze Kalym sich auf 50 bis 60 Rubel beläuft. Rechnen wir hierzu noch die kleinen Geschenke, welche den Familienmitgliedern, der Braut selbst gegeben werden müssen, rechnen wir auch noch den unvermeidlichen „Eimer" (man versteht ihn nur als mit Schnapps gefüllt) hinzu, so dürfte die Braut leicht weit mehr als hundert Rubel zu stehen kommen, was für die Verhältnisse eines gewöhnlichen Bauers in Sibirien gar keine unbedeutende Summe ist.

Diese Art des Kaufes von Weibern beginnt nun aber doch den jungen Sibiriern lästig zu werden, umsomehr als sie ihnen durchaus keine Garantie für die jungfräuliche Reinheit des gekauften Objectes bietet. Seit einer Reihe von Jahren beginnen die Heirathscandidaten die Mädchen zu entführen, was freilich nur mit ihrem Willen geschehen kann. Da in Sibirien ein Aufgebot nicht nöthig ist, fährt der Mädchenräuber mit seiner Beute direct bei irgend einem Popen vor, den er übrigens schon vorher bestellt und bezahlt hat, und läßt sich von ihm trauen. Bekanntlich ist das Ehesacrament in der griechischen Kirche noch weit unlöslicher, als in der römischen und die nächste Folge hiervon ist, daß nach der Trauung jeglicher Protest der Eltern des geraubten Mädchens unnütz ist. Diese, die doch um den Kalym, um die ihnen zustehenden Geschenke, betrogen worden, schmollen eine Zeit lang mit dem Schwiegersohne, ärgern sich über die ungerathene Tochter, schwören beiden ewige Feindschaft, welche gewöhnlich schon nach einem halben Jahre in das Meer der Vergessenheit gesenkt wird. Die Eltern der jungen Frau werden während dieser Zeit von guten Nachbaren für das Pärchen bearbeitet, und dieses erscheint plötzlich in ihrer Wohnung, bringt einige kleine Geschenke, einen „Eimer" (Schnapps), Musik und Gäste mit, und es wird eine kleine Nachhochzeit und eine vollkommene Versöhnung gefeiert.

Ich habe hier noch einer in Sibirien nicht seltenen Form der Ehe zu erwähnen, der sogenannten wilden Ehe. Diese ist ziemlich häufig anzutreffen, und ich muß gestehen, daß ich sie weit zahmer gefunden habe, als die von der Kirche eingesegnete. Während in der letztern eheliche Treue zu den größten Seltenheiten gehört, und die Frau oft die Wucht der Fäuste ihres Mannes zu fühlen hat, habe ich in den verschiedenen Gegenden des Landes, in denen ich successive gelebt habe, wilde Ehen gefunden, in denen sich Mann und Frau herzlich geneigt waren, in denen beide Theile sich in Allem liebevoll entgegen kamen und nie Streit, Hader oder Zank mit einander hatten. Ich habe solche wilde Ehen gesehen, welche schon 30 bis 40 ja nahezu 50 Jahre dauerten, während welcher Periode die Frau nie Ursache gehabt hatte, eine Thräne zu vergießen.

Die Hauseinrichtung des Sibiriers ist einfach und zeugt für die niedere Culturstufe, auf welcher er steht. Wir wollen eine sibirische Wohnung betrachten.

Das aus Rundholz erbauete Haus besteht für gewöhnlich aus einer großen Stube und einer kleinern, gleichsam einem Alkoven. Der Arme begnügt sich mit einer einzigen Stube (russisch: „isba"), und deshalb sagt er auch, wenn er sich an den Bau einer eigenen Wohnung macht, er „baut sich eine isba" (nicht „dom", das Haus). Den vierten Theil dieser Stube, welche gewöhnlich ein Quadrat bildet, nimmt der Ofen ein, welcher die Form eines Backofens hat; er dient gleichzeitig zum Kochen, Backen und Heizen des Wohnungsraumes. Auf ihm sitzen die Hausbewohner im Winter, wenn sie sich schnell erwärmen wollen und schlafen darauf während der Nacht. Zu dem letztern Zwecke dient auch eine neben dem Ofen über der Thür errichtete Pritsche, „Pallatje", auf welcher auch die als Unterbett dienenden Filzdecken und die wenigen Kissen der Familie liegen. Bettdecken kennt der sibirische Bauer nicht. Im Sommer dient ihm als solches sein langer Rock, im Winter sein Pelz. Wenn die Familie so zahlreich ist, daß sie auf dem Ofen und der Pritsche nicht Raum hat, so dient der Fußboden als Lagerstätte, der übrigens im russischen Hause in mustergültiger Reinlichkeit erhalten wird. Eine Bettstelle findet man selten in einem Bauernhause, und wenn sie sich in einem solchen vorfindet, dient sie mehr zur Aufnahme der Filzdecken und Kissen, denn zum Schlafen. Höchstens dient sie zu letzterm Zwecke dem Haupte der Familie. Auf der Pritsche und auf dem Ofen schläft Alles durcheinander, Männer und Frauen, erwachsene Töchter und Söhne, Knechte und Mägde. Wo sich einer der Hausbewohner hinlegt, da verbringt er die Nacht. Nur der Säugling hat seine besondere Ruhestätte, eine kleine Hängematte, welche an einer langen, biegsamen Stange, oder bei Reichen an einer Springfeder befestigt ist, also beim Wiegen die Bewegung von oben nach unten macht.

Als ferneres Möbel dient eine rings an den Wänden hinlaufende Bank, welche ein für alle Male an ihnen befestigt ist, ein ganz gewöhnlicher Tisch, eine oder einige bewegliche Bänkchen, auf denen zwei bis drei Personen Raum haben, selten einige roh gearbeitete Stühle, und noch weit seltener ein „Diwan“, d. h. ein aus Brettern gemachtes Sopha. Wo man sich solchen Luxus erlaubt, da hat man gewöhnlich, außer den schon bezeichneten Appartements, noch eine sogenannte „Gornitza“, eine Prunkstube, die sich jedoch nur durch den Mangel der stabilen Bank und durch die Anwesenheit noch einiger Stühle und Kasten auszeichnet.

In jeder russischen Stube ist ein Winkel der „vorzüglichste“, der Hauptwinkel, in welchem die sogenannte „Boschnitza“, d. h. das (dreieckige) Brett, angebracht ist, auf dem das beliebteste Heiligenbild der Familie steht. Vor dieser Boschnitza, vor diesem „Gottesplatze“, hängt bei den Vermögenderen ein Lämpchen, das an Sonn- und Festtagen angezündet wird, und in das nur Baumöl kommen darf, während der Aermere seinen Schutzpatron mit einigen Wachslichtlein von der Dicke eines Federkiels abspeist. Neben diesem, gewöhnlich aus Susdal stammenden und von „Bogomasen“ (wörtlich: Gottesschmierer) gefertigten Hauptbilde, das entweder den heiligen Nikolaus, Elias, die Muttergottes aus Troizk bei Moskau, oder deren jüngere Schwestern in Kasan und Kiew vorstellt, befinden sich noch viele andere Heiligenbilder Susdaler Fabrikats, und alterthümliche aus Messing gegossene, wahre Carricaturen vorstellende Gebilde, denen der Russe seine Ehrfurcht beweist und die er anfleht, für ihn, den argen Sünder, vor Gott zu plaidiren.

Und vor diesen Carricaturen von Menschengestalten muß man, wenn man in die Stube des Russen tritt, sich einige Male bekreuzen und eben so oft verbeugen, wenn man von dem Bewohner nicht für einen „Ungläubigen“, für einen „Niekrest“ (nicht Getauften), gehalten werden will, dem er jegliche Hülfe versagt — bis er ihn näher kennen gelernt hat.

Im entgegengesetzten Winkel der Stube befindet sich eine sehr primitive Vorrichtung zum Aufbewahren der wenigen Teller, welche man hat, der nöthigen Tassen, hölzernen Schüsseln und der nie fehlenden Theemaschine, deren Mangel das sichere Zeichen der größten Armuth und Liederlichkeit ist. Ein Paar eiserne Töpfe und kleine Bratpfannen bilden den Rest des Geräthes, das man in der Stube bemerken kann.

Metalllöffel findet man fast nie in einer Bauernwirthschaft; in großen und kleinen Wirthschaften findet man nur aus Birkenholz gefertigte. Gewöhnliche Tischmesser und Gabeln sind eine große Seltenheit und werden eigentlich nicht gebraucht.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Grove's Ersteigung des Elbrus.

Dieses „Kaukasusriesen“ Gipfel wurde zuerst im Jahr 1868 von Freshfield, Moore und Tucker erstiegen; im Juli 1874 ist es Grove geglückt mit einigen Begleitern die höchste Spitze zu erreichen. Der Mann hat die Grille, den Montblanc als einen „Usurpator“ zu bezeichnen, weil ja der Elbrus der höchste Berg in — Europa sei. So viel wir unsererseits wissen, hat man den Kaukasus bisher nicht zu den europäischen Gebirgen gezählt.

Die Partie (Grove, A. Moore, Secretär des englischen Alpenclubs, H. Walker, Horace und F. Gardiner) durchzog die selten besuchte Gegend zwischen dem obern Terek und dem obern Baksan und war am 22. Juli im Dorf Uruspi (— das wir auf H. Kiepert's vortrefflicher Karte des Kaukasus, Berlin, Dietrich Reimer 1854, eingetragen finden; Höhe 5000 par. Fuß —), wo gutes Wetter abgewartet wurde, das sich denn auch am 26. einstellte. Am Abend des 27. erreichten die Wanderer ein Felsenplateau an der rechten Seite des südöstlichen Elbrusgletschers, wo in 11,400 Fuß engl. übernachtet wurde, aber nur bis 1 Uhr Morgens. Unter Leitung eines Führers aus der Schweiz, P. Knübel, brach man auf; Moore mußte eines Zufalls wegen zurückbleiben; er erwartete zwei russische Offiziere aus Pätigorsk, welche nicht rechtzeitig hatten eintreffen können. Die Drei mit dem Führer wollten das herrliche Wetter benutzen und fanden auch den Aufstieg nicht beschwerlich. Der Elbrus besteht aus zwei mächtigen Gipfeln, die nordöstlich und südwestlich von einander liegen; beide sind erloschene Krater eines mächtigen Vulcans und durch einen mehr als 17,000 Fuß engl. hohen Paß verbunden und von einem großen Gletscherfeld umgeben. Der nordwestliche Gipfel ist nur 106 Fuß höher als der andere. Dieser letztere lag, als sie vom Rastplatz aufbrachen, gerade vor ihnen, der nordwestliche zur Linken und etwas weiter entfernt. Sie überschritten nun ein weites Schneefeld, durch welches sie von beiden Gipfeln getrennt waren, und gingen auf den niedrigern zu mit der Absicht, ihn etwa 1500 Fuß unterhalb seiner Spitze zu umkreisen und den Paß zu erreichen, welcher ihn mit dem höhern verbindet. Das gelang ihnen auch, doch mehrere Stunden mußten sie sich durch den Schnee arbeiten; sie hatten nun den herrlichsten Anblick als die Berge der Umgegend sichtbar wurden, und nach Aufgang der Sonne der Elbrus seinen mächtigen Schatten weit nach Westen hin warf. Bei strenger Kälte erreichten sie um 8 Uhr Morgens den Paß und waren hart am Fuße der nordwestlichen Spitze, an der Umwallung des Kraters. Der Weg zu demselben hinauf war steil, sie mußten über Felsen klettern und Stufen in das Eis einhauen, von irgend welcher Gefahr war aber für geübte Alpenwanderer keine Rede. Bald standen sie am Rande des Kraters, von welchem etwa zwei Drittel noch vorhanden sind; an der Südwestseite ist ein großes Stück eingestürzt und das Innere ist nun ein großes Schneefeld. Den höchsten Punkt bildet eine hervorragende Spitze, ein Zahn an der Westseite des Kraters; sie kletterten hinauf und waren auf dem Gipfel, was allerdings Anstrengungen kostete.

Der Elbrus ist 18,500 Fuß hoch (— vielmehr 17,400 pariser Fuß —); er erhebt sich nicht in der Hauptkette, sondern am Ende eines Ausläufers etwas nördlich von derselben, und alle hohen Gipfel stehen so zu sagen in einer Schlachtlinie auf einer Strecke von 150 Miles. Diese Gebirgswelt bietet einen großartigen Anblick dar und man hat einen überwältigenden Eindruck. Nach Osten hin sieht man den Kasbek, nach Westen hin das Schwarze Meer; man hat einen Einblick in eine Menge prächtiger Thäler, und nach Norden hin erheben sich grüne Hügel hinter einander wie Wellen auf dem Meer und in weitester Ferne zieht die unendliche Steppe. Alle hohen Gipfel des Kaukasus sind vom Elbrus aus sichtbar.

Die russischen Offiziere aus Pätigorsk langten bei Moore an als Grove schon wieder unten war. Sie wollten mit zwei

Dorfältesten aus Uruspi die Besteigung unternehmen. Das Wetter war aber sehr trübe und stürmisch geworden und sie mußten ihren Plan fallen lassen.

## Das Judenconcil in Nordamerika.

Die Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten ist sehr beträchtlich. Sie sind über alle Landestheile verbreitet, vorzugsweise in den Städten als Handeltreibende und namentlich in San Francisco sehr zahlreich. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist unter ihnen sehr stark ausgeprägt und sie sind sich ihrer Gemeinsamkeit wohl bewußt.

Dafür hat das „erste Concil der hebräischen Congregationen in Amerika", welches am 14. Juli in Newyork zusammentrat, einen deutlichen Beweis geliefert. Nicht weniger als 60 Gemeinden hatten Bevollmächtigte zu demselben geschickt, die zumeist aus Deutschland stammen. Der Präsident, Herr Moritz Loth aus Cincinnati, schilderte eingehend den Zweck und das Wirken dieses großen und einflußreichen Bundes, und wir heben aus seiner sehr ausführlichen Eröffnungsrede, die wir in den amerikanischen Blättern finden, einige interessante Stellen hervor, welche die Bestrebungen kennzeichnen. Zuvor wollen wir bemerken, daß „ein hebräisches theologisches Institut", also eine Rabbinenschule, gegründet wird, zu welcher die erforderlichen Geldmittel zum größten Theile vorhanden sind. Hervorgehoben wird, daß sowohl der jüdischen wie der nichtjüdischen Presse Dank gebühre, weil sie die Organisation des Bundes der Union der amerikanischen Gemeinden so kräftig unterstützt habe. Dieser würden wohl demnächst alle Vereine des Landes mit etwa 50,000 Mitgliedern sich anschließen.

Ueber die Mission welche den Juden zugefallen sei, äußert sich Herr Loth in folgender Weise:

„Danken wir unserm himmlischen Vater für die Gnade, daß er in die Seele des Menschen das Verlangen nach Frieden und Eintracht gepflanzt hat. Es ist dies eine geistige Pflanze, die nur dann gedeihen kann, wenn Vernunft mit heiterer Ruhe zusammengeht; wenn Fanatismus und Unruhen unterdrückt werden; und so zu denken und so zu kämpfen gegen die Gegner der Freiheit und die Feinde des Fortschrittes und der Humanität ist seit Menschenaltern die Mission der Kinder Israel gewesen. Um diese Mission zu erfüllen, sind wir unter alle Nationen zerstreut worden und haben heldenmäßig unsere Principien aufrecht erhalten, die auch schon, trotz unserer unvollendeten Organisation in der frühern Tyrannei und Unterdrückung, unter den erleuchtetsten Völkern große Triumphe errungen haben.

Wenn diese Ansicht richtig ist, wenn es Israels Mission ist, die Menschen erst denken und dann glauben zu lehren; sie zu lehren, daß ein Gesetz für Alle existirt, für Einheimische und Fremde, Fanatismus und Tyrannei zu verschmähen und sicher in dem Glauben zu sein, daß es keinen König giebt außer Ihm, der König ist über Alles — wenn dies in der That Israels Mission ist (und sicher ist sie es), haben wir dann unsere Schuldigkeit gethan?

Repräsentanten der amerikanischen Israeliten, es ist traurige Pflicht, öffentlich zu sagen, daß die Israeliten nicht Alles gethan haben, was sie hätten thun können, um dem wohlthätigen Licht ihres Glaubens unter den Menschen Verbreitung zu verschaffen und sie von den Irrthümern zu heilen, welche in jedem Augenblick des Lebens das Glück vieler Familien unterminiren und sogar das Glück dieser großen Nation bedrohen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Sünde — und zwar Sünden der abschreckendsten Natur — in diesem unserm gesegneten Lande eine beunruhigende Ausdehnung angenommen hat, daß sie ganze Familien zerstört und diejenigen, welchen es überhaupt noch erlaubt wird, geboren zu werden, zu Schwächlingen macht und zu einem frühen Grabe verurtheilt. Es kann nicht geleugnet werden, daß in allen Zweigen der Verwaltung Corruption existirt, die einen solchen Grad erreicht hat, daß sie, wenn ihr nicht bald entgegengetreten wird, die Ersparnisse und Verdienste des ganzen Lebens verschlingen wird. Diese entsetzlichen Sünden treten uns überall entgegen und drohen mit ihrem Gifte die Existenz der Familien und der Nation zu untergraben. Unter diesen Umständen ziemt es uns — nein, es ist unsere heiligste Pflicht, unsere Rabbiner auszusenden in alle Welt, um nicht nur unserm Volke, sondern den Massen im Allgemeinen das Judenthum in seiner frühern Reinheit zu predigen und das heißt, wie wir Alle wissen, im Geiste der zehn Gebote zu leben, welche uns auf den Weg des richtigen Lebens führen; welche uns verbieten, in der Erfüllung unserer Pflicht zu zögern, die uns das göttliche Gebot einprägen zu heirathen und uns zu vervielfältigen und im vollsten Sinne des Wortes ehrbar zu sein; welche uns befehlen die Erde so zu bebauen und zu verschönern, daß Ueberfluß da ist für Menschen und Thiere, und solche Gesetze aufzustellen, daß Niemand unterdrückt und allen die größte Gelegenheit geboten wird, ihre Fähigkeiten zu entfalten um ein Leben des Friedens und der ungestörtesten Freiheit zu führen; die uns ferner befehlen, jedem Bedürftigen die helfende Hand zu reichen und mit einem Worte, ein Mensch, werth des Ebenbildes Gottes zu sein, werth über alle Wesen auf der Erde zu herrschen und würdig zu werden in den himmlischen Regionen ein ewiges Leben zu empfangen.

Ich empfehle dieses Wanderpredigen unseren Rabbinern nicht in der Absicht, Proselyten zu machen, sondern um Jedem die großen Lehren des Judenthums einzuprägen, die, wenn allgemein angenommen, allen Massen der menschlichen Gesellschaft wohlthun, die Bande der Familie stärken und Alle, sowohl in ihren häuslichen Beziehungen als in ihren öffentlichen Geschäften, bessern werden.

Um diese Rabbiner zu unterstützen, sollte aus den Beiträgen der Mitglieder der Union ein eigener Fonds gegründet werden, was aber nur gethan werden könnte, wenn jede hebräische Gemeinde in den Vereinigten Staaten sich mit der Union verbinden würde. Es sind hier ungefähr 50,000 Israeliten, die Mitglieder von Gemeinden sind; und wenn jedes Mitglied einen Dollar jährlich bezahlt, so würde sich eine Summe ergeben, die ausreichend ist, um ein theologisches Institut ersten Ranges zu unterhalten und fähige Rabbiner als Wanderprediger auszuschicken.

Das erste jährliche Concil der hebräischen Congregationen ist wahrlich ein Ereigniß in der Geschichte der Israeliten, die zum ersten Male seit Jahrhunderten hier zum Rathe sich versammelt haben. Dieses Ereigniß bahnt eine neue Epoche im Leben des Judenthums an; der Fortschritt des Judenthums ist zugleich ein Fortschritt auf dem Wege der Humanität im Allgemeinen, denn jede civilisirte Nation hat mehr oder weniger in ihre Verfassung das mosaische Gesetz mit aufgenommen, da die Erfahrung der Jahre dasselbe als das Product tiefster Weisheit hingestellt hat. Jedoch nicht das allein, sondern das alte Testament wurde sogar von Scharen von Nationen als die Basis ihres religiösen Glaubens angenommen.

Es ist ein großer Tag in Israel, zu sehen, wie Tausende unserer Brüder sich vereinigen in dem edlen Streben, unsere gesegnete Religion auszubreiten und zu verewigen durch Errichtung einer hebräischen Universität, in welcher wir Rabbiner zu bilden gedenken, deren Weisheit und Beredtsamkeit beide Hemisphären erleuchten, und alle Menschenkinder dem Elend, der Selbstsucht und dem Mißvergnügen entziehen wird. Zum glücklichen Leben gehört die Entwickelung der idealen Anlagen im Menschen bis zur höchsten Potenz, und keiner ist mehr berufen, in diese Entwickelung helfend mit einzugreifen, als unsere geistigen Führer, deren Aufgabe es ist, an den bessern Theil in uns zu appelliren, und uns den Frieden eines höhern Lebens zu Gemüthe zu führen. Um das zu können, müssen sie selbst Männer exemplarischer Reinheit, Weisheit, Beredtsamkeit sein. Dazu gehört aber eine besondere Ausbildung und diese ist die erste Pflicht der amerikanischen hebräischen Association."

**Aus den Geheimnissen des amerikanischen Frauenlebens**

theilt ein Apotheker Folgendes mit: Das Opium hat einen ungeheuern Abzug und zwar unter den besten Classen der hiesigen Gesellschaft. Viele geniren sich gar nicht und oft kommen Frauen und Töchter der angesehensten und wohlhabendsten Leute der Stadt in den Laden und kaufen sich große Quantitäten Opium. Meistens bringen sie von Aerzten, die sich wahrscheinlich gut dafür bezahlen lassen, geschriebene Recepte, aber dadurch können sie uns nicht täuschen. Erst vor wenigen Tagen brachte eine Dame, deren Mann hier ein großes Geschäft hat, ein solches Recept, durch welches sie sich für 20 Dollars Opium verschaffte. Dies Recept wird von Zeit zu Zeit „erneuert", und sie erlangt so viel Opium wie sie braucht. Sie behauptete, sie litte an der Schwindsucht und brauche das Opium deswegen. Aber dies war ein bloßer Vorwand, denn die Frau leidet ebensowenig an der Schwindsucht wie ich. Andere lassen es sich wieder durch Knaben, die eine von einem Arzt unterzeichnete Ordre haben, holen. Wenn wir uns weigern, ihnen welches zu verkaufen, verkauft es ihnen ein Anderer, und wir büßen vielleicht eine gute Kundschaft ein, ohne daß der Sache im Geringsten abgeholfen wäre. Der Gebrauch des Opiums ist nicht auf die wohlhabenden Classen beschränkt; viele der ärmsten Frauen leben in einem beständigen Opiumrausch. Das allgemeine Publicum hat gar keinen Begriff von dem Umfange, den der Opiumgenuß, besonders unter unserer feinen, respectabeln Bevölkerung, erlangt hat. Und wenn die Opiumesser nicht arm sind, wenn sie sich dieser schrecklichen Leidenschaft ergeben, von der sie sich nie losreißen können, werden sie durch dieselbe in Armuth gestürzt. Sie vernachlässigen und vergessen Alles, um ihrem Laster zu fröhnen. Wenn eine Frau sich dem Opiumgenuß ergeben hat, läßt sie positiv ihre Kinder eher verhungern ehe sie sich ihren gewöhnlichen Rausch versagt.

Das Opium wird meistens in der Form von Morphin gekauft, weil dies heftiger wirkt und nicht schlecht schmeckt. Manche gebrauchen jedoch auch Laudanum und das rohe Opium. Dies letztere wird auch besonders von vielen Männern gekauft und dann verschluckt. Geraucht wird es hier, so viel ich weiß, nicht. Die Wirkung des Giftes ist bekannt. Es erregt das Gehirn ungeheuer, vertrocknet alle Secretionen und zerrüttet das ganze System. Das Schlimmste bei der ganzen Geschichte ist jedoch, daß diejenigen, welche sich diesem Laster einmal ergeben haben, nie wieder davon ablassen können. Man kann einen Säufer curiren, einen Opiumesser fast nie.

Die Frauen kaufen auch noch andere berauschende Präparate. Einige kaufen gewisse Präparate des indischen Hanfs, das sogenannte „Haschisch" der Orientalen. In Neuyork wird eine Art „Haschisch Candy" gemacht, der eine berauschende Wirkung ausübt. Andere gebrauchen wieder Arsenik, um sich zu ermuntern und zu erheitern. Dies letztere Gift häuft sich oft im Magen und in dem System an und wirkt in solchen Fällen tödtlich. Natürlich ist die Betreffende dann an irgend einer beliebigen Krankheit gestorben. Und während es durch allmälige Anhäufung im Magen tödtlich wirken kann, ist es ebenso gefährlich, wenn man den Genuß plötzlich einstellt.

Es wird gewöhnlich in der Form von „Fowlers Solution" eingenommen. Ein anderes Mittel, welches besonders im Süden sehr gebräuchlich ist, ist das Schnupftabackkauen. Auch viele hiesige Frauen sind diesem Genuß ergeben. Sie stecken den Schnupftaback gewöhnlich in einen kleinen Sack und reiben sich damit das Zahnfleisch. Dies ist freilich nicht so gefährlich wie Opium, Haschisch oder Arsenik, aber auch weder gesund noch besonders reinlich.

* * *

— Forsyth ist mit Dr. Bellew von seiner Expedition nach Kaschgar gegen Ende Juli in Calcutta wieder angelangt; einige andere Mitglieder derselben waren in Murri eingetroffen und zogen langsam ins Unterland; Gordon war noch zwischen Leh und Kaschgar, ebenso seine Gefährten Trotter und Biddulph; diese Drei haben bekanntlich die große Pamir-Steppe durchforscht und bringen Kartenskizzen und Aquarellbilder mit. Ihre Wanderung ist in hohem Grade anstrengend gewesen; sie hatten einmal 20 Tage hintereinander in tiefem Schnee zu wandern und legten doch täglich 20 bis 25 Miles zurück.

— Ney Elias, der durch seine erfolgreichen Wanderungen durch die Mongolei sich einen so vortheilhaften Ruf erworben hat, befand sich im Juli zu Calcutta, wo er Vorbereitungen zu einer Reise nach Tibet getroffen hat. Er ist ein erprobter Reisender und will Alles aufbieten, um in das so streng gegen Fremde abgesperrte Land des Dalai Lama einzudringen.

— P. Dodolatanz bei den Serben. Herrscht in einer Gegend anhaltende Dürre, dann ziehen einige Mädchen durch das betroffene Dorf, indem sie Lieder singen, die baldigen Regen erflehen. Ein Mädchen kleidet sich ganz aus, bedeckt jedoch ihren Leib mit verschiedenartigen Gräsern und Blumen derart, daß man nicht eine einzige Hautstelle entblößt sieht. Dieses Mädchen heißt Dodola und mit ihr ziehen ihre Gespielinnen von Haus zu Haus. Sobald sie vor ein Haus kommen, beginnt die Dodola allein zu tanzen, die anderen Mädchen stellen sich in eine Reihe und singen verschiedene Lieder. Die Hausfrau oder ein Anderer aus dem Hause nimmt hierauf einen vollen Eimer Wasser und schüttet ihn über die Dodola, welche fortwährend tanzt. In Gegenden, die zu Oesterreich gehören, untersagten wiederholt die Pfaffen den Dodolaumzug, weil derselbe ein „heidnischer Gebrauch" sei; man bekommt ihn aber dennoch hier und da zu sehen.

— Im Fürstenthume Serbien sind in gebirgigen Gegenden die Häuser eines Dorfes so weit von einander entfernt, daß ein Dorf von 40 Häusern einen größern Flächenraum einnimmt als Wien. In der Ebene liegen die Häuser näher an einander, sie stehen jedoch nicht in einer Reihe, sondern sind zerstreut. In den Dörfern sieht man beinahe nirgends Schornsteine. Fabriken findet man in Serbien so gut wie nicht, die wenigen, die errichtet wurden, mußten bald eingehen. Jetzt wird wieder viel davon gesprochen, in dem Städtchen Paratschin, wo der Boden für den Anbau der Zuckerrübe besonders geeignet sein soll, auf Actien eine Zuckerfabrik zu gründen. Zugleich bewirbt sich auch ein Berliner Fabrikant bei der Regierung um die Concession zur Errichtung einer Zuckerfabrik. Das Fürstenthum mit seinen circa 1,200,000 Einwohnern verbraucht jährlich mehr als 2 Millionen Okas (1 Oka = $2^1/_4$ W. Pfd.) Zucker. Am Ufer kommt die Oka auf 5 Piaster zu stehen, das Regal beträgt $1^1/_2$ Piaster pro Oka.

— Beim diesjährigen Dschogganatha-Fest (Juggernauth) in Serampore hat eine unerhörte Neuerung stattgefunden, und es ist bei demselben kein Menschenleben verloren gegangen. Aber die in großer Zahl herbeigeströmten Pilger waren im höchsten Grade auf die städtische Behörde ergrimmt, weil diese einen der großen und plumpen Karren, auf welchen die Götzenbilder ihre Procession halten, nicht umherfahren lassen wollten, bis derselbe ausgebessert worden sei, denn ein Theil desselben war verfault. Sofort boten die Priester ein paar hundert Mann auf, die Tag und Nacht arbeiten mußten; aber eine genaue Besichtigung am Morgen ergab, daß der Gotteswagen dennoch in gefährlichem Zustande war. Deshalb nahm der Magistrat die Stricke weg, an welchen er von den Pilgern gezogen werden sollte. Und so kam es, daß er seit Menschengedenken zum ersten Mal nicht in Bewegung gesetzt wurde. Ueber diesen frevelhaften Eingriff der Behörde in die wohlerworbenen, unantastbaren Rechte der Kirche ist nun die Kirche, d. h. die brahminische Geistlichkeit, empört und sie schreiet in den Straßen, daß der Magistrat eine Verschwörung angezettelt habe, um dem Volke seine frommen Festlichkeiten zu verkümmern. Wie doch ein Clerus dem andern so gleich sieht!

— Die mohammedanischen Panthays in der chine-

sischen Provinz Yünnan sind allerdings von den Chinesen besiegt, ihre Hauptstadt Talisu ist erstürmt worden und ihr Sultan Sliman hat sich selbst vergiftet. Nun lesen wir, daß noch immer ein Theil derselben gegen die Mandarinentruppen im Felde sich behauptet und unter General Tosaken denselben tapfere Gegenwehr leistet. Deshalb liegt die Karawanenstraße aus Yünnan nach Bhamo am Irawaddy noch verödet.

— In der Canadian Dominion verfolgt man den Plan, die einzelnen Provinzen in eine einzige zu consolidiren und aus Neuschottland, Neubraunschweig, Prinz-Edwards-Insel und Neufundland die Provinz Acadia zu bilden. Die Zeit wird lehren, ob dieser Plan ausgeführt werden kann.

— Eine alte Redensart sagt: „Ehen werden im Himmel geschlossen." Wir wissen nicht wie es sich damit verhält, wohl aber, daß schon einige Mal Ehen in den Wolken geschlossen worden sind. Vor nun drei Jahren miethete im Yankeeland ein Brautpaar einen Pastor und einen Luftballon, stieg in die Höhe und die Trauung fand hoch in der Luft statt. Mehrere andere Paare haben sich dagegen auf dem Wasser zusammengeben lassen; sie bestiegen einen Kahn, schifften auf den See hinaus, wechselten dort die Ringe und der Geistliche segnete sie ein. Im Staate Indiana hat sich neulich ein Paar im Eisenbahnwagen trauen lassen, und ganz vor Kurzem, im Juli, berichtete das „Boston Journal" Folgendes. Ein Mann aus Oregon, der seit einigen Tagen in unserer Stadt verweilt, saß vorgestern Abend unter der alten Ulme auf den Commons. Da wurde er in seinen Betrachtungen durch eine Anzahl von Herren und Damen gestört; mit ihnen kam auch der Reverend Dr. Dio Lewis (— dieser ist derselbe geistliche Landstreicher welcher den Kreuzzug der Heulweiber und Temperanzmegären ins Leben gerufen hat, einige hundert Mal dieselbe auswendig gelernte Rede gegen Bier und Alkohol hielt und sich jede mit 50 Dollars bezahlen ließ —). Unter einer Gaslaterne wurde Halt gemacht; ein Gentleman trat vor mit einem Papier in der Hand. Ein anderer Gentleman nahm eine Lady bei der Hand, trat jenem andern Herrn gegenüber und sang der Versammlung „musikalisch-leise" eine Anrede vor; nach Beendigung derselben reichten sich jener Herr und die Lady die Hände und küßten einander. Nun trat auch Reverend Dr. Dio Lewis vor, sang auch „musikalisch-leise" und beglückwünschte das Paar. Solches geschah auch von den anderen Anwesenden und dann ging man in das Hotel Bellevue. Dem Manne aus Oregon erschien das Ganze einigermaßen seltsam; auf seine Nachfrage in Bellevue erfuhr er, daß der Reverend William R. Alger die Bande der heiligen Ehe geschlossen habe zwischen Herrn Fisher M. Clark und S. Helene Trip.

— Die Republik in den Vereinigten Staaten wird von sehr vielen Beamten der Bundesregierung und den Congreßpolitikern als eine Ausbeutungsmaschine betrachtet und diese „christlichen Staatsmänner", von denen so viele als Diebe und Betrüger an den Pranger gestellt worden sind, finden es ganz in der Ordnung und vortheilhaft für sich, das Volk auf das Unverschämteste zu plündern. Neulich sagte ein Blatt: „In allen Staaten der Welt zusammengenommen wird nicht so viel gestohlen als von Seiten unserer Politiker." Nun hat eines der angesehensten Blätter, die „Newy. Tribune", 10. August, wieder einmal eine ingrimmige Wehklage ausgestoßen über dieses Gaunerwesen und über die „ungerechtfertigte Verwendung öffentlichen Eigenthums", wie der organisirte Diebstahl mild von ihr bezeichnet wird, misappropriation. Schamlose Betrügereien und Unterschleife, Cassendiebstahl &c. werden insgemein nur als Unregelmäßigkeiten, irregularities, bezeichnet. Nun bemerkt die „Tribune", es sei Thatsache, daß fast alle hervorragenden Beamten (prominent — denn wo möglich Jedermann ist prominent, wie der Eisenbahnschaffner ein capten, ein schwarzer oder weißer Barbier colonel, ein Advocat general; Marschälle fehlen noch —) sich Pferde, Wagen, Möblements und Dienerschaft auf Staatskosten halten. „Die Amtswohnung des Generalanwalts ist nicht die einzige so ausstaffirte; jedes andere Departement liefert auf Volkskosten den Beamten elegante und kostspielige Equipagen. Jeder Richter am höchsten Gericht hat eine Wohnung, welche die Regierung ihm ausmöblirt mit Teppich und Bibliothek, Bücherschränken, Stuhl und Sopha und sie giebt ihm einen — Diener obendrein. Aehnliche Praxis, wenn auch mit einigen Abweichungen, herrscht in beiden Häusern des Congresses. Senatoren und Repräsentanten halten sich Secretäre und Stenographen, welche aus dem Beutel des Volks bezahlt werden, ebenso Papier &c. und Zeitungen so viel sie nur mögen. Die im Capitol angestellten Arbeiter und Diener werden von den Mitgliedern beliebig in ihren Privatangelegenheiten benutzt, die Wägen der Regierung als Marktwägen der Congreßmitglieder, und die Kutschen derselben verwendet man zu Spazierfahrten. Gleich den Richtern treiben es die Mitglieder des Cabinets; sie haben, mit einer einzigen ehrenvollen Ausnahme, ihre Privatwohnung auf Volkskosten sehr stattlich eingerichtet. Viele Repräsentanten und Senatoren haben in ihren Wohnungen Möbeln, welche den Vereinigten Staaten gehören. Auf andere Mißbräuche solcher Art treffen wir allerwärts. — Der neueste Fortschritt ist folgender: Die Oberzolleinnehmer und Collectoren übertragen den Angehörigen ihrer Familie Sinecuren auf Staatskosten; einer hat seine Frau angestellt und sie bezieht monatlich 100 Dollars für nichts, aber sie steht in der Beamtenliste. Ein anderer, noch genialer angelegt, hatte seine achtjährige Tochter als Beamte angestellt und sie bezog bis zum 1. August monatlich 75 Dollars. Diesem Mißbrauche soll nun gesteuert werden, aber wo ist das Ehrgefühl?

— Die Republik Venezuela hat in Folge staatsgefährlicher Umtriebe der Geistlichkeit, welcher von Rom aus Vorschub geleistet wurde, alle Verbindung mit dem Vatican abgebrochen. Fast alle katholischen Staaten Amerikas liegen in Hader mit ihrer Geistlichkeit und mit dem Papste: Brasilien, Guatemala, San Salvador, Peru, Chile &c. Nur Ecuador zahlt Peterspfennige aus — den Staatseinnahmen.

— Iapi Oaye. Was bedeutet das? Wörtlich: Der Träger des Wortes. So lautet der Titel einer Monatsschrift, welche in der Sprache der Dakota-Indianer erscheint. Dieselbe hat ungefähr 500 Abonnenten, während man die Zahl der Dakotas, welche lesen gelernt haben, auf etwa 1000 annimmt. — Im Indianergebiete nördlich von Texas ist eine andere Monatsschrift verbreitet, die zu Talahassi in Florida gedruckt wird. Sie erscheint in der Sprache der Krihks (Creeks) und hat in Washington einen gewandten Correspondenten, den Kriht Thompson Perry Rear. Sein Bericht der Probenummer beginnt mit den Worten: Wasento cuko, Refocuso uetto 10. 1874.

— In Nr. 2, wo von den beiden, nun in Rom befindlichen Zwergafrikanern, den Akkas, die Rede war, hat sich ein Fehler eingeschlichen. Es hieß in der Notiz: „sie müssen wie Thiere unter Aufsicht gehalten werden"; es soll aber, wie man uns aus Berlin ganz richtig schreibt, heißen: „Sie fühlen sich gekränkt (sdegnano di esse, guardati e palpati come animali), wenn sie wie Thiere bewacht und betastet werden."



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

**Karl Andree.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.


# Die Sambaquis oder Muschelhügelgräber Brasiliens.

Untersucht von **Dr. Karl Rath** in St. Paulo.

## I.

Die lang hingezogenen Gestade Brasiliens, besonders von Rio de Janeiro bis zur Provinz Rio Grande do Sul, bieten dem Auge die mannichfaltigsten Naturscenerien dar. Es wechseln dicht bewaldete Vorgebirge von tropischer Farbenpracht mit kleinen Kegelbergen, die sich aus den Fluthen des Oceans erheben; zahllose Buchten, Inseln und Manglewälder folgen auf einander und hinter dem Gestade erhebt sich die mit dichtem Urwalde bedeckte Serra do Mar. Mehr oder weniger mächtige Flüsse eilen dem Meere zu, um ihr Süßwasser mit dem salzigen zu vermischen. Da und dort stürzen sich von der Höhe der mehrere hundert Meilen ausgedehnten dreitausend Fuß hohen Gebirgswand Wassermassen in jähem Absturz zur Tiefe im Sonnenglanze, ein Silberband bildend, um in der Ebene als Fluß sich zu sammeln und auf längerm oder kürzerm Wege sich mit dem nahen Meere zu vereinigen. Oefter begegnet das Auge langgestreckten sandigen Ebenen oder Dünen, deren Sandwälle in gewissen Entfernungen den ewig daherbrausenden Wellen des Oceans einen Damm entgegensetzen, an deren Fuße sich ihre silberglänzenden Lawinen im Sande auflösen.

In dem Vorgrunde des Gestades spielen die Manglewälder eine Hauptrolle; sie bilden eine Vorhut, die sich von dem Festlande oft bis weit in das Meer hinein erstreckt. Das hellgrüne, glänzende, dichte Laubdach dieser Riesenbäume ist nicht selten mit den rosenrothen Löffelreihern, den hochrothen Guaras und den schönen weißen oder graublauen Fischreihern besetzt, welche bei der Annäherung sich erheben und das Weite suchen.

Diese Manglewälder sind von zahlreichen Canälen durchfurcht, welche Bänke von Austern und anderen eßbaren Conchylien enthalten. Dafür, daß Austern und andere Muschelthiere in vorgeschichtlicher Zeit dem Menschen zur Nahrung dienten, finden wir gerade hier sowie an anderen Orten der Küste Amerikas die vollgültigsten Beweise.

Zwischen den Manglebäumen zeigen sich häufig kleine und größere Inseln, welche aus Granit- oder Gneißfelsen bestehen und meist mit schwarzer Humuserde bedeckt sind; diese ist wieder mit einer nur wenige Fuß mächtigen Schicht von zerbrochenen Muschelschalen und Sand überlagert. Solche Schichten wiederholen sich öfter und erreichen eine Mächtigkeit bis zu 30 Fuß.

In diesen Schichten wurzelt und wuchert eine reiche Pflanzenwelt von dem kleinsten Moose bis zu den größten Laubbäumen; die jetzigen Hochfluthen des Oceans erreichen nicht mehr diese Schichten von Muschelgruß und Sand.

Auf solchen Inseln nun und auch auf dem festen Lande finden sich die Austernhügel unter dem Urwalde. Sie sind verschieden an Höhe und Umfang. Es giebt deren von 6 bis 50 Fuß Höhe bis zu 300 Fuß Durchmesser und dem entsprechender Höhe.

Diese uralten Conchylienhügel befinden sich meist 40 bis 80 Fuß und mehr über dem höchsten Stande der Fluthen des Oceans, der den Fuß der Insel bespült. Es giebt aber solche Hügel, zwanzig und mehr Meilen von dem Meere entfernt, die sich im Innern in der Nähe von Binnenseen und von Flüssen befinden, und wovon manche auf Kegelbergen liegen, wie später näher bemerkt wird.

Diese Conchylienhügel sind Grabstätten und bestehen jeder für sich in der Mehrzahl aus nur einerlei eßbaren Conchylien. Man kann sie dreifach eintheilen: 1. aus Austernschalen bestehend, deren Deckel zwar vorhanden, aber abgenommen sind; 2. aus Tellinamuscheln, in Brasilien Berbigoes genannt, und 3. aus gemischten Conchylienschalen. Alle sind geöffnet und die Deckel im Hügel zerstreut. Die letztere Art ist sehr selten in Südbrasilien. Aeltere Geschichtschreiber und neuere Naturforscher und Reisende haben diese Hügel beschrieben, aber keiner der neueren hat sie näher untersucht; oft wird ihrer nur flüchtig erwähnt. Zur genauen Untersuchung gehört freilich viel Zeit, Geduld und Geld. Schon früher in Surinam hatte ich Gelegenheit einer solchen Aufgrabung durch Herrnhuter beizuwohnen; da die Arbeit aber langsam ging, war mir die Geduld ausgegangen, tagelang im Sumpfe stehend, mit Moskitos kämpfend, der wenig fördernden Arbeit zuzusehen. Seit 1846 widmete ich den Muschelhügeln sowie den im Innern des Landes befindlichen Erdgrabhügeln (Sepulturas) Brasiliens mehr Aufmerksamkeit, da ich eine merkwürdige Uebereinstimmung derselben mit den europäischen „Hünengräbern" fand. Erst nach vielfältigen Untersuchungen und Beobachtungen der an der Küste Brasiliens so zahlreich auftretenden Austerngrabhügel, welche zum Zwecke des Kalkbrennens ausgebeutet werden, und als ich sie in allen Stufen der Zerstörung sehen konnte, bekam ich ein wahres Bild ihres ursprünglichen Aufbaues und ihres Alters.

Diese Muschelgräber werden in Brasilien mit sehr verschiedenen Namen belegt, jedoch ist ihr allgemeiner Name Sambaquis; sonst werden sie von den Einwohnern mit den Namen Casqueiras, Ostreiras, Caleiras, also Austernhügel und Kalkhügel, diejenigen aber, welche aus den Schalen der Tellina aufgebauet sind, heißen Berbigueiras. Gräber heißen in der Tupisprache Igasabas; von den Guaytacasindianern werden sie Iby-coaras-gua-yimy-oti genannt, von den Cherentis Camatchi otim, von den Puris und Arawagnis Siahy abana leutin, das Haus des Geistes. Allein diese Namen der Grabhügel, welche die verschiedenen Stämme den Muschelhügeln geben, erstrecken sich auch auf alle im Hochlande, in Wald und Feld vorkommenden uralten Grabhügel.

Im Allgemeinen herrscht in Brasilien der Glaube, daß diese Sambaquis von den heute noch vorhandenen Ureinwohnern und deren unmittelbaren Vorfahren zur Zeit der Entdeckung Brasiliens aufgehäuft worden seien, um ihre Todten darin zu begraben, jedoch giebt es keinen Historiker oder Geographen, welcher behauptete dies gesehen zu haben. Im Gegentheil sagt der Padre Caspar da Madre de Deus in seinen kostbaren „Memorias da Capitania de St. Vicente" (der heutigen Provinz St. Paulo) über diese Grabhügel: „Schon zur Zeit der Entdeckung dieses Landes fanden sich diese Sambaquis mit hohem Urwalde bedeckt und es ist unzweifelhaft, daß es uralte Grabhügel sind; denn das Deckungsmaterial, die Austernschalen, müssen mit Brecheisen auseinandergerissen werden, da sie mit Kalkmasse an einander gekittet sind. Sie müssen einem ältern Volke angehören, als dem jetzt lebenden."

Die Construction der verschiedenen Sambaquis ist sich im Allgemeinen gleich. Vielfältige Untersuchungen gaben mir das Resultat, daß der zu Begrabende in sitzender Stellung auf die Erde gebracht wurde; wahrscheinlich mit allem dem angethan, was er im Leben an sich getragen hatte, wie z. B. Zierrathen, als Ohren-, Lippen-, Fuß- und Armbehänge, wie die noch jetzt lebenden Tapuyas oder Ingräcknungs, welche von den heutigen Einwohnern Botocudos genannt werden. Allein nicht alle Eingeborenen, welche jetzt wie die Botocuden mit Holzpfropfen in der Lippe und den Ohren gefunden werden, sind wahre Tapuyas. Die Sprache, ja selbst die Farbe, die bei anderen heller ist, ist verschieden von der, welche die wahren Tapuyas haben. Diese gebrauchen fast allein noch Steinbeile und dergleichen Geräthe; andere ahmen den Tapuyas nach, um ebenso gefürchtet zu werden, wie jene Menschenfresser.

In der Nähe der zusammengefallenen oder erdrückten Gerippe im Innern des Muschelhügels liegen vorzüglich die Steinwaffen, Beile, Wurfringe, Keile, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, letztere von Feuerstein, Reibschalen, Klopfsteine, conische Reiber, runde Steinkugeln verschiedener Größe ꝛc. Fast alles Steingeräth besteht aus basaltischem Gestein; jedoch giebt es auch Stücke von Grünstein, Porphyr, Itacolumit, Quarz, Meteoreisenkugeln u. s. w.

Außer diesen Geräthen von Stein finden sich unmittelbar bei den Gerippen andere von Fischen und verschiedenen Jagdthieren, welche öfter die Spuren vom Feuer an sich tragen. Diese Thierskelete rühren ohne Zweifel von den mitgegebenen Speisevorräthen her, die jeder Todte auf die Reise in jene Campos der Freude mitbekommt, so wie es noch heute bei den Eingeborenen Brauch ist.

In der Nähe des Begrabenen und in den Sambaquis selbst findet sich häufig eine Brandstätte mit Resten von Kohlen und den drei unentbehrlichen Steinen, die Tacuruvas genannt werden, deren Gebrauch bei allen Eingeborenen von Brasilien nicht fehlt und selbst in die Hütte des Brasilianers übergegangen ist.

Nachdem alles Nothwendige zur Stelle war, dürfte der Anfang mit der Bedeckung mit Austernschalen, bei anderen mit Berbigueiras (Tellinitenschalen), oder aber seltener, jedoch mit gemischten Muschelschalen begonnen haben. Alle Austern oder anderen Conchylien waren geöffnet und der Inhalt wohl verspeist worden, da die Deckel von den Untertheilen getrennt sind.

Nach langen Untersuchungen fand ich bei den Gerippen immer einen Haufen von Austern und anderen eßbaren Conchylien, die noch ganz geschlossen waren; diese dürften also wohl zu den mitgegebenen Speisen für die Reise des Verstorbenen bestimmt gewesen sein.

Die Ueberdeckung wird selbst bei sehr großer Anzahl von Leidtragenden eine recht lange Zeit gedauert haben, denn der Hügel wuchs allmälig zu einer Höhe und einem Umfang an, der oft unser Staunen in dem vollsten Maße erregt über die ungeheuere Menge der verwandten Muschelschalen, die oft zu Millionen aufgehäuft sind. Noch mehr steigt unsere Verwunderung aber, wenn wir erfahren, daß eine große Anzahl solcher Sambaquis sich nahe bei einander finden und alle jetzt vorhandenen Austern- und Tellinamuscheln der ganzen Gegend in 5 bis 6 Jahren keinen solchen Hügel von mittlerer Größe geben würden.

Ueberdies muß bemerkt werden, daß die Berbigueiras (Tellina) heutzutage sehr selten sind. Wie schon vorher bemerkt worden, giebt es Sambaquis von nur 6 Fuß Höhe und 24 bis 30 Fuß im Durchmesser, allein die Mehrzahl hat 30 bis 50 Fuß Höhe und 100 und mehr Fuß im Durchmesser. Diese ungeheuere Menge von Schalen ist mit

einer Kalkkruste zusammengekittet und dermaßen überkleidet, daß sie eine ganze zusammengebackene Masse bildet, die nur mit festen Brechwerkzeugen auseinandergerissen werden kann. Centnerschwere Stücke lösen sich ab und müssen allmälig verkleinert werden. Das Abräumen eines solchen Austernhügels durch 4 bis 6 Mann erfordert oft jahrelange Arbeit.

Das Material wandert von dort in Kähnen zu den Kalkbrennöfen; dieser Kalk wird allgemein in den Küstengegenden und selbst im Innern des Landes bei allen Bauten verwendet.

Das Abräumen geschieht fast immer durch die Nachkommen der Indianer, welche in der Nähe der Küste wohnen und Fischer sind, oder durch Negersklaven.

Bei dem Abräumen der Grabhügel wird natürlich ganz und gar keine Vorsicht gebraucht; die verschiedenen Gegenstände und hauptsächlich die menschlichen Knochen werden klein zerschlagen, um zwischen den Austern als Kalk gebrannt zu werden, oder sie werden von dem Einen oder Andern bei Seite geworfen. Den Steingeräthen geht es ebenso, irgend ein schönes Stück wird wohl mit nach Hause genommen, um es den Kindern zum Spielen zu geben, nach einiger Zeit wird es zerbrochen und geht verloren.

Da das Abräumen sehr lange Zeit erfordert, so ist es dem Forscher unmöglich, fortdauernd bei der Arbeit zu verweilen. Man ist also genöthigt, sehr oft wiederzukommen und überdies die Arbeiter durch Geld zu gewinnen, damit sie die Stücke an der Stelle lassen, schonen, oder sie erfor-



Von Diluvium überlagerter Austernhügel als Decke für einen Todten.

derlichen Falls besonders verwahren. Nur kleine Hügel lassen sich mit einer genügenden Anzahl von Arbeitern in einigen Tagen so öffnen, daß wir ein Bild des ganzen Constructionsverfahrens und des Inhalts gewinnen können. Dies bewerkstelligt man vermittelst eines Durchschnitts.

Es giebt auch Ausnahmen von der eben geschilderten Regel. Man findet z. B. oft in einem großen Hügel mehrere Skelete mit all ihrem Zubehör begraben, männliche, weibliche und selbst Kinder sind darin. Diejenigen Gerippe mit Zubehör, welche sich außer dem Centrum des Hügels finden, scheinen in späterer Zeit hineinbegraben zu sein, denn es ist deutlich zu sehen, daß die ursprünglichen Schichten von Austernschalen zerstört worden sind, gerade so wie eine Ausgrabung von Erde, die später wieder ausgefüllt ist, bei dem Durchschnitt deutlich beobachtet wird, die Muscheln sind nicht mehr in der Ordnung auf und über einander gehäuft. Obwohl sie eben so alt schienen und die Steinwaffen und Geräthe sich gleichen, so sind sie doch später beigelegt als der in der Mitte ruhende.

Außer diesen Sambaquis, die sich in der Nähe des Meeres finden, begegnet man, wie schon gesagt, solchen, die 18 bis 20 Legoas vom Meere entfernt sind. An der Ribeira do Iguape, einem schönen und großen Flusse in der Provinz St. Paulo, liegt z. B. ein Sambaque auf einem hohen Kegelberge, der wie mit einer weißen Schlafkappe bedeckt in die Ferne leuchtet.

Es ist zu vermuthen, daß nach so vielen Proben, die ich besitze und in von mir geschriebenen und gedruckten Werken über das Gebiet des Ribeiraflusses und die Zukunft der Colanien (1856) bekannt machte, auch hier ein Räthsel gelöst werden könnte. Daß die Küste von Brasilien in gegenwärtiger Zeit aus den Meeresfluthen sich erhebe, habe ich dort zu beweisen gesucht.

An sehr vielen Stellen in der Nähe des Meeres, besonders in den Einbuchtungen und Flußmündungen, finden sich Ablagerungen von geringerer oder größerer Mächtigkeit, die selten über 15 bis 30 Fuß erreichen. Wenn diese Ablagerungen aus gemischten Muschelschalen bestehen, dann sind auch sehr deutlich gewisse, mehr oder minder starke Schichten von Ostraciten, andere von Myaciten und Mactra, einzeln aber wechsellagernd, zu unterscheiden. Obenauf zeigen sich die Flötze schon mit Sand und schwarzgrauer Erde; diesen sind Conchylienreste reichlich beigemischt und in ihnen wuchert eine üppige Pflanzenwelt.

Von größerm Interesse dürfte sein, daß in diesen gleichsam horizontalen Muschelschichten zerstörte Sambaquis sich finden, deren umfangreichere in so großer Menge Austernschalen enthalten, daß sie einen auffallenden Contrast dem Auge darbieten, weil das umgebende Material anderer Art ist.

Die in ihnen enthaltenen menschlichen und anderen Knochen nebst Steingeräthen sind natürlich ebenso aus ihrer Stelle verrückt, zerstört, zerbrochen und zerstreut und in größeren oder kleineren Entfernungen unter den Ablagerungen zu finden.

Solche alte Muschelhügel finden sich in der Bahia da Angra das reis, Ullatuba, an dem rechten Ufer der Ribeira, in der Bahia la Cananéa, auf der Ilha comprida, Tarapandé, Bahia do Paranagua, Rio Una de Iguapé, Guaratuba, Ria Itajahy und dem See dos Patos ꝛc.

Alle diese Ablagerungen erheben sich meist 20 bis 60 Fuß über den höchsten Fluthen der Gegenwart. Es ist natürlich, daß Ablagerungen nur da stattfinden konnten, wa keine starke Brandung war.

Auf den Inseln und selbst auf dem festen Lande in der Nähe des Meeres finden sich größere ader kleinere Hügel oder Anhäufungen von Austern- und anderen Muschelschalen, welche aber kein so hohes Alter zu haben scheinen, da sie aft kaum mit Erde, Sand und Gräsern bedeckt und ohne allen Zusammenhang sind; sie haben 3 bis 10 Fuß Durchmesser und eine Höhe von 6 Fuß, enthalten keine Gegenstände von menschlichen Knachen und dergleichen, wohl aber von Fischgräten. Sie werden ebenfalls zum Kalkbrennen ausgebeutet und heißen Casqueiras novas.

Die Knochen, welche in den Sambaquis gefunden werden, haben den thierischen Leim verlaren, kleben an der Zunge und sind sehr leicht und zerbrechlich. Noch begegnet man auch solchen, welche sehr viele zerbrachene menschliche Knochen und einige Steinwaffen, Fischgräten ꝛc. enthalten. Allerdings finden sich auch solche in dem Umkreise der großen Sambaquis und es wäre möglich, daß diese von aufgefressenen Freunden oder Feinden herrühren könnten, allein die Knochen sind ahne Spuren des Feuers.

Unter den thierischen Knochen finden sich Schwanzwirbelknochen van Walfischen, die offenbar zu gewissen Zwecken, z. B. zum Sitzen ꝛc., gedient haben, da sie Spuren der Abnutzung an sich tragen. Gleichfalls aufgefundene Haifischwirbel dürften zu Zierrathen gedient haben, da sie durchbahrt sind.

In einer Nummer des „Globus" las ich aus Burton's Werk über Brasilien einen Artikel, der über die Austernhügel in der Bahia von Santos handelt; ich war erstaunt über die merkwürdigen neuen Beobachtungen, welche dieser berühmte Reisende über dieselben machte. Auch ich hatte dieselben, wiewahl mit anderen Ergebnissen, untersucht und schämte mich nun meiner falschen Beobachtungen. Dieses veranlaßte mich, neuerdings diese van Burton beschriebenen Austernhügel zu besuchen. Aber ich fand meine früheren Beobachtungen bestätigt und bekam ein Bild der Beobachtungsgabe mit Dampf.

Die Insel Casqueira grande, welche in der Bahia von Santos, nordwestlich von Santos, liegt, gehört einem gewissen Barchar.

Der Berg der Insel, von dem Niveau des Meeres bis zu seiner höchsten Spitze, ist 130 Palmas (= 8 Zoll rheinisch) oder 93 englische Fuß hoch; in dem Umkreise hat er 1200 Palmas oder 864 englische Fuß. Der Berg besteht aus Gneis, der von dem Fuße an, wo ein alter Kalkofen angebaut ist, 56 Fuß hoch ansteigt. An ihm bemerkt man in einer Höhe von etwa 40 Fuß neun Sambaquis oder Austernhügel; dieselben liegen ziemlich nahe bei und übereinander, aber sa, daß sie alle wohl van einander unterschieden werden können. Sie sind mehr oder weniger angebrochen und einige andere mögen schon längst abgetragen sein, was der sehr ausgebrannte Kalkofen zu beweisen scheint; sie sind 8 bis 10 Fuß einer von dem andern entfernt.

Die Sambaquis selbst sind von gewöhnlicher Größe, 10 bis 15 Fuß Höhe und 20 bis 30 Fuß Durchmesser. Die Austernschalen sind zu einem Conglomerat durch aufgelöste Kalksintermasse zusammengekittet. In ihrem Centrum befinden sich die menschlichen Knachen und Steinwaffen.

Die 20 Palmas mächtige hier abgegrabene steile Erdschicht ragt über die Gräber hinaus. Sie besteht, wie fast überall an der Küste, aus einer sandigen, aschenartigen Maarerde, welche nahezu eine schwarze Farbe annimmt, trocken aber aschgrau aussieht. Regelmäßige Schnüre van zerbrochenen Muscheln begleiten das Relief des Berges. Mehr nach unten nehmen die Conchylienreste zu, endlich kommen fest auf den Sambaquis Ablagerungen vor von einer Bivalve, die hier Ameijaa genannt wird, zu den Miesmuscheln gehört und Thalacites concimus zu sein scheint. Diese werden am Ende sa häufig, daß sie Bänke von 4 bis 8 Zoll Stärke haben. Diese Ablagerungen gehen hinab bis auf die Sambaquis und sind nur wenig durch Erd- und Kohlenreste van den Muscheln des Grabhügels getrennt; sie bilden eine so feste Masse, wie die unterliegenden Austernschalen, welche nur mit Brecheisen getrennt werden können.

Auf dem Grunde des Grabhügels in dem Centrum oder der Nähe des Todten werden keine Kohlen gefunden, wohl aber auf dem Hügel oder unmittelbar über ihm. Allein diese Kohlentheile scheinen einen andern Ursprung zu haben und von einem Brande herzurühren, denn diese Kohlenreste finden sich fast überall, auch wo keine Sambaquis existiren; man trifft sie nicht an dem Litoral, sandern auf dem Hochlande, bei Grabenarbeiten und bei Eisenbahneinschnitten, wo sie regelmäßige feine Schnüre bilden, die sich weit fortsetzen, verschwinden und dann wieder auftauchen.

Diese Ablagerungen zeigen sich aber nicht allein auf dieser Insel oder den sehr zahlreichen Sambaquis, welche sich in der Bahia von Santos finden, sandern an allen denjenigen Orten des Litorals, das unmittelbar an die See stößt; die Gegenden mehr in dem Innern des Litorals haben weniger Muschelablagerungen, aber mehr Sand- und Thonschichten mit Sumpfeisensteinen ꝛc. aufzuweisen.

Herr R. Burton sagt von den Kjökkenmöddingen in Südamerika (December 1865) über die Austernhügel in der Bahia von Santos: „Die Küste jener Region ist auf einer Seite etwa 50 Legoas von Angra dos Reis bis zum Rio

Cananea *) von Goayanac-Indianern bewohnt gewesen, die jetzt verschwunden sind." Goayanac-Indianer hausten nur auf den Ebenen von Piratininga, dem heutigen St. Paulo und der Umgegend und besuchten allerdings das Unterland um zu fischen und alle Arten Conchylien und eßbare Muscheln, Austern rc. zu essen und sie so zuzubereiten, um sie nach Rückkehr in ihre Wohnungen in dem Oberlande, welches 2800 Fuß hoch und noch 8 bis 12 Legoas von dem Rande der Serra entfernt war, weil dort wegen Kälte und Regen nicht so gut in der Zeit zu leben ist, aufzubewahren. Die Goayanacis sind jedoch nicht verschwunden, ihre Nachkommen leben noch in den Aldeas Pincheiros, St. Michael oder Uruay anhos, Pary, also nahe bei St. Paulo. Burton sagt weiter, sie hätten weder Pflanzungen noch Dörfer und wohnten in Höhlen und Erdlöchern; in diesen unterhielten sie Tag und Nacht ein Feuer und schliefen auf Fellen wilder Thiere. Ich dagegen bemerke: Auf den Ebenen von Piratininga pflanzten die Goayanacis allerlei Wurzelgewächse, über deren Ausdehnung die Jesuitenpatres sich verwunderten. Ebenso wohnten sie auf der Stelle, welche Largo dos Guayanares heißt, jetzt die Stadt St. Paulo, und in allen genannten Aldeas in wohlgebauten Hütten, wie sie zum Theil noch zu sehen sind. In der ersten Capelle, welche in dem Hochlande gebaut wurde und welche St. Andreas gewidmet war, copirte ich die Wandzeichnung des alten Aldea Ramulho, Tochtermann des berühmten Hauptes der Indios, des Tepiresà, welcher auf den Höhen von Piratinkoga (St. Paulo) wohnte und befestigte.

Die Indier hatten also keine Erdlöcher und selbst die jetzt lebenden bedienen sich keiner solchen; sie liegen ebensowenig auf Fellen wilder Thiere, denen sie die Haut überhaupt nicht abziehen, oder nur in seltenen Fällen, denn sie verstehen nicht zu gerben. Dagegen schlafen sie auf Palmzweigen, Rindenstücken, oft sehr schön gefertigten Matten aus Binsen-



Muschelhügel in der Bucht von Caneú, Bay von Santos. Mit neun aufgedeckten Grabhügeln, welche jetzt zu Kalk gebrannt werden.

arten und in künstlich gefertigten Hängematten von aus Bast und Baumwolle gedreheten Schnüren, welche noch mit Farbe und bunten Vogelfedern verziert sind. Der Ureinwohner schläft nie auf bloßem Boden und nie so, daß ihn das Licht des Mondes bescheinen könnte. Ein ewiges Feuer brauchen sie nicht zu unterhalten, da sie schnell Feuer mit besonderen Hölzern machen. Bei ihren Jagdzügen und Reisen machen sie schnell und mit Leichtigkeit sehr fest geflochtene Palmzweighütten, welche auf Wochen vor Regen schützen, während Erdlöcher für sie eine ungeheuere Arbeit gewesen wären, da sie keine Werkzeuge zum Graben besaßen.

Burton sagt weiter: „Man weiß, daß sie den wilden Thieren auf den Wanderungen in den sogenannten Wintermonaten, Mai bis September, vom innern Hochlande nach der Küste hin folgten und daß sie an dieser sich vorzugsweise von Austern und anderen Muschelthieren ernährten. Sie haben im Mangua, wo Krabben und verschiedene Arten von Crustaceen sehr häufig sind, Lagerplätze gehabt. An diesen liegen die leeren Schalen zu hohen Hügeln aufgehäuft und in diesen begruben sie ihre Todten. Manche sind Doppelhügel und dann allemal durch einen kleinen Strom süßen Wassers von einander getrennt."

Bei mehreren Hunderten solcher Conchylienhügel, welche ich untersuchte, ist nichts was den Namen Doppelhügel rechtfertigte, denn es sind immer bis 20 und mehr bei einander und sehr selten nur ein einzelner; überdies habe ich keinen gefunden, der mit einem Flusse süßen Wassers umgeben war, da auf den kegelförmigen Inseln und überhaupt in den Manglesümpfen selten süßes Wasser zu treffen ist, denn ringsum ist Sumpf und Meerwasser. Diejenigen, welche an dem Litoral liegen, können zufälligerweise in der Nähe eines klaren Baches liegen, aber gewiß nicht geflissentlich mit demselben umgeben, noch viel weniger dürfte diese Ansicht als Regel aufgestellt werden. Solcher Kjökkenmöddings hat Burton in der Santosbay ungefähr zwanzig gefunden.

*) Einen Rio Cananea giebt es nicht, aber ein Städtchen an der Bahia der Marpeguena, auch Bay von Cananea genannt.

Leicht wäre zu widerlegen, daß nur die von Burton genannten Indianer diese Muschelhügel aufgerichtet hätten, da an den Küsten von ganz Südamerika, ja selbst von dem Gestade Mexicos bekannt ist, daß dort bis in den Süden solche zu finden sind; also keine einzelnen Stämme, sondern eher die ganze Race einen solchen Gebrauch gehabt haben mußte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß selbst an der Küste der Vereinigten Staaten Sambaquis sich finden müssen*), d. h. wo es solche eßbare Conchylien oder Austern geben würde, denn daß es im Innern von Nordamerika Grabhügel wie hier in Brasilien mit demselben Inhalt gebe, habe ich im „Globus" bereits gelesen.

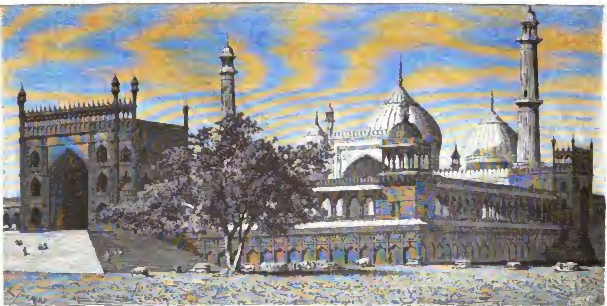
*) In Oregon z. B. sind dergleichen vorhanden. A.

# In Delhi, der Stadt des Großmogul.

Das alte Indrapestha und dessen Geschichte. — Das neue Delhi. — Die Dschamma-Moschee. — Reliquien; Haar aus dem Barte Mohammed's. — Der Palast der Großmogule und dessen Pracht. — Der Tschandni Tschak als Bazar. — Industrie. — Mirsas. — Hausirer und Miniaturmaler. — Das Delhigeschwür.

An den Namen Delhi knüpfen sich große Erinnerungen von Macht und Glanz; diese Stadt an der Dschamma war die Capitale von Indien und in ganz Asien hochberühmt, etwa so wie Rom in der Welt des Abendlandes. Aber das alte Indrapestha oder Inderpat reicht um mindestens eintausend Jahre höher hinauf; es war schon fünfzehnhundert Jahr vor der christlichen Zeitrechnung die Hauptstadt eines arischen Reiches. Rom wuchs langsam empor und wurde erst nach langer Zeit Beherrscherin des Abendlandes; Delhi hingegen wurde auf dem Boden Indiens von fremden Eindringlingen gegründet, denen im Fortgange der Zeit andere folgten. Es unterlag einer langen Reihe von Wechselfällen, aber wer jeweilig im Besitze desselben war, galt nach dem Glauben des Volkes für den eigentlichen Beherrscher Indiens.

Die geschichtlichen Sagen wissen von drei Städten, welche nach einander auf der Stätte erbaut wurden, wo Delhi nun steht: Madhanti, Hastinapura und Indrapestha. Mit diesem letztern Namen wird von Seiten der orthodoxen Hindu auch die heutige Stadt bezeichnet. Geschichtlich sicher ist, daß die Benennung Delhi im Jahre 57 v. Chr. als eine auf den Ruinen von Indrapestha durch König Dilu neu erbauete Stadt vorkommt. Auch diese sank in Trümmer, wurde jedoch im Jahre 736 von Anang Pal dem Ersten wieder aufgebaut und blieb Hauptstadt des Königreichs Tuar, bis Kanutsch zu solcher erhoben wurde. Anang Pal der Zweite kehrte aber nach Delhi zurück, das dann von Visala Dewa 1152 und 1193 von Sultan Kutab erst zerstört und dann wieder aufgebaut wurde.



Die große Moschee in Delhi.

Es war von da an Hauptstadt des großen mohammedanischen Reiches, aber jede neue Dynastie wählte sich dort neue Stätten für ihre Paläste und Moscheen, bis endlich im Jahre 1631 der Großmogul Schah Dschehan die heutige neue Stadt erbauete, welche nun inmitten eines ausgedehnten Trümmerfeldes liegt; dasselbe kann in der That für ein archäologisches Nationalmuseum gelten, namentlich in Bezug auf die Geschichte der Architektur Indiens.

Ein Europäer, welcher Delhi besucht, lenkt gewiß seine Schritte zuerst nach der Dschammamoschee, die in hochheiligem Rufe bei allen Mohammedanern Indiens und Centralasiens steht. Sie ist aus rothem Sandstein gebauet und steht auf einer großen Terrasse, zu welcher drei prächtige Treppen zu eben so vielen monumentalen Pforten füh-



Mirsas aus der Familie des Kaisers von Delhi.

ren. Die lange Vorderseite zeigt eine Reihenfolge niedriger Arkaden. Drei Kuppeln von weißem Marmor und schwarz eingerippt ragen über das Gebäude empor und stolz erheben sich zwei Minarets, welche der Länge nach weiß und rosenroth gestreift sind und in einer Höhe von etwa 130 Fuß eine zierliche Kuppel von weißem Marmor tragen. Das Ganze macht einen grandiosen Eindruck; es unterliegt keinem Zweifel, daß diese große Moschee das Meisterwerk der religiösen, indisch-mohammedanischen Architektur ist.

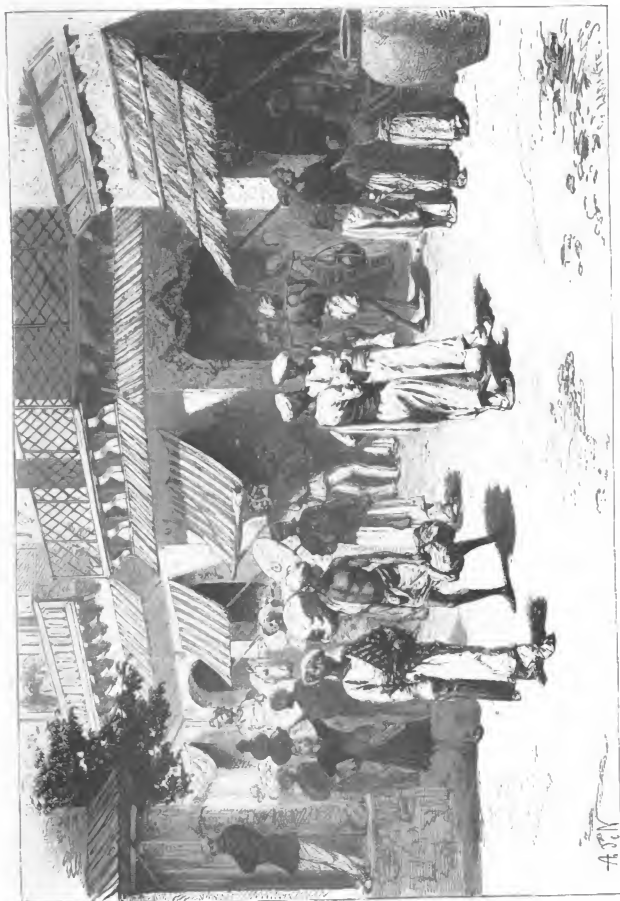
Das Innere kennzeichnet sich man kann sagen durch eine luxuriöse Einfachheit. Wölbungen, Fußböden und Pfeiler sind vom reinsten weißen Marmor und mit feinen, in den Stein gemeißelten Arabesken verziert. Auf schwarzen Marmorplatten liest man kurze Inschriften zum Lobe Allahs oder Erinnerungen an Schah Dschehan, welcher diese Moschee gebauet hat. Vor dem Jahre 1857 war es keinem Europäer gestattet, dieselbe zu betreten, aber seitdem finden sie ungehinderten Zulaß. Ein alter Mollah dient dem Fremden als Führer. Oben auf jedem der beiden Minarete hat man ein überaus interessantes Panorama vor sich. Man übersieht die neue Stadt, Schahdschehanabad, wie sie von den Indern genannt wird, mit ihren engen Straßen, Moscheen und Palästen, die nun von den Engländern als Casernen benutzt werden; außerhalb der Wälle dehnt sich eine sandige Ebene aus; im Westen derselben erheben sich graue Felsen, im Osten fließt die Dschamna. Auf dieser Fläche stehen Gruppen von Gebäuden, Kuppeln, Säulen, Pavillons und das alles wird von dem gewaltigen Kutabthurm überragt.

Nicht bloß die Christen der päpstlichen und der griechischen Kirche haben die Verehrung von sogenannten Reliquien; man findet einen ähnlichen Fetischdienst auch bei den Mohammedanern und beide stehen somit in Betreff derartiger Superstitionen auf gleicher Linie. Die Dschammamoschee hat allerdings Anspruch auf den Ruf großer Heiligkeit, die ihr manches hübsche Stück Geld einbringt. Rousselet erzählt: „Der Mollah führte uns zu einem kleinen Gemach in einer Ecke, dessen Thür stark verriegelt war. Sie wurde geöffnet, nachdem wir jeder eine Rupie gezahlt hatten und wir durften eintreten. Der alte Priester öffnete feierlich eine Art vergoldeten Tabernakels und langte ein silbernes Kästchen hervor, das er langsam öffnete; dabei wiederholte er mehrmals das Wort Allah. Dann zeigte er uns ein mehrere Centimeter langes Haar; es ist hart und röthlich wie Schweinsborsten und steckt in einer silbernen Röhre. Indem er sich ehrfurchtsvoll verneigte, sprach er: Der Bart des heiligen Propheten. Die Ueberlieferung will wissen, daß er allerdings das Kinn Mohammed's geziert habe. Diese hochheilige Reliquie ist der Stolz Delhis und es wird wegen eines so überaus kostbaren Schatzes von allen mohammedanischen Städten beneidet; nur Medina, Kairo und Konstantinopel besitzen eben so heilige Heilthümer. Nachdem wir uns des Propheten Barthaar besehen, zeigte uns der Mollah noch andere Reliquien von Mohammed: eine der Sandalen, welche er getragen, einen Gürtel von Kameelhaaren und Stücke von seinen Kleidern. Dabei beugte er jedesmal seine Knie. Was würde Mohammed sagen, wenn er dergleichen sehen könnte, er, der unerbittliche Feind des Bilderdienstes der Christen, welcher Götzenbilder und Reliquienkram auf das Aeußerste haßte und verachtete! Und nun wird in einem mohammedanischen Tempel ein Haar, eine Sandale, ein Lappen Zeug göttlich verehrt! Der Mensch ist eben ein geborener Fetischanbeter und kommt immer wieder auf den Fetischismus zurück. Bessere Reliquien der Moschee sind zwei Handschriften des Koran."

Der kaiserliche Palast nimmt einen beträchtlichen Theil des östlichen Stadtviertels ein und bildet eine von hohen Mauern umzogene Citadelle. Auch er war lange für den gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich und wer sich ihm näherte mußte sich tief verneigen. Die Großmogule haben an denselben eine unbeschreibliche Pracht und einen unglaublichen Luxus verschwendet. Heute lagern in den Prachtsälen englische Soldaten, in den weiten Hofräumen stehen große Casernen aus Backstein; der ganze Palast ist verschimpft worden durch britischen Vandalismus. Als ob es für den Casernenbau in und um Delhi nicht hundert angemessene Plätze gegeben hätte! Mit Casernen haben sie die verschiedenen Paläste verbaut und mit Ziegelsteinen. Im Dewani Am, d. h. dem großen Audienzsaale der Mogule, dessen Decke aus herrlicher Mosaik bestand, haben sie Alles dick mit Kalk überzogen, der Thronsaal jedoch, Dewani Chas, ist vor einer derartigen Barbarei verschont geblieben. Er galt für die wahre Perle des Palastes. Von außen gesehen erscheint er als ein einfacher Kiosk von weißem Marmor, aber das Innere ist wunderbar reich, denn Alles ist mit herrlichen Arabesken verziert, die von Edelsteinen gebildet werden, welche in den Marmor eingelassen wurden. Auch diese Pracht war von den Engländern mit Kalk beworfen worden; doch war der Unwille aller Reisenden darüber so groß, daß sie sich veranlaßt gesehen haben, diesen Kalk wieder wegzunehmen, was sie, beiläufig bemerkt, viel Geld gekostet hat. Zur Zeit des Glanzes der Mogule stand in der Mitte dieses Saales „das Wunder der Wunder", der „Pfauenthron"; derselbe war ganz massiv von Gold, etwa zwei Meter lang, anderthalb Meter breit und bildete einen Auftritt, dessen mit feinem Schmelz überzogene Rückenlehne sich zu einem Pfauenschweif ausbreitete. Ein Thronhimmel, gleichfalls von massivem Gold, hatte einen aus lauter Perlen verfertigten Behang; er wurde von zwölf goldenen Säulen getragen. Als Schah Nadir von Persien im Jahre 1739 Delhi erstürmte, nahm er diesen Thron, dessen Geldwerth der berühmte Reisende Tavernier auf 150,000,000 französische Livres abgeschätzt hatte, mit sich.

Wir gehen nicht weiter ein auf die Schilderung der Privatgemächer, der Perlenmoschee, der Bäder 2c., sondern wandeln in der breiten und langen Hauptstraße umher, der Tschandni Tschak (— d. h. Silbermarkt —), der Gasse der Goldschmiede und Juweliere. Auch auf sie ist Delhi stolz und hat alle Ursache es zu sein. Sie zieht etwa eine halbe Stunde lang von der großen Eingangspforte des Palastes bis zum Lahorethor, ist etwa 150 Fuß breit und theilt die Stadt in zwei Hälften; die Häuser treten unregelmäßig vor und zurück; im obern Stock wohnen die Besitzer, im Erdgeschosse liegen die Waaren zum Verkauf aus. Diese Läden sind reich mit allerlei Kostbarkeiten versehen, insbesondere mit Bijouterien aus Delhi selbst, Shawls aus Kaschmir, Gaze aus Barhampur, Waffen aus dem Pendschab, lackirten Waaren aus Sindh 2c. Die Buden der Geldwechsler stehen in langer Reihe eine dicht neben der andern. Dann folgen jene der Schuhmacher, deren Arbeiten, Schnabelschuhe und Babuschen, berühmt sind. Die Hutmacher halten namentlich golddurchwirkte Kappen für die Mirsas feil, sodann leichte Mützen für den Mittelstand, um welche die Turbane in verschiedener Art gewickelt werden, so daß man sofort erkennt, zu welcher Kaste der Träger gehört. Auch die Pastetenbäcker haben ihre Leckerbissen zur Schau ausgelegt, wie denn überhaupt jede Geschäftsgruppe von den übrigen abgesondert ist.

Delhi hatte nach einer der letzten Zählungen 152,406 Einwohner, wovon 76,372 Hindu und 76,034 Mohammedaner; es wird von den Indern als die eigentliche Hauptstadt des Nordwesten betrachtet und allerdings kann nur Lahore sich mit ihm an Bedeutung messen. Es ist der bedeutendste Geldmarkt



Die Tschandni-Tschak-Straße in Delhi.

in Südasien und seine Banquiers stehen in Verbindung auch mit Maskat, Kabul, Leh, Jarkend, also mit Arabien, Afghanistan, Tibet und Turkestan.

Die Tschandni Tschak bietet für den Ethnographen ein großes Interesse dar. Die Eingeborenen der Stadt, sowohl Hindus wie Mohammedaner, haben etwas Elegantes an sich und die Einwirkungen des frühern Hofes sind noch nicht verschwunden. Der Gesichtsausdruck ist lebhaft und intelligent; sie sind höflich gegen den Fremden und gesprächig. Auch die Frauen kleiden sich hübsch. Dann und wann begegnet man ernst einherschreitenden Mirsas, die man an der hohen, vergoldeten Kappe sofort erkennt. Als Mirsas bezeichnet man die Angehörigen der ehemaligen kaiserlichen Familie, die meisten derselben sind nur entfernte Verwandten des letzten Kaisers und die Engländer haben ihnen erlaubt in Delhi zu bleiben; einigen, welche während der großen Meuterei sich treu bewiesen, hat man ihre erblichen Lehngüter gelassen. Nicht unbeträchtlich ist auch die Zahl der Afghanen, Beludschen und überhaupt von Repräsentanten aller Völkerschaften des Pendschab und von den Abhängen des Himalaya.

Wir müssen auch der Hausirer erwähnen. Sobald sie erfahren haben, daß wohlhabende Europäer in Delhi angekommen sind, finden sie sich an und packen sofort ein ganzes Waarenmagazin aus: Shawls und andere Zeuge, Antilopenhörner, Waffen, allerlei Schmuckkästchen, Fächer, Bronze, Statuetten und was nicht sonst noch! Man muß sich vor ihnen wohl hüten, denn sie haben es auf Betrug abgesehen; sie schlagen unverschämt vor; wenn man ihnen etwa ein Drittel des geforderten Preises bietet, schlagen sie ein Hohngelächter auf, schreien wie besessen, packen ihren Kram ein und ziehen ab. Allein bald nachher kommen sie wieder und lassen die Waaren zu dem Preise ab, welchen man ihnen gestellt hat. Dabei thun sie, als ob sie sich den Bart ausraufen wollten, jammern, winden verzweiflungsvoll die Hände und betheuern, daß nur die äußerste Noth sie zwinge, mit Verlust loszuschlagen.

Beachtenswerth sind die Miniaturmaler, unter denen es wirkliche Künstler giebt. Sie liefern Bilder der vorzüglichsten Denkmäler von Delhi und Agra auf Elfenbein, die verhältnißmäßig billig sind. Die meisten dieser Künstler sind Nachkommen der Hofmaler des Großmogul und liefern auch Porträts der früheren Kaiser.

Das Klima von Delhi (— 28° 29′ N. —), das in einer von manchen Flußläufen bewässerten Ebene liegt, gilt für gesund. Der Winter ist frisch und angenehm, er gleicht dem Frühlinge Mitteleuropas und die Europäer zünden im December und Januar ein Herdfeuer an. Dagegen ist der Sommer unerträglich während der Zeit, in welcher die „heißen Winde" wehen. Der Fremde muß sehr vorsichtig sein, um von dem sogenannten Delhigeschwür verschont zu bleiben; Ursache dieser lästigen Plage ist das Trinkwasser; wer es nur ein einziges Mal genießt, bleibt nicht verschont, sie stellt sich manchmal erst nach Verlauf längerer Zeit ein; die Geschwüre brechen an verschiedenen Theilen des Körpers aus und sind schwer zu heilen. Man darf sie weder mit dem bekannten Guineawurme noch mit dem sogenannten Ringwurme verwechseln, der in verschiedenen Theilen Indiens, gleichfalls als Folge des Trinkwassers, vorkommt. Alles zum Trinken oder zur Bereitung von Speisen bestimmte Wasser muß vor dem Gebrauch abgekocht werden. Da die Geschwüre angeblich erst nach der Einnahme von Delhi durch die Engländer, 1857, aufgetreten sind und vorzugsweise Europäer mit denselben behaftet werden, so sagen die Mohammedaner, Allah selbst habe den Fremdlingen diese Plage als Strafe auferlegt.

---

# Die Tatern in Norwegen.

## II.

Kinderraub. — Die Huldern oder Unterirdischen. — Das Signalsystem der Horden. — Die Brüderschaft. — Der Fechtstab. — Zweikämpfe mit Messern. — Allerlei Betrug. — Die geheime Wissenschaft. — Zauberformeln, der Bu Stein und das Rückgrat der weißen Schlange. — Die giftige Wasserrübe. — Silberzauber, Butterzauber und Mundzauber. — Zersetzung und Umwandlung im Fantenthum.

Kinderraub durch Tatern ist in Norwegen nachgewiesen worden. Ein weit verbreiteter Aberglaube im Volke nimmt an, man könne keine Spur der Vermißten entdecken, weil es das Schicksal der Verschwundenen gewesen sei von den Unterirdischen, den Huldern, in die Berge geholt zu werden. Deshalb wurde bis in unsere Zeit hinein nach ihnen mit den Kirchenglocken geläutet; der Klang des geweiheten Metalles soll den Zauber brechen und die Huldern zwingen, die geraubten Sterblichen wieder zurückzugeben. Je mehr aber dieser Aberglaube schwindet, um so mehr befestigt sich die Meinung, daß umherstreifende Fanten oder Taterweiber die vermißten Kinder entführt haben.

Die verhältnißmäßig wenigen Taterfamilien, welche vor einigen Jahrhunderten nach Norwegen kamen und sich dort zerstreuten, finden sich beliebig immer wieder zusammen, weil die verschiedenen Horden steten Verkehr und Zusammenhang unterhalten. Sie haben, wie die deutschen Zigeuner auch, ein förmliches Signalsystem ausgedacht. Wenn z. B. die Rommanisäl einer Horde an einen Kreuzweg kommen, dann legen sie auf die rechte Seite des Weges drei kleine Tannenzweige, deren jeden sie mit einem Steine bedecken, damit der Wind ihn nicht fortwehen könne. Die desselben Weges ziehende Horde erkennt daran, welche Richtung von jener eingeschlagen worden ist, wo sie also Bekannte findet. Solch ein Zeichen heißt Patron (— die deutschen Gauner haben dafür das Wort Zinken —). Im Winter haben sie das Gaano, eine Figur die mit der Peitsche in den Schnee vertieft wird; sie gleicht einem oben zusammengebundenen Sacke.

Dieses Signalsystem zeugt von einem Bewußtsein der Brüderschaft unter den Tatern, aber gerade dieses führt manchmal zu blutigen Schlägereien unter ihnen selbst. Aus Schimpfreden und Verachtung von Seiten Fremder machen sie sich nichts, aber Kränkung von einem „Bruder" verlangt Genugthuung. Deshalb geht auch der Horta rommanisäl in dem sonst friedlichen Norwegen stets bewaffnet, und so ziemlich Jeder hat Narben aufzuweisen. Manche pflegen sich durch einen aus Stahldraht geflochtenen Panzer den sie

unter dem Hemde tragen gegen Stich und Schnitt zu schützen, welche das Tjuri, ein im Griffe festsitzendes Messer, ihnen beibringen könnte. Hauptwaffe aber ist der Tjukni, Fechtstab, den die Tatern, damit er harmlos erscheine, als Peitsche bezeichnen, und der auch, wenn man eine Schnur an ihm befestigt, als solche gebraucht wird. Er hat die Länge eines Spazierstockes und besteht gewöhnlich aus einem Bambus; beide Enden sind mit schwerem Metallbeschlag versehen, in der Mitte ist ein Handgriff angebracht. Der Stab wird wie ein Rad geschwungen und von einem geübten Fechter so schnell aus der rechten Hand in die linke geworfen werden, daß der Wechsel kaum zu bemerken ist.

Ein Kampf mit diesem Fechterstabe gewährt einen grauenvollen Anblick. Die Männer hetzen ihre Hunde gegen einander, damit diese keinem der beiden zu Hülfe kommen. Um der Niederlage ihres Geliebten vorzubeugen, wagt es seine Frau wohl ihm beizuspringen; dann mischt sich auch die des andern ein; sie fallen sich in die Haare, gebrauchen Nägel und Zähne und bei einer Schlägerei in Ullensacker zerrten, kniffen, bissen und rissen sich zwei Weiber dermaßen, daß sie auch nicht einen Fetzen Kleidung auf ihren über und über blutenden Körpern mehr hatten.

Aber auch eine Art von gesetzlichem Zweikampf findet statt. Ein Augenzeuge sah Folgendes mit an: Auf der großen Hausflur in einem Bauergehöfte warf ein brennender Kienspan einen unsichern Schein auf zwei von einem Kreis umschlossene Tatern. Ein paar Weiber stimmten einen heulenden Kriegsgesang an, der mehrmals wiederholt wurde und mit den Worten schloß: de an tjurodine, d. h. gieb ihm einen Messerstich! Nun traten die Kämpfer auf und schwangen ihre mit wollenen Tüchern umwundenen Fäuste um sich herum. Aus diesem Tuche blitzen zwei nur einen Zoll lange, schmale und dünne Messerspitzen hervor; sie sind zweischneidig und sitzen an einem mit Leder umwundenen beweglichen Schafte, der gut in der Hand liegt. Kämpfer und Kreis verhalten sich ganz still; gewisse Vorschriften werden ehrlich beobachtet. Als der eine Kämpfer, an welchem das Blut herabströmte, nicht mehr weiter konnte, weil ihm Alles vor den Augen verschwamm, legte er seine rechte Hand auf den Rücken. Sofort hielt sein Gegner inne und aller Haß war erloschen. In solcher Weise ist vor wenigen Jahren auf dem Marktplatze zu Levanger ein Streit entschieden worden.

Der Tater macht sich gern mit Pferden zu schaffen und giebt sich die größte Mühe in seinem Reisepaß als Thierarzt aufgeführt zu werden. Er ist buchstäblich ein Roßtäuscher, kennt alle Kniffe und Pfiffe um die Käufer zu betrügen; auch befaßt er sich mit allerlei Schmiedearbeit. Die Taterfrau treibt andere Künste. Sie sagt den Bauern, daß sie bei den „weisen Finnen" die Arzneikunst erlernt habe, daß sie tief in die Vergangenheit zurück und weit in die Zukunft schauen könne; sie gebiete über die Kräfte der Welt und verfüge über Glück und Unglück. Sie beschäftigt sich am liebsten mit Kühen, für welche in Norwegen ausschließlich die Bäuerin zu sorgen hat. Die Taterin, als mit der „geheimen Wissenschaft", Summipá, vertraut, sagt ihr daß jede Krankheit des Viehes eine übernatürliche Ursache habe, von Einwirkungen der bösen Mächte, Neid oder bösem Blick herrühre; nur durch den Zauber einer weißen Frau könne sie verhütet oder geheilt werden. Das Taterweib hat immer eine Drabbeskemotki, eine „Giftbüchse", bei sich, d. h. eine Schachtel mit etwas Teufelsdreck, Bibergeil, Salpeter, Schwefel &c., dann auch eine getrocknete Kalmuswurzel. In schwierigen Fällen wird die Ragusta angewandt, d. h. Hersagen von Zauberformeln; durch diese werden die Arzneimittel kräftiger, aber zu den Zaubersprüchen kommen noch der Bu-Stein und das Rückgrat der „weißen Schlange". Der Stein ist ein mythisches Ding; er soll schwarz und etwas größer wie eine Nuß sein und aus Finnmarken geholt werden. Als Bu-Stein figurirt manchmal auch ein Conglomerat von Haar, Sand und Gries, das sich zuweilen in den Eingeweiden oder dem Magen von Thieren findet; meist aber eine kugelförmige Blase oder Knospe gewisser Tangarten, welche, ein amerikanisches Gewächs, durch den Golfstrom an die norwegische Küste getrieben und in der Sonne getrocknet schwarz und steinhart wird.

Aber die größte Zaubermacht ist im Rückgrate der weißen Schlange verborgen. Diese Schlange, so sagt die Taterfrau, holt man, wenn alle Schlangen aus einem Umkreise von vielen Meilen sich an einem bestimmten Punkte versammeln, um ein Parlament (Thing) zu halten. Dann muß die Taterin mit bloßen Füßen durch dieses zischende Gewimmel gehen, die weiße Schlange packen und ihr sofort den Hals umdrehen. So gewinnt sie das Fett und das Knochengerüst und diese sind es, die überirdische Wirkung haben, weil der Zaubergeist, welcher in dem Thiere wohnte, der Obergewalt desjenigen Menschen, welcher das Gerippe rechtmäßig besitzt, unbedingt Folge leisten muß. Es wurde aber mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß jenes „Rückgrat der weißen Schlange" nichts anderes ist als die Zahnreihe eines Rochen, welcher an der Küste manchmal in die Netze der Fischer geräth, von diesen mit Ekel betrachtet und ungenützt weggeworfen wird; im Binnenlande kennt ihn der Bauer nicht und deshalb können die Tatern ihn für ein Schlangengeripp ausgeben.

Wichtig ist auch die „Zauberkatze", „die ausgestopft und mit gewissen mechanischen Vorrichtungen versehen ist." Wir finden nichts Näheres über die Anwendung derselben. Von Giften wird zumeist jenes von einer Wasserrübe angewandt, die fast nur im Kirchspiele Sel in Guldbrandsdalen wächst; man meint sie sei durch die Schotten unter Sinclair dorthin gekommen. Sie ist süß, wird vom Vieh gern gefressen und deshalb werden von den Bauern die Sümpfe, in denen sie vorkommt, eingezäunt. Ihr Gift wirkt nicht unbedingt tödtlich, und die Tatern kennen Gegenmittel. Einer von der Bande schleicht Nachts in den Kuhstall, steckt der besten Kuh ein Stück von der die Milch zurückhaltenden Pflanze in das Maul und streicht Seifenschaum um dasselbe. Am andern Tag findet sich eine Taterin ein, welche Hülfe bringt, die Kuh heilt und dafür gut belohnt wird.

Der Silberzauber, ruperöke summipá, wird angewandt, um der Bäuerin das Silberzeug, welches sie bei ihrer Ausstattung erhielt, abzuschwindeln. Der Butterzauber, kil summipá, beseitigt die Krankheit, welche einer Kuh durch Neid angehext worden ist. Die Taterin bestreicht ihr Messer heimlich mit etwas Röthel, schneidet ein Stück Butter durch, und die rothen Streifen beweisen „das Böse", denn in der Butter ist ja „Blut". Die Taterin hilft in vielen Dingen, natürlich niemals umsonst, vermöge ihrer Gabe der Prophezeiung, Paavipá; vermittelst derselben verkündigt sie dem Mädchen den Geliebten, welchen ihm das Schicksal zugedacht hat; vermöge des Mundzaubers, Muskro summipá, kann sie in den natürlichen Verlauf der Dinge eingreifen und die Bestimmungen des Schicksals so lenken, daß die Wünsche dessen, welcher fragt, erfüllt werden.

Der Giftzauber bringt den Tatern manchen Leckerbissen. Ein Weib giebt einem Schweine heimlich Gift, Drabb, von der Rübe bei; dieses geht, wie Larsen wußte, „nur in das Gehirn, nicht in Herz und Blut;" das Thier

stirbt, aber das Fleisch bleibt genießbar. Am andern Tage früh kommt die Horde, und bittet ihr das Schwein zu überlassen um den grimmigen Hunger zu stillen.

Die Tatern legen großen Werth auf die Beschaffung guter Speisen und trachten mit ehrlichen oder unehrlichen Mitteln danach, sich solche zu verschaffen; sie scheuen dazu selbst offene Gewalt und Raub nicht, zu welchen sie sich doch sonst selten versteigen. Sehr gern stehlen sie ein fettes Schaf oder Schwein von der Weide fort *); sie schlachten das Thier ganz kunstgerecht, lassen das Blut abfließen, nehmen die Eingeweide heraus und vergraben es völlig in heißer Asche, auf der wieder ein Feuer angezündet wird. Die Haut beim Schafe mit der Wolle verkohlt und bildet eine feste Rinde, unter welcher das Fleisch in seinem eigenen Fette gebraten wird.

Auf einem Bauerhofe entschuldigte eine Zigeunermutter, welche ein Schaf gestohlen hatte, sich folgendermaßen: „Gott hat mir keine Erde gegeben, um darauf zu arbeiten. Also muß ich mit dem Mund arbeiten, um Speise für meine Kinder zu bekommen."

Eilert Sundt hebt wiederholt hervor, daß in Bezug auf die abgeschlossenen Kasteneigenthümlichkeiten bei den Fanten, sowohl Sköiern wie Tatern, allmälig eine Zersetzung und Umwandelung, aber nicht zum Bessern, stattgefunden habe und ihren Fortgang nehme. „Mit dem Aufgeben des Stammeshasses, welches durch die mildere Gesetzgebung und das gemeinschaftliche Leben in den Gefängnissen herbeigeführt wurde, ging die Art von Ehrgefühl, welches selbst in jenen Kreisen einst herrschte, verloren. Keine der beiden Parteien blieb sich des vermeintlichen Vorzugs vor der andern streng bewußt; durch die unfreiwillige Kameradschaft gezwungen schlossen sie Frieden mit einander, duldeten sich anfangs und fingen nachher an, gemeinschaftliche Sache zu machen. Beide Stämme betrachteten sich gewissermaßen als Nationalitäten; sie schlossen Verträge, vermöge welcher sie Land, Leute und Vieh unter sich theilten; die Tatern sollten im Binnenlande, die Sköier aber im Küstenlande umherziehen. In den friedlichen Tagen, welche nun folgten, verfielen die guten alten Bräuche und die hergebrachte Ordnung; die Sköier gingen als Pferdeknechte bei den Tatern in die Lehre und diese verbanden sich mit Sköierdirnen, welche sich, falls jene etwa durch Gefangenschaft von ihnen getrennt wurden, einen andern Fant nahmen. So kam es, daß jetzt manchem Taterweibe ein Kind mit schwarzem Haar und Auge, ein anderes mit blondem Haar und blauäugig folgt. In solcher Gemeinschaft schamlos dem unsittlichsten Leben, oft bis zur Vielweiberei ergeben, zieht das Gesindel als allgemeines Aergerniß umher und brandschatzt das Landvolk."

In den Wanderzügen dieses Fantengesindels herrscht eine gewisse Regelmäßigkeit, man könnte sagen wie bei den Zugvögeln. So ziehen bestimmte Horden, die Ostwanderer, im Stifte Akershus von Kongsvinger nach Skien; bis nach Bergen hinab ziehen wieder andere, die Westwanderer, umher. Im Drontheimschen haben die Fanten ihre alte Oekonomie noch am besten bewahren können. Am Schlusse des Winters kommen dort die Großwanderer zu Wagen aus den Thälern herauf nach den Höfen und auch nach Dörfern am Meeresstrande, stellen ihre Pferde ein, nehmen sich Boote, ziehen in den Föhrden, von Romsdalen ab hin und her, manchmal bis nach Finnmarken hinauf. Im Herbst kommen sie wohlbeladen zurück, belasten ihre Wagen mit Wolle, bringen viele Pfunde Eiderdunen und auch sonst noch allerlei Werthvolles. Dann fahren sie prahlerisch hinein in die Thäler zu beiden Seiten des Dofre und des Kjölen. Dann und wann bleibt auch wohl eine Horde den ganzen Sommer über im Binnenland, aber allemal im Hochgebirge, in der Nähe fischreicher Gewässer und fetter Säterwiesen.

Eine Zählung der Fanten ist vor 1845 nicht veranstaltet worden; sie ergab 1140 Köpfe, was zu gering war, denn jene von 1865 stellte sich auf 1480 Tatern und Sköier; 698 dieser Strolchnomaden hatten nie eine bleibende Heimath gehabt, waren auf dem Fantenpfade geboren und folgten ihm unablässig. Der übrige Theil kannte wenigstens Haus und Heimath, und streifte theils nur einen Theil des Jahres umher oder hatte in den Arbeitshäusern um Aufnahme nachsuchen müssen.

*) Daumer, Zigeunerisches. XVI.
Mir unter die Füße kommt ein Schwein;
Ich sehe mich so ganz allein;
Da hebt es an, so laut zu schrein:
„Zigeunerlein, Zigeunerlein!
Ich bin ja Dein, ich bin ja Dein;
Rasch zugelangt, die Müh' ist klein,
Und hurtig ins Gebüsch hinein!"

# Entdeckungsreisen in Australien.

Wir gaben vor einiger Zeit *) Berichte über die neueren Entdeckungsreisen in Australien: Giles, Gosse, Warburton und Dalrymple, welche in Umrissen schilderten, was von diesen kühnen Männern geleistet wurde. Aus Gosse's Tagebuch lagen nur kurze Notizen vor; jetzt lesen wir, daß die südaustralische Regierung den ganzen Inhalt desselben dem Parlamente vorgelegt hat. Das „South Australian Register" vom 11. Juni giebt umfassende Auszüge, welchen wir das Folgende entlehnen.

Gosse hat 1873 viele, vor ihm von Giles besuchte Punkte näher bestimmt und neue Entdeckungen gemacht, so daß wir nun über eine 60,000 Quadratmiles umfassende, bisher unbekannte Region, genaue Kunde haben. Der größte Theil derselben ist unbrauchbar, ein beträchtlicher Theil jedoch kann nutzbar gemacht werden. Jenseits der westaustralischen Grenze wurde die Gegend immer schlechter bis zu dem Punkte, wo Gosse umkehren mußte (— sein westlichster Punkt lag in 26° 32′ S., 126° 59′ O. —); er konnte in jener Jahreszeit nicht weiter. Seine Partie bestand aus vier Weißen, drei Afghanen und einem schwarzen Burschen. Sie war am 21. April von Alice Springs aufgebrochen und der Telegraphenlinie entlang bis etwa 40 Miles südlich vom Central Mount Stuart gezogen, dessen Breite auf 22° 28′ S., die Länge auf etwa 133° O. bestimmt wurde. Von da ab zog Gosse am 3. Mai 45 Miles in nordnordwestlicher Richtung der Reynoldskette entlang, wandte sich dann nach Südwesten an einem hohen Hügel vorbei, den auch Warburton gesehen hat, und dann nach dem westlichen Ende der Mac Donnel Ranges (Giles' Mount Liebig). Von da ab ging er südlich, kreuzte mehrmals Giles' Route über den

*) „Globus" XXV, S. 237, 248, 268, 350, 384 ff.

östlichen Arm des Lake Amadeus (— „Globus" XXV, S. 268 —) und kam dann zu einem hohen, ganz eigenthümlich gestalteten Felsen den er als Ayer's Rock bezeichnete. Dort fand er zum ersten Male seitdem er Alice Springs verlassen ausdauerndes Wasser. Er erreichte diesen Punkt am 19. Juli; Spuren von Giles' Zuge hatte er zuletzt am 8. Juli gesehen. Er ging nun westlich und südwestlich und kam an Höhenzüge, die er nach dem Generalanwalt der Colonie benannte. (— Es sind wohl die Mann Ranges gemeint. —)

Die von Gosse durchzogene Landschaft bot vielfach einen äußerst öden und wilden Anblick dar, aber manchmal war sie auch malerisch und imponirend. Die Höhe mancher Berge und Gipfel ist viel beträchtlicher als man so weit nach Westen hin erwarten sollte, denn im südaustralischen Nordterritorium ist nach jener Himmelsgegend hin kein Punkt zu finden, der höher als 1300 Fuß über der Meeresfläche liegt. Gosse giebt die Höhe des Mount Gardiner in der Reynoldskette auf 2760, jene des Liebig am westlichen Ende der Mac-Donnel-Kette auf 3428 Fuß über dem Meere (2050 über der Ebene der Umgegend) an; Mount Morris hat 4113 Fuß Meereshöhe; Ayer's Rock erhebt sich bis gegen 1100 Fuß über die Umgegend. „Ich ritt um denselben herum und suchte einen Punkt, von dem aus ich ihn ersteigen könnte und fand an der Südseite ein Wasserloch; dort versuchte ich emporzuklettern, aber mein Bemühen war vergeblich. Als ich dann weiter nach Westen ritt, entdeckte ich mächtiges Quellwasser, das aus der Mitte des Felsens hervordrang und durch mehrere steile Schluchten in ein großes, tiefes Loch am Fuße des Berges fiel. Ich habe dasselbe Maggie's Spring genannt."

„Als ich einen weniger steilen Vorsprung fand, ließ ich die Kameele dort und kletterte zwei Miles barfuß über scharfes Gestein um auf den Gipfel zu gelangen. Es glückte und ich fand mich für die Anstrengungen reichlich belohnt; der Afghane Kamram war mit mir oben. Der Felsen hat dort eine sehr große Menge kleiner Löcher von 2 bis zu 12 Fuß Durchmesser, die ich alle zum Theil mit Wasser angefüllt fand. Berg Olga liegt ungefähr 20 Miles nach Westen; einige niedrige Ketten und Höhenzüge laufen in westnordwestlicher Richtung; eine derselben wird wohl Nicol's Range sein 2c."

„Ayer's Rock ist eine Granitmasse, dessen Oberfläche überall Löcher zeigt und sich zersetzt; er ist in der Richtung von Westen nach Osten 2 Miles lang und erhebt sich steil aus der Ebene bis gegen 1100 Fuß. Wie beneidete ich den Afghanen um seine harten Fußsohlen! Er ging barfuß wohlgemuth umher, während die meinigen mit Blasen bedeckt waren. Das Erdreich um den Felsen herum ist schwarz und fruchtbar. In jeder Höhle sahen wir Spuren von Lagerplätzen der Eingeborenen, die in der nassen Jahreszeit sich gern hier aufhalten. Diese Höhlen entstehen dadurch, daß mächtige Blöcke sich vom Gestein ablösen. Die Schwarzen machen dann große Löcher darunter, zünden Feuer an, unterhalten dasselbe und in Folge der großen Hitze sondern sich Stücke vom Gestein ab, so daß große Wölbungen entstehen, unter welchen diese australischen Troglodyten gemächlich wohnen. Sie bedecken das Gestein mit allerlei Zeichnungen, z. B. mit sehr hübsch ausgeführten Schlangen, zwei Herzen, die mit einander verbunden sind 2c.; ich sah auch die Zeichnung eines Flußlaufes, in welchem die Fußspuren eines Emu deutlich erkennbar waren. Dieser Felsen ist die wunderbarste Naturerscheinung, welche mir jemals vorkam. In der Regenzeit muß er, da alsdann Wasserfälle von allen Seiten herabkommen, einen ganz merkwürdigen und großartigen Anblick darbieten."

Einige Tage später genoß der Reisende ein solches Schauspiel. Als er am 1. August am Fuße des Ayer's Rock lagerte, kam nach starkem Regen ein 200 Fuß hoher Wasserfall schäumend herab, und bald vermehrte sich die Zahl solcher Katarakten, die einige Tage lang strömten. Andere Höhenpunkte dort sind der Berg Olga, 1500 Fuß über die Umgegend hoch; und Stevenson's Peak, wo Gosse die hübscheste Gegend fand, die er gesehen seitdem er die Landschaft welche 200 Miles nördlich von Adelaide liegt, verlassen hatte. Am 3. September überschritt er die westaustralische Grenze und trat etwa 14 Tage später die Rückwanderung an.

So weit südaustralisches Gebiet in Betrachtung kommt, war diese Erforschungsreise die Ausrüstungskosten werth, denn es sind manche Strecken entdeckt worden die nutzbar gemacht werden können. Allerdings sah Gosse oftmals längere Zeit und weit und breit nur Sandhügel oder Spinifex (Stachelgras) und Gestrüpp; nicht selten war auf mehreren Tagereisen kein Wasser anzutreffen, und andauernde Wasserläufe oder Wasserstellen waren weit ablegen. Hingegen fand er aber auch weite Strecken gut begrasten Landes, breite Thäler mit fruchtbarem Boden und Weidegründen, welche von einem Wasserlaufe durchzogen wurden. In manchen Gegenden war Wild häufig, und drei von der Telegraphenstation entlaufene Bullen, welche geschossen wurden, waren in gutem Zustande. Eingeborene waren so zahlreich, daß man ihre Lagerfeuer manchmal nach allen Richtungen hin bemerkte. Von Bäumen kamen Malli und Mulga am häufigsten vor, der letztere oftmals in gut begrasten Gegenden; aber Gosse fand auch australische Eichen, Grevilias, schlanke Fichten und den mit schmackhaften Früchten beladenen Bohnenbaum. Aber jenseit der westaustralischen Grenze war, wie schon bemerkt, Alles ungünstiger; dort sah Gosse, abgesehen von dann und wann etwas Gras und „Salzbüschen", nur Sandhügel und Spinifex und kein Wasser an der Oberfläche.

Die Expedition drang 600 Miles westlich von der Telegraphenlinie vor und zwar über große Strecken die noch kein weißer Mann gesehen hatte; der äußerste Punkt war, wie bemerkt, 26° 21' S., 126° 59' O; derselbe liegt etwa 280 Miles von Forrest's Route im Jahr 1871. Die Eingeborenen waren im Allgemeinen friedlich; auf westaustralischem Boden wurden jedoch zwei Leute der Expedition von etwa 40 Schwarzen angegriffen; sie mußten mit den Waffen zurückgetrieben werden. Manchmal sah man Zäune, die von den Eingeborenen aufgestellt waren, um innerhalb derselben Wild zu fangen.

Gosse ist der Ansicht, daß man zwischen dem untern Theile Westaustraliens und der Telegraphenlinie niemals eine practicable Route finden werde, aber das „South Australian Register" meint, man dürfe das doch nicht so positiv behaupten. Lange Zeit habe Cooper's Creek für die Grenze gegolten, über die hinaus ein Vordringen nach Norden hin für ganz unmöglich gehalten wurde. Ayer's Rock könne wohl zum Ausgangspunkt einer gut ausgerüsteten Expedition dienen, und es sei möglich, daß Forrest oder Ross oder beide zusammen das Werk weiter führen, welches Gosse so trefflich begonnen habe.

Wir wollen nicht unterlassen, unsere Leser wiederholt auf die trefflichen Karten Australiens hinzuweisen, welche August Petermann der neuen Ausgabe von Stieler's Atlas einverleibt hat; sie bilden eine wahre Zierde desselben.

# Das Territorium Manitoba in Nordamerika.

Der Flächenraum auf welchem in Nordamerika Ackerbau und Viehzucht betrieben werden, wächst mit jedem Jahre mehr an, der Pflug gewinnt ganz ungeheuere Strecken, denn die Hälfte der durchschnittlich 300,000 Köpfe zählenden Einwanderer siedelt sich auf dem platten Lande, zumeist im Westen, an. Schon sind die Ansiedelungen bis auf das rechte Ufer des obern Missouri weit nach Dakota hinein vorgeschoben, weiter südlich in Kansas und auch in Colorado ist ein großer Theil der ehemaligen „amerikanischen Wüste", welche für nicht anbaufähig galt, in ein ungeheueres Getreidefeld verwandelt worden. Wir wissen nun auch schon seit längerer Zeit, daß das ausgedehnte Flachland, durch welches der nördliche Red River zum Winipegsee strömt, die üppigsten Weizenernten liefert.

Dort, im Norden des 49. Breitengrades, welcher die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und dem Gebiete der canadischen Dominion bildet, hat die Regierung der letztern das Territorium Manitoba organisirt. Dasselbe ist in neuerer Zeit ein Anziehungspunkt für Einwanderer geworden und die Zahl der Ansiedler mit jedem Monat angewachsen. „Das kalte Land mit Schnee und Frost, mit Bären und Büffeln, mit Wölfen und grimmigen Indianern" erweist sich nun als eine Region, die reich an Hülfsquellen und wo ein neuer Staat in der Bildung begriffen ist.

Dieses Manitoba (— oder wie die Odschibwä-Indianer es nennen Mana tuopa, d. h. wo der große Geist, der Gott, wohnt —) hält etwa 9 Millionen Acker Land, und ist eine Miniaturprovinz im Vergleiche zu dem ausgedehnten nordwestlichen Territorium, von welchem es einen kleinen Theil bildet. Es liegt in dem sogenannten fruchtbaren Gürtel, welcher in dem ehemaligen Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie eine so große Strecke einnimmt. Dieser Gürtel der anbaufähigen Prairie beginnt bei Pointe du Chene, einer Ansiedelung die etwa 30 Miles östlich von Fort Garry liegt; dieses letztere ist 12 deutsche Meilen von der Südspitze des Winipegsees entfernt. Von hier reicht sie nach Nordwesten zu beiden Seiten des Saskatschewanstromes bis zum Lake St. Anne's, 40 Miles westlich von Fort Edmonton (53° 30′ N., 113° 49′ W.), das einen wichtigen Handelsposten bildet. Die Ausdehnung des Gürtels von Osten nach Westen ist von D. G. Finney mit dem Odometer gemessen und auf 960 Miles, also etwa 200 deutsche Meilen, bestimmt worden; die durchschnittliche Breite beträgt ungefähr 250 Miles, hier sind also 240,000 Quadratmiles anbaufähigen Landes. Von diesem eignet sich ein Viertel für Weizen, Gerste und Kartoffeln und die beiden letzteren geben nie eine Fehlernte.

Die ganz Region gewährt im Allgemeinen den Anblick einer Wiese, auf welcher Gruppen von Weiden und Espen zerstreut sind; man findet Teiche mit süßem und auch solche mit salzigem Wasser; über die Fläche erheben sich da und dort schmale Hügelreihen und auch abgerundete Anhöhen. Sie eignet sich ganz ausgezeichnet für Viehzucht; das Rindvieh gedeiht bei dem saftigen Futter und sucht sich auch im Winter dasselbe; die Zahl der Büffel nimmt rasch ab.

Manitoba speciell wird in Bezug auf Weizen von keinem andern Lande der Welt übertroffen. Die Dammerde ist schwarz und locker und liegt 2 bis 4 Fuß hoch über einem zähen, thonigen Unterboden. Die erste Scholle am Red River ist 1811 umbrochen worden, und es ist festgestellte Thatsache, daß einige Felder, ohne gedüngt zu sein, 40 Jahre hintereinander gute Weizenernten gegeben haben; der Acre lieferte manchmal 50 bis 60 Buschel; bei den Eingeborenen, welche keinen rationellen Ackerbau treiben, durchschnittlich 40 Buschel. Ein Mann hat von $11\frac{1}{2}$ Acres einen Ertrag von 700 Buschel Weizen gehabt; 1843 war kein günstiges Jahr, der Durchschnitt betrug nur 35, zwischen 28 und 40 Buschel. Hafer giebt durchschnittlich 60 Buschel zu 40 Pfund aus. Ein Farmer pflanzte sieben Buschel Kartoffeln aus und erntete 350; ein anderer bekam 12 Buschel Zwiebeln von einem Flecke, der 20 Fuß im Quadrat hielt; manche Zwiebeln waren über ein Pfund schwer. Kürbisse, Melonen und alle Arten von Rüben kommen ebenso vortrefflich fort wie Sellerie, Lattich, Spinat, Blumenkohl und andere Gemüse.

Ein gesunderes Klima kann es gar nicht geben; Finney sagt: „Ich war zwei Jahr im Lande und wohnte fast nur unter meinem Zelte; auch nicht einen einzigen Tag habe ich mich unwohl befunden, habe mich nie zuvor einer so robusten Gesundheit erfreut, und das ist der Fall gewesen gegenüber den Warnungen meines Arztes, der mich in ein südliches Klima schicken wollte. Allerdings dauert der Winter fünf Monat. Der durchschnittliche Schneefall beträgt im Monat 6 Zoll, Schneetreiben sind aber nur selten so stark, daß sie das Reisen erschweren. Die strengste Kälte fällt in den Januar und dann fällt für einige Tage das Quecksilber auf — 35° F. Das war ausnahmsweise; aber die Luft war still und wir hatten Sonnenschein.

„Die drei eigentlichen Wintermonate December, Januar und Februar sind prächtig, März ist unbeständig, aber mit April tritt der Frühling ein und mit ihm kommt Wassergeflügel in vielen gewaltigen Zügen, auch die Singvögel erscheinen; Grün und Blumen erscheinen rasch wie durch Zauber. Auf heiße Sommertage folgen kühle Nächte und der herrliche „Indianersommer", der Herbst dauert bis zum Anfang des November. Im Sommer sind die Moskitos, die schwarzen und die Sandfliegen sehr lästig; jemehr das Land besiedelt wird, um so mehr werden sie verschwinden. Gegenwärtig bildet der Winter die angenehmste Jahreszeit."

Finney verweilte lange Zeit am Winipegsee, 50° 45′ N. Er bildet ein prächtiges, vielgegliedertes Wasserbecken von 350 Miles Länge und 50 Miles Breite; seine Ufer wie die in ihm liegenden Inseln sind mit Wald bestanden, auch ist er ganz außerordentlich fischreich. Viele Strecken an seinen Ufern eignen sich zu Ansiedelungen; man hat Gold, Silber und Kupfer gefunden, dann auch, am westlichen Ufer, Kohlen, etwa 100 Miles von der Stadt Winipeg entfernt. Bausteine, Lehm und Töpferthon sind überall, auch rother Ocker ist vorhanden. Die Wälder am und im See bestehen aus Pappeln, Sprossentannen, Eichen, Birken und Lärchen; wilde Wicken und Walderbsen werden bis zu 10 Fuß hoch. Dazu kommen Beeren vielerlei Art und Nüsse; ganz vorzüglich gedeiht der Hopfen. Die Strecke zwischen den beiden Seen Winipeg und Manitoba wird zuverlässig einst in einen großen Obst- und Gemüsegarten umgewandelt werden.

Wild ist häufig; der Jäger findet das Elen, Hühner verschiedener Art, Hasen und Wassergeflügel; an Fischen überaus reich sind sowohl die Seen wie alle Flüsse. Aber wir müssen auch zweier Schattenseiten erwähnen. Zuweilen erscheinen, wie auch in den nordwestlichen Staaten der Union, die Heuschrecken und sodann stellen sich manchmal außer der Zeit Fröste ein, was auch im übrigen Canada der Fall ist.

# Aus allen Erdtheilen.

## Weyprecht's und Payer's Polarexpedition.

Die Nachricht, daß diese muthigen Reisenden gerettet und wohlbehalten in Wardöe in Norwegen angekommen seien, kam uns nach Schluß unserer vorigen Nummer zu. Wir gestehen offen, daß wir seit Wochen trübe Vermuthungen über das Schicksal der Expedition uns nicht erwehren konnten. Wäre es ihnen gelungen, von Nowaja Semlja nach Osten vorzudringen und Cap Tscheliuskin zu erreichen, so hätte es wohl nicht gefehlt, daß auf dem Landwege Nachrichten von ihnen eingetroffen wären. Aber Monat nach Monat verging und nichts verlautete von ihnen. Jetzt endlich erfahren wir, daß das Schiff „Tegetthoff" im Eise verloren gegangen ist und die Reisenden in Matoschkin Schar, dem Sunde, welcher Nowaja Semlja in zwei Hälften trennt, von einem russischen Fangschiffer an Bord genommen und nach Norwegen gebracht wurden.

Payer giebt in einem Telegramm aus Hammerfest vom 7. September folgende Uebersicht:

„In 76½° Nord, Angesichts Nowaja Semljas, wurden wir unmittelbar nach der Trennung vom Grafen Wilczek vom Eise eingeschlossen, blieben zwei Jahr hindurch unbefreibar und wurden inmitten einer großen Scholle willenlos nach Nord getrieben. Am 13. Oct. begannen furchtbare, fast tägliche Eispressungen. Im Winter waren wir in beständiger Bereitschaft, das Schiff zu verlassen. Im Sommer 1873 machten wir vergebliche Versuche, die Scholle durch Sägen und Sprengen zu zerstören. Im Herbste geschah eine unerwartete Annäherung an ein unbekanntes Gebirgsland, 200 Seemeilen nordwärts von Nowaja Semlja.

Die zweite Ueberwinterung verbrachten wir hafenlos, drei Seemeilen vom Lande entfernt, unter 79° 51' Nord, 59° Ost.

Vom 9. März bis 4. Mai des Frühjahrs 1874 unternahmen wir Schlittenreisen zur Entdeckung und allgemeinen Aufnahme des Landes von 79° 54' bis über 83° nördlicher Breite. Dort haben wir den nördlichsten bekannten Punkt der Erde „Cap Wien" getauft; die höchste von uns betretene nördliche Breite war 82° 5'. Hier fanden wir kein Landeis mehr, sondern nur Küstenwasser und Treibeis; daher konnten wir zuletzt nur noch mit Hundeschlitten über die großen Gletscher, bis deren Unpassirbarkeit uns die Rückkehr auferlegte. Das Landwasser besitzt ungefähr den gleichen Umfang wie bei Spitzbergen und ist mit einjährigem Packeis überbrückt. Das Thier- und Pflanzenleben ist äußerst gering, die Vergletscherungen sind ungeheuer, die Sunde voll von Eisbergen. Das vorherrschende Gestein ist Dolomit. Das Gebirge trägt den Charakter eines Plateaus und schroffer Kegelberge; die Höhe der Berge erreicht 5000 Fuß; das vorkommende Treibholz ist sehr gering. Die Längenentwickelung des Landes umfaßt mindestens 15 Grad, doch wir haben selbst von den Bergen keine Begrenzungen gesehen.

Zwei Winter hindurch lebten wir in siebenmonatlicher Nacht; das Minimum der Temperatur betrug im Monat März während der Schlittenreise auf dem Lande 40° R. Kälte, auf dem Schiffe 37 Grad! Im Mai stellten sich dringende Ursachen ein, das Schiff zu verlassen; der Maschinist Krisch war an Tuberculose und Scorbut gestorben, das Schiff war durch die Eispressungen hoch gehoben, geneigt und unhaltbar. Deshalb und infolge eines Gutachtens, welches der Regimentsarzt Dr. Kepes über die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse abgab, sahen wir uns genöthigt, den „Tegetthoff" am 20. Mai zu verlassen. Der Rückzug mit Booten und Schlitten währte 96 Tage. 70 Meilen vom Nordcap Nassau, unter 77° 40' traten wir aus dem Packeise. Am 15. August fuhren wir auf offener See die Küsten Nowaja Semljas herab. Am 24. August erfolgte unsere Rettung und herzliche Aufnahme durch den russischen Schiffer Feodor Voronin auf dem Schoner „Nikolaj". Nach neuntägiger Ueberfahrt langten wir in Vardöe an. In Norwegen fanden wir überall die herzlichste Aufnahme; die Orte, durch welche wir bisher kamen, waren beflaggt. Die englische Expedition mit dem Dampfer „Diana", welche zu unserer Aufsuchung ins Karische Meer ausgegangen war, haben wir auf der Rückkehr nach Hammerfest getroffen."

Wir erfahren also, daß der „Tegetthoff" im Eise bis über 82 Grad hinausgekommen ist und daß man bis etwa zu 83 Grad ein Polarland verfolgen konnte, das eine Länge von etwa 15 Breitengraden einnimmt, so weit sich das beurtheilen läßt. Dasselbe hat die Bezeichnung Franz-Josephs-Land erhalten.

An interessanten und spannenden Mittheilungen werden es die Reisenden nicht fehlen lassen; uns persönlich aber ist, wie gewiß Vielen mit uns, ein Stein vom Herzen gefallen, seitdem wir diese Polarfahrer gerettet wissen. Allerdings wäre es erwünschter gewesen, wenn sie das nordasiatische Eismeer nach Osten hin hätten durchsegeln können, um durch die Behringsstraße in den Großen Ocean zu gelangen. Dann würden sie, was eventuell in ihrer Absicht lag, die nordöstliche Durchfahrt gefunden haben. Es hat sich aber wieder gezeigt, daß alle Combinationen in Betreff des Polareises im höchsten Grade unsicher sind. Der Stand desselben verschiebt sich unaufhörlich.

## Gustav Nachtigal's Reisen.

Es ist Aussicht vorhanden, daß dieser ausgezeichnete Reisende, der an Unternehmungsgeist, Muth und Ausdauer unseren Barth, Schweinfurth, Rohlfs, Heuglin rc. ebenbürtig zur Seite steht und der uns über bisher so dürftig bekannte Theile Innerafrikas so werthvolle Mittheilungen gegeben hat, demnächst wohlbehalten nach Deutschland heimkehren werde. Es wird ihn gewiß schmerzlich berühren, seinen treuen Freund Heinrich von Maltzan, der so rege Theilnahme für ihn bethätigt hat, nicht mehr unter den Lebenden zu finden.

Bei uns ist in allen wissenschaftlichen Kreisen sein Name ehrenvoll bekannt und auch das große gebildete Publicum ist ihm auf seinen gefahrvollen Reisen mit lebhaftem Interesse gefolgt. In England, das wird vom „Athenäum" (29. August) eingestanden, „ist der Name dieses Reisenden den Geographen erst ganz vor Kurzem bekannt geworden (!!)." Es war deshalb ganz zweckmäßig, daß unser Landsmann E. G. Ravenstein den „Geographen" solcher Art, so viel ihrer jüngst in Belfast versammelt waren, ein Licht anzündete, bei welchem sie sehen konnten, was sie bis dahin nicht gewußt hatten.

Nachtigal, ein Sohn der Altmark, war Leibarzt des Bey von Tunis. Wenn wir unsererseits nicht irren, so war es Gerhard Rohlfs, welcher den König Wilhelm von Preußen veranlaßte, dem Scheich von Bornu werthvolle Geschenke zukommen zu lassen, als Dank und Anerkennung dafür, daß der schwarze Potentat mehreren deutschen Forschungsreisenden freundliche Behandlung hatte zu Theil werden lassen. Auf Rohlfs' Vorschlag wurde Dr. Nachtigal mit der Sendung betraut, und einen bessern Mann hätte man in der That nicht finden können. Er war in Nordafrika gleichsam einheimisch geworden und kannte Sprache und Gebräuche der Leute. Wohl ausgerüstet mit wissenschaftlichen Instrumenten verließ er Tripolis am 18. Februar 1869 und ging auf der bekannten Straße über Sokna nach Mursuk in Fessan, wo er am 27. März eintraf. Der Karawanenweg von dort nach Bornu war nicht zu passiren, weil die Welad Sliman Fehdezüge gegen Bilma unternommen hatten. Das Ende dieser Wirren war nicht abzusehen und deshalb beschloß Nachtigal, den erzwungenen Aufschub zu einem Ausfluge nach Tibesti zu benutzen, einer Oase in der östlichen Sahara,

die zuvor von keinem Europäer besucht worden war. Sie wird von den Tibbu Reschade bewohnt.

Dr. Nachtigal verließ Mursuk am 6. Juni; nach einer Wanderung von 36 Tagen langte er in Tao an, der ersten Ortschaft jener Oase. Die meisten Bewohner hatten sich eben damals in die Gebirge oder nach (— dem nordöstlich von Tao liegenden —) Bardai zurückgezogen. Dasselbe liegt in einem fruchtbaren Thale jenseits der hohen Gebirgskette, von welcher Tibesti von Norden nach Süden durchzogen wird *). Der Reisende fand die unfreundlichste Aufnahme, ließ sich das jedoch wenig anfechten und setzte seine Wanderung fort. Er zog an einem erloschenen Krater vorüber und über einen 6700 Fuß hohen Gebirgspaß; der höchste Berg dort gipfelte bis zu 7900 Fuß. Nur mit genauer Noth wurde sein Leben gerettet; ein fanatischer Haufe griff ihn an und ohne die Dazwischenkunft eines angesehenen Häuptlings wäre er verloren gewesen. Nachdem er etwa einen Monat lang gefangen gewesen war und schwere Pein hatte ausstehen müssen, gelang es ihm, zu entrinnen und am 8. October Mursuk wieder zu erreichen. Von dort brach er dann am 18. April nach Bornu auf, dessen Hauptstadt Kuka er am 6. Juli erreichte. Der Scheich oder Sultan leistete ihm Vorschub bei den Wanderungen, welche er nach verschiedenen Richtungen hin unternahm.

Zunächst wandte Dr. Nachtigal sich gen Nordosten, nach Borku, einer Landschaft, die südlich von Tibesti liegt und noch von keinem Europäer besucht worden war. Auf dieser Reise machte er die bemerkenswerthe Entdeckung, daß früher aus dem Tsad-See ein Strom in der Richtung nach Nordosten seinen Abfluß gehabt und sich dann in einen großen See ergossen hat, welcher damals die große Depression von Bodele ausfüllte. Zahlreiche Gerippe von Fischen &c. sprechen für das ehemalige Vorhandensein eines solchen Sees, und auch jetzt noch, wenn außergewöhnlich viel Regen gefallen ist, sendet der Tsad einen Abfluß nach jener Richtung hin aus.

Nachtigal kehrte nach Kuka zurück und traf Vorbereitungen zu einer Reise nach Baghirmi, in welchem er vom 27. Februar bis 9. August umherzog. Auf dieser Wanderung brachte er die Hydrographie des Schary und seiner Nebenflüsse ins Klare und lernte die heidnischen Stämme kennen, die weit nach Süden hin wohnen und von ihren mohammedanischen Nachbaren, welche den Menschenraub systematisch treiben, um Sklaven zu erhalten, ununterbrochen beunruhigt werden.

Im März 1873 verließ der Reisende Kuka, um durch Wadaï, Dar Fur und Nubien nach Europa zurückzukehren. Es gelang ihm, Wadaï zu durchwandern und Dar Fur zu erreichen. Seine letzten Briefe von dort sind vom 13. März 1874 datirt und von Chartum aus an ihn geschickte Gelder erreichten ihre Bestimmung. Also dürfen wir hoffen, daß er, der als Afrikareisender würdig neben Schweinfurth und Rohlfs steht, bald wieder unter uns weilen werde.

Der „Globus" hat im Verlaufe der letzten Jahre eine Reihenfolge werthvoller Mittheilungen aus der Feder Dr. Nachtigal's gebracht (Band XVI bis XXIII), insbesondere über seinen Aufenthalt unter den Tibbu Reschade, seinen Zug durch Baghirmi und die Behandlung der geraubten Sklaven. In Band XXIII, S. 375 wurde der Lebenslauf des Reisenden geschildert und das Porträt desselben beigefügt.

*) Man vergleiche die „Originalkarte von Dr. G. Nachtigal's Reise nach Tibesti oder Tu, Juni bis September 1869; nach einer Handzeichnung von Dr. N.," in Petermann's Geographischen Mittheilungen, Jahrgang 1870, Tafel 15.

— Gustav Wallis ist von seiner jüngsten Reise in Südamerika zu Ende August in Hamburg wieder angelangt. Er hat diesmal Neugranada, vorzugsweise zu botanischen Zwecken, erforscht und manche neue Pflanzen geholt. Er schreibt uns, daß er eine große aus 78 Kisten lebender Pflanzen bestehende Sendung mitgebracht und auch in anderen naturwissenschaftlichen Zweigen, z. B. Entomologie und Conchyologie, guten Erfolg gehabt habe. Liebhaber finden also gute Gelegenheit, ihre Sammlungen zu bereichern; sie würden sich an Herrn Wallis nach Detmold wenden können. Aber der Mann hat keine Ruhe in Europa; noch vor Eintritt des Winters will er wieder aufs Neue ausziehen; wohin, ist noch nicht bestimmt; „ich entschließe mich ebensowohl für die Südsee, wie auch, noch einmal, für das westliche Südamerika." Mittheilungen über seine jüngste Reise hat der unseren Lesern von früher her wohlbekannte Herr Wallis für den „Globus" in Aussicht gestellt.

— Der Karawanenverkehr zwischen dem untern Amu und Kraßnowodsk am Kaspischen Meere ist in vollem Gange. In letzterm Orte war im Juli schon die dritte Karawane angekommen. Sie bestand aus 130 Kameelen und hatte von Käne Urgendsch über Sary Kamysch nur 22 Tage gebraucht; sie hatte ein Geleit von 42 Mann Usbeken und Jomuden. Ursprünglich bestand sie aus etwa 500 Kameelen, aber viele Theilnehmer waren unterwegs zurückgeblieben, weil sie Feindseligkeiten von Seiten der Teke-Turkomanen fürchteten.

— Die Volksmenge in Frankreich stellte sich, dem amtlichen statistischen Berichte zufolge, für 1872 auf 35,362,253 Franzosen und 740,668 Ausländer. In ihrem Geburtsdepartement wohnten 30,676,943, in Departements wo sie nicht geboren waren 4,543,764. Die Zahl der Leute aus Elsaß und Lothringen, die für Frankreich optirt hatten, betrug 126,248; naturalisirte Ausländer 15,308. — Von den nicht naturalisirten Ausländern waren: Belgier 347,558; Italiener 112,579; Elsässer und Lothringer, die nicht optirt hatten, 64,808; Spanier 52,954; Russen 52,950; Polen 42,834; Schweizer 42,830; Deutsche 39,361; Engländer, Schotten und Irländer 26,008; Holländer 17,077; Schweden, Norweger und Dänen 7328; Nord- und Südamerikaner 6859; aus Oesterreich-Ungarn 5116; Chinesen, Hindus und andere Asiaten 3843; Türken, Griechen, Walachen &c. 1173. Für 9826 ist keine Nationalität angegeben.

— Neucaledonien hat im Jahre 1873 einen Zuwachs von 2137 weißen Leuten bekommen, fast lauter Franzosen, und außerdem 486 Insulaner von den Neuen Hebriden, die auf den Plantagen arbeiten. Die Transportirten, über deren Zahl wir keine Angaben finden, sind in jener Zahl nicht inbegriffen. Numea ist der Ort, wo sich aller Verkehr concentrirt, es ist aber zu bemerken, daß der Betrag der Einfuhren zum großen Theil in Sendungen der Regierung für die Ansiedelungen besteht. Im Jahre 1872 liefen dort ein und aus 92 Schiffe mit 13,149 Tonnen; die Waareneinfuhr betrug 5,969,750 Francs, die Ausfuhr dagegen stellte sich auf 852,130 Francs. — Im folgenden Jahre 150 Schiffe mit 31,910 Tonnen; Werth der Einfuhr 9,947,573, Ausfuhr 926,355 Francs. Dazu kommt noch die Cabotage mit respective 1,300,230 und 1,495,820 Francs.

— Die Quecksilbergruben in Californien, deren fast in jedem Monate neue entdeckt werden, liefern große Ausbeute. Die Buckeye-Mine versendet in der Woche durchschnittlich 1300 Pfund; die Cerro-Benita-Mine bei Panache ist sehr ergiebig und im August ist in der Nähe von Monterey eine Grube entdeckt worden, die auch Blei und Silber enthält.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

# In Benares, der heiligen Stadt der Hindus.

Brahmanen und Suastikas im Alterthum. — Die Lehre Sakyamuni's. — Am Ufer des Ganges. — Die Pilger im Strome. — Das Allerheiligste. — Leichenverbrennung. — Heilige Brunnen. — Duldsamkeit der Hindus. — Affentempel. — Religiöse Bettler. — Fest des Ganesa.

Man hat Delhi, welches wir jüngst geschildert haben, mit Rom verglichen; dasselbe gilt aber auch von Benares, der „heiligen Stadt", der religiösen Capitale sowohl der buddhistischen wie der brahmanischen Welt seit nun mehr als dreitausend Jahren. Die päpstliche Kirche, welche im italienischen Rom ihr Oberhaupt hat, zählt höchstens zweihundert Millionen Anhänger, nach dem indischen Rom am Ganges aber blicken mit Innigkeit und Verehrung mehr als fünfhundert Millionen Menschen: die Brahmaverehrer einerseits, die Buddhisten auf Ceylon, in Hinterindien, China, Tibet andererseits.

Im hohen Alterthum hieß Benares Kasi; der erste König, dessen die Geschichte erwähnt, Kschatra Briddha, soll vor etwa 3400 Jahren gelebt haben. Schon 900 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung war die Stadt ein Mittelpunkt für philosophische und theologische Studien. Zwei einander entgegengesetzte Schulen, die Brahmanen und die Suastikas, deren Lehren in vielfache Systeme sich sonderten, hatten dort ihre Collegien und Tempel. Die ersteren waren Spiritualisten; sie lehrten das Uebergewicht und das Vorwalten des Geistes über den Stoff, die Seele aber muß eine unablässige Wanderung durch Tausende von Existenzen erfahren. Die Suastikas dagegen waren Atheisten und Materialisten und verwarfen die Unsterblichkeit der Seele, die ihnen für eine absurde Annahme galt. So alt schon sind derartige Gegensätze.

Ueber solche Abstractionen entstand viel Hader, Streit und Unruhe, gerade wie das noch heute auch unter den Bekennern mehrerer Religionen der Fall ist. Daran nahm ein junger Prinz Aergerniß; er wandte sich mit Widerwillen von dem Pfaffen- und Philosophengezänk ab und suchte selbständig die Wahrheit zu erforschen. Dieser Prinz Siddharta zog sich in die Einsamkeit zurück und hieß von da an Sakyamuni. Nachdem er Jahre lang die verschiedenen Systeme geprüft hatte, war er aus der heiligen Stadt fortgegangen und verkündete dann eine neue Lehre, dergleichen man nie zuvor gehört hatte. Unter einem Baume predigte er vier Bettlern, daß vor dem Schöpfer aller Dinge auch alle Menschen gleich seien: Männer wie Frauen, Sklaven und Reiche, Priester und Bettler. Das irdische Dasein ist nur eine Vorbereitung, eine Prüfung, welche der unsterblichen Seele auferlegt wird; diese kann sich von allen Banden des Stoffes befreien und das ewige Leben erwerben durch Mitleid, Menschenfreundlichkeit, Liebe des Nächsten und fleckenlos reines Leben.

Benares wurde heilige Stadt des Buddhismus; im Fortgange der Zeit bauete man dort viele Tempel, Klöster und prächtige Monumente und von weit und breit strömten unzählige Pilger herbei. Als aber nach einem Verlauf von etwa eintausend Jahren der Buddhismus in Indien unterlag, wurde Benares die heilige Hauptstadt des Brahmanismus, und in Folge der Religionskriege, in welchen die Sie-



Benares. Die Moschee Aureng zeb's.

ger alle Denkmäler der Besiegten zerstört haben, findet man jetzt keine Monumente, die älter als einige Jahrhunderte wären.

Nichts kann lohnender sein als ein Besuch dieser überaus merkwürdigen Stadt. Der Europäer nimmt Wohnung in einem Gasthause der englischen Vorstadt, die Sekrol heißt. Dann fährt er zu Wasser nach dem Dacesvamehd Ghât, einem der vom Uferstaden in die Stadt führenden Eingänge. Dieser liegt am westlichen Ende der großen Krümmung, welche hier der Ganges beschreibt. Man hat von dort einen Ueberblick auf die Stadt, die sich amphitheatralisch an einem etwa einhundert Fuß hohen Strand erhebt. Benares ist manchmal mit Neapel verglichen worden und in gewisser Hinsicht ist das auch nicht unpassend; der einen Kilometer breite Strom bildet eine große, ruhige Bucht, in welcher sich die Gebäude spiegeln. Vom Fluß aus gesehen bietet jener Ghât ein malerisches Bild dar mit seinen hohen und breiten Treppen, mit den Tempeln und Palästen, von denen auf der Höhe ganze Gruppen stehen; auch gewahrt man die einfache aber zierliche Vorderseite des Mân Mender, dieser großen Sternwarte, welche Dschey Sing aus Dscheypur hat erbauen lassen.

Weiterhin dehnt sich auf einer Strecke von mehreren hundert Schritt ein wahres Chaos aus von Treppen, Terrassen und Aufstiegen; Alles liegt bunt durch einander. Der Strom hat das Ufer unterwaschen und alles was an Gebäuden dort stand, ist eingestürzt, auch ein Tempel, zu welchem viele Pilger kamen. Nun liegt er in Schutt, aber die Wallfahrer verrichten ihre Andacht auf den Ruinen.

Sobald die Sonne aufgeht und mit ihren Strahlen die Dächer und Spitzen der unzähligen Tempel vergoldet, wird sie von der Menschenmenge, die überall das Ufer bedeckt, mit frommem Gemurmel begrüßt. Denn der geheiligte Augenblick ist gekommen, wo der Pilger in den heiligen Strom geht; Tausende von Köpfen ragen aus der Fluth empor und blicken andächtig gen Sonnenaufgang. Besonders auffallend ist in der heiligen Stadt der Brahmanen ein Gebäude mit einem chinesischen Dache, aus welchem ein vergoldeter, mit Glöckchen behangener Thurm emporragt; es ist eine nepalesische Pagode, der einzige dem Buddha geweihete Tempel, welchen Benares hat.

Im Mittelpunkte der verschiedenen Anländen liegt, vor dem Mânmenka Ghât, das Allerheiligste, die Stelle, an welcher unabläßig Scheiterhaufen lodern; auf diesen werden die Leichen verbrannt und schon bei Lebzeiten preist sich der Hindu glücklich, welchem es vergönnt sein wird, an dieser heiligen Stätte in Asche verwandelt zu werden, denn unzweifelhaft geht ja dann seine Seele unmittelbar ins Paradies ein, und wenn sie auch einem argen Sünder angehörte, wird sie trotzdem dereinst den Leib eines Brahmanen beleben. Ueber dieser Stätte qualmt immer ein widerwärtig riechender Dampf; man sieht, wie unabläßig Scheiter Holz in das Feuer geworfen werden, die fast nackten, von Ruß geschwärzten Männer arbeiten mit langen eisernen Stangen in den Flammen und werfen auch mit Oel gefüllte Töpfe in dieselben. Ueberall liegen Knochen umher und der Fuß sinkt tief ein in diese Aschenlage, welche hier seit Jahrhunderten sich angehäuft hat und mehrere hundert Fuß tief ist. Und das Ganze wird noch widerlicher durch die Schwärme von Bettlern, von Krüppeln aller Art, welche ganz erbärmlich schreien und jammern, um ein Almosen zu erpressen.

An einer andern Terrasse steigen die Pilger in langen Processionen hinab, um in dem heiligen Flusse zu baden; aber keiner darf von dem heiligen Naß berührt werden, wenn er nicht zuvor den Priestern die Taxe bezahlt hat. Diese Müßiggänger sitzen am Ufer unter großen Sonnenschirmen; als heilige Männer, die sie ja sind, verkaufen sie an Jeden der bezahlt, Certificate, daß der, welcher gezahlt hat, gereinigt sei; sie treiben, ähnlich wie das auch in Europa der Fall ist, Handel mit Ablaß, Rosenkränzen und Amuletten.

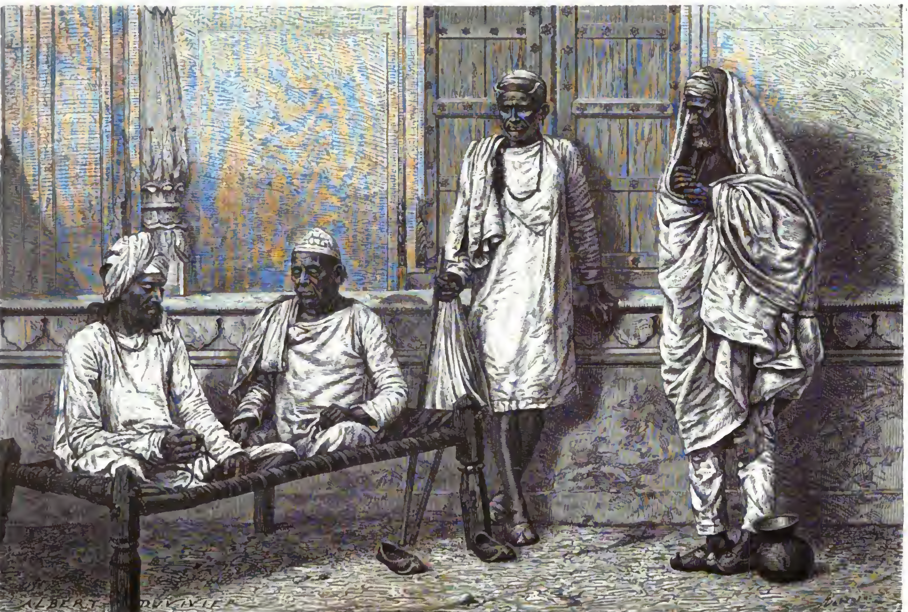
Viele Radschas haben in Benares einen Palast, in welchem sie während der großen, religiösen Feste wohnen; der schönste von allen gehört dem König von Nagpur. Da wo diese stattliche Reihe von Palästen endigt, steht die große, vom Kaiser Aureng seb erbauete Moschee mit vielen Kuppeln und zwei schlanken Minarets. Sie erhebt sich auf der Stelle des berühmten Wischnutempels, also auf der Stätte, wo Gott Wischnu sich zum ersten Mal den Sterblichen zeigte. Der Großmogul ließ dieses Heiligthum niederreißen. Vom Ufer zur Moschee hinauf führt der Madhoray Ghât, eine breite Treppe von hundert Stufen; diese sind abgenutzt und glatt weil die Hindus früher auf den Knien hinaufrutschten, wenn sie Wischnu anbeten wollten.

Die Straßen der innern Stadt sind eng und krumm und Räderfuhrwerk kann nirgends passiren; manche Häuser haben bis zu sechs Geschossen und die oberen Stocke ragen so weit vor, daß sie sich mit denen der gegenüberliegenden Gebäude fast berühren. Man sieht wie vor einem kleinen Tempel mit pyramidaler Spitze eine lärmende Menge sich drängt; hier ist ja das größte Heiligthum, welches Benares aufzuweisen hat. Die Hindus haben ihre alten Götter Brahma, Wischnu und Indra in Schatten gestellt, um den Lingam (Phallus) Siwa's zu verehren. Dieser ist das Symbol des alten Cultus, welchen sie von den wilden Waldbewohnern annahmen; diese verehrten die Naturkräfte. Jener Lingam ist ein gewöhnlicher Eckstein; man nimmt an, daß er ein gewisses Glied am Leibe des Gottes selbst gewesen sei. Wer auch nur ein einziges Mal vor diesem Idole die heiligen Gebräuche verrichtet hat, ist sicher, daß er in das Kaïlas, das brahmanische Paradies, eingehen werde.

Unweit von diesem Tempel ist ein heiliger Brunnen mit grünlichem, übelriechendem Wasser. Ein Brahmine zieht einen Eimer voll davon herauf und giebt jedem Pilger einen Becher voll dieser ekelhaften Flüssigkeit zu trinken, natürlich nur gegen Geld. Denn hier ist ja Gayan Bapi, der Born der Weisheit! Als die Götter des indischen Olymp in Hader darüber waren, welcher von ihnen den Amrita, diesen Trank der Unsterblichkeit, besitzen solle, packte der grimmige Siwa die mit demselben gefüllte Schale und leerte dieselbe auf Einen Zug; dabei fielen einige Tropfen aus dem Himmel auf die Erde und bildeten das Wasser in der Cisterne Gayan Bapi. In der Nähe befindet sich noch ein Brunnen, der Mankarnika; auf dessen Wasser die Pilger nicht minder erpicht sind, denn es ist der Abfluß aus den benachbarten Tempeln und hat zum Abwaschen der Götzenbilder gedient.

Die fromme Menge zeigt sich gegen Europäer, welche diese ihre heiligen Stätten besuchen, nicht etwa unduldsam sondern wohlwollend und freundlich. Sie macht ihm Platz und ruft ihm ein Salam Sahib zu, besonders wenn er den Brahminen ein paar Rupien geschenkt hat. Rousselet stellt einen Vergleich zwischen diesen Hindus und den Bekennern seiner eigenen römischen Kirche an und derselbe fällt entschieden zum Nachtheil der letzteren aus.

„Und was habe ich weiter in Benares mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört? Dort, nicht zehn Schritte von dem entfernt, was den Hindus für das Hochheiligste gilt, zwischen dem Borne der Weisheit und dem Lingam Siwa's, hatte ein protestantischer Missionär sich unter einem Baume aufgepflanzt. Er stellte sich auf einen Stuhl und predigte in Hindustani über sein Christenthum und die Irrthümer der Heidenlehre. Aus seinem




Fromme Bettler in Benares.



Das Ganesafest in Benares.

Halse, um den er eine steife, weiße Cravatte trug, rief er mit theils kreischender, theils kläffender Stimme der ihn ruhig anhörenden Menge buchstäblich zu: „Ihr seid Götzendiener! Dieser Steinklumpen, welchen ihr anbetet, ist aus einem Steinbruche geholt und von einem Arbeiter behauen worden. Aber dieser Stein ist ebenso ohnmächtig, wie jeder Stein in der Mauer meines Hauses.“ Die Leute hörten dem Manne ruhig zu und dann und wann richtete einer aus der Menge eine Frage an ihn, die er dann beantwortete so gut er eben konnte. Er riskirte den duldsamen Hindus gegenüber nichts. Es ist gerade diese Toleranz, welche die Missionäre zur Verzweiflung bringt, und einer derselben sagte mir: „Wir arbeiten vergeblich. Man bekehrt nicht solche Leute, die von ihrem eigenen Glauben so sehr überzeugt sind, daß sie auch die heftigsten Angriffe und die stärksten Ausfälle gegen denselben mit dem größten Gleichmuth anhören.“

Es ist begreiflich, daß in einer so heiligen Stadt, die unablässig von so vielen Pilgern besucht wird, festliche Aufzüge eine große Rolle spielen. Für den Ethnographen sind dieselben schon deshalb von Interesse, weil er dabei eine große Menge verschiedener Volkstypen beobachten kann. Die Leute tragen ihre besten Kleider, die Frauen sind mit Juwelen geschmückt und viele tragen kupferne Schüsseln, die mit Blumen verziert sind; diese bringt man den Göttern als Opfergabe. Da geht ein Zug hinter einem Idole her, das auf einem Palankin getragen wird; die Wallfahrer wollen vor dem Herrn der Götter, Mahadeo, niederknien, im heiligen Strome baden und aus dem Borne der Weisheit trinken. Fromme Bettler aller Secten: Gosains, Fakire &c. fehlen natürlich nicht; sie halten sich am liebsten an den Mauern der Tempel auf, wo sie es sich auf Tscharpays bequem machen, d. h. auf mit Stricken überflochtenen Sitzen kauern. Andere stehen dabei und wieder andere suchen die Aufmerksamkeit dadurch zu erregen, daß sie Schellen in Bewegung setzen oder Ketten aneinander schlagen; dabei singen sie in weinerlichem Tone heilige Lieder. Da kommen wohlgenährte Zebus und diese Kühe, welche ja auch heilig sind, werden von den Pilgern achtungsvoll begrüßt. Auf den Dächern sitzen Papageien und Pfauen und überall springen und klettern freche Affen umher.

Außerhalb der innern Stadt liegt am großen Durgateiche der große Durgatempel, welchen die Europäer ganz richtig als Tempel der Affen bezeichnen. Diese werden dort in großer Menge gehalten und von Brahminen gepflegt. Das ganze Gebäude ist mit rothem Oker angepinselt, welcher an Blut gemahnen soll, denn dieses ist ja der grausamen Göttin Durga angenehm.

Der Europäer verweilt gern in der ruhigen Vorstadt Sekrol, in einem von Gärten umgebenen Bangalow, fern ab von dem bunten Gewühle. Dieselbe ist bedeutend angewachsen; dort befindet sich eine Universität, eine große Druckerei und auch einige christliche Kirchen sind vorhanden.

Mit großem Glanze wird im Monat April das Fest des Ganesa gefeiert; dieser Gott, einer der populärsten in Indien, ist das Sinnbild der Weisheit, der Klugheit und des Handels. Wo er sich befindet, bleibt jede Gefahr fern, und deswegen findet man sein Bild an den Hausthüren so häufig angebracht. Jeder Geschäftsbrief und jedes schriftliche Uebereinkommen beginnt mit einer Anrufung Ganesa's, für welche man ein einfaches Schriftzeichen hat, das wie ein Elephantenrüssel gestaltet ist, denn in einen solchen läuft das Antlitz des Gottes aus. Ganesa, Sohn Siwa's und der Parvati, wird als kleiner dicker Mann dargestellt; er hat vier Arme und einen Elephantenkopf. Am Fuße seines Thrones wird allemal eine Maus abgebildet, welche sein liebster Renner ist.

In Benares sind nicht weniger als zweihundert Heiligthümer diesem Gotte geweiht und beim großen Feste bilden sich vor jedem dieser Tempel Processionen. Man stellt eine für diese Gelegenheit verfertigte Statue Ganesa's auf einem mit Sammet belegten Palankin unter einen reich verzierten Thronhimmel; sie ist aus gebrannter Erde verfertigt, bemalt, theilweise vergoldet und mit allerlei Flitter behängt. Priester und Musiker fehlen nicht und dann zieht von jedem dieser zweihundert Tempel eine Procession langsam bis an den Ganges. Den Umgang eröffnen Bayaderen, langsam und feierlich tanzend und die Schärpen schwingend. Sie alle sind junge Mädchen, die vor der Verheirathung Wittwen wurden, weil die, mit welchen man sie schon als kleine Kinder verlobt hatte, gestorben sind, und man weihete sie dem Gotte, damit sie nicht gewöhnliche Tanzmädchen, Nätsches, werden sollen. Sie leben sehr zurückgezogen und tanzen nur im Tempel oder bei religiösen Feierlichkeiten.

Das Ufer gewährt einen feenhaften Anblick, wenn alle die vielen Züge sich aufgestellt haben auf den breiten und hohen Treppen der Ghâts, wo die Statuen aufgestellt werden und von Brahminen und Bayaderen umstanden sind. Der Strom selbst ist mit unzähligen, festlich geschmückten Barken gleichsam bedeckt. Viele derselben haben Segel, andere werden gerudert; der Schnabel hat als Gallion irgend eine Thiergestalt und manche dieser Barken haben einen Pavillon. Sobald Idole, Brahminen und Bayaderen im Schiffe Platz genommen haben, beginnt dem Ufer entlang die Wasserprocession. Ueberall Gesang, Musik mit allerlei Instrumenten und Zuruf der Menge am Lande. Das dauert so an bis zum Untergange der Sonne. Sobald diese verschwindet, halten alle Schiffe still und man wirft sämmtliche Idole feierlich in den heiligen Strom. Nun wird das Ufer beleuchtet, jedes Schiff glänzt mit Laternen, es werden viele Feuerwerke abgebrannt. Und nun besteigen auch die Europäer und die reichen Hindus ihre Barken und nehmen Theil an der allgemeinen Freude.

Was will gegen ein solches Ganesafest eine venetianische Fantasia bedeuten?

---

# Die Sambaquis oder Muschelhügelgräber Brasiliens.

Untersucht von **Dr. Karl Rath** in St. Paulo.

## II.

Weiter nach Südwesten von Santos in dem Casqueiroflusse, in der Nähe der Stadt St. Vicente, liegt ein Kegelberg, Bacceira genannt, mit einem Hause auf halber Höhe 69 Fuß über dem Meere. Unter und über dem Hause befinden sich eine Anzahl von Austernsambaquis, von welchen schon mehrere abgebrochen wurden. Auch hier ließ sich bei ober-

flächlicher Untersuchung sagen, es sei ein einziger Austernberg, wenn man nicht nach den Grenzen der Austernhügel, die kegelförmig sind, sehen würde. Auch hier befindet sich dieselbe Diluvialablagerung, das Ganze überdeckend. Auf der Höhe scheint eine kleine Befestigung errichtet gewesen zu sein. Der Kern der Insel ist Granit und Sambaquis befinden sich in der Westseite, das Uebrige war und ist angebaut, hat aber auch bewaldete Stellen.

Diese sind die berühmtesten Plätze, wo Austerschalen zum Kalkbrennen abgebaut werden, jedoch giebt es noch eine Menge mehr oder weniger bekannter Austernhügel in der Bahia von Santos, die uns aber nichts Neues darbieten; besonders sind noch zu erwähnen die Hügel in der Bahia von St. Amaro und die der Bertieca.

Es ist leicht zu berechnen, welche Zerstörungen seit über 300 Jahren unter diesen Sambaquis durch die Kalkbrennereien angestellt wurden und jährlich noch gemacht werden.

Städte wie Rio de Janeiro, Campos, Angra dos Reis, St. Francisco, Dna. Francisca, Ubatuba, Santos, Ignapé, Paranagua rc. rc. allein verschlingen Hunderte von solchen Muschelhügeln. Allen Kalk an der Küste, und selbst zwanzig Legoas in das Innere hinein, gebraucht man ausschließlich zu Bauten, und so dürfte eine Zeit kommen, wo ein solcher Sambaque eine Seltenheit ist. Leider hat Alles, was sich auf die Ureinwohner bezieht, selbst geschichtliche Gegenstände, hier für das Volk im Allgemeinen keinen Werth.

Einige größere Sambaquis erhielten sich in der Bahia de Cananea in der Tarapande in der Nähe des Barradoro. Auf der Insel selbst sind zwei große, mächtige Hügel von Ostras; auf der Insel von Cordova nach der Tarapande bei der Reismühle ist ein anderer sehr hoher Austernhügel, ebenso zwei unweit der Capella dos marinheiros auf dem andern Ufer.

Der schon genannte Geschichtschreiber Frè Gaspar Monger Benedictino, „Natural de Santos da Madre de Deos", sagt Cap. 29, S. 19: „Das Land der ganzen Küste von dem Norden und Süden gehörte verschiedenen Indianerdörfern, welche über dem Berge auf der Hochebene lagen, an; die Insel St. Vicente, St. Amaro sowie das feste Land in der Runde und seine Ufer vertheidigten die Ureinwohner nur deshalb, weil sie dort fischten und Conchylien suchten. Verschiedene Indianerstämme kamen in gewissen Monaten, um hier an der Küste die eßbaren Muscheln zu verzehren. Sie suchten zwischen den Manglewäldern irgend einen trockenen Platz, wo sie kurze Zeit sich lagern konnten. Hier waren sie in solcher Menge, wie die Bienenschwärme, um aus dem Schlamme die Testaceos maritimos herauszuziehen. Es ist nicht zu sagen, welche ungeheuere Menge von Austern, Berbigoes, Amejoas, Sururus, verschiedener Gattung von Mariscos sich dort fanden. Uebrigens scheint es, das Fischen nach Austern war ihr Hauptgeschäft sowie das nach Berbigoes, weil sie solche mehr liebten, oder weil sie denselben in größeren Mengen begegneten und leichter fangen konnten. Von diesen Mollusken lebten sie, so lange das Fischen andauerte; den Rest von Fischen und Austern trockneten sie und so zubereitet nahmen sie dieselben mit sich in ihre Dörfer (Aldeas), wo sie davon einige Zeit lebten.

Die Schalen warfen sie auf einen Haufen da, wo sie sich aufhielten, und bildeten solchergestalt große Haufen, die zu ordentlichen Bergen anwuchsen.

Daher mag es kommen, daß einige Autoren diese Austernhügel für ein Mineral erklären, weil man an verschiedenen Orten Kalk daraus brennt. Sie haben sich aber geirrt; das ist indeß zu entschuldigen; denn durch das Wasser und die Winde haben sich über den Austernhügeln eine solche harte und dicke erdige Kruste gebildet, welche das Vermögen hat, sehr hohe Bäume auf sich zu ernähren, die auf ihr wachsen und immer im besten Flore sich erhalten.

Von diesen Conchylienschalen, deren Thiere die Indios gegessen haben, wird aller Kalk zu allen Gebäuden der Capitania von ihrem Anfange bis heute gebraucht, und sehr spät dürften die Ostreiras von Santos, St. Vicente, Conceicao, Ignape, Cananea aufgebraucht sein. Meistens sind die Schalen ganz und zwischen ihnen finden sich Beile von Stein, Stücke von Thongeschirr und Knochen von Verstorbenen; wahrscheinlich dienten diese Ostreiras auch als Begräbnißplatz. Man legte die Todten hinein und deckte sie mit Muscheln zu." So weit der Auszug aus den Memorias para a Historia da Capitania de St. Vicente, Lisboa 1797.

Es ist sehr natürlich, daß dieser Geschichtschreiber die Sambaquis den Indios unserer jetzigen Periode zuschreibt, da diese wirklich auch solche Hügel bildeten, aber keine Todten darin begruben, und überhaupt zeigt schon das compacte Material der Conchylienschalen, daß sie lange Zeit unter Seewasser gewesen sein mußten. Indessen an einer andern Stelle giebt er zu, daß sie von einem ältern Volke errichtet seien, daß Urwälder über ihnen stehen, und daß die jetzigen Ureinwohner keine Kunde von diesen Grabhügeln hätten. Dasselbe fand ich bei allen Stämmen bestätigt, mit denen zu verkehren ich Gelegenheit hatte.

Diesen Austerhügeln, die im Innern des Landes in Wald und Camp versteckt sind, entsprechen aber ebenso in allen Erdtheilen, wie mir scheint, die Erdgrabhügel, die in Deutschland Tumuli, Hünen- oder Waldgräber rc. heißen. Hier in Brasilien begegnet man denselben häufig, sie werden Sepulturas velhas genannt und sind nichts Anderes als die Repräsentanten der Sambaquis der Küste am festen Lande, wie ich später zeigen werde. Denn es ist nicht zu glauben, daß ein Volk, welches den Gebrauch hatte, gewisse Todte unter Austernhügeln zu begraben, nicht denselben Gebrauch hätte, wegen Mangels an Austerschalen solche mit Stein und Erde aufzuführen.

## Geräthe der Sambaquis.

Merkwürdig dürfte das Zusammentreffen von Benennungen gewisser Steine aus den Sambaquis und den europäischen Hünengräbern sein. So bezeichnet man die „Donnerkeile" hier in Brasilien als Curiscos, also Blitzsteine.

Zeigt man diese Steinwaffe einem Indio oder Guarani, so ruft er gleich: Ai! ita ybytyty ayla sui goara! vom Himmel gefallene Steine. Der Cajuá nennt sie: Zapy-tuba-pyaba, vom Donner geschleuderte Steine, und der Coroado: Aata-tuba-a! d. i. Beilsteine; die Itamarana und Tamarana, die Caraiben in Surinam heißen sie Itai-Botu.

Alle keilförmigen, cylindrischen Steine, die den fossilen Steinkernen der Belemniten gleichen, werden Donnerkeile, Blitzsteine rc. genannt. Es ist merkwürdig, daß die ältesten Völker für denselben gleiche Namen gebrauchten und daß in Gesellschaft dieser Steine in den Sambaquis wirkliche Meteorsteine sich finden, nicht nur von Meteoreisen, sondern auch von anderen Gesteinen mit ausgezeichnetem polarischen Magnetismus, wie sie hier in Brasilien häufig fallen.

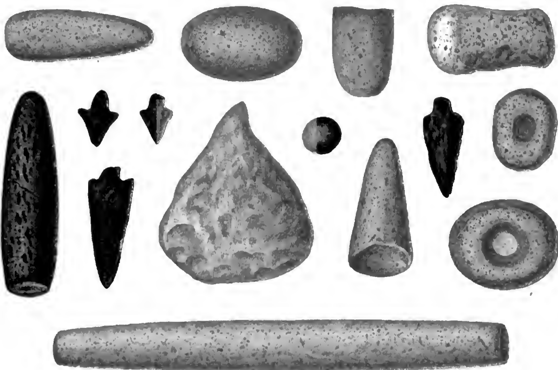
Diese Steine werden von den brasilianischen Goldsuchern sehr sorgfältig aufbewahrt und daher auch theuer bezahlt. Sie dienten natürlich mehr zu Betrügereien, als zu irgend einem andern Zwecke. Einige glaubten daran, daß sie mit deren Hülfe die Goldmutter (May-d'ouro) unter der Erde entdecken könnten, denn der Stein wird angezogen, wo Gold ist.

Früher glaubte ich nicht, daß ganz unscheinbare mit einer Kruste versehene basaltartige Steine, die mir vorgezeigt

wurden, wirkliche Aërolithen seien, allein später sah ich sie selbst bei hellem Tage zur Erde fallen und zwar auf einem Vorplatz (tereiro) und durch ein Ziegeldach einen andern schlagen, der dann so tief schlug, daß er aus der Erde gegraben werden mußte. Beide Steine waren rundlich, mit grauer, verwitterter Kruste versehen, basaltartig und polarisch magnetisch. Dies war in Campos Geraes, in der Nähe von Ponta Grossa, wo keine Steine vorkommen als grauliegende Kohlensandsteine. Vor einigen Jahren fielen Meteore in der Nähe von St. Paulo von außerordentlicher Größe.

Weiter habe ich darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn man in den Grabhügeln in Europa Bernstein als Schmuck zubereitet findet, hier in Brasilien eben solche Schmucksachen von einem Harze vorkommen, welches oft 8 bis 10 Fuß oder mehr in der Erde in Nestern sich zeigt, und denjenigen gleicht, welches in den Sambaquis und Erdsepulturas oft noch roh, oft aber auch verarbeitet zu Tage kommt. Es ist dies das Harz des Jatahy Baumei (Hymenaea stilbocarpa, Hayne), das Gummi animae der Engländer, copalähnlich, hell und durchsichtig. Die Ureinwohner tragen heute noch lange Zapfen dieses Harzes in den Lippen, Ohren und Nasen. In den Sambaquis wie in den Erdhügeln finden sich runde Knollen von rother Erde oder Bolus, eisenschichtige Thonerde, wie sie die Eingeborenen heute noch zum Rothfärben ihrer Haut und ihrer Thongefäße gebrauchen. Ebenso Krystallstücke ohne besondere Form, roh, sodann oft viel Rohmaterial zu Geräthen von Stein. In den von Austern aufgeführten Hügeln finden sich oft ausgezeichnet große Exemplare von Ostrea cochlearia, Ostrea gigantea etc.

Endlich was das Vorkommen von Thongefäßen anbetrifft, ist nicht viel zu sagen, da dieselben vielleicht schon zerbrochen in das Grab gelegt wurden. Ganze Gefäße sind selten aus den Gräbern erhalten worden. Sie sind zu-



Steinwaffen aus den Sambaquis.

meist schwarz, andere sind roth, meist platt ohne Verzierung, jedoch einige mit eingeritzten Punkten und aufgemalten Rautenzeichnungen. Ihre Form ist sehr bauchig, nach unten sehr spitz zulaufend, so daß sie fast keinen Boden haben. Sie müssen sehr schlecht gebrannt gewesen sein, denn sie zeigen sich so mürbe, daß sie sehr leicht in der Hand zerbröckeln.

Anders sind die großen Graburnen, welche den ganzen Körper eines Verstorbenen aufnahmen. Sie sind in der Regel drei Fuß hoch und eben so weit, die Oeffnung ist bis zwei Fuß weit, kurzer Hals mit Deckel; das ganze Gehäuse ist fast kugelig, außen schön roth mit dunkleren rothen Linien, oder fleischroth mit rothen Linien, auch oft mit eingeritzten Linien in Trapezform versehen. Diese Gefäße oder Talhias scheinen mir nicht so alt zu sein wie die in den Sambaquis, wenngleich auch sie sehr alt sind. In der Stadt Hicirica an der Ribeira, wo ich selbst solche Talhias ausgraben ließ, versicherte man mich, daß man einen aus Thon geformten langen Sarg mit Knochen und einigen Zierrathen nebst Pfeilspitzen und Keule gefunden habe, sie sind aber vollends zerschlagen und die Knochen in den Fluß geworfen worden.

In den Kalkhöhlen fand ich ebenfalls zwei schöne Aschentöpfe mit Knochen und Steingeräthen 2c.

Uebrigens haben alle Eingeborenen solche große Talhias, welche ihnen zur Bereitung und Aufbewahrung ihrer berauschenden Getränke dienen. Verlassen sie den Platz, so graben sie diese in die Erde, bis man sie zufällig findet. Form und Farbe sind ganz dieselben wie die der obigen.

### Uralte Grabhügel in dem Innern von Brasilien.

Die Küste Brasiliens giebt uns Kunde von einem Urvolke, das sich nur aus Conchylienschalen Monumente setzte, die sich theilweise bis auf unsere Zeiten erhalten haben und ewig erhalten würden, wenn nicht der Alles zerstörende Mensch seine Hand daran legte, um Kalk daraus zu bren-

nen. Ein Aequivalent dafür, wenngleich minder interessant im Material als das der Sambaquis, findet man in großer Anzahl im Innern des Landes, auf Campos und in Urwäldern versteckt.

Wie mir scheint, hat keiner der Reisenden diesen Tumuli seine Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist auch nicht leicht, sie als solche zu erkennen, da sich oft unzählige kleine Hügel in den Campos befinden, welche von Ameisen herrühren, während diejenigen, die sich in den Wäldern finden, meist mit Urwald bedeckt sind. Wer sie nicht in den Campos genau untersuchte und erkannt hat, wird sie schwerlich in den Wäldern finden.

Auch diese Tumuli, oder hier Sepulturas velhas, also alte Gräber, genannt, sind den jetzt lebenden Ureinwohnern als einem alten Volke angehörend bekannt. Die Ingraecknungs und Tocupitototas, wie sie sich selbst nennen, Tapuyas, wie sie von den anderen genannt werden, oder Botocudos und Tapua Guaytaca, wie sie der Brasilianer heißt, geben diesen Hügeln den Namen Ingtotoá; sonst haben sie die schon erwähnten Namen Igasabas in der Tupisprache, Iby-coara-qua-ymy-oti in der Sprache der Guactacas, Cammatschiotin in der der Chezentes; Puris und Arawakis nennen sie Ijahy-abanabatin, wie schon bei den Sambaquis bemerkt wurde.

Man könnte sie auch in drei verschiedene Arten eintheiten: in Steinhügel, in Erdhügel und in solche, welche gemischt aus Steinen und Erde zusammengesetzt sind. Alle drei Arten sind sich übrigens in ihrer Construction im Allgemeinen gleich, d. h. in äußerer Form, Verschiedenheit der Größe und dem Inhalt von menschlichen Knochen und Steingeräthen, Zierrathen ganz wie diejenigen der Sambaquis.

Die Höhe dieser Hügel ist oft ebenso außerordentlich, wie die der Sambaquis. In der Provinz Parana, District Quarapuava, befindet sich der dort weit gesehene Sepultura velha auf dem Campos, welcher 60 Palmas hoch ist und 1710 Palmas Umfang hat. Auf den Campos von Baitony befinden sich drei Hügel, wovon einer über 60 Palmas Höhe hat, woran man zweifeln würde, wenn nicht der sehr bezeichnende Graben seinen Fuß umgeben würde. Er ist mit Hochwald besetzt, deshalb konnte ich seinen Umfang nicht messen. In Quarapomoa, bei den Luranjeiras Canto gallo genannt, befinden sich mehrere solcher Hügel, wovon einer ebenfalls sehr hoch ist. Diesen untersuchte ich, d. h. ich ließ einen Stollen auf der Basis eingraben, um zu seinem Inhalte zu kommen. Einen andern auf dem Piniencampos gruben wir aus. Auf den Campos von Palmos und Buqoemorto finden sich mehr als ich je in den nördlicheren Gegenden gesehen habe. In der Provinz St. Catharina in dem Rio Negro bei den Kalkhöhlen finden sich zwei sehr große Hügel, nebst drei kleineren, wovon ich einen öffnete. Sie sind vertreten auf den Campos Geraes bei Ponta grossa, an der Straße nach Quarapuava bei Postinho am Flusse Tybazy, bei den Campos bei Fortalez, auf der Serra St. Juao, auf der Facenda do Sur Antonio Albuquerque und an unzähligen anderen Orten.

Die Erdhügel sind die allgemeineren. In ihnen findet man zwar Knochen, aber in einem Zustande, der sie nur an Ort und Stelle an ihrer Form und weißen Farbe genau erkennen läßt. Bei ihnen liegen Pfeilspitzen von Feuerstein, Beilsteine, Keulen und allerlei Steingeräthe, Feuerstein, Krystallstücke und Scherben von schlecht gebrannten Thongefäßen wie in den Sambaquis.

Auffallend erscheint, daß die Erde des Hügels eine andere ist, als die des Untergrundes. Die darauf wuchernde Pflanzenwelt mit ihren Riesen hat die Hügel oft aus ihrer Kegelform gebracht, sie abgeplattet. Bei kleineren Grabhügeln dieser Gattung, welche sich allein zur Untersuchung aus ökonomischen Gründen eignen, fand ich hier und da einen Kreis von größeren Steinen um das Skelett, oft aber auch ein längliches Viereck von denselben. Auch diese Steine sind nicht aus unmittelbarer Nähe herbeigebracht. Eine andere Gattung von Grabhügeln giebt es, jedoch seltener, welche eine Pyramide von Steinen über dem Skelette haben, sonst aber hoch mit Erde bedeckt sind. Die dritte Gattung ist ganz von Steinen aufgebaut und zwar, wie ich immer constatirte, sind die Steine nicht in der unmittelbaren Nähe geholt. Der Inhalt aller dieser ist stets derselbe. Die meisten dieser Hügel sind 10 bis 20 Fuß hoch und entsprechend in ihrem Durchmesser der Höhe, 30 bis 60 Fuß; andere sind weit höher.

Es befinden sich auf einer Fazenda des Hrn. Francisco de Paulo Alfonso, fünf Leguas von St. Paulo, fünf Steinhügel, welche ganz aus Itacolumitquarz von runder Form, jeder von 10 bis 15 Pfund schwer, aufgebaut sind. Sie liegen in einem engen Thale an dem untern Juguyryflusse. Aus einem besitze ich schon eine große runde Reibplatte von Schiefer mit eingesprengten Quarzkrystallen, nebst einem Reiber. Eine Keule von demselben Mineral erhielt ich aus einem Hügel bei St. Paulo, der Ziegelfabrik von Dr. Joao Ribeiro da Silva.

Wer in Deutschland Hünengräber geöffnet hat, weiß sehr gut, was solche Arbeiten kosten; hier rechne man das Doppelte und Dreifache.

Wie schon bemerkt, alle diese Hügel sind mit einem 4 bis 6 Fuß breiten Graben umgeben, der sich trotz Zeit und Waldbewuchs fast immer noch erkennen läßt.

Wo ich die meisten dergleichen Hügel beobachtete, ohne einen einzigen öffnen zu können, das war auf den sandigen und sumpfigen Hochebenen von Mato Grosso bei Camapuan, St. Rosa, Cochim und der Hochebene, wo außerdem das Verweilen Gefahr bringt, weil dort Bugerhorden herumschweifen und Fieber herrschen.

Die Tumuli in Europa, deren ich viele eröffnete und beschrieb und von denen sich einige meiner Gypsmodelle in der königl. Staatsbibliothek in Stuttgart befinden, gleichen theilweise hier existirenden ganz und gar. Der Gesichtswinkel der in diesen Stein- oder Erdhügeln so seltenen Schädel ist dem gleich, welcher an den Schädeln in den Sambaquis und zum Theil in den Kalkhöhlen gefunden wurde, nämlich 65 bis 66 Grad nach Owen's Methode.

Soviel über diese uralten Grabhügel, welche so alt sein dürften, wie die Sambaquis, und von demselben Volke errichtet zu sein scheinen.

## Die brasilianischen Kalkhöhlen und ihr Knocheninhalt.

Im südlichen Brasilien in der Richtung von S. nach N. N. W. und W., in den Provinzen Parana und Sta. Catharina, ziehen sich über dem Hochlande die Urkalk-, Uebergangskalk- und Kohlenkalkgebirge in der Nähe des Flusses Ivahy gegen den Paranastrom hin und lassen links die Trappebenen von Quarapuava und rechts die Serra von Apucarana mit ihren Basaltgesteinen liegen, an deren Fuß die Flüsse Tybagy und Paranapanema vorbeifließen. Von dort ziehen sie sich jenseits des Paranaflusses bis zur Grenze von Paraguay; weiter treten an der Serra Maracaju vereinzelte Kalkberge zu Tage und dehnen sich bis über die Ebenen des Chaco aus, wo der Uebergangskalk nach und nach verschwindet.

Eine zweite Linie dehnt sich von den Bergen der Bahia da Paranagua über Apiahy und der Serra Itapirapuam links von dem Flusse Ivahy bis zum Parana aus, vereinigt sich dort mit dem Gebirge von Maracaju und erstreckt sich bis zum Flusse Paraguay.

Beide Gebirgslinien enthalten überall in ihren Kalkformationen eine große Anzahl Höhlen, die, den schon beschriebenen Gräbern gleichend, menschliche Knochen, Steinwaffen, Geräthschaften 2c. in sich einschließen; die letztere der beiden Gebirgslinien weist auch einen Reichthum an Bleierzen von außerordentlicher Ausdehnung auf, welche ich entdeckte.

Ebenso finden sich in den Provinzen Sao Paulo und Parana noch eine Menge dieser Höhlen in den Uebergangs- und Kohlenkalkablagerungen. Hier kommt auch Urkalk als Marmor vor, in dem ich aber niemals eine solche Höhle bemerkt habe. Noch zahlreicher sind die Kalkhöhlen in der Provinz Minas geraes, wo bei der Lagoa Santa Dr. Lund vor Jahren eine reiche Ausbeute an urweltlichen Thier- und Menschenknochen machte, die er als unbestreitbar fossil erklärte (?). Außer diesen Knochenresten zog er aus den Salpeterhöhlen der Lagoa santa Steinkeulen, Beile sowie Steinscheiben hervor, die, wie er selbst erklärte, zu Reibschalen gedient haben. Sie bestanden aus Amphibolit, dichten Trappgesteinen, Dolerit oder Melaphyrbasalt 2c., also ganz denselben Bestandtheilen, aus denen die in den Sambaquis, Erd- und Steingräbern sowohl als auch in den Kalkhöhlen des Hochlandes enthaltenen Steinwaffen, Geräthschaften 2c. bestehen.

Fern liegt es mir, hier eine Beschreibung der weit über hundert zählenden Höhlen zu liefern, die ich in den verschiedensten Gegenden Südbrasiliens, an den Grenzen Paraguays und in den Provinzen Sta. Catharina, Parana, St. Paulo 2c. zu sehen und zu untersuchen Gelegenheit hatte. Hingegen will ich von wenigen darin enthaltenen menschlichen Gebeinen und von der Art und Weise, wie ich sie fand, genauen Bericht geben.

Oft findet man in den Oeffnungen dieser Höhlen einzelne Knochen unter Erde, Sand und Kalksteinen, oft aber sehr zahlreich in den äußersten Winkeln zerstreut. Mitunter sieht man, wie dies auch bei den Sambaquis der Fall war, von Steinen einen Kreis geformt, in dessen Mitte die Gebeine, oftmals zum Theil auch außerhalb desselben, liegen (da sie ohne Zweifel verschleppt wurden). Die Steinwaffen scheinen sich jedoch stets an ihrem ursprünglichen Platze erhalten zu haben und liegen zur Rechten und Linken des Skelettes. Thongeschirr, größtentheils von schwarzer, weniger von röthlicher Farbe, in verschiedener Form steht zu Füßen des Skelettes. Eine oder zwei flache Schalen von Thon gefertigt liegen zur Seite des Kopfes, ebenso eine Lanzen- und mehrere Pfeilspitzen. Selten sind in die Gefäße einige rautenförmige Zeichnungen eingekratzt und sind dann gewöhnlich mit rother Farbe breitere und feinere Linien ringsum die Gefäße gezogen. In der Nähe des Halses und der Arme der Skelette finden sich kleine runde durchbohrte Thonkugeln, die nicht selten mit farbigem Schmelz überzogen sind. Durchbohrte Steine verschiedener Art bis zu einem Zoll groß, von runder oder ovaler Form, finden sich seltener. So entdeckte ich unter verschiedenen solcher Steine einen Carneol; derselbe ist zwei Zoll lang und einen halben Zoll stark und in der Mitte durchbohrt. Einen ähnlichen, etwas längern, zeigte mir der Herr Baron von Antonina. Wie diese Menschen ehemals einen solchen Stein durchbohren konnten, ist merkwürdig, da wir bis jetzt nur Diamanten dazu verwenden können.

Außer den menschlichen Knochenresten finden sich gewöhnlich noch einige Thierknochen vor (meistens vom Tapirus americanus), deren Fleisch jedenfalls als Speise „für die Reise des Todten" bestimmt war.

Anderen Knochenreste von in diese Höhlen geflüchteten oder geschleppten Thieren als Jagd- und Raubthieren von minder hohem Alter begegnet man sehr häufig.

Seltener trifft man monströse Talhas, Graburnen, eine Art thönerner Töpfe mit Deckel und einem menschlichen Skelette sammt den Steinwaffen und Geräthe darin. Sie sind 3 bis 3½ Fuß weit, 3 bis 4 Fuß hoch, sehr bauchig geformt, haben einen kurzen Hals und unbedeutenden Fuß. Gebrannt sind sie aus rothem Thon, sauber gearbeitet, sehr stark in den Wandungen und mit Kantenzeichnungen und Strichen von rother Farbe versehen.

Die Bewohner des Städchens Xiririca an dem Ribeiraflusse fanden vor Jahren einen länglichen Sarg von Thon gebrannt, der ein Skelett und Steinwaffen enthielt. Durch die Güte des Herrn Pater Gabriel in Xiririca erhielt ich von diesen Waffen ein Steinbeil und eine Steinkeule.

Schon im Jahre 1845 bekam ich in Rio de Janeiro einen Schädel, der entweder in einem Höhlen- oder Erdgrabe gefunden war, durch den Herrn Obersten von Sebollow mit der Bitte, denselben zu untersuchen. Dieser Schädel trug alle Zeichen eines fossilen Zustandes an sich. Der Gesichtswinkel desselben betrug nach Owen genau 65½ Grad, nach Blumenbach 71 Grad. Später erfuhr ich, er sei in den Höhlen der Lagoa Santa gefunden.

Viele Versuche und Nachgrabungen auf etwaige fossile urweltliche Thierreste im Süden Brasiliens blieben bis jetzt erfolglos. Daß dies im Norden ebenso der Fall war, will ich nicht sagen, da dort das Vorhandensein urweltlicher Thierreste genügend bewiesen ist, was ich jetzt von Südbrasilien mit bester Ueberzeugung ebensowohl beweisen kann und hier bereits klar und deutlich dargelegt zu haben meine.

---

# Aus Ostturkestan.

## I.

R. K. Nachdem es den Chinesen gelungen ist, über die mannichfachen Rebellionen im eigentlichen China, und zuletzt über eine der planmäßigsten und anscheinend glücklichsten, die der Panthays in Jünnan, Herr zu werden, richten sie ihr Augenmerk darauf, auch wieder die entferntesten, in bösen Zeiten abgefallenen Glieder des Reiches der Mitte in ihre Gewalt zu bringen. Ihr Ziel ist jetzt vor allem die Unterwerfung des Emirs von Kaschgar — dieser Titel steht ihm jetzt kraft eines Firmans des Sultans zu —, welcher vor 12 Jahren als flüchtiger Glücksritter ins Land kam und mit Kraft und Energie geordnete Zustände herstellte, wo eben eine hundertjährige chinesische Herrschaft einem allgemeinen Aufstande Platz gemacht hatte. Dem Räuberunwesen wurde so kräftig gesteuert, daß dies centralasiatische Reich, was Sicherheit des Eigenthums anlangt, augenblicklich wohl die meisten europäischen Staaten in den Schatten stellt; der Handel hob sich; ein sehr ansehnliches Heer wurde gebildet, und immer weiter dehnte der Emir seine Eroberungen aus.

Nicht zufrieden mit Aksu und Turfan, Städten, welche von seiner Hauptstadt etwa so weit entfernt liegen, wie Rom von Berlin, griff er selbst Urumtschi und Manas nördlich vom Gebirge Katun, einer Fortsetzung des Thian schan, an, und kam so wieder mit seinen alten Feinden, den Chinesen, in Conflict.

Diese zeigen sich auch keineswegs müßig; nach den letzten Nachrichten ziehen sie in Barkul und Chamil große Truppenmassen zusammen und häufen dort Proviant in Menge auf; letzteres eine unumgängliche Maßregel, denn das Land selbst liefert dort wenig, abgesehen von den langen Wüstenstrecken, die zwischen Chamil und Turfan und auch weiterhin noch zu durchziehen sind.

So stehen uns denn von dort jedenfalls interessante Neuigkeiten bevor, welche durch die englisch-russische Rivalität für uns nur an Anziehungskraft gewinnen können. Mit Recht dürfen wir also unsere Augen vorzugsweise auf jene Gebiete richten; und es war ein glücklicher Umstand, daß sich gerade dort die Mitglieder der Forsyth'schen Gesandtschaft (vergl. „Globus" XXV, S. 282 und 298) befanden, sich frei im Lande bewegen konnten und recht interessante Berichte nach Hause sandten.

So unternahmen drei Mitglieder der Expedition, Oberst Gordon, der leider seitdem verstorbene österreichische Geolog Dr. Stoliczka und Capitän Trotter, unser Berichterstatter, mit Erlaubniß des Emirs einen längern Ausflug gegen Norden, theils um der Jagdlust zu fröhnen, theils geographischer Entdeckungen halber. Der große Erfolg dieses Unternehmens besteht darin, daß dadurch das große englisch-indische trigonometrische System mit dem russischen in Verbindung gebracht wurde, und beide nun etwa 10 deutsche Meilen über einander übergreifen. Freilich hatten die Behörden einige Furcht vor dem vielleicht allzu großen Wissensdrange der Fremdlinge, und bestanden darauf, daß diese als Gäste des Emirs sich ganz auf die Gastfreundschaft der Einwohner verlassen sollten, anstatt eigene Zelte, Lastthiere u. s. w. mitzunehmen. Die Engländer mußten nachgeben, waren aber dadurch in ihren Bewegungen sehr gehemmt und, anstatt über den Tschatyr-Kul an der russischen Grenze nach Osten zum Terekty-Paß vordringen zu können, mußten sie sich mit einem Blick auf jenen hochgelegenen Gebirgssee begnügen und dann denselben Weg zurückmachen.

Am letzten Tage des Jahres 1873 verließen sie mit sechs Pferden und wenig Gepäck ihre bequemen Quartiere in Jangischähr (Neustadt) und ritten unter der Ostmauer der $5^1/_2$ englische Meilen entfernten Altstadt Kaschgar hin. Diese ist kleiner als Jarkend und mißt 3 englische Meilen im Umfang, hat einen großen Erdwall von 20 bis 40 Fuß Höhe und beträchtlicher Stärke, und ist mit vielen, viereckigen Thürmen versehen. Dann führte eine gute hölzerne Brücke über den nördlichen Arm des Kisil Su oder Kaschgar-Flusses, welcher sich mit dem südlich der Stadt fließenden etwa $2^1/_2$ Miles südöstlich derselben vereint. Zu dieser Jahreszeit enthielten beide Arme nur wenig Wasser und waren fast ganz zugefroren. Weiter zog man vier englische Meilen zwischen Gartenmauern aus Lehm hin, dann über eine steinige, langsam ansteigende Ebene und durch das enge Thal des Artysch in die gleichnamige Ebene, einen fruchtbaren und mit Ansiedelungen bedeckten Strich Landes. Nun ging die bisher nördliche Richtung in eine westliche über, und blieb es auch noch am nächsten Morgen die erste Strecke von dem Nachtquartier Besak an. Rings um diesen Ort dehnt sich fruchtbares, reich bewässertes Land aus, welches seine Cultur dem Toyänd-Flusse verdankt. Derselbe entspringt am Passe Turgat (Tur-Agat, Turugart bei Fedtschenko) und theilt sich beim Eintritt in die Artyschebene in zwei Arme, deren einer fast genau nach Osten fließender zur Bewässerung verwendet wird, während der andere nach Südosten gehende in den Artysch-Fluß fällt, der seinerseits wieder vom Passe Terek-Dawan herkommt.

Schon diese wenigen Angaben setzen uns in den Stand, bedeutende Verbesserungen in der neuesten Karte jener Gegenden (Petermann's Mittheilungen 1874, Tafel 11) anzubringen.

Beim Betreten des hier etwa zwei Meilen breiten Toyandthales betraten die Engländer das Thian-schan-Gebirge. Zur Linken erhoben sich die schroffen, zerrissenen Spitzen des Mingyolgebirges, welches in dem Panorama von Kaschgar einen hervorragenden Punkt bildet und von dort aus gesehen wie ein einzelner Pic erscheint, während es in Wahrheit nur das Ende einer fast ostwestlich ziehenden Kette ist. Das Interesse, welches sie darbietet, wird dadurch erhöht, daß sie in dem Winkel liegt, den der Thian schan mit dem von Fedtschenko berührten Alai- und dem Pamirplateau bildet.

Weiterhin wurde noch eine zweite, niedrigere, der ersten parallele Kette mit einigen Schneegipfeln sichtbar.

Nach einem Marsche von 20 Meilen, auf dem man das ehemalige chinesische Fort Tessek Tasch und das Dorf Tapu berührte, wurde bei Tschung-Terek (d. i. große Silberpappel), einem sehr anmuthig gelegenen Kirgisendorfe, das Lager aufgeschlagen.

Am dritten Tage verengte sich das Thal plötzlich zu einer Schlucht, welche von schroffen Bergen überragt war, deren höchster etwa 2700 Fuß über die Thalsohle emporstieg.

Während des ganzen, 21 Miles langen Tagemarsches bis zum Tschakmak-Fort stieg der Weg langsam, aber stetig.

Die ganze Straße ist selbst im Winter für beladene Kameele passirbar; auf die 80 Miles von der Artyschebene (5300 Fuß engl.) bis zum Turgatpasse (12,800 Fuß) steigt sie 7500 Fuß, also etwa 100 Fuß auf die Mile. Auch sonst ist sie in gutem Zustande und bietet nur bei den Stromübergängen Schwierigkeiten dar.

Jene oben erwähnte Schlucht ist etwa zwanzig Miles lang und durch zwei Forts geschützt, zuerst etwa 10 Miles von ihrem untern Ende durch Mirza Terek oder Paß Kurgan (d. i. das untere Fort), welches die ganze etwa 250 Yards betragende Thalbreite einnimmt und die Straße weithin beherrscht, während beiderseits die Felsen hier, wie in Tschakmak, so steil aufsteigen, daß sich darin kein menschliches Wesen beim Angriffe festsetzen kann.

Tschakmak ist ebenfalls von Natur und durch Kunst so fest, das es, gut besetzt und befehligt, fast uneinnehmbar erscheint und daß jedenfalls hier eine große Armee durch eine Handvoll entschlossener Leute tagelang aufgehalten werden kann. Das ist aber das einzige Hinderniß auf der ganzen Straße, die überdies überall Weide darbietet, namentlich unmittelbar am Fuße des Turgatpasses, wo die Engländer mehrere Hundert Pferde weiden sahen, welche Kara-Kirgisen von Almaty (Wernoje), russischen Unterthanen, gehörten; diese zahlen dem Emir für diese Benutzung seines Gebietes Tribut. Holz ist dagegen selten.

Ein paar Meilen nördlich von Tschakmak theilt sich der Weg: links führt ein für Reiter unbenutzbarer Pfad in nordwestlicher Richtung in zwei Tagen zum Suyokpasse, während die Karawanenstraße nördlich zum 30 Miles entfernten Turgatpasse und weiter nach Wernoje geht.

Von Tschakmak aus brachte der Führer die Reisenden nur bis Balgam-baschi und suchte sie dann von weiterm Vordringen abzuhalten, indem er ihnen viel von der großen Kälte weiter oben erzählte. Aber den nächsten Tag drangen

sie doch 15 Miles weiter bis Turgat Bala vor und kamen bei vulcanischen Felsen vorbei zu einer Stelle, wo die viele hundert Fuß ansteigenden Thalwände sich unverkennbar als Krater eines erloschenen Vulcanes auswiesen.

Dadurch wurde Humboldt's Behauptung, daß sich im Thian schan vulcanische Spuren fänden, während die Russen, Säwerzoff z. B., es noch vor Kurzem leugneten, bestätigt.

Jetzt bekamen auch die Jagdliebhaber ihr Recht; sie ritten ein westliches Seitenthal hinauf, um auf Bergschafe (Ovis Poli, hier Guldscha genannt) Jagd zu machen, kamen auch zum Schusse, fehlten aber, da die heftige Kälte bei einer Meereshöhe von 13,000 Fuß sie am Gebrauche ihrer Extremitäten sehr hinderte. Kirgisische Soldaten des Emir, vortrefflich mit den kräftigen Bergpferden dieser Gegend beritten, begleiteten die Engländer. In Kriegszeiten sind dieselben vortreffliche Grenzwächter; im Frieden üben sie Pferd, Hand und Auge bei der Jagd auf jene Bergschafe und Steinböcke, welche sie in solcher Menge erlegen, daß der Emir einmal binnen wenigen Tagen nicht weniger als 100 Stück dieser Wildgattung an die Armen von Kaschgar vertheilen konnte. Auch den Engländern wurden ein paar Exemplare zu Theil, deren Felle und Hörner mit nach Europa wandern sollen.

Auch am folgenden Tage wurde eine Jagd zu Pferde veranstaltet, wobei aber nur die Kirgisen etwas erbeuteten. Am Abend machte Trotter eine Breitenbeobachtung, zu der er aber nur wenig Zeit verwendete, da ein bitter kalter Wind blies und der Thermometer 10° unter Null (Fahrenheit) stand. In der Nacht sank er sogar bis 26°, und dabei mußten die Pferdeknechte unter freiem Himmel campiren, was sie nicht abhielt, allmorgendlich lange Gebete herzusagen.

Am nächsten Tage erreichte die Gesellschaft ihren nördlichsten Punkt, den Tschatyr Kul, von wo sie wieder in dasselbe Lager zurückkehrte. Früh am Morgen wurde aufgebrochen und die 13 Miles bis zum Passe zurückgelegt, durchweg ein mäßiger Anstieg in einem offenen Thale, die letzte Mile ausgenommen, während deren die Straße um etwa 400 Fuß sich hebt. Das Wetter war schön und gestattete genaue Höhenbeobachtungen, nach denen der Turgatpaß 12,800 Fuß hoch ist. Während noch das Wasser im Instrumente kochte, erschien plötzlich ein einzelner Reiter auf der Höhe, ein „Rus", wie die turkestanischen Begleiter erklärten. So weit haben also die Russen in aller Stille ihre Grenze vorgerückt, während noch im Jahre 1873 nach Oberst Weninkoff's eigenen Worten ihr äußerster Vorposten in der Richtung nach Kaschgar hin die etwa 80 Miles nordwestlicher gelegene Narynfeste war.

Als die Paßhöhe erreicht war, kam der See keineswegs, wie die Engländer erwartet hatten, in Sicht; sondern sie mußten erst etwa 3 Miles in nördlicher Richtung auf einem Bergkamme entlang reiten, ehe sich ihnen mit einem Schlage die Aussicht auf den See und die dahinter liegenden Tasch-Robat-Berge eröffnete. Der Anblick war herrlich und wurde alsbald von Gordon auf dem Papier fixirt; aber die 1500 Fuß an das Seeufer hinabzusteigen, wurde ihnen nicht ermöglicht: es war ihnen untersagt worden, die Grenze zu überschreiten, und der sie begleitende Beamte wußte nicht, ob der See dem Emir oder dem Zaren gehörte. Ein einziger Reiter unten im Thale war sichtbar; sonst war Alles öde und leer, im scharfen Gegensatz zum Südabhange des Passes, wo große Pferdeherden grasten.

Von oben gesehen ließen sich deutlich zwei Bergketten unterscheiden, der Turgat diesseits und der Tasch Robat jenseits des Sees, beide zum Systeme des Thian schan gehörig, welcher sich gegen Westen in lauter kleinere Kämme aufzulösen scheint, von denen keiner als Haupterhebung betrachtet werden kann. Deswegen läßt sich hier auch die Wasserscheide und die Grenze zwischen Rußland und Ostturkestan (jetzt von den Einheimischen wie den Engländern Djetyschähr, Jedischahr, d. i. Land der sieben Städte, Heptapolis, genannt) schwer bestimmen.

Denn Rußland beansprucht nach dem Pekinger Vertrage von 1860 das ganze Thian-schan-Gebirge. Der Emir machte dem gegenüber freilich geltend, daß jener Vertrag für ihn durchaus nicht bindend sei, was ihm wenig half. Rußland, welches immerhin mit ihm in Unterhandlungen trat, erkannte ihn nicht officiell an und löste die Grenzfrage, wie wir gesehen haben, kurz und bündig durch Occupation des streitigen Gebiets.

Der See selbst, welcher nur kleine Zuflüsse, aber keinen Abfluß hat, würde nach Trotter's Ansicht die richtige Grenze abgeben. Denn der westlich von ihm entspringende Arpa sei, als dem Naryn und Syr Darja tributär, rechtmäßig russisches Eigenthum, während der östlich vom Tschatyr Kul fließende Aksai als Zufluß des im Lop Nor endenden Tarim eigentlich dem Emir eigene. Die Grenze müsse also vom Suyokpasse zum Turgatpasse durch den Tschatyr Kul und längs der Tasch-Robat-Kette verlaufen. Aber auf Fedtschenko's Karte ist das Thal des Aksai schon als russisch bezeichnet, und das heißt nichts Anderes, als daß der weiße Zar auch in Ostturkestan schon Fuß gefaßt hat.

Gern hätten die Engländer ihre Reise nach Osten oder Westen in das Hochgebirge hinein fortgesetzt; nur wenige Meilen westlich vom Passe steigt ein Gipfel bis zu 15,000 Fuß an und dahinter waren andere, die um einige tausend Fuß höher waren, sichtbar. Aber die Beamten des Emir waren der Ansicht, daß die Fremden nun genug gesehen hätten, und es Zeit sei zur Umkehr. So ritten sie denn schweren Herzens auf demselben Wege zurück, immerhin mit der gehabten Ausbeute zufrieden.

---

# Verminderung der Polynesier in der Südsee.

Die Zahl der braunhäutigen Menschen auf den Inseln der Südsee, der Polynesier, nimmt bekanntlich reißend schnell ab, während das mit den Schwarzhäutigen, den Melanesiern, in weit geringerm Grade der Fall ist; diese haben mehr Widerstandsfähigkeit gegenüber den Einflüssen, welche sie von Seiten weißer Menschen erfahren.

Unsere Civilisation, welche wir zu Racen bringen, die von der Natur ganz anders geschaffen worden sind als wir, und die wir ihnen aufdringen, hat ihre großen Schattenseiten und wirkt vielfach geradezu vernichtend auf die Eingeborenen. Entlaufene Matrosen, namentlich solche von den Walfischfahrern, haben auf manchen Eilanden Laster und Krankheiten der schlimmsten Art eingebürgert, die Häuptlinge zu Kriegen aufgestachelt und der Barbarei Vorschub geleistet. Menschen-

raub und Sklavenhandel ist bis heute an der Tagesordnung; rohe Schiffsführer verüben Gewaltthaten schnödester Art und entsittlichen die Insulaner durch Branntwein. Die Missionäre, deren so manche in wohlgemeintem Eifer ihr Leben in die Schanze schlugen, machen dem Menschenopfer, dem Cannibalismus und dem Götzendienst allerdings ein Ende; aber sie lehren Dogmen, zu deren Verständniß und Bewältigung die geistigen und seelischen Anlagen nicht ausreichen. Durch ganz unvermittelte Uebergänge von dem Althergebrachten zu völlig Neuem, das gar nicht oder nur mangelhaft begriffen werden kann, und in welches viel von den bis dahin geltenden Vorstellungen hinein getragen wird, kommt Unruhe und Ungewißheit in die Köpfe dieser Menschen; sie sind außer Stande, so vielerlei Neues zu packen, es macht sie in ihrem Innern unsicher, und sie verlieren ihr psychisches Gleichgewicht. Und das ist um so mehr der Fall, da Sendboten verschiedener Bekenntnisse ihren leidigen, unfruchtbaren und sehr schädlichen Zwiespalt auch in die Südsee übertragen haben und durch gegenseitige Befehdung die Gemüther der soeben erst dem Heidenthum Entrissenen in schwerer Weise beirren. Ist es ja doch keine vereinzelt stehende Thatsache, daß braune Katholiken und braune Protestanten auf einer und derselben Insel sich des „wahren Glaubens" halber mit den Waffen befehdet haben, z. B. über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria!

Im Vergleiche zu den Weißen sind alle diese Melanesier und Polynesier, bei sehr verschiedener Anlage und Begabung, ein passiver Menschenschlag. Der Europäer oder Nordamerikaner tritt überall wohin er kommt als Gebieter auf und die Oberherrschaft fällt ihm, in Folge seiner natürlichen Ueberlegenheit, ganz von selber zu. Anfangs sperrt sich wohl der Insulaner und versucht Widerstand zu leisten, aber sehr bald fühlt er sich ohnmächtig gegenüber den höher civilisirten Fremden, die ihre ethnische und geschichtliche Ueberlegenheit, ihr Racenelement dem seinigen gegenüber allemal, im Guten wie im Schlimmen, zur Geltung bringen. Sie erringen Herrschaft und Gewalt, der Insulaner wird geknickt; seine Berührung mit den Weißen wird für ihn geradezu verhängnißvoll; sie wirkt auf ihn zersetzend und auflösend, ähnlich wie bei den Wald- und Prairie-Indianern Nordamerikas.

Der letzte Tasmanier ist vor ein paar Jahren zu seinen Vätern heimgegangen; auf dem Festlande Australien ist von vielen Horden kaum der Name übrig geblieben; auf Neuseeland zählt man kaum noch funfzigtausend Maoris und ihre Zahl nimmt rasch ab; auf den Sandwichsinseln sind die Kanakas seit Cook, also in jetzt gerade einhundert Jahren, um mehr als vier Fünftel zusammengeschmolzen und auf den Gesellschaftsinseln ist Aehnliches der Fall gewesen. Dieser Proceß des Aussterbens nimmt seinen Fortgang und er thut es um so rascher, je stärker, in Folge der Ausbreitung des Handelsverkehrs, der Andrang der Weißen wird. Dieser hat aber kaum erst begonnen, er wird in Folge der Ausdehnung des Handelsverkehrs und der Schifffahrt mit jedem Jahre stärker, und man braucht kein Prophet zu sein, um mit Bestimmtheit zu behaupten, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Alle Bemühungen dem Verlaufe der Dinge Stillstand zu gebieten, würden vergeblich sein; das Verhängniß läßt sich nicht abwenden; „es steht geschrieben", wie die fatalistischen Mohammedaner sagen würden.

Aus dem Contacte der verschiedenen Racen entsteht ein Mischlingsgeschlecht, das mit allen den Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. Die Natur hat die Blendlinge, welche das Product einer Blutmischung ganz verschiedener Racen sind, höchst ungern. Sie gestattet die Vervielfältigung solcher Mischlinge aus diesen selbst heraus erst mit Widerwillen, bis sie ihnen endlich, zumeist schon in der vierten Generation, die Zeugungs- und Säugungsfähigkeit entzieht. Es giebt keinen Mulatten fünfter Generation; Mischlinge, die nicht aussterben wollen, müssen sich Zufluß von Blut aus den reinen Typen, den nicht hybriden Schlägen holen. In der Südsee aber nehmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß der weiße Mensch auch die Blendlinge dort zersetzt. Das braune Element, der Mischling sowohl wie der Urschlag, ist im Abzuge, und es ist sehr die Frage, ob nicht schon zu Ende des nächsten Jahrhunderts der letzte Polynesier verschwunden sein wird. Alle verenden sie an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation.

Schon die bloße Berührung der Polynesier mit den Weißen wirkt, wir wiederholen es, verhängnißvoll auf jene und sie thut es manchmal in geheimnißvoller, bis heute nicht erklärter Weise. Dafür liegen Beweise vor.

Ein Handelsschiff landet an einer bisher von weißen Leuten nie zuvor besuchten Insel. Das Schiffsvolk ist gesund, der Capitän sorgt dafür, daß kein Branntwein an die Insulaner verabfolgt wird. Er vertauscht gegen Cocosnüsse, Hühner ꝛc. Angelhaken, Beile und andere denselben neue und nützliche Werkzeuge, deren Gebrauch er ihnen zeigt; sie sind glücklich darüber, der Verkehr bleibt ein freundlicher von Anfang bis zu Ende, Vermischung findet nicht statt; und der Capitän verspricht, gelegentlich wieder zu kommen.

Er hält sein Wort und landet im folgenden Jahre wieder bei der Insel. Wie findet er die Zustände dort? Die Eingeborenen waren glücklich, sie freuten sich an den Beilen und den Angelhaken, an den bunten Tüchern und Glasperlen. Aber einige Monate nach dem Absegeln der weißen Leute waren auf dem Eilande bisher unbekannte Krankheiten ausgebrochen, die von keiner Ansteckung herrühren konnten; auch war eine gedrückte und trübe Stimmung in die braunen Leute gekommen; viele husteten und hatten die Lungenschwindsucht, die so häufig, z. B. auch in Amerika, in Folge des Contactes auftritt. Diese Krankheit wirkt nicht minder verderblich wie die Blattern, und trägt wesentlich dazu bei, daß die Volksmenge sich so reißend vermindert.

Wir lesen jetzt eben wieder einen Beweis dafür. In den Bülletins der Pariser anthropologischen Gesellschaft (Januar-Februar 1874, S. 103) finden wir eine Notiz, die uns zu den vorstehenden Betrachtungen veranlaßt.

Von Tahiti (Otaheiti) aus haben die Franzosen auch die Tuamotugruppe in Besitz genommen. Die meisten dieser „gefährlichen" Koralleneilande sind bewohnt. Südöstlich von denselben liegen die gleichfalls von den Franzosen beanspruchten Gambierinseln, deren größte Mangarewa ist. Dieselben sind deshalb von einigem Belange, weil zwischen Tahiti und der Küste von Chile nur auf ihnen und auf der Pitcairn-Insel gutes Trinkwasser gefunden wird. Sie sind von einem Arzte, Dr. Leborgne, besucht worden, der genaue Forschungen über die Abnahme der Bevölkerung angestellt hat.

Im Jahr 1838 hatten die dortigen Missionäre aus Frankreich eine Ladung Bekleidungsstücke (Decken ꝛc.) zur Vertheilung unter den Insulanern erhalten und veranstalteten eine Volkszählung, welche 2141 Köpfe ergab. Dr. Leborgne fand 1871 nur noch 936, und demgemäß haben die Gambierinseln sich in 33 Jahren um 1205 Bewohner vermindert; also um mehr als die Hälfte. Der Arzt schreibt:

„Es ist wohl in Obacht zu nehmen, daß für diese Verminderung keine nachweisbare Ursache vorliegt. Hier kann man nicht, wie auf anderen Inseln, nachtheilige Wirkungen von Klima und Boden geltend machen, denn das

Klima ist entschieden gesund und ansteckende Krankheiten sind nicht vorgekommen. Von weißen Leuten sind seit 30 Jahren keine anderen dort, als drei Missionäre und zwei französische Ansiedler. Ansteckende Krankheiten, wie gesagt, Blattern und Syphilis kommen nicht vor; geistige Getränke eben so wenig; sie sind streng verboten. Heirathen sind häufig und oft sehr fruchtbar. Kurzum: alle Ursachen, aus welchen man die Entvölkerung Polynesiens zu erklären versucht, sind hier nicht vorhanden. Und doch verschwindet hier die Bevölkerung allmälig in Folge der Tuberculose."

Wir lesen nicht, ob die Lungenkrankheiten bei jenen Insulanern schon vor Ankunft der Missionäre auf den Gambierinseln vorhanden gewesen sind, möchten aber im Hinblick auf das, was wir von anderen Inselgruppen wissen annehmen, daß das nicht der Fall sei. Wir haben hier wieder dasselbe geheimnißvolle noch nicht erklärte Agens, welches eine Folge der Berührung mit den Weißen ist.

# Aus allen Erdtheilen.

**Georg Schweinfurth in den Oasen der libysch-ägyptischen Wüste.**

Unser unermüdlicher Reisender, den ein unwiderstehlicher Zug immer und immer wieder nach Afrika treibt, hat über seine neueste Wanderung in einer Sitzung der British Association zu Belfast einen Vortrag gehalten. Er hob zuerst hervor, daß wir überhaupt von der libyschen Wüste im Westen des Nilthales nur dürftige Kunde haben, daß aber durch Dr. Nachtigal und Gerhard Rohlfs dieselbe einigermaßen vermehrt worden sei. Er selbst hatte es zunächst auf Erforschung der großen Oase El Chargeh (der äußern) abgesehen; die „innere", El Dachel, welche den Ausgangspunkt für Rohlfs' Expedition bildete, liegt von derselben drei Tagereisen nach Westen. Er erreichte den gleichnamigen Hauptort jener äußern Oase im Januar 1874 nach sechstehalb Tagereisen, 190 Kilometer südlich von Siwah. Ende Aprils ging er über Dschirdseh (Girgeh) an den Nil zurück.

Die Oase ist 120 Kilometer lang; sie gleicht dem Boden eines gigantischen Thales, dessen Breite beträchtlicher ist als jene des Nilthales an dessen breitester Stelle. Im Norden und Osten wird es begrenzt von Bergen, die vom libyschen Plateau auslaufen. Sie bestehen in der obern Lage aus harter, glänzender, rother Nummulitenkreide, in der untern aus blendend weißer Kreide. Die Oase bietet nicht ununterbrochen einen Anblick von grüner Oberfläche dar, sondern hat das bekannte Gelb, das von schwarzen und grünen Stellen unterbrochen wird, und diese, man kann sagen kleinen Inseln, bilden den anbaufähigen Theil des Landes mit Quellen und Teichen, an denen Akazien und Palmen auftreten, und urbar gemachten Feldern. Schweinfurth schilderte den angenehmen Eindruck, welchen die wellenförmigen Ebenen, die murmelnden Wasserläufe und die angebaueten Terrassen auf ihn gemacht haben.

Auf den zehn Inseln im Sandmeere wohnen etwa 5700 Menschen in Ortschaften beisammen, welche befestigt sind, weil man gegen Ueberfälle von Seiten tripolitanischer Horden auf der Hut sein muß. In Chargeh selbst sind die Häuser derart gebaut, daß sie völlig über die Straße hinüberreichen und dieselbe überdecken. Die Bewohner reden eine Sprache, die sich wenig von jener der heutigen Aegypter unterscheidet, sie haben aber sonst keine Gesichtsähnlichkeit mit diesen, sondern sind offenbar Ueberreste einer der vielen libyschen Stämme aus den „hieroglyphischen Berbervölkern" nördlicher Herkunft. Ihre Gesichtsfarbe ist sehr bleich, in Folge des Vorwaltens miasmatischer Fieber. Blatternimpfung ist sehr streng geboten. Die Gebräuche des Islam werden sehr lau beobachtet; von christlichen Ueberlieferungen ist keine Spur vorhanden.

Im Alterthume müssen diese Oasen in blühendem Zustande gewesen sein. Dafür zeugen fünf große Tempel (aus der Zeit etwa 500 Jahr vor der Zeitrechnung der Christen), sieben römische Castelle, Hunderte von Brunnen, die Nekropolis von Hibe, und viele andere Ueberbleibsel. Bei Dusch ist das Wohngebäude eines Commandanten aus Trajan's Zeit wohl erhalten, ebenso die christliche Nekropole von Hibe, deren Bauart von ägyptischen Mustern völlig abweicht und sich mehr dem römischen als dem griechischen Stile anschmiegt. Die Christen hier haben in den ersten fünf Jahrhunderten ihre Leichen einbalsamirt.

Die verschiedenen Inschriften an den Felsen sind aus einer Reihenfolge von Epochen und zeigen, wie langsam die äußeren Einflüsse auf die Oberfläche wirken. Heute werden 75 Brunnen benutzt, die alle aus dem hohen Alterthume stammen und von Zeit zu Zeit von Tauchern gereinigt werden. Neue Brunnen gräbt man nicht. In der Oase Dachel hat ein ägyptischer Ingenieur in 60 bis 100 Meter Tiefe Wasser gefunden und es unterliegt keinem Zweifel, daß man vermittelst artesischer Bohrungen den Anbau beträchtlich fördern könne. Schweinfurth glaubt nicht, daß dieses unterirdische Wasser mit dem Nil in Nubien Verbindung habe, mag aber selber keine Erklärung versuchen; er bemerkt nur, daß es sich in der Oase um Thermalquellen handele, da ihr Wasser wärmer ist als die mittlere Jahrestemperatur, also als die obere Schicht der Sahara.

Spuren von dem Bette eines Stromarmes, der aus dem ägyptischen Nil nach Westen hin geflossen sei, sind ebensowenig vorhanden wie die auf vielen Karten eingetragene Reihenfolge von Oasenthälern. Es ist übrigens auffallend, daß die Bezeichnung Bahr bela ma, d. h. Fluß ohne Wasser, sehr häufig als Localbenennung für Thaler und sandige Wadys vorkommt. — Der Boden der Oasenkette von Chargeh zeigt keine Spur von dem alluvialen Thonboden des Nilthales; in den Gewässern kommt kein Fisch vor, und aus den pflanzengeographischen Verhältnissen weist Schweinfurth nach, daß der Nil dort niemals geflossen hat. Aus der von ihm eingehend dargelegten geognostischen Gestaltung der durch ihn erforschten Gegend glaubt er folgern zu müssen, daß das unterirdische Wasser der Oasen so beträchtlich sei wie das eines Stromes vom ersten Range.

Die Bewässerung ist ganz und gar primitiv; man kennt weder Ziehbrunnen noch Räder; viel Wasser geht verloren, vieles wird auch salzhaltig durch irgend eine salzhaltige Erdschicht und in Folge dieses Salzes und des Flugsandes wird der Anbau benachtheiligt. Die Sandhügel rücken von Norden nach Süden immer weiter vor und bilden mit einer leichten Richtung nach Westen eine Art von Halbmond. Die größten solcher Sandhügel sind in Dachel; dort war es für die Kameele geradezu unmöglich über dieselben hinwegzukommen, und deshalb konnte Rohlfs nicht weiter vordringen, er mußte umkehren.

Man findet in Chargeh alle ägyptischen Culturpflanzen mit Ausnahme der Saubohne; Gerste und Reis gedeihen besonders gut; Hauptfrucht ist die Dattel; die Zahl der fruchttragenden Dattelbäume ist auf 80,000 Stück abgeschätzt worden, und die Regierung erhebt eine Abgabe von ihnen und von der bebaueten Bodenfläche. Eine sechzigjährige Dattelpalme, mit sechsfachen Verzweigungen großer Aeste, soll, wie man sagte, ihres Gleichen in der ganzen Welt nicht haben. Das Kameel kann

sich wegen der feuchten Sommermiasmen und der Insecten nicht eingewöhnen, aber Esel, Kühe, Büffel und Schafe kommen gut fort. Zur Fauna der Säugethiere gehören fünf Fleischfresser; die Zahl der Standvögel ist gering; Zugvögel erscheinen in Menge, doch keine Gänse und Enten, was sich aus der geringen Menge Wassers sehr leicht erklärt.

Alle Oasen in der östlichen libyschen Wüste haben dieselbe Flora; der von Schweinfurth erforschte Theil derselben ergab 225 Species, die sich vielleicht bei längeren Nachsuchungen um ein Viertel vermehren lassen; die Hälfte derselben steht im Zusammenhang mit dem Reisbau.

## Aus Centralasien.

In Centralasien geht es unruhig zu. Seit einiger Zeit verlautete, daß von Seiten der chinesischen Regierung große Rüstungen getroffen worden seien, um den Emir von Kaschgar zu bekriegen und wo möglich Ostturkestan wieder zu erobern. Jetzt erfahren wir, daß sie in der That den energischen Jakub Kuschbegi mit Krieg überzogen hat. Aber der Sohn dieses Emir, der Kuli Beg heißt, ist dem Feinde entgegengerückt, hat die Chinesen aufs Haupt geschlagen und die wichtigen Städte Urumtsi und Manasse eingenommen. Dieselben liegen im Norden der Gelesna-Kette, östlich von dem russischen Bezirke Kuldscha, auf dessen Wiedererwerb es die Chinesen gleichfalls abgesehen haben. Nun schiebt sich das vom Sohne des Emir eroberte Gebiet zwischen hinein. Jakub Kuschbegi hatte, wie die Leser des „Globus“ wissen, im vorigen Jahre eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt und der Sultan, als Oberherr aller sunnitischen Mohammedaner, verlieh ihm den Titel Emir, wodurch er zum legitimen Herrscher Ostturkestans wurde. Er bekennt sich offen als Vasall des Padischah der Osmanen, prägt türkische Münzen und hat auch die türkische Fahne angenommen. Seit Forsyth in Kaschgar mit ihm einen Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen hat, machen auch die indischen Blätter kein Hehl mehr daraus, daß der Emir Englands „Alliirter“ sei.

Es wird nicht fehlen, daß die innerasiatischen Dinge demnächst wieder viel von sich reden machen werden, denn in Chokand und am Thian schan weit nach Osten hin hat sich mehr als eine Wetterwolke zusammengeballt. So kommt denn das vortreffliche Werk des russischen Obersten Weniukow: „Die russisch-asiatischen Grenzlande“ (deutsche Uebersetzung, Leipzig, Verlag von F. W. Grunow) zu rechter Zeit. Sobald die letzte, vierte Lieferung mit einer Uebersichtskarte erschienen sein wird, unterlassen wir nicht, näher auf diese überaus werthvolle Arbeit einzugehen. Hier wollen wir nur eine Stelle hervorheben, in welcher Weniukow die Pläne und Bestrebungen der russischen Politik ganz offen darlegt: Er schildert die bisherigen Eroberungen und sagt: „Jetzt kommen die Steppen an die Reihe, welche von Turkmenen bewohnt werden. Dieselben werden ohne Zweifel bald zum russischen Reiche gehören und somit thun wir den letzten Schritt und verlegen unsere Grenzen unwillkürlich (— denn die Macht der historischen Nothwendigkeit ist mächtiger als der festeste Wille der einsichtsvollsten Leute —) bis an die Gebirge von Chorassan. Es ist sonst keine Möglichkeit, sich in dem Bezirke der verstocktesten aller Steppenbewohner Mittelasiens zu halten. Dasselbe Schicksal wird ohne allen Zweifel Chokand zu Theil, wenn es auch zur Zeit uns in dem halbabhängigen Zustande, in welchen es von 1868 bis 1869 ab versetzt wurde, nützlich ist. — Nöthigenfalls wird man in Mittelasien den Grundsatz: Theile und herrsche zur Anwendung bringen, um das neu-entstandene kaschgarische Reich zu schwächen, dessen Herrscher, ein ehemaliger Unterthan des Chans von Chokand, von diesem nicht geliebt wird. Wenn sich die Mittelasiaten unter einander vernichten, so ist das für uns ein positiver Vortheil, sofern ihre Zusammenstöße nur nicht in unseren Ländern stattfinden und nicht direct unsern Handel schädigen.“

Offener und deutlicher kann man sich nicht ausdrücken. Zu rechter Zeit kommt auch die vom k. k. geographischen Institut in Wien veröffentlichte „Generalkarte von Centralasien“, bearbeitet nach den besten und neuesten russischen und englischen Quellen, 1873. Die zwölf Blätter sind sehr sauber gearbeitet und geben eine recht gute Uebersicht. Wir empfehlen dieselbe sehr gern, können aber nicht umhin, einen scharfen Tadel auszusprechen. Man hat in Wien beliebt, den Buchstaben nicht die Lautwerthe zu geben, welche sie bei uns haben. Man folgt vielmehr der russischen Schreibweise der Städte, Flüsse &c. geradezu slovisch und wenn man die Karten überblickt, so ärgert man sich anfangs über einen solchen Widersinn, lacht aber bald hell auf und findet die Methode abgeschmackt. Statt unser Sch zu schreiben, belieben die Herren in Wien allemal ein slawisches Sz, selbst wenn es sich um Namen in Ostindien handelt; zum Beispiel schreiben sie Kaczha statt Katscha; Karoczi statt Korratschi; Radzo statt Radscho; Dzasalmir statt Dschessalmir; Sziroz statt Schiras; Bender Buszir statt Bender Abuschehr; Szot el Arab und so ins Unendliche. Nun haben sie allerdings auf Blatt 1. eine „Erklärung der angewendeten Orthographie“ gegeben; man begreift aber nicht, weshalb sie die ihrige auf einer deutschen Karte anwenden und nicht statt dz' dsch schreiben, statt cs tsch, statt szcz schtsch, statt sz sch, da unsere Schreibweise dieselben Lautwerthe wiedergiebt. Es nimmt sich geradezu komisch aus, indische, persische &c. Städte- und Flußnamen für Deutsche ins Russische travestirt zu sehen; das war zum mindesten pedantisch und überflüssig.

## Anzahl der Neger in den Vereinigten Staaten.

Gegenüber den auf Racenkrieg deutenden Ausbrüchen in den Südstaaten der Union ist es von Interesse, die Zahl der Neger in denselben genau kennen zu lernen und dieselbe mit jener der Weißen zu vergleichen. Wir stützen uns dabei auf den Census von 1870 und zeigen zugleich, wie die Zahl der Weißen in weit größeren Procentsätzen zunahm als jene der Neger. Die Ursachen dieser Erscheinung sind im „Globus“ oft erläutert worden und wir brauchen hier nicht darauf zurückzukommen. Die Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten zeigte nach Decennien folgende Zunahme seit 1800:

| | Zunahme. | Procent. |
|---|---|---|
| 1800 bis 1810 . . . . . | 1,930,398 | 35½ |
| 1810 „ 1820 . . . . . | 2,393,941 | 33 |
| 1820 „ 1830 . . . . . | 3,232,178 | 30 |
| 1830 „ 1840 . . . . . | 4,203,433 | 30 |
| 1840 „ 1850 . . . . . | 6,122,123 | 35 |
| 1850 „ 1860 . . . . . | 8,251,745 | 33 |
| 1860 „ 1870 . . . . . | 7,115,050 | 22½ |

Während derselben Zeit nahm die weiße Bevölkerung allein in folgendem Maße zu:

| | Zunahme. | Procent. |
|---|---|---|
| 1800 bis 1810 . . . . . | 1,561,627 | 35 |
| 1810 „ 1820 . . . . . | 1,940,093 | 33 |
| 1820 „ 1830 . . . . . | 2,735,212 | 35 |
| 1830 „ 1840 . . . . . | 3,658,427 | 30 |
| 1840 „ 1850 . . . . . | 5,337,264 | 28 |
| 1850 „ 1860 . . . . . | 6,339,468 | 32 |
| 1860 „ 1870 . . . . . | 6,666,840 | 24 |

Dagegen ergab sich in der nämlichen Zeit für die farbige Bevölkerung nachstehende Zunahme:

| | Zunahme. | Procent. |
|---|---|---|
| 1800 bis 1810 . . . . . | 375,871 | 37½ |
| 1810 „ 1820 . . . . . | 383,848 | 29½ |
| 1820 „ 1830 . . . . . | 556,986 | 31½ |
| 1830 „ 1840 . . . . . | 545,006 | 23½ |
| 1840 „ 1850 . . . . . | 765,160 | 26½ |
| 1850 „ 1860 . . . . . | 803,042 | 22 |
| 1860 „ 1870 . . . . . | 438,179 | 10 |

Die geringe Zunahme im letzten Jahrzehnt fällt zusammen mit der Emancipation der Sklaven.

**Die Gesammtzahl der farbigen Bevölkerung** in den Vereinigten Staaten betrug nach dem Census von 1870: 4,880,000 in runder Summe. Von dieser Zahl lebten 4,659,358 in den ehemaligen Sklavenstaaten und nur 220,642 in den nördlichen „freien“ Staaten. Die nachstehende Tabelle zeigt uns die Zu- oder Abnahme der farbigen Bevölkerung seit 1860 in den verschiedenen Staaten.

| | 1860. | 1870. | Zunahme. | Proc. |
|---|---|---|---|---|
| Alabama . . . . | 437,770 | 475,510 | 37,740 | 8½ |
| Arkansas . . . . | 111,259 | 122,169 | 10,910 | 9¾ |
| Florida . . . . . | 62,677 | 91,689 | 29,012 | 46 |
| Georgia . . . . | 545,142 | 465,698 | 79,444 | 17 |
| Louisiana . . . . | 350,373 | 364,210 | 12,837 | 4 |
| Mississippi . . . | 437,404 | 444,201 | 6,797 | 1½ |
| Nordcarolina . . | 361,522 | 391,560 | 30,028 | 8½ |
| Südcarolina . . | 412,312 | 415,814 | 3,494 | 0⅞ |
| Tennessee . . . . | 283,019 | 322,331 | 39,312 | 14 |
| Texas . . . . . | 182,921 | 253,475 | 70,554 | 38 |
| Total . . . | 3,182,407 | 3,546,747 | 362,340 | 11¼ |

Dagegen finden wir **Abnahme** bei folgenden Pflanzerstaaten:

| | 1860. | 1870. | Abnahme. | Proc. |
|---|---|---|---|---|
| Kentucky . . . . | 236,167 | 222,210 | 18,957 | |
| Missouri . . . . | 118,503 | 118,071 | 432 | |
| Virginia . . . . | 548,907 | 530,831 | 18,076 | |
| Total . . . | 903,577 | 871,112 | 32,465 | 3½ |

Außerdem kommen hier noch in Betracht:

| | 1860. | 1870. | | | Proc. |
|---|---|---|---|---|---|
| Delaware . . | 21,627 | 22,794 | Zunahme | 1,167 | 5 |
| Maryland . . | 171,181 | 175,391 | „ | 4,210 | 2½ |
| Dist. Columbia | 14,316 | 43,304 | „ | 28,988 | 200 |
| Total . . | 207,124 | 241,489 | | 34,365 | 16½ |

## Tiefseemessungen im nordpacifischen Ocean.

Der Capitän des Vereinigte-Staaten-Kriegsschiffes „Tuscarora“, George E. Bellnap, hat am 26. Juni 1874 an den amerikanischen Marineminister Robeson ein Schreiben aus Hakodadi in Japan gerichtet, dem wir einige Notizen über Tiefseelothungen an der Ostküste Japans entnehmen. Hundert Miles südöstlich von Kinghasan oder Sendai Bai wurde eine Tiefe von 3427 Faden erreicht und der Capitän wunderte sich nicht wenig, eine so bedeutende Tiefe ganz nahe an der Küste zu finden, die jedoch bald durch eine neue Lothung noch übertroffen wurde, wobei 4643 Faden Draht abliefen, ohne Grund zu erreichen. In Folge eines sehr starken Unterstromes, der das Loth mit sich riß, brach der Draht und ging verloren. Bellnap schließt hieraus, daß dieser **japanische Unterstrom** der Legung des Telegraphenkabels von Amerika nach Japan große Schwierigkeiten bereiten wird. Bellnap erzielte noch eine Lothung von 4655 Faden (à 6 Fuß) oder 5½ Statute-Miles Tiefe und er giebt an, diese Messung sei mit vollkommener Sicherheit erfolgt.

* * *

— **Aus Yokohama in Japan** schreibt der Correspondent eines nordamerikanischen Blattes: Wir sind jetzt in der nassen Jahreszeit. Im Juni setzt der Südwestmonsun scharf ein und bringt starken Regenfall. Unsere meteorologischen Tabellen zeigen, daß im Juni und Juli mehr Regen fällt als in irgend einer andern Jahreszeit. Das Wetter ist heiß und dampfig, aber im September wird es angenehm kühl und der Himmel bleibt heiter, bis im December Schnee fällt. — **Der deutsche Dampfer „Altona“**, der von der britischen Linie als Frachtschiff gemiethet worden ist, kam am 3. Juli von Hongkong hier an; er hat sieben Tage zu der Fahrt gebraucht und ladet **23,000 Kisten japanischen Thees nach San Francisco**, wohin er morgen abgeht. — Die Japaner interessiren sich lebhaft für die große Ausstellung, welche 1876 in Philadelphia stattfindet. Die Regierung wird sich bei derselben amtlich vertreten lassen; es werden aber auch viele Privatleute hingehen, um sich zu unterrichten. Die Regierung läßt viele öffentliche Arbeiten ausführen und sorgt für die Schulen; die Anzahl der Dampfer wächst an, an Telegraphen und Eisenbahnen wird rüstig fortgearbeitet und das Volk ist stolz darauf. Wenn nun der Unternehmungsgeist der Privatleute erst reger wird und die Massen des sehr anstelligen Volkes technische Ausbildung erhalten, dann wird **Japan das große Manufacturcentrum für den Osten werden.**

— **Bei den Szeklern in Siebenbürgen** geht seit Jahren der Verkauf hübscher junger Mädchen im Schwange. Den Schilderungen der zu Pesth erscheinenden Zeitung „Hon“ zufolge ist der Unfug arg. Schon vor längerer Zeit wurde derselbe im ungarischen Parlament zur Sprache gebracht, aber Abhülfe des Unfuges hat nicht stattgefunden. Seitdem sind allein an der Zollstätte zu Ojtoz nicht weniger als 113 solcher unglücklichen Mädchen von Seiten der Beamten den Menschenhändlern abgenommen worden. Aber an noch fünf anderen Grenzpunkten schmuggeln dieselben ihre lebendige Waare nach der Moldau ein, wo sie an andere Händler Stück für Stück zu 8 bis 10 Ducaten verkauft werden. Dann gelangen sie nach Konstantinopel und in andere große türkische Städte, bis tief nach Asien hinein, auch wohl nach Aegypten!

— **Eine Stadt, die wie ein Pilz in die Höhe wuchs**, war Pithole, Grubenloch, in Pennsylvanien. Dort bohrte man auf Steinöl und das Petroleum erschien auch. Nun geschah, es wird wohl Anno 1872 gewesen sein, Folgendes. Im ersten Monate wurde ein großer Gasthof hergestellt, der gut und gern seine 80,000 Dollars werth war. — Im zweiten Monate hatte Pithole seine täglich erscheinende Zeitung. — Im dritten Monate stand ein Theater fix und fertig da. — Im vierten Monate hatten die Pitholer einen zweiten Gasthof und ein zweites Theater. — Nach Verlauf von einem halben Jahre zählte man 74 Gasthöfe, Kost- und Kaffeehäuser und 15,000 Einwohner. — — Heute wächst Gras auf den Straßen und die 15,000 Pitholians sind auf — **neun Familien** zusammengeschmolzen, die übrigen sind wieder verschwunden.

— **Australien.** Die Regierung von Victoria hat den Fahrpreis auf ihren **Eisenbahnen** um ein Drittel **herabgesetzt**, nachdem dieselben in den letztverflossenen zwölf Monaten etwa 100,000 Pf. St. über den Voranschlag eingebracht hatten. — Die **Ausfuhr von Wolle aus Melbourne** hat sich für die Zeit vom 1. October bis 11. Juli auf 256,881 Ballen gestellt, gegen 221,149 im Vorjahr und 210,185 in 1871 auf 1872. — In Neusüdwales, wo das Finanzjahr mit dem 31. März abschließt, hat der **Zuwachs an Schafvieh** in 12 Monaten 2,368,542 Stück betragen. Diese Colonie hat nach der jüngsten Zählung 19,928,500 Stück Schafe; auf Australien rechnet man, Neuseeland ausgenommen, 60,000,000 Stück!



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Die Indianerkriege in Nordamerika.

(Mit einer Karte der Indianer-Reservationen zc.)

## I.

Auf der weiten Landstrecke vom obern Missouri im Norden bis nach Arizona und Texas im Süden sind die Indianerstämme in unruhiger Bewegung. Die Friedenspfeife ist kalt geworden und unter gellendem Kriegsgeschrei wird die Streitaxt geschwungen. In vielen Gegenden sind die weißen Leute Ueberfällen von Seiten der Rothhäute ausgesetzt, welche ihnen die Schädelhaut nehmen, um sie als Siegeszeichen an die Lanzen zu binden, und die Weißen ihrerseits schießen jedes „Ungeziefer" nieder, das ihnen in den Weg kommt.

Man war zu Anfang des Septembers auf den Ausbruch eines förmlichen Krieges mit den Indianern gefaßt, und falls ein solcher nicht ausbleibt, sind es, wie fast immer, die Weißen gewesen, auf welche die Schuld fällt. Wir werden im Verlauf unserer Darstellung darüber eingehend reden; hier wollen wir zusammenstellen, was sich über den gegenwärtigen Stand der Dinge ermitteln läßt.

Die bedeutendsten unter den mißvergnügten Stämmen sind die Schaiennes (Cheyennes), welche zu den westlichen Algonkinerstämmen gehören; die Arrapahus, die Keionäs, die Kamantsches, sodann umherschweifende Osagenbanden und eine Anzahl von Siouxstämmen. Nächstdem treten mehrere Stämme der Apatsches feindselig auf. Mit Ausnahme der letzteren haben die Uebrigen vollauf Grund zu vielen Klagen über Mißhandlungen, Beeinträchtigungen und an ihnen verübte Betrügereien; die von der Bundesregierung angestellten Indianeragenten und dann auch die Quäker, welche sich die äußerste Mühe geben, begütigend auf die Eingeborenen einzuwirken, berichten übereinstimmend nach Washington, „daß an allem Unheil die Verräthereien und die An- und Uebergriffe der weißen Ansiedler Schuld seien." Diese Weißen sind zumeist Eindringlinge, welche, alle Gesetze und Gebote der Regierung mißachtend, in den Gebietsstrecken, welche man den Indianern vertragsmäßig und feierlich gewährleistet hat, die Herren spielen und vor keiner Gewaltthat zurückschrecken. Wenn dann die Indianer, denen ja ihre Ländereien, welche sie von den Vätern ererbt hatten, mit sanftem Druck oder durch die Waffen genommen worden sind, wenigstens auf dem Raume, welcher ihnen als Entschädigung für das, was man ihnen entfremdete, die Mißhandlungen von Seiten der Weißen nicht ruhig ertragen wollen und Barbarei mit Barbarei vergelten, dann wird weit und breit im Lande der Yankees das brutale Geschrei nach „Ausrottung des rothen Ungeziefers" erhoben. Der gesunde Menschenverstand und die Logik würden ihnen jedoch sagen müssen, daß man die Verträge achten und dem infamen Treiben der Raufbolde und Grenzstrolche ein Ende zu machen habe. Aber daran wird nicht gedacht; die Missethaten dieser weißen Bösewichter werden verschwiegen, die barbarischen Vergeltungsacte der braunen Männer dagegen des Breitesten erzählt und ausgeschmückt, um Sensation zu machen.

Die von den Quäkern und anderen verständigen Leuten

angerathene Politik der Gerechtigkeit und Begütigung und Achtung der Verträge wird von der Ausrottungspartei als lächerlich und schädlich hingestellt. Nach und nach, eben in Folge von Wortbruch und Mißhandlung, sind manche Stämme allerdings von einer Art grimmiger Verzweiflung gepackt worden und ganze Horden schweifen umher, rauben und morden Weiße, gleichviel ob Schuldige oder Unschuldige. Damit thun sie freilich nur, was von Seiten der Weißen ebenfalls geschieht und beide Parteien haben einander durchaus nichts vorzuwerfen. Die Bestialität ist hüben genau so arg wie drüben.

Die Lage der Dinge ist so bedenklich geworden, daß die Bundesregierung im August Truppenzüge in Bewegung gesetzt hat, um die Indianer einzuschüchtern und ihnen anzudeuten, daß sie mit Nachdruck einschreiten werde. Ein Reiterregiment aus Texas wurde nach Fort Sill (Südwestecke des Indian Territory) verlegt; etwa 500 Mann, Fußvolk und Reiter, zogen vom Fort Dodge durch das Land, gleichfalls nach Fort Sill; eine Reiterabtheilung ging östlich vom Fort Union in Neumexico, um den Indianern Ernst zu zeigen; sieben Reiterschwadronen sind im Fort Concho und eine starke Expedition zieht an der Union-Pacific-Bahn hin und nimmt eine Stellung an einem Punkte, von wo aus sie die Wind-River-, Sweetwater- und Big-Horn-Thäler überwachen kann. Vermittelst dieser verschiedenen Maßregeln glaubt man die Keiouäs, Schaiennes und Kamantsches einschüchtern und im Zaume halten und ein Bündniß mit den Sioux in Dakota wirkungslos machen zu können.

Vor allen Dingen haben die Sioux Ursache zu bitteren Klagen, in deren Gebiet die Bundesregierung die von uns geschilderte Expedition des General Custer schickte, theils um diesen Indianern eine Warnung zu geben, theils um die Schwarzen Berge zu erforschen. Nun lesen wir heute (am 25. September) in amerikanischen Blättern, daß bereits ganze Schaaren von Abenteurern sich auf den Weg gemacht haben, „um in diesem Paradiese, wo auch Gold ist", sich ohne Weiteres niederzulassen. Allerdings lesen wir auch, daß die Washingtoner Regierung ein Verbot dagegen erlassen hat; jeder Eindringling soll sofort von Soldaten aufgegriffen werden. Aber bei dem Systeme von Lug und Trug und bei der anarchischen Wirthschaft in den Vereinigten Staaten bleibt es sehr die Frage, ob das Verbot wirksam sein werde. Wenn dann die weißen Eindringlinge wirklich kommen und, was gar nicht ausbleiben kann, in Händel mit den Indianern gerathen, dann wird es wieder heißen, daß man die weißen Bürger gegenüber den rothen Teufeln (— red devils ist ein Modeausdruck, white beasts sind dagegen allemal citizens! —) Schutz gewähren und das Ungeziefer mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse.



Winnebago.

Custer's bewaffneter Zug durch das den Sioux vorbehaltene Gebiet war im Grunde genommen eine Herausforderung an diese Indianer, welche man reizte. Aber sie verhielten sich ruhig. Vor nun fünf Jahren schloß die Regierung der Vereinigten Staaten einen feierlichen Vertrag mit der Sioux-Nation ab. In demselben verpflichteten sich beide Theile, immerfort Frieden zu halten. Als Bedingung für diesen wurde festgestellt, daß die auf unserer Karte angegebene große Reserve im Territorium Dakota, mit Einschluß der Schwarzen Berge (Black Hills), ganz ausschließlich und als alleiniges Eigenthum den Sioux vorbehalten bleibe. In dem Vertrag ist ferner bestimmt, daß die Vereinigten Staaten alle ihre Truppen aus jener Reservation zurückziehen, daß die durch dieselbe führenden Straßen für die Weißen geschlossen bleiben sollen. Ausdrücklich wurde dann auch noch stipulirt, „daß Niemand die Reservation betreten solle und dürfe, ohne zuvor von den Indianern Erlaubniß bekommen zu haben." Darauf besonders hatten die Sioux gedrungen, weil sie wohl wußten, daß mit dem Eindringen der weißen Yankees allerlei Ungemach und Störung in ihr Land kommen würde; sie betonten das während ihrer Verhandlungen mit dem amerikanischen Bevollmächtigten.

Nun aber hat die Bundesregierung sich auch hier wieder eines schmachvollen Vertragsbruches nicht geschämt; sie hat thatsächlich jene Reservation den Weißen geöffnet; noch mehr, sie hat den Sioux kund gegeben, daß dieselben von dort wieder fortziehen müssen; man werde ihnen irgend einen andern Platz anweisen. Es versteht sich, daß die Indianer sich auf ihr gutes Recht berufen und nicht gutwillig und friedlich sich wieder einmal forttransportiren lassen werden. Sie wollen auch ihre Schwarzen Berge behalten, setzen sich zur Wehre, und dann heißt es wieder: das Ungeziefer muß ausgerottet werden, the lives of the settlers (d. h. des widerrechtlich eingedrungenen Abenteurergesindels) must be protected at any cost!

Freilich ist in der ganzen Politik der Musterrepublik des Präsidenten Grant schon längst der Begriff von Scham ein unbekanntes Ding.

Mir fällt allemal, wenn ich Berichte über die Indianerangelegenheiten lese, ein Ausspruch des großen Jefferson ein: „Mich erfaßt ein Schauder, wenn ich denke, daß einst die Sünden, welche von den Weißen gegen die Indianer verübt wurden, an unseren Nachkommen vergolten oder gerächt werden könnten." So sprach er vor nun einhundert Jahren,

und wie lang und gräßlich ist seitdem das Sündenregister geworden!

Die Indianer sind alle, alle „geliefert“; auch in Nordamerika erfüllt sich ein man kann sagen Naturgebot. Aber weshalb nimmt im canadischen Gebiet das Schicksal, der Untergang der Indianer, einen friedlichen Verlauf und weshalb in den Vereinigten Staaten solcher Treubruch und solche Bestialitäten? Sowohl die Indianer der Prairien wie jene der Waldregion sind Jagdnomaden; aber ein Volk kann nicht immer auf der Stufe des Jägerlebens verharren, sobald es mit Ackerbau treibenden, kräftigen, activen Leuten von einer höher begabten Race in Berührung und dann nothwendig auch in Conflict geräth. Es wird am Ende unterliegen, so tapfer und so lange es auch seine Gegenwehr fortsetzen möge. Der Ackerbauer lichtet die Wälder, bricht die Ackerkrume der Wiesenflächen um und säet Getreide; er bauet Straßen, Dörfer, Städte und überall verscheucht er das Wild, an dessen Vorhandensein die Existenz des Jagdnomaden geknüpft ist.

Nun kamen die Weißen und zwangen ihn in ganz neue Lebensverhältnisse hinein, die er nicht begreift und nicht versteht und für welche die Natur ihn weder angelegt noch begabt hat. Es ist ihm nicht möglich, sich in einen seßhaften Ackerbauer umzuwandeln. Er könnte sich als solcher wohlbefinden, aber seine ganze Beschaffenheit versagt es ihm, auch nur die Vorbedingungen zu einem civilisirten Leben zu erfüllen, und deswegen bringen die Civilisirungsversuche gar keine oder nur kümmerliche Ergebnisse.

* * *

Unsere Karte zeigt die Reservationen, in welche die Trümmer dieser Urbewohner von den Weißen eingepfercht worden sind, und daß diese theils kleinen, theils sehr umfangreichen Landstrecken durch zahlreiche Militärposten, sogenannte Forts, überwacht werden. Diese ziehen sich in langer Linie auf der Ostseite der Felsengebirge von den Quellen des Mississippi in Minnesota im Norden, nach Süden bis Texas hinein; auf der Westseite vom Territorium Washington bis Arizona an der mexicanischen Grenze. Die Zahl der Indianer, welche nicht in einen dieser vielen Pferche eingewiesen sind, ist gering und wird die Ziffer von 20,000 schwerlich erreichen.

Dem Census von 1870 zufolge betrug die Anzahl der Indianer 242,371 Köpfe und zwar in Michigan 8099, Wisconsin 6355, Minnesota 6377, Kansas 6052, Nebraska 6410, Dakota 27,815, Neumexico 18,640, Arizona 5166, Colorado 7300, Wyoming 2400, Montana 18,853, Idaho 4460, Utah 12,800, Nevada 6000, Californien 17,798, Oregon 24,502, Territorium Washington 15,487. Dazu kommen dann noch vereinzelte Trümmer von einst zahlreichen Stämmen und Völkern; östlich vom Mississippi beträgt die Zahl der noch vorhandenen Indianer keine 6000 Köpfe mehr.

Die nachfolgenden Angaben, welche die Vertheilung der Indianer in den verschiedenen Pferchen anschaulich machen, gründen sich auf Mittheilungen des indianischen Amtes in Washington. Wenn dieselben nicht allemal den vorstehenden Ziffern genau entsprechen, so liegt der Grund darin, daß in den letztverflossenen fünf Jahren die Zahl der Indianer sich vermindert hat und daß einzelne Stämme nach anderen Reservationen gebracht worden sind. Die östlich vom Mississippi vorhandenen Trümmer sind friedlich und bedürfen keiner Ueberwachung.

In Minnesota finden wir fünf Reservationen mit etwa 6000 Köpfen. Die Odschibwäs (Chippewas) sind auf die White-Oak-Point- und die White-Earth-Reservation verwiesen worden, aber viele von ihnen ziehen das Leben des Jagdnomaden vor und schweifen in den Wäldern umher. Sie haben ohnehin keine besondere Begabung für den Ackerbau und White Oak ist für denselben nicht sehr geeignet. Die sogenannten Pillage und Winnebagos wohnen gleichfalls innerhalb des Pferches, namentlich am Leech- und Cass-See und auf den Inseln in beiden. Die Red-Lake- und Pembina-Odschibwäs haben einen sehr fruchtbaren Landstrich inne, verschmähen jedoch gleichfalls den Ackerbau und ernähren sich von Wild, Beeren und Wurzeln, welche sie in Menge finden. Im Allgemeinen verhalten sich diese Minnesota-Indianer friedlich.

Das Gegentheil ist im Territorium Dakota der Fall, das vorzugsweise von Siouxstämmen bewohnt wird; diese alle sind mehr oder weniger unruhig, auch deshalb, weil sie von den Weißen am nichtswürdigsten behandelt worden sind und noch werden. Sie sind vorzugsweise Büffeljäger, denen das Umherschweifen auf den Prairien zum Lebensbedürfniß und zur Lebensbedingung geworden ist. Ihre innere Unruhe treibt sie zum Hinausbrechen über die Grenzen der Pferche und deshalb ist Dakota mit Forts gleichsam besprenkelt. Wir werden späterhin mehr über diese Dakota-Indianer zu sagen haben. Die Sissetons und Warpetons haben zwei Reservationen nördlich und südlich von Fort Ransom und zählen mit denen vom obern Missouri etwa 8000 Köpfe. Die Twokettle, Sans Arc und Minneconjou, zusammen zwischen 5000 und 6000 Köpfe, haben die sogenannte Cheyenne-Reservation inne, sind sehr unruhig und müssen aufmerksam überwacht werden. In der Grand-River-Reservation sind etwa 7000 Uupapas, Yanktons und Cutheads, allesammt Jäger; sie meiden, so viel immer möglich, jeden Verkehr mit anderen Siouxstämmen. Die Yankton-Reservation im östlichen Theile des Territoriums hat 1800 Indianer; in der Wheatstone- und Lower-Brule-Reservation leben 4000, die alle von Seiten der Bundesregierung ihren Lebensunterhalt beziehen; es sind Ogallalas, sodann auch manche Individuen, welche ihren Stamm verlassen haben, und an 500 Mischlinge sammt einer Anzahl weißer Leute, die sich den Indianern angeschlossen haben und wie diese leben. Von der Crow-Creek-Agentur werden 2400 Indianer überwacht, die verschiedenen Stämmen angehören und nur schwer zu bändigen sind. Die Ponkas haben eine eigene Reservation an der Grenze von Nebraska bei Fort Randall, zählen nur 700 Köpfe und sind friedlich, haben auch eine Schule. Sie werden durch die Uebergriffe weißen Gesindels vielfach beeinträchtigt.

Nebraska hat sechs Pferche. Die vier größten dieser Reservation sind jene der Pahnis (Pawnees), Winnebagos, der Omaha- und der Santi-Sioux. Vor einigen Jahren ist in denen der drei letztgenannten eine Vertheilung von Grund und Boden vorgenommen worden; jedes Familienhaupt bekam 80 Acker Landes; jeder unverheirathete und jeder noch nicht 18 Jahr alte 40 Acker. Bei den Pahnis unterblieb aus mancherlei Gründen eine solche Landvertheilung. Die meisten derselben wohnen in schmutzigen, ungesunden, mit Erde beworfenen Hütten. Die Nehames, welcher die Quäker sich freundlich annehmen, haben Schulen und Nüchternheitsvereine; sie treiben auch etwas Ackerbau.

In Kansas haben die Kickapus eine hübsche Reservation von 28,585 Acker im nordöstlichen Theil des Staates; sie wird von der Union-Pacific-Bahn durchschnitten, und bis dicht an die Reservation haben sich schon viele Weiße niedergelassen. Diese Indianer verhalten sich friedlich, wünschen jedoch mit ihren an der mexicanischen Grenze umherstreifenden Stammgenossen vereinigt und mit diesen auf einem Landstrich im Indian Territory angesiedelt zu werden.

Die Pottawatomis haben in Jackson County einen Pferch von 11 Quadratmiles, halten Vieh und bestellen den Acker. Auf der Kansas-Reservation leben 600, auf jener der Ottus 500, der Kioschos 5000. Auch die Schahnis (Shawnees) wünschen weiter nach Süden hin versetzt zu werden.

Im Indian Territory, zwischen dem Red River und dem Arkansasflusse hat man nahezu 50,000 Indianer aus sehr verschiedenen Völkern und Stämmen untergebracht: Tschoktas, Tschikasas, Keiouäs, Arrapahus, Tschirockis, Kamantsches, Osagen &c. Die Tschoktas bilden eine Nation und haben eine regelrechte Regierung mit einer gesetzgebenden Versammlung und einem Präsidenten. Die Sahks und Foxes wohnen am Deep Fork, westlich von den Krihks (Creeks) und nördlich von den Seminolen; ihr Land ist sehr gut und hält 750 Quadratmiles; sie sind aus Kansas dorthin gebracht worden. Die Arrapahus wohnen am obern Kansas, haben gute Wohngebäude und züchten Vieh. Die Keiouäs (Kiowas) und Kamantsches halten sich gut und machen einige Fortschritte. Nicht bloß in Kansas, sondern auch in anderen Staaten wünschen die Indianer in diesem Territorium angesiedelt zu werden, in welchem leider nur allzuoft weiße Eindringlinge Unheil stiften und Unordnung hervorrufen. Auch bei manchen Indianern tritt häufig das unbändige Temperament hervor; sie brechen aus und unternehmen Raubzüge nach Texas, um dort Vieh zu stehlen. An der Grenze von Missouri sind die schwachen Ueberbleibsel der Kuapas (Quapaws), Peorias,



Sioux, Männer und Frauen.

Senekas, Ottawas, Weiandottes und auch einige Schahnis, die zusammen nicht viel über 500 Köpfe zählen.

In Texas sind keine Reservationen; die Bundesregierung hat dort sechs Regimenter, um die Wilden einigermaßen im Zaume zu halten. Das gelingt aber nur sehr mangelhaft, und die Indianer unternehmen häufig über den Rio Grande hinaus Raubzüge in das mexicanische Gebiet; sie spotten aller Grenzbewachung, sind auch für die texanischen Viehzüchter eine wahre Landplage, wollen sich platterdings nicht herbeilassen in Reservationen untergebracht zu werden und bleiben Raubnomaden. Die Truppen müssen unablässig hin und her ziehen um weit ausliegende Ansiedelungen zu decken und Waarenzüge, die nach Arizona bestimmt sind, zu geleiten.

In Neumexico finden wir Apatsches verschiedener Gruppen (sowohl Coyoteros wie Mescaleros), Navahos (Navajos) und Pueblos, d. h. solche Stämme, die von jeher in Pueblos, Ortschaften, fest angesiedelt leben, im Ganzen etwa 30,000, doch nimmt diese Zahl rasch ab. In der Cimarron Reservation wohnen etwa 900 Makuatsche- und Tschikariljas-Apatsches; in der von Abequin die Nebinotsches und Kapotes, etwa 500 und in rascher Abnahme; in einer andern Agentur die Gilas und Mogollons; diese haben zwar vortreffliches Land, da sich aber viel nichtswürdiges Yankeegesindel bei ihnen eingedrängt hat, sind sie äußerst verwildert und verkommen. In der Mitte des Territoriums ist eine ausgedehnte Reservation vorhanden, auf welcher jedoch nur wenige Indianer wohnen.

Arizona ist bis auf den heutigen Tag zum bei weitem größten Theil immer noch im Besitze der ungebändigten

Apatsches, die in vollem Sinne des Wortes Raubnomaden sind und welcher die im Territorium zerstreuten Truppen nicht Herr werden können; sie haben vielmehr große Mühe sich solcher Feinde zu erwehren. Einzelne Reservationen sind im Verlaufe der letzten Jahre wieder aufgehoben worden, weil die auf denselben untergebrachten Apatsches nicht ruhig bleiben wollten, sondern ausbrachen und unablässig Raubzüge unternahmen. Die Truppen haben ohne Unterbrechung Krieg gegen sie führen müssen, und der nun verstorbene, oft genannte Häuptling Kotschise (Cochise) hat ihnen unendlich viel zu schaffen gemacht. Unsere Karte zeigt die vorhandenen Reservationen der Maricopas, Talarosas, Pimas, Gila-Apatsches, White-Mountain-Apatsches und anderer Stämme. Allen ist streng anbefohlen, die Pferche nicht zu verlassen. Wer ausbricht hat damit sofort das Leben verwirkt.

Colorado hat einige Indianeragenturen und im vorigen Jahre ist eine Reservation für die verschiedenen Jutes- (Utas-) Stämme ausgelegt worden, sodann noch eine andere im südlichen Theile für etwa 8000. Bisher ist es noch nicht gelungen, sie dauernd auf denselben festzuhalten.

Im Territorium Wyoming sind Reservationen vorhanden für die Schoschonis, Bannocks und Upsarokas (Kräheninbianer); diese alle ziehen aber das Leben des Jagdnomaden jenem des ansässigen Menschen vor. Im Jahre 1868 wurde durch einen Vertrag mit den Schoschonis (Schlangenindianern) im westlichen Wyoming ein Strich Landes vorbehalten, welchen sie auch in Besitz genommen und wo sich neben ihnen die Bannocks niedergelassen haben.



Pahnis.

Montana wird häufig von Assiniboins besucht, welche aus dem britischen Gebiet in dieses Territorium hinüberschweifen; sie sind aber nur zeitweilige Gäste. Eingeborene sind: die Gros Ventres, die Flatheads, Blackfeet, Pend d'Oreilles, Kräheninbianer, Kutenais und Peigans. Unter allen haben die Blattern viele Menschen hinweggerafft. Die Flatheads sind für einige Civilisation nicht ganz unzugänglich geblieben, wenigstens haben sie einige Gewohnheiten und die Kleidung der Weißen angenommen. Unsere Karte zeigt, daß diesen verschiedenen Stämmen eine sehr ausgedehnte Landstrecke zwischen dem obern Missouri und der britischen Grenze vorbehalten worden ist. Sie sind im Allgemeinen sehr unruhig und die Ingenieure, welche Vermessungen für die Nordpacificbahn vornahmen, haben oftmals Angriffe von ihnen erfahren. Ohnehin stehen sie mit den mißvergnügten Sioux in Dakota in naher Verbindung.

In Idaho ist die größte Reservation jene der Schoschonis und Bannocks, zusammen etwa 1100, die sich friedlich verhalten. — Im Nordwesten haben die Nez Percés einen Pferch von 600,000 Acker sehr fruchtbaren Landes. Die Lapwäs haben ihre Felder eingezäumt, ernten Getreide und haben recht gute Wohngebäude. Für die Pend d'Oreilles und die Spokans sind Agenturen vorhanden.

Utah hat nur einen Pferch, die Uintah-Reservation; dieselbe ist sehr fruchtbar, gut bewaldet und hat vortreffliche Weidegründe. Die Pa yutes, Goschutes und Schoschonis stehen unter Obhut der Regierung. Einige Tausend derselben liegen im Auftrage der weißen Leute der Pelzthierjagd ob.

Nevada hat zwei Reservationen, eine am Truckee River unweit von dessen Mündung; in diesem Pferche liegt der Pyramiden-See und eine andere am Walker-See. Diese Gewässer sind fischreich. Die etwa 7000 Indianer sind Payutes, Schoschonis, Waschus und Goskuts.

Die verschiedenen Reservationen in Californien sind bisher von Seiten der Regierung sehr vernachlässigt und verwahrlost, die Indianer vielfach abscheulich behandelt worden. Wir brauchen nur auf die Modoks zu verweisen, deren Reste man nach Kansas auf eine der dortigen Reservationen gebracht hat. Nur die Missions-Indianer, ganz im Süden, bei San Diego, sind der Mißhandlung entgangen und verhalten sich so friedlich, daß es bei ihnen einer Einpferchung gar nicht bedarf. Sie zählen etwa 5000 Köpfe von verschiedenen Stämmen. Binnen einem Menschenalter ist die Zahl der californischen Indianer in wahrhaft entsetzlicher Weise zusammengeschmolzen und viele Stämme sind gänzlich ausgestorben. Wir werden gelegentlich diese californischen Indianer näher schildern; sie bieten manche interessante Züge dar, die sonst nirgends auf Erden beobachtet werden, und eine Zerklüftung, die anderwärts ihres Gleichen nicht hat.

Oregon hat sechs Reservationen, mit Einschluß der Warm Springs und der Klamath. Die Umatilla zählt 1300 Köpfe von den Stämmen der Wallawallas, Cayuse und Umatillas, welche Zwischenheirathen mit den Lapuäs, Simkus und Warm Springs haben. Die Grand Ronde ist gut mit Rindvieh versehen, die Alsea soll fruchtbar sein; in der Siletz hat man schwache Ueberbleibsel verschiedener Horden untergebracht. Umherschweifende Wilde werden eingefangen und in einen Pferch in der Nähe des Fort Warner internirt.

Washington-Territorium hat acht Reservationen und etwa 11,000 Indianer. Von vierzehn Stämmen und Horden erzwang man einen Vertrag, demgemäß sie auf den Yakahama-Pferch angewiesen sind; 2700 Köpfe; auf den fünf Reservationen von Tulilap an der Bellingham-Bai 4000; sie verdingen sich als Waldarbeiter und halten Rindvieh. Auf der Chehallis sind etwa 500 untergebracht worden: Tschinuks, Shoal Water Bays, Klatsops und Hamtotops. Die Agenturen sind angeblich in guter Ordnung. Andere Indianerstämme im Territorium sind die Coeur d'Alenes, Spokans, Wallawallas, Payallops und Umatillas.

# Aus Ostturkestan.

## II.

### Biddulph's und Forsyth's Excursionen von Kaschgar aus.

R. K. Interessanter noch als der im ersten Artikel von uns geschilderte Ausflug Trotter's von Kaschgar nach Norden hin ist Capitain J. Biddulph's Reise nach Osten, nach Maralbaschi, welche derselbe ebenfalls am Sylvestertage 1873 in Begleitung des Mirza Saffi Pendschabaschi antrat.

Der ganze, sieben Tagereisen lange Weg führt stets am Flusse von Kaschgar, dem Kisil Su, entlang, welchen er etwa 60 englische Meilen von Jengischähr überschreitet. Die ersten 40 Meilen führen über wohlbebauetes und bevölkertes Land. Etwa 20 Miles von Kaschgar entfernt kreuzt die Straße drei beträchtliche Flüsse, welche zu dem einen Jamaniar vereinigt sich von Süden in den Kisil Su ergießen. Hinter Feisabad, welches 35 Miles von der Hauptstadt liegt und einem blühenden Districte den Namen giebt, werden die Niederlassungen seltener; bei Jengiabad, 46 Miles von Kaschgar, hören sie ganz auf. Nun beginnen Dschengeln und Sandhügel, endlich tritt Wald auf, welcher die letzen 40 Miles vor dem Reiseziele zusammenhängend wird.

Auf dieser ganzen Strecke trifft man nur in Zwischenräumen von durchschnittlich 15 Miles Posthäuser, welche speciell für die Reisenden errichtet sind und deren sich auch Biddulph in Ermangelung eines eigenen Zeltes bedienen mußte. Große Bequemlichkeit boten sie freilich nicht; ja eines bestand nur aus einem einzigen Zimmer. Denn in jenem Walde, so ausgedehnt er auch zu sein scheint, giebt es kein gutes Bauholz; der einzig vorkommende Baum ist eine verkrüppelte Pappel. Dazwischen stehen bis 8 Fuß hohe Brombeersträuche und Kameeldorn, aber kein Gras, weil der Alluvialboden dort sehr trocken und mit einer dünnen, harten Sodakruste bedeckt ist, die bei jedem Schritt kracht, und in welche die Pferde bis zu den Fesseln einsinken. Gazellen und Hasen giebt es im Walde in Menge, aber sonst auffallend wenig thierisches Leben. Zu beiden Seiten des Flusses zieht sich in einer durchschnittlichen Breite von etwa $^3/_4$ Miles ein baumloser Streifen Landes hin; dieser ist mit einem dicken, 8 bis 12 Fuß hohen Grase bestanden, in welchem Tiger, Wölfe, Hirsche, Gazellen, Füchse und Fasanen hausen. Die Ursache dieses unbewaldeten Striches sind offenbar periodische Veränderungen des Flußbettes, wovon Spuren deutlich zu bemerken waren. Auf eine Entfernung von 100 Miles fällt das Land nur um 500 Fuß, wie beständige Barometerablesungen nachwiesen; zudem macht der Fluß zahlreiche Biegungen und hat niedrige Ufer, so daß schon eine geringe Vermehrung seiner Wassermasse dieselbe zum Austreten bringt. In Folge seiner geringen Strömung friert er auch meist so fest zu, daß beladene Karren mit Bequemlichkeit auf dem Eise fahren können. Im Sommer wird er auf einer Brücke überschritten.

Der Wald hört vier Miles vor Maralbaschi auf und macht einer grasigen Fläche Platz, die hier und da von Gebüsch, Sumpf und kleinen Dörfern mit Ackerstücken unterbrochen ist.

Maralbaschi, auch Burtschuk genannt, liegt an dem Knotenpunkt der Straßen von Jarkend, Kaschgar und Aksu. Es hat etwa 1500 Einwohner und in seinem Fort eine kleine Besatzung von 200 Mann, welche aber im Nothfalle von jenen drei Städten aus leicht und rasch verstärkt werden könnte. Unter den Mauern des Forts fließt der Kisil Su; sein Wasser wurde auch beim letzten Aufstande gegen die Chinesen abgedämmt und benutzt, um die Wälle der Festung zu unterspülen. Der Fluß hat hier sein ganzes Aussehen

geändert; wo ihn Biddulph überschritten hatte, war er an 100 Fuß breit und füllte sein Bett vollständig aus. Hier war er kaum ein Viertel so breit und floß zwischen hohen Uferrändern etwa 20 Fuß unter dem Niveau der umliegenden Ebene dahin. Nur nach wiederholten Versicherungen glaubte der Capitän an die Identität beider Wasser.

Der jetzige Hakim Beg des Districts von Maralbaschi, Namens Ata Bai, stammt aus Andidschan im Chanate Chokand; er ist etwa 35 Jahr alt, hat sehr gefällige Manieren und scheint vom Volke, das ihn stets lobt, auch geliebt zu werden.

Die Bewohner des Districts, welche, wie alle Leute gemischter Abkunft, Dolanen heißen, sehen den Tataren ähnlicher, als die Leute von Jarkend und Kaschgar, und sind bekannt wegen ihrer Vorliebe für Musik und Gesang. Sie sollen von Gefangenen abstammen, welche Harun Bugra Chan im elften Jahrhundert von Mawar el Nahar *) mitbrachte und zwischen Maralbaschi und Katschar zwangsweise ansiedelte.

In den Tschengeldörfern graben sie sich Erdhöhlen, deren Dach über den umgebenden Erdboden nicht hervorragt.

Das Fort, mit einem 30 Fuß dicken, 25 Fuß hohen Erdwall, niedriger Brustwehr und Graben, gleicht allen übrigen im Lande; es ist ein Quadrat von 170 Yards, an den Ecken und in den Mitten mit vorspringenden, runden Bastionen, von welchen ersteren drei Thürme haben. Unweit davon erhebt sich ein erst kürzlich vom Emir errichteter Palast.

Neun Miles nordöstlich von dem Orte steigt ein mächtiger, schwarzer, dreispitziger Fels, anscheinend von Basalt, 2500 Fuß über der Ebene empor; ganz zerrissen und unzugänglich bildet er eine weithin sichtbare Landmarke. An seinem Nordfuße liegt ein Heiligengrab von großem Rufe; so wie die Reisenden auf der Straße nach Aksu, welche nur eine Mile von diesem „Pir Schereh Kuddam Murtaza Ali Tagh“ benamsten Berge vorbeizieht, dasselbe erblicken, steigen sie ab und sprechen ein Gebet.

Vier Tage nach der Ankunft Biddulph's langte nach zehnmonatlicher Abwesenheit auch der Beg von Urumtschi her an, wo er dem letzten Gefechte bei Manas beigewohnt hatte. Desertionen sollen das Heer des Emir dort sehr gelichtet haben; über 400 Mann flohen allein auf russisches Gebiet. Von dem Contingente von Maralbaschi waren nur vier Mann gefallen, aber zwanzig entwichen.

Biddulph begab sich dann nach Tscharwagh, der ersten Station auf der Straße nach Aksu, einem Dorfe von 250 Einwohnern, wo er einige Tage mit Jagd und Falkenbeize zubrachte. Namentlich gern hätte er einen Tiger geschossen, kam aber in dem Meer von hohem Grase nicht dazu. Nach den zahlreichen Fährten, anderen Anzeichen und den Aussagen der Eingeborenen muß dieser Tiger kleiner sein, als sein indischer Verwandter. Er unterscheidet sich von demselben auch in seinen Gewohnheiten, schleicht Nachts um die Dörfer, tödtet Hunde und Schafe und gleicht überhaupt mehr dem indischen Panther. Er soll zwar Menschen tödten, was aber nur selten vorzukommen scheint.

Ausgiebig war dagegen die Fasanenjagd mittelst Falken, und das Tödten von Gazellen und Füchsen durch abgerichtete Adler, welche selbst mit Wölfen nicht viel Federlesens machen. Mit der einen kraftvollen Klaue umklammern sie die Kehle ihres Opfers, mit der andern die Kinnbacken, und halten so eisern fest, daß das Thier ganz machtlos ist. Gehörnte Gazellen packen sie zuerst an den Lenden und passen dann einen günstigen Augenblick ab, wo sie mit Vermeidung der Hörner nach der Kehle greifen können. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn sich die mächtigen Vögel auf ihre Beute stürzen.

Auf demselben Wege, auf dem er gekommen, kehrte der Engländer nach Kaschgar zurück. Der Aufforderung, die Straße nach Aksu weiter zu verfolgen, konnte er leider nicht nachkommen. Er meint, daß er, wenn er bis Aksu selbst hätte vordringen wollen, auf keine Schwierigkeiten gestoßen wäre. Denn während seines ganzen Ausfluges war er in seinen Bewegungen frei und unbeaufsichtigt, erhielt stets die nöthigen Lebensbedürfnisse und wurde von allen Beamten zuvorkommend behandelt. Ja, als einmal ein Mollah in sein Zimmer eingedrungen war und ihn um einen Turban anbettelte, wurde derselbe vom Gouverneur streng bestraft.

* * *

Am 17. März dieses Jahres brach die englische Gesandtschaft wieder nach Indien auf, und erreichte nach einigen Tagen Yengihissar, von wo Forsyth einen Theil seines wissenschaftlichen Stabes (Oberst Gordon, die Capitains Trotter und Biddulph und Dr. Stoliczka) nach Westen detachirte, um über Pamir (türkisch, d. i. wüster Strich Landes) in Wachan einzudringen und von dort über Yassin und Gilgit oder durch Tschitral, am besten aber durch Badachschan und Kundus über den Hindukusch und Kabul nach Indien zurückzukehren.

Ueber die wichtigen geographischen Entdeckungen und Erkundigungen dieser Expedition berichten wir weiter unten; hier wollen wir zunächst den Inhalt eines Schreibens mittheilen, welches der Gesandte selbst d. d. 10. April 1874 aus Jengihissar an Bartle Frere über seine eigenen Excursionen im Lande des Emir gerichtet hat.

Im Februar besuchte er die Berge im Norden Kaschgars, in der Richtung nach Usch Turfan und mußte während der 14 Tage, welche die Reise dauerte, in den Zelten der Kirgisen herbergen. Die Kälte war sehr groß, der Schneefall stark, was beides den Beobachtungen Trotter's nicht sehr zu Statten kam. Doch konnten sie sich eine leidlich genaue Kenntniß von der Geographie des Landes und der dasselbe umschließenden Gebirge verschaffen, welche zeitweise in ihrer ganzen Erstreckung vom Togharma im Westen bis zu den Bergspitzen über Usch Turfan in großer Klarheit vor ihnen ausgebreitet dalagen.

Aus türkischen Büchern und dem Munde des Volkes sammelten sie viele Nachrichten namentlich über den nordöstlichen Theil des Landes; und obwohl ihr Wunsch, den Lop Noor, in welchen der Tarim, Dschetischahr's Hauptfluß, sich ergießt, zu besuchen, nicht in Erfüllung ging, so trösteten sie sich doch mit dem Gedanken, daß ihre Anwesenheit die Eingeborenen an den Anblick von Europäern gewöhnt und künftigen Forschern die Wege gebahnt hat.

Ihr Interesse an jenem See wurde auch dadurch gemindert, daß sich ergab, derselbe sei gar kein richtiger See, sondern nur eine Reihenfolge von Sümpfen und Morästen, durch welche hier und da ein Wasserlauf sich hinzieht, also nur eine große Ausgabe der im Lande öfter vorkommenden Sümpfe und ein Seitenstück zu dem riesigen Moore am Nordfuße des Thian schan.

Forsyth's Interesse wurde namentlich durch den wandernden Sand der Gobi (türkisch, bedeutet nichts als „groß“) und die verschütteten Städte angezogen; und zu seiner Freude brauchte er gar nicht weit nach Osten vorzudringen, um beides zu sehen. Schon auf dem Hinwege hörte er, daß nur etwa 40 Miles nordöstlich von Jengihissar in der großen Wüste oder „Küm“ (d. i. Sand) eine alte Stadt

*) D. i. das Land zwischen Syr und Amu Darja.

begraben liege. Er zog nähere Erkundigungen ein, und machte sich, als er auf dem Rückwege wieder Jengihissar berührte, dorthin auf den Weg. Es war der 1. April; die Gesellschaft bestand aus Forsyth und dem bekannten Dr. Bellew.

Die ersten 12 Miles ging es über wohlbebautes und mit zahlreichen Gehöften bedecktes Land. Die Pappeln trieben ihre ersten Blüthen und die Weiden warteten nur auf den ersten warmen Tag, um ein Gleiches zu thun. Das sind die beiden Hauptbäume des Landes, abgesehen von allerlei Obstbäumen, worunter auch Wallnüsse. Dann begann die Wüste mit ihren Sandhügeln und Wellen. Sofort wurde das Wasser brakig und spärlich.

Einige Miles abseit sah man einen Brunnen mit Schutzdach, worunter, wie gewöhnlich, ein Fakir hauste, der den Wanderern half und den Brunnen vor dem Verschüttetwerden bewahrte. Weiterhin wurde ein Heiligengrab mit Brunnen passirt, wo der Aufseher diesen, wie allen vorbeiziehenden Reisenden, ein Stück Brot auf hölzernem Teller und eine Tasse Thee darreichte. 10 Miles weiter lag das Grab der Hazrat Begam, angeblich einer im 9. Jahrhundert verstorbenen Tochter eines Padschah von Rum, aus nichts als einem Haufen Sand bestehend, in welchen fromme Pilger ihre Votivfähnlein gesteckt hatten. Daneben liegt ein ausgedehntes Hospiz mit zwei Höfen zur Aufnahme von Thieren und Menschen gewöhnlichen und höhern Standes. An der Westseite des innern Hofes steht die Moschee und ein riesiger Pappelbaum, welcher die Angaben über das Alter dieser Stiftung bestätigt. Der Vorsteher dieses und des 18 Miles weiter gelegenen Urdam-Padschah-Heiligthums ist Schah Makrud, ein Greis von 87 Jahren, welcher in seinem ganzen Leben nie über das nächste Dorf hinausgekommen ist und deswegen auch wohl nie einen Tropfen süßen Wassers gekostet hat. Denn der heilige Brunnen von Hazrat Begam liefert nur salziges. Dennoch ist der Alte gesund und munter, sieht aus wie ein recht jovialer Abt und legt die 18 Miles lange Strecke zwischen den beiden seiner Obhut anvertrauten Heiligthümern, wie nur der jüngste Mann, zu Pferde zurück. Der Scheich gab den Fremden viel werthvolle Aufschlüsse; denn über ihn waren alle Revolutionen unschädlich hinweggegangen. Gefahr droht ihm nur von dem Sandmeere, dessen Vorrücken er seit 80 Jahren beobachtet hat.

Die Geschichte von Urdam Padschah lautet nach dem Scheich folgendermaßen: Als Satik Boghra Chan, König von Kaschgar, etwa um 970 Mohammedaner wurde, überzog er in seinem Glaubenseifer alle seine Nachbaren mit Krieg. Diese jedoch überfielen seinen Sohn Aralau Chan bei Urdam Padschah und tödteten ihn und sein ganzes Heer. Aralau Chan's Bruder kam zu spät, ihn zu retten, verfolgte aber die Feinde bis Fragyar und vernichtete sie. Dann kehrte er um, um seinem Bruder und den anderen Glaubensmärtyrern ein ehrenvolles Begräbniß zu bereiten. Aber als er die zuvor blühende Gegend bei Urdam Padschah erreichte, fand er statt dessen eine Sandwüste: die Elemente selbst hatten die treuen Anhänger des Propheten begraben. Auch eine ganze Stadt, die er auf dem Hinmarsche erstürmt hatte, war vom Erdboden verschwunden.

Alsbald machten sich nun die Engländer mit Spaten und Spitzhacke in der vom Scheich ihnen angedeuteten Richtung auf den Weg, erreichten eine kleine Erhöhung in der Wüste und entdeckten bei weiterm Nachforschen Ruinen anscheinend von zwei Thürmen. Die Ausgrabungen förderten Stücke Glas, glasirtes Steingut und zwei Münzen zu Tage, deren eine eine ziemlich erkennbare Aufschrift in unbekannten Zeichen trug. Merkwürdig ist das Vorkommen von Glas, welches jetzt in Ostturkestan unbekannt ist und vor Zeiten wahrscheinlich aus China dorthin kam. Da in diesem Lande jetzt und gewiß auch seit je die Häuser aus Lehm bestanden und solche aus Stein oder Backstein äußerst selten sind, so darf es kein Wunder nehmen, daß die aufgefundenen Ruinen so unbedeutend sind.

Dann ritten die beiden Herren nach Urdam Padschah und fanden unterwegs das Aussehen der Wüste vollkommen verändert. Nach Ueberschreitung einer langen, niedrigen Hügelkette begann nämlich der wandernde Sand, welcher von oben gesehen einem heftig bewegten Meere gleicht. Woge hinter Woge, oft bis zu einer Höhe von 100 Fuß, steigt und fällt der Sand, stets in derselben Richtung auf der nordwestlichen Seite allmälig sich erhebend, um gegen Südosten schroff abzufallen. Zwischen den Wellen zeigt sich der ursprüngliche Boden der Wüste, ab und zu mit Gesträuch und Rohr bewachsen. Der Weg führte bei einem halb im Sande begrabenen Hospiz vorbei, welches vor einem Jahrhundert erbaut worden war. Schah Makrud konnte sich noch der Zeit erinnern, da es draußen auf freier Ebene und fern von jeder Gefahr dastand, bis vor dreißig Jahren der nahende Sand die Einwohner verjagte. Noch heute sieht es aus, als wäre es erst gestern verlassen worden; aber die Vernichtung ist nahe. Gerade hinter dem Gebäude steigt eine Sandwoge ganze 100 Fuß empor, von deren Spitze der Sand langsam herunterrieselt, um mit der Zeit das ganze Gebäude zu bedecken.

An einer andern Stelle war ein Hospiz, welches der Scheich selbst erbaut hatte, schon vollständig begraben. Jetzt sieht man keine Spur mehr davon. Bei Aralau's Grabe hat der jetzige Emir ein sehr hübsches Hospiz mit einer Moschee errichtet, das noch in offener Ebene steht; aber Forsyth fürchtet, daß zukünftige Forscher in Centralasien seine Spuren vergeblich suchen werden.

Diese Sandhügel sind von dem darunter liegenden Boden ganz verschieden und rücken mit solcher Regelmäßigkeit von Nordwesten vor, daß alle Gebäude außerhalb dieses Striches vollkommen sicher sind. Während in anderen Theilen der Wüste das ganze Jahr über Staub und Sand die Luft erfüllt, rücken diese Wogen nur während der Monate April und Mai vor. Forsyth's Ansicht ist, daß wenn diese Sandmassen aus der östlich gelegenen Gobi herrühren, sie zuerst nach Westen getrieben, dort vom Thian schan aufgehalten und durch Wirbelwinde zu der südöstlichen Richtung gebracht werden. Doch ist dies nur eine Vermuthung, und das Factum bedarf jedenfalls noch genauerer Untersuchungen und Erklärungen.

---

# Sir W. R. Wilde über die Bevölkerung Irlands.

(Vorgetragen in der britischen Naturforscherversammlung zu Belfast.)

Die vorgeschichtlichen Reste Irlands beweisen, daß auch hier der in Häute gekleidete Urmensch mit seinen Stein-, Knochen- und Holzwaffen, mit seinen Muschelzierrathen, seinem unglasirten irdenen Geschirr lebte und als nomadischer Jäger oder Fischer die irischen Ebenen, Forste und Wiesen durchstreifte. Er kämpfte hier mit dem Bären, dem Wolf, dem Fuchs, dem Fischadler, dem Seehunde, deren Fleisch er zur Nahrung bedurfte, wie in Mitteleuropa die primitiven Völker mit dem Auerochsen kämpften. Meiner Ansicht nach waren aber das Renthier, der Elephant und wahrscheinlich auch der Moschusochs bereits ausgestorben, als der Mensch in Erin auftrat, und ebensowenig glaube ich, daß unsere Vorfahren noch mit dem König des Hirschgeschlechts, dem irischen Riesenelk, zusammenlebten; indessen kann ich mich hierin irren.

Was die Authenticität unserer frühesten Chroniken und Legenden betrifft, soweit dieselben sich auf die ersten Einwanderungen beziehen, so will ich hier zwei Bemerkungen machen, eine chronologische und ein topographische. Christliche Schreiber verfaßten unsere irischen Annalen zuerst entweder in gaelischer oder lateinischer Sprache und vermischten sie mit classischen Geschichten und biblischen Erzählungen, namentlich solchen, die sich auf die Zerstreuung der Menschen nach der Sintfluth bezogen. Sind nun auch diese alten irischen Manuscripte, wie aus der Form ihrer Buchstaben, ihrer Sprache &c. hervorgeht, nicht vor dem 9. oder 10. Jahrhundert, oder wie andere wollen, gar erst im 12. oder 13. Jahrhundert niedergeschrieben worden, so liegen ihnen doch ältere Materialien, Traditionen &c. zu Grunde. Sucht man diese herauszuschälen, so erkennt man dabei eine Reihenfolge von Völkerschaften, die nach und nach in Irland auftraten.

Zuerst hören wir von den Firbolgs. Sie waren Schäfer und Ackerbauer, verstanden jedoch nichts von der Metallbearbeitung. Indessen waren sie keineswegs rohe Wilde, sondern standen etwa auf der Stufe wie die Maoris, als wir diese kennen lernten. Die Firbolgs waren ein kleines, straffhaariges, dunkles Volk, dessen Nachkommen noch heute nachgewiesen werden können. Einer ihrer Landsleute, der vor zweihundert Jahren in Galway lebte, beschreibt sie als dunkelhaarig, schwatzhaft, umherstreifend, unstät, als Störenfriede in jeglicher Versammlung, Verursacher von Streitigkeiten. Meiner Ansicht nach bildeten sie mit den beiden zunächst zu schildernden Völkern den Grundstock unserer sogenannten keltischen Bevölkerung, die kriegerisch, gelegentlich nomadisch, ausdauernd, streitsüchtig, feudal und ihren Oberen ergeben, hart arbeitend, wenig wirthschaftlich und, wenn ihr Bedürfniß befriedigt war, auch faul ist. Dieser von Macfirbis gegebenen Charakteristik möchte ich hinzufügen, daß die ungewöhnliche Combination von blauen oder blaugrauen Augen mit dunklen Augenwimpern und dunklem Teint bei ihnen vorhanden ist. Nach statistischen Mittheilungen der „Great Midland Western Railway“ wandern durchschnittlich im Jahre 30,000 dieser Leute, Nachkömmlinge der dunkeln Firbolgs und hellen Dannans, nach England um dort in den Ackerbaugegenden bei der Ernte zu helfen. Suchen wir nun dieses Volk (die Firbolgs) mit den Ueberresten der Vorzeit in Verbindung zu bringen, so sind sie, meiner Ansicht nach, die Erbauer der Erdmounds und der Einfriedigungen (enclosures). Sie beerdigten meistens ihre Todten ohne sie zu verbrennen; waren diese Häuptlinge oder hervorragende Persönlichkeiten, so wurden sie unter einem Cromlech oder Tumulus beigesetzt. Ihre Schädel waren eirund und an den Seiten abgeflacht.

Die nächste Einwanderung, von welcher die Annalen berichten, ist jene der Tuatha-de-dannans. Sie waren ein großes, helles, kriegerisches, sehr energisches, dem Fortschritte ergebenes, in der Metallarbeit erfahrenes, musikalisches, dichterisches, mit der Heilkunst vertrautes, dem Druidenthum ergebenes Volk, dem man auch nekromantische und magische Künste zuschrieb, das namentlich aber auch in der Kunst des Metallschmelzens, in der Herstellung von Waffen, Geräthen und Zierrathen sehr erfahren war. Von den Firbolgs und Dannans wurde die Sagenwelt und Mythologie Irlands geschaffen. Die Dannans sprachen dieselbe Sprache wie ihre Vorgänger, die Firbolgs; sie kämpften aber zusammen um die Oberherrschaft und der „Mann des Metalls“ siegte und trieb einen großen Theil der Firbolgs nach den Küsteninseln, wo diese ihren letzten Wohnsitz fanden. Gelegentlich aber, als eine beiden Völkern feindliche Macht ihren Einfluß auf sie auszuüben begann, verschmolzen sich Firbolgs und Dannans und diese Verschmelzung währt bis zum heutigen Tage. So erwuchs die echte altirische Bauern- und Farmerbevölkerung. Die Dannans hatten eine mehr runde Kopfform; meistens verbrannten sie ihre Todten und brachten deren Manen Opfer; die Urne mit dem eingeäscherten Opfer, thierischen oder menschlichen Ursprungs, wurde in das Grab des Heros eingesetzt, der entweder der Länge nach ausgestreckt, oder nach Art der peruanischen Mumien zusammengekauert darin lag.

Es ist bekannt, daß die Dannans lange in Irland herrschten, bis die Invasion der „Milesier“ stattfand, die als tapfer, ritterlich, im Kriege erfahren, gute Seeleute, stolz, herrschsüchtig, nach Geist und Körper ihren Vorgängern überlegen geschildert werden. Sie setzten die Dannankönige ab und erhoben sich zum herrschenden Volke, indem sie die Souveränetät an sich rissen. Aus ihnen ging die Aristokratie des Landes, gingen die Großgrundbesitzer hervor, jene ersten Familien des Landes, die besonders noch an dem ihren Namen vorgesetzten „O“ oder „Mac“ zu erkennen sind. Wann dieses Volk in Irland auftrat, kann mit Sicherheit nicht bestimmt werden, doch geschah das noch vor Beginn der christlichen Zeitrechnung. Es wird behauptet, daß sie von der spanischen Küste kamen.

Alle diese drei Völker waren meiner Ansicht nach keltischen Ursprungs; sie sprachen ein und dieselbe Sprache, die von ihren Nachkommen noch geredet wird. Als sie mit der Schrift bekannt wurden, schrieben sie ihre Geschichte irisch nieder. Zweifelsohne verschmolzen sie untereinander, doch ist diese Verschmelzung eine keineswegs rasche und vollständige gewesen.

In meiner Jugend war es in Connaught eine Ausnahme, daß ein Mensch sowohl englisch wie irisch sprach. Im Jahre 1851, als der erste Census der irisch sprechenden Bevölkerung aufgenommen wurde — nachdem das Land dreiviertel Millionen Menschen namentlich irischer Race verloren —, belief sich die irisch redende Bevölkerung in runder Summe auf $1\frac{1}{2}$ Millionen. Im Jahre 1861 war dieselbe schon

um eine halbe Million geringer und der letzte Census, jener von 1871, weist eine irisch redende Bevölkerung von nur 817,865 Seelen auf. Die Procentsätze gegenüber der ganzen Bevölkerung waren in den verschiedenen Provinzen folgende:

| | | |
|---|---|---|
| In Leinster . . . | 1,2 | Procent irisch Redende. |
| In Munster . . . | 27,7 | |
| In Ulster . . . . | 4,6 | |
| In Connaught . | 39,0 | |
| Ganz Irland . . | 15,1 | |

Kilkenny und Louth sind die Counties in Leinster, wo die Sprache noch am meisten geredet wird. In Munster sind in dieser Beziehung Kerry, Clare und Waterford zu nennen. In Ulster: Donegal, wo 28 Proc. der Bevölkerung irisch reden; in Connaught dagegen, wo die Ueberreste der frühesten irischen Bevölkerung sitzen, finden wir noch 56 Proc. irisch Redende. (Oben sind 39 Proc. angegeben.) Nach meiner eigenen Erfahrung weiß ich, daß in den Counties Mayo und Galway eine große Anzahl Menschen nicht englisch reden kann.

So gewahren wir denn, daß von der Bevölkerung Irlands, die heute aus etwa $5\frac{1}{2}$ Millionen Seelen besteht, nach dem Census vom April 1871 nicht mehr als nur 817,865 noch irisch sprechen und es gehört keine große Prophetengabe dazu, daß dies die größte Anzahl ist, von der wir künftig zu reden haben werden. Ueber die Ursachen dieses Rückgangs habe ich hier nicht zu sprechen. Die Kelten sind die großen Pioniere der Civilisation gewesen und jetzt eine Macht in der Welt (?). Sind sie nicht numerisch die herrschende (?) Race in Amerika und haben sie nicht reichlich Australien und Neuseeland bevölkert?

Wir sind jetzt bei einer Periode angelangt, bei der Sie erwarten können, daß der heimische Annalist die Eroberung und Colonisirung des Landes durch die Herrin der Welt schildern wird. Ohne einen Grund dafür anzugeben, habe ich nur zu bemerken, daß die Römer niemals, weder als Krieger noch als Colonen, in Irland Fuß faßten; daher auch die Armuth von römischen Beimischungen bei uns. Nachdem ich oben die Milesier erwähnt habe, muß ich noch von den Dänen, den Skandinaviern und Normännern reden, den heidnischen Seekönigen, die unsere Küsten heimsuchten, unsere Kirchen und Klöster beraubten, gleichzeitig aber — ich muß es gestehen — den Wohlstand einiger unserer Städte und Ortschaften begründen halfen, in der Zeit von 795 bis zur Schlacht von Clontarf im Jahr 1014, als der kriegerische Theil der Skandinavier schließlich aus unserm Lande verjagt wurde.

Wir haben die letzte Periode zu behandeln. Die Römer hatten Britannien besetzt; die Sachsen folgten; die Dänen waren zeitweise Landesbesitzer. Die Heptarchie bestand, bis Harold, der letzte der Sachsenkönige, bei Hastings fiel und England sich vor jener Mischung von normännischem, wälschem, skandinavischem — im Allgemeinen keltischem Blute beugte, welches Wilhelm von Frankreichs Gestade herüberführte. Die sächsische Dynastie ging zu Grunde, die Briten von damals söhnten sich mit der Eroberung aus und nicht nur die Soldaten, sondern auch die normännischen Barone vermischten sich mit dem Volke des Reichs und trugen stark dazu bei es zu dem zu machen, was es jetzt ist. Diese Verschmelzung der Racen, die Assimilation der Gefühle, der Austausch der Gedanken muß stets zu einem günstigen Ergebnisse führen. Die Anglonormannen kamen zu uns im Jahre 1172 als eine sehr gemischte Race, doch ihre Führer waren zumeist französischer und normännischer Abkunft. Warum sie kamen und was sie thaten habe ich nicht zu erörtern. Ich möchte jedoch eine gewöhnliche Vorstellung hier berichtigen, nämlich die, daß die normännischen Barone Heinrich's II. Irland eroberten. Sie nahmen einige Städte ein, bildeten ein „Pale", legten Steuern auf, schickten uns eine Soldateska, vertheilten das Land und führten eine neue Sprache ein; doch die Unterjochung Irlands erstreckte sich nicht über das Land im großen Ganzen und es blieb erst dem Jahre 1846 sowie den nachfolgenden fünf oder sechs Jahren vorbehalten, die Eroberung Irlands durch die Kartoffelkrankheit und die gouvernementale Aenderung des Kornwerthes zu vollenden. Damals wanderten ins Arbeitshaus oder ins Exil etwa zwei Millionen Menschen irischer Race, abgerechnet jene die an Seuchen zu Grunde gingen.

Mir scheint es, daß einer der größten Fehler in Irland der Mangel an Racenvermischung, an Verschmelzung der Meinungen und Gefühle gewesen ist, der Mangel an einem „Nimm- und Giebsystem". Was die Mischung betrifft, so kann es wohl keine bessere als die des Sachsen und Kelten geben. Schaut hin, was die Racenmischung für uns in Irland bewirkt hat! Der Firbolg brachte uns Ackerbau, der Dannan die Metallbearbeitung, der Milesier Schönheit und Staatskunst, der Däne Handel und Schifffahrt, der Anglonormanne Ritterlichkeit und geordnetes Staatswesen und in späterer Zeit lehrten uns französische Emigranten eine vervollkommnete Art der Weberei.

---

# Der Ramadan in Arabien *).

## I.

Wichtigkeit des Ramadan. — Bestimmung seines Anfangs. — Der Bote von Mekka. — Nächtliche Geschäftigkeit. — Lebhaftigkeit des Markts. — Der Sklavenmarkt. — Negersklaven. — Abessinier. — Wohlfeilheit der Sklaven. — Die Tagesqualen der Fastenden. — Ihre Streitsucht.

Wer am Leben der Morgenländer Interesse nimmt, der wird es vorzüglich im Ramadan beobachten. Zu keiner andern Zeit offenbart sich dieses Leben charakteristischer. Der oberflächtiche Reisende wird freilich behaupten, daß, wer den Ramadan in einer moslemischen Stadt gesehen, ihn in allen gesehen hat. Wer aber eingehend beobachtet, wird finden, daß, wie in anderen Sittenzügen, so auch in diesem, interessante locale Unterschiede walten; und diese geben der Sittenschilderung ihre Würze. Jedes Land des Orients hat seine eigene Physiognomie auch hierin. In jedem meiner frühe-

*) Wir haben uns vorbehalten, zeitweilig einige Mittheilungen aus Heinrich von Maltzan's Reisen in Arabien (Braunschweig. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn) zu geben, und wiederholt auf dieses eben so lehrreiche als unterhaltende Werk aufmerksam zu machen. Unseren Lesern werden diese Schilderungen jedenfalls willkommen sein.

ren Reisewerke habe ich darum dem Ramadan (bald in Tunis, bald in Algerien ꝛc.) ein Capitel gewidmet. So will ich es auch hier thun. Es wird aber kürzer werden, als seine Vettern, denn im heiligen Hedschas ist der Ramadan auch zu heilig, um viel Unterhaltungsstoff zu bieten.

Dieser Monat, in welchem dem Moslem das beschwerliche Fasten bevorsteht, wird dennoch von ihm herbeigesehnt; je heiliger man ist, desto sehnlicher, in dem fanatischen Hedschas also mit verdoppelter Inbrunst. Da die astronomische Bestimmung nicht genügt, sondern der Neumond von glaubwürdigen Schohud (Zeugen) gesehen worden sein muß, und er im Jahre 1870 in Dschedda in die Regenzeit fiel, so war man dort im Unklaren, wann die Fasten beginnen. Am Abend des 23. November stand Neumond im Kalender. Man vernahm aber nicht den Kanonenschuß des Sonnenuntergangs, welcher den Ramadan ankündigt. Alles bereitete sich vor, den nächsten Tag noch zum Schaban-Monat zu rechnen.

Da plötzlich weckte in später Nachtstunde ein Kanonenschuß die Dschedbaner. Der Mond war in Mekka gesehen worden und ein Reiter hatte in fünf Stunden den Weg hierher, zu dem Pilger anderthalb Tage brauchen, zurückgelegt, um die Nachricht zu bringen. Da Mekka Autorität bildet, so war die Frage entschieden. Es hält freilich schwer, den Moslem zu einer so schnellen That zu bewegen. Aber der Anfang des Ramadan ist eine so wichtige Sache, Wohl und Wehe scheinen so ganz von ihm abzuhängen, daß selbst ein mohammedanischer Bote fähig wird, in fünf Stunden von Mekka zu kommen. Dieser Bote wird stets reich belohnt, und ist für den ganzen Monat der Gast des Gouverneurs.

Nun war aber ganz Dschedda in Verlegenheit gesetzt. Viele hatten ihre Einkäufe auf morgen verschoben. Das Schlimmste war, daß es den Meisten am Frühmahl fehlte, was im Ramadan vor der Morgendämmerung genossen wird. Daher entstand mitten in der Nacht ein geschäftiges Treiben und Hin- und Herlaufen. Jeder suchte von seinem Nachbar zu borgen, da die Läden geschlossen waren. Viel kam nicht dabei heraus, denn die Moslems sind schlechte Vorrathssammler, und so begannen die meisten den Tag wirklich nüchtern. Das war ein hartes Fasten, die vollen 12 Stunden ohne Morgenprovision.

Dadurch kam es, daß am ersten Ramadanmorgen dies Jahr der Markt noch besonders lebhaft war, während er sonst in diesem Monat sich erst um Mittag belebt. Die Läden öffneten sich früh; Karawanen durchzogen lärmend die Straßen; überall liefen gravitätische Moslems mit Körben umher; der Fischmarkt war in vollem Glanz und Leben. Selbst die halbwilden Beduinen, mit dem krummen Dolch im Gürtel, dem vergoldeten Kopfwulst und dem blauen Hemd machten einen letzten Ueberfall über Stadt und Markt: friedlich nach ihrer Auffassung, aber von sehr räuberischem Ansehen.

Mich litt es nicht zu Hause. Ich mußte das bunte Leben mit ansehen. Die Belebtheit des Marktes war eine außerordentliche. Nicht nur ganz Dschedda schien hier zusammengeströmt, sondern auch drei Pilgerschiffe waren angekommen und die ganze Stadt mit weißen Ihramträgern in der gewohnten, malerischen Halbnacktheit angefüllt. Ich kannte zwar viele Budenbesitzer. Aber heute sah mich keiner, sie hatten alle vollauf zu thun.

Nachdem ich die bekannten Läden aufgesucht hatte, gerieth ich an ein mir noch neues Kaufhaus, wo zwar keine Waare, wohl aber eine Menge Schwarzer zu sehen war. Ich erkundigte mich nach der Bestimmung dieses Hauses. Aber Niemand wollte heraus mit der Sprache. Ich hatte den Sklavenmarkt entdeckt, der hier trotz Verträgen und Reformen noch ganz offen gehalten wird. Nur gegen mich, wie überhaupt gegen Europäer war man mißtrauisch. Früher haben nämlich die Consuln diesem Verkehr oft mit Erfolg gesteuert. Aber dieser Eifer ist erkaltet. Auch die Consuln entgehen dem Einflusse des Orients nicht. Die Apathie der Orientalen steckt sie an und lähmt ihre Schwingen. Zudem sehen sie auch bald ein, daß Alles, was sie erreichen, nur elendes Stückwerk ist. Fast jeder neue Consul kommt zwar mit eifrigen Vorsätzen her, bald aber erlahmt er, tröstet sich mit dem „Inschallah" (Wie es Gott gefällt) der Orientalen und läßt die Dinge gehen, wie sie gehen wollen. So ging es auch in Bezug auf das Sklavenwesen in Dschedda; da lange kein Consul mehr Einsprache dagegen erhob, so hat es sich nun wieder aus seinem Versteck herausgewagt und steht jetzt von Neuem in verhältnißmäßiger Blüthe.

Es war ein seltsames Gefühl, das mich erfaßte, als ich diesen Sklavenmarkt betrat. Wirkten einestheils die fürchterliche Häßlichkeit, die dicken Lippen, Plattnasen, der stupide Ausdruck und dabei das blödsinnige Lachen der echten Neger abschreckend auf mich, so konnte ich mich andererseits doch nicht des Mitleids erwehren, wenn ich sah, wie um diese menschliche Waare von einigen rohen Beduinen, die sie in barschester Weise anschrien, betasteten, auszogen, kurz wie ein zu kaufendes Thier behandelten, gefeilscht wurde. Besonders erregt wurde jedoch mein Mitleid durch den Anblick der abessinischen Sklaven, die sich von den Negern im Aeußern aufs Vortheilhafteste unterscheiden, ebenso regelmäßige Züge, wie die meisten Europäer, und dabei fast immer einen höchst gewinnenden, sanften, halb schwärmerischen, halb melancholischen Gesichtsausdruck besitzen. Diese Leute als menschliche Waare zu behandeln, kommt uns fast ebenso vor, als wenn man unsere Landsleute verkaufen würde. Bei den echten Negern berührt uns die Sache weniger fühlbar, besonders da diese, wie ihr beständiges Lachen andeuten dürfte, ihr Loos gar nicht so schwer zu empfinden scheinen. Unter den Abessiniern dagegen sah ich keinen einzigen lächeln. Stumme Resignation, stille Schwermuth lag auf allen Gesichtern. Solche Menschen so roh behandelt zu sehen, kam mir empörend vor. Die Araber dagegen scheinen gar keinen Unterschied zwischen den Abessiniern und den echten Negern, die doch so tief unter jenen stehen, zu machen. Im Gegentheil, sie scheinen sogar mehr Sympathie mit letzteren zu hegen. Der echte Neger, der so gut wie keine Religion besaß, ehe er Sklave wurde, ist dem gewöhnlichen Moslem auch deshalb willkommen, weil bei ihm alle Cultusbegriffe tabula rasa sind, auf der mit Leichtigkeit das dürftige Gebäude von Aberglauben, die spärliche Dosis religiöser Erkenntniß, die der Araber dem gewöhnlichen Sklaven zu Theil werden läßt, eingegraben werden kann. Der Abessinier dagegen war in den meisten Fällen Christ, ehe er in die Sklaverei fortgeschleppt wurde; schon aus diesem Grunde ist er oft dem Moslem verhaßt; dann genügt ihm selten eine so niedere Stufe von Cultusbegriffen, wie die, mit der die Neger abgefunden werden. Auch dieser Gegensatz der Confessionen des Sklaven und des künftigen Herrn ist geeignet, tiefes Mitgefühl mit den Abessiniern zu erregen. Wie schwach auch immer ihre eigene Erkenntniß sein mag, so muß ihnen doch der Fanatismus der Moslems im höchsten Grade drückend erscheinen, der Alles, was man sie in ihrer Jugend gelehrt, verdammt. Dieses Mitgefühl zu steigern, trägt gleichfalls die örtliche Nähe ihres Vaterlandes bei. Wenn man bedenkt, daß dieses Vaterland nur wenige Tagereisen von hier entfernt ist, so wird der Contrast zwischen der Freiheit, die sie dort genossen, und dem jämmerlichen Stande, welcher hier ihr Loos ist, uns besonders nahe gelegt.

Man hat viel von der guten Behandlung der Sklaven von Seiten der Moslems gesprochen. Im Ganzen hat es damit auch seine Richtigkeit. Doch giebt es Ausnahmen. Die Beduinen z. B. behandeln ihre Sklaven nicht viel besser, als das liebe Vieh. Außerdem können die Herren oft mit dem besten Willen dem Sklaven kein erträgliches Loos bereiten, da sie selbst kaum das tägliche Brot haben. Hier hat nämlich Jedermann Sklaven, Reiche wie Arme. Der Ankauf kostet zwischen 30 und 80 Thaler, und dafür hat man also umsonst einen Diener, dessen Bekleidung und Unterhalt auch keine großen Auslagen erfordert. Man giebt ihm ein Lendentuch und täglich ein Stück trockenes Brot; mehr bekommen die allerwenigsten Sklaven. Die Arbeit, die man von ihnen fordert, ist freilich auch nicht groß, aber immer noch groß für die mangelhafte Ernährung. In den Schiffen gar gehören die Sklaven so zu sagen zum Inventar. Oft sah ich in Dschedda Neger, die Tag und Nacht in einem Kahn zubrachten. Ihr Herr war ein armer Bootsmann, der aber trotzdem Sklaven gekauft hatte, weil sie ihm sehr nützlich waren.

Dieser erste Tag war übrigens auch der letzte in diesem Monat, an dem Sklaven verkauft wurden. Wie alle Geschäfte, so ruht auch dieses im heiligen Monat. Der ganze Handel beschränkt sich auf den täglichen Consum. Die Kaufleute und wohlhabenderen Männer bleiben über Tags zu Hause und die Straßen sind hauptsächlich dem zahlreichen bettelarmen Volk überlassen, an dem jede moslemische Stadt Ueberfluß besitzt. Die Kaffeehäuser, die zwar so zu sagen geschlossen sind, bieten diesem Volke dennoch insofern ein Asyl, als vor jedem zahlreiche Bänke auf der Straße stehen und natürlich nicht hineingenommen werden; das wäre eine hier zu Lande ganz unerhörte Vorsicht. Da sitzen sie gelangweilt und im Halbschlafe die Zeit vergähnend. Die gewohnte Cigarette oder Wasserpfeife, die hier selbst der Aermste raucht, entbehren sie schwer. Ihre Laune ist gewöhnlich über Tags eine sehr schlechte. Auch ist es sprüchwörtlich geworden, daß der Ramadan ein Monat des Zanks und des Streits ist. Fast täglich sieht man Scenen von Raufereien und Prügeleien in diesem heiligen Monat. Ja, man behauptet sogar von manchen Leuten, die der obern Classe des Volkes angehören, daß sie keinen Abend die Fasten brechen, ohne vorher ihr kleines Streitchen, das oft ein großes wird, „genossen“ zu haben. Ein solches gemüthliches „Streitchen“ ist für diese Leute ein nothwendiges Ramadanvergnügen, etwa wie rohen Nordeuropäern der „Sonntagsrausch“.

---

# Schilderungen aus Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

## Die Küche der russischen Sibiriaken.

Die culinarische Geschicklichkeit und die culinarischen Bedürfnisse sind unstreitig mit ein Zeichen der Culturstufe eines Volkes und des Individuums. Wenn wir den Russen, ganz besonders aber den russischen Bewohner Sibiriens, von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, so können wir ihm keine hohe Stelle auf der Culturleiter der Völker anweisen.

Wir haben schon früher gesagt, daß der Russe keine feineren Küchengewächse baut. Als ich und verschiedene meiner Collegen uns Petersilien-, Porré-, Salat-, Kohlrabi-, Blumenkohl- und ähnliche Samen aus Warschau kommen ließen, dieselben anbaueten, um später die Producte für unsern Tisch nach europäischer Manier zu verwenden, lächelten unsere russischen Nachbaren und Nachbarinnen, schüttelten mit dem Kopfe und meinten, als ihre anfänglichen Prophezeiungen, daß die genannten Gewächse das Klima Sibiriens nicht aushalten würden, glücklich Fiasco gemacht hatten, daß ihre Speisen, welche ohne dergleichen Zuthaten bereitet werden, doch viel schmackhafter seien als unsere.

Ich will, um dem Leser die Möglichkeit zur selbständigen Beurtheilung des russischen Geschmackes in Bezug auf die Speisen zu ermöglichen, in aller Kürze ihre Zubereitung beschreiben.

Früh zwischen 4 und 5 Uhr steht die Wirthin oder ihre erwachsene Tochter, auch wohl die Dienstmagd, wenn eine solche im Hause ist, auf, heizt den Ofen und bereitet den Teig zum Backen, da fast alle Tage frisches Brot und in Ringform gestaltete Semmel aus Weizenschrot gebacken wird. Eigentliches Mehl gehört derzeit in Sibirien noch zu den Luxusartikeln und erscheint Gebäck aus solchem nur auf den Tischen der Reichen.

Nachdem das Holz im Ofen ausgebrannt und das Gebäck geformt und aufgegangen ist, wird der Ofen ausgefegt, und Brot und Semmeln werden in denselben geschoben. Die ringförmigen Semmeln heißen „Kollatsche“. Eine zweite sehr beliebte Form bilden Fladen, welche mit frischem Käsequark und Eigelb belegt sind; sie heißen „Schangi“, und bilden ein Lieblingsessen des Sibiriers. Den Käsequark vertritt häufig Sahne, beim Armen auch Kartoffel- oder Mohrrübenbrei. Im Nothfalle werden sowohl die Kollatsche wie die Schangi aus Roggenmehlschrot (welches durchgesiebt wird) gebacken.

Während sich das Brot im Ofen befindet, macht sich die Wirthin an die Zubereitung des Frühstücks und der anderen Mahlzeiten. Zum Frühstücke gehört Thee (aus Formthee bereitet), Kollatsche und Schangi und, wenn Kartoffeln im Hause sind, in der Ofenhitze gebratene Kartoffeln. Wenn sie sehr klein sind, werden sie mit den Schalen gekocht und später mit Salz verzehrt. Man darf, wenn man mit dem Sibirier ißt, bei Leibe nicht die Kartoffel, oder was es sonst sei, ins Salz „tauchen“; das hieße eine ungeheuere Sünde begehen, da der Herr Jesus den Bissen Brot eintauchte, welchen er Judas hingereicht hat, und dieser, der den eingetauchten Bissen verzehrte, wurde Verräther am Herrn. Man muß also um einen Bissen Brot, ein Stückchen Fleisch, eine Kartoffel zu salzen, immer aus dem gemeinsamen Salzgefäße eine Prise nehmen und mit ihr die genannten Gegenstände bestreuen.

Gleichzeitig mit dem Frühstück beginnt die Zubereitung des Mittag- und Abendbrotes. Ein der Anzahl der Familienglieder entsprechend großer Topf, der ohne Henkel ist und ganz die Form einer Urne hat, wurde mit Sauerkohl, einer Handvoll Grütze und etwas Fleisch gefüllt, mittelst

einer an einem langen Stiele befestigten Gabel *), deren Zinken nach innen gebogen sind, in den heißen Ofen gestellt. Dieser Mischmasch heißt, wenn er fertig ist, „Schtschy“, ein anderer aus Kartoffeln und Fleisch bereiteter, welcher ihn vertritt, heißt „Pochlobka“. Die Pochlobka kommt nur während des Winters auf den Tisch, da die Wirthschaft des Russen, wie seine Wirthschaftsweise es mit sich bringt, keine Kartoffeln hat. Außer diesen beiden Suppengattungen kennt die russische Küche keine Fleischsuppen. Neben dem Topfe steht im Ofen eine größere Bratpfanne, auf der ein entsprechendes Stück Rind-, Kalb- oder Hammelfleisch liegt, welches, da es statt mit Butter, gewöhnlich mit Wasser untergossen ist, mehr stark ausgekochtes Fleisch, als guter Braten wird.

Außer diesem wird noch ein „Pirog“ **) angefertigt. Dieser Pirog ist, wenn gut hergerichtet, wirklich kein übles Gericht. Er besteht aus fein gehacktem Fleische (es sollen immer mehrere Fleischgattungen genommen werden), das gesalzen und gewürzt in eine Hülle von Weizenteig gepackt und nun auf einer flachen Pfanne gebraten wird. Beim Armen besteht der Teig aus grobem Mehl, das Füllsel aus Mohrrüben, Kartoffeln oder gar aus Kraut und ist eben nur die Parodie auf den Pirog. Hin und wieder vertritt den Braten eine Ente, oder eine Gans, noch seltener Wild, das der Sibirier nicht liebt. Er zählt den Hasen zum Katzengeschlechte, den Bären zu den Hunden und verachtet ihr Fleisch; nur das Fleisch der wilden Wiederkäuer findet Gnade vor seinen Augen, jedoch verkauft er gern das Pfund Hirsch-, Reh- oder Elenthierfleisch für 1½ bis 2 Kopeken, wenn das Pfund Rindfleisch 6 bis 8 Kopeken kostet.

Nur das Maul vom Elenthier verzehrt er selbst. Es ist mit Essig und Pfeffer ein delicates Essen, und hat ganz die Form eines Gelée.

Der Russe fastet, wie Fürst Dolgorukow nachgewiesen hat, über zweihundert Tage im Jahre. Er hat eine sogenannte große Faste, welche runde sieben Wochen dauert; dann hat er eine dreiwöchentliche um Peter-Paul und die vierwöchentliche Adventfaste. Außer diesen langen Fasten hat er noch die Freitage jeder Woche, macht wieder fünf und eine halbe Woche, endlich kommen noch Quatemberfasten und Vigilien in ungezählter Menge, so daß, wenn man Alles in Allem nimmt, die Dolgorukow'sche Zahl ganz gut herauskommt.

Einige dieser Fasten sind so streng, daß der arme Rechtgläubige während derselben nicht einmal Milchspeisen und Eier genießen darf, und es bleibt ihm nur der Fisch als nahrhafte Speise übrig. Während anderer Fasten erlaubt die orthodoxe Kirche den Genuß von Milchspeisen und Eiern.

Während der Fastenzeit, in welcher selbst der Genuß von Milchspeisen verboten ist, ist die Küche sehr einfach. Es wird, wenn keine Fische vorhanden sind, einfach gar nicht gekocht. Man begnügt sich dann mit „Kwas“ und Rettig. Den Kwas bereitet jede russische Wirthin selbst und ich muß gestehen, daß ich dieses Getränk als sehr kräftigend und schmackhaft gefunden habe. Es ist keineswegs, wie sein Name bedeutet, sauer, sondern hat häufig einen angenehmen, süßlichen Geschmack. Der Kwas wird aus zweimal gebackenem Brote, das mit Honig fermentirt und dem gegen Ende der Fermentation etwas Hopfen beigegeben wird, bereitet, und dient als gewöhnliches Getränk, das man selbst dem Fremden, der um einen Trunk bittet, gern anbietet. Da der Sibirier sich gewöhnlich für den Sommer mit Eis versorgt, ist er im Stande, sein Nationalgetränk immer recht kühl zu erhalten und es vor Uebergährung zu bewahren.

Dieser Kwas nun und der Rettig müssen während der Fasten herhalten, wenn keine Fische zu bekommen sind. Wenn solche zu kaufen sind, wird aus ihnen ein Gebräue gekocht, das ich keinem Europäer empfehlen will. In einen Topf von 6 bis 8 Liter Inhalt werden 1½ bis 2 Pfund Fische geworfen, diese, nachdem sie vorher gereinigt worden, mit Wasser begossen, und nun, wie sonst das Schtschy und die Pochlobka, zu einer Brühe gekocht, welche als „Ucha“ auf den Tisch kommt. Die Fische sind in der Ucha dermaßen zerkocht, daß kein Cuvier oder Agassiz aus den Fragmenten auf die Gattung oder Art schließen könnte. Man kann sich denken, wie viel von den Fischen mit einem Löffel aus der Schüssel gebracht werden kann, aus der sechs bis acht, ja häufig noch weit mehr Menschen essen. Die ganze Familie und alle Arbeiter genießen ja ihre Mahlzeit aus einer Schüssel und langen der Reihe nach mit ihren Löffeln zu. Jeder legt, wie auf Commando, wenn er seinen Löffel geleert hat, denselben nieder, und wartet bis wieder die Reihe des Schöpfens an ihn gekommen ist. Während der Zeit wird Brot gegessen.

Sind mehr Fische vorhanden als zu einer Mahlzeit, Ucha, nothwendig, dann werden sie — versteht sich ohne alle anderen Zuthaten als Salz — gebraten; sie kommen, da sie ja auch von früh 6 Uhr bis gegen 12 Uhr Mittags in der Ofenhitze gestanden, recht weich auf den Tisch und werden mit Hülfe des Löffels und der Finger dem Munde zugeführt. Man macht auch Pirogs aus Fischen, und wenn, wie wir es gewöhnlich thaten, hierzu Quappen oder Sterlete, schlimmsten Falls auch Hechte oder Barsche, und außerdem Butter, Gewürz und feinere Küchengewächse verwendet werden, so giebt dieses ein Gericht, das auch der Gourmand mit Appetit verzehren würde. Ich versagte mir einen solchen Fastenpirog selbst an Fleischtagen nicht, wenn ich eben die nöthigen Materialien zu ihm erhalten konnte.

Wenn es der Fastencodex nicht verbietet, genießt der Russe gern Milch nach dem Mittagsmahle, vorzüglich aber liebt er es einige Löffel frischen Quark mit Sahne zu essen und dieses bildet den Schluß des Mahles.

Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags kommt die Theemaschine auf den Tisch und man genießt das Vesperbrot, das dem Frühstücke gleicht, während vom Mittagsmahle zum Abendbrot das Nöthige übrig bleibt. Man kocht ja auf einen Ruck für den ganzen Tag.

*) Unsere Küche kennt dieses Instrument, das „Uchwat“ (ein Instrument zum Angreifen) heißt, nicht.

**) Pir, das Fest, der Schmaus, also Pirog etwas zum Schmause Gehörendes.

---

# Eine Purpurfabrik im alten Phönicien.

Vor einigen Jahren fand Herr von Dücker auf der kleinen Insel St. Georg etwa zwei deutsche Meilen westlich von Athen einen Haufen von Muscheln (Murex) die er für einen Kjökkenmödding hielt; ein französischer Arzt in Alexandrien jedoch, Gaillardot, ist der Ansicht, daß es sich dabei nicht um Küchenabfälle sondern um Ueberbleibsel einer

Purpurfabrik handle, dergleichen man auch an der Küste der ionischen Insel Cerigo gefunden hat.

Eine solche Purpurfabrik hat Herr Gaillardot auch bei dem alten Sidon, dem heutigen Saïda, gefunden; er beschreibt dieselbe in folgender Weise. Ich habe mich, sagt er, lange Zeit dort aufgehalten. Meine Aufmerksamkeit wurde erregt durch eine Bank, die aus einer sehr beträchtlichen Anhäufung von Schalen des Murex trunculatus bestand. Sie alle waren in gleichartiger Weise zerbrochen, und daraus sowie aus mehreren anderen Merkmalen schloß ich, daß ich hier Ueberbleibsel von dem Material für eine Purpurfabrik vor mir sähe, die sich in der Nähe befunden haben muß. Derselben Ansicht war auch Herr von Saulcy, welchem ich am 3. Januar 1864 diese Anhäufung von Muscheln zeigte.

Dieselbe liegt 120 Meter südöstlich von dem Nordhügel auf welchem das alte Fort, Kalaat el Mezze, steht, und tritt zu Tage in einer Länge von gleichfalls 120 Meter auf einem steil abfallenden Ufer, das vom Meere durch einen etwa 20 Meter sandigen Strand getrennt ist, und zur Unterlage einen quaternären kalkhaltigen Sandstein hat, der sich auch heute noch an den Küsten Syriens findet; er wird gebildet durch allerlei Schutt von der Art wie man ihn in der Nähe so vieler alten Städte wahrnimmt. Es ist Bauschutt und mehr oder weniger mit Mörtel vermischte Erde, mit vielen Scherben von sehr großen flachen Schüsseln, die dick und von grobem Material waren; andere wieder sind klein, feiner und mit einem rothen oder schwarzen Firniß überzogen. An diesen letzteren bemerkt man einige Spuren von Ornamenten, die man aber wegen des schlechten Zustandes der Scherben nicht mehr genau zu erkennen vermag; sodann kleine Würfel mit weißer, schwarzer und rother Mosaik; Bruchstücke von kleinen Figuren aus Terra cotta und dann und wann auch kleine Bruchstücke von Kupfer, die aber beinahe völlig oxydirt sind.

Etwa 20 Meter über dem Meere, oben auf dem Schutte, liegt etwas rückwärts jene Muschelbank in einer, wie gesagt, Ausdehnung von 120 Meter; die Höhe beträgt etwa 7 bis 8 Meter im Centrum, wo sie am dicksten ist. Ueber ihr liegt auch Schutt, aber nicht so dick wie der andere; dann kommt eine dünne Lage von Dammerde. Die ganz ungeheure Anhäufung von Muscheln besteht nur aus einer einzigen Art, Murex trunculus. Aber nur wenige Schritt von derselben entfernt findet man am Strande und auf den Felsen, welche die Stadt umgürten, viele andere, z. B. Murex brandaris und Purpura hemastoma, welche gleichfalls Färbestoff zur Herstellung des Purpurs lieferten. Man hat offenbar den Murex trunculus zu einem besondern Zwecke von den übrigen getrennt. Die beiden anderen Arten, die noch heute an der phönicischen Küste so häufig vorkommen, haben doch ohne Zweifel auch dort schon gelebt, als Sidon Purpurfabriken besaß, die einen so gewaltigen Verbrauch an Murex trunculus hatten, daß ihre Muscheln eine so lange und hohe Bank bilden konnten.

Murex brandaris lieferte den werthvollsten Färbestoff, während Murex trunculus Stoff zum Färben nicht so theurer Zeuge hergab. Die Fabrikanten werden also wohl die verschiedenen Purpurmuscheln sortirt haben, um verschiedene Arten Farbe herzustellen; bei weiteren Nachgrabungen findet man vielleicht noch andere Arten, die gleichfalls Verwendung gefunden haben.

In den alten Büchern der Juden ist bekanntlich oftmals die Rede von „Purpur und köstlicher Leinwand“. Der phönicische Purpur war in allen Culturländern der alten Welt bekannt und gesucht. Unter Purpur aber verstand man nicht bloß die schöne dunkelrothe, ins Veilchenblau hinüberspielende Farbe, die wir heute noch als Purpur bezeichnen, sondern man verwandte ihn bei aller Farbengebung, wo Roth die Unterlage bildete und erhielt solchergestalt auch ein ins Orange und ein ins Schwärzliche spielendes Roth. Die große Nachfrage nach diesen Färbestoffen verlangte eine ausgedehnte Fabrikation. Bei der Herstellung der geringeren Quantitäten verwandten die Phönicier die Mollusken aus der Familie der Buccinoïda wohl nicht, sondern nahmen den Stoff von solchen aus anderen Familien, die gleichfalls eine färbende Flüssigkeit liefern. Die Janthine z. B. kommt an der syrischen Küste häufig vor, und Gaillardot hat im Frühjahr die Felsen bei Saïda häufig mit Aplysien bedeckt gefunden; sie waren durch die Wellen angespült worden und ließen eine große Menge schön violetter Flüssigkeit aus. Vielleicht hat die Verwendung gerade dieser auf die Entdeckung des wahren Purpurs geführt. Die farbige Flüssigkeit der Aplysia sondert sich von selber ab, sobald man dem Thiere die Muschel abgenommen hat und man bedarf weiter keiner Vorkehrungen, während jene von der Murex allerlei Operationen verlangt, bis man die gewünschte Farbennüance erhält. Bekanntlich erzählen die alten Schriftsteller, daß man die Entdeckung des Purpurs einem Schäferhunde verdanke, und es ist ganz glaubhaft und leicht begreiflich, daß beim Genießen einer Aplysie sich Schnauze und Haar violett gefärbt habe; aber auf eine Murex kann das nicht passen: der Hund müßte die Schalen durchgebissen haben und das Mollusk hätte ihm auch dann keine farbige Flüssigkeit gegeben.

Zur Bereitung ihrer Farben haben die Phönicier auch noch andere Materialien verwenden können, z. B. die Fucus, die Phylotacca &c., die an der syrischen Küste und noch sonst am mediterraneischen Gestade wachsen und von den Eingeborenen benutzt werden.

Die Muscheln des Murex trunculus bei Saïda sind alle, gleichviel ob groß oder klein, auf gleichmäßige Art zerbrochen worden; der Theil des Schalengehäuses, welcher im Niveau der zweiten Windung den die Flüssigkeit enthaltenden Sack bedeckt, ist vermittelst eines besondern Werkzeuges herausgehoben worden. Man wollte nur diesen Theil des Thieres haben; wenn es auf die Verzehrung des übrigen abgesehen gewesen wäre, so würde man die Muschel ganz zerschlagen oder sie dem Feuer ausgesetzt haben. Von den vielen Tausenden aber, welche Gaillardot betrachtet hat, zeigte auch nicht eine einzige etwaige Einwirkungen des letztern. Sie sind auch nicht, wie gesagt, mit Bruchstücken anderer gemischt; man findet in der ganzen Bank weder Knochen noch Kohle oder Holzstückchen oder calcinirte Steine, wohl aber eine sehr kleine Quantität Dammerde und äußerst wenige flacher Schüsseln von gebrannter Erde aus grobem, braunem Thon; diese scheinen sehr groß gewesen und bei Herstellung der Farbe verwandt worden zu sein.

Genau so wie mit dieser Murexbank bei Saïda verhält es sich mit der oben erwähnten auf der Georgsinsel bei Athen; von einem Kjökkenmödding kann auch hier keine Rede sein. Ohnehin weiß man, daß die Phönicier auf mehreren Punkten am Mittelländischen Meer Purpurfabriken in Betrieb hatten. Herr von Dücker hat auf der Georgsinsel kugelförmige Steine gefunden, wahre Hämmer, die man zum kunstgerechten Aufschlagen der Muschel verwandte.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## General Custer's Erforschung der Schwarzen Berge in Dakota.

Wer einen Blick auf A. Petermann's herrliche Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika (in Stieler's Handatlas, 6 Blätter, 1874) wirft, findet in der südwestlichen Ecke des Territoriums Dakota eine Gebirgsgruppe verzeichnet, die sogenannten Schwarzen Berge, Black Hills. Dieselben werden von 46° N., 104° W. durchschnitten und sind bisher fast unbekannt gewesen. Ein Theil derselben gehört dem Territorium Wyoming an.

Diese Region ist im Auftrage der nordamerikanischen Bundesregierung während des verflossenen Sommers von einer Expedition näher erforscht worden, welche General Custer leitete. In seinem vorläufigen Berichte, vom 15. August, betont er, daß er von einer so herrlichen Gegend sich nur ungern getrennt habe. Er drang von der Westseite her in die Schwarzen Berge ein, zog über die östlichen und südlichen Ketten, erforschte einen beträchtlichen Theil des Innern und kam an der Ostseite in die Ebene. Er hatte einen Zug von einhundert Wagen bei sich und fand für diese keine Bodenschwierigkeiten; das Gebirge ist also nicht, wie man bisher vermuthet hatte, „undurchdringlich", obwohl es, von außen her angesehen, einen abschreckenden Anblick darbietet, und dieses ist es denn auch gewesen, welches frühere Forschungsreisende bewog, nicht in dasselbe einzudringen; sie haben es umgangen.

Custer findet, daß keine andere Gegend in den Vereinigten Staaten üppigeres Weideland und reineres Wasser habe; das letztere hat mitten im Sommer da, wo es aus der Erde kommt, eine Temperatur von 12° F. über dem Gefrierpunkte. Bausteine, Brennholz und nutzbare Hölzer sind in Menge vorhanden. Regen fällt oft und Anzeichen von Dürre oder Ueberschwemmungen sind nicht gefunden worden. Für den Maisbau ist diese Region der kalten Nächte wegen wohl nicht geeignet, wohl aber für andere Getreidearten, namentlich Weizen. Eisenerz und Bleierz sind vorhanden, ebenso ausgedehnte Gypslager. Aus den an verschiedenen Stellen vorgenommenen Untersuchungen bestätigt sich das Vorkommen von Gold; in einigen Wasserläufen ergab jede Pfanne voll Erde, die man vom Grunde heraufholte, Gold in kleinen Quantitäten und die Arbeit würde sich lohnen. An einer Stelle, wo man bis zu acht Fuß Tiefe grub, fand man Gold, ebenso an vielen Wurzeln unter dem Grase. Die Zugochsen waren, nachdem sie 600 Miles im Gebirge zurückgelegt hatten, in besserm Zustande als bei Antritt der Reise, und jener der Pferde und Maulthiere ließ nichts zu wünschen übrig. Hirsche sind in überraschend großer Menge vorhanden, auch Elen und Bären wurden geschossen.

Mit den Sioux, welchen jene Region gehört, hatte Custer keinen feindlichen Zusammenstoß. Ohne Zweifel werden diese Indianer bald weichen müssen, denn es kann nicht fehlen, daß Schaaren weißer Abenteuerer dorthin strömen und diese Oase in der großen westlichen Einöde in Besitz nehmen.

In den Black Hills hat der Inyan Karan, welcher in Wyoming liegt, eine Höhe von 6600 Fuß. Von dort nach Osten hin kam Custer in ein herrliches Thal mit einer reichen Flora; er nannte dasselbe Blumenthal. Weiterhin boten viele Strecken einen parkartigen Anblick dar. Als höchsten Punkt giebt Custer Harnays Pick an; wir finden aber die Höhe nicht verzeichnet.

---

## Die vorgeschichtliche Stadt Birka in Schweden.

Die Gelehrten, welche sich mit Erforschung vorgeschichtlicher Zustände beschäftigen, hatten ihren „internationalen Congreß" diesmal, vom 7. bis 14. August, in Stockholm (1871 in Bologna, 1872 in Brüssel). Von den mehr als 1300 Anwesenden waren etwa 300 Ausländer; am zahlreichsten waren die Franzosen, 75 Mann stark; sie hatten den Vortheil, daß ihre Sprache vorwaltete; Deutsche waren 41 zugegen, Dänen 35, Engländer 26, Belgier 22, Norweger 19, Holländer 12, Finländer 11, Russen 9, Italiener 5, Nordamerikaner 5, Oesterreicher 3, Brasilianer 3, Portugiesen 2, Schweizer 2, aus Ungarn 1.

Wir sind wohl demnächst im Stande, Näheres über die Verhandlungen mitzutheilen, sobald dieselben im Druck erschienen sind. Heute beschränken wir uns darauf, einen Gegenstand zu erwähnen, der von ganz hervorragendem Interesse erscheint. Am 13. August fuhren die Mitglieder auf vier Dampfern nach dem alten Schlosse Gripsholm und dann nach der Insel Björkö, um hier die von Dr. Stolpe veranstalteten Nachgrabungen zu besichtigen; dieselben erstrecken sich über eine eingehegte Fläche von etwa 20 Morgen. Dort hat einst eine vergleichweise große Stadt gelegen, aber von ihr sind keine anderen Spuren geblieben als etwa zweitausend Gräber. Die meisten sind mit Granitsteinen bezeichnet, haben ein Erdlager von einer bis zu drei Ellen, in welchen sich Asche und Kohlen finden, und die mit Steinen umfaßt sind. Dr. Stolpe betrat einen dieser Grabsteine und gab Erläuterungen.

Hier, das war der wesentliche Inhalt seiner Rede, hat eine Ortschaft gestanden, als das heutige Schweden noch keine Geschichte hatte; sie kann nicht unbedeutend gewesen sein und ist vielleicht die größte im Lande gewesen. Es handelt sich um eine wirklich vorgeschichtliche*) Stadt. Freilich findet man hier keine cyklopischen Mauern und imponirenden Tempelbauten wie in den südlichen Ländern, sondern nur Gräber und Lagen von Erde mit Ueberbleibseln einer längst vergangenen Zeit. Auch handelt es sich hier nicht um Trümmer aus einer Zeit, die ins hohe Alterthum, ja nicht einmal über die christliche Zeitrechnung hinaufreicht. Denn diese vorgeschichtliche Stadt wurde nachweisbar erst im achten Jahrhundert nach Christus gegründet und ist im elften zu Grunde gegangen. Sie entstand in den Tagen Karl's des Großen und verschwand wahrscheinlich in denen Knut des Großen. Ueber ihre Geschichte wissen wir weiter nichts als das, was die mit Erde bedeckten Gegenstände uns offenbaren.

Der „schwarze Erdboden", auf welchem die heutigen Menschen ihre Feldfrüchte bauen, ist in der That ein Kjökkenmödding in großem Maßstabe. Häuser und Hütten waren, wie man wohl annehmen darf, von Flechtwerk, das mit Lehm beworfen wurde, denn wir sehen noch heute Spuren von den Fingern der Erbauer. Man stellte diese Wohnungen auf den platten Erdboden ohne irgend welche Unterlage. Inmitten jeder derselben befand sich ein offener Herd, auf welchem fast ununterbrochen ein großes Feuer unterhalten wurde. Asche und Kohlen nebst dem Küchenabfall und gelegentlich zusammen mit zerbrochenen oder verloren gegangenen Geräthschaften wurden außerhalb der Hütte auf einen Haufen geworfen und bildeten so eine Lage von allerlei Schutt und Kehricht.

Wir finden in diesem „schwarzen Erdboden" Knochen von mehr als 50 Wirbelthierarten, Schalen von Austern und Miesmuscheln, alle Arten von Küchenabfällen, dann und wann Löffel, Kämme, Nadeln von Knochen, Knöpfe, Schachfiguren und Würfel aus Elen- oder Renthiergeweih, Glaskugeln, Krystall, Agat, Amethyst und Bernstein; selbst Gegenstände, die aus edlen Metallen verfertigt worden sind, kamen vor.

*) In Deutschland hat sich der Mißbrauch eingeschlichen, daß man in höchst überflüssiger Weise den Engländern ihr prehistoric als prähistorisch nachschreibt. Warum nicht gar antehistorisch! Man muß nicht vom Auslande auf Leih und Borg holen, was man daheim besser und deutlich hat. Also vorgeschichtlich. A.

Im Jahre 1872 wurde ein flaches Becken gefunden, welches nur einen Fuß hoch mit Erde bedeckt war. In demselben lagen 16 Armringe, 2 Brustplatten, zahlreiche Bruchstücke von Ornamenten, 89 ganze und 360 zerbrochene Münzen, zumeist aus der Periode von 893 bis 967 nach Christus, insbesondere eine byzantinische Münze von etwa 950. Im Jahre 1873 kam wieder ein Schatz zu Tage: Kufische Münzen von 893 bis 963, und zusammen mit diesen arabischen Münzen fand man fünf Stück jener Muscheln, die noch heute am Indischen Ocean als Geld umlaufen. (— Es ist die Kaurimuschel gemeint, Cypraea moneta, welche bekanntlich auch in vielen Negerländern Afrikas cursirt. —)

Aus Allem, was vorliegt, läßt sich folgern, daß diese verschwundene Stadt wohl Birka gewesen ist und daß sie vom achten bis elften Jahrhundert stand, also in der Periode, in welche für Schweden das jüngere Eisenzeitalter fällt. —

Nach diesen Erläuterungen, welche die Archäologen in größter Spannung erhielten, gingen viele derselben an das Untersuchen; sie wühlten freudig mit bloßen Händen im Erdboden umher und manche fanden Bruchstücke von Knochen; sie suchten nach Kämmen und Knochennadeln und gewiß auch nach Münzen. Nur ungern und zögernd haben sie dieses merkwürdige Gräberfeld verlassen.

---

## Geographische Namengebung.

R. K. Der auch in Deutschland durch seine Artikel in den „Geographischen Mittheilungen" bekannte Herr Robert Brown bespricht im Septemberhefte des „Geographical Magazine" den erzählenden Theil von „die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870" und macht dabei anläßlich des König-Wilhelm-Landes wörtlich folgende Ausstellung. „Ich brauche nicht erst zu sagen, daß auf diese Weise der deutsche Kaiser von seinen loyalen Unterthanen geehrt wird; will auch nicht ihr Recht auf dies Compliment bestreiten. Es ist aber gegen alle Regeln der Geographie, zwei Theile der Welt, namentlich zwei bei einander liegende, mit demselben Namen zu benennen. Wir haben schon westlich von der Baffins-Bai ein King-William-Land — traurigen Angedenkens, da dort Franklin's Schiffe verloren gingen —, und nun noch eines ein paar hundert Meilen östlich davon zu erhalten bringt, wie gesagt, Confusion und könnte, selbst auf Kosten der Loyalität, vermieden werden. Würde nicht „Kaiser-Wilhelms-Land" ebenso loyal, für geographische Nomenclatur besser und obendrein politisch richtiger gewesen sein?"

Der letzte Einwurf erledigt sich einfach dadurch, daß es noch gar keinen Kaiser Wilhelm gab, als das Land entdeckt und getauft wurde. Wenn aber den wackeren Nordpolarfahrern der Vorwurf gemacht wird, gegen alle Regeln der Geographie zu verstoßen, so soll — exempla docent — ein kleines Verzeichniß geographischer Objecte Namens Victoria, das jedoch auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch erhebt, zeigen, wer größere Verwirrung in die geographische Nomenclatur bringt, die Deutschen oder die Engländer, welche kaum von den spanischen Conquistadoren mit ihren ewig sich wiederholenden Heiligennamen oder den Türken übertroffen werden, welche vom Hämus bis in die Gobi hinein Flüsse, Seen und Berge selten anders als nach der Farbe zu benennen wissen.

Folgende Länder führen z. B. den Namen Victoria: die Colonie in Australien, Districte oder Counties in Capland, Westaustralien (zweimal), Südaustralien, Argentinien, Chile, Venezuela, Texas, Canada, Natal, New Brunswick, dann ein Theil einer großen Insel im Norden Nordamerikas, das Land am Südpol, ein Stück Land am Wash in England. Victoria-Republik war auch der erste Name für Natal. Städte und Ortschaften dieses Namens finden sich auf Hongkong, in Texas, Vancouver-Insel, zweimal auf Trinidad, in der Präsidentschaft Bombay, Argentinien, Britisch Guyana, Niederländisch Guyana, Venezuela, zweimal in Brasilien, auf Amboina. So hieß auch Port Essington Victoria. An Victoria-Seen haben wir einen in Südaustralien, einen, den Victoria-Nyanza, in Afrika und einen in Wachan (Wood's Lake). Victoria-Berge giebt es in Südafrika und in Menge auf dem australischen Continente, eine Kette und einzelne Höhen; Häfen oder Baien dieses Namens im Amurlande und auf Neuseeland; ein Fluß in Australien; ein Fall in Südafrika etc. etc. Alljährlich fast kommen neue Objecte hinzu, welche durch solche Benamsung gewissermaßen ihre selbständige Existenz verlieren und unter der Masse von Namensvettern verschwinden. Und dann denke man an andere, gleich ausgiebige Namen, wie Prince of Wales, Union, Warren, Albert etc., und man wird Brown's Vorwürfe zu würdigen wissen!

* * *

— Das Budget der Vereinigten Staaten von Nordamerika für das am 30. Juni 1874 abgelaufene Finanzjahr weist eine Einnahme von 289,478,756 Dollars auf. Davon entfallen auf: Zölle 163,103,833, auf inländische Steuern und Abgaben 102,409,784. Alle anderen Einnahmen betragen zusammen nicht viel über 20 Millionen; davon kommen auf die Bankentaxe etwas über 7 und auf die Prämie vom Goldverkauf etwas mehr als 5 Millionen. Die Ausgaben stellen sich auf 285,752,530 Dollars. Davon: Landheer, mit Arbeiten für Fluß- und Hafenverbesserung, 42,313,927; Marine 30,932,587 Dollars, zusammen mehr als 73 Millionen für höchstens 25,000 Soldaten und eine Flotte, die sehr im Rückstande ist. In Folge des Krieges gegen die Südstaaten ist das Budget mit 29,038,414 Dollars für Invalidenpensionen beschwert; Ausgaben für die Indianer 6,692,462; vermischte Ausgaben 50,520,144 Dollars. Die Verzinsung der Bundesschulden stellte sich auf 107,119,814 Dollars. — Die Handelsbewegung mit dem Auslande stellte sich, nach Baar berechnet, so: Waareneinfuhr 567,998,621; Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse 569,543,256; Rückexport ausländischer Güter 16,849,619 Dollars; demnach Ueberschuß der Exporte 19,394,254 Dollars.

— In Risan, einem Städtchen in den Bocche di Cattaro, haben sich manche sonderbare Gebräuche erhalten. Am ersten Weihnachtsfeiertage küßt man sich in der Kirche nach der Frühmesse und auf solche Weise söhnen sich dann Viele aus die lange Zeit in Hader lebten. Solche, die sich nicht in der Kirche küssen, thun es später vor der Kirche. Am Morgen des vierten Weihnachtstages (28. December) schlägt man die Kinder mit einem Zweige mit den Worten: „Lasse das Schlechte, nimm an das Gute!" Die Kinder prügeln sich unter Hersagung dieser Worte den ganzen Tag hindurch. — Bei den Südslaven hält man es im Allgemeinen für eine Sünde, den Kuckuck zu tödten, in Ragusa wird er jedoch geschossen und soll sehr gut schmecken.

— In Oregon sind die neuentdeckten Goldgruben von Dry Gulch, am Ocannor Creek, sehr reichhaltig.

---



---

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Brockhaus' Conversations-Lexikon betreffend.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Die Indianerkriege in Nordamerika.

## II.

Der Indianer im Gebiete der Vereinigten Staaten, gleichviel ob er Waldnomade, Büffeljäger auf der Prairie oder Fischernomade zwischen der californischen Sierra Nevada und dem Großen Ocean sei, kann sich dem Joche, welches die Civilisation ihm aufzwingt, nur mit Widerstreben fügen; diese ist seinen Anlagen, seinen Lebensgewohnheiten und seinem ganzen Naturell radical zuwider. Er bedarf dessen, was wir als civilisirtes Leben bezeichnen, gar nicht und er versteht dasselbe nicht; die Natur selber hat es ihm versagt sich in dasselbe einfügen zu können, es in sein eigenartiges Wesen einzuarbeiten. Die Civilisation lastet despotisch auf ihm; sie frißt ihn über kurz oder lang auf.

Vor mir liegt ein im Jahre 1845 zu Boston gedrucktes, in Europa sehr seltenes Werk: The book of the Indians; biography and history of the Indians of North America, from its first discovery to the year 1841, by Samuel G. Drake; neunte Auflage; 680 enggedruckte Seiten. Drake giebt eine alphabetische Liste der Nationen und Stämme, welche nicht weniger als 370 Namen enthält. Von den Indianern auf der Ostseite der Vereinigten Staaten, zwischen den Felsengebirgen und dem Atlantischen Ocean, sind heute, im Jahre 1874, nur Trümmer übrig von acht und zwanzig Völkern und Stämmen. Von den Eingeborenen im Territorium Washington, in Oregon, Californien, Nevada &c. wußte man 1841 noch wenig. Drake hätte sonst noch Dutzende von Stämmen und Völkern hinzufügen können, die seit der Besiedelung Oregons, also nach 1846 und seit der Eroberung Californiens, bekannt geworden und heute zum großen Theile bereits verschwunden sind. Rechnen wir nun auf die Indianer im Westen der Felsengebirge etwa 80 Völker und Stämme (und im Westen der Felsengebirge, namentlich der Sierra Nevada, ist die Zerklüftung noch weit ärger als auf der Ostseite), so ergiebt sich, daß im Verlauf von dritthalb hundert Jahren reichlich dreihundert Völker und Stämme im Gebiete der Vereinigten Staaten verschwunden und ausgerottet worden sind. Und es ist der Weg des Todes, den auch die jetzt noch vorhandenen wandeln, denn die gewaltige Fluthwelle der Weißen schlägt mit ihren Wogen immer weiter; sie ist für die braunen Menschen unwiderstehlich und trifft nun schon längst mit der Brandung des westlichen Oceans zusammen. Im fernen Westen nimmt der Proceß der Vernichtung einen noch viel raschern Fortgang als früher im Osten und es ist nicht übertrieben, wenn jüngst z. B. Powell in San Francisco den Satz aufstellte, daß in Californien in den letztverflossenen fünf und zwanzig Jahren nahezu drei Viertel der dortigen Indianer aus dem Dasein verschwunden sind.

Das Drama, in welchem 1873 die Modocks am Klamath, in den sogenannten Lavafeldern, an der Nordgrenze Californiens, vernichtet worden sind, ist bekannt; man hat den auf 42 Köpfe zusammengeschmolzenen Stamm nun auf eine Reservation in Kansas geschafft. Ich habe den Bericht eines rechtschaffenen Californiers, Fairchild, der als freiwilliger Friedensunterhändler, im December 1872, sich zu den Modockkriegern begab. Er fand sie in den Lavafeldern, wo

sie sich verschanzt hatten. Es sei, sagt er, weit und breit, als ob die ganze Gegend erst tausend Fuß hoch in die Luft geschleudert und dann zur Erde hinabgestürzt worden sei. Er sah nur Lavablöcke, Spalten, Risse und Höhlen, ein glasirtes Conglomerat, keine Spur von Humus.

Als er, zu welchem die Modocks doch Vertrauen gefaßt, die Krieger um sich versammelt hatte, sprachen sie während einiger Stunden auch nicht ein einziges Wort; dann unterbrach ein Häuptling das lange Schweigen: „Du bist uns willkommen. Der Krieg ist wider unsern Willen ausgebrochen, und nun wollen wir ihn auch ausfechten. Applegate, Small und andere Landspeculanten wollten unser Land haben und uns auf eine Reservation bringen, die so schlecht ist, daß wir auf derselben nicht leben können. Auf unserm eigenen Gebiete, dem Lande, das wir von unseren Vätern erbten, fanden wir Alles, was uns nährte: Lachse und andere Fische, Wild in Menge und das ganze Jahr hindurch keinen Schnee. Aber Applegate, der unser Land für sich haben wollte, hat Zank und Streit angefangen, und der weiße Mann, welcher in Washington das letzte Wort in den Indianerangelegenheiten zu sprechen hat, ist in allen seinen Ungerechtigkeiten ihm zu Willen gewesen. Vor nun drei Jahren hat man uns gezwungen nach der uns angewiesenen Reservation zu gehen und das geschah spät im Herbst. Als wir ankamen war unser Wintervorrath fast ganz aufgezehrt. Es lag hoher Schnee und der Winter war sehr kalt. Wir konnten uns nicht erwärmen. Man gab Jedem von uns eine halbe wollene Soldatendecke. Uns war viel Brot und Fleisch versprochen worden; wir haben aber den ganzen Winter hindurch nur verschimmelte Gerste und verdorbenes Rindfleisch bekommen. Ausgehalten haben wir, bis der Schnee fortging; dann aber sind wir mit Weib und Kind wieder in unser altes Land am Lost River gezogen, wo wir Fische fangen konnten und nicht zu hungern brauchten. Dort wollten wir bleiben, es ist unser Land; man hat uns vertrieben, aber wir wollen es wieder haben oder Alle sterben. Ich spreche die Wahrheit."

Ein großer Theil der Indianeragenten, welche als Vermittler zwischen der Washingtoner Regierung und den braunen Leuten die Interessen der letzteren wahrnehmen sollen, sind die niederträchtigsten Betrüger, welche das an solchen Gaunern so überreiche Yankeeland aufzuweisen hat, schamlose Diebe vom ärgsten Kaliber. Sie mißhandeln die Indianer, unterschlagen den größten Theil der Jahrgelder, auf welche diese vertragsmäßig für die ihnen abgenommenen Ländereien Anspruch haben, rufen planmäßig Fehden ins Leben, weil sie dann auch pecuniaire Vortheile haben. So weit ist die Schamlosigkeit des sogenannten Indianerringes in Washington gegangen, daß während der Congreßsitzung von 1873 das indianische Departement 500,000 Dollars auszahlte für Gegenstände, welche man einer Abtheilung der Tetons-Sioux geliefert habe. Der Betrug gelang, und die Gauner waren dann dreist genug, eine Nachforderung von weiteren 200,000 Dollars einzureichen. Diese aber ist nicht ausgezahlt worden, weil noch rechtzeitig aus Dakota eine Deputation in Washington eintraf, welche den Nachweis lieferte, daß die angeblich so reich mit allerlei Waaren und mit Geld versorgten Indianer gar nicht vorhanden seien! So haben denn die Indianeragenten und die mit ihnen unter einer Decke spielenden Regierungsbeamten in Washington sich mit der halben Million begnügen müssen. Niemand bezweifelt, daß von den nahezu sieben Millionen Dollars, welche das Indianerdepartement im Jahresbudget ansetzt, reichlich die Hälfte unterschlagen wird.



Jim, Häuptling der Yutes am Weberflusse.

Um noch einmal auf die Modocks zurückzukommen, so weist Fairchild nach, daß der oben genannte Landspeculant Small, der sich an den Kämpfen betheiligte, mit kaltem Blute Indianerkinder ermordet habe und daß Soldaten während der Unterhandlungen schlafende Modocks verrätherisch überfielen und niedermetzelten. „Das Ganze ist ein nichtswürdiges, grausames, brutales Verfahren, welches unserer vielgepriesenen Civilisation zur Schande gereicht."

Vor nun einhundert Jahren, gleich nachdem die dreizehn britischen Provinzen ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, wurde das Eigenthumsrecht der Indianer auf den Grund und Boden, welchen sie inne hatten, ausdrücklich anerkannt und der Satz aufgestellt, daß man Land von ihnen nur durch Verträge erwerben wolle und könne. Es lag dabei ohne Zweifel die beste Absicht zu Grunde und in der That sind mit den verschiedenen Stämmen nach und nach vielleicht einhundert und mehr Verträge geschlossen worden. Beim Abschlusse derselben ist es theilweise ehrlich hergegangen, theilweise und zumeist sind aber die Indianer von den Agenten gottlos betrogen worden. Und was nützt ihnen ein Vertrag, der auf ewig geschlossen und nach Verlauf weniger Jahre gekündigt wird? Man vertreibt die braunen Leute aus ihrem Gebiete, weist ihnen ein anderes an und wenn dann die weißen Ansiedler oder Goldgräber weiter vordrin-

gen oder der Bau einer Eisenbahn für nothwendig erachtet wird, sagt man ihnen, daß sie abermals auf ein anderes Gebiet versetzt werden sollen. Das ist eben jetzt der Fall mit den Sioux in Dakota.

„Dira necessitas!" Der braune Nomade kann gegen den weißen Ackerbauer, Gewerbs-, Handels- und Bergmann sich auf die Dauer nicht halten; jener muß weichen, wo er mit diesem in Berührung kommt; das Wild wird verscheucht und von dessen Dasein ist der Jäger abhängig. Allerdings hat der Congreß der Vereinigten Staaten für die Indianerbezirke besondere Gesetze gegeben, und die braunen Leute für berechtigt erklärt, nach ihren Bräuchen und ihrem Herkommen zu leben. Aber gerade das letztere ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der Weiße dringt weiter und immer weiter, er will und kann nicht anders, und in dem bloßen Vorhandensein der Indianer in Staaten und Territorien, deren Ackerbau treibende Bevölkerung so rasch und gewaltig anwächst, liegt gegenüber den Jagd- und Steppennomaden eine Unverträglichkeit; das Wesen des Yankee und des Indianers stimmt nicht zu einander; daher die unablässigen Streitigkeiten und Kriege zwischen beiden Theilen. Auf die Dauer kann die zähe Barbarei der Eingeborenen gegen die Ueberlegenheit der weißen Eindringlinge und deren „Civilisation" sich nicht behaupten.

Dasselbe ist auch der Fall mit den Indianervölkern im Süden der Vereinigten Staaten gewesen, die weder Wald- noch Prairienomaden waren, sondern als halbcivilisirt betrachtet werden konnten. Wir meinen zunächst die Tschirockis (Cherokees), ein Gebirgsvolk, das im obern Thale des Tennesseestromes und im Hochlande von Carolina, Georgien und Alabama saß, sodann die Gruppe der Muskoghi-Tschoktas, welche drei Stammbündnisse bildeten und bei denen gleichfalls, ähnlich wie bei den Irokesen im Norden, Anfänge und Ansätze zu einer Art von Staat vorhanden waren. Zu ihnen gehörten die streitbaren Tschikasas, die Tschoktas (Choctaws), welche bis zu 4000 Krieger ins Feld stellen konnten, und die Krihks (Creeks), die auch als Muskoghen bezeichnet werden. Diese alle trieben Ackerbau, bei welchem die Frauen den Männern halfen, und hatten feste Wohnsitze. Die Seminolen in Florida waren eine Abzweigung der Krihks, die vor nun 120 Jahren aus Georgien nach der Halbinsel Florida zog, wo die Eingeborenen, die Mickasuckis, sich ihnen anschlossen.

Alle diese Völker sind gezwungen worden, ihre Heimath im Osten des Mississippi zu räumen; man hat sie wider ihren Willen in dem sogenannten Indianer-Territorium angesiedelt, wo dann nach und nach auch die Reste anderer Völker und Stämme eingepfercht worden sind, doch so, daß fast jedes Volk ein Gebiet für sich hat oder mit und neben befreundeten Stämmen wohnt. Am heftigsten haben sich die Seminolen gegen die Deportirung gewehrt. Die Gesammtzahl der Floridaindianer betrug im Jahre 1822 nur 3899 Köpfe; davon waren 1594 Krieger; aber diese Handvoll Menschen hat ein volles Jahrzehnt hindurch den Krieg gegen die Yankees bestanden, welche in demselben mehr als 10,000 Mann einbüßten und mehr als 50,000,000 Dollars verausgaben mußten, bevor es ihnen gelang, diese Seminolen zu vertreiben.

Im Fortgange der Zeit, als die Volksmenge in den atlantischen Staaten schnell anwuchs, stellte sich heraus, daß große, den Indianern gehörende Landstrecken innerhalb der verschiedenen Staaten lästig seien, auch wenn die braunen Leute sich friedlich verhielten. Die Weißen wollten das ganze Land ausschließlich für sich haben, sie konnten, wie sie sagten, keinen Staat im Staate dulden und das Besitzrecht der „Wilden" war ihnen gleichgültig. Sie drangen auf Entfernung derselben aus dem ganzen Gebiete zwischen den Alleghannis und dem Mississippi; weit nach Westen hin sei ja Land genug für die „Rothhäute".

In Georgien allein besaßen die Krihks und Tschirockis etwa 10 Millionen Acker Landes. Aus dem Gebiete, welches dieser Staat der Bundesregirung abtrat und das vom Atlantischen Ocean bis an den Mississippi reichte, waren die Staaten Alabama, Mississippi und Tennessee zumeist gebildet worden. Die zu diesem Zwecke abgetretenen Ländereien gab der Staat Georgien unter der ausdrücklichen Bedingung her, daß die Bundesregierung ihm alle innerhalb seiner besonderen, ihm verbliebenen Staatsgrenzen liegenden unbewohnten Ländereien gewährleiste und sich verpflichte, alle Ansprüche der Indianer zu beseitigen, „sobald das friedlich und unter angemessenen Bedingungen geschehen könne". Aber dieselbe Bundesregierung hatte auch gegen die bereits auf Reservationen, die 10 Millionen Acker umfaßten, angewiesenen Krihks und Tschirockis die ausdrückliche Verpflichtung übernommen, „sie gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und im Besitz des ihnen vertragsmäßig vorbehaltenen Landes zu schützen".

Hier war ein Widerspruch. Die Georgier erklärten einfach, daß sie sich um die angeblichen Rechte jener Indianer gar nicht kümmern, sondern so wie es ihnen passe deren Land für sich in Besitz nehmen würden. Ein blutiger Kampf stand in Aussicht; die Bundesregierung, welche ihre Verpflichtungen nicht erfüllen konnte oder wollte, suchte nach einem Auskunftsmittel und beschloß, die Indianer aus ihren Wohnsitzen fortzuschaffen. Präsident Monroe erließ in Bezug darauf 1824 und 1825 zwei Botschaften an den Congreß, in welchen er hervorhob, daß es unmöglich sei, die Eingeborenen in größeren Massen dem amerikanischen Staatssystem einzuverleiben. Falls man nicht unverweilt ans Werk gehe sie zu retten, würde ihre Vernichtung und Ausrottung unvermeidlich sein. Im Westen der Staaten Missouri und Arkansas, nördlich vom Red River, könne man ihnen eine neue Heimath anweisen, ein schönes Land mit gesundem Klima, ausgedehnten Wiesenflächen und auch Wäldern. Dorthin wolle die Bundesregierung etwa 97,000 Indianer schaffen, die Kosten tragen und ihnen alle Mittel zur Wohlfahrt, Schulen, Handwerker und Ackerbauer als Lehrmeister ꝛc. an die Hand geben. Dann könne jeder Stamm sich einrichten und regieren wie es ihm zusage, und die Bundesregierung werde dafür sorgen, daß die Stämme verhindert würden, mit einander Krieg zu führen. Eine Congreßacte gewährleistete ihnen „ausdrücklich und feierlich" den Besitz der neuen Heimath für alle Zeiten. Was die im Norden, westlich vom Michigansee wohnenden Stämme, etwa 32,000 Köpfe, betraf, so wurde in ähnlicher Weise mit ihnen verfahren.

Vor Allen ist es den Tschirockis schwer geworden, ihre schöne Heimath aufzugeben. Sie ist vortrefflich bewässert, hat Hügelland und weite fruchtbare Ebenen. Diese Indianer, die bildungsfähigsten von Allen, besaßen zahlreiche Herden, baueten Mais, Weizen, Taback und auch Baumwolle, welche sie seit 1825 auf eigenen Schiffen nach Neuorleans auf den Markt brachten. Sie hatten Landstraßen gebaut, wohnten in reinlichen Dörfern und trieben auch Handwerke; ihre Zahl nahm nicht ab sondern wuchs; sie war binnen 16 Jahren von etwa 10,000 auf mehr als 18,000 Köpfe gestiegen. Sie hatten sich eine förmliche Regierung gegeben, die Vielweiberei verboten und die Gesetze wurden streng vollzogen. Land durfte an keinen Weißen verkauft werden, außer mit ausdrücklicher Zustimmung der Mehrheit des Volkes.

Im Gebiete der Tschirockis wurde Gold gefunden und dadurch die Habsucht der Georgier noch gesteigert. Ihre Legislatur erklärte eigenmächtig, willkürlich und rund weg,

daß diese Indianer sich allen Befehlen zu fügen hätten, welche der Staat an sie erlasse; vom 1. Juni 1830 an seien alle Gesetze, welche dieselben sich gegeben hatten, null und nichtig; kein Indianer oder Mischling könne vor Gericht als Zeuge auftreten, wenn der Angeklagte ein Weißer sei! Gleichzeitig wurden die braunen Leute theils in brutaler, theils in raffinirt ausgesonnener Weise unaufhörlich bedrängt und gereizt. Sie wandten sich um Abhülfe an das Höchste Gericht in Washington, das ihnen in jeder Beziehung Recht gab und das Verfahren des Staates Georgien in der schärfsten Weise verurtheilte; derselbe dürfe „seine grundverderblichen Gesetze über das Tschirokiland in demselben nicht vollziehen." Aber darum kümmerten sich die Georgier nicht; sie wollten die Tschirokis „austreiben"; diese aber wichen nicht. Unter ihnen hatten sich zwei Parteien gebildet, an deren Spitze Mischlinge standen, und durch List und Bestechung gelang es, mit einigen Häuptlingen, die freilich ohne jede Vollmacht waren, einen Vertrag abzuschließen, demzufolge die Nation zur Auswanderung verpflichtet sei.

Nun zeigte sich die Erbärmlichkeit der Bundesregierung



Schlangenindianer (Schoschoni). Yuteindianer.

recht deutlich. Auf jenen erschlichenen Vertrag gestützt, drängte Georgien auf „Hinwegschaffung der Tschirokis". Der Präsident schickte als seinen Bevollmächtigten einen Geistlichen Namens Schirmerhorn, um die Tschirokis zum Auswandern zu überreden. Als die Nation erklärte, sie wolle ihr Land nicht verkaufen, suchte er einige einflußreiche Indianer „durch Geldgeschenke" zu gewinnen, brachte dadurch 70 Männer, die wieder ohne Vollmacht waren, zusammen, erklärte diese für den „Nationalrath der Tschirokis" und schloß mit ihnen einen Vertrag, demgemäß das Land, zwei Jahre nach erfolgter Ratification durch den Bundessenat, den weißen Georgiern zu überlassen sei. Gegen diesen erschlichenen und erzwungenen Vertrag, der an und in sich null und nichtig war, legte die „Nation" in Masse Protest in Washington ein, wies bündig nach, daß derselbe auf Betrug beruhe, aber der Bundessenat erklärte denselben — am 14. März 1836 —, an einem Tage, der Schande über ihn gebracht hat, für „bindend und gültig".

Die in einer geradezu infamen Weise Hingeopferten begriffen, nachdem die Bundesregierung sie preisgegeben und mit den georgischen Landspeculanten gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, daß sie nun ihr Land würden räumen müssen

und von da an bemüheten sie sich, möglichst günstige Bedingungen zu erhalten; die Regierung aber weigerte sich, mehr als fünf Millionen Dollars zu geben und erklärte den erschlichenen Vertrag wiederholt für gültig; derselbe sei zu einer Nothwendigkeit geworden und den Indianern gereiche derselbe zum Nutzen. Im Jahr 1839 rückten Truppen ein, um die Fortschaffung ins Werk zu setzen. Die Indianer mußten die von ihnen gebaueten Städte, z. B. Neu Echota, und alle ihre Dörfer räumen; die Georgier verboten das Forterscheinen der Zeitung „Cherokee Phoenix“, nachdem die Indianer in derselben bewiesen, daß das Land, welches die Weißen so gewissenlos nahmen, einen Werth von mehr als 100 Millionen Dollars habe.

Gegen Ende des Jahres 1840 waren alle Tschirockis fortgeschafft in das „Indian Territory“, wo man bereits 40,000 andere deportirte Indianer untergebracht hatte. Ein Blick auf unsere Karte zeigt, wie dieselben vertheilt worden sind. Es waren 18,000 Krihks, 15,000 Tschoktas, 6000 sogenannte westliche Tschirockis, 2000 Odschibwäs, Ottawas und Pottawatomis, 800 Delawaren, 1300 Schahnis, 500



Schlangenindianer von der Bande der Goschivs.

Quapas, 400 Seminolen, 600 Kickapus, 400 Senekas ꝛc. Dazu sind dann im Fortgange der Zeit noch Sahkes und Foxes, Keiouäs, Kamantsches und Apatsches gekommen *).

Bisher ist nun dieses Indianergebiet unangetastet geblieben, aber jetzt eben, im September 1874, lesen wir, daß die im westlichen Theile desselben angesiedelten Schayennes, Witschitas, Kamantsches und Apatsches fast in jeder Woche mit den Truppen der Vereinigten Staaten Gefechte haben. Diesen Prairiestämmen ist es nicht möglich, sich dem seßhaften Leben und dem Ackerbau anzubequemen; ohnehin haben sie sich über viele Beeinträchtigungen beklagt und sind nun wieder ausgebrochen. Die südlichen Stämme, welche von Haus aus Ackerbauer waren und sich Staatsregierungen nach nordamerikanischem Muster gegeben haben, blieben ruhig, aber eine dicke Wolke ballt sich über ihnen zusammen und es ist nur eine Frage der Zeit, wie lange man sie noch in ihrem neuen Gebiete lassen werde. Vor dreißig Jahren gehörte die Region im Westen der Sierra

*) S. Drake hat die Geschichte der Uebersiedelung, zu welcher die Tschirockis gezwungen wurden, sehr eingehend und mit Hinzufügung aller Documente dargestellt, Buch IV, Cap. 13, S. 97 bis 121.

Nevada noch nicht zum Gebiete der Vereinigten Staaten und die Region zwischen dieser Gebirgskette und den Rocky Mountains war eine Einöde. Heute sind dort überall Staaten und Territorien entstanden und im Verlauf eines Menschenalters Millionen weißer Menschen angesiedelt. Der Zug der Auswanderung aus den älteren Staaten geht unaufhörlich nach Westen und die großen Straßen und Schienenwege führen im Norden und in der Mitte durch Landstrecken, welche den Indianern vertragsmäßig vorbehalten worden sind. Für das Indian Territory wird es verhängnißvoll werden, daß die große Eisenbahn, welche von St. Louis am Mississippi ausläuft und die bis Albuquerque in Neumexico am Rio Grande (und weiter bis San Diego in Californien an den Großen Ocean) fortgeführt werden soll, dieses Indianergebiet durchschneidet. Sobald dieser Schienenweg hergestellt ist, werden, genau so wie das im Verlaufe der letzten Jahre der Nordpacificbahn entlang der Fall war und ist und wie es der ganzen Strecke der mittlern Pacificbahn von Omaha am Missouri gen Westen geschah und noch geschieht, die weißen Leute Ansiedelungen gründen und wie die Geschichte zeigt, durch Recht und Verträge sich nicht zurückhalten lassen.

So wird wieder klar, daß das Schicksal der Indianer ein geradezu tragisches ist; ihre ganze Zukunft ist unsicher, sie wissen nicht was aus ihnen werden wird. Nach der Zählung von 1870 betrug die Zahl aller Indianer innerhalb der Vereinigten Staaten mit Ausnahme jener in Alaska (die man auf etwa 75,000 veranschlagt) und 3663, die noch vereinzelt und ohne Verbindung mit einem andern Stamm in Florida, Nordcarolina, Indiana, Iowa und Texas leben, 242,371 Köpfe, und der ihnen vorbehaltene Flächenraum 137,846,971 Acker oder 228,473 Quadratmiles. Zieht man das Indian Territory ab, so bleiben für die übrigen Reservationen etwa 96,000,000 Acker und auf den Kopf entfallen 558 Acker.

Schon vor einem Vierteljahrhundert sagte der Verfasser dieser Zeilen: „Das alte Indianerthum schwindet dahin und hat keine Zukunft mehr. Das Feuer, um welches einst die Stämme sich versammelten wenn sie Berathung hielten ist erloschen, das Wild verschwunden oder seltener geworden; über die Jagdgründe geht der Pflug, in den Wäldern erklingt die Axt und auf den vormals einsamen Strömen peitscht das dampfgetriebene Schaufelrad die Wellen. Auf den Gräbern der Krieger, welche muthig die Streitaxt geschwungen, erheben sich volkreiche Städte und Dörfer und die Zeit nahet heran, wo auf der Ostseite des Vaters der Gewässer kein brauner Mann mehr Gebete an den Großen Geist richten wird."

Und so wird im Fortgange der Zeit auch im weiten Westen und bis an den Ocean das Verhängniß sich erfüllen, die dira necessitas drängt darauf hin. Die gesammte Kopfzahl der noch übrig gebliebenen Eingeborenen beträgt nur ein Viertel so viel wie jene der Stadt Berlin, sie erreicht bei Weitem nicht jene der Einwohnerzahl von Dresden und Leipzig zusammengenommen. Und diese Handvoll Menschen zerfällt in eine große Menge von Stämmen und ist über die Breite eines ganzen Festlandes zerstreut. Blattern und andere Krankheiten, die Wirkungen des Feuerwassers, und die Civilisation sind unaufhörlich in Thätigkeit um die Zahl zu verringern, und was sie nicht thun, das geschieht durch die Kriege und Fehden, die bis heute kein Ende genommen haben.

Eben jetzt, wo die Kriegsflamme an vielen Stellen lichterloh emporschlägt, erinnern wir uns, daß schon vor nun sechs Jahren eine mit den Indianerangelegenheiten betrauete Commission ein Gutachten an die Bundesregierung abgab, das wir wieder hervorgesucht haben. Die Regierung schwankte damals wie noch heute bald zwischen einer Friedens-, bald einer Kriegspolitik und duldete damals wie gegenwärtig Beeinträchtigungen und Mißhandlungen der Eingeborenen. Das Gutachten der acht Commissaire (datirt Washington, 7. Januar 1868) geht offen mit der Sprache heraus und ist völkerpsychologisch nicht ohne Interesse; wir heben deshalb aus dem ausführlichen Documente einige kennzeichnende Stellen hervor:

„Wir haben viele Verträge geschlossen im Namen der Civilisation; aber nicht der „Wilde" ist es gewesen, der sie gebrochen hat und bricht. Und wenn der Wilde dann Widerstand leistet, tritt die Civilisation auf, in der einen Hand die zehn Gebote, in der andern den Säbel und verlangt unmittelbare Ausrottung. Wir (die Commissaire) wollen nichts einwenden gegen die Behauptung, daß die Civilisation in ihrem Fortgange nicht durch eine Handvoll Wilder gehemmt werden dürfe; auch wir wünschen, daß alle unsere Territorien so bald als möglich besiedelt werden, geben auch zu, daß der Indianer dafür kein Hinderniß sein dürfe. Aber wir sind auch der Ansicht, daß eine Civilisation keine reine und wahre sei, welche ihre Zwecke durch Trug und Gewaltthat erreicht und daß sie Wohlthaten erzeige, wenn sie Recht und Gerechtigkeit mißachtet. Diese Indianer sehen, daß land- und goldgierige Menschen ihnen ihre Gebiete und Jagdgründe wegnehmen, und daß sie gehaßt und verfolgt werden; man verdrängte sie und die bloße Anwesenheit der Gekränkten und Mißhandelten war ein lebendiger Vorwurf, war eine Anklage gegen die Uebelthäter. Was mit Gewalt geraubt worden war, mußte mit Gewalt behauptet werden."

Die Commissaire berichten dann die Thatsache, daß ein Reitermajor, Anthony, und ein Oberst, Chivington, in Colorado etwa 500 Indianern mit Frauen und Kindern Schutz und Frieden feierlich zugesagt und sie nach Fort Lyon (in Colorado; siehe unsere Karte) gebracht hatten, wo sie friedlich in ihrem Lager sich befanden. „Am 29. November 1864 bei Tagesanbruch wurden sie von Chivington verrätherisch überfallen und zum großen Theile ohne Unterschied des Geschlechtes niedergemetzelt. Fliehende Weiber, die mit erhobenen Händen um Gnade baten, wurden in brutalster Weise niedergeschossen, Kinder wurden todtgeschlagen und unter Hohngelächter scalpirt, Männer wurden erst gemartert und dann in einer Weise verstümmelt, welcher auch der ärgste Cannibale Innerafrikas sich schämen würde. Zu solcher Barbarei haben die Wilden sich niemals verstiegen, das war den Vorkämpfern der christlichen Civilisation vorbehalten. Was Wunder, daß dieser brutalen Barbarei ein Krieg folgte, der 30,000,000 Dollars verschlang und unzähligen Grenzansiedlern Habe und Leben kostete! Mehr als 8000 Mann Soldaten mußten gegen die Indianer aufgeboten werden und was war das Ergebniß einer ganzen Jahrescampagne? Die Soldaten erlegten etwa 20 indianische Krieger, das Stück hatte also reichlich 1 Million Dollars gekostet!"

„Es wird gesagt: Sie müssen ausgerottet werden, weil sie Wilde sind. Das Ausrotten aber wird Geld und Blut in Menge kosten. Gewiß haben die Indianer viele Barbareien verübt. Aber die Weißen? Unter diesen befinden sich viele nichtswürdige Subjecte, die ungestraft die ärgsten Schandthaten verüben. Ist es ein Wunder, daß die Indianer nicht besser sind als wir? Selbst in unseren großen Städten, wo es doch an Schulen und Kirchen nicht fehlt, müssen wir an jeder Straßenecke Polizeileute stehen haben und kaum eine Nacht vergeht ohne schwere Verbrechen. Wenn der Indianer friedlich bleiben soll, so ist vor allen Dingen erforderlich, daß die Grenzansiedler ihn wie einen

Menschen behandeln und daß Eisenbahndirectoren nicht gleichgültig zusehen, wenn er von ihren Beamten aus reinem Uebermuth niedergeschossen wird. Behandelt man ihn wie es sich gebührt, dann werden keine Mißhelligkeiten vorkommen. Hauptsächlich aber muß man die Verträge halten, nicht Treue und Glauben brechen. Wer in ihm nicht von vornherein einen Feind sieht und wer ihn gut behandelt, dem wird er die Achtung nicht versagen. Wer ihn aber für ein wildes Thier hält und ihn als solches behandelt, hat dann auch die Folgen zu tragen."

„Wir müssen den Wilden nehmen wie er eben ist oder besser gesagt als das, wozu wir ihn gemacht haben. Im Verlaufe von 200 Jahren sind die Dinge geworden wie sie nun sind und zwar durch uns. Könnten wir sie binnen einem Menschenalter civilisiren, so wäre das ja gut. Wollen wir aber den älteren Indianern das Jagdleben verbieten, so ist das gleichbedeutend mit Krieg; die jüngeren werden den Alten folgen und damit haben wir wieder eine Generation von Wilden. Wenn es keine Büffel mehr geben wird, stellt der Indianer die Jagd von selber ein."

„Die älteren Indianer sagen: Vom Ackerbau verstehen wir nichts; wir haben von Kindesbeinen an uns von der Jagd ernährt und diese lieben wir. Im Frühjahr zieht der Büffel von Süden nach Norden und im Herbst kehrt er zurück über die weiten Ebenen. Wo der Büffel zieht, habt ihr Weißen ja keine Ansiedelungen, und wenn auch, so wäre Raum genug für uns beide. Weshalb zwingt ihr uns in Gehäge, über welche hinaus wir das Wild nicht verfolgen sollen? Wollt ihr Land zu Niederlassungen — wir verweigern es euch nicht; wenn ihr ackert, wollen wir jagen; haltet ihr Friede, so thun wir es auch; verlangt ihr Wildpret, so liefern wir es euch und ihr könnt uns dafür Brot geben. Aber ihr müßt uns nicht schimpflich von euerer Thür fortweisen. Haben wir Schießbedarf nöthig, so gebt uns ihn; wir wollen euer Leben vertheidigen und dies Versprechen halten." —

Die Commissaire fügen hinzu: „Wenn man überhaupt einem Indianer Vertrauen schenkt, dann muß man es voll und ganz thun. Er fühlt instinctmäßig sofort heraus, wann und ob man Mißtrauen hegt und dann ist dasselbe auch bei ihm der Fall. Man hat ihm von unserer Seite so oft Wort und Treue gebrochen, er hat so häufig die hartherzige Habgier der Weißen erfahren, man hat ihn unter der Maske christlicher Mildthätigkeit so grausam und abscheulich behandelt, daß er wohl auf seiner Hut ist. Er hat manche gute Eigenschaften; er ist muthig und ohne Furcht. Grausam und rachsüchtig ist er, weil man ihn als vogelfrei behandelt und ohnehin hat er als Jäger viel mit wilden Thieren zu schaffen. Die Civilisation hat ihn aus seiner Heimath verdrängt, ihn oftmals gemartert und todtgeschossen, aber zum Sklaven hat er sich niemals hergegeben. Wenn er in den Krieg geht, führt er einen Krieg der Wiedervergeltung und der Rache, und er thut es mit Ausdauer. Er will sein wahres oder vermeintliches Recht haben; Zwang nützt ihm gegenüber nichts und er giebt und verlangt keinen Pardon. Er ist ja so selten an Güte und Wohlwollen von Seite der Weißen gewöhnt, und neue Unbilden, die ihm zugefügt werden, erinnern ihn allemal an frühere."

Dieser Bericht der Friedenscommissaire enthält manche traurige Wahrheiten, die jedoch unbeachtet geblieben sind. In einem folgenden Aufsatze werden wir einige Beiträge zur nähern Charakteristik der wichtigsten Indianerstämme geben.

---

# J. Lubbock über die Befruchtung der Blüthen durch Insecten.

r. d. Nachdem das Thema der Pflanzenbefruchtung durch Insecten von Ch. K. Sprengel (1793), Darwin und namentlich von Hermann Müller in Lippstadt in meisterhafter Weise behandelt worden war, hat Lubbock, dem wir bisher auf anderen Gebieten begegneten, dasselbe auch aufgegriffen und in seiner gewohnten klaren und anschaulichen Weise in der britischen Naturforscherversammlung zu Belfast besprochen. Im Nachstehenden geben wir das Wesentliche seiner Auseinandersetzungen wieder.

Während Jedermann weiß wie wichtig die Blüthen für die Insecten sind, bedenken nur Wenige wie umgekehrt die Insecten für die Blüthen von der höchsten Bedeutung erscheinen. Viele Pflanzen sind überhaupt vollkommen abhängig in Bezug auf die Uebertragung ihres Pollen (Blüthenstaubes) von den Staubbeuteln (Antheren) auf den Stempel (Pistill), ohne welchen Vorgang eine Samenbildung nicht möglich ist. Bei anderen Pflanzen, die sich selbst befruchten, ist die Rolle, welche ihnen gegenüber die Insecten spielen, ebenfalls von hoher Bedeutung, da durch sie die sogenannte Inzucht beschränkt wird, deren Nachtheile jedem Viehzüchter bekannt sind. Ebenso ist es bei den Pflanzen, die bessern Samen liefern, wenn das Pistill der einen durch den Pollen der andern befruchtet wird.

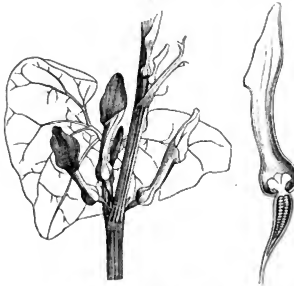
Wenn es daher ein Vortheil für Blumen ist, von Insecten besucht zu werden, so liegt es auf der Hand, daß größere, schönere, süßere und wohlriechendere Exemplare, solche, welche die Insecten am liebsten aufsuchen, im „Kampf ums Dasein" (!!) am besten bestehen und ihre Art am leichtesten fortpflanzen werden. Bei den meisten Blüthen ist das Pistill von einer Anzahl Staubfäden umgeben, und bei deren Betrachtung erscheint nichts einfacher zu sein, als daß der Samenstaub auf die Narbe des Pistills falle und die Befruchtung herbeiführe. In der That ist dieses oft der Fall, bei vielen Blumen aber wegen der Structur der Blüthe ganz unmöglich. Dann tritt das Insect in seine Rolle und trägt den Samenstaub auf das Pistill, so die Befruchtung herbeiführend; manchmal übernimmt auch der Wind diese Aufgabe. Die durch Windwirkung befruchteten Pflanzen, wie Birken, Pappeln, Gräser, sind in ihren Blüthen aber niemals schön gefärbt und auch nicht als „Blumen" anerkannt. Bei unseren gewöhnlichen Blumen aber wird die Ueberführung des Blüthenstaubs von einer Pflanze zur andern meistens durch Insecten bewirkt und die Farbe, der Geruch und der Honig sind die Anziehungsmittel, durch welche die Besuche der Insecten herbeigeführt werden.

Daß die Schönheit der Blumen entschieden die Anlockung der Insecten bewirkt, wird durch jene Pflanzengeschlechter bewiesen, bei denen wir in Bezug auf Größe und Schönheit der Blumen verschiedene Arten finden. So haben wir zwei gewöhnliche Malvenarten: Malva sylvestris und Malva rotundifolia, die sich in vieler Beziehung sehr ähnlich sehen, von denen aber die erstere weit größer als die letztere ist. Lubbock zeigte nun, daß die erstere, großblumige, in Bezug auf Befruchtung von den Insecten abhängig ist,

während die letztere, die kleinblumige, sich selbst befruchtet. Um zu beweisen, daß dieses nicht etwa eine vereinzelte Thatsache sei, führte er noch verschiedene andere Beispiele an, unter denen jene aus dem Geschlechte Geranium besonders schlagend sind. Geranium pratense, der Wiesenstorchschnabel, ist eine unserer größeren Arten, deren Blüthe fast zweimal so groß wie bei Geranium pyrenaicum, welches wieder zweimal so groß wie G. molle ist und G. molle ist abermals bedeutend größer als G. pusillum. Nun kommt bei G. pratense das Pistill nicht eher zur Reife, bis alle Staubbeutel schon ausgereift sind und ihren Pollen verstreut haben, so daß die Blüthe vollkommen auf die Befruchtung durch Insecten angewiesen ist. Bei dem zweiten Storchschnabel, dem G. pyrenaicum, haben einige Staubbeutel ihren Pollen schon verstäubt, ehe das Pistill reif ist, so daß die Besuche der Insecten hier erwünscht, aber nicht nothwendig sind. Beim G. molle reift das Pistill noch früher, während endlich beim G. pusillum es vor den Staubbeuteln reift. Hier haben wir also eine vollständige Reihenfolge, aus der sich ersehen läßt, daß je größer die Blume, desto mehr sie in Bezug auf ihre Befruchtung von Insecten abhängig ist.

Wie bereits erwähnt wird die Selbstbefruchtung der Blüthen auf mancherlei Weise verhindert. Sehr häufig reifen Pistille und Staubbeutel nicht zur selben Zeit, was doch zu einer richtigen Befruchtung nothwendig ist. In einzelnen Fällen reift das Pistill vor den Staubbeuteln. So hat die Osterluzei (Aristolochia Clematitis), Fig. 1, eine Blüthe, welche aus einer langen Röhre mit einer engen Oeffnung besteht, die durch steife, rückwärts gerichtete Haare geschlossen ist, so daß sie einer Fischreuse gleicht. Kleine Fliegen dringen in die Blüthenröhre ein, um nach Honig zu suchen, doch dort sind sie Gefangene, da die rückwärts gekrümmten Haare den Weg ins Freie ihnen abschneiden. Allmälig jedoch geht die Reife des Pistills vorrüber, auch die Staubbeutel reifen und ergießen ihren Blüthenstaub, mit dem die eingeschlossenen Fliegen gleichsam gepudert werden. Dann auch kräuseln sich die Haare der Röhre auf und entlassen die Gefangenen, die nun fortfliegen und den über sie ausgestreuten Pollen auf andere Osterluzei-Blüthen übertragen.

Fig. 1.



Osterluzei (Aristolochia Clematitis) mit Blüthe im Längsschnitt.

Fig. 2.




Gefleckter Zehrwurz (Arum maculatum) und sein Blüthenkolben (a Staubblattblüthen).

Bei der gemeinen Zehrwurz (Arum maculatum), Fig. 2, finden wir eine ähnliche Anordnung. Die wohlbekannte grüne Blüthenscheide umschließt einen Blüthenkolben (*a*), welcher die Staubblattblüthen über den Pistillen trägt. Nun erscheint die Befruchtung nicht leichter als in diesem Falle, da der Pollen nur auf die Pistille herabzufallen braucht. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Pistille (unten) reifen vor den Staubblattblüthen (oben) und sind schon — wenn der Pollen reift — unfähig zur Befruchtung. Es ist daher unmöglich, daß die Zehrwurz sich selbst befruchte, auch kann der Pollen wegen der umgebenden Blüthenscheide nicht vom Winde entführt werden. Wenn derselbe ausgestreut wird, fällt er in den Boden dieser röhrenförmigen Blüthenscheide, wo er so sicher liegt, daß ihn auch der stärkste Sturm nicht zu entführen vermag.

Obgleich das Arum ziemlich häufig ist, müßte es doch wie mit einem Wunder zugehen, wenn der Pollen von einer zur andern Pflanze gelangen sollte. Aber gerade wie bei der Osterluzei werden von der Blüthenscheide und dem Honig des Blüthenkolbens Insecten angelockt, kehren in der Röhre ein, ehe die Narben reif sind und finden sich nun eingekerkert, da auch hier steife, rückwärts gekrümmte Haare ihnen den Ausweg verwehren. Nachdem die Reife der Narben vorrüber ist und jede einen Tropfen Honig ergossen hat, der die Insecten in ihrer Gefangenschaft erquickt und belohnt, reifen auch die Antheren und ergießen ihren Blüthenstaub, der auf die Insecten fällt. Dann kräuseln sich auch hier die steifen Haare zusammen, die Insecten werden befreit und tragen den Pollen auf die Narben anderer Exemplare von Arum. Zuweilen werden mehr als hundert kleine Fliegen in einer einzigen Arumblüthenscheide gefunden.

In diesen beiden Fällen liegt augenscheinlich ein großer Vortheil darin, daß die Narben vor den Antheren zur Reife gelangen; gewöhnlich aber ist das Umgekehrte der Fall, wie Lubbock am Beispiele des Thymians nachwies. Ein besonders gutes Beispiel ist auch die Kapuzinerkresse (Tropaeolum maius), Fig. 3. In dem langen an ihrem Kelch befindlichen Sporn producirt sie ungemein viel Honig; die Blumen werden sehr stark von Insecten aufgesucht, die ihren Rüssel in den tiefen Sporn versenken, um dort nach Honig zu suchen.

Wenn sich die Blüthe zuerst öffnet sind weder Staubbeutel noch Pistill reif und alle leicht rückwärts gekrümmt. Bald jedoch richtet sich einer der Staubfäden auf, so daß er gerade am Eingange des Sporns steht und in solcher Lage, daß die Unterseite des Rüssels irgend eines Insects, welches nach Honig sucht, unfehlbar sich an ihm reiben und einigen Pollen entführen muß. Einer nach dem andern der acht Staubfäden erhebt sich so und nimmt die bezeichnete Stellung ein, ein Vorgang, der mehrere Tage in Anspruch nimmt, worauf sie in ihre ursprüngliche Lage zurückkehren und nun tritt das Pistill vor die Oeffnung der Röhre des Sporns. Aus dieser hübschen Anordnung geht mit Evidenz hervor, daß Bienen und andere das Tropäolum wegen des Honigs besuchende Insecten den Pollen der jüngeren Blüthen auf die Pistille der älteren übertragen.

Bei wenigen Blumen läßt sich aber die Anpassung der verschiedenen Theile an die Besuche der Insecten so klar und deutlich zeigen, wie bei unserer gemeinen Taubnessel (Lamium album), Fig. 4 u. 5, und aufmerksame Beobachter können hier, wenn sie im Frühjahr blüht, leicht den Proceß der Befruchtung durch Insecten studiren. Der Honig befindet sich in dem tiefern zusammengezogenen Theile der Röhre und wird vor dem Regen durch die gewölbte und mit einem dicken Haarringe versehene Oberlippe geschützt. Ueber dem verengten tiefern Theile der Röhre breitet sich die weite Unterlippe aus, welche als ein Sitzplatz für die herbeifliegenden Bienen dient (daher auch der Name Bienensaug, welchen diese Pflanze führt), während die Länge der engen Röhre kleinere Insecten davon abhält zu dem Honig zu gelangen; dies würde für die Blume schädlich sein, da hierdurch eine Anziehungsquelle der Bienen verloren ginge, und daß gerade diese die Pflanzen besuchen, darauf kommt es bei der Befruchtung wesentlich an. Am Grunde der Röhre befindet sich außerdem ein Haarring, der kleinere Insecten vom Niederkriechen zum Honig abhält. Der Bienensaug ist nur für Bienen und ähnliche Insecten bestimmt; sie setzen sich auf die Unterlippe und schieben den Rüssel zum Honig hinab, während andererseits die helmartig gewölbte Oberlippe durch ihre Gestalt ganz dafür geschaffen ist, daß die Antheren und das Pistill in richtige Berührung mit dem Insect kommen. Wirft

Fig. 3.



Gespornter Kelch der Kapuzinerkresse.

Fig. 4. I.



II.



Bienensaug (Lamium album) mit Blüthenlängsschnitt (I.) und Grundriß (II.).

Fig. 5.



Taubnessel (Lamium album) mit Blüthe von vorn und im Längendurchschnitt.

man einen Blick auf den Durchschnitt der Blüthe (II.), so sieht man, daß das Pistill zwischen den Antheren herabhängt, daß die Biene also zunächst mit ersterm in Berührung kommt, ehe sie die letzteren streift und daß sie, die mit fremdem Pollen beladene, diesen zuerst auf dem Pistill absetzt. So hat Alles an dieser Blüthe seinen Zweck: Gestalt und Größe der Oberlippe, die Stellung des Pistills und der Antheren zu einander, die Länge und Enge der Röhre, Größe und Lage der Unterlippe, der Haarring, der Honig u. s. w.

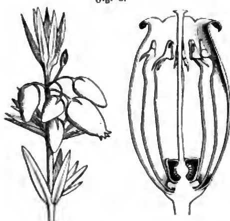
Die Heidearten (Erica cinerea und E. tetralix), Fig. 6, bieten ein anderes Beispiel merkwürdiger Anpassung an die Insecten dar. Die Blüthe hat hier die Form einer Glocke, die mit ihrer Mündung nach unten hängt und fast ganz vom Pistill geschlossen wird, welches eine Art Klappe vorstellt. Die acht Staubfäden endigen ein jeder in zwei Zellen, die leicht auseinanderstehen und an ihrem untern Ende eine ovale Oeffnung für die Ausstreuung des Pollen haben; doch obgleich diese Löcher am untern Ende der Staubbeutel sind, kann doch der Pollen nicht herausfallen, weil jeder Staubbeutel gerade an der Stelle, wo die Oeffnung sich befindet, den benachbarten Staubbeutel berührt und schließt und die acht Staubfäden solchergestalt einen Ring bilden, welcher das Pistill ungefähr in der Mitte der Glocken umgiebt. Außerdem befindet sich an jedem Staubbeutel ein langer Fortsatz, die zusammen eine Reihe von Speichen bilden, welche vom Ringe der Antheren abstehen. Bei dieser Beschaffenheit der Blüthe muß eine Biene, welche zu dem Honig gelangen will, zunächst ihren Kopf mit der klebrigen Narbe in Berührung bringen und auf derselben Pollen von einem andern Exemplare absetzen. Dann wird sie, indem sie ihren Rüssel in die Glocke schiebt, mit der einen oder andern Speiche an den Antheren in Berührung kommen, die wie ein Hebel wirkt, die Oeffnung der Antheren verursacht und einen Regen von Pollen auf den Kopf der Biene fallen läßt.

In vielen Fällen wird durch die Anhäufung von Blüthen zu einem Bündel oder einer Dolde der Effect der Farben und Gerüche wesentlich erhöht, wie z. B. beim Flieder, Hollunder, den Umbelliferen im Allgemeinen. Bei der letztern Gruppe befindet sich der Honig nicht, wie bei den früher geschilderten Pflanzen, im Grunde einer Röhre, sondern er liegt offen da und ist daher einer großen Anzahl kleiner Insecten leicht zugängig; und da die einzelnen Blüthchen dicht neben einander stehen, so können sie von den Insecten bequem und schnell besucht werden, was natürlich die Befruchtung erleichtert und sicherer macht, als wenn die Blüthen einzeln ständen, wobei leicht eine von den Insecten übergangen werden kann. In vielen Fällen ist bei den Umbel-

liferen Selbstbefruchtung ausgeschlossen, da die Staubbeutel früher als das Pistill reifen und erstere ihren Staub schon verschüttet haben, wenn letzteres entwickelt ist.

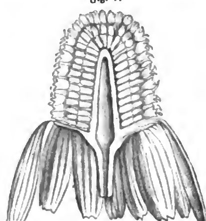
Ein weiteres Beispiel sind die Compositeen, bei denen, wie bei Disteln, Sonnenblumen, Löwenzahn, Huflattich, Immortellen, Georginen u. s. w., die einzelnen kleinen Blüthen dicht gepackt, ein Köpfchen bildend, auf einem gemeinsamen Blüthenboden zusammenstehen und — incorrect gesprochen — eine einzige Blume bilden. So sind die Blumen unseres gewöhnlichen Maßliebchen oder Marienblümchens (Bellis perennis) nicht einzelne Blüthen, sondern eine große Anzahl kleiner, scheibenförmig zusammengestellter Blüthen, die auf einem gemeinsamen Boden stehen. Dadurch werden die Blüthen den Insecten leichter zugängig und die Befruchtung durch dieselben sicherer. Bei der großen Stern- oder Gretchenblume (Chrysanthemum Leucanthemum) oder der Kamille, Fig. 7, besteht der Blüthenkopf aus einer äußern Reihe weiblicher Blüthen, deren Röhren an der Außenseite in ein weißes Strahlenblatt oder eine Zunge endigen, das entschieden dazu beiträgt, die Insecten anzuziehen. Die kleinen Blüthen sind auch röhrenförmig, doch gelb, unansehnlicher und ohne Strahlen und jede von ihnen ist mit Pistill und Staubfäden versehen. Die Staubbeutel sind mit einander verwachsen, so daß sie eine Röhre bilden, welche das Pistill umgiebt; sie reifen vor dem Pistill und der Pollen wird im obern Ende der Blüthenröhre über dem Kopfe des Pistills ergossen. Wenn die Blüthe sich öffnet, ist der Pollen schon reif und erfüllt den obern Theil des Staubbeutelringes. Das Pistill seinerseits verlängert sich, treibt den Pollen gegen das obere Ende der Röhre, die sich öffnet und der Pollen fällt aus der Röhre. Das Pistill endigt in zwei Aeste, die anfangs eng aneinander gepreßt und jeder mit einer Haarbürste versehen sind. Diese Bürsten fegen bei der Verlängerung des Pistills den Pollen gänzlich aus der Röhre; er wird dann von Insecten weggeführt. Wenn das Pistill seine völlige Länge erreicht hat, öffnen sich dessen beide Zweige und biegen sich rückwärts, so daß ihre löcherigen Oberflächen, die anfangs eng gegen einandergepreßt und vor der Einwirkung des Pollen geschützt waren, sichtbar werden. Aus dieser Anordnung wird es klar, daß jedes Insect, welches sich auf dem Blüthenkopf des Chrysanthemum niederläßt, seine Unterseite mit dem Pollen der jungen Blüthen bestäuben

Fig. 6.



Graue Glockenhaide (Erica cinerea) mit Blüthenlängsschnitt.

Fig. 7.



Durchschnitt der Kamillenblüthe.

und diesen auf die Narben der älteren übertragen muß. Da die äußeren (Rand-) Blüthen zuerst sich entfalten und von hier das Blühen nach dem Mittelpunkt vorschreitet, so liegt auf der Hand, daß der Pollen der äußeren Blüthen nicht zur Befruchtung der inneren verwandt werden kann. Wenn also die äußere Blüthenreihe Pollen producirte, würde derselbe in den meisten Fällen unnütz sein. Die Randblüthchen — weibliche Blüthen — bringen aber keinen Pollen hervor und die hierbei bewirkte Kraft und Stoffersparniß ermöglicht ihnen die Bildung der Strahlen, der größeren Corolla. Es ist auch wichtig zu wissen, daß bei diesen Strahlenblüthchen die Pistille jene Haarbürsten nicht besitzen, wie bei den Scheibenblüthchen; sie wären ja ohnehin nutzlos, da sie keinen Pollen aus der Röhre zu fegen hätten.

Bei anderen Compositeen, wie der Ringelblume (Marigold), bringen die Strahlenblüthen keinen Pollen, die Scheibenblüthen keine Narben hervor. In diesem Falle besitzt und braucht das Pistill der Strahlenblüthen keine Endbürsten, da kein Pollen auszufegen ist. Die Scheibenblüthen dagegen, obgleich sie keine Narben entwickeln, brauchen ein Pistill um den Pollen aus der Röhre hinauszutreiben und deshalb ist auch ein Pistill vorhanden, welches sich aber allein auf diese merkwürdige, seiner ursprünglichen Bestimmung abgewandte Function beschränkt.

Lubbock lenkte dann die Aufmerksamkeit auf einige Fälle, wo dieselbe Blume Blüthen von zweierlei oder mehr Arten besitzt, wie beim Veilchen (Viola odorata canina), das die bekannten, wohlriechenden Frühlingsblumen hervorbringt, daneben aber auch Herbstblüthen, die fast blätterlos sind. Erstere produciren nur wenig Samen, letztere desto mehr. Unsere Primeln zeigen höchst interessante Belege für den Dimorphismus (Doppelgestaltigkeit) der Blüthen.

Im Zusammenhang mit der merkwürdigen, zweckentsprechenden Bauart der Blüthenorgane läßt sich aber auch nachweisen, daß die Mundorgane, namentlich der Rüssel, und die Füße der Insecten gerade so gestaltet sind, daß sie besonders zur Befruchtung der Blüthen beitragen müssen. Eine fernere Eigenthümlichkeit der Blüthen ist ihr Schlaf, der durch die Beziehungen der Blüthen zu den Insecten erläutert werden kann. Viele Blüthen schließen während des Regens ihre Blätter, entschieden deshalb um den Honig vor dem Wegwaschen zu behüten. Wie aber läßt es sich erklären, daß manche Blüthen sich gerade während des schönsten Wetters schließen, um, mit dem Volksmunde zu sprechen, ein Mittagsschläfchen zu halten? Bei ermüdeten Thieren ist dies zu begreifen, aber bei Blumen? Und warum schlafen nur einzelne Blumenarten, nicht alle? Indessen verschiedene Arten halten verschiedene Zeiten ein und hierauf hat man die

sogenannte Blumenuhr gegründet. Das Maßliebchen (Bellis) öffnet sich früh am Morgen und schließt sich spät Abends, daher rührt auch sein englischer Name daisy = day's eye = Tagesauge. Der Löwenzahn (Leontodon taraxacum) öffnet sich um 7 und schließt sich um 5 Uhr. Arenaria rubra ist offen von 9 bis 3 Uhr; das haarige Habichtskraut (Hieracium pilosella) von 8 bis 2 Uhr; Gauchheil (Anagallis arvensis) von 7 bis 2 Uhr; während der Bocksbart (Tragopogon pratensis) von 4 Uhr früh bis 12 Uhr Mittags offen ist und von den Engländern aus diesem Grunde John-go-to-bed-at-noon genannt wird. Von den Feldarbeitern wird das Schließen dieses Bocksbartes als Zeichen zur Mittagsmahlzeit angesehen. Wieder andere Blumen öffnen sich des Abends.

Es liegt auf der Hand, daß Blüthen, deren Befruchtung durch Nachtinsecten herbeigeführt wird, gar keinen Grund haben, am Tage sich zu öffnen, während umgekehrt jene, die von Bienen befruchtet werden, sich Nachts schließen. Für die ersteren Blüthen wäre es geradezu ein Nachtheil, wenn sie am Tage offen wären, da ihnen alsdann Honig wie Pollen von solchen Insecten geraubt werden könnten, die zu ihrer Befruchtung nichts beitragen. Das Oeffnen und Schließen der Blüthen steht daher in Beziehung zu der Befruchtung durch die Insecten. Dafür spricht auch, daß durch die Windwirkung befruchtete Blüthen niemals schlafen und einige Blüthen, welche die Insecten durch Wohlgerüche anlocken, diese Gerüche zu bestimmten Stunden ausströmen, so die Nachtviole (Hesperis matronalis), die späte Lichtnelke (Lychnis vespertina), die in den Abendstunden, Orchis bipolia, welche Nachts duftet.

---

# Der Ramadan in Arabien.

Von **Heinrich von Maltzan.**

## II.

Gerichtsstillstand. — Der Diwan beim Pascha. — Eine Comödie. — Der gefangene Koch. — Ein witziger Verbrecher. — Beilegung eines komischen Conflicts. — Ein orientalischer Diplomat. — Vergnügungen im Ramadan. — Das Hüttendorf. — Fanatismus leichtfertiger Frauen. — Monotonie des Ramadan in Dschedda.

Die vornehmere Classe der hiesigen Bevölkerung läßt sich im Ramadan nicht viel blicken. Bei Tage schlafen diese Herren, stehen höchstens gegen 2 Uhr Nachmittags auf; dann sind noch drei Stunden bis zum Bruch der Fasten und diese werden gemüthlich verdämmert. An Geschäfte denkt Niemand; die ganze Regierung scheint zu schlummern. Es ist förmlich ein Sprüchwort: „Im Ramadan giebt es keine Regierung und kein Gericht." Sicher ist, daß kein Richter in diesem Monat Recht spricht. Kein Schuldner kann zum Bezahlen angehalten werden; kurz es ist ein wahrer Schlaraffenmonat. Nur die Präventivgefangenen, welche oft ganz unschuldig in Untersuchungshaft kamen, verwünschen diesen Monat; denn da es in ihm keine Gerichtssitzungen giebt, so bleiben sie ruhig im Gefängnisse, gleichviel ob schuldig oder unschuldig.

Selbst die Europäer können in diesem Monat nicht zu ihrem Rechte kommen. Ich kannte einen, welchem zwei Tage vor dem Ramadan eine Summe Geldes gestohlen worden war und dessen vom Consul unterstützte Klage man nicht einmal anhören wollte, weil „es Ramadan sei". Nach dem heiligen Monate wird natürlich der Dieb das Geld verzehrt und der Europäer das Nachsehen haben. Dies Alles gilt freilich in bevorzugtem Grade nur von hier, vom heiligen Gebiete von Mekka und Medina, wo der alte Islam mit all seinen guten und schlechten Seiten noch in seiner ungeschwächten Kraft fortbesteht. Dies mag im Ganzen recht viel Nachtheile mit sich bringen; aber, ich weiß nicht, ob ich diesem Wesen nicht am Ende noch den Vorzug vor dem elenden Zwitterzustande von Civilisationscomödie und halber Cultur, die von Europa nur die Laster entlehnt, wie Aegypten uns ein Beispiel liefert, geben soll.

Dieser Monat ist mehr als ein anderer die Zeit der großen Staatsvisiten bei Pascha und Vornehmen. Jeden Abend sitzen diese Persönlichkeiten, rauchend und Kaffee trinkend, in ihrem „Medschles" oder „Divan" und erwarten die Besuche. Nur in den ersten Tagen ist es nicht Sitte, solche zu machen. Dann bleibt gewöhnlich jede Familie für sich. Hier in dem heiligen Gebiet ist man so fromm, diese ersten Abende mit Absingen des Koran zuzubringen. Selbst die Kaufleute thun dies. Eines Abends wollte ich einen besuchen, vernahm aber auf seiner Thürschwelle schon den näselnden Singsang, mit dem der Koran abgeleiert wird, und hütete mich also wohl, die fromme Uebung zu unterbrechen; sind aber die ersten Abende vorbei, dann gehen die Besuche an. Der erste gilt gewöhnlich dem Pascha. Dort findet man die ersten Beamten, die reicheren Kaufleute, die den Abend in ziemlich langweiligen Gesprächen, oder mit Schweigen, das nach dem arbischen Sprüchwort bekanntlich „Gold" ist, zubringen.

Dort war es auch, wo sich in einer Ramadannacht eine Comödie abspielte, in der ich selbst halb Statist, halb Mitspieler wurde. Herr Rolph, bei dem ich wohnte, hatte nämlich plötzlich den Verlust seines Koches zu beklagen. Wir blieben ohne Essen, aber wo blieb der Koch? Es hieß er sei auf Befehl der französischen Consulin arretirt worden. Sicher war, daß er saß, aber auch, daß sein Vergehen kein schweres. Worin es bestand, erfuhr ich nicht mit Bestimmtheit. Es wird in Dschedda so viel geklatscht, daß man nichts glauben kann. Er sollte aber die Consulin „beleidigt" haben, wenn es eine Beleidigung war, daß er ihren Dienst verließ, um den bei Herrn Rolph anzunehmen.

Wir konnten dies natürlich nicht dulden. Da es in Dschedda nur zwei Consuln giebt, so wandten wir uns an den englischen, an welchen ich empfohlen war, zur Zeit durch einen Vertreter, einen Armenier, repräsentirt, und zogen mit diesem zum Pascha; denn nur er konnte helfen. Er wollte aber gar nicht dran. „Man muß der Französin das kleine Vergnügen gönnen. Was liegt denn an einem Koch?" meinte er. Uns lag natürlich daran, denn in Dschedda findet man keinen, sondern muß solche Diener aus Suez kommen lassen. Sehr generös offerirte zwar der Pascha seine eigene Küche, aber Gott weiß, was wir dann zu essen bekommen haben würden! Ich kenne türkische Küche! Nur der Pilaff ist

genießbar. Dieser fehlt aber bei den Vornehmen oft, da er ein plebejisches Gericht ist. Die Großen ergötzen sich statt dessen an schrecklich fetten Ragouts mit Knoblauch, Zwiebeln und ranziger Butter sowie öligen Süßspeisen.

In einer einzigen Ramadannacht folgten sich die drei Acte dieses Lustspieles. Im ersten zogen wir erfolglos ab, ließen aber die Drohung zurück, die Sache nach Stambul zu melden. Der Armenier sagte „Peki" (sehr wohl), als der Pascha sich weigerte, der Pascha „Peki", als der Armenier drohte. Der Türke sagt immer „Peki", auch wenn die Sache ihm nicht gefällt. Aber trotzdem bedachte er sich doch. Schnell wurde aus den Ramadangästen ein Medschles (Gerichtshof) improvisirt, in welchem auch zwei griechische Branntweinhändler ihre Stimmen abgaben. Türken haben eben über Europäer eine so niederträchtige Meinung, daß sie gar keine Bildungs- oder Moralitätsstufen unter ihnen anerkennen. Als sie noch nach Willkür schalteten, waren alle Europäer gleicherweise „kelb ibn kelb" (Hund, Sohn des Hundes). Jetzt, da sie Europäer respectiren müssen, rächen sie sich dadurch, daß sie auch die anrüchigsten den anständigsten gleich hoch stellen. Wäre ein Consul beim Medschles anwesend gewesen, man hätte ihm keine höhere Ehre erweisen können, als die, welche jetzt den Branntweinhändlern (meistens notorischen Schurken, Bravos u. s. w.) wiederfuhr. Man beschloß den Koch zu citiren. Als dieser kam, schnaubte ihn der Pascha an:

„Also wegen eines Hundes, wie Du bist, muß ich solche Unannehmlichkeiten haben? Was machtest Du bei der Consulin?"

„Ich war ihr Koch;" hieß es.

„Warum hast Du sie verlassen?"

„Weil sie mich schlug."

„Das wollen wir nicht hören. Sag einen andern Grund," brummte der Pascha, der natürlich nichts Beleidigendes über die Consulin gesagt wissen wollte.

„Weil sie einen andern Koch hat und mein alter Herr zurückkam."

„So? Wieviel Diener hat die Consulin?"

„Sie hat einen Koch, einen Küchenjungen, einen Kammerdiener, einen Kawaß, einen Laufburschen, einen Portier u. s. w."

Jetzt glaubte der Pascha einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben, um von der Consulin gütlichen Vergleich zu erbitten. Er ließ ihr höflich sagen, da sie doch so viele Diener habe, könne es ihr ja auf einen mehr nicht ankommen. Sie wisse vielleicht nicht, daß im Hause, wo der Koch jetzt diene, nur wenige Diener seien, er also dort viel unentbehrlicher sei, als in ihrem dienerreichen Haushalte. Der Verbrecher bitte sie übrigens um Verzeihung, und sie möge ihn daher gütigst frei geben. Zugleich ließ er uns melden, wir möchten kommen, um den Koch abzuholen.

Wir fanden uns also im zweiten Act der Comödie ein. Hier ging es sogar possenhaft zu. Die Consulin ließ nämlich berichten, sie verstehe gar nicht, was der Pascha mit den „vielen Dienern" sagen wolle. Sie habe ja nur einen für Alles und eigentlich gar keinen Koch. Der Pascha schnaubte von Neuem den Koch an:

„Hast Du nicht gesagt, die Consulin habe sechs Diener?"

Der Koch machte ein schlaues Gesicht:

„Nein, Herrlichkeit, das sagte ich nicht, sondern sie habe einen Koch, einen Küchenjungen u. s. w."

„Nun und sind das nicht sechs Diener?"

„Nein! wenn Ew. Herrlichkeit mich hätten ausreden lassen, so würde ich hinzugesetzt haben, daß der Koch „Smail" heißt . . ."

„So? und wie heißt der Portier?"

„Auch Smail."

„Und der Küchenjunge?"

„Ebenso."

Der Pascha fluchte fast, als er dies vernahm.

„Wie viel Smails giebt es denn?" fragte er.

„Herrlichkeit! Es giebt nur einen."

„Und dieser eine ist?"

„Zugleich Koch, Küchenjunge, Portier u. s. w."

Am Ramadanabend, nach guter Mahlzeit, kann selbst ein sonst grimmiger Pascha Spaß verstehen, und so verstand auch dieser, daß der Koch trotz all seiner Unterwürfigkeit ein Witzbold war, und nahm es nicht übel. Da er lachte, so nahm die ganze Medschles dies für eine Erlaubniß, nun in homerisches Gelächter auszubrechen. Der Abend bekam eine sehr lustige Wendung.

Uns war freilich nicht geholfen. Denn der Pascha wollte jetzt wieder den Koch zurückbehalten, da die Consulin ihn nicht frei gab. Er sah einerseits die Drohung Englands, andererseits das beleidigte Frankreich; und das Alles um einen Koch! Eine Genugthuung wollte er uns jedoch geben. Diese bestand zuerst darin, daß er über die Consulin schimpfte. Er nannte sie eine . . . Doch das verschweige ich besser. Das Schimpfen über Europäer kommt dem Türken so natürlich, daß wir es dem Pascha nicht als Verdienst anrechnen konnten, wenn es auch heute uns zu Gefallen geschah. Morgen wußten wir, werde er der Consulin ganz ähnliche Süßigkeiten über uns sagen.

Wir bestanden also auf einer mehr reellen Genugthuung. Nach stundenlangem Discutiren wurde er soweit mürbe, daß er versprach, den Koch nur eine Nacht zurückzubehalten. Eine Satisfaction müsse Frankreich doch haben. Wir konnten auch das nicht zugeben und zogen abermals mit Drohungen und gegenseitigem „Peki" ab.

Der dritte Act der Comödie war der längste, und wäre nicht zu einem befriedigenden Schluß gekommen, ohne Intervention einer dritten Großmacht. Diese Macht war Persien, vertreten durch seinen Consul, den man schlechtweg den Bey nannte, einen sehr schlauen Diplomaten, der mit tödtlichem Türkenhaß die liebenswürdigsten Manieren gegen Türken, ja gegen die ganze Welt verband. Dieser allabendliche Ramadangast des Paschas erfand einen Ausweg zur Versöhnung der Parteien und so wurde wirklich der Koch frei. Aber er wurde es nur durch einen Compromiß, der scheinbar jeder Partei, in Wirklichkeit aber keiner Recht gab. Der Perser schlug nämlich vor, die Verhandlungen bis zum grauenden Morgen auszudehnen, was für vornehme Tagesschläfer eben kein Opfer ist. Dann solle man den Koch frei geben. Der Consulin könne man sagen, man habe den Mann ihr zu Gefallen eine ganze Nacht lang fest gehalten, uns aber, man habe die ganze Nacht hindurch uns zu Liebe Medschles gehalten und gefunden, daß wir Recht hätten. So konnte sich jede Partei den Triumph zuschreiben. In Wirklichkeit aber hatte keine vollkommene Genugthuung bekommen. Das ist orientalische Diplomatie, die sich heutzutage oft mit solchen Erbärmlichkeiten herumschlagen muß. Komischerweise war in dieser Sache nie vom Manne der Consulin die Rede. Er galt für einen Pantoffelhelden und wurde als „Null" betrachtet.

Sonst ist der Ramadan hier nicht kurzweilig. Von Vergnügungen, wie sie in Cairo und Tunis vorkommen, ist keine Rede. Höchstens regt sich eine einsame Darbuka (thönerne Trommel) oder ein klimpriger Kanun (eine Art Guitarre) in einem Kaffeehause, wozu manchmal die Stimme eines näselnden Sängers sich hören läßt. Ein Karagus (Polichinell) soll zuweilen zu Stande kommen. Heuer war

dies nicht der Fall. Die Tänzerinnen und Tänzerknaben werden hier durch alte Araber aus Yemen mit langen weißen Bärten ersetzt, deren vor Alter steife Glieder eben keine graziösen Bewegungen zur Schau tragen. Aber alle diese Vergnügungen sind nur im allermäßigsten Grade vorhanden. Selbst in Mekka steht es damit nicht viel besser.

Nur in dem von gewissen Personen bewohnten Viertel oder Hüttendorf soll es in diesen Nächten lustiger hergehen. Wer aber die dortigen Freuden genießen will, muß sich für die ganze Nacht aus der Stadt verbannen, da das Hüttendorf außerhalb der bei Nacht geschlossenen Thore liegt.

Dieses bei Tage zu besuchen, ist für einen Europäer schon gefährlich, bei Nacht geradezu unmöglich, denn jenes Gewerbe in Brot zu setzen, wird von den Moslems so zu sagen als ein „Glaubensmonopol" angesehen. Wehe dem Christen, der es wagen wollte, einer dieser vom Fanatismus aller Dscheddaner gleichsam gehüteten Personen eine Erklärung zu machen. Den Moslems allein ist es gestattet, hier die Ramadanvergnügungen, die immer bei Nacht stattfinden, mitzumachen. Da ich diesmal nicht verkleidet reiste, so kann ich also nicht als Augenzeuge von jenen Lustbarkeiten berichten. Nach der Aussage meiner arabischen Diener sollen sie aber groß sein und es dort sehr hoch hergehen. Nach dem freilich, was ich bei einem Gang, den ich bei Tage durch jenes Viertel machte, von seinen Bewohnerinnen sah, boten sie des Verführerischen sehr wenig und also mögen ihre Tänze und Gesänge eines Hauptreizes entbehren. Es sind meist sehr häßliche Negerinnen; hier und da nur sieht man eine Weiße, die aber mit jenen an abschreckenden Eigenschaften wetteifert. Eine einzige sah ich aus der Entfernung, die erträglich aussah. Aber diese Dame war eine so fanatische Jüngerin Mohammed's, daß sie bei meinem Anblick laut aufschrie und in Verwünschungen gegen alle Europäer im Allgemeinen und mich im Besondern ausbrach, dabei sehr energisch mit der Hand fortwinkte. Es ist mancher seltsame Widerspruch im mohmmedanischen Volksleben. So sollen dieselben Frauen, die doch ein selbst nach arabischen Begriffen verbotenes und vom Koran verdammtes Gewerbe ausüben, die strengsten Beobachterinnen der Fasten im Ramadan sein. Man schließe übrigens hieraus nicht auf eine allgemeine Corruption der Bewohner Arabiens. Dschedda, Mekka, Medina sind Fremdenstädte. Nur in solchen kommt die Prostitution vor. Sonst ist sie fast unbekannt.

Natürlich besuchen die verständigeren Moslems jenes Viertel niemals, genießen also keine seiner lärmenden Ramadanvergnügungen. Für sie müßte dieser Monat gewiß entschieden langweilig sein, wenn dieses stoische Volk überhaupt die Langeweile kennte. Aber so ist einmal der Moslem. Selbst der Städter aus Stambul oder Cairo, den sein Unstern hierher führt, klagt nicht über die Monotonie von Dschedda, obgleich er zu Hause doch der nach arabischen Begriffen köstlichsten Vergnügungen die Hülle und Fülle besaß.

---

# Bei den Wilden auf Formosa.

R. K. Die „Japan Weekly Mail" vom 4. Juli 1874 bringt Auszüge aus einem zeitgemäßen und interessanten Vortrage, welchen E. C. Taintor vor der „Asiatic Society" zu Schanghai über Formosa gehalten hat. Wir theilen daraus Folgendes mit.

Wie bekannt, ist die Osthälfte der Insel, oder besser zwei Drittheile derselben im Besitze wilder Stämme. Ihr Gebiet ist meist bergig und dicht bewaldet, während die chinesischen Niederlassungen auf verhältnißmäßig ebenem Boden liegen, und zwar vom Fuße der bis 11,000 oder 12,000 Fuß ansteigenden Centralbergkette westlich längs der Westküste, über die Nordspitze der Insel hinweg und den nördlichsten Theil der Ostküste.

Die ursprünglichen Besitzer der Ebene, ein wohlgestaltetes Volk, das sich selbst Kabaran nennt, sind von den Chinesen allmälig immer weiter in die Berge hineingetrieben worden, haben aber bei dieser Berührung zum Theil chinesische Civilisation und Sitten angenommen.

Die dortigen Chinesen nennen sie „Pepo hwan", d. h. Wilde der Ebene, zur Unterscheidung von den noch rohen und ungebändigten Bergbewohnern. Wie gering die chinesische Einwanderung gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß ein anderer Reisender, Thompson, 1871 schon in einer Entfernung von 20 Miles von Tai-wan-fu, der Hauptstadt der ganzen Insel, das erste von Pepo hwans bewohnte Dorf antraf (vergl. „Proceedings of the Royal Geographical Society" XVII, S. 146). Die Bewegung der Pepo hwans nach dem Innern dauert noch immer fort, und erst im vergangenen Jahre versuchte eine bedeutende Anzahl derselben unter Leitung eines Europäers, sich in Talam-o, 15 Miles südlich von der Suaobai, an der Ostküste niederzulassen. Aber trotz vorgängiger freundschaftlicher Verhandlungen mit den Wilden fand der Versuch doch heftigen Widerstand.

Der Vortragende besuchte jene Gegenden zu Beginn des Jahres 1869 und kam mit einer großen Menge von Wilden in Berührung, sammelte Vocabularien ihrer Sprache und beobachtete ihre Sitten und Gebräuche.

Lamo, 10 Miles südlich von der noch von Chinesen besetzten Suaobai gelegen, war in den Jahren 1858, 1862 und 1866 wiederholt Ziel chinesischer Colonisationsversuche, deren zweiter einem vollen Hundert der neuen Ansiedler das Leben kostete. Als jener Europäer mit seinen Leuten ans Land stieg, fand er, in einer Reihe am Ufer entlang postirt, 35 schädellose Skelette, der deutlichste Beweis von dem Fehlschlagen früherer Niederlassungsversuche.

Die Pepos leben meist vom Fischfang und sind im Rudern sehr geschickt. Die Männer sind groß, stramm und den Chinesen an Stärke und männlichem Aussehen weit überlegen; die Frauen klein, schlank, oft hübsch, mit merkwürdig schönen Augen, was sie von den Chinesinnen sofort unterscheidet, denen sie sich sonst in Sprache und Kleidung anzunähern suchen.

Die eigentlichen Wilden sind viel kleiner und unansehnlicher, als die Pepos; mehr spitz- als rundköpfig; mit dickem, struppigem Haare, das auf dem Scheitel von einem Bande zu einem Schopfe zusammengefaßt wird. Ihre Augen sind nicht so groß und rund wie die der Pepos, noch auch so schräg und mandelförmig, wie die chinesischen. In den Ohren der Männer steckt ein, in denen der Frauen zwei große Ohrringe von einem viertel Zoll Durchmesser, mitunter auch Bambusstückchen oder Perlenschnüre. Die Weiber sind ungewöhnlich klein und untersetzt, aber an das Tragen schwerer Lasten gewöhnt. Niedere Stirn und geistloser Ausdruck überwiegen. Ihr Aussehen ist argwöhnisch, finster, verdachterregend und steht in schroffem Gegensatze zu dem offenen, zutrauensvollen der Pepos. Beide Geschlechter tä-

towiren sich und tragen mancherlei Zierrath von Knochen, Messing und Perlen an sich, mitunter auch Mützen von Hirschfell.

Sie haben den sonderbaren Gebrauch, allen Kindern im sechsten bis achten Jahre die Augenzähne auszuschlagen, weil sie dadurch deren Schnelligkeit und Witterung bei der Jagd zu erhöhen meinen. Meist jagen sie die kleinen, in ihren Wäldern zahlreich vorhandenen Hirsche mit Speer, Bogen und Rohrpfeilen, die nicht immer eiserne Spitzen besitzen, und ab und zu mittelst eines Luntengewehres, das sie von den Chinesen gegen die Ausbeute der Jagd eingetauscht haben. Außerdem trägt jeder Mann in einer Scheide ein langes, schweres Messer, das ihn nie verläßt und alle Dienste verrichtet, von dem Ausgraben von Wurzeln bis zum Abschneiden von Chinesenköpfen. Die Speere haben Bambusschäfte und eiserne Spitzen chinesischen Ursprungs, welche, wenn nicht in Gebrauch, in Lederscheiden stecken. Diese wie die Messerscheiden sind mit Haarbüscheln von den Zöpfen erschlagener Chinesen verziert. Taintor sah selbst einen hübschen, kräftigen jungen Mann, den Sohn eines Häuptlings, welcher an seiner Messerscheide 23 solcher Quasten trug, die von fünf durch seine Hand gefallenen Chinesen herrührten.

Bei ihren Jagden schlafen die Wilden Nachts Fuß an Fuß um ein Feuer herum, unter dem Kopfe ein Bündel Gras, zuweilen unter einer rasch errichteten Hütte.

Zum Fangen der Hirsche haben sie zwei oder drei verschiedene Fallen. Mitunter erlegen sie auch einen Bären; dann verkaufen sie Füße und Gallenblase an die Chinesen, welche letztere als Medicin sehr hoch schätzen. Alles Uebrige, Fleisch, Fell und Pelz, wird zusammen gebraten. Sonst kommen noch wilde Schweine, dunkelfarbige Leoparden, zahlreiche Affen, aber nur sehr wenige Vögel vor.

Die Wilden bauen süße Kartoffeln, Bohnen, Hirse, Kokosnüsse, Erdnüsse und Yams und kochen aus den zarten Sprossen der Farrnkräuter eine Suppe, welche ganz schmackhaft sein soll. Bananen und eine Art wilder, sehr bitterer Orangen giebt es in Menge. Ab und zu trifft man auch Wassermelonen, deren Samen sie von den Chinesen erhalten haben. Nach Cayennepfeffer sind sie sehr begierig und um ihn sich zu verschaffen brechen sie oft in die Gärten der Ansiedler ein. Ihren Taback bauen sie sich selbst, und Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied haben stets eine kleine Bambuspfeife im Munde. Sie nennen das Kraut ta-ba-ku, was beweist, daß dasselbe von spanischen oder holländischen Colonisten eingeführt worden ist. Letztere waren ja im 17. Jahrhundert im Besitze von Tai-wan-fu, wo sie 1633 das jetzt zerstörte Fort Zelandia erbauten. Und noch heute besteht bei den oben erwähnten Pepos die Tradition, daß sie zur Zeit der holländischen Besitznahme zur See vom südlichen Ende der Insel nach Norden gekommen seien. Manche sollen sogar noch holländische Reliquien in Händen haben.

Aus einer langen Grasart weben die Wilden sehr hübsche elastische und dauerhafte Matten. Mit den Chinesen betreiben sie einen kleinen Tauschhandel; für ihren Hanf, Wildpret, Hirschgeweihe, Häute und Sehnen erhalten sie Messerklingen, Luntenschloßgewehre, Reis, Pulver und Schrot, kupferne Kessel, bunte Tücher und Salz, das sie sehr lieben. Griffe befestigen sie sich selbst an die Messerklingen mittelst sehr festen und hübschen Flechtwerks.

Ihre Hütten sind überaus einfach: zwei Pfosten werden in die Erde gegraben, von deren Spitze längere Stangen schräg zum Fußboden laufen. Darüber werden andere quer gelegt, und das Ganze wird mit langem, trockenem Grase bedeckt.

Die beiden dreieckigen Giebel, wenn man sie so nennen darf, werden mit Gras oder Rohr ausgefüllt. Mitten in der Hütte dienen ein paar Steine als Herd; der Rauch zieht hinaus, wo er ein Loch findet. Als Betten dienen Heulager; der ganze Hausrath besteht in ein paar geflochtenen Körben, welche von der Decke herabhängen und die Vorräthe an Hirse, Bohnen und Salz enthalten.

Die Todten werden in aufrechter Stellung mit ihren Waffen und Geräthschaften begraben.

Ihre Art Freundschaft zu schließen ist sonderbar und für einen Fremden nicht gerade angenehm. Jeder der beiden zukünftigen Freunde legt seinen Arm um den Hals des andern, worauf beide Kopf und Mund dicht aneinander halten und zu gleicher Zeit aus einer Schale Wein trinken. Damit ist eine ewige Freundschaft begründet. Bei Taintor's Begegnung mit den Wilden waren nun etwa ein Dutzend Häuptlinge zugegen, welche insgesammt jene Ceremonie mit dem Fremden auszuführen wünschten; und diesem blieb bei dem verrätherischen und streitsüchtigen Charakter der Wilden nichts anderes übrig, als zwölfmal den unerwünschten Trunk zu thun.

Eine andere, weniger feierliche und bindende Art, ein Bündniß einzugehen, besteht darin, daß beide Personen Salz vom selben Tische essen.

Ein Schwein ist das angenehmste, ja unerläßliche Geschenk, wenn man die Gunst der Wilden gewinnen will. Deshalb hatte Taintor ein paar Stück mitgenommen und bewirthete seine neuen Freunde am Tage nach seiner Ankunft mit einem splendiden Mahle. Dem geschlachteten Schweine wurden Füße und Schnauzenspitze abgeschnitten, und dann der ganze Rest mit Borsten und allem auf ein Feuer von Holzscheitern gelegt. Dort blieb es nur 10 bis 15 Minuten liegen, gerade lange genug, um die Borsten abzusengen und das Fett durchzuwärmen; dann wurde es auf ausgebreitetes Gras gelegt. Nun schnitten die Häuptlinge das Schwein in lange Streifen und Alles machte sich daran, diese in ganz kleine Würfel zu zerlegen. Nichts, weder Knochen, noch Eingeweide, noch Schwarte, wurde weggethan. Dann bildete das Volk einen Kreis um die einzelnen Haufen Fleisch, welche offenbar nach der Größe der Familien bemessen waren und von den Häuptlingen denselben zugetheilt wurden. Manche, die besonders hungrig waren, brieten sich sofort ein paar Stücke in der heißen Asche und aßen sie; aber die meisten nahmen ihre Portion mit nach Hause. Die Häuptlinge bestanden darauf, daß der Europäer einige ausgesuchte Leckerbissen Ehren halber annahm, nöthigten ihn aber glücklicherweise nicht zum Essen. Doch wurde ein junger Mann schwer dadurch beleidigt, daß Taintor die von ihm erhaltenen Bissen dem ersten besten Wilden schenkte.

Die ganze Scene war erregt und wild. Etwa 60 Eingeborene, die Männer fast nackt und die Weiber verschieden gekleidet, alle aber höchst schmutzig, kauerten auf dem Erdboden oder rannten ab und zu, langten eifrig vom rohen Schweinefleisch zu und plauderten dabei unabläßig. Wahrhaft dämonisch wurde aber der Anblick, als sich Abends die ganze Schaar, und obendrein die Pepos von der Begleitung Taintor's, zusammen über hundert, in Branntwein halb berauschten, den man ihnen unvorsichtiger Weise aber sehr zu ihrer Freude gegeben. Die Fremden waren sehr froh, als am frühen Morgen Müdigkeit die letzten der Gäste zur Ruhe trieb, und sie vor ihrer Streitsucht und Geschicklichkeit im Handhaben der Messer keine Furcht mehr zu haben brauchten. Ihre Neigung zum Trunk wird natürlich von den Chinesen beim Tauschhandel gründlich ausgebeutet.

Bei ihnen gilt die Blutrache in vollem Umfange; die nächsten Verwandten ruhen und rasten nicht, bis der Mör-

der von ihrer Hand gefallen ist. Die chinesischen Behörden haben eine Prämie von 20 Dollars für jeden eingelieferten Kopf eines Wilden ausgesetzt, fanden aber fast nie Gelegenheit, mehr als etwa fünfmal im Jahre den Preis auszubezahlen, während umgekehrt jährlich etwa 50 bis 60 Chinesenköpfe den Wilden zur Beute fallen.

Das geht ganz natürlich zu. Die Chinesen verdienen nur etwas Geld bei der Kopfjagd, und nicht genug, um sie zu veranlassen, ihr eigenes Leben dabei aufs Spiel zu setzen, wogegen der Wilde höhere Zwecke verfolgt. Seine ganze sociale Stellung hängt von seiner Tapferkeit und persönlichen Tüchtigkeit ab; er „ist nichts werth", wenn er keinen Chinesen umgebracht hat; sein Wort gilt nichts und sein Ansehen im Dorfe ist gleich Null. Mit der Anzahl der erbeuteten Köpfe aber steigt er an Achtung und Rang; der, welcher die meisten solcher Trophäen gewonnen hat, ist nach ihrem eigenen Ausdrucke der „Hauptmann" im Dorfe.

Vielfach und reichlich sind die natürlichen Producte Formosas, das für Kampher die Hauptbezugsquelle in der ganzen Welt ist. Bei Kilong, im Norden der Insel, findet sich Kohle in Menge, und in den letzten paar Jahren ist auch der Theebau zu großer Wichtigkeit angewachsen. Trotz des Verbots der Regierung werden gerade jetzt in den Solfataren bei Tamsui große Massen Schwefel gewonnen, und wenn dieser Handel legalisirt würde, könnte sich diese Production bedeutend heben. Die Wälder liefern verschiedene Arten werthvollen Holzes; indianisches Rohr und der Baum, von dem das Mark-Papier fabricirt wird, ist häufig. Die Gewässer der Ostküste sind reich an Schildkröten und Fischen der prachtvollsten Färbung, und die von Chinesen besetzte Westküste führt schon wegen ihrer reichen Reisernten den Namen „Kornkammer von Südchina".

Ein von der Natur so reich begabtes Land scheint allerdings einer großen Entwickelung fähig zu sein; ob die augenblicklich dort befindliche japanesische Expedition dazu den ersten Anstoß geben wird, muß die Zukunft entscheiden.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Die Tiefseemessungen der „Tuscarora".

Wir gaben jüngst wieder (S. 224) einige Notizen über die werthvollen Arbeiten dieses nordamerikanischen Dampfers, welcher das Bett des nordpacifischen Oceans zum Behuf einer Kabellegung erforscht hat. Soeben erhalten wir durch die Güte des Herrn Theodor Kirchhoff in San Francisco die „Daily Alta California" vom 3. September, welche die Heimkehr der „Tuscarora" nach dem dortigen Hafen meldet. Dieselbe war genau auf denselben Tag und dieselbe Stunde in vorigem Jahre in See gestochen; sie hat 14,000 Seemeilen Meeresboden abgelothet. Die erste Linie dieser Tiefseemessungen war die von Cap Flattery, am südlichen Eingange der Fucastraße im Territorium Washington, nach Nordwesten hin bis Unalaschka, einer der aleutischen (Fuchs-) Inseln. Von dort kam sie im December des vorigen Jahres zurück und steuerte dann der Küste entlang bis San Diego, dem südlichsten Hafen im Staate Californien, wo die südliche Pacificbahn den Ocean erreichen wird. Von hier ab untersuchte sie die dritte Linie, die transpacifische, nach Honolulu, Sandwichsinseln, von hier ab nach den Boninінseln und weiter bis Yokohama. Auf dieser Linie lothete sie die größte Tiefe in 3287 Faden. Dann untersuchte sie die Linie von hier bis nach Cap Flattery. Zwei von ihr abgelothete Strecken erwiesen sich wegen der allzugroßen Tiefe in der Nähe der japanischen Küste als unpraktikabel und wurden deshalb nicht weiter in Betracht gezogen; eine dritte war günstiger und wurde den Kurilischen Inseln entlang verfolgt bis nach Kanaga, einer der Aleuten (in der Gruppe der Andreanow-Inseln), und von dort nach Unalaschka und durch den Paß von Unimak (an der Westspitze der Halbinsel Alaschka) nach Cap Flattery. Die größte gefundene Tiefe betrug, wie wir schon früher angemerkt, 4655 Faden, also 27,930 englische Fuß, weit über eine deutsche Meile. Dies ist die beträchtlichste authentische Tiefe, welche bis jetzt überhaupt im Ocean gelothet worden ist. Auf der zuletzt erforschten Linie betrug die größte 4087 Faden.

So viel wir bis jetzt aus Commandeur Belknap's Berichten abnehmen können, wird ein pacifisches Kabel nicht so bequem gelegt werden können als mit den nun auf sechs gestiegenen im Atlantischen Ocean. Dort ist kein auf weite Strecken hin flaches, nur 12,000 Fuß unter Wasser liegendes „Telegraphenplateau". Nicht weit von der japanischen Küste, wo man die größte Tiefe gelothet hatte, wurde ein gewaltiger Unterstrom entdeckt, der mit großer Schnelligkeit nach Norden zieht. Belknap meint, daß er seine Richtung nach der Behringsstraße hin nehme. Vielleicht hat er wesentlich beigetragen, die eben erwähnte tiefe Furche, den tiefen Trog auf dem Boden des Oceans herzustellen. Dieser Trog östlich von Japan nimmt eine sehr weite Strecke ein, denn die „Tuscarora" fand keine „Brücke" über ihn und nirgends war die Tiefe geringer als 20,000 Fuß. Wenn, sagt die „Alta California", dieser Unterstrom, wie als wahrscheinlich angenommen wird, nach der Behringsstraße fließt, so wäre damit eine Andeutung gegeben, auf welchem Wege man am zweckmäßigsten nach dem hypothetischen Polarmeere suchen und dem Nordpol möglichst nahe kommen könnte. „Ohnehin sind wir überzeugt, daß das auf den verschiedenen bisher eingeschlagenen Wegen nicht innerhalb der Möglichkeit liegt."

---

### Die russische Amu-Darja-Expedition.

Dieselbe ist, wie wir früher gemeldet haben, zu Ende des April von St. Petersburg aufgebrochen; ihre Aufgabe ist eine allseitige Erforschung des untern Amu und eine Aufnahme des ganzen Delta. Sie besteht aus vier Abtheilungen: der geodätisch-topographischen, der meteorologischen, der ethnographisch-statistischen und der naturhistorischen und statistischen. Die ethnographische, deren Vorstand Oberst Stoletow ist, soll insbesondere Zahl und Bestandtheile der Bevölkerung, deren Lebensweise und wirthschaftlichen Verhältnisse ins Auge fassen, anthropologische und ärztliche Beobachtungen anstellen. Die Expedition kam rasch an Ort und Stelle; die zu Taschkend erscheinende „Turkestanische Zeitung" giebt bereits die nachfolgenden Mittheilungen:

Am 11. Juni langten der Oberst Stoletow und der Lieutenant Subow an den Ufern des Ulu-Darja (Ullun-Darja) an und am 19. begann die systematische Erforschung der Eigenthümlichkeiten der Zuflüsse des Amu. N. A. Ssewerzew und der Botaniker Ssmirnow gingen am 4. Juni von Kasalinsk aus an das östliche Ufer des Aral-See. Die Arbeiten der Expeditionsmitglieder hatten übrigens schon bedeutend früher begonnen: L. N. Ssobolew und J. A. Alexandrow arbeiten schon seit dem 19. Mai in den Niederungen des Amu-Darja. Gegenwärtig haben sie schon an 150 Orte beschrieben und die Anzahl der Jurten und Häuser und den ethnographischen Bestand der Bevölkerung aufgezeichnet u. s. w. L. N. Ssobolew beschäftigt sich ferner mit der Frage über den dereinstigen jetzt schon

sächlich erwiesenen Zusammenhang zwischen dem Syr und Amu, mit der historischen Ethnographie, mit den gegenwärtigen und allen Canälen, mit den Ruinen alter Festungen, welche in großer Anzahl über das ganze Land verstreut sind, mit der Bewegung des Steppensandes zu den bewohnten Oasen, mit den Aussaaten, Märkten, Communicationswegen u. s. w. Die Arbeiten gehen über alles Erwarten gut, obgleich die Umstände, unter denen die Untersuchung des Delta und der Ausflüsse des Amu vor sich geht, sehr ungünstig sind. Die Bevölkerung des Delta, besonders die Karakalpaken, ist grob und widerwillig. Die Hitze und Myriaden von Mücken vollenden das Ungemach. Außerdem verbreiten sich Gerüchte über Unruhen auf dem linken Ufer des Amu. Die Gerüchte sind zwar sehr verschieden und Allem ist nicht zu glauben. Doch hat der Befehlshaber des Amu-Darja-Bezirks, Oberst Iwanow, dem Oberst Stoletow in Anbetracht der unklaren Lage der Dinge in Chiwa vorgeschrieben, keine Topographen an den Taldyk zu schicken und einen Zug Schützen nach Tschimbai beordert. Die Karakalpaken sollen mit den Turkmenen in geheimem Einverständniß sein. Inwieweit das wahr ist, muß sich bald herausstellen.

## Trauer um die Todten bei den Wurzelgräbern in Nordamerika.

Im Norden des westlichen Coloradostromes und des großen nordamerikanischen Binnenbeckens schwärmen armselige Horden der Payutes umher; manche derselben unternehmen auch Wanderungen bis in die californische Sierra Nevada. Diese Wurzelgräber, von den Yankees Root Diggers genannt, haben den inländischen Namen Yamparicas, und sie gehören zu den armseligsten Menschen, welche unsere Erde trägt. Sie schweifen in vereinzelten Familien und haben unter sich nicht einmal eine Stammesverbindung, obwohl sie eine ihnen allen verständliche Sprache reden. Diese ist mit jener der Yutes (Utahs) verwandt, von welchen aber die „Schneckenfresser" als Hunde verachtet werden. Sie fangen Hasen in Schlingen, aber kein größeres Thier, dessen Fell ihren Körper gegen Wind und Wetter schützen könnte; sie haben auch weiter kein Wild, das ihnen Nahrung geben könnte, denn in jenen dürren Einöden mangelt auch der Büffel. Der Yamparica sammelt den Samen der spärlich an Bächen und Salzwasserteichen wachsenden Gräser, den er röstet, zerreibt und woraus er einen dicken Brei bereitet. Er zerstampft, wenn er bis an das waldbedeckte Gebirge kommt, die Rinde der Fichten, er sammelt auch Eicheln; er gräbt Wurzeln, die für ihn einen Leckerbissen bilden. Als solchen betrachtet er auch Ameisen, Schnecken, Heuschrecken, ja er ist auch Phthirophag. Er ist von kleinem Wuchs, das Haupthaar hängt in dicken, verfilzten Büscheln herab, denn es wird so wenig gekämmt wie der Körper jemals gewaschen. Der Wurzelgräber ist schüchtern und feig; in seiner Wüstenei stört ihn Niemand und er hat sich nicht einmal eines Raubthieres zu erwehren; doch trägt er neben einer Keule auch Pfeil und Bogen. Nachts schleicht er gern hinter den Reisenden her, um Pferde oder Maulthiere zu erschießen, welche er dann verzehrt. Früher sind manche dieser Payutes von den mexicanischen Creolen eingefangen, für den Sklavenmarkt hergerichtet', d. h. gewaschen und überhaupt gereinigt und dann das Stück für 50 bis 100 Silberpiaster verkauft worden. —

Wir schicken diese ethnographische Skizze voraus, weil durch sie die nachfolgende Notiz des englischen Ornithologen Clapham vervollständigt wird (Journal des anthropologischen Institutes 1874, Band III, Nr. 3, S. 530). Ihm begegneten am 12. October 1870 in dem berühmten Yosemitethale, in der Sierra Nevada, Nordcalifornien, Diggerindianer, zwei Männer und fünf Frauen, alle halbnackt; Beine, Arme und Brust waren bloß; auf ihren niedrigen Stirnen wuchs das struppige Haar bis in die Nähe der Augen und gab ihnen ein affenähnliches Aussehen. Sie sammelten ihren Wintervorrath an Eicheln und ein Haufe derselben lag in der Nähe des Lagerfeuers. Die Wurzelgräber tragen das Haar unverkürzt und deshalb fiel es auf, daß eine Frau dasselbe abgeschnitten und mit einer Art Theer beschmiert hatte.

Clapham erfuhr von einem Ansiedler, der schon seit Jahren in jenem Thale lebt, Folgendes, das ihm bald nachher auch von dem Indianeragenten Cunningham bestätigt wurde. Die Leiche eines Payule wird verbrannt; sein nächster Anverwandter sammelt die Asche und diese wird mit Fichtenharz durcheinander geknetet. Man schneidet der Wittwe das Haar kurz ab und beschmiert den Kopf über und über mit dieser Mischung, die so lange sitzen bleibt, bis sie von selber abfällt. Clapham schildert diese Leute als abstoßend häßlich; sie repräsentirten ihm einen Typus der allerniedrigsten Art.

* * *

— Ueber das Wiederaufleben der orientalischen Pest gaben wir neulich (S. 172) einige Notizen. Jetzt lesen wir, daß allerdings in Mesopotamien, im westlichen Arabien und in Bengasi (Tripolitanien) verdächtige Fälle vorgekommen seien, die Seuche selber jedoch bislang nicht weiter um sich gegriffen habe. Allerdings sind von Seiten der ägyptischen und der türkischen Regierung zweckmäßige Maßregeln getroffen worden, und ein Gleiches ist auch in Tunis geschehen. Der dortige erste Minister hat in der That großen Muth gezeigt, indem er allen tunesischen Unterthanen für diesmal die Pilgerfahrt nach Mekka verbot; er wird auch nicht dulden, daß Pilger, welche aus Arabien zurückkommen, tunesisches Gebiet betreten. Die Gesundheitsbehörde, welche zumeist aus Europäern besteht, ist sehr thätig und Tunis ist im laufenden Jahre von Seuchen verschont geblieben, hat auch eine überschwenglich reiche Ernte gehabt. Dieselbe kann aber, weil es an Straßen und Transportmitteln fehlt, nicht zur Verschiffung gebracht werden; aber englische Capitalisten wollen von der Hafenstadt Tunis Eisenbahnen nach den fruchtbarsten Bezirken bauen.

— Robert Shaw ist bekanntlich zum britischen Residenten in Kaschgar ernannt worden. Er war, begleitet von Dr. Scully, auf der Reise dorthin im August zu Leh in Ladakh eingetroffen, wo er mehrere Jahre als britischer Commissair gewirkt hat. Dem Dr. Stoliczka wird ein Denkmal errichtet.

— Die Entdeckungsexpedition Forrest's, welche von Westaustralien ausging, ist sechs Monate lang durch die südwestaustralische Wüste gezogen und es ist ihr gelungen, die Colonie Südaustralien zu erreichen. Nähere Berichte fehlen noch.

— Die Zunahme der Selbstmorde in Frankreich ist sehr beträchtlich. Im Jahre 1826, als die ersten amtlichen Ermittelungen stattfanden, betrug die Zahl derselben 1739. Von da an ist sie rasch gestiegen:

1831: 2084. — 1836: 2340. — 1839: 2747.
1841: 2814. — 1845: 3085. — 1847: 3647.
1852: 3674. — 1860: 3920. — 1869: 5114.

Im Jahre 1872 stellte sich die Zahl der Selbstmorde auf 5275, wovon allein auf Paris 567 entfielen; im Jahre 1873 schon mehr, nämlich 660.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# In der Umgegend von Delhi.

Der Kutab und die Pforte Aladin's. — Die eiserne Siegessäule. — Brahminen als Bauern im Duab.

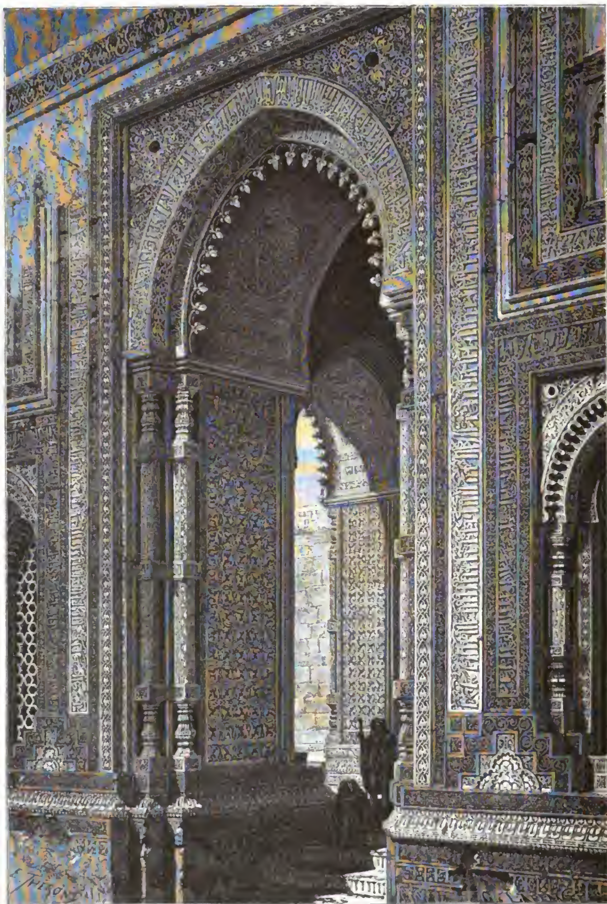
Als wir vor Kurzem eine Schilderung von Delhi gaben, wurde gesagt, daß diese Stadt der Großmogule inmitten eines ausgedehnten Ruinenfeldes liege, welches namentlich in Bezug auf die indische Architektur für ein Nationalmuseum gelten könne.

Am südlichen Ende der Ebene und des Trümmerfeldes erhebt sich die Siegessäule, welche der mohammedanische Eroberer **Kutab Uddin Eigeb** hat errichten lassen. Diese Säule, gewöhnlich der **Kutab** genannt, steht auf einer kleinen Anhöhe, ist weithin sichtbar und liegt inmitten eines schönen Parkes, einer herrlichen grünen Baumoase. Ein wohlunterhaltener Weg wird beschattet von Granat- und Goyavebäumen, die Jasminbüsche standen in den ersten Tagen des Februars in voller Blüthe; Alles war frisch, duftig und im Gezweige sangen die Vögel in munterm Wetteifer mit einander.

Staunend und voll Bewunderung steht der Wanderer vor dem **Eingangsthor Aladin's**, welches im Jahre 1310 vom Sultan Aladin erbaut worden ist. Man glaubt ein Wunder aus Tausend und eine Nacht zu sehen. Was die Mauren in der Alhambra zu Granada geleistet haben, kann auch nicht entfernt einen Vergleich mit diesem schönsten Edelsteine der Architektur aushalten. Hier, bei Aladin's Pforte, giebt der rothe Sandstein mit dem weißen Marmor selber die Farbe, und die feinen Arabesken, welche ihn auf allen Seiten schmücken, sind theils eingemeißelt, theils eingelegt. In Granada dagegen wird alle Wirkung erzielt durch ein Spiel von bunten Farben und Vergoldungen auf mageren Backsteinbauten. Auch findet man in der mauresкischen Alhambra nirgends die Reinheit der Linien, das Edele in den Verhältnissen, welche das Werk des indischen Sultans in so ausgezeichneter Art kennzeichnen.

Diese Pforte bildet eine Art von viereckigem Pavillon, der von einer schönen Kuppel überwölbt wird; der Saal ist im Innern eben so reich verziert wie die Seiten. Im Mittelpunkt eines mit Platten belegten Hofraumes oder großen Platzes erhebt sich dann der Kutab stolz bis zu einer Höhe von 227 Fuß englisch, also etwa 70 Meter. Kein Bauwerk in Europa macht einen ähnlichen Eindruck. Bei unseren Münstern, z. B. dem von Straßburg oder Freiburg, erheben sich die Thürme auf einer breiten Unterlage und laufen sehr spitz aus; der Kutab dagegen steht isolirt und die Einfachheit seiner Linien giebt ihm scheinbar größere Dimensionen als er in der That hat. Der Baumeister gab ihm die Gestalt eines Cylinders, der sich nach oben zu verjüngt, oder vielmehr die eines sehr langen abgestumpften Kegels mit vier Geschossen, von welchen jedes höhere kleiner ist als das untere. Während die Basis 46 Fuß Durchmesser zeigt, hat die Fläche oben deren nur 10.

Die Ornamentirung des Thurmes ist einfach, macht jedoch große Wirkung. Jedes Geschoß zeigt abwechselnd kantige oder abgerundete Riefen und ist mit einem breiten Gürtel von Arabesken umgeben; dasselbe dient einem massiven Balcon zur Stütze, der mit prächtigen Sculpturen bedeckt



Das Thor Aladin's vor dem Kutab bei Delhi.

ist. Das ganze Bauwerk besteht aus rothem Sandstein; nur der obere Theil ist mit weißem Marmor bekleidet. Eine Wendeltreppe führt hinauf und von oben hat man einen weiten Ausblick über die Ebene gen Norden hin bis zu dem heutigen Delhi und gen Süden bis in die Gegend von Bindraband.

Als der mohammedanische Feldherr Kutab Uddin Eigeb die Hauptstadt des Radschputenkaisers Pirthi Radsch erobert hatte, wollte er den Sieg des Islam über den Brahmanismus verherrlichen und ließ, im Jahre 1200, den Grundstein zu dieser Triumphsäule legen. Sie wurde nach zwanzig Jahren vollendet unter seinem Nachfolger Schamtsch Uddin Altamsch. Zwei 1340 vom Blitz getroffene Geschosse sind 1368 von Firus dem Dritten wieder hergestellt worden.

Die Hindus ihrerseits behaupten, das Monument sei viele Jahrhunderte früher von einem Radschputenfürsten er-



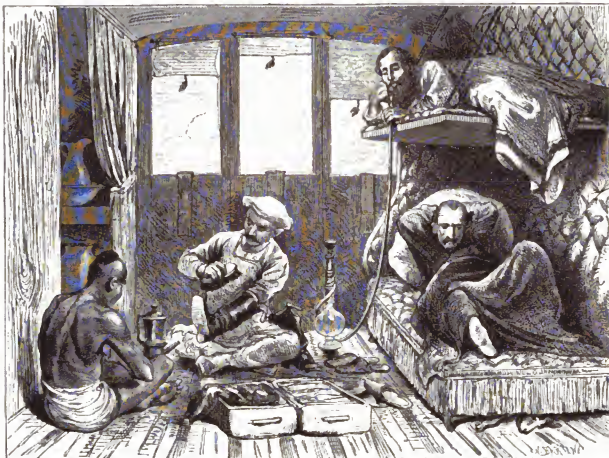
Bauern im Duab.

richtet worden, und richtig ist daß es sich durch seine isolirte Stellung und den Stockwerkbau der Jayastamba, d. h. der von den Hindus errichteten Siegessäule, annähert. Aber der Sieger hat diese Bauart den Besiegten entlehnt und das Werk durch Hinduarchitekten nach muselmännischen Anweisungen ausführen lassen. Kutab Uddin Eigeb ließ neben demselben auch eine seinem wahren Gotte, dem Allah, geweihete Moschee bauen und zwar aus lauter Steinen, welche er aus den Tempeln der „Heiden“ herausbrechen ließ.

Im innern Hofraum dieser Moschee findet der Archäolog ein wahres Weltwunder (dies ist der Ausspruch Rousselet's), eine walzenförmige eiserne Säule von 40 Centimeter Durchmesser, die vom Boden bis zu dem ihr aufgesetzten zierlichen Capitäl eine Höhe von 22 Fuß hat. Die gesammte Länge beträgt 15 Meter, denn 7 bis 8 Meter befinden sich unterhalb der Erdoberfläche und die ganze Masse hat ein Gewicht von 850,000 Kilos. Diese gewaltige Eisenmasse ist im dritten Jahrhundert unserer

Zeitrechnung hergestellt worden, also in einer Epoche als man in manchen Ländern Europas die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens noch gar nicht kannte. Es ist ja kaum ein Vierteljahrhundert verflossen, seit es in unserm Erdtheile gelungen ist, so gewaltige Eisenmassen zu Stande zu bringen. Wir wissen nicht auf welche Weise die alten Inder es möglich gemacht haben, eine solche aus einem einzigen Stücke bestehende Masse herzustellen, sie glühend zu machen und zu schmieden und dann aufzustellen. Rammen und Krahnen kannten sie nicht.

Delhi wird von der großen Eisenbahn berührt, welche von Westen her aus dem Doab oder Duab kommt, dem Lande zwischen den zwei Flüssen (do oder du, zwei, ab, Wasser) Dschamuna und Ganges. Die Engländer lassen auf derselben bequem eingerichtete Wagen fahren, in denen man vortrefflich übernachtet.



In einem indischen Eisenbahnwagen.

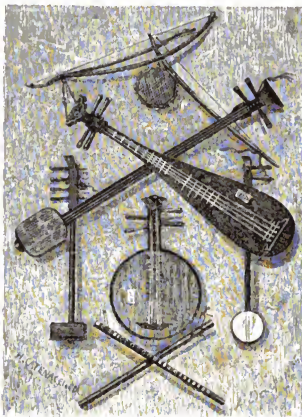
Die Dschamuna (Jumna, wie die Engländer schreiben) bildet die Grenze zwischen Radschestan und Hindustan, und das Duab ist ein langer Streifen Landes der von Nordwest nach Südost zieht. In diesem indischen Mesopotamien setzten sich zweitausend Jahre vor Christus brahminische Ansiedler fest und baueten Getreide auf den fruchtbaren Feldern. Der Kriegerkaste, den Kschatryias, überließen sie die Eroberung der Gebirgslandschaften. Noch heute bilden Leute der Brahminenkaste die Mehrzahl der Bevölkerung in dem alten Brahmavarta, aber viele von ihnen sind einfache Bauern geworden. Der Typus vieler dieser Landleute im Duab ist aber keineswegs rein arisch. Freilich sind sie nicht alle Brahmanen und die Kreuzung mit den alten Inhabern des Bodens, den Dschats, hat im Verlaufe der Jahrhunderte ihre Einwirkungen auf den Gesichtstypus nicht verfehlt.

Der Ackerbau wird heute so urwüchsig und mangelhaft betrieben, wie vor viertausend Jahren. Als Pflugschar hat der Bauer ein Stück Holz mit einer kegelförmigen eisernen Spitze; Spaten und Egge kennt er nicht; er hat eine Hacke mit welcher er den Boden lockert und die Erdscholle zerschlägt. Das Feld wird bewässert und die Engländer haben viele Canäle angelegt.

# Zeitvertreib der Chinesen.

An solchem fehlt es den Bewohnern des Blumenreichs der Mitte keineswegs, er ist aber in vieler Beziehung wesentlich von dem abweichend, welcher den Europäern angenehm erscheint. Der Chinese hat Witz, ja auch Humor; er kann sehr aufgeräumt sein und ist im Scherzen und Spötteln ein Meister.

Aber ruhige Beschaulichkeit, ein Vergessen aller Lebenssorgen, ein völliges Ausruhen des Körpers wie des Geistes gilt für eines der höchsten Güter. Dies Ausruhen erinnert an das Kif der mohammedanischen Vorderasiaten. Ein Sprüchwort sagt: „Ein befriedigter Magen, — ein warmer Rock, — ohne Sorgen und frei von Schmerz, — Wohlbehagen und innere Zufriedenheit — diese sind die Freuden auch der himmlischen Engel.“ Gegenüber einer solchen Anschauung begreifen wir, daß es dem Chinesen großes Vergnügen macht, stundenlang den Flug eines Papierdrachens zu betrachten, den er selber nicht hat steigen lassen; das bloße Zusehen macht ihm Vergnügen und dabei ist er stumm wie ein Fisch. Er ist ganz glücklich, wenn er manchmal einen halben Tag fast bewegungslos bleibt und zwei Käfiche mit Singvögeln in der Hand hat; die Träumereien, in welche die Opiumpfeife ihn versenkt, gewähren ihm Wonne.



Musikalische Instrumente.

Derartigem Zeitvertreibe wird kein Europäer Geschmack abgewinnen; aber derselbe repräsentirt nur die eine Seite; die andere besteht in musikalischen Unterhaltungen, Theater, Lectüre und Tafelfreuden.

In jedem Hause gebildeter Leute wird musicirt auf verschiedenen Instrumenten, z. B. Flöten und verschiedenen Arten von Guitarren; auch wohl mit der Harfe, und junge Männer, die sich angenehm machen wollen, stimmen Gesänge an, deren Falsett unübertrefflich ist. Der Europäer „bekommt von einer derartigen Musik und solchem Gesange Bauchkneipen“; nicht so der Chinese; dieser kann von solcher Musik nicht genug bekommen.

Ein Reichsgesetz verbietet weiblichen Personen das Betreten der Bühne; die Rollen der Frauen müssen deshalb von Jünglingen aufgeführt werden. Der Chinese liebt theatralische Vorstellungen leidenschaftlich und jedes Dorf hat seine Bühne, die freilich nur aus einem sehr einfachen Gerüste besteht, welches neben dem Tempel aufgeschlagen worden ist und manchmal einen Bestandtheil desselben bildet. Das letztere deshalb, weil fromme Leute als Dankopfer für die Gottheit auf ihre Kosten Theatervorstellungen geben lassen, um ihren Nebenmenschen vergnügte Stunden zu bereiten. In vielen großen Städten hat man jedoch ordentliche Schaubühnen mit Parterre, Logen und Balcon; reiche Leute lassen auch in ihren Häusern Vorstellungen geben. An wandernden Truppen, welche in der deutschen Comödiantensprache als „Meerschweinchen“ bezeichnet werden, ist in China gar kein Mangel; sie führen alle Requisiten mit sich und für nach unserm Gelde etwa 30 Mark kann man die Gesellschaft auf einen ganzen Abend miethen. Ihr sehr großes Repertoire besteht zumeist aus Dramen, die sich auf irgend einen geschichtlichen Gegenstand beziehen und es geht in denselben mit Zweikämpfen und Schlachten verschiedener Kronprätendenten wild genug her. Aber auch an Lustspielen und an Possen haben sie reichen Vorrath und diese sind, vom europäischen Standpunkte betrachtet, mehr als derb und saftig.

Schon der Lazarist Huc hat mit Recht gesagt, daß schwerlich ein anderes Volk theatralische Vorstellungen so leidenschaftlich liebte. „Die Chinesen sind nicht bloß ein Volk von Köchen, sie sind auch ein Volk von Comödianten. Geist und Leib sind bei ihnen so biegsam und elastisch, daß sie alle möglichen Formen annehmen können und die verschiedenartigsten Leidenschaften darzustellen wissen. Man könnte sagen es liege in ihrem Wesen etwas vom Affen. Das Blumenreich der Mitte gleicht einem ungeheuern Jahrmarkte, wo, mitten im unaufhörlichen Zugang und Abgang von Käufern, Trödlern, Müßiggängern und Dieben, das Publicum überall Schaugerüste, Gaukler, Possenreißer und Comödianten

in Menge findet. In den großen Städten spielen die letzteren Tag und Nacht. Die Decorationen werden im Fortgange der Vorstellung nicht gewechselt; die Schauspieler sagen dem Publicum, wo die Handlung vor sich gehe und schalten gelegentlich Erläuterungen ein um dasselbe zu orientiren. Vorn auf der Bühne befindet sich eine Versenkung, aus welcher die übernatürlichen Personen, Heroen und Götter, emporsteigen, und diese Klappe wird deshalb als Pforte der Dämonen bezeichnet."

Die Schauspielerkarawanen, welche als umherziehende Banden umherstreifen und gehen wohin man sie bestellt, gemahnen an unsere Zigeunerbanden; sie reisen am liebsten zu Wasser, weil das wohlfeil ist, und vermiethen sich auf bestimmte Zeit. Comödie muß überall und bei hundert Veranlassungen gespielt werden, z. B. wenn ein Mandarin um eine Rangstufe höher befördert worden ist, wenn die Ernte gut ausfällt, wenn ein Mann ein gutes Geschäft gemacht hat, wenn eine drohende Gefahr abgewandt, wenn



Putzkleid einer chinesischen Dame.

Regen oder Trockenheit aufhören soll 2c. Beim Abschluß wichtiger Handelsangelegenheiten wird insgemein auch ausbedungen, daß der Käufer oder Verkäufer so und so viele Theaterstücke auf seine Kosten darstellen lassen solle. Auch bei Zerwürfnissen zwischen Privatleuten erklären die Schiedsrichter gewöhnlich, daß der, welchem sie Unrecht geben, auf seine Kosten einige Mal Theater spielen lasse.

Gastmähler sind namentlich bei wohlhabenden Leuten an der Tagesordnung. Der Chinese ist ein Vielesser und in seiner Art auch ein Feinschmecker. Zu Anfang des Gelages herrscht die übliche Etikette und steife Höflichkeit, bald jedoch äußert der Wein seine Wirkung und löst die Zungen; Wirth und Gäste werden lebhaft, ein Scherz und ein witziger Ausfall jagt den andern und man ergeht sich in allerlei Zweideutigkeiten und Wortspielen, für welche die einsilbige Sprache wie geschaffen ist. Im Anwenden von Ausdrücken, welche eine verschiedene Auslegung — ein double entendre wie die Franzosen sagen — zulassen, sind

die literarisch gebildeten Chinesen unübertrefflich und wer für einen geistreichen Mann gelten will, muß darin gut beschlagen sein. Auch auf das Improvisiren muß er sich verstehen und über irgend einen ihm hingeworfenen Ausdruck sofort ein Couplet herzusagen wissen oder eine Stelle aus den Classikern citiren, in welcher das genannte Wort vorkommt. Wer das nicht kann, muß einen Straftrunk thun. So verlangen es die K'wai lo tschitt ling, d. h. Weinvergnügungsregeln. Von Trinkliedern, „Weingesängen", giebt es eine unzählige Menge. Melodischen Klang haben sie freilich für unser europäisches Gehör nicht. Der Anfang eines derselben lautet deutsch: „Ein heiterer Gesang und fröhliche Lust! Willst du glücklich sein, sei es wie ich." Chinesisch:

Kiwai hwo ko, kiwai hwo ko
Jo gao kiwai hwo, tschiu kiwai hwo.

Anekdoten, von welchen sich Jeder einen möglichst großen Vorrath sammelt, dürfen beim Gastmahle nicht fehlen; wer neue weiß, die noch nicht im „Anekdotenjäger" stehen, verkauft sie wohl an solche Leute, welche in den „Salons" durch derlei Erzählungen sich angenehm zu machen suchen. Wir wollen zwei Proben geben.

„Es waren einmal drei Männer, die ein Compagniegeschäft einrichteten. Beim Abschlusse des Vertrages rief Jeder Blitz und Donner auf sein Haupt herab, wenn er die Anderen durch Aneignung vor Pivatvortheil beeinträchtige. Nun brach aber einer der drei sein Versprechen und dann träumte ihm Nachts, er sei vom Blitz erschlagen worden; das griff ihn sehr an und er wurde krank. In seiner Angst ließ er einen Freund kommen, dem er Alles erzählte und er bat denselben statt seiner im Tempel ein Reueopfer darzubringen, er als Kranker könne das selber ja nicht. Der Freund ließ sich willig finden und begab sich in den Tempel. Während er dort betete erschrak er sehr, denn die große Thür der Pagode fiel mit gewaltigem Krach zu Boden. Er aber glaubte, es habe gedonnert, fiel auf die Knie und betete: O Donnergott, o Donnergott, ich bin ja nicht der Schuldige; der sein Wort gebrochen ist fieberkrank und liegt zu Haus im Bette!"

Die folgende Geschichte: „Man soll nicht ohne Noth eiferfüchtig sein," ist schon besser und erinnert einigermaßen an Boccaccio.

„Eine Frau bekam eines Abends, als ihr Mann ausgegangen war, Besuch von einem leiblichen Vetter, der Thee bei ihr trank. Da wurde plötzlich stark an die Hausthür gepocht. Das ist gewiß mein Mann, sagte die Frau. Der ist so entsetzlich eifersüchtig; wenn er Dich findet, schlägt er Dich sicherlich todt. Mache schnell und krieche hier in diesen Reissack. Er besann sich nicht lange, that das und dann erst wurde die Hausthür geöffnet. Der Mann, denn der war es, sah bleich aus und war sehr erhitzt. Er fragte die Frau: Nun, wo bist Du eben gewesen; Du hast ja nicht gleich aufgemacht. — O, ich war im Hofe, wo ich mir die Hände gewaschen habe. Aber was sehe ich, Du bist ja ganz bleich; wie kommt das? — Bleich, sagst Du? Nun ich habe auch alle Ursache dazu; ich kann von Glück sagen, daß ich noch lebendig hier bin. Da sprach ich bei Frau Tschong vor, bei der ich eine Tasse Thee trank. Ihr Mann war nicht zu Hause; Du weißt wie entsetzlich eifersüchtig der ist! Er kam zu Hause und Frau Tschong, um nicht geprügelt zu werden, versteckte mich unter einem Haufen Reisig. Meine Angst kannst Du Dir denken und nun gar als das Holz über mir herunter fiel. Der Esel Tschong wollte nicht glauben daß ich Reisigholz sei, obwohl ihm seine Frau das einzureden suchte. Er lief fort um ein Messer zu holen und mir den Hals abzuschneiden, aber ich konnte noch rechtzeitig Reißaus nehmen."


Schmuckgeräthe der Chinesinnen.

„Während der Mann sein Abenteuer erzählte, fing der Reissack an hin und her zu wanken. Was ist denn das da? fragte jener seine Frau, die vor Angst nicht antworten konnte. Nun aber kam der Vetter zum Vorschein und stotterte: Ich bin Reis, ich bin Reis. Wenn Du in eines andern Mannes Hause zu Reisigholz werden kannst, so kann ich doch wohl in Deinem Hause zu Reis werden!"

Seitdem der gesellschaftliche Verkehr zwischen Europäern und Chinesen der gebildeten Classen häufiger geworden ist, bewirthen beide Theile einander und wir wissen nun mit Bestimmtheit, daß es fabelhafte Angaben sind, welche behaupteten, daß man auf die Tafeln als Leckerbissen Haifischflossen setze, die Gerichte mit Ricinusöl begieße, Sperlingsköpfe, Fischeingeweide, Kämme von Pfauhähnen und dergleichen mehr als Lieblingsspeisen genieße. Fremdartig erscheint dem Europäer ein chinesisches Gastmahl allerdings. Man fängt mit dem an, was wir als Nachtisch bezeichnen, und hört mit der Suppe auf; der Wein wird warm und aus kugelrunden Porcellanbechern getrunken und statt der Messer und Gabeln bedient man sich der bekannten Stäbchen. Das Fleisch wird in kleine Stücke zerschnitten aufgetragen, und statt der leinenen Servietten hat Jeder ein Päckchen viereckiger Stücke bunten Seidenpapiers neben sich liegen. Derartige Papierservietten sind bekanntlich seit einigen Jahren in unseren deutschen Speisewirthschaften in Gebrauch gekommen und in Dresden ist eine Fabrik, die Millionen solcher Papierservietten anfertigt.

Während der Pausen zwischen dem Auftragen der verschiedenen Gänge steht man auf, geht im Saal umher und

raucht Tabak; der Schluß des Mahles wird dadurch angedeutet, daß der Wirth die beiden Speisestäbchen erst in gleicher Höhe mit der Stirn hält und sie dann wagerecht auf die Theetasse legt. Der Chinese seinerseits findet es auffallend, daß wir die Getränke kalt zu uns nehmen und die Speisen vermittelst eines Drei- oder Vierzackes zum Munde führen, wobei wir möglicherweise Gefahr laufen könnten uns den Mund aufzureißen oder gar ein Auge auszustechen. Und wozu bringen wir Mandeln und Nüsse mit der Schale auf den Tisch? Ist es nicht angemessener, daß dieselben von den Dienern aufgeknackt werden? Und weshalb ersparen wir diesen die Mühe, das Obst zu schälen und das Fleisch in kleine Stücke zu zerlegen? Die Chinesen wundern sich, daß wir Schnepfendreck für eine Delicatesse halten, finden es aber ganz in der Ordnung, daß gebratene Seidenwürmer mit Froschcompot auf den Tisch kommen. Aber wimmelnden Käse und Hautgoutwildpret ist ihnen etwas Abscheuliches. Der Geschmack ist eben verschieden bei verschiedenen Völkern und es läßt sich bekanntlich über denselben nicht streiten.

Einen Hauptzeitvertreib der Chinesen bildet die Lectüre. Bekanntlich haben sie von alten Zeiten her eine überaus reiche Literatur von heiligen und classischen Büchern, von geschichtlichen Werken, moralischen und juridischen Abhandlungen, sodann unzählige Schriften über technologische Gegenstände, Mathematik, Astronomie, Ackerbau, Malerei, Musik, Bogenschießen &c., illustrirte Conversationslexica schon seit Jahrhunderten als man in Europa dergleichen nicht kannte, über Völkerkunde und Mythologie. Ungemein zahlreich sind auch die belletristischen Werke: Gedichte, Erzählungen, Romane von unendlicher Länge und Theaterstücke. Mit Recht hat man gesagt, ganz China sei eine ungeheuere Bibliothek, und die Bücher sind so wohlfeil, daß auch der Arme sie anschaffen kann. Lectüre findet der Chinese ohnehin an allen Ecken und Enden; Inschriften, Sinnsprüche, Lebensregeln erblickt er an jeder Wand in allen Farben und Größen. An den Mauern der Pagoden und Tribunale liest er Vorschriften und Mahnungen zur Weisheit. Er raucht seine Pfeife Tabak, schlendert in den Straßen umher, liest an den Wänden und hat solchergestalt Literaturzeitvertreib.


Chinesischer Krämer am Rechenbrette.

Der allerangenehmste Zeitvertreib für den Durchschnittschinesen ist und bleibt jedoch das Handeln. Er ist ein geborener Handelsmann, gewinnsüchtig, ein pfiffiger Speculant; jeder wenn auch noch so kleine Profit ist ihm recht, und wenn er in seiner Bude gerade keine Kunden hat, stellt er sich an sein Rechenbrett (den bekannten Suanpan mit den Kügelchen), das im Mittelalter durch die Mongolen bis nach Rußland gekommen und dort auch heute noch nicht außer Gebrauch ist. Er bringt den Krämer- und Schachergeist mit auf die Welt, dieser ist sein Naturtrieb; selbst die Spiele der Kinder sind von diesem Handelsgeiste gleichsam durchschwängert; ihr liebster Zeitvertreib besteht darin, daß sie offene Buden oder ein Pfandhaus halten und bald nachdem sie laufen können, gewöhnen sie sich die Handels- und Schacherausdrücke an und an solchem Gebibber ist die Sprache sehr reich.

Daß bei den chinesischen Damen, genau wie bei unseren europäischen, das Anputzen für einen süßen Zeitvertreib gilt, brauchen wir nicht erst zu sagen; wenn sie ein feingeblümtes, seidenes Gesellschaftskleid tragen und sich in demselben bewundern lassen können, sind sie überglücklich und vergessen, daß die Männer behaupten, der Himmel habe den Frauen die Seele versagt.

# Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen.

Von **Dr. D. Brauns.**

## I.

### 1. Sätersdalen.

Als ich am Mittag des 30. Juli 1871 vom Borde des „Tordenskiold“, eines der großen Dampfschiffe der Hamburg-Drontheimer Route, an dem Leuchtthurme von Oksöe vorbei in das ruhigere Wasser innerhalb der Reihe niedriger Holme oder Felseneilande fuhr und Norwegens Küste zum ersten Mal ausgestreckt vor mir sah, war ich — das muß ich gestehen — weniger von dem Anblicke befriedigt, als ich erwartet hatte. Die düsteren, dunkelgrauen, öden Felsenstrande hatten für mich damals ungleich weniger Anziehendes, als später, nachdem ich mich an die nordische Natur mehr gewöhnt hatte. Es rührte dies ohne Zweifel zum Theil von dem eigenthümlichen Mangel an den tieferen und reicheren Farbentönen her, welche den südlicheren Gegenden einen so hohen Reiz verleihen; zum Theil aber auch daher, daß die Gegend um den Hafen von Christiansand nicht, wie dies etwa bei Bergen der Fall, so imponirende

und großartige Formen zeigt, um jenen Mangel auszugleichen. Ich habe dieselbe Gegend später als eine stillfriedliche Felsenküste schätzen gelernt und ihr manchen Reiz abgewonnen; vor der Hand war ich indessen froh, als die Spaziergänge in der Nähe von Christiansand mir einen Wechsel anderer Scenerien vorführten.

Bei dieser kleinen, kaum 10,000 Seelen zählenden Handelsstadt ziemlich neuen Ursprungs — sie ward 1641 von Christian IV. gegründet und zählte zu Anfang dieses Jahrhunderts nur 4000 bis 5000 Einwohner — münden zwei größere Flüsse, die Otteren-Elv, die jedoch hier in der Nähe der Mündung den Namen Torrisdals-Elv trägt, und, weiter östlich, die Topdals-Elv. Ein tiefer, malerischer Fiord nimmt die letztere auf; große Massen von Lachs werden an der Einmündungsstelle gefangen, so daß ein einzelner Bauer dort jährlich oft die Summe von mehr als 2000 Speciesthaler aus dem Lachsfange erlöst. Die Otteren-Elv mündet nächst der Stadt selbst; sie durchströmt dort ein etwas flacheres, dennoch aber — wie dies in Norwegen stets der Fall — mit schroffen Gneis- und Granitfelsen umsäumtes Thal; in geringer Entfernung sieht man eine enge Felsenspalte, durch welche der Strom sich zwängen muß, um aus den höher gelegenen Seebecken zur Küste zu gelangen, und wo er zahlreiche Stromschnellen und malerische Wasserfälle — darunter den berühmten Vigland-Foß — bildet.

Auffallend ist der schon in geringer Höhe auf den Bergpartien merkbare Wasserreichthum. Nicht 1000 Schritt vom steilen Ufer des Topdals-Fiord lag z. B. ein kleiner Bergsee einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel, der seinerseits wiederum aus winzigen Becken und von vielen Bächen seine Gewässer empfing. Schon dicht bei der Stadt beginnen an Nebenbächen des Otteren- oder Torrisdal-Flusses Mühlenanlagen, die sich stufenweise weiter ins Bergland erstrecken. Ich bemerkte unter ihnen eine größere Wollenspinnerei.

Die Vegetation ist hier noch der mitteleuropäischen ähnlich; die Hauptbaumarten waren sämmtlich, zum Theil in guten Exemplaren, vertreten, die Obstarten wurden cultivirt, alle Arten von Getreide gedeihen. Der Wald war, abgesehen von seinen Bäumen, unter denen die Kiefer (Pinus silvestris L.) überwiegt, reich an den bei uns vorkommenden Waldbeerarten; die Moltebeere (Rubus chamaemorus L.) des hohen Nordens fehlt, allein die Linnaea borealis L. kommt neben unserer immergrünen Stechpalme (Ilex aquifolium L.) vor, welche hier bald ihre Grenze findet.

Etwas weiter westlich mündet die Sögne-Elv in eine mit Sand gefüllte Bucht. Die Tour dorthin war reich an malerischen Landschaftsbildern, unter denen ich Ny Hellesund hervorhebe als ein gutes Beispiel der Felsenlabyrinthe der norwegischen Küste, zwischen welchen das Schiff oft förmlich eingeklemmt erscheint. Plötzlich öffnet sich zwischen den schwärzlichen Gneisböden, deren runde Kuppen nackt und kahl sich ringsum erheben, ein schmales Fahrwasser; durch dasselbe läuft das Schiff in ein breiteres Becken, um bald in ähnlicher Weise sich zwischen den Holmen zu verlieren. Meist ist die Scenerie öde; dann und wann zeigen sich Scharen von Seeschwalben, oder auch von Fischerbooten, welche den Häringszügen nachstellen, meist aber nur einsame Möven und Kormorane; — ausnahmsweise ein Gehöft oder Gaard, in dessen Nähe der Ruf eines Hirten oder Mähers erschallt. — Ny Hellesund hat freilich mehrere mit hölzernen Kais (Brygger) versehene Häuser, welche, gleich vielen Kaufläden in Christiansand, Schiffe mit allem Nöthigen versehen. Oft ist die enge Fahrstraße zwischen den Inseln und dem Festlande, welche die breiteren Bassins im Westen und Osten verbindet, mit kleinen Schiffen förmlich verstopft.

Der Fischmarkt wies manche uns fremde Waare, z. B. den Blaufisch (Labrus mixtus L.; die Farbe variirt bis zum ausschließlichen Vorwiegen des Orange), den besonders wohlschmeckenden Hviting oder Hvidling (Merlangus vulgaris oder verus, Gadus merlangus L.), die Helleflynder (Hippoglossus maximus L.) neben alten Bekannten, dem Kabliau (Gadus morrhua L.), dem Häringe (Clupea harengus L.) u. s. w. Hummer, an welchen dieser Theil der Küste besonders reich sein und früher noch reicher gewesen sein soll, durften der Schonzeit halber nicht gefangen werden.

Obgleich im Reiseplan ein längerer Aufenthalt an der Küste gelegen hatte, veranlaßten uns eingezogene Erkundigungen doch, schon am Nachmittage des 1. August landeinwärts zu ziehen.

Unser Ziel war das Sätersdal, und da dieses an der obern Otteren-Elv liegt, so hätten wir an dieser flußaufwärts reisen können, wenn nicht einer in Norwegen häufig wiederkehrenden Gewohnheit zufolge die Post- oder Skys-Straße sich zunächst vom Hauptthale entfernt und mit manchen verlorenen Steigungen erst bei Kile, am Südende des von der Otteren-Elv durchströmten Kile-Fiord, wieder ins Hauptthal hinabgesenkt hätte. Wir verloren dadurch viele malerische Punkte an den äußerst steilen Felsrändern des engen Thals der untern Otteren-Elv oder Torrisdals-Elv, bekamen aber einen Einblick in die höheren Partien des Küstengebirges. Gleich dem übrigen Theile der norwegischen Berge trägt dies den Charakter eines Plateaus mit steil abfallenden Rändern und tief eingeschnittenen Wasserrissen, oben auf dem mehr welligen breiten Rücken mit größeren oder kleineren Felskuppen besetzt, die jede für sich den Typus des Ganzen in kleinerm Maßstabe wiederholen. Die Fahrstraße war von sehr guter Beschaffenheit, die Pferde waren flink, die Wagen — sogenannte Carriolen für je eine Person und einen Rosselenker, der bei der Fahrt bergan regelmäßig abspringt — zwar nicht sehr bequem mit ihrem nußschalenartigen Sitzgestelle, dafür aber um so leichter. Sehenswürdigkeiten gab es unterwegs keine, wenn nicht das zufällige Begegnen mit einem langen Hochzeitszuge dahin zu rechnen ist. Derselbe bestand aus einer Reihe von den landesüblichen zweirädrigen Karren, welche einen auf Schrägstangen federnden, ziemlich bequemen Sitz von größerer Breite als die Carriolen haben und daher auch immer von zwei Personen neben einander besetzt sind, hier meist von einer Mannsperson und einer Frauensperson. Die Leute waren ziemlich still und fast melancholisch; ob vorher genossene geistige Getränke schon deprimirend wirkten, oder die den Norwegern, wie ich später fand, schwer zu ertragende Wärme des schönen Sommertages, vermag ich nicht zu entscheiden. Die übrigens nicht sehr mit Schönheit und Jugendfrische ausgestatteten Brautleute waren ländlich geputzt, doch hatte der Anzug hier nichts Auffallendes. Es dauerte lange, ehe wir an den im Schritt berganfahrenden und mitunter anhaltenden, wohl an zwanzig zählenden Karren vorbei kamen. Nur an einer Stelle des Weges war uns und den Pferden ein kurzer Halt auf einer hochgelegenen, mit schöner Bergweide umgebenen Niederlassung gegönnt, so daß diese schließlich ermüdeten und es spät Abend wurde, ehe wir nach Kile gelangten, wo der Capitän des kleinen Dampfschiffes, welches den Kile-Fiord im Sommer wöchentlich dreimal befährt, eine Art Wirthshaus etablirt hat.

Es wunderte uns in der menschenleeren, mit sparsamen Häusern besetzten Gegend nicht, daß außer uns am andern Morgen nicht viele Passagiere sich auf dem kleinen, verdecklosen Dampfschiffe einfanden, das uns auf dem schmalen, steil eingefaßten Kile-Fiord der allerdings schwachen, aber immerhin merkbaren Strömung entgegen führte. Mengen

von Flößholz und auch die der Fischzucht verderblichen Sägespäne, die Abfälle der immer zahlreicher auftretenden Sägemühlen, umflossen das Schiff. Vor Mittag brachte uns eine kurze Carriolfahrt vom obern Ende des Kile-Fiord an das untere Ende des größern Landsees, der zumeist als Bygland-Fiord bezeichnet wird, aber auf seinem langen Zuge verschiedene Namen, zu unterst den des Aardals-Fiord, führt. Damit betraten wir das Sätersdal, einen selbst in Norwegen sehr wenig bekannten, wenngleich in einem gewissen Ansehen stehenden District, in dem wir nach allen Nachrichten manches Sonderbare und Alterthümliche anzutreffen erwarten konnten. In der That steht ganz Norwegen dem mittlern Europa gegenüber in einem primitiven, archaischen Zustande; Sätersdalen aber ist unter den norwegischen Gauen einer der alterthümlichsten und durch den Gang der Geschichte am wenigsten angetastet. Als im frühern Mittelalter die Geschichte Norwegens begann, ging die Einigung von dem Ostufer des nachherigen Christiania-Fiord aus und breitete sich zunächst über Eidsvold und die sogenannten Oplande oder Uplande bis nach Drontheim, wohin der Hauptpaß durch das Gebirge führt. Vom Südwesten kamen nur die Küstenstrecken — Bergen, Stavanger u. s. w. — schon in frühen nähern Contact mit den politischen Centren, während der äußerste Süden und die dorthin mündenden Thäler kaum erwähnt werden.

Das Wort Sätersdalen bedeutet nur „das Sennerthal". So wird das Thal der Otteren-Elv schlechtweg genannt, weil hier die umfangreichste Sennerwirthschaft von ganz Norwegen getrieben wird. Die Bewohner, ein rein germanisches Geschlecht mit allen Merkmalen ihres Stammes, mit hellblonden Haaren, blauen Augen u. s. w., nennen sich Doelen oder Thalbewohner ohne weitern Zusatz, ein Vorrecht, das ihnen von den Bewohnern anderer Thäler nicht bestritten wird.

Die Fahrt über die verschiedenen Theile des Bygland-Fiord nahm den Nachmittag in Anspruch; in der Mitte des Sees, wo dessen Ufer sich eng zusammenziehen, befindet sich eine Stromschnelle, zu deren Umgehung mit großen Kosten ein mit einer Schleuse versehener Canal in die Gneisfelsen eingesprengt ist. Wir landeten nahe dem obern Ende bei Froisnäs, und machten dort die Behausung eines Deutschen, Ferdinand Seyppel *), zum Stützpunkte für die nächsten Excursionen. Es that uns um so wohler, einen gebildeten Landsmann von echt patriotischer Gesinnung anzutreffen, als die Norweger fast durchweg uns als Deutschen geringe Sympathien, der Mehrzahl nach sogar entschiedene Antipathien, entgegentrugen. Am meisten fiel dies bei den Gebildeten auf; die Bauern waren, obwohl durchweg gut unterrichtet, doch weniger von den Tagesereignissen in Mitleidenschaft gezogen.

Ich kann es nicht unterlassen, auf diese Haltung der Normänner näher einzugehen, da es auf den ersten Blick befremden muß, wenn germanische Stammesverwandte mit den Franzosen gegen uns gemeinsame Sache machen. Die „dänischen Sympathien" der Skandinavier — von den Schweden gilt ganz dasselbe — erklären jene Thatsache nicht zur Genüge. Es herrscht im Norden in viel zu hohem Grade ein selbstgenügsamer Particularismus, als daß man sich sehr um Dänemark grämte — wie denn auch die praktischen Resultate aller Demonstrationen zu dessen Gunsten sich auf den Zuzug einer Handvoll Freiwilliger beschränkten. Und etwas mehr hätte sich doch trotz des traurigen Zustandes der skandinavischen Kriegsmacht immerhin ermöglichen lassen!

Mitunter hörte ich sogar den Dänen ihre gemäßigte Gesinnung gegen uns vorhalten, und dabei wurden die heftigsten Vorwürfe gegen Dänemark — natürlich aus der Zeit vor 1814 datirend — laut. Ich beabsichtige nicht, in den Denunciantenton eines Theils der Presse zu verfallen, muß aber die Ueberzeugung aussprechen, daß der Hauptgrund jener Antipathien gegen Deutschland geradezu in Aufstachelungen und Machinationen der Franzosen selbst zu suchen ist, die, wie ich mich bei mehreren Gelegenheiten überzeugte, mit vielem Geschicke und eiserner Consequenz durch zahlreiche Agenten uns verdächtigen. Daß der Neid gegen ein Volk, das man kürzlich noch bemitleidete, daß ferner die den Normännern besonders zukommende Selbstzufriedenheit eine Rolle in dieser Angelegenheit spielt, ist selbstverständlich; allein jene Hetzereien existiren und ihre Wirksamkeit darf nicht unterschätzt werden.

Uebrigens berührten uns alle diese Antipathien doch verhältnißmäßig in geringem Grade. Im entlegenen Gebirge treten persönliche Sympathien und Antipathien meist sehr rasch in den Vordergrund; überall aber hatte man vor dem Namen „Deutsch" großen Respect. Der Tausch gegen früher ist in dieser Hinsicht ein so glänzender, daß man unfruchtbare Gefühlsäußerungen dafür gern entbehrt.

*) Herr S. hat diese Gegend seitdem verlassen, was im Interesse von Reisenden, denen er sein gastliches Haus auf das Zuvorkommendste öffnete, sehr zu beklagen ist.

---

# Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

## I.

Wenn auch nicht in der Weise wie unsere classische Poesie und wie die Volkspoesie einer ganzen Nation, so steht doch immerhin auch die provinzielle Weisheit der Gasse in gar vieler Beziehung zum geistigen Wachsen des kleinern und größern Menschen. Es ist noch lange nicht wahr, was wir neulich bei einem geachteten Schriftsteller lasen, daß das Kinderherz mit seinen Bedürfnissen bei der jetzigen Zeitströmung veröde. Man traue der Mutter nicht zu wenig zu; der Mutter, die sammt ihrem Kinde mit dem Hunde spricht, sich mit der Puppe unterhält, dem Käfer Willen und Verstand zuschreibt, in den Blumen ein eigenes Wollen erblickt, in den Sternen Lichter, mit ihm vom „lieben" Monde, von der „lieben" Sonne spricht rc. Auf dieser Grundlage phantasievoller Anschauung baut die Mutter fort und fort und auch das spätere Leben tritt mit solcher an den jüngern und ältern Menschen häufig genug heran, damit er nicht verwelke und verdorre, sondern erhalten bleibe für das Hohe, Schöne und Ideale der Menschenwelt.

Dies nachzuweisen an der Hand unserer plattdeutschen — ostfriesischen — Volkspoesie ist nicht so schwer, als es

scheint. Denn unsere Kinder- und Volksreime — mag man sie noch so gering achten und bei ihrer Naturwüchsigkeit und Wahrheit oft die Nase rümpfen — sind gar wohl im Stande, das Leben unseres Volkes in der Mannichfaltigkeit seiner wechselvollen Gestaltung treu abzuspiegeln.

Schon Grimm sagt: „Sagen, Märchen, Lieder u. s. w. sind ein unerschöpfliches Gut, das dem Menschen von Heimathswegen als ein guter Engel beigegeben ist, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet."

Zuerst ist es die Kinderwelt, welche in ihrer ganzen Lieblichkeit und lebensfrischen Poesie uns entgegentritt.

An der Wiege ihres Lieblings wacht „der Mutterliebe zarte Sorge" und singt ihm kosende Liedchen und Reime, die den Geist des Kindes stärken und fördern und es merken lehren auf sich selbst und seine Umgebung. Die Mutter singt:

Süse mien Lamm, süse mien Lamm,
Mama wul kieken, of Papa kwam.
Papa was so wiet wegtopen,
Wul (wollte) sien Pappi 'n Kookje kopen.
Süse mien Lamm, süse mien Lamm,
Mama wul kieken, op Papa kwam.

* * *

Süse mien Kindje slaap!
Dien Vader haalt 'n old Schaap
Dien Moder melkt d'old swartbunt Koo,
Kindje do (thu, mache) du dien Ogen to.

* * *

Süse — nanne — pope!
Dat Kind liggt in de Grope (Stallrinne),
Vader un Moder süut wiet van Hus,
Wie können hör neet beropen.
Dien Vader is in Engeland
Haalt dat Kind 'n Ledeband (Gängelband),
'n Ledeband mit Knopen,
Dar kan dat Kind mit lopen;
'n Ledeband mit Ringen,
Dar kan dat Kind mit springen;
'n Ledeband mit Krauzen,
Dar kan dat Kind mit danzen.

* * *

Düdei Kindje slaap
Dien Vader haalt 'n Schaap
Mit twee witte Föte,
De gifft de Melk so söte,
Noch söter as twee Fiegen,
Un noch wit 't Kindje neet swiegen.
Hör, hör, hör un sü, sü, sü,
Un doo dien Oaugjes too.
Dien Vader plant de Bometjes,
Dien Moder melkt de Koo.

* * *

Ho, si, so, wat is 't moj Wehr,
't Sünntje schient nnder de Wulken dör,
Un 't re—gent;
Lüttje Kinder worden groot,
Un groten bliefen Zegen.

* * *

Und wenn das Kind trotz langen Wiegens nicht schlafen kann, so kennt die Mutter den Grund und ist liebendgern bereit, dem abzuhelfen:

Süse mien Kind, ik weege (wiege) di,
Dat du kritst (weinst), dat jammert mi.
Deit di dann dien Bukje sehr?
Dann wit ik di weegen mehr.

Oder sie versetzt sich zurück in vergangene Liebeszeiten und summt an der Seite ihres Blondköpfchens:

Süt Sü! Mien söte Kind!
Dien Vader gaf mi 'n golden Ring.
'n golden Ring heb ik kum dahn
So rund un blank as Sün un Maan (Mond).

* * *

Sü! Sü! Noch 't Kindje waakt?
Een Engelke het dat maakt.
Dee nam ut Sün — un Maneschien
Dat Gold so week un warm und fien.

* * *

Sü! Sü! Slaap in mien Kind!
Wat Sün un Maan gift, wast un wint.
Dan kumt dat Grasje ut de Grund
Un't Bloomke ok, so söt un buut.

Aber das ist ja alter, Jedermann bekannter Kram, wird mancher sagen und er hat Recht. Aber darin liegt gerade der vorzüglichste Beweis unserer Behauptung, daß auch unsere Volkspoesie eine Bildnerin des Herzens sein könne. Wäre sie das nicht, wir hätten längst vergessen, was unsere Mutter uns vor so und so viel Jahren vorsang. Denn was man bis ins späteste Alter behält, was nur der geringsten Anregung bedarf, um wieder in voller Klarheit vor die Seele zu treten, das ist gewiß nicht der geringste Factor in unserer Entwickelungsgeschichte gewesen.

Unsere heimische Volkspoesie ist überreich an Wiegenreimen; ein schönes Zeugniß für unsere Mütter, die getrieben von der heißen Liebe zu ihren Kleinen solche dichteten und componirten. Und jede Mutter, wenn ihr auch die Gabe des Gesanges versagt ist, bringt es doch fertig, die von der Urgroßmutter gesungenen Melodien zu singen oder zu summen, und sie erreicht durch Wort und Ton den Schlaf ihres Herzblatts.

Wie das Kind in späteren Jahren leichter etwas nachsingt als nachspricht, so beruhigt auch im ersten Kindesalter das Singen mehr als das Sprechen. Und unbewußt handelt schon hier gar manche Mutter nach rationellen Gesetzen.

Das Kind hat das „dumme Vierteljahr" hinter sich, das selige Lächeln, „das Spielen mit den Engeln", wie der Volksmund sagt, läßt es als Mensch erscheinen, die blauen Guckäugelein schließen sich nicht mehr so oft und so lange, als bisher, es will mehr „in den Händen" sein, sagt die Mutter. Aus dem „Säugling" ist ein „Lächling" und „Greifling" geworden. Die Ausdrücke verlangen Nachsicht; aber Greifen und Begreifen stehen doch im innigsten Zusammenhange.

Der Vater läßt den Liebling auf dem Knie reiten; auch das Mädchen dieses Alters reitet eben so gern wie der Knabe. Da heißt es:

Hut, hut, hut, temen,
Wet (wer) geit mit na Bremen?
Een so'n lütjet Kindje
Dat könen wi wal mitnemen.

Oder

Hopp mien Peerd na de Mölen to,
Anders nix als Hafernstroh,
Hafernstroh un Kaf, Kaf, Kaf (Spreu),
Dan löpt mien Peerdje in Draf, Draf, Draf (Trab).

Oder

Dubri dup, mien Man is komen,
Dubri dup, wat het he mit broggt (mitgebracht)?
Dubri dup, 'n Schip vull Spelden,
Dubri dup, wat söl'n de gelden?
Dubri dup, se sünt al (schon) verköfft.

Die Mutter schaukelt das Kleine auf dem Schooße und singt:

Hukker di bukker
Na Bessvaders Hus
Dar lopen de Musen (Mäuse) mit Stuten (Gebäck) dör't Hus.
Da taten s' eene van fallen
De krigt mien Kindje alle. !

Oder

Hopp — hopp — hopp — hopp! Hafermann!
Dat beste Peerd geit achter (hinten) an.
Geef dat Peerd wat Hafer un Kaff,
Dan smit 't mien Kind neet aff — aff — aff.

Oder sie scherzt:

Bum, bam, beier,
Puuskatt mag geen Eier.
Wat mag se dan?
Eier in de Pan!
Dar wordt Puuskatt lekker van.

Aber bald hat das Mäuschen die Zeit des reinen Schauens hinter sich und verfolgt schon alle Bewegungen der mit ihm Spielenden und die Mutter braucht nicht mehr allein zu spielen; hat doch ihr Kindchen schon ein gewisses Verständniß für ihre Worte und Bewegungen, wie seither für den Ton ihrer Stimme. Denn, um es nochmals anzudeuten, auch dann, wenn der junge Erdenbürger noch keine Silbe von dem versteht, was man mit ihm plaudert und was man ihm vorsingt, recht früh schon dringt der Ton der mit ihm schäkernden Stimme in sein Herz und da dieser Ton jener der aufopfernden Liebe ist, so kann hier keineswegs das Was? sondern nur das Wie? entscheiden. Das weiß die Mutter gar zu gut, nicht bloß die mehr gebildete, auch die des niedrigsten Standes. Ein gewisser Instinct hat hier das Regiment.

Dar kumt 'n Mus anstappen
Un krigt mien Kind bi de Lappen, Lappen, Lappen

spricht die Mutter und läuft mit den Fingern am Körper des Kleinen empor, ihn am fetten Halse zu kitzeln, und wenn dann das unschuldige Lächeln das kleine Gesicht verklärt, dann ist nicht nur das Kind glücklich.

Die Mutter sorgt für Abwechselung und unser Vorrath an Reimen unterstützt sie hinreichend:

Dar hest 'n Daler,
Ga na't Markt.
Koop di 'n Koo
'n Kalf dartoo.
d' Koo 'n Daler,
't Kalf 'n Oort.
De Koop geit fört.
Van Dage halen,
Mörgen betalen,
't Geld up 't Bret.
Is de Koh ook fet, fet, fet?

und bei jeder Zeile schlägt sie in das Patschhändchen und kitzelt bei dem fet, fet, fet das weiche Hälschen, während die Kleine vor lauter Lust hoch aufjauchzt, sich und der Mutter zur unendlichen Freude.

Aber das Kindchen hat ja kalte Füßchen und die warmen Hände der Mutter kennen ihre Pflicht. Schön ist's aber auch, wenn sie das Kindchen auf den Schooß nimmt und ihm Hände und Füße am Feuer erwärmt. Dabei wird gesungen:

Handkers kolt, Fötkens kolt, Puskes biet mi (Katze beiß mich)
Al Derens krieg'n 'n Fröer un Näms kummt um mi.

Bald kommt der Sandmann, aber das Kind sträubt sich gegen das Auskleiden; ist's doch gar zu schön auf dem warmen Mutterschooß. Süße Worte, einlullender Gesang begleitet das Ausziehen:

Hör, hör, hör!
Wel steit dar an de Dör?
Dar steit 'n Man mit siene Kiepen,
De wil uns lütje Kindje griepen.
Holo, holo, holo!
De Busmann (Ruprecht) is da!
He söggt de Trappen of un af
Un söggt uns lüttje Kinder af.

Oder

Hogen Bargen miene
De Klokken slagen tiene;
Dar kumt de Busmann an.
Wat wil dee dan?
Kinder fangen!
Kumant
Een, twee, dree.

---

# Der älteste Bädeker.

H. K. Die heutige Generation mit ihren sich wenigstens jährlich wiederholenden Reisebedürfnissen im sichern Geleit ihres auf hundert Fragen stets eine Auskunft gewährenden Bädeker oder Meyer kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie man vor Zeiten ohne einen solchen treuen Reisebegleiter die damals viel ernstlicheren Verlegenheiten selbst einer kürzern Reise überwand. Zwar hatten die heutigen sich jährlich neu entpuppenden Reisebücher schon vor einem halben Jahrhundert und länger einen etwas bedächtigern und langsamern Vorgänger, „Reichard's Passagier", dessen sich die ältesten lebenden Landsleute noch aus ihren ersten Reiseerfahrungen erinnern werden. Aber ein und zwei Jahrhunderte zurück ist von derartiger Literatur noch nichts zu spüren.

Zwar ist schon im 16. Jahrhundert, das vor dem schrecklichen Rückschlage des dreißigjährigen Krieges gerade für unser Vaterland eine Periode hoher Culturblüthe war, auch zur Belehrung und zum Vergnügen viel gereist worden und wenigstens eine nützliche Vorbereitung auf solche Reisen konnte vielfach aus den Specialbeschreibungen (hier und da schon mit Prospecten und Städteplänen illustrirt) geschöpft werden, wie sie bereits jenes Jahrhundert für die an älterer Cultur und an Sehenswürdigkeiten reicheren Rhein-, Main- und Donaulandschaften hervorgebracht hatte. Aber mit wirklichen Reisehandbüchern können jene Werke eines Münster, Merian und Anderer schon wegen ihres äußern Volumens, das kein Mitnehmen auf die Fahrt gestattete, nicht verglichen werden; ebensowenig aber dem Inhalte nach, dem gerade die Richtung auf das Praktische, auf die alltäglichen Bedürfnisse des Reisenden abgeht. Solche unentbehrliche Notizen,

mit einer mehr oder weniger kurz gefaßten Beschreibung der Hauptmerkwürdigkeiten der Hauptländer Europas verbunden, zum ersten Mal in einem handlichen Taschenbuche den Reisenden dargeboten zu haben, ist das Verdienst eines Holländers, der in seiner Vorrede allerdings die unglaubliche Mühe, welche ihm die Zusammenstellung, zum Theil nur auf Grund einer sehr ausgebreiteten brieflichen Correspondenz, verursacht, nicht ohne Selbstgefühl hervorhebt, über die Unvollkommenheit der Ausführung sich aber so wenig getäuscht zu haben scheint, daß er uns nicht einmal seinen Autornamen verräth. Einige Proben aus diesem jetzt ziemlich selten gewordenen Büchlein werden auch den deutschen Leser um so mehr interessiren, wo es sich um Orte unseres Vaterlandes handelt, deren Bedeutung in den seitdem abgelaufenen zwei Jahrhunderten sich total verändert hat. Es wird hoffentlich keinen Anstoß erregen, wenn wir sie in der durch ihre urwüchsige Naivetät anmuthenden und auch dem Hochdeutschen so leicht verständlichen Sprache des Originals geben, zudem wir durch Erklärungen der wenigen etwa nicht jedem Leser geläufigen Wörter für ein volles Verständniß Sorge getragen haben *).

Der Titel des Werkchens ist Reysboek door de Vereenigde Nederlandsche Provincien en derzelver aangrensende Landtschappen en Koningrijken, behelzende (enthaltend) benevens een nauwkeurige (genaue) beschryving der steden een aanwyzing von de schuit- (Schiff) en wagen-vaarten, mitsgaders (zusammt) de bekwaame Herbergen, daar de Reizigers (Reisenden) in jeder stad konnen logeeren, gelijk (ingleichen) ook meer andere dingen, welke in het reizen zo dienstig als waartenemen zijn. Met groote moeite (Mühe) tesamen gebracht. 't Amsterdam, by Jan ten Hoorn, Boekverkooper, 1689. Klein Octav, 528 S.

Aus der Vorrede genügt es, den Eingang anzuführen, worin Verfasser sein Werk als etwas noch nicht Dagewesenes empfiehlt: Gelijk alle nieuwe dingen gemeenlijk aangenaam zijn, doch dan voornaamentlijk, wanneer 'er eenig nut uit getrokken (einiger Nutzen daraus gezogen) kan worden — twyfelen (zweifeln) wy niet, of ons Werk zal met nieuwsgierige en lustige oogen aangezien worden, als zijnde (seiend) een stoffe, welke onzes weetens (unseres Wissens) noch nooit (nie) door iemand verhandeld is geweest. Es folgen dann Entschuldigungen für die leicht möglichen Fälle von Ungenauigkeiten in den zahllosen und zum Theil nur auf Erkundigungen hin angegebenen praktischen Notizen (zulk een oceaan van herbergen, schuit- en wagen-vaarten!) mit der Bitte um Mittheilung etwaiger Berichtigungen für spätere Auflagen; dann aber sogleich — bezeichnend genug für den industriösen Charakter dieser Holländer — das Anerbieten der Aufnahme von Geschäftsanzeigen für Gastwirthe: indien 'er eenige voornaame Herbergiers zijn, welke hun (ihre) woonplaatsen believen bekend gemaakt te hebben, die konnen zich addresseeren aan den Drukker van dit werk.

Der Text beginnt im Geiste jener glaubenseifrigen Zeit mit einem zwanzig Seiten langen Abschnitt, den man in den Reisetaschenbüchern unseres Jahrhunderts vergeblich suchen würde: Gebeden, Morgen- en Avondgezang vor reysende Lieden und zwar für jeden Wochentag einzeln!

Auch die darauf folgenden weitschweifigen versificirten „Reiseregeln" (Reislessen) würde ein heutiger Leser nicht vermissen.

An der Spitze der Specialbeschreibungen steht wie billig in großer Ausführlichkeit das eigentliche Holland, namentlich nimmt die Schilderung von Amsterdam mit seinen Prachtbauten und Kunstsammlungen fast den zehnten Theil des ganzen Buches ein; nicht weniger als 93 „Logementen" werden namentlich aufgezählt mit dem Zusatz: behalven deze (außer diesen) zijn er noch omtrent (in der Nähe) alle de Poorten bekwaame herbergen, daar de Passagiers voor een civile prijs huisvesting (Wohnung) konnen bekomen. Wie hoch sich aber dieser „civile Preis" damals belaufen habe, darüber fehlt jede Andeutung, hier sowie an anderen Plätzen, nur Brüssel, damals, wie es scheint, überhaupt die durch Eleganz und Reichthum hervorragendste Stadt der ganzen Niederlande, macht eine lehrreiche Ausnahme: hier wird bei sämmtlichen angeführten Gasthöfen wenigstens der Table-d'hôte-Preis (mit und ohne Getränk) angegeben und die sehr erhebliche Abstufung dieser Preise, von denen die höheren den noch vor Kurzem in Deutschland allgemein üblichen nicht nachstehen, läßt einen interessanten Blick in das Gasthausleben jener Zeit thun, daher wir die kleine Liste dem Leser nicht vorenthalten wollen, der wir zu leichterm Vergleich die Reduction auf neue Reichsmark beigefügt haben.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Int swarte Paard deet men, zonder den drank, voor | 3 | stuivers | 0,25 | Mk. |
| In den grave van Egmond | 8 | „ | 0,66 | „ |
| In de Spansche Kroon | 9 | „ | 0,75 | „ |
| In de Königin van Sweden | 10 | „ | 0,83 | „ |
| In den Hart (Hirsch), in den Wolf, in den gulden Arend (Adler), int Wyngaard (Weinberg), in het Haasken (Häschen), in den witten Leeuw (weißen Löwen), au petit Duc. | 12 | „ | 1 | |
| In den Gulden Leeuw | 13 | „ | 1,08 | „ |
| In den Grave von Nassau | 14 | „ | 1,16 | „ |
| In S. Laurens, in de Princes van Nienburg | 15 | „ | 1,25 | „ |
| In den Kejzer, in de Gulde Fontein | 16 | „ | 1,33 | „ |
| In S. Antonius van Padua mit den wijn | 18 | „ | 1,50 | „ |
| In S. Jacob | 18 | „ | 1,50 | „ |
| In den gouden (goldnen) en den rooden Arend | 24 | „ | 2,00 | „ |
| In den Spieget 20, en mit den wijn | 36 | „ | 3,00 | „ |
| In de Keizerin, met den wijn | 36 | „ | 3,00 | „ |

Sonst findet sich eine Preisangabe allein in dem dem einzigen schon damals vielbesuchten Kurorte der Niederlande gewidmeten Anhang: Reis naher Spaa en de manier van leven aldaar, mitsgaders (mitsammt) de kragt (Kraft) van de Wateren, en hoe (wie) men die gebruiken moet; die täglichen Kosten für Zimmer und Bett, wenn man nicht unmittelbar am Markte wohnen wolle und die Saison noch nicht überfüllt sei, wird da auf twee schellingen (0,85 Mark) berechnet.

Die sparsamen Gasthofnamen, welche in den übrigen belgischen Städten angegeben werden, sind natürlich im scharfen Gegensatz zur Neuzeit durchaus in niederländischer Sprache, selbst in mehreren damals schon von Frankreich in Besitz genommenen flandrischen Städten, wie Dünkerken und Atrecht (Arras); auffallende Ausnahmen machen der „Roy de France" in Ypern und der „Duc de Luxembourg" in

*) Einige holländische Wörter werden dem Verständniß des Hochdeutschen sofort klar durch Erinnerung an die abweichende Orthographie, in welcher der Laut unseres deutschen s durch z, unser Diphthong ei durch ij oder y, eu durch ui, ö durch eu, langes u durch oe bezeichnet wird: also hy, spr. hei (er), zy, spr. sei (sie), zien des Poss. Pron. sein, zijn, spr. sein, das Zeitwort sein, zich, sich, zo, so, zeer, sehr, zal, sal (soll oder wird), zeggen, sagen, goed, spr. gudd (gut), boek, Buch, und dergleichen mehr. Andere häufiger vorkommende, daher im Nachfolgenden nicht besonders übersetzte Wörter sind en, und, ook, auch, of, oder, op, auf, maar, aber, men, man, niet, nicht, veel, viel, geheel, ganz.

der gleichnamigen deutschen Stadt, deren Name übrigens im Texte noch, nach der allgemeinen Orthographie jener Zeit, der auch die noch heute volksthümliche Aussprache folgt, Lütsenburg geschrieben ist.

Etwas überschwenglich ergeht sich der Verfasser über die Herrlichkeiten der Stadt, welche schon damals den Anspruch erhob und bei den bewundernden Fremden durchsetzte, für die eigentliche Welthauptstadt zu gelten: „Gelijk Parys het kort begrijp van het Heelal (der Inbegriff des Weltalls) is, de Louvre de kort begrijp van alle de Paleizen der Wereld (Welt) is.“ Daß man demungeachtet auch in Louis' XIV. Glanzperiode dort noch erträglich wohlfeil leben konnte, setzt Verfasser zum Nutzen sparsamer Reisender recht hübsch auseinander:

De Reizigers, die zich to Parys eenigen tijd (Zeit) wellen ophouden (aufhalten) en niet veel onkosten in de groote Herbergen zoeken (suchen) te maaken, moeten een kamer huuren (miethen), Chambre garnie geheeten (geheißen), die 'er by menigte te hunr zyn, en in de Ordinarissen (gargottes) gaan eeten (essen), hoedanigen (dergleichen) men 'er by honderden vind, alwaar men zo veel en zo weinig verteert (verzehrt), als een jeders gelegentheit toelaat (zuläßt). Hier tracteert men elk (euch) voor vier en een halve stuivers (0,38 Mark) te weeten (zu wissen) op de volgende manier: In 't huis tretende, vin men altyd (allzeit) tafels gedekt, en jeder zet (setzt) zich, waar hy wil. Ter stond (sogleich) krygt men een mes, vorket (Gabel), tafelbord (Teller) en een kom (Schüsselchen), daar men zo veel broodts insnyd, als men lust heft, en hebbende het aan den Hospes (allgemeiner Titel des Wirthes in Holland) toegereckt (hingereicht), schept er die sop over; vervolgends krygt men een teljoor (Teller) met vlees (Fleisch) en een half pint wijn, benevens zyn toebehooren (Zubehör), alles zeer netjes na de Fransche mode.

Wie kurz dagegen auch ansehnlichere Städte Deutschlands abgefertigt werden, mag der Leser aus folgenden Beispielen abnehmen; da das Bedürfniß sie zu besuchen für Niederländer jener Zeit selten genug eintreten mochte, hat sich der Verfasser meist mit Angabe eines einzigen Hôtels begnügt, wovon fast nur die Seestädte, die allerdings mit Holland in lebhafterm Verkehr standen, eine Ausnahme machen.

Hamburg. Een zeer schone aanzienlyke stad, afgedeeld in d' onde (alte) en die nieuwe; beiden zeer wel gesterkt (befestigt) en wegens de hooge Toorns maar een stad schynende. Zy is door de geheele wereld (ganze Welt) beroemd wegens den grooten Koophandel, die alhier gedreven word.

Logementen: De Diergaarde, aan de hooge Brug, — den Adelaar, aan de Molenbrug (Mühlenbrücke), — de Druif (Traube) by den Paardemarkt, — de Bremer Sleutel (Schlüssel) of Koning van Deenmarken, — de Koning van Sweden, — de Koning van Vrankrijk, — de stad Revel, — de Gulden Arm.

Berlyn. Word door de Spree in twee deelen afgedeeld, makende zo veel als tween Steden, de eene leggende op de andere zijde dezer vloed (dieses Flusses) word genoemd Collen aan de Spree, war in het prachtig koervorstelyk Slot staat. De stad is zeer groot en heft slechte gebouwen (einfache Gebäude). De straaten zyn breed en net, en vor de deuren der huizen (Häuser) banken gemaakt.

Logement: 't Bonte Paard (bunte Pferd, d. i. Schecke).

Dresden. Is van een zer lustige aanschouwing (Ansicht) wegens haar (ihrer) goede gelegenheid (Lage), zeer wel versorgd met omgaande (umschließende) Munren, Grachten (Gräben) en Borstweeringer (Brustwehren), en derhalven bekwaam om de aannaderende vyanden (annähernde Feinde) te wederstaan en hen (ihnen) 't hoofd (das Haupt, d. i. die Spitze) te konnen bieden: ook zoodanig verciert met gemeene en byzondere Huizen, goede Tornen (Thürme) enz, dat ze met de voornaamste Steden in Meissen om den prys mag stryden. Daar een boven (überdies) is ze de keurvorstelijke Residentie en Hofhoudings soad.

Logement: de Swarte Wolf.

Leipsig. Gelegen aan de Elster en Pleiss is een wel niet (zwar nicht) groote, maar echter zoodanig (dessenungeachtet) een Stad, die veele groote staden te boven gaat (übertrifft). Zy is zeer beroemd wegens haar (ihrer) drie Missen of Jaarmarkten en haar vortreffelijke Hooge School.

Logement: de Granwe Wolf.

Neurenberg — is overal beroemd wegens haar goede politie, grooten Koophandel, zonderlijke cierlijkheid en uitmuntende vernuftigheit der Inwoonders — und weiter kein Wort!

Ebenso wird zu unserer Verwunderung bei Heidelberg zwar der Universität und der umliegenden Weinberge, mit keinem Worte aber des Schlosses Erwähnung gethan und des großen Fasses (het voeder-vat) nur insofern, als damals ein Gasthaus der Stadt diesen Namen führte.

Den Beschluß des Ganzen macht ein „Reys-Medicyn-Boek“, nebst allerlei ziemlich trivialen Gesundheitsregeln (Bier te drenken is niet alzoo bekwaam, dat he moeit zich verkouden [erkälten] in zien maagen, indien iemant verhit en zweeterig [erhitzt und schweißig] is, laat hy liever een half mutsje Brandewijn drinken, of anders een teugje [kleinen Zug] France Wyn, dit zal hem beter bekomen als Bier), und endlich nochmals Klugheitsregeln beim Reisen, nur mehr für specielle Fälle berechnet: dat de Reiziger hem voor al heeft te wachten van dese volgende vier swarigheeden: als voor valsche Speelders, Roovers, Dieven en Hoeren, waar voor zich iemand int Reizen voorsichtich dragen moet!

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Die Goldfelder in Südafrika.

Seit längerer Zeit lasen wir keine Nachrichten über dieselben; jetzt hat ein Herr A. W. Bateman nach eigener Anschauung einige Notizen über dieses Dorado in der Transvaal Republik gegeben; sie sind aus der Mitte des Augustmonates.

Den Mittelpunkt der Alluvial-Goldfelder im Bezirke Leydenburg bildet Pilgrims Rest, und man hat, um dorthin zu

gelangen, die Wahl zwischen vier Routen. Die erste geht von Capstadt aus nach den Diamantenfeldern und man benutzt auf derselben die Wagen der Inland-Transport-Campagnie; kostet 16 Pf. St.; die weitere Fahrt von dort nach Pilgrims Rest 20 Pf. St. 10 Schilling! — 2) Von Port Elizabeth mit Cobbs Kutschen nach den Diamantenfeldern 18 Pf. St., und dann weiter, wie eben gesagt. — 3) Postwagen von d'Urban nach Pieter Maritzburg, 1 Pf. St., und von da, gleichfalls mit Postkarren, nach Pilgrims Rest 16 Pf. St. 10 Sch. — 4) Von der Delagoa-Bai nach Pilgrims Rest, wie es eben geht. Diese letztere Route ist in den heißeren Monaten wegen der gefährlichen Delagoa-Bai-Fieber zu vermeiden. — Manche Reisende benutzen auch jetzt noch die altmodigen von Ochsen gezogenen Karren, mit denen sie freilich nur langsam vorwärts kommen.

Die Goldfelder liegen etwa 30 Miles von Leydenburg entfernt; die Gegend ähnelt manchen Theilen der schottischen Hochlande; sie liegt am nordöstlichen Winkel des großen südafrikanischen Plateaus, dessen Rand in steile Berge zerrissen ist. Diese sind durch breite Thäler von einander getrennt und in einem derselben liegt Pilgrims Rest in etwa 5000 Fuß Höhe über dem Meere. Im Winter ist das Wetter bei Tage sehr angenehm und warm, und nur selten bemerkt man eine Wolke, aber gleich nach Untergang der Sonne und insbesondere gegen Morgen wird die Kälte sehr empfindlich für eine Bevölkerung, die nur in Zelten ihr Unterkommen findet. In den Sommermonaten regnet es oft, manchmal zwei Wochen hintereinander, und dann ist das heißfeuchte Klima sehr unangenehm; im verflossenen Sommer hat man jedoch nicht viel von Krankheiten gehört.

Das Pfund Rind- oder Hammelfleisch kostet 50 Pfennige; Brot ist theuer; grobes Brot aus „Bauernmehl", $2\frac{1}{2}$ Pfund schwer, wird mit 15 Neugroschen, weißes mit 20 Groschen bezahlt. Feines australisches Weizenmehl kostet das Pfund 10 Groschen, brauner Zucker ebenso viel, gesalzene Butter 30 Groschen, das Dutzend Eier 4 Schilling 6 Pence, also $4\frac{1}{2}$ Mark; die Flasche Ale 5, Cognac 8 Mark.

Von den verschiedenen Diggings geben jene am Pilgrims-Rest-Creek die beste Ausbeute. Einer der dortigen Claims hat einige Zeit hindurch in jeder Woche etwa 100 Unzen Gold geliefert; andere Diggings, z. B. Mac a mac ꝛc., geben nur spärlichen Ertrag und im Allgemeinen waren die Aussichten nicht eben günstig für diese Diggings. Dagegen ließen sie sich in den Quarzriffen bei Marabastadt besser an und in diesem Bezirke, der westlich von Pilgrims Rest liegt und wohin ein Fußgänger in vier Tagen gelangen kann, ist vor einigen Monaten wieder ein ergiebiges Quarzriff in Betrieb genommen worden. — Im District Leydenburg wird nur wenig Ackerbau getrieben; die Meierhöfe liegen vereinzelt meilenweit auseinander und keiner hat mehr als sechs Acker urbar gemachten Feldes, das bewässert werden muß. Neben den Wohnhäusern hat man blaue Gum- und Apfelsinenbäume gepflanzt und dann auch viele Pfirsichbäume. Die Farmer sind holländische Bauern, die nicht englisch verstehen oder es nicht sprechen wollen und gegen die Engländer eine solche Abneigung haben, daß sie sich weigern, an dieselben etwas zu verkaufen; gegen Leute anderer Nationalität zeigen sie sich sehr gastfrei. — Rindvieh und Schafe gedeihen recht gut, aber für Pferde ist das Klima entschieden ungesund.

---

## Lachsfischereien am Columbiastrome.

Ein Brief aus Portland, Oregon, sagt, daß die Lachsfischereien am untern Columbiaflusse gegenwärtig die aller früheren Jahre sowohl an Quantität als an Größe und Qualität der eingefangenen Fische und in der Zahl der Verpackungsetablissements übertrifft. Die Saison, in der die Lachse in Kannen verpackt werden, dauert von Anfangs April bis Anfangs August, also vier Monate. Während der Monate April und Mai waren verhältnißmäßig nur wenig Fische da. Juni erreichte den Durchschnitt, Juli übertraf alle früheren Monate an Zahl, Größe und Qualität der Fische. Die dreizehn Verpackungsanstalten machten nicht weniger als 15,000 Lachse in jeder Nacht während des Monats ein. Es wurden also im Ganzen während der 26 Fischernächte 390,000 Stück eingemacht. Im untern Columbiaflusse wurden während der vier Monate nicht weniger als 100,000 Stück gefangen, die, wenn sie präparirt sind, je 16 Pfund wiegen. In der ganzen Saison wurden etwa 16,000,000 Pfund Lachs gewonnen.

Von dieser Masse wurden 750,000 Stück eingemacht. Dieselben füllen 250,000 Kisten von je 48 Pfund, die einen Werth von 7 Dollars 25 Pence per Kiste oder 1,812,500 Dollars repräsentiren. Die noch übrigen 250,000 Fische werden eingesalzen und in Fässern als Pöckellachs verpackt. Dieselben werden 4,000,000 Pfund wiegen, 20,000 Fässer von je 200 Pfund füllen, welche zu 7 Dollars per Faß 140,000 Dollars bringen, wodurch sich der Gesammtwerth des eingemachten und eingesalzenen Lachses in dieser Saison auf 1,952,500 Dollars stellt. 250 Boote werden zur Lachsfischerei verwandt; dieselben kosten 250 Dollars per Stück, die Netze kosten genau eben so viel, so daß 500 Dollars nöthig sind, ein Boot vollständig für die Arbeit auszurüsten. Die Capitalanlage beläuft sich auf 25,000 Dollars in Booten und Netzen. Die Leute erhalten 25 Cents für jeden Fisch, den sie an der Werfte der Gesellschaft, für die sie arbeiten, landen; die 500 Mann erhalten nach dieser Rate für ihre viermonatliche Arbeit 250,000 Dollars, durchschnittlich 500 Dollars per Mann, wenn sie als gleiche Theilhaber arbeiten. Häufig jedoch gehören dem Einen Boot und Netz und er zahlt seinen Bootsleuten 6 Cents für jeden eingefangenen Fisch. Wenn die Fischerei erfolgreich ist, so verdient er 5 Dollars per Nacht, und in 100 Nächten also 500 Dollars, während der Eigenthümer für seine Arbeit und Capitalanlage wohl entschädigt wird. Die Art und Weise der Einpökelung des Lachses zeigt die Wichtigkeit der passenden Theilung der Arbeit. Der Fisch passirt, ehe er für den Markt fertig ist, durch wenigstens 27 Hände. Die Kanne, in die der Lachs gepackt wird, bedarf zu ihrer Verfertigung zehn Mann. Zur Anfertigung der Kasten sind fünf Mann erforderlich, im Ganzen sind also 72 Leute nöthig, um ein Etablissement für die Einpökelung und Verschickung des Lachses zu eröffnen. Es ist für die größeren Anstalten nichts Ungewöhnliches, 25,000 Ein-Pfund-Kannen in einem Tage zu füllen.

* * *

— Britisch-Birma (Pegu), das Mündungsgebiet des Irawaddystromes, gedeihet sehr wohl, seitdem es unter britischer Herrschaft steht und nicht mehr den Erpressungen der birmanischen Mandarinen ausgesetzt ist. Der Gouverneur Ashley Eden liefert dafür in einer amtlichen Schrift die Beweise. Das Land, sagt er, ist so groß wie England mit Schottland, hat aber nur zwei Drittel so viel Einwohner wie das letztere. Etwa die Hälfte der Oberfläche eignet sich zum Anbau; auf jede unter Cultur befindliche Quadratmile Boden kommen 15, die anbaufähig sind und eben so viele nicht anbaufähige Dschengeln. Im Jahre 1863 waren nur erst 1,630,000 Acker bestellt, 1873 aber schon 2,200,000, also etwa 35 Procent mehr. Die Anzahl der Verbrechen nimmt ab; die meisten derselben werden aus Rachsucht verübt. In Ranguhn und auch an anderen Plätzen werden die Gefangenen zur Arbeit angehalten und decken dadurch zum größten Theil ihre Unterhaltungskosten. Der Ausfuhrhandel, dessen wichtigste Artikel Reis und Teckholz sind, nimmt zu, und die gesammte Handelsbewegung, die inländische mitgerechnet, stellt sich auf einen Werth von 13 Millionen Pfund Sterling. Aus dem Gebiete des Kaisers von Birma her findet fortwährend eine beträchtliche Einwanderung statt; die Gesundheitsbehörden sind sehr thätig und seitdem die Impfung immer mehr sich verbreitet, richten die Blattern nur noch geringe Verheerung an. Auch dem Schulwesen wendet die Regierung Sorgfalt zu.

— In Berlin hat jüngst ein Student aus Japan, Herr Susum Sato, promovirt. Er studirte seit neun Semestern dort und hat in dieser Zeit so gut Deutsch gelernt, daß er in der Aula seine vier Thesen geläufig vertheidigen konnte.

Nach der Disputation stellte er, wie üblich, an den Decan der medicinischen Facultät, Professor Bardeleben, in lateinischer Sprache das Gesuch, ihm den Doctorgrad zu ertheilen. Der Decan sprach lateinisch: „Lang war Dein Weg hierher, Du bist einer der Unsrigen geworden und hast als der erste aus Deinem Lande bei uns den Rang eines Doctors erworben. Zuvor aber hast Du Dich auf Deine Weise durch den Doctoreid zu verpflichten.“ Dr. Salo leistete dann den Eid, mit Hinweglassung der Worte, welche sich auf das Evangelium der Christen beziehen. Sein Examen hat Salo summa cum laude bestanden.

— In der Mitte Septembers haben die deutschen Gast- und Schänkwirthe der Stadt Neuyork eine Massenversammlung gehalten, um gegen die Belästigungen ihres Gewerbsbetriebes, die schlechten Steuergesetze und die Nichtsnutzigkeit der Steuerbeamten &c. zu protestiren. Wir erfahren, daß die Zahl dieser Wirthe sich auf nahezu 4000 beläuft. Das „Newyork Journal“ berichtet ausführlich über die Massenversammlung, in welcher starke Fractur gesprochen wurde. Hier eine Probe. Herr E. Nusser, der erste Redner, sprach: Meine Herren, es ist eine traurige Thatsache, daß wir bis jetzt noch stets getäuscht worden sind. Legislatur auf Legislatur, Gesetzgebung auf Gesetzgebung ist gekommen und gegangen und die Versprechungen, die man uns stets gemacht, haben sich als nichtig und leer gezeigt. So lange man uns brauchte, schmeichelte man uns, um uns sodann um so schmachvoller fallen zu lassen. Und doch haben wir die Macht, doch hat der Deutsche „balance of power“. Wenn wir es wollen, können wir Männer wählen, die scharf den Fanatikern und Muckern auf den Leib rücken und sie in die dunkeln Höhlen zurückjagen, wo sie hingehören. Laßt uns zur Convention nach Syracuse Männer schicken, wahre Männer, die den schwarzverkappten Jesuiten muthig entgegentreten. Verflucht sei jeder Pfaffe, denn jeder Pfaffe kämpft für Finsterniß und Verdummung, während wir für Licht, Aufklärung und Freiheit kämpfen.“ (Ungeheures Bravo.)

— Einen Wettstreit der Nationalküchen will man 1876 während der großen Ausstellung zu Philadelphia veranstalten. Bruder Jonathan, der ja „der erste in der Welt“ ist, zweifelt nicht, daß er alle anderen Völker in diesem culinarischen Turnier besiegen werde; er will sie „bieten“ (to beat). Der russische Großfürst Alexis ist bei ihm in Ungnade, weil er, „der freilich nur ein Europäer und Moskowiter ist“, hat drucken lassen, daß es weder amerikanische Küche noch Köche gebe. Da ist der Prinz von Wales ein ganz anderer Mann; der hat Geschmack und Bildung, wie sich schon daraus ergebe, daß er den — wir wissen nicht ob Colonel oder General — James W. Saunderson zum Leib-, Mund- und Magenkoch genommen hat. Auf seinen Antrieb bildete sich in London eine Compagnie zur Errichtung eines amerikanischen Hotels, deren Präsident jener Prinz war oder noch ist. Nun hat ein Philadelphier, James W. Parkinson, zur Feder gegriffen, um der weiten Welt zu sagen, was die Yankeeküche liefern werde. Von den französischen Köchen in den großen Casernengasthöfen seines Vaterlandes spricht er sehr despectirlich; dieselben seien zumeist ungeschickt, unwissend und lieferten nichts auf die Tafel, was dem Kenner schmecken könne. Ueberhaupt sei die französische Küche „anmaßend und ohne Originalität“; ihren Ruf verdanke sie zum größten Theil der Aneignung fremder Erfindungen. Das aber wird anders werden, wenn die Europäer in Philadelphia die Vorzüge der Yankeekochkunst zu würdigen gelernt haben. Sie würden bei dem Küchenturnier sich überzeugen, wie weit die Franzosen zurückständen! Aus der langen Liste von Gerichten, welche Parkinson, der den berühmten Pariser Vatel, den Mann des Ehrgeizes in der Küche, entthronen will, anführt, heben wir folgende Leckerbissen heraus; sie sind allesammt „specifisch amerikanisch“. Zuerst erwähnt er der Auster — „nicht der zwerghaften, kupfernen Carricatur, welche man in Frankreich Auster nennt, sondern der großen, süßen, deliciösen und gloriosen amerikanischen Auster“ — und ihrer vielen specifisch amerikanischen Zubereitungsweisen, als da sind: „fried“, „roasted“, „stewed“, „scolloped“, „panned“, „broiled“, „griddled“ und „spiced“. Nächstdem werden die „soft shell crabs“, die „Turtle“ und die „terrapins“ als Delicatessen aufgeführt, welche Europa nicht aufzuweisen hat. Dasselbe gilt im Reiche des Federviehes von der „canvass back duck“, welche anerkannt die feinste Wildente in der Welt ist, und von den „Turkeys“, die den europäischen unendlich überlegen sind. Von den delielösen, specifisch amerikanischen Fischen seien aus der langen Liste nur „shad“, „sheap Head“, „Rock-fish“, „Codfish“, „Halibut“ und die verschiedenen Arten von See- und Bachforellen erwähnt. In Mannichfaltigkeit des Wildes stehen die Vereinigten Staaten obenan. Zum Beleg dafür führt Parkinson an die vielen Arten wilder Enten und Schnepfen, ferner „squab“, „grouse“, „quail“, „reed bird“, „plover“, die Waldschnepfe, die wilden Tauben, die Feldhühner, die Fasanen u. s. w., und an vierfüßigem Wild den Büffel, die Antilope, das Elenn, den Bären, das Opossum, das Mountain Sheep, das Rabbit, den Woodchuck und viele andere mehr. Von Früchten und Gemüsen sind die Tomatos, das Welschkorn, die Cranberries u. s. w. specifisch amerikanisch und die Pfirsiche sind deliciöser als in irgend einem andern Lande der Welt. Was Desserts anbetrifft, so überbietet Amerika, wie Parkinson behauptet, die ganze Welt und namentlich sei das der Fall in Bezug auf „Eis-Creams“ und auf Confitüren. Um den Vorwurf des Mangels an Originalität noch stärker zurückzuweisen führt Herr Parkinson dann noch additionelle amerikanische Nationalgerichte an, wie: „New England Chowder“, „Pumpkin pies“, „buckwheat cakes“, „Welschkornbrot“, „hoe cake“, „corn mush“, „corn starch Pudding“, „White Mountain cake“, „Lafayette cake“, „Washington cake“. Bemerkt mag werden, daß drei der vornehmlichsten amerikanischen Delicatessen, welche oben angeführt sind, nämlich „Austern“, „soft shell Crabs“ und „Canvass back duck“ Baltimorer Specialitäten sind.

— Die Goldgruben im französischen Guyana liefern neuerdings so reichen Ertrag, daß der Statthalter des holländischen Guyana von Paramaribo aus eine Commission von Sachverständigen an den Fluß Marowyne oder Maroni geschickt, welcher die Grenze gegen das französische Gebiet bildet. Es sind Anzeichen vorhanden, daß dort das Goldgraben sich lohnen würde. Am Flusse Approuage haben übrigens die Franzosen schon seit Jahren Goldwäschen im Betrieb.

— In Afghanistan scheint ein Krieg unvermeidlich. Im September standen Schir Ali, der Herrscher, und sein Sohn Jakub, einander in Waffen gegenüber und man erwartete einen Zusammenstoß. In Centralasien ist es überhaupt unruhig. Die Jomuten-Turkomanen treten feindlich gegen die Russen auf; in Chokand haben die dortigen Kirgisen sich gegen den Chan aufgelehnt und mehrere Städte erobert; an der Ostgrenze Ostturkestans nimmt der Krieg mit den Chinesen seinen Fortgang. Der Chan von Chokand hat in Taschkend bei den Russen um Hülfe gebeten; diese haben jedoch alle Einmischung abgelehnt und sogar einige chokanzische Kronprätendenten unter strenge Aufsicht gestellt.

— Die Russen haben, wenige Meilen von Kuldscha außerordentlich ergiebige Schwefelgruben entdeckt.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. №18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

# Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika.

## I.

Unter den Forschungsreisenden nimmt Georg Schweinfurth eine der ersten Stellen ein, sein Name wird für alle Zeiten neben Mungo Park, Barth, Denham und Clapperton, Burton, Speke, Rohlfs und Nachtigal genannt werden, denen allen er ebenbürtig ist und von welchen er mehrere in Bezug auf gediegene wissenschaftliche Leistungen überragt. Er hat einen beträchtlichen Theil des Schleiers gelüftet, der uns manche Gegenden des „schwarzen Erdtheils" verhüllte; er hat, man kann es sagen, dort „im Herzen Afrikas" ein Stück neuer Welt entdeckt und dieselbe in einer Weise geschildert, welche unsere Bewunderung erregt. Sein klar und ansprechend geschriebenes Werk bildet eine wahre Schatzkammer für Länder- und Völkerkunde, Botanik und Zoologie; er hat dasselbe reich illustrirt und Karten beigegeben, auf welchen wir seine Wanderungen verfolgen können und einen guten Ueberblick der bis vor Kurzem unbekannten Regionen gewinnen. In der Praxis des Reisens übertrifft ihn keiner, nicht einmal Rohlfs. Auch Schweinfurth trotzt dem afrikanischen Fieber und weiß sich unter den schwierigsten Umständen zu helfen; nie trübt sich sein scharfer Blick; er hat eine außerordentlich feine Beobachtungsgabe und zeigt einen Muth und eine energische Ausdauer, die nicht übertroffen werden können.

Wir haben seit 1868 im „Globus" vielfach Bericht über Schweinfurth's Forschungen erstattet, so viel davon bruchstückweise in Europa verlautete. Nach der Heimkehr des Reisenden verdankten wir es der Freundlichkeit desselben, daß zuerst wir ausführliche Berichte nebst Illustrationen über die Bongo, die Mittu und die Niam niam nebst einer ethnographischen Karte veröffentlichen konnten *). Wir wollen nun eine Darstellung seiner Reisen geben, damit der Leser im Zusammenhange eine Uebersicht derselben und der gewonnenen Resultate gewinne. Dieser Uebersicht werden wir dann die Schilderung kennzeichnender Merkmale anschließen, indem wir aus der großen Fülle Neues und Wichtiges hervorheben.

Schweinfurth ist noch jung; er wurde im Jahr 1836 zu Riga geboren. Als er sich im Sommer 1868 zu seiner großen Reise anschickte war er, wie er selber ganz richtig sagt, kein Neuling auf afrikanischem Boden. „Meine Lehrzeit in der Kunst des Reisens hatte ich bereits 1863 auf den sonnigen Gefilden Aegyptens und Nubiens angetreten. Die unerforschten Gebirge an den Küsten des Rothen Meeres, welche ich zu diesem Zwecke monatelang auf eigener Barke befuhr, bildeten das ernstere Ziel meiner Anstrengungen; besonders war es das Gebiet der unabhängigen Bischarin, welches meine Neugier reizte. Dann hatte ich das Land zwischen Nil und Meer wiederholt durchwandert und schließlich an der untersten Terrasse des abyssinischen Hochlandes den vollen Zauber der afrikanischen Natur genossen. Ueber

*) „Globus" XXII, 74, 88, 225, „Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal", XXIII, 1, 23, 34 ff.




Dr. Georg Schweinfurth.

Chartum und Berber führte mich 1866 der Weg wieder nach Aegypten zurück."

Seitdem betrachtete er die botanische Erforschung afrikanischer Gegenden als seine Lebensaufgabe. „Jene Reise hatte für mich selbst vor Allem den Nutzen, daß sie mir Gelegenheit bot, mich darin auszubilden, was jedem Forscher in unbekannten Gegenden von Nöthen erscheint, in der Kunst nämlich, die tausenderlei Einzelnheiten an gewonnenen Eindrücken, Beobachtungen und Wahrnehmungen von einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet so zusammenzufassen, daß das Gemeinsame sowohl wie das Unterscheidende ganzer Länderstrecken aus einer Schilderung ihrer Naturverhältnisse hervorleuchte."

Er wagte es, die große Reise anzutreten, trotzdem er, der schon zahllose Fieber überstanden, eine abnorme Milz hatte, deren Gefühl ihn beunruhigte. Und doch schien, wie er meint, gerade darin der Schlüssel zu liegen um hinter das Geheimniß seines „beispiellosen Reiseglücks" zu kommen. Die vielen Fieber hatten vielleicht die Milz in einen Zustand der Gleichgültigkeit versetzt, so daß sie es späterhin verschmähete, von Neuem auf die im reichlichem Maße dargebotenen Miasmen zu reagiren; sie schien vielmehr die Rolle eines Condensators der letzteren übernommen zu haben, um so Dienste zu leisten, welche von ihm als nicht zu verachtendes Geschenk der Fügung dankbar mit in den Kauf genommen werden mußten. Zum Abschiede noch ein kleines Seitenstechen bei der Landung in Alexandrien, — dann ward es still mit ihr und nie wieder regte sie sich, nicht einmal in dem tückischen Sumpfklima der obern Nilregion, das für so manchen seiner Vorgänger verhängnißvoll geworden war. Kein wirkliches Fieber hemmte seine Thätigkeit, trübte jemals seine Freude an ihr; er blieb fieberfrei, und wie er selber betont, „von hundert Reisenden eine Ausnahme."

Und diesen Gleichmuth hat er von Anfang an unter allen Umständen sich bewahrt und er ist, was ihm auch begegnen mochte und so viele Widerwärtigkeiten ihm auch zustoßen, nicht ungeduldig geworden.

Sein Plan war, vom Nil aus in der Region des Bachr el Ghasal so weit als möglich in der Richtung nach Südwesten hin vorzudringen und es mußte ihm also daran liegen, einmal mit den ägyptischen Behörden in Chartum, der Hauptstadt des Sudan, auf guten Fuß zu kommen, damit sie ihm eventuell förderlich seien; zweitens aber in freundlichem Einvernehmen mit den Elfenbeinhändlern zu stehen, welche von großem Einflusse sind und in deren Macht es gelegen hätte, die Zwecke Schweinfurth's zu vereiteln. Er war von ihnen geradezu abhängig und begriff vollkommen, worauf es ankam. Seit etwa einem Menschenalter hatten sie im Gebiete des obern Nil (Bachr el Djebel, Gebirgsfluß), in den Ländern der Neger bis in die Nähe der großen Aequatorialseen und auch am Bachr el Ghasal und dessen Zuflüssen weit nach Südwesten hin Factoreien, sogenannte Seribas, gegründet, von welchen aus ihre Handlungsdiener, Agenten und Sklaven im Land umherzogen, um Einkäufe zu machen. Von Seiten der ägyptischen Behörden wurde er den verschiedenen Elfenbeinhändlern empfohlen; ihm lag daran, daß sie ihm von einem Volksstamme zum andern sicheres Geleit gäben. So kam er besser und sicherer fort als frühere Reisende, die mit großem Kostenaufwande auf eigene Hand Expeditionen ausgerüstet und ein zahlreiches Gefolge mitgenommen hatten; sobald sie jedoch in das Gewirr von Nilzuflüssen vordrangen, fanden sie sofort, daß sie von den Händlern völlig abhingen und daß es ihnen nicht möglich sei, weiter zu kommen.

Schweinfurth ging von Suakin am Rothen Meer über Land nach Berber am Nil und fuhr von da stromauf nach Chartum, wo der Blaue Nil sich mit dem Weißen Nil vereinigt. Bei Djafer Pascha, dem Statthalter des ägyptischen Sudan, fand er freundliche Aufnahme und Förderung, und unter dessen Auspicien schloß er einen Vertrag mit einem reichen und sehr angesehenen Elfenbeinhändler ab. Diesem, einem christlichen Kopten Namens Ghattas, that der Statthalter eindringlich kund und zu wissen, daß er für die Sicherheit des Reisenden mit seinem Kopf und seiner Habe verantwortlich sei. So stand dieser nun unter dem Schutz eines mächtigen Mannes, der über mehrere Hundert bewaffneter Leute verfügte. Wir wollen hier bemerken, daß die Elfenbeinhändler unter einander keineswegs immer in gutem Einvernehmen stehen, denn sie sind Rivalen im Handel und jeder will für sich allein, zum Nachtheile seiner Concurrenten, so viel Elfenbein als möglich zusammenbringen. Es ist nicht selten vorgekommen, daß einer die Karawane des andern überfallen hat. Aber allemal, wenn die schwer mißhandelten und beraubten Neger sich gegen ihre Bedränger auflehnen, machen sie gemeinschaftliche Sache und bleiben dann zuletzt immer Sieger.

Ghattas verpflichtete sich, den Reisenden in die Negerländer westlich vom Bachr el Abiad (dem Weißen Nil) mitzunehmen und ihn in der Region des Gazellenflusses von einer Seriba nach der andern zu schaffen. So gewann Schweinfurth Gelegenheit, mit Muße Pflanzen zu sammeln und das Leben und Treiben der verschiedenen Völkerstämme zu beobachten. Zunächst kam es darauf an, vom Nil aus die Decke von Gräsern und Kräutern zu durchdringen, welche der Schifffahrt in der ganzen Mündungsgegend des Bachr el Ghasal so hinderlich ist, und die Meschera (d. h. Landungsplatz) el Rek zu erreichen. Von diesem Punkt aus begann die Fußwanderung durch das Land der Dinka nach der Seriba des Ghattas, welche an der Grenze des Gebietes einerseits der Djur, andererseits der Bongo (Dohr) liegt. Sie sollte die Station sein, von welcher aus Schweinfurth weiter nach Süden vordringen wollte und wohin er, jenachdem es ihm passen würde, sich zurückziehen konnte; sie war gleichsam sein Hauptquartier. Seine persönliche Begleitung bestand aus sechs Nubiern, erfahrenen Leuten, die schon anderen europäischen Reisenden in der Nilregion Dienste geleistet hatten; einer derselben war 1863 Petherick's Gefährte gewesen. Sie alle benahmen sich gut und gaben keinen Anlaß zu irgend einer Beschwerde.

Am 5. Januar 1869 konnte von Chartum aus die Fahrt nach dem Gazellenstrom angetreten werden. Auf der kleinen Barke befanden sich 32 Personen; Ghattas hatte dieselbe mit 8 Bootsleuten bemannt und außerdem noch 15 seiner Söldner hineingelegt, welche theils zum Schutze gegen feindliche Uferbewohner, theils zum Ziehen am Seile dienen sollten. Sie alle waren in dem Nilthale zwischen Berber und Chartum zu Hause, aber dem Steuerdruck entflohen; da der Ackerbau sie kaum vor Hunger und Elend bewahrte, so hatten sie es vorgezogen, sich als Räuber, Sklavenfänger und Kuhdiebe zu verdingen und so dem Hange zum Abenteuern zu folgen, welcher allen Nubiern eigen ist.

Die Barke war für so viele Leute eng genug; Schweinfurth sah aber andere, die keinen größern Raum darboten und doch 50 bis 80 Menschen an Bord hatten; noch ärger aber war, daß in den aus dem Innern herabkommenden Booten bei einem Schiffsraume von 30 bis 50 Tonnen bis zu zweihundert Sklaven transportirt wurden! Diese hocken alsdann wie Hühner auf Gestellen, welche über dem Deck zwischen den Masttauen errichtet und ausgespannt werden. Nachts wird gehalten um den Beinen der Leute freien Spielraum zu gewähren.

Unsere Illustration veranschaulicht wie diese plumpen Nilbarken beschaffen sind. Am Hintersteven befindet sich ein roher Bretterverschlag, in welchem sich Schweinfurth, so gut es eben möglich war, eingerichtet hatte zwischen Kisten, Kasten und vielen anderen Dingen. Die Bauart dieser „Negger", welche nur in den oberen Gewässern des Nil vorkommen, ist ganz eigenthümlich und so massiv, daß sie die heftigsten Stöße des Hippopotamus aushalten und auch fest bleiben, wenn sie auf eine der stellenweis sehr ausgedehnten Muschelbänke rennen.

Das einzige Holz, welches in Chartum zum Schiffsbau verwandt wird, ist jenes der Ssunt-Akazie (Acacia nilotica). Dasselbe ist schwerer als unser Eichenholz, doch unter allen Hölzern des Sudan das einzige, welches zu Planken und Brettern zerschnitten werden kann, aber wegen der unregelmäßigen Textur des kurzen und vielverzweigten Stammes nur zu solchen, die allerhöchstens 10 Fuß lang sind. Tannenholz kommt nur selten nach Chartum und ist außerordentlich theuer; deshalb müssen Mastbäume und Segelstangen durch Zusammenflicken vieler Stücke hergestellt werden. Man umwickelt sie mit Rindshäuten; bei heftigen Windstößen legen sie eine sehr zweifelhafte Solidität an den Tag. Das Holz der Ssunt-Akazie ist nun so hart, daß es nur in grünem Zustande zersägt werden kann; wenn es einmal trocken geworden ist, muß es ungenutzt liegen bleiben. Die Säge, ein in Nubien fast unbekanntes Werkzeug, wird von den Chartumer Zimmerleuten sehr ungeschickt gehandhabt und deshalb sind die Bretter sehr unregelmäßig. „Alle diese Uebelstände werden jedoch durch die beispiellos zähe und unverwüstliche Beschaffenheit des Holzes aufgewogen; denn wie könnte man aus anderm Material Barken von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite in der hier üblichen Weise bauen, nämlich ohne Anwendung von Rippen oder Spantenhölzern? Die bis 1 Fuß dicken Schiffswände erscheinen vielmehr aus unzähligen Planken von ungleicher Größe zusammengezimmert, welche ausschließlich in sich selbst Halt und Festigkeit gewinnen. Eine leere Barke erhält, von innen gesehen, völlig das Aussehen einer halben, etwas länglichen Haselnußschale. Die übereinander greifenden, klinkerweise gefügten Planken werden durch senkrecht eingetriebene Eisennägel verbunden und die erforderlichen Bohrlöcher dergestalt von oben nach unten geführt, daß jeder Nagel je zwei, stellenweise auch drei Planken zusammenhält. Mit großer Mühe und vieler Berechnung wird auf diese Art eine Wölbung des Schiffsbodens erzielt, welche im Großen und Ganzen eine tadellose Symmetrie zeigt. Der große Aufwand an riesigen Eisennägeln und die schnelle Abnutzung von Beil und Säge vertheuern die Herstellungskosten dieser Barken in so hohem Grade, daß sie fünfmal höher zu stehen kommen als Eichenboote von derselben Größe in Europa. Ein Mastbaum von ungefähr 20 Fuß Höhe trägt die Riesenraa des einzigen lateinischen Segels, welches die Schiffslänge gewöhnlich um die Hälfte überragt."



Ein Schilluk.

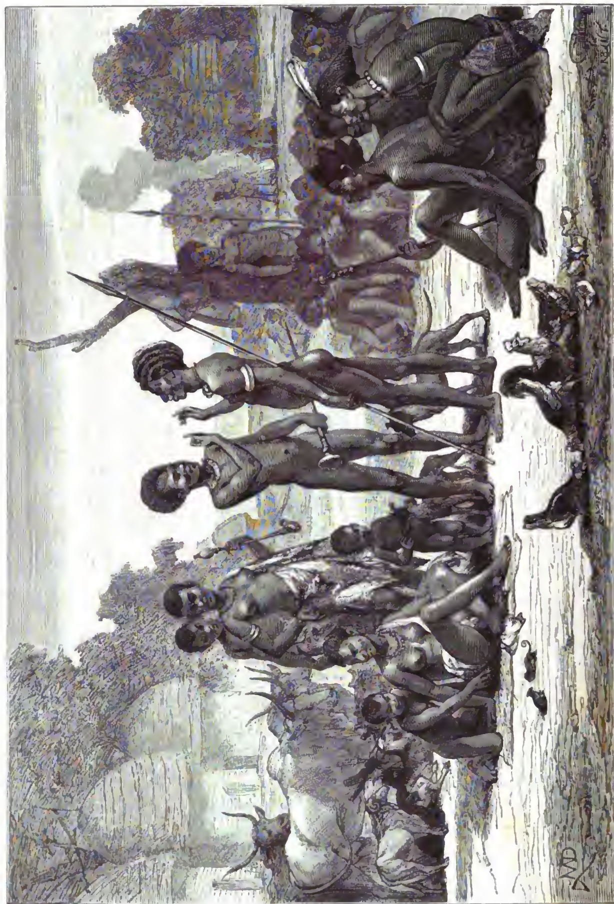
Die Uferlandschaft des majestätischen Stromes ist einförmig; dieser ist an manchen Stellen so breit, daß er vom Horizonte begrenzt wird. Den Rahmen der Landschaft bilden endlose flache Ufer, welche nur durch schmale Baumstreifen gegen das Binnenland abgegrenzt erscheinen; der Wüstenrand fällt hin und wieder dünenartig ab; zu beiden Seiten des Flusses ist er bald licht, bald dichter mit Haras- und Sejal-Akazien bestanden. Was man an Vegetation wahrnimmt, trägt den vollen Wüstencharakter Nubiens, und das als Kameelfutter weit verbreitete Schuschgras (Panicum turgidum) ist noch in Massen vertreten.

Weiter aufwärts liegen am westlichen Ufer ausgedehnte fruchtbare Strecken, auf denen eine große, gelbkörnige Varietät von Sorghum in solcher Ueppigkeit wächst, daß Schweinfurth nur wenige Kolben sah, welche nicht mindestens drei viertel Fuß lang waren und 5 Zoll im Durchmesser hatten. Im Gebiete der Hassanieh erinnerte das Westufer an die wenig bevölkerten Landschaften der Wolga und anderer Ströme des europäischen Rußlands; sie sind mit Akazien bestanden und der Hauptschmuck tropischer Gegenden, die Palmen, mangeln. An den Tränkeplätzen sah der Reisende häufig Herden von eintausend bis dreitausend Stück Rindern, die einen prächtigen Anblick gewähren; sie gehören zu den durch einen Höcker ausgezeichneten Racen, welche dem ganzen Sudan eigenthümlich und dem indischen Zebu verwandt sind. Die an Herden überreichen Hassanieh unterscheiden sich in ihrem Aeußern durch nichts von den paar Dutzend anderen Nomadenstämmen, welche, mehr oder weniger arabisirt, die Steppen und Wüsten zu beiden Seiten des Nils bewohnen; sie reden ein gutes Arabisch und Schweinfurth konnte sich mit ihnen bequem verständigen.

Kaua oder Elehs, das vor Kurzem noch an der Südgrenze des ägyptischen Reiches lag, ist ein Militärposten, und die Regierung hat dort ein großes Getreidemagazin.



Barken auf dem obern Nil.



Ein Dorf der Schilluk.

Der Platz ist von Wichtigkeit, weil durch ihn eine besuchte Straße führt, welche, den weißen und den blauen Nil schneidend, Kordofan und Abyssinien verbindet. Oberhalb Kauas beginnt die Region der Schilluk-Inseln, wo die Wassermelone in wildem Zustande wächst; die Wiege dieses Pfleglings der Cultur hat, wie Schweinfurth nachgewiesen, in Afrika gestanden, das auch die Urheimath der Hauskatze und des Esels ist.

Am 13. Januar traf der Reisende zuerst mit Schilluk-Negern zusammen. Diese waren früher viel weiter nach Norden verbreitet und auf allen Inseln ansässig; jetzt waren sie nur ausnahmsweise bis in diese Breite, 12° 30′ N., vorgedrungen auf ihren Kähnen von ausgehöhlten Tamarindenstämmen. Wir werden in einem folgenden Artikel diese Schilluks schildern.

---

# Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen.

Von **Dr. D. Brauns.**

## II.

Die nächsten Bergtouren unternahmen wir von Froisnäs aus nach den verschiedensten Richtungen. Schon dicht am See, dessen Spiegel etwa 670 Fuß über dem Meere liegt, erheben sich die Felsen steil bis zur dreifachen Höhe. Die Bäche eilen mit mächtigen Wasserfällen oder durch eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen zwischen gewaltigen Felsenmassen — mitunter noch weit gigantischer angewachsenen Roßtrappefelsen nicht unähnlich — dahin, oder sie rauschen über schwarze Felshänge in jäh abstürzenden Wasseradern und in Staubbächen in das Thal hinab. Hoch oben sind flachere Plateaus, mit Torfmooren oder Seebecken, aber überragt von colossalen Blöcken, Nuten oder Knuten, d. i. Felsen von steilen Seiten und gerundetem Gipfel. Diese Form ist hier die vorherrschende; manchmal sind jedoch die höchsten Partien noch weiter ausgebreitet und stellen wiederum wellige Plateaus, die sogenannten Heyas, dar. Scharfe Spitzen, Tinder, ja selbst Grate, Egger, sind hier selten. Die Plateaus im Osten sind nach dem Thale zu etwas weniger steil abgedacht; dort finden sich demzufolge auch die größten Seebecken, von denen einzelne in den höheren Seitenthälern nach zwei Seitenflüssen, ja, theilweise sowohl nach dem Sätersdal, als nach dem Topdal Abzug haben; wie überhaupt oft selbst die höchsten Punkte der Pässe tief zwischen die Felsmassen eingeschnitten sind. In dieser höchsten Paßhöhe, welche östlich von Froisnäs beiläufig 2500 Fuß beträgt, finden sich noch Kiefern von guter Entwickelung. Die Felsen der Umgebung sind mindestens 1000 Fuß höher und somit ist bei dem Wasserreichthume Norwegens die Bildung der weiten Seen auf den seitlichen Wasserscheiden erklärlich, sowie die starken Zuflüsse, welche sie, natürlich in eine Reihe von Cascaden und Stromschnellen, in die beiden benachbarten Hauptflüsse zu senden vermögen. Die Höhen, Heyas oder Fjeld-Knuten, ragen über die eigentliche Waldgrenze, d. h. die Grenze der hochstämmigen Birken — insbesondere der Betula pubescens Ehrh., der weichhaarigen Birke, welche höher und nördlicher als Betula alba L. wächst — hinaus, die hier auf etwas mehr als 3000 Fuß anzusetzen ist; die Kiefer, norwegisch Fyr oder Furu, Pinus silvestris L., hört schon unter 3000 Fuß Meereshöhe auf. Dagegen sind die höchsten Punkte durchweg noch mit Zwergbirken, Betula nana L., und den sie begleitenden niedrigen Weidenarten, auch Wachholder, Juniperus communis L., bestanden, wobei hier die Zwergbirke bedeutend das Uebergewicht hat. Am ganzen Gebirge findet sich die gelbliche, saftige Moltebeere, die Moosbeere des Riesengebirges, Rubus chamaemorus L., welche von den Norwegern fast über das ganze Land hin gesammelt und mit Recht als wohlschmeckend und erfrischend geschätzt wird; daneben die Heidelbeere, Blaabeer (Vaccinium Myrtillus L.), noch zahlreicher sowie andere Beeren von ähnlichen Stauden, welche nur dem wilden Geflügel zur Nahrung dienen.

Oben auf der Strömmesheia, einem der höchsten von uns berührten Punkte, der nordöstlich vom Bygland-Fiord liegt, fand ich das erste Renthiermoos. In den Seen konnten wir, wie bei Froisnäs selbst, nur Forellen (Trutta fario L.), norwegisch Oerred, constatiren; möglich wäre es immerhin, daß der weiter im Westen von uns angetroffene nordische Salmling oder Röding (Salmo alpinus L.) und der weiter östlich und nördlich als Tafelfisch bekannte Sik, die Renke (Coregonus Wartmanni Bl., Coregonus Lavaretus L. zum Theil, unter letzterm Namen in Nilsson's Skandinavisk Fauna, 4. Theil) sich daneben fänden. An Geflügel sah ich Birkwild (Tetrao tetrix L.), Auerwild (Tetrao urogallus L.), Moorschneehühner oder Skovrypper (Lagopus albus L., subalpinus bei Nilsson). Raubthiere fanden wir nicht, nur bestimmte Angaben über deren Vorkommen, z. B. von Bären, schon in einer wilden Schlucht — der von Skomedal — etwa eine Meile südlich von Froisnäs hart am Westufer des Bygland-Fiord.

In den tieferen Theilen der Thäler und Hänge findet sich überall ein uncultivirter, mitunter — namentlich bis Froisnäs hinauf — durch zu starkes Abholzen ruinirter Waldbestand von Kiefern (Pinus silvestris L.), Fichten (Picea excelsa Lk., Pinus abies L.) und Birken (beide Arten, die Betula alba L. in den tieferen Partien ausschließlich), auch Ellern (Alnus glutinosa Gärtn.). Vorwiegend ist die Kiefer, die vermöge ihres langsamern Wachsthums noch festeres Holz hat als bei uns, ein überaus werthvolles Product des Landes, das leider nicht mit der nöthigen Sorgfalt gehegt wird. Die Speculation der Kaufleute von Christiansand und der Leichtsinn der Viehzüchter im Sätersdal haben beide dahin gewirkt, daß bis zum Bygland-Fiord hinauf die Wälder verwüstet erscheinen. Große Massen von Holz schwimmen alljährlich den Strom hinab, ohne daß dem Bauern entsprechende Summen Geldes zur Verbesserung seines knappen Ackerlandes, zur Anlage neuer Sennhütten im Gebirge, zur Anschaffung besserer Apparate für die Anfertigung von genießbarem Käse und von reinschmeckender Butter — gar nicht zu reden von Verbesserung der Communicationen — dafür zuflössen.

Gerade so, wie der Kaufmann in Bergen den Fischer im Norden, so hält hier der städtische Kaufmann den Bauer

und Holzhändler auf dem Lande in den Scheeren. Statt Geld liefert er Waaren, deren Preis um so weniger bekrittelt wird, je größer die Summen sind, um welche es sich handelt. Auch kennen die Bauern zu wenig die Kosten des Fällens und des Transportes der Bäume, die oft mit unerhörten Anstrengungen erst an die Hänge über dem Hauptthale zu schaffen sind. Es ist vorgekommen, daß ein Bauer Quadratmeilen Waldes abgeholzt und abgeliefert hat, und daß schließlich der Kaufpreis kaum seine Baarauslagen deckte.

Die Nichtachtung des Waldbestandes, der Mangel jeder eigentlichen Forstcultur ist um so mehr zu beklagen, als die Kiefer die einzige Möglichkeit bietet, Häuser zu bauen. Das Gestein eignet sich sehr wenig zur Aufführung regelrechten Mauerwerks; erst in den Städten an der Westküste fand ich massive Häuser. Dort, in Stavanger und Bergen, ist das Klima verhältnißmäßig mild, auch brauchbares Gestein vorhanden. Aus den rundlichen Geröllen und den eckigen Trümmern des Gneises, der in Sätersdal vorherrscht, läßt sich in dem rauhen Berglande kein behagliches Haus bauen; man muß zufrieden sein, wenn man die Fundamente nothdürftig aus den umherliegenden Blöcken aufführt. Steinbrüche in dem harten Gneis oder Granit anzulegen, würde gewiß dem Zwecke nicht entsprechen, ja, bei den gegebenen Mitteln unmöglich sein. Da auch Ziegelsteine fehlen, so sind sämmtliche Gebäude Blockhäuser, zum Theil noch aus großen, schön behauenen und an geeigneten Stellen mit Schnitzereien verzierten Kieferstämmen, neuerdings wohl durchweg aus schwächerm Holze, dessen zahlreichere Fugen um so sorgsamer mit Moos verstopft werden müssen. Wo nun die Kiefer ausgerottet ist, und wo, wie dies in der That vorkommt, kein Zufuhrweg existirt, sind schon durch die Unmöglichkeit der Ergänzung der Wohngebäude die Niederlassungen dem Untergange Preis gegeben.

Die Hauptniederlassungen, die Gaarde, finden sich ohne Ausnahme im Thale. Zu einem solchen Gaard gehört außer den Stallungen mindestens ein größeres Wohngebäude und ein sogenanntes Stabuur (auch Stolpebuur). Das Wohnhaus hatte sonst allgemein, jetzt hat es nur noch selten eine Røgstue, ein großes Zimmer mit Sitzen — Bänken — ringsum, in dessen Mitte eine Feuerstelle mit darüber hängenden Kesseln sich befindet. Der mangelhafte Rauchabzug durch Fenster und Klappen in der Decke hat veranlaßt, daß an Stelle dieses Røgstue, von welcher die noch übrig gebliebenen Exemplare, mit alten Schnitzereien verziert, von den Bauern mit Vorliebe gezeigt werden, ein Zimmer mit einem Kamin in der Ecke getreten ist; nie aber sind diese Kamine so reich ausgestattet, als dies wohl im höhern Norden zu sehen ist, wo sie seit längerer Zeit bekannt sein mögen. Außer dem Hauptgemache und den untergeordneten, größtentheils im Dachgeschosse befindlichen Schlafgemächern finden sich Zimmer mit Lägerstätten in Nischen, meist zu beiden Seiten eines Kamines, zu deren Zahl auch die besten Zimmer, die Wohnzimmer für die Besitzer und für angesehene Fremde, gehören.

Auch wir übernachteten oft in recht netten, geschmackvoll geschnitzten und bemalten Zimmern der Art, allerdings auf ganz primitiven, nur aus Schaffellen bereiteten Lagern, die noch dazu häufig mehr Flöhe beherbergten als uns lieb war. Ueberhaupt ist das Leben sehr einfach und selbst bei den Reicheren oft karg. Von einer Bergfahrt heimkehrend, fanden wir in dem Gehöfte eines reichen Bauers, Gunnar Jonssön Strömme, oberhalb des Bygland-Fiord, ein Unterkommen, der ein Gebiet von etwa 7 deutschen Quadratmeilen sein eigen nannte, übrigens allgemein geachtet war und für einen unterrichteten und strebsamen Mann galt. Von hünenartiger Gestalt, die er mit seinem Sohne, Jon Gunnarssön, theilte, machte er den Eindruck eines wahren nordischen Patriarchen, der strenge Zucht unter Sippe und Knechten zu halten schien. Er war überaus gastfrei, brachte die flache Trinkschale, Skaal, aus bemaltem und geschnitztem Holze mit leider etwas säuerlich gewordenem selbstgebrauten Bier — hjemebrygged öl — und setzte uns in nicht geringe Verlegenheit durch die Fülle von ungenießbaren Nahrungsmitteln, von Forellen, die sorglos in Salzsole aufbewahrt und völlig verdorben waren, von zweierlei gleich schlechtem Käse, von abgestandener saurer Milch von wochenlangem Alter, von übelriechender Butter und von dem landesüblichen dünnen Kuchen aus Gerstenbrei, dem Fladbröd. Dies war das Einzige, was uns nicht widerstand; doch konnten wir Nichts annähernd in den uns zugemutheten Quantitäten vertilgen und da wir fühlten, daß wir übel angesehen würden, wenn wir die fast oder ganz unberührten Speisen zurückgäben, so nahmen wir die Hülfe unseres Führers und eines Hundes in Anspruch, um uns mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Das anfangs verschmähete saure Bier erwies sich schließlich noch als wohlthätiges Hülfsmittel, die Mahlzeit hinabzuspülen.

Hier lernten wir auch das erste Beispiel eines wohlerhaltenen Stabuur kennen, einer Art Bauwerke von sehr alterthümlichem Charakter, so daß man bei ihrem Anblicke an die Beschreibung der alten hunnischen und gothischen Häuser zurückzudenken versucht ist. Sie entsprechen in ihrem Gebrauche unseren mittelalterlichen Kemenaten. Nicht sehr groß und von quadratischem Grundrisse, sind sie sehr solid und nett aus großen, namentlich sehr breiten, hochkantig auf einander gestellten Balken gezimmert. Sie haben zwei Stock; die obersten Balken eines jeden derselben kragen wohl über 4 Fuß weit aus und sind consolenartig zugeschnitten und verziert. Die Auskragung des untern Geschosses ist bestimmt, eine um den obern Stock laufende Gallerie zu tragen, welche mittelst einer aus einem Balken gezimmerten Leiter bestiegen wird und ringsum durch Bretter, an den Ecken mit dicken runden Pfosten eingefaßt, durch wohl ornamentirte Ausschnitte der Bretter aber erleuchtet wird. Aus dieser zum Ablagern von Heu und dergleichen — Sommers gelegentlich auch zu Schlafstätten — benutzten Gallerie führt eine Thür in den Innenraum, der die Kostbarkeiten der Familie, alte Geschirre von Silber, Bronze, geschnitztem und bemaltem Holze, namentlich die schon erwähnten Skaale oder Trinkschalen, ferner Frauenschmuck, feinere Kleider, den sogenannten Bryllupstat oder Hochzeitsschmuck, Pferdegeschirr der bessern Art u. s. w. aufzubewahren bestimmt ist. Offenbar hat man den Innenraum des Stabuur für einen wohlgeschützten Ort gehalten, und in der That ist er geeignet, dem schlimmsten Feinde der Norweger, dem Wetter, Widerstand zu leisten, was durch die lange Dauer der — oft Jahrhunderte alten — Gebäude zur Genüge bewiesen wird. Die Auskragung der obersten Balken des obern Stockes trägt das flache Dach, welches, auf mächtigen Fetten ruhend, Gallerie sammt Innenbau überragt. Der untere Raum dient zu wirthschaftlichen Zwecken, zur Aufbewahrung von Korn u. s. w. und ist gleich dem obern mit einer ungewöhnlich soliden Thür verschlossen.

Die Dächer über diesem Stabuur sowie über den meist einstöckigen Wohnhäusern und den Stallungen werden über den Bohlen oder Schindeln, mit denen sie belegt sind, mit Steinen beschwert, oder, was sogar noch öfter der Fall, mit Erde überschüttet und mit Gras bewachsen.

Die Ornamente der Balken sowie die Verzierungen der Geräthe tragen ohne Ausnahme, auch wenn sie in neuerer Zeit verfertigt sind, einen äußerst alterthümlichen Charakter, und zwar einen früh-mittelalterlichen. Nachdem byzantinische

und romanische Kunstmotive — wer weiß wie langsam? — durch die Vikingsfahrten eingeführt waren, blieben sie in den entlegenen Thälern so zu sagen in diesen Formen versteinert zurück, während das übrige Europa und mit ihm in gewissem Grade das norwegische Küstenland den bekannten Wechsel der Stilarten durchmachten. Schlagende Beweise davon sind Staale, die, mit Jahreszahlen aus dem 17. und 18. Jahrhundert versehen, ganz den Charakter der alten byzantinischen Kunst bewahrt haben.

Die Bauern (Bönder) besitzen außer ihren Wohnhäusern stets noch andere für die Dienstleute, die zwar völlig frei, aber durch Gewohnheit und aus Interesse in hohem Grade stabil sind. Mehrere Gaardbesitzer haben ferner an einem Bache eine Reihe von Mühlen von sehr altmodischer Art, wie ich sie auch in der asiatischen Türkei gesehen habe: ein horizontales Rad wird durch einen seitwärts eingeleiteten Wasserstrahl gedreht und steht direct mit dem beweglichen Mühlsteine in Verbindung. Dieser kleinen Mühlen liegt mitunter ein Dutzend und mehr an einem dazu geeigneten Bache; wird nicht gemahlen, so wird der Wasserstrahl nicht gegen das Rad geleitet und die Mühle steht still; werden die Mühlen benutzt — was von Seiten der verschiedenen Gaarde zur selben Zeit geschieht und die große Zahl nöthig macht —, so wird durch ein einfaches Schützbrett das Wasser in das Mühlengerinne getrieben. Diese Art Mühle heißt Qvärn mit einem auch bei uns früher in gleicher Bedeutung benutzten Wurzelworte; sie hat vor der Mühle neuer Construction, der Mölle, welche im Sätersdal noch als bedenkliche Neuerung angesehen wird, den großen Nachtheil, daß sie das Getreide nur dann gut mahlt, wenn es zuvor getrocknet ist. Dies geschieht in der Badstue, einem gut gedichteten kleinen Holzhause, das zu einem Dampfbade wohl benutzt werden kann, nach meinen Erfahrungen aber selten benutzt wird; der Norweger hat nicht die Leidenschaft für den Aufenthalt im Dampfbade, wie z. B. der Finnländer.

---

# Aus Ostturkestan.

## III.

### Die Expedition Trotter's, Biddulph's, Stoliczka's und Gordon's über die Pamir nach Wachan.

R. K. Am 21. März dieses Jahres brach die von Forsyth detachirte und aus den Capitänen Trotter, Biddulph und Dr. Stoliczka unter Oberst Gordon's Befehl bestehende Gesellschaft von Yengihissar nach den westlichen Hochgebirgen auf. Obwohl sie im Ganzen 48 Menschen und 72 Ponies zählte und während der Reise ausnehmend schlechtes, kaltes Wetter mit bedeutendem Schneefalle hatte, langte sie dennoch nach Ueberschreitung von fünf Pässen am 13. April ohne einen namhaften Verlust oder Unfall in Kila Pandscha in Wachan an, wo die beiden Hauptquellarme des Oxus sich vereinigen. Von dort sind eine Anzahl Briefe datirt, welche viel neues geographisches Material enthalten, und deren wesentlichen Inhalt wir hier zusammenstellen.

Der Emir von Kaschgar hatte sein Möglichstes in Unterstützung der Engländer gethan. Er gab ihnen nicht allein Leute, Yaks und Pferde mit, sondern ließ auch auf dem ganzen Wege von Yengihissar über die Pamir bis nach Wachan hinein, also noch über die Grenzen seines Gebietes hinaus, Vorräthe für sie niederlegen, was ihm große Kosten verursachte. Mit wenigen Ausnahmen fiel andauernd Schnee; in Wachan selbst reichte er den Pferden bis an den Bauch; dick lag er auf dem „Dache der Welt“ und hatte das spärliche Feuerungsmaterial fußhoch bedeckt.

Zum Glück war das Wetter, wenn auch ein eisiger Wind blies, beim Ueberschreiten der Pamir hell und machte erst beim Abstieg nach Wachan unweit Sarhad erneutem Schneefalle Platz. Während der nächsten zwei Tage schlug der Schnee den Reisenden gerade ins Gesicht; dies und die anstrengenden, bis 25 Miles langen Märsche hatten die Thiere so mitgenommen, daß in Wachan ein längerer Aufenthalt nöthig wurde.

Der Winter dauerte in jenen Gegenden dieses Jahr ausnahmsweise lange; noch in Kaschgar hatte die englische Gesandtschaft kurz vor ihrer Abreise Schneefall, welcher sich über alle Gebirge und Hochebenen jenes Theiles von Innerasien erstreckt zu haben scheint. Doch hatten die Reisenden keinen weitern Schaden davon, als daß sie die Haut von ihren Nasen einbüßten.

Der Weg von Yengihissar bis Sirikul, so weit er auf kaschgarischem Gebiete liegt, ist schlecht und geht über nicht weniger als drei Pässe. Weiterhin, wo er über den Nefatasch-Paß hinauf auf die Pamir nach Aktasch und den See Pamir Kul (auf den Karten auch fälschlich Birket Yassin genannt) führt, wird er besser. Die Pamir ist keineswegs, wie man sie sich wohl vorstellt, eine große ebene Steppe, auf welcher man nach allen Richtungen hin ungehindert entlang ziehen kann, sondern besteht aus einer Anzahl breiter, hochgelegener Thäler mit verschiedenen Namen, durch welche die Straßenzüge laufen. Da ist die kleine Pamir (Pamir Churd), wahrscheinlich das höchste aller gleichnamigen Thäler, in welchem der südliche Quellarm des Oxus und unweit davon dessen weit nach Norden ausbiegender Nebenfluß Murghab in jenem Pamir Kul ihren Ursprung nehmen; dann nordwestlich davon weiter hinab am Murghab die Alitschur-Pamir und die große Pamir mit Wood's Lake, dem Ursprunge der nördlichern Oxusquelle.

Der Weg, den die Engländer machten, ist die Winterstraße, welche bis zu 13,000 Fuß ansteigt. Die ganze Pamir wird nach Westen, also zum Oxus hin entwässert und ist keineswegs die Wasserscheide zwischen Ost- und Westturkestan oder den Gebieten des Lop- und des Aralsees. Das ist vielmehr das Kyzylyart-Plateau, welches östlich und nordöstlich von der Pamir liegt, sich zwischen der von Alexis Fedtschenko betretenen Alai-Hochebene und der Togharma-Kette (nördlich über Sirikul) erstreckt und dem Emir von Kaschgar gehört.

Bisher nahm man an, daß das unbewohnte Gebiet im Westen der Kyzylyart-Ebene herrenlos sei. Es eignet dasselbe aber dem Mir von Wachan, dessen Ansprüche auch in Kaschgar keineswegs bestritten werden und Allen, welche in jenen Gegenden reisen, wohl bekannt sind. Da nun Wachan

eine Provinz Badachschans ist, und dieses wieder zu Afghanistan gehört, so grenzen hier die Besitzungen der Emire von Kabul und von Kaschgar unmittelbar an einander, so daß der ganze Weg von Chokand nach Indien nur durch das Gebiet des einen oder des andern von ihnen führt.

In Pamir sahen die Reisenden große Herden des Bergschafes Ovis Poli, dessen mächtige Hörner auf Schritt und Tritt aus dem Schnee herausragten. Sie kamen aber nicht zum Schusse; denn bei den so starken Märschen (bis zu 25 englischen Meilen am Tage) mußten die Packthiere vorangehen, um nur das Ziel der Tagereise zu erreichen, und verjagten natürlich alles Wild, während andererseits der tiefe Schnee dem einzelnen Jäger ein Abweichen von dem allgemeinen Wege nicht erlaubte. Yaks giebt es in Pamir nicht, wohl aber Bären und Wölfe. Das berühmte, süße Gras der Pamir war zu jener Jahreszeit ganz verdorrt und obenein verschneit. Pamir wie Kyzylyart und die Pässe im Togharma-Gebirge sind nach Biddulph's Ansicht für Kanonen fahrbar; aber dieselben erst auf die Pamir u. s. w. hinaufzuschaffen, das ist die Kunst!

Von Pamir Kul ging es über eine leichte Wasserscheide ins breite, obere Oxusthal hinein; doch war der Weg schlecht und während der ersten Tagereisen waren weder Lebensmittel noch Niederlassungen zu finden. Ein Bote war vorangegangen, um die Ankunft der Expedition zu melden. Im ersten Dorfe traf sie denn auch auf das Oberhaupt Wachans, Mir Fattih, einen alten, schwachen, kranken Mann, dem der Besuch höchst unerwartet kam. Als er aber merkte, daß die Fremden ihre Bedürfnisse auch bezahlen und sein armes Ländchen keineswegs auffressen wollten, war er ganz zufrieden und sehr zuvorkommend, und half den Engländern nach Kräften.

Ganz Wachan zählt nicht mehr als etwa 1000 Einwohner, die zwar sehr arm, aber auch sehr unabhängigen Sinnes und stolz auf ihre angebliche Abkunft von „Sikandar" (Alexander) sind. Das Klima ist dort so rauh, daß sie fünf Monate lang ihre Wohnungen nur verlassen, wenn sie Feuerungsmaterial suchen müssen. Ihr Fürst war damals gerade in großen Aengsten wegen einer Schuld von 400 Rupien (800 Reichsmark), welche sein unerbittlicher Gläubiger von ihm forderte. Die Engländer dachten daran, diese Staatsschuld abzuzahlen, um seine ewige Dankbarkeit zu gewinnen.

Gordon spricht auch von sehr „interessanten, griechischen Resten", die er entdeckte und abzeichnete in einer Hütte, wo die ganze Gesellschaft Schutz vor einem heftigen Schneesturme gesucht hatte. Sind dieselben wirklich griechischen Ursprungs, so könnten sie wohl kaum einer andern Epoche, als jener der Herrschaft der griechischen Statthalter und Könige in Bactra (etwa seit 250 vor Christi Geburt) angehören und wären alsdann von großem Werthe für die Kenntniß jenes fast nur aus Münzlegenden bekannten Reiches.

Dort in Kila Pandscha waren die Engländer nicht mehr als 220 englische Meilen in der Luftlinie von Peschawar im Pendschab entfernt, und trotzdem wurde es ihnen durch innere Unruhen unmöglich gemacht, ihren Rückweg durch den noch so sehr der Erforschung bedürftigen nordöstlichen Theil Afghanistans zu nehmen. Nach neueren Zeitungsnachrichten ist nämlich der frühere Emir Iskander Schah, welcher während der letzten zwei Jahre in Tschitral als Flüchtling lebte, in Badachschan wieder aufgetaucht und hat, obgleich er nur wenig Anhang fand, in Zebach (Zeibak der englischen Karten) eine kleine Revolution veranstaltet. Gegen ihn zog zwar sofort Naib Muhamed Alim Chan, angeblich einer der besten Feldherren der Afghanen, zu Felde; aber für die Fremden war doch ein weiteres Vordringen nicht rathsam.

Während ihres Aufenthaltes in Wachan hatte Oberst Gordon einen seiner Leute mit zwei Landeseingeborenen nach der großen Pamir und Wood's Lake gesandt, um sich der bei dem starken Schneefalle immerhin fraglichen Passirbarkeit jener Gegenden zu vergewissern. Jene Leute waren am 22. April von ihrer Recognoscirung mit günstigen Nachrichten zurückgekehrt; in Folge dessen wurde eine Theilung der Gesellschaft beschlossen. Die eine Hälfte (Gordon, Trotter, Dr. Stoliczka) sollte auf dem nördlichern Wege die große Pamir überschreiten, während die andere denselben Weg, auf welchem sie gekommen, zurückmachen, dabei aber noch drei gegen Süden und Südosten nach Tschitral und Yassin, also ins obere Indusgebiet, führende Pässe, den Barogil, Ischkaman und Darkat, untersuchen sollte. Erstere beiden, die wichtigeren, sind mit Ausnahme der Schneeschmelze das ganze Jahr offen, während der Darkat sechs Monate lang verschneit ist. Das Gebiet des Emirs von Wachan reicht bis auf die Paßhöhen, und er besitzt dort oben Sommerdörfer (Yeilaks), welche in der warmen Jahreszeit von der Bevölkerung von Sarhad und Baba Zangi mit dem Vieh bewohnt werden. In Begleitung von Eingeborenen wollten die beiden Partien am 26. April nach ihren respectiven Richtungen hin aufbrechen, da das Wetter sich aufgeklärt hatte.

Ueber ihren Rückweg ist bis jetzt nichts bekannt geworden, als der tragische Tod des verdienten Geologen Dr. Stoliczka am Sasserpasse („Globus" XXVI, S. 175) und die glückliche Ankunft wenigstens der Herren Forsyth und Dr. Bellew in Indien („Globus" XXVI, S. 191).

---

# Neue Entdeckungsreisen in Australien.

H. G. Der Oberbeamte der Kronländereien in Südaustralien, W. Everard, erhielt am 14. Juli dieses Jahres von Charlotte Waters aus (einer 804 Miles nördlich von Adelaide gelegenen Station am Ueberlandtelegraphen) eine vom 13. Juli datirte Depesche, welche ihn benachrichtigte, daß der letzte Versuch des Reisenden Ernst Giles, durch den unbekannten Westen Australiens bis an die Westküste zu gelangen, abermals fehlgeschlagen sei.

Giles trat vor ungefähr einem Jahre von der Peake Station aus, 636 Miles nördlich von Adelaide, seine gefährliche Reise an. Die Kosten der Ausrüstung wurden theils von der südaustralischen Regierung, theils aus Sammlungen bestritten, welche der frühere Director des botanischen Gartens in Melbourne, Dr. Müller, veranstaltet hatte.

Giles verfolgte anfänglich die Route des Reisenden W. C. Gosse, bis er dessen Dépôt-Stelle erreichte. Von da ab sah er sich aber genöthigt, die westliche Richtung, welche sich bei allen bisherigen Versuchen als unmöglich erwiesen, ebenfalls zu verlassen, um eine mehr nördliche einzuschlagen. Hier machte er einige Entdeckungen, welche

sich möglicherweise später als Viehweiden verwerthen lassen und die auf alle Fälle zum Ausgangspunkte neuer Expeditionen dienen werden. Giles fand nämlich ausgezeichnetes Land, gut begrast und reichlich bewässert und nahe an der Grenze von Südaustralien, 158 Miles von Gosse's Dépôt, stieß er sogar auf einen See mit frischem Wasser. Ebenen wechselten hier mit Berghöhen, Ranges, welche permanente Quellen enthielten, ab. Aber diese wichtige Entdeckung bildete doch nur eine Oase, wenngleich von ziemlichem Umfange, denn sie wurde von allen Seiten wieder von Wüsten umschlossen, welche des kühnsten Buschmann spotten. Dennoch machte es Giles möglich, durch diese ungastliche Wildniß wenigstens bis zu einem Punkte zu gelangen, der 100 Miles von dem letzten Wasser, welches er aufgefunden, oder 120 Miles vom Fuße des Mount Mc Kellar lag.

Giles bezeichnet das westliche Ende seiner Reise als in 125° Länge liegend. In dieser Länge erreichte er zwei verschiedene Punkte und von dem nördlichern derselben aus erblickte er fernliegende Bergzüge, von welchen er annimmt, daß sie in demselben Längengrade liegen müssen, bis zu welchem der westaustralische Reisende John Forrest im Jahre 1869 von Westen aus gelangte.

Der Tod eines Pferdes hatte dem weitern Vordringen ein Ende gemacht. Giles ließ dann seinen Begleiter Gibson reiten, während er selbst durch die rauhen Spiniferfelder zu Fuß zurückwanderte. Als er jedoch den Mount Mc Kellar, wo er mit seinem Gefährten wieder zusammentreffen wollte, erreichte, fand er letztern nicht vor. Der arme Mann hatte sich gewiß im Busch verirrt und kam nicht wieder zum Vorschein. Gibson's Name vermehrt die Liste der kühnen Männer, welche ihr Leben bei dem Versuche, das geographische Problem des australischen Continents zu lösen, geopfert haben.

Ueberhaupt fehlte es der Expedition nicht an allerlei Mißgeschick. Von den 25 Pferden, welche sie mit sich führte, kamen neun in den Wüsten um, wo man ihrer so sehr bedurfte, und mehrere andere mußten geschlachtet werden um Lebensmittel zu gewinnen.

Giles selbst kehrte, nachdem er Gibson verloren, auf einer neuen Route nach Mount Olga zurück. Hat er den Zweck seiner Reise nun auch zum zweiten Male verfehlt, so hat er doch dem geographischen Wissen bedeutende Dienste geleistet und sein kühner Muth muß unsere Bewunderung erregen. Es ist daher ganz wohl angezeigt, wenn, wie verlautet, die südaustralische Regierung damit umgeht, im Parlamente einen Antrag auf pecuniäre Belohnung dieses Reisenden zu stellen.

* * *

Es scheint jetzt so ziemlich gewiß, daß Leichardt und Genossen nicht westlich, sondern östlich vom Ueberlandtelegraphen ihr Leben eingebüßt haben. Weder Gosse, noch Warburton, noch Giles haben irgend welche Spuren von den Verschollenen entdeckt. Die Schwarzen im Innern Nordostaustraliens haben sich, bei den Fortschritten der Ansiedelung, als eine ungewöhnlich wilde, grausame und kampflustige Race erwiesen, so daß wohl anzunehmen ist, die Leichardt-Expedition habe ihren Untergang in den noch unerforschten Länderstrecken von Westqueenland gefunden.

* * *

In Adelaide ist die Nachricht eingetroffen, daß die Expedition unter J. Roß, welche Thomas Elder und Capitän W. W. Hughes — zwei in Adelaide lebende reiche Leute — ausgerüstet hatten, um den unbekannten Westen Australiens in südlicherer Richtung, als es neuerdings dem Obersten P. Egerton Warburton gelungen, zu erforschen, fehlgeschlagen sei. Roß gilt für einen der erfahrensten Buschmänner Australiens und darum hatte man großes Vertrauen in die glückliche Lösung der ihm gestellten Aufgabe. Um so mehr überraschte eine vom 3. August datirte Depesche des Telegrapheninspectors J. A. Bowley von der Station Strangways Springs (340 Miles nördlich von Port Augusta), welche meldete, daß Roß zurückgekehrt und am North Creek, westlich von Strangways Springs, gesehen worden sei.

Die Gesellschaft trat am 20. März dieses Jahres vom Peake-Flusse aus (400 Miles nördlich von Port Augusta) ihre westliche Reise an und bestand damals aus Roß als Leiter, aus dessen Sohne und einem andern Europäer Namens A. Smith sowie aus drei Arabern *). Sie führten 14 Pferde und 16 Kameele mit sich. In der Ausrüstung war carte blanche gegeben und alles was Roß nur verlangte, war in der liberalsten Weise gewährt worden.

Die letzten Nachrichten datirten vom 24. April und waren von Emma Creek aus geschrieben, einem Wasserlaufe beträchtlich westlich vom Peake-Flusse. Roß schreibt von da:

„Ich habe viel Zeit verloren, mir den Weg zu bahnen, und meine Vorräthe werden jetzt bis dahin, daß wir Perth (an der Westküste und Hauptstadt von Westaustralien) erreicht haben, nicht mehr für uns alle ausreichen. Ich schicke daher Smith und zwei Araber (Afghanen) mit 12 Kameelen und 2 Pferden sowie mit Allerlei, das wir nicht weiter gebrauchen, zurück. Es begleiten mich also nur mein Sohn und der Araber (Afghane) Kamran, und wir nehmen 10 Pferde und 4 Kameele nebst Mundvorräthen auf acht Monate mit uns. Ich schlug von meinem Lagerplatze in 27° 58′ 18″ S. und 133° 48′ O. eine mehr südliche Richtung ein, dabei gleichzeitig nach Westen ziehend, so viel es das dichte Mulgagestrüpp, in unbegrenzter Ausdehnung von Osten nach Westen, nur gestattete. Vergeblich versuchte ich in dasselbe einzudringen, aber in keiner Richtung bot sich eine Stelle dar, wo sich mit Kameelen vorwärts kommen ließ. Ich habe das vielfach versucht, bis ich zuletzt in die Nähe von Gosse's Spur, den Alberga herunter, gelangte. Wasser ist außerordentlich selten und obendrein sehr schwer aufzufinden; Regen von irgend welchem Belang ist seit langer Zeit nicht gefallen. Ich habe jedoch keineswegs die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg verloren, und werde nichts zurückschicken, das mir nicht geradezu entbehrlich ist. Die mich begleitenden Araber (Afghanen) haben mir vortreffliche Dienste geleistet; sie könnten nicht durch bessere Leute ersetzt werden. Man denke also in Adelaide nicht an unsere Niederlage! So lange ich noch ein Pferd oder ein Kameel besitze, hat unsere Reise ihr Ende nicht erreicht!"

Diese Nachrichten waren allerdings im Voraus wenig ermuthigend. Am 24. April wurde dann von Emma Creek aufgebrochen und die Reise fortgesetzt.

Am 8. August erhielt nun Thomas Elder von der Station Beltana (ungefähr 140 Miles nördlich von Port Augusta), wo dieser reiche Squatter sehr umfangreiche Viehweiden besitzt, folgende telegraphische Depesche von Roß:

„Ich bin gestern Abend hier eingetroffen. Ich wurde aus Mangel an Wasser in den Gegenden, welche ich zu durchreisen hatte, wo seit langer Zeit kein Regen gefallen, zurückgetrieben. Mehrere Male waren meine Pferde vier Tage lang ohne Wasser und einmal sogar fünf Tage. Die gewaltige Ausdehnung des Mulgagestrüppes und die enorme

*) Von Arabern kann keine Rede sein; es sind Afghanen gemeint, und dafür spricht auch der weiter unten vorkommende Name Kamran. A.

Masse von todtem Unterholze verhinderten mich, nach Wasser zu suchen. Der entfernteste Punkt, welchen wir erreichten, liegt in 30° 25′ S. und 131° 56′ O. Wir haben sehr wenig Eingeborene gesehen und wenn wir sie sahen, waren sie immer außerordentlich scheu und wild; sie liefen in der Richtung nach der südlichen Seeküste eiligst davon. Die Gegenden, welche wir passirten, tragen folgenden Charakter: hohes, offenes, wellenförmiges Tafelland, dichtes Mulgagestrüpp und offenen Mulgawald gut begrast, offene wellenförmige Ebene von bedeutendem Umfange und herrlich berast und Sandhügel von mäßiger Ausdehnung. Was soll ich jetzt mit den Pferden und dem Reste unserer Ausrüstung anfangen? Meine Reisekarte und Journal werde ich bei meiner Ankunft in Adelaide sofort in Ordnung bringen."

Bei Empfang dieser Nachricht telegraphirte Elder ohne Verzug zurück, daß die Expedition sich aufzulösen habe.

Die Südwestpassage nach der Küste von Westaustralien, welche schon so Mancher vergeblich aufgesucht hat, bleibt also auch jetzt noch eine ungelöste Aufgabe. Mangel an Wasser und das Mulgagestrüpp mit seinem Unterholze bilden das große Hinderniß. Der Westgrenze Südaustraliens zieht sich ein Gürtel dichten Gestrüppes entlang, das nach der südlichen Seelinie zu immer weiter und weiter und undurchdringlicher zu werden scheint. Indem Oberst Warburton eine mehr nördliche Richtung einschlug, gelang es ihm — freilich auch nur mit größter Lebensgefahr — die Westküste am De-Grey-Flusse zu erreichen. Gosse wählte eine mittlere Richtung und ward, wenngleich er ziemlich weit über die Grenze Südaustraliens hinauskam, doch zuletzt zurückgetrieben. John Roß hat das Aeußerste gewagt, aber gleichfalls den Schwierigkeiten weichen müssen. Er vermochte nur 140 Miles über die Grenze nach Westen zu vorzudringen und näherte sich dabei der Höhe der großen südaustralischen Bucht auf ungefähr 60 bis 70 Miles. Die gut begrasten wellenförmigen Ebenen, welche Roß passirte, werden im Charakter wohl denen in der Nähe der Küste gleichen, über welche Eyre seiner Zeit Bericht erstattet hat.

---

# Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

## II.

Das Kind liegt in seinem Bettchen und die Mutter sitzt singend an der Seite ihres Lieblings, bis die müden Augen sich auf mehrere Stunden schließen und der ruhige Athem den süßen Schlaf verkündet.

Das Kriechen ist überwunden und die Mutter freut sich und wünscht, daß ihr Kind als Erwachsener nie wieder kriechen werde. Freilich kriechen viele Kinder krebsweise rückwärts und huldigen doch später dem raschesten Fortschritt zum Segen für die Welt und für sich selbst.

Die Zeit vergeht im raschen Fluge. — Die kleinen Beinchen erspähen den Boden und der junge Erdenbürger versucht den ersten Schritt ins Leben zu thun. An Wand und Tisch, an Stuhl und Kommode klammert er sich stützesuchend an, bis es ihm gelingt, auf eigenen Beinen zu stehen. Die Mutter „greift ihm unter die Arme", führt es an der Hand, hält es am Kleidchen oder an einem vernünftig eingerichteten Gängelbande und dabei heißt es:

Keier — Rige — Strate,
War söl wi de Kinderkes laten?
In de blaue Toren!
Wat heb wi dar verloren?
'n Blaue sieden Schötteldook.
Wul J' uns dee wal wehrgefen
Ne, Ne, — ja, ja!
Um 'n Appel of um 'n Peer (Birne)
Mörgen heb wie moje Wehr (hübsches Wetter).

Oder

Keier — Keier — Riege,
Twintig is 'n Stiege,
Dartig is 'n langen Band.
Veertig is 'n Rosenkranz
De Wichter sünt so nettjes,
Se dragen golden Kettjes,
De Jungens sünt süks Hunden,
De worr'n in 't Stroh bewunnen.

* * *

Oft begleitet auch die Mutter die ersten und späteren Gehübungen, die gar zu sehr dem Watscheln gleichen, mit dem Reime:

Dim - dam - doosje kwam in 't Land,
Piep in de Mund un'n Stock in de Hand.
So kwam Dim - dam - dosje in't Land.

* * *

Dim - dam - dosje kwam van Brüggen,
Har 'n Stippstock up sien Rüggen,
Har 'n Stippstock in sien Hand,
So kwam Dim - dam - doosje in't Land.

Vielfach heißt es auch:

Lütje Gesientje,
Grote Gesientje
Alle mit 'nander to Ho—pe.

* * *

Also das Kind kann stehen. Dies Stehenkönnen auf eigenen Füßen ist ein Ereigniß von größter Bedeutung. Das Kind hat sich jetzt nicht bloß von der Mutter Erde, so weit möglich, frei gemacht. Es ist Mensch geworden in größerer Bedeutung des Worts, ist Zweihänder und richtet das Haupt himmelwärts. Es ist zum „Stehling" avancirt und wird gar bald ein „Läufling". Geistig überragt es nur die niederen Wesen, körperlich alle. Mädchen sind in den ersten Entwickelungsstufen stets den Knaben weit voraus, um später zurückzubleiben.

Das rosige Mäulchen suchte schon seit Langem in seiner reizenden Weise das ihm Vorgesprochene nachzuplappern und da singt die Mutter wiederum manchen Reim von Schäfchen Bä, von der Mukoo, vom Hü-pferdchen, vom Wau-Wau ꝛc. und das Kind spricht wie das Echo die letzten Worte jeder Zeile nach, wenn auch deren Sinn für dasselbe noch kein Verständniß hat. Es ist „Redling" geworden und steht körperlich sowohl wie geistig über allen Thieren.

Die Zeit vergeht, die Poesie verschwindet, die Schule winkt. Die ersten Uebungen für den Schulunterricht treten an das Kind heran:

A — B biet der in
C — D sch..t der in

* * *

A — b = ab
Vader geef mi ok 'n Hap (Happen, Bissen).

* * *

A — u — C
Puskat löpt in de Snee.
H — I — K
De Hund hör achterna.

* * *

A — B — C — D — E — F — G
De Kat löpt in de Snee.
Un as se doo wehr umkwam
Har se 'n witte Büxen (Beinkleid) an.

Das Alphabet, diese Grundlage aller Wissenschaft und Weisheit, tritt in seiner erschreckenden Gestalt immer näher an das Kind heran, welches noch keine Ahnung davon hat, wie viel Thränen und saure Augenblicke ihm dereinst das A-B-C, das Einmal-Eins und der Katechismus bereiten werden. Vor- und rückwärts singt ihm die Mutter ohne Hahnenfibel dieses Kinderkreuz vor und das Kind singt es nach, bis es gar bald im Stande ist, es ohne Hülfe herzusagen. Wüßte es, daß der, der A gesagt hat auch B und mehr sagen muß, es würde nie den Mund hier öffnen:

A, B, C, D, E, F, G,
H, I, K, L, M, N, O, P,
Q, R, S, T, U, V, W,
X, X, Y, Z, o weh!

und rückwärts:

Z, Y, X, W, V, U, T,
Groot S, lütje S, R, Q, P,
O, N, M, L, K, I, H,
G, F, E, D, C, B, A.

Unbewußt tractirt die treue Schützerin die Pestalozzi'sche Lehre der Anschauung und fängt im Sinne des Altmeisters aller neuern Pädagogik mit dem menschlichen Körper an. Was liegt näher als die Hand, die Finger?

Dee is in 'nt Water fallen,
Dee het hum d'r uthaalt,
Dee het hum in't Beddo legt,
Dee het hum toodeckt
Un dee lütje Schelm het 't an Vader un Mooder segt.

Oder:

Een is in't Water fallen,
D' ander het hum d'r wehr uthahlt,
De darde het hum'n schoon Hemd antrukken,
De veerde het hum in't Beddo leggt,
De fiefde het hum overdeckt.

Oder:

Dat is de Dume,
De plükt Plumen,
Dee sögt se up
Dee ander et se up
Dee lütje segt: Ik wilt an Mooder seggen.

Oder:

Dümling
Fümling
Langman
Johan
Lütje Peter Müllermann.

Die Anforderungen an die Bildung steigen fortwährend; das Concrete tritt leider schon jetzt vor dem Abstracten in den Hintergrund. Da heißen denn die Wochentage:

Maan—, Din—, Dön—,
Free—, Sat—, Sön—,

und auf die Frage:

Wat vör'n Dag is d'r ut vergeten?

antwortet das aufmerksame Kind:

Middeweke
De Hund het di up de Nöse sch—ten.

Das geographische Wissen wird vorbereitet durch:

Ry—, Lo—, Cam—,
Uplee—, Ham—,
Groot—, Man—, Pil—, Vis—,
Wel weet, war Greetsiel is?

Um die Zunge des Plaudermäulchens mehr zu üben und um zugleich eine angenehme Unterhaltung am Feuerherd oder in der Dämmerstunde zu haben, giebt die Mutter den Kindern Schiboleths zum dreimaligen Nachsprechen auf, als:

Dree Teertünnen (Theertonnen), dree Trantünnen (Thrantonnen).

* * *

Sniders Schere snit scharp,
Scharp snit Sniders Schere.

* * *

Mien Mooder malt Mustert (Senf) up
mien Mooders moje Mustermölen.

* * *

Jöde, jökt di de Nöse?
Ja, Jöde, mi jökt de Nöse.

* * *

Gott gifft good Gras, good Gras gifft
goode Goosen (Gänse), goode Goosen
gefen good Geld.

Und wenn, wie meistens geschieht, die Zunge nicht so gehorsam sein will, wie deren Eigenthümer wohl verlangt und allerlei Verballhornungen zum Vorschein kommen, dann ist einerseits des Neckens, andererseits des Schämens kein Ende. Der kleine Studiosus arbeitet sich dabei gar nicht selten „den Schluchzen" in den Hals. Aber dafür giebt's Hülfe. Dreimal:

Ik un de Snuk sprungen over't Meer,
Snuk bloef weg un ik kwam weer,

hintereinander in einem Athemzuge gesagt, vertreibt diesen Quälgeist.

Auf dieser Stufe tritt auch schon das Räthsel in seiner einfachsten Gestalt an das Nachdenken des kleinen Kopfes heran und die Lust daran ist eine so große, wie die Anzahl unserer Räthsel und Räthselfragen. Fragen wie z. B.:

'k wil wat Roods in de Bakke (Cisterne) smiten,
't sal d'r swart weer utkomen.

* * *

Hest al'n half Swienskop mit twee Ogen sehn?

* * *

War sünt de Hansken (Handschuhe) am warmsten?

* * *

Wel geit up de Kop na'de Karke?

* * *

Warum steit der jüst 'n Hahne up de Toren un geen Henne?

* * *

Tweebeen satt up Dreebeen,
Doo kwam Veerbeen un wul Tweebeen bieten,
Doo nam Tweebeen Dreebeen,
Un wul Veerbeen darmit smieten.

* * *

Dee dat maakt, dee holt dat neet,
Dee dat köfft, dee bruukt dat neet,
Dee dat bruukt, dee weet dat neet.

solche Fragen und Räthsel unterhalten nicht nur angenehm, sondern üben auch das Nachdenken auf die prächtigste Weise*).

Die kleinen Quälgeister, die so gern und tapfer ins Butterbrot beißen, machen um diese Zeit dem Eigenthümer oft schon zu schaffen. Da ist dann fremde Hülfe erforderlich, entweder der Bindfaden der Mutter oder die Zange des Arztes. Der Schmerz ist überstanden und der böse Zahn wird in eine Ecke oder unter den Schrank geworfen:

Dar Mus (hier Maus)
Hest 'n hollen Kus (Zahn);
Geef mi 'n neëen (neuen) weer,
Dee mi neet kelt (wehthut),
Dee mi neet swelt,
Dee mi neet seer deit
Dee mi sien Leven neet weer too de Mund utgeit.

Aber der kindliche Sinn soll sich nicht bloß auf das Irdische richten. Hat die Mutter schon vom ersten Hauche ihres Lieblings an warme Gebete für dessen Wohl und Gedeihen himmelwärts gesandt; hat sie ihm schon recht früh die Händchen gefaltet und ihm erzählt vom himmlischen Vater, der die Sonne scheinen läßt und die Blümchen blühen; so hat sie auch im zartesten Kindesalter dafür gesorgt, daß das Kind sich selbst, wenn auch nur gedächtnißmäßig, mit Gott unterhält. Ein echt inniggläubiges, altes Abendgebet finden wir in dem Schatz unserer Volkspoesie, ein Product, welches übrigens in recht vielen Gauen Deutschlands heimisch ist:

's Avens, wen ik na Bedde ga,
Veertien leefe Engelkes um mi staan.
Twee ten Höfen,
Twee ten Föten,
Twee an mien rechter Sied,
Twee an mien linker Sied,
Twee dee mi dekken,
Twee dee mi wekken,
Twee dee mi wiesen
Na dat himmelsche Paradiesen.

Aber die Schalkhaftigkeit des Knaben bemächtigt sich auch des Gebets, wie er als geborner Revolutionair denn so gern des Ehrwürdigen spottet. Wenn zwei oder mehr beisammen sind und mit Aepfeln, Kuchen oder auch — Steckrüben spielen, da muß vor dem Essen erst gebetet werden:

Ede, bede, Büxen
Sat up de Trappen
Wul'n sük lappen
Um 'n Stükje Brot
Sloogen se'n ander doot.

Oder:

Pater — Nöster — Quäk
Ik beed de heele Week.
's Maandags fang ik an
Un Saterdags weet ik d'r nix meer van.

Oder:

Och Heer ja!
Speck vör un Brot na
Janever vör de Hunger
Un Keese vör de Dörst,
Un dan up Slurren (Pantoffeln) na't Gasthus.

Oder:

Unser Vater, der du bist,
Sett de Bohnen up de Disk,
Neem de Lepel (Löffel) in de Hand
Freet man weg vör't Vaderland.

Oder:

Mooder! geef mi 'n Botterbroot!
„Kind ik heb geen Mess",
Smeer mi 't man mi 't Dumke (Daumen) up,
Dan smekkt mi 't allerbest.

*) S. 200 plattdeutsche Räthsel aus dem Volksmunde der Ostfriesen. Von Hermann Meier 1869.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Aus dem russischen Reiche.

Die Tataren in der Krim können und wollen sich mit der Herrschaft Rußlands nicht befreunden. Seit mehreren Jahren haben Tausende derselben ihre Heimath verlassen und sind auf türkisches Gebiet gezogen; jetzt lesen wir, daß sie in großen Massen auswandern, weil sie die größte Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht haben. Mohammedanische Agenten ziehen in der Krim umher, muntern sie auf, sich der Herrschaft der Ungläubigen zu entziehen, finden unter den obwaltenden Umständen gern Gehör und es steht vielleicht in Aussicht, daß der Rest der Tataren im Verlaufe der nächsten Jahre abzieht. — Die Mennoniten in Südrußland, von denen eine nicht unbeträchtliche Anzahl schon eine neue Heimath gefunden hat, sind nun beschwichtigt worden und werden bleiben. Die Regierung begriff, daß der Abzug dieser wackeren Leute, welche Einöden in blühende Felder verwandelt und wahre Culturoasen geschaffen haben, ein großer Verlust sein würde, und sie hat ihnen deshalb Bewilligungen zugestanden. Im Heerdienste sollen allerdings die Mennoniten verwandt werden, aber nur zu friedlichen Zwecken, z. B. als Handwerker, und damit sind sie, wie es scheint, in der Mehrzahl zufrieden. Uebrigens lesen wir, daß dennoch im Septembermonat Hunderte sich zur Auswanderung nach Nordamerika anschickten.

Im russischen Turkestan sind die Einwohner unzufrieden und mißvergnügt. Die russische Bureaukratie macht viele Mißgriffe, hat kein richtiges Verständniß für die Anliegen und Bedürfnisse des Volkes und ist in dem Wahne befangen, daß fiscalische Einrichtungen und Verwaltungsart des europäischen Rußlands auch für Turkestan passend seien. Dabei tastet sie unsicher hin und her. Bisher zahlten die eingeborenen Kaufleute, deren Zahl sehr beträchtlich ist, den Saket, eine Handelssteuer von $2\frac{1}{2}$ Procent vom Werthe der Waare und die Regierung hatte ausdrücklich versprochen, daran nichts zu ändern; turkestanischen Kaufleuten wurde deshalb die Aufnahme in russische Gilden verweigert. Nun hat man jüngst ganz plötzlich die ganze russische Handelsgesetzgebung eingeführt und alle Kaufleute müssen sich Handelsscheine lösen; man zwingt sie, in Gilden einzutreten; die neuen Steuern sind höher und die Zahlung ist mit größeren Schwierigkeiten verbunden. Wir wollen hier daran

erinnern, daß durch ungeschickte Maßregeln vor zwei Jahren die Kirgisen dermaßen erbittert wurden, daß sie bewaffneten Widerstand leisteten; es kostete große Mühe, sie wieder zu beruhigen. Die russische Bureaukratie ist unverständig genug, Alles über einen und denselben Leisten schlagen zu lassen.

Der Syr Darja, Jaxartes, ist schon vor zehn Jahren von Admiral Butakoff mehr als einhundert deutsche Meilen stromauf mit einem Dampfer befahren worden. Nun ist jüngst, im August, auch der Amu Darja, Oxus, in ähnlicher Weise erforscht worden. Man nahm bisher an, daß er keine geeignete Wasserstraße für den Handelsverkehr bilden könne und Vambery hatte ganz recht als er ihn einen leibhaftigen Repräsentanten der Gegend nannte, welche er durchströmt; er schildert ihn als wild und unbändig in seinem Laufe wie das Temperament der Mittelasiaten. Seine Untiefen und seichten Stellen seien eben so schwer zu bezeichnen wie die guten und schlechten Eigenschaften des Turkestaners; er bricht sich täglich neue Canäle; denn wie der Nomade nicht lange in einer Gegend verweilen kann, so scheine auch ihm sein altes Bett verrückt zu sein. Weil er „ein flüssiges Sandmeer in seinen Wellen führe", sei er selbst für kleine Schiffe schwer zu befahren. — Trotzdem haben die Russen, so viel wir aus den bis jetzt uns vorliegenden Notizen abnehmen können, einen Versuch gemacht, der nicht ungünstig ausgefallen ist. Der russische Dampfer „Petrovski" gelangte am 21. August bis zu dem neuen Fort Petrov Alexandrovsk, das dicht an der bucharischen Grenze liegt. Er hatte stromauf bis dahin das Wasser bequem schiffbar für Fahrzeuge von 3 Fuß Tiefgang gefunden, ganz frei von Felsen oder Stromschnellen; die Strömung war aber so heftig, daß der Dampfer, welcher nur 40 Pferdekraft hat, nicht über Petrov Alexandrovsk hinausfahren konnte. Die Mannschaft stellte aber doch weiter oberhalb auf bucharischem Gebiete Peilungen an und fand eine durchschnittliche Tiefe von 20 Fuß. Ein Dampfer mit stärkerer Pferdekraft wird also weiter hinauf gehen können.

Oberst Weniukow, jetzt wohl der gründlichste Kenner des russischen Asien, hat ein Werk über das chinesische Reich veröffentlicht, welchem die Berichte russischer Reisenden zu Grunde liegen und das als eine weitere Ausführung seines inhaltreichen Buches über die russisch-asiatischen Grenzlande betrachtet werden kann. Er behandelt vorzugsweise die westlichen Provinzen und die Mongolei. Bei Beschreibung der Handelsstraßen aus dem innern China nach jenen Sibiriens betont er, daß chinesischer Thee, der auf dem Seewege nach St. Petersburg kommt, dort billiger sein müsse als der auf dem Landwege angebrachte, so lange Sibirien keine Eisenbahnen habe. Die Tonne (20 Centner) Thee trägt von Schanghai nach St. Petersburg nur 47 Rubel Fracht, auf dem Landwege aus den Theeprovinzen bis Moskau „das Zehnfache". Gegenwärtig geht ein großer Theil des nach Rußland bestimmten Thees durch den Suezcanal nach Odessa.

* * *

— Ueber das Verhältniß der Erdkunde zu den verwandten Wissenschaften hat Dr. Sophus Ruge in Dresden, Professor am Polytechnicum, ein Programm veröffentlicht, auf welches wir insbesondere die Lehrer aufmerksam machen. Das Programm enthält nur zwanzig Seiten, ist aber inhaltreich und von lichtvoller Klarheit. Sehr richtig hebt Herr Ruge hervor, daß die Geographie stets vom Ganzen der Erde auszugehen, also mit Massen zu arbeiten habe, nicht mit Einzelnheiten. Sie hat, im Gegensatze zu den Naturwissenschaften, welche von einzelnen Beobachtungen, einzelnen Erscheinungen, einzelnen Objecten ausgeht, stets die Gesammtheit zusammenzufassen, zu verstehen und zur Anschauung zu bringen. Sie hebt die Beziehungen der einzelnen Zweige, die Verkettungen derselben hervor und associirt die Wissensgebiete. — In Bezug auf die „Geographische Verbreitung" wird gesagt: „Alle Erscheinungen und Objecte, welche sich in ihren Verbreitungsgebieten auf der Erde nachweisen lassen, welche also auch kartographisch dargestellt werden können, gehören in das Bereich der Erdkunde. Was ihr in dieser Beziehung durch die rastlose und erfolgreiche Forschung der einzelnen Wissenschaften zugeführt wird, dient ihr als Material zu neuer Erkenntniß und gedeihlicher Weiterentwickelung. Hier nimmt sie das Gegebene als abgeschlossenes Resultat an, um es in ihrem Sinne zu verwerthen und anzuwenden."

Herr Ruge erörtert dann das Verhältniß der verschiedenen Wissenschaften zur Erdkunde: der Mathematik, Astronomie und Meteorologie, der Mineralogie, Botanik, Zoologie und der Völkerkunde. Wir wollen das Nachstehende herausheben, um zu zeigen, in welcher Weise der Verfasser seinen Stoff behandelt.

„Wie man die Erde in botanische Provinzen eingetheilt, kann man, trotz der freien Bewegung der Thiere, auch die Grenzen zoologischer Reiche abstecken. Mit der Zunahme der Jahreswärme wächst nach dem heißen Erdgürtel zu ebensowohl der Reichthum der Pflanzenwelt als des Thierreichs, mehr an Arten als Individuen; denn auch der hohe Norden zeigt oft eine erstaunliche Fülle von Einzelwesen einer Gattung. Ich erinnere nur an die dichten Mückenschwärme auf Spitzbergen, an die Wolken durcheinander wirbelnder Seevögel, welche von den Klippen aufgescheucht die Luft verdunkeln, — gar nicht zu gedenken der zahllosen Bewohner des Meeres von den Quallen, welche meilenweit die See bedecken, bis zu den tiefer gehenden Häringszügen, welche Existenz und Wohlstand nordischer Völker bedingen, und bis zu den kleinen submarinen Baumeistern, welchen die Koralleninseln ihren Ursprung verdanken. Fischzüge haben auch schon im Alterthum zur Erweiterung geographischer Kenntnisse geführt. Den Thunfischen folgten die Phönicier aus dem Mittelmeer in das ungastliche Gebiet des Schwarzen Meeres, und den Phöniciern folgten die Colonisationen der Griechen. Nicht minder verdanken wir dann den kühnen Walfischfängern die ersten Kenntnisse der Polarzonen. Der Reichthum an Pelzthieren führte einerseits die Russen nach Sibirien, andererseits die Briten zur Besetzung der Hudsonsbailänder. Ja, wie manche Thiere an die Existenz einer Pflanze gebunden sind, so ist wiederum die Existenz mancher Menschen von einem Thier abhängig. Ich meine damit die Prärie-Indianer Nordamerikas, welche Haus und Kleid, Waffe und Nahrung — alles dem wilden Büffel verdanken. Mit dem Vordringen der europäischen Cultur an die Terrassen des Felsengebirges verschwindet der Büffel und mit ihm der Indianer.

Wie beim Anbau von Nahrungspflanzen der Mensch eine höhere Cultur erreicht, so steigt er auch in der Herrschaft über die Natur eine Stufe höher, wenn er das Thier, von dem er lebt, nicht als Jäger erlegt, sondern als Hirt zähmt. Nomadenthum war der neuen Welt und Australien fremd; nur die alte Welt hat von jeher diese einfache Form der Lebensverhältnisse ausgebildet, weil ihr allein die Natur zahlreiche zähmbare Thiere zur Verfügung gestellt. Auch von diesem Gesichtspunkte aus, wenn man den Reichthum an Getreidearten hinzunimmt, erscheint es als eine Nothwendigkeit, daß die neue Welt von der alten aus entdeckt, erforscht und in Besitz genommen ist. Zwar ist die alte Welt nicht in allen Theilen gleichmäßig reich gewesen an Hausthieren, aber die Mehrzahl hat sich schon in vorhistorischer Zeit über Europa und Afrika von Asien her, der Urheimath, verbreitet. Andere Einwanderungen sind in geschichtlicher Zeit nachweisbar. So kam mit den Hunnen der Büffel nach Südeuropa, mit den Arabern das Kameel nach Nordafrika, unter Justinian die Seidenraupe ans Mittelmeer. So sind im 16. Jahrhundert alle unsere Hausthiere nach Amerika hinübergeführt, im 18. Jahrhundert das Renthier auf Island eingebürgert, und im 19. Jahrhundert zahme und wilde Thiere nach Australien verpflanzt. Wenn überall bei Aufzeichnung solcher Thatsachen die geographische Betrachtung auf die Gesammtwirkung, nicht auf Charakteristik individueller Eigenthümlichkeiten gerichtet ist, so gilt dies ganz besonders auch in Bezug auf den Menschen, und zwar nach zwei Richtungen, ethnologisch und historisch.

Wie sich der Botanik die Geobotanik, der Zoologie die Geozoologie gegenüberstellt, so scheiden sich hier die beiden Gebiete der Anthropologie und Ethnologie.

Die Anthropologie — ihr Object ist der Mensch, als Individuum — gehört der Naturwissenschaft an; die Ethnologie — ihr Object sind die Menschen, in Stämme und Völker gruppirt und verbunden, mit ihrer Ausbreitung und Zusammengehörigkeit — bildet einen Haupttheil der Geographie, wonach man diesen griechischen Ausdruck auch wiedergegeben hat mit der Bezeichnung: Länder- und Völkerkunde. Im Anthropos haben wir — naturhistorisch — das letzte und höchste Glied in der Entwickelung organischer Wesen vor uns; im Ethnos, wenn es richtig von ἔθος abzuleiten ist, die durch Gewohnheit verbundene Menge. Hier spielen sogar, wie die Wurzel des Wortes betont, ethische Gesichtspunkte herein.

Die Anthropologie betrachtet den einzelnen Menschen nach seinen körperlichen Eigenthümlichkeiten, nach seinen sichtbaren, sinnlichen Merkmalen, die sich überall constant zeigen. Sie mißt die Größe, die Verhältnisse der Theile des Knochengerüstes, prüft den Schädelbau und die Entwickelung des Gehirns ꝛc. — kurz sie unterwirft den Menschen nach allen seinen Theilen der genauesten Untersuchung, wie irgend ein anderes Naturobject, und classificirt ihn oder versucht wenigstens, wenn auch bis jetzt noch keine befriedigende Lösung gegeben ist, eine Eintheilung nach Racen zu geben. Die Ethnologie dagegen faßt den Collectivbegriff auf, und sieht den einzelnen Menschen nur als Bestandtheil, als Glied eines Volkes an, dessen Wesen sie nach Sprache, Sitte, Religion ꝛc. zu ergründen strebt. Sie zeigt die verschiedenen Phasen und Grade seiner geistigen Entwickelungen von den niedrigsten Stufen, wo er noch lediglich als ein Geschöpf des Bodens erscheint und von seiner Naturumgebung abhängig ist, hinauf bis zu jenen geistig höher entwickelten Völkern, welche, von den Natureinflüssen mehr befreit, zur Herrschaft über die Natur und deren Kräfte gelangen. Jene erste niedrige Gruppe hat man, allerdings in sehr verschwommenen und verschwimmenden Grenzen, Naturvölker genannt, diese höher gebildeten, gesitteten: Culturvölker. Was sie unter der Leitung besonders hervorragend begabter Mitglieder ihres Stammes geworden sind, wie sie zu der Culturhöhe gelangt, auf welcher sie einst standen oder gegenwärtig stehen: — das zu lehren ist Aufgabe der Geschichte. Aber Erdkunde und Geschichte haben zu viele Anknüpfungspunkte, als daß man sie scheiden sollte. Der Historiker wirft von dem Schicksal der Völker einen Blick zurück auf das Land, welches den Schauplatz der Begebenheit bildet; der Geograph geht von der Natur des Landes aus und sucht von hier aus die Culturentwickelung im Laufe der Geschichte nachzuweisen. Daß die örtliche Eigenthümlichkeit eines Landstriches nicht bloß auf den äußern Habitus, sondern auf den Charakter und das Temperament der Bewohner andauernd einzuwirken vermag, ist früher bereits bei dem Einfluß der Pflanzenwelt angedeutet, daß sie aber als Grundton aller geschichtlichen Wandelungen eines Volkes anklingen kann, lehrt vor Allem die Geschichte Alt-Aegyptens, welche ihren originellen Verlauf nur auf die eigenthümlichen Naturverhältnisse des Nilthales zurückführen kann; ja welche unter einer solch eminenten Naturmitgift überhaupt nur geworden ist. Vor Allem gilt das von der Culturgeschichte.

Muß man zugeben, daß die Ethnographie etwas Fließendes sei, da Sprache, Sitte, Religionen wandelbar sind; so ist das in seinem Flusse beobachtete Volkselement die Grundlage der Culturgeschichte. Wie hier geographische Verhältnisse in die Geschichte hinüberführen, so lehnt sich hinwieder die Geschichtsforschung an die Geographie und speciell an die Ethnologie. Neuere Geschichtschreiber betonen darum mit Recht, mehr als sonst geschah, die ethnischen Verhältnisse. Ich erinnere dabei an die vortrefflichen Darstellungen in Duncker's Geschichte des Alterthums. Und wenn auch in unseren Tagen sich die Geschichte eines Culturvolkes keineswegs allein aus den Naturverhältnissen seiner Heimath construiren läßt, so doch die Anfänge; und Niemand darf es wagen, bei seinen Forschungen und Schlußfolgerungen den Volkscharakter außer Acht zu lassen. Eine russische Geschichte ohne Eingehen auf die zum Communismus geneigte Volksindividualität würde ohne nothwendige Factoren rechnen und von fühlbaren Lücken nicht frei bleiben. In ähnlicher Weise finden wir den von Julius Cäsar schon vor fast 2000 Jahren beschriebenen gallischen Volkscharakter, nach guten und schlechten Seiten, in den heutigen Franzosen wieder. Freilich tritt überall mehr das culturgeschichtliche Moment in den Vordergrund und zeigt sich mit der Culturwissenschaft der Geographie verschwistert, so daß die allgemeinen zuständlichen Verhältnisse in erster Reihe betont werden. Aber auch einzelne Producte oder an bestimmte Oertlichkeit gebundene Naturgaben machen Geschichte. Wie im Kleinen Völkerstämme um gute Brunnen und ergiebige Jagdgründe kämpfen, so ist auch in größerm Stil durch Producte aus allen Reichen die Geschichte mancher Länder mitbedingt worden. Ich erinnere noch einmal an das Gold Mexicos, die Gewürze Indiens, die Pelzthiere Sibiriens."

---

— Auf S. 28 dieses Bandes nennt Taylor das Heimathland der afrikanischen Pygmäen, jener durch Schweinfurth's soeben erschienenes prachtvolles Reisewerk bekannten Akka, nach Angabe des dieselben begleitenden Dinkanegers „Naam". Sollte das nicht ein Mißverständniß sein? Der wahrscheinlich nur schlecht Arabisch sprechende Neger verstand Taylor's Frage: „Wie heißt ihre Heimath?" nicht und antwortete, um doch etwas zu sagen: „Naam", d. h. „Ja". Wir hätten darin also ein Gegenstück zu jenem russischen Oberst, von welchem kürzlich Herr Schuyler in der Londoner geographischen Gesellschaft erzählte, daß er in der Nähe von Chodschend einen Kirgisen um den Namen einer kleinen Hügelkette befragte. Dieser antwortete in seiner Muttersprache: „Weiß Gott", und sofort notirte der Russe auf seiner Karte das „Weiß-Gott-Gebirge" (Proceedings of the Royal Geogr. Soc. XVIII, p. 438). Oder jener Stadt Wana Maeumba im Delta des Camerun, welche nach Dr. Reichenow ihren Namen „dem falschen Verständniß der auf die Frage nach fernliegenden Orten häufig gegebenen Antwort: amala maoum bo (gehe ins Buschland) verdankt" (Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft 1873, Nr. 1, S. 22).

— Oberst Gordon, der nun wohl schon in Gondokoro angekommen sein wird, hat es sich auch zur Aufgabe gestellt, die beiden großen Seen Victoria und Albert genau zu erforschen und die Küsten aufzunehmen, über welche wir bis jetzt nur sehr wenig wissen. Man schickt ihm die zu solchen Fahrten geeigneten Schiffe nach. Mit einem derselben wurde in der Mitte des Septembers eine Probefahrt auf dem Nil veranstaltet. Dasselbe ist von Teckholz und besteht aus 64 Stücken, die in vier Kisten gepackt und so von Kameelen transportirt werden können; es wurde in Alexandria unter Leitung eines englischen Marinecapitäns gebaut und befriedigte alle Erwartungen. Mehrere andere solcher Boote, aber viel größer, und von denen eins ein Dampfer, sollen sofort in Angriff genommen werden. Die einzelnen Theile sind so beschaffen, daß sie auch zur Herstellung von Schiffsbrücken dienen können.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVI.

№ 19.




Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika *).

## II.

Die Ambadschstaude und ihre Verwendung. — Gefährliches Abenteuer mit einem Büffel. — Bei den Baggara-Arabern. — Das Volk der Schilluks. — Dichtigkeit der Bevölkerung und Fruchtbarkeit des Bodens. — Die Ortschaft Faschoda. — Dörfer der Schilluks. — Die Stromufer und die Wasservögel. — An der Mündung des Sobât. — Die Papyrusgebüsche. — Der No-See. — Die Ruehr. — Balaeniceps rex.

In der Region der Schilluk-Inseln fand Schweinfurth eine eigenthümliche Vegetation von Wassergewächsen, welche auf den Fluthen des Stromes sich anhäuft, ein Spiel des Stromes und der Winde. Unter ihnen spielt der **Ambadsch**, Herminiera mirabilis, eine hervorragende Rolle; er zeichnet sich aus durch die beispiellose Leichtigkeit seines schwammigen Körpers, schießt bis zu 15 und 20 Fuß auf und hat an seiner Basis gewöhnlich eine Dicke von 6 Zoll. „Das Gewicht dieses Schwimmholzes läßt sich fast mit dem einer Federseele vergleichen und man muß es in Händen gehabt haben, um an die Möglichkeit glauben zu können, daß ein Mann ein daraus verfertigtes Floß auf seine Schultern hebt, welches acht Menschen über dem Wasser zu halten vermag." Die Pflanze schießt sehr rasch an ruhigen Uferstellen in die Höhe und da sie bloß im Wasser wurzelt, lösen sich leicht ganze Gebüsche derselben durch die Kraft des Windes oder des Stromes ab, um an anderen Stellen der Wasserfläche von Neuem haften zu bleiben. So entstehen die so oft besprochenen Pflanzenbarren, welche die Gewässer des Nils verstopfen und in manchen Jahren die Schifffahrt geradezu unmöglich machen. Aber an der Formation der schwimmenden Inseln, dieser täglich dort auftauchenden „Delos", sieht man noch andere Gewächse, insbesondere das Vossiagras und den berühmten Papyrus des Alterthums, der jetzt in Nubien und Aegypten nicht mehr zu finden ist.

Auf einer dieser Schilluk-Inseln ereignete sich ein gefährliches Abenteuer. Der Reisende ging ans Land mit zweien seiner Leute. Einer derselben, Mohammed Amin, kam in dem hohen Gras einem wilden Büffel zu nahe, welcher, vielleicht im Schlafe gestört, in die äußerste Wuth gerieth. Aufspringen und den Mann in die Luft wirbeln war für ihn das Werk eines Augenblicks. Da lag er dann am Boden, über und über blutend, vor ihm mit hocherhobenem Schweife der Büffel, grunzend, in drohender Stellung und bereit sein Opfer zu zerstampfen. Schweinfurth hatte kein Gewehr in der Hand; sein schöner Hinterlader, den Mohammed getragen, hing vorläufig noch am linken Horne des Büffels. Sein anderer Begleiter hatte sofort angelegt, aber der Hahn knackte vergebens, mehrmals versagte das Gewehr. Da griff er nach einem kleinen Handbeile, das ganz aus

*) Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorialafrika während der Jahre 1868 bis 1871. Von Dr. Georg Schweinfurth. Mit Karten und Illustrationen. Leipzig 1874. Verlag von Brockhaus. 2 Bände. Mit Columnentiteln und Register.



Mohammed wird von einem Büffel angegriffen.

Eisen bestand und schleuderte es, auf eine Entfernung von kaum 20 Schritt, dem Büffel an den Kopf. Mit einem wilden Seitensprunge warf sich dieser seitwärts ins Röhricht, brüllend und den Boden erschütternd. Mohammed's Kopf lag wie angenagelt am Boden, da seine Ohren von scharfen Schilfhalmen durchbohrt waren, aber eine flüchtige Untersuchung zeigte sofort daß er keine tödtliche Verletzung habe. Das Büffelhorn hatte gerade den Mund getroffen und außer vier Zähnen im Oberkiefer und einigen Knochensplittern hatte er weiter keinen Verlust zu beklagen; nach etwa drei Wochen war er wieder hergestellt.

Auf einer der vielen Strominseln hatten Baggara-Araber ihr Zelt aufgeschlagen, die Gut Freund! riefen, als sie die braunen Nubier erblickten, die ihre Glaubensbrüder waren. Sie haben die weite Länderstrecke inne, welche im Süden von Kordofan und Dar Fur bis an die von den Dinka und Schilluk bewohnten Flußufer sich ausdehnt. Der Reichthum dieser Kuhhirten (das bedeutet ihr Name) besteht in ungeheueren Herden, aber sie sind auch tapfere Krieger, rüstige Elephanten- und Löwenjäger. Ihre Gesichtsbildung verräth wenig semitischen Einfluß und der Reisende sah viele, deren Physiognomie ihn an manchen alten Freund in Europa erinnerte. Er erklärt sie für die schönste Race der am Nil wohnenden Nomadenvölker; überraschend war ihm ihre Liebhaberei an Putz und schönen Kleidern.

Die Stromufer wurden verzweifelt langweilig; man sah nichts als ein „endloses Savannenmeer". Abends erzählten die Leute Abenteuer, welche sich alle am obern Nil begeben haben sollten. Hier vernahm Schweinfurth die erste Kunde über die Pygmäen (das Zwergvolk der Akka). Er lachte über die Berichte, welche Augenzeugen von ihnen zu geben wußten und ahnete nicht, daß es sich hier einmal um etwas Wahres handelte.

Oberhalb des Dorfes Kaka tauchte am südlichen Horizont, mehrere Meilen vom Fluß entfernt, eine Bergmasse auf; es war der Defafang, ein ausgebrannter Vulcan von etwa 1000 Fuß Höhe. Dieser Berg bezeichnet die Grenze, welche jetzt zwischen dem nördlichsten Negergebiet am Weißen Nil und dem Hirtenvolke der Baggara-Araber gezogen scheint. Kaka ist schon von Schilluks bewohnt und die ägyptische Regierung unterhält dort ein Getreidemagazin. Schweinfurth macht hier folgende Bemerkung:

„Jeder Reisende in Centralafrika erkennt beim ersten Anblick wirklich nackter und in ihrer vollen adamitischen Majestät sich ihm präsentirender Wilder einen bedeutsamen Wendepunkt im Verlaufe seiner Reise, und der unvergeßliche Eindruck prägt sich für immer seinem Gedächtniß ein, denn in stets weiterer Ferne entschwinden ihm die Erinnerungen an unsere Cultur."

Am 24. Januar 1869 erreichte der Reisende Faschoda, welches damals für die südlichste Ortschaft des ägyptischen Reiches galt. Es war Sitz eines Mudir (Statthalters) für den Weißen Nil und Hauptwaffenplatz, von welchem aus die Aegypter ihre Herrschaft in diesen Gegenden behaupten. Die Schilluks sind von ihnen erst 1871 völlig unterworfen worden. In Faschoda müssen alle Barken einige Tage halten, weil sie Kopfsteuer für die an Bord Befindlichen zu zahlen haben und sich mit Getreide versorgen. Schweinfurth blieb neun Tage dort und unternahm während derselben einige Streifzüge ins Land hinein, auf denen er weiter nichts sah als „aschgraue und rostrothe Teufel, endlose kegelförmige Hütten und Rinderherden."

Das Volk der Schilluk, bei welchem er sich nun befand, bewohnt auf einer Strecke von ungefähr 200 Meilen und in einer Breite von 5 bis 6 Stunden das ganze linke Ufer des weißen Nils bis zur Mündung des Gazellenflusses. Im Westen von den Baggara bedrängt, ist es durch den Fluß verhindert, sich weiter nach Osten auszudehnen; nur der untere Lauf des Sobât hat Schilluk zu Anwohnern. Die ägyptische Regierung, welcher sie nun wie bemerkt unterworfen sind, ließ eine Zählung ihrer Dörfer am linken Ufer veranstalten, welche fast genau die Anzahl von 3000 ergab. Man kann annehmen, daß ein Dorf von 45 bis zu 200 Hütten hat, mit im Durchschnitt vier Personen; die Zahl der Schilluks beträgt danach etwa 1,200,000 und das war auch die Schätzung des Mudirs von Faschoda. Kein bekannter Theil Afrikas, kaum das schmale ägyptische Nilthal, erreicht eine derartige Dichtigkeit der Bevölkerung.

Schweinfurth hebt hervor, daß eine ähnliche Gunst der Verhältnisse für die Ernährung einer so großen Einwohnermenge ohne Gleichen in der Welt sei. „Alle Factoren der menschlichen Existenz reichen sich hier auf beschränktem Raume die Hände: Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd. Den Ackerbau begünstigt die fruchtbarste Bodenbeschaffenheit, erleichtert die Regenzeit und die durch das Steigen des Flusses mit Hülfe von Canälen bewirkte Bewässerung des Bodens; dazu kommt noch ein auffallend häufig bewölkter Himmel, der die Gewalt der Sonnenstrahlen bricht, und das ganze Jahr ein hoher Grad von Feuchtigkeit der Luft. Im Flusse die Fischerei, Krokodile und Nilpferde in Menge, am jenseitigen Ufer die freie Jagd in unermeßlichen Waldwildnissen, welche wegen der Feindseligkeit der jene Seite innehabenden Dinka zum Anbau nicht vortheilhaft erscheinen. Schließlich im Rücken des sich am linken Ufer hindehnenden Culturlandes die Steppe, diese zwar begrenzt durch Wassermangel in den Wintermonaten und die weit umherschwärmenden Baggara, aber immerhin den Schilluk bequem für den Weidegang ihrer großen Rinderherden." Wir erfahren, daß viele Schilluk nach Südwesten auswandern; sie sind als Denbo und Djur in den Grenzgebieten zwischen Bongo und Dinka seßhaft geworden. Aber während im Schillukande über 600 Menschen auf die Quadratmeile entfallen, kommen im Bongolande kaum 12 auf eine solche. „Unter 5° und 1° N. finden sich in einem Abstande von 300 Meilen die größten und kleinsten Racen der Welt: Bari und Akka, erstere den Patagoniern ebenbürtig an Körpergröße, letztere den Eskimos gleich — Menschen von weniger als Mittelgröße."

Im Lande der Schilluk erscheint das ganze westliche Nilufer wie ein einziges Dorf, dessen einzelne Theile nur durch Zwischenräume von 500 bis 1000 Schritt getheilt sind. Diese Hüttencomplexe sind mit erstaunlicher Regelmäßigkeit gebaut und so eng zusammengedrängt, daß sie bei der Gestalt der einzelnen Hütten, aus der Entfernung gesehen, an einen Haufen wuchernder Pilze erinnern. Jedes Dorf hat seinen Vorsteher und die von 50 bis 70, manchmal auch 100 Dörfern, sind einem Häuptling unterworfen, welcher im Bezirke den Befehl führt. Solcher Bezirke, deren jeder einen besondern Namen hat, soll es nahezu einhundert geben.

In der Mitte eines jeden Dorfes befindet sich ein runder, freier Platz, auf welchem sich Abends die Bewohner versammeln; dort, auf Thierhäuten ausgestreckt, oder auf Stücken von Ambadsch niederkauernd, athmen sie das den Mücken widerwärtige Aroma brennenden Kuhmistes ein, oder rauchen aus Pfeifen mit colossalen Thonköpfen den Taback, welchen sie selber bauen (— s. in unserer vorigen Nummer S. 277 die Illustration: Ein Dorf der Schilluks —). Auf solchen Plätzen ist gewöhnlich ein großer Baumstamm errichtet, an welchem, nach allgemein afrikanischem Brauch, die Pauken hängen; vermittelst derselben werden bei herannahender Gefahr die Ortschaften alarmirt.

Die meisten Negervölker unterscheiden sich in der Form

ihrer Hütten. Jene der Schilluk sind von denen der Dinka durch höhere Thonwände unterschieden und von geringerm Umfang. Die Kegeldächer sind fast kuppelförmig abgestutzt, die Dörfer nach außen nicht umfriedigt; dagegen schließen sich an die zusammengehäuften Hütten Zäune aus Strohmatten und innerhalb derselben befindet sich der Viehstand jedes Familienvaters.

Die äußere Erscheinung der Schilluk ist keineswegs einnehmend. Sie erscheinen über und über mit Asche getüncht zum Schutze gegen den Stich der Insecten; bei den Armen ist dieser Ueberzug grau, indem die Asche aus Holz gewonnen wird, bei den Reichen roth, da sie aus Kuhmist erzielt wird, und diese „sehen aus wie rothe Teufel". Asche, Mist und Kuhharn sind unentbehrliche Gegenstände der Toilette. Die unteren Schneidezähne werden, wie auch bei anderen Negern in den Flachländern des obern Nilgebietes, frühzeitig ausgebrochen. Die Gesichtsbildung bietet keinen ausgesprochenen Negertypus dar, wie man ihn bei dem tiefen Schwarzbraun der Haut erwarten sollte. Die Schilluk zeichnen sich vor anderen nigritischen Stämmen durch geringere Prognathie und minder ausgeprägte Schmalköpfigkeit aus. Der nackte Körper erhält durch die beständige Tünchung mit Asche einen wahrhaft diabolischen Ausdruck. Die knochigen dürren Gliedmaßen und die passive Ruhe aller Stellungen verleihen ihnen nicht selten ein mumienartiges Aussehen; „der an ihren Anblick nicht gewöhnte Neuling kann sich der Täuschung kaum erwehren, in diesen aschgrauen Gestalten eher verschimmelte Cadaver als lebende Wesen zu erblicken; die Statur ist eine mittlere und bleibt oft hinter dem mit langen Beinen hoch aufgeschossenen Dinka zurück. Gleich den meisten nackt oder fast nackt einhergehenden Afrikanern verwenden sie die größte Sorgfalt auf den Haarschmuck; an den übrigen Körpertheilen wird das Haar frühzeitig ausgerissen. Von den Männern wird das Haar durch Thon, Gummi und Mist so lange in der gewünschten Form zusammengekittet, daß es bald eine helm- oder kammartige oder auch eine schirmartige Gestalt annimmt. Die meisten tragen quer über den Scheitel einen handbreiten Kamm, der, gleich einem massiven Heiligenschein von Blech, von einem Ohre zum andern sich erstreckt. Am seltsamsten nehmen sich aber solche Köpfe aus, die nicht genug an einem Haarkamm haben, sondern deren zahlreiche aufweisen die parallel und in geringen Abständen wie Lamellen über den Kopf verlaufen. Drollig erscheint auch eine



Schilluk-Neger.

dritte nicht seltene Form, die man am passendsten mit dem Helm eines Perlhuhns vergleichen kann. Doch kommen auch kurzhaarige geschorene Köpfe vor. Die Frauen gehen nicht völlig nackt, sondern sind mit einem Fellschurze bekleidet, der bis an die Knie reicht.

Zu Anfang Februars, wo der Wasserstand am niedrigsten ist, waren die Stromufer von Wasservögeln ungemein reich belebt; vorwaltend war der Kronenkranich, der an flachen Uferstellen in Schaaren von Tausenden zu finden war. Außer den schwarzen und rosenrothen Störchen zeigte sich an mehreren Stellen auch der Storch unserer Heimath. Allverbreitet sind sehr freche Milane; zierliche graue Falken



Nuehr.

kommen häufig vor, am bemerkenswerthesten ist aber der große weißgraue Adler, Haliaëtos vocifer., welcher einzeln auf Bäumen und Sträuchern in der Nähe des Wassers sitzt und den Vorüberziehenden durch sein sonderbares Geschrei erschreckt. Die Stimmmittel dieses Vogels sind ohne Gleichen in der befiederten Welt; stets unerwartet ertönt ein Geschrei weithin über die Wasserfläche. Bald glaubt man die Stimmen in Furcht gesetzter Weiber zu vernehmen, bald einen Haufen übermüthiger Knaben, die sich unter Jauchzen und Schreien aus ihrem Versteck hervorstürzen. Die Täuschung ist so vollständig, daß Schweinfurth sich stets überrascht nach dem Urheber des Geschreies umwenden

mußte. Und da an ihm das Geschrei die Hauptsache zu sein scheint, so geben die Sudanesen ihm den bezeichnenden Namen Faki, d. h. der Priester.

Am 6. Februar befand Schweinfurth sich an der Mündung des Sobât, der in flachen, von endlosen Steppen umgebenen Ufern in den Nil fällt und milchiges Wasser hat, das man noch weit abwärts von dem tiefdunkeln des Nils (Gebirgsstromes von hier ab) unterscheiden kann. In dieser Gegend zeigten die Schilluk sich feindselig; ihrer waren mindestens 10,000 auf den Beinen und nahezu 3000 Ambatschkähne in Bewegung. Doch erfolgte kein Angriff und am nächsten Tage befanden die sechs Barken der Kaufleute sich an der Mündung des Giraffenflusses; sie zählten nun etwa 350 Bewaffnete und waren damit den Schilluks gewachsen, die zu Markte kamen; als Geld cursiren Glasperlen, weiße und roth punktirte, die man in Chartum Genelot nennt.

Nachdem Schweinfurth die letzten Schillukdörfer hinter sich hatte, stieß er auf die ersten Papyrusgebüsche. „Für mich, den Botaniker, gestaltete sich die Begegnung zu einem förmlichen Feste. Hier also, unter 9° 30′ N., trifft man ihn wieder, den Vater des verewigten Gedankens. Vor Jahrhunderten war er in Aegypten wohl eben so häufig wie gegenwärtig an den Thoren der innersten Wildniß von Afrika. Ich war ganz versunken in andächtiger Betrachtung dieses großartigen Gemäldes des Wasserflors, zu welchem der geheiligte Papyrus des Alterthums die Staffage abgab. Wie Gebilde aus einer andern Welt erscheinend, wirken die Papyrushorste magisch auf die Phantasie des Beschauers ein und fordern ihn unwillkürlich auf zur Verehrung der unsichtbaren Mächte. Tage und Wochen verstrichen mir im vertrauten Umgange mit dieser wunderbarsten Erscheinung der Nilflora, aber mein Auge vermochte nicht sich satt zu sehen an den göttlichen Formen.“

Von nun an stellten die Wasserpflanzen der Schifffahrt große Hindernisse entgegen; die Barken befanden sich tagelang in einem Gewirr von schwimmenden Grasmassen, Papyrus- und Ambadschdickichten, welche die ganze Breite des Hauptstromes gleich einem Teppiche bedeckten und nur zum Schein denselben in Arme theilten. Die Hauptursache zu solcher Massenanhäufung schwimmender Wassergewächse liegt wohl in der verzögerten Strömung, zu welcher der Flußlauf des Nils bei seiner vorherrschend östlichen Richtung in dieser Gegend auf einer Strecke von 60 Meilen gezwungen ist. „Nicht einer Eisdecke, welche bricht und durch die Gewalt des Stromes in Stücke zerrissen wird, ist diese Pflanzendecke vergleichbar, sondern einem wirklichen Gewebe von zähem Filz, welches sich wie eine Decke über die ganze Wasserfläche ausbreitet. Hin und wieder macht sich in engen Rissen die Gewalt des Wassers Bahn, aber diese Canäle entsprechen nicht immer den Tiefenlinien des Strombettes und sind daher nur selten für Barken passirbar. Ein beständiges Ziehen und Drängen der Massen verändert sie alljährlich in so hohem Grade, daß selbst der erfahrenste Schiffer sich in ihnen nicht zu orientiren weiß und daher jede Weiterfahrt sich aufs Neue durch ein labyrinthisches Fahrwasser zu winden hat.“

Der Reisende beschreibt eingehend die vielen Kämpfe mit dieser Welt von Gras, welche die Barken zu bestehen hatten. Diese kamen nach außerordentlichen Anstrengungen in freieres Wasser, in den sogenannten No-See unserer Karten. Dieser ist aber nur die verbreiterte Mündung der Gewässer, an deren scheinbaren Gestaden, welche von vorgebauten Papyrushorsten gebildet werden, sich die Strömung hinzieht, welche von Süden aus dem Bachr el Gebel hinzutritt. Dieses Mündungsgewässer hat zu allen Jahreszeiten eine nur geringe Tiefe.

Mit gutem Winde fuhren die Barken in den Gazellenstrom ein; auch in diesem bildeten die Ufer ein undurchdringliches Grasmeer. Der Bachr el Ghasal, sagt Schweinfurth, hat sein Analogon in Europa, denn die Havel zwischen Potsdam und Brandenburg gewährt mit ihrer Unmasse schwimmender Vegetation, welche die Mehrzahl ihrer Pflanzengattungen mit dem afrikanischen Flusse gemein hat, eine sehr gute Vorstellung von ihm. Sehr häufig beträgt die Breite des offenen Wassers nur die einer Barkenlänge, aber die große Tiefe verräth den riesenhaften Wasserreichthum.

Schweinfurth war nun im Gebiete der Nuehr, deren Hütten am Flusse stehen; die Bewohner waren damals mit den Chartumern auf friedlichem Fuße, die sich ihrerseits dort jeder Gewaltthätigkeit enthielten. Die meisten Dörfer liegen da, wo der Gazellenfluß von der nordöstlichen in die südwestliche Richtung übergeht und ein Knie macht. Dort sah der Reisende zuerst den Balaeniceps rex, den die Schiffer als Abu Markub, d. h. Vater oder Urbild des Pantoffels, bezeichnen wegen seiner seltsamen Schnabelform. Die ersten Bälge desselben sind 1850 nach Europa gelangt, und er ist so lange bei uns unbekannt geblieben, weil er seine Heimath auf einem engbegrenzten Gebiete hat, über welches er nicht hinauszukommen scheint. Seine Brutplätze hat er nur am Gazellenflusse und am mittlern Laufe des Bachr el Gebel. Gewöhnlich sieht man ihn vereinzelt in beschaulicher Stellung, den breiten Schnabel auf den Kopf gelegt, im Grase stehen, selten auf Termitenhügeln. Im System hat er seine Stelle zwischen den Pelikanen und Reihern. Seine Beine gleichen vollkommen denen des Marabu. Er knackt mit dem Schnabel und kann klappern wie ein Storch.

Die Nuehr sind kriegerisch, werden von den Dinka gefürchtet, haben mit diesen und den Schilluk in den Sitten Vieles gemein, aber eine andere Sprache. Sie sind Rinderhirten; die Männer gehen nackt, die Weiber tragen einen Schurz von Grasfransen. Manche haben das Haar rostroth gefärbt, andere tragen es kurzgeschoren und wieder andere tragen mit Eisenocker gefärbte Perrücken aus Baumwollenfäden.

---

# Der Schakal.

G. Der Schakal oder Goldwolf, wie derselbe auch von den Alten genannt wurde, hat eine sehr große Verbreitung; er kommt in Südeuropa, Kleinasien, Mittelasien und auch im nördlichen Afrika vor. In Europa geht seine nördliche Grenzlinie von Dalmatien durch Griechenland und die europäische Türkei nach dem Kaukasus, wo gegenwärtig der Kuban und Terek seine nördliche Grenzlinie bilden. Im südlichen Rußland soll er früher nach den Angaben von Pallas und Nordmann viel nördlicher vorgekommen sein als gegenwärtig. Als seine eigentliche Heimath kann man Kleinasien und Mittelasien ansehen, wo er selbst gegenwärtig noch in Menge angetroffen wird.

Der Schakal ist wegen seiner Stellung als Mittelglied zwischen den verschiedenen zur Familie der Hunde gehörenden Arten ein höchst interessantes Thier, denn er bildet einerseits das Uebergangsglied vom Wolf zum Hunde, und andererseits wieder vom Wolf zum Fuchs. In seiner äußern Erscheinung ist er mehr dem Fuchse als dem Wolfe und Hunde ähnlich. Dagegen steht er im Bezug auf seine innere Organisation den beiden letzteren und besonders dem Wolfe wieder näher, indem der Schädel und das Gebiß im Wesentlichen mit denen des Wolfes übereinstimmen, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm alles kleiner und schwächer ist, wie bei jenem.

A. Vom Wolf unterscheidet sich nun der Schakal:

1. Durch die Form und Stellung der Stirnbeine und Zwischenkieferknochen. Beim Schakal legen sich nämlich die Stirnbeine an die ganze hintere Hälfte der Nasenbeine, die Zwischenkieferknochen aber nicht bis zur Mitte der Nasenbeine an. Beim Wolf dagegen erstrecken sich die Stirnbeine längs des hintern Drittels, und die Zwischenkiefer längs der vordern Hälfte der Nasenbeine hin;

2. durch den Zahnbau. Beim Schakal ist der letzte obere Lückenzahn schwach und allmälig erweitert, so daß derselbe mit der Mittellinie des Schädels nur einen Winkel von 20 Grad bildet; beim Wolfe hingegen ist der Schädel vor dem letzten obern Lückenzahn so stark erweitert, daß derselbe mit der Mittellinie des Schädels einen Winkel von 45 Grad bildet;

3. durch die Fortpflanzung. Beim Wolf beträgt die Tragzeit dreizehn, beim Schakal dagegen nur neun Wochen, wie dies beim Fuchs und Hunde der Fall ist.

B. Vom Fuchse unterscheidet sich dagegen der Schakal wieder durch folgende charakteristische Merkmale:

1. Die runde Pupille seines Auges; beim Fuchs ist nämlich die Pupille länglich rund und etwas schief gestellt, was überhaupt als das charakteristische Unterscheidungszeichen zwischen den Füchsen und Wölfen angesehen werden kann;

2. die Länge des Schwanzes, welcher beim Schakal bloß ein Drittel, beim Fuchse aber die Hälfte von der Körperlänge beträgt, vom Schakal aber schräg nach unten hängend (wie auch der Wolf), vom Fuchs aber gestreckt getragen wird;

3. durch das Gebiß, welches beim Schakal kurz und stumpf, beim Fuchs aber schmal und langgezogen ist;



Canis aureus.



Canis aureus, $^1/_3$ nat. Gr.



Canis Lupus.

4. durch die mehr nach hinten verlängerten Nasenbeine, welche sich beim Fuchs zwischen die Stirnbeine hinein nicht soweit nach hinten erstrecken als die Oberkieferbeine;

5. durch die Größe, wie aus der vergleichenden Zusammenstellung der Maßverhältnisse der verschiedenen Körpertheile hervorgeht.

| | Schakal | | Fuchs | |
|---|---|---|---|---|
| Körperlänge . . | 32 | bis 34 Zoll | 24 | bis 26 Zoll. |
| Kopflänge . . . . | $6^1/_2$ | „ 7 „ | $6^1/_2$ | „ 7 „ |
| Schwanzlänge . | 10 | „ 11 „ | 14 | „ 15 „ |
| Vordere Höhe . | 20 | „ 21 „ | 17 | „ 18 „ |

Wenn der Schakal nun auch äußerlich dem Fuchse und Wolfe viel ähnlicher ist wie dem Hunde, so ist dies doch in Bezug auf seine Lebensweise und sein Naturell nicht der Fall, denn in dieser Hinsicht steht er dem Hunde wieder viel näher; einmal, indem er sich viel leichter zähmen läßt und sich dann ebenso wie der Hund an Menschen anschließt, zweitens weil er sich mit dem Hunde im Freien begattet, ohne erst durch Einsperren mit demselben dazu gezwungen zu werden. Dieser Eigenschaften wegen hat man in ihm auch den Stammvater (!!) unseres Hundes suchen wollen und behauptet, daß der Hund durch Paarung des Schakals mit den verschiedenen Wolfsarten entstanden, die verschiedenen Hunderacen aber wieder durch Züchtung und Kreuzung der Hunde mit dem Schakal hervorgegangen sein sollen!!!

Die Sinnesorgane sind beim Schakal eben so fein und gewissermaßen noch feiner ausgebildet als beim Wolf; so ist z. B. sein Geruchssinn ausgezeichnet gut, denn er wittert auf ziemlich weite Entfernungen Thiere oder andere zu raubende Gegenstände. Auch das Gehör und Gesicht sind vortrefflich und noch viel besser wie beim Wolf. In geistiger Hinsicht steht er unter den wilden Hunden wohl am höchsten; denn so dreist und wenig scheu er sonst auch vor dem Menschen ist, so flieht er doch denselben und vermeidet seine Nähe überall da, wo er von demselben verfolgt wird. Auch auf seinen Raubzügen bekundet er seine hohe geistige Befähigung. Er jagt, je nachdem es für ihn am vortheilhaftesten ist, allein oder in Gesellschaft von mehreren seines Gleichen. Das Jagen in Gemeinschaft geschieht hauptsächlich nur dann, wenn sich ein einzelner nichts mehr verschaffen kann. Der

Schakal greift dann zu demselben Mittel wie der Jäger in solchen Gegenden wo es nicht viele Hasen giebt; je weniger vorhanden sind, um so mehr Hunde nimmt er zum Aufsuchen und Jagen derselben.

In seiner Lebensweise steht er ebenfalls dem Hunde näher als dem Wolfe. Am Tage hält er sich in Waldungen auf und streift des Nachts, oft unter einem lauten dem des Hundes ähnlichen Gebell zuweilen in Scharen von 50 und mehr Stück in den Feldern herum, um sich seine Nahrung zu suchen. Da er mit den in jenen Gegenden vorkommenden halbwilden Hunden stets in Freundschaft lebt, so jagt er auch mit diesen zuweilen gemeinschaftlich. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Säugethieren, Vögeln, Insecten, Obst, Beeren und anderen Früchten. Findet er nichts im Freien, dann begiebt er sich in die Nähe der menschlichen Ansiedelungen, dringt hier in Höfe und Gärten sowie selbst in die Häuser ein und trägt fort, was er darin findet. Die Paarungs- oder Rollzeit fällt in den Monat Januar, sie findet in der nämlichen Weise statt, wie beim Wolfe und Hunde. Die männlichen Schakale begatten sich aber auch zu jeder andern Zeit mit den halbwilden Hündinnen, während der weibliche Schakal sich nur während der Rollzeit mit einem Hunde paart, wenn kein männlicher Schakal vorhanden ist. Die Tragzeit dauert, wie gesagt, ganz wie beim Hunde neun Wochen. Die Jungen, gewöhnlich fünf, werden von ihrer Mutter im dichten Gesträuch, Felsklüften oder Rohrdickichten verborgen gehalten, bis sie so weit erwachsen sind, daß sie derselben auf die Jagd folgen können, und dann noch so lange bei ihr bleiben, bis sie im nächsten Frühjahr wieder Junge bekommt.

Jung eingefangene Schakale werden ebenso zahm wie Hunde und schließen sich den Menschen ebenso an wie diese.

---

# Eine Wanderung im südwestlichen Norwegen.

Von **Dr. D. Brauns.**

## III.

Die Tracht der Sätersdaler — oder Dölen — ist originell und erregt selbst im übrigen Norwegen Aufsehen. Bei den Männern besteht sie fast nur aus colossalen braunwollenen, oft grün besetzten Hosen, welche dem Döl auch den Spottnamen Buxer verschafft haben. Dieselben reichen oben vom Halse und von der Brust dicht unter den Achseln bis auf den Fuß. Vorn oben sitzt ein kleiner, grün besetzter, oft gestickter viereckiger Latz daran, an welchem die winzig kleinen Hosenträger befestigt werden. Das Kleidungsstück hängt locker um den Körper und giebt diesem trotz der sonst guten Haltung der Bergbewohner einen wirklich komischen Anstrich. Der große, etwas spitze, breitrandige schwarze Filzhut, die plumpen, oft aus Holz geschnitzten Schuhe, unter Umständen Strümpfe, ferner ein kurzes, den Gürtel kaum erreichendes Hemd und — bei vollem Anzuge — eine außerordentlich kurze, dicht unter den Armen abschneidende Knopfjacke vollenden die Tracht, wenn man nicht die zum Zusammenhalten des Hemdes dienende Silberspange hinzurechnen will. Die Frauentracht ist kleidsamer; außer dem ebenfalls kurzen Hemde besteht sie hauptsächlich aus zwei über einander gezogenen Röcken von Wollstoff, beide bis fast unter die Arme reichend, dagegen nur bis aufs Knie herabfallend. Der untere Rock, der den obern nach beiden Seiten hin etwas überragt, ist hellgrau mit schwarzem Randsaume, der obere dunkelbraun mit rothem und grünem Randsaume. Beide werden in der Regel von den Sätersdalerinnen selbst verfertigt. Die Knie bleiben stets, die Füße und Unterschenkel oft entblößt; die dunkelbraunwollenen Strümpfe sind mitunter über dem Fuße abgeschnitten, die schnabelförmigen Schuhe häufig ganz hübsch aus Holz geschnitzt. Der Kopf ist von einem dunkeln Tuche in der Art der Salzburgerinnen umhüllt, und zum Schmucke dient außer der Spange, welche auch die Männer tragen, eine Brosche in Ringform. Die Röcke sind am obern Ende gekraust, jedoch wird der Gürtel — gewöhnlich von Leder mit Silberschnallen, beim Bryllupstat aus einer Reihe viereckiger, oft vergoldeter, Silberplatten bestehend — an der richtigen Stelle getragen. Ein am Gürtel befestigtes Täschchen und weißwollene, kunstreich bunt gestickte Handschuhe vollenden das Costüm, das mit einer gewissen natürlichen Grazie getragen zu werden pflegt. Im Gebirge, bei der Arbeit, vereinfacht sich die Tracht meist bis auf Hemd und Unterrock.

Beim Schlafen sind, wie dies auch für andere Gegenden von Norwegen bekannt, beide Geschlechter unbekleidet. Sie liegen auf Heu zwischen Schaffellen; da, wo im Gebirge Viele zusammen übernachten müssen, wird in demselben Raume die eine Seite vom männlichen, die andere vom weiblichen Geschlechte eingenommen; jedes derselben liegt unter einer gemeinsamen Decke. Das Haar tragen die Frauen und Mädchen in Zöpfe geflochten. Die Männer haben sämmtlich kurzgeschorene Haare mit Ausnahme der Stirnlocke, welche — als die alte Freiheitslocke der Germanen — stets ungekürzt bleibt. Häufig ist sie geflochten und hinter das Ohr geschlagen, eine Gewohnheit, die gewiß erst das rechte Licht auf die Zöpfe der alten Sueven u. s. w. wirft, welche man doch wohl nur mißverstandener Weise auf dieselbe Stelle versetzt hat, an welcher die Frauenzöpfe sich befinden.

Die Sätersdaler theilen außerdem viele alte Gewohnheiten mit anderen Norwegern; so die ausnahmlose Anrede mit „Du" sowie den Mangel eigentlicher Vaternamen. Dem Eigennamen wird der Name des Vaters mit angehängtem Sön oder Datter und der Heimathsort hinzugefügt, häufig auch nur das eine oder das andere. Die Leute lieben es, die Anfangsbuchstaben der vier Worte, welche zur vollen Bezeichnung ihrer Individualität gehören, meist recht kalligraphisch in die Balken der von ihnen besuchten Sennhütten einzuschneiden. Diese Schreibweise ist so populär, daß die in byzantinischer Weise auf einem der Skaale ausgeschnittenen Buchstaben JHS uns von dem Gaardbesitzer zu Strömme als „Jesus Herre's Sön" gedeutet wurden.

Die Mahlzeiten, deren Hauptbestandtheile — wenigstens für die sommerliche Jahreszeit im Thale — wir bereits kennen lernten, werden zumeist mit den Fingern und Gürtelmessern, die man in einer Lederscheide trägt, und ohne Gabeln eingenommen. Die Löffel sind kurz, flach, aus Holz geschnitzt. Gesäuertes Schwarzbrot, ähnlich dem Hamburger, ist Luxusartikel, da der Roggen schon am Byglandfiord nicht

recht mehr gedeiht und über Christiansand importirt werden muß. Im Winter kommt geräuchertes Hammelfleisch zu den Vorräthen hinzu, das wir Sommers nur ausnahmsweise frisch zu essen bekamen; eine nicht unbedeutende Zugabe zu den Wintervorräthen sind eingemachte Waldbeeren und Johannisbeeren, die in den Gärten noch gut fortkommen. Eier hat man hier weniger als in den Küstendistricten; die Hühner sind klein. Enten werden auffallender Weise nicht gezüchtet; man fürchtet stets, daß sie sich den wilden Enten zugesellen. Branntwein wird in Folge der gesetzlichen Einschränkung des Einzelverkaufs überhaupt in Norwegen wenig getrunken, in die ferneren Thäler kam er auch sonst des geringen Verkehrs wegen ziemlich selten. Desto begieriger wird er genossen, wenn er — sei es bei Festen, Hochzeiten, sei es durch Tausch bei den Holzverkäufen und dergleichen — in die Hände der Bauern kommt. Kaffee ist dagegen sehr verbreitet und stets von guter Qualität. Er wird zu jeder Mahlzeit frisch gebrannt und in länglichen Holzschalen mittelst eines hölzernen Rades gepulvert. Das Bier, welches die reicheren Bauern selbst brauen, ist hier im Allgemeinen nicht so gut als in der Gegend von Bergen, namentlich im Hardangerlande, wo man ein obergähriges, starkes, unseren obergährigen Bieren weit vorzuziehendes „Oel" braut, das die Vorliebe der alten Kämpen für dieses Getränk wohl erklärlich macht; nur ist es von geringer Haltbarkeit, und wird deshalb ziemlich rasch von dem vortrefflichen Lagerbier verdrängt, das man in den größeren Küstenstädten — auch in Christiansand — nach bayerischer Art braut. Taback ist beliebt, wird gekaut und geraucht, letzteres auch von Frauen und Mädchen.

Auf den Sennerniederlassungen ist natürlich das Leben noch einfacher; Milch, Butter, Grütze, gelegentlich ein Fisch oder etwas Kaffee, nebst dem unausbleiblichen Taback — das ist die ganze Reihe der Nahrungs- und Genußmittel. Freilich ist die Sommers im Thale meist ungenießbare Milch hier frisch und gut und reichlich vorhanden, so daß man auch die Grütze mit ihr kocht, was eine wesentliche Verbesserung derselben ist. Aber doch ist es unumgänglich nöthig, sich auf der Reise, deren Strapazen nicht unbedeutend sind, mit Zwieback, Fleisch in Blechbüchsen, Getränken zu versehen, und außerdem immer noch rathsam, Fischgeräthe mitzunehmen. Die Jagd auf Geflügel liefert ebenfalls, wenn man mit Hunden versehen ist, einen sichern Ertrag und sehr schmackhafte Beute; allein das Mitführen der Hunde in der kargen Gegend ist keineswegs ohne Schwierigkeit. Das Fischen ist zwar vom Wetter abhängig, erfordert jedoch verhältnißmäßig wenig Apparate — eine Sammlung künstlicher Fliegen und gute Schnüre ist auf den Seen allenfalls ausreichend, eine Angelruthe aber außerdem leicht mitgenommen — und liefert ebenfalls gute frische Kost, da an Forellen nirgend Mangel ist. Die norwegische Bachforelle, ganz die nämliche Art wie unsere Forelle, ist von feinem Geschmacke, fett und häufig ziemlich groß; sie wechselt übrigens, gleich den hiesigen Forellen, sehr in Farbe der Haut und des Fleisches.

Uebrigens hat das fast wilde Leben im Freien, dessen einzige Sorgen das Warten des Viehes, das Einbringen des ausgezeichneten Bergheues und das Anfertigen von Käse und Butter sind, für diese Naturmenschen seine großen Reize und nicht selten ziehen die Söhne und Töchter der reichen Bauern mit Vorliebe auf die Säter. Hat doch für den Reisenden selbst das Säterleben eine gewisse Anziehungskraft, die freilich nicht selten durch die Beigaben von Schmutz und Ungeziefer gelähmt wird! Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich an ein paar am Strömmesfiord, im Gebirge östlich vom Hauptthal, nahe der Wasserscheide nach dem Topdal, verlebte Tage, wo alle Entbehrungen den Genuß an der wilden, schönen Natur und das Wohlgefallen an der natürlich-gutmüthigen Gastfreundschaft der Säterinnen nicht aufwogen und wir schließlich unter beiderseitigem Bedauern schieden. Ein anderes Mal freilich war die Ueberfüllung der engen Hütte — es lagen 18 Personen in einem Raume von etwa 20 Fuß Länge und weniger als 16 Fuß Breite, von dem zum Glück ein Heuschober abgetrennt war, der uns und unsern Führer aufnahm — schon an und für sich so abscheulich, daß sie jedes Gefühl von Behagen ausschloß.

Wahre Naturmenschen sind diese Sätersdaler durchweg, gutmüthig, treuherzig, gastfrei. Es genügte im Gebirge überall, daß wir uns durch ein paar Worte als Fremde ankündigten und unsererseits Vertrauen zeigten, um bald jede Scheu zu überwinden und selbst eine gewisse Vertraulichkeit anzubahnen. Fragen nach unserer Heimath, nach Beschäftigung, Namen, Alter, nach politischen und socialen Verhältnissen verriethen nicht bloß die Neugier der vom Weltverkehr Abgeschlossenen, sondern auch einen nicht geringen Grad von Auffassungsvermögen und Verständniß. Der dem Nordländer eigene Respect vor gelehrter Bildung zeigte sich auch hier. Insbesondere aber fand ich, daß die den Norwegern eigenthümliche Kälte des Temperamentes bei diesen Alpenhirten, die vermöge ihrer Beschäftigung dem germanischen Urstamme näher geblieben zu sein scheinen, in minder unangenehmer Weise hervortritt. Mehrfach habe ich herzliche Fröhlichkeit oder auch Heftigkeit sich ähnlich wie bei unserm Landvolke äußern sehen, was man sonst bei Norwegern kaum bemerken kann, so lange nicht starke Getränke das träge Blut in Wallung gebracht haben. — Sonderbar genug erinnern auch in dem sehr prononcirten Dialekte der Sätersdaler einige Eigenthümlichkeiten an das Deutsche.

Das Vieh besteht aus einem kleinen Schlage buntgefleckten Rindviehs, aus grobwolligen, der eigentlich deutschen Race, also auch den Haidschnucken ähnlichen Schafen und aus Ziegen, die denen der Alpen ähneln. Hunde sieht man auffallend wenig, die meisten von kleiner, etwas spitzschnauziger, langhaariger Race, die man versucht sein kann mit den kleinen Hunden der Renthierhirten und den fossilen Hunderesten der Küchenabfälle zusammenzustellen. Auf manchen Sätere waren Hunde entschieden unbekannt; die Kühe verfolgten die zugereisten Hunde gleich Raubthieren. Katzen waren desto häufiger. Schweine, welche so wesentlich für die Schweizer Sennereien sind, führt man nicht; vielleicht aus Mangel an hinreichender Nahrung. Dieser zeigt sich auch durch das Fehlen der gefräßigen Elstern, welche — vielleicht geschont als die Vögel der alten Nornen — in Unmasse die Gaarde in den Thälern umschwärmen. **Pferde** findet man dagegen viele auf den Gebirgen, wo man sie das nahrhafte Gras frei abweiden läßt. Es ist ein eigenthümlicher Schlag derselben in Norwegen heimisch, der vermöge seiner Eigenschaften eine der größten Wohlthaten für die Bevölkerung ist. Er ist klein, stark, doch geschmeidig, hellfarbig — hellledergelb oder gelbgrau — mit dunkelm Streife über die Mitte des Kopfes, der Mähne, des Rückens und Schwanzes, mit dunkelen Ringstreifen um die unten schwärzlichen Beine. Man schneidet allgemein die Mähne so, daß sie aufrecht steht und daß in ihrer Mitte der Kamm der schwarzen Haare zum Vorschein kommt. Diese Mode, jedenfalls uralt, erinnert an die antiken Bildwerke. Die norwegischen Pferde sind überaus fromm, ja zahm, an ihre Herren attachirt, auch gelehrig, namentlich aber so sicher auf den furchtbaren Pfaden im Gebirge wie sonst kein Thier. Im Thale, wo allerdings die Race leider hier und da gekreuzt ist, sind sie trotz ihrer Kleinheit recht gute Traber.

Noch habe ich von mineralischen Producten das Kupfer-

glaserz und den Kupferkies anzuführen, welche hin und wieder, jedoch sparsam, in den dem Gneis und Glimmerschiefer — namentlich letzterm — zwischengelagerten Quarzpartien eingesprengt vorkommen. Augenblicklich fanden diese Erze keine Verwendung; doch zeugten die verlassenen und mit Wasser gefüllten Schächte und Stollen und die verfallenen Pochwerksgebäude an manchen Orten — z. B. nordöstlich von dem genannten Strömmesfiord — von dem Schaden, der den industriellen Unternehmern aus dem bergmännischen Fieber erwachsen war, welches hier, wie an so vielen Orten, grassirt hat.

Erst am 9. August nahmen wir von unserm Landsmanne Seyppel Abschied und fuhren dem rechten Ufer der uns in prachtvollen Stromschnellen entgegenrauschenden Otteren-Elv entlang durch ziemlich dichten Kiefer- und Fichtenwald; links von uns die schäumenden Sturzbäche und die schwarzen, steilen, fast senkrechten Gneiswände, jenseits des Stromes ebenfalls dichter Wald mit schwarzen Felswänden darüber. Von vielen malerischen Punkten hebe ich nur das an einem grünen Thalhange zwischen zackigen Felsen und an schäumendem Bergwasser sich ausbreitende Hyllestad hervor, hinter dem die Straße sich über den tosenden Fluß auf schwankender Holzbrücke an das linke Ufer begiebt. Bei Valle, dem letzten größern Centralpunkte im Sätersdal, machten wir unweit der Kirche und des Pfarrhofes oder Präste-Gaardes Halt, um welche sich auf 1 bis 2 Stunden Entfernung zahlreiche Niederlassungen gruppiren. Das ganze Kirchspiel hat nach Angabe des Pfarrers (Präst) Blom, der zugleich Probst (Provst) und damit Chef von drei anderen Pfarren ist, etwa 3000 Einwohner. Dieselben gelten noch im Vergleich zu ihren nördlichen Nachbarn, welche schon mehr auf die Erträge der Jagd angewiesen sein sollen, für wohlhabend.

Die Kirche war nett und geräumig und gleich allen neu gebaueten Kirchen mit hell bemalten Brettern verschalt. Diese modernen Holzkirchen sind bei aller Sauberkeit äußerst nüchtern und prosaisch und es ist sehr zu beklagen, daß nicht auch in dieser Richtung sich Anklänge an die frühere Kunst erhalten haben, die sich so originell und effectvoll in den nun schon fast gänzlich verschwundenen alten Holzkirchen bethätigte.

Wir machten die Bekanntschaft des Probstes, Provst Blom, eines hochgebildeten Mannes, der fließend deutsch sprach und sich lange im Auslande aufgehalten hatte; er war ein charakteristischer Vertreter der skandinavischen Geistlichkeit. Den Sectirern seines Kirchspiels, Läsern oder Haugeanern, trat er entgegen, obwohl er einer durchaus strengen kirchlichen Richtung anhing. Sein etwas frostiges, dem norwegischen Nationalcharakter conformes Wesen wurde durch die Innigkeit seiner religiösen Ueberzeugung, namentlich aber auch durch seine mit wahrer Liebenswürdigkeit geübte Gastfreundschaft in angenehmer Weise gemildert. Er war nicht aus dem Sätersdal gebürtig, jedoch schon eine Reihe von Jahren in Valle wohnhaft. Seine Wirksamkeit als Seelsorger schien durch das Grassiren des Sectenwesens in Etwas behindert; eine gewisse Augendienerei, ein geringeres Hervortreten des offenen Charakters der Thalbewohner ist jedenfalls mehr dem Einflusse der Läser, als der strengern Kirchenzucht zuzuschreiben, welche er, wie er erzählte, hier eingeführt hatte; denn die letztere ist dem Volkscharakter doch im Ganzen conform. Dem Auslande gegenüber verhielt sich der würdige Mann gleich vielen seiner Landsleute mehr abwehrend; demzufolge trat er auch mit Entschiedenheit der Auswanderungslust der Norweger entgegen, die freilich zu tief in materiellen Verhältnissen begründet ist als daß dies viel nützen könnte.

Ich verdanke diesem Geistlichen viele interessante Notizen über die Sätersdaler. Die guten Eigenschaften derselben, ihre Gastlichkeit und Gutmüthigkeit, die Kühle des Temperaments, die sie vor vielen Ausschreitungen der Leidenschaften bewahrt, ihre Zähigkeit im Ertragen von Strapazen und von den Unbilden des Klimas — das alles fand in ihm einen beredten Lobredner. Die unehelichen Geburten, so theilte er uns mit, sind trotz des naturwüchsigen Beisammenseins der Geschlechter auf dem Gebirge und trotz „Nattefrieri“, dem „Fensterln“ der Sätersdaler Senner, über das unser Freund Seyppel schwere Klagen führte, äußerst selten; in Valle war in den letzten zwei Jahren nur eine uneheliche Geburt zu verzeichnen gewesen. Dies wäre übrigens völlig räthselhaft, wenn nicht alle diejenigen Geburten für ehelich angesehen würden, bei denen überhaupt eine Heirath der Niederkunft vorangeht. Alsdann wird der Vorfall als ein Vergehen von Brautleuten entschuldigt. Es ist daher erklärlich, daß wohlhabende Mädchen und Töchter von einflußreicheren Familien nie in die Gefahr kommen, durch Geburt eines unehelichen Kindes gebrandmarkt zu werden. Findet eine solche aber statt, so ist die Brandmarkung — oft in grausamer Weise gehandhabt — sichere Folge.

Dagegen hielt unser Freund die Sätersdaler gleich ihren übrigen Landsleuten für berechnend, schlau, verstellungsfähig. Ihren eigentlichen Charakter behauptete er selbst jetzt kaum zu kennen. Die Geisteskräfte der Thalbewohner achtete er bedeutend höher, als die der westlichen Küstenbewohner, welche zwar weniger unwissend, aber weit weniger entwickelungsfähig seien. Diese paradox klingende Behauptung fand ich später vollauf bestätigt. Der Grund davon mag in den ethnologischen Verhältnissen liegen; entschieden sind die Dölen ein unvermischterer germanischer Stamm, als ihre westlichen und nördlichen Nachbarn.

Der Provst ist ein vollendeter Kenner der Volksmusik jener Thäler. Er spielte auf einer kleinen Orgel in ergreifender Weise die schauerlichen, in unbeschreiblich weichen und wehmüthigen Molltönen sich bewegenden Melodien, deren Wiedergabe durch die Kunstmusik wegen des Fehlens eines scharfen Rhythmus immer eine schwierige Aufgabe ist. Noch größer war freilich der Effect, wenn ich in der Felswildniß von einsamen Sängerinnen die Klagetöne ganz kunstlos vortragen hörte. In der That, so überraschend es mir war, mußte ich schließlich einräumen, daß diese Mollklänge die eigentlich zu der norwegischen Gebirgsnatur passenden sind.

---

# Die Verbreitung des Glaubens an Hexerei.

In gebildeten Kreisen lächelt man über den Glauben an Hexenmeister, Hexerei und Hexen, ahnt aber nicht, daß dieser Wahn auch heute noch unter dem Landvolke vielfach verbreitet ist. Allein aus dem Monate August 1874 haben wir von vier Hexenprocessen gelesen, die wir kurz erzählen wollen, um daran einige geschichtliche Nachrichten über eine psychische Seuche zu knüpfen, welche Jahrhunderte hindurch grauenvolles Unheil gestiftet.

Es ist ein wüster, wilder Aberglaube, der in den Köpfen spukt. Zu Jakobo im mexicanischen Staate Sinaloa werden mehrere Leute der Hexerei verdächtigt und die Ortsbehörde läßt unter lautem Jubel des Volkes die Angeschuldigten auf dem Marktplatze verbrennen. Die Bundesregierung schickt aus der Hauptstadt Mexico Commissarien ab, um den ganzen Vorgang zu untersuchen. So geschehen im Juli 1874. Jetzt eben lesen wir in einer Correspondenz des „New York Herald", daß gegen die Behörde und die übrigen Hexenverbrenner nicht eingeschritten werden soll; sie bleiben unbestraft.

Im Dorfe Niedersedlitz dicht bei Dresden wird eine Frau von einer andern beschuldigt, daß sie ihrer Ziege die Milch verhext habe und die angebliche Hexe wandte sich um Genugthuung für den Schimpf an das Bezirksgericht. August 1874.

Weniger harmlos ist das, was wir, einem in Pesth erscheinenden Blatte zufolge, aus zwei Ortschaften in Ungarn zu berichten haben. Auch dort hielt im vergangenen Sommer die Dürre sehr lange an und die Bauern in Dombo zerbrachen sich die Köpfe darüber, was wohl Schuld daran sein könne. Sie brachten endlich heraus, daß die Dürre von vier alten Weibern über ihr Dorf heraufgehext worden sei. Sie schleppten dann sofort die „Hexen" an das hohe Ufer, um sie ohne Weiteres ins Wasser zu werfen und also die Hexenprobe zu bestehen. Nach vielem Bitten und Jammern wurde ihnen gestattet, selber ins Wasser zu gehen, nicht von oben hinunter geworfen zu werden. Alle vier stellten sich dann dicht neben einander und blieben im Wasser bis — Nachmittags wirklich ein schwerer Regen fiel. Aber eben deshalb galt es den Bauern nun erst recht für ausgemacht, daß jene alten Weiber Erzhexen seien. Nun ist die eine wahnsinnig geworden, eine zweite ist fortgelaufen, die beiden anderen halten sich versteckt, um nicht abermals einer Hexentaufe anheimzufallen. Die Domboer Bauern thaten dann noch ein Uebriges, indem sie die Kirchenglocken ins Wasser tauchten, damit der Regen anhalte.

In Kraßnihora fand fast um dieselbe Zeit eine allgemeine Hexentaufe statt. Unter Glockengeläut mußten sämmtliche Frauen und Mädchen des Dorfes sich an den Fluß begeben und ins Wasser gehen, damit man erkenne, welche Hexen seien; diese, so meinte man, würden sicherlich ersaufen. Glücklicherweise ist keine ertrunken. — In einem andern Dorfe, gleichfalls in Ungarn, wurde ermittelt, daß ein Waisenpfleger eine Kirchenglocke gestohlen hat; er ließ sie in seinen Brunnen hinab, damit ihm der ersehnte Regen für seine Felder beschert werde. Man denkt dabei unwillkürlich an den Gesangbuchvers: „Gieb Regen, Herr, und Sonnenschein für Schleiz, Greiz und Lobenstein &c."

Ein in mancher Hinsicht interessanter Proceß über Hexerei kam in der zweiten Woche des August beim Bezirksgerichte zu Zweibrücken in der bayerischen Pfalz zur Verhandlung. Der „Pfälzische Courier" berichtet darüber ausführlich; wir heben das Wesentliche hervor.

Eine Frau Frenzel war von der unverehelichten Margaretha Klein, beide im Dorfe Trulben wohnhaft, verklagt worden, weil sie gesagt hatte, ihr Kind sei von der Klein verhext worden; diese sei eine Hexe. Die Untersuchung ergab Folgendes. Die Frenzel hat ein krankes Kind, dem mehrere herbeigeholte Aerzte nicht helfen konnten. Da kam der Mutter der Gedanke, daß es wohl „von bösen Leuten verhext worden" sei. Um dem „bösen Werk" auf die Spur zu kommen, fuhr sie nach Irheim, wo ein Hexenmeister wohnt. Diesen zog sie zu Rath und als sie nach Trulben zurückkam, erklärte sie dort, es sei durch denselben „approbirt" worden, daß die Margaretha Klein (ein unbescholtenes Mädchen von 22 Jahren) eine Hexe sei. Das „Approbiren" geschah auf folgende Weise: Der Hexenmeister nahm eine Bibel, legte zwischen die Blätter des Buches einen Schlüssel und die Frenzel mußte denselben mit ihrem rechten Zeigefinger berühren. Sie hatte dabei sämmtliche Bewohner eines jeden Hauses in Trulben der Reihe nach zu nennen. Als sie die Familie Klein nannte, drehete sich der Schlüssel. Der Schlüssel wurde dann gefragt, ob der Vater, Mutter oder Margaretha sich „mit Hexerei abgebe". Als der Name der letztern genannt wurde, drehete sich der Schlüssel abermals und also war kein Zweifel mehr, daß Gretel eine Hexe sei.

Dies leuchtete der Frenzel ohne Weiteres ein; sie wollte aber auch gern wissen, von wem die Gretel ihr „Handwerk" erlernt habe und auch darüber brachte der Hexenmeister sie bald ins Klare. Der Schlüssel that abermals seine Schuldigkeit; er drehete sich als der Name der „Großmutter weiblichen Geschlechts" (von mütterlicher Seite) genannt wurde; also war diese die Lehrmeisterin gewesen.

Als nun die Frenzel von Irheim zurückgekommen war, wusch sie ihr krankes Kind und während sie das that, hörte sie aus ihrem Hof her ein klägliches Geschrei wie von einer Katze. Sie ist überzeugt, daß dasselbe von der nun ermittelten Hexe hergerührt habe. Der Hexenmeister hatte ihr gesagt, er würde die Hexe Margaretha Klein gern in einen Hund oder in eine Katze verwandeln; das dürfe er aber nicht, weil er, als er seine Kunst erlernt, versprochen habe, dergleichen Verwandelungen nicht vorzunehmen!

Nun wurde in Trulben und in den umliegenden Dörfern allgemein erzählt, die Gretel sei eine Hexe und „das bringt sie ihr Leben lang nicht mehr von sich ab." Darauf hin wandte sie sich an das Gericht, von welchem die Frenzel in eine Haftstrafe von fünf Tagen und zu den Kosten verurtheilt wurde.

In Europa kann man keine „Hexe" mehr verbrennen, aber der von Päpsten und der Geistlichkeit der römischen Religion großgezogene und genährte scheußliche Wahnglaube spukt auch heute noch im Hirne des rohen Landvolkes nach. Der sorgfältig gepflegte Aberglaube wuchert in der sogenannten christlichen Welt so plump und frech wie nur jemals im Mittelalter; man denke nur an die stigmatisirten Frauenzimmer, an das Wunderwasser von Lourdes und an die heiligen Knochen.

Hexerei galt für Verrath an Kirche und Kirchenglauben und Ketzern gebührte der Tod auf dem Scheiterhaufen, damit auch ihre böse Seele durch das Feuer vernichtet werde. Von ihnen sollte gar nichts übrig bleiben; sie hatten allen Anspruch auf das verwirkt, was man als Seligkeit und ewiges Leben bezeichnete. Ketzern gegenüber brauchte man keinerlei Rücksicht zu beobachten und die von den Päpsten eingesetzte Inquisition war unablässig in „Förderung der guten Werke". Der Scheiterhaufe hat seine Opfer bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gefordert. Fünf Secula hindurch hat die Seuche des Wahns gewüthet; dann ist sie so ziemlich verschwunden, ist latenter geworden und tritt heute nur noch sporadisch zu Tage.

Das System des Glaubens an Hexen und Zauberer ist in ein raffinirtes System gebracht worden. Es wird hier am Orte sein zu zeigen, daß mit diesem System auch eine geradezu tolle Sophistik verquickt war, und die nachstehenden Angaben und Thatsachen, welche wir aus einer wirren Masse von Barbareien hervorheben, werden es dem Leser klar machen, bis zu welchen dämonologischen Ungeheuerlichkeiten der Wahnwitz auf Veranlassung und Antrieb der päpstlichen Kirche sich gesteigert hat.

Es galt für selbstverständlich und unbestreitbar, daß Menschen mit dem eben so unbestreitbar vorhandenen Teufel ein

Bündniß abschließen und sich ihm verschreiben können, „pactum facere cum inferno", denn der Teufel ist „Herr der Hölle". Der Teufel kann den Menschen plagen, da er, wie schon der heilige Augustin wissen wollte, Kinder zeugt, indem er menschliche Gestalt annimmt; Thomas von Aquino bewies derartige Buhlschaften aus dem Alten Testamente; im Neuen steht allerdings nichts von dergleichen.

Das Volk spricht noch heute von Wetterhexen. Ein protestantischer Pastor Namens Brontius entwickelte im Jahre 1569, daß die Unholde das Wetter nicht machen können. Aber der Teufel weiß, wann ein Unwetter heraufziehen will; dann theilt er es den Hexen mit und sie glauben, von ihm bestrickt, selber daran, daß das Unwetter durch sie veranlaßt worden sei.

Seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Hexenprocesse regelrecht geführt. Schon im ersten Viertel desselben sind in Trier viele alten Weiber verbrannt worden, welche leugneten, als Kröten an gewissen Stellen gewesen zu sein oder eine Kröte gesehen zu haben. Die Kröte steht überhaupt vielfach in Verbindung mit der Hexenwirthschaft; das Inquisitonsgericht zu Logroño in Spanien wußte ganz genau und machte in seinen Verurtheilungen öffentlich bekannt, daß der Teufel Jedem, mit welchem er seinen Bund abgeschlossen, die Gestalt einer ganz kleinen Kröte in den linken Augenstern drücke.

Die Jungfrau von Orleans, Jeanne d'Arc, wurde 1431 in Rouen als Hexe verbrannt; heute soll sie vom Papste selig gesprochen werden. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurden in Frankreich ganze Landschaften der Zauberei und Behexerei für verdächtig erklärt; die Geistlichkeit setzte die Folter in Bewegung und ermittelte, da die „Racker" nicht lässig am Werke waren, daß 1495 viele Einwohner der Stadt Arras mit dem Teufel Pacte abgeschlossen hätten. Nachdem man sie mit glühenden Zangen gezwickt und ihnen die Gelenke ausgereckt hatte, gestanden sie Alles was man herauspressen wollte und wurden selbstverständlich Alle verbrannt. Der Jubel war groß, daß man „so viele Werkzeuge des Teufels, Zauberer und Hexen", unschädlich gemacht habe, und es war diesen Verbrannten von keinem Nutzen mehr, daß zwei Jahre später das Pariser Parlament sie für unschuldig und die Hexenrichter für strafbar erklärte.

Dem römischen Papste genügten die früheren Proceduren noch nicht. Innocenz VIII. erließ im Jahre 1484 eine fulminante Bulle, die insbesondere gegen die Hexereien in den Rheingegenden und im südlichen Deutschland wetterte. Dort seien sehr viele Leute vom wahren Glauben abgefallen und hätten sich mit den Dämonen fleischlich vermischt. „Durch Zaubermittel richten sie zu Grunde die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Früchte der Erde, die Trauben der Weinberge, das Obst der Bäume, Menschen, Haus- und andere Thiere, Weinberge, Baumgärten, Wiesen, Weiden, Körner, Getreide und andere Erzeugnisse der Erde; sie ersticken und vernichten dieselben, quälen Männer, Weiber und Thiere mit inneren und äußeren Schmerzen und verhindern die Männer am Zeugen, die Frauen am Gebären." Man sieht, daß der Hexenglaube sich auf alles Mögliche erstreckt und daß, dieser Bulle des Papstes zufolge, Jedermann aus jedem beliebigen Grunde für verdächtig gehalten werden konnte. Innocenz VIII. befahl gleichzeitig drei deutschen Mönchen, die Zauberer im Rheinland und Oberdeutschland „auszuspähen und auszurotten". Die Verfolgungen erstreckten sich, da eine große Anzahl anderer Mönche bei denselben thätig waren, über den größten Theil des deutschen Reiches und man ging dabei ganz methodisch zu Werke.

Der Predigermönch Jakob Sprenger schrieb nach den Anweisungen der römischen Curie und im Sinne der Bulle (Summis desiderantes affectibus) eines der abscheulichsten Bücher, die je von dem wahnwitzigen Hirn eines tollen Fanatikers ausgeheckt worden sind, den „Hexenhammer", Malleus maleficarum, Köln, 1487, der auch ins Sassisch-Niederdeutsche übersetzt wurde und fortan als Richtschnur, als eine Art von Corpus juris bei den Hexenprocessen diente. Sprenger zählt die verschiedenen Arten der Hexerei auf, entwickelt, weshalb gerade die Weiber der Hexerei vorzugsweise ergeben seien; der Mönch geht ausführlich ein auf die verschiedenen Arten und Wirkungen der Zauberei und zeigt, wie man die letzteren wieder aufheben könne. Er erörtert, wie die Hexen mit dem Teufel buhlen, wie sie Verträge mit demselben abschließen; spricht von Nestelknüpfen, Zauberliedern, Segensprechen und wie man sich schußfest mache. Gegen alles das Böse giebt er als wirksame Mittel an: Beichte und Communion, das Zeichen des Kreuzes, geweihetes Wasser, Salz, Rauch, Amulete und Teufelaustreiben.

Da Hexerei und Zauberei ihm eines und dasselbe bedeuten, da also ein Abfall vom wahren römischen Glauben vorliegt, ist es die Geistlichkeit, welche die Processe gegen die dem Teufel Anheimgefallenen zu führen hat. Sie ist dabei nicht gebunden. Sobald der Geistliche im Gericht vernimmt, daß an irgend einem Orte Hexen seien, darf und soll er sofort seine Inquisition beginnen und Zeugen herbeischaffen. Gegen die Verdächtigen können auch Ketzer gegen Ketzer, Excommunicirte, Hexen gegen Hexen, Kinder gegen Eltern, Geschwister gegen Geschwister zeugen. Wenn die verdächtige Person nicht gestehen will, wird sie zunächst in ein „Drillhäuschen" gebracht, wo sie so lange gedreht und umhergewirbelt wurde, bis sie mit dem Kopfe nickte. Das galt als vorläufiges Geständniß. Dann kam die Folter. Der Hexenhammer befiehlt, daß den Hexen Weihwasser eingegeben und ein Crucifix umgehängt werde, „damit sie die Folter besser verspüren."

Nach dieser Methode verbrannte Sprenger in wenigen Wochen zu Constanz und zu Ravensburg 48 Hexen und seine Genossen standen an Eifer ihm nicht nach. Die Hexenpfähle wurden permanent. Die Priester verkündeten, daß die bösen Hexen ihren Sabbath in der Nacht auf den ersten Mai abhalten und gaben ausführliche Beschreibungen wie es auf dem Blocksberge, auf dem Huy bei Halberstadt, auf dem Fichtelberge und anderen Hexenbergen zugehe, wo der Teufel Hof hielt, die Hexen um ihn tanzten und ihm den Theil des Körpers küßten, wo der Rücken aufhört. Die Schilderungen sind so genau, als ob Sprenger selbst bei diesen Feierlichkeiten zugegen gewesen wäre und die Hexenfahrten auf Besen oder Böcken mitgemacht hätte. Die Mönche wiesen dem Volke Hexensalbe vor, durch deren Einreibung die Hexen sich zur Fahrt auf den Blocksberg fähig machen konnten. Sie hatten vom Teufel das Recept dazu erhalten; diese Salbe sei ein Gemisch von Mohn, Nachtschatten, Schierling und anderen Kräutern, zu welchen man das zu Brei gekochte Fleisch junger Kinder als wirksamstes Ingrediens thue. Auch eine sehr unsaubere Materie wurde von den Mönchen dem Volke vorgezeigt, die sogenannte Hexenbutter, welche die Unholde auf ihrem Heimzug auf die Erde hatten fallen lassen. Ueberhaupt spielen in die Hexenprocesse mancherlei unflätige Dinge hinein, deren wir hier nicht erwähnen können.

Die Inquisitoren verkündeten, daß die Hexen verbrannt würden „zu Ehren des dreinigen Gottes", als welcher in den Büchern Mosis, in denen freilich von einer Dreieinigkeit keine Rede ist, verboten habe, die Zauberer am Leben zu lassen. So war den Mordthaten der Geistlichkeit Thor und Thür geöffnet, denn das Morden galt für religiöse

Pflicht und Schuldigkeit. Aber ein Hauptinquisitor und Werkzeug Roms, Jobst Hocker, erklärte, das Wirken des Teufels sei nothwendig und Gott werde durch dasselbe nicht im allermindesten beeinträchtigt.

Die Hexenseuche spukte aber nicht allein in den Köpfen derer, welche der päpstlichen Kirche angehörten, der Wahnwitz hatte nicht minder die protestantische Geistlichkeit und das ihr folgende und ihr glaubende Publicum umnachtet. Schon in der Zeit des wildesten Fanatismus, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, hatte der Jesuit Friedrich von Spee es gewagt, gegen Hexenverfolgungen und Hexenprocesse aufzutreten; schon im neunten und zehnten Jahrhundert hatten Geistliche, z. B. Burkhardt, Bischof von Worms um das Jahr 1000, den Glauben an Hexen für unbegründet und widersinnig erklärt. Aber noch Thomasius in Halle, der 1701 und 1712 durch seine Schriften diesem Wahne so harte Schläge beibrachte, erklärt, daß es auch ihm große Mühe verursacht habe, sich desselben zu entledigen. Der Teufel freilich blieb immer noch oben. Man disputirte auf protestantischen Universitäten über seine Philosophie (de philosophia diaboli), und zu Rostock, im Lande der Obotriten, wurde in einer Disputation über die Theologie der Dämonen (de theologia daemonum) die Frage: „ob der Teufel Professor der Theologie werden könne" mit Ja beantwortet.

Bei den Hexenverfolgungen war es auch auf die Confiscirung der Güter abgesehen; theils nahm die Geistlichkeit ihren Antheil, theils die Landesherrschaft, z. B. in Koburg, wo 1628 der protestantische Herzog Johann Casimir in einem Erlasse befahl, die Hexen und Druhten in seinem Gebiete so viel möglich „exterminiren und ausrotten zu lassen, zu gebührlicher, wohlverdienter Strafe, die Reichen mit den Armen und die Alten mit den Jungen nehmen zu lassen." Der Schöppenstuhl zu Koburg verkündete als Recht, „daß die Obrigkeit berechtigt sei, in dem Laster der Hexerei die Güter der Condemnirten zu confisciren, und daß an anderen Orten die ob crimen haereseos eingezogenen Güter ganz oder zum halben Theile den Inquisitoribus ad exstirpandos haereticos zugeschlagen werden sollen; es sollte ein Christ dasjenige, was vom Teufel immediat herrührt, zu behalten nicht begehren, sondern selbst der Obrigkeit offeriren, damit solch verflucht Geld zur Ausrottung der Hexerei angewendet werden könne." !

Auch in England und Schottland, wo im siebenzehnten Jahrhundert der Hexenwahn entsetzlich im Schwange ging, und die „Hexenjagd" allgemein war, wurden dem Hexenjäger Hopkins für jede von ihm ausgewitterte Hexe 20 Schilling Findelohn ausgezahlt. Natürlich fand er Hexen in Menge und lieferte dem Hexenpfahle reiche Beute, 222 Stück im Lauf eines Jahres. Von England aus wanderte die Hexenseuche über den Ocean nach Nordamerika zu den Puritanern in Neuengland, diesen herben, fanatischen Frömmlern. Sie errichteten unzählige Hexenpfähle und eines ihrer hervorragenden Kirchenlichter, Cotton Mather, ließ allein zu Salem in Massachusetts im Lauf eines Jahres 21 Hexen den Tod durch Feuer sterben.

Der berühmte Paracelsus (Bombastus ab Hohenheim), in seinen Tagen eine gewichtige Autorität, verkündete: „Zur Sommerzeit giebt es nicht so viele Fliegen in der Luft als das ganze Jahr hindurch unsichtbare Teufel."

Die Zahl der Zauberer und Hexen, welche dem grauenhaften Wahne zum Opfer gefallen sind, läßt sich nicht genau ermitteln; jene, die in Frankreich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts während der Regierungszeit Franz des Ersten verbrannt wurden, hat man auf mehr als 100,000 angegeben. Die Kirche hat Millionen Menschen auf solche Weise geopfert und die Juristen haben ihr mehr als zwei Jahrhunderte hindurch eifrig dabei geholfen. Dann und wann spielt ein grimmiger Humor in diese Abscheulichkeiten hinein. Als in Würzburg eine ganze Schaar von Hexen von den Rackern (d. h. Folterknechten) gezwickt wurde und die Geistlichen, welche dabei die Aufsicht führten, nach Mitschuldigen fragten, erklärten sämmtliche Weiber, daß der Bischof und sein Kanzler zu ihrem Bunde gehören. Darauf hin ließ man sie frei.

Wir ersparen uns alle weiteren Betrachtungen und wollen nur bemerken, daß es die jüngst in Mainz in Acht gethane Civilisation ist, welche der Hexenwirthschaft und den mit ihr verbundenen Grausamkeiten ein Ende gemacht hat, trotzdem der Erzultramontane Joseph Görres noch im Jahr 1836 in seiner christlichen Mystik die Hexenprocesse vertheidigte.

Ein Jesuit, Pater Tanner, rieth dringend an, daß man bei denselben recht vorsichtig zu Werke gehen müsse, damit nicht Unschuldige dem Flammentod überantwortet würden. Dafür versagte man im frommen Tyrol ihm 1632 ein christliches Begräbniß; ohnehin hatte man in seinem Nachlasse einen „haarigen Teufel" gefunden, den er in ein Glas „gebannt" habe. Dieser Teufel war freilich nichts anderes als ein in einem Mikroskop aufbewahrter — Floh.

Den armen, unwissenden Indianern zu St. Jacobo in Mexico könnte man eine Verwechselung von Teufel und Floh allerdings zu Gute halten.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### F. Kanitz wieder in Bulgarien.

F. Kanitz hat, wenn wir nicht irren, nicht weniger als 17 Reisen im sogenannten illyrischen Dreieck unternommen; den Balkan und Bulgarien kennt er so gründlich wie kein Anderer; er hat mit dem größten Eifer und mit der löblichsten Ausdauer seinem Ziele nachgestrebt und ist nun zu einem Abschlusse gelangt. Wir dürfen von ihm über Bulgarien eine nicht minder treffliche Arbeit erwarten wie jene, welche er vor einigen Jahren über Serbien veröffentlichte. Herr Kanitz schreibt uns aus Wien vom 24. October Folgendes:

Mit meiner diesjährigen Reise habe ich meine Forschungen im Balkangebiete abgeschlossen. Die Karte im Maßstabe 1 bis 288,000 ist nun auch vollendet und ich arbeite bereits am zweiten Bande, während der erste unter der Presse ist; dieser wird wohl bis zum März erscheinen können.

Auch die Centralpartie Bulgariens, welche ich in diesem Jahre bereiste, erwies sich als eine wahre terra incognita. Mein Hauptstreben ging vor Allem dahin, die Wasserscheide zwischen den zur Donau und zum Pontus abfließenden Adern richtig zu stellen. Sie rückte bedeutend höher gegen Norden vor und als weiteres Resultat ergaben sich für den bei Rustschuk mündenden Lom vier Quellarme, während unsere Karten deren nur zwei kennen. Einzig in ihrer Art ist in ganz Bulgarien die mäanderartige Spalte, durch welche der vereinigte Lom läuft. Die Scenerie mit ihren mehrere hundert Fuß hohen

Steilmauern ist stellenweise von überraschender Schönheit. Das Jantraquellgebiet erhält gleichfalls zwei neue Wasseradern. Die Dobrutscha erwies sich eigentlich unmittelbar bei der bulgarischen Hauptstadt beginnend; denn östlich des „Varna-Rustschuk-Railway“ traf ich, im Gegensatze zu unseren Karten, nur einen einzigen die Donau erreichenden Wasserlauf, die unteren Betten aller übrigen fand ich aber vollkommen trocken, — und dies ungeachtet des an Regen reichen Sommers.

Nach unseren Karten möchte man glauben, daß Centralbulgarien nahezu unbewohnt sei und doch gehört es zu den bevölkertsten Theilen der europäischen Türkei. Des Beispiels wegen will ich Ihnen nur anführen, daß nach meinen Aufnahmen der Kreis Rustschuk 94 Orte zählt, wo Scheda's Karte nur 42 zeigt; der Kreis Tutrakan 43 gegen 15, Rasgrad 144 gegen 41 Orte u. s. w. An den beiden Jantrazuflüssen fand ich 85 Orte, wo auf Kiepert's Karte nur 12 liegen. Zusammen also hier allein schon 366 gegen 110 Orte, und dies abgesehen von den Kreisen Osmanpazar und Eski-Dschumaa, deren Ortezahl sich gleichfalls auf meiner Reise bedeutend vermehrte.

Die Bevölkerung des centralen Bulgariens stellte sich als vorherrschend türkisch heraus, obschon nicht in der totalen Dichtigkeit von Lejean's Angabe in den „Geographischen Mittheilungen“. Ich fand hier zahlreiche „Teke“, aber kein einziges christliches Kloster. Hier herrscht der Moslim noch uneingeschränkt von allen Neuerungen der „Djauren“ und er bemühte sich im Laufe der Jahrhunderte, alle geschichtlichen Monumente zu vernichten. Ich fand bloß außer zahlreichen Tumuli einige alte Castellruinen und nur wenige Inschriften.

Da haben Sie in Kürze einen Blick auf die Resultate meiner diesjährigen Reise, welche allerdings, obschon mühsam genug, des romantischen Reizes einer Polarreise entbehrt. — Vielleicht halten Sie aber auch dieses bescheidene Scherflein zur bessern Kenntniß des uns so nahe liegenden und interessirenden Ostens als erwähnenswerth für die Leser des „Globus“.

## Die Hungersnoth in Kleinasien.

Der Orient wird seit einigen Jahren schwer heimgesucht. In Persien verhungerten die Leute zu vielen Tausenden, während der Schah seine Diamanten während seines wunderlichen Zuges durch Europa glitzern ließ; dann folgte die Hungersnoth in Ostindien, welche, Dank der Fürsorge der englischen Regierung, leidlich vorübergegangen ist und nicht einmal tausend Opfer gefordert hat. Und während man ein Wiederaufleben der orientalischen Beulenpest befürchtete, sind in Folge des Mangels an Lebensmitteln und der türkischen Wirthschaft weite Strecken Kleinasiens geradezu verödet. Wenn man bedenkt, in wie hoher Blüthe gerade dieses Kleinasien in den Tagen der heidnischen Griechen und Römer stand, so wird man den Wahn, „daß Alles im Fortgange der Geschichte auf Fortschritt hinziele“, für kindisch erklären müssen. Der größte Theil des Orientes, gleichviel ob er von Christen oder Mohammedanern bewohnt werde, ist einem höhern Grade von Unbildung und Barbarei verfallen.

Ueber die Noth in Kleinasien geben Berichte von Engländern in Angora nähere Mittheilungen. (— Beiläufig bemerkt, man muß nicht, wie gewöhnlich geschieht, Angóra sprechen, sondern ángöra; es ist das alte Ancyra. —) Die Gegend, in welcher Hungersnoth herrscht, umfaßt Galatien und Theile von Phrygien und Cappodocien, etwa 40,000 Quadratmiles, mit 2 Millionen zumeist christlichen Bewohnern. Am schlimmsten steht es in Galatien, dessen Hauptstadt Angora ist. Die Ernte von 1873 war schlecht und die türkische Regierung that nichts, um den Folgen, welche sich doch voraussehen ließen, vorzubeugen. Dann kam ein strenger Winter mit hohem Schnee, der die Straßen ungangbar machte, und viel Vieh erlag der Kälte. Die Leute waren genöthigt, das Saatkorn zu verzehren und hatten im Frühjahr nur noch so viel, um den neunten Theil ihrer Felder bestellen zu können. Diese haben jetzt eine gute Ernte geliefert, aber der Betrag reicht auch nicht entfernt aus, um das nöthige Brot zu liefern; mit Hinzunahme von Obst wird man das Leben bis zum Spätherbste fristen können; aber was soll im Winter werden? Die Leute haben kein Getreide, keine Beschäftigung, kein Samenkorn, keine Ochsen zum Pflügen. In der Provinz Angora sind 35,000 Menschen vor Hunger und Krankheiten, die eine Folge der unzureichenden Lebensmittel waren, elendiglich gestorben. In einem Dorfe starben so viele, daß der Pascha Polizeileute schicken mußte, um sie zu begraben; die Leichen wurden in einen alten Brunnen geworfen. Etwa 25,000 Familien sind aus dieser Provinz fortgezogen und in vielen Dörfern ist gar kein Mensch mehr zu finden. Sehr spät hat nun allerdings die Regierung etwas zur Abhülfe des Nothstandes gethan, aber das langt bei Weitem nicht zu. Der Berichterstatter sagt, daß wenigstens eine halbe Million Pfund Sterling erforderlich sei, um nur das dringend Nöthige zu bestreiten; von der türkischen Regierung sei nicht viel zu erwarten, und wenn dieselbe in ihrer Finanzklemme jetzt eben in Europa eine Anleihe aufnehme, so werde sie mit diesem Gelde andere Verpflichtungen erfüllen müssen.

* * *

— Die australische Colonie Queensland verdient Lob. Sie zählt nur etwa 130,000 Bewohner und ihr Parlament hat für den öffentlichen Unterricht nicht weniger als 62,000 Pf. St. jährlich bewilligt, so daß für jeden erwachsenen Mann 2 Pf. St. Schulsteuer entfallen. Der Unterricht ist unentgeltlich und jedes Kind dem Schulzwange unterworfen. Was uns aber besonders verständig und löblich erscheint, ist die Bestimmung, daß „die Schulen frei bleiben sollen und müssen von Sectirerei, Bigoterie und kirchlichem Parteitreiben“. Deshalb ist jeder confessionelle Unterricht ausgeschlossen, die Schule hat mit der Geistlichkeit gleichviel welcher Kirche oder Secte gar nichts zu schaffen und dadurch wird Hader und Zank vermieden. Es geht die Schule gar nichts an, zu welcher Secte rc. sich die Eltern der Kinder halten. Sie mögen letztere zu ihren Geistlichen schicken und ihnen dort Unterricht in ihrer respectiven Kirchen- oder Sectenreligion ertheilen lassen; in die Schule gehört dergleichen nicht. — Dieses richtige System, zu dem man in Deutschland noch nicht gekommen ist, wird schon seit längerer Zeit in Holland befolgt und verdient überall befolgt zu werden.

— Die britische Krone hat endlich von den Fidschi-Inseln in der Südsee am 30. September Besitz genommen, also nun doch thun müssen, wozu unser nun verstorbener Landsmann Berthold Seemann so dringend rieth. Wäre sie seinem verständigen Rathe gefolgt, so hätte jenem Archipelagus, der eine so herrliche Weltlage hat, viel Unheil erspart werden können. Wir kommen gelegentlich auf den Gegenstand zurück.

— Die Schulden des Bundes, der einzelnen Staaten, der Städte und Gemeinden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stellen sich gegenwärtig auf etwa 3200,000,000 Dollars. Diese Angabe hat jüngst der Sprecher des Repräsentantenhauses, Blaine, gemacht.

— Im Napa-Thale, Californien, liegt die „Stadt“ Pine Flat; sie hatte am 1. September 16 Wohnhäuser, von denen nicht weniger als 7 „Salons“ sind, d. h. Branntweinschänken. — San Francisco erfreut sich einer hoffnungsvollen Jugend, insbesondere der „Embryo-Einbrecher“. Am 23. September wurden am hellen Nachmittag in der Unionstraße neun Knaben verhaftet, weil sie in ein Kandisgewölbe eingebrochen waren. — In der Stadt Helena in Montana scheint das Brandstiften methodisch betrieben zu werden und die Bewohner fühlen sich sehr beunruhigt. Am zweiten Sonntag im September wurden nicht weniger als vier Versuche gemacht, die Stadt in Brand zu stecken.

— Die Sparbanken in San Francisco. Eine der interessantesten Erscheinungen in San Francisco sind die Spar-

banken. In denselben sind über 50 Millionen Dollars deponirt, und es wird kaum eine Stadt in der Welt geben, die verhältnißmäßig eben so viel Geld in den Sparbanken hat. Der größte Theil dieses Geldes gehört Handwerkern, Arbeitern, Clerks, Knechten und Mägden ꝛc. und repräsentirt deren Ersparnisse. Handels- und Geschäftsleute legen ihr Geld entweder in Geschäften oder in anderen Banken an. Die Gesammtsumme der in den Sparbanken San Franciscos deponirten Gelder würde hinreichen, für zehn Handelsbanken erster Classe das nöthige Capital zu liefern.

— *Die Sahara wird nicht in einen See verwandelt werden.* Bekanntlich hat Herr von Lesseps sehr ausführlich nachzuweisen gesucht, daß eine solche Umwandelung verhältnißmäßig leicht und ohne übermäßige Kosten ins Werk zu setzen sei, und es ist dann viel über den „Sahara-Ocean" hin und her gesprochen worden; die Linie ward vorgezeichnet, jeder Zweifel galt für unstatthaft. Man erörterte schon, welche Einwirkungen dieses Binnenmeer auf die klimatischen Verhältnisse Europas üben werde. Nun hat aber jüngst ein französischer Ingenieur aus Algier gethan, was Herr von Lesseps hätte thun sollen, ehe er in die Posaune blies. Derselbe ist nach Tunis gekommen und hat die Kette von Seen und Lachen untersucht und vermessen, welche benutzt werden sollen, um Wasser aus dem Mittelländischen Meere in die Sahara zu leiten. Dabei hat sich nun ergeben, daß diese Seen nicht, wie Lesseps behauptete, niedriger als das Mittelmeer liegen, sondern *höher*. Ein Canal würde also lediglich die Binnenseen entwässern, aber kein Wasser in die Sahara leiten können. Und falls das Project überhaupt ausführbar wäre, würde es einen Kostenaufwand von mehr als 80 Millionen Thalern erfordern. Lesseps hat mit seinen neuen Projecten kein Glück, da ja auch, wie unsere Leser wissen, aus seiner Eisenbahn über das Korakorumgebirge und den Himalaya nichts wird.

— *Das Project der centralasiatischen Eisenbahn* des Herrn v. Lesseps ist nun, wie von russischer Seite amtlich erklärt wird, völlig aufgegeben. Die Russen hoffen, dem Amu Darja sein altes, so lange verlassenes Bett wieder eröffnen zu können und sie würden dann vom Ostufer des Kaspischen Meeres aus einen bequemen Weg nach Turkestan haben.

— Daß das *Volk in China* den Eindringlingen aus dem Abendlande nichts weniger als freundlich gesinnt ist, wissen wir längst; die Regierung aber, welche jetzt große Rüstungen gegen Japan trifft, nimmt viele weiße Abenteurer in ihren Dienst. Nun wird aus Schanghai vom 31. August Folgendes gemeldet. Unter den kaiserlichen Truppen zeigt sich *ein meuterischer Geist*, auch deshalb, weil sie schlecht ernährt werden, der Sold im Rückstande ist und die Offiziere, wie landesüblich, betrügen. Sie haben auch keine Lust, sich mit Japanern zu schlagen. In Tientsin, dem Hauptquartier des Oberfeldherrn Li hung tschang, war ein Plan zum Ausbruch einer Meuterei entworfen worden. Die Truppen wollten in Masse die Fahne verlassen, Tientsin ausplündern, *alle dort befindlichen Fremden massacriren* und Stellung gegen die Truppen nehmen, welche etwa geschickt würden, um sie anzugreifen. Die Sache hätte allerdings gefährlich werden können, die Verschwörung wurde aber entdeckt und zwar dadurch, daß ein paar Tage vor dem anberaumten Ausbruche der Revolution ein Brief in die unrechten Hände gelangte. General Li hung tschang ließ sofort die Rädelsführer verhaften und ohne Weiteres köpfen. Aber viele Soldaten hatten reißaus genommen und in Tientsin war man noch in Besorgniß über die Dinge, welche kommen würden.

— *Die Kuliverschiffung aus Indien* nimmt ihren Fortgang. Im Julimonate sind von Calcutta aus 1440 Personen befördert worden, davon 418 nach *Natal* an der Südostküste Afrikas und 1020 nach *Mauritius* im Indischen Ocean. Früher gehörten die Kulis vorzugsweise den Küstenlandschaften an; es ist deshalb bemerkenswerth, daß von den eben erwähnten 624 aus Behar und 615 aus den Nordwestprovinzen kamen.

---

## Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874 *).

Wir entlehnen den „Blättern für literarische Unterhaltung" die nachfolgende, von *Heinrich Birnbaum* verfaßte Besprechung des unten angezeigten Werkes. „Das ist eine vortreffliche Schrift. Sie behandelt einen sehr wichtigen Gegenstand auf eine eben so eingehende als anziehende Weise, und zwar nicht bloß für die Gelehrten von Fach, sondern auch für jeden Gebildeten überhaupt. Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe ist verhältnißmäßig ein seltenes Ereigniß. Von den jetzt lebenden Astronomen hat dasselbe bisher keiner erlebt; und wenn uns auch das Glück bevorsteht, in unserm Jahrhundert diese Himmelsbegebenheit noch zweimal — in diesem Jahre und 1882 — beobachten zu können, so wird sie doch für das nächste ganze Jahrhundert gar nicht wahrnehmbar sein. Aber nicht bloß die Seltenheit ist es, welche uns dies Ereigniß interessant und bedeutungsvoll macht, sondern auch die davon abhängige genauere Bestimmung der Entfernung der Erde von der Sonne. Die Sache ist also auch praktisch wichtig. Darin liegt der Grund, daß ohne Ausnahme alle Culturstaaten und Völker der ganzen Erde eine rühmliche Bereitwilligkeit an den Tag gelegt haben, die pecuniären Mittel zu bewilligen, welche die dabei nothwendigen Expeditionen von Gelehrten und Künstlern erforderlich machen, und daß die Männer von Fach schon seit längerer Zeit ihren Scharfsinn angestrengt haben, um die zweckmäßigsten Methoden und Instrumente zum Beobachten herauszuklügeln. Man will der so hochstehenden Astronomie des 19. Jahrhunderts möglichst gute Gelegenheit geben, ihr Wissen und Können zu bewähren. Es ist dies eine Ehrensache geworden, welche die Gelehrten des 18. und 17. Jahrhunderts auf uns vererbt haben. Seitdem Halley, der große Kometenberechner, den astronomischen Zeitgenossen gezeigt, wie man die Durchgänge der beiden unteren Planeten Venus und Mercur benutzen könne zur Bestimmung der Sonnenparallaxe, hat man diesen Gegenstand nie wieder aus dem Auge verloren, sondern ihn immer schärfer und eingehender auszubilden gesucht. Man will das Vollkommenste leisten.

Ueber alle diese historischen Punkte giebt das Buch sehr befriedigende Belehrung und geht dann an die Lösung seiner Hauptaufgabe, wobei es allerdings stets eingedenk bleibt, so wenig wie möglich mathematisches Wissen vorauszusetzen, jedoch auch nicht unterläßt, durch einige Fingerzeige darauf hinzuweisen, wie man mit Hülfe der Geometrie und Trigonometrie schärfere Beweise für diese Resultate führen könne. Um aber nicht abzuschrecken, bringt es solche Winke immer nur sehr bescheiden in Form von Anmerkungen und Zusätzen an. Man erkennt daraus, daß der Verfasser sich gern herabläßt, allen denkenden Lesern leicht faßlich zu bleiben, obgleich er selbst in seiner Bildung auf der Höhe der Wissenschaft steht. In der Einleitung wird zunächst die Sonne im Allgemeinen besprochen, dann der Uebergang gemacht zur Zerlegbarkeit ihrer Strahlen in das Farbenspectrum, zur Spectralanalyse und Photographie, auch die Geschwindigkeit des Sonnenlichts und die Eigenbewegung des großen Sonnenkörpers zum Verständniß gebracht. Darauf ist von der Parallaxe die Rede und von den verschiedenen Methoden ihrer Bestimmung bei der Sonne. Ebenso wird auch zuerst die Venus für sich besprochen und dann ihre Beziehung zur Erde und der Sonne in Hinsicht ihrer Lage und Bewegung dargestellt. Nun erst kommt die Rede auf den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, wobei Kepler's Berechnung für den 6. December 1631 den Anfang bildet. Nachdem noch von dem Vorübergang von 1639 eine kurze Mittheilung gemacht worden, kommt die weltberühmte Anweisung Edmund Halley's, wie ein solcher Durchgang zur genauen Bestimmung der Sonnen-

---

*) Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874 und die Bestimmung der Entfernung der Sonne. Gemeinfaßlich dargestellt von *F. Schorr*. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Tafel. Braunschweig, *Friedrich Vieweg und Sohn*. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

parallaxe benutzt werden könne, zur Betrachtung. Bei dieser Gelegenheit werden alle wesentlichen Punkte zum klaren Verständniß gebracht und speciell die Vorübergänge von 1761 und 1769 besprochen. Der Vorübergang von 1874 verlangt nun eine eingehendere Untersuchung. Es wird die Berechnung a) für den Mittelpunkt der Erde, b) für die Oberfläche derselben in Bezug auf die Oerter, welche die Erscheinung zuerst und zuletzt sehen, c) für 155 Oerter Asiens, Australiens, Afrikas und Europas sowie für einige bedeutende Inseln, endlich ein Verzeichniß numerischer Ausdrücke zur Berechnung der Hauptmomente des Vorübergangs für das östliche Sibirien, das Amurgebiet, die Küste der Mandschurei, der Halbinsel Korea, die Kurilen, die japanischen Inseln, China, Hinterindien, Ostindien, Australien und den mittlern Theil Sibiriens, der nur den Austritt sieht, vorgeführt und erklärt.

Wir wollen für einige Mittheilungen dem Verfasser selbst das Wort geben und wählen dazu eine Stelle, welche die Halley'sche Methode darstellt, aus dem Venusdurchgange durch die Sonnenscheibe die Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen:

„Man denke sich zwei Beobachter, die den Abstand eines sehr entfernten Gegenstandes, z. B. eines Kirchthurms, ermitteln wollen. Derselbe liegt ihnen gegenüber jenseit eines Flusses, der parallel der Verbindungslinie der von den Beobachtern erwählten Standpunkte läuft. Liegen nun die Beobachtungsörter so vertheilt, daß der eine links, der andere rechts von jenem Thurme sich befindet, dann wird auch ihre Entfernung von einander als bekannt angesehen werden können. Nimmt man dieselbe beispielsweise 2000 Fuß an und stellt sich vor, daß ein Dampfschiff auf dem Flusse von der linken nach der rechten Seite fährt, so werden die Beobachter die Bedeckung des Thurms von demselben zu verschiedenen Zeiten wahrnehmen. Bemerkt der zweite Beobachter diese Bedeckung 2 Minuten später als der erste, so wird, wenn man die Geschwindigkeit des Dampfschiffs 700 Fuß in einer Minute annimmt, die auf dem Flusse zurückgelegte Länge 1400 Fuß betragen. Es verhält sich auch hiernach der gesuchte Abstand des Kirchthurms von den Beobachtern oder von der die Beobachtungsörter verbindenden Linie zu dem Abstande desselben von dem Flusse wie 2000 : 1400. Hierauf kann man auch das Verhältniß der Entfernung des Thurms von jener erwähnten Verbindungslinie der Beobachtungsörter zur Entfernung des Flusses von derselben ableiten; dasselbe ist 2000 : (2000 — 1400) oder wie 2000 : 600, welches dem wie 10 : 3 entspricht. Da wir aber die Entfernung des Flusses von den Beobachtern oder ihrer Standlinie auf irgend eine Weise messen können, so wird auch die Entfernung des Thurms bekannt sein. Es giebt noch eine zweite Art, diese Entfernung zu bestimmen, wenn der Winkel bekannt ist, der, vom Thurme gesehen, in den beiden Beobachtungsörtern enthalten ist. Derselbe ist indeß leicht zu ermitteln, namentlich für denjenigen, der mit den leichtesten Sätzen der Geometrie bekannt ist. Wenden wir das Ebengesagte auf die Bestimmung der Entfernung der Sonne an, so können keine Schwierigkeiten sich finden, um ein ähnliches Verhältniß zwischen dieser Entfernung von der Erde und der des vorübergehenden Planeten Venus von derselben zu ermitteln.“

Man erkennt sogleich, daß hierbei der Thurm die Sonne vorstellen soll, das Dampfschiff die Venus und die beiden Beobachtungsörter Punkte auf der Oberfläche der Erde, und daß der Winkel von der Sonne aus gesehen durch die Zeit zu finden ist, welche der Planet während der Dauer seines Vorüberganges nöthig hat. Indeß so leicht wie die Sache hier dargestellt wird, ist sie bei der wirklichen Bestimmung der Entfernung oder der Sonnenparallaxe denn doch nicht. Auch weiß dies der Verfasser seinen Lesern recht gut zum Verständniß zu bringen. Wir sind aber mit ihm einverstanden, daß man bei einer populären Darstellung gut thut, die Sache zuerst in ihrer größten Einfachheit anschaulich und begreiflich zu machen, um dann erst nach und nach die verwickelteren Verhältnisse hinzuzufügen. So deutet er die periodische Wiederkehr des Ereignisses erst einfach durch die Zahl der dazwischen verfließenden Jahre mit 8, 105½, 8, 121½ an, was ein leichtes Mittel an die Hand giebt, die ungefähre Vorausbestimmung zu machen und zu verstehen, und versucht dann auch die Ursache zum Verständniß zu bringen. War also der letzte Durchgang 1769 den 3. Juni und der Cyclus der Periode bei 105½, so fällt die Wiederkehr auf 1874 Anfang December, die folgende auf 1882 Anfang December, die dann kommende auf 2004 in den ersten Tagen des Juni, worauf die Periode wieder durch 8, 105½, 8, 121½ hindurchgeht und so fort. Es wird auch nicht versäumt, eine genau berechnete Tabelle der künftigen Wiederkehr mitzutheilen. In ähnlicher Weise bespricht der Verfasser alle nur irgendwie bedeutsamen Momente des Ereignisses. Zum Schluß berührt er nochmals die Hauptpunkte der Wichtigkeit des diesjährigen Durchganges:

„Es ist keine imposante Erscheinung, wie sie eine totale Sonnenfinsterniß oder der Anblick eines großen Kometen am nächtlichen Himmel gewährt, aber sie giebt zum weitern Nachdenken Veranlassung, wie es nach vielen Jahrhunderten der beharrlichsten Bemühungen dennoch dem schwachen Menschen — dem Sohne des Staubes von kurzer Lebensdauer — gelungen ist, auch den weiten Raum zu messen, der ihn von dem großen Sonnenkörper trennt und ihm den Maßstab nicht allein für dieses Sonnensystem liefert, sondern auch für diejenigen jenseit der Grenzen desselben, für das unendliche Universum, wo Sonnen um Sonnen ohne Zahl nach den ihnen vom Weltschöpfer bestimmten Gesetzen in ihren Bahnen sich bewegen.“

Zu solchen begeisterten Aussprüchen kommt indeß der Verfasser nur selten; er bewahrt meistens eine ruhige, einfach belehrende Haltung, was dem Leser nur angenehm sein dürfte, da man hier keine sentimentalen Ergüsse, sondern nüchterne Verstandesnahrung erwartet.

In den Nachträgen werden specielle Mittheilungen für die Gelehrten gegeben, z. B. über die Bestimmung der Aberrationsconstante aus der Foucault'schen Lichtgeschwindigkeit, Beobachtungen der ersten innern Berührung oder des zweiten Contacts während des Vorüberganges von 1769, über die Bemühungen der Photographie, astronomische Abbildungen zu liefern:

„Beim bevorstehenden Vorübergange könnte das photographische Verfahren der Astronomie wichtige Dienste erweisen, denn es ist nur erforderlich, für eine bestimmt angegebene Zeit eine kleine, schwarze Kreisfläche — die Venus — und einen Faden — den Spinnenfaden des Abweichungskreises — abzubilden. Doch man kann die Frage anstellen, werden die Beobachter an weit entfernten Beobachtungsstationen Refractoren von größeren Dimensionen mit sich führen und dort aufstellen? Dieses ist wohl nicht zu erwarten, während kleinere Fernröhre, mit dem photographischen Apparate vereinigt, nicht gelungene und zuverlässige Abbildungen hervorbringen. Man kann demnach gute Photographien des gegenwärtigen Vorüberganges von den Sternwarten Asiens, Batavia und Madras, erwarten; denn diejenigen Australiens — Paramatta, Sydney und Melbourne — sehen die Sonne zu jener Zeit beinahe im Zenith und sind nach der von Hansen berechneten Lage der isosthenischen Linien für diesen Welttheil zur genauen Berechnung der Parallaxe nicht geeignet.“



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

# Georg Schweinfurth's Reisen in Inner-Afrika.

## III.

Der Reisende hatte den Bachr el Ghasal erreicht. Was die Schiffer so nennen, bezeichnet nur die Wasserstraße bis zum Ende ihrer Schiffbarkeit, nicht einen Strom im hydrographischen Sinne, denn als solchen müßte man eher den Bachr el Arab oder den Bachr el Djur nennen, da diese beiden zu seiner Entstehung Anlaß geben. Erst mit der Mündung des Arab beginnt eine meßbare Strömung sich merkbar zu machen, und Schweinfurth hält, nach den im fernen Westen eingezogenen Erkundigungen, diesen Bachr el Arab für den Hauptstrom; denn noch 300 Meilen oberhalb seiner Mündung zeigte er sich als ein Strom, der zu jeder Jahreszeit mit Booten befahren werden kann.

Am 22. Februar 1869 war der Halteplatz aller Bachr-el-Ghasal-Fahrer, die Meschera, erreicht, Port Reck unserer Karten, weil diese Haltestelle im Gebiet der Reck liegt, eines Dinkastammes. Vor 1854 ist der Gazellenstrom nicht befahren worden; der erste welcher dorthin kam war der Chartumer Kaufmann Habeschi, welchem dann zwei Jahre später Consul Petherick folgte, über dessen Erlebnisse wir früher im „Globus" ausführlich berichtet haben. Schweinfurth hatte von Chartum aus 30 Fahrtage gebraucht; er meint aber daß die Strecke bis zur Meschera auch in 20 Tagen zurückgelegt werden könne. Als er ankam lagen achtzehn Barken der Chartumer dort.

Sein Aufenthalt verzögerte sich bis in den März hinein, weil er die Ankunft der Träger erwartete, welche ihn nach der Seriba der Ghattas befördern sollten. Der Aufenthalt in dem tückischen Sumpfklima war gefährlich; man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Hälfte aller Reisenden, welche sich in dasselbe hineinwagten, dem Fieber erlegen ist.

Die Eingeborenen jener Gegend gehören zu der weit verbreiteten Völkerfamilie der Dinka, deren äußerste Vorposten nach Osten hin bis an die Grenze des obern, Aegypten unterworfenen Sennar reichen. In der Nähe der Meschera wohnt der Stamm der Lao, und eine alte Frau aus demselben, die Schol hieß, spielte gewissermaßen den Häuptling in der Meschera. Sie war oder ist unermeßlich reich an Rindern und würde von den Nubiern längst ausgeraubt worden sein, wenn diese nicht in die Nothwendigkeit versetzt wären, an einem so wichtigen Platze mit den Umwohnern ein gutes Einvernehmen und Frieden aufrecht zu erhalten. Jetzt liegen ihre Barken dort sicher und brauchen keinen Ueberfall zu besorgen.

Die „alte Schol" kam gleich am ersten Tage auf die Barke Schweinfurth's, welchen sein nubischer Diener für einen Bruder der „Signora" Tinne ausgegeben hatte; diese war 1863 in der Meschera. Der Reisende entwirft folgende Schilderung: „Worte reichen nicht aus, um ihre Häßlichkeit zu schildern. Ein nacktes, von runzelig zäher Negerhaut umhülltes, wackelndes und geknicktes Beingerüst, zahnlos, mit dünnen, schmierigen, fettgetränkten Haarsträngen, um die Lenden einen Schurz von gleichfalls fettgetränktem Schafleder, dessen Kanten mit weißen Glasperlen und Eisen-

ringen umsäumt waren. An Hand- und Fußgelenken ein Arsenal von Eisen-, Kupfer- und Messingringen, stark genug um einen Verbrecher damit an die Mauer eines Gefängnisses zu schmieden, um den Hals schließlich Ketten von Eisen, Lederstränge, Schnüre mit Holzkugeln und Gott weiß welchen Plunder aus alten Rumpelkammern — das war die alte Schol." Ein ehemaliger Dinkasklav, jetzt Soldat, spielte den Dolmetscher. Er begann das Lob der Alten zu verkündigen und die Menge ihrer Rinder zu preisen, deren sie wohl an die dreißigtausend habe.

Höchst eigenthümlich waren die häuslichen und Familienangelegenheiten dieser Frau im Verhältnisse zu ihrer einflußreichen Stellung und ihrem Reichthum. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie einen Sohn des letztern aus anderer Ehe zum Prinz-Gemahl erhoben. Derselbe hieß Kurdjuck und auch er besuchte unsern Landsmann. Seiner Frau Mutter gegenüber war er an Einfluß und Reichthum eine Null, aber dennoch terrorisirte er sie unerhört, prügelte sie, die seine Frau und Stiefmutter war, auf das Brutalste, obwohl sie nie anders als mit einer Art Knute oder neunschwänzigen Katze in der Hand auszugehen pflegte.

Am 26. Februar kam die alte Schol in Schweinfurth's Zelt; sie hatte erfahren daß die ihr zugedachten königlichen Schätze dort bereit lägen. Wir lassen ihn selber erzählen.

„Sie trug diesmal ein ganz anderes Costüm, d. h. sie hatte aus ihrem unerschöpflichen Arsenal von Ringen, Ketten und Stricken lauter neue Gegenstände hervorgesucht, um sich zu schmücken. Ich hatte Alles zum festlichen Empfange



Besuch der alten Schol bei Dr. Schweinfurth.

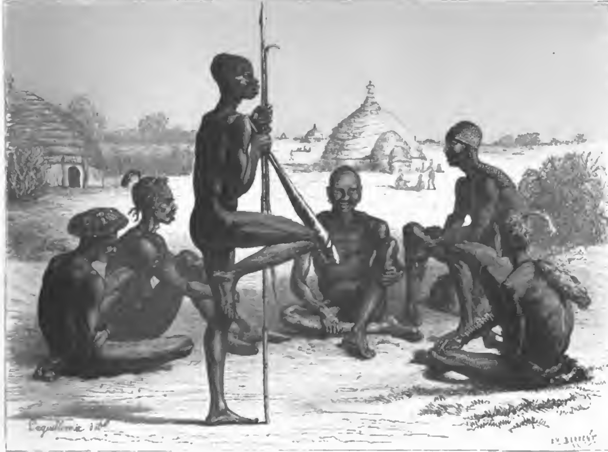
hergerichtet, um bei ihr eine eben so vortheilhafte Erinnerung zu hinterlassen wie Fräulein Tinne. Da sind Perlen so groß wie Eier, in diesen Landen noch nie gesehen; da schwere Steinkugeln, grüne und blaue aus Indiens mythischen Gefilden. Für wen sind sie? Für die Schol! Da eine Stahlkette. Wem wird sie gehören? Der Schol. Dieser königliche Stuhl von Strohgeflecht, wer wird auf ihm thronen? Die Schol! Und nun die Krone von Allem, dieses Riesenmedaillon von Bronze, vom Jubiläum eines deutschen Professors herrührend, an güldener Messingkette um den Hals zu tragen. Alles für die alte Schol! Sie war in der That gerührt, besonders machte das Medaillon, das auch von allen Schiffern und Soldaten bewundert wurde, einen tiefen Eindruck auf ihr Herz. Als Gegengeschenk erhielt ich eine Kalebasse voll Butter, eine Ziege, ein Schaf und einen prachtvollen Bullen von einer sonderbaren, völlig hornlosen Race."

Am 25. März konnte Schweinfurth von der Meschera aus die Wanderung ins Innere antreten, und noch vor Einbruch der Regenzeit der dumpfen Sumpfluft und der nächtlichen Mückenplage den Rücken kehren. Die Karawane zählte etwa 500 Köpfe, wovon 200 bewaffnet waren; mit einer solchen Macht hätte man unangefochten die größten Staaten Centralafrikas durchziehen können. Der Reisende verschmähete es, auf schlechtgesattelten Eseln zu reiten und verließ sich auf die Ausdauer seiner eigenen Füße. Indem er ging, konnte er besser beobachten, Pflanzen sammeln und Notizen machen. So begann er die Wanderungen, welche

sich im Laufe von zwei und einem Viertel Jahre auf eine Ausdehnung von über 2000 Meilen erstreckte, ausschließlich zu Fuß; denn in jenen Ländern gab es weder Kameele noch Esel, kein Ochsengespann und keine Sänftenträger. „Das einzige Thier welches mit Erfolg nutzbar gemacht und mit dessen Hülfe allein Centralafrika der Cultur erschlossen werden könnte, der Elephant, wird ausgerottet mit Feuer und Schwert. Und das nur zu dem Zwecke um uns Culturmenschen einen Artikel zu verschaffen, aus welchem wir nutzloses Spielzeug anfertigen, und Europäer kommen noch, den Wilden mit bösem Beispiel voranzugehen.“

Der Reisende befand sich nun unter den Dinka und seine Beziehungen zu diesem „seltsamen Hirtenvolke“ waren in den folgenden zwei Jahren auch im tiefsten Innern selten unterbrochen; so lange er die Seriba des Ghattas bewohnte dienten ihm Dinka als Kuhhirten, versorgten ihm die Küche und sowohl im fernsten Osten wie Westen trat er mit ihnen häufig in Verkehr. Er lernte nur die westlichsten Stämme kennen, diese aber, wie seine Schilderungen zeigen, gründlich.

Diese Dinka haben wenig über mittlere Körperhöhe (1,74 Meter bei 26 gemessenen Individuen). In ihrer Statur zeigen sie als Sumpfmenschen dieselbe Langschnittigkeit der Gliedmaßen wie die Nuehr und Schilluk. Am auffälligsten prägen sich die knochigen, sehnigen Körperlinien in den horizontal gestellten und eckig abfallenden Schultern aus; ein langer, an der Basis etwas verschmälerter Hals entspricht dem stets in einem spitzen Hinterkopfe gipfelnden Haupte, das, im Allgemeinen flach, einen hohen Grad von



Dinka.

Schmalköpfigkeit aufweist, verbunden mit stark entwickelter Prognathie. Die Dinka zählen zu den am dunkelsten gefärbten Racen, aber die tiefe Schwärze der Haut läßt deutlich einen braunen Ton erkennen, sobald sie von Asche gesäubert ist, die Haut schimmert dann wie braunschwarze Bronze. „Der angeblich bläuliche Schimmer der Negerhaut beruht auf Einbildung und ist lediglich als Reflex des blauen Himmels zu betrachten. Das kann man mit gutem Gewissen sagen.“ Die Nasenform ist großen Schwankungen unterworfen; nach unseren ästhetischen Begriffen sind die Männer meist wohlgestalteter als die Frauen gleichen Alters. Einigermaßen einnehmende Gesichtszüge, um nicht zu sagen menschliche, sind selten; unaussprechlich häßliche Fratzen, gehoben durch ein Grimassenspiel, bei welchem die kurzen Augenbrauen häufig mitwirken und den an und für sich geringen Raum zwischen ihnen und dem Beginne des Haarwuchses auf ein Minimum reduciren, verleihen der großen Mehrzahl einen affenartigen Ausdruck der Physiognomie. Doch fehlt es auch nicht an Ausnahmen. Das Haar wird meist kurz geschoren, indem man auf der Höhe des Scheitels einen Schopf stehen läßt, der gern mit Straußfedern geziert wird, um den Reihertypus nachzuahmen *).

*) „Nirgends in der Welt scheint sich das Gesetz der Natur, demzufolge gleiche Existenzbedingungen analoge Formen unter den verschiedensten Classen des Thierreichs hervorzurufen vermögen, mehr zu bewahrheiten als hier. Daß Menschen und Thiere in vielen Gebieten, deren physikalische Beschaffenheit sie in grellen Gegensatz zu den Nachbarländern stellt, etwas Gemeinschaftliches in der Summe ihrer Merkmale und eine gewisse Harmonie in ihrem Charakter darbieten, läßt sich nicht bezweifeln.

# In Allahabad am Ganges.

Als **Cantonnements** bezeichnen die Engländer die von Europäern bewohnten Ortschaften in Indien, welche neben den alten indischen Städten erbaut worden sind. Jene bei **Allahabad** (d. h. Aufenthalt oder Stadt Allahs, des Ewigen) bilden eine prächtige Stadt, in welcher mehr Europäer wohnen als an irgend einem andern Orte, die drei Präsidentschaftsstädte ausgenommen. Die Häuser stehen inmitten von Gärten, die breiten Straßen werden von Bäumen beschattet und laufen an großen Plätzen aus. Ohne Zweifel wird Allahabad über kurz oder lang zur Regierungshauptstadt Indiens erhoben werden und dazu eignet es sich auch in jeder Beziehung. Es liegt am Zusammenflusse des Ganges und der Dschamna (Yamuna), in fast gleicher Entfernung von Bombay, Lahore, Madras und Calcutta und ist Hauptknotenpunkt für die indischen Eisenbahnen. Das Klima, obwohl sehr heiß, ist gesund, während Calcutta, von pesthauchenden Sümpfen umgeben, in einem fernen Winkel liegt.

Die mit Palmen bestandene Ebene, in welcher die beiden Ströme sich vereinigen, gilt seit den ältesten Zeiten für hochheilig. Dort ist ja der große **Triveni**, der Zusammenfluß der **drei** heiligen Gewässer: des Ganges, der Yamuna und des **Saravasti**; dieser letztere fällt vom Himmel, er ist mythisch. Als die ersten Arier in diese Gegend kamen, muß ihr bewunderndes Staunen nicht gering gewesen sein; im gebirgigen Afghanistan, im sandigen Pendschab hatten sie eine so majestätische Wasserfülle und eine so fruchtbare Gegend nicht gefunden. Dort erbaueten sie **Prayaga**, das noch viele Jahrhunderte nach seiner Gründung eine blühende Stadt war und mit zahlreichen Tempeln, Topes und Klöstern geschmückt war. Der chinesische Reisende Hiuen tsang (um 640 nach Christus) hebt hervor, wie glänzend sie sei.

Die Heiligkeit ist groß und der Andrang von Pilgern nicht minder. Sie versammeln sich am Ufer der beiden Flüsse, wo Brahminen unter breiten Schirmen sitzen oder stehen und Anweisung geben, wie die große Reinigung verrichtet werden müsse. Männer und Frauen legen ihre Bekleidung bis auf einen Schurz um den Unterleib ab, gehen dann bis an die Hüften ins Wasser und jeder schneidet sich andächtig Haare ab, welche er in die heilige Fluth fallen läßt; denn jedes schwimmende Haar gewährt Ablaß für eine schwere Sünde. Nachher stellt sich der Brahmine vor die Pilger hin, taucht einige Mal auf und unter, wirft dann Wasser nach den vier Himmelsgegenden und das Alles wird von den Wallfahrern genau nachgeahmt; diese kommen aus allen Theilen Indiens, gewöhnlich in Familie, manchmal thut sich aber auch ein halbes Dorf zusammen und pilgert Hunderte von Meilen weit. Eine besondere Classe von Pilgern geht zum Triveni um Gangeswasser zu holen, mit welchem in der Heimath Handel getrieben wird. Die Flaschen sind von den Brahminen mit einem Siegel versehen, und das Wasser, wunderthätig wie es ist, nimmt die Sünden hinweg.

Die von Akbar dem Großen im sechszehnten Jahrhundert errichtete Citadelle enthält einige alte Monumente, welche der Bilderstürmerei der Muselmänner entgangen sind. Im Innern derselben steht der jetzt verfallene Palast, in welchem

---

Einer der frappantesten Belege für derartigen Parallelismus bieten, im Gegensatze zu dem steinigen und felsigen Innern des Gebietes, die Völker, welche an diesen sumpfigen Flußniederungen ansässig sind: **Schillul, Nuehr und Dinka.** Als Menschen, sagt mein Vorgänger Heuglin, machen sie den Eindruck der Flamingo als Vögel im Vergleich zu ihren anderen geflügelten Verwandten. Und gewiß, er hat Recht. Es sind **Sumpfmenschen**, die vielleicht auch eine Andeutung von Schwimmhaut zwischen den Zehen zeigen würden, erschiene diese nicht durch den Plattfuß ersetzt und die ebenso bezeichnende Verlängerung der Ferse. Dazu kommt noch ihre sonderbare Gewohnheit, nach Art der Sumpfvögel auf einem Beine zu stehen und das andere mit dem Knie zu unterstützen. So pflegen sie in dieser Stellung stundenlang zu verharren; ihr gemessener langer Schritt im hohen Schilf ist dem des Storches zu vergleichen. Dürre und langschüssige Gliedmaßen, ein ebenso verlängerter dürrer Hals, auf dem ein kleiner und schmaler Kopf ruht, vervollständigen diese Uebereinstimmung."

Beide Geschlechter brechen sich die **unteren** Schneidezähne aus; der Grund dafür ist schwer zu erkennen; beide durchlöchern sich mehrfach die Ohrränder um eiserne Ringelchen oder mit Eisen beschlagene Stäbchen hindurchzustecken; die Frauen durchbohren sich auch wohl die Oberlippe, um einen eisernen Stift und ein walzenförmiges Stück Glasperle hineinzustecken. Die nur bei Männern gebräuchliche Tättowirung besteht in zehn radialen Schnitten, welche über Stirn und Schläfe verlaufen und die Glabella oder die Nasenwurzel haben. Hieran erkennt man den Dinka sofort; es ist sein Volkswappen.

Der Mann hält jegliche Bekleidung des Körpers für unwürdig; die Frauen tragen zwei enthaarte Fellschürzen, denn Ledergerben ist unbekannt. Dieselben sind mit Eisenringen, Glasperlen, Schellen &c. geziert. Kupfer wird weniger geschätzt als Eisen und mit letzterm sind die Reichen dermaßen überladen, daß manche einen halben Centner Ringe und Zierrathen an sich tragen. Lieblingszierde sind massive Elfenbeinringe und aus Ledersträngen geflochtene Stricke, die um den Hals getragen werden. Auch Kuh- und Ziegenschwänze gelten als Schmuck. Als Kopfzier trägt der Mann gern Kappen, die aus großen weißen Glasperlen verfertigt werden. Als Zeichen der Trauer trägt man einen Strick um den Hals. Hauptwaffe ist die Lanze; Bogen und Pfeile hat man nicht, wohl aber Keulen und Stöcke.

Gleiche Lebensverhältnisse haben in verschiedenen Gegenden und selbst bei ungleichen Racen ähnliche Gebräuche und Einrichtungen zur Folge. So erinnert bei den Dinkas Vieles an Gebräuche der Kaffern; dieselbe Vorliebe für Keulen und Stöcke, für länglichrunde Schilde von ähnlicher Construction; aber den Dinka eigenthümlich sind die Schutzwaffen zum Pariren der Stock- oder Keulenschläge.

Die Dinka sind in Betreff ihrer Wohnungen reinlich und in Betreff auf Zubereitung ihrer Speisen stellt Schweinfurth sie über Araber und Aegypter; ihre Mehl- und Milchspeisen stehen den unserigen keineswegs nach. Sie haben eine „gewählte Küche". In den reinlichen Hütten ist kein Ungeziefer: Flöhe und Läuse, welche sonst überall hin dem Islam gefolgt sind wie die Wüste und Sklaverei, fehlen in jenem Theil Afrikas. Aber **Schlangen**, den einzigen Thieren, welche Schilluk und Dinka eine Art göttlicher Verehrung zollen, sind häufig, werden als „Brüder" betrachtet und die Tödtung einer Schlange gilt für ein Verbrechen. Widerwärtig ist den Dinka der Genuß von Krokodil- und Eidechsenfleisch, ebenso das vom Hunde, aber jenes wilder Katzen und der Hasen gelten für Leckerbissen. Cannibalismus wird von ihnen verabscheut. Taback wird aus colossalen Pfeifenköpfen geraucht.

Dörfer giebt es nicht, nur Weiler und Gehöfte, die zerstreut liegen. Jedes Gehöft ist mit einer großen Einhegung versehen, in welcher das Vieh rastet. Die Chartumer bezeichnen solchen Pferch als **Murach**. Unsere Illustration (S. 307) veranschaulicht die Hütten; in der mit einem doppelten Vorbau versehenen wohnt der Familienvater, die andere ist für die Weiber bestimmt; außerdem ist allemal eine große vorhanden, in welcher kranke Kühe verpflegt werden.

Den verschiedenen Stämmen fehlt der politisch-nationale Zusammenhang, aber den Chartumern ist es doch nicht gelungen, auch nur einen derselben sich unterwürfig zu machen. Mit hübschen Zeugstoffen ist ihnen nicht beizukommen, denn sie wollen nackt bleiben; auch für den Sklavenhandel ist der Dinka völlig werthlos. Die bei Razzias erbeuteten Männer sind von den Aegyptern unter die Soldaten gesteckt worden und heute besteht die große Mehrzahl ihrer schwarzen Truppen aus Dinkas, die tapfer sind und für grausam gelten. Ueber ihre religiösen Vorstellungen vermeidet Schweinfurth jede Auslassung, weil er die Sprache des Volkes sich nicht aneignen konnte; er erwähnt nur des Instituts der **Kogue**: so heißen bei den Dinka die Zauberer und Kunststückmacher von Profession.

jener Großmogul gern verweilte. Die indische Stadt bietet nichts dar, das besonders interessant wäre. Tracht und Typus der Einwohner unterscheiden sich von dem der weiter nach Westen hin wohnenden Hindus; die Männer sind schlank gewachsen aber mager und die Hautfarbe ist, auch bei den Frauen, stark gebräunt.

Während der Wandelgänge, welche Rousselet in den Straßen machte, wurde er von einem Bekannten in eine Kinderschule geführt. Der Schulmeister war ein Mohammedaner, um ihn herum saßen die Kleinen, welche im Chor das Urdu-Alphabet singen mußten. Jedes hatte eine Schiefertafel und übte sich im Schreiben der arabischen und der Nagaribuchstaben. Als Schulstube diente eine Veranda, welche nach einem Hofraum hinausging; der letztere war den Schülern als Spielplatz angewiesen.

Auf der linken Seite des Ganges, Allahabad gegenüber, liegen landeinwärts Indigofabriken. Rousselet besuchte mit einem ihm befreundeten Pflanzer dessen Plantage. Dem Stromufer entlang zieht sich ein breiter Strand weißen Sandes, der bei Sonnenschein das Auge blendet und in welchem die Wagenräder sich nur langsam fortbewegen. Ueber den wohl einen Kilometer breiten Strom führt eine Schiffsbrücke und auch auf der andern Seite dehnt sich ein breiter Streifen Sandes aus bis an steile Bodenabfälle, welche das eigentliche Ufer des Ganges bilden, der bei Hochwasser wohl eine halbe deutsche Meile breit wird.



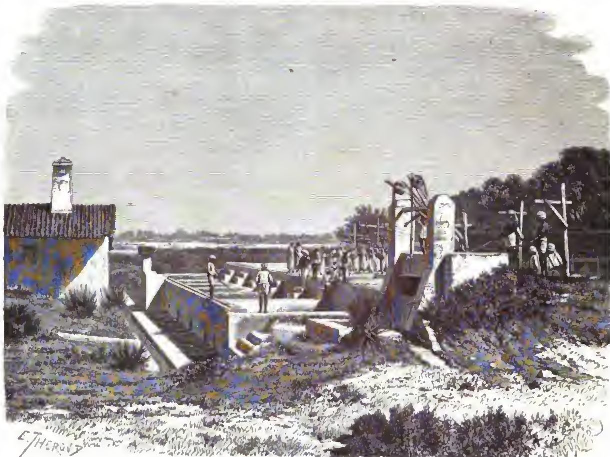
Mohammedanische Schule in Allahabad.

Die Wohnung des Pflanzers war ungemein behaglich und zweckmäßig. Unsere Illustration (S. 310) veranschaulicht ein geräumiges Haus mit niedrigen Backsteinmauern; auf diesen ruht ein colossales, pyramidenförmiges Dach; dasselbe besteht aus einer dicken Lage von Maisstroh und hält als schlechter Wärmeleiter die Hitze ab. Dieses Bangalo erscheint ganz einfach und schmucklos, aber das Innere ist elegant und wohnlich. Die vier sehr geräumigen Zimmer haben jedes eine Veranda und ein Badegemach; in der Mitte befindet sich ein großer, reich möblirter Saal. In den umliegenden Gärten werden auch europäische Gemüse gezogen und alle tropischen Früchte sind in Fülle vorhanden.

In einiger Entfernung vom Bangalo liegen die Factoreigebäude, in welchen Indigo bereitet wird. Bei der Ernte muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen. Sobald die Zweige der Staude das erforderliche Wachsthum haben, muß man unverweilt das Abschneiden vornehmen und zwar während der Nacht, denn an der Sonne würden sie welk werden und ihre Kraft verlieren. Deshalb werden so viele Arbeiter aufgeboten wie man nur haben kann; sie kommen aus allen Dörfern der Umgegend und vertheilen sich gegen Mitternacht in den verschiedenen Indigofeldern, von wo sie gegen Morgen das Eingeerntete nach der Factorei bringen; hier werfen sie die Zweige in große, mit Wasser angefüllte Steintröge. Nun ist es Tag und die Sonne hat ihre Arbeit zu verrichten. Sie ruft eine Gährung hervor und in Folge derselben wird das Wasser rasch blau. Nach etwa achtundvierzig Stunden wird diese Flüssigkeit in kleinere Tröge gebracht, wo sie dann einen schwachen Ammoniakgeruch entwickelt und fast schwarz wird. Man läßt die Verdunstung fortgehen, bringt dann die Masse in große Metallbehälter die mit Dampf geheizt werden und in ihnen bildet sich

ein Niederschlag reinen Indigos, der dann noch getrocknet, verpackt und zum Verkaufe nach Calcutta geschickt wird.

Die Indigoplantage von Gadupur bei Allahabad ist in Indien diejenige, welche am weitesten nach Westen hin liegt.




Eine Indigo-Factorei bei Allahabad.

Von dort ab nach Osten hin findet man ausgedehnte Bezirke, in welchen fast nur diese Färbepflanze gebaut wird, so in Tirhut, im obern Behar und in einem großen Theile von Bengalen. Man kann die Indigopflanzer, im Gegensatze



Wohnung eines Pflanzers bei Allahabad.

zu den europäischen Soldaten, Beamten und Kaufleuten als eigentliche Colonisten betrachten. Freilich ist die Zahl derselben nicht sehr beträchtlich. Der Pflanzer muß sich acclimatisiren, was dem Nordeuropäer nicht leicht, wenn überhaupt, gelingt. Ist das jedoch der Fall und bringt die Waare guten Nutzen, dann führt er ein in seiner Art beneidenswerthes Leben. Er ist Herr und Gebieter über einen weiten Flächenraum, hat sich behaglich eingerichtet und ist er wohlwollend und gerecht, dann wird er auch nicht in Streit mit den Hindus gerathen, welche friedlicher Natur sind.

Von Allahabad aus fährt man über eine mehr als einen Kilometer lange eiserne Brücke über die Dschamna und dem rechten Ufer des Ganges entlang auf der Bahn nach Mirsapur, einer wichtigen Handelsstadt, die viele Teppichfabriken und Färbereien hat und deren Baumwollenmarkt von Bedeutung ist. In der Nähe liegt Tschunar, eine der stärksten Festungen im Gangesthale, die noch nie mit Sturm genommen worden ist. Sie liegt auf einem Felsen, dessen Abhänge einen Winkel von 45 Grad bilden. Dieser Umstand ist seit den ältesten Zeiten von den Vertheidigern benutzt worden; sie hatten stets und die Engländer haben dort oben heute noch eine ungeheure Menge walzenförmiger Steinmassen, welche man auf den Feind hinabwälzen kann, um ihn zu zermalmen.

Im Hofraume des alten Palastes der Hindukönige liegt der allerheiligste Punkt, welchen die Welt aufzuweisen hat, ein kleiner Hofraum, den ein mächtiger Banianenbaum mit seinem Gezweige fast ganz überdeckt. An diesem Baum liegt eine schwarze, polirte Marmorplatte ohne jede Verzierung. Auf derselben sitzt an jedem Tage neun Stunden lang der ewige, unsichtbare Gott, dessen Name Aûm nur mit leiser Stimme genannt werden darf. An einer Mauer sieht man einen Kreis, der von einem Dreieck umgeben ist; die Hindus wissen heute nicht mehr, welche Bedeutung dieses mystische Zeichen hat. In diesem hochheiligen Hofraume werden alle Menschen einander gleich; dort gilt keine Kaste und kein Brahmine; Alle müssen sich in den Staub werfen vor der unsichtbaren Majestät des dort anwesenden Gottes.

---

# Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

## III.

Viel zu früh für die heitere Lebensblüthe erscheint die Schulzeit, und die Rosinenblüte des ersten und zweiten Morgens kommt gar zu bald in Vergessenheit. Gott sei Dank! sind die Zeiten längst dahin, in denen die Schule dem Kinde als Marteranstalt vorgemalt werden konnte, weil sie es wirklich war. Der kindliche Humor hat sich aber dieser Mißverhältnisse bemächtigt und singt:

Kanter mit de Bessemsteel
Haut de Kinder al too veel.
Al too veel is ungesund
U—n—d — Und
Unse Kanter is 'n Swienehund.

Mit heißer Sehnsucht wird gelauscht, ob die alte Thurmuhr denn heute nicht schlagen will. Ja, sie hat ihre Launen und bleibt zuweilen im Roste stecken. Endlich fällt der Hammer, der schwere Vormittag ist dahin für die, welche nicht nachzusitzen haben.

Kinderkes doot Ju Bookjes too,
Gaat na Vader un Mooder too,
Anders krieg Ji Ribbensmeer
Un dat deit Ju düchtig seer.

Aber es ist doch nicht alle Tage Schultag; der schöne Sonntag läßt Bänke und Tische leer.

Wen 't Söndag is, wen 't Söndag is,
Dan kookt mien Mooder Herenk,
Vader krigt dat Middelstük,
Mooder krigt de Kop un Steert,
Wi Kinder kriegen de Rögen.

Das ist ein Fest! Wie gerechtfertigt erscheint darum der Wunsch:

Ik wul, dat 't altied, Söndag was,
Un overmörgen Paaske (Ostern),
Dat in mien Geld geen Ende was,
Wat wul ik dan noch braasken (prahlen).

An Entschuldigungen, vom Unterricht fern zu bleiben, hat es nie gefehlt und noch heute mangelt's nicht daran.

Meester, mag ik Maandag (vielleicht einen blauen?) maken?
Dingsdags kan 'k ant Wark neet raken.
's Middeweeks bin ik seek (siech),
Dünderdags dög ik neet.
Freedags mut ik na de Kark,
De Drummel geit up Saterdag an't Wark.

Aber nicht alle Entschuldigungen führen zum erwünschten Ziel:

Joost, ga na School too!
Mooder, ik heb geen Schoo,
Treek dien Vaders Klumpen an,
Joost, ga man too!

Endlich sind die so lange schon so schmerzlich ersehnten Ferien da. Ungestümer als sonst stürmt die Schaar aus dem Schulthor und die Straßen erklingen vom Gesang:

Utslag — Inslag
Mester het mi too d' Schoole utjagt.

Oder:

Utslag — Inslag!
Van Dage is de letste Dag,
Ik seg de Mester gooden Dag,
Un hoop, dat hee noch lewen mag.

Gewiß hat die letzte Zeile der Correctur eines Erwachsenen unterlegen; das Kind hätte solche ironischer gefaßt. — Die Ferientage sind schlimme Tage, bös für Eltern und Kinder. Diese haben bald Langeweile, jene werden durch die Unruhe der Kinder belästigt. Das Kind sucht von Zeit zu Zeit seine Bücher hervor, theils um das Aufgegebene zu lernen, theils um sich selbständig zu ergehen. Der Name des Eigenthümers nebst Datum und Jahreszahl genügt bei weitem nicht; in der Väter Weise muß noch ein Mehr hin-

zu. Leider sind diese Bücherinschriften fast alle so urwüchsig, daß sie sich der Mittheilung entziehen. Eine, die wir mit der Jahreszahl 1789 fanden, heißt:

Dee dit Book wil stehlen
Dee sal hangen an de Kehlen —
In den allerhogsten Boom
Dan krigt de Deef sien Loon.

Zuweilen heißt es auch in Bezug auf ein verloren gegangenes Buch:

Dee dit findt un neet kan lesen,
Mut wol'n dumme Esel wesen.

Das Wort „Ende" in den Bibeln und anderen Büchern wird gewöhnlich illustrirt durch den Reim:

**Enno Nam Dat Ei,**
**Enno Dürst Neet Eten,**

so daß die Anfangsbuchstaben vor- und rückwärts gelesen das Wort „Ende" ergeben.

Allen gesunden Kindern wohnt eine unbezähmbare Lust zum Necken bei. Es geht ihnen wie den jungen Thieren, welche auch diese schelmische, übermüthige Art des Verkehrs lieben. Man beobachte nur junge Hunde und Katzen!

Zwei Kinder sitzen beisammen und das eine will plötzlich die Gabe der Weissagung fühlen. Ohne Arg giebt das andere die Hand her, um aus deren Linien sein Schicksal zu erfahren. Der Prophet spricht:

Ik wik di waar
Up dien Kop is Haar.
Ik wik di wat —
Dien Hand is — nat

und spuckt bei den letzten Worten in die dargereichte Hand. Dasselbe Manöver erfolgt bei dem folgenden Reim:

'k weet 'n Raadsel
Van Jan Kaadsel
Geef mi de Hand
Dan wil'k di't seggen.

Ein Kind wirft sich in Positur, dem andern etwas zu erzählen:

Pater nöster, Pik un Strik,
Twalf Katers beten sük,
Doo was d'r noch 'n halfe,
Dee beet se alle twalfe.
't Scheelt mi geen Haar
Of de Kop, de ligt — sidaar.

Bei diesen Worten wird dem Zuhörer die Mütze vom Kopfe geschlagen.

Die Erwartung des kleinen Neugierigen wird durch folgenden Märchenanfang nicht wenig gespannt, leider aber dann bitter getäuscht:

Eenmal was d'r 'n Man,
Dee truk (zog) sien Büxen (Beinkleid) an.
Dee truk sien Büxen weer ut —
Nu is 't Vertelsel ut. —

Besser befriedigt folgender Lügenreim, der sich in den verschiedensten Gegenden in stets neuen Variationen wiederfindet. Wir geben den, der in unserer Stadt (Emden) heimisch ist:

Ik wil di wat vertellen
Un leegen (lügen) wat ik kan.
Ik sag 'n Mölen fleegen,
Un de Mülder d'r achter an.
Ik sag twee Kreyen (Krähen)
Dat Land afmeyen (abmähen).
Ik sag twee Störken
Dat Hei upförken
Ik sag twee Dufen,
De Wagen wegschufen (fortschieben)
Ik lag in d' Slaap un sag dat an,
Nu hör ins, wat ik leegen kan.

Das Gebiet unserer Neckmärchen ist ein weites und gut bebautes und fast alle erscheinen in den verschiedensten Landestheilen in abweichender Form. — Die Necklust zeigt sich auch in anderer Gestalt. So wird z. B. dem eigensinnigen Kinde verhöhnend zugerufen:

Kindje kan sien Will' neet kriegen,
Mut van noot in't Schoolke bliefen.

Kommt Jemand zu spät bei Tisch, so heißt es:

Dee neet kumt too rechter Tied,
Dee is sien Maltied quiet.

Verläßt einer seinen Platz und ist dieser mittlerweile von einem andern eingenommen, so heißt es spottend:

Dee upsteit
Sien Stee vergeit (seine Stelle vergiebt, verliert).

Hat die Necklust etwas Auffälliges an Jemandem entdeckt und ist ihm durch Ein- oder Anstecken etwas angehängt, so ruft der Attentäter:

Ik see 'n Esel, dee dragt wat
Dee dragt al sien Levend wat.

Will ein Kind das andere schlagen, schlägt aber vorbei und thut sich selbst weh, so spottet das entkommene:

Boontje!
Krigt sien Loontje!

Einem Säufer wird nachgerufen:

Janever is mien Levend
Janever is mien Dood
Janever mut ik hebben
Al heb ik ok geen Brood.

Will die Mahlzeit nicht munden, oder kehrt dieselbe Speise zu rasch wieder, so seufzt das Kind voll Ironie:

De heele Week Kartuffelsop
Un dar Kartuffels too,
De heele Week krieg ik neet sat
Un dan noch Prügel too.

Noch reicher ist die auf Personennamen bezügliche Neck- und Schimpfweisheit; fast so umfassend, als die auf Ortsnamen sich beziehende; von welcher wir kürzlich in diesem Blatte eine Auswahl gaben.

Wir theilen von jenen Reimen nur einige wenige mit.

Berend Butje, dee wul faren
Mit sien Schipke over de Baren (Wogen).
De Weg was krum,
Doo gung Berend Butje wer um.

In diesen Zeilen wird uns ein Peter in der Fremde gezeichnet, der umkehrt, sobald er rathlos am Scheidewege steht.

Noch einen humoristischen Reim:

Ik bin so riek,
As Hei van de Diek
Dee het söven Bedden.
Dree van Stroh
Un de andern sünt net so.

# Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen *).

## I.

Am 27. August (n. St.) 1868 verließen die Reisenden Irkutsk; am 22. September langten sie in Jakutsk an, nach einer an Naturgenüssen überaus lohnenden Fahrt auf dem majestätischen Lenastrome. Bereits vor mehreren Jahren hat der „Globus" über diesen ersten Theil der Neumann'schen Reise einige Mittheilungen veröffentlicht. Die Expedition drang vor in das von den Kosackeneroberern so genannte „erstarrte Moor" und auf Inseln, die von riesigen Eiswällen umgeben und nur schwer erreichbar sind. Sie zog weiter, bald auf Renthieren oder Pferden über Berge und durch Wälder, bald in Hundeschlitten (Narten) über die unabsehbare, waldlose, mit schneeigem Leichentuche bedeckte Tundra, oder sie schwamm in leichten sibirischen Kähnen (Wiatken) die Wogen gewaltiger, dem Eismeere zufließender Ströme hinunter, und besuchte sowohl die Jurten der Jakuten wie jene der im höchsten Norden von Sibirien nomadisirenden Stämme.

Die schließliche Ausrüstung unserer Expedition — wir lassen von nun an den Vortragenden selber reden — hielt uns noch ganze fünf Wochen in Jakutsk auf und erst gegen Ende Octobers konnten wir uns endlich auf den Weg machen. Am 1. November erreichten wir den von Jakutsk etwa 200 Werst = $28^1/_2$ deutsche Meilen entfernten Flecken Dsheli am Aldan, einem Nebenflusse der Lena, wo die nach dem Kolyma-Gebiete reisenden Kaufleute behufs Auffütterung und Erfrischung ihrer Pferde einige Wochen zu rasten pflegen. Die Sumpfwiesen des Aldan geben nämlich meist eine reichliche Heuernte, sonst ist aber bis zur Wierchojanschen Gebirgskette, über welche den Pferden ein mühsamer Uebergang bevorsteht, der ganze Weg ohne Gras. Dadurch ist der Aufenthalt der Kaufleute bei jenem Flecken geboten, wir aber brauchten, da unsere Lastpferde bereits einige Wochen vor uns am Aldan eingetroffen, nicht so lange daselbst zu verweilen und brachen schon am 7. November in vollem Bestande des Expeditionspersonals und der erforderlichen Ausrüstungsgegenstände, begleitet von zwei Kosacken des jakutischen Regiments und fünf Jakuten, die uns als Führer dienten, aus dem geographisch von mir bestimmten Orte auf.

Die Entfernung vom Aldan bis zum Wierchojanschen Gebirge, durch völlig unbewohnte Gegenden, beträgt gegen 250 Werst. Der größere Theil des Weges liegt im Thale des Flusses Tukulan, welcher einige Werst vom Passe in einem unbedeutenden Bergsee seinen Ursprung hat und sich rechts in den Aldan ergießt. Der Tukulan ist ein echter Bergstrom; brausend und reißend bahnt er sich seinen Weg durch enge Schluchten hindurch und überschwemmt im Frühjahr während der Regenzeit das ganze Thal, wobei er hundertjährige Pappeln und Lärchen entwurzelt. Die umgestürzten Bäume erschweren den Weg ungemein und ermüden die ohnehin durch Mangel an Futter ermatteten Pferde, welche in diesen Gegenden sich einzig mit dem im Herbst gefallenen Laube und kargem, hin und wieder mit den Hufen aus dem Schnee gescharrten Grase begnügen müssen.

Auf diesem Wege lernten wir zum ersten Male eine sogenannte Powarnia kennen. Eine Powarnia besteht aus einem kleinen sechsseitigen Blockhause, dessen Wände ungefähr einen Faden lang sind. Das Dach der Powarnia, etwa vier Finger hoch mit Erde bedeckt, ist etwas erhaben und hat in der Mitte eine Oeffnung, um den Rauch hinauszulassen. Inwendig befindet sich ein Herd. Man trifft solche Powarnias an allen wald- und grasreichen Stellen die ganze Poststraße entlang. Das von den Pferdehufen unter dem Schnee herausgegrabene Gras wird in der jakutischen Provinz mit Nachgras (Ommoba) bezeichnet und die Kunst, diese Stellen besonders im Winter aufzufinden, wird zu den besten Eigenschaften eines Führers gezählt. Die Entfernung zwischen den einzelnen Powarnias beträgt gewöhnlich 35 bis 50 Werst (5 bis 8 deutsche Meilen), zuweilen auch mehr. Wie ärmlich dieselben uns auch beim ersten Anblicke wegen ihres gänzlichen Mangels an Behaglichkeit erschienen, so gewöhnten wir uns doch bald daran; jeder dieses menschenleere Land durchstreifende Reisende bewillkommnet freudig den aus der Powarnia aufsteigenden Rauch und mit Ungeduld eilt er dem durch den vorausgeschickten Jakuten angelegten Feuer zu. Hier endlich ist es ihm vergönnt, die erstarrten Glieder zu erwärmen und seine Kleider zu trocknen, hier wird ihm endlich auch wieder der Genuß zu Theil, am Thee, dem Zaubertrank der nordischen Wildniß, sich zu laben. Es ist mir absolut unbegreiflich, warum sich die jakutischen Kaufleute, die doch ein Jahr wie das andere diesen Weg passiren, nicht solide, mit Kaminen versehene Jurten erbauen, anstatt dieser elenden Powarnias, in denen man unausgesetzt einer starken Erkältung ausgesetzt ist und wo der hineingewehete Schnee, den man oft stundenlang hinausschaufeln muß, nicht minder lästig fällt wie der für die Augen so verderbliche Rauch.

Am 12. November erreichten wir die ungefähr 70 Werst vom Gebirgspasse entfernte Powarnia Kurum-Hoptschagai, wo wir einen Tag rasten mußten, weil wir von nomadisirenden Tungusen in Erfahrung brachten, daß die Berge wegen starker Winde und Schneegestöber nicht zu passiren wären; übrigens prophezeieten die kundigen Leute eine baldige Aenderung des Wetters. Bei uns war dasselbe klar und es gelang mir, hier einige Beobachtungen anzustellen und die Correction des Chronometers zu bewerkstelligen. Am 14. langten wir bei der letzten diesseits des Gebirges und am Abhange desselben liegenden Powarnia Syß-Anna an. Den erhaltenen Prophezeiungen gemäß legte sich nun der Wind und am 16. befanden wir uns bereits auf der andern Seite der Berge. Das Gebiet an der Tyrgach-Yreja, einem Flüßchen, an dessen Ufern die Zwergweide wächst, ist völlig waldlos. Auch hier vermochte ich, bei einer Temperatur von — 26° R. die geographische Lage des Orts zu bestimmen.

---

*) Im Sommer des Jahres 1868 rüstete die russische Regierung eine nach Nordostsibirien bestimmte Expedition aus. An der Spitze derselben standen Baron G. Maydell, der zum höhern Beamten des kolymschen Kreises ernannt worden war, und Dr. Karl v. Neumann, ein begabter Schüler Liebig's. Andere Mitglieder waren der Topograph Afanasjew und der Chirurg Antonowitsch. Als Dolmetscher diente Jegor Lygltschin, ein unter den Tschuktschen aufgewachsener und ihrer Sprache völlig mächtiger Jukagire. Drei Kosacken begleiteten die Reisenden, deren Aufgabe es war, das noch von keinem Europäer betretene und von den Sibiriern für durchaus unzugänglich gehaltene Innere des Tschuktschenlandes zu erforschen. Die Expedition erfüllte in erfolgreicher Weise ihre Aufgabe, und Dr. Neumann hat über dieselbe in einem zu Irkutsk gehaltenen russischen Vortrage öffentlich Rechenschaft gegeben, dessen wesentlichen Inhalt wir mittheilen. Die Bearbeitung desselben verdanken wir Herrn Dr. Karl Schmid in Dresden.

Der Uebergang über das Wierchojansche Gebirge ist äußerst beschwerlich und dauert sieben Stunden. Der südliche Abhang ist schwieriger als der nördliche zu passiren und wir mußten hier von den Pferden steigen. Der höchste Punkt des Passes ist, nach Ausweis des Barometers, 4700 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen. Oben steht ein Kreuz, das die Jakuten, als Dankopfer für den glücklichen Uebergang, mit Pferdehaaren und allen möglichen Lappen zu behängen pflegen. Zu beiden Seiten der Paßhöhe erheben sich noch Gipfel von etwa 700 Fuß Höhe, so daß man die Gesammthöhe des Gebirges auf 5400 Fuß angeben kann. Aus einem kleinen See oben am Bergpasse entspringt der Fluß Keng-Yrjaeh, welcher sich 20 Werst weiter unten mit dem oben erwähnten Tyrjaeh-Yreja vereinigt; beim Zusammenflusse derselben liegt zwischen hohen, aus reinem, schwarzem Schiefer bestehenden Bergen die Powarnia Tyrjaeh-Yreja. Von der Vereinigung beider Gebirgsbäche ab führt der Strom den Namen Skartan, später nach Aufnahme des Dulogolaeh heißt er Jana.

Im Wierchojanschen Kreise trafen wir mehrmals mit dem Erzbischof von Jakutsk zusammen, welcher zum ersten Male dieses nördliche Grenzgebiet seiner Diöcese besuchte. Beim Flecken Barylaeh trennten Baron Maydell und ich uns zeitweilig von unseren Gefährten, welche den directen Handelsweg einschlugen, um unsererseits mittelst Renthierschlitten die um etwa 200 Werst umführende Kronspoststraße über Wierchojansk zu befahren. In Barylaeh gelang es mir nicht, Beobachtungen anzustellen und ich muß hierbei bemerken, daß der starke Frost dieselben im höchsten Grade erschwert. Das Instrument muß zuvor in der Jurta erwärmt werden, gefriert in freier Luft aber wieder binnen wenigen Minuten, so daß die Achse sowohl wie die Schrauben alsbald den Dienst versagen; dazu kommt, daß auch die Finger vom Anfassen des Metalls schnell kalt und steif werden und trotz der wärmsten Handschuhe schließlich abfrieren. Dennoch beobachtete ich einige Meilen hinter Barylaeh bei einer Temperatur von — 41° R.

Am 24. November trafen wir beide in Wierchojansk ein und wurden vom dortigen Isprawnik (Kreisvorsteher) Iwaschtschenko aufs Freundlichste aufgenommen. Zwölf Tage blieben wir in der Stadt, deren Lage ich durch eine Reihe von Beobachtungen des Polarsterns ꝛc. genau bestimmte. Das Klima änderte sich nach Ueberschreitung des Gebirges merklich; drei Wochen hindurch zeigte der Thermometer einen Stand von unter — 40° R. und er fiel bisweilen bis auf 45 bis 48°. Die niedrigste im Laufe des Jahres von Anderen daselbst beobachtete Temperatur war 50° 2′ unter Null!

Durch Vermittelung des Erzbischofs, denn uns wäre es sicher verheimlicht worden *), erfuhren wir, daß ein Tunguse Namens Foka an dem Flüßchen Chomos-Yreja, welches sich zwischen den Flüssen Indigirka und Alarega ins Meer ergießt, ein Mammuth gefunden habe.

Die Stadt Wierchojansk ist seit Wrangel's Zeiten sowohl äußerlich wie in Betreff der Lebensweise ihrer Bewohner ganz unverändert und spurlos sind die letzten 40 Jahre an derselben vorübergegangen. Wir verließen dieses Städtchen am 5. December und fünf Tage später trafen wir in Tabalaeh mit unseren übrigen Reisegefährten wieder zusammen. Hier vermehrte sich unsere Gesellschaft durch den Kolymschen Kaufmann Nicolai Solowjew, welcher 40 Renthiernarten mit sich führte und so freundlich war, uns 10 von seinen Thieren bis Sfrednij-Kolymsk (1400 Werst) unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Wir waren dadurch in den Stand gesetzt, das langsame, ermüdende Reiten mit der schnellen Renthierfahrt zu vertauschen, eine Wohlthat, deren Werth nur Jemand, der diese Gegenden bereist hat, vollkommen zu würdigen vermag.

Baron Maydell reiste hier allein voraus, um im Kolyma-Bezirk, als dessen Verwaltungschef er nun zu fungiren hatte, Vorbereitungen für den Empfang des Erzbischofs zu treffen; wir Uebrigen folgten ihm am 14. December nach. 40 Werst von Tabalaeh gelang es mir, die Breite des Ortes Tostaeh zu bestimmen und noch 40 Werst weiter bei Tugum-Erestiaeh, im Quellgebiete des Flusses Dogdo, beobachtete ich zum ersten Male auf dieser Reise eine Sternbedeckung (27. December Eintritt Tauri in den dunkeln Rand des Mondes). Zwei Tagereisen nachher, in der Powarnia Eljar-Sfybit (die „mörderische“, so genannt nach einem hier zwischen Tungusen, Jakuten und Kosacken stattgefundenen blutigen Gefechte), ereignete sich der unangenehme Vorfall, daß einer der uns begleitenden Kosacken sich wegen einer Unglücksbotschaft, die ihm von Hause zugegangen war, den Hals abschnitt. Wir wurden durch diese Angelegenheit den Tag über aufgehalten und brachen erst am Abend wieder auf, wodurch der Anblick der malerischen Engpässe der Chabarowka, eines Nebenflusses des Dogdo, für uns verloren ging. Uebrigens würden wir auch am Tage nicht viel mehr von den Reizen dieser Landschaften genossen haben, da die Sonne dort um jene Jahreszeit gar nicht zum Vorschein kommt. Die Chabarowka wird hier von hohen, aus schwarzem und gelbem Schiefer bestehenden Bergen eingeengt, zwischen denen sich oft die sogenannten Taryny bilden (vergleiche Wrangel's Reisen). Der Dogdo ergießt sich in die Adytscha, welche außerdem noch den Tostaeh aufnimmt und ihrerseits unweit Tabalaeh in die Jana mündet.

Die Wasserscheide zwischen Jana und Indigirka wird von einem Ausläufer des Wierchojanschen Gebirges gebildet, welcher sich, fast genau dem Meridian folgend, zwischen den eben erwähnten Flüssen hinzieht und wo die Flüsse Dogdo und Sfeleniaeh entspringen. Ein anderer Ausläufer dieses Gebirges, Tos-Tabalaeh, trennt die Indigirka von der Alaseja, wogegen das sogenannte Alaseja-Gebirge, den beiden vorhergehenden fast parallel, die Wasserscheide zwischen der Alaseja und den westlichen Zuflüssen der Kolyma bildet. Diese drei Gebirgszüge sind bedeutend niedriger und weniger steil als das Hauptgebirge und verlaufen sich in der Nähe des Eismeers in unbedeutende Hügel. Das Alaseja-Gebirge bildet zugleich die Grenze zwischen dem wierchojanschen und dem kolymschen Kreise; in letzterm führt der Weg fast durchweg an Seen vorbei (im Winter über dieselben), von denen einige von bedeutendem Umfange und reich an Fischen sind. Die schmackhaftesten der dort vorkommenden Fische, Tschir genannt, gehören zu den Lachsarten.

Das Neujahrsfest begingen wir im Orte Abyj an der Indigirka, woselbst ich auch Beobachtungen anstellte. Am 16. Januar 1869 gelangten wir endlich nach Sfrednij-Kolymsk, einem an beiden Ufern des Ankudin angebauten Städtchen von etwa 50 Häusern, das eine hölzerne Kirche „zu Mariä Schutz und Fürbitte“ und ein Verwaltungsgebäude besitzt. Die Militärmacht besteht aus einem Detachement von 40 Kosacken, die ein Sergeant befehligt. 3 bis 4 Kaufleute wohnen hier gewöhnlich, während des Jahrmarkts wächst deren Anzahl aber bis auf 20 an. Eine solche Menge von Menschen aber wie zu Anfang des Jahres 1869 hat Sfrednij-Kolymsk jedenfalls noch nicht gesehen,

*) Der Vorfall bei der Auffindung des Adams'schen Mammuths ist noch zu frisch im Gedächtniß der Eingeborenen und noch lange wird die Furcht, ähnliche Behandlung zu erleiden, sie abhalten, von ihren Entdeckungen Anzeige zu machen.

es fanden sich dort nämlich zur Begrüßung des Erzbischofs und des neuen Ispravniks (Baron Maydell) Russen und Eingeborene aus dem ganzen Kreise ein und fast gleichzeitig zur Abhaltung des Jahrmarkts die Kaufleute. Auch hier unterm Polarkreise blieb sich die notorische sibirische Gastfreundlichkeit treu. Man stattete einander mittelst Hundeschlitten Besuche ab, ja selbst ein Hochzeitszug wurde mit diesem für die Augen eines Europäers wundersamen Gespanne zur Kirche geleitet.

Besonderes Interesse bot für uns aber das erste Zusammentreffen mit den Tschuktschen, welches am 18. Januar stattfand. Maydell wurde bereits im Jahre 1866, bei seiner ersten Revisionsreise, von zehn Tschuktschenfamilien gebeten, ihnen die Erlaubniß zur Uebersiedelung vom rechten ans linke Ufer der Kolyma, in die sogenannte Bolschaja („große") Tundra auszuwirken, eine Gegend, die im Norden vom Eismeer, im Osten von der Kolyma und im Westen von der Indigirka begrenzt wird, gegen Süden aber keine bestimmte Grenze hat, wenn man nicht den Fluß Fiedotieha, der beinahe unter 67° von links in die Kolyma fließt, dafür nehmen will.

Diese Gegend bietet einen ausgezeichneten Weideplatz für Renthiere dar und wird seit langer Zeit von den Tschuktschen als ihr gelobtes Land betrachtet. Hier haben blutige Kämpfe zwischen Tschuktschen und Kosacken stattgefunden; die letzteren im Bunde mit Jukagiren, Lamuten und Tschuwantschen blieben Sieger; eine Reihe von Ortsbenennungen, wie Pochodsk (Pochod-Feldzug), Ubiyonnaja (die Mörderische), Pogromnaja (Ort der Niederlage), Maloje und Boltschoje Tschuchotschja (Klein- und Groß-Tschuktschenort), gilt der Erinnerung an jene Kriegszeiten. Das mit Gewalt nicht erreichte Ziel suchten 100 Jahre später die Tschuktschen auf friedlichem Wege zu gewinnen. Die Tschuwantschen waren in den eben erwähnten Kämpfen fast gänzlich aufgerieben worden, die Tungusen und Jakuten zogen mit ihren Herden weiter nach Süden, die Jukagiren verloren mit der Zeit durch Epizootie und andere ansteckende Krankheiten fast ihre sämmtlichen Renthiere und wurden schließlich ein ansässiges Volk. So kam es, daß die große Tundra allmälig ganz verödete. In Folge dessen suchten die Tschuktschen, deren Renthierherden sich ungemein vergrößert haben und an ihren bisherigen Wohnorten Mangel an Futter leiden, um die obrigkeitliche Erlaubniß zur Uebersiedelung nach, und seit Gewährung derselben siedelten sich fürs Erste 50 Familien mit ihrer gesammten Habe in der großen Tundra an. Eine Deputation dieser übergesiedelten Familien, mit den Aeltesten Woolargin und Araro an der Spitze, fand sich nun in Ssrednij-Kolymsk ein, um über den von ihnen zu entrichtenden Felltribut und die Bestätigung der aus ihrer Mitte gewählten Aeltesten mit Baron Maydell zu verhandeln.

Wir waren natürlich auf unsere erste Begegnung mit den Tschuktschen, welche für längere Zeit unsere Reise- und Lebensgefährten sein sollten, nicht wenig gespannt. Zuerst begaben sie sich sämmtlich — die Deputation bestand aus neun Männern, die Frauen waren außerhalb der Stadt zur Bewachung der Renthiere zurückgeblieben — zum Erzbischof, um seinen Segen zu empfangen, dann erst kamen sie zu uns. Der Eindruck, den dieses Zusammentreffen auf uns machte, war ein entschieden günstiger. Diese Tschuktschen sind hoch von Wuchs und kräftig gebaut, nichts in ihren Physiognomien erinnert an Mongolen oder Tataren; ihre Manieren sind angenehm, ihr Wesen zeugt eben so sehr von Herzensgüte wie von Selbstgefühl. Ueber die neuen Weideplätze und die Tributvereinbarung äußerten sie ihre volle Zufriedenheit, eben so über ihren Renthierhandel mit den Bewohnern der Stadt und Umgegend; an Arme verschenkten sie großmüthig Thiere.

Von hier aus beschloß Herr von Maydell zunächst allein den Beherrscher aller Tschuktschen, Amraurgin, aufzusuchen, dessen persönliche Bekanntschaft er bereits früher gemacht hatte und auf dessen dienstfertigen Beistand wir vor Allem angewiesen waren; derselbe pflegte seit einiger Zeit im Quellgebiete der Flüsse Bolschoi, Aninj und Tschaun den Winter zuzubringen. Ueber Nischnij-Kolymsk fuhr Baron Maydell mit nur zwei Narten, von einem Kosacken begleitet, nach Aninjskaja Krieposta und weiter ins Land, bis er ein tschuktschisches Nomadenlager erreichte und dort nach Amraurgin's Wohnort gewiesen wurde. Der Häuptling (auf Tschuktschisch Erem, meist aber von den Eingeborenen Tajon genannt, was auf Jakutisch „Herr" bedeutet) empfing seinen alten Bekannten mit den ihm zukommenden Ehren und ließ sich zur persönlichen Begleitung unserer Expedition bereit finden. Jedoch weigerte er sich entschieden, zur Benutzung von Pferden auf diesem Wege seine Zustimmung zu geben; er versicherte, daß die Kräfte der Pferde zur Ueberwindung des Tschuchotskischen Vorgebirges nicht ausreichen würden und daß nur bis zum Schelanginschen Gebirge das für deren Unterhalt benöthigte Nachgras sich vorfinde. Er versprach aber seinerseits gegen eine mäßige Belohnung alles zur Reise Erforderliche zu besorgen, namentlich eine hinreichende Anzahl von Narten und Renthieren und tüchtige, des Landes kundige Führer. Uebrigens wurde der Mangel an Pferdefutter auch von allen bis zum Tschaun-Busen zu Pferde gereisten Mammuthhändlern bestätigt und es blieb demnach nichts übrig, als sich dem Verlangen des erfahrenen Häuptlings zu fügen. Man kam nun überein, Ende März auf dem kolymskischen Jahrmarkt sich zu treffen und dann gemeinschaftlich den von den heimkehrenden vorgebirgischen Tschuktschen benutzten Weg zu verfolgen. Amraurgin begleitete nun seinen Gast bis Nischnij-Kolymsk, um sich daselbst dem Erzbischof vorzustellen und kehrte von dort zunächst nach seiner Tundra zurück. Baron Maydell gesellte sich am 24. Februar in Ssrednij-Kolymsk, wo wir inzwischen auch nicht unthätig gewesen waren, wieder zu uns.

---

# Die ältesten deutschen Häuser.

R. A. Wir pflegen unser Haus unsere vier Pfähle zu nennen. Es sind damit die vier Stützen und Wandpfosten eines sogenannten „gestrickten" Hauses gemeint. Sie sind mit ihren ineinandergefügten Stämmen versetzbar. Schiebt man sie vom Platze, füllt das Kellerloch wieder zu und ebnet die Herdstätte ein, so wird man schon im nächsten Sommer die Stelle nicht genau mehr erkennen, wo solch ein Haus gestanden hat. Ohne daß man es niederzubrechen brauchte, ist es so aus einer abgeweideten Gegend in die nächste hinübergeschoben worden, wie dies gegenwärtig noch im Appen-

zeller Laube vorkommen kann *). Da haben wir noch in der Gegenwart eine der ältesten Formen des Hausbaues. Hölzern waren die ersten deutschen Häuser, der Holzbau so vorherrschend, daß der Steinbau in der Reihe der urkundlichen Ortsnamen sich nur als Besonderheit, der Holzbau aber als allgemein erkennen läßt. Ortsnamen wie Steingaden, Stennenkammer treten, wo sie nicht eine Burg bezeichnen, in unserm Alterthum nur selten hervor; um so häufiger aber Namen wie Neckarzimmern (in Schwaben), Kirchzimmern. Nach Rochholz (a. a. O.) soll nicht technische Erfahrungslosigkeit der Grund gewesen sein, wenn man lange und namentlich im Gebirge fortfuhr, ausschließlich hinter Holzwänden zu wohnen. „Mehr als alles andere war hier der andauernde Haincultus und die Baumverehrung ein bindendes Motiv. Oder wie wäre es sonst zu verstehen, daß eine urkundliche Namenreihe schwäbischer alter Lehnshöfe zugleich den Namen sämmtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält? Aus unseren Hain- und Waldtempeln wurden die Wallfahrten zu Kirchlinden, zu Weihenlinden, Gnadenwalde, Heiligenbuch und Maria Waldrast.“ Keines der Häuser alter Art ist dauerhaft genug gewesen, um uns ein lebendes Zeugniß von der Bau- und Wohnart unserer Vorzeit abzulegen. Aber die Stetigkeit der Naturbedingungen und die Macht der Gewohnheit erlaubt Rückschlüsse zu machen aus der spätern Zeit auf die frühere und so zeigt man in Oberdeutschland und in den Alpen jetzt noch „Heidenhäuser“, deren Balken an Ort und Stelle gewachsen sind.

Außer den Rückschlüssen, die wir heute noch aus vorhandenen Gebäuden, meist Bauerhäusern, auf die ältesten deutschen Wohnungen machen können, kommt uns bei der Forschung über dieselben noch Zweierlei zu statten: Urkunden und die Sprache. Was die ersteren betrifft, so sind sie mit einem wahrhaft staunenswerthen Fleiß in Bezug auf die älteste deutsche Bauweise von Dr. J. B. Nordhoff ausgenutzt worden **), der, wenn er auch speciell seine westphälische Heimath berücksichtigt, doch auch die allgemeinen Gesichtspunkte keineswegs vernachlässigt. Hätte er noch die hier so wichtigen sprachlichen Beziehungen herbeigezogen, so würde er, zumal in den von den Anfängen der Bauten handelnden Abschnitten, auf manche bisher düstere Partien seines Buchs helle Streiflichter haben werfen können.

„Die incunabelsten (sic) Anfänge der Wohnungen“ waren nach Nordhoff auch bei den alten Deutschen unterirdische Höhlen. Wir haben uns daher wohl eine Art Gammen, wie bei den Lappen, zu denken. Die Berücksichtigung ethnographischer Beispiele würde unserm Verfasser sein mühsames Werk oft erleichtert haben, denn für die ganze Scala der primitiven von ihm angeführten Wohnungen und Wohnungsarten finden wir noch fortdauernde Belege bei den sogenannten Naturvölkern. Nach Orosius und Dio Cassius besaßen einzelne germanische Stämme aber auch Wagenhäuser, worin sie auf ihren Wanderungen und Kriegszügen Weib und Kind und das Wenige ihrer Habe mit fortschafften. Cäsar berichtet, daß der Suevenfürst Ariovist, den er 58 v. Chr. bei Besontio schlug, solche Wagenhäuser besaß. Innerasien zeigt uns diese Wagenhäuser bei den Kirgisen noch heute massenhaft.

Das stehende Haus ist dem gegenüber ein Fortschritt.

*) Rochholz, deutscher Glaube und Brauch II, 82.

**) Der Holz- und Steinbau Westfalens in seiner culturgeschichtlichen und systematischen Entwickelung. Zweite Auflage. gr. 8. 451 S. Mit acht lithographirten Tafeln. Münster, Regensberg. 1873. 2 Thlr.

Daß es noch beweglich sein kann, wie die bald hier bald da aufgeschlagene Filzjurte des Turkmanen, haben wir oben nach Rochholz gezeigt. Nordhoff beginnt mit dem isolirten Hause des Germanen, das Tacitus uns schildert, wie es dasteht, je nachdem dem Besitzer ein Wasserquell, Feld oder Hain gefiel. Es ist der echte Vorläufer der vereinzelt stehenden westphälischen Bauerhäuser (Kotten) und war ursprünglich zum Theil wohl aus Flechtwerk errichtet. Der Hausbau hob sich im Norden Deutschlands nach Nordhoff nicht eher aus seinen kümmerlichen Zuständen, bis die Völkerwanderung den Anstoß zu einer festen, sichern Culturentwickelung gab. In den Maingegenden bauete man allerdings schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts Häuser, welche der römischen Anlage gleichen, die seitdem den Franken und Rheinfranken verblieben ist. Uebrigens haben die Wagenhäuser wie die Erdwohnungen in Norddeutschland ihre Ausläufer bis in die Gegenwart entsandt: der Schäferkarren vertritt die ersteren; die Erdwohnungen finden sich wieder in den ausgetieften mit Flechtwerk überbaueten Erdhütten unter den Groesbeckern in Holland und unter den Zigeunern der Grafschaft Berleburg *).

Wir können hier nicht auf die Schilderung des westphälischen Bauerhauses nach Nordhoff eingehen, nur einige culturgeschichtliche Momente mögen noch berührt werden. Wir lernen, daß der niedrige Landadel in Westphalen bis ins 16. Jahrhundert hinein beim angestammten Holzbau verharrte und erst damals zum Steinbau überging. Der Landmann blieb dem Holze treu und nur eine Oase von bäuerlichen Steinbauten findet sich im Sauerlande, bei Balve und Olpe: hier aber ist der Steinbau sehr roh gehandhabt, er betrifft nur die Außenwände und der Grundriß des alten Holzhauses erscheint nicht im mindesten verändert. Schornsteine kommen im Münsterlande erst ums Jahr 1500 vor und im ganzen östlichen Westphalen fehlen sie bei den Bauerhäusern heute noch. Glasfenster treten sehr spät auf und jetzt noch findet man statt ihrer in den Wohnungen der Kötter und Beilieger häufig Holzklappen und Vorhänge.

Hätte Dr. Nordhoff in seinem Werke über den westphälischen Holz- und Steinbau die Sprache zu Rathe gezogen und aus ihr geschöpft, er würde den interessanten Uebergang vom Holz- zum Steinbau eingehender haben schildern können. Die Stein- und Erdwälle, die er herbeizieht, gehören nicht hierher; sie sind vorgeschichtliche Denkmäler und haben kaum etwas mit den heutigen Bewohnern Westphalens zu schaffen.

Die Geschichte der gebräuchlichsten Wörter lehrt uns, daß die eigentliche Baukunst vom Mittelmeer stammt. Das griechische χάλιξ wurde zum römischen calx und weiter zum deutschen Kalk; die französische und deutsche Chaussée ist die römische via calcata, die Kalkstraße, welche vorbei führt an den steinernen Weilern, villas. Unser Ziegel ist das entlehnte lateinische tegula, unser Mörtel das lateinische mortarium, unser Thurm das germanisirte turris, unser Fenster und Söller das lateinische fenestra und solarium; die althochdeutsche cheminata, mittelhochdeutsch Kemenate die lateinische caminata **).

*) Wir wollen noch darauf aufmerksam machen, daß auf der Antoninsäule die Wohnungen der Markomannen aus Cylindern mit rundgewölbtem Dache ohne Fenster bestehen und deutlich Flechtwerk zeigen. Pfarrer Helmold erzählt von den Slaven des dreizehnten Jahrhunderts: „Sie geben sich auch nicht einmal beim Häuserbau viele Mühe; vielmehr verfertigen sie Hütten aus Flechtwerk, da sie nur zur Noth Schutz gegen Sturm und Regen suchen.“ (2. Buch, Cap. 13.)

**) Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere. Zweite Auflage. S. 121.

Wie einst das Holz, unser Urmaterial beim Bau, von dem semitisch-mittelländischen Stein verdrängt wurde, so wird dieser jetzt in der neuesten Epoche, jener der technisch-mechanischen Civilisation, von Glas und Eisen verdrängt, aus denen Gebäude sich erheben, so groß und wunderbar wie unsere höchsten Kathedralen.

# Aus allen Erdtheilen.

## N. Michluko-Maclay's Fahrten an der Südwestküste Neu-Guineas im Frühjahr 1874.

I.

Dieser russische Reisende setzt mit Muth und Ausdauer seine Fahrten an den Küsten jenes großen Eilandes fort, mit welchem im fernen Osten der sogenannte hinterindische Archipelagus seinen Abschluß findet. Nachstehend geben wir den Bericht, welchen er an die Petersburger geographische Gesellschaft eingeschickt hat:

Das Ziel meiner zweiten Reise nach Neuguinea war die südwestliche Küste desselben und namentlich der Theil der Küste, welcher sich ostwärts von der großen Halbinsel Kumawa, auch Halbinsel des Prinzen von Nassau Oranien genannt, hinzieht.

Diese Küste, vom großen Flusse Karufa auf der Halbinsel Kumawa bis zum Vorgebirge Buru, trägt den einheimischen Namen Papua-Kowiaï. Nordwärts von der Halbinsel Kumawa heißt die Küste bis zum Golf von Mac-Cluer und diesen mit eingeschlossen Papua-Onim. Nordwärts vom Mac-Cluer-Golf heißt der Theil der Küste von Neuguinea, welcher der Insel Salwatty gegenüber liegt, Papua-Kotan. Diese Eintheilung der Westküste Neuguineas fand ich unter den Papuas verbreitet; sie ist auch bei den Kaufleuten von Ceram im Gebrauch, die seit Alters her mit den Papuas in Handelsverkehr stehen.

Papua-Onim und Papua-Kotan wird von den Kaufleuten aus Macassar (Celebes) und Ceram vorzugsweise besucht, weil der Verkehr mit ihnen weniger Gefahren bietet. Papua-Kowiaï hat wegen der häufigen Kriege unter den Papuavölkern und auch wegen der häufigen, von Handelsexpeditionen ausgeübten Mordthaten und Räubereien einen andern Ruf und wird gegenwärtig nur sehr selten durch große Praauwen (Seefahrzeuge) aus Macassar besucht.

Letzterer Umstand, d. h. der geringere Zufluß Handeltreibender und der verminderte Einfluß fremden Elementes waren für meine Wahl entscheidend, obwohl ich aus den Erzählungen von Leuten aus Macassar und Ceram schließen durfte, daß ich mit der interessanteren auch zugleich die gefahrvollere Partie wählte. Schon einmal entschlossen nach Papua-Kowiaï zu gehen, mußte ich auch auf derartige Dinge gefaßt sein, und so erlebte ich dann auch später eine ganze Reihe von Abenteuern, die dem Charakter der Bewohner dieser Gegenden durchaus entsprechend sind.

Am 23. Februar 1874 fuhr ich von Gecir (einem kleinen Inselchen zwischen dem Ostende Cerams und der ebenfalls nicht großen Insel Ceram-Laut) in dem landesüblichen, Urumbai *) genannten Seefahrzeuge der Südwestküste Neuguineas zu. Meinen Weg nahm ich von den Inseln Goram, Matabello und Adi hin.

Mich begleiteten zwei Diener, Bewohner von der Insel Amboina und mein Papuaknabe Achmat **). Die Bemannung des Urumbai bestand aus 16 Mann, darunter waren 10 Papuas.

Am 27. Februar ging unser Urumbai bei der Insel Namatote vor Anker. Diese Insel liegt zwischen dem Golf von Bitscharu und dem Golf von Trilon auf Neuguinea.

Um eine Oertlichkeit ausfindig zu machen, die zur Erbauung einer Hütte geeignet wäre, besuchte ich die Insel Aiduma, die Lobo-Küste, den Mawara-Archipel, und entschloß mich, auf dem Theile der Küste von Neuguinea selbst zu bleiben, der unter dem Namen Aiwa bekannt ist und dem Mawara-Archipel gegenüber gelegen ist.

Die Papuas waren über mein Vorhaben, unter ihnen wohnen zu wollen, höchlichst verwundert, begegneten mir aber freundlich und sogar sehr achtungsvoll. Da die Küstenbewohner von Papua-Kowiaï ein völlig nomadisirendes Leben führen und in ihren Piroguen aus einem Golf in den andern, von einem Ufer zum andern fahren, so wurde meine Hütte sehr bald ein Versammlungscentrum, um welches sich fast beständig die Piroguen der Bewohner von Namatote, Aiduma und Mawara drängten; ihre Häuptlinge, die Radjas von Namatote und Aiduma, so wie der „Capitän" von Mawara besuchten mich täglich und versicherten mich ihrer Ergebenheit und Freundschaft.

Nachdem ich mich mit der nächstgelegenen Gegend vertraut gemacht hatte, entschloß ich mich, eine etwas weitere Excursion zu unternehmen. Ich machte mir den Umstand zu Nutze, daß unser Urumbai des westlichen Monsuns wegen nicht nach Gecir zurückkehren konnte. Nachdem ich zur Bewachung der Hütte fünf Ceramesen und als sechsten Joseph von Amboina zurückgelassen hatte, machte ich mich mit den übrigen Leuten zuerst nach dem östlichen Ufer der Tritonbai auf, in die „Warika" genannte Oertlichkeit. Meiner Gewohnheit folgend, ließ ich meine Leute im Urumbai zurück und allein unternahm ich völlig unbewaffnet eine Excursion in die Berge. Bewohner der Kamalaberge geleiteten mich; selbst nennen sie sich „Waoiffirau". Ich überschritt den gegen 1300 Fuß hohen Uferkamm und besuchte den großen, sehr interessanten See Kamaka-Wallar, der bis dahin auch nicht einmal den Ceramesen bekannt war, die fast alljährlich diese Küsten besuchen. Der See liegt nach Osten zu, gegen 500 Fuß über dem Meeresspiegel. Die den See einschließenden Berge fallen gegen Südost etwas ab. In der Nähe des Ufers befinden sich einige Hütten der Waoiffirau. Die Berge nach Osten zu, d. h. mehr ins Innere hinein, sind unbewohnt.

Von Warika aus setzte ich den Weg im Urumbai fort. Ich besuchte die Inseln Aiduma, Kaju-Mera, Lakaija und fuhr in den engen Golf Kiruru ein (Etna-Bai auf holländischen Karten). Ich fand, daß dieser „Golf" nur fälschlich so genannt wird. Er ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine lange Meerenge oder Straße, die sich zwischen dem Festlande und einem Archipel niedriger mit Mangrovien bewachsenen Inseln hinzieht. In das letzte und größere Bassin dieses vermeintlichen Meerbusens kann man auch auf anderen Wegen gelangen, indem man mehr durch enge Straßen zwischen den Inseln hinfährt.

An den Ufern der Kiruru-Straße waren keine menschlichen Wohnstätten zu bemerken und nur am letzten Bassin, in der „Timbona" genannten Oertlichkeit, fand ich zwei halbzerfallene

*) Urumbai — ein großes, nicht verdecktes Boot mit einer hüttenartigen Cajüte in der Mitte. Der Bord des Urumbai liegt nicht höher als $1\frac{1}{2}$ Fuß über der Wasserlinie; Nase und Hintertheil sind zugespitzt und hoch. Der Urumbai ist das allgemein gebräuchliche Fahrzeug im Archipel der Molukken und ist von sehr verschiedener Größe. Mein Urumbai hatte einen Gehalt von nicht mehr als zwei Tonnen.

**) Achmat, ein zwölfjähriger Papuaknabe, war mir im Januar 1873 von dem Sultan von Tidor geschenkt worden. Nachdem er ungefähr fünf Monate an Bord des Klippers „Isumrud" zugebracht, hatte er Russisch sprechen gelernt, und seit dieser Zeit spreche ich mit ihm nie anders als in dieser Sprache. Obwohl er nur eine sehr geringe Neigung zum Gehorchen hat, ist er mir doch durch seine Gewandtheit und Anstelligkeit von Nutzen.

Hütten. Auch in den Bergen lieferten einige Fußsteige, abgehackte Baumstämme und Aeste den Beweis, daß die Gegend von Papuas besucht zu werden pflegte. Ich erfuhr später, daß die Eingeborenen hierher von Zeit zu Zeit kommen, um sich Massoi zu holen, die Rinde eines zur Familie des Lorbeers gehörigen Baumes, welche dort zu Arzneien verwandt wird.

Von meinem Ausfluge in die Berge zum Urumbai zurückgekehrt, machte ich mich auf, um längs des Ufers einen geeigneten Ankerplatz für das Nachtlager aufzusuchen. Am andern Morgen wollte ich dann auf einer andern Wasserstraße wieder aufs Meer hinaus gehen. Mein Plan erlitt dadurch eine Aenderung, daß ganz unerwartet fünf große Piroguen erschienen, in welchen sich eine beträchtliche Anzahl von Papuas befand.

Allerlei Umstände bei dieser Begegnung ließen vermuthen, daß die Papuas uns in das Kiruru-Bassin nicht in friedlicher Absicht gefolgt waren und obgleich dann auch nach langem Zögern einige von ihnen an Bord unsers Urumbai kamen, so wurde dadurch der Verdacht meiner Leute nur gesteigert. Unter meinen Leuten befanden sich mehrere, die wohl erfahren waren und durch häufige Reisen nach den Küsten Neuguineas Gelegenheit hatten, sich mit dem Charakter der Papuas gut vertraut zu machen. Sie meinten, die Papuas hätten sich uns lediglich in der Absicht friedlich genähert, um die Zahl der Besatzung und die Ausrüstung des Urumbai kennen zu lernen, um danach die gegenseitigen Kräfte abwägen zu können. Sie waren überzeugt, die Eingeborenen warteten nur die Nacht ab, um uns zu überfallen, und baten mich dringend, hier nicht zu übernachten und schneller auf die offene See hinauszufahren. Nur widerwillig gab ich ihren dringenden Bitten nach. Freilich mußte ich in Erwägung ziehen, daß der Papuas mehr als 50 und unserer im Ganzen nur 13 waren und daß zur Nachtzeit die Chancen sehr ungleich sein konnten. Meine Leute waren so überzeugt von der nahen Gefahr, daß sie mit bemerkenswerthem Eifer die ganze Nacht hindurch ruderten, und unter dem Beistand der Ebbe konnten wir mit Anbruch des Morgens beim Ausgang der Kiruru-Straße dem Wasserfall Guru-Guru gegenüber vor Anker gehen. Im Laufe des ganzen folgendes Tages war ich bemüht, von Neuem mit den Papuas in Beziehungen zu treten, aber nicht eine Pirogue näherte sich uns, obwohl uns die Eingeborenen vom Ufer aus zuwinkten und uns einluden, zu ihnen ins Dorf zu kommen. Der geringe Wasserstand gestattete dem Urumbai nicht, nahe ans Ufer zu fahren, und da die Papuas, ob aus Unlust oder aus Furcht, nicht zu uns gefahren kamen, war ich gezwungen, den ganzen Tag auf dem Urumbai zuzubringen. (Die Lakaija-Papuas haben häufig Ueberfälle des Sultans von Tidor und der Onim-Papuas zu erleiden gehabt, was sie sehr argwöhnisch und boshaft gemacht hat.)

Weiter nach Südwest vom Lakaija-Golf ist das Ufer nicht durch Inseln geschützt wie der nördliche Theil der Kowiaï-Küste, und bietet keine sicheren Ankergründe dar. Daher stellten denn auch der frische Wind, der große Wellenschlag und die starke Brandung der südlichen Fortsetzung unserer Fahrt ernste Schwierigkeiten in den Weg, die noch durch den geringen Umfang unseres Fahrzeuges und die unzuverlässige Ausrüstung desselben erhöht wurden. Ich beschloß deshalb, nach Aiwa umzukehren.

Hier mögen einige Worte über die besuchte Gegend und ihre Bewohner Platz finden. Bei dieser Excursion hatte ich Gelegenheit, eine der allermalerischsten Gegenden des ostindischen Archipels zu sehen. Ein Meer mit zahlreichen Buchten und Straßen, steil abfallende Felsen, hohe Gebirgsrücken in den mannigfaltigsten Contouren, eine reiche Pflanzenwelt verbinden sich in Papua-Kowiaï zu den wirksamsten Effecten und häufig muß man die Landschaft herrlich, majestätisch nennen.

Außer der Schönheit der Natur setzt den Reisenden ihre Menschenleere in Erstaunen. Längs der ganzen Kowiaï-Küste, die ich vom Bitschorn- bis zum Lakaija-Golf besuchte, bin ich nicht mehr als drei oder vier Baulichkeiten begegnet, die man allenfalls Hütten nennen konnte; was ich sonst sah, verdient auch diesen Namen nicht einmal. Man trifft deren häufig so winzig kleine an, daß nur ein Mensch und auch das nur in liegender Stellung Platz darin findet. Alle diese Wohnstätten sind nur zeitweilig bewohnt und nur selten findet man einen Menschen in ihnen. Die ganze Bevölkerung streift auf ihren Piroguen in den Meerbusen und Küstengewässern umher und bleibt meist nur einige Stunden oder Tage an ein und demselben Ort. Die Veranlassung hierzu hat man hauptsächlich in den beständigen Fehden der Eingeborenen unter einander und in den Chonoi-Ueberfällen, d. h. den mit zahlreichen Piroguen von den Onim-Papuas ausgeführten Seezügen zu suchen, die sich häufig der Kowiaï-Küste zuwenden, um dort zu rauben, zu morden und Sklaven zu machen. Die beständige Gefahr hat den Einwohnern nicht gestattet, das Nomadenleben aufzugeben oder hat sie vielleicht auch gar zu Nomaden gemacht. Die Bergbevölkerung ist noch geringer an Zahl als die der Uferbewohner und nur ein schmaler Küstenstrich ist hin und wieder dünn bevölkert. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache und dies beweist die große Isolirtheit der Bevölkerungsgruppen Neuguineas, daß weder die Küsten- noch die Bergbewohner von Papua-Kowiaï etwas von der Existenz der großen Geelvink-Bai wissen, trotzdem die Landenge eine so schmale ist, namentlich von der Kiruru-Bai aus. Die Berge im Innern sind nicht bewohnt und die Bewohner von Papua-Kowiaï überschreiten dieselben niemals. Diese Thatsache ist als feststehend zu betrachten, denn häufig und sehr eingehend habe ich die Bewohner der verschiedensten Gegenden darüber befragt und stets die allerentschiedenste Verneinung hören müssen.

Vergleicht man die Lebensweise der Kowiaï-Papuas mit der Lebensweise der Papuas an der Maclay-Küste, so stellt sich ein großer Unterschied zwischen beiden Bevölkerungen dar. Obwohl die Kowiaï-Papuas schon lange mit dem Eisen und verschiedenen Geräthschaften bekannt sind, obwohl sie ferner auch Kleider anlegen und mit dem Gebrauch der Schußwaffen vertraut sind, und trotzdem sie auch silberne und sogar goldene Schmucksachen tragen, so waren sie und sind sie doch Nomaden geblieben.

Die Unzulänglichkeit der Nahrung, eine Folge des fehlenden Ackerbaues und des Nichtbesitzes von Hausthieren (nur bei den Bergbewohnern in Papua-Kowiaï habe ich Hunde angetroffen; den Uferbewohnern fehlt sogar dieses Hausthier. Da es übrigens auch in den Bergen nur wenig Hunde giebt, so ißt man sie nicht, wie dies an der Maclay-Küste der Fall ist) zwingt die Bevölkerung, am Meeresufer herumzuziehen, um Seethiere zu erjagen, Fische zu fangen und die Wälder abzustreifen, um einige Früchte, Blätter und Wurzeln einzusammeln. Wenn ich bei Begegnungen die Frage stellte: „Wohin?“ oder „Woher?“ so erhielt ich von den Papuas fast immer zur Antwort: „Ich suche“ oder „ich habe etwas zu essen gesucht.“

Die Papuas der Maclay-Küste, obwohl sie von dem Verkehr mit anderen Racen völlig isolirt sind und obgleich sie bis zu meinem Besuch im Jahre 1871 mit keinem einzigen Metall bekannt waren, bauten und bauen mit ihren steinernen Aexten große Ansiedelungen mit vergleichsweise sehr bequemen, oft großen Hütten. Sorgfältig bestellen sie ihre Felder, durch welche sie das ganze Jahr hindurch mit Nahrungsmitteln versorgt werden; endlich haben sie auch Hausthiere: wie Schweine, Hunde und Hühner. In Folge ihrer seßhaften Lebensweise und des Verbandes, zu welchem zahlreiche Dörfer unter einander vereint sind, finden Kriege bei ihnen vergleichsweise seltener als unter den Kowiaï-Papuas statt.

Alles dies beweist, daß die schon viele Jahrhunderte lang andauernden Beziehungen der höher gebildeten Malayen zu den Papuas auch nicht entfernt günstige Folgen für letztere mit sich geführt haben, und schwerlich darf man auch erwarten, daß die künftige Berührung der Papuas mit den Europäern zu besseren Resultaten führen wird, wenn diese Berührungen sich lediglich auf Handelsbeziehungen beschränken werden.

---

### Amerikanisches Urtheil über amerikanisches Schulwesen.

Dem amerikanischen Dünkel, welcher die Wissenschaft und die höhere philosophische Bildung geringschätzt, dagegen die experimentale Praxis über Alles erhebt und die Amerikaner selbst als das auserlesenste praktische Volk betrachtet, diesem Dünkel tritt ein ausgezeichneter Amerikaner, der Präsident White von der Cornell Universität zu Ithaca, im Staate Newyork scharf entgegen. Nicht nur, daß er in der kürzlich in Newyork abgehaltenen wissenschaftlichen Versammlung die amerikanischen Erziehungs- und Bildungsinstitute tief unter die deutschen stellte, er zeigte vielmehr, daß die gesammte amerikanische Erziehung und Bildung, selbst in den höheren Bildungsanstalten, auf nichts anderes gerichtet sei als auf Reichthum, Geld und Gewinn. Im Zusammenhang hiermit beweist der vom Präsidenten Barnard aufgestellte statistische Bericht die interessante Thatsache, daß in den öffentlichen Körpern, Gesetzgebungen und Aemtern die Zahl wirklich literarisch gebildeter Männer von Jahr zu Jahr in auffallender Abnahme begriffen und gleichzeitig die öffentliche Corruption in abschreckender Zunahme sei. Wer von Haus aus dazu erzogen ist, den Zweck des Lebens in Geld und Gewinn zu suchen, der ist für die höheren Zwecke des Lebens, für geistige tiefere Bildung und für philosophische Forschungen, erlahmt und erblindet.

Herr White geht nun auf die inneren Mängel der hohen Bildungsanstalten Amerikas näher ein und erklärt frank und frei, daß das religiöse Kirchensectenwesen den freien Geist und die freie wissenschaftliche Bildung erdrücke. Nach dem Census von 1870 stehen 360 Collegien und Universitäten unter dem Einflusse und unter der Controle dieser religiösen Secten, welche selbst die wirksamsten Kräfte tüchtiger Lehrer schnüren und entmannen.

Alle diese sogenannten Bildungsinstitute athmen einen äußerst beschränkten kirchlichen Sectengeist. Alle diese Collegien und Universitäten sind von kirchlichen Secten gegründet und nicht ein einziges dieser Institute nimmt irgendwie einen hohen Rang unter den wissenschaftlichen Bildungsanstalten ein.

Herr White sagt ferner: Irgend ein Methodist, Baptist, Presbyterianer und Episcopale macht eine Schenkung oder ein Vermächtniß an solche Secteninstitute und fügt hinzu bestimmte Bedingungen der strengen Aufrechthaltung des Sectenglaubens. Auf diese Weise sind alle diese 360 Collegien und Universitäten entstanden. Nichts ist aber der freien Wissenschaft gefährlicher, als der blinde Glaube an bestimmte Dogmen. „Wir brauchen unter allen Umständen nothwendiger Weise Staatsuniversitäten, die mit reichen Mitteln dotirt und mit tüchtigen Lehrkräften versehen sind, so daß diese Secteninstitute entweder förmlich eingehen oder sich in freie Bildungsanstalten umwandeln und den vorzüglicheren Staatsuniversitäten nacheifern und nachahmen müssen. Was würde man wohl von einem großen Palaste sagen, der von Sectenstiftungen und Schenkungen in der Art errichtet worden sei, daß der eine Geschenkgeber einen Thurm im römischen Stile, der andere einen Thurm im gothischen Stile, der dritte eine Renaissancekuppel von Eisen, der vierte dorische Säulen, der fünfte corinthische ꝛc. anordnen, so daß endlich das Gebäude schief, krumm, mit engen Fenstern und engen Hallen aufgebaut würde. Wie dieses verschrobene Gebäude, so sind die Sectenuniversitäten, welche eine Mixtur von guten und schlechten Ideen, von lebenden und todten Anschauungen bilden.“

White geißelt ferner diese Sectenuniversitäten, indem er z. B. erwähnt, daß eine dieser Universitäten ein splendides Teleskop erhalten, aber weder Raum noch Lehrkräfte zum Gebrauche desselben habe; für eine andere Universität wurde ein Observatorium errichtet, um nach außen Reclame zu machen, es fehlten aber alle Instrumente; eine dritte Universität erhielt eine ausgezeichnete botanische Sammlung, es gab aber darin nicht einen einzigen Sachverständigen der Botanik; ebenso war es mit mineralogischen Sammlungen. Am schlimmsten aber sieht es in allen diesen Sectenuniversitäten bezüglich des totalen Mangels von chemischen Laboratorien und physikalischen Apparaten aus.

Herr White erklärt das amerikanische System, wonach Universitäten wie kaufmännische Geschäfte nach der Handelsmaxime des Angebotes und der Nachfrage und wohl auch zu dem Zwecke errichtet werden, die Einwanderung nach einem bestimmten Orte anzuladen, für durchaus verfehlt und nachtheilig.

Er, White, hält es für die Pflicht der Staaten, mit den möglichst größten Fonds Staatsuniversitäten zu errichten und daraus jedes kirchliche Sectenwesen zu verbannen. Ebenso wie die Religion und das Sectenwesen von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen sei, müsse mit weit größerm Rechte die Religion und das sectirerische Kirchenthum von den Universitäten und höheren Bildungsanstalten entfernt werden, weil diese lediglich der Wissenschaft gewidmet seien. Schließlich empfiehlt Präsident White, daß diese Staatsuniversitäten durch unentgeltlichen Unterricht den ärmeren Classen zugänglich gemacht werden sollen, in welchen erfahrungsmäßig mehr Talent und Genius, schon ihrer großen Anzahl wegen, verborgen und unentwickelt liege als in den reicheren Classen, die überdies die Auswahl haben, ihre Kinder nach ausländischen Universitäten zu senden.

(— Wir können unsererseits hinzufügen, daß Herr D. White jahrelang in Deutschland sich dem Studium der Philosophie gewidmet hat. Er kennt die Werke unserer Philosophen gründlich und hat Manches aus denselben ins Englische übertragen. Schon 1857, als er über ein Jahr in Dresden verweilte, waren ihm die Schattenseiten nicht fremd, welche dem nur auf äußeres Erlernen und Einlernen in den Lehranstalten der Yankees gerichteten Unterrichtswesen anhaften. Uebrigens kommen immer mehr junge Angloamerikaner nach Deutschland, um auf unseren höheren Lehranstalten eine gründliche und gediegene Ausbildung zu erwerben, und nicht wenige zeichnen sich durch Eifer und Fleiß aus. —)

---

### Ostindien.

Die vor einiger Zeit an der Grenze unweit von Dera Ghasi Khan entdeckten Kohlenlager sind nicht so reichhaltig wie man anfangs glaubte, aber in jener holzarmen Gegend immerhin werthvoll. — Am Ufer des Godavery, im Gebiete des Nisam von Haiderabad haben die Bohrungen auf Kohlen ein sehr günstiges Ergebniß geliefert.

Im Himalaya wächst, indischen Blättern zufolge, eine Art Taback, die perennirend ist; Schnee und Frost schaden ihr nicht und sie hat Blüthen vom August bis zum März. Ihre Blätter gleichen jenen des virginischen Tabacks.

Den amtlichen Nachweisen zufolge nimmt die Ausfuhr von Dschute aus Calcutta beträchtlich ab. Im Mai 1872 wurden 400,215 Centner nach Großbritannien, Amerika ꝛc. verschifft, im Mai 1873 nur 267,382 Centner und 1874 nur 209,352; im Werthe von respective 2,497,837 — 1,351,348 und 1,252,582 Rupien. Die Abnahme erklärt sich wohl zum Theil daraus, daß am Hugly immer mehr Spinnereien gebaut werden, welche Fabrikate exportiren, so im Mai 1872 Gunnysäcke 214,252 Stück, Mai 1873 schon 513,055 und Mai 1874 417,117. Das vorige Jahr war für das Wachsthum des Dschute nicht günstig. — In den Nordwestprovinzen wurden seit Anfang des Jahres 1874 mehrere Wollspinnereien gebaut und die Regierung in Agra hat für 15,000 Rupien Maschinen für die Spinnerei des dortigen großen Centralgefängnisses kommen lassen.

Die Hirtenbriefe der englischen Bischöfe in Indien haben wegen ihres unangemessenen Tones bei den Eingeborenen Mißstimmung erregt und finden scharfen Tadel. Ein Hindublatt, „Die öffentliche Meinung“, bemerkt, daß die unkundige Menge den Verdacht hege, daß die Regierung darauf ausgehe, die Hindus zu Christen zu machen. Das sei nun allerdings nicht der Fall, und dieselbe werde die bisher beobachtete Neutralität auch fortan beobachten. Aber sie solle das rund heraus und offen erklären, weil dann das Volk sich be-

ruhigen werde. Es sei ein Uebelstand, daß sie anglicanische Geistliche als solche in ihrem Dienste verwende. Ueberhaupt führen die Eingeborenen, welche über die Ausfälle gegen ihre Religion sich ärgern, eine scharfe Sprache. In Bangalore hielt jüngst ein Hindu einen öffentlichen Vortrag, in welchem er erklärte: „Der englische Unterricht, welchen man unseren Landsleuten ertheilt, hat nichts Anderes zur Folge, als uns mit Scheinheiligen, Atheisten, Ochsenfleischfressern und Trunkenbolden zu beschenken."

Die Hochschule (Medresseh) in Calcutta, welche 1781 von Warren Hastings gegründet wurde, zählt gegenwärtig 603 Studenten; von diesen besuchen 183 die arabischen Vorlesungen, die übrigen sind beim „englisch-persischen Departement" inscribirt. Mit der Medresseh ist eine Zweigschule verbunden, die von 310 Schülern besucht wird. Von der Gesammtzahl gehören etwa 350 der Stadt Calcutta an, die übrigen sind aus allen Theilen von Bengalen und Behar gekommen, manche aus Arrakan und Ranguhn in Pegu.

Ein mohammedanisches Blatt, der „Urdu Guide", brachte neulich Auszüge aus Shaw's Reise nach Jarkend und knüpft an dieselben folgende Bemerkungen: „Wir theilen diese Erzählungen mit, um darauf hinzuweisen, daß in keinem Lande und unter keinem andern Volke die Mohammedaner so unanständig sind als in Indien, und wir wollen ihnen zeigen, welch ein Unterschied zwischen ihnen ist und jenen in Jarkend, wo die Leute durch ein feines und höfliches Betragen sich auszeichnen. Die Herrscherfamilie in Jarkend ist, gleich jener der Kaiser von Delhi, von türkischer Abkunft. Der Herausgeber spricht die Erwartung aus, daß die indischen Mohammedaner die Sitten der Hindu und der Engländer abseit liegen lassen und vielmehr sich die Civilisation der Muselmänner in Arabien, Aegypten und der Türkei aneignen. Dadurch würden sie sich von ihrer gegenwärtigen Versunkenheit und Erniedrigung zur Stufe der Ehre erheben. Das ist aber unmöglich so lange sie nicht ihre gegenwärtigen Sitten und Gebräuche abthun und eine andere Ausbildung bekommen."

Vor etwa einem Jahre meldeten wir im „Globus", daß ein Engländer, Namens Melvill, zum Islam übergetreten sei. Seine Landsleute in Indien fanden das entsetzlich shocking; ein britischer Beamter wird Muselmann! Nun ist aber sogar eine altengländische Frau Mohammedanerin geworden. Das einzige zu Bombay in Hindustanisprache erscheinende Blatt „Khussuful Akbar" giebt über dieses „most shocking event" folgende Auskunft: „Durch Gottes Gnade wird die Herrlichkeit der mohammedanischen Religion mehr und mehr erhöht. Eine englische „Madam" begriff die Hoheit dieses Glaubens und welche Macht und Kraft demselben innewohnt, die Sünder zu erlösen. Deshalb hat sie am vergangenen Freitag sich mit ihrem Sohn und ihrer Tochter feierlich zum Islam bekannt. Sie ist die Frau des Herrn Bushey, der in Bombay lebte; er ist vor einiger Zeit mit Tode abgegangen. Der Sohn ist sechs, die Tochter fünf Jahre alt. Die Wahrheit unseres Glaubens hat tiefen Eindruck auf ihr Gewissen gemacht, das Licht der Erkenntniß hat sie erleuchtet, der Einfluß des jüngsten, allein wahren Propheten, — sein Name sei hochgeehrt! — ist mächtig in ihr gewesen, und so ging sie in die Dschokeria-Moschee und bekannte sich zum wahren Glauben. An demselben Abend noch verheirathete sie sich mit dem Afghanen Mohammed Chan."

* * *

— Die Arche Noäh oder Streifblicke vom Ararat. Das ist der Titel einer Zeitschrift (Whiffs from Ararat), welche von Pilgern aus dem Yankeelande in Armenien gedruckt wird. Wir erfahren durch diese frommen Amerikaner allerlei Neues. In den armenischen Dörfern wird ein heirathsfähiges Mädchen mit 14 bis zu 112 Thalern bezahlt. — Sie discutiren die hochwichtige Frage, „ob die Welt wirklich auf dem Rücken eines colossalen Stieres ruhe"; Erdbeben haben ihre Ursache darin, daß der Stier sich regt und seinen Kopf bewegt, wenn eine Fliege ihn beunruhigt. — Die armenischen Bauern glauben, daß der Ararat, auf welchem ja die Arche des weinseligen Noah festsitze, von der göttlichen Vorsehung, die ja zu so vielerlei Dingen nützlich ist, mit einer undurchdringlichen Schranke umgeben sei, damit er nicht durch den Fuß der Menschen entheiligt werde. An der Arche fehlt auch heute noch kein einziges Brett, dafür haben die Engel gesorgt, welche nach der großen Fluth als Wächter derselben angestellt sind. Ablösung hat im Laufe der Jahrtausende nicht stattgefunden, aber Engel können die ewige Langeweile schon ertragen.

— Der Mineralreichthum Chiles ist bekanntlich groß. Allein das Grubenrevier von Copiapo im Norden der Republik hat im Jahre 1873 folgende Ausbeute ergeben:

| | Erz. | Feines Silber. |
|---|---|---|
| Chañarcillo . . . . | 2,721,571 Kilogr. | 12,812 Kilogr. |
| Lomas Bajas . . . | 2,992,034 „ | 8,964 „ |
| Chimbero . . . . | 11,355,284 „ | 35,649 „ |
| Tres Puntas . . . | 1,374,187 „ | 3,330 „ |
| | 18,443,076 Kilogr. | 60,255 Kilogr. |

Die Provinz Atacama hat im Verlaufe der letztverflossenen 30 Jahre eine Erzproduction im Werthe von 201,826240 Dollars ergeben, zumeist Kupfer und Silber, demnach im Durchschnitt jährlich 6,700,000 Dollars. Im Jahre 1867 stellte sich die Ausfuhr von Mineralien auf nahezu 11½ Millionen Dollars, seitdem hat sie sich zwischen 10 und 11 Millionen gehalten.

— Nicht nach Tibet, wie auf S. 191 dieses Bandes, nach Angabe der „Mail", gemeldet wurde, will der um die Topographie Chinas verdiente Ney Elias jetzt seine Schritte lenken; er organisirt vielmehr eine Expedition, welche von Bhamo am Irawaddy aus nach Jünnan-fu vordringen soll. Der Widerstand, welchen die Reste der Panthays den chinesischen Truppen dort noch leisten, muß also nicht mehr sehr heftig und umfangreich sein. Von dem namentlich mit dem Bestimmen astronomischer Positionen sehr vertrauten Reisenden (man denke an seine Aufnahme des neuen Unterlaufes des gelben Flusses) sind große Verbesserungen der Karte Südwestchinas zu erhoffen.

— In Siam lernen die Männer der höheren Classen mit Eifer Englisch. Die in Bangkok erscheinende Zeitung „Siam Weekly" berichtet, daß man in den Häusern der Prinzen und Vornehmen englische Zeitungen halte und mit Aufmerksamkeit lese. Einige Prinzen sind in mehreren europäischen Sprachen bewandert und alle sprechen das Englische geläufig. Daß sie sich in Folge ihrer Studien viele neue Ideen aneignen, versteht sich von selbst. In Birma dagegen werden diejenigen Vornehmen, welche Englisch oder Französisch gelernt haben, von den Höflingen des Königs mit Mißtrauen betrachtet.

— Die Auswanderung der Szekler in Siebenbürgen nimmt mehr und mehr größere Dimensionen an; sie ziehen in Massen nach der Moldau.

Durch ein unliebsames Versehen sind in der laufenden Nummer, S. 308, in dem Aufsatze über Schweinfurth's Reisen fünf Absätze mit Petitschrift gedruckt worden. Wir bitten dafür die Leser um Nachsicht.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. 1874.

# An der ligurischen Riviera di Ponente.

## In Mentone und Bordighera.

### I.

Als Adam und Eva aus ihrem Lustgarten („Paradiese") vertrieben wurden, wo sie doch eigentlich nichts gethan hatten was unmenschlich gewesen wäre, zogen sie tief betrübt fürbaß. Der Mythus will wissen, daß sie sehr zerknirscht gewesen seien, aber den Legenden darf man nicht in allen Stücken glauben. Eva ist übrigens eine ganz gescheidte Person gewesen; sie nahm nicht bloß ihren Adam mit, sondern auch eine Citrone, welche sie mit ihrer Hand von einem Baum abpflückte, der an der Ausgangspforte des Lustgartens stand. Die Legende behauptet, sie habe diese Frucht in ihrer Schürze verborgen, was aber nicht im ersten Buche Mose steht.

Eva sprach zu Adam: „Diese Frucht will ich dem schönsten Lande geben, welches wir auf Erden finden." Das Paar schweifte und irrte lange Zeit in der weiten Welt umher, doch Eva behielt die dem Paradies entfremdete Citrone immer in der Schürze, bis sie dorthin kamen wo heute Mentone steht. Hoch entzückt über die herrliche Gegend nahm sie die Frucht und warf sie zu Boden; dabei hat sie gesagt: „Hier gedeihe, wachse und vermehre dich; schaffe an dieser Stelle ein Paradies für die Menschen, welche hier einst wohnen werden!" Die Vermehrung hat in der That stattgefunden, denn im Gebiete von Mentone werden in jedem Jahre viele Millionen dieser Frucht geerntet.

Diese Gegend ist wirklich ein Paradies und der Boden, wo er Feuchtigkeit genug hat, überaus fruchtbar. Auch darüber hat man eine Sage. Es kommt ein Fremder nach Mentone der außerhalb des Thores seinen Wanderstab in die Erde steckt, und dann vergißt ihn wieder herauszuziehen. Nach ein paar Tagen, als er wieder fortgeht, findet er den Stock und ist nicht wenig erstaunt, daß derselbe bereits Zweige und Blätter getrieben hat. Man kann diesen Baum noch heute sehen, er steht in der Straße des heiligen Michael.

Wer Mentone gründlich genießen will, muß sich dort in den Monaten von Februar bis Mai aufhalten und trifft er es, daß das Frühjahr recht schön ist, dann wird er allerdings sagen können, daß er in einem Paradiese lebe.

Dem westlichen Gestade des Golfes von Genua entlang, der Riviera di Ponente, läuft die Eisenbahn nach Nizza und dann weiter nach Toulon und Marseille, aber die Fahrt auf der Landstraße, welche der erste Napoleon gebaut hat, die Route de la Corniche, bietet unendlich mehr malerische Ansichten. Wer Abends in Mentone ankommt und in einem der vielen Landhäuser seine Wohnung genommen hat, wird sich am Morgen auf das Angenehmste überrascht fühlen; er steht entzückt und bewundernd da über die Pracht und den magischen Zauber dieser Gegend.

Mentone liegt so ziemlich in der Mitte einer Meeresbucht von etwa 8 Kilometer Umfang; an der Westseite tritt Cap Martin in die See hinaus und über dieses längliche



Mentone, von der Westseite gesehen.

Vorgebirge zieht die Cornichestraße; an der Westseite fällt Cap Murtola steil ab. Bucht und Stadt sind nach allen Seiten hin gegen die kalten Winde durch einen Gürtel von Höhenzügen geschützt, die sich von etwa 1000 bis 1300 Meter erheben und nur nach einer Seite offen sind. Die Hauptstraße ist einige Kilometer lang, an manchen Stellen sehr eng, auf den Seitenwegen können nicht zwei Leute neben einander gehen, und große Vorsicht ist wegen der Omnibus und anderer Wagen, der beladenen Esel und Pferde wohl angebracht. Dem Fremden fällt sofort auf, daß die Mentonesen überaus lebhaft gesticuliren; man hat scherzhaft gesagt, daß die Arm- und Handbewegungen derselben einen Hauptbestandtheil des dortigen Patois bilden.

In der Altstadt hat man bis 1811 keinen Wagen gekannt; nach Mentone konnte man nur von der Seeseite her gelangen oder über die Berge zu Fuß und auf Maulthieren, die Mauern erhoben sich hart am Meer. Als Napoleon die Cornichestraße bauen ließ, mußte er unterhalb der südöstlichen Festungswerke den schönen, langen Uferstaden (Kai) aufmauern lassen, und die Eisenbahn ist unter der Altstadt durch einen 500 Meter langen Tunnel gelegt worden. Die Fremden wohnen in der Neustadt, welche dem Meer entlang steht und sich nun schon bis in die verschiedenen Thäler hinaufzieht.

Als klimatischer Curort ist Mentone erst seit 1850 bekannt geworden und es hat als solcher einen großen Namen. In jedem Jahre werden neue Landhäuser gebaut und die Zahl der Fremden steigt. Die Ostseite der Bucht ist bereits völlig mit Villen besetzt. Aber die Altstadt ist viel malerischer als jener moderne Theil. Sie liegt amphitheatralisch auf den Anhöhen und wer sie durchwandelt, glaubt sich in das Mittelalter versetzt. Man klettert in den engen, düsteren Straßen aufwärts, die man eigentlich als schlecht gepflasterte Treppen bezeichnen sollte. Das ist mühsam, aber man wird durch das Malerische und die herrlichen Lichtreflexe über den dunkelen, niedrigen Gewölben vollauf entschädigt, dort ist die Hitze niemals drückend. Die oberen Geschosse der Häuser haben freien Ausblick nach dem Meer hin.

Alle Ausflüge sind überaus lohnend und man hat eine reiche Auswahl. Zum Vorgebirge St. Martin wandert man durch einen Wald mächtiger Oelbäume bis an den Punkt, wo die von Monaco und von Nizza her führenden Straßen zusammentreffen; dort ist die Aussicht entzückend. Vor sich hat man einen grünen Ocean von Olivenbäumen; Mentone liegt unten halb versteckt, aber man erkennt deutlich die alte Burg, wo nun der Friedhof ist, und die Thürme der Altstadt. Jenseits der St. Louisbrücke, welche die Grenze zwischen Frankreich und Italien bildet, zieht die Cornichestraße steil bis zu dem Grenzristorante, wo sich nun die Zollstätte befindet; diese liegt oberhalb der sogenannten Rothen Felsen. Weiterhin wird Cap Murtola sichtbar, man hat einen Blick auf den Strand und die Festungswerke von Ventimiglia, die langgestreckte Landspitze von Bordighera, welche in einem azurblauen See zu schwimmen scheint, und dann auch auf die bläulichen Hügel von San Remo. Das Meer hat die Färbung des Himmels, mit welchem sie fern am Horizont in einander fließt, und der weite Strand mit seinen goldgelben Uferstrecken oder den dunkelen Felsen wird von milchweißem Wellenschaum eingesäumt. Ueber aller dieser Pracht prangt in wolkenlosem Blau die Sonne.

Der Oelbaum ist für Mentone von großer Wichtigkeit. In der Provence nimmt er sich nichts weniger als malerisch aus, in Monaco tritt er schon stattlicher auf, aber am Cap Martin entfaltet er sich in seiner ganzen Macht und gilt für den König aller Bäume, die am Mittelmeere wachsen. Hier leidet er nicht durch Fröste und hat sich unter den ihm durchaus zusagenden Verhältnissen des Bodens und des Klimas herrlich entwickeln können. Er gelangt zu einem hohen Alter und einige Patriarchen am Cap Sant Martin sollen, wie man behauptet, bis in die Zeit der römischen Imperatoren hinauf reichen. Je älter ein Olivenbaum, um so schöner ist er; er hat wunderliche Gestalten, ein phantastisches Geäst und Gezweig, welches die Sonne abhält und doch der freien Luft Zugang gestattet; dasselbe ist leicht und zierlich gebogen und anfangs kann man sich lange an einem solchen Baume nicht satt sehen, namentlich im Frühjahr, wo die Blätter noch frisch grün sind.

Er blüht im April und giebt im Jahr eine Ernte; einer sehr ergiebigen folgt dann, wie so häufig auch bei den Aepfelbäumen, im nächsten Jahr eine schwächere. Der Baum will gut gepflegt und stark gedüngt sein, am liebsten mit wollenen und anderen Lumpen. Im Herbste beginnt die Olive zu reifen, im December und Januar fällt sie vom Baum ab. Jeder Landmann erntet in der ihm beliebigen Art; der eine schlägt die Frucht mit Stangen ab, der andere pflückt sie sorgfältig, und der dritte sammelt sie wie sie eben abfällt. Die Oelmühlen, **Frantoi**, haben gewöhnlich eine sehr malerische Lage, aber sie verschwärzen und verunreinigen das Wasser der Bäche. Das Pfund Oel wird, je nach der Güte, mit 4 bis 6 Silbergroschen bezahlt. In guten Jahren werden im Gebiete von Mentone bis zu 800,000 Pfund Oel gewonnen.

Der **Weinbau** ist früher durch die Traubenkrankheit stark beeinträchtigt worden, man hat ihn aber wieder aufgenommen und herbstet jetzt etwa 2000 Hektoliter; das Liter wird mit 4 bis 12 Groschen bezahlt. Bei sorgfältiger Behandlung würde man ein sehr gutes Getränk liefern können, aber man bleibt im Hergebrachten stecken. Die Mentonesen sind zwar geldgierig aber träge. Sie haben z. B. im Gebirge manche Quellen, welche sie für die Bewässerung der Felder nutzbar machen könnten, sie geben sich indeß nicht die Mühe dieselben zu fassen und durch Aquäducte irgend welcher Art in die Citronengärten zu leiten, wo das Wasser manchmal so nothwendig ist. Sie begnügen sich mit Cisternen in welchen das Regenwasser gesammelt wird.

Die alte Eva that wohl daran, die **Paradiscitrone** hier dem Boden anzuvertrauen, denn sie gedeiht vortrefflich, so gut wie 5 Grad weiter nach Süden hin in Sicilien. Von Mentone bis Palermo findet man keine Stelle, wo der Baum auch in den Wintermonaten unbedeckt bleiben darf, und auch bei Palermo muß er durch hohe Mauern gegen die Nordwinde geschützt werden, falls er nicht in tiefen Schluchten steht. Bei Mentone gedeiht er so gut, weil das Klima dem von Cannes und Nizza, von Pisa, Rom und selbst Neapel vorzuziehen ist. Kein anderes in Frankreich und Italien kommt ihm gleich, weil es keine Fröste kennt, die Lage nach Südwesten den milden Winden Zugang gewährt und die Berge keine Nordwinde zulassen. Was die mittlere **Jahrestemperatur** anbelangt, so steht dieselbe mit jener von Cannes und Neapel gleich und einen halben Grad höher als jene von Nizza, Pisa oder Rom; sie stellt sich auf 16,1° C., das Mittel für den Winter 9,6°, Frühling 15,3°, Sommer 23,6°, Herbst 16,8°. Die mittlere **Wintertemperatur** beträgt für Neapel 9,8°, Rom 8,3°, Siena 5,2°, Florenz 7,6°, Pisa 7,82°, Venedig 3,35°. Auf allen diesen Punkten sind Fröste nicht ungewöhnlich, in Mentone dagegen äußerst selten. In den Jahren von 1818 bis 1861 hat der Thermometer nur viermal, und dann nur wenige Stunden oder Tage, unter Null gestanden, und in manchen Jahren nicht unter + 8 Grad. Der Schneefall beträgt im Durchschnitt für das Jahr ungefähr 6 Stunden. Das Alles ist ganz richtig, aber Mentone hat auch kalte



Landhaus bei Mentone.



Olivenernte.

und Regentage und namentlich auch windige; es ist ein Paradies, aber nicht immer.

Die meteorologischen Beobachtungen ergaben für die Jahre vom 1. Januar 1851 bis 31. December 1860 im Durchschnitte: 214 Tage mit vollkommen heiterm Himmel, 45 waren theilweise bedeckt, an 80 fiel Regen und davon kamen auf den Winter 18, den Frühling 21, den Sommer 13, den Herbst 28. An 24 Tagen regnete es nur je etwa eine Viertelstunde lang; der mittlere Regenfall stellt sich auf nur 746 Millimeter und man begreift sehr wohl, daß die Mentonesen sich viel mehr Regen wünschen. Nebel kommen selten vor. Also das Klima ist im Winter mild und im Sommer nicht drückend heiß; im Verlauf von 36 Jahren hat das Maximum der Wärme nur zwei Mal 31° C. betragen. Die Mitteltemperatur der Sommermonate stellt sich, wie schon bemerkt, auf 23°. Das vorstehend Gesagte gilt nur von dem Küstenlande, welches den unmittelbaren Einwirkungen des Meeres ausgesetzt ist; in den Schluchten und auf den Bergen walten andere Verhältnisse ob.

Der Citronenbaum hat auf Sicilien nur eine Saison, die mit September beginnt und mit März zu Ende geht. Im Frühling und Sommer setzt er dort keine Früchte an, weil ihm dann die Hitze zu stark ist; in Mentone dagegen, bei einer gleichmäßigern und mildern Temperatur, trägt er das ganze Jahr hindurch gleichzeitig Blüthen und Früchte in verschiedenen Stadien des Reifwerdens. Also liefert er hier die Verdami, Sommercitronen, welche eine weite Versendung gut vertragen. Die Ernte dauert das ganze Jahr hindurch, man pflückt vom 1. Januar bis 31. December. Ob die Angabe, daß dieselbe in manchen Jahren bis zu 40 Millionen Stück ergebe, richtig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. Man thut sie zunächst in große Körbe, welche von Frauen auf dem Kopfe getragen werden. Daran sind die Mentonesinnen gewöhnt, Tragkörbe benutzen sie nicht. Man kann täglich sehen, daß eine Frau den am Brunnen mit Wasser gefüllten Kübel auf den Kopf hebt, dann ein Kind auf dem Arme trägt, irgend einem Knaben, der nicht aus dem Wege geht, einen Tritt versetzt und bei alledem auch nicht einen Tropfen verschüttet. Die Citronenträgerinnen haben schwere Arbeit und müssen die Kopflast mit den Händen stützen, wenn sie auf den engen, steinigen Pfaden bergab steigen, wo an vielen Punkten nicht einmal Stufen vorhanden sind.



Oelbäume.

Der Inhalt der Körbe wird in Magazine am Hafen gebracht; in denselben bleiben die Früchte einige Tage liegen, damit sie ihre natürliche Frische nicht verlieren; nachher sortirt man sie und nur die ganz untadelhaften gelangen zur Versendung nach entfernten Gegenden. Dabei wird sehr sorgfältig zu Werke gegangen und jede Citrone in Papier gewickelt. Die Verpackung geschieht auf dreierlei Art. Die „Lyoner" Kisten gehen nach Frankreich und jede hält 490 Stück; die „flandrischen" Kisten sind für Nordeuropa bestimmt und enthalten 420 Stück; die sogenannten messinesischen, welche nach Amerika verschickt werden, nur 360. Gegen Ende April ankern auf der Rhede amerikanische Schiffe, für welche die Kisten schon bereit stehen um sofort an Bord gebracht zu werden. Sie holen durchschnittlich 3000 derselben ab. Der Preis ist je nach den Jahrgängen verschieden; im Durchschnitte stellt er sich im Minimum auf 12 bis 15 Francs, für das Maximum auf 50 bis 60 Francs; 70 Francs sind schon ein Ausnahmepreis. Ein Citronenbaum, der sich selbst überlassen wird, trägt weder Blüthen noch Früchte; er will seine Pflege haben. Manchmal wird er von Krankheiten heimgesucht und unter diesen ist die Morfea die schlimmste; sie besteht darin, daß der Baum ganz und gar mit Myriaden schwarzer kleiner Insecten überzogen wird. Hornspähne sind für ihn der zuträglichste Dünger, man thut denselben in Löcher, die um den Baum gegraben und dann zugeworfen werden. Nach Verlauf von anderthalb bis zwei Jahren hat sich dann diese „Nahrung des Baumes" in Erde verwandelt.

Apfelsinenbäume fehlen bei Mentone keineswegs und die Ernte ergiebt jährlich von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Orangen. Diese sind aber zumeist von mittelmäßiger Güte und können mit denen aus Spanien, von den balearischen Inseln und aus Sicilien keinen Vergleich aushalten. Der Baum giebt nur eine Ernte im Jahre, die gewöhnlich im Januar oder Februar stattfindet, wenn die Früchte noch nicht ganz reif und deshalb zur Ausfuhr geeignet sind. Für Mentone selbst pflückt man sie im April oder Mai, wenn sie roth und reif sind. Mandeln- und Feigenbäume wachsen in allen Gärten und die mentonesische Flora ist ungemein reich. Die Botaniker wollen wissen, daß dort auf einem Flächenraume von nur 75 Quadratkilometer etwa 1000 Pflanzenspecies gefunden werden, etwa ebenso viele wie in ganz Irland.

# Quer durch Afrika.

Das ist der Titel, welchen Gerhard Rohlfs seinem neuesten Werke gegeben hat. Dasselbe beschreibt seine Reise vom Mittelmeere nach dem Tschad-See und von dort zum Golfe von Guinea. Vor uns liegt der erste Band, welcher die Wanderung von Tripolis nach Ghadames, Mursuk in Fessan, die Sahara mit ihren Eigenthümlichkeiten, das Volk der Tebu (Tibbu), die Oase Agadem und Bornu schildert. Diese Region, durch welche die große Karawanenstraße zieht, ist bekanntlich schon mehrmals dargestellt worden; man liest aber mit Vergnügen das was Rohlfs über das Land und dessen Bewohner und seine eigenen, oft in nicht geringem Grad interessanten Erlebnisse zu sagen hat. Die Darstellung ist lebendig, der Stil gut und wir wissen es dem berühmten Reisenden Dank, daß er das, was früher vereinzelt in Zeitschriften erschien, zusammengestellt und überarbeitet hat. Das Werk ist bei F. A. Brockhaus erschienen, hat eine saubere Uebersichtskarte, ist aber zu unserm Leidwesen mit lateinischen Buchstaben gedruckt, was sich, so weit unsere Erfahrung reicht, bei erzählenden Büchern, denen man ein möglichst großes Publicum wünschen muß, nicht empfiehlt und sehr vielen Lesern nicht angenehm ist. Bei streng wissenschaftlichen Fachwerken mag die lateinische Letter ihre Vorzüge haben, hier aber lag keine Nothwendigkeit vor, dieselbe anzuwenden.

Gerhard Rohlfs gehört zu den Männern, in welchen der Trieb zu Forschungsexpeditionen sich nicht zurückdrängen läßt; er hat die „Laufkrankheit", wie Gustav Wallis, Georg Schweinfurth, Adolf Bastian und andere, welche der Wissenschaft so hervorragende Dienste leisten. Kaum war er zu Ende des Jahres 1864 von seiner merkwürdigen Wanderung über den marokkanischen Atlas, durch Tafilet, Tuat und die Sahara in der Richtung nach Osten in Tripolis angelangt, als er, nach einem Aufenthalte von nur wenigen Monaten in Deutschland, schon wieder nach Afrika zurück eilte, um eine neue Reise anzutreten, eben jene, welche er in diesem Werke beschreibt. Er verläßt sich bei seinen Wanderungen am liebsten auf sich allein; in Afrika schrecken ihn weder das Klima noch die wilden Thiere, Gefahren drohen nur, wie er hervorhebt, von einer Seite, den Menschen. Er selbst mußte das ja schon oft erfahren und hatte, verrätherisch von einem Begleiter überfallen und fast tödtlich verwundet, nur einem Zufall es zu danken, daß sein Leben gerettet wurde.

Wohl ausgerüstet, auch mit wissenschaftlichen Instrumenten, brach er am 29. April 1865 von Tripolis auf, zunächst nach den Oasen Mschia und Tadschura und von dort durch einen Sandgürtel nach der Leptis magna der Römer, heute Lebda. Den Rückweg nahm er über Messalata; er fand unterwegs eine theils seßhafte, theils nomadisirende Bevölkerung, jene in armseligen Steinhütten, beide aber schwer gedrückt und ausgesogen durch die türkisch-tripolitanische Regierung. „Angesichts der herrlichsten Baudenkmäler und verfallener Paläste, die oft nur einer geringen Ausbesserung bedürften, um mehreren Familien als solides und gesundes Obdach zu dienen, fristen diese Leute ihre erbärmliche Existenz. Nie fragen sie sich: warum können denn nicht wir solche Gebäude errichten und bewohnen? Nie regt ein Steindamm, der auf die Umfassung eines ehemaligen Wasserreservoirs deutet, nie der Bogen eines alten Aquäductes sie zum Nachdenken über die gegenwärtige Armuth des Landes an. Stumpfsinnig schleichen sie vorüber, oder ein Weiser unter ihnen versteigt sich etwa zu der Aeußerung: Das sind Werke der Rumi, der Christen, die standen mit dem Teufel im Bunde; mit seiner Hülfe erbaueten sie jene Schlösser; verflucht seien die Christen! Und doch ist dieses Volk bildungsfähig und würde unter angemessener Leitung sich gewiß nach und nach aus seiner Lethargie herausarbeiten. Aber bei dem Verwaltungssysteme der türkischen Regierung (— und dem brutalisirenden Fanatismus der Religion —) kann auf ein derartiges Emporheben wohl niemals gerechnet werden."

Rohlfs war in Tracht, Sitte &c. ein echter Muselmann. „Das gelang mir vortrefflich. Weintrinken ist den Tripolitanern nichts Auffallendes; sie betrachten das Trinken von Spirituosen als halb erlaubt; in der Kunst des Gebetmachens aber nahm ich es mit dem frömmsten Fakir auf. Hierin hatte ich in Marokko eine gute Schule durchgemacht und mir allerlei kleine Finessen angeeignet; ja, ich bin überzeugt, mancher Thaleb aus der Umgegend beneidete mich um meine Fertigkeit im Niederwerfen und Fingerdrehen beim Gebet."

Im letzten Drittel des Maimonats brach Rohlfs dann von Tripolis, wohin er zurückgekehrt war, wieder auf, um die Wanderung nach der Oase Ghadames anzutreten, also die erste Etappe seiner großen Reise zu erreichen. Er zog zunächst durch den Palmenwald, an dessen östlichem Saume die Sanddünen beginnen. „Man hat dort in nächster Nähe von Tripolis ein echt afrikanisches Bild vor sich: schlanke, immergrüne Palmen, Orangen- und Olivenbäume mit saftigem Blätterschmuck, unmittelbar daneben aber die öde Sanddüne und Alles überwölbt von einem trübblauen Himmel. In Nordafrika ist der Himmel beständig in graue Schleier gehüllt, der klare und tiefblaue Himmel des europäischen Südens zeigt sich erst wieder in der Region der Haufenwolken, d. h. in Centralafrika, während der Regenzeit."

In der Oase Sensur begegnete Rohlfs einer Karawane, die mit Sklaven und Sklavinnen aus Mursuk kam; er hatte also hier wieder einen neuen Beweis, daß der Menschenhandel in den türkischen Provinzen noch immer nicht aufgehört hat, trotzdem die Pforte den europäischen Mächten immer das Gegentheil versichert. In Tripolis begünstigte geradezu die Regierung selbst den Sklavenhandel in jeder Weise.

Der Zug ging über den Djebel Ghorian und über den Djebel Tkutt (dessen Höhe bis zu 2800 Fuß geschätzt wird); die Höhe des Schlosses Ghorian, wo ein Pascha waltet, fand Rohlfs zu 2118 Fuß. Nach Süden hin sind einige der unterirdischen Dörfer, die aus Steinhütten bestehen, von Juden bewohnt. Dieselben haben ganz die Sitten und Gebräuche der eingeborenen Gebirgsbewohner angenommen, während sie sich im Aeußern stark von ihnen unterscheiden. Jene zeigen durchweg den Typus der Berberstämme, während die Juden heller von Farbe sind. Ihre Sprache ist zwar auch berberisch, aber man erkennt sie gleich an dem lispelnden Jargon. Sie tragen Locken (Peies) an den Schläfen, wie ihre Stammesgenossen in Polen und Marokko. Im Ganzen stehen sie mit den Eingeborenen auf gutem Fuße, weil sie diesen unentbehrlich sind, denn sie allein betreiben Handwerke und beschäftigen sich namentlich mit dem Ausbessern von Schießgewehren und dem Anfertigen von Schmucksachen. Ihre Dörfer sind eben so schmutzig wie jene der Berber; überall guckt das Elend hervor und auch die Begüterten verbergen sorgfältig ihre Habe, aus Furcht von dem

türkischen Pascha derselben beraubt zu werden oder sie bei einem feindlichen Ueberfalle zu verlieren.

Die Landschaft am obern Sufedschinflusse, der einen großen Theil der Gewässer des Ghoriangebirges in seinem Bette sammelt und zur Syrte hinabführt, heißt Gedama. Sie hat zum großen Theil anbaufähigen Boden, da in der Regenzeit geackert werden kann. Unter den Gewächsen bemerkte Rohlfs die Halfa, Stipa tenacissima. Es war ihm früher schon aufgefallen, daß die Eingeborenen in die Halme dieser Halfa Knoten schlangen und er bemerkte Aehnliches auch hier an einem Kameeltreiber, der sich niedersetzte und mit seinen hinter den Rücken gelegten Händen einen solchen Knoten machte. Auf die Frage weshalb erfolgte die Antwort: „Wenn Du Rückenschmerzen hast, giebt es kein besseres Gegenmittel als sie in die Halfa zu knoten; auch zukünftige Schmerzen kann man festknoten; es hilft auf der Stelle."

In den Köpfen der Kameeltreiber steckt auch sonst noch mancher Aberglaube. Sie geberdeten sich vor Freude wie unsinnig, als ein kleiner Vogel in Rohlfs' Zelt flog und sich dem Reisenden zutraulich auf die Schulter setzte. „Es ist ein Marabut!" riefen sie, „auch Du mußt ein Marabut sein; Du verstehst sicher, wie unser seliger Herr Sliman (Salomo), die Sprache der Thiere." Die Sache ging aber sehr natürlich zu; der Vogel war vor Durst fast verschmachtet und nachdem er sich von dem ihm vorgehaltenen Wasser satt getrunken, flog er davon. In der Sahara folgen häufig kleine Vögel, namentlich Sperlinge, tagelang einer Karawane, um Brosamen aufzupicken und an den Tropfen einer Girba (Wasserschlauches) ihren Durst zu löschen. Wenn Einem nach langer Wüstenwanderung Sperlinge oder Schwalben entgegen kommen, so ist gewiß eine Oase nicht mehr fern und man kann bald, wie der Schiffer auf hohem Meer, ausrufen: Land!

Weiterhin führte der Weg über ein hamadaartiges Gelände, d. h. eine mit scharfkantigen Steinen bedeckte Ebene, nach zwei Ortschaften, welche beide Mista heißen. Die zusammen etwa 1000 Bewohner sind arabisirte Berber, deren Erwerbszweig Karawanenbetrieb ist und welche sämmtlich dem neugestifteten Orden der Snussi angehören; dieser zeichnet sich durch strenge Vorschriften und besonders durch den Haß gegen das Christenthum aus. Ueber Mista hinaus kam man auf der Hamada durch viele kleine, kräuterreiche Oasen, sogenannte Gra; der Thermometer zeigte nun beständig Nachmittags 35 bis 40° im Schatten und selbst vor Sonnenaufgang 18°.

In einer natürlichen Höhle fand Rohlfs Figuren in die Wände gehauen, ziemlich roh ausgeführt, doch immerhin von einer gewissen Stufe der Cultur zeugend; sie stellten Kameele, Elephanten, Antilopen und andere Thiere vor, dann auch eine weibliche Menschengestalt in sehr indecenter Stellung mit ausgeprägter Negerphysiognomie. Alte Schriftzeichen fand man nicht.

Dann wurde der Rand der großen Hamada berührt. „Bevor wir ihn überschritten, veranlaßten mich meine Kameeltreiber, weil ich zum ersten Male dieses Weges ziehe, einen kleinen Steinhügel, Bu ssor oder Bu safsar, d. h. Reisevater, zu errichten. Ursprung und Bedeutung dieses Brauches konnten sie mir nicht erklären oder ich verstand ihre Erklärung nicht. Erst später erfuhr ich, daß die Bu ssor Fetische sind, welche den Reisenden, der das erste Mal solche hervorragende Punkte berührt, vor Ungemach schützen sollen." Mit der Errichtung eines Bu ssor ist die Verpflichtung verbunden, den Reisegefährten ein Gastmahl zu geben.

Beim Lagern hängt man die Wasserschläuche auf, damit, wie die Kameeltreiber sagen, die Erde nicht das Wasser trinke, d. h. einsauge. Rohlfs hatte deshalb nach Sitte reicher Marokkaner Dreifüße zum Aufhängen der Schläuche mitgenommen, nun sah er aber, daß man diese letzteren der Reihe nach auf eine Matte legte und mit einer andern sorgfältig zudeckte. Das geschah „weil sonst der Mond das Wasser trinke".

Die Kameeltreiber stellten einer kleinen Eidechse mit plattem Kopf eifrig nach; sie wird Bu bris genannt und ist eine Geckoart. Der Aberglaube will nun wissen, das Thierchen vergifte durch seinen Hauch die Speisen, es könne den Menschen Ausschlag anspritzen und Frauen in guter Hoffnung, welche von demselben angeblickt würden, müßten gefleckte Kinder gebären.

In der Oase Derdsch, am steilen Abhange der Hammada, sind die verschiedenen Ortschaften von verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, die eine, Matres, von Arabern, andere von Leuten berberischen Ursprungs, die von den umwohnenden Stämmen als Mammeluki bezeichnet werden. Aber weder die Araber noch die Berber dieser Oase zeigen im Aeußern die charakteristischen Merkmale dieser Völkeracen; sie sind so stark mit Negerblut durchsetzt, daß man sie eher als wohlgestaltete Schwarze mit kaukasischer Gesichtsbildung als zu den Weißen rechnen möchte.

Diese Oase hat fließendes Wasser; außerdem fördert man das befruchtende Naß aus unterirdischen Gallerien (Fogarat) und aus Ziehbrunnen. Die Zahl der Dattelpalmen beträgt etwa 300,000, aber zwei Drittel der Gärten und Bäume sind an Fremde, z. B. an Leute aus Rhadames, verkauft worden. Wie überall in den Oasen, so werden auch dort die Bäume und der Boden, auf welchem sie stehen, getrennt von einander verkauft, und ein so widersinniger Brauch verfehlt nicht, Anlaß zu Streitigkeiten zu geben. So klagt z. B. der Besitzer einer Palme gegen den Grundeigenthümer, der Baum sei eingegangen, weil er nicht hinreichend bewässert wurde &c. Grund und Boden sind verhältnißmäßig billig zu haben, die Bäume aber stehen hoch im Preise. Für eine Palme der edlern Gattung, welche alljährlich eine Kameelladung Datteln liefert, zahlt man bis über 100 Mahbub (etwa 500 Francs).

Am 18. Juni zog Rohlfs in Rhadames (Ghadames) ein, gefolgt von Erwachsenen und Kindern, welche mit Staunen den kleinen weißen Spitzhund des Reisenden betrachteten. Sie hatten nie zuvor ein solches Thier gesehen, denn die Windhunde, Slugi, welche die Tuareg mit sich führen, werden von den Rhadamsern nicht zum Hundegeschlechte gerechnet.

Die Oase Rhadames verdankt ihr Entstehen einer Quelle. Sie liegt am Eingange der Sahara in 30° 7′ 48″ N., 6° 43′ 15″ O. von Paris, 1000 Fuß über dem Meere und ist von Tripolis aus in 12 Tagemärschen zu erreichen. Wir werden gelegentlich das Wesentliche mittheilen, was Rohlfs über dieselbe, die er nun zum zweiten Male besuchte, zu sagen hat und den Reisenden nach Mursuk in Fessan begleiten.

# Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen.

## II.

Am 12. März brachen wir zusammen auf und erreichten, die 280 Werst lange Strecke bis Kresty über Butalaeh, Sygly-Itar, Olbut und Pomaskino mit Renthieren, den Rest von 200 Werst, den Fluß entlang und durch das Dorf Omolonskoja mit Hundeschlitten zurücklegend, am 17. März die Stadt Nischni-Kolymsk, wo wir den Jahrmarkt bereits in vollem Gange fanden und fünf Tage verweilten. Ungeachtet seiner Aermlichkeit, es stehen nur einige elende Hütten da, ist der Ort doch in seiner Art von Bedeutung. Das Gedächtniß der berühmten russischen Expeditionen des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts ist mit Nischni-Kolymsk eng verbunden; Laptew, Deschnew, Schalaurow, Billings, Hedenström, Wrangell, sie Alle haben längere oder kürzere Zeit dort verweilt. Die alterthümliche Festung ist längst vom Erdboden verschwunden und ein halbverfallener Thurm nur zeugt noch von ihrer ehemaligen Existenz; auch das Haus mit dem hölzernen Observatorium, Wrangell'schen Angedenkens, liegt in Trümmern. Wir nahmen von beiden Ueberresten photographische Abbildung und ich machte dort eine ganze Reihe von Beobachtungen.

Am 23. März verließen wir den Ort, um uns nach der 260 Werst entfernten Aninskaja Kreposta (Blockhaus am Anin) zu begeben. Der Weg führt anfangs längs der Kolyma hin, dann längs dem Maly (kleiner) oder Ssuchoi (trockener) Anin, dessen Ufer noch zu Wrangell's Zeiten von den Jukagiren bewohnt waren, gegenwärtig aber, da die Fische sich in diesem Flusse vermindert, die wilden Renthiere, das Hauptnahrungs- und Erwerbsmittel der Eingeborenen, aber sich von da entfernt haben, ziemlich verödet sind.

Am Vorabend von Mariä Verkündigung langten wir in Aninsk an und trafen dort, obwohl es schon spät am Abend war, ein reges Treiben an. Geräuschvoll drängte sich das Volk noch um die geöffneten Buden; neben dem großgewachsenen plumpen Tschuktschen der kleine bewegliche Lamute, neben der elegant gekleideten Jakutin ein breitschultriger Tschuwantsche mit bloßem Haupt und bloßer Brust; hier eine alte Tungusin, die ihre Enkel einschläferte, dort eine Gruppe tättowirter Tschuktschinnen, ihre Kinder nährend; hier Bewohner von Anadyrsk-Ostrog, dort von der russischen Indigirkamündung — überall ein buntes und mannigfaltiges Bild. Plötzlich erschallt ein Ruf, der ganze Haufe kommt in Bewegung und bildet einen Kreis, ein Jeder sucht sich einen guten Platz zu verschaffen, um seinem Lieblingsspiele, dem Ringkampfe, zuzusehen.

Das Schauspiel verspricht in der That interessant zu werden. Ein hoher Tschuktschenbursche, ein echter Sohn der nördlichen Tundra, fordert einen jungen Lamuten heraus. Die Oberkleider werden abgeworfen, ungeachtet der 30° Kälte, der Körper wird mit Schnee eingerieben und nun umfassen die beiden Kämpfer einander. Sicher wird jeder unerfahrene Zuschauer dem kräftigern Tschuktschen den Sieg prophezeien, er wird jede Wette auf denselben eingehen und — verlieren. Wohl bringt dieser den schwächern Lamuten bald zum Wanken, aber noch im Fallen weiß letzterer wie ein Aal sich unter seinem Gegner hervorzuwinden und die Gewandtheit trägt über die Kraft den Sieg davon. Die Zuschauer klatschen beifällig in die Hände, der Sieger strahlt vor Entzücken. Oft fordern die Verwandten des Unterlegenen die seines Gegners zu neuem Kampf heraus und das Schauspiel wiederholt sich mit frischen Kräften, zur großen Freude der zuschauenden Menge, welche nicht müde wird diesen olympischen Spielen des Nordens zuzusehen. Meist endet das Vergnügen mit einer gehörigen Schlägerei, die blutigen Raufereien aber, welche früher wohl auf das Spiel folgten, kommen jetzt, Dank dem Einflusse Amraurgin's, nicht mehr vor. Gleich zu Beginn des Spiels werden Allen ihre Messer und Waffen abgenommen und eigens erwählte Schiedsrichter wachen über die Beobachtung der Kampfregeln.

Am 26. kam ein Bote von Amraurgin mit der Anmeldung seines Besuches und bald darauf betrat der Häuptling selber die Festung, begleitet von seinem einzigen Sohne und Nachfolger Afanassi und zwei Schwiegersöhnen. Amraurgin ist ein Mann von 56 Jahren, kleiner an Wuchs, als seine Stammesgenossen zu sein pflegen, dabei aber von sehr kräftigem Körperbau. Sein Gesicht hat einen offenen und gutmüthigen Ausdruck, die Haare sind schwarz, stark mit Grau gemischt. Seine Kleidung bestand aus dem hochrothen Ehrenkaftan (Leibrock), eben solchen mit breiten goldenen Tressen verzierten Hosen, aus russischen Juchtenstiefeln und einer Bibermütze. Das Gefolge erschien in tschuktschischen Festkleidern, welche sich übrigens von der aus Renthierfellen verfertigten Alltagskleidung nur durch eine Verzierung aus dem bei den Eingeborenen hochgeschätzten Vielfraßfell unterscheiden.

Nachdem Baron Maydell und der Tschuktschenhäuptling einander begrüßt hatten, fand die Vorstellung des beiderseitigen Gefolges statt; alsdann nahmen alle Anwesenden Platz und es wurde eine kleine Collation aufgetragen, bestehend aus Thee mit weißem Zwieback und chinesischem Zuckerkand, den größten Leckerbissen unserer Gäste. Mit Hülfe zweier Dolmetscher entspann sich nun ein ziemlich lebhaftes Gespräch, dessen Thema der nahe Jahrmarkt und die uns bevorstehenden Reisebeschwerden bildeten. Auf unsere Frage, warum so wenig Bewohner des Vorgebirges zum Jahrmarkt gekommen seien, antwortete man uns, daß die Weide auf dem gewöhnlichen Wege vom Eise bedeckt sei und auch wir deshalb einen dicht am Fuße der Berge gelegenen, überaus mühsamen Weg würden verfolgen müssen. Ja, Amraurgin bezweifelte, ob es möglich sein werde, jenseits der Berge zu nomadisiren, indeß habe er Leute vorausgesendet, um Weideplätze aufzusuchen und sich an Ort und Stelle von der Richtigkeit der gemachten Angaben zu überzeugen.

Am folgenden Tage statteten wir unsern Gegenbesuch ab; etwa 10 Werst von der Stadt, in deren nächster Umgebung es an Renthiermoos fehlt, lagerten die Tschuktschen. Pfeilschnell flogen die leichten Narten über die Schneefläche hin; die Nähe der Renthiere witternd, rannten unsere Hunde mit unglaublicher Schnelligkeit nach dem Tschuktschenlager und nach einer Viertelstunde schon erblickten wir, von ebensolchen, nur kleineren Zelten umgeben den Rowdugapalast Amraurgin's. Rowduga ist eine Renthierhaut, welche dem sämischen Leder an Güte nichts nachgiebt. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen und beeiferte sich, uns beim Abnehmen der Oberkleider wie beim Reinigen von dem

durch das rasche Fahren massenhaft aufgeworfenen Schnee freundlichst zu Dienste zu sein.

Bald erschien auch Amraurgin und lud uns ein, sein Zelt zu betreten. Die Zelte der Tschuktschen haben die Form eines niedrigen Cylinders, welchem ein Kegel aufgesetzt ist. Die Größe derselben hängt nicht von der Zahl ihrer Bewohner ab, sondern vom Stande des Besitzers; eine große Familie stellt dafür lieber mehrere kleine Zelte auf. Ein so großes Haus wie das Amraurgin's (er selber bezeichnet es als Haus) haben wir während unseres ganzen Aufenthalts im Tschuktschenlande nicht wieder angetroffen, woraus man sich einen Maßstab für seine Vornehmheit bilden kann. Die Zelte werden über Stangen ausgebreitet, deren Spitzen so zusammengestellt werden, daß eine Oeffnung zum Durchlassen des Rauchs bleibt. Im Innern einer solchen Behausung befindet sich neben der Küche, d. h. einem Platze, auf welchem Feuer angemacht und der Kessel aufgehängt wird, eine Art Zimmer, der sogenannte Polog. Der Polog ist ein würfelförmiges, niedriges Zelt, das ebenfalls durch dünne Stangen gestützt wird und gerade so geräumig ist, daß man darin sitzen und auf allen Vieren kriechen kann. Die Seiten des Pologs sind, mit Ausnahm des vordern Eingangs, verschlossen oder mit Schnee beworfen; es giebt in ihm sonst keine Oeffnungen, weder für Licht noch für Luft, und so lange man sich nicht zum Schlafen niederlegt, brennt die Lejka, eine eiserne Pfanne mit Renthierfett, in welchem ein Docht aus Moos oder verfaultem Holze steckt. Früher, als den Tschuktschen das Eisen noch unbekannt war, diente zu diesem Zwecke — man trifft noch zuweilen solche altmodische Lejkas — ein ausgehöhlter Stein. Renthierfett, mit einer weißen Flamme völlig geruchlos brennend, wird zum Leuchten übrigens nur von den Reicheren benutzt, arme Leute verwenden dazu das Fett der Seehunde, welches Ruß giebt und einen übeln Geruch verbreitet. Gewöhnlich findet man in den Pologs auch Felle ausgebreitet. Die Tschuktschen, Männer wie Weiber, pflegen sich vor dem Schlafengehen bis zum Gürtel zu entblößen und schlafen ganz nackt; man mache sich nun eine Vorstellung von der in solchen Pologs herrschenden Temperatur, der wir ein ganzes Jahr lang ausgesetzt sein sollten!

An diesem Tage lernten wir auch zum ersten Male die tschuktische Küche kennen. Wir wurden mit einem aus kalten und warmen Speisen bestehenden Male regalirt. Als Entrée fungirte die in jenen Gegenden sehr verbreitete Stroganina, das ist eine aus gefrorenem, in kleine Stücke zertheiltem Fisch bestehende Speise, die aus Lachs oder Sterlett bereitet ganz wohlschmeckend ist. Darauf folgte gefrorenes Mark aus den Fußknochen der Renthiere, dann geräucherte Renthierzunge und endlich gekochtes Renthierfleisch: Alles in einer Weise aufgetragen und zubereitet, daß selbst ein wenig verwöhnter Europäermagen sich schwerlich daran sättigen würde. Wie alle Nomadenvölker, gebrauchen auch die Tschuktschen kein Salz bei ihren Speisen; leider fehlte es uns an chemischen Apparaten, um den Procentgehalt von Chlornatrium in ihrem Blute zu ermitteln. Zum Dessert wurden gefrorene Blaubeeren vorgesetzt, eine Lieblingsdelicatesse der Tschuktschen; diese Beeren werden in besonderen Säcken aus Renthierhaut, die man den Thieren, jeden Einschnitt vermeidend, über den Hals abzieht, aufbewahrt.

Nach beendeter Mahlzeit sahen wir den Spielen der Weiber zu. Erst sangen und tanzten dieselben, wobei der Gesang freilich nur in einer Nachahmung des Gänsegeschnatters und des Brüllens der Renthiere bestand; dagegen ist der Tanz originell. Der Körper bleibt fast unbeweglich, nur mit den Händen wird gesticulirt, die Hauptsache aber ist die Pantomime und ein possirliches Gesichterschneiden. An einem andern Spiele, das unserm Rundlaufe gleicht, betheiligten sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts und unwillkürlich mußten wir die außerordentliche Gewandtheit bewundern, welche sie dabei bekundeten. Die Dämmerung war schon ziemlich weit vorgeschritten, als wir endlich nach Aninsk zurückkehrten.

Am folgenden Tage wurde der Jahrmarkt eröffnet. Von früher Morgenstunde an ging es beim Blockhause lebhaft zu, indem die russischen Kaufleute sich mit dem Abwiegen und Zurichten von 1 und 2 Pud (1 Pud = 40 Pfund) schweren Tabacksbeuteln beschäftigten und die Tschuktschen ihre Waarenschlitten halb kreisförmig auf dem Flusse ordneten. Gegen Tabacksbeutel und eiserne Kessel werden hier Thierfelle und Walroßzähne eingetauscht. Ein Pud Taback bildet die Tauscheinheit, die Tschuktschen geben dafür 5 Flußbiber oder 10 rothe Füchse oder 10 Marder oder 30 Eisfüchse; über schwarz, schwarzbraune, graue und blaue Füchse findet eine besondere Vereinbarung statt. Vor einigen Jahren erst haben die Tschuktschen sich zum Taback eine Zugabe ausgewirkt, die bei 1 Pud aus einem eisernen Kessel, bei 2 Pud aus einem Vielfraßfell besteht.

Wenn beide Theile mit ihren Zurüstungen fertig und zum Handel auf dem Flusse bereit stehen, so wird eine Deputation an den Ispravnik abgeschickt, um die Erlaubniß zur Eröffnung des Geschäfts zu erbitten. Der Ispravnik begiebt sich alsdann persönlich auf den Markt und überzeugt sich erst von der vollzähligen Entrichtung des Felltributs. Nachdem er diese Angelegenheit erledigt, ertheilt er die nachgesuchte Erlaubniß und auf das sehnlich erwartete Signal geräth nun Alles in die größte Bewegung: die Russen nehmen ihre Mützen ab und bekreuzigen sich zuvor, dann umgehen sie die Tschuktschenreihen, sehen sich die aufgestellten Waaren an und der Tauschhandel beginnt. Zu bemerken ist hierbei, daß die Tschuktschen nur mit bekannten Kaufleuten handeln, mit denen sie schon vor Eröffnung des Jahrmarkts über ihr Geschäft sich verständigt haben. Am zweiten Tage wird vorzugsweise Kleinhandel betrieben, meistens eiserne Gegenstände gegen Riemen und Zähne von Walrossen. Von allen Handelsartikeln schätzen die Tschuktschen am höchsten birkene Lanzenstiele und Schlittensohlen, welch letztere sie sehr theuer bezahlen; ich war selbst Zeuge wie ein Tschuktsche für jeden fertigen Lanzenstiel einen Biber bezahlte (das erklärt sich mit daraus, daß von Sfredni-Kolymsk ab den ganzen Fluß entlang keine ordentliche Birke mehr fortkommt und die Lamuten sie von Omolon herbringen müssen). Ich muß die allgemein verbreitete Ansicht, als ob die Tschuktschen durchweg ihre selbsterlegte Beute zum Tausche bringen, als eine ganz irrige berichtigen. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß die Tschuktschen gar keine großen Jäger sind; sie schießen schlecht und verstehen nicht einmal eine Falle aufzustellen. Ihre ganze Jagd beschränkt sich auf den Fang von Walrossen, Seehunden und höchst selten von Eisbären. Die Pelze bekommen sie durch Tauschhandel von den auf den Inseln der Behringsstraße wohnenden Völkern. Der Aussage zweier mir wohlbekannter Tschuktschen nach sind die Karagaulen ein sehr wildes, unbändiges Volk, „deren Sitten schlechter sind als die der Bären.“ Doch scheuen die Tschuktschen den lästigen Verkehr mit diesen wilden Völkerschaften und die gefahrvolle Ueberfahrt über die stürmische Behringsstraße in ihren kleinen Baidaren (ledernen Booten) nicht, um den lucrativen Handel alljährlich zu betreiben! Kaum den zehnten Theil der von den Russen eingetauschten Waaren geben sie für die schönsten Pelze!

Nach Schluß des Jahrmarkts führten die Tschuktschen verschiedene Spiele auf, namentlich Wettfahrten zweispänniger Renthierschlitten und Wettläufe unter einander; die Schnellig-

keit der Renthiere erreicht bis 12 Werst in 22 Minuten (eine deutsche Meile in 13 Minuten) und die der Läufer bis 4 Werst in 28 Minuten (also etwa 25 Minuten auf eine halbe deutsche Meile). Auch an den beliebten Kampfspielen fehlte es nicht. Die Preise waren dazu von unserer Seite ausgesetzt worden: Taback, Glasperlen, Tücher, eiserne Kleinigkeiten, Confecte und anderes mehr. Besonders zeichnen sich die Tschuktschen aus als kühne und gewandte Renthierlenker; ihre Schlitten sind nur ungefähr 14 Zoll hoch und wiegen nicht mehr als 15 Pfund, die Kufen derselben sind aus Fischbein. Zum Wettrennen meldeten sich 23 Concurrenten, welche sich, den Fluß aufwärts, 12 Werst von uns entfernt in einer Linie aufstellten. Auf das gegebene Signal flogen die Schlitten in gestrecktem Galopp auf uns zu und Amraurgin kam, laut und freudig begrüßt, als Erster ans Ziel.

In Betreff des Jahrmarkts will ich schließlich nur noch bemerken, daß der gesammte Umsatz die Summe von 60,000 Rubel nicht übersteigt. Zwei Tage nach Schluß desselben hatten die Russen wie die Nomaden sich in verschiedenen Richtungen zerstreut und der Flecken war wieder leer für das ganze übrige Jahr. Wir allein — wohl die ersten Menschen, die Aninskaja Krieposta nicht bloß ankommen und wieder nach Hause abfahren, sondern durchreisen sah — wir blieben noch eine Weile, unsere letzten Vorbereitungen zur Reise in ein wildes unbekanntes Land zu treffen.

Die Vorsorge für eine gehörige Verpackung unserer Sachen erheischte nicht geringe Umsicht und Mühe. So mußte namentlich bedacht werden, daß die niedrigen Schlitten der Tschuktschen wohl im Winter für die Schnee- und Eisbahn ausreichen, im Frühjahr aber und beim Passiren der Flüsse ihre Ladung nicht vor dem Naßwerden schützen würden. Es wurden deshalb von den Lamuten 20 Stück Reitrenthiere erstanden, da die tschuktschischen Renthiere, welche, vermuthlich eine besondere Species, bedeutend kürzer und niedriger sind als die der Lamuten, zum Reiten nicht benutzt werden. Letztere werden von den Tschuktschen sehr geschätzt und zur Verbesserung der Race für schweres Geld angekauft; die Mischlinge von einem wilden Männchen und zahmen Weibchen gelten für die besten und leisten bei langen und zugleich schnellen Reisen durch ihre Ausdauer vortreffliche Dienste.

Am 3. April waren wir mit unseren Vorbereitungen fertig und kamen mit Amraurgin überein, am folgenden Nachmittage aufzubrechen. Interessant war es zu beobachten, wie unsere kolymschen Kosacken von ihren Verwandten, die sie bis hierher begleitet hatten, auf Nimmerwiedersehen Abschied nahmen. Die Vorstellungen von der Wildheit der eingeborenen Völker sind nämlich ganz ungeheuerliche und je näher man ihrem Gebiete kommt, um so größer wird die Angst vor ihnen. In Jakutsk schon zweifelte man an der Möglichkeit, das Land dieser Wilden zu bereisen, in Wierchojansk und Sredni-Kolymsk tischte man uns allen möglichen Unsinn von ihrer Wildheit auf und in Nischni-Kolymsk, wo man am besten mit ihnen bekannt war, hielt man uns erst recht für verloren und war vollkommen geneigt, über unsere ganze Expedition im Voraus das Todtenamt abzuhalten. Wunderlich genug! Ein halbes Jahrhundert schon wird mit den Tschuktschen ein friedlicher, gewinnbringender Verkehr getrieben, nie hat man unterdessen etwas Anderes als Gutes von denselben erfahren und doch verharrt man bei den abergläubigsten Vorstellungen von ihrer vermeintlichen Wildheit! Als ich 9 Monate später zuerst, von einem Kosacken begleitet, nach Nischni-Kolymsk zurückkam, bekreuzigte man sich vor uns und wollte nicht glauben, daß wir als leibhaftige Menschen aus dem Tschuktschenlande herausgekommen und daß auch die übrigen Gefährten gesund und wohlbehalten auf dem Rückweg sich befänden. Und endlich fruchtete der sichtbare Erfolg unserer Expedition nicht einmal viel. Als später im Jahre 1870 eine größere Anzahl von Vorgebirgs-Tschuktschen sich zum Jahrmarkt einstellten, wurden wieder die alten, albernen Mährchen von ihrer blutdürstigen Wildheit in Umlauf gesetzt und wenig fehlte, so hätte das eingeschüchterte Volk vor ihnen von dem Jahrmarkt die Flucht ergriffen. Tagelang hielten wir uns Angesichts Aller im Tschuktschenlager auf, vergeblich: nur zwei beherzte jakutische Kaufleute wagten es bei Tage uns dahin zu begleiten, aber eine Nacht dort zuzubringen waren sie bei Leibe nicht zu bewegen. Unsere Berichte über die gute Aufnahme, die wir bei den Nomadenstämmen gefunden, wurden mit Interesse angehört, aber der Refrain, mit dem man sie beurtheilte, lautete immer: „Ja, Sie sind gelehrte Leute, Sie wußten mit ihnen umzugehen, aber uns würden sie absolut todtschlagen, es sind und bleiben doch Tschuktschen!" Und Jahrzehnte dürften noch vergehen, ehe unternehmende Kaufleute es über sich gewinnen, unseren Spuren folgend ins Tschuktschenland einzudringen und an Ort und Stelle ihren Handel zu treiben.

---

# Der gegenwärtige Stand der deutschen Expedition im äquatorialen Westafrika.

## I.

R. K. Nahezu anderthalb Jahre sind verflossen, seit Dr. Güßfeldt, der Leiter der deutschen Expedition nach Innerafrika, den Boden Europas verließ. Er steht jetzt im Begriffe, nach wiederholten kürzeren Vorstößen in das unbekannte Innere die Hauptreise anzutreten. Es scheint wohl angemessen, die bisherigen Leistungen unserer Landsleute in Kürze zu überblicken und ihre Aussichten und Pläne für die nächste Zukunft zu besprechen. Nur zweimal seit jener Zeit hatte der „Globus" Gelegenheit, sich diesen Dingen zuzuwenden; wir verweisen hier behufs rascher Orientirung über das ganze, große Unternehmen auf die trefflichen Aufsätze Richard Andree's: „Die deutsche Expedition nach Innerafrika und die Afrikanische Gesellschaft" („Globus" XXIV, S. 7 ff.) und „Adolf Bastian's Werk über die Loangoküste" („Globus" XXV, S. 380 ff.).

Es ist bekannt, wie sehr sich gleich anfangs das Unglück an die Fersen der unternehmenden Männer heftete, wie am 14. Juni vorigen Jahres das sie nach der afrikanischen Westküste tragende Schiff am Strande von Sierra Leone auf einen Felsen lief, und unsere Reisenden zwar das Leben,

nicht aber ihre so sorgfältig zusammengestellte und ausgewählte Ausrüstung retteten, trotzdem aber ihre Reise mit dem nächsten Dampfer fortsetzten und am 25. Juli in Bananas an der Mündung des Congo landeten. Der Vorstand der Gesellschaft verlor keine Zeit; prompt und rasch bewirkte er, daß die 1000 Pfund Sterling betragende Versicherungssumme ihm ausgezahlt wurde; schon im October befanden sich die vorzüglichsten Instrumente und die verschiedenen Ausrüstungsgegenstände zum Ersatze des Verlorenen unterwegs nach dem Congo. Der größere Theil erreichte auch sein Ziel, während der Rest, namentlich Gewehre, Pulver und Provisionen umfassend, mit dem Dampfer „Liberia" auf der Reise nach Afrika wiederum total verunglückte, und dadurch neuer Aufschub und neue Weiterungen hervorgerufen wurden. Dies wiederholte Unheil trägt hauptsächlich die Schuld daran, daß die Expedition nicht von vornherein mit der nöthigen Energie und Schneidigkeit vorgehen konnte; jetzt dagegen, wo die Station seit Monaten arbeitet, wo mehrere Gelehrte nachgegangen und alle nur denkbaren Vorräthe aufgestapelt sind, wird hoffentlich bei einigermaßen günstigen Umständen die unverschuldet versäumte Zeit binnen Kurzem wieder eingebracht werden.

Schon Anfangs Juli 1873 war Professor A. Bastian selbst in Kabinda eingetroffen und da Güßfeldt abwesend war, hatte er sich, wie wenig andere unter den Lebenden, im Verkehr mit fremden Völkerschaften geübt und, mit der Technik des Reisens vertraut, auf Erkundigungsausflüge gemacht, welche sehr werthvolles, geographisches Material lieferten und die vorläufige Construction einer Karte der Loangoküste gestatteten. Es war dieselbe bis dahin derjenige Theil des Continentes gewesen, wo das unbekannte Innere buchstäblich bis an das Meer reichte, und wo dem Kartographen außer der englischen Admiralitätsaufnahme der Küstenlinie buchstäblich kein anderes Material zu Gebote stand. Dreißig, vierzig deutsche Meilen weit in das Innere hinein erstreckten sich nun Bastian's Erkundigungen über die vier kleinen, verfallenden Reiche der Küstenebene (Loango, Tschiluango, Kabinda und Kakongo), über den dahinter sich ausdehnenden Waldgürtel Mayumba und die dem Meeresgestade parallelen Bergketten mit den Kupferminen von Kadonde, und noch weiter im Osten über mancherlei Negervölker, darunter namentlich die Zwergrace der Babongo Bakkabakka. Bastian gelangte zu der Ueberzeugung, daß sowohl die politischen Verhältnisse jener Reiche dem Unternehmen günstig seien, als auch die Configuration des Bodens: schon eine Tagereise weit landeinwärts sah er das Land ansteigen und die Europäern stets gefährlichen Niederungen gesunderen Hochflächen Platz machen.

Erst am 5. August trafen Bastian und Güßfeldt zusammen und beschlossen nach gemeinsamer Berathung, vor Ende der Regenzeit keine größere Expedition in das Innere zu unternehmen, vielmehr alsbald zur Einrichtung einer Station zu schreiten, welche als Basis aller landeinwärts gerichteten Vorstöße und als unumgängliches Standquartier für die nachfolgenden Naturforscher, namentlich auf des erfahrenen Georg Schweinfurth gewichtigen Rath gleich von Anfang an geplant worden war. In Chinchoxo (spr. Tschinlschoscho), unter 5° 9′ südlicher Breite an der Küste gelegen, wurde eine geeignete Factorei erworben und sofort in Stand gesetzt, um die von Zeit zu Zeit nachfolgenden Mitglieder, Vertreter der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft, aufnehmen zu können. So betraten am 4. November 1873 der Arzt Dr. Falkenstein, welchem die zoologischen Sammlungen und Beobachtungen obliegen, und der Mechaniker Lindner, dessen Kunstfertigkeit nach mehr als einer Richtung hin sich den Bewohnern der Station nützlich erweist, den afrikanischen Boden; am 25. desselben Monats der Botaniker Soyaux, welcher Schweinfurth beim Ordnen seines Herbars zur Seite gestanden und dabei wohl die bestmögliche Unterweisung für seine demnächstige Thätigkeit erhalten hatte. Am 17. Juni 1874 landete der Geolog Dr. Lenz in der Coriscobai, um selbständig am Ogowe zu operiren; im Juli folgte Dr. Pechuel-Lösche, um speciell Dr. Güßfeldt bei seinen geographischen Ortsbestimmungen und sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten zu unterstützen. Schon aus dieser Aufzählung der hinausgesandten Männer geht hervor, mit welcher Umsicht der großartige Plan einer Erschließung Centralafrikas durchgeführt werden soll.

Es mag Manchem, welcher mit derartigen Expeditionen und ihren Schwierigkeiten weniger bekannt ist, sogar scheinen, als ginge es zu bedächtig und langsam vorwärts. Epochemachende Entdeckungen sind bis jetzt freilich nicht gemacht, aber ein Grund zu Größerm ist gelegt worden, und nach menschlichem Ermessen ein fester und sicherer Grund. Die Station arbeitet in geregelter Weise; da werden die meteorologischen Beobachtungen gemacht, die gesammelten Naturalien präparirt, Messungen an Eingeborenen vorgenommen. Ein kleiner Garten mit europäischen Gemüsen ꝛc. gedeiht vortrefflich. Die Mitglieder der Expedition haben sich an das neue, fremde Leben und Klima gewöhnt und sich in die ihnen obliegenden Beschäftigungen hineingearbeitet. In Zwischenräumen langen die Früchte ihrer Thätigkeit in Deutschland an; Photographien der verschiedensten Objecte, darunter viele von Eingeborenen, selbst der Babongozwerge, ethnographische Gegenstände, meteorologische und anthropologische Tabellen, zoologische Gegenstände in Spiritus, Vogelbälge, Schädel, Herbarien, astronomische Ortsbestimmungen, Karten, kurz, was nur immer ein Gelehrter in fremdem Lande als des Sammelns und Aufzeichnens werth halten mag. Und das alles aus einem von wissenschaftlichen Sammlern noch unberührten, jungfräulichen Lande! Was dürfen Botanik und Zoologie, Anthropologie und Meteorologie allein von dieser Station nicht Alles erwarten!

Der Leiter der ganzen Expedition unternahm mehrere kürzere Reisen nach Osten, um den geeignetsten Weg ins Innere zu ermitteln; so zuerst Ende September 1873 nach Konde am Rande der großen Waldregion Mayumba, dann vom 16. October bis 2. December 1873 durch Mayumba hindurch den Quillustrom aufwärts bis nach dem von Bakunianegern bewohnten Lande Yangela. Im März 1874 folgte dann die Erforschung des südlich vom Quillu mündenden Loango-Luz-Flusses bis dahin, wo er sich in die Arme Loango und Luculla theilt. Genaue Aufnahmen beider Gewässer und eine Anzahl astronomischer Ortsbestimmungen sind die Resultate dieser Reisen, und vor allem die Ueberzeugung, daß für die so bald als möglich anzutretende Expedition ins Innere das Thal des Quillu den besten Weg darbiete.

Dieselbe soll im Großen und Ganzen eine nordöstliche Richtung innehalten und etappenweise vorzudringen suchen, um so die Verbindung mit der Küstenstation Chinchoxo möglichst lange aufrecht zu erhalten und damit die Möglichkeit, die Ausrüstung nöthigen Falls zu ergänzen.

In neuester Zeit ist auch die Trägerfrage, welche ja bei jeder innerafrikanischen Reise eine so große Rolle spielt, gelöst worden. Sie war bei unserer Expedition eine besonders schwierige, da die anarchischen Zustände der Loangoküste und die feindliche Haltung der vielen kleinen Machthaber gegen einander die Benutzung einheimischer Träger für eine längere Reise unmöglich machten. Dr. Güßfeldt sah sich also

gezwungen, in südlicheren Breiten seinen Bedarf an zweibeinigen Transportmitteln zu decken, und begab sich mit einem Dampfer der „Afrikaanschen Handelsvereeniging", welche nebenbei gesagt der Expedition schon die verschiedenartigsten, größten Dienste geleistet hat, nach (St. Paulo de) Loando. Unter Zustimmung des portugiesischen Gouverneurs warb er in Novo Redondo einige und achtzig Träger an und erlangte durch Vermittelung des auswärtigen Amtes in Berlin, welches jener Rotterdamer Gesellschaft an allzeit bereiter Hülfeleistung nicht nachsteht, und des deutschen Gesandten in Lissabon die Zustimmung der dortigen Regierung zu dem abgeschlossenen Vertrage. Augenblicklich (Anfang November) befinden sich diese Träger wahrscheinlich schon unterwegs nach Chinchoxo, während ihnen von Europa aus ihr zukünftiger Befehlshaber entgegenschwimmt, der Major von Mechow, welcher fast ganz auf eigene Kosten die weite Reise macht, um jenes Menschenmaterial zu organisiren und militärisch einzuexerciren.

# Aus allen Erdtheilen.

## N. Michluko-Maclay's Fahrten an der Südwestküste Neu-Guineas im Frühjahr 1874.

II.

Auf dem Rückwege nach Aiwa, den 2. April, erfuhr ich bei der Insel Aiduma von den Papuas, daß die Bergbewohner der Bitscharu Bai während meiner Abwesenheit die Bewohner von Aiduma überfallen hatten, die sich zeitweilig in der Nähe meiner Hütte niedergelassen. Der Feind hatte in barbarischer Weise die Frau und Tochter des Radja von Aiduma erschlagen und mehrere Männer und Frauen verwundet, in Folge dessen meine Leute die Hütte in Aiwa verlassen und meine Sachen auf einen macassarschen Padualan (Schiff) gebracht hatten, der unlängst nach Namatote gekommen war, um mit den Papuas Handel zu treiben.

Ohne Verzug eilte ich nach Namatote, wo ich noch Folgendes erfuhr: Meine Nachbarn, die Ufer-Papuas, Bewohner von Mawara und Namatote, machten sich den Ueberfall der Bergbewohner zu Nutze und stahlen meine Sachen, die theilweise mit Hülfe der macassarschen Matrosen auf den Padualan gebracht worden waren. Unter den gestohlenen Sachen war mir der Verlust einiger meteorologischen Instrumente sowie einiger Apparate zu anatomischen und anthropologischen Forschungen besonders empfindlich. Meine Apotheke und mein Vorrath von China- und Rothwein waren auch nicht verschont worden. Der Verlust aller anderen von den Papuas gestohlenen Sachen (Wäsche, Kleidungsstücke, Conserven in Blechbüchsen u. s. w.) ließ mich sehr kalt, weil dadurch meine Beschäftigungen und Pläne nicht besonders alterirt wurden.

Ich wollte nach Aiwa zurückkehren, aber weder die Ceramesen noch meine Diener aus Amboina wollten mir dahin folgen, weil sie einen zweiten Ueberfall der Papuas befürchteten.

Anakoda, der malayische Schiffer, erwartete beständig, überfallen und beraubt zu werden, und kaum hatte ich meine Sachen vom Padualan auf meinen Urumbai hinüberschaffen lassen, so verließ er auch die Kowiai-Küste aufs Eiligste und begab sich nach der Insel Kei oder Ara.

Meine Leute wären gar zu gern dem Padualan gefolgt, ich aber beschloß, nach der Insel Aiduma überzusiedeln, da sie sich ausnahmslos weigerten, den Aufenthalt wieder in Aiwa zu nehmen. In Ausführung dessen begab ich mich nach Aiwa zurück, nahm die Atapien *) vom Dach und die Wände meiner Hütte, verbrannte alle Ueberreste derselben und erbauete mir aus den mitgebrachten Atapien eine andere Hütte auf der Insel Aiduma in der Umburmeta genannten Oertlichkeit. Diese zweite Hütte war kleiner als meine erste und ich wohnte allein in ihr, da meine Leute sich fürchteten, die Nacht über am Ufer zuzubringen, es vielmehr vorzogen, an Bord des Urumbai zu schlafen, der nicht weit vom Ufer vor Anker lag. Mir aber war es nicht beschieden, weiter in Ruhe leben zu können. Die Umstände wurden mit jedem Tage verwickelter. Die Berg- und Ufer-Papuas waren in der That nochmals nach Aiwa gekommen. Ich erfuhr auch, daß die Bewohner von Namatote die Absicht hatten, meine neue Residenz in Aiduma zu überfallen. Jeder Tag brachte dieselbe Neuigkeit, daß entweder diese oder jene nichts Gutes gegen mich im Schilde führten; hier wurde eine verdächtige Prauw, dort frische Spuren unbekannter Menschen gesehen, die sich um meine Hütte herumgetrieben und ihr in der Nachtzeit auch näher gekommen waren. Bald auf diesen, bald auf jenen Papua wiesen meine Bundesgenossen, die Bewohner von Aiduma, als feindliche Spione hin.

Die Sache lag nachgerade so: wollte ich auf der Insel bleiben, mußte ich Waffen tragen, was eben so langweilig als ermüdend ist. Dazu kam noch, daß ich über die Beraubung meiner Hütte in Aiwa noch weitere Einzelnheiten erfuhr. Es kam an den Tag, daß meinen Ceramesen nicht zu trauen war, ja daß von ihnen bei einem etwaigen Ueberfall auf keine Hülfe zu rechnen sei. Thatsächliche Beweise lagen vor, daß einer der Ceramesen an der Ausraubung meiner Hütte in Aiwa thätigen Antheil genommen hatte, und daß andere meiner Ceramesen intime Beziehungen zu den Papuas unterhielten, so daß, als die Berg-Papuas nach Aiwa herabkamen und Joseph, mein Diener aus Amboina, Pulver und Kugeln vertheilte, um die Eindringlinge zu verjagen, sie nur blinde Schüsse abfeuerten. Diese Thatsachen erklären sich leicht durch den Umstand, daß drei Viertel meiner Matrosen aus Ceram Papuas waren; einige von ihnen waren sogar aus eben diesen Gegenden in jugendlichem Alter fortgeführt worden.

Ich hatte mich in Aiwa niedergelassen, weil ich in Betracht zog, daß die Fauna des Festlandes von Neuguinea reicher als die der nächstgelegenen Inseln sein müsse. Mein Aufenthalt auf der Insel Aiduma bewies mir, daß ich mich nicht geirrt hatte. Obwohl diese Insel an einer Stelle nicht weiter als eine halbe Seemeile von Neuguinea entfernt ist, so erwies sich ihre Fauna doch um Vieles ärmer. Nach dem Raub an meinen Sachen wagten es die Leute von Namatote und Mawara nicht mehr, meine Hütte auf Aiduma zu besuchen und nur die Leute aus Aiduma, Kaju-Mera und Kamaka hielten sich auch bei meiner neuen Residenz auf, so daß mein Material zu anthropologischen Studien ein beschränkteres war. Bei der gespannten Lage der Dinge wäre es unklug gewesen, große Excursionen zu unternehmen oder sich auch nur weiter von der Hütte zu entfernen; demnach blieben meine Forschungen auf das zunächstbefindliche Korallenriff beschränkt und meine freie Zeit und die Abende brachte ich unter den Papuas zu, die ihre Piroguen ans Ufer gezogen hatten und abermals anfingen, um meine Hütte herum eine kleine Ansiedelung zu bilden.

Was mir in Aiduma besonders widerwärtig war, das

*) Atapien sind auf besondere Art zu Schichten verbundene Blätter der Nipa- oder auch der Sagopalme und werden im ostindischen Archipel zur Eindeckung der Dächer und zuweilen auch zur Verkleidung der Wände in den Hütten gebraucht.

war die beständige Unruhe der mich umgebenden Leute, der Ceramesen und Papuas, und ihre Furcht in Bezug auf Ueberfälle, Mord und Raub. Meine Verbündeten, die Leute von Aiduma, wiesen auf viele Personen hin, die sich unter dem Vorgeben, ebenfalls Bewohner von Aiduma zu sein, meiner Hütte näherten, in Wirklichkeit aber Leute von Namatote und Mawara sein sollten, die an dem Raube meiner Sachen in Aiwa betheiligt gewesen und die sie mich daher zu tödten baten. Zweimal brachten sie sogar einige Papuas mit Gewalt zu mir geschleppt, welche die Frechheit besaßen, sich in Umburmeta in den Kleidern zu zeigen, die sie aus meiner Hütte gestohlen hatten. Ich befahl, sie laufen zu lassen, obwohl ich entschlossen war, es nicht ungestraft zu lassen, daß man Leute ermordet, die unter meinem Dache eine Zufluchtstätte gesucht hatten, und daß man mir meine Sachen in Aiwa geraubt hatte. Es schien mir aber nicht ausreichend zu sein, einige gemeine Papuas zu erschießen, die sich listiger Weise meiner Hütte zu nähern suchten, selbst wenn sie wirklich feindliche Spione waren. Ich wollte wenigstens einen wenn nicht beide Anführer des Raubzuges in meine Gewalt bekommen. Das wollte ich aber selbst ausführen, da ich aus Erfahrung weiß und es auch aus dem Munde der Papuas selbst gehört habe, daß in solchen Fällen, wo ein Kriegsschiff oder selbst ein größeres Seeschiff die Bestrafung der Papuas auszuführen übernimmt, alle Schuldigen in die Berge fliehen. Die vergleichsweise geringe Zahl meiner Leute, die freundschaftlichen Beziehungen der Papuas zu den Ceramesen gestatteten ihnen nicht, anzunehmen, daß ich es wagen würde, irgend etwas Ernsteres gegen ihre Häuptlinge auszuführen.

Ohne irgend einen Plan zu fassen, wartete ich die Umstände ab.

Gegen Ende April änderte sich das Wetter. Häufige Gewitter, starke Regengüsse und die verstärkte Brandung wiesen auf die Aenderung des Monsuns hin. Die Zeit kam näher, wo der Urumbai nach Ceram zurückkehren konnte und sogar mußte, weil sonst später, bei anhaltendem Monsun, Wind, Brandung und Wellenschlag die Rückfahrt auf einem so kleinen Fahrzeug wie der Urumbai gefährlich machen konnten.

Zudem hatte ich mein den Ceramesen gegebenes Wort zu halten, d. h. den Urumbai mit Aenderung des Monsuns zurückgehen zu lassen.

Meine beiden Diener aus Amboina weigerten sich auf das Allerentschiedenste, mit mir allein zurückzubleiben, wie ich ihnen unter Erbietung größern Gehalts vorgeschlagen hatte. Ich dachte nämlich daran, den Urumbai allein zurückfahren zu lassen.

Ein unerwartetes Ereigniß entschied über meinen Entschluß.

Am Morgen des 25. April erfuhr ich, daß einer der Anführer des Raubzuges, der Capitän von Mawara, sich auf einer der Piraguen versteckt halte. Ich war sofort entschlossen. Ohne meinen Leuten, denen ich nicht trauen durfte, auch nur ein Wort zu sagen, machte ich mich in Begleitung nur eines Menschen nach der Pirague auf, wo der „Capitän" von Mawara versteckt war. Ich fand ihn und indem ich ihm meinen Revolver unter die Zähne steckte, befahl ich meinem Begleiter, ihm die Hände zu binden. Er war so bestürzt und in Furcht gesetzt, daß er nicht den geringsten Widerstand leistete.

Nicht minder erstaunt waren auch die Ceramesen und Papuas, die sich am Ufer befanden und nun Alles sahen. Niemand hatte das eben Geschehene erwartet.

Nach dieser Verhaftung durfte ich den Abend nicht herankommen lassen, bis die übrigen Papuas erfuhren, daß einer ihrer Anführer in Gefangenschaft gerathen war. Ich befahl sofort, indem ich den Häuptling von Mawara auf den Urumbai brachte, eben dahin auch meine Sachen aus der Hütte zu schaffen.

Die Papuas waren durch das Vorgefallene in dem Grade betroffen, daß sie sich ohne Widerspruch meinen Befehlen unterordneten und meinen Leuten bei Verladung der Sachen in den Urumbai Beistand leisteten.

$1\frac{1}{2}$ Stunden nach der Verhaftung des Häuptlings von Mawara war alles zur Abfahrt bereit und gegen Mittag desselben Tages war der Urumbai Dank dem günstigen Winde schon weit von der Küste von Papua-Kawiaï entfernt.

Am 30. April kam ich mit meinem Gefangenen auf der Insel Kilwaru an und hier erwarte ich die Ankunft des holländischen Kriegsschiffes, welches mit dem Residenten von Amboina hierher kommen soll.

Ich habe aus Neuguinea eine ziemlich interessante zoologische Sammlung mitgebracht, die ich zum Zweck von Studien aus dem Gebiet der vergleichenden Anatomie angelegt habe. Vorzugsweise habe ich solche Wirbelthiere gesammelt, deren anatomischer Bau noch nicht vollständig bekannt ist. Auf den Korallenriffen haben mich die Schwämme mit ihren unzählig verschiedenartigen Gestaltungen ganz besonders angezogen. Meine kraniologische Sammlung habe ich durch sechs zweifellos echte Papuaschädel vermehrt.

Eingehendere Mittheilungen über meine Beobachtungen und Forschungen werde ich erst nach meiner Rückkehr nach Europa machen können, theils wegen der zahlreichen Zeichnungen, die nur unter meiner Aufsicht hergestellt werden können, theils auch deshalb, weil ich meine Zeit hier weiteren Forschungen und nicht der Verarbeitung des gewonnenen Materials widmen will.

Diese zweite Excursion nach Neuguinea, die mir neue wissenschaftliche Resultate geliefert hat, zieht mich noch entschiedener auf den Weg hinüber zur Erforschung dieser interessanten Insel und ihrer Bewohner, trotz der Schwierigkeiten und mancherlei unvorhergesehenen Widerwärtigkeiten. Ich hoffe, daß diese zweite Excursion nicht mein letzter Besuch Neuguineas sein wird.

Insel Kilwaru, den 13. Mai 1874.

Meine Krankheit auf Amboina und dann meine Rückkehr nach Java verzögerten die Correspondenz und die Abfertigung dieser Mittheilungen bis zum August.

Ti-Panas, auf der Insel Java, den 20. August 1874."

## Aus dem russischen Asien.

Die Aufnahme der Gegend zwischen dem Amu (Oxus) und dem Kaspischen Meere wird mit Eifer fortgesetzt. Während die südlichen Abdachungen des Ust urt von mehreren Partien erforscht werden, erfahren wir, daß auch der nördliche Abhang des Aralplateaus ganz besonders berücksichtigt wird. Der Astronom v. Struve und der Ingenieuroberst Thila sind unter 45° N. thätig, um hier die Strecke zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere genau zu untersuchen. Unter der angegebenen Breite liegen beide Seen einander am nächsten und in dem Zwischenraume liegen manche kleine Seen. In Rücksicht auf diese Verhältnisse wird in Erwägung gezogen, ob es nicht rathsam sei, für den projectirten Canal diese Seen zu benutzen als das alte Bett des Amu, welches weiter südlich liegt.

Auch die Gegend zwischen dem Yani Darja und dem Amu ist untersucht worden. Der erstere zweigt vom Syr Darja (Jaxartes) bei Fort Perawski ab und fällt jetzt in den Aralsee auf halbem Wege zwischen den Mündungen des Syr und des Amu; vor Zeiten hat er sich in den letztern ergossen. Wenn man diese alte Veränderung wieder herstellt und den projectirten Canal vom Aralsee zum Kaspischen Meere ausführt, dann hat Rußland eine ununterbrochene Wasserverbindung von Nischni Nowgorod bis ins Innerste von Turkestan. Russischen Blättern zufolge wird der aralo-kaspische Canal 1875 in Angriff genommen werden; daß ein solcher sich herstellen lassen könne, wird nicht im Mindesten bezweifelt.

Wir erwähnten jüngst, daß der Dampfer „Perawski" den Oxus bis zur bucharischen Grenze hinauf befahren habe. Am 2. September war derselbe in Nukus zurück. Dies ist eine von den Russen angelegte neue Redoute am Amu, in welcher 1000 Mann Soldaten Unterkommen finden. Von Nukus fuhr der Dampfer auf den Deltaarmen Kuwan Djarma und Yangie Su in den Aralsee.

Die Nachrichten über die Thätigkeit der verschiedenen wis-

senschaftlichen Expeditionen sind folgende. Die Geographen unter Oberst Stoletow erforschten im September den nördlichen Theil der neuen Provinz, namentlich auch in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse; die Naturforscher Bogdanoff, Butler und De Morny studirten die Flora und Fauna und die geognostischen Dinge, die Ingenieure die südliche Abdachung des Ust urt.

Im Chanat Chokand war es noch immer unruhig. Die Insurgenten waren von den Truppen des Chans zweimal aufs Haupt geschlagen worden und hatten sich auf russisches Gebiet geflüchtet. Sie wurden von den Russen geschlagen, die auch ihren Anführer Ammun Beg gefangen nahmen.

## Die rumänische Sprache.

Dieses „Walachische" wird gegenwärtig von etwa acht Millionen Menschen in Rumänien, der Türkei, Oesterreich-Ungarn und Rußland geredet, und sie enthält wesentlich Bestandtheile und Gepräge desjenigen Lateinischen, welches die durch Trajan angesiedelten Colonisten sprachen. Diese redeten aber nicht das Latein der Stadt Rom, die lingua urbana oder classica, sondern Bauernlatein, lingua rustica oder Verwandtes. Ganz richtig bemerkt A. Ubicini, daß diese Ansiedler in Dacien keineswegs reine Lateiner waren, sondern ein Gemisch aus allen Völkern des römischen Reiches, copias toto orbe romano collectas, wie Eutropius sagt, Italer aus allen Theilen Italiens, Gallier, Hispanier etc. Das Latein, welches diese Leute redeten, war nicht etwa das Latein der Umgegend von Rom, sondern der Provinzen Mittel- und Norditaliens, und mit mancherlei Zuthaten versetzt. So erklärt sich, daß man im heutigen Rumänischen manche Ausdrücke findet, die gallischen oder hispanischen Ursprungs sind. B. Alexandri hat eine Liste von mehr als einhundert Wörtern aufgestellt, die er in den Werken Rabelais' fand und die im Rumänischen genau die alten Formen und Bedeutungen haben, z. B. ains, im Rumänischen insa, aber; destoupper (deboucher), destouppa; — s'esclaffer (rire) a se sclafari; — mascarer (salir) a mascari.

Auch kommen viele altdacische Wörter vor, welche Hasden nachweist, z. B. bardsa, Storch; mire, Braut, Verlobte; isnudra, Bauernmantel; cociaba, Hütte; choperta, Eidechse; samcea, Lanze. — Gothische Wörter kommen nicht vor; was Deutsch im Rumänischen angetroffen wird, ist in späteren Jahrhunderten eingeführt worden. Griechische Wörter sind schon während der dacischen Periode ins Land gekommen, slavische nach dem neunten Jahrhundert, als das cyrillische Alphabet und die slavische Kirchensprache amtliche Sprache wurde. Hasden hat ein altes dacisches Alphabet entdeckt und erklärt, dessen sich das rumänische Volk in minder wichtigen Angelegenheiten bis zum funfzehnten Jahrhundert bedient habe. Viele griechische Ausdrücke wurden geläufig, nachdem die Moldau und die Walachei gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts Fürsten aus dem Phanar Konstantinopels erhielt. Seitdem diese Phanarioten herrschten, machte das Griechische reißende Fortschritte, es überwucherte am Hofe, in der Verwaltung, in den Schulen und Gerichten und das Rumänische wurde nur noch auf dem platten Lande gesprochen.

Die Rückwirkung dagegen begann um 1815 und die Landessprache wurde begünstigt, seit von 1820 an wieder eingeborene Fürsten vorhanden waren. Aber sie mußte gleichsam neu geschaffen werden. Man beseitigte das cyrillische Alphabet und nahm lateinische Buchstaben an, jedoch ohne sich vorher in Bezug auf die Transscription verständigt zu haben. Sodann wollte man die Sprache von vielem Fremden reinigen, ohne sich vorher genaue Rechenschaft über die Ausgangspunkte zu geben. Einige wollten vom Lateinischen ausgehen, Andere vom Italienischen, noch Andere vom Französischen. So kommt es, daß man noch heute keine festen Regeln und keine feste Orthographie bei den Rumänen findet.

— Die Universität Leipzig steht, nicht bloß an Frequenz, an der Spitze der deutschen Hochschulen, und man kann wohl sagen, aller Universitäten, gleichviel welchen Erdtheils. Sie zählte im November 1874 nicht weniger als 3084 immatriculirte Studenten. Im Sommersemester 1874 hat sie die Berliner Hochschule um 1107 inscribirte Studenten überflügelt. Zu den schon vorhandenen vortrefflichen Einrichtungen sind neuerdings gekommen: ein ägyptisches Museum, eine kirchlich-archäologische Sammlung und eine akademische Lesehalle. Neue Gebäude haben erhalten: das physikalische Cabinet, die mineralogischen und geologischen Sammlungen. Man hat in Berlin nicht ungestraft fast zwei Decennien einen Unterrichtsminister Mühler gehabt und einer hysterischen Frau Einfluß auf das wichtigste Staatsministerium gestattet.

— Der Naturforscher Anton Goering aus Altenburg ist nach einem achtjährigen Aufenthalte in Venezuela nach Deutschland zurückgekehrt. Er bringt reiche Ausbeute mit und wir dürfen von ihm über jenes interessante Land Südamerikas gediegene Arbeiten erwarten.

— Auswanderung aus Großbritannien und Irland im Jahre 1873. Das Handelsamt hat die Nachweise darüber veröffentlicht. Die Zahl der Ausgewanderten stellte sich auf 310,612 und ist somit größer als in irgend einem Jahre seit 1854, da der „irische Exodus", der 1847 begann, zu Ende kam. Nach der Nationalität betrachtet bestanden diese Emigranten aus 123,343 Engländern, 21,310 Schotten, 83,692 Irländern und 82,867 Ausländern und Nationalitätslosen. Gegen 1872 ergiebt sich ein Zuwachs von 5153 Engländern, 1769 Schotten und 10,929 Irländern, während die Summe der Ausländer um 6825 fiel. Vor dem Jahre 1869 waren die Iren an Zahl immer die ersten, seit dieser Zeit aber überwiegen die Engländer, obwohl von dem Standpunkte des Procentsatzes auf die Bevölkerung betrachtet die Iren mit 1,06 Proc. gegen die 0,52 Proc. Engländer den Vortritt haben. Mehr als zwei Drittel dieses Auswanderungsstromes floß nach den Vereinigten Staaten, und zwar 64 Proc. Engländer, 57 Proc. Schotten und 90 Proc. Iren und eben so viele Ausländer. Nach Australien wandten sich 26,428 und nach Britisch-Nordamerika 37,208. Faßt man die Alters- und Geschlechtsclassen ins Auge, so theilt sich die Gesammtzahl in 148,207 Männer, 95,092 Frauen und 63,105 Kinder. Die Sterblichkeitsrate auf den Auswanderungsschiffen war 16,22 per Mille, also günstiger als in irgend einer Stadt Großbritanniens. Von den 685 Auswanderungsschiffen scheiterten vier, zwei ohne Menschenverlust, und zwei, der „Northfleet" und der „Atlantic", mit einem Verluste von 845 Seelen. — Wie die Auswanderung, so hat sich auch die Einwanderung in das Vereinigte Königreich gemehrt. Sie betrug 1870: 49,157, 1871: 53,827, 1872: 70,181 und 1873: 86,416. Das Gros derselben besteht aus früheren Auswanderern in die Vereinigten Staaten, welche dort keine Arbeit finden konnten.

— Die Stadt Paris zählt, der neuesten Aufnahme zufolge, 1,851,792 Einwohner. Im Jahre 1873 starben dort 41,732 Personen.

— Das hinterindische Königreich Annam ist nun von den Franzosen, welche vor elf Jahren die Zerstückelung desselben begannen, ganz und gar abhängig. Der Gouverneur von Cochinchina, Dupré, hat dem König oder Kaiser, dessen Hauptstadt Hüe ist, einen Vertrag aufgezwungen; diesem zufolge sind den Franzosen in Tonkin, der nördlichsten Provinz von Annam, welche an die chinesische Provinz Yünnan grenzt, drei Häfen als Handelscentra eröffnet, besser gesagt völlig überantwortet worden, denn sie halten in jedem derselben 100 Mann Besatzung und einen Consul. Französische Kaufleute können überall Handel treiben und Durchgangszölle für Waaren, welche aus China nach jenen drei Plätzen kommen, dürfen nicht erhoben werden. Bei Unruhen im Innern oder bei Verwickelungen mit dem Auslande darf sich der Kaiser nur allein an die Franzosen um Hülfe und Beistand wenden. Der Vasall ist fertig.

— In Peking ist eine literarische Curiosität zum

Verkauf ausgeboten worden, ein Exemplar eines Werkes, das aus 6109 Bänden besteht und den Titel führt: „Kaiserliche Sammlung alter und neuer Literatur." Diese colossale Encyklopädie wurde unter der Regierung des Kaisers Kang hi (1662 bis 1722) begonnen und mit eigens für dasselbe gegossenen kupfernen Typen gedruckt. Es giebt nur noch sehr wenige vollständige Exemplare; für das nun käufliche sind nach unserm Gelde 100,000 Mark gefordert worden.

— Wir finden die Notiz, daß die Birmanen die Leichen, welchen sie eine große Ehre erweisen wollen, einige Wochen in Honig legen und sie dann zum Nikbon', einem buddhistischen Himmel, transportiren; dabei findet ein großer Aufwand von Feuerwerk aller Art statt und zwar so, daß dasselbe den Sarg in Brand steckt und die Leiche verbrennt. Dann gehen die Leidtragenden befriedigt nach Hause.

— Ein anglicanischer Geistlicher in Calcutta hat sich nützlich gemacht, indem er einen Verein stiftet, dessen Mitglieder sich verpflichten, ihren Nebenmenschen nicht durch üble Nachrede wehe zu thun. Eine solche „Anti-evil speaking society" sei platterdings nothwendig, weil, wie er von der Kanzel herab verkündete, unter der europäischen Gemeinschaft in Calcutta die schmachvolle Gewohnheit herrsche, allerlei böswilligen Klatsch zu verbreiten. Er selber verpflichte sich feierlich, über seine Nebenmenschen sich niemals zu „skandalisiren".

— „Wir wollen nicht nach Zion." Zu Kitzingen am Main hantirt ein stramm orthodoxer Rabbi, der zäh am Alten klebt; die in dem Städtchen Marktbreit lebenden Juden gehören zu seiner Cultusgemeinde. Unter diesen giebt es ganz verständige Leute, die nicht lügen wollen. Sie haben jenen Röf ersucht, diejenigen Gebete fallen zu lassen, in welchen die Juden als in der Verbannung lebend hingestellt werden, und in welchen ihr Allah oder Jehova angefleht wird, sie in das gelobte Land, insbesondere aber nach Jeruschalaim zurückzuführen. Sie haben dem orthodoxen Röf kund und zu wissen gethan, daß sie „ihren Gott fernerhin nicht mehr anlügen wollen", und die Erklärung abgegeben, daß sie sich da, wo sie sind, sehr wohl fühlen. Sie verspürten nicht im Mindesten Lust, in ein Land zu ziehen, „von woher nur Bettler und Hungerleider kommen", und sagen schließlich dem Rabbi: „Fragen Sie den Baron Rothschild, fragen Sie unsern Herrn Benaria dahier, ob es ihnen Ernst ist mit einer Auswanderung nach Zion? Wir wollen also nicht um etwas beten, was unserer Seele zuwider ist." — Uebrigens ist mit grimmig orthodoxen Rabbinern nicht zu spaßen. In Nordamerika erscheint eine jüdische Zeitschrift „Deborah", welche Folgendes erzählt. Rabbi der kleinen Judengemeinde zu Grand Rapids in Michigan ist Herr Weinstein; derselbe fungirt auch als Schächter, Circumcisor, Vorbeter und Schulmeister, und in seinem Hirn qualmt talmudischer Kram. Nun hat ein Jude eine Christin geheirathet, und diesem Ehepaar starb ein acht Monate altes Kind. Röf Weinstein verbot das Begräbniß auf dem Leichenacker der Juden, der nicht entweiht und nicht entheiligt werden dürfe; das Grab wurde außerhalb des Zaunes gegraben. „Man hätte die Kindesleiche vor dem Hause des Röf verbrennen sollen, dann hätte er eine Fluchpredigt dabei halten können."

— Kalakana, König der Sandwichs-Inseln, ist unter die Spiritualisten gegangen. Ein Yankee aus Neuyork Namens Richards hat ihn in die Geheimnisse der Geisterwelt eingeweiht und vermittelt, als Medium, den Verkehr Sr. Majestät mit dem was überirdisch ist. Richards ist ein Genie, der alles Mögliche aus sich machen kann. Er arbeitete früher als „Negro-Minstrel", d. h. er war einer jener Bummler, die sich das Gesicht schwärzen und in den Branntweinschänken Negergesänge zum Besten geben, während sie dazu die Grimassen schneiden, welche der Schwarze zu machen pflegt. Nun offenbart er dem braunen Könige was der Gründer der Dynastie, Kamehamea der Erste, „im Himmel" denkt und seinem Nachfolger anräth.

— Auf den Marianen- (Ladronen-) Inseln hat man eigenthümliche, bisher nicht beachtete Denkmäler gefunden, pyramidenförmige Steinsäulen, die wahrscheinlich Grabmonumente der alten Eingeborenen sind.

— Bisher ist viel Eis aus Nordamerika, namentlich aus Neuyork und Boston, nach Ostindien verschifft worden. Als vor einer Reihe von Jahren die erste Ladung Eis in Calcutta anlangte, gab man dort für jedes Pfund gefrornen Wassers ein Pfund Baumwolle. Gegenwärtig sind Eisfabriken schon in mehreren Hafenplätzen in Thätigkeit. Die jüngst zu Madras in Betrieb gesetzte liefert täglich $4\frac{1}{2}$ Tonnen, also mehr als 80 Centner, in Blöcken von 4 bis zu 6 Fuß.

— Der Stockfischfang in den Gewässern von Alaska wird von San Francisco aus lebhaft betrieben, aber nicht, wie früher, im eigentlichen arktischen Ocean, sondern bei den Tschumogin-Inseln, wohin man zwei Fahrten im Jahre machen kann. Vom 21. Juli bis 5. September waren sechs Skuner von dort zurückgekommen; sie hatten etwa 346,000 Fische an Bord, und man berechnete, daß der Fang für das laufende Jahr etwa eine Million Stockfische liefern werde.

---



---



---

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 7.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# An der ligurischen Riviera di Ponente.

II.

Das Klima von Mentone ist herrlich, und bedarf keiner übertriebenen Lobpreisungen. Da ist Einer so weit gegangen, allen Ernstes zu behaupten, der Blitz wage es gar nicht, dort ein Haus oder einen Menschen zu treffen. Man rühmt die Meeresstille und glückliche Fahrt auf der spiegelglatten Fläche, die aber namentlich in den Herbstmonaten auch so wild wird, daß man sich nicht auf sie hinauswagt und selbst dem Ufer nicht gern nahe kommt. Dort brausen die Wogen hochauf in ohnmächtiger Wuth gegen das kyklopische Gestein der Caravan-Anlände und schleudern mit donnerndem Getöse colossale Massen weißen Schaumes über die Felsen hinweg. Sie sind im Meerbusen von Biscaya nicht wilder. Sobald wirklicher Sturm eintritt und bedrohlich wird, ziehen die Schiffer mit größter Eile ihre Barken in die zunächst dem Hafen liegenden Straßen, denn dieser selbst würde gegen die entfesselten Elemente keinen Schutz gewähren. Dabei müssen sie nicht selten alle Kräfte anwenden; Männer und Frauen, Greise und Kinder helfen beim Ziehen oder Fortschieben des Fahrzeuges, Alle muntern sie einander mit Schreien und Zuruf an, und sobald es gelungen ist, die Barke auf sicherm Boden zu sehen, jubeln sie laut in das Wogengebrüll hinein.

Im Durchschnitt hat das Mittelländische Meer bei Mentone nicht weniger als 214 ganz ruhige Tage im Jahr und an solchen ist ein Blick auf dasselbe zu jeder Stunde bewundernswürdig, am herrlichsten jedoch bei Aufgang und Untergang der Sonne. Aber auch wenn es wie ein glatter Spiegel da liegt, bricht es sich doch mit starker Gewalt am Ufer. Man hört diese Melodie gern, wenn man sich stillen Träumereien hingiebt; sie wiegt Geist und Sinne ein, paßt vortrefflich zu verschwommenen Gefühlen, und Abends spät schläft man wonnig ein bei diesem eintönigen Rhythmus der anbrandenden Wogen. Aber das Alles nur in der ersten Zeit des Aufenthaltes im Paradiese; nach und nach wird die Stimmung anders, man sehnt sich nach Stille und Ruhe, ist jener ewigen Melodie ganz überdrüssig und möchte bald sie gar nicht ferner anhören. Man wird sehr reizbar, sie stört uns in unseren Gedanken und im Schlafen und man wünscht sich weit hinweg in ein Thal, wohin sie nicht dringt, wo es ganz still ist und wo die Nerven sich wieder ganz beruhigen. Auch wünscht man oft, daß an dem blauen Himmel doch endlich auch einmal graues Gewölk aufziehen und Regen spenden möchte. Beim Blick auf den glatten Meeresspiegel auf welchem die Sonne glitzert, fühlt man das Auge angegriffen und gern flüchtet man sich unter die Schatten spendenden Oelbäume. Und wenn nur die fatalen Stechmücken nicht wären! Gleichviel von welcher der drei Arten: der großen, mittlern und kleinen, wir angegriffen werden — die Plage ist dieselbe. Es giebt bei Nacht kein Mittel, um sie abzuhalten oder abzuwehren, auch die Moskitovorhänge helfen nicht; die Mücken finden doch eine Oeffnung durch welche sie hineinschlüpfen; sie stechen, wenn man auch Handschuhe im Bette trägt, sich dicht einwickelt, Kopf, Hals und Schulter einhüllt. Und dazu kommt, daß das



Die Fischer.

Pfeifen und Schwirren bis zum Tagesgrauen kein Ende nimmt. Dann verschwinden sie und man sieht und hört nichts mehr von ihnen. Das Paradies ist nicht ohne Schattenseiten.

Das Mittelländische Meer hat eine höhere Temperatur als das Adriatische unter denselben Breiten und an den Küsten bei Mentone eine beträchtliche Tiefe; das sind zwei für die Fischerei ungünstige Verhältnisse. Die Fische lieben kälteres Wasser und vermehren sich dort mehr wo die See nicht tief und wo auch der Fang leichter ist. Uebrigens ist die Zahl der Fischer in Mentone beträchtlich und man muß die Geduld bewundern, mit welcher diese Leute ihr Gewerbe betreiben. Sehr oft bleiben die ausgeworfenen Netze ganz leer oder es haben sich nur wenige Fische in denselben gefangen, kleine, die für den Markt nicht geeignet sind. Aber das Netz wird wieder und immer wieder ausgeworfen.

Die Geschichte Mentones bietet mancherlei seltsame Episoden dar. Die Stadt gehörte vor 1848 zum Fürstenthume Monaco. Wer auf der Landstraße von Nizza her an die Grenze des letztern kam, wurde angehalten und mußte aus dem Wagen steigen, der sofort von zwei Grenzwächtern durchsucht wurde. Dabei kam es vor, daß Auftritte folgender Art sich ereigneten. Eine junge kränkliche Dame welche, von ihrem Vater begleitet, einige Zeit in Mentone zu verweilen gedachte, erzählt Folgendes:

„Steuerpflichtige Gegenstände hatten wir nicht und konnten weiter fahren, nachdem die Zollwächter uns einige frischgebackene Brötchen abgenommen, die mein Vater in Nizza



Garten der Villa Bennet.

für mich gekauft hatte. Sie erklärten, daß sie dazu durch das Gesetz verpflichtet seien. — Wie, ein Gesetz, das befiehlt einem kranken Mädchen etwas Weißbrot wegzunehmen, welches während der Reise genossen werden soll? — Allerdings; wir befolgen die fürstliche Ordonnanz vom 15. Mai 1817, sprach der eine, und der andere fügte hinzu: und die Ordonnanz vom 14. Juli 1817."

Was sie sagten war richtig. Den beiden Ordonnanzen zufolge waren nicht bloß alle Einwohner des Fürstenthums Monaco, sondern auch alle Fremden die wenn auch nur einen Tag im Gebiete desselben verweilten, verpflichtet kein anderes als „officielles Brot" zu essen. Die Uebertretung des Gebotes wurde mit schwerer Strafe geahndet.

In der kläglichen Reactionszeit war das Ländchen dem Fürsten zurückgegeben worden. Er hieß Honoré der Fünfte und wohnte für gewöhnlich in Frankreich, wo er unter den älteren Bourbons einen Sitz in der Pairskammer einnahm; in Paris nannte er sich Herzog von Valentinois. Er spielte den Philanthropen, lebte auf glänzendem Fuß und hatte viel Geld nöthig. Sein Fürstenthum war kein reiches Land, aber Honoré war ein raffinirter Philanthrop, der als Souverän mit der Steuerschraube umzugehen wußte. Vermittelst derselben erpreßte er von seinen getreuen und geliebten Unterthanen jährlich die Summe von 300,000 Francs. Er war der alleinige Müller und Bäcker im Lande und bezeichnete das, was er lieferte, als officielles Brot. Dasselbe war sehr schlecht und theuer; er stellte den Preis fest und kaufte auf See beschädigtes Mehl in Genua oder Marseille billig ein. Dabei schätzte er ab, wie viel Brot etwa eine Familie verbrauchen könne oder solle; kaufte sie weniger als den ver-

meintlichen Bedarf, dann hielten die Polizeidiener Haussuchung. Diese Dinge und noch manche andere werden in Abel Rendu's Geschichte von Mentone und Monaco ausführlich erzählt.

Der fürstliche Bäcker wurde auch Falschmünzer und prägte unterwichtiges Geld. Sein Nachfolger Florestan trat in dieselben Fußtapfen und trieb es in manchen Dingen noch ärger. Honoré war „Philanthrop“, dieser spielte sich als „Freund und Beschützer der Künste“ auf; das heißt er war in Paris Stammgast in der Großen Oper und verkehrte am liebsten mit Ballettänzerinnen. In seinen jungen Jahren war er selbst als Comödiant aufgetreten. Auch nachdem dieser gewaltige Monarch den Thron seiner Väter bestiegen hatte, blieb er an der Seine und regierte seine geliebten Unterthanen aus weiter Ferne. Für seine schwere Arbeit ließ auch er sich von ihnen jährlich 300,000 Francs zahlen. Das Backmonopol konnte er nicht ferner aufrecht erhalten, er öffnete sich aber andere Quellen des Einkommens; z. B. auch dadurch, daß er das ganze Unterrichtswesen monopolisirte als „Protector“. Es war den Eltern verboten, ihre Kinder in andere als die von ihm gegründeten Schulen zu schicken, und sie mußten das exorbitant hohe, von ihm ein für alle Mal festgestellte Schulgeld zahlen.

Man begreift, daß die Unterthanen die erste beste Gelegenheit wahrnahmen, das Tyrannenjoch eines solchen Zaunkönigs abzuschütteln. Jene von Mentone und Roquebrune benutzten die Februarrevolution von 1848, erklärten sich für unabhängig und stellten sich als freie Städte unter den Schutz des Königs von Sardinien. Dreizehn Jahre lang erfreuten sie sich als solche ungestörten Gedeihens; ihr Einkommen stellte sich jährlich auf etwa 80,000 Francs, die im Lande blieben, während Florestan 300,000 erpreßte, die er in Paris vergeudete. Nach den Friedensschlüssen von Villafranca und Turin wurde die kleine Republik am 16. April 1860 an Frankreich abgetreten; Mentone ist nun eine Cantonsstadt im Departement der Seealpen und seit jener Zeit in beträchtliche Aufnahme gekommen.



Brücke über den Caréi.

Unter den Bewohnern, über welche von den Fremden eben kein günstiges Urtheil gefällt wird, findet man keine Aristokratie, aber viele reich gewordene Bürger des Mittelstandes. An Lebensweise und Manieren bilden sie vielfach einen Uebergang zu dem gemeinen Manne, von welchem sie sich nicht allemal in Kleidertracht und Sprache unterscheiden. Jene Mittelclasse kann, wenn sie will, reines Französisch sprechen. Das eigentliche Volk aber bleibt bei seinem mentonesischen Patois, und dieses ist ein abscheuliches Gemengsel aus den Sprachen aller Völker am Mittelmeer. Der eigentliche Italiener versteht von demselben eben so wenig wie der Franzose; in dem Mischmasch ist Piemontesisch, Provençalisch, Spanisch und Arabisch bunt durch einander enthalten und das Tsch spielt in demselben eine bedeutende Rolle.

Der mentonesische Bürger gilt für unfreundlich und ist nicht einmal höflich; er hält das für überflüssig oder unnütz, und den Fremden gegenüber, welchen er doch zumeist seinen Wohlstand verdankt, zeigt er eine plumpe Verachtung. Selbst die, mit welchen er bekannt geworden ist, wird er nicht ansprechen, viel weniger sie grüßen. Auch im Casino, wo er mit Fremden aus verschiedenen Nationen zusammentrifft, spricht er sein nichtswürdiges Patois, das kein anderer Sterblicher versteht als nur der Mentonese. Es fällt ihm nicht ein z. B. auf der Treppe oder dem Fußweg einem Kranken, einer Dame oder einem alten, gebrechlichen Mann auszuweichen. Dabei ist er mit seinem Gelde so sparsam wie mit seiner geistigen Befähigung. Die Frauen hingegen stechen von den Männern sehr vortheilhaft ab, und sind, wenn auch dürftig unterrichtet und von mangelhafter Erziehung, doch nicht selten recht anmuthig. Das eigentliche Volk ist viel, viel besser als der aufgeblasene Bourgeois, höflich ohne servil zu sein, nicht ohne Intelligenz, einfach und keineswegs gewaltthätig. Es stammt von einem Gemisch aus Arabern, Spaniern, Corsen, Italienern und Franzosen und der Atavismus bringt nicht selten eigenthümliche Typen hervor. Sehr oft sieht man schlank aber kräftig gebauete junge Männer mit tief gebräunter Haut, feine zart gebauete Mädchen mit feurigen schwarzen Augen, gedunkeltem Teint und feiner

Haltung; man glaubt den maurischen Typus zu sehen, der sich in Andalusien so trefflich erhalten hat. Die Sitten sind im Allgemeinen recht gut, aber das viele Betteln wird lästig. Die Leute sind nicht ganz so träg wie manche Italiener, sie sind dem Trinken weniger ergeben als die Provençalen und schreien auch nicht so viel und so laut wie diese. In religiöser Beziehung steht es bei ihnen wie bei den Italienern; wahre, tiefinnere Frömmigkeit kennt man nicht; mit dem äußern Cultus ist Alles abgethan und an dickem Aberglauben fehlt es nicht.

Es wurde schon weiter oben gesagt, daß der Fremde gern die Thäler aufsucht, in welchen das ewige Geräusch des Meeres nicht zu vernehmen ist. Er hat die Auswahl. Er kann und wird an der Ostseite der Bucht bis zum Berceau emporsteigen, einer Bergkette, welche steil in die See abzufallen scheint. In den gewundenen kleinen Schluchten findet er überbrückte Bäche, die aber nur selten Wasser haben. In einer gewissen Höhe über dem Strande sind die Abhänge mit Fleiß unter Cultur gebracht worden. Auf jeder der vielen übereinander liegenden Terrassen stehen Citronen-, Orangen-, Feigen- und Oelbäume; kein Fleckchen Landes bleibt unbenutzt; man hat mit großer Mühe künstlichen Boden geschaffen und manche dieser mit Steinen umfriedigten Gärten sind so klein, daß nur ein einziger Baum in ihnen wächst. Die Johannisbrotbäume erreichen eine stattliche Größe und manchmal trifft man während der Wandelgänge unvermuthet auf Landhäuser in entzückender Lage. Wir haben in der vorigen Nummer (S. 324) die Abbildung eines solchen Landhauses mitgetheilt. Die Gebäude sind von ganz schlichter, gewöhnlicher Bauart, aber der Ausblick! Unterhalb eines prächtigen Waldes von Oelbäumen liegen unzählige Terrassen mit Citronen- und Orangenanpflanzungen, am Gestein wächst der Weinstock, geradeaus sieht man das blaue Meer, zur Rechten Mentone, zur Linken die rothen Felsen. Die Terrasse selbst, auf welcher das Landhaus steht wird von einem Oelbaume beschattet; am Eingange stehen Bambus und Palmen, weiterhin ist ein Gemüsegarten, in welchem Alles auf das Ueppigste gedeiht; würziger



Dolce Acqua.

Blumenduft durchzieht die Luft. Man glaubt zu träumen und in Armidas Gärten zu wandeln!

Zu dem schon früher erwähnten Ristorante della Frontiere pflegt man gewöhnlich den Weg auf der Cornichestraße zu nehmen. Eine Viertelstunde von der Villa Santa Maria kommt man über die 1806 gebauete St. Louisbrücke; sie überspannt in einem 22 Meter weiten Bogen eine Felsenschlucht, welche hier die Grenze zwischen Frankreich und Italien bildet. Von der Brücke ab hat man nur noch zehn Minuten bis zum Ristorante.

Man versäumt nicht die Grotten von Mentone zu besuchen. Schon im vorigen Jahrhundert hatte Saussure auf dieselben aufmerksam gemacht; sie sind seit jener Zeit häufig von Geognosten besucht worden und die Nachgrabungen lieferten den Beweis, daß in denselben Menschen gewohnt hatten; man fand auch Ueberreste von Thieren. Am 26. März 1872 setzte Rivière in der Cavillongrotte frühere Nachgrabungen weiter fort; 6½ Meter unterhalb des Niveaus derselben entdeckte er dann Fußknochen, welche zu einem Menschengerippe gehörten. Acht Tage später war das ganze Skelett bloßgelegt; dasselbe ist im naturhistorischen Museum zu Paris aufgestellt. (Die Cavillongrotte liegt übrigens auf italienischem Gebiete.) Dieser Troglodyt mag gut und gern vor zwanzigtausend Jahren gelebt haben, ist also doch etwas älter als Eva und die Paradiescitrone; er war Zeitgenosse des Mammuths, des Höhlenbären und anderer urweltlicher Thiere. Rivière hat im Jahr 1873 in einer andern Höhle bei 4 Meter Tiefe viele Bruchstücke eines andern Menschenskeletts gefunden, das 2 Meter lang ist. Dasselbe lag, wie das frühere auch, auf einem Aschenbett und hatte neben Schmucksachen auch Knochen- und Feuersteinwaffen bei sich.

Die westliche Bucht ist breiter, luftiger und weniger heiß als die östliche, und in sie münden vier Thäler mit manchen Nebenthälern, alle mit Bächen, welche aber nur in einem kleinen Theile des Jahres etwas Wasser haben. Das Val di Mentone wird als ein Paradies im Paradiese gerühmt, aber trotzdem nicht häufig besucht, weil man nicht zu Wagen

hinkommen kann. Die drei anderen an der westlichen Bucht sind die Thäler des Carëi, des Borrigo und des Gorbio; jedes derselben hat einen verschiedenen Charakter.

Der schönste Spaziergang auf dieser westlichen Seite ist und bleibt der nach Santa Agnese, einem Dorfe mit etwa 500 Einwohnern, 700 Meter über dem Meeresspiegel. Dasselbe liegt unterhalb der Ruinen eines alten Schlosses, deren man schon ansichtig wird, wenn man die Carëibrücke überschreitet. Ein guter Fußgänger legt die Strecke in dritthalb Stunden zurück; gewöhnlich reitet man zu Esel hinauf. Man kommt aus der Region der Oliven in jene der Pinien und weiter aufwärts in jene der Kastanien. Dann folgt eine dürre, kahle Strecke, die ganz baumlos ist und einen schroffen Gegensatz zu der übrigen Gegend bildet. Das Dorf hat nur eine Straße; an jeder Seite sieht man Steinmassen mit Fensteröffnungen; in diesen Löchern wohnen die Menschen; es wimmelt dort von hübschen aber zudringlichen und überaus schmutzigen Kindern. Aus dem Dorfe führt der Weg an einer unserer Lieben Frau vom Schnee gewidmeten Capelle vorüber zu der Burgruine, welche man in einer guten Viertelstunde erreicht. Die Aussicht von dort ist wunderbar schön und großartig und man hat diesen Punkt wohl nicht mit Unrecht den Rigi des Mittelmeeres genannt. Lohnend ist auch ein Ausflug nach Dolce Acqua an der Straße nach Bordighera, wo das alte Stammschloß der Doria steht.

# Bei den Santals in Ostindien.

Südlich von Bhagalpur, das zur Präsidentschaft Calcutta gehört, dehnt sich eine weite Ebene aus, welche die Höhenzüge von Karrackpur von den Radschamahalbergen trennt. Diese gehören nicht zum System der Windhyaberge, sondern sind von diesem völlig getrennt und haben auch eine ganz andere geologische Formation; sie ziehen in nördlicher Richtung der westlichen Grenze Bengalens entlang vom Birbhum bis zum Ganges.

In diesen Radschamahalbergen wohnen die Santals oder Ontals, Ureingeborene, welche zu der sogenanten Mundagruppe gehören. Abweichend von anderen „Wilden" treiben sie Ackerbau, hausen in Dörfern, welche aus einer größern Anzahl zierlich aus Bambus erbaueter Hütten bestehen; diese haben manchmal an der Vorderseite einen Ueberbau, eine Verandah. Dieses Volk ist muthig und hält sich so viel als möglich unabhängig. Noch ganz vor Kurzem, im August 1874, hatte es den Anschein als ob die Engländer abermals mit ihnen in eine Fehde verwickelt werden könnten, es ist aber gelungen, sie zu begütigen. Im Jahre 1855 waren sie aus ihren Bergen hervorgebrochen und hatten nach allen Seiten hin große Verwüstungen angerichtet; sie waren ergrimmt, weil sie von Wucherern (Geldgeschäftsleuten, Mahadschien) schwere Bedrückungen erfahren hatten. Es kostete nicht geringe Mühe sie zu bändigen, und sie haben sich seitdem ruhig verhalten, weil die Regierung die Verwaltung in milder Weise geordnet, das Volk gegen Ausbeutung geschützt und auch Unterrichtsanstalten gegründet hat.

Rousselet, der sich bei ihnen aufgehalten hat, entwirft eine Schilderung. Ihre Bekleidung ist dürftig genug und besteht insgemein nur aus einem Schurz um die Lenden (Languti) bei den Männern, die Frauen schlagen ein Stück Baumwollentuch um Schulter und Hüften und schmücken sich mit Hals- und Armbändern, die aus Glasperlen und Kaurimuscheln zusammengesetzt sind. Die Religion der Santals ist, dem genannten Reisenden zufolge, ein plumper Naturdienst; ihre Idole bestehen aus viereckigen Holzbalken, die mit rothem Oker bemalt werden und an welchen sich ein colossaler Lingam befindet. Vor diesen Götzenbildern opfern sie Büffel und noch häufiger Ziegen. Der Opferpriester schneidet vermittelst eines langen Messers dem Thiere auf einen Streich den Kopf ab und besprengt zunächst das Idol und dann die Anwesenden mit Blut. Vor dem Eingange zu den Dörfern und neben den Götzenbildern schlagen sie leichte Bambusgerüste auf, und auf diesen sind die Trophäen der Jagd niedergelegt. Die Santals sind als Jäger ausgezeichnet und es ist ihnen gelungen, die zahlreichen Elephantenherden im Gebirge, welche den Feldern großen Schaden zufügten, beinahe völlig auszurotten.

In einem andern Berichte heißt es: „Sie sind Anbeter der Sonne und Fleischesser. Ihre Priester, Dschoihera genannt, müssen allmonatlich ein blutiges Opfer bringen. Das Blut wird auf ein Stück Holz gebracht, das oben an einer Stange befestigt ist; diese steht im Mittelpunkt eines von drei Seiten durch Pfähle mit darüberliegenden Querbalken abgehegten, an der vierten Seite offenen Raumes. Am Opfertage darf der Priester nicht mit den Uebrigen zusammenessen. Sie schwören bei der Sonne und nehmen dabei Kuhdünger in die Hand. Ehen schließt man nach eigener Wahl, und die Hochzeitsceremonie besteht darin, daß der Bräutigam der Braut rothe Farbe auf die Stirn malt. Vielweiberei ist selten; die Frauen arbeiten nur im Hause, niemals in Wald und Feld. Man rühmt den Santals nach, daß sie wahrheitsliebend seien. Die Leichen werden verbrannt und ein Theil der Ueberreste muß vom nächsten Angehörigen des Verstorbenen in den Ganges geworfen werden."

Das Volk ist in Stämme getheilt; die Vorsteher oder Häuptlinge derselben, Mandschi, werden durch Wahl ernannt und haben einen Rath der Alten neben sich. Die Zahl der Santals wird auf etwa 85,000 Köpfe angenommen.

Die Malörs wohnen in den höchsten Theilen des Radschamahalgebirges und stehen an körperlicher und geistiger Begabung den Santals nach; von diesen sind sie in die entlegensten Gegenden des Hochlandes zurückgedrängt worden; ihre Zahl wird kaum 35,000 übersteigen.

Es wurde schon gesagt, daß die Santals ausgezeichnete Jäger seien. Jedes Dorf hat einen amtlich bestellten Tschikari, sagen wir Oberjäger, der sein Handwerk gründlich versteht und deshalb ein hochgeachteter Mann ist. Europäische Waidmänner haben deshalb immer einen solchen Tschikari bei sich und folgen dessen Weisungen.

Rousselet und Schaumburg hatten ihre Zelte beim Santaldorf Daragâm aufgeschlagen und wollten sich das Vergnügen einer Jagd auf Tiger nicht versagen. Für diese sind April und Mai die günstigste Zeit, weil dann Bäche und Lachen in Folge der starken Hitze austrocknen, der Tiger deshalb sein Winterlager verlassen und ins Unterland herabkommen muß, wo er Wasser findet. Dann wählt er zum Schlupfwinkel irgend eine mit Gesträuch bewachsene Schlucht, wo er den Tag über schläft und die er gegen



Dorf der Santals in den Radschamahal-Bergen.

Abend verläßt, um sich aus dem zur Tränke gehenden Vieh ein Stück zu holen. Man nimmt an, daß ein ausgewachsener Tiger etwa alle vier bis fünf Tage einen Ochsen holt, den er bis in die Nähe seines Schlupfwinkels schleppt, damit nicht die Hyänen und Schakale, welchen seine Ausdünstung widerwärtig ist, sich an seiner Beute gütlich thun. Solch ein Tiger holt sich im Verlauf des Jahres 60 bis 80 Stück Großvieh, und danach läßt sich der von ihm angerichtete Schaden leicht berechnen. Eben jetzt lesen wir, daß die indische Regierung die Prämien für erlegte Tiger erhöht hat, und die Jagd auf dieselben in jeder Weise aufmunterte; sie sind im Jahre 1874 frecher geworden als je zuvor.

In der Schlucht bei Daragám waren in den letztverflossenen vierzehn Tagen vier Ochsen von zwei Tigern geholt worden, die ihr Geschäft in Compagnie trieben. Der Tschirkari hatte ihnen nicht beikommen können, weil die Anhöhen über der Schlucht ganz kahl waren und in das Gestrüpp an dem Trockenbache (Nala, die Engländer schreiben Nullah!)



Santals und Malers.

hatte er sich doch nicht wagen mögen. Nun zog er mit Rousselet und dessen Begleitern aus. Die Schlucht war tief und hatte steile Wände; in ihr befanden sich einige Lachen mit klarem Wasser, an denen dieses Bambusgesträuch stand. Zu Fuß war den Tigern nicht beizukommen; man nahm also zwei Elephanten mit. Dergleichen sind aber nur zu verwenden, wenn sie eine sorgfältige Abrichtung erfahren haben und erst nachdem man es dahin gebracht hat, den Widerwillen zu überwinden, welchen der Anblick und der Geruch der Katzenthiere ihnen einflößen. Auch muß ihr Führer (Mahant) herzhaft und erprobt sein; denn es kommt vor, daß der Elephant vor Schrecken Kehrt macht und sich rettet, wenn der Tiger anspringt. Zuerst gewöhnt man den Elephanten an den Büchsenknall und verfolgt mit ihm Hirsche oder Damwild. Merkwürdig bleibt, daß der Elephant den Keiler mehr fürchtet als den Tiger und vor dem erstern, wenn er irgend kann, Reißaus nimmt.

„Wir ritten," erzählt der Reisende, „langsam der Schlucht

entgegen. Ich blieb mit dem Tschikari an einem Ende derselben; mein Gefährte sollte mit seinem Elephanten von der andern Seite an der Nala hin eindringen und die Tiger aufjagen. Ich war eben an den Rand des Gehölzes gekommen, als ich kaum hundert Schritt von mir den Tiger sah, der sich ruhig, gemessenen Schrittes fortbewegte; das schöne Thier zeigte nicht die mindeste Unruhe; offenbar kam es wohlgesättigt von seinem nächtlichen Raubzuge heim. Als ich anschlug, verschwand es im Gestrüppe. Einige Minuten später erschien mein Gefährte auf der entgegengesetzten Höhe; als der Tiger ihn bemerkte, kam er wieder zum Vorschein und kroch, ohne mich zu sehen, auf mich zu. Als er noch etwa 60 Schritt von mir entfernt war, jagte ich ihm eine Kugel in den Leib, da er eben den Kopf wandte, um nach meinem Freunde zu sehen. Er brüllte laut, sprang empor und lief ins Gebüsch."

„Nun trieb mein Mahant den Elephanten vorwärts in die Schlucht an die Nala und wir konnten beobachten, wie der Tiger nach dem Gehölze floh. Da gab ihm Herr H. eine Kugel und nun sagte er sich wohl, daß er umstellt sei. Deshalb ging er gerade auf H. zu; dessen Elephant kehrte erschrocken um und wurde vom Tiger angepackt. Ich glaubte, mein Freund sei verloren, aber mein Elephant hielt Stand, und ich sah wie H. dem Tiger eine Kugel ins Auge schoß. Er fiel zu Boden, raffte sich aber noch einmal auf, sprang nun auf meinen Elephanten ein, der jetzt zur Stelle war; als er sich ankrallen wollte, schoß ich und traf sein Rückgrat unter dem Halse. Nun lag er da, wir gaben ihm aber noch ein paar Kugeln. Dieser prächtige Königstiger war brillant gezeichnet; von der Schnauze bis zur Schwanzspitze war er etwas über 3 Meter lang und das ist etwa der Durchschnitt für einen erwachsenen Tiger."

„Als er todt war, äußerten die Elephanten ihre Freude in auffallender Weise. Sie trompeteten mächtig und wandten ihn mit den Rüsseln um und um. Der zweite Tiger wurde am nächsten Tage unweit des Dorfes von Herrn Schaumburg erlegt und einige Tage später gelang es uns ein paar Bären zu schießen. Der Bär des Radschamahalgebirges ist kleiner wie der in Kaschmir; er hat langen, schwarzen Pelz, breite Tatzen und sehr lange, furchtbare Krallen. Er ist aber nicht gefährlich und macht sich als Rattenvertilger nützlich. Die Santals bezeichnen ihn als Badschra balu, d. h. den Unverwundbaren, weil er sehr schwer zu tödten ist."

---

# Der gegenwärtige Stand der deutschen Expedition im äquatorialen Westafrika.

## II.

Ob Schweinfurth's Vorschlag (vergl. dessen „Im Herzen von Afrika" II, S. 323 f.), einräderige, von je zwei Menschen fortzubewegende, den chinesischen ähnliche Schiebekarren, welche bis zu 5 Centner tragen können, bei dieser Expedition einzuführen, Anklang und Ausführung finden wird, davon verlautet bis jetzt noch nichts. Doch ist die Sache wichtig genug, um wenigstens einen Versuch zu rechtfertigen. Mehr als funfzig Pfund vermag kein Eingeborener auf längeren Märschen zu tragen; wie bedeutend ist also jedesmal die Anzahl derer, welche Lebensmittel tragen müssen, so oft der Weg mehrere Tage lang durch menschenleere Wildnisse oder feindlich gesinnte Gebiete führt! Die Pfade, welche nie eine größere Breite, als eine menschliche Fußsohle besitzen, schließen jedes andere Gefährt als einräderige Karren aus. Der Reisende denkt dieselben sich als Kästen von Stahl oder Eisen, welche das eine in der Mitte sich drehende Rad überwölben, und welche je ein Mann schiebt und einer zieht. „Mit derartig construirten Karren würde man in Centralafrika alle Terrainschwierigkeiten, man würde die Sümpfe und die überschwemmten Flußniederungen sowohl als auch das steinige Terrain der Berggegenden überwinden können, die dichtesten Wälder so gut wie die offenen, aber schwer mit breiten Wagen zu durchfahrenden Steppen." Der Reisende hätte dann stets den nöthigen Proviant bei sich und brauchte nur den fünften Theil der Mannschaft, als wenn der Negerkopf sein einziges Transportmittel bildet.

Wenn nun auch diese Güßfeldt'sche Expedition die hauptsächlichste ist, so beschränken sich doch die Pläne der Afrikanischen Gesellschaft nicht auf sie allein. Wir erwähnten schon des Dr. Lenz, der zunächst völlig auf eigene Hand operirt und eine nördlichere Route ins unbekannte Innere eingeschlagen hat. Am 17. Juni dieses Jahres betrat er zuerst afrikanischen Boden, die Elobi-Inseln in der Coriscobai, und gleich dieser erste Schritt war sehr ermuthigend: bereits nach wenigen Minuten hatte er am Strande mehrere Petrefacten der Juraformation (besonders Ammoniten) gefunden. Dann befuhr er den Munistrom mit seinen Zuflüssen N'Tambuni, Nunde und Moa, welche alle er aufnahm, und begab sich an den Gabun, wo er vom französischen Commandanten die Erlaubniß zum Befahren des Gabun und des Ogowe erbat. Denn vornehmlich diesen, für das innere äquatoriale Afrika sehr wichtigen Fluß, der nicht, wie bisher angenommen, aus Nordosten herkommt, sondern fast genau von Osten und in einem dem Aequator parallelen Laufe hat sich Dr. Lenz zur Basis seiner Untersuchungen gewählt. Die dort ansässigen Europäer, Militärs, Missionäre und Kaufleute, sind einstimmig der Ueberzeugung, daß nirgends ein leichteres und ergiebigeres Forschungsgebiet existire, als dieser Strom, und alle sagten ihm ihre kräftigste Unterstützung zu Nach den letzten Nachrichten wollte unser Geolog etwa Ende Juli mit einem kleinen Dampfer nach den weit stromauf gelegenen Factoreien des Hamburger Großkaufmanns Wörmann abgehen. Interessant übrigens ist es, daß Dr. Lenz beim ersten Betreten afrikanischen Bodens sofort dieselbe geologische Formation, Brauneisenstein, traf, wie sie Schweinfurth auf seinen Wanderungen vom ersten Betreten des Djurlandes an begleitete und wie sie sich nach demselben wahrscheinlich durch den ganzen Continent als verhüllende Bedeckung anderer, älterer Gesteine hinzieht.

Inzwischen ist auch der mehrfach schon angedeutete Plan, von einem dritten Punkte aus die Terra incognita Afrikas in Angriff zu nehmen, zur Reise gediehen; eine dritte

Parallelexpedition soll von den portugiesischen Besitzungen in Angola aus Kabebe, die Hauptstadt des Muata Janvo, zu erreichen suchen. Um die Tragweite dieser Unternehmung zu verstehen, müssen wir ein wenig weiter ausholen.

Unsere Leser wissen, daß Georg Schweinfurth's Entdeckungen mit den Hauptanstoß zur Gründung der Afrikanischen Gesellschaft gaben. Als er bei der Erreichung des Mbruole im Lande der Niamniam aus dem Gebiete des Nil herausgetreten war, eröffnete sich vor ihm ein ganz neues, von den bisher durchzogenen Länderstrecken verschiedenes Gebiet, welches in Pflanzen- und Thierleben wie in ethnographischer Beziehung die auffallendsten Beziehungen zu der Westküste verrieth. Was in dieser Hinsicht sein treffliches Buch enthält, stellen wir in Folgendem kurz zusammen, weil der Nachweis dieser Zusammengehörigkeit beider so weit getrennter Gebiete einen Hauptgrund für die Aussendung unserer Expedition abgegeben hat. So heißt es Band I, S. 497: „Diese Flora (am Bache bei Kulenscho im Niamniamlande) bietet die Mehrzahl der von der Westküste des tropischen Afrika, vom Gabun, vom Niger und vom Gambia her bekannt gewordenen Pflanzenarten zur Schau; hier überschreitet sie die Grenzen der das Nilgebiet vom Tsadbecken trennenden Wasserscheide und eröffnet dem vom Norden her kommenden Reisenden die ungeahnte Pracht der innersten centralafrikanischen Wildniß." Band I, S. 537 sieht er in den massigen Dickichten von Pandanus südlich vom Mbruole einen unzweifelhaften Hinweis auf die Flora der Westküste und S. 567 macht er es höchst wahrscheinlich, daß Manioc, Mais und Taback, erst durch die Portugiesen aus Amerika nach Angola verpflanzt, sich durch Vermittelung der unter dem Scepter des Muata-Janwo stehenden Staaten zu den Monbuttu und Niamniam verbreitet haben. Am Assika findet er (I, S. 568) das westafrikanische Rothholz (Pterolobium santalinoides) und den riesigen angolischen Maulbeerbaum wieder, bei den Monbuttu (II, S. 54) die als kostbares Reizmittel aus Bornu bekannte, koffeinhaltige Kolanuß. Erst außerhalb des Nilgebiets, am Mbruole, trifft er die ersten Schimpanse (I, S. 536); bei Munsa sah er zuerst Felle von Galago Demidofii, eines bisher nur in Westafrika beobachteten Thieres (II, S. 104). Das Mangalaspiel haben die Niamniams (II, S. 32) wie die Peuls (Fulahs), Jolofs, Mandingo &c.; die mit Muscheln und Steinchen gefüllte Klapper aus Korbgeflecht ist bei Munsa (II, S. 56) wie am Gabun gebräuchlich; die Sänger von Profession, die Nsanga der Niamniam, erscheinen als Ganga in Loango (II, S. 34). Die hölzerne Signalpauke der Monbuttu (II, S. 121) tönt ebenso an der Westküste, und ihr Häuserbau (II, S. 127) ist verwandt mit denjenigen der Ischogo, Aschango, Bakalai, Aschiva, Camma, Mpongwe und Fan im Westen. Bd. I, S. 541 vermuthet er, daß einst Kupfer vom Congo durch Handel bis in die Niamniamländer gelangt sei und Bd. II, S. 117, daß „die Kupferminen in Angola und Loango, oder andere aus den südwestlichen Theilen von Südafrika, bis zu den Monbuttu ihre Schätze gespendet haben."

Die Zwergrace der Akka erscheint in den Obongo du Chaillu's wieder (II, S. 142, 143); ja sogar ihr Name in dem der pygmäischen Bakkabakka, von denen Bastian an der Loangoküste vernahm, und welche schon den Portugiesen im vorvorigen Jahrhundert bekannt waren. Möglicherweise existirt sogar noch heutigen Tages eine Handelsverbindung von der Westküste bis zu den Akka, welche dem Könige Munsa Tribut in Salz entrichtet, das weit von Süden herbeigebracht wird (II, S. 144). Dazu stimmt prächtig, was der alte Dapper 1676 von den zwerghaften Bakkabakka erzählt: daß sie die geschicktesten Elfenbeinjäger im Reiche des großen Makoko, welches hinter dem Königreiche Kongo, nördlich vom Zairefluß 200 bis 250 Meilen landeinwärts gelegen, seien und ihre Jagdbeute gegen Salz von Loango austauschen, gegen echtes Salz, das sich in allen von Schweinfurth besuchten Ländern nicht findet. Selbst Völkerverwandtschaften scheinen zwischen beiden Gebieten obzuwalten, zwischen Niamniam und Fan, zwischen Monbuttu und Fulbe. Schon die äußere Erscheinung und der schrecklich ausgebildete Cannibalismus der beiden zuerst genannten Völker sprechen dafür (I, S. 514); dann ihre Volkssitten. „Auch sie (die Fan) feilen die Schneidezähne spitz (wie die Niamniam), sie tragen Rindenzeuge, färben sich den Körper mit Rothholz, ihre Häuptlinge bedienen sich des fürstlichen Leopardenfells als Zeichen des Ranges, sie verwenden eben so viel Mühe und Fleiß auf ihren mit vielen Zöpfen versehenen Haarputz. Die Grundfarbe ihres Körpers ist das nämliche Kaffeebraun. Von ihren Gebräuchen erinnern die beim Erscheinen des ersten Mondviertels üblichen Tanzfeste und nächtlichen Orgien am meisten an die Niamniamsitten" (II, S. 21). Was er schließlich über die wahrscheinliche Verwandtschaft der Monbuttu, welche durch Hautfarbe, Tracht und Sitten in den größten Gegensatz zu ihren sämmtlichen Nachbarvölkern sich stellen, mit den einst von Osten her vorgedrungenen Fulbe sagt, mag man nachlesen Bd. II, S. 108 f.

Welch große Zahl von Verbindungsgliedern! Aber auch welche mächtige, neue, uns bisher verschlossene Welt!

Das halb mythische Reich des Muata Janvo zeigt seinen Einfluß bis in die Monbuttuländer, welcher vornehmlich in den Regierungsformen hervortritt (II, S. 105); die Monbuttu ihrerseits mit den Fulbe verwandt und in indirectem Handelsverkehr mit der Westküste. Die nach Osten (II, S. 89) vorrückenden Niamniam in naher Verwandtschaft mit den menschenfressenden Fan am Ogowe, welche nach ihrer eigenen Aussage von Südosten her in ihre Sitze am Gabun gelangten und einst dem Muropue oder dem Muata Janvo unterthan waren. Wir glauben Schweinfurth gern, daß er von Munsa mit schwerem Herzen umkehrte, als ihn nur noch 100 Meilen von Livingstone's äußerstem Punkte trennten, als eine verhältnißmäßig kurze Wanderung ihn in die Quellgebiete der drei großen Flüsse des Westens, Benuë, Ogowe und Congo, hätte führen und so manche der übrig gebliebenen Räthsel von Afrika lösen können.

Jetzt sind des trefflichen Forschers Landsleute eifrig am Werke, von einer andern Seite her sein Werk aufzunehmen und fortzuführen, Güßfeldt vom Quillu, Lenz vom Ogowe her; und ihnen reiht sich als Dritter in nächster Zukunft der Hauptmann von Homeyer, bekannt als Ornithologe, an, welcher den Coanza und Quango zur Basis seines Eindringens nehmen soll. Am erstern Strome besitzt die „Afrikaansche Handelsvereeniging" seit Kurzem schon zwei Factoreien, welche auch hier im Süden, wie an der Loangoküste, unseren Reisenden mit Rath und That zur Seite stehen werden.

Noch im November wird Hauptmann von Homeyer mit einem Gefährten von Europa nach Angola aufbrechen, um während der Regenzeit seine Vorbereitungen an der Küste zu treffen. Im Januar oder Februar sollen dann Gelehrte ihm nachfolgen; namentlich soll ein Geolog zur Theilnahme gewonnen werden. Doch sind die Unterhandlungen darüber noch in der Schwebe. Von Kassandsche, dem östlichsten portugiesischen Posten, der schon im Gebiete des Quango liegt, wird der Versuch gemacht werden, nach Kabebe, der Hauptstadt des Muata Janvo, vorzudringen und die Lage dieses nur von den beiden ungebildeten Pombeiros (vergl.

„Globus" XXIV, S. 318 f.) im Jahr 1806 und von dem ebenso unwissenden Graça 1846 besuchten Ortes zu fixiren. Wenn auch der Eintritt in das Reich Muropue mit Schwierigkeiten verbunden ist, so hat man doch Hoffnung, daß diese überwunden werden. Es ist ja dort nicht gänzlich unbetretenes Gebiet, über welches unsere Landsleute ziehen: denn außer jenen obengenannten Händlern wurde es 1850 und 1851 von Ladislaus Magyar und 1854 und 1855 von Livingstone gekreuzt. Haben sie aber die Residenz jenes mächtigsten und grausamsten aller innerafrikanischen Negerkönige erreicht, so stehen sie an der Schwelle des total Unbekannten. Nördlich von Kabebe zeigen uns unsere Karten nur ein paar Namen von Flüssen und Völkern, welche auf Erkundigungen von mehr als zweifelhaftem Werthe beruhen. Dann also wird es ihre Aufgabe sein, nach Norden und Nordosten vorzudringen und vielleicht eine Vereinigung mit dem nördlicher operirenden Dr. Güßfeldt anzustreben, jedenfalls aber ihre Forschungen und Erkundigungen nach dieser Richtung hin anzustellen, wo sie in einer geraden Entfernung von kaum 60 deutschen Meilen auf Livingstone's äußersten Punkt treffen würden.

Ob sie dieses Ziel erreichen werden, wer will dies jetzt schon behaupten oder ableugnen? Aber wir daheim haben die Pflicht, den ausziehenden, muthigen Männern alle nur möglichen Hülfsmittel mitzugeben oder nachzusenden — und Afrikareisen kosten viel Geld. Wir bitten also unsere freundlichen Leser dringend, dieses große, nationale Werk an ihrem Theile durch Beiträge oder Anschluß an die afrikanische Gesellschaft zu unterstützen *). Denn wenn auch vorläufig reichliche Mittel durch Fürsten, geographische Gesellschaften und Privatleute zusammengebracht wurden, so darf die Opferwilligkeit nicht aufhören, ehe nicht das große, vorgesteckte Ziel erreicht ist.

*) Beitrittserklärungen zu richten an den Vorstand, Berlin, Krausenstr. 42. Jährlicher Beitrag 1 Thlr., wofür das Correspondenzblatt der Gesellschaft geliefert wird.

# Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen.

## III.

Der 4. April 1869, an welchem wir von Aninsk aufbrachen, ist als der eigentliche Anfang der tschuktschischen Expedition zu bezeichnen, an jenem Tage begann unser Nomadenleben unter den Eingeborenen. Einen Theil unseres Gepäcks hatten wir, unter der Obhut zweier dem Häuptlinge nahe stehender Tschuktschen, Aigimrat und Tineimit, ins Quellgebiet des Omolon vorausgesandt. Zum Ziehen werden von ihnen nur die Renthiere verwandt, wie auch die Lamuten und Tungusen der Hunde nur zur Jagd und zum Herdenschutz sich bedienen. Allerdings ist es oft unbequem, die in den Wäldern zerstreuten Renthiere zusammenzusuchen und ihnen die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Die Behauptung aber, daß den Hunden als Hausthieren im hohen Norden vor allen anderen der Vorzug gebühre, ist ganz widersinnig, und lediglich die angeborene Trägheit der Kolymabewohner trägt die Schuld an der Beibehaltung der Hundeschlitten; und doch sind es gerade die Hunde, für welche alljährlich eine ungeheuere Menge von Fischen, wie sie für die Ernährung einer ungleich größern Bevölkerung ausreichend wäre, als Futter verbraucht wird. Erst mit der Abschaffung der Hunde, von deren Entbehrlichkeit das Beispiel der Eingebornen Zeugniß ablegt, wird im Kolymagebiete die ewige Hungersnoth ein Ende haben.

Zu bemerken ist, daß die Construction der Schlitten und des Fahrgeschirrs, die Art und Weise zu fahren und die Renthiere zusammenzutreiben, ein- und auszuspannen und zu lenken, seit einem Jahrhundert sich kaum verändert zu haben scheint. Es ist Alles noch so wie Billings in seiner Reisebeschreibung es angiebt, und das erscheint um so merkwürdiger, als die Tschuktschen seitdem erst den Gebrauch des Eisens kennen gelernt haben. Das hölzerne Panzerhemd haben sie freilich abgelegt, aber das war auch zu Billings' Zeiten nicht oft mehr im Gebrauch und kam somit um dieselbe Zeit aus der Mode wie das Panzerhemd bei den sibirischen Kosacken, ihren furchtbaren Feinden. Das Panzerhemd des kühnen Pawlucky († 1765), dessen Tapferkeit und Heldentod noch frisch im Gedächtniß der Eingeborenen nachlebt, machte Amraurgin uns in der Folge zum Geschenke.

So wenig wie die Einführung des Eisens in ihren Lebensgewohnheiten änderte, so wenig hat auch ein anderes Ereigniß, welches sonst eine bedeutungsvolle Umwälzung im Leben der Völker hervorzurufen pflegt, auf ihre Sitten und Gebräuche den erwarteten Einfluß ausgeübt: die Einführung des Christenthums. Wohl hat der blinde Glaube an die Schamanen seine alte Kraft längst eingebüßt und mit ihm ist manche barbarische Sitte, wie die Tödtung altersschwacher Leute durch ihre eigenen Kinder, für immer gefallen, aber noch sind viele andere heidnische Gebräuche im Schwange, wie Todtenverbrennung, Thieropfer und Polygamie. Zwei Missionäre aus Nischni-Kolymsk und Anadyrsk haben die Bekehrung und Belehrung der Eingeborenen gewiß mit Eifer betrieben, allein was können so geringe Kräfte in jenen unabsehbar weiten Flächen ausrichten? Der neugegründeten Missionsgesellschaft erwächst die heilige Pflicht, dem fernen Lande höhere Cultur zu bringen.

Am 4. April also machten wir uns auf den Weg mit etwa 60 Schlitten und mehr als 200 Renthieren, zu deren Leitung und Obhut wiederum 15 Führer erforderlich waren. An diesem ersten Tage legten wir nur eine kleine Strecke von 12 Werst zurück, den Anin hinauf bis zur Mündung des kleinen Nebenflusses Kobelewa oder Sarchan und an diesem noch einige Werst entlang. Dann wurden unsere Zelte aufgeschlagen, eine Operation, zu welcher die Tschuktschen nicht weniger als zwei Stunden Zeit gebrauchten, die wir genöthigt waren unter freiem Himmel zu verbringen. Noch war die Temperatur erträglich milde, aber mit Schrecken dachten wir an die Pein, welche uns in dieser Lage bei starkem Frost und Schneegestöber bevorstand! Die Tschuktschen nehmen immer ihre Frauen mit auf die Reise, was aus den Obliegenheiten, welche dieselben bei den täglichen Vorkehrungen zu erfüllen haben, sich genugsam erklärt. Die Männer thun absolut gar nichts, da nach ihren Begriffen jede häusliche Arbeit, wozu namentlich auch das Aufschlagen und Abbrechen der Zelte, das Tragen des Gepäcks u. s. w. zu rechnen ist, unter der Würde des Mannes steht. Sie überlassen dieses Alles ihren Frauen und besor-

gen selber nur das Hüten und Zusammentreiben der Renthiere, wobei jene noch beim Anspannen mit behülflich sein müssen. Der im Zelt geborene und auferzogene Amraurgin lieferte uns mehrmals Beweise von seiner gänzlichen Unwissenheit betreffs der Aufstellung der Zelte. Ich muß gestehen, daß das Aufstellen und Abbrechen derselben uns immer die peinlichsten Momente während unseres Nomadenlebens bereitete. Der bestehenden Sitte gemäß wird vorläufig Alles erst auf die Schlitten geladen und dann erst werden die Renthiere geholt und angespannt. Dagegen halfen keine Bitten und wir konnten nie die Tschuktschen bewegen, einen Schlitten eigens für den Polog nachzulassen, um doch so lange als möglich unter dessen schützendem Dache geborgen zu sein.

Ueberhaupt führen die Tschuktschinnen ein strammes Regiment und ihre Männer stehen ganz gehörig, wie man zu sagen pflegt, unter dem Pantoffel; Amraurgin selber macht keine Ausnahme davon. Der mächtige Beherrscher der nördlichen Tundra, dieser tschuktschische Ritter ohne Furcht und Tadel, verhält sich ganz demüthig unter dem Scepter seiner Frauen. Er verstand es, sich unserer wiederholten Bitten, seine Gewalt über das Weibervolk zu üben und ihnen das Abbrechen des Pologs vor dem Aufbruche zu untersagen, unter verschiedenen Vorwänden zu entziehen. Er versprach uns jedesmal in schlechtem Russisch, um von den Anderen nicht verstanden zu werden, daß unser Wunsch folgenden Tages gewiß erfüllt werden solle; es kam aber der folgende und wieder der folgende Tag und die Sache blieb beim Alten. Wir kauften uns sehr bald einen eigenen Polog, luden ihn auf unsern eigenen Schlitten, fuhren ihn mit unseren eigenen Renthieren, zeigten unseren Kosacken die Art und Weise, wie er aufzustellen und zusammenzulegen sei, und — wurden die Weiber doch nicht los: tout comme chez nous!

Am 5. machten wir schon einen Weg von 30 Werst, den Fluß Sarchan aufwärts, und am folgenden Tage passirten wir, unterwegs nach dem Thale der Kamennaja, eines Zuflusses der in den Anin sich ergießenden Orlowka, eine Bergkuppe von etwa 2000 Fuß Höhe. Die Berge bestehen aus rothem Porphyr und schwarzem Tafelschiefer; man findet dort eine Menge wilder Schafe (Ovis nivicola). Diese Thiere sind im ganzen Gebiete der Tschuktschen, bis zum Eismeere hinab, sehr verbreitet. Die Jagd auf dieselben aber ist ebenso gefahrvoll wie beschwerlich. Der Gemse ähnlich, greift der verwundete Bock den Jäger an und stürzt ihn bei der geringsten Unvorsichtigkeit in den Abgrund. Ihr Fleisch ist sehr fett und hat einen dem des Renthiers nahe kommenden angenehmen Geschmack. Das Renthierfleisch halte ich für die beste aller mir bekannten Fleischsorten, es sagte uns von Anfang an zu und wir wurden desselben nie überdrüssig. Anfangs nahmen wir es freilich mit französischen Conserven und verschiedenen Sojas, bald aber gewöhnten wir uns so daran, daß wir ihm schon in Nischni-Kolymsk vor dem Rindfleisch den Vorzug gaben.

An den nächstfolgenden Tagen führte unser Weg erst den Lauf der Orlowka, dann der Beresowka entlang bis zum Einfluß letzterer in den Anin, dem wir noch 35 Werst aufwärts folgten, um alsdann wieder eine Bergkette zu passiren. Endlich am 13. April erreichten wir den gewöhnlichen Aufenthaltsort Amraurgin's, woselbst wir 10 Tage verweilten und das Osterfest mit einander feierten. Unterwegs waren wir noch so glücklich gewesen, einige Feldhühner von besonderer Gattung (Lagopus alpinus) zu erlegen, die Middendorf ausführlich beschrieben hat, während Pallas ihre Existenz gänzlich leugnet.

Die von Amraurgin bewohnte Gegend liegt nach meinen Beobachtungen ungefähr 2000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, unter 66° 35′ 2″ nördl. Br. und 166° 22′ östl. L., und bildet ein ziemlich weites Plateau von 15 Werst im Durchmesser, von hohen Bergen rings umgeben; der lichte Wald besteht aus mittelgroßen Lärchen.

In Amraurgin's Residenz versammelte sich viel Volk während unserer Anwesenheit. Er allein übrigens fastete die stille Woche über, seine eigene Familie und die anderen Tschuktschen nahmen ohne Unterschied alle Speisen zu sich. Wir lernten dort nun das Familienleben der Tschuktschen kennen. Als eine Hauptursache der bei ihnen noch üblichen Polygamie darf man die Unwissenheit der Männer in der Hauswirthschaft betrachten, die von einer einzigen Frau, und wäre sie gleich die wirthlichste, nicht bewältigt werden könnte. Zu gleicher Zeit hat sie nach den Kindern zu sehen, die Kleidung für die ganze Familie zu verfertigen und, was nicht gering anzuschlagen ist, Renthierfelle, ohne welche ja der Tschuktsche sich nicht rühren kann, auszugerben; das Alles will besorgt sein.

Amraurgin besitzt drei Frauen. Die älteste, Anna, welche er sich nach orthodoxem Ritus hat antrauen lassen, eine sehr achtbare, gutmüthige alte Person, hat ihm seinen einzigen Sohn und drei Töchter geboren; sie ist tschuwanzischer Abkunft und rettete ihm einst das Leben im Kampf mit einem schwarzen Bären. Sie war arm und Amraurgin heirathete sie gegen den Willen seines strengen und auf seine Reichthümer stolzen Vaters, der ihm dafür einen namhaften Theil seiner Nachlassenschaft entzog. Gleich bei den ersten Abmachungen über die Reise erklärte der Häuptling, Anna mitnehmen zu wollen, da er ohne sie nicht leben könne. Die zweite Frau, Maria, mit der er nur eine Tochter zeugte, hat unter ihrem Volke den Ruf einer mächtigen Schamanka (Zauberin), welche Renthiere von jeglicher Krankheit heilen und ebenso Epidemien verbreiten könne.

Diese beiden bejahrten Damen machten unsere Expedition mit, sie litten aber nicht, daß der Häuptling auch seine dritte Frau mitnahm, ein junges, hübsches Geschöpf, das er sich von armen Eltern mit einer ganzen Renthierherde erkaufte und dafür auf den Händen trägt; sie kann so ziemlich mit ihrem Manne anfangen, was sie will, aber gegen ihre Mitnahme protestirten die beiden Anderen so energisch, daß der Gebieter sich fügen mußte. Anstatt ihrer vertrat seine jüngere Tochter Eudoxia, welche zur Unterstützung der Frauen mitgenommen wurde, die Stelle der Schönheit. Im Ganzen machten einige 30 Tschuktschinnen unsere weibliche Begleitung aus. Die Kinder werden von den Tschuktschen sehr verzogen, so auch zwei Enkel und Zöglinge Amraurgin's, fixe Knaben, die schon gehörig zu commandiren verstehen und vom Großvater eine ansehnliche Anzahl von Renthieren geschenkt erhalten haben.

Am 23. April verließen wir die Residenz des Tschuktschenhäuptlings, um unsern Weg fortzusetzen. Uebrigens will ich unsere Route fortan nicht umständlich beschreiben, ohne genaue Karte, und eine solche giebt es noch nicht, wäre es doch unmöglich, dieselbe zu verfolgen *).

Am 26. erreichten wir die Quelle des Flusses Tennele, der sich in den En-Moa, einen der Quellflüsse des Anadyr, ergießt. Es zeigte sich in der Folge, daß dieser En-Moa nichts anderes ist, als der von den Einwohnern des Anadyrsk-Ostrog Metschkerowa genannte Fluß, der zu dem Quellgebiete des Anin führt und von denselben als Weg zum Jahrmarkte benutzt wird. Ich selbst legte im folgenden

*) Eine nach Rückkehr unserer Expedition der geographischen Gesellschaft eingereichte Karte ist für specielle Zwecke entworfen; sie giebt vornehmlich die Stellen an, wo besondere Steinarten, Pflanzen und Thiere (Vögel) gefunden wurden; viele der interessantesten Beobachtungen sind darauf gar nicht bemerkt worden.

Winter diesen Weg zurück und fand ihn ganz gut. Eine Bergkette, welche die Wasserscheide bildet zwischen dem Großen Anin und den Zuflüssen des Anadyr, erhebt sich nicht über 3000 Fuß. Man kann drei ziemlich bedeutende Flüsse als den Ursprung des letztern betrachten: En Moa (Metschkerowa), Kim-Gim (Rother Fluß oder Großer Pelodon) und Anetwa (Kleiner Pelodon). Die geologische Bildung des Gebirges ist uralt: Porphyr, Diorit, gelber und schwarzer Schiefer, an wenigen Stellen Granit. Der Wald im Quellengebiete des Anadyr ist sehr licht, wächst nur an den südlichen Abhängen der Berge und besteht aus Pappeln, Lärchen und einer niedrigen Weidenart.

Von dieser Stelle aus hatten wir beabsichtigt, auf die Bucht von Kolintschin und das Ostcap unser Ziel zu richten, wurden aber durch lange vor uns aus der Aninskaja Krieposta aufgebrochene Vorgebirgs-Tschuktschen, die auf dem gewöhnlichen Wege die Weiden ganz vereist gefunden hatten und daher umkehren mußten, dort am 10. Mai mit dieser unwillkommenen Botschaft empfangen. Ueber den nördlichen die Wasserscheide zwischen den Quellflüssen des Anadyr und den ins Eismeer sich ergießenden Flüssen bildenden Abhang des Gebirges war es ganz unmöglich unsern Weg fortzusetzen, und so mußten wir aufs Gerathewohl den südlichen Abhang wählen, ohne zu wissen, ob wir nicht auch hier, wo der Schnee unter dem Hauche warmer Südwinde eher als auf der andern Seite zu schmelzen beginnt, irgendwo stecken bleiben würden. Die Hoffnung, das Ostcap auf dem Landwege zu erreichen, mußten wir ganz aufgeben und statt dessen den leider auch vergeblichen Versuch machen, mittelst Schlitten womöglich die Mündung des Anadyr zu erreichen und von dort aus auf schleunigst hergestellten Baidaren zum Vorgebirge überzusetzen.

An der Ausführung dieses Plans verhinderte uns indessen der zeitige Ausbruch des Frühlings im Jahre 1869. Die ersten Boten desselben, die Zugvögel, zeigten sich bereits am 9. Mai. Zuerst erschienen die Schneeammer (Emberiza nivalis) und verschiedene Gänsearten (Anser segetum und Anser albifrons), dann die Enten (Anas histrionica und Anas candacula); am 12. erlegten wir die ersten Schnepfen (Tringa pugnax, Pallas, und Numenius phaeocops, Pallas). Das Wetter wurde immer milder und bald sahen wir uns genöthigt, nur noch des Nachts zu reisen, rückten dessenungeachtet, so gut es ging und in Tages- oder vielmehr Nachtreisen von 30 bis 40 Werst, doch allmälig vor, bis wir endlich am Himmelfahrtstage (29. Mai) auf ein ernstliches Hinderniß stießen. Der Fluß Utkyn Nyn Uka („der Unentbehrliche"), einer der nördlichen Zuflüsse des Anadyr — wahrscheinlich derselbe, welcher bei seiner Mündung Bielaja („der Weiße") heißt —, floß eisfrei dahin. Obwohl er ziemlich flach war (gegen 4½ Fuß), so mußten wir doch, der niedrigen Schlitten wegen, ein Floß für den Uebergang bauen und das war, beim gänzlichen Mangel an Hochwald, durchaus keine leichte Aufgabe.

Hier schlugen wir zum ersten Male unser eigenes geräumiges, aus Segeltuch verfertigtes Zelt auf und man kann sich leicht vorstellen, wie wohl uns in demselben zu Muthe war nach dem langen Aufenthalte in den dunkelen und schmutzigen Pologen. Hier nahmen aber auch unsere kleinen Reisewidrigkeiten ihren Anfang. Bei einer Tiefe von über 2 Fuß wurden bereits alle unsere Sachen naß und das Trocknen derselben nahm uns jedesmal einen ganzen Tag weg, sonst wäre unser Vorrath an Mehl, Zucker, Zwieback, Pulver, die Collectionen nicht gerechnet, zu Grunde gegangen. Oder aber wir mußten den Lauf eines Flusses aufwärts bis zu seinem Ursprung verfolgen, um eine leichte Uebergangsstelle zu finden und so manchmal, statt einer Strecke von 8 bis 10 Werst in gerader Linie, einen Umweg von 80 Werst machen: da ging unsere Reise natürlich nur langsam von Statten.

In der zweiten Hälfte des Junimonats verschwand der Schnee gänzlich, die armen Renthiere wurden todtmüde und wir mußten Alle zu Fuß gehen. Man kann diesen angenehmen Spaziergang im Tümpel der Tundra einem Seiltanze vergleichen: bei jedem Schritte wankt der Boden unter Einem, macht man einen Fehltritt und erreicht nicht den nächsten festen Punkt, so versinkt man bis zu den Knien im Sumpf. Dazu gesellten sich als plagende Zugabe vom 20. Juni ab die Mücken, und zwar in solcher Menge, daß sie zuweilen buchstäblich die Sonne verfinsterten, und gleichzeitig auch Bremsen, eine furchtbare Plage für die Renthiere. Sie legen ihre Eier unter die Haut derselben und die daraus entstehenden Würmer fressen die armen Thiere bei lebendigem Leibe auf. Das einzige Mittel, das sich ihnen gegen diese Plagegeister bietet, ist sich ins Wasser zu stürzen; stundenlang bleiben so ganze Renthierherden im Wasser, nur mit dem Geweih aus demselben hervorragend. Hier helfen keine Dymokury (aus Faulholz und Dünger bestehende Haufen, die zum Schutz gegen die Insecten angezündet werden), wofür es übrigens auch an Material fehlt. Oft war nicht einmal genug Haidekraut zum Theekochen aufzutreiben und wir mußten uns ohne erwärmendes Getränk behelfen. Die Noth mit den Mücken ist wirklich groß und dauert unter dem Polarkreise, wo die Sonne kaum auf eine Stunde vom Horizont verschwindet, ununterbrochen Tag und Nacht. Die Renthiere waren den ganzen Juli über so abgemattet, daß sie nicht mehr als 4 bis 5 Werst in einer Tour zurücklegten; dabei waren sie nicht im Stande, mehr als 2 Pud fortzuschleppen, und so mußten, da wir wegen mangelnden Materials auch keine größere Anzahl von Schlitten für die leer mitgehenden Renthiere beschaffen konnten, unsere Kosacken mit den Tschuktschen widerwillig einen Theil des Gepäcks tragen. Man kann sich nun vorstellen, in welchem Zustande der Erschöpfung wir oft am Orte unseres Nachtlagers anlangten, und dann mußten die armen Leute oft noch Werste weit Wasser und Haidekraut holen und auch mir gebrach es oft an Kraft, meine astronomischen Beobachtungen fortzusetzen. Um wenigstens die wichtigeren Punkte nicht zu vernachlässigen, rasteten wir oft einen Tag; zu diesen so zu sagen wissenschaftlichen Tagesrasten kam aber auch noch mancher vom Wetter verursachte Aufenthalt. Vom Regen nämlich wurden die ledernen Zelte der Tschuktschen so schwer, daß die Renthiere sie nicht mehr von der Stelle bringen konnten und wir ganze Tage zum Trocknen derselben verwenden mußten. Das Alles verzögerte unsere Reise bedeutend.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Neue Forschungsreisen in Patagonien.

Am 4. August 1874 verließen die Herren Moreno und Berg Buenos Ayres, um den Rio Negro und dessen Schiffbarkeit näher zu untersuchen. Der erstere dieser Reisenden hat früher schon vorgeschichtliche Denkmäler in Patagonien entdeckt; Berg war früher Director des naturwissenschaftlichen Museums in Riga. Beide wollten den Strom aufwärts fahren so weit es anging, dann den Vulcan Tornado besuchen und weiter über irgend einen Paß nach Valdivia in Chile gehen. Sie haben zehn wohlbewaffnete Reiter mitgenommen und bestreiten alle Kosten aus eigenen Mitteln. Hoffentlich sind sie glücklicher als Oberst Guerrico, der 1873 den Rio Negro befuhr. Derselbe kam über die auf allen guten Karten eingetragene Strominsel Choëlechel fünf spanische Meilen hinaus. Seine Begleiter waren A. Rodriguez, ein junger Offizier, Ricador Martinez, zwei Ingenieure und drei Matrosen. Guerrico peilte den Strom oberhalb Choëlechel, aber sein Floß kenterte und alle Vorräthe, welche sich auf demselben befanden, gingen verloren. Trotzdem drang er weiter vor, kam aber in Streitigkeiten mit den Indianern, von welchen Rodriguez verrätherisch überfallen wurde. Derselbe mußte ihnen während einer ganzen Nacht auf seinem Accordion vorspielen; zum Dank dafür wurde er am Morgen ermordet und seine Leiche abscheulich verstümmelt. Bald nachher ertrank der Pilot Martinez und Guerrico sah sich nun zum Umkehren gezwungen. Er schildert die Gegend zwischen Choëlechel und den Andes als sehr hübsch, doch ist zu erwähnen, daß er selber nur einen Theil derselben sah; viele Nachrichten erhielt er von befreundeten Indianern. Diese stehen unter dem Kazilen Juocoyol, dessen Stamm am See Nahuel huapi am Fuße der Andes wohnt. Dieser See ist mehrfach von Chile aus besucht und noch 1864 von Cox beschrieben worden. Der Rio Negro ist bis zu der genannten Insel das ganze Jahr von Schiffen zu befahren, die nicht über 4 Fuß Tiefgang haben; zu beiden Seiten des Eilandes hat er etwa 100 Yards Breite; an beiden Ufern sind Wiesen, mit Klee und Weidenbäumen bewachsen. Weiter oberhalb liegen drei kleinere Inseln; Choëlechel selbst ist 27 Miles lang und 3 breit. Für gewöhnlich hat der Rio Negro 10 Fuß, in der Regenzeit 15 Fuß Wassertiefe und weiter aufwärts wird er immer tiefer. Auf sechs sogenannten Pässen beträgt die Tiefe nur 7 bis 8 Fuß; die Strömung beträgt in der Stunde 4 bis 5 Miles; er hat nur an wenigen Stellen Stromschnellen und dort fließt er rascher. Guerrico meint, er könne bis zum See Nahuel huapi befahren werden.

## Handelsbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der amtliche Bericht über dieselbe im Finanzjahre 1873/74 (30. Juni bis 1. Juli) ist Anfang Octobers erschienen. Wir wollen, wie in früheren Jahren, die wichtigsten Ziffern aus demselben mittheilen:

Einfuhr.

| | 1873/74. | | 1872/73. | |
|---|---|---|---|---|
| Zollfrei . . . . . . . | 179,936,668 | Doll. | 166,296,821 | Doll. |
| Zollpflichtig . . . . . | 415,924,580 | " | 497,320,326 | " |
| | 595,861,248 | Doll. | 663,617,147 | Doll. |
| Wieder ausgeführt . | 23,780,338 | " | 28,149,511 | " |
| Netto . . . . . . . | 572,080,910 | Doll. | 635,467,636 | Doll. |
| Ausfuhr . . . . . . | 593,148,054 | " | 649,132,563 | " |
| Ueberschuß der Ausfuhr | 21,067,144 | Doll. | 13,664,927 | Doll. |

Von zollfrei eingeführten Gütern entfallen in runden Ziffern 55 Millionen Dollars auf Kaffee, 21¼ auf Thee, 28 auf Gold und Silber, 16½ auf Häute, 6 auf rohes Kautschuk und Gätta pertscha.

Von zollpflichtigen mehr als 28 Millionen Dollars auf Baumwollenwaaren, 12 auf Brotstoffe, 5 auf Porzellan und Fayence, 18 auf Stoffe aus Leinwand und Flachs, 8¼ auf Früchte und Nüsse, nahezu 7 Millionen auf Glaswaaren, mehr als 33 auf Eisen, Stahl und daraus verfertigte Waaren, 6 auf Soda-Asche, 10½ auf Leder und Lederwaaren, 24½ auf Seidenwaaren, 93 auf Zucker und Syrup, 13 auf Zinnplatten, 9 auf Taback, 8½ auf Wein und Spirituosen, 9 auf Bauholz und Holzfabrikate, mehr als 55 Millionen auf Wolle und Wollfabrikate.

Die Hauptartikel der Ausfuhr waren: Baumwolle 213½ Millionen Dollars, 160¼ Brotstoffe, 78 Provisionen, 33 Taback, gegen 60 Gold und Silber, 43 für Oele (zumeist Petroleum), 13 Eisen- und Stahlwaaren, 8 Talg und Fette, 21 Bauholz und Holzwaaren.

Die Einnahme von Zöllen betrug 163,103,833 Dollars in Gold, was einer durchschnittlichen Einfuhrabgabe von 39 Procent gleichkommt. Es wurden für 81,000,000 Dollars weniger zollpflichtige und für 13½ Millionen mehr zollfreie Güter eingeführt als im Vorjahre. Die Zolleinnahmen betragen mehr als die Hälfte der Gesammteinnahme der Union. Dieselbe erhob 102,409,784 an inländischen Steuern (was etwa dem Zinsenbedarf für die Union gleichkommt); 49½ Millionen von Spirituosen, 33¼ von Tabad, 9¼ von gegohrenen Getränken, 6 von Stempeln und 3½ Millionen von Banken.

In der überseeischen Schifffahrt steht die Rhederei der Nordamerikaner noch immer weit hinter den fremden Flaggen zurück; dafür zeugt die Hafenbewegung.

| | Unter amerik. Flagge. | | Unter fremder Flagge. | |
|---|---|---|---|---|
| Eingelaufen. | | | | |
| 1872/73 . . . | 3,612,631 | Tonnen | 8,083,086 | Tonnen |
| 1873/74 . . . | 3,893,723 | " | 9,196,460 | " |
| Ausgelaufen. | | | | |
| 1872/73 . . . | 3,764,500 | Tonnen | 8,065,132 | Tonnen |
| 1873/74 . . . | 3,982,052 | " | 9,206,627 | " |

Vom Küstenhandel sind, in Folge der nordamerikanischen Navigationsgesetze, die fremden Flaggen ausgeschlossen; derselbe wird von den Nordamerikanern monopolisirt und ein Schiff, das z. B. von Newyork nach San Francisco oder Portland in Oregon um Cap Horn herumfährt, gilt für einen — Küstenfahrer. Uebrigens betrugen die Einläufe in der Küstenfahrt 33,495,435 und die Ausläufe 32,151,195 Tonnen.

## Aus Süd- und Centralamerika.

Die peruanische Regierung hat nun die Chincha-Inseln definitiv für die Ausfuhr des Guano für geschlossen erklärt. Die letztere hat eigentlich schon seit etwa drei Jahren aufgehört, als ermittelt worden war, daß auf den Chinchas nebst den anliegenden kleinen Inseln Ballestas und Isla blanca kaum noch eine halbe Million Tonnen Vorrath lagen. Dieser soll zum Abbau für die peruanischen Küstenbewohner der fruchtbaren Provinz Yca vorbehalten bleiben. Dieselben bauen Zucker, Baumwolle und Wein und exportiren auch Traubenbranntwein und Reis. Was an Guano seit 1872 zur Ausfuhr gelangte (im Werthe von mehr als 100,000,000 Reichsmark), kam von Guañape, den Macabi- ꝛc. Inseln; gegenwärtig nehmen die Schiffe aber auch Guanoladungen ein bei den Lobos-Inseln, Pabellon de la pica ꝛc., wo colossale Lager sich befinden, die wohl für ein halbes Jahrhundert ausreichen. — Im Departement Moquegua sind abermals reiche Salpeter-

lager entdeckt worden. — Von Lima nach Pisco wird eine Eisenbahn gebaut; sie wird 145 Miles lang sein und viele fruchtbare Gegenden durchziehen, in welchen sich Zuckerplantagen befinden. — Ein höchst unruhiger Geistlicher, Pater Masia, der eine Rebellion in Arequipa angestiftet hatte, ist kurz und gut außer Landes gebracht worden. Man hat ihn nach Ecuador geschafft, wo die Jesuiten die Herrschaft in Händen haben. — Peru hat das Gesuch der Jesuiten, welche wegen fortgesetzten Unfugs außer Landes verbannt wurden, um Wiederzulassung ihres Ordens, rundweg abgeschlagen. Im Senate des Congresses in Lima wurde dasselbe nicht einmal einer Debatte gewürdigt.

— In der Magellanstraße, welche von so großer Bedeutung geworden ist, seitdem Dampfer ihren Weg durch dieselbe nehmen, läßt die Regierung von Chile Tonnen legen. Die Staatsschuld dieser Republik stellte sich am 1. Januar 1874 auf 9,629,970 Pf. St.; davon entfielen 7,363,700 auf die auswärtige und 2,266,270 Pf. St. auf die innere Schuld. Die Gesammtverzinsung betrug 847,000 Pf. St. In den beiden letztverflossenen Finanzjahren hat sich ein Ausfall ergeben und der Fehlbetrag wird zu Ende 1875 sich auf 394,000 Pf. St. stellen (Einnahme 1873: 15,265,531 Dollars). Während die Handelsbewegung (Ein- und Ausfuhr) 1844 nur erst etwa 3,000,000 Pf. St. betrug, war sie 1874 angewachsen auf 18,000,000, hatte sich also in 30 Jahren versechsfacht. — Im Jahr 1875 wird in Santiago eine internationale Ausstellung stattfinden.

— In Buenos Ayres herrscht in Folge der Präsidentenwahl wieder einmal Bürgerkrieg. Ein in jener Stadt erscheinendes englisches Blatt, „Daily News“, giebt Notizen aus dem amtlichen Polizeiberichte für das Jahr 1873. Verhaftet wurden wegen Mordes und Todtschlages 465; wegen Einbrechens und Straßenraubes 553, anderer Vergehen 6210, total 7228. Den Nationalitäten nach entfallen von diesen Verbrechen $^1/_{20}$ auf die Argentiner; $^3/_5$ auf die Italiener; $^1/_7$ Spanier, wenige Irländer und Engländer; keine Deutsche. Die Polizeimannschaft der Stadt, die etwa so viele Einwohner zählt wie Dresden, besteht aus 1620 Mann, wovon 286 zur Feuerwehr gehören. Gewöhnlich sind nur 407 in Dienst, dem sie nicht mit Eifer abzuliegen scheinen.

— In Neugranada (Colombia) herrscht Ruhe und in der Hauptstadt Bogota hat man eine Ausstellung von Gemälden eröffnet, in welcher nicht weniger als — 400 „einheimische Künstler“ Bilder geliefert haben. — Aus Nordamerika sind vier eiserne Brücken angekommen für den Staat Tolima. In einem Lande, wo die Verkehrsmittel noch so spärlich sind, ist eine Brücke mehr werth als ein Dutzend Revolutionen. — Das Budget für das Fiscaljahr 1874 bis 1875 führt auf: Einnahmen 4,063,728 Dollars, Ausgaben 4,576,101, also Fehlbetrag von mehr als einer halben Million. — Die sehr ergiebigen Schwefelgruben von Gachala sind nun Eigenthum der Regierung. — Die Telegraphendrähte in Neugranada haben jetzt eine Länge von 1600 Kilometer; sie reichen von Popayan im Süden nach Cucuta im Norden. — Präsident der Republik ist Parras.

— In Brasilien begreift man wie wichtig für das Stromgebiet des Amazonas die Madeira-Mamorebahn sein wird, und dieselbe wird wohl auch zu Stande kommen, obwohl man von Seiten eigensinniger Capitalisten in London dem Obersten Church so viele Hindernisse in den Weg gelegt hat. Vor uns liegt ein Bericht über die Sitzung des brasilianischen Senates vom 20 August, in welchem die Verhältnisse und die Bedeutung dieser Bahn erörtert wurden. Senator Leitao da Cunha hob mit großer Wärme die Verdienste hervor, welche unsere Landsleute, die Herrn Keller, Vater und Sohn, sich durch ihre Vermessungen und ihre Forschungen am Madeira erworben haben. Er betont insbesondere, daß der von den Herren Keller am 20. Mai 1870 der brasilianischen Regierung übergebene Bericht eine geradezu musterhafte Arbeit sei und alle irgend erforderlichen Anhaltspunkt gebe.

— Die Republik Costa rica befindet sich finanziell in guten Verhältnissen. Das Budget für 1874 bis 1875 giebt die Staatseinnahme auf 602,760 Pf. St. an, die Ausgabe auf 323,139, somit Ueberschuß 279,621. Der letztere soll für Verzinsung und Abtragen der Staatsschuld verwandt werden. Der Präsident der Republik heißt Guardia; es scheint als ob man mit ihm zufrieden sei.

— Guatemala ist ohne Rebellion, seitdem es die Jesuiten und andere widerspenstige Geistliche, von welchen die Indianer aufgehetzt worden, aus dem Lande fortgeschafft hat. Nähere Nachrichten über den Handelsverkehr haben wir nur für 1872. In diesem Jahre betrug die Ausfuhr nach: Nordamerika 994,590 Dollars; England 722,047; Deutschland 328,340; Frankreich 119,884; Belgien 50,333; Italien 13,122; Südamerika 81,521; Centralamerika 126,990; Belize 45,690 Dollars.

— Nicaragua hat 1871 importirt für 1,022,163 Dollars und 1872 für 1,153,447. Ausfuhren respective 1,427,785 und 1,585,709 Dollars. Es hat jüngst keine Revolution stattgefunden.

## Die Eisenbahnen in Ostindien.

Dieselben hatten Mitte 1874 eine Länge von 5872 Miles; sie haben etwa 97,000,000 Pf. St. gekostet, so daß im Durchschnitt 16,536 Pf. St. auf die Mile kommen. Im Bau begriffen waren 1850 Miles, wovon 817 mit einer Spurweite von 5′ 6″, die übrigen 1033 haben Meterbreite. Die letztere hatte man anfangs für die Industhal-Bahn annehmen wollen, hat aber dann die breitere vorgezogen und sie wird wohl auch für die Linie Lahore-Peschawar angenommen werden. — Wie großen Profit England aus dem Bau der indischen Bahnen zieht, ergiebt sich aus Folgendem. Es schickte im Verlaufe des Jahres 1873 nach Indien 118,245 Tonnen Bahnmaterial; außerdem noch 10 Locomotiven und 85,499 Tonnen Brennstoffe. Seit Anfang des Bahnbaues in Indien sind aus England etwa 4,700,000 Tonnen Bahnmaterialien dorthin geschafft worden, im Geldwerthe von 31,500,000 Pf. St. Von den 62,318 Inhabern von Eisenbahnsecuritäten (von denen 56,579 auf England entfallen) wohnen nur etwa 900 in Indien und von diesen sind nur 421 Eingeborene. Das ganze garantirte Capital betrug am 31. März 94,725,000 Pf. St. — Die Zahl der Unfälle auf den Bahnen betrug im Jahre 1873 nur 258; davon 13 durch Zusammenstoß, 20 durch Befahren unrechter Geleise, 26 durch Feuer, 165 weil Vieh sich auf der Bahn befand, 34 aus anderen geringeren Ursachen. Beschädigt wurden 438 Personen, davon 96 Fahrgäste, 236 Bahnbeamte, die übrigen weil sie auf der Bahn gegangen waren; Todesfälle im Ganzen 166, wovon 13 Fahrgäste. — Gesammteinnahme nach Abzug aller Kosten 3,185,069, Bruttoeinnahme 6,742,790 Pf. St.

## Die katholischen Armenier in der Türkei.

Das unfehlbare Oberhaupt der vaticanischen Religion liegt in Zank, Streit und Hader mit wenigstens einem Dutzend solcher Staaten, die fast ausschließlich von Anhängern der römischen Hierarchiekirche bewohnt werden, so Italien, Brasilien, Guatemala, Peru rc.; mit Staaten, deren Herrscher sich zum Protestantismus bekennen, dann auch mit der mohammedanischen Türkei, deren Regierung indeß kurzen Proceß macht und ihre Autorität aufrecht erhält.

Von der großen Anzahl Armenier im osmanischen Reiche sind nach und nach etwa 200,000 für die römische Religion gewonnen worden; sie bezeichnen sich als armenische Katholiken und zerfallen, in Folge vaticanischer Umtriebe, in zwei Parteien: Hassunisten und Anti-Hassunisten. Hassun ist aus dem Collegium der Propaganda zu Rom hervorgegangen, das völlig unter jesuitischem Einflusse steht. Als er in die Türkei zurückgekehrt war, wurde er von einer geistlichen Würde zur andern erhoben und zuletzt, auf ungesetzliche Weise, zum Patriarchen gewählt. Aber er war und ist ein blindes Werkzeug des

Vaticans und der Jesuiten, und so erklärte der Papst, daß Hassun Patriarch und das geistliche Oberhaupt sei. Die Frau Napoleon's des Dritten, welche mit Rom stets unter einer Decke gespielt hat, besuchte 1869 Konstantinopel; sie begab sich dort eines Sonntags mit großem Gepränge in die Patriarchenkirche der Vorstadt Pera, verrichtete das, was die Leute als Andacht bezeichnen und ließ sich von dem Jesuitenzögling Hassun den Segen geben. Die „Armeno-Katholiken“ waren höchst unwillig, daß der ungesetzlich ins Amt gekommene Hassun obendrein ihre überkommenen Rechte mißachtete, sie waren auch im höchsten Grade mißvergnügt, weil sein ganzes Streben dahin ging, die „armenisch-katholische Kirche“ zu verrömern, vaticanisch zu revolutioniren, zu „lateinisiren“. Jene Armenier erkennen allerdings die kirchliche Suprematie des Papstes an, halten aber an ihrer besonderen Liturgie und ihren hergebrachten Ceremonien fest. Nun erließ der Papst die Bulle Reversurus, deren Bestimmungen gegen die armenische Kirche Hassun durchsetzen wollte und in welcher auch die Pforte Uebergriffe fand. Sie legte also ihr Veto ein und erklärte die vaticanische Bulle für wirkungslos. Sie übte ferner ein herkömmliches, unbestrittenes Recht aus, als sie erklärte, daß Hassun nicht mehr Patriarch sei, sie setzte ihn ab. Damit waren die armenischen Katholiken einverstanden.

Als der Vatican diese Energie sah, schickte er einen Legaten, welcher die Hassunisten und die Katholiken mit einander aussöhnen sollte; er forderte aber unbedingte Unterwerfung der letzteren, und deshalb konnte keine Ausgleichung erzielt werden. Gleichzeitig machte sich Hassun durch die ihm nachgewiesenen Umtriebe bei der Pforte so mißliebig, daß sie ihn als Ränkeschmied, der Zank und Unfrieden nähre, aus dem Reiche verbannte. Er ging nach Rom, wo er im Vatican die beste Aufnahme fand. Der im Excommuniciren wohlerfahrene Papst schleuderte dann den Bannstrahl gegen die armenischen Katholiken, die Anti-Hassunisten, welche jedoch des lächerlichen, längst abgenutzten Verfluchens spotteten. Sie wählten sich regelrecht und gesetzmäßig ihren Patriarchen, Kupelian, welchen die Pforte bestätigte; diese erklärte, sie werde nicht dulden, daß der römische Papst sich in innere Angelegenheiten ihres Reichs und ihrer Unterthanen einmische. Die Hassunisten sind den „Kupelianisten“ gegenüber nur eine schwache Minderheit; sie weigerten sich aber den Armeno-Katholiken die Kirchen- und andere Nationalgüter herauszugeben und hatten an Hassun fest, der ihr Patriarch sei. So ist denn auch dort eine durch den Vatican und seine Jesuiten hervorgerufene Kirchenspaltung vorhanden und die Hassunisten schreien, daß sie „verfolgt“ würden. Die „Armeno-Katholiken“ dagegen haben dem Sultan gedankt. Vom Vatican aus wird nun in die Welt hinaus gerufen, daß nicht die türkische Regierung an der „Verfolgung“ der Hassunisten Schuld sei, sondern Fürst Bismarck! („Mail“, 21. October.) In der Osterzeit ist es in Jerusalem hergebracht, daß lateinische und orientalische Christen in und bei der Kirche des heiligen Grabes mit Knütteln übereinander herfallen; dann kommen die türkischen Gensdarmen, hauen mit ihren Peitschen ohne Unterschied auf Lateiner und Orientalen und rufen: „Hunde sind sie alle!“ Daran wird wohl auch „Bismarck“ schuld sein?

* * *

— **Annehmlichkeiten auf der nordamerikanischen Ueberlandbahn.** Unsere Leser können sich dieselben vergegenwärtigen, wenn sie das nachstehende Document lesen. Es ist eine von 48 mit Vor- und Zunamen unterzeichneten Fahrgästen erhobene **Beschwerde**, welche die „California Staatszeitung“ vom 1. October veröffentlicht. Wir wollen sofort bemerken, daß der Superintendent der Central-Pacificbahn auf diese und „zahlreiche andere“ Beschwerden folgende Antwort gegeben hat. „Die Fahrgäste mögen so gefällig sein, sich mit den Spielern und Raufbolden nicht einzulassen; es ist ihnen anzurathen, sich selber zu beschützen.“ Die Bahnverwaltung erklärt damit, daß sie dem Unfuge nicht steuern wolle oder könne.

„Wir, die unterzeichneten Personen, sind soeben von Omaha in Californien eingetroffen und wir halten es für unsere Pflicht, das Publicum zu benachrichtigen, daß weder Leben noch Eigenthum auf den Emigrantenzügen der Central-Pacific-Eisenbahn sicher ist. Diese Reiseroute ist von einem Ende bis zum andern mit Dieben, Spielern und Schwindlern inficirt, welche wenig besser sind als Straßenräuber. Die Conductors und Bremser fürchten sich entweder, irgend welche Autorität auszuüben, oder sind mit diesen Wegelagerern im Bunde. Es giebt dort kein Gesetz und keinen Platz, wo man wegen Beschützung appelliren kann, wie dies an Bord eines Schiffes der Fall ist, sondern jeder friedliche und unbewaffnete Passagier ist der Willkür jedes Schurken überantwortet, der ihn maltraitiren will. Die Conductors, an welche Klagen hierüber gerichtet werden, weigern sich irgend welche Notiz hiervon zu nehmen. Auf unserer neulichen Fahrt wurden viele arme Leute unserer Gesellschaft um ihren letzten Dollar im Dreikart-Monte betrogen — einzelne derselben waren Familienväter. Wir beklagen uns hierüber nicht so viel als über die Thatsache, daß unser Train letzte Nacht auf dieser Seite von Reno thatsächlich von einer Bande von acht oder zehn Monte-Briganten in Besitz genommen wurde, welche, da sie Niemand finden konnten, der mit ihnen wetten wollte, durch die Cars rannten, ihre Revolver und Messer schwangen, ihre Tabacksjauche auf die Passagiere spuckten, diese snob nannten und drohten uns die Hälse abzuschneiden oder unser Gehirn zu verspritzen. Alle waren schwer bewaffnet, während wenige von uns Waffen irgend welcher Art hatten, da wir nicht nach diesem Staat in der Erwartung kamen, unseren Weg durchkämpfen zu müssen. In Truckee hörten wir, daß ein Passagier eines nach Osten gehenden Trains barbarisch maltraitirt worden war, weil er sich geweigert hatte, mit diesen Schurken zu wetten. Man sagte uns außerdem, daß auf den nach dem Osten gehenden Trains die Gefahr bedeutender sei als auf den von dort kommenden. Alle diese Spieler und Mithelfer sind den Eisenbahn-Conductors persönlich bekannt, werden aber nie gestört, im Gegentheil, nachdem sie ihren Unfug auf dem Train getrieben, fahren sie gewöhnlich in demselben Car mit dem Conductor weiter. So weit wir sehen konnten, vermochten wir entlang der Central-Pacificbahn in Nevada nicht die leiseste Spur von Gesetz zu entdecken, Alles wurde durch Rohheit und Drohung controlirt und wir glauben, daß das reisende Publicum mit diesen Thatsachen bekannt gemacht werden sollte.“

— **Eisenbahnen in Rußland.** Zu Anfang des Jahres 1874 waren 16,903 Kilometer im Betrieb, 1857 im Bau begriffen und für etwa 2500 war Concession ertheilt worden. Im Verlaufe der letztverflossenen drei Jahre vergrößerte sich das Schienennetz um 5663 Kilometer.

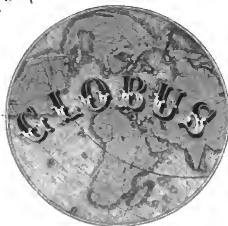
— **Malayische Perlenfischer** haben in den australischen Gewässern während der letzten Saison nicht weniger als 270 Tons Perlenaustern zu Tage gefördert, im Werthe von 44,200 Pf. St. Unter der großen Menge von Perlen war aber nur eine einzige von höherm Werth und guter Farbe.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 8.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. — 1874.

# An der ligurischen Riviera di Ponente.

## III.

Von Mentone nach Ventimiglia zieht die Cornichestraße fast immer dem Meere entlang; sie steigt manchmal zu beträchtlicher Höhe auf und fällt dann wieder bis fast zum Strande ab. Jenseits des neuen Zollhauses und des corsischen Thurmes, welcher die schöne Villa Bennet (S. 339) überragt, fährt man steil aufwärts bis zu einem Punkte, an welchem sie einen scharfen Winkel macht. Von da ab windet sie sich am Sorbathale hin, dessen ganze Landschaft an die schönsten Gemälde Salvator Rosa's erinnert. Nachdem man das pittoresk gelegene Dorf Murtola erreicht hat, geht die Straße abwärts in das lachende, fruchtbare Lattethal und steigt dann wieder etwas an bis *Ventimiglia*.

Die ganze Fahrt bis dorthin ist überaus reizend, bunt, mannichfaltig, allerdings jedoch recht staubig. Nun gewahrt man die Festungswerke, die 165 Meter hoch liegen und von einigen Palmen überragt werden. Das Bild ist ganz und gar orientalisch. Zur Linken liegen auf jäh abfallendem Felsen die großartigen Ruinen der Burg oder des Schlosses *Appio*, zur Rechten sieht man steil abfallende Felsen, unter welchen mehrere von den übrigen gesondert allein stehen und als Nadeln bezeichnet werden können.

Ventimiglia, eine der ältesten Städte Liguriens, hat sich den Geboten fügen müssen, welche von den neueren Verkehrsbedürfnissen nun einmal gebieterisch verlangt werden. Der alte Maulthierpfad führte in die Stadt durch ein Thor, das noch jetzt mitten in einem Felde steht; die Cornichestraße lief um die Stadt oder vielmehr an derselben vorbei; der Eisenbahntunnel zieht unterhalb derselben bis zum internationalen Bahnhof in der Vorstadt San Agostino und liegt jenseits des linken Ufers der Roya. Die Stadt selbst wird nicht häufig von Fremden besucht, aber für Künstler und Alterthumsforscher ist der Aufenthalt doch immerhin lohnend; ein Gleiches gilt von einem Ausfluge in das schöne Thal der Nervia, nach Campo Rosso, Dolce acqua, dessen wir schon erwähnt haben, nach Isola buona und Pigna.

Nach Ueberschreitung der Nerviabrücke glaubt man sich in einen andern Erdtheil versetzt; man fühlt sich nicht mehr in Europa, sondern in Asien oder Afrika, nicht mehr in Italien, sondern in Syrien oder Algerien. Zur Linken zieht sich eine mit Oelbäumen und Pinien bestandene Hügelkette hin, zur Rechten bis an das nahe Meer ein sandiger, theilweise in Feld verwandelter Strand. An manchen Stellen ragt eine Palme über die Aloëhecken und den Cactus empor; jedes Bodenstück hat einen Brunnen oder eine Noria. Auf der immer flach hinlaufenden Straße wird man in dichten Staub gehüllt und der Wind, welcher stets freien Zugang hat, wirbelt ihn in die Höhe. Das ist freilich für den Reisenden unangenehm; er kann es aber als eine Art Trost hinnehmen, daß er nun *eine orientalische Sandwüste* kennen lernt. Allmälig tritt dann wieder Feldbau auf, man erblickt Häuser, und bald auch zur Linken eine befestigte Stadt auf einer Anhöhe, kommt vor einem Gasthof vorüber, der expreß für Engländer gebaut worden ist, und fährt in eine enge, übelriechende Gasse ein, in

welcher moderne, häßliche Häuser stehen, die obendrein schlecht gehalten und schmutzig sind. Man würde dort keine Minute verweilen, wenn man nicht das Bedürfniß fühlte, Staub und Durst mit ein paar Flaschen Astiweines zu löschen. Diese Gasse, la Marina, ist die Seevorstadt von Bordighera; sie wird von den Einwohnern auch Sant' Ampeglio genannt.

Wer weiter nichts als die Marina sieht, wird kaum ahnen, daß er an einem der „Wunder des Mittelmeeres" vorübergekommen sei. Sobald er nur ein paar hundert Schritt von den letzten Häusern der Vorstadt entfernt ist, wird er von Staunen ergriffen, denn wenn er um die Biegung der Straße kommt, liegt ein großer Palmenwald vor ihm. Noch einige Schritte weiter und er ist in Judäa oder in der Sahara; die Veränderung der ganzen Landschaft ist so plötzlich, daß man sich die Augen reibt und sich fragt, ob denn das Alles nicht etwa ein Traum sei?

Man wählt den Weg zur Linken, welcher zur Stadt hinaufführt, und sieht je höher man kommt das Meer durch die Palmenzweige hindurch schimmern. Bordighera ist, wie überhaupt die Städte an der Küste Liguriens, auf einer Anhöhe erbaut und befestigt worden, um sich gegen Ueberfälle der Piraten wehren zu können, welche Jahrhunderte hindurch das Mittelmeer unsicher machten. Seine Mauern sind theilweise verfallen und lassen Luft und Licht ein, und man bedarf nur einer Viertelstunde, um die engen, düsteren, krummen Gassen zu durchwandeln; obendrein sind sie steil, aber Alles ist sehr malerisch und die breiten Arcaden, welche vielfach von einem Hause bis zum andern reichen, weisen merkwürdige Reflexe von Licht und Schatten auf. Vor einer Kirche, die man weiter keines Blickes zu würdigen braucht, ist ein hübscher Springbrunnen mit kühlem, klarem Wasser. Die hübschen Kinder strotzen von Gesundheit, sind aber empörend schmutzig, bettelhaft und so aufdringlich, daß man sie mit einem Stocke sich vom Leibe halten muß; sie schreien und schreien immer wieder nach einem Sou. Die



Ventimiglia.

Bettelei, wie sie in Bordighera getrieben wird, ist geradezu schamlos; das Gesindel läßt nicht los von dem Fremden und verfolgt ihn auf Schritt und Tritt.

Wenn man dieses Bordighera als ein Wunder des Mittelmeers bezeichnet, kann man mit vollem Recht den Morenogarten das Wunder von Bordighera nennen. Das Haus des Besitzers ist ohne Stil, aber der Garten ist gewiß das schönste Treibhaus der Welt — in freier Luft. Man findet dort eine prachtvolle Sammlung von Blumen, Büschen und Sträuchern aus allen Erdtheilen und Himmelsstrichen, und das Ganze macht einen so überwältigenden Eindruck, daß man erst spät dazu kommt, sich die Einzelheiten näher zu betrachten. Die üppige Fülle ist zu groß. Am längsten haften die Blicke auf den herrlichen Palmen verschiedener Art. Bordighera liefert nach Rom die Zweige für den Palmsonntag.

An eine Art von vierblätterigem Jasmin, den man die schwarze Blume nennt, knüpft sich eine Sage aus der Saracenenzeit. Ali hatte mit seinen Arabern Bordighera erstürmt und ausgeplündert. Als er die Christen ermorden ließ, trat ein altes Weib zu ihm hinan und reichte ihm ein Reis. Dabei sprach sie: „Pflanze das in Deinen Garten; übers Jahr wird es eine Blume tragen, und sie wird Deiner Geliebten gefallen." Ali ging nach seinem Schloß in Monaco zurück und gab seiner schönen Moab das Reis: „Siehe hier," sprach er, „die Blume der Liebe; sie ist die schönste unter allen und wird Dir Freude machen. Pflanze sie in den Garten und wenn sie sich öffnet wird sie Dir zulächeln."

Moab erbleichte als sie die Blume nahm, es war als presse sich ihr das Herz zusammen. Sie bat Ali, nicht mehr fortzugehen, bei ihr zu bleiben und fernerhin nicht mehr gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Darein wollte er jedoch nicht willigen; war es doch seine Pflicht, das Kreuz durch den Halbmond zu bekämpfen.

Das Reis bewurzelte sich und als der Frühling gekommen war trieb es grüne Blätter. Ali erhielt von seinem Vater Befehl, abermals Bordighera zu erstürmen, das sich gegen den Halbmond aufgelehnt hatte. Beim Abschiede sprach er zur Moab: „Wie gern hätte ich gesehen, wie die Blume der Liebe sich öffnet, jetzt knospet sie erst. Siehe, ich drücke meine Lippen auf die Knospe; wenn sie aufgeht, giebt sie Dir den Kuß." Moab zitterte; jemehr die Pflanze in die Höhe gewachsen war, um so stärker war ihre innere Be-



Moreno-Garten bei Bordighera.

klemmung und Betrübniß geworden. Ali ging und war bald ihren Blicken entschwunden.

In dieser Nacht hatte Moab einen schweren, bösen Traum. Sie sah Ali todt in seiner Barke liegen; er war mit einem schwarzen Laken bedeckt, welches die Gestalt einer Blume hatte. Sie sprang auf, irrte unruhig umher und kam in den Garten. Die Knospe hatte sich geöffnet, die schwarze Blume war da! Moab sank bewußtlos nieder und es dauerte lange ehe die weinenden Dienerinnen sie wieder zum Bewußtsein bringen konnten. Und als das eben gelungen war, erschien ein schwarzer Sklav und verkündete, daß Ali in der Nacht getödtet worden sei. Als er umsank, war ein altes Weib zu ihm herangetreten und hatte höhnisch geschrien: „Ali, die Blume, welche sich für Deine Geliebte eignet, ist nicht die Blume der Liebe, sondern die Blume der Trauer!"

Moab drückte ihre Lippen auf die schwarze Blume und



Bordighera.

trug sie von da an auf ihrem Herzen. Und als ihr bald nachher Ezraël, der Engel des Todes, erschien, um sie mit ihrem Geliebten wieder zu vereinigen, fand er die Blume auf ihrem Herzen. Aber bei Moab's Eintritt ins Paradies verwandelte sie sich in eine Blume glänzender Diamanten, die niemals welken kann.

Die Leute in Bordighera sind schlau. Sie möchten die Fremden, welche zu ihnen kommen für immer bei sich behalten. Ihr früherer Leichenacker hatte den Uebelstand, daß er zu nahe an der Stadtmauer lag. Nun haben sie östlich vom Vorgebirge einen neuen angelegt, der sehr geräumig ist, und sie haben ihn in getrennte Stücke getheilt, damit jede Confession eines für ihre Todten habe. Man braucht sich nur an den Gemeinderath zu wenden, der „zu angemessenem Preise" Grabstellen verkauft. Doctor Francesco Semeria hat ein Büchlein über Bordighera und dessen Klima geschrieben, in welchem es heißt, der Mensch, welchem es vergönnt ist in Bordighera zu sterben, sei glücklich zu preisen.

Zu diesen „Glücklichen" gehört der Landschaftsmaler A. Calame; er ist dort gestorben.

---

# In Lakhnau, der Hauptstadt von Audh in Indien.

Das Königreich Audh — die Engländer schreiben Oude — ist den britischen Besitzungen einverleibt worden. Man hat dem König ein Jahrgeld ausgeworfen und er hat nun eine Besitzung unterhalb Calcuttas, wo er große Pracht entfaltet. Das Königreich liegt zwischen 25° 34′ und 29° 6′ nördl. und wird vom Ganges, Rapti, Gogra, Gumty und anderen Flüssen durchströmt. Der größte Theil der etwa dritthalb Millionen Einwohner besteht aus Hindus; von den Mohammedanern bekennen sich viele zum Schiitismus.

Die Hauptstadt Lakhnau (englisch geschrieben Lucknow!) gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Sie ist von wohlbewässerten Wiesen umgeben und schon aus der Ferne gewahrt man die hohen Mauern und manche über dieselben hervorragende Gebäude. Die Straßen des Bazars sind breit, geradlinig, und haben hübsche Häuser mit hölzernen Söllern und platten Dächern; da wo die Gassen einander durchschneiden findet man Springbrunnen unter schattigen Bäumen. Die Läden und Buden sind reichlich mit Waaren aller Art versehen und der Handel ist beträchtlich, auch der Geldhandel der von reichen Banquiers betrieben wird. Früher war die Stadt eng, schmutzig und selbst am Tage herrschte keine Sicherheit; das ist unter der Herrschaft der Engländer ganz anders geworden.

Lakhnau reicht ins hohe Alterthum hinauf, aber die

gegenwärtige Stadt gehört doch zu den modernsten in Indien, denn sie entstand als im siebenzehnten Jahrhundert das mohammedanische Königreich Audh gegründet wurde. Es war damals eine gewöhnliche Provinzialstadt, allein die neuen Herrscher hätten gern den Glanz der Großmogule überflügelt, verwandten ungeheure Summen auf Bauwerke, aber die Pracht war nur künstlich; viele derselben sind zwar geräumiger als manche in Delhi, aber ohne künstlerischen Werth und darauf berechnet das Auge zu blenden. Sie sind Theaterdecorationen vergleichbar und leicht dem Verfalle preisgegeben.

Die Residenz der Könige ist eine Anhäufung von Palästen, welche mehrere Kilometer Flächenraum bedecken: man bezeichnet sie als Kaiserbagh, d. h. Kaisergarten. Dieser Name rührt von dem Erbauer her, dem französischen Abenteurer Claude Martin, der um 1760 als gemeiner Soldat nach Indien kam, 1780 Befehlshaber aller Streitkräfte des Königs von Audh wurde und auch als Baumeister auftrat. Im Norden des Kaiserbagh strömt der Gumty in vielfach gewundenem Laufe; er ist ein Lieblingsfluß der Gaviale (indischen Krokodile), von denen es in ihm wimmelt. An ihm liegen die Ruinen des Palastes, in welchem der britische Resident wohnte. Als 1857 die große Meuterei der Sipahis ausbrach, flüchteten sich die Europäer dorthin und ein Gleiches that die schwache Besatzung unter Sir Henry Lawrence. Das Backsteingebäude mit seinen drei Geschossen war zur Vertheidigung schlecht geeignet, aber trotzdem wehrte sich das tapfere Häuflein in demselben fünf volle Monate



Hindu-Bankiers.

lang gegen weit überlegene Streitkräfte. Als dann die Noth am größten war, erschien der General Campbell vor Lakhnau und konnte nach einer Schlacht, die zwei Tage gewährt hatte, die Bedrängten entsetzen. Die Engländer lassen mit Vorbedacht die Ruinen der Residenz in dem Zustande, in welchem sie sich bei Aufhebung der Belagerung befanden, und sie thun recht daran. Denn so wie dieselben sind, veranschaulichen sie trefflich den Muth und die Ausdauer der Bedrängten.

Inmitten der Citadelle Matschi Bauan steht das große Imambara auf einer hohen Terrasse. Dasselbe bietet, wie unsere Illustration zeigt, in der That einen großartigen Anblick dar mit den langen Mauernlinien, über welche unzählige Thürmchen hervorragen. Das Gebäude wurde im siebenzehnten Jahrhundert unter der Regierung Asaf und Daulas errichtet. Dieser König wollte seinen Namen unsterblich machen und schrieb einen Concurs an alle indischen Baumeister aus; Bedingung war ein Palast nach einem Plane, der seines Gleichen nicht habe und schöner sein solle als irgend ein Gebäude. Der Preis wurde dem Baumeister Kaifiatulla zuerkannt.

Das Innere wird eingenommen von einem Saale, der 51 Meter lang und 16 Meter breit ist. Die gewölbte Decke ist ein Wunder von Kühnheit. An jeder Ecke des Saales befindet sich ein achteckiges Gemach mit einer Kuppel und von 16 Meter Durchmesser. Alle diese Zimmer waren einst reich bemalt und vergoldet, aber die Engländer haben den Saal in ein Zeughaus verwandelt und alle Verzierungen beseitigt.

Ein Gang durch die Bazare ist lohnend; bemerkens-



Der große Imambara in Lakhnau.

werth sind namentlich die Lackfabriken, die Werkstätten der Goldschmiede und die Seidenfärbereien. Die Bewohner von Lakhnau, wohl an 300,000, gelten für sanft, ja für verweichlicht; sie lieben Feste und Vergnügungen, singen gern und viele machen auch Gedichte. Rousselet war nebst einem Freunde zu einer literarischen Abendunterhaltung bei einem Mohammedaner eingeladen. Er fand im ersten Geschoß junge, feingekleidete Männer und einige Graubärte im Saale; der Hausherr trat den beiden Europäern mit Salamaleks, Begrüßungsformeln, in zierlichem, gewähltem Persisch entgegen, ward aber verlegen als Stühle fehlten. Aber sie sagten ihm: „Wir kennen ja Indien, ohnehin sind wir Serdars der Königin von Bhopal, also gewissermaßen von Euerm Range; wir nehmen Platz auf dem Teppiche.“ Darüber war man verwundert und erfreut.

Nun wurden Hukahs (Tabackspfeifen) gebracht und nachdem man sich ein Weilchen unterhalten sprach der Hausherr zu einem stark bejahrten Manne: „O Dschi, willst Du uns nicht durch den Vortrag einiger Deiner erhabenen Gedichte erfreuen?“ Der Dichter ließ sich nicht lange bitten, zog ein Manuscript hervor, wiegte sich einige Mal von der Linken zur Rechten und begann in näselndem Ton eine in Urdu-Hindustani verfaßte, recht hübsche Ballade herzusagen, eine Legende aus dem Pendschab; sie berichtet von den Heldenthaten des fahrenden Ritters Rusalu, welcher die Stadt Sanga von einem Monstrum befreit. Einer der jungen Herren begleitete das Recitativ des Dichters auf der Laute und die Zuhörer äußerten bei manchen Stellen ihre Bewunderung durch ein wiederholtes Uah, uah! Nach dem Dichter kamen die Sänger, die ihre Sache ganz gut machten; nur zogen sie die Kopftöne zu lang.

Die Gesellschaft wurde wohl bewirthet und trennte sich erst nach Mitternacht. Im Saale ließ sich kein weibliches Wesen sehen; die Frauen und Mädchen hielten sich hinter einem großen Vorhange versteckt und nahmen so wenigstens mittelbar an der Unterhaltung Theil.

# Ein Runenstein in Tyrol.

In der Beilage der „Illustreret Tidende“ vom Sonntag, den 18. October 1874, finden wir eine kleine Abhandlung über einen im Laufe dieses Sommers in der Nähe des Brennerpasses in Tyrol gefundenen Runenstein, die wohl verdient auch deutschen Lesern, die sich für die Sache interessiren und der dänischen Sprache nicht mächtig sind, zugänglich gemacht zu werden. Der auf dem Gebiet der Runenkunde rühmlichst bekannte Professor G. Steffens schreibt folgendermaßen:



„Mit Ausnahme einiger Stücke von Schmucksachen, Juwelen 2c. sind alle alten Runendenkmäler im Norden oder in nordischen Colonien gefunden worden, und jeder Runenstein, den man in germanischen oder sächsischen Gegenden gefunden haben wollte, hat sich bisher immer als unecht erwiesen. Auch diesmal handelt es sich um einen Runenstein — und soweit ich urtheilen kann um einen vollkommen echten — der in einem zum größten Theil deutschen Lande gefunden worden ist. Prof. J. Steenstrup hat die Güte gehabt, mir die beifolgende Zeichnung nebst den nöthigen Erklärungen, wie er sie von dem soeben von einer Reise in Tyrol zurückkehrenden Arzt Dr. Cold aus Fredrikswaerk erhalten hat, mitzutheilen. Dr. Cold entdeckte den ganz mit Moos überwachsenen Stein in einem uralten Alpenpaß in der Nähe des Brenner auf dem Wege nach Carlsteg im Zillerthal. Der Stein hatte eine ebene Oberfläche, eine Länge von 32 und eine Breite von 35 Zoll. Da es schien, als ob sich buchstabenähnliche Zeichen auf demselben fänden, so kratzte er (Dr. Cold) das Moos von demselben herab und zeichnete, als er wirklich Buchstaben darauf fand, dieselben sorgfältig ab. Der erste Buchstabe war durch das Abschaben des Mooses so undeutlich geworden, daß er nicht unterscheiden konnte, ob derselbe nur aus zwei geraden Strichen bestände, oder ob dieselben oben verbunden waren, doch schien ihm letzteres der Fall zu sein. Dieser undeutliche Buchstabe ist auf der Zeichnung nur punktirt. Die Runen sind 7 Zoll hoch. Jeder Wanderer, der von Mayerhof kommt, wird den Stein mit Leichtigkeit eine Viertelstunde Wegs vor dem Kreuzwege bei Carlsteg finden. Soweit Dr. Cold, und wir danken ihm für seine scharfen Augen und seine sichere Hand.

Die Inschrift scheint sehr alt zu sein; laßt uns zuerst die Buchstaben untersuchen: Es ist nicht zu bezweifeln, daß der erste Buchstabe ᚢ (= U) gewesen ist. Der zweite ist ᚾ (= N) und der nächste ᚠ (= F). Der vierte ist ᚬ (= O); die barbarische Krümmung nach links ist nur ein Riß im Stein. Dann kommt ᛏ (= T), und zuletzt das gewöhnliche ᛅ (= A). Dies giebt zusammen UNFOTA, einen männlichen Eigennamen, und somit haben wir es hier vielleicht mit dem Namen eines Verstorbenen zu thun, dem zur Erinnerung die Runen eingehauen sind.

Kann nun dieser Stein als Beweis für den Gebrauch der Runen in deutschen und sächsischen Ländern angesehen werden? Ich glaube nicht.

Untersuchen wir zunächst das muthmaßliche Alter. Wie man sieht gehören alle Runen der skandinavischen oder spätern Runenreihe an. In diesem Alphabet ist ᚼ (in mehreren Variationen) die Rune für A und ᚯ (ebenfalls in mehreren Variationen) das Zeichen für O. In dem altnordischen oder ältern Alphabet steht ᛉ für A und ᛟ für O. Da nun die kräftigere Entwickelung des jüngern Alphabets im achten Jahrhundert vor sich ging, so ist nicht gut anzunehmen, daß dieses spätere A und spätere O vor dem achten Jahrhundert eingehauen sei. Hier haben wir also die eine Grenze, der Stein kann nicht älter sein.

Wenden wir uns jetzt der Sprache zu. Wir haben hier die Form UN; wir wissen aber, daß N in dieser Partikel sehr häufig ausfällt, in den skandinavischen Dialecten, so daß sie in Dänemark zu U und im übrigen Skandinavien zu O geworden ist. Diese Veränderung ist sehr alt, und im elften Jahrhundert war UN bereits nahe zu vollständig ausgestorben. Dies ist also die andere Zeitgrenze; wenn der Stein skandinavischen Ursprunges ist, kann er kaum jünger sein als aus dem elften Jahrhundert.

Aber ist derselbe skandinavisch? Ich halte dies für ziemlich gewiß. Derselbe ist jedenfalls ein heidnisches Grabmal und im allerhöchsten Fall aus dem achten Jahrhundert; gab es nun damals deutsche Heiden in Tyrol? Davon habe ich nie etwas gehört. Tyrol wurde früh christianisirt, bereits im dritten und vierten Jahrhundert. Man hat niemals von dem Gebrauche der Runen in Tyrol gehört, und wenn dieselben möglicherweise dort im Gebrauche gewesen wären, so müssen sie lange vor dem achten Jahrhundert ausgestorben sein, so kräftig war die römische und christliche Cultur. Ueberdies gehören die Runen dem spätern Alphabet an, und kein Deutscher hat bis jetzt auf die skandinavischen oder späteren Runen Anspruch erhoben. Die christliche Civilisation war vom achten bis zum elften Jahrhundert in Tyrol in voller Blüthe und gehört dieser Zeitraum der Geschichte an. Skandinavien dagegen war zu der Zeit noch heidnisch, und Skandinavier fand man — damals wie jetzt — überall, als Vikinger und Krieger, aber auch als Handelstreibende oder Reisende. Es ist daher ebenso möglich als wahrscheinlich, daß ein skandinavischer Heide zu jener Zeit in der Nähe des Brennerpasses seinen Tod gefunden haben kann, und daß seine Mitreisenden ihm Runen auf den Grabstein setzten. Aber es ist ebenso gut möglich, daß, da sich der Stein auf einem selten betretenen Nebenwege, in großer Höhe und in einer öden Gegend findet, der Eine oder Andere seinen eigenen Namen eingehauen hat, entweder zum bloßen Vergnügen, oder um seinen Gefährten zu melden, daß er vor ihnen dagewesen.

Den Namen UNTOTA kenne ich in deutschen und sächsischen Documenten nicht; in Skandinavien kommt derselbe vor, aber sehr selten und nur in der spätern Form als OFOTI."

Dr. J. H. Albers.

---

# Zustände der Neger im Süden der Vereinigten Staaten.

Als vor nun bald zehn Jahren die radicalrepublikanische Partei es durchsetzte, daß Präsident Lincoln die Emancipation der Neger verkündigte, war großer Jubel weit und breit unter den unzähligen Leuten, welche sich von der Phrase täuschen ließen und in dem Wahne befangen waren, daß man durch Erlaß eines Decretes freie Bürger schaffen könne. Lincoln selber sah wohl ein, welch ein Chaos unausbleiblich sei. Bevor die verhängnißvolle Maßregel in Kraft trat, hatte er einer Deputation von Negern rundweg erklärt, daß sie niemals auf gleiche Linie mit weißen Bürgern gestellt werden könnten; die beiderseitige Abneigung sei zu tief gewurzelt, man betrachte die Schwarzen als einen Gemeinschaden im Lande und sähe es gern, wenn sie dasselbe ganz verlassen würden. Er, Lincoln, rathe ihnen zur Auswanderung, und er werde seinerseits Alles thun um ihnen bei einer solchen hülfreich beizustehen. Das war damals als er mit dem Plan umging, eine Negerauswanderung nach Nicaragua ins Werk zu setzen; diese Republik erklärte ihm jedoch, daß sie so unwillkommene Gäste sich verbitte.

Die Neger wurden nicht nur ohne Weiteres emancipirt, sie erhielten auch alle bürgerlichen und politischen Rechte der Weißen. Edele und ehrlich philanthropische Beweggründe gaben bei diesen Maßregeln keineswegs den Ausschlag; es kam der radicalen Partei darauf an, achtmalhunderttausend Negerstimmen für sich zu gewinnen, während eine halbe Million weißer Leute als „Rebellen" politisch entrechtet wurden; man proscribirte sie ohne Weiteres. Nun wurden die zu Boden getretenen Südstaaten von Schwärmen politischer Abenteurer aus dem Norden heimgesucht, und diese Carpetbaggers, weißes Raubgesindel der schlimmsten Art, wurden von der Bundesregierung unterstützt und geschützt, und als die einzigen wahren Freunde der Neger hingestellt. Sie bemächtigten sich aller Aemter und 800,000 Neger waren das „Stimmvieh", über welches diese politischen Gauner unbedingt bis zum Herbst 1874 verfügt haben. Die Neger haben den Ausschlag bei der zweiten Präsidentenwahl des Gerbers Grant gegeben. Die Mehrzahl der weißen Wähler war gegen ihn: 132,000 Stimmen, und dabei ist wohl zu beobachten, daß Hunderttausende von der demokratischen Partei sich der Wahl enthielten, weil sie nicht für Greeley stimmen wollten.

So ist denn Ulysses Grant Präsident durch der Neger Gnaden geworden in der „Republik", deren erster Präsident Georg Washington gewesen ist. So weit ist man bereits gesunken.

Durch die Führer der radicalen Partei — denn auch bei diesen Weißen ist die große Masse nur „Stimmvieh", das sich von Handwerkspolitikern, Stellenjägern, „Ringen" und hohlen Freiheits- und Gleichheitsfloskeln an der Nase gängeln läßt — ist in den Südstaaten, auf denen ein bleiernes Joch lastete, und zu nicht geringem Theil durch des Präsidenten Grant Schuld, eine politische und gesellschaftliche Anarchie hervorgerufen worden, in welcher die Verwilderung und die Nichtachtung dessen, was recht, billig, ehrlich und anständig ist, in empörender Weise hervortritt.

Die geradezu tyrannisch wirthschaftende radicale Partei, die des schwarzen Stimmviehes bedurfte und die Weißen entrechtete, um die Herrschaft zu behaupten und den Bund wie die Einzelstaaten des Südens finanziell für sich ausbeuten zu können, schlug alle Lehren der Völkerkunde

und der Geschichte in den Wind; die Zustände auf Haïti und Jamaica, in Britisch Guyana und überhaupt in Westindien wurden nicht in Erwägung gezogen. Als ob der Neger, sobald er jeglicher Controle enthoben worden ist, anders werden könnte, als wie die Natur ihn einmal angelegt hat! Es ist den Radicalen gelungen, die Südstaaten, so weit die überwiegende Masse der Schwarzen in Betracht kommt, in ein zweites Sanct Domingo umzuwandeln. Man täuscht sich heute nicht mehr darüber; und selbst Radicale sagen heute offen: „Man ist zu weit gegangen, man hat sich übereilt und überstürzt; die Halbbarbaren geben vielfach in politischen Dingen den Ausschlag, ohne nur zu begreifen was eine republikanische Regierung ist und von den Bürgern verlangt."

Von allen den Hoffnungen, welche der Unverstand der Radicalen auf den Neger setzte, der einen „mächtigen Fortschrittsdrang" in sich habe, ist in den Vereinigten Staaten keine einzige zur Wahrheit geworden. „Wir haben das leibhaftige St. Domingo in unserer Mitte." Nun, wer auch nur mit dem Abc der Völkerkunde einigermaßen bekannt ist, wußte und sagte das im Voraus; es konnte ja gar nicht anders kommen als es schon heute gekommen ist.

Die großen Neuyorker Blätter haben im Verlaufe der letztverflossenen Monate Berichterstatter in die Südstaaten geschickt, um über die gegenwärtige Stellung der Neger ins Klare zu kommen. Sie alle, gleichviel von welcher Partei und aus welchen Gegenden sie schreiben, stimmen in ihren Mittheilungen überein. Vor uns liegen dergleichen in Grant's speciellem Organ, der „Newyork Times", in der von Horace Greeley gegründeten „Newyork Tribune", die so viel Unheil in den Köpfen der Schwachen angerichtet hat, im „Newyork Daybook", das an einer „weißen Republik" festhält, und im „Newyork Herald". Dieser letztere ist politisch genommen eine Wetterfahne, aber als Blatt für Nachrichten hat er seines Gleichen nicht und die Summe von Thatsachen, welche er liefert, ist unschätzbar. Wir wollen heute mittheilen, was sein Beobachter, welchen er nach Georgien geschickt hat, ihm berichtet. Wohlgemerkt ist dieser Staat im Süden derjenige, welcher sich zuerst wieder, gegenüber dem Druck und der Willkür der radicalen Bundesregierung, einigermaßen zurecht gefunden und in leidlich regelmäßige Zustände gebracht hat.

Wir geben nun das Wesentliche des Berichtes, der sehr ruhig abgefaßt ist und nur Thatsachen bringt. Zunächst wird betont, daß die Experimente, welche die radicale Bundesregierung seit nun neun Jahren angestellt hat, nichts weniger als ermuthigend sind und daß man nirgends Spuren geistiger oder sittlicher Verbesserung wahrzunehmen vermag. „Und doch hat man alles Denkbare zu Gunsten des Negers gethan; er hatte das Freedmen's Büreau, das ihn in Schutz nahm, man gab ihm Schulmeister und Bücher und Soldaten, die ihm zur Seite standen, wenn er irgendwie in seinen materiellen Interessen sich beeinträchtigt glaubte. Leute aus dem Norden standen ihm zur Seite und sorgten dafür, daß er beim Abschließen von Arbeitscontracten nicht übervortheilt werde. Man gab ihm Kirchen für seinen Gottesdienst; die Bundesregierung sparte viele Millionen nicht, um ihn mit Lebensmitteln zu versehen und ihm den Uebergang in eine selbständige Laufbahn nach Kräften zu erleichtern. Niemals ist für Leute so eifrig gesorgt und niemals es ihnen so erleichtert worden, sich in eine behagliche Lebenslage zu bringen. Aber alle diese wohlwollenden Bemühungen haben keinen Erfolg gehabt, außer daß der Neger bisher (— der Bericht ist vom 5. October 1874 datirt —) der republikanischen (radicalen) Partei seine Stimme gegeben hat. Das ist Alles."

„Onkel Tom hat keine Hütte!" Kennzeichnend ist, daß bei steter Nachfrage nach sehr lohnender Arbeit der Schwarzen von fünfhundert Negern kein einziger seine eigene Wohnstätte hat! Grund und Boden kann man für ein Butterbrot erwerben; aus einer einzigen Ernte kann der Kaufschilling überreichlich gedeckt werden. Aber es fällt dem schwarzen Manne nicht ein, Land zu kaufen und selber etwas zu produciren. Nach der Ernte, falls er bei derselben sich beschäftigt und den Ertrag nicht liederlich vergeudet hat, besitzt er 150 bis 200 Dollars und doppelt so viel, wenn seine Familie bei der Arbeit half. Aber die schwarzen Ladies und die Kinder thun das im Allgemeinen nicht mehr; seit der Emancipation wollen die Frauen nicht mehr auf das Feld gehen, sondern wie die weißen Frauen im Hause bleiben, und die Kinder gehen vielleicht in die Schule. In der Nähe der Städte verrichten die Neger wohl allerlei Arbeit, welche sich eben darbietet und dort findet man wohl eine Art von Bude oder Hütte, deren Eigenthümer ein Neger ist. Dann nimmt er Schwarze in Wohnung und Kost, er boardet, aber seine Hütte ist nun ärger angefüllt wie das abscheulichste Tenementhaus in Neuyork, und ringsumher ist Alles voll von Unflath. Steuern will der Neger unbedingt nicht zahlen, er reißt lieber die Pfähle seiner Bude oder Hütte aus, zieht fort und treibt es anderwärts eben so. Die Hütte dieser Classe von Negern besteht aus Holzblöcken, die in rechten Winkeln übereinander gelegt werden; sie hat eine Eingangsthür und zwei Oeffnungen die als Fenster dienen; der Rauchfang befindet sich außerhalb. Im Innern bilden einige zusammengenagelte Bretter eine Schlafstätte, die mit schmierigen Decken belegt ist, und allerlei Geräthschaften und Lebensmittel liegen bunt durcheinander umher. Man lebt von der Hand zum Munde. Darf es Wunder nehmen, daß die Sterblichkeit unter diesen Schwarzen und namentlich unter den Kindern so groß ist?

Nun Onkel Tom's Arbeit. Die Weißen im Süden wissen wohl, daß die Arbeit der Schwarzen immer schlechter wird und spärlicher zu haben ist. Diejenigen Neger, welche zur Zeit der Sklaverei sich an Arbeit gewöhnt haben, arbeiten auch jetzt noch, wenn auch vollauf um die Hälfte weniger. Aber die in der „Freiheit" heranwachsenden haben andere Gewohnheiten, „und es ist keine Aussicht, daß sie jemals productive Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden." Es ist viel schwerer, einen ehrlichen und rechtschaffenen schwarzen Diener zu bekommen als einen dito irländischen im Norden. Diese Diener kommen und gehen wie es ihnen gerade einfällt oder beliebt, bleiben wohl so lange bis sie ein paar Dollars in der Hand haben und wenn diese verthan sind suchen sie sich eine andere Stelle. Es ist gewiß gut, daß man die Leute unterrichtet, aber die Bücher, welche man den Negern in die Hand giebt oder aus denen man ihnen vorliest, bringen Verwirrung in ihre Köpfe und machen sie unzufrieden; sie alle wollen hoch hinaus und nicht arbeiten. (— Fanatische Abolitionisten haben sogar drucken lassen, daß der Neger höher stehe und besser sei als der Weiße. Besser oder weniger schlecht als solche Freunde des „Menschen und Bruders" ist solch ein Congo- oder Mosambikneger allerdings. —) Wenn das so fortgeht, wird kein Weißer mehr schwarze sogenannte Arbeiter haben wollen, die faul, unverschämt und anspruchsvoll sind; er wird sich nach solchen anderer Race umsehen.

Der Berichterstatter betont, daß die Weißen im Süden ehrlich und redlich sich bemühen, den Neger in moralischer Beziehung zu heben und ihm sein Fortkommen zu erleichtern. Vor dem Unterjochungskriege des Nordens gegen den Süden lehrte man ihn Lesen und Schreiben, wäre es auch nur gewesen ihn für manche Dinge nützlicher und brauchbarer

zu machen. Selbst heute zahlt der Staat Georgien jährlich 365,000 Dollars für Schulen und die Hälfte davon entfällt auf die Negerschulen. Unter Obhut der weißen Großlogen der wohlthätigen Tempelherren und auf Antrieb derselben sind nun schon vierzehn schwarze Logen gegründet worden, deren Mitglieder sich nicht berauschen und zur Wohlthätigkeit verpflichten. Das und noch vieles andere liefert den Beweis, wie die Weißen bemüht sind, das Wohlergehen der Neger zu fördern und der gegenwärtigen Entsittlichung entgegen zu arbeiten. Die Zeit wird lehren ob diese Bestrebungen Erfolg haben. In der Stadt Atlanta hat die Schulcommission dafür gesorgt, daß 1400 Negerkinder Unterricht erhalten und für 600 mehr werden Vorkehrungen getroffen. Auch ein Gymnasium für die Schwarzen ist dort eröffnet worden und dasselbe erhält eben so viel an Geldunterstützung wie das für die Weißen.

Die Baumwollenproduction hat seit dem Kriege allerdings sich wieder erholt, aber daraus darf man nicht etwa folgern, daß die Neger fleißig gewesen seien. Wo die örtlichen Verhältnisse es irgend gestatten arbeiten die Weißen; man hat angefangen den Boden zu düngen und erzielt seitdem das Dreifache gegen früher und in den nördlicheren Gegenden pflückt man nun, ehe Frost eintritt. Jetzt sind die höher gelegenen Theile in Georgia, Südcarolina, Tennessee, Nordcarolina und Virginien dem Baumwollenbau eröffnet, was früher nicht der Fall war und helfen aus, wenn in anderen Gegenden die Ernte ungünstiger ausfällt.

Der Berichterstatter sagt weiter: „Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß die Neger, seitdem sie in Bezug auf den Kirchenbesuch von den Weißen getrennt bleiben, allerlei Abspurigkeiten sowohl im Glauben wie im Gottesdienst anheim gefallen sind. Manche ihrer Congregationen sind wenig besser als eben so viele Höllen („Pandemonia"). Dort sieht man sie in abscheulichen Verrenkungen und Verzückungen und in so wilder Aufregung, daß dieselbe manchmal den Tod zur Folge hat. Sie sind dem tollsten Aberglauben verfallen und ein Spuk hat mehr Gewalt über sie als das Wort eines verständigen Predigers, falls überhaupt ein solcher vorhanden ist. Der Fetischdienst des Wodu greift um sich, und ein in einen Baumwollenlappen gewickeltes Stück Glas, das man unter eine Thürschwelle legt, ist ein Zauber, der alle bösen Einflüsse abhält. In Folge der allgemeinen Verwilderung und Entsittlichung werden Hexerei, Zauberei und Beschwörungen immer allgemeiner. Diese grassiren heute viel ärger als vor der Emancipation, weil die Schwarzen nicht mehr unter irgend welcher Aufsicht stehen und ihren afrikanischen Instincten ungehindert folgen können."

Solche Halbbarbaren spielen eine wichtige politische Rolle seitdem man ihnen das Stimmrecht gegeben hat. Die Neger sind von den politischen Abenteurern und Gaunern aus dem Norden aufgeregt und von diesen als Stimmvieh an die Polls getrieben worden; nun sind die Schwarzen sich mehr oder weniger ihrer Macht bewußt, üben dieselbe ohne Intelligenz aus und reißen die Controle in öffentlichen Angelegenheiten an sich. Bei solchen Zuständen bleibt eine gute Regierung außer aller Frage. Da findet sich ein speculirender Carpetbagger aus dem Norden ein, stellt sich den Negern als ihren Freund und echten Radicalen vor; er hält tagtäglich aufreizende Reden und bringt es dahin, daß sie nach wenigen Monaten ihm blindlings durch Dick und Dünn folgen. Von Anhänglichkeit an den frühern Herrn ist dann keine Rede mehr, alles Gute, was dem Schwarzen früher zu Theil geworden ist, wird vergessen, der Carpetbagger declamirt täglich über und gegen die „Tyrannen", während er selber als Autokrat über diese rohen Schwarzen herrscht, denen er als nun freien Männern in niedriger Weise schmeichelt. Er weiß wohl, daß sie seine Sklaven geworden sind; ihnen verschlägt es nichts, wenn auch solch ein Carpetbagger ein anrüchiger Dieb ist.

„Nicht alle Carpetbagger haben eine weiße Haut. Da ist vor einiger Zeit ein Neger aus den Nordstaaten gekommen, der sich Alvah Peoria Bradley nennt; er hat erst Reden gehalten, dann bei denen, welche überhaupt etwas besitzen, die Personalsteuer erhoben und ist sofort mit einigen hundert Dollars durchgebrannt. Schadet das etwa diesem Diebe? Mit nichten, er ist jetzt wieder hier und tritt als Bewerber um ein einträgliches Amt auf; er hat auch gute Aussichten, denn er ist ja „ein radicaler Mann aus Boston". Wer die Zustände kennt und das Treiben der Gauner aus dem Norden näher beobachtet, muß es ganz in der Ordnung finden, wenn die Weißen in diesen Südstaaten rufen: „Fort um jeden Preis mit solchem Gesindel."

„Selbst wenn im Süden keine radicale Partei wirkte, würde es dennoch ein verhängnißvoller Uebelstand bleiben, daß der Neger das Stimmrecht hat. Er wird sich im Allgemeinen stets solchen Weißen anschließen, die ihm in Charakter und an Treiben am nächsten stehen und die nichtswürdig genug sind sein Stimmrecht zu benutzen, um die verächtlichsten Personen in einflußreiche Aemter zu bringen, Regierung und Verwaltung den schlechtesten Elementen der Gesellschaft in die Hände zu spielen. Wenn man den Negern von radicaler Seite her nicht so viel verwirrte politische Ansichten in den Kopf gesetzt hätte, dann würde auch die Corruption nicht so allgemein sein. Die Weißen gönnen den Schwarzen gern alle bürgerlichen Rechte und haben das größte Interesse daran, mit ihnen in Frieden und gutem Einvernehmen zu leben. Dafür haben sie sich die größte Mühe gegeben, bisher jedoch vergeblich, und ein günstiges Resultat steht auch nicht zu erwarten, so lange die Heuschreckenschwärme der Carpetbagger aus dem Norden in den Südstaaten ihr Unwesen forttreiben können."

Soeben, im October und November, ist in den allgemeinen Wahlen die radicale Partei unterlegen und einiger Hoffnungsschimmer auf bessere Zeiten für den schmachvoll mißhandelten Süden angebrochen.

---

# Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen.

## IV.

Die ungünstige Witterung, welche den ganzen Monat über vorherrschte — am Tage hatten wir selten mehr als 13° Wärme, Nachts fiel der Thermometer meist unter Null — und die fortwährenden Winde erschwerten außerordentlich meine astronomischen und magnetischen Beobachtungen. Auf den wankenden Erdhaufen der Tundra ließ das Instrument sich nicht gut befestigen; an ein Einstoßen hölzerner Pflöcke war bei dem sumpfigen Boden nicht zu

denken und im Zelte konnte man wiederum der eisernen Pflöcke wegen, durch welche dasselbe gestützt wird, mit dem magnetischen Theodolithen nicht arbeiten.

(— Herr von Neumann schildert dann seine Beobachtung der *Sonnenfinsterniß* vom 8. August 1869, die mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war. Wir übergehen die Darstellung, wollen aber folgen lassen, was er über das Benehmen der Tschuktschen während des Phänomens erzählt. —)

Die Reisenden befanden sich im Quellgebiete des in die Anadyrbucht mündenden *Seehundflusses* (*Memelwaen* der Tschuktschen, russisch *Nierpitschja Rjeka*) unter 65° 22′ 44″ N. und 11 St. 54 Min. 135 O., etwa 30 Werst von der Nordgrenze der Totalität.

Nachdem ich den Anfang der Erscheinung notirt hatte, schlug ich Amraurgin vor, einen Blick ins Fernrohr zu thun. Derselbe bemerkte, als er den in den Sonnenrand eingetretenen Mond wahrnahm, sofort, daß der schwarze Theil sich vergrößere und am Ende die Sonne ganz bedecken würde, und schleunigst theilte er diese Nachricht seinen ernstlich unruhig gewordenen Leuten mit. Einige Minuten später, als die Erscheinung schon dem bloßen Auge sichtbar war, ging der Wirrwarr erst recht los. Die Weiber flüchteten unter die Pologe und bald erhob sich unter lauter Begleitung der Schamanentrommeln ein allgemeines Heulen und Wehklagen. Die Männer forderten dringend von uns eine Erklärung der sie beängstigenden Naturerscheinung und wir bemüheten uns, ihnen dieselbe, so gut es anging, begreiflich zu machen. Aber Amraurgin allein brachte es über sich, wenngleich sichtlich in ernster und betretener Stimmung, aus der auch unsere sorglose Heiterkeit ihn nicht zu reißen vermochte, tapfer bei uns auszuhalten; auch gab er sich ernstlich Mühe sein aufgeregtes Volk zu beruhigen, was ihm aber erst mit dem wiederkehrenden Lichte allmälig gelang. Als die Sonne wieder ganz sichtbar wurde und ihre Strahlen die Gegend erleuchteten, da war auch die ausgestandene Angst vergessen; sie fingen an zu lachen und einander zu verhöhnen. Wie wäre ihnen aber erst zu Muth geworden, wenn wir die Totalitätslinie erreicht und die Corona nebst den Protuberanzen hätten wahrnehmen können? Aus Erzählungen von Vorgebirgstschuktschen, welche eine totale Sonnenfinsterniß erlebt hatten, weiß ich, daß sie positiv das Ende der Welt erwarteten: sie zogen ihre Todtenhemden an und flohen angstvoll in die Kirche. Merkwürdiger Weise wollte von unseren Tschuktschen keiner je eine Finsterniß gesehen haben. Mich aber, der sie doch den Tag vorher schon verkündigt hatte, hielten sie von da ab für einen gewaltigen Schamanen und nicht selten bemerkte ich, wie sie ein besonderes Zeichen vor mir machten; sie legten, ähnlich wie beim italienischen Jettatore (böses Auge), die drei Mittelfinger der linken Hand auf eine gewisse Art zusammen und schüttelten sie mit einer schnellen Bewegung von sich ab. Am 17. Januar 1870, bei Gelegenheit der totalen Mondfinsterniß, wiederholte sich in Nischni-Kolymsk dieselbe Geschichte und bestärkte meinen Ruf als Zauberer.

Einige Tage nach der Sonnenfinsterniß trafen wir zum ersten Male mit den am Meere wohnenden Tschuktschen zusammen. Aeußerlich gleichen sie vollkommen den Renthiertschuktschen, *ihre Sprache* aber ist von der der letzteren *ganz verschieden* und Amraurgin war naiv genug zu fragen, ob wir sie nicht verstehen könnten? Unsere Tschuktschen nennen sie *Ang-Kali* (nicht, wie bei Wrangell zu lesen, Onkilon), was wörtlich so viel bedeutet wie: „in der Nähe des Meeres." Die Ang-Kali halten keine Renthiere und leben von Fischen, Walrossen und Seehunden. Da indeß ihre Kleider aus Renthierfellen und Corduguas gemacht werden, die sie von den Renthiertschuktschen beziehen, so sind sie mehr oder weniger von den letzteren abhängig und werden von ihnen wie Bettler behandelt und verachtet. Von diesen ansässigen Tschuktschen erfuhren wir, das Meer sei so nahe, daß man es von den ungefähr 5 Werst vor uns liegenden Hügeln aus erblicken und im Winter in 24 Stunden leicht erreichen könne. Ferner, daß gegenwärtig an der Mündung des Anadyr viele Menschen, darunter auch Russen aus dem Anadyrski Ostrog, mit Fischfang beschäftigt seien, sowie daß die für uns bestimmten Baidaren bereits fertig bereitlägen und wir bei günstigem Winde das Vorgebirge in zwei Tagen erreichen könnten.

Wir nomadisirten mehrere Tage bei unseren neuen Bekannten und überzeugten uns dabei betreffs ihrer Sprache von der Richtigkeit der Billings'schen Ansicht, welcher dieselbe als das Idiom der ansässigen Tschuktschen bezeichnet und mit derjenigen der kudjakschen Insulaner in eine Linie stellt. Der dänische Gelehrte Rink, welcher als Director der dänischen Colonien in Grönland mit dem Studium der Sprache und Lebensweise der Eskimos sich genauer beschäftigt hat, vermuthete eine Verwandtschaft derselben mit den Tschuktschen und ersuchte uns, unter Mittheilung der bei den Eskimos gesammelten Sagen und Legenden, um Nachforschung nach ähnlichen Ueberlieferungen der ansässigen Tschuktschen. *Ich kann aber positiv bezeugen, daß dergleichen hier eben so wenig wie bei anderen Tschuktschen existiren.* Die einzige Ueberlieferung, die sich unter ihnen erhalten hat, ist die, daß ihre Vorfahren von Jenseits der Behringsstraße herübergekommen seien.

Am 1. August erblickten wir das Meer. Es war die Bucht von *Kantschelon*, ein Theil der *Bolschejetschenskaja*-Bucht des *Anadyrschen Meerbusens*, in deren Mitte eine kleine felsige Insel sich befindet Namens *Peritschew*. Das Meer lag nur 30 Werst vor uns, aber wir erreichten es erst nach 18 Tagen! Die dicht bei einander liegenden Seen mit den „Wiskis" (kleinen die Seen verbindenden Bächen) sowohl als die durch den fast immerwährenden Regen gebotenen Tagesrasten hielten uns so lange auf. Endlich am 19. August erreichten wir, bei der Mündung eines unbedeutenden Flüßchens, das hohe steile Meeresufer und schlugen daselbst, 280 Fuß hoch über dem Wasser, unser Lager auf, worauf die Tschuktschen sofort das übliche *Opfer* für die glückliche Ankunft am Meere darbrachten.

Dabei wird in folgender Weise verfahren: Ein Jeder tödtet einige Renthiere auf eine besondere Art; er faßt nämlich das Thier bei den Hörnern und sticht ihm mit dem Messer gerade ins Herz; dann läßt er das arme Opfer frei und beobachtet nun, daraus die Zukunft prophezeiend, den Tod desselben. Verendet das Thier langsam, ohne Schmerzen und Zuckungen, und legt es sich dabei gar auf die rechte Seite, dann geht Alles glücklich von statten, wenn anders, so steht bestimmt ein Unglück zu erwarten. Amraurgin war dieses Mal vom Tode seiner Renthiere sehr befriedigt. Die getödteten Opfer wurden sodann ausgeweidet, die Köpfe mit dem Geweih im Kreise um das Lager aufgestellt und das Fleisch verzehrt; mit dem Blute der gut gestorbenen Thiere bespritzten sie sich sowohl das Gesicht wie auch die Pologe und Zelte. Damit war der erste Act der Opferung zu Ende. Dann wurde ein Renthier an den Strand gebracht und daselbst erstochen, wobei man das Blut ins Meer fließen läßt, schließlich wurde das Fleisch roh verzehrt. Auch unsere kolymschen Kosacken, die dem Meere gleichsam ihren Unterhalt verdanken, brachten demselben ein eigenthümliches *Dankopfer* dar: sie baten sich von uns Branntwein aus, thaten Salz und Zwieback hinein und gossen den durcheinandergerührten Brei ins Meer. Am Abend des nämlichen Tages

konnten wir bereits eine regelrechte Fluth und Ebbe beobachten, erstere erreichte einen Höhestand von etwa 3½ Fuß. Von der Unmasse von Fischen und Seethieren, die den Anadyrschen Busen bevölkern, kann man sich kaum einen Begriff machen. Mühelos fangen die Eingeborenen mit alterthümlichen Netzen eine Menge ausgezeichneter und verschiedenartiger Lachse; Walrosse und Seehunde waren alle Tage sichtbar, letztere sollen in dem nach ihnen benannten Nierpitschafluß bis 40 Werst aufwärts anzutreffen sein.

Am 22. August fing es an zu schneien und bald gab es ein so heftiges Schneegestöber, daß unsere Zelte nur mit großer Mühe Stand hielten. Sofort erklärten die Seetschuktschen, daß an eine Ueberfahrt nach dem Vorgebirge nicht mehr zu denken wäre, und wir mußten die Hoffnung aufgeben, von hier aus unser Ziel zu erreichen. Acht Werst von unserm Lager entfernt befand sich im Meere das Wrack eines ehemals der russisch-amerikanischen Telegraphencompagnie angehörigen Schiffes, dessen Holz wir, bei der völligen Waldlosigkeit der Gegend (das aufgefangene Treibholz erwies sich leider als zu klein), zur Ausbesserung unserer Schlitten nothgedrungen verwenden mußten. Für eine im Verhältniß zu der gefährlichen Passage sehr mäßige Belohnung holten die ansässigen Tschuktschen, ungeachtet des stürmischen Wetters, uns das Holz in ihren leichten Fahrzeugen herbei.

Den Namenstag des Kaisers benutzten wir zu einer gemeinsamen Feier mit den Tschuktschen und errichteten dabei, zum Andenken an unsere Expedition, auf einem dicht am Strande befindlichen Hügel ein 14 Fuß hohes Kreuz, versehen mit einer entsprechenden Inschrift und unseren so wie der hervorragendsten Tschuktschen Namen. Ein Festmahl und die bekannten Spiele unterhielten uns bis um Mitternacht. Bald war unsere Ankunft am ganzen Strande bekannt geworden und täglich kamen einige Ang-Kali in unser Lager, um von ihren nomadisirenden Stammesgenossen gegen Schiffsholz, Fische, Seehundsfett und Walroßzähne Renthiere, gegerbte Häute, Kleider u. s. w. einzutauschen. Bemerkenswerth ist, daß gleichwie die Renthiertschuktschen in Folge ihres Verkehrs mit den Russen viele russische Wörter im Gespräche gebrauchen, die Strandbewohner dagegen viele Dinge mit englischen Ausdrücken bezeichnen, die sie amerikanischen Walfischfängern entlehnt haben. Sie besaßen sogar verschiedene amerikanische Sachen, namentlich Flinten, Messer, Beile, auch Stoffe und Kleider, welche sie ihrer Meinung nach von den einfältigen Fremden überaus billig erworben hatten. Für ein einziges Renthier z. B. hatten sie eine ganze Flasche Branntwein erhalten! Unsern Aufenthaltsort am Meeresufer bestimmte ich durch eine ganze Reihe von Beobachtungen; er liegt unter 64° 48′ 23″ nördl. Br.; die Länge ist nicht ganz genau berechnet worden. Während dieser Zeit verließen die Zugvögel alle das Land; die letzten, die wir am Strande sahen, waren Taucher (Colymbus arcticus, Pallas) und von den Möven die Seeschwalbe (Sterna maritima, Pallas, und Larus glaucus), auf den umliegenden Seen trieben Enten und Gänse sich noch bis zum 20. umher.

Am 3. September traten wir unsern Rückweg an, anfangs wegen der noch offenen Flußmündungen nur in kleinen Etappen und mit einem großen Umwege etwa 200 Werst nördlich vom linken Ufer des Anadyr. Am 16. fiel der Schnee bereits in größerer Menge und wir konnten von nun an, zu unserer nicht geringen Freude, wieder auf Schlitten fahren; wir wären auch wirklich nicht im Stande gewesen, zum zweiten Male den ermüdenden Marsch über die halbgefrorene Tundra auszuführen. Bei den Flüssen Touew und Engenakol („der Alterthümliche“), zweien bei ihrer Mündung nicht unbedeutenden Nebenflüssen des Anadyr, wurden wir durch Treibeis einige Tage aufgehalten. In der Hoffnung den Anadyr bereits zugefroren zu finden, wandten wir uns dann wieder gegen Süden, stießen aber bald auf ein unerwartetes Hinderniß: das Eis des Flusses Tanurer war noch nicht stark genug, um eine ganze Herde Renthiere zu tragen, und da dieselben gewohnt sind zusammen zu weiden und sich in kleineren Abtheilungen nicht hätten hinüberführen lassen, so mußten wir hier eine ganze Woche verweilen! Am 10. October erst erreichten wir die ersten jedoch unbewohnten Häuser der Russen am Anadyr; dieselben dienen den Bewohnern des Anadyrski-Ostrog nur als Sommeraufenthalt während des Fischfanges und der Renthierjagd.

Vor Mücken und Wespen flüchten sich nämlich des Sommers die Renthiere in großen Massen nach dem Eismeer, um im Herbste wieder zu den alten Weideplätzen zurückzukehren. Dabei kennen sie kein Hinderniß und lassen sich durch nichts aufhalten, zu Tausenden und aber Tausenden setzen sie durch werstebreite Ströme wie den Anadyr. Diese Wanderung wird von den Jägern zum Tödten einer ungeheuern Menge von Renthieren benutzt (vergl. Wrangell's Reisen II, 88). Vor 60 Jahren fand diese Jagd noch an der Kolyma und den beiden Anin statt, jetzt wird sie nur noch am Anadyr und Anabara betrieben. Uebrigens meinen die Lamuten, ein in dieser Hinsicht sehr erfahrenes Volk, daß die verscheuchten Thiere *) bald wieder den frühern Weg aufnehmen würden; Sache der Regierung wird es dann sein, für einen rationellen Betrieb dieses so wichtigen Erwerbszweiges Sorge zu tragen. Zunächst muß den Lamuten — während unseres Aufenthalts im anadyrschen Gebiete kamen uns unausgesetzt Klagen darüber zu Ohren, daß dieselben beim Uebergang über die Flüsse auf die Thiere schießen — streng untersagt werden, die Renthiere auf ihrer Wanderung zu tödten; dieselben ändern nämlich, durch einen Schuß aufgescheucht, sofort ihre Richtung. Der Herbst 1869 war für die Jagd besonders günstig; die ganze Strecke bis zum Anadyrski-Ostrog hin, 600 Werst weit, sahen wir eine Menge getödteter Renthiere. Ebenso ergiebig war in dem Jahre der Fischfang gewesen und den ganzen Weg entlang hingen an beiden Ufern des Flusses Fischbündel zum Trocknen aus. Die Fische kommen dort, nach mehrfach bestätigten Erzählungen der Bewohner des Ostrog und des 30 Werst weiter gelegenen Dorfs Markowa (ich konnte mich übrigens in der Folge, auf meiner Tour nach den Bäreninseln, selber davon überzeugen), in so ungeheurer Menge den Fluß herauf, daß sie einander buchstäblich aus dem Wasser aufs Ufer drängen und lebendig mit Händen zu fangen sind **). Diese einer mir unbekannten Gattung angehörigen Fische, von den Russen Gorbuscha („die Höckerige“) oder Dikuscha („die Wilde“) genannt, haben die Größe eines Lachses und ein rosiges Fleisch, der Körper ist ohne Schuppen, die Haut schmutzig-grün mit lillafarbigen Flecken auf dem Rücken.

Am 27. October kamen wir in dem am rechten Ufer des Anadyr befindlichen Ostrog an, der etwa 40 Werst südlicher angelegt worden ist, als die in der Kosackengeschichte berühmt gewordene Festung. Alljährlich wird der Flecken,

*) Ueber das Verschwinden der Renthiere von der Kolyma ist dort folgende Sage verbreitet: Einst fingen Tungusen ein Renthier und zogen ihm lebendig die Haut ab, das Thier entkam aber seinen Peinigern und klagte dem Renthierkönige die ihm widerfahrene Behandlung. Der König verbot darauf den Renthieren, den Anin zu passiren.

**) Man versicherte uns, daß das Wasser des Anadyr bei Markowa, wo er noch eine Breite von einer Werst hat, oft ungenießbar sei wegen des Gestanks der verfaulenden Fische!

obwohl er 21 Fuß hoch über dem Wasser liegt, überschwemmt und es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß seine Bewohner deshalb über kurz oder lang nach dem 30 Werst höher gelegenen und durch Ueberschwemmungen nicht mehr heimgesuchten Dorfe Markowa übersiedeln werden. Es wohnen hier außer einem Missionär und dessen Küster und 12 von einem Unteroffizier befehligten Kosacken etwa 60 Eingeborene, Lamuten, Tschuwanzen und Koriaken, die, großentheils seit dem Verschwinden der Renthiere aus dem Kolymagebiete herübergekommen, sich ausschließlich mit Jagd und Fischerei beschäftigen. Alljährlich unternehmen sie auf 20 und mehr Narten die gefahrvolle Reise über das sogenannte Anadyrsche Gebirge nach der Aninskaja Krieposta, um dort ihren Felltribut zu entrichten und gegen rohe und gegerbte Renthierhäute Thee, Zucker, Tabak u. s. w. einzutauschen; sie umgehen dabei den nahen Jahrmarkt in Anadyrski-Ostrog, weil die dort hinkommenden Kaufleute aus Geschiga, die hauptsächlich mit Amerikanern Handel treiben, nur Pelzwerk eintauschen und die Renthierhäute dort keinen so guten und schnellen Absatz finden wie in Aninskaja Krieposta.

# Paul Schumacher über Kjökkenmöddings und alte Gräber in Californien.

Wir danken Herrn Paul Schumacher in San Francisco für Uebersendung des Berichts über seine Untersuchungen. Unser Landsmann dient in der Flotte der Vereinigten Staaten und ist mit der Nordwestküste gründlich bekannt. Im Jahre 1874 hat er in den Monaten von April bis Juni die Küste zwischen Point San Luis und Point Sal erforscht und dort eine Menge von Küchenabfällen gefunden, gleich denen, welche er 1873 in Oregon bemerkt hat. Die Ablagerungen von Muscheln und Knochen rühren von früheren Anwohnern dieser Küsten her. Je nach den verschiedenen Oertlichkeiten und dem Alter sind auch die Arten der Muscheln und der Knochen von Wirbelthieren in denselben verschieden, aber sie haben, zusammen mit den Steingeräthschaften, welche man in ihnen findet, eine auffallende Aehnlichkeit an der ganzen pacifischen Küste Nordamerikas und — mit den dänischen.

In Oregon fand er auf der Strecke zwischen Chetko bis zum Rogue River in den Muschelhügeln: Mytilus californianus, Tapes staminea, Cardium Nuttallii, Purpura lactuca etc., aber neun Zehntel etwa gehörten der zuerst genannten Species an. In Californien, an den Dünen zwischen dem Arroyo grande und dem Rio de la Santa Maria, dessen Mündung einige Miles nordwärts von Point Sal liegt, fand er, daß die Muscheln auf den wie er meint zeitweiligen Lagerplätzen der alten Indianer fast ganz aus kleinen Exemplaren der Familie Lucina bestehen; hier wurden aber nur sehr wenige Knochen gefunden. Daß es sich hier um nur zeitweilige Lagerplätze handelt, folgert Schumacher aus dem sehr spärlichen Vorkommen von Feuersteinmessern, Speerspitzen und anderen Geräthschaften, welche er dort antraf; auch fand er hier keine Splitter, welche auf ein dauerndes Verweilen der Leute hindeuten könnten. Bei solchen Niederlassungen, die dauernd gewesen sind, findet man dergleichen allemal.

Schumacher fand bei verticalen Durchstichen Lagen von Sand in geringen Zwischenräumen und zieht daraus den Schluß, daß diese Stellen zu bestimmten Jahreszeiten besucht worden sind. Diejenigen Möddings, welche dem Nordwestwind ausgesetzt sind, wurden verlassen, während dieser Wind sie dann mit Sand bedeckte, und dasselbe war der Fall bei denen, welche dem Südwest ausgesetzt bleiben. Sie wurden in den günstigen respectiven Jahreszeiten besucht; die Muscheln wurden mit Flintmessern geöffnet, von denen man mehr oder weniger findet, in der Sonne getrocknet und dann nach den besser geschützt liegenden, permanenten Wohnstätten getragen. Für das letztere spricht es wohl auch, daß an solchen Stellen, wo die Dörfer standen, nur wenige Muscheln gefunden werden; auch hat man in jenen Möddings keine Grabstätten gefunden. „Allerdings fand ich ein Gerippe zusammen mit 13 Pfeilspitzen; es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, daß dieser Indianer starb, während sein Stamm an jener Stelle nur kurze Zeit verweilte; und er war in der Eile und nicht nach herkömmlichem Brauche begraben worden."

An der äußersten Spitze von Point Sal, deren nördlicher Vorsprung breite Sandstrecken hat, findet man bis an den Rand der steil abfallenden Felsenspitze gleichfalls sehr ausgedehnte Lager von Muscheln (mit wenigen Ausnahmen Mytilus californianus) und Knochen, dann auch dann und wann Flintsplitter. Dieser Abhang ist von der See unterwaschen worden, der Erdboden von oben nachgesunken, und dort findet man nun 5 bis 6 Fuß dicke Muschellager. Am äußersten Vorsprung der Point Sal bilden die Muscheln ein so hartes, zusammenhängendes Conglomerat, daß dasselbe über den Fels ins Freie hinaus hängt.

Spuren von dauernden Wohnplätzen findet man an der Point Sal an mehreren Stellen. Die Muscheln liegen in unregelmäßigen, formlosen Haufen beisammen, was überall an der Küste bei permanenten Dörfern der Fall ist. Man brachte die Muschelschalen an bestimmte Plätze, während sie da, wo man nur zeitweilig sich aufhielt, weit und breit zerstreut waren. „Jene gebleichten Muschelhügel an Point Sal erinnerten mich lebhaft an die immensen Haufen, welche ich in Oregon gesehen hatte am rechten Ufer des Chetko, dann auch bei Natenet, und bei Crooks Point oder Chetlessin am Pistol River. Ich habe dort an verschiedenen Stellen die Indianer beobachtet, z. B. unweit von Crescent City, am Klamath und an der Big Lagoon; sie machten dort genau eben solche Haufen und zwei oder drei Familien warfen die Abfälle auf einen und denselben Mödding."

Im südlichen Californien fand Schumacher ähnliche Muschelhügel wie bei Point Sal, nur kleiner am linken Ufer des Flusses Santa Maria. Hier sowohl wie bei den eben erwähnten dauernden Wohnplätzen sah er nach allen Richtungen hin zerstreut eine überaus große Menge von Feuersteinsplittern, Messern, Lanzen- und Pfeilspitzen. Aber es war ihm auffallend, daß er dort keine Gräber bemerkte. Als er weiter landein ging und an eine Stelle kam, wo weicher Erdboden und gutes Wasser war, bemerkte er in einiger Entfernung Muschel- und Knochenhaufen; die ersteren werden seltener je weiter man sich von der Küste entfernt. Er fand, wie er glaubt, die Spuren von einer großen Ansiedlung, denn dort lagen Flintsplitter, Muscheln und Knochen in großer Menge und bald nachher in einem

dichten Gebüsch (Chapparal, wie die Mexicaner ein solches bezeichnen) einige wenige Sandsteinplatten umherliegen; solche dienten den Indianern zur Einfassung oder Umfriedigung ihrer Gräber. Dort veranstaltete er Nachgrabungen und fand richtig die Gräber eines Dorfes, welches die alten spanischen Ansiedler Kesmali nannten.

Hier brachte Schumacher etwa 150 Gerippe und verschiedene Arten von Geräthschaften zu Tage. Was die Gräber anbelangt, so warf man in dem sandigen Boden ein großes fünf Fuß tiefes Loch aus, und machte in demselben ein Feuer an, das so lange brennen mußte, bis das Erdreich eine 4 bis 5 Zoll dicke, harte Kruste hatte. Alsdann theilte man das Loch vermöge mehrerer Sandsteinplatten in kleinere Abtheilungen; diese Platten haben etwa anderthalb Zoll Dicke, einen Fuß Breite und drei Fuß Länge. In diesen kleiner Abtheilungen lagen die Skelette. Ueber dem Kopfe lag, gleichsam als Schutz für denselben, eine Platte wagerecht, genau so wie Schumacher es am Chetko River gefunden hatte; doch bestanden hier die Platten nicht aus Stein sondern aus Holz von der Rothtanne. Nicht alle Gräber sind so sorgfältig hergerichtet, denn in manchen findet man statt der Sandsteinplatte nur einen rothen Stein über den Köpfen. Die Steinplatten waren alle bemalt; eine, welche Schumacher mitnahm, hatte der Länge nach einen schwarzen Streifen, von welchem aus an jeder Seite, in einem Winkel von etwa 60 Grad, 32 andere aber rothe Streifen auslaufen, 16 an jeder Seite, etwa so wie beim Fische die Knochen vom Rückgrat aus. Die innere Seite der Platte ist gewöhnlich einfach roth angestrichen.

Die Skelette liegen auf dem Rücken mit angezogenen Knien und in den meisten Fällen ausgestreckten Armen. In der Lage scheint keine bestimmte Richtung maßgebend zu sein; manche lagen einander gegenüber Fuß an Fuß, andere kreuzweise übereinander. Die weiblichen Gerippe haben einen steinernen Mörser oder steinernen Topf über den Schädel gestülpt; wenn der letztere zu eng für den Nacken war, legte man ihn einfach unter den Kopf. Trinkgeschirr und Schmuck liegen bei beiden Geschlechtern in der Nähe des Kopfes, Muschelperlen im Munde, in den Augenhöhlen und in der Hirnhöhle, welche allemal mit Sand ausgefüllt ist, den man durch das foramen magnum hineingebracht hat. In manchen Fällen waren die Gerippe dicht übereinander gepackt und so, daß die obersten nur etwa 3 Fuß unter der Oberfläche liegen. Diese haben wohl armen Leuten angehört und aus manchen Anzeichen geht hervor, daß die Gräber mehrfach wieder geöffnet worden sind, um neue Leichen hineinzubringen. Und das ist zu verschiedenen Zeiten geschehen. In einem Falle schlug Schumacher die Bodenkruste eines Grabes durch und fand unter derselben ein zweites Grab, das vielleicht vergessen worden war, denn die in demselben vorhandenen Knochen waren durch Feuer beschädigt worden. In allen diesen Gräbern findet man viele Holzkohlen, zumeist von der Rothtanne, selten von der Fichte. Manchmal kommen auch Stücke von Pfählen oder Pfosten vor, die 3 bis 6 Zoll im Durchmesser haben, und von gespaltenen 2 Zoll dicken Brettern; sie beide sind wahrscheinlich Ueberreste von der verbrannten Hütte des Todten und mit aller andern Habe desselben ins Grab gelegt worden. Schumacher hat 1873 in Chetko mit angesehen, wie die Indianer dabei verfahren.

Er untersuchte auch noch andere Gräber, die unter dem Namen Temeteti bekannt sind. Dieselben liegen etwa 15 Miles nördlich von den Point-Sal-Gräbern am rechten Ufer des Arroyo de los Berros, den Spuren früherer Ansiedelungen gegenüber, etwa 7 Miles landeinwärts. Sie unterscheiden sich von denen bei Kesmali nur dadurch, daß sie keine durch Feuer hervorgebrachte harte Kruste haben, sondern nur leicht und etwa einen viertel Zoll tief angebrannt sind.

Schumacher untersuchte gemeinschaftlich mit zwei Alterthumsforschern, Dr. Hays und Richter Venable, eine andere Ansiedelung, wie er sich ausdrückt. Sie heißt Nipomo und liegt auf dem gleichnamigen Rancho; dann die Ansiedelung Walekhe. Hier bezeichnet auf dem erhabensten Punkt eines Höhenzuges eine Erdvertiefung die Stelle, wo einst eine Hütte stand, möglicherweise die eines Häuptlings.

Die Geräthe, Waffen und Schmucksachen, welche beim Nachgraben gefunden wurden, und die 300 Gerippe in den Gräbern von Kesmali, Temeteti, Nipomo und Walekho sind bei genauer Betrachtung alle einander sehr ähnlich und haben wohl Menschen gleichartigen Stammes angehört. Auffallend sind zunächst die großen, kugelrunden oder birnenförmigen Kochtöpfe, die aus einem Magnesiaglimmerschiefer (magnesia mica) ausgehöhlt worden sind. Die runde Oeffnung hat eine schmale Riefe und 5 Zoll im Durchmesser bei einem Topfe von 18 Zoll Durchmesser. Am Rande der Oeffnung ist dieses Gefäß nur $^1/_4$ Zoll dick, wird aber nach dem Boden hin immer stärker; hier hat es $1^1/_4$ Zoll. Schumacher fand noch Töpfe von anderer Gestalt, z. B. solche die an der Oeffnung sehr breit waren und nach unten hin schmal zuliefen. Außer diesen besitzt er auch Sandsteinmörser von verschiedener Größe; sie sind halbkugelförmig und wechseln von 3 Zoll Durchmesser und $1^1/_2$ Zoll Höhe bis zu 16 Zoll Durchmesser und 13 Zoll Höhe — Alles auf der Außenseite gemessen — mit den dazu gehörigen Stößeln. Er fand eine förmliche Auswahl von Schalen, von $1^1/_4$ bis 6 Zoll Durchmesser, hübsch aus polirtem Serpentinstein gearbeitet. Die kleinste welche er fand war in einer aus drei Muscheln bestehenden Umfassung, Etuis, und enthielt Farben, von denen er Spuren in allen diesen Schalen fand.

„Ich fand in den Gräbern weder Messer noch Löffel; wohl aber drei hübsche Pfeifen zum Cigarrenhalten, viel größer aber von ähnlicher Gestalt wie die in Oregon. Von Waffen grub ich wenig aus, nur eine Pfeil- und Speerspitze, die aber von vortrefflicher Arbeit sind. Von Obsidian kam mir nur eine $5^1/_2$ Zoll lange Lanzenspitze vor, sodann eine andere von Chalcedon, $9^1/_2$ Zoll lang und $1^1/_4$ Zoll breit, und ganz prächtig gearbeitet."

„Die meisten der genannten Gegenstände sind in wohlerhaltenem Zustande gefunden worden; es ist demnach einleuchtend, daß die Sachen, welche man dem Todten mit ins Grab gab, nicht zerbrochen wurden. Dasselbe gilt auch von den Gräbern in Oregon. Ich habe sogar Mörser und Stößel gefunden, die ausgebessert worden und mit Asphalt zusammengekittet worden sind. Bei den Skeletten reicher Leute findet man Muschelperlen in Menge; sodann sichelförmige Zierrathen von der Abelonenmuschel und ein Schmuckstück, das einer Dentolienmuschel ähnelt, aber aus einer großen Miesmuschel verfertigt worden ist."

# Aus allen Erdtheilen.

## Aus den Nilregionen.

Dr. Nachtigal ist im August aus Wadai und durch Dar Fur glücklich in Kordofan angelangt. Er gedachte über Chartum nach Aegypten zu reisen, und somit können wir hoffen, daß er etwa vor Schluß des Jahres wieder in Deutschland sein werde.

Oberst Gordon war, den letzten Nachrichten zufolge, in Gondokoro, bis wohin nilaufwärts nun unbestritten die Herrschaft des ägyptischen Chedive reicht. Er fand dort den von Samuel Baker in äußerst ungünstigem Lichte geschilderten Abu Saud Bey el Akkad als Mudir (Statthalter) und General, den er seinerseits sehr lobt; man lebe dort in Frieden und Sicherheit. (— Baker war dort gleich nach seiner Ankunft mit den Bari-Negern in Streitigkeiten und Krieg gerathen. —)

Der Handel mit den oberen Nilgegenden ist wieder lebhaft geworden. Aus dem ägyptischen Sudan sind, amtlichen Nachweisen zufolge, im Jahre 1873 in Kairo für nicht weniger als 1,554,600 Pf. St. Güter eingeführt worden. Es ist nicht ohne Interesse, dieselben aufzuführen; man ersieht daraus, was der Sudan unter geordneten Zuständen liefern könnte. — Vorn an in der Liste stehen — Straußfedern mit dem colossalen Betrage von 824,013 Pf. St.; sodann folgen verschiedene Arten von Gummi 647,390 Pf. St.; Elfenbein nur 50,816 Pf. St. Sodann folgen mit mehr oder weniger geringerm Betrage: Tamarinde, Wachs, Sennesblätter, Kalbfelle, Hippopotamuskarbatschen, Kaffee (12,112 Pf. St.), rother Pfeffer, Tigerfelle, Affen, Krokodile, Rhinoceroshörner, Straußeier und Arzneipflanzen. Diese Güter kamen vermittelst Karawanen nach Kairo, die vier Monate unterwegs sind.

Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß der Chedive Dar Fur erobern und seinem Reiche einverleiben will. Wir werden ohne Zweifel durch Dr. Nachtigal Näheres über das noch so wenig bekannte Land erfahren, das zwischen Kordofan und Wadai liegt. Der Sultan desselben hat im vorigen Jahre Einfälle auf ägyptisches Gebiet gemacht, ist aber zurückgeworfen worden. Ursache zu den Feindseligkeiten soll der Umstand gegeben haben, daß Aegypten keine Sklaven aus Dar Fur mehr über seine Grenzen ließ, und damit war dem Sultan eine wichtige Einnahmequelle verstopft. Nun verlautet, daß die Aegypter gleich nach der Eroberung alle Sklaven in Dar Fur für frei erklären und auch keine Sklavenjagden mehr dulden wollen. Damit wird auch für Wadai und die Baggara-Araber der Sklavenhandel verhindert; sie finden für ihre schwarze Waare dann keinen Absatz und keinen Durchzug nach Norden hin und ebensowenig in östlicher Richtung zum Nil, wo Gordon Wacht hält.

Die Expedition gegen Dar Fur steht auch unter einem Engländer, General Stone. Er will die Productionsfähigkeit des Landes erforschen und auf einer Route für Kameelkarawanen Brunnen graben und neben denselben Soldatenposten anlegen lassen; damit sind zwei andere Engländer, die Obersten Purdy und Mason, beauftragt. bereits sind alle erforderlichen Werkzeuge, Pumpen rc. aus England nach Aegypten abgegangen. (— Dar Fur ist inzwischen von den Aegyptern occupirt worden. —)

Da der Handel mit dem Sudan sich als sehr vortheilhaft ausweist, so hat der Chedive nun fest beschlossen, die Sudanbahn in Angriff zu nehmen; der bekannte Londoner Bahnbauer Fowler soll unverweilt ans Werk gehen. Die Linie beginnt an ihrem südlichen Ende in Schendy am Nil, der von Süden her bis dorthin schiffbar ist und wo Kameelstraßen aus Gedaref, Gallabat, Takka, Barka und Sennar auslaufen. Die Bahn soll von Schendy durch die Bahiudawüste gehen, welche Wasser und Gesträuche hat, und dann den Nil bei Dubbe erreichen, das bequem liegt für den Handelsverkehr mit Kordofan, Dar Fur, Wadai und überhaupt mit den westlichen Gegenden. Sie zieht dann über Dongola am Nil hin (etwa 220 Miles), an den dritten und zweiten Katarakten vorbei, bis Wady Halfa, von wo ab der Nil das ganze Jahr hindurch bis Philae an dem ersten Katarakt schiffbar ist. Von dort bis Assuan ist bereits zur Umgehung des ersten Kataraktes ein Schienenstrang hergestellt; von Assuan ist freies Stromwasser bis Syut, dem südlichen Endpunkte der im Betriebe befindlichen Bahn nach Kairo und Alexandria. Gleichzeitig mit der Sudanbahn soll die kurze Assuanbahn nach Norden hin verlängert und die oberägyptische Linie südlich bis Esneh verlängert werden, so daß dann ohne Unterbrechung Schienenverbindung von Alexandria bis Schendy stattfinden wird.

Wenn das Alles Ramses der Große sehen könnte!

## Die Ueberschwemmungen in China.

Seit vier Jahren wird ein Theil der chinesischen Provinz Tschili in der Umgegend des bekannten Freihafens Tien tsin von Ueberschwemmungen heimgesucht, welche etwa 40,000 Quadratkilometer Landes $1/_2$ bis $1\,1/_3$ Meter hoch bedecken und aus welchen nur die Dörfer, Dank ihrer Lage auf den seltenen Bodenerhebungen, hervorragen. Die Bevölkerung des unlängst noch reichen und blühenden Landstriches vermindert sich zusehends und wird gänzlich fortziehen, wenn man jener Landplage keinen Einhalt thut. Eine große Anzahl wandert nach Norden jenseit der großen Mauer und nimmt im Verein mit den Bauern von Schan tung, welche der Hwang ho beim Verlassen seines alten Flußbettes verjagte, die Weiden der Mongolen unter den Pflug. Die ersten drei Tagereisen hinter Kalgan führen durch ausgedehnte Weizen- und Haferfelder, wo noch vor 15 Jahren Weideland sich erstreckte. Die Chinesen, die Gebildeten wie der große Haufen, erblicken in dieser Calamität natürlich nur die Folgen des Zornes eines schwarz-grünen Drachens; das niedere Volk in allem Ernst, die Gebildeten, weil sie alle Ursache haben, die Vorurtheile der Masse aufrecht zu erhalten. Dem wahren Grunde nachzuspüren vermag oder will Niemand, und doch liegt er so nahe. Hier, wie in so vielen Theilen der Welt, in Frankreich (Loire vor Allem) wie in Deutschland (Oder), in den Alpen wie in den Vereinigten Staaten oder in der Türkei, ist lediglich der Mensch selbst an seinem Unglücke Schuld; die Ueberschwemmungen sind lediglich die Folge der unvernünftigsten Waldverwüstung. Der Wald mit seinem Humusgrunde und Wurzelgeflechte hält die Feuchtigkeit fest wie ein Schwamm und läßt sie in geregelter Weise das ganze Jahr über zu Thale fließen; aber von den abgeholzten Berglehnen strömt das Regenwasser unaufhaltsam hinab und nimmt in kurzer Zeit auch die letzte dünne Humusschicht mit hinweg, solchergestalt eine Wiederbewaldung schwierig und kostspielig, wenn nicht unmöglich machend.

Der Schaden, welchen allein im Juli dieses Jahres die Wolkenbrüche in den deutschen Alpen an Straßen und Brücken, Feldern und Wohnungen angerichtet haben, ist colossal und außer allem Verhältnisse zu dem Gewinne, welchen das abgetriebene Holz dereinst den thörichten Bauern gebracht hat. Und derselbe Fall ist es im Norden Chinas, welcher von sehr steilen und kahlen, humuslosen Gebirgen durchzogen ist. Die Flüsse sind nichts als mächtige Felsschluchten bis 500 Meter und darüber breit, in denen ein winziger Wasserfaden hinabrieselt. Wenn aber in der Zeit vom Mai bis September die Unwetter, oft drei bis vier in der Woche, losbrechen,

so erfüllt eine 1 bis 2 Meter tiefe tosende Wassermasse diese Schluchten und, in der Ebene angelangt, vermag sie nicht rasch genug abzufließen, und überschwemmt weithin das Ackerland.

Nun schlägt der französische Generalstabsoffizier Guy de Contenson vor, jene Wassermassen in künstlichen Teichen aufzustauen und nur allmälig abfließen zu lassen. Die Bodengestaltung in den oberen Theilen der Flußthäler (Pei-ho, Santu-ha, Tschu-tang-ha, Hu-to-ha) ist derart, daß sich leicht an vier, fünf besonders eingeengten Stellen jedes Flußthales da, wo sie die stufenweise über einander emporsteigenden Gebirgsketten quer durchbrechen, Dämme errichten lassen, um die Gewässer zu sammeln; der Grund und Boden hat keinen Werth und billige Arbeitskräfte würden der chinesischen Regierung in Masse zu Gebote stehen. Ja, vielleicht würden einzelne jener Flüsse eine Strecke weit schiffbar werden. Trotz alledem aber fragt es sich doch sehr, ob schon jetzt bei den leitenden Kreisen Chinas die Unternehmungslust so groß ist, ein so fruchtbringendes Werk in Angriff zu nehmen.

## Corsica.

In den Jahren 1864 bis 1867 ist die Insel Corsica von Neuem durch Offiziere des französischen Generalstabes triangulirt worden, da die alte auf den Arbeiten Tranchott's beruhende Karte des Landes vom Jahre 1824 als unzureichend erkannt worden war. Bis heute sind erst einige Blätter der neuen Aufnahme erschienen; doch soll der Rest in kurzer Zeit nachfolgen. Es stellte sich dabei heraus, daß die meisten alten Höhenbestimmungen zu corrigiren sind, daß z. B. nicht der Monte Rotondo, wie man bisher annahm, sondern der Monte Cinto der höchste Gipfel der Insel ist, und der Monte d'Oro die bisher von ihm eingenommene zweite Stelle mit der sechsten zu vertauschen hat. Folgende sind in Meter die höchsten Erhebungen Corsicas: Monte Cinto 2707,0, M. Rotondo 2624,8, M. Paglia Orba 2525,5, M. Cardo 2454,4, M. Padro 2392,5 und M. d'Oro 2390,8.

## Australien und Neuseeland.

Die Colonien in Australien erfreuen sich gedeihlicher Zustände, ihre Fortschritte sind zugleich rasch und sicher. In Victoria ist das Budget der Ausgaben für das laufende Finanzjahr (das am 1. Juli beginnt) veranschlagt auf 4,478,080 Pf. St., 30,018 Pf. St. mehr als die wirkliche Ausgabe im Vorjahre betrug. Die Einnahmen sind veranschlagt auf 4,259,135 oder 194,211 Pf. St. mehr als die im Vorjahr eingegangenen; von diesen sind 170,368 Pf. St. als Ueberschuß auf das neue Jahr übertragen worden. Es wurden für das Unterrichtswesen in jenem Jahre reichlich 500,000 Pf. St. verausgabt und im laufenden Jahre soll noch weit mehr auf dasselbe verwandt werden. Der Unterricht ist gratis und die Colonie erbaut alle Schulhäuser. Hauptquelle der Einnahme sind die Einfuhrzölle mit 1,765,000 Pf. St.; von öffentlichen Werken, Wasserleitungen und Eisenbahnen 1,009,625; Landverkäufe 878,000. Die directe Besteuerung betrug nur 60,000 Pf. St. und bestand aus Abgaben von Erbschaften. Victoria hat seit drei Jahren ein strenges Schutzzollsystem; so trägt z. B. ein Paar Mannsstiefel oder Schuh 2 Schilling Eingangszoll; die Gallone Schaumwein 6 Schilling ꝛc. Die Colonialschuld stellt sich auf 12,520,432 Pf. St.; sie ist aber zum überwiegenden Theile von productiver Art. Die Eisenbahnen haben eine Länge von 515 Miles. Die Veredelung der Schafe nimmt ihren Fortgang; zu Anfang Septembers wurde für einen aus Tasmania herübergebrachten Stähr, „den berühmten Sir Thomas", die Summe von 680 Guineen bezahlt! Ein Herr Wilson hat der Melbourner Acclimatisationsgesellschaft 1100 Pf. St. geschenkt, damit sie wieder einen Versuch mache, den Lachs in die Ströme von Victoria zu verpflanzen. Der vor etwa neun Jahren angestellte war mißlungen. Man will nun Lachseier aus Californien und aus Schottland kommen lassen.

Auf Neuseeland ist die Finanzlage äußerst günstig. Die Einnahmen haben im abgelaufenen Finanzjahre jene des Vorjahres um 300,814 Pf. St. überstiegen und sind mit jedem Jahre angewachsen. Während sie 1870/71 erst 936,188 Pf. St. betrugen, stellten sie sich 1873/74 auf 1,410,216. Dazu kommen noch die Erträgnisse des Verkaufs von Ländereien, die sich von 208,091 auf 1,003,797 Pf. St. gesteigert haben. Die Regierung ist ernstlich darauf bedacht, der Waldverwüstung zu steuern, die vorhandenen Waldungen zu schützen und an vielen Stellen Baumpflanzungen anzulegen. Sie will auch eine „Handelscompagnie für die Südsee" nach Kräften fördern. Sie hat ferner die Genehmigung zum Bau von 1010 Miles Eisenbahnen gegeben, für welche 5,575,400 Pf. St. bewilligt worden sind. Davon wurden bis jetzt verausgabt 3,660,881 Pf. St. Dem Betrieb eröffnet sind 90 Miles, fertig gebaut und demnächst zu eröffnen 58 Miles. Auf einer Strecke von 103 Miles wurden im August die Schienen gelegt; 421 Miles waren im Bau begriffen und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß gegen Mitte des Jahres 1875 vollauf 672 Miles Schienenwege dem Betriebe eröffnet sein werden. Auch der für ein solches Land hochwichtige Bau von Landstraßen schreitet rasch fort. Am 30. Juli 1874 hatten dieselben eine Länge von 1088 Miles, und dazu kamen noch 526 Miles Chausseen. Diese 1700 Miles Straßen ziehen zumeist durch Gegenden, in denen vor wenigen Jahren kaum ein Europäer wohnte; durch sie werden Millionen Morgen fruchtbarer Boden und prächtige Waldungen zugänglich gemacht.

* * *

— Daß Kometen etwas Absonderliches bedeuten, ist bekanntlich ein weit verbreiteter Wahn. Wenn sie ihre Himmelsbahn durchrasen, kann es ja nimmermehr fehlen, und da auf unserm Erdball, dieser besten aller Welten, die Menschen unablässig in Zank und Hader liegen, so fehlt es nicht, daß sie in irgend einem beliebigen Lande sich todtschießen oder einander die Hälse abschneiden. Im verflossenen Sommer war nun allerdings Krieg — auf Formosa, wo wilde Eingeborene von Japanern gezüchtigt wurden. Daraus hätte nun ein Krieg zwischen China und Japan entstehen können. Nun wird aber das Erscheinen eines Kometen von den Chinesen so gedeutet, daß er nothwendig Krieg verkündige; ihre nächsten Nachbarn, die Japaner, sind dagegen der Ansicht, er prophezeie Frieden, und was die beiden ostasiatischen Reiche anbetrifft, so haben die letzteren Recht behalten. Die Chinesen besorgten übrigens keine lange Dauer der Feindseligkeiten, weil — der diesjährige Komet einen nur kurzen Schweif zeigte; je länger der Schweif, um so länger der Krieg.

— In Tokia (Yedda) erscheint unter dem Titel Nipan Tsche ein japanischer Kladderadatsch oder Punch mit vortrefflichen Illustrationen, in welchen insbesondere das steife Behaben der Engländer zur Geltung kommt. Die Japaner sind Meister im Zeichnen von Carricaturen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 9.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 4 Thlr. Einzelne Nummern 5 Sgr. | 1874.

# Eine Fahrt auf dem Parana in Argentinien.

Als Rio de la Plata, Silberstrom, bezeichnet man die weite Mündung für ein ausgedehntes Stromgebiet Südamerikas, welches die Region zwischen 15 und 35 Grad südlicher Breite umfaßt; dasselbe begreift einen großen Theil des Gebietes zwischen dem brasilianischen Küstengebirge, welches dem Atlantischen Ocean nahe liegt, im Osten, und den Andes im Westen. Diese Mündung hat zwischen Montevideo und dem Cap San Antonio eine Breite von 30 deutschen Meilen und von der ebengenannten Stadt bis zu dem Punkt aufwärts, wo durch die Vereinigung des Uruguay mit dem Parana der La Plata gebildet wird, beträgt die Entfernung eben so viel.

Als Hauptarm aber muß der Paraguay betrachtet werden, welchen man wohl mit dem Mississippi verglichen hat, aber diesem ist er bei Weitem vorzuziehen. Als Wasserstraße ist er unvergleichlich, wenn man den Amazonas ausnimmt. Er kommt, unter etwa 13° S., aus den sogenannten Sieben Seen im Diamantendistricte der brasilianischen Provinz Mato grosso, und ist bis Jaura auch für große Boote in jeder Jahreszeit schiffbar; auf einer Strecke von nicht weniger als 19 Breitengraden hat er auch nicht einen einzigen Felsen in seinem Bette und bildet so einen herrlichen Verkehrsweg bis recht in das Herz des südamerikanischen Continents hinein.

Ganz anders sein wichtigster Zufluß, der Parana, dessen Quellen in der brasilianischen Provinz Minas geraës liegen: derselbe hat in seinem obern Laufe eine große Menge von Stromschnellen und prächtigen Wasserfällen, welche die Schifffahrt hemmen. Er fließt durch malerische Gegenden, die zum großen Theil noch unangebaut sind. Etwas oberhalb der Stadt Corrientes mündet er in den Paraguay und ist von dort ab ein „Riesenstrom“, der seit etwa einem Vierteljahrhundert von zahlreichen Dampfern befahren wird. Ein Europäer, welcher zum ersten Male die Reise von Buenos Ayres bis Asuncion, der Hauptstadt der Republik Paraguay, macht, wird durch manche neue ihm fremdartige Erscheinungen überrascht.

Die Dampfer sind nach nordamerikanischer Art gebaut, haben geringen Tiefgang, laufen schnell und bieten den Fahrgästen alle Bequemlichkeit. Man steuert von Buenos Ayres ab zunächst in das vielfach verschlungene Delta des Parana und kommt an der Tigerinsel vorüber. Es ist gegen Ende des Augustmonates; die Pfirsichbäume, welche ganze Wälder bilden, stehen in prachtvoller Blüthe, auch der Seïbo hat seinen herrlichen Schmuck entfaltet. Dieser stark mit Dornen besetzte Baum ist von Mittelgröße, hat purpurfarbige Blumen und ein zartes Holz, aus welchem man, da es zum Brennen nicht taugt, Näpfe und andere Hausgeräthe verfertigt. Sehr oft bilden die Seïbobäume ein Dickicht, unseren europäischen Buschgehölzen ähnlich, aber manchmal ist dasselbe so sehr durch einander verwachsen, daß man sich den Weg mit der Axt bahnen muß. Die Pfirsiche sind im Februar voll reif; auf allen Inseln sieht man ihre rosenrothen Früchte und daneben die goldfarbigen Orangen. Zierliche Palmen streben schlank empor und in das leichte Gezweig der Bambus ragen die langen Traubenbüschel des

Seibo hinein. (Sein botanischer Name ist Erythrina Cristagalli, L.)

Die Inseln in jenem Delta sind angeschwemmtes Land, überaus fruchtbar und manche sohoch, daß sie nicht in jedem Jahre überschwemmt werden, was bei den übrigen der Fall ist. Viele Eilande werden vom Strome ganz hinweggerissen und er bildet an einer andern Stelle wieder neue; eine Karte vom Delta, welche man heute entwirft, ist nach wenigen Monaten nicht mehr richtig, denn das eigentliche Fahrwasser, die Strombahn, verändert sich unablässig. Im August ist niedriger Wasserstand, aber der Arm, welcher als Parana de las Palmas bezeichnet wird, hat Tiefe vollauf. Außer demselben wird das Delta von noch vier anderen Hauptarmen durchzogen; im Ganzen zählt man vierzehn solcher Mündungen.

Weiter aufwärts sieht man da und dort eine Viehschlächterei (Saladero) und kommt an die Mündung des Flusses Baradero, in dessen Nähe die gleichnamige, von Schweizern gegründete Colonie sich in gedeihlichem Zustande befindet. Der Dampfer hält bei manchen Ortschaften am Ufer, so bei San Pedro, bei Obligado, wo der Strom sich bedeutend verengt; bei San Nicolas de los Arroyos, einer Stadt mit etwa 10,000 Einwohnern, die bereits Pferdebahnen hat, vortreffliches Rindsleder in den Handel bringt, und daneben die schlechteste Wolle.

Der Parana hat seine periodischen Stromanschwellungen. Gegen Ende des Decembers fängt er zu steigen an, täglich etwa 5 Centimeter, bald nachdem die Regenzeit zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Steinbocks eingesetzt hat; dann wächst er bis März, wo er seinen höchsten Stand erreicht und fällt allmälig bis Juli. Der niedrige Wasserstand dauert bis in den October; dann tritt wieder eine kleinere Anschwellung ein, die gewöhnlich nur etwa 6 Fuß beträgt, die sogenannte Repunte, bis in die zweite Hälfte des November. Sie rührt wahrscheinlich daher, daß die Flüsse in der gemäßigten Zone in Folge der Winterregen anschwellen. Es ereignet sich zuweilen, daß die Ueberschwemmungen ihre gewöhnliche Grenze nicht innehalten und dann richten sie große Verwüstungen an. Bei einer derselben, im Jahre 1812, gingen viele Herden zu Grunde und als das Wasser von den Inseln wieder abgelaufen war, brannte die Sonne auf Hunderttausende von Thierleichen, namentlich Rindvieh, Flußschweine und Jaguars; lange Zeit war die ganze Luft verpestet. Bei solchen Ueberschwemmungen retten die Thiere sich auf Camelotas, schwimmende Massen, die sich aus Rohr und Buschwerk zusammenschieben. Auf diesen Inseln treiben sie dann stromab und gehen, sehr unwillkommene Gäste, ans Land, sobald die Camelota sich irgendwo ans Ufer festlegt. So ist es gekommen, daß einst in Montevideo bei Nachtzeit vier Tiger landeten, welche am Morgen zu nicht geringer Ueberraschung der Bewohner in den Straßen umhergingen.



Die Tiger-Insel im Parana.

Die wichtigste Stadt am Parana ist Rosario, am rechten Ufer, aber vom Strom aus nicht sichtbar. Bis hierher gelangen Seeschiffe, die nicht über 14 Fuß Tiefgang haben und sie können dicht am Ufer ankern. Durch die Eisenbahn,



Schlachten von Rindvieh in einem Saladero.

welche nach Cordova führt und von dort in die inneren Provinzen, zunächst nach Tucuman weiter gebaut wird, hat Rosario bedeutend an Verkehr gewonnen und ist ein wichtiger Productenmarkt geworden. Auf der Weiterfahrt bietet das rechte Ufer einen eigenthümlichen Anblick dar; es erhebt sich bis zu etwa 150 Fuß Höhe und besteht aus einem sehr harten braunen Erdreich, das genau wie gepulverte Chocolade aussieht, während das Wasser des Parana die Farbe von Milchkaffee hat. Auch das linke Ufer hat sehr steile Wände; sie sind besonders interessant, weil man in ihnen eine große Menge fossiler Thiere findet, insbesondere Gerippe vom Megatherium, vom Glyptodon &c. Die Funde werden an das naturhistorische Museum in Buenos Ayres abgeliefert.

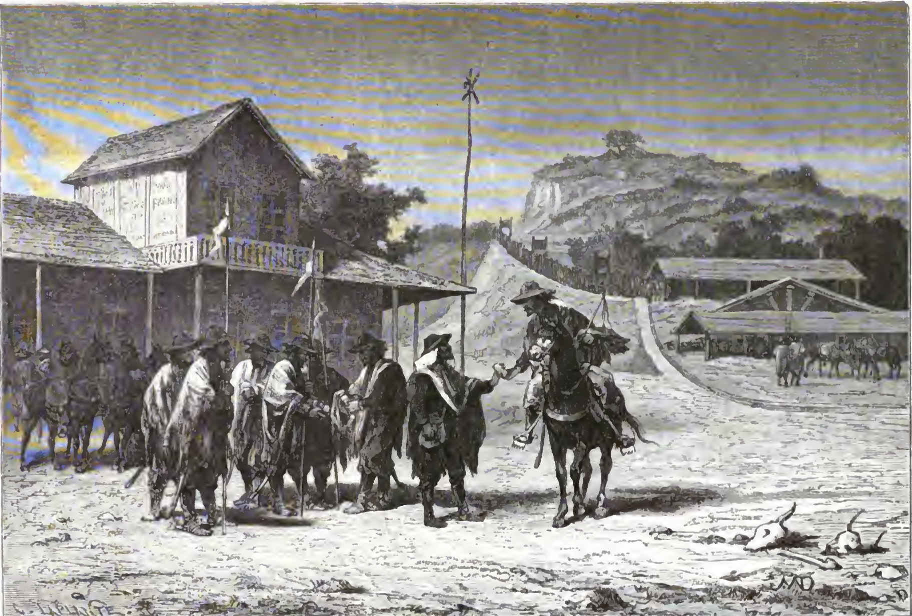
Zu beiden Seiten des Parana weiden hunderttausende Häupter Hornvieh und über das Land sind Saladeros vertheilt. Das Verfahren in diesen Schlächtereien ist einfach.



Argentinischer Gaucho.

Man fängt die Thiere ein und bringt Abends deren so viele, wie am folgenden Tage geschlachtet werden sollen, in einen eingehegten Platz, einen Corral. Die Gebäude sind mit Schilf und Rohr gedeckt. Man sieht einen großen Schuppen und vernimmt von dort her Brüllen und Geschrei. Aus dem Corral wird eine Anzahl von Ochsen vor einen abgeplankten engen Eingang getrieben; über demselben liegen Querbalken, unter demselben ist ein breites Brett das in Schienen läuft. Auf dasselbe wird der Ochs, an welchen die Reihe kommt, von Pferden gezogen und sobald er sich unter dem Balken befindet, rennt ein auf demselben stehender Schlächter ihm ein Messer in den Nacken. Dadurch wird er augenblicklich getödtet und dann auf den Schienen unter den Schuppen gezogen. Sofort zieht man ihm die Haut ab und wirft den Kopf zur Seite; die Halle schwimmt in Blut; ein Gleiches kann man von den Arbeitern sagen, die mit ihren scharfen Messern am Werke sind, plumpe Scherzreden führen und sich lachend Stücke noch warmer Eingeweide ins Gesicht werfen!

Die Häute sind abgezogen und sollen nun gesalzen wer-



Vertheilung von Taback an Gauchosoldaten.

den. Auf dem Verdeck eines Fahrzeuges arbeiten acht Mann mit Schaufeln und Eimern und schütten Salz und Lake auf die Felle, bei 35° C. Hitze! Der Geruch ist unausstehlich. Am Ufer treiben sich Schweine umher, die mit ihrem Rüssel in Blutlachen wühlen; man sieht gelbe Köter mit steifen, abstehenden Haaren, Geier, Buntspechte und über das Wasser hin streifen hellgraue Möven.

Wer den Arbeitern in einer solchen Schlächterei zusieht, erstaunt allerdings über ihre Geschicklichkeit, aber er empfindet doch ein gewisses Grauen vor diesen über und über mit Blut besudelten Menschen. Nachts brüllen die eingefangenen Thiere, welche oft zwei Tage lang weder Nahrung noch Wasser bekommen haben, ganz entsetzlich, am Tage nimmt das Röcheln kein Ende. Wenn man näher tritt, gewahrt man zehn oder zwölf von Blut triefende Männer, welche mit blinkendem Messer Hälse abschneiden, Felle abziehen, Fleischmassen aus einander säbeln, und ringsum liegen fünfzig bis hundert Thiere, hier ein Ochs, der eben verendet, dort ein noch nicht abgeschlachtetes Rind, das vor Hunger und Durst dem Verschmachten nahe ist, und etwas entfernt liegen Berge von Fleischmassen. Und dabei lachen und scherzen die Arbeiter und die Raubvögel kreisen kreischend in der Luft oder streiten mit den Hunden über den Abfall. Sobald die Schlachtzeit beginnt, kommen die Urubugeier und die großen und kleinen Caracaras aus weiten Entfernungen her zu den Saladeros, und manchmal findet man sie bei einem Saladero nicht zu Hunderten sondern zu Tausenden.

Die Stadt Parana liegt am linken Ufer in der Provinz Entre Rios, deren Bewohner die revolutionärsten Leute in der Republik sind. Die Aufstände wiederholen sich periodisch und eben jetzt, zu Ende des Jahres 1874, rebellirt ein Theil derselben wieder gegen die Bundesregierung. Diese hatte im vorigen Jahre große Mühe, den Aufstand des Raubmörders Lopez Jordan niederzuschlagen, desselben Mannes, welcher seinen Oheim Urquiza mit eigener Hand ums Leben gebracht hat und heute wieder eine hervorragende Rolle spielen will. Während seiner Rebellion von 1872 kam ein europäischer Kaufmann aus Buenos Ayres nach Parana, um von einem Saladero der Umgegend 5000 Stück Häute zu übernehmen und einzuschiffen. Die Bundestruppen hatten die Hafenstadt inne und Schiffe auf dem Strome, waren aber von den Aufständischen auf der Landseite blockirt. Diese nahmen sich ruppig genug aber doch malerisch aus; als Parteiabzeichen trugen sie ein weißes



Saladero bei Barranca de Parana.

Band um den Schlapphut. Wer sie sah, mußte sich unwillkürlich sagen: Räuber und Banditen wie sie nicht besser im Buche stehen können! Die mächtigen Sporen klirren, ein gewaltiger Reitersäbel schleift hinter dem Manne her, wenn dieser sich einmal vom Pferde herabläßt, was er nicht oft und immer nur ungern thut.

Die Felle lagen in einem Waarenhause, welches die Rebellen besetzt hatten. Der Kaufmann mußte wohl oder übel sich mit diesen in Verbindung setzen, er faßte ein Herz und meldete sich beim Lieutenant (Alferez) des Postens. Der wild genug aussehende Offizier nahm den Hut ab, reichte dem Fremden die Hand und sagte freundlich Guten Tag. Nachdem dieser den Zweck seiner Anwesenheit aus einander gesetzt hatte, entspann sich eine ganz gemüthliche Unterhaltung. Der Kaufmann stopfte sich eine Pfeife und fragte ob die Patrioten auch Taback hätten? Die Antwort war, daß seit vielen Wochen völliger Mangel an dem edeln Kraute bei ihnen herrsche. Das war schlimm, denn was dem Deutschen Pfeife oder Cigarre, ist dem Gaucho die Cigarrette. Die Freude war groß, als der Fremde seinen Vorrath mit dem Alferez theilte und auch die Leute des Wachtpostens nach Möglichkeit bedachte.

Betrachten wir die Bewohner des platten Landes in den argentinischen Provinzen etwas näher. Domingo Sarmiento, der im October 1874 die Präsidentenwürde niederlegte, welche er sechs Jahre lang mit Ehren bekleidet hat, wurde vor einem Vierteljahrhundert von dem Tyrannen Rosas geächtet und lebte jahrelang als Schullehrer in Chile. Dort schrieb er ein ausgezeichnetes Werk über Argentinien*); in demselben entwirft er eine meisterhafte Charakteristik der Bewohner (S. 28 bis 107). Er hebt vor allen Dingen den schroffen Gegensatz zwischen Stadt und Land hervor. Die Stadt ist Mittelpunkt der Civilisation und der aus Europa überkommenen Bildung; man trägt dort europäische Kleidung. Die Provinzialstädte sind kleine Gesittungsoasen in der Wildniß; in dieser fehlen eigentliche Dörfer und die Gehöfte und Weiler liegen weit auseinander. Sobald der Städter seine Gemarkung überschreitet, findet er Alles anders. Der Mensch des platten Landes trägt sich „südamerikanisch", hat ganz verschiedene Sitten und Bedürfnisse, führt eine andere Lebensweise, gehört einer andern gesellschaftlichen Stufe an und dem Stadtbewohner steht er als Fremder gegenüber.

*) Vida de Facundo Quiroga, i aspecto fisico, costumbres i hábitos de la republica arjentina etc. Santiago 1851. Zweite Auflage.

Er will mit diesem nichts zu schaffen haben, sieht verächtlich auf dessen Verfeinerung und Manieren herab. Die höhere Gesittung der Städte befindet sich gleichsam in Blockadezustand, sie ist draußen geächtet und ein Oberrock, ein Sattel von europäischer Form giebt Aergerniß und Anstoß *).

Der argentinische Hirt lebt vereinzelt; weit und breit sind die Gehöfte über eine ausgedehnte Fläche von ein paar tausend Geviertmeilen zerstreut; oft wohnt der nächste Nachbar zehn Stunden weit entfernt; Alle kommen nur mit Ihresgleichen in Berührung; gesellschaftliche Beziehungen höherer Art fehlen und so erhält vieles im Leben dieser Leute einen barbarischen Anstrich.

Der Viehzüchter (Estanciero) und die Hirten der Pampas sind „Leute für sich". Der kirchlichen Religion sind sie fremd geworden, sie haben sich ihre eigene zurecht gemacht. Ein sogenanntes Christenthum und spanische Sprache sind allerdings vorhanden, aber nur wie eine Ueberlieferung; Cultus und Ueberzeugungen sind geschwunden, dafür ist der Aberglaube um so stärker eingekehrt. In allen weit von den Städten entfernten Campañas trifft es sich häufig, daß Handelsleute, welche von San Juan oder Mendoza kommen, aufgefordert werden den Kindern die Taufe zu geben und diese Täuflinge sind oft ein Jahr alt und darüber. Mancher Priester hat Knaben vom Pferd herabgehoben und sie dann getauft.

Der Knabe übt sich schon früh im Gebrauche der Fangschnur und der Wurfkugeln (Laço und Bolas) an Kälbern und Ziegen; sobald er auf eigenen Füßen stehen kann setzt man ihn auch auf ein Pferd. Der Jüngling bändigt Füllen und reitet wilde Pferde zu. Als Mann ist er Müßiggänger. Sarmiento, der die Leute kennt, schreibt: „Man muß sie mit eigenen Augen beobachtet haben, um den hochfahrenden, unbändigen Charakter zu begreifen, welcher sich bei ihnen in jener wilden Natur herausarbeitet. Es sind markige Gestalten mit ernstem Gesichtsausdruck und Vollbart. Wer es nicht versteht einen wilden Stier einzufangen, ein ungebändigtes Pferd zu reiten und Auge in Auge den Kampf mit einem Jaguar zu wagen, gilt ihm wenig oder nichts. Er seinerseits thut das. Der Gaucho wickelt seinen Poncho um den linken Arm, rennt diesen der Bestie in den Rachen und stößt ihr sein Messer in den Leib. Er ist gewohnt allen Widerstand zu besiegen, im Kampfe mit der Natur oben zu bleiben und ihr Trotz zu bieten. Als Soldat ist dieser Gaucho muthig, ausdauernd und erträgt alle Entbehrungen.



Anlände für das Vieh.

Von früher Jugend an hat er Blut fließen sehen, und ist taub geworden gegen das Stöhnen und Röcheln seiner Schlachtopfer. Alle physischen Eigenschaften des Menschen sind bei ihm stark entwickelt, desto weniger die moralischen. Er ist kräftig, hochfahrend, energisch, aber Unterricht irgend welcher Art hat er nie genossen. Seine Bedürfnisse sind gering. Der Gaucho ist glücklich in seiner Armuth; er kennt keine anderen Vergnügungen als solche, die er allzeit haben kann. Zu arbeiten braucht er nicht, denn seine Herde giebt ihm Kleider und Nahrung und die Beaufsichtigung des Viehes verursacht ihm keine Beschwerde."

Der Gaucho fühlt sich aber in der eigenthümlichen und großartigen Natur poetisch angeregt, er hat seine Volkspoesie, seine Tänze und ist auch Liebhaber der Musik. Die Vidalita des Landvolkes ist ein Chorgesang, der mit Tamburin und Guitarre begleitet wird und vielleicht von den Indianern herrührt; die Melodie wurde auch anderen Gesängen untergelegt; der Gaucho dichtet die Verse, welche er singt. Die Pampas haben ihre Sänger, Dichter, Barden, welche die verschiedenen Estancias besuchen. Sie singen von den Helden der Einöde, die dem Arme der Gerechtigkeit entflohen, vom Schmerze der Wittwe, welcher die Indianer jüngst ihren Sohn geraubt, von der Niederlage oder dem tragischen Tod eines hervorragenden Gaucho, sie sind Dichter, Chronisten, Geschichtserzähler und Biographen in einer Person. Der Sänger hat keine feste Behausung, er legt sein Haupt nieder wo der Abend ihn überrascht, nicht selten unter freiem Himmel. Aber willkommen ist er überall wo er einkehrt, wo der Cielito getanzt, wo ein Glas Wein getrunken wird; man behält ihm bei festlichem Schmaus eine besondere Stelle vor. Der Gaucho trinkt nicht, falls weder Musik noch Verse ihn anregen; in jeder Schänke (Pulperia) hängt eine Guitarre.

Der Gaucho hat Eigenschaften und Anlagen, durch welche er sich sehr nützlich macht. Er kennt weit und breit, bis in alle kleinen Einzelnheiten, das Land auf dessen Boden er sich bewegt. Er ist scharfsinnig im höchsten Grade und als Rastreador hat er Seinesgleichen nicht. Rastrero

*) El hombre de la campaña, léjos de aspirar a semejarse al de la ciudad, rechaza con desden su lujo i sus modales corteses; i el vestido del ciudadano, el frac, la silla, la capa ningun signo europeo puede presantarse impunemente en la campaña. Todo lo que hai de civilizado en la ciudad i está bloqueado allí, proscrito afuera; i el que osara mostrarse con levita, por ejemplo, i montado en silla inglesa, atraeria sobre sí las burlas i las agresiones de los campesinos. Sarmiento p. 16.

heißt ein Spürhund und ein solcher in Menschengestalt ist dieser Mann der Steppe. Er kennt in derselben jeden Fußpfad, Reitweg und jede fahrbare Straße; er kann die Spuren eines Thieres unter tausend anderen herausfinden; er weiß ob es langsam oder rasch ging, ob es allein oder mit einem andern angeschirrt war, ob beladen oder nicht. Der Aufspürer von Gewerbe ist allemal ein ernster, einsichtiger Mann dessen Aussagen vor Gericht viel gelten; er tritt würdig auf und thut gern etwas geheimnißvoll.

„Während der Nacht ist ein Diebstahl begangen worden; der Thäter ist unbekannt, man weiß nicht, woran man sich halten soll und sucht eine Fußspur, die man endlich auch auffindet und sorgfältig zudeckt, damit der Wind sie nicht verwehe. Nun wird der Rastreador geholt. Er besieht sich die Spur genau und verfolgt sie, ohne dabei stets das Auge am Boden haften zu lassen; er sieht ohnehin Dinge, von welchen ein anderer nichts ahnt. Er geht durch Straßen und Gärten, tritt zuletzt in ein Haus, geht auf einen Menschen zu und sagt ruhig: der ist es! Der auf solche Weise Bezeichnete leugnet nur selten die That; denn der Rastreador gilt für einen zuverlässigern Richter als der am Tribunal, der Rastreador ist, wie man sagt, ein Finger Gottes."

Nicht minder nützlich ist der Vaqueano, in dessen Hand nicht nur das Schicksal einzelner Menschen sondern unter Umständen ganzer Provinzen liegt. Das Wort bedeutet einen Rinderhirten; aber ein General hat keine andere Landkarte als den Vaqueano an seiner Seite. Dieser ist bescheiden, verschwiegen wie das Grab. Er weiß wohin ein beliebiger Pfad führt, ob zu einer Wasserstelle oder nicht; kennt die Wege, welche durch einen Morast führen; in dunkler Nacht, auf freier Ebene, im dichten Walde verirrt er sich niemals. Im Nothfall untersucht er die Bäume, steigt vom Pferde, läßt die Pflanzen durch seine Hand gehen und orientirt sich dadurch. Er wittert aus weiter Ferne die Ankunft eines Feindes und weiß in welcher Richtung derselbe sich fortbewegt; er folgert aus der Dichtigkeit des Staubes ungefähr wie stark der Gegner sei. Er weiß auch ganz genau, wie viele Tage und Stunden er nöthig hat, um an einen bestimmten Punkt zu gelangen. Gleich den Vaqueanos sind auch die Bomberos mit jedem Weg und Steg bekannt, und deshalb für Reisende unentbehrlich. Sie spüren den Indianern nach, deren erbitterte Feinde sie sind und mit denen sie in ewiger Fehde liegen; auf das Leben legen sie nur geringen Werth; sie sind gleichsam Halbwilde.

Wir wollen noch einer Charakterfigur erwähnen, des bösen, schlimmen Gaucho (malo Gaucho). Er hat sich für immer mit der Gerechtigkeit überworfen, wird von den Richtern verfolgt, von den Leuten gefürchtet, lebt in der Einöde, versteckt sich in Distelfeldern, nährt sich von Feldhühnern, Igeln und Armadillen. Manchmal wagt er sich in die Nähe eines Gehöftes, reißt mit der Fangschnur eine Kuh zu Boden, schneidet die besten Fleischstücke heraus und läßt das Uebrige liegen. Es kommt auch vor, daß er, falls er sich sicher weiß, plötzlich bei guten Gauchos erscheint, die sich bewundernd um ihn drängen; man versorgt ihn mit Mate und Taback. Nur selten wird er verfolgt; er reitet einen raschen Gaul. Falls er aber umzingelt wird, rennt er gegen seine Verfolger ein, versetzt dreien oder vieren Schnitte ins Gesicht und sucht sich auf solche Weise freien Weg zu bahnen. Er legt sich platt auf den Rücken seines Pferdes, damit die Kugeln ihn nicht so leicht treffen und sprengt fort, so lange sein Roß Athem hat. Er erscheint auch wohl urplötzlich bei einem ländlichen Tanzfeste und raubt sich ein Mädchen, das er einige Tage nachher zurückbringt. Aber dieser Geächtete, dieser weiße Wilde läßt den Reisenden unbehelligt, er ist weder Straßenräuber noch Bandit. Allerdings raubt er Vieh, aber das gilt für seinen Beruf; anderer Leute Rosse betrachtet er als sein Eigenthum, mit welchem er Handel treibt. Eine Verpflichtung welche er eingegangen ist, erfüllt er gewissenhaft. Seine Großthaten werden von den Dichtern der Pampas in Gesängen gefeiert und in der Campaña bilden sie Stoff zur Unterhaltung. —

In den argentinischen Landen liegen zwei ganz verschiedene Civilisationsschichten auf einem und demselben Boden neben einander. Die eine ist ganz mittelalterlich und von der Entwickelung völlig unberührt geblieben, die andere will die europäische Cultur der Gegenwart mit ihren Folgerungen in die La-Plata-Länder verpflanzen. So wohnen und leben dort das zwölfte und das neunzehnte Jahrhundert in nächster Berührung, jenes auf dem platten Lande, dieses in den Städten. Nun aber hat das Land Telegraphen, bauet Eisenbahnen und Präsident Sarmiento hat Hunderte von Volksschulen gegründet. Die Zahl der einwandernden Europäer wächst beträchtlich und im Fortgange der Zeit wird der Gaucho auch wohl von der Civilisation berührt werden.

---

# Karl v. Neumann's Expedition nach dem Lande der Tschuktschen.

## V.

Baron Maydell hatte mit dem Ispravnik des Gischigabezirks (im Küstengebiete von Ostsibirien), zu welchem auch Anadyrski-Ostrog und Markowa gehören, wegen der nun vereinbarten Beziehungen zu den Tschuktschen Abmachungen zu treffen und entschloß sich deshalb, da die Aufgaben unserer Expedition es nicht gestatteten, dessen zum Jahrmarkt erst bevorstehenden Besuch in Ostrog zu erwarten, denselben in seiner Residenz aufzusuchen. Ich aber trennte mich hier von meinen Gefährten, um voraus nach Nischnij-Kolymsk zurückzukehren, wo ich über den Erdmagnetismus und das Nordlicht Untersuchungen anzustellen gedachte; außerdem beabsichtigte ich die von Billings, Laptow und Schalaurow magnetisch beobachteten Punkte des Eismeeres aufzusuchen in der Hoffnung, durch solche in ziemlich gleichmäßigen Intervallen wiederholte Beobachtungen zur Erzielung wichtiger Resultate für die Theorie des Erdmagnetismus beizutragen. Ich erwähne für jetzt nur, daß es mir auch dort am Anadyr gelang, interessante Beobachtungen zu machen.

So ging nun unsere Expedition ganz aus einander. Zuerst machte sich Amraurgin auf den Rückweg mit dem Topographen und dem Chirurgus und zwei Tage später am 8. November brachen auch Maydell und ich nach verschiedenen Richtungen auf. Anfangs gaben sich die Leute große Mühe mich von meiner beabsichtigten Tour abzubringen; sie versicherten, der Uebergang über die Berge sei bei den dort herrschenden starken Frösten sehr gefährlich, der Schnee

für die Hunde zu tief u. s. w. Ich ließ mich aber dadurch nicht irre machen, versprach eine Extraerhöhung der Postgelder für jede Werst und da verschwand bald alle Besorgniß. So fuhr ich, in Begleitung eines zuverlässigen Kosacken, mit sieben Narten aus Markowa heraus.

Zunächst führte unser Weg 16 Werst weit den Anadyr aufwärts, dann sieben Tage am Flusse Podkammenaja entlang, dessen Quelle sich in einer von Bergen eingeschlossenen schmalen und dunkeln Schlucht befindet. Hier begann eine steile Steigung; nur mit Mühe brachten wir unsere Narten, unter Vorspann sämmtlicher Hunde, einzeln nach einander hinauf und bei einer Kälte von 30° gestattete das heftige Schneegestöber nicht einmal Feuer zu machen. In zwei Tagen legten wir auf diese Weise nicht mehr als 40 Werst zurück.

Das Anadyrsche Gebirge, auf sämmtlichen Karten unrichtig als Ausläufer des Stannowoi bezeichnet, ist eine niedrige Fortsetzung des Wierchojanschen Gebirges, und erhebt sich, soweit wir es beobachten konnten, nicht über 5000 Fuß; es bildet die Wasserscheide zwischen den nördlichen Zuflüssen des Anadyr und den direct ins Eismeer fallenden Strömen. Ein Ausläufer desselben scheidet die nördlichen Zuflüsse des Anadyr, wie die Podkammenaja, von den östlichen, Sobatscha, Schuskowaja, Trosonianaja (ein Blick auf eine Karte, wo der Lauf des Anadyr sich von seiner nördlichen Richtung plötzlich nach Osten wendet, wird diesen Umstand erklären). Der Uebergang über das Gebirge war in der That sehr beschwerlich; die Hunde versanken bis zum Bauche im weichen Schnee und die Leute konnten nur auf Schneeschuhen fortkommen.

Am 19. November erreichten wir den höchsten Punkt des Gebirges, und wir hätten leicht unsern Tod finden können. Wir kamen nämlich an eine 2 Werst lange und drei Faden breite, zwischen einer steilen Bergwand und einem furchtbaren Abgrund befindliche schiefe Ebene, über welcher ungeheuere Schneemassen hingen, bereit uns beim Hinabstürzen zu erdrücken. Vorsichtig mit verhaltenem Athem wagten wir uns in diesen schrecklichen Engpaß, selbst den Hunden wurden, um jede Lufterschütterung zu vermeiden, die Mäuler *) verbunden. Plötzlich stürzte unmittelbar vor uns eine gewaltige Schneelawine hinab, glücklicherweise keinen der Menschen erfassend, nur vier Hunde der vordersten Narte wurden verschüttet.

Eine Schneewand breitete sich vor uns aus und gleichsam als wäre der Lawinensturz nur ein Signal für die Elemente gewesen, brach ein heftiger Sturmwind los mit starkem Schneegestöber. Es war nun rein unmöglich den vor uns liegenden Berg zu passiren, der Sturm würde uns Alle unrettbar in den Abgrund hinabgefegt haben. Selbst mein Reisegefährte, der Kosack Kotelnikow, einer der kühnsten Bärenjäger, mit allen Gefahren der Eisregion vertraut, war sichtlich von Angst erfüllt und hielt unsere Lage für äußerst bedenklich. Wir Alle hatten im ersten Augenblick unsere Geistesgegenwart ziemlich verloren und wußten nicht, was wir beginnen sollten. Kotelnikow gewann zuerst seine Fassung wieder und schlug vor auf demselben Wege auf dem wir hergekommen wieder zurückzukehren. Es blieb uns kaum eine Wahl und schon sollte die letzte Narte umgewendet werden, als plötzlich hinter uns eine zweite Lawine mit donnerähnlichem Getöse herabstürzte und auch den Rückweg uns abschnitt. Aus dieser schrecklichen Lage verdanken wir der Erfahrung und Entschlossenheit Kotelnikow's unsere Rettung. Mit furchtloser Selbstaufopferung versuchte er, um eine Aussicht auf den versperrten Weg zu gewinnen, die vordere Schneewand und bald gab ein Freudenruf desselben uns neuen Muth: die Wand war nur drei Faden dick und die Möglichkeit durch sie hindurchzudringen, nicht ganz ausgeschlossen. Sofort machten wir uns mit Schaufeln und Schneeschuhen an die Arbeit, die Verzweiflung verlieh uns doppelte Kräfte und nach achtstündiger Anstrengung war es gelungen, eine Art Tunnel durch die vor uns aufgethürmten Schneemassen zu graben.

Nun aber verloren wir auch keine Minute länger; hurtig schleppten wir Narten und Hunde durch die Oeffnung und flogen dann in rasender Eile auf dem schmalen Pfade dahin bis zu einer gefahrlosern Stelle. Hier erst umarmten wir uns dankerfüllten Herzens und beglückwünschten uns gegenseitig zur glücklichen Errettung aus einer so großen Lebensgefahr, wie ich sie selbst auf meinen beiden Excursionen nach den Bäreninseln nicht auszustehen gehabt habe. Dann wickelten wir uns mit Wonne in unsere Pelze ein und legten uns zur Ruhe nieder ohne Feuer und ohne Zelt. Physisch und moralisch waren wir Alle dermaßen erschöpft, daß wir an nichts anderes als an Schlaf denken mochten. Und was war das dann auch für ein Schlaf! Von 6 Uhr Abends bis zur Mitternacht des folgenden Tages, 30 Stunden ohne Unterbrechung! Wir wollten erst nicht glauben, daß es schon das Ende des andern Tages sei, aber ein Blick auf meinen stehengebliebenen Chronometer überzeugte uns von der Wirklichkeit.

Wir fuhren nun die Schuskowaja herunter und erreichten am folgenden Tage den Anadyr, hier von den Tschuktschen Jai-Weem genannt, um dann wiederum drei Tagereisen weit die Metschkerowa (En-Moñ) hinaufzufahren.

Nach Ueberschreitung eines kleinen waldlosen Gebirges, Aninsk-Chrebet, kamen wir ans Ufer der Sokutina, die sich in den kleinen Anin ergießt, und dann weiter zur Mündung des südlicher in den nämlichen Strom fließenden Elombal. Hier trafen wir Bewohner von Nischni-Kolymsk, die von Amraurgin — derselbe erhielt bei der Taufe den Namen Andreas, sein Vater Jatorym hieß russisch Nicolaus — angeworben waren, eine Capelle zu Ehren des heiligen Andreas, seines Schutzpatrons, an der Mündung des Elombal zu erbauen. Da Amraurgin für die ganze Bauzeit den Unterhalt der dabei beschäftigten Leute und Hunde bestritt, so hatte sich ziemlich viel Volks hier zusammengefunden, das sich während des an der Kolyma sehr fischarmen Jahres 1869 auf Kosten des Tschuktschenhäuptlings von dessen zahllosen Renthieren nährte. In Folge dessen erhielt ich hier frische Hunde, die mich in einem Tage nach der 120 Werst entfernten Aninskaja Krieposta brachten.

Ich fand diesen bei meiner ersten Anwesenheit so belebten Ort jetzt völlig leer, nur von dem Aeltesten bewohnt. Letzterer hielt ebenfalls frische Hunde für uns bereit und mit denen erreichte ich schon am dritten Tage Nischni-Kolymsk, woselbst wir nach Zurücklegung einer Strecke von 1200 Werst binnen 24 Tagen am 2. December wieder einzogen.

Bei unserer Ankunft waren nur vier Häuser in Nischni-Kolymsk bewohnt und ich mußte vorläufig beim Commandeur der dortigen Kosackengarnison absteigen, während derselbe sich große Mühe gab, die für unsere Expedition erforderlichen Quartiere auszusuchen, aus dem Schnee herauszugraben, mit Eisblöcken statt der Fenster zu verschließen und mit der nöthigen innern Einrichtung zu versehen. Nach einer Woche erst konnte ich die für mich bestimmte Wohnung beziehen und daselbst behufs Beobachtung der Declination der Magnetnadel meine Instrumente aufstellen.

*) Die Hunde pflegen im Norden meist nur zu heulen, ein ordentliches Gebell lassen sie sehr selten hören.

Eine störende Nähe von Eisen hatte ich nicht zu befürchten, da die Häuser nur aus Holz gebaut sind und die in der Haushaltung unentbehrlichen eisernen Sachen sofort nach gemachtem Gebrauch an ihren Aufbewahrungsort gebracht werden.

Außerdem beschäftigte ich mich mit der Längenbestimmung von Nischni-Kolymsk und auch meine meteorologischen Instrumente ruhten nicht. Die nicht unerhebliche Differenz zwischen den Angaben Wrangell's und Koznim's, welche die Lage des Orts nach Monddistanzen bestimmten und in ihren Ergebnissen um beinahe 2′ auseinander gingen, bewogen mich eine nochmalige Längenbestimmung von Nischni-Kolymsk vorzunehmen; nach längeren, mühsamen Beobachtungen erreichte ich ein mit Wrangell's Angaben (160° 56′ 34″ östl. L.) fast ganz übereinstimmendes Resultat. Die Länge berechnete ich nach den Zenithdistanzen eines Sternes auf 160° 56′ 3″, nach zwei am nämlichen Tage berechneten Monddistanzen auf 160° 57′ 33″, die Breite (nach Wrangell 68° 31′ 53″) auf 68° 31′ 35″; die kleine Differenz dürfte wohl durch die Verschiedenheit der von uns gewählten Beobachtungspunkte sich erklären lassen.

Am 28. December langten der Topograph und der Wundarzt in Nischni-Kolymsk an. Letzterer fuhr alsbald weiter nach Sfredni-Kolymsk, Afanasjew aber blieb bei mir. So führten wir den ganzen Januar hindurch ein ausschließlich dem Dienste der Wissenschaften gewidmetes, an Entbehrungen mannigfacher Art reiches Einsiedlerleben. Unser Gepäck langte erst später an; inzwischen saßen wir da ohne Thee, Zucker, Taback, ja selbst ohne Mehl, nur von Fischen und Renthierfleisch uns nährend. Von den Einwohnern, die selber großen Mangel litten, war eine Aushülfe nicht zu beanspruchen und ich entschloß mich daher, um der Noth endlich abzuhelfen, die unentbehrlichsten Lebensmittel durch einen Eilboten aus Sfredni-Kolymsk holen zu lassen. Zu Anfang Februar langten die bestellten Waaren glücklich bei uns an und ich machte mich nun mit Afanasjew von Neuem auf den Weg, dieses Mal um dieVäreninseln zu besuchen und diejenigen Punkte zwischen der Mündung der Kolyma und dem Tschaunschen Meerbusen, in welchem Wrangell bereits magnetische Beobachtungen angestellt hatte.

---

# Ueberreste der Ureingeborenen auf den Antillen.

R. A. Gegenüber der ziemlich allgemein angenommenen Ansicht, daß die Ureingeborenen, welche Columbus bei der Entdeckung der neuen Welt auf den Antillen antraf, schon seit Langem völlig ausgestorben seien, erhebt René de Semallé im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft September 1874 seine Stimme. Nach ihm existiren immer noch unvermischte Reste derselben und er führt folgende Belege vor, die allerdings zum Theil sehr zweifelhafter Natur sind.

Im Dorfe (Pueblo) del Caney auf Cuba nennen sich die Einwohner Indianer; sie haben mit Rücksicht auf diesen Ursprung — der indessen nicht sehr rein ist — besondere Gesetze und Privilegien. Als Quelle hierfür wird Rosemond de Beauvalon angeführt. — Oliffe bemerkt in den „Scènes américaines“ S. 111 (1851): „Der Stamm der Monteros, Nachkommen der Ureingeborenen Cubas, scheint den milden und friedfertigen Charakter seiner Vorjahren bewahrt zu haben.“

Auf Portorico haben Schölcher und Granier de Cassagnac (welche Autorität!) die Jbaros und Jvaros gesehen. Nach Letzterm sollen sie 22,000 Seelen zählen, aber mit spanischem Blute gemischt sein.

Auf Dominica giebt es mehrere hundert Kariben von reinem Blut. In den „Annales de la propagation de la foi“, März 1858, S. 121, heißt es: „Die Karibenmission hängt von der Parochie St. André ab; es sind Ueberbleibsel der Eingeborenen, die Columbus auf dieser Insel antraf und die noch inmitten der Wälder und Berge dieser Insel umherirren. Sie sind jetzt alle Katholiken.“

Alle Reisenden und Missionäre stimmen überein, daß auf der Insel Trinidad noch Kariben wohnen. Ebenso auf der Insel Marguerita, die zu Venezuela gehört (vergl. „Bull. der Paris. Geogr. Ges.“, October 1872, S. 407).

Sporadisch kommen die Kariben auf allen Antillen vor, bestimmt auf den Inseln les Saintes. Granier hat, glaube ich, einen auf Guadaloupe gesehen. Seit 1830 erst haben die farbigen Leute dieselben Rechte mit den Weißen auf den französischen Antillen. Vor dieser Zeit durften sie nicht neben den Weißen in der Colonialmiliz dienen. Doch in der genannten Epoche meldete sich ein gewisser Nonone, gebürtig aus Martinique, um in der großen Miliz mit zu dienen, da er Karibe sei. Das Gesetz hatte die Indianer den Weißen gleichgestellt.

Auf St. Vincent giebt es nur eine geringe Anzahl „schwarzer Kariben“, aber nur darum sind so wenige vorhanden, weil sie am Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts von den Engländern aufs Festland übergesiedelt wurden. Dort hat sie Arthur Morelet in Centralamerika gefunden.

So weit Herr René de Semallé. Allein seine Angaben können nur als Anregung Werth haben, nicht aber vom ethnographischen Standpunkt Berücksichtigung verdienen, denn die sämmtlichen Angaben sind ungenau und keinerlei Beweise beigebracht, daß die angeführten Ureinwohner (Trinidad ausgenommen) wirklich von reiner Race sind. Die Urbevölkerung Haitis verschwand, wie Peschel sagt (Zeitalter der Entd. S. 545) mit „unheimlicher Geschwindigkeit“. Bei der ersten genauern Zählung im Jahre 1508 betrug sie noch 60,000 Köpfe; zwei Jahre später nur noch 46,000 und nach Oviedo im Jahre 1548 nur noch 500. Mit Ausnahme der Karibischen Inseln hielt die Sterblichkeit auf den Antillen gleichen Schritt mit Haiti. Waren die Spanier auch die Urheber des Völkertodes, trifft sie die sittliche Schuld den Proceß beschleunigt zu haben, so wäre der Untergang der Race doch auch ohne ihr Zuthun erfolgt. Die Antillanos übten nämlich den Racenselbstmord. Die Frauen gelobten sich nicht mehr Kinder zu gebären, sondern entfernten den Leibessegen durch wohlbekannte Pflanzengifte (wie theilweise in Neuspanien auch, wo sogar die Indianer übereinkamen, die Berührung ihrer Frauen zu meiden, damit das Geschlecht aussterbe). Was übrig blieb, rafften 1518 die Blattern hinweg. Zu bemerken bleibt noch, daß mit der Urbevölkerung auch die einzigen vier Säugethierarten aus der Familie der Schrotmäuse von Haiti verschwanden, da die verwilderten Hunde ihnen nachstellten. Und ist es nicht

überall, wo „Naturvölker" aussterben, dasselbe? Geht nicht mit dem Maori die Fauna Neuseelands zu Grabe und folgt ihr nicht jetzt sogar die Flora nach? In den Mischlingen der Antillen mag noch homöopathisch verdünnt Blut der alten Ureingeborenen vorhanden sein — reine Reste derselben sind nicht mehr vorhanden.

---

# Reise des Marquis de Compiegne und A. Marche's auf dem Ogowe.

R. K. Seit Jahr und Tag schon bereisten die beiden Franzosen de Compiegne und Marche das äquatoriale Westafrika, die Länder am Gabon, Ogowe und Ngunié, ohne daß sie bisher sonderliche Resultate aufzuweisen gehabt hätten. In der Mitte dieses Sommers kehrten sie nach Europa zurück und überreichten der Pariser geographischen Gesellschaft am 5. August 1874, in der letzten Sitzung vor den Ferien, einen sehr interessanten Bericht über ihre Bereisung des Ogowe im Anfang dieses Jahres. Derselbe ist jetzt mit einer Aufnahmekarte erschienen, aus welcher hervorgeht, daß sie diesen Strom über 30 deutsche Meilen weiter hinauf erforscht haben, als ihr Vorgänger Walker. Dieser Bericht ist um so bemerkenswerther, als gerade jetzt Dr. Lenz, der von der Afrikanischen Gesellschaft ausgesandte Geologe, diesen mächtigen Wasserlauf zur Basis seines Vordringens in das unbekannte Innere gemacht hat. Hoffen wir, daß ihm nicht das gleiche Schicksal, wie den beiden Franzosen, beschieden ist.

Am 9. Januar traten sie von dem Fetischplatze am Zusammenflusse des Ngunié mit dem Ogowe ihre Flußfahrt auf vier Pirogueu an, die mit 30 Inenga- und 40 Galloa-Ruderern bemannt waren. Renoke, der blinde König der Inenga, begleitete sie. Am 12. erreichten sie das große Bakaledorf Sam Quita, wo sich die letzte Factorei befindet, und am folgenden Tage die Mündung des Obanga-flusses, durch welchen man nach Angabe der Neger den Remboë und damit den Gabon zu Wasser erreichen kann. Nun beginnen schon die Engen und Stromschnellen; der Fluß ist nicht breiter als 200, ja 100 Meter, während er weiter oberhalb das Fünfzehnfache dieser Breite erreicht. Felsen starren aus dem Bette empor, vor welchen die Neger „Fetisch machen", und die Strömung wird so reißend, daß sich die Ruderer starke Lianen aus dem Walde holen, welche sie als Taue zum Ziehen der Boote verwenden. So geht es mehrere Tage durch unbewohnte Wildniß, bis sie am 16. Januar wieder Dörfer der Bakale und Okota erreichen. Letztere sind ein elendes Volk von Hungerleidern, welche einst bessere Tage gesehen haben, ehe sie noch durch die Oschebo vom Nordufer des Flusses vertrieben wurden und ihre dort gelegenen, reichen Mais- und Bananenpflanzungen einbüßten. Jetzt nähren sie sich fast ausschließlich von einer ziemlich großen, süßlichen und weichlichen Frucht, welche sich in Menge in ihren Wäldern findet, treiben auch viel Sklavenhandel. Die Männer sind sehr klein und haben einen falschen, bösartigen Ausdruck im Gesicht; die Frauen sehr häßlich und fratzenhaft, aber zurückhaltender als die Weiber anderer Stromanwohner.

Ihre Sprache soll sich von derjenigen der Benga auf der Koriskoinsel nur wenig unterscheiden.

Am 17. Januar übernachteten die Reisenden in dem Dorfe des Königs der Okota, Edibe, auf einer Insel des Flusses. Nur durch Drohungen erreichen sie es, daß derselbe, anfangs mit ihren reichen Geschenken anscheinend sehr zufrieden, sie am nächsten Morgen weiter ziehen läßt. Nun werden die Stromschnellen immer heftiger; oft gleichen sie mehr Wasserfällen, als Wirbeln und Schnellen. Vorne sitzen die beiden besten Leute: bald umfahren sie mit Hülfe langer Stangen die Klippen, bald springen sie auf dieselben hinauf und ziehen die Pirogue weiter; andere stürzen sich, ein Tau zwischen den Zähnen, ins Wasser, binden es an einen Felsen und bugsiren daran das flache, aber starkwandige Fahrzeug hinauf.

So gelangten sie am Abend des 19. in das Gebiet der Jalimbongo, gleichsprachig und verwandt den Okota, aber von größerer Gestalt, leichter in ihren Sitten und umgänglicher. Hier giebt es wieder Bananen in Fülle, so daß sich die Mannschaft nach den Hungertagen bei den Okata gütlich thun kann.

Am 20. Januar sehen sie auf dem hier durchweg gebirgigen Nordufer den bekannten Berg Otombi aufsteigen, welcher bisher, nach Walker's Erkundigungen mit Unrecht, für einen thätigen Vulcan gegolten hat. Ihm zur Seite erhebt sich seine „Frau", wie ihn die Eingeborenen nennen, der Berg Wemen. Den Franzosen theilten dieselben mit, daß oben ein von unzähligen Tigern und Gorillas bewachter See existire, den noch kein Sterblicher geschaut habe, und welcher darum wohl ebenfalls ins Reich der Sage gehört.

Am folgenden Tage durchfahren sie das Gebiet des kleinen nur 700 bis 800 Seelen starken Stammes der Apingi; diese sind ein angenehmes, fleißiges Völkchen, welches seine Geschäfte rasch abschließt und nicht ewig bettelt, wie die Okota, Galloa u. s. w. Sie sammeln viel Kautschuk und Honig, bauen viel Haschisch, wollen keine Perlen und sonstigen Kram, sondern nur Zeuge, Pulver und das hochgeschätzte Salz kaufen. Sie fabriciren sehr hübsche Matten, Haarnadeln für Frauen und Geschirr, haben Hühner und Ziegen und wären die glücklichsten Menschen unter der Sonne ohne die räuberischen Oschebo, vor denen sie in beständiger Furcht leben.

Da man sich dem Lande derselben mehr und mehr näherte, so wurde auch die Stimmung der Bootsmannschaft immer schwieriger; am 23. schon waren sieben derselben auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Tags darauf brach offene Empörung aus: man wollte die beiden Franzosen mit all ihrem Gepäck aussetzen und umkehren. Doch fehlte den Negern im letzten Augenblicke dazu der Muth; sie baten um Verzeihung und setzten die Reise fort. Am 25. Januar wurde die Stromschnelle Elandscha passirt, die bedeutendste von allen bisher überwundenen, welche ein Ausladen der Boote nöthig macht; am 26. das erste, von Okanda bewohnte Dorf und am 27. der „Thor von Okanda" genannte Engpaß. Am Abend dieses Tages waren die beiden Franzosen im Dorfe Lope, über welches hinaus noch nie ein Weißer oder ein anderer Neger als Okanda selbst vorgedrungen war. Hier mußten nun frische Bootsleute geworben werden, da die Galloa und Inenga nicht weiter gehen durften; und das gelang unter vielen Mühseligkeiten auch, aber erst in einem vollen Monat, welchen sie zu Ausflügen verwendeten im ebenen Lande der Okanda, zu den südlich

davon wohnenden Banguën und den gefürchteten Osyebo nördlich vom Ogowe, welche zu der großen Familie der Fan gehören. Beide haben dieselbe Haartracht bei Männern und Weibern, dieselben Waffen, dieselbe Art und Weise, das Eisen zu schmieden und Elfenbein zu verkaufen, denselben Tanz, bei welchem sie sich Schellen an die Beine binden und auf hohlen Elephantenzähnen fürchterliche Töne hervorbringen. Beide Völker leben in stetem Kampfe mit allen ihren Nachbarn, welche sie bei jeder Gelegenheit tödten und auffressen.

Durch diese Osyebo sind auch die Okanda nach Süden getrieben worden, ein schöner, zugänglicher Stamm, der im Geruche schrecklicher Zauberei steht, aber harmlos und freundlich gegen Fremde ist, dabei entsetzlich faul. Sie treiben nichts, als Sklaven kaufen von den Osyebo und Maduma im Osten und Norden und verkaufen dieselben stromabwärts. Alle schwere Arbeit fällt den übrigens hübschen und wohlgestalteten Frauen zu. Ihr König Awele, schon alt und krank, war nicht davon abzubringen, eine ganze Flasche Rum auszutrinken und dann eine ganze Stunde in der glühendsten Sonne zu sitzen, wozu er als zweckmäßigste Kopfbedeckung den Messinghelm eines französischen Pompiers aufsetzte; am andern Morgen war er natürlich eine Leiche.

Schon seit zwei Jahren war der Elfenbein- und Sklavenhandel zwischen den Okando und Osyebo unterbrochen gewesen; doch einige Tage vor Ankunft der Weißen waren auch vier Osyebo und ebensoviele Maduma auf kleinen Booten stromabwärts gerudert und hatten die Okanda aufgefordert, den einträglichen Handel wieder aufzunehmen. Dies und die reichliche Bezahlung, welche die Franzosen anboten, machte den Okanda Muth, 120 ließen sich anwerben zur Fahrt ins Osyeboland. Sechs Pirognen bis an die Zähne bewaffneter Okanda fuhren am letzten Februar von Lope ab; mit ihnen Compiegne und Marche und jene 8 Maduma und Osyebo in ebenso vielen Nußschalen. Letztere versprachen den Fremden, daß sie, einmal in ihrem Lande angelangt, ihnen die Mittel liefern würden, um sehr weit in das Innere einzudringen. Es sollte leider anders kommen.

Zunächst waren wieder schwierige Katarakten zu überwinden, bei deren Bewältigung sich die Okanda noch geschickter als die früheren Bootsleute zeigten. Doch verbrachten sie auch sehr viel Zeit mit langweiligen religiösen Ceremonien, besonders als am 4. März der „Ogan ganga", der große Fetischpriester, welcher die Expedition vor allem Unglücke zu bewahren hat, zu ihnen stieß. Schon Tages zuvor waren sie ganz auf Osyebo-, also feindliches Gebiet gelangt, da dieser Stamm von jetzt an beide Ufer des Flusses besetzt hält. Zahlreiche Dörfer zeigen sich am Lande, deren Einwohner Lebensmittel zum Kauf anbieten; aber beide Parteien begegnen sich mit äußerstem Mißtrauen, haben ihre Flinten stets geladen und retten sich beim geringsten, blinden Lärm mit gleichem Entsetzen, die einen in die Wälder, die anderen in die Boote.

Doch that Vorsicht wirklich Noth, weil die Osyebo Hinterhalte legten, die durch Verrath zur Kenntniß der Franzosen kamen. So oft von nun an Stromschnellen zum Landen nöthigten, ließen sie von 25 bis 30 Kriegern die Gebüsche absuchen und die Flußufer recognosciren. Am 7. März wurde das Nachtlager am Fuße des prächtigen, 26 Fuß hohen Wasserfalls Bonguë aufgeschlagen, welchem sie kraft ihres Entdeckerrechtes den Namen des Generalforstdirectors Farè beilegten. Während Marche einige nicht recht gelungene photographische Bilder der Cascade anfertigte, harpunirte die Bootsmannschaft eine Menge großer Fische oder holte sie sich aus den von den Osyebo ausgelegten Reusen mit leichter Mühe heraus. Es befanden sich darunter mehrere für die Wissenschaft neue Arten, von welchen die Reisenden Exemplare für sich zurückbehielten.

Fünf Stunden lang dauerte es am folgenden Morgen, um die Boote und alles Gepäck zu Lande über den Fall hinwegzuschaffen, während alle kahlen Höhen ringsum von bewaffneten Osyebo bedeckt waren. Ihre Schildwachen reichten bis an den Fluß; doch trug keiner den Kriegsschmuck, und sie benahmen sich zwar mißtrauisch, aber friedlich.

Am 9. März, wo das obere Ende der 110 Seemeilen lang ausgedehnten Schnellen erreicht wurde, fand sogar noch ein kleiner Tauschhandel mit ihnen statt; die Mannschaft war voller Freude, nun offenes und ruhiges Fahrwasser erreicht zu haben und ihren Feinden entkommen zu sein.

Am folgenden Morgen aber, als alle sechs Piroguen, eine hinter der andern, am rechten Ufer entlang fuhren, entluden sich plötzlich im Dickicht zwei Salven aus nächster Nähe. Die nun folgende Verwirrung läßt sich kaum beschreiben. Die Hälfte der Leute stürzt sich ins Wasser, die Boote stoßen an einander und hemmen sich gegenseitig; manche schießen aufs Gerathewohl in den Wald hinein, und zu allem Unglück läuft das Boot der Franzosen auf.

Glücklicherweise hatten sich die Osyebo nach vollbrachter Heldenthat in aller Eile geflüchtet, so daß die Ueberfallenen sich sammeln und die Insel, auf welcher sie die letzte Nacht zugebracht hatten, wieder gewinnen konnten. Hier stellte sich heraus, daß sechs Leute durch Eisenstücke, mit welchen jene Neger ihre Flinten laden, schwer verwundet wurden. Während man ihnen die Geschosse mit den bloßen Fingern aus der Wunde zog, wurde Kriegsrath gehalten, wobei der einflußreiche Fetischpriester großen Muth entfaltete. Freilich handelte es sich auch um sein Ansehen, da er der Expedition Erfolg prophezeiet hatte. So ermuthigte er also die Krieger, während die Reisenden zwei Pulverfässer aufmachen ließen und Branntwein und Bleistücke vertheilten. Trotz des Protestes einiger Furchtsamen und des Stöhnens der Verwundeten wurde beschlossen, die Durchfahrt zu erzwingen. Viele rühmten sich schon im Voraus der zu vollbringenden Heldenthaten, und nachdem der Priester allen die Stirn mit einem gewissen Pulver gerieben und Amulete vertheilt hatte, ging es weiter, stets in der Mitte des Flusses, bis zur Mündung des großen Stromes Ivindo (Schwarzer Fluß). Derselbe kommt gerade von Osten her, während der Ogowe an dieser Stelle von Süden nach Norden fließt. Er und der Ivindo, beide durchweg von Osyebo bewohnt, sehen fast wie zwei gleich große Arme desselben Wasserlaufes aus; doch fließt letzterer, an Stromschnellen und Wasserfällen reich, aus oder durch sehr große 4 bis 5 Tagereisen entfernte Seen. Auf einer Felsinsel bei dem Zusammenflusse wurde zum Abkochen gelandet, als plötzlich ringsum die Wälder vom Kriegsgeschrei der Feinde wiederhallten, welche sich in Menge zeigten, heulten und auf die Fremden feuerten. Selbst Marche wurde leicht verwundet. Eine Stunde lang wurde das Feuer erwiedert, von den beiden Reisenden mit Explosionsgeschossen aus weittragenden Stutzen, während dessen die Anführer der Okanda im Schutze der Felsen rathschlagten und einstimmig eiligste Flucht beschlossen.

Bitten, Beleidigungen, Versprechungen, Drohworte, nichts half; die beiden Franzosen weinten vor Wuth, als sie so in einem Augenblicke die Mühen und Opfer zweier Jahre verloren gehen sahen. Schon flogen, um die Flucht zu erleichtern, die Bananen, Moskitonetze u. s. w. der Okanda über Bord; nur mit dem Stutzen in der Hand konnten sie ihre Sammlungen vor gleichem Schicksale bewahren.

Mit rasender Eile ging es dann stromab; die Ruder-

rer waren rein verrückt geworden. Im Bonguésalle wäre der Marquis de Compiegne beinahe ertrunken; doch kam man mit dem Verluste einer Pirogue davon, während zwei andere noch in den Stromschnellen scheiterten, darunter die des Fetischpriesters, welcher in das Boot der Reisenden aufgenommen wurde. 40 Seemeilen weit setzten die Osyebo ihre Verfolgung fort; ein noch weiter unterhalb gelegter Hinterhalt wurde von dem voranfahrenden Marche vermuthet, umgangen und mit Erfolg angegriffen, wobei mehrere Feinde fielen und viele nur darum demselben Schicksal entgingen, weil Marche selbst Osyeboblut nicht unnütz vergießen wollte.

Mit Mühe und Noth erreichten sie das Okandagebiet, krank, erschöpft und geschmäht von den Müttern und Frauen der Gefallenen, welche ihnen deren Tod zur Last legten. Unter mannichfachen Leiden und Gefahren langten sie endlich am Gabon an, wo das Hospital sie aufnahm.

Trotz alledem spricht Compiègne zum Schlusse die Hoffnung aus, daß die von ihnen erlittene Schlappe dazu dienen würde, andere mehr wissenschaftlich organisirte Expeditionen vor gleichen Gefahren zu bewahren und zu einem glücklichen Ende zu führen, ein um so größerer Trost für sie, als allem Anscheine nach bald eine französische Expedition ihre Versuche, den Ogowe zu erforschen, aufnehmen wird.

Dem ist nun inzwischen Dr. Lenz zuvorgekommen. Mögen sich auch an ihm die Hoffnungen Compiègne's erfüllen, und es ihm gelingen, zunächst den eben geschilderten Gefahren glücklich zu entgehen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Ueber den Auszug der Juden aus Aegypten.

Der um Aegypten, seine Verkehrsmittel und seine Karten so verdiente Linant de Bellefonds hat unlängst ein starkes Memoire über die hauptsächlichsten öffentlichen Bauten des Landes vom grauesten Allerthume an bis auf den heutigen Tag veröffentlicht, worin er sich auch viel mit der alten Geographie des Isthmus von Suez beschäftigt, den er zu sieben verschiedenen Malen besuchte, nivellirte und mappirte, lange ehe Herr von Lesseps mit seinem Projecte an die Oeffentlichkeit trat. Interessant vor Allem ist, was er über den Zug der Israeliten beibringt, weil Manches durch noch heute existirende Sitten oder Bodenverhältnisse sich leicht erklärt.

Zunächst weist er nach, daß der Isthmus nicht stets die heutige Breite besessen hat, daß vielmehr einst das Rothe Meer weiter nach Norden reichte. Stufenweise läßt sich das Zurückweichen desselben verfolgen; in vorgeschichtlicher Zeit umfaßte es noch den Timsahsee, in einer spätern Epoche die Gegend um das Serapeum, um dann seine heutigen Küsten zu erreichen. Und hörte der Canal auf zu existiren, so würde auch der Hafen von Suez über lang und kurz sich schließen und zu einem Binnensee werden.

Zur Zeit des Exodus nun bestand, nach Linant's Ansicht, schon eine Untiefe, welche noch heute als Bodenanschwellung des Serapeum erkennbar ist, und über welche ein seichter Meeresarm nach Norden hinausreichte. Von diesem Umstande hatte der Führer der Juden Kenntniß und er benutzte ihn, um unter dem Schutze der Nacht bei günstigem Nordostwinde und zur Zeit der Ebbe sein Volk zu retten, während die nachsetzenden Aegypter durch die Wellen, welche die wiederkehrende Fluth um mehr als $1\frac{1}{2}$ Meter und obendrein vielleicht ein herrschender Südwind erhöht hatte, zu Grunde gingen.

Dann erklärt er die bekannte Wolken- und Feuersäule. Noch heute reitet an der Spitze der großen Karawane, welche alljährlich von Kairo nach Mekka zieht, auf einem Kameele ein Mann, der Scheich-el-Gamal, in dessen Familie dies Amt erblich ist. Während der ganzen Reise, Tag und Nacht, bei jedem Wetter hat er an seinem Leibe nichts als eine kurze Hose. Ihn begleiten stets Leute mit langen Fackeln, die bei Nacht Feuerschein und bei Tage an schwierigen Stellen, zwischen Sanddünen und Hügeln Rauch erzeugen, welcher bei ruhigem Wetter gerade in die Höhe steigt und weithin bemerkbar ist. Stehen die Fackeln still, so ist dies ein Zeichen, daß der Lagerplatz erreicht ist. Dadurch, daß die Juden die Fackeln in der Nacht vor ihrem Durchzuge stets an derselben Stelle beließen, täuschten sie ihre nachsetzenden Feinde über ihre Flucht. Nichts, als orientalische Redeweise ist es, wenn es im 13. Capitel des Exodus heißt: „Und der Herr zog vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führete und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete, zu reisen Tag und Nacht."

Drei Tagereisen weiter führte der Weg die Juden nach Mara, wo sie nur bitteres Wasser fanden und zu murren begannen. Moses aber „schrie zu dem Herrn, und der Herr weisete ihm einen Baum, den thät er ins Wasser, da ward es süß" (Exod. 15, 25). Dazu bemerkt Linant-Bey, daß noch heute die Beduinen brakiges und schwefeliges Wasser durch Hineinwerfen von Früchten des Kapernstrauches oder eines Assaf-el-Seder genannten Holzes trinkbar zu machen pflegen.

Die Stelle von Mara nimmt heute der Brunnen Chargabe ein, während das darauf erreichte Elim mit seinen „zwölf Wasserbrunnen und siebenzig Palmenbäumen" den bekannten Mosesquellen entspricht.

---

### Aus der Negerrepublik Haiti.

Die Meinung der Leute, welche von Racen- und Völkerpsychologie nichts verstehen, daß die „schwarzen Republikaner" auf Haiti als „freie Leute" auf der Bahn des Fortschrittes wandeln würden, ist, wie jeder Kundige wußte, ein Wahngebilde geblieben. Nichts geht vorwärts. Der „Economist francais" hebt hervor, daß in den Jahren 1863 bis 1870 nicht einmal Nachweise über die Handels- und Schifffahrtsbewegung vorhanden sind. Eine Revolution folgte der andern; die Häfen waren bald auf der Landseite belagert, bald auf der Seeseite blockirt. Erst 1870 konnte der französische Consul auf Port au Prince einige statistische Notizen geben. In 1863, einem Normaljahre, betrug die gesammte Handelsbewegung $94\frac{1}{2}$ Millionen Francs, 1869 nur $36\frac{3}{4}$ Millionen, wovon $3\frac{1}{2}$ Millionen auf Frankreich entfallen; dasselbe führte für nur 198,000 Francs Waaren ein, gegen 7 Millionen in 1863. Die haitischen Neger, deren Land so üppig fruchtbar ist, beziehen einen großen Theil ihrer Nahrungsmittel aus Neuyork und Boston, weil sie viel zu träge sind, regelrechten Ackerbau zu treiben. Einen Hauptartikel der Einfuhr bildet Stockfisch, welchen sie dem Fleische vorziehen. Mehl liefert ihnen die Banane, deren Anbau keine Arbeit verursacht. — Die Ausfuhr stellte sich 1863 auf $56\frac{1}{2}$ Millionen Francs; sie war 1869 auf $22\frac{3}{4}$ gesunken und bestand zumeist in Kaffee; den Anbau desselben läßt die Regierung zwangsweise betreiben, weil die Steuern in Kaffee erhoben werden. Derselbe wird aber von den faulen Negern höchst nachlässig besorgt und manche Pflanzungen sind verwildert und

die Ernte wird nachlässig eingeheimst. Zur Ausfuhr kommen auch Färbehölzer. — Vom 1. October 1872 bis 1. Juli 1873 sind in den haitischen Häfen 565 Schiffe mit 78,811 Tonnen eingelaufen; ausgelaufen 566 mit 84,157 Tonnen. Die Einfuhren wurden auf 7, die Ausfuhren auf 8 Millionen Francs abgeschätzt. — Vor 1789 war St. Domingo, wie man damals Haiti nannte, die blühendste Colonie, welche die Europäer überhaupt besaßen; nun ist sie längst der Barbarei verfallen.

Diese Neger auf Haiti befleißigen sich der äußersten Rücksichtslosigkeit gegen die weißen Leute, welche sich bei ihnen aufhalten. In den Händen der letzteren ist aller Handel, sie sind Vertreter der Cultur gegenüber den Schwarzen, doch eben deshalb von den letzteren sehr ungern gesehen. Vor allen Dingen zeigen sie eine entschiedene Abneigung, denselben Schulden zu bezahlen. Nun haben diese Neger sich im September wieder einmal eine neue Verfassung gegeben, und in derselben sind folgende Bestimmungen enthalten: Auf Haiti verweilende Ausländer sollen künftighin bei jeder Revolution, jeder Rebellion oder jedem Kriege genau so behandelt werden als ob sie Haitier seien. Für die Verluste, welche ihnen dadurch erwachsen oder Alles, was von ihrer Habe durch Zerstörung verloren geht, wird von der haitischen Regierung kein Schadenersatz geleistet! — Beibehalten hat man die Bestimmung der alten Verfassung, daß kein weißer Mann die haitische Nationalität erwerben, d. h. Bürger werden kann. Damit sind dieselben so gut wie entrechtet. Die Haitier haben auswärts gar keinen Credit; die weißen Kaufleute als Großhändler geben den schwarzen Kleinhändlern Credit. Wenn diese aber nicht bezahlen wollen, so brauchen sie nur eine kleine Rebellion anzustiften. Berichte aus Kingston auf Jamaica vom September heben hervor, daß in der haitischen Nationalversammlung es ganz offenbar die Absicht der Redner gewesen ist, einen Aufstand hervorzurufen, um alle Weißen auszutreiben, welche freilich beträchtliche Summen zu fordern haben. — Auch in der durch und durch verlotterten Musterrepublik der Schwarzen in Liberia darf kein Weißer Grundeigenthum erwerben oder Bürger werden. Die verrückten Yankees dagegen haben ihre Neger nicht bloß zu sogenannten freien Leuten gemacht, sondern ihnen auch die Entscheidung der wichtigsten politischen Angelegenheiten in die Hände gespielt. So ist der vormalige Gerber Grant durch die Negerstimmen Präsident seiner Musterrepublik geworden; in Betracht der Stimmen weißer Leute befand er sich in einer Minderheit von nahezu 130,000.

## Aus dem russischen Reiche.

Im April l. J. machte man in Odessa einen interessanten paläontologischen Fund. Noch im Jahre 1846 hatte Professor Nordmann in dem sogenannten Quarantaine-Thale eine Grotte entdeckt, worin sich Knochen verschiedener vorsintfluthlicher Thiere befanden. Dies wurde jedoch damals weiter nicht beachtet und so hatte man seit dieser Zeit die Grotte verschüttet. Erst jetzt war es Herrn Wiedhalm, Conservator des zoologischen Museums der Odessaer Universität, gelungen, die erwähnte Grotte wieder aufzufinden. Dießmal wurden die Nachsuchungen mit dem besten Erfolge gekrönt. Obgleich wegen ungünstiger Lage der Grotte nur ein kleiner Theil derselben erforscht werden konnte, so wurden dennoch ungefähr 900 gut erhaltene Knochen, etwa 800 größere und kleinere Zähne und 85 obere und untere Kinnladen verschiedener Thiere aufgefunden. Nachdem alle diese Ueberreste gesammelt wurden, ergab sich als Resultat, daß man 85 verschiedene vorsintfluthliche Thiere ausgegraben hatte, darunter 35 Bären, 10 Hyänen, 3 Wölfe, 2 Hasen, 1 Mammuth, 9 Auerochsen und Büffel, 4 Kälber, 2 Hirsche, 2 Antilopen, 6 Pferde, 3 Esel, 1 Nashorn und viele andere Thiere.

— In der Nähe der Stadt Slawjansk im Charkower Gouvernement entdeckte Professor N. D. Borysiak mächtige Steinsalzlager. Nachdem man mehrere dicke Lagen von Thon und Mergel, harter Anhydrite und salziger Thone durchbohrt hatte, gelangte man in einer Tiefe von 52 Saschenen auf Steinsalz. Binnen einer Woche war der Bohrer im Steinsalz eine Klafter tief eingedrungen und erreichte die Salzsoole 22 Grad. Die Entdeckung dieses Salzlagers ist für die Provinzen von Süd- und Central-Rußland in ökonomischer Hinsicht von sehr großer Wichtigkeit, weil man Salz dorthin theilweise aus Galizien und zum Theil aus dem orenburgischen Gouvernement und Transkaukasien einführt, was natürlich mit bedeutenden Transportkosten verbunden ist.

— Das Werk des russischen Hauptmanns Przewalski, wovon wir seiner Zeit kurz erwähnten („Globus" XXV, Nr. 14), soll nun unter dem Titel: „Die Mongolen und das Land der Tanguten" in St. Petersburg in russischer Sprache erscheinen. Die ganze Reisebeschreibung ist in drei Bände eingetheilt. Der erste Band wird eine allgemeine physikalisch-geographische Beschreibung der bereisten Ortschaften, Völkertypen, dann Reiseabenteuer u. s. w. enthalten. Zur bequemern Orientirung des Lesers wird eine kleine Karte von China mit Bezeichnung der Reiseroute beigeheftet werden. Der Inhalt des zweiten Bandes besteht speciell aus einem Artikel über das Klima der erforschten Länder als allgemeines Resultat meteorologischer Beobachtungen, welche alltäglich viermal während der ganzen Reise gemacht wurden; außerdem befinden sich noch speciell beschrieben sämmtliche dort vorgefundenen Säugethiere, Vögel, Fische, Reptilien und Insecten. Dieser Band wird Abbildungen von Thieren, Tabellen von geographischen, magnetischen und hypsometrischen Beobachtungen sowie auch praktische Winke für Reisende enthalten. Der dritte Band befaßt sich ausschließlich mit der gesammelten Flora. Die ersten zwei Bände sollen im Laufe künftigen Jahres, der letzte Band dagegen erst 1876 oder 1877 erscheinen.

— Wie sehr der russische Handel in Centralasien steigt, beweist der Umstand, daß im vorigen Jahre nach Taschkend auf 46,294 Kameelen, 2663 Pferden und 2436 Arabas (Wagen, Karren) Waaren im Gesammtwerthe von 10,938,169 Silberrubeln eingeführt wurden; dagegen erreichte die Ausfuhr den Betrag von 6,299,182 Silberrubel und wurden die Waaren auf 36,208 Kameelen, 1632 Pferden und 1212 Arabas exportirt.

— Zu Anfang 1874 betrug die Länge der dem Verkehre übergebenen Eisenbahnen in Rußland 15,190 Werst. Die Einnahme aller Eisenbahnen erreicht jährlich die Summe von 122,800,000 Silberrubel oder im Durchschnitt 8000 Silberrubel pro Werst. Die größte Einnahme erzielt die Nicolai-Bahn, 31,500 Silberrubel pro Werst, hierauf folgen die Moskau-Rjasanskér (23,000 Silberrubel) und Rjasansk-Koslower Bahn (21,500 Silberrubel). Vom Gesammtnetz der Eisenbahnen ergeben circa zweidrittel (9500 Werst) mehr als 6000 Silberrubel pro Werst jährlichen Einkommens; 3811 Werst ergeben 6000 bis 8000 Silberrubel; 1967 Werst 8000 bis 10,000 Silberrubel; 1754 Werst 10,000 bis 15,000 Silberrubel und 1957 Werst über 15,000 Silberrubel pro Werst. Obenan stehen jene Bahnen, welche nach Moskau führen, und zwar die Moskau-Petersburger, Moskau-Nischni-Nowgoroder und Moskau-Rjasanskér Bahn mit den Flügelbahnen Rjasansk-Koslow und Moskau-Kursk. Die Einnahme dieser Linien beziffert sich auf mehr als 15,000 Silberrubel pro Werst. Dagegen erreichen die Moskau-Jaroslawer, Riga-Dünaburger, Warschau-Wiener, Odessaer, Dünaburg-Witebsker, Orlow-Witebsker, Kursk-Kiewer und Tambowsk-Koslower Bahn eine Einnahme von 8000 Silberrubel pro Werst.

— Die Zahl sämmtlicher im russischen Reiche befindlichen Städte beträgt 2919. Die dichteste Bevölkerung in den Städten entfällt auf Russisch-Polen, nämlich 25 Procent der Gesammtbevölkerung. In den Gouvernements von Mittel-Rußland sinkt die Zahl auf 10 Procent, im Kaukasus auf 9¼ Procent, in Centralasien, Finnland und Sibirien gar auf 6 bis 7 Proc. Ueber 100,000 Einwohner zählten: St. Petersburg 667,000, Moskau 611,000, Warschau 290,000, Odessa 180,000, Kischenew 105,000, Riga 102,000. Zu den Städten, welche 50,000 bis

100,000 Einwohner haben, gehören kaum zehn: Taschkend, Saratow, Wilna, Kiew, Nicolajew, Kasan, Tiflis, Tula, Berdytschew und Charkow. Es ist dies ein trauriges Zeugniß vom Wachsthum der Städte in Rußland!

— Der Getreide-Export aus Rußland im laufenden Jahre grenzt ans Fabelhafte. Bis zum 1. Juni wurden 11,306,262 Tschetwert ausgeführt, um 5,926,840 Tsch. mehr als um dieselbe Zeit im Vorjahr. An Roggen wurden ausgeführt 5,046,172 Tsch. (um 3,637,481 Tsch. mehr als 1873), Weizen 2,909,886 Tsch. (um 948,829 Tsch. mehr), Hafer 1,664,596 Tsch. (um 915,295 Tsch. mehr), Gerste 923,665 Tsch. (um 430,558 Tsch. mehr). Bis 1. Juli l. J. stieg die Getreideausfuhr auf 14,316,928 Tsch. gegen 8,197,456 Tsch. im Vorjahre! Aus Riga allein wurden vom 1. Januar bis Ende April l. J. 240,355 Tsch. Roggen, 87,806 Tsch. Weizen, 256,181 Tsch. Hafer, 30,055 Tsch. Gries und 925,917 Pud Flachs exportirt.

— Die Schifffahrt nach der Petschora wird vorzugsweise von deutschen Schiffen betrieben. Wir lesen in der „Deutschen St. Petersburger Zeitung" vom 12. November, daß das letzte Schiff von diesem Jahre in Kronstadt eingetroffen war. Im Ganzen sind im Laufe der diesjährigen Schifffahrtszeit 15 Schiffe mit Lärchenholz von der Petschoramündung dort eingetroffen, alle unter deutscher Flagge, mit Ausnahme eines englischen und eines russischen. Sie alle sind kleine Sluner von nur 50 bis 100 Last; sie müssen so klein sein, weil sie sonst die Petschorabank nicht passiren können, die nur 12 Fuß Wasser hat; dieselbe ist von der Mündung, in welcher die Schiffe ihre Ladung einnehmen, gegen 80 Werst entfernt. Auf dieser Sandbank ist diesmal ein deutsches Fahrzeug durch Strandung verloren gegangen, das Schiffsvolk wurde gerettet. Die Schifffahrt war günstig; auf der Hinreise wurde kein Eis angetroffen; aber im vorigen Jahre haben die Schiffe im Juli und selbst noch im Anfange des August viel mit Treibeis zu kämpfen gehabt. Das deutsche Schiff „Ceres", Capitän Poelmann, war 23 Tage lang zwischen hohen Eisbergen eingeklemmt und in Gefahr zerquetscht zu werden. Im Jahre 1874 sind 20 Schiffe in der Petschora gewesen; der Lachs, welcher in diesem Flusse gefangen wird, gilt als ganz vorzüglich.

---

## Der zoologische Garten des Königs von Audh.

Etwa anderthalb Wegstunden unterhalb Calcuttas liegt am Hughly „Garden Reach", ein „Königreich" von ganz eigenthümlicher Art. Sein Flächeninhalt ist allerdings nicht ausgedehnter als der einer mittelmäßig großen deutschen Dorfflur, aber auf so engem Raume herrscht orientalischer Pomp und das Ganze ist ein Raritätencabinet, desgleichen ein zweites auf Erden nicht zu finden ist. Der Calcuttaer Berichterstatter der „Times Mail", welchem der Zutritt in der letzten Septemberwoche gestattet war, entwirft eine lebhafte Schilderung von dem was er gesehen hat.

Nach Beendigung der großen Sipahi-Meuterei nahmen die Engländer dem Könige von Audh (Oude) sein Land weg, setzten ihn ab und verwiesen ihn auf den eben genannten Fleck Landes, wo er über etwa 6000 Leute herrscht, aber von einem britischen Residenten beaufsichtigt wird. Er hat einen vollständigen Hofstaat genau so wie einst in seiner prächtigen Residenzstadt Lakhno. Die drei Paläste, welche er im Königreich Garden Reach besitzt, bezeichnet er als Sultan Chaneh, Serd Kuti und Ased Mensil. Der letztere ist von der Menagerie des Königs umgeben, und diese ist gewiß die schönste und reichhaltigste in der Welt. Dieselbe enthält etwa 20,000 Vögel, vierfüßige Thiere und Schlangen, und befindet sich an allen vier Seiten eines prächtigen Teiches von 300 Fuß Länge und 240 Fuß Breite. Im Wasser spielen alle Arten von Süßwasserfischen, die in einem heißen Klima leben können, und die Schaaren von Wasservögeln sind mit großen Kosten aus allen Gegenden dorthin geschafft worden.

Die Tauben sind des Königs Lieblinge; er hält deren nicht weniger als 18,000 Stück von allen möglichen Arten. An den Ufern des Teiches wandeln der Strauß neben dem schwerfälligen Pelikan, neben den Gänsen, Enten und Schwänen, Wadvögeln und Stelzenläufern, wie kein zoologischer Garten sie aufzuweisen hat. Alle diese Thiere, die wilden, reißenden ausgenommen, haben ihre volle Freiheit. Man sieht Ziegen und Schafe aller Art, Kameele und Dromedare, Ibisse und der Himmel weiß was sonst noch Alles.

Die Schlangen haben einen domförmigen „Berg" von etwa 30 Fuß Höhe mit vielen Löchern, in welchen man sie von allen Größen findet; auf ihrem Gebiete bewegen auch sie sich in voller Freiheit und der König füttert sie reichlich mit Fröschen und mit allerlei was ihnen zuträglich ist. Außerhalb des Berggebietes auf Rasenteppichen bemerkt man schöne Grasschlangen und andere die nicht giftig sind. Eine schöne Sammlung von Cobras hat ihr besonderes Gehäge. Der Berichterstatter schreibt: „Wir wurden von etwa fünfzig Dienern des Königs begleitet, und sie alle drängten sich um einen kurzgewachsenen, muskelkräftigen Mann, der grimmig genug aussah. Sie nannten ihn den Ringkämpfer. Ohne Zögern langte er rasch mit der Hand zu und zog eine große Cobra hervor, deren Biß bekanntlich den Tod nach sich zieht. Hier war von Zauber oder irgend welcher Gaukelei keine Rede, die Schlange hatte ihre Giftzähne, und der Mann zeigte die größte Kaltblütigkeit. Gewiß hatte er eine lange Uebung für sich und wußte mit den Cobras umzugehen, weil er ihre Gewohnheiten kennt."

Vor mehreren Jahren ließ der König einige tausend Schlangen mehr als er jetzt besitzt aus verschiedenen Gegenden herbeischaffen, die britische Regierung fand aber die Sache so bedenklich und gefährlich, daß sie den Transport verbot, zu großem Leidwesen des Königs, der nächst den Tauben keine anderen Thiere so gern hat wie Schlangen. Nicht selten verweilt er längere Zeit auch bei den giftigsten, um seine Blicke an ihnen zu weiden. Er besitzt in diesem zoologischen Garten eine Anzahl Pavillons, von welchen aus er einen Ueberblick hat; dieselben werden Abends mit buntfarbigen Lampen erleuchtet.

Die britische Regierung zahlt ihm monatlich 10,000 Pf. St., und von dieser Summe legt er nichts zurück, was auch sehr begreiflich ist. Er hat zwei angeheirathete Frauen, 30 Mahels, d. h. „Frauen, welche Kinder bekommen", und 100 Begams, bei denen letzteres nicht der Fall ist, also 141 Damen. Die Zahl seiner lebenden Söhne beträgt 31, der Töchter 25. Die Zeit vertreibt er sich vor allen Dingen in der Menagerie, außerdem zeichnet und malt er, ist aber auch lyrischer Dichter: manche nach ihm Hazret ki Thungri genannten Gedichte sind sehr beliebt und werden von den Tanzmädchen in Calcutta, Benares und in anderen Städten gesungen.

Das Futter für die Thiere kostet monatlich etwa 500 Pf. St.; nicht weniger als 300 Gartenarbeiter halten den Garten in vortrefflicher Ordnung.

* * *

— Das „Allgemeine Repertorium der Marine" berechnet, daß gegenwärtig die Handelsmarine aller seefahrenden Staaten eine Tragfähigkeit von 19,768,518 Tonnen habe, jede zu 20 Centner gerechnet. Davon entfallen 5,244,888 auf die Dampfschiffe, wovon 3,015,773 auf England, so daß auf alle übrigen nur 2,229,115 kommen. — Die Segelschiffe, 56,289 an der Zahl, halten 14,523,630 Tonnen und auch hier steht England in erster Reihe mit 20,528 Schiffen und 5,383,763 Tonnen; dann folgen die Vereinigten Staaten mit 2,181,659 und 6869 Schiffen; Norwegen 4464 Schiffe mit 1,349,138 T.; Italien 4343 mit 1,227,016 T.; Deutschland 4483 mit 882,789 T.; Frankreich 3780 mit 736,326 Tonnen. — Wir wollen hierzu bemerken, daß die Angabe für Norwegen platterdings falsch ist; sie soll sich wohl auf die drei skandinavischen Staaten beziehen. Während für Deutschland nur die eigentlichen Seeschiffe aufgeführt werden, berechnet Italien jeden Kahn und jedes Leichterschiff. Die vorstehenden Angaben haben nur bedingten Werth. Die Vereinigten Staaten rechnen auch alle ihre nichtregistrirten, d. h. nur für die Binnenschifffahrt bestimmten Schiffe mit, d. h. jene, welche eine „License" und kein

Register haben. Factisch ist, daß unter den seefahrenden Völkern **Deutschland die dritte Stelle** einnimmt.

— **Nordamerikanische „Aristokraten“.** Die in Chicago erscheinende „Illinois Staatszeitung“ entwirft folgende Schilderung:

„Der Englisch-Amerikaner hat gewiß viele gute Eigenschaften. Aber zuweilen kommt selbst beim „feinen“ Amerikaner eine abschreckende Bestialität zum Vorschein. „Es grunzt und wild't die innere Natur,“ wie Göthe sagt.

Selbst viele der gebildetsten Amerikaner benehmen sich z. B., wenn sie angetrunken sind, wie die Schweine. Statt den Rath des verstorbenen August Becker zu befolgen: „Lernt von den Deutschen, wie man trinkt,“ leisten sie, wenn sie sich im Rausche gehörig blamirt haben, auf einige Monate das Temperenzgelübde, um sich, sobald die Zeit um ist, oder auch schon vorher, von Neuem zu blamiren.

Leider tritt diese innere Bestialität zuweilen selbst bei Anlässen von weit mehr als localer Bedeutung zu Tage, so daß sie dann in die allerausgedehnteste Oeffentlichkeit kommt, ja auch auf einige Zeit zum Weltgespräche wird.

Man denke nur an den „Inaugurationsball“, welcher der Einsetzung Abraham Lincoln's in seine zweite Präsidentschaft am Abend des 4. März 1865 folgte. Nur gegen ein hohes Eintrittsgeld konnte man jenen Washingtoner Ball mitmachen, so daß die sogenannten unteren und auch die mittleren Volksclassen von ihm ausgeschlossen waren. Der schlichteste Ballgast war der Mann, welcher sich vom Holzhacker bis zum Präsidenten der Vereinigten Staaten emporgeschwungen hatte; um ihn drängte sich „der Reichthum und die Bildung der Nation“.

Als sich aber die Ballbuffets mit ihren köstlichen Speisen und Getränken aufthaten, da entspannen sich Scenen, deren sich der rohest Comanche-Indianer schämen würde. Unter den Augen der fremden Gesandten stürzten jene „Reichen und Gebildeten“ gleich ausgehungerten Bestien auf die Schüsseln voll Leckerbissen und stießen und rauften sich um dieselben. Wer eine Schüssel erobert hatte, drückte sich mit ihr in eine Ecke des Saales, um sie sich dort zu Gemüthe zu führen. Man sah einen „Gentleman“ im elegantesten Ballanzuge mit einer Schüssel, aus welcher er einen kostbaren Salat mit den Fingern fraß. Auch andere „feine und vornehme Herren“ bedienten sich, da sie mit der Schüssel nicht zugleich Messer und Gabel erbeutet hatten, beim Leeren der ersteren unmittelbar der Finger; manche dieser als Gabel und Löffel dienenden Hände trugen noch den Glacéehandschuh.

In der Hitze des Gefechts bewarf man sich gegenseitig mit Speisen; und als wieder zum Tanze aufgespielt wurde, klebten am Fracke gar mancher der Tänzer Austern, Trüffeln, Pastetenstücke. Ja, einzelnen der eleganten Herren tröpfelte sogar die köstlich gewürzte französische Brühe, mit der sie im Kampfe am Buffet begossen worden waren, aus den herrlich frisirten Haaren.

Der Skandal war damals in der Presse des In- und Auslandes groß und trotz der Ereignisse, welche nach wenigen Wochen jenem Balle folgten — Eroberung Richmonds, Capitulation Lee's, Ermordung Lincoln's — hat sich die Erinnerung an ihn erhalten, er ist historisch.

Daß der „Geist“, der sich auf jenem Balle kundgab, unter den Amerikanern durchaus noch nicht ausgestorben ist, das hat sich leider gar oft bei kleineren und größeren Anlässen gezeigt.

In seinem ganzen Glanze erschien er vor einigen Tagen in San Francisco bei den großen Feierlichkeiten, welche zu Ehren des Geburtstages des jungen Staates Californien veranstaltet wurden. Die Presse San Franciscos ist voll von dieser neuesten Manifestation amerikanischen Anstandes und amerikanischer Bildung; und auch dort waren es nicht die sogenannten niederen, sondern die „höheren“ Classen, von denen die Pöbelei ausging.

Die „Pacific Mail Steamship Company“ hatte ihr prächtiges Schiff „Great Republik“ zu einer Festfahrt für die aus allen Theilen des Staates anwesenden californischen Pioniere hergegeben und es sich über zehntausend Dollars kosten lassen, um ihren Gästen die ausgesuchtesten Speisen und gute Weine zu bieten. Außer den Pionieren war auch die amerikanische Aristokratie San Franciscos zu der Festfahrt eingeladen oder konnte sich um hohen Preis Billets zu der Fahrt kaufen. Vor der Abfahrt des Dampfers fand ein wilder Sturm auf denselben statt. Die Pioniere, meist alte Herren, von denen nicht wenige aus beträchtlicher Entfernung hergereist waren, konnten es im Laufen, Drängen und Stoßen den jüngeren Leuten nicht gleichthun; die meisten von ihnen standen zurückgedrängt am Ufer, als der von der Shoddy-Meute eroberte Dampfer abfuhr. Viele derselben reisten sogleich voll Entrüstung von San Francisco ab.

Indessen entspannen sich auf dem Dampfer ähnliche Auftritte wie vor neun Jahren beim Washingtoner Inaugurationsballe und es zeigte sich dabei, daß der vornehme Amerikaner auch seine vielgerühmte Galanterie gegen Damen bei solchen Gelegenheiten ganz vergißt.

Die Speiseräume auf dem Dampfer wurden zuerst den Damen geöffnet, die Herren sollten nachher daran kommen; aber letzteren ging das Essen der Damen viel zu langsam; wie ein Rudel hungriger Wölfe drängten sie sich an den Thüren; den Damen wurde zugebrüllt, sie sollten sich beeilen; gleich darauf stürmten die Männer herein und warfen sich, ohne der Damen zu achten, ja diese bei Seite schiebend und auf die Seite stoßend, auf die Flaschen und Schüsseln und auf die Kisten mit Havana-Cigarren. Die bestialischen Scenen, die sich nun bei diesem Fressen, Saufen und Rauchen entwickelten, spotten der Beschreibung.

Ganz San Francisco hatte sich vorher mit vollem Herzen an den Festlichkeiten zu Ehren des jungen herrlichen Staates betheiligt; aber obige Scenen und die mit ihnen verknüpfte rohe Verletzung der Gastfreundschaft gegenüber den Pionieren und Gründern des Staates warfen dunkle Schatten über das ganze Fest.

Das Schweinische in der Natur des Amerikaners scheint hauptsächlich am Buffet zum Ausbruche zu kommen.“

— In mehreren Gegenden der australischen Colonie Victoria, namentlich in jener am Jutia Creek, stehen die Landleute der **Kaninchenplage** rathlos gegenüber. In den Bezirken bei Ballarat haben sie sich gegen dieselbe dadurch geschützt, daß sie Füchse aus Europa einführten und diese aussetzten. Meister Reineke hat alle von ihm gehegten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern auch übertroffen; er räumt gründlich auf. Auch verwilderte Katzen machen sich nützlich. Man hofft, daß weder diese noch die Füchse ihrerseits zu einer Landplage werden.

— Die **Cunard-Linie** besaß am 1. October 1874 nicht weniger als 49 Dampfer mit zusammen 90,000 Tonnen (zu 20 Centner) Tragfähigkeit.

— **Dreißig chinesische Studenten** oder Schüler, im Alter von 10 bis 16 Jahren, sind im September aus ihrem Blumenreiche der Mitte nach Springfield in Massachusetts geschickt worden. Sie sollen auf den dortigen Unterrichtsanstalten ausgebildet werden und sind die dritte Sendung junger Leute, welche die chinesische Regierung dort erziehen läßt. Man sieht, daß sie hinter Japan nicht zurückbleiben will.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

**Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 10.**

# Globus.

XXVII. Band.

# Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Siebenundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1875.

# Inhaltsverzeichniß.

## Europa.



## Asien.

# Afrika.



# Amerika.

## Nordamerika.



## Central- und Südamerika.



# Oestlicher Archipelagus, Australien, Großer Ocean.

# Vermischte Mittheilungen.



# Illustrationen.

## Europa.



## Asien.



### Indischer Archipelagus.



## Afrika.

**Amerika.**

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# In Paraguay.

## I.

Das südamerikanische Mesopotamien. — Dr. Francia und seine Nachfolger. — Der große Krieg und dessen Einwirkungen. — Corrientes. — Curupaiti und Humaita. — Die Inseln im Strome und die Monteros. — Der Cerro de Lambaré. — In Asuncion. — Trägheit und Processionen. — Ein Ausflug nach Villa Occidental. — Die Colonie Neu-Bordeaux. — Guaranifrauen. — Die Quinta de la Miseria und die Indianer.

Dieses südamerikanische Mesopotamien ist von der Natur überaus reich bedacht worden; nur wenige andere Länder können mit ihm den Vergleich aushalten. Man werfe den Blick auf eine beliebige Karte der neuen Welt. Im Osten und Süden bildet der Paraná die Grenze gegen Brasilien und die corrientinischen Missionen; im Westen ist das Land in seiner ganzen Länge durch den Paraguay, einen der schönsten Ströme der Welt, von dem Gran Chaco getrennt. Im Norden bildet der Rio Apá die Scheidelinie gegen die brasilianische Provinz Mato grosso. In dieser Begrenzung liegt Paraguay zwischen dem 22. und 25. Gr. südlicher Breite. Seine Bodengestaltung ist mannichfaltig; der Norden und der Osten werden von Gebirgsketten durchzogen, die sich in kleineren Höhenzügen verlaufen, an diese schließen sich Hügelgelände und flache Hochstrecken, alle mit ungemein fruchtbarem Boden. Im Unterlande, nach dem großen Strome zu, der eine Menge von Nebengewässern aufnimmt, dehnen sich weite sumpfige Niederungen aus, welche in einem Theile des Jahres überschwemmt werden und die sich vortrefflich zum Reisbau eignen.

Bei solcher Bodengestaltung und den durch sie bedingten klimatischen Abstufungen wird es erklärlich, daß die Producte der heißen wie der gemäßigten Zone vortrefflich gedeihen; Paraguay könnte, falls es geordnete Zustände und eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung hätte, eines der reichsten Länder der Welt sein. Denn auch das Klima ist, von den sumpfigen Strecken abgesehen, gesund wenn auch heiß; man hat es oftmals mit jenem der Canarischen Inseln verglichen. Auch die Weltlage erscheint günstig; vermittelst der vielen schiffbaren Gewässer ist bequeme Verbindung einerseits nach Norden hin, andererseits bis nach Montevideo und Buenos Ayres, also bis zum Atlantischen Ocean gegeben.

Von den etwa 6000 deutschen Geviertmeilen war auch vor dem großen Kriege kaum ein Drittel bewohnt und unter einigem Anbau; in Folge dieses Krieges, der entsetzlich verheerende Wirkungen gehabt hat, sind von 1,340,000 Bewohnern heute kaum noch 450,000 übrig geblieben. Wir werden im Fortgang unserer Erzählung einzelne Scenen schildern, welche eine Vorstellung von der Art und Weise geben können, wie derselbe geführt wurde. Die Production liegt, aus Mangel an Arbeitskräften, völlig danieder; nur geringe Quantitäten von Landeserzeugnissen kommen in den auswärtigen Verkehr; und doch könnte das Land, Baumwolle und Tabak, Zucker, Mehl, Reis, Arzneipflanzen, Cochenille und Honig in überschwenglicher Fülle liefern, dazu noch werth-

volle Hölzer zum Schiffs- und Hausbau und zur Verfertigung von Möbeln. Indigo wächst wild; das wichtigste Product bleibt noch immer der Paraguaythee, Maté, welchen die Indianer in den Wäldern sammeln; Paraguay liefert die beste Sorte desselben.

Heute ist Paraguay eine „Republik“, und der vor einigen Monaten erwählte Präsident heißt Gill. Bis zum Jahre 1811 war es von Spanien abhängig und Asuncion einst die Hauptstadt aller spanischen Provinzen in der Region des La Plata; Buenos Ayres erhielt erst 1776 seinen eigenen Vicekönig. Seitdem trat Paraguay mehr und mehr in den Hintergrund; es fing schon damals an, sich einigermaßen zu isoliren. Nachdem es sich unabhängig erklärt hatte, trat an die Spitze zuerst ein Triumvirat, darauf ein Duumvirat, und von 1817 an bis 1840 stand dann allein an der Spitze der für seine Lebensdauer zum Dictator ernannte Don Jose Gaspar Rodriguez de Francia. Er war ein wunderlicher und seltsamer Tyrann, dieser Jesuitenschüler, ein warmer Bewunderer der sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts! Nie hat ein anderes Land so unbedingt und so willenlos einem einzelnen Manne sich gefügt. Was er sagte und wollte war Gebot und Gesetz; er duldete und erfuhr auch keinen Widerspruch; ein Staatsschreiber genügte um seine Erlasse gegenzuzeichnen. Er zwang auch den Clerus zu unbedingtem Gehorsam, verbannte alle die Leute spanischer Abkunft, welche ihm für unruhige Köpfe galten. In seiner Art war er, von Beruf Jurist, streng gerecht; er prüfte alle Urtheile und ließ in vielen Beziehungen auch Billigkeit vorwalten. Das Land verwaltete er etwa so, wie ein Hauswesen verwaltet wird, in welchem allein der Hausherr gebietet. Jedermann kannte ihn als streng, verschlossen, unbeugsam und für seine Person ganz und gar uneigennützig; als alter Junggesell lebte er überaus einfach. So viel irgend möglich hielt er sein Paraguay von dem Verkehr mit dem Auslande fern und der Fremde galt ihm für einen unwillkommenen Gast.

Aber diese Politik der Absperrung, welche der seltsame Mann in ein strenges System gebracht hatte, begreift sich leicht.



Straße in Asuncion.

Francia hatte die wilden, blutigen Wirren vor Augen, von welchen alle südamerikanischen, nun unabhängig gewordenen Staaten auf das Schwerste heimgesucht wurden und am ärgsten und blutigsten war der Verlauf der Dinge in Buenos Ayres, welches einer barbarischen Anarchie verfallen war und wo Blut buchstäblich in Strömen floß. Vor solchem Jammer sollte Paraguay bewahrt bleiben und es ist auch lange vor demselben bewahrt geblieben.

Das System, welches Francia befolgte, war nur einer Bevölkerung gegenüber durchzuführen, wie Paraguay sie hat. Dieselbe bestand zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung noch nicht aus einer halben Million Köpfen. Von diesen waren höchstens 60,000 von europäischer Abkunft, die Mischlinge hinzugerechnet; die ganze übrige Menge waren und sind noch heute Guaranis. Diese, von den Jesuiten bis zu einem gewissen Punkt gesittigt, sind an den strengsten Gehorsam gewöhnt worden, und diesen Umstand wußte Francia trefflich für sich zu benutzen. Der Guarani ist träg, friedlich, unterwürfig, lebt einfach, kennt keine höheren Bedürfnisse, führt mit seiner Familie ein patriarchalisches Leben und kann alle seine Bedürfnisse mit leichter Mühe befriedigen. Ohne gewisse Anlagen ist er nicht; er wird ein guter Schmied und Goldarbeiter, der ihm vorgelegte Muster recht geschickt nachahmt; Erfindungsgeist aber mangelt ihm.

Bei Paraguay muß man wohl in Obacht halten, daß die spanische Sprache zwar die amtliche ist, aber nur von einem sehr geringen Theile der Paraguayenses gesprochen oder verstanden wird; die allgemeine Volkssprache ist das Guarani, dessen sich im gewöhnlichen Leben auch die Weißen bedienen.

Wir haben hier nicht auf die politischen Wandelungen einzugehen, welche Paraguay seit dem Tode Francia's erfuhr. Diesem lag daran Ackerbau und Gewerbe zu befördern um möglichst unabhängig vom Auslande zu werden. Sein Nachfolger, Lopez der Erste, befolgte im Wesentlichen das System des Dictators, aber in gemilderter Weise; Ruhe und Frieden blieben ungestört, die Bevölkerung vermehrte sich beträchtlich und der Wohlstand gedieh. Aber sein Sohn Solano Lopez schlug einen andern Weg ein; er bauete Dampfer, Eisenbahnen, Arsenale und bildete ein Heer von weit über 30,000 Mann; Ehrgeiz trieb ihn, er trachtete nach Vergrößerung seines Gebietes, mischte sich in die Händel am

untern La Plata und brach den Krieg vom Zaune. Die Brasilianer, Argentiner und Uruguayenser schlossen gegen ihn ein Bündniß, überzogen Paraguay mit vereinigten Streitkräften, trafen auf erbitterte Gegenwehr, blieben nach einem fast fünfjährigen Kriege Sieger, und Lopez, der so unaussprechliches Unheil über das Land gebracht hatte, wurde erschlagen. Bis heute liegen in der Hauptstadt Asuncion noch brasilianische und argentinische Soldaten in Besatzung; das durch den Krieg völlig zu Grunde gerichtete Paraguay aber, nun „Republik", hat binnen vier Jahren, nach südamerikanischer Weise, schon seine obligaten Unruhen bei Präsidentenwahlen und kleine Revolutionen gehabt.

In der letzten Nummer des vorigen Bandes („Globus" XXVI, S. 369) schilderten wir die Fahrt eines Dampfers auf dem Parana; wir wollen ihn auf derselben bis nach Asuncion begleiten. Je näher man der Vereinigung dieses schönen Flusses mit dem Paraguay kommt, um so größer wird die Zahl von Inseln mit welchen derselbe besäet ist. Nicht selten findet man dort am Ufer sogenannte Monteros, „Leute des Waldes", Landstreicherfamilien, die man mit unseren Zigeunern vergleichen könnte. Sie fahren zwischen den Eilanden auf Kähnen umher, welche sie aus einem Baumstamme verfertigen, sind armselig gekleidet, haben keinerlei Beschäftigung, keine festen Wohnsitze und ernähren sich von dem was ihnen der Fluß und der Wald bietet, z. B. Capinchos (eine Art von Wasserschweinen) und auch Affen, die sich überall in den Bäumen umhertummeln. Jede Monterofamilie besitzt einige Hunde, die Kinder laufen völlig nackt umher. Jacarés, wie man dort die Kaïmans nennt, sieht man häufig am Strand, halb im Sande, halb im Wasser liegen, Abends verbreiten die Leuchtkäfer eine magische Helle. (S. 4.)

Corrientes ist die nördlichste argentinische Stadt am linken Ufer des Parana und nach Buenos Ayres und Rosario die größte; sie zählt etwa 20,000 Einwohner, hat einen guten Hafen und Gruppen hübscher Palmen stehen auch dicht am Flusse. Hier wachsen die besten Orangen und der Handelsverkehr ist nicht unbedeutend. Der Parana vereinigt sich



Cerro de Lambaré.

in drei Mündungen, den Tres Bocas, mit dem Paraguay; die Einfahrt zu demselben wird durch die Cerritoinsel beherrscht, welche während des Krieges lange Zeit eine Art von Gibraltar für Lopez war. Von da gewinnt die Landschaft einen ganz andern Anblick; der Strom verengt sich bis auf 400 Meter und wird sehr tief. Der Dampfer fährt an Oertlichkeiten vorüber, die während des Krieges oftmals genannt wurden, weil die Verbündeten dort lange Zeit ausdauernden Widerstand fanden, so z. B. bei Curupaiti, wo Lopez 150 Stück Geschütze aufgepflanzt und 30,000 seiner Soldaten sich verschanzt hatten. Oberhalb Humaïta, das gleichfalls eine wichtige Rolle spielte, mündet am rechten Ufer der Rio Bermejo, welcher von Nordwesten her den Gran Chaco durchströmt und jetzt regelmäßig von argentinischen Dampfern befahren wird. Am rechten Ufer des Paraguay liegen gar keine Ortschaften, am linken Ufer hält der Dampfer bei Villa Franca und Villa Oliva, fährt an Villeta vorüber und bekommt weiter oberhalb den Cerro de Lambaré in Sicht. Dieser merkwürdige Spitzberg hat mehr als 300 Fuß Höhe und ist so dicht mit Gestrüpp bewachsen, daß noch Niemand bis auf den Gipfel hat gelangen können. Bald nachher gewahrt man einen hohen Thurm und wirft Anker bei Asuncion; man hat bis dorthin von Buenos Ayres her 2100 Kilometer zurückgelegt.

Unter Lopez war diese Landeshauptstadt in einem verhältnißmäßig blühenden Zustande, aber während des Krieges und auch nach Beendigung desselben hat sie schwer gelitten und es wird lange Zeit vergehen bis sie sich wieder erholt hat. Sie gewährt nun einen traurigen Anblick.

Das Leben in Asuncion ist sehr einförmig. Die Männer der sogenannten guten Gesellschaft vertreiben sich die Zeit mit Matetrinken, Cigarrenrauchen, Essen und Schlafen, und es ist merkwürdig zu beobachten, wie die Menschen sich an ein derartiges Vegetiren gewöhnen und dasselbe ertragen können. Das Nichtsthun ist man kann sagen zu einer Einrichtung geworden, aber die Frauen, es sei zu ihrer Ehre gesagt, sind thätig. Paraguay hat ein heißes Klima; man steht früh auf um die Morgenfrische zu genießen und hält Nachmittags eine dreistündige Siesta. Aber die Hitze wirkt nicht so angreifend wie in Buenos Ayres und bringt nicht so starke Transspiration hervor wie am La Plata eine um ein Drittel niedrigere Temperatur. Am 11. September 1872,



Monteros auf den Inseln am Parana

also im dortigen Frühling, zeigte der Thermometer 8 Uhr Abends in einem mit Lüftungsapparaten versehenen Saale 29° C.

Der Handel liegt immer noch danieder und wird sich erst wieder heben, wenn die Bevölkerung zugenommen hat und geordnete Zustände vorhanden sind. In den Waarenläden kann man sehen, welcherlei Waaren zur Einfuhr gelangen, z. B. grobe Baumwollenzeuge und allerlei gewöhnliche Kurzwaaren aus England, Schuhwerk und Stiefel aus Buenos Ayres, fertige Kleider und Wäsche aus verschiedenen Ländern Europas; ordinaire Weine, Wachholderbranntwein aus Hamburg, Kartoffelschnaps, raffinirter Zucker, Rindstalg; sodann Stearinkerzen, Oel und Seife. Nicht zu vergessen chinesische Petarden, für welche viel Geld verschwendet wird. Solch eine Petarde besteht aus vielen einzelnen Stücken; man zündet eines davon an, das Feuer wird allmälig den übrigen mitgetheilt und so dauert das Sprühen und Knallen einige Minuten. Ohne ein derartiges Feuerwerk, gleichviel ob bei hellem Tage oder in dunkler Nacht, ist kein weltliches oder kirchliches Fest denkbar. Im Allgemeinen will der Einfuhrhandel nicht viel bedeuten und die Ausfuhr beschränkt sich auf einige wenige Landeserzeugnisse; unter denselben ist, wie schon früher bemerkt worden, der Paraguaythee (Yerba mate, Blätter der Ilex paraguayensis) das wichtigste. Dazu kommen Taback, harte Hölzer und etwas Leder und Rum. So steht es in einem Lande, wo Baumwolle und Indigo wild wachsen und wo der Reis drei Ernten im Jahre giebt!

In Paraguay erinnert noch Vieles an die Zeiten, da die Jesuiten die eigentlichen Herren im Lande waren. Sie hatten sich dort bei den Guaranis eine Art von Kirchenstaat zurecht gemacht, in welchem entsetzlich viel äußere Andacht getrieben wurde. Kein Haus ist ohne zumeist plumpe aus Holz geschnitzte Heiligenpuppen, die in einem Glaskasten stehen und Gegenstand der Verehrung sind. Dann und wann fällt es einer Familie ein, ihren Heiligen in Procession durch die Straßen zu tragen und die Nachbarn schließen sich an; dabei wird unablässig gesungen. Sobald der Heilige wieder an seinem Platze steht, wird eine Kerze vor ihm angezündet. Die Nische in welcher er auf einem Brette steht, wird sehr heilig gehalten und man würde um keinen Preis ein Stück Hausrath auf dasselbe stellen. Was die Jesuiten in Paraguay zurückgelassen haben, das ist, wie der Katholik Forgues sich ausdrückt: „Völlige Unwissenheit, absolutes Nichtvorhandensein moralischer Grundsätze und religiösen Fanatismus.“ Was den Männern heute noch übrig ist, hat, wenigstens in Asuncion, alle Originalität verloren. Sie stehen als ein ordinairer Typus da; Schwäche, Ohnmacht und Armuth tragen wesentlich dazu bei, sie abgefeimt und diebisch zu machen. Und doch ist der kostenfreie Elementarunterricht im Lande so allgemein verbreitet, daß man selten einen Paraguayenser finden wird, der nicht seinen Namen schreiben könnte. Aber auf weitere Ausbildung hat man keinen Bedacht genommen.

Villa Occidental liegt eine Strecke weit oberhalb Asuncion am linken Ufer des Paraguaystroms im Gran Chaco und befindet sich bis heute im Besitze der Argentiner. Es wird noch jetzt vielfach darüber hin- und hergestritten; Paraguay will nicht, daß eine so wichtige Position, von welcher aus der Strom beherrscht werden kann, in anderen Händen bleibe und auch Brasilien sieht ungern die Uebergriffe der Argentiner. Diese aber behaupten, daß sie ein Anrecht auf den Gran Chaco haben und erklären Villa Occidental für die Hauptstadt dieses Gebietes.

Der jetzt an und für sich noch unbedeutende Ort hat eine eigenthümliche Geschichte. Der Dictator Carlos Antonio Lopez, Vater Lopez des Zweiten, schickte diesen letztern nach Europa auch zu dem Zwecke, dort tüchtige Colonisten, insbesondere Ackersleute und Handwerker, anzuwerben. Statt solcher raffte er allerlei Müßiggänger im Hafen von Bordeaux und in den Vorstädten von Paris zusammen, Stiefelputzer, Orgeldreher, Bummler aller Art. Der Vater war nicht wenig enttäuscht, als eine solche Sendung in Asuncion anlangte. Diese „Colonisten“ waren in jeder Beziehung untauglich, declamirten viel von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und machten sich schon dadurch mißliebig bei einem Herrscher, der strenge Dictatur übte.

Lopez wollte sich so unwillkommener Gäste entledigen, mochte sie aber auch nicht nach Europa zurückschicken, weil sie dort sicherlich Lärm über Paraguay und dessen Gebieter geschlagen hätten; im Lande selbst sollten sie auch nicht bleiben, denn sie hätten sogenannte subversive Ideen unter dem Volke verbreitet. Also transportirte Lopez diese ganze Gesellschaft acht Leguas stromauf, dorthin wo nun Villa Occidental steht, also an einen Punkt, der günstig genug liegt und wo fleißige Leute wohl gutes Fortkommen hätten finden können. Aber gut behandelt wurden sie nicht, weil sie sich nicht gut aufführten. Sie bekamen die Bastonnade und die Peitsche in dieser „Colonie Neu-Bordeaux“. Viele gingen elend zu Grunde; manche liefen fort, um wo möglich nach Bolivia oder Peru zu entfliehen, denn der Strom war wohl bewacht und ein anderer Ausweg blieb ihnen nicht übrig. So schlugen sie sich denn in die Wildniß; die, welche von den Soldaten des Dictators wieder eingefangen wurden, bekamen grausame Strafen, von allen anderen hat man nie wieder etwas gehört; sie sind verhungert, oder von den Indianern getödtet, oder von Jaguaren aufgefressen worden.

Das heutige Villa Occidental nimmt sich recht hübsch aus und der Pflanzenwuchs erinnert an jenen von Rio de Janeiro. Man hat Straßen ausgelegt von 25 bis 30 Meter Breite; neben den Häusern stehen Palmen und Orangenbäume und man sieht schon einige Wohnungen die mit Ziegeln gedeckt sind. Die Argentiner haben mit Villa Occidental große Dinge vor; sie wollen einen fahrbaren Weg durch die Wälder des Chaco anlegen bis nach Salta im Oberlande, damit dieses einen Stromhafen am Paraguay gewinne, der ungefähr werden solle, was St. Louis in Nordamerika an der Mündung des Missouri in den Mississippi ist! Alle Südfrüchte gedeihen vortrefflich, das Zuckerrohr erreicht eine colossale Höhe und das Gleiche gilt vom Mais.

An europäischen Abenteurern fehlt es wie in Asuncion so auch in Villa Occidental nicht. Der französische Reisende L. Forgues traf dort einen Landsmann, welcher im deutsch-französischen Kriege unter den Freischützen gedient hatte. Er besaß auf der lieben weiten Welt gar nichts als was er auf dem Leibe trug, und blöde war er nicht; er erbat sich höchst unbefangen von dem Reisenden Geschenke, als da sind: Flinte, ein paar Revolver, Geld, einen Hut und ein Paar Stiefel! Als alter Freischärler wollte er nun ein Corps errichten, mit welchem er gegen die Indianer auszurücken gedachte.

Die weit überwiegende Mehrzahl der Bewohner von Villa Occidental besteht aus Guaranis. Früh Morgens gehen die Frauen an den Fluß um Wasser zu holen; sie tragen ihre großen Schöpfkrüge auf dem Kopfe. So lange dieselben leer sind, werden sie in malerischer und koketter Weise schief balancirt und dabei geht die Trägerin mit leichtem Schritte keck und sicher einher. Die einfache Kleidung besteht aus weißem Zeuge, gegen welches die dunkele Haut recht angenehm absticht. Der Rock reicht bis auf die Waden und eine Schnur dient als Gürtel; der obere Theil der Brust bleibt unbedeckt. Mit Taschen oder Körben befaßt man sich



Guaranifrauen in Villa Occidental.

nicht; was die Frau nöthig hat, trägt sie in diesem Hemde: Cigarren, Geld, überhaupt Alles was wir in die Taschen stecken. Es gewährt einen hübschen Anblick, wenn man sieht wie diese Guaranifrauen, immer im Gänsemarsch, zum Wasserholen gehen; es ist, als ob man ein antikes Basrelief vor sich hätte. Manche haben einen ganz prächtigen Körperwuchs und alle schöne Zähne, doch kann man, nach unseren Begriffen, den Typus nicht hübsch finden, weil die Backenknochen zu scharf hervorstehen und das Kinn viereckig erscheint. Die großen schwarzen Augen werden von starken Brauen beschattet, das rabenschwarze Haar ist sehr dick.

Jede Frau raucht Taback, fast immer hat sie eine colossale Cigarre im Munde, selbst die Kinder rauchen; wenn Säuglinge unruhig sind und schreien, giebt die Mutter ihnen nicht etwa die Brust, sondern steckt ihnen die angekauete Cigarre in den Mund. Man rühmt an diesen Frauen, daß sie große Anhänglichkeit an ihre gleichviel ob angetraueten oder nicht angetraueten Männer haben; sie widersprechen nicht, sind außerordentlich sauber in allen Dingen, fleißig und verständig.

Auf der linken Seite des Paraguay, also im Chaco, liegt eine Meierei, die jetzt als Quinta de la Miseria bezeichnet wird. Man gelangt vom Stromufer dorthin in einer guten Stunde und doch sind die Bewohner nicht sicher vor



Die Quinta de la Miseria.

Ueberfällen der Indianer, die im Jahr 1872 den Besitzer der Quinta, Namens Mequelain, nebst dessen Familie ermordet haben. Man sieht an der Eingangsthür noch die Spuren der Axthiebe, vermittelst welcher sie dieselbe einschlugen. Dem Manne zerschmetterten sie den Schädel, dann stürzten sie über die Frau her und über drei Knechte, die gleichfalls ermordet wurden. Eine andere weiße Frau, die im Hause als Dienerin sich befand, schleppten sie mit sich fort. Nach etwa sechs Wochen gelang ihr die Flucht; wie durch ein Wunder glückte es ihr nach der Quinta zurückzukommen. Es ist bemerkenswerth, daß diese Chaco-Indianer Abneigung gegen die weißen Frauen haben, während bei den Pampasindianern das Gegentheil der Fall ist. Die fünf Schlachtopfer sind in dem Graben bestattet worden, welcher um die Quinta gezogen ist; auch mit Pfahlwerk ist sie umgeben. Außerdem hatte Mequelain, wie unsere Illustration zeigt, eine Art von Hochwarte errichtet, um die Bewegungen der Indianer beobachten zu können, denen er anfangs mißtrauete; als sie ihn aber längere Zeit ganz unbehelligt ließen, wurde er sorgloser. Der Kazike, welcher ihn ermordete, hatte die Nacht vorher als wohlaufgenommener Gast unter seinem Dache geschlafen! Die gegenwärtigen Besitzer der Quinta befinden sich wohl; sie betreiben die Schweinezucht im Großen und wenn ein Indianer sich blicken läßt, knallen flugs ihre Gewehre und pfeifen die Kugeln.

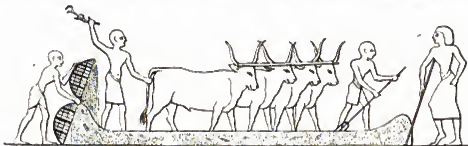
---

# Ein Handwörterbuch des biblischen Alterthums *).

Wenn wir das hier angezeigte Werk im „Globus“ besprechen, so rechtfertigt sich dieses durch den überaus reichen archäologischen und ethnographischen Inhalt desselben, der hier für uns der allein maßgebende ist, während der dogmatische Theil uns nicht berührt. Wie oft kommt der Geograph, der Archäolog, der Culturhistoriker in die Lage sich in der Bibel Auskunft über einen ihn interessirenden Gegenstand holen zu müssen, den er etwa vergleichsweise heranziehen will. Wie schwer aber ist das Nachsuchen in dem dicken Werke und wie wenige Gelehrte aus den angeführten Kate-

*) Handwörterbuch des biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser. Von Dr. E. A. Riehm, Professor der Theologie in Halle. Mit vielen Illustrationen, Plänen und Karten. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing 1875.

gorien sind auch „bibelfest". Ihnen allen nun wird das nach Art eines Conversationslexikons eingerichtete „Handwörterbuch" vortreffliche Dienste leisten, denn Fachleute wie Prof. O. Fraas, Prof. Giebel, Prof. Georg Ebers, Prof. Eberhard Schrader haben die naturhistorischen, archäologischen, geographischen Artikel verfaßt. Besonders ausführlich sind auch die Biographien und ein Aufsatz wie jener über „Abgaben" führt uns in die Volkswirthschaft der alten Juden ein, während wir in dem Artikel „Aelteste" die politische Verfassung Israels näher kennen lernen; jene



Austreten der Körner durch Rinder mit unverbundenem Maule. Aegyptische Darstellung.

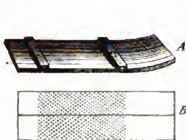
Aeltesten, die den David als König der ganzen Judenschaft anerkannten, waren „adelige Landstände". Schon die erste Lieferung des auf zehn Hefte berechneten Buches läßt den großen Reichthum des Ganzen erkennen und zeigt, daß überall die neuesten Resultate der Wissenschaft eingearbeitet sind.

Von vielfachem Interesse ist der Artikel Ackerbau, in dem gezeigt wird, wie die jüdischen Hirtennomaden erst in Aegypten den hoch entwickelten Feldbau kennen lernen und dann erst nach der Besitznahme des fruchtbaren Canaan zu einem wirklich seßhaften Ackerbauervolk werden, während aber immer noch einzelne Stämme (Ruben, Gad, Simeon) an der Lebensweise der Wanderhirten festhalten. Unter den von den alten Juden gebauten Pflanzen fallen uns die Gurke (Jesaias 1, 8) und die Baumwolle auf. „Sie scheint, wie im Mittelalter und noch jetzt in einigen Gegenden (z. B. im südlichen Theil der Küstenebene, der alten Schephela bei Lydda, in der Ebene Jesreel), auch von den Israeliten auf den Aeckern Palästinas cultivirt worden zu sein (vergl. 1. Chr. 4, 21, wo bei den „Leinewebern" an Baumwollspinner und Baumwollweber zu denken ist; und Pausan. 5, 5, 2: „hebräischer Byssus").

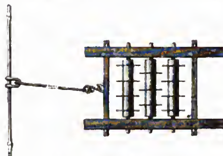


Heutiger ägyptischer Dreschwagen im Gebrauch.

Wie stationär das Leben im Orient ist, erkennt man gerade am Ackerbau am besten, denn hier läßt sich nachweisen, daß letzterer noch heute gerade so betrieben wird wie zur Zeit der monumentalen Aegypter oder alten Juden. Nehmen wir beispielsweise das Dreschen an, so finden wir, daß es in der Regel sofort auf dem Felde unter freiem Himmel besorgt wurde, was die Regenlosigkeit der Erntezeit (1. Sam. 12, 16 ff.) verstattete. Geringe Quantitäten Getreide wurden und werden noch heute in Palästina bloß mit einem Stocke ausgeklopft (Ruth 2, 17. Richt. 6, 11),




Syrischer Dreschschlitten.
A Ober-, B Unterseite. Nach Wetzstein.



Dreschwagen. Grundriß.



Dreschwagen. Seitenansicht.
Nach Niebuhr's Reisen in Arabien.

ein Verfahren, welches bei Hülsenfrüchten und beim Kümmel das gewöhnliche war (Jes. 28, 27). Zum eigentlichen Dreschgeschäft wurden wo nicht ein- und für allemal bleibende Tennen vorhanden waren, solche meist in kreisrunder Form von etwa 50 Fuß im Durchmesser angelegt, worauf die Garben auf die Tenne hinaufgebracht wurden. Das Dreschen wurde in drei verschiedenen Weisen besorgt. Bei der ersten wurden die Garben in dicken Schichten im Kreise herum ausgebreitet, worauf 4 bis 5 neben einander gespannte Rinder so lange darüber getrieben wurden, bis sie die

Körner mit ihren Füßen ausgetreten und das Stroh zur Spreu zerkleint hatten (vergl. Hos. 10, 11. Mich. 4, 12 f.); den Rindern sollte dabei das Maul nicht verbunden werden (5. Mos. 25, 4). Dasselbe Verfahren ist auch schon auf altägyptischen Denkmälern abgebildet (die Ochsen stets ohne Maulkorb), und ist noch in Aegypten, Arabien, Syrien und Palästina üblich. Wie dies noch jetzt geschieht, so mußten zweifellos auch schon im Alterthum die Getreidehalme dann und wann mit einer großen zwei- oder mehrzackigen hölzernen Gabel umgewendet werden. Die zweite Dreschart war die mit dem Dreschschlitten (hebr. charis oder morag charus; griech. tribolon; lat. tribulum). Er besteht aus zwei vorn aufwärts gebogenen und neben einander befestigten starken Planken; in den Boden sind von unten viele Löcher gebohrt, in welchen scharfe Stücke harter Steine festgemacht sind. Das oft mit Steinen oder durch den darauf sitzenden Lenker beschwerte Geräth wird von Rindern über die ausgebreiteten Garben gezogen, wodurch die Körner ausgedrückt und das Stroh ganz fein zerschnitten wird (2. Sam. 24, 22 „Schleifen"; Jes. 41, 15. Hiob 41, 21). Auch diese Dreschschlitten sind noch jetzt in Syrien und Palästina im Gebrauch. Statt des Dreschschlittens wird in Aegypten wohl von den ältesten Zeiten her der Dreschwagen gebraucht. Aber auch die alten Hebräer haben ihn — dies ist die dritte Dreschweise — angewendet, wenn auch schwerlich zu ein und derselben Zeit in derselben Gegend, wo der Dreschschlitten heimisch war. Diese Dreschmaschine besteht aus einem niedrigen viereckigen Wagengestelle mit zwei oder drei im Innern desselben und einander parallel laufenden Walzen; an jeder derselben sind 3 bis 4 platte, radförmige, geschärfte Eisenscheiben so befestigt, daß die der einen in die Zwischenräume, welche die der anderen lassen, eingreifen. Ein Sitz für den Führer ist auf, und eine Deichsel mit einem Joch an der Maschine angebracht; sie wurde ebenfalls von Rindern, doch schon zu Jesaja's Zeit auch von Pferden gezogen und leistete die Dienste des Dreschschlittens in noch vollkommenerer Weise.



Nubischer Typus.
Alte Darstellung (1300 v. Chr.) nach Brugsch's geogr. Inschriften B. II, mit der Bezeichnung: Der Große des schlechten Landes Kusch.

Von einem solchen Dreschwagen ist jedenfalls Jes. 28, 27 f. die Rede. Beide zum Dreschen gebrauchten Maschinen sind nach der grausamen Kriegssitte des Alterthums auch angewendet worden, um besonders verhaßte Kriegsgefangene damit kurz und klein zu schneiden (2. Sam. 12, 31 „Zacken"; 2. Kön. 13, 7).

Unter den ethnographischen Artikeln heben wir jene Schrader's über die Aethiopier und Araber hervor. Aethiopier ist (1. Mos. 2, 13. 2. Kön. 19, 9. Jes. 20, 3. 4. 5. Judith 1, 10) der griechische Name für jenes Land und Volk, welches im hebräischen A. T. den Namen Kusch führt, während Luther dafür Mohrenland, Mohren bietet. Die Bedeutung von Kusch lernen wir aus den assyrischen Denkmalen kennen, denn hier ist es gleichbedeutend mit Miluhhi oder Meroë und bezeichnet zunächst im politischen Sinne das südlich von Aegypten belegene Reich, welches im Großen und Ganzen mit dem heutigen Nubien sich deckt.

Die Nationalität der Kuschäer ist schwer festzustellen. Sicher ist lediglich, daß sie mit den Semiten nichts zu thun haben; wie das Vorkommen derselben Stammesnamen bei Semiten und Kuschiten zu erklären, ist bereits vorhin angedeutet. Auch daß wir darunter Negervölker zu verstehen hätten, ist höchst unwahrscheinlich, ja wird durch die Beschreibung der Nubier, was Gesichtstypus und Schädelgestaltung, sowie was die Beschaffenheit des Haupthaares betrifft, welches nicht das Wollhaar der Neger, geradezu ausgeschlossen. Am wahrscheinlichsten haben wir in den kuschitischen Aethiopen eine den Aegyptern nahe stehende Race zu sehen, welche wie diese noch zu der kaukasischen Völkersippe gehört. Vielleicht ist uns in der Bega-Sprache der heutigen Bischarin noch die alte kuschitische Sprache Nubiens erhalten (s. Lepsius, Briefe aus Aegypten und Aethiopien 1852, S. 266). Die jetzigen Nubier wurden erst um 300 n. Chr. aus den Oasen westlich vom Nil in ihre heutigen Wohnsitze gerufen.

Die mitgetheilten Proben mögen genügen um das Werk — dessen theologische Seite von uns ganz unberührt bleibt — zu empfehlen.

---

# Die letzte Hungersnoth in Persien.

Wie furchtbar die Hungersnoth in Persien gewüthet hat, zu einer Zeit, wo der edle Herrscher dieses Landes ungezähltes Gold auf seiner europäischen Reise verausgabte, läßt sich aus einzelnen, zerstreuten Angaben eines Augenzeugen, des im „Globus" öfters erwähnten Dr. Bellew, abnehmen. Genaue Daten über jenes Ereigniß werden ja nie zu uns dringen; aber schon das Wenige genügt, um die furchtbare Barbarei zu begreifen, in welche Persien zurückgesunken ist. Ein Vergleich mit der durch europäische Cultur soeben glücklich bekämpften Noth in Indien dürfte sehr lehrreiche Resultate ergeben.

Kaum hatten Bellew und die übrigen englischen Reisenden Afghanistan verlassen und persischen Boden betreten, als sich auch schon die ersten Anzeichen der bereits im dritten Jahre andauernden Hungersnoth bemerkbar machten. Fast in jedem Orte standen eine Menge Häuser leer, während andere schon in Trümmer fielen. Die frischgrüne, baumreiche Umgebung, die traubenvollen Weingärten und die Obstpflanzungen standen im schroffsten Gegensatze zum drinnen herrschenden Elend. Ganz naturgemäß nahm die Unsicherheit auf den großen Straßen immer mehr zu, und die Turkmenen benutzten ebenfalls die günstige Gelegenheit, ihren altgewohnten Menschenraub im größten Maßstabe zu betreiben. Der Bezirk von Meschhed allein verlor so an 20,000 Bewohner, welche sich ohne viel Widerstreben auf die damals noch offenen Sklavenmärkte von Chiwa und Buchara führen ließen. Ihre Regierung rührte ja keinen Finger, um ihr Elend zu mildern, während sie in der Sklaverei doch Nahrung zu finden hoffen durften. Ja, zeitweilig ließen sich die Hungrigen in solcher Menge fangen, daß die Behörden die

Thore Meschheds militärisch besetzen ließen, um die Einwohner am Verlassen der Stadt zu hindern.

Einige der fürchterlichsten Beispiele von Elend sei uns erlaubt hier anzuführen. In Mahiabad lebten 1872 von 18 Familien nur noch 4, in Ghibt von 400 Einwohnern 250. In Kum starben 1871 40 Personen vor Hunger, 25 bis 30 Familien wanderten deswegen aus. Die Zurückbleibenden waren zu schwach, ihre Todten selbst zu begraben. Diese wurden in flache Brunnen gestürzt und mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, so daß die ganze Luft von Verwesungsgerüchen erfüllt war. Selbst im Bette des vorbeifließenden Baches lagen menschliche Schädel und Gebeine!

Damghan, eine Telegraphenstation östlich von Teheran, zählte noch 200 Familien von seinen früheren 1000; in Teheran selbst starben damals wöchentlich 200 Menschen an Hunger und Typhus; aber die Regierung sah nichts und wollte nichts sehen. Im District von Türbet Haidari, einem der volkreichsten und fruchtbarsten in Persien, verminderte sich die Bevölkerung durch Tod und Auswanderung um 20,000 Seelen; mehr als ein Menschenalter muß vergehen, um die Verluste alle zu ersetzen. Der District von Sebzwar verlor 24,000, der von Nischapur mindestens 20,000; Hamadan sank von 50,000 auf 25,000 Einwohner und in Kirmanschah allein starben 15,000 Menschen.

Auf dem ganzen Wege von der afghanischen Grenze bis zur persischen Hauptstadt sah Bellew fast nie ein Kind: alle waren sie gestorben. Nirgends Musik, Gesang und Lustigkeit; nur Trauer, Tod und Elend. Längs der Straßen nichts als Gräber, zum Theil von wilden Thieren aufgescharrt und ihres Inhaltes beraubt, so daß Knochen und Kleiderfetzen herumlagen. Niemals hatte sich Dr. Bellew eine gleich günstige Gelegenheit geboten, seine kraniologische Sammlung zu bereichern. Es war herzzerreißend für ihn, sich stets von den elendesten, hungrigen, wandelnden Leichen ähnlichen Geschöpfen umgeben zu sehen, ohne ihnen helfen zu können. Denn das eine Mal, wo er Brod vertheilen ließ, war er nur die schuldlose Ursache der fürchterlichsten Kämpfe, in denen das Meiste von der dargereichten Nahrung zu Grunde ging. Und wie viele unter den noch Lebenden mußten seiner festen Ueberzeugung nach noch der Landplage zum Opfer fallen!

Erst in Karriud, unfern der türkischen Grenze, hörten diese Scenen gräßlichsten menschlichen Elends auf.

In Chorassan allein schätzt man den Verlust an Menschenleben auf 120,000; im gesammten Reiche kann er kaum weniger als eine und eine halbe Million betragen haben!

Und mitten in diesem Elende, welche fabelhafte Pracht und Verschwendung bei den Großen des Reiches! Gouverneur von Meschhed war damals Sultan Murat Mirza, ein Oheim des Schah, welcher ihm für seine Dienste bei der Belagerung von Herat im Jahre 1856 den Titel „Schwert des Reiches“ verliehen hatte. Diesem Herrn statteten die Engländer einen Besuch ab, wobei er sich als ein wohlunterrichteter Mann erwies. Doch lassen wir nun Bellew selbst reden. „Der Empfangssaal war reich mit prachtvollen Teppichen von Birdschan und herrlichen purpurrothen Atlasdecken belegt. Während des Besuchs brachten Diener, so viele als Personen anwesend waren, ganze Ladungen Scherbet, Kaffee, Thee und Eis herein; während abwechselnd mit ihnen andere Diener Wasserpfeifen präsentirten. Die Tassen waren vom feinsten Porcellan und die Löffel von massivem Golde. Die Findschan (Tassenuntersätze) bestanden aus Goldfiligran und waren reich mit Perlen, Smaragden und Rubinen besetzt. Die Wasserbehälter der Pfeifen waren Sèvresporcellan und mit französischen Gemälden geziert; die Tabacksbehälter von Gold mit Brillanten und Perlen und die Mundstücke von Gold mit Türkisen besetzt. Kein Exemplar glich dem andern; aber alle waren gleich kostbar verziert und ausgelegt. Der Prinz gilt für einen der reichsten Leute im Lande; aber für sein verhungerndes Volk hat er nichts, gar nichts gethan. Und er wußte doch darum; denn er selbst gab den Verlust seiner Provinz auf 120,000 Menschen an!!“

---

# Zur Charakteristik der Bulgaren.

Von F. Kanitz.

Im westlichen Balkan, dort wo der Bulgare ausschließlich das Terrain seit jeher behauptete, wo man nur äußerst selten eine nicht slavische Niederlassung findet, wo also die bulgarische Bevölkerung so ziemlich rein im Blute geblieben ist, gelangt auch der ihr eigene Typus am unverfälschtesten zum Ausdruck.

Der Bulgare ist gewöhnlich gedrungener von Gestalt als der Romane und Grieche. Seine Körperformen sind musculös, auch sieht man mehr magere als fette Leute. Die Schädelform wechselt, doch neigt sie mehr am Hinterhaupt einer spitzen Verjüngung zu. Das Gesicht bildet oft ein schönes Oval, die Stirn hängt etwas vor, die Nase erscheint mehr geradlinig als gebogen, die Augenlider sind enger gespalten als bei den anderen Südslaven, was die Augen des Bulgaren etwas kleiner erscheinen läßt. Uebereinstimmend mit dessen vorherrschend friedlichem Charakter spiegelt sich in ihnen mehr Güte als Muth und Energie. Die Augenbrauen sind kräftig entwickelt, das Haupthaar, schlicht und von blonder Farbe, geht nur selten in dunkele Tinten über. Der Gesichtsausdruck im Ganzen verräth manchmal eine nicht gewöhnliche Intelligenz, immer aber Ernst und Beharrlichkeit, Eigenschaften, die der Bulgare in Landbau, Industrie und Gewerbe oft in staunenswerther Weise bethätigt. In den stärker vorspringenden Backenknochen und enggeschlitzten Augen dürfen wir wahrscheinliche Ueberbleibsel aus der Blutmischung mit den finno-uralischen Eroberern erblicken.

Das weibliche Geschlecht ist von mittlerm Wuchse; in jüngeren Jahren zeigt es hübsche Gesichtszüge, in manchen Gegenden, z. B. in einigen Bezirken zwischen dem Vid und Ogust, ist es sogar schön und von üppigen Formen. Leider thut die orientalische Sitte des Schminkens dem von Natur frischen, etwas tief gefärbten Teint starken Abbruch. Mit der Verheirathung verschwinden aber alle diese ursprünglichen Reize unter dem Drucke harter körperlicher Arbeit, die auch bei den Bulgaren, wie bei allen Südslaven, auf den Frauen lastet. Die Formen verlieren bald ihre Rundung und nur im raschen elastischen Schritt erinnert die zwanzigjährige Frau an das siebenzehnjährige Mädchen.

Noch geringere Niederschläge, als in des Bulgaren Physis, hat die Kreuzung mit dem finnischen Stamme in seiner Sprache zurückgelassen. Das Finnisch-Bulgarische und das Slavische gehören ebenso heterogenen Sprachstämmen an, wie das Arabische und Spanische. Hier wie dort vermochte sich aus der Kreuzung dieser Sprachen kein neues Idiom zu entwickeln. Unvermittelt standen und verharrten sie, sich gegenseitig abstoßend, nebeneinander.

Dieser gänzliche Untergang des Idioms der bulgarischen Eroberer aus dem Ural neben der Sprache der besiegten Slaven bildet ein höchst merkwürdiges Phänomen, welches dafür spricht, wie wenig die Linguistik für sich allein berufen ist, in der Völkerphysiologie das Wort zu nehmen. Es rechtfertigt die Bedenken gegen manche von einzelnen Sprachforschern in den letzten Jahren mit allzugroßer Zuversicht aufgestellte Folgerung und bekräftigt die von einsichtigen Philologen gewürdigte Thatsache, daß ethnographische Probleme sich nur mit Unterstützung der Geschichte und Ethnologie lösen lassen.

Das von den Slavenaposteln geschaffene slavisch-bulgarische Schriftthum nahm unter einigen culturfreundlichen Fürsten, namentlich unter Simeon, dem Sohne des ersten christlichen Fürsten Boris, einen vielverheißenden Aufschwung und trug sicher wesentlich dazu bei, den Gebrauch des finno-bulgarischen Idioms gänzlich zu verdrängen. Nach den Urtheilen der bewährtesten slavischen Linguisten steht der grammatische Bau dieser altbulgarisch-slavischen Schriftsprache unter allen slavischen Idiomen der großrussischen Mundart am nächsten. Mit dem Falle des bulgarischen Reiches verlor sie aber ihre ursprüngliche Reinheit. Gleich dem Lande wurde sie durch serbische, griechische, romanische, albanesische und türkische Elemente überfluthet und selbst dem Etymologen wird es gegenwärtig schwer, in ihr die Sprache der Slavenapostel zu erkennen.

Trotz alledem, und obwohl das Bulgarische in Manchem, z. B. durch den mangelnden Infinitiv, durch den Gebrauch des Artikels u. s. w., von anderen slavischen Sprachen abweicht, zählt es zu diesen, und eine früher oft beliebte Annahme, es gehöre zu den finnisch-tatarischen Idiomen, beruht auf vollster Unkenntniß desselben. So vielfach verändert also auch dies Neubulgarische erscheint, so blieb es doch dem Russischen nahe verwandt und auch Serben und Bulgaren wird es leicht, sich nach einiger Uebung mit einander zu verständigen.

In neuerer Zeit sind verschiedene Lehrbücher der bulgarischen Sprache geschrieben worden; doch leiden sie meistens an dem Fehler, daß sie die Volkssprache zu wenig berücksichtigen und dieselbe an russische oder serbische Sprachgesetze binden wollen. Man nimmt übrigens an, daß in der Gegend von Katofer am Balkan das Bulgarische am reinsten gesprochen werde.

Wie in Sprache, Gesichtsbildung, Berufs- und Sinnesweise, sondert sich der Bulgare auch in der Tracht von seinem serbischen Nachbar. An die Stelle des in Serbien noch allgemein auf dem Lande üblichen Fes tritt bei ihm die Cubaca, eine kalpakähnliche Mütze aus dunkelm oder lichtem Schaffell, unter welcher das Kopfhaar lang oder als Zopf nach rückwärts geflochten herabhängt. Gleich den Alttürken scheeren auch die älteren Bulgaren ihr Kopfhaar bis auf einen langen Haarbüschel am Scheitel. Es ist dies eine Sitte, die auch bei den finnischen Bulgaren, Ungarn und anderen üblich war und noch heute bei den Morlaken, Albanesern, Montenegrinern und älteren serbischen Bauern gebräuchlich ist.

Der Bulgare trägt ein weitärmeliges Hemd, am Brustschlitz und an den Schultertheilen mit äußerst zierlichen, bunten Stickereien ausgenäht; helle, weitgeschnittene Beinkleider, im Sommer aus Leinen, im Winter aus weißem Abbatuch, welche unter dem Knie mittelst rother Wollbänder oder Lederriemen festgemacht werden, und einen rothen Leibgürtel, von dem an der linken Seite gewöhnlich ein zu allen Diensten verwendbares, in einer Scheide verwahrtes Messer herabhängt. Vor Kälte schützt eine bei den Wohlhabenden mit schwarzem Schnürwerk verzierte Jacke oder ein langer Rock, beide gleichfalls von Abbatuch, und im strengen Winter ein Schafpelz, Kapuzenmantel oder eine dicke Kotze. Als Fußbekleidung werden größtentheils selbstfabricirte Bundschuhe oder auch Babuschen (türkische Schuhe) getragen. Uebrigens besitzt jeder Distriet im bäuerlichen Anzuge eine oder die andere abweichende Eigenthümlichkeit. Die Tracht des städtischen Bulgaren der niedern Classe unterscheidet sich nur von der hier geschilderten durch die dunkleren Tuchfarben und den Fes. Die Kaufleute, Aerzte, Lehrer sowie Alles, was zur Intelligenz zählt, hat jedoch in letzter Zeit das europäische Kleid angenommen.

Besonders auffallend ist die große Mannichfaltigkeit in der äußern Erscheinung der bulgarischen weiblichen Landbevölkerung. Beinahe jeder Kreis hat seine besondere Tracht. Im Allgemeinen flechten die bulgarischen Frauen das sie auszeichnende, oft künstlich dunkel gefärbte, üppige Haar in große Zöpfe, welche sie mit reichem Zierrath an Blumen, Münzen und Bändern geschickt anzuordnen wissen. Schon dieser Kopfputz ist je nach der Landschaft bei Mädchen und Frauen verschieden. Besondere Sorgfalt verwenden beide auf die mit bunter Wolle oder Seide von ihnen selbst ausgeführten Stickereien an Brust, Achseln und Aermelenden des oben weit geschlitzten, stets reinen weißen Hemdes, welche in ihrer mannichfaltigen Abwechslung und Schönheit eine reiche Fundgrube von Ornamenten selbst dem erfindungsreichsten europäischen Musterzeichner bieten könnten. Der Rock aus selbst gewebtem, dickem, farbig gestreiftem Wollenstoff wird in enge Falten gelegt, darüber wird eine ebenso gearbeitete, in Fransen auslaufende Schürze vorn und oft rückwärts getragen. Manchmal auch solche ohne Rock, allein über dem lang herabfallenden Hemde, was bei den hübsch gebauten Mädchen die Körperformen deutlich hervortreten läßt. Rock und Schürzen werden um den Leib durch einen Gürtel (pojas) zusammengehalten, welcher gewöhnlich mit großen kreisrunden oder palmenförmigen Spangen aus Metall- oder Perlmutterarbeit geziert ist. Oft sind es Erbstücke aus massivem Silber, gegossen oder in Filigran emaillirt und mit Steinen ausgelegt, ganz bewunderungswürdig gearbeitet. Noch manch andern, echten und unedeln Schmuck, Armringe, Ohrgehänge, Ringe, liebt die bulgarische Frau. Sie behängt sich mit jedem möglichen Zierrath, namentlich mit Blumen, Münzen und Perlenschmuck, doch beinahe immer instinctiv in malerischer geschmackvoller Weise, welche auf einen angeborenen Farben- und Formensinn schließen läßt.

Anders verhält es sich mit der Frauentracht in den Städten; durchschnittlich zeigt sie ein unerquickliches Gemenge von nationaler, türkischer und europäischer Mode. Der Kopfputz mag immerhin passiren, er hat mit dem serbischen große Aehnlichkeit, ebenso die Umhüllung des Oberleibes mit dem kurzen goldgestickten, oft pelzverbrämten seidenen Jäckchen. Ungraziös im höchsten Grade sind aber die weiten, sackartigen Pluderhosen, in welchen die Beine stecken. Dieses echt moslimsche Kleidungsstück reicht bis zu den Knöcheln und verhindert jede freiere Bewegung. Die jüngere, in Pest, Wien, Paris erzogene Generation hat jedoch mit der alten Tradition gebrochen, Sie erobert der europäischen Mode täglich ein immer mehr wachsendes Gebiet

2*

und die Wiener Confectionsgeschäfte werden bald die bulgarischen Schönen zu ihren besten Kunden zählen. In den reicheren Familien huldigen die Eltern wohl noch nationalem, oder richtiger orientalischem Brauche, die Jugend beiderlei Geschlechts, von deutschen und französischen Erziehern geleitet, emancipirt sich aber in Allem und Jeglichem und oft nur allzusehr von altpatriarchalischer Tradition und Sitte.

In vielen Häusern hat der französische Roman Eingang gefunden! Neben classischer Musik ertönen weit mehr Strauß' und Offenbach'sche Weisen. Die jungen Leute spielen französische und auch ins Bulgarische übersetzte fremde Stückchen. Billard- und Kartenspiel ist in den Kaffeehäusern an der Tagesordnung und in den Donaustädten verfehlen böhmische Liedersängerinnen und Musikanten selten ein dankbares Publicum anzuziehen. Im Ganzen herrscht jedoch in den städtischen bulgarischen Kreisen ein wohlthuender, durch die immer größern Anklang findende deutsche Literatur geförderter ernster Ton, welcher mit dem am jenseitigen walachischen Ufer im gesellschaftlichen Leben zu Tage tretenden grell contrastirt und die tiefgehenden Unterschiede des slavischen und romanischen Volkscharakters auch den weniger mit beiden Vertrauten erkennen läßt.

Ganz besondere Empfänglichkeit zeigt der bulgarische Städter für die Reize des ländlichen Lebens. Erübrigt er eine Mußestunde, so pilgert er gern, am liebsten mit seiner Familie und guten Freunden, hinaus in die das Stadtweichbild umsäumenden Gärten. Dort zwischen Reben und Obstbäumen, im kühlen Schatten eines Kiosk oder im Walde, unterhält er sich gern in ungebundener Fröhlichkeit mit heiterm Spiel, Gesang und Tanz. Ein Dudelsack, eine Violine oder Flöte (svirka) findet sich immer und überall und ein oder das andere Mitglied der Familie ist stets musikalisch.

Am beliebtesten in Stadt und Dorf ist der alte Nationalreigen „Horo“. Er hat mit dem griechischen Labyrinthtanz und mit dem serbischen „Kolo“ große Aehnlichkeit und wird gewöhnlich nur im Freien getanzt. Mädchen und Bursche schließen zuerst eine Kette. Sie gleicht einem bunten Bande, das sich stets zwei Schritte vor und einen nach rückwärts bewegt. Das Tempo wird allmälig rascher und die beiden Flügel suchen sich mit energischeren Schritten einander zu nähern. Der Ring schließt sich endlich, um bald sich wieder zu lösen und aufs Neue suchen die Flügel die Vereinigung wieder zu erstreben. Im hübschen Wechsel der Figuren, welche das Band beschreibt, in der Elasticität, mit welcher man dem Rhythmus der Musik folgt, äußert sich der Hauptreiz des Tanzes. Es giebt auch einen Solotanz, eine Art Polonaise, der immer nur von einer Tänzerin, dann auch einen Tanz zu Zweien, welche im raschen Tempo ausgeführt werden; ferner der etwas groteske Bärentanz, račinica, bei dem ein in Bärenfell gesteckter, den Bär in Stimme und Bewegung imitirender munterer Bursche von den Tänzern unter Schreien und Scherzen umsprungen und geneckt wird.

Noch heute ist der Bär ein stabiler Bewohner des bulgarischen Hochgebirges. Sein Fell wird als Trophäe betrachtet und auch im altbulgarischen Volksliede spielt er eine große Rolle, z. B. in dem Heroengesange von „Jovanco Krim Pelivanco“. In dieser wie in anderen Verherrlichungen des nationalen Helden, z. B. des berühmtesten Deli Marko, wird beinahe ausschließlich der Sieg roher Kraft gefeiert. So zeigt man bei der „careva niva“ Sistov's einen Stein, welchen Deli Marko von Nikopoli dahin geschleudert haben soll. Alle diese Heldenfabeln ergehen sich im breitesten Materialismus, es fehlt ihnen jeder ideale Schwung und vom Cultus holder Frauen, welcher unsere mittelalterlichen und selbst die serbischen Heroensagen erfüllt, ist in den bulgarischen kaum eine Spur zu finden.

In den Thälern des thrakischen Despoto-Dagh wurde in neuerer Zeit bei den dortigen Pomaci (moslimschen Bulgaren, welche ihre slavische Muttersprache bewahrt haben) eine Reihe alter traditioneller Lieder aufgefunden, welche, wie z. B. „die Hochzeit der schönen Vulkana mit der Sonne“, durch ihren hochpoetischen, in einer weit zurückliegenden heidnischen Epoche wurzelnden Inhalt, einzig in ihrer Art unter allen südslavischen Volkspoesien dastehen. Die altslavische Mythologie findet sich hier vermengt mit Legenden der classischen Völker. Neben der slavischen „Viba“ (Wald- und Quellenfee) tritt der musicirende Orpheus auf etc. Die Funde sind noch zu neu und das letzte Urtheil über dieselben ist noch nicht gesprochen.

Der jüngere bulgarische Volksgesang behandelt im Allgemeinen lyrische und heitere Stoffe. Es sind Hirten- und Liebeslieder, welche das Leben in Wald und Feld, Leid und Freud der Minne besingen. In neuester Zeit macht sich eine höchst charakteristische Erscheinung bemerkbar. Ganz so wie unmittelbar vor dem serbischen Befreiungskampfe gelangen auch in Bulgarien die sogenannten Haiduckenlieder in Aufschwung. Man besingt und feiert die jüngsten verunglückten Thaten Hadschi Dimitri's, Karadscha's, Filip Toto's und anderer Bandenführer. Indem man ihr Andenken wach zu halten sucht, hofft man den kriegerischen Geist der jüngern Generation zu beleben.

Der epische Gesang jedoch, der bei den Serben eine so hohe Ausbildung erreichte, in dem sich ihr Freiheits- und Vaterlandsgefühl so mächtig und unverfälscht äußert, jene herrlichen Dichtungen, welche den Ruhm und die Thaten, das Leben, Lieben und Streben der großen Krale, Zare und Nationalhelden besangen, die dem dauernden Gedächtnisse durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht erhalten blieben und den Geist des Serben während der schlimmsten Epoche der Erniedrigung stählten, fehlen dem Bulgarenvolke beinahe gänzlich. Ebenso auch die einsaitige Gusle, mit welcher in Serbien diese bilderreichen, vielstrophigen Heldengesänge begleitet werden. Mehrsaitige den Türken entlehnte Instrumente, insbesondere die Gaida, treten an ihre Stelle.

---

# Neue Forschungsreisen.

Allem Anscheine nach nehmen die geographischen Forschungsreisen mehr und mehr zu. Selten wohl haben der Londoner geographischen Gesellschaft gleich bei Beginn ihrer Wintersession so zahlreiche Berichte und Originalkarten aus allen Theilen der alten Welt vorgelegen, wie am vergangenen 10. November, wo der Präsident, Generalmajor Rawlinson, eine dahin bezügliche Uebersicht gab. Wir übergehen hier, was er über den Stand der arktischen Forschungen und die fünf letzten australischen Entdeckungsreisen von John und Alexander Forrest, Giles, Gosse, Roß und Warburton sagte,

da der „Globus“ seine Leser über diese Gegenstände stets auf dem Laufenden erhält.

Neuguinea ist außer von Michluko-Macley (vergl. „Globus“ Bd. XXVI, S. 317) noch von mehreren Reisenden besucht worden und tritt überhaupt unter allen Inseln des Stillen Oceans seit einigen Jahren so sehr in den Vordergrund, daß fast jedes Heft der italienischen geographischen Zeitschrift „Cosmos“ ausführliche Artikel über die Fortschritte in seiner Erforschung enthält. Capitän Moresby, welcher schon 1873 die Südostspitze des Landes aufnahm, hat jetzt ein Gleiches mit der Nordostküste gethan. Im Südosten haben sich verschiedene Missionäre niedergelassen; nach dem Westen geht der italienische Naturforscher Dr. Becari, während sein früherer Begleiter D'Albertis in das Innere vordringen will.

Was Afrika anbelangt, so haben Livingstone's Tagebücher *) glücklich Sansibar erreicht, andere befinden sich schon im Drucke und eine Copie der dieses Werk begleitenden Karte, welches sehr viel neues geographisches Material enthalten soll, konnte schon der englischen Gesellschaft vorgelegt werden.

Lieutenant Cameron setzt des großen Forschers Werk fort; den letzten Nachrichten zufolge hat er das Südende des Tanganyikasees umfahren und dort einen Ausfluß entdeckt, welchen er für den Kongo hält. Ende Mai 1874 stand er im Begriffe, diesem Wasserlaufe zu folgen, um auf ihm zur Westküste durchzudringen. Die Mittel dazu boten ihm öffentliche Sammlungen, nachdem die Gesellschaft schon 2300 Pfund Sterling für diese Expedition verausgabt und die Zurückberufung ihres Reisenden beschlossen hatte. Durch die Auffindung jenes Ausflusses dürfte die Behauptung Findlay's und Sir Samuel Baker's, daß Tanganyika und Albert Nyanza ein zusammenhängendes Seebecken seien, noch mehr erschüttert werden, als durch die Reise Livingstone's und Stanley's, welche die Nordufer des erstern Sees umschifften und zwar einmündende Ströme, aber keinen Ausfluß auffanden.

Stanley selbst befindet sich wieder in Afrika, durch die Eigenthümer des Londoner „Daily Telegraph“ und des „New York Herald“ mit reichen Mitteln versehen. Bis jetzt hat er nur eine kleine Reise auf dem Lufidschi, welcher vor Kurzem durch das englische Aufnahmeschiff „Shearwater“ besucht wurde, ausgeführt, ohne gerade viel Neues zu entdecken; aber die von ihm 1871 bewiesene Energie führt vielleicht zu Größerm, und wenn sein nächster Zweck auch nur ist, jenen beiden Zeitungen Berichte zu schreiben, so läßt sich doch auch für die Geographie Etwas erwarten.

Lieutenant Grandy, welcher von Kongo her Livingstone zu Hülfe kommen sollte, ist es nicht gelungen, in das Innere tief einzudringen; aber er hat wenigstens ein Stück noch unbekannten Gebiets auf beiden Ufern jenes Flusses erforscht und so eine willkommene Ergänzung zu den Arbeiten unserer deutschen Reisenden an jener Küste geliefert. Möge dem jetzt dorthin abgehenden Hauptmann v. Homeyer ein günstigerer Stern leuchten!

Von Aegypten sind soeben zwei Expeditionen ausgerüstet worden, um zuerst Kordofan und das mit Waffengewalt erschlossene Darfur zu durchforschen und so unseres Nachtigal, des glücklich nach fünfjähriger Wanderung in Kairo angelangten, Werk zu ergänzen und dann nach dem Albert Nyanza vorzudringen, auf welchem vielleicht schon in diesem Augenblicke Oberst Gordon's Dampfer schwimmen.

*) Nach einer Erklärung des Herausgebers H. Waller wären dies die ursprünglichen Aufzeichnungen, während die schon durch Stanley überbrachten Papiere die Reinschriften derselben wären. Die Gewißheit darüber wird nicht lange auf sich warten lassen.

In Südafrika war St. Vincent Erskine thätig; er reiste von Inhambane an der Küste nach dem Hofe Umseila's zwischen dem Limpopo und dem Sambesi mit der Absicht, einen Weg vom Meere zu den Goldfeldern im Norden des Caplandes zu eröffnen, während Elton die Küste von Dar Salam bis Kilwa (Quiloa) in allen Details aufnahm und Dr. Mullens die geographische Domaine der Franzosen, die Insel Madagaskar, durchzog und werthvolle Karten von ihrem Innern entwarf. Letzterer kommt so dem Franzosen A. Grandidier zuvor, welcher seine sechsjährige Bereisung der Insel im Jahre 1870 beendigte, aber bis jetzt nur wenige Kleinigkeiten darüber veröffentlicht hat.

Wir gehen zu Asien über, wo die bedeutende, ausführlich von uns besprochene (Bd. XXVI, S. 218, 230 und 281) Forsyth'sche Expedition eine Menge neuen, geographischen Stoffes geliefert hat. Als wir zuletzt über dieselbe berichteten, befand sich ein Theil ihrer Mitglieder in Kila Pandscha, dem Hauptorte Wachans, mit der Erforschung der Pamir beschäftigt. Diese haben durch einen erfahrenen Eingeborenen die Landschaft Schignan nördlich und nordwestlich von Wachan, welche der Murghab, ein Zufluß des obern Oxus, durchströmt, besuchen lassen und damit ihre eigenen Resultate wesentlich ergänzt und vermehrt. Ebenso wurden die von Wachan ins Indusgebiet führenden Pässe untersucht und zum Schrecken manches patriotischen Engländers als leicht zugänglich befunden; so der Baroghil, welcher mit einem leichten Anstieg von kaum 1000 engl. Fuß aus dem Oxusthale über den Hindukusch nach Tschitral führt, also an den obern Chonar, welcher durch den Fluß von Kabul dem Indus tributär ist. So der etwas östlicher gelegene, fast ebenso leicht passirbare Ischkaman oder Karambar, über welchen man von Wachan aus Gilgit und damit das Gebiet des Maharadscha von Kaschmir erreicht.

Andererseits sind auch die Russen in ihren neuerworbenen Gebieten überaus thätig: sie haben das Oxusdelta erforscht und daselbst zahlreiche Punkte astronomisch fixirt, das gesammte alte Oxusbett zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere, in dessen mittlerm Theile bis dahin immer noch eine unbekannte Strecke von über 30 deutschen Meilen Länge geblieben war, nivellirt und angeblich die Möglichkeit dargethan, es wieder schiffbar und damit zu einer Handelsstraße nach Innerasien zu machen. Sie haben zwischen jenen zwei Wasserbecken ein zweites Nivellement weiter nördlich, da wo sie sich am nächsten kommen (zwischen 45° und 46° nördl. Br.) ausgeführt, um eventuell dort einen Schienenstrang zu legen, und den Dschany-Darja, ein ehemaliges Jaxartesbett zwischen dem Daukarasee und Fort Perowski, aufgenommen, letzteres eine Arbeit, an welcher sich neben Oberst Stoletoff auch der englische Ingenieurmajor Wood betheiligte. Generalmajor Rawlinson knüpft zwar an diese Aufnahme die Hoffnung, daß sie seine Hypothese bestätigen werde, nach welcher einst vor 400 Jahren der Jaxartes durch diesen Dschany-Darja sich in den Oxus und beide in das Kaspische Meer ergossen hätten, während damals der über 1100 Quadratmeilen Landes bedeckende Aralsee temporär verschwunden und eingetrocknet (!) gewesen wäre. Es ist eines der letzten Verdienste des unlängst verstorbenen R. Rösler, alle für jene Hypothese vorgebrachten, schwachen Argumente in seiner Abhandlung: „Die Aralseefrage, noch einmal geprüft“ (Wien 1873) siegreich wiederlegt zu haben; schon die Wassermasse, welche der Jaxartes (Silis bei Plinius; entsprechend dem heutigen Namen Syr) vom Thianschan herabwälzt, erfordert ja mit Nothwendigkeit die Existenz eines Mündungsbeckens.

In Hinterindien sind zwei Expeditionen am Werke,

deren eine eine flüchtige Aufnahme von Tung-ho nordöstlich von Prome in Pegu nach Kianghang am Melhong ausführt, um damit den ersten Anstoß zur Eröffnung einer Straße nach Tonking zu geben. Die zweite, schon von uns erwähnte, besteht aus Oberst Brown, Ney Elias, dem Naturforscher Dr. Anderson und einem Dolmetscher; sie wird, mit chinesischen Pässen versehen, von Mandalay über Momein nach Talifu in Jünnan gehen.

Und schließlich bereist Capitän Napier in Iran die Grenze zwischen Merw, Herat und Meschhed und füllt so eine große Lücke auf unseren bisherigen Karten aus.

Das sind in Kurzem die Gegenstände, welche die Londoner Gesellschaft zunächst beschäftigen werden, aber damit ist die Liste der augenblicklichen Forschungsreisen noch keineswegs geschlossen.

# Aus allen Erdtheilen.

### Dr. Gustav Nachtigal's Heimkehr.

Wir haben die Freude, den neuen Band des „Globus" mit der Nachricht beginnen zu können, daß Nachtigal glücklich aus Wadaï und Darfur in Aegypten angelangt ist. Nur wenige andere Forschungsreisende haben so große Gefahren zu bestehen und so viele Beschwerden zu ertragen gehabt, wie dieser kühne Mann, dessen Ausdauer und Energie geradezu bewundernswürdig erscheinen. Die Wissenschaft darf von ihm auch über die beiden ebengenannten, bisher so unbekannten, den Europäern so lange verschlossen gebliebenen Länder die reichste Ausbeute erwarten. Nachtigal nimmt, wie jüngst Schweinfurth und Rohlfs gethan, abermals ein Stück Schleier fort, der noch über manchen Gegenden Afrikas liegt. Dem ägyptischen Chedive, der nun Darfur seinen übrigen Besitzungen einverleibt, wird unser Landsmann über dasselbe zuverlässige Auskunft geben können.

Schon vor einigen Monaten traf die Nachricht ein, daß „Edris Effendi al Sahib" in Chartum angelangt sei, und von da an war er geborgen. Am 20. November war er in Siut, also schon in Aegypten, dessen Chedive, der die großen Leistungen des Reisenden zu würdigen weiß, diesem dann einen Nildampfer zur Verfügung stellte und den Mann in Kairo in ehrenvoller, auszeichnender Weise empfing. Die deutsche Colonie in Kairo ließ es sich nicht nehmen, dem berühmten Landsmann ein Festmahl zu veranstalten, an welchem auch der große Aegyptologe Brugsch und Werner Munzinger sich betheiligten. Wir, denen es vergönnt war, so manche werthvolle Mittheilungen Nachtigal's, z. B. über seine Wanderungen bei den Tibbu-Reschade und in Baghirmi, mitzutheilen, rufen ihm ein fröhliches Willkommen zu. Er wird, so manches Jahr hindurch an heißes Klima gewöhnt, noch längere Zeit in Aegypten verweilen, denn ein europäischer Winter würde Gefahren für seine Gesundheit bringen, die ohnehin auf so viele harte Proben gestellt worden ist.

### Stanley am Rufidschi.

Dem „Daily Telegraph" in London sind interessante Nachrichten von Hrn. Stanley zugegangen, der, wie man sich erinnern wird, auf Kosten des „Newyork Herald" und des genannten Londoner Blattes eine Expedition nach dem mittlern Afrika unternommen hat. Hr. Stanley meldet, daß er die Untersuchung des Deltas und des Rufidschi-Flusses, der etwa 70 englische Meilen südlich von Sansibar in die See mündet, beendigt habe. Der Amerikaner verließ in Begleitung zweier Engländer, Pocock und Francis, Sansibar am 18. October, segelte abwärts in dem auch nach seinen eigenen Anweisungen direct für die Expedition gebaueten Boote „Wave" zur Simbu-Oranga-Mündung im Delta und verfolgte dann den Hauptstrom weiter hinauf als dies bisher noch der Fall gewesen ist. Er fand zwei breite und schiffbare Flüsse. Zu Boot gelangte er bis Kisu, dem Punkte, an welchem die Sklavenkarawanen des Innern, wie er fand, regelmäßig auf dem Wege nach Dar-Salaam und den nördlichen Häfen übersetzen. Eingezogenen Erkundigungen zufolge kann man mit Canoes und sonstigen zweckmäßig gebaueten Fahrzeugen von niedrigem Tiefgang bis zu 240 Meilen von der Küste vordringen. Hr. Stanley glaubt, daß mit der zahlreichen Bevölkerung der vom Rufidschi durchströmten Ebene ein vortheilhafter Handel in Elfenbein, Specereien, Getreide u. s. w. getrieben werden kann. Weiterhin werden im Brief Anweisungen gegeben, wie eine von der englischen Regierung etwa unternommene Expedition ausgerüstet sein müßte und vollständig bei Kisu den Sklavenhandel brach legen könnte. Nachdem Hr. Stanley das Delta des Rufidschi vermessen und skizzirt sowie die Insel Mafia besucht hatte, kehrte er nach Sansibar zurück, um Leute für die Expedition nach dem Innern anzuwerben.

### Aus den Amurgegenden.

Die Angelegenheiten der Amur-Dampfschiff-Compagnie sind laut Nachrichten der „Moskauer Zeitung" in äußerster Zerrüttung, so daß es nicht abzusehen ist, wie sie sich ohne Liquidation herauswickeln soll. Alle Dampfboote, die alten wie die neuen, sind in einen so untauglichen Zustand gerathen, daß sie ihren Frachtverbindlichkeiten nicht nachkommen konnten, welchen Umstand sich die Besitzer von privaten Dampfern, besonders der Chinese I-Chu-San, vortrefflich zu Nutze gemacht haben. Dieser thätige Chinese, der sich vor einigen Jahren ein Dampfboot kaufte, gilt als der pünktlichste Frachtführer und als der zuverlässigste Lieferant. Die Unpünktlichkeit der Amur-Compagnie hat es den Besitzern der Privatschiffe ermöglicht, den Frachtsatz zu erhöhen und ihren Gewinn zu vermehren.

Neben der Compagnie bildet die Entdeckung reicher Goldminen am Flußsystem der Burea durch die Leute des Herrn Anossow den Hauptgesprächsgegenstand am Amur. Die Burea fällt vom Norden her in den Amur und ist schon seit langer Zeit von Jägern aus der Jakutzker Gegend besucht worden. An der Burea stand sogar seit lange schon eine russische Capelle, bei welcher die russischen Händler mit den eingeborenen Jägern zum Eintausch von Fellen zusammenzutreffen pflegten. Die Entdeckung von Goldminen war hier wie anderwärts rein die Sache des Zufalls. Beim Bade an einem heißen Tage soll ein Arbeiter, der früher Goldsucher gewesen war und durch die Aehnlichkeit der Gegend mit ihm bekannten Goldgegenden frappirt wurde, mit der Hand Sand aus dem Grunde des Flusses heraufgeholt, ihn mit geübter Hand ausgewaschen und Gold entdeckt haben. Das hat den Anführer der Partie zu Schürfungen veranlaßt, wobei nicht nur Gold gefunden wurde, sondern die Torfschicht, die über dem goldhaltigen Sand liegt, sich als so dünn erwies, daß die goldhaltige Schicht an einigen Stellen fast offen zu Tage tritt. Der Eindruck dieser Entdeckung am Amur war kein freudiger. Allerdings können die Goldwäschereien einzelnen Menschen Reichthum bringen, den Inhabern derselben nämlich und den Branntweinhändlern, aber auf die

wirthschaftliche, commercielle und gewerbliche Entwickelung des Amurgebiets werden die Goldminen hier wie andern Orts sicher einen schädigenden Einfluß ausüben. Der Mangel an Arbeitern ist ohnehin groß am Amur und jetzt werden sicherlich viele bereits angesiedelte Einwohner vom Goldfieber ergriffen werden. Die Goldwäscher werden, natürlich aus Mangel an Arbeitern, ohne Wahl alles Gesindel engagiren und Sicherheit und Ruhe in der Gegend werden schwinden. Die ohnehin ungenügende Dampfschifffahrt wird sich ausschließlich darauf werfen, Lasten und Arbeiter zu den Minen und zurückzutransportiren. Jetzt schon sind die Preise für Tagelohn und die gewöhnlichsten Handelsobjecte und Gewerbeproducte fast unerschwinglich. Der Zucker zum Beispiel, der in Nikolajewsk mit Transport 6 Rubel per Pud kostet, wird in Blagoweschtschensk mit 11 Rubel bezahlt. Wie soll das erst später werden?

### Aus dem russischen Reiche.

Den wichtigsten Industriezweig des Astrachaner Gouvernements bildet die Gewinnung des Koch- und Steinsalzes, welche in Folge Vorrückens der Eisenbahnen bis an die Grenze dieses Gouvernements und der dadurch ermöglichten leichtern Communication einen großen Aufschwung genommen hat. Aus dem Elton-Salzsee im Bezirke von Zarew und dem Baskuntschatskoje-Salzsee im Jenotajewski'schen Bezirk, sowie aus dem Tschaptschali-Berg befindet sich Steinsalz unter einer Lage von Thon und Sand in einer Ausdehnung von 140,000 Quadratklafter. Die Gewinnung ergab im Jahre 1873 13,099,752 Pud 5 Pfund im Vergleich zum Vorjahr um 1,262,551 Pud 30 Pfd. mehr. Exportirt wurden aus dem Gouvernement 8,388,248 Pud 15 Pfd. Welchen Ueberfluß an Salz das Astrachaner Gouvernement besitzt, ergiebt sich daraus, daß von 1865 bis 1871 50,671,867 Pud Kochsalz und 1,804,414 Pud Steinsalz gewonnen wurden, im Durchschnitt also pro Jahr 7,239,000 Pud Koch- und 258,000 Pud Steinsalz. Es ist dies ein ganz erkleckliches Resultat, wenn man in Betracht nimmt, daß im ganzen übrigen russischen Reiche während derselben Zeitdauer die Ausbeute 146,040,501 Pud Kochsalz und 20,099,178 Pud Steinsalz erreicht hatte.

Von Hrn. Miklucho-Maclay waren neue Nachrichten aus Java eingelaufen. Er hatte zunächst die Absicht, sich in die inneren Gebirge der Halbinsel Malakka zu begeben, um einen dortigen mit den Papuas verwandten oder identischen Stamm zu studiren. (— Es sind wohl die Semangs gemeint. —)

— Der russische Maler Karasin hat Skizzen der von ihm bereisten Gegenden am Aralsee und vom Mündungsgebiete des Amu Darja entworfen. Die sehr hübschen Bilder, welche in der Russischen Geographischen Gesellschaft vorgezeigt wurden, veranschaulichen sehr gut den äußerst trostlosen Charakter jener Gegenden. Das ganze Ufer des Aral ist unbewohnt von Menschen, aber man trifft auf ganz ungeheuere Schwärme von Möven, Pelikanen und anderen Wasservögeln. — In den mit Schilf bestandenen Niederungen am Ausflusse des Amu-Darja trifft man hier und da Jurten der Karakalpaken. Diese drängen sich im Winter in ein großes Lager bei Tschimbai zusammen. Karasin's Bilder haben für physische Geographie und Völkerkunde einen bleibenden Werth.

— Das Seengebiet von Onega nach Osten und Süden hin bis an die Zuflüsse der Dwina und die Quellen der Wolga ist in Bezug auf physikalische Geographie und Zoographie während der letztverflossenen drei Jahre von Hrn. J. S. Poljakow durchforscht worden. Derselbe hielt in der Petersburger Geographischen Gesellschaft einen Vortrag; das erwähnte Gebiet bildet eine einige hundert Fuß hohe Wasserscheide, die, allen Anzeichen nach zu urtheilen, zur Eiszeit ebenfalls unter Gletschern sich befunden hat. Später haben sich beim Abschmelzen des Eises zahlreiche Seen gebildet, wie wir sie in Finnland noch jetzt erhalten sehen, im Osten aber wegen der weichen Beschaffenheit der zu Grunde liegenden Gesteine schon bedeutend durch Abflüsse niedriger gelegt worden sind. An den meisten von Poljakow besuchten Seen konnte man alte Ufer zuweilen bis 70 Fuß über den jetzigen erkennen. Zur Zeit der größern Ausdehnung der Seen fand auch durch diese und die zugehörigen Flüsse eine directe Wasserverbindung zwischen dem Weißen Meer und der Ostsee statt, durch welche ein Austausch von mancherlei Fischen und Crustaceen stattgefunden haben kann, die sich jetzt in beiden Meeren gemeinschaftlich finden. Von der vielverbreiteten Ansicht eines früher marinen Zusammenhanges zwischen Ostsee und Weißem Meer müssen wir gegenwärtig zurückkommen. Interessant ist, daß die Quellseen der Wolga, wie der unregelmäßig verzweigte Seliger See in ihrer Fischfauna noch ganz den nordischen Charakter haben, während die Wolgafauna erst mit der Schelsna beginnt, die früher wahrscheinlich aus einer Reihe von Seen bestanden hat, welche die alte Quelle der Wolga bildeten. An einem Durchschnitt an der Schelsna wurde in bedeutender Tiefe unter der aus Schwemmland gebildeten Oberfläche ein Lager mit Süßwassermuscheln gefunden, was gleichfalls für früher hier vorhandene Süßwasserbecken, nicht aber für Meeresablagerungen spricht, die man über das ganze flache Rußland hat ausdehnen wollen.

### Kohlenreichthum im Territorium Colorado.

Schon früher entdeckte man in dem von der Natur so reichgesegneten Colorado nach den verschiedensten Richtungen bedeutende Kohlenlager, deren Product hinter den besten Kohlen Pennsylvaniens nicht zurücksteht.

Auf einer in den Sommermonaten unternommenen Expedition in Colorado hat aber der ausgezeichnete amerikanische Forscher Prof. Hayden bei einer geologischen Untersuchung der Umgegend von Cañon City weitere unermeßliche Kohlenlager entdeckt, er hat zugleich festgestellt, daß dieselben sich weithin durch das südliche Colorado erstrecken. Ihre Ausdehnung kann erst durch eine spätere Expedition genauer ermittelt werden. Bis jetzt sind überhaupt nur wenige der Ebenen und Bergabhänge des Territoriums wissenschaftlich nach Kohlen durchforscht.

Ueber die bis jetzt entdeckten Kohlen in Colorado berichtet das deutsche „Journal" in Denver Folgendes:

„Unsere Kohlenlager lassen sich in verschiedene Classen eintheilen, jedoch mehr nach ihrer geographischen Lage als nach der Qualität der Kohle, die fast überall von derselben Güte ist. Die nördlichen Felder, die sich über Weld- und Larimer-County erstrecken, sind bis jetzt fast noch gar nicht bloßgelegt, doch haben angestellte Versuche ergeben, daß die gewonnenen Kohlen denen von Wyoming an Güte gleichkommen und sich vorzüglich für Coke und für Schmelzwerke eignen. Die Minen an den östlichen Abhängen in Boulder und Jefferson County lieferten bis jetzt etwa drei Fünftel der im Territorium consumirten Kohlen, ungefähr 120,000 Tonnen, und sind besonders die Murphy-, Marshall-, Erie- und Davidson-Minen erwähnenswerth. Die Murphy hat ein solides Lager von 18 Fuß Dicke, die übrigen erreichen von 12 bis 15 Fuß. Die südlichen Minen in Las Animas und Fremont County liefern die besten bis jetzt gefundenen Kohlen, die sich viel besser für die Fabrikation von Coke eignen als irgend welche bis jetzt in Amerika gefundene. Die Kohlenfelder in Summit County sind erst neuerdings entdeckt und haben bis jetzt noch nicht bearbeitet werden können, sind jedoch für die Zukunft dieses Theiles der Vereinigten Staaten von der allergrößten Wichtigkeit. Sie dehnen sich über die ganze Fläche der Wasserscheide zwischen dem Bär- und White-Flusse aus und die bis jetzt untersuchten Adern zeigen eine Mächtigkeit von 5 bis 15 Fuß; dabei sind die Kohlen von ausgezeichneter Qualität. Die Conejos-Felder sind gleichfalls erst neuerdings entdeckt, doch ist ihre Bearbeitung nur eine Frage der nächsten Zukunft. Nur etwa 30 Meilen südlich von dem sich rasch entwickelnden San-Juan-Minendistricte gelegen, liefern sie ein Product, das sich vorzüglich für Schmelzwerke eignet. Auch südwestlich von der neuen Niederlassung West Las Animas in Bent-County, dem gegenwärtigen Endpunkt der Arkansas-Valley-Bahn, hat man neuerdings mächtige Kohlenlager entdeckt, welche der

Entwickelung jener fruchtbaren Flußniederungen bedeutenden Vorschub leisten werden."

## Valparaiso

in Chile ist bekanntlich der wichtigste Hafenplatz von Südamerika und steht als solcher an der ganzen Westküste des Continentes nur hinter San Francisco zurück. Die jüngste Zählung hat 146,720 Einwohner ergeben, doch sind in dieser Ziffer die nächsten Umgebungen mit inbegriffen. Die eigentliche Stadt nimmt einen Raum von nur 160 Hectaren ein und besteht aus drei Theilen: dem Hafen, an welchem sich die Waaren speichern und mehrere öffentliche Gebäude befinden; San Juan und dann Almendral; dieser letztere ist am stärksten bevölkert und dort hat der Kleinhandel seinen Hauptsitz. In der Unterstadt zählt man etwa 5000 Häuser, ohne die Vorstädte Baron, Delicias und Cabrileria. In der Oberstadt auf den Anhöhen, namentlich auf denen von Alegre und Concepcion, haben die fremden Kaufleute ihre stattlichen Wohngebäude. Die Zahl der Großhandlungsfirmen beträgt 130; davon entfallen auf die Engländer 38, die Deutschen 37; fast alle anderen sind Chilenen. Der deutsche Handel steigert sich von Jahr zu Jahr. — Die Bahn von Valparaiso nach der Hauptstadt Santiago ist 185 Kilometer lang.

## Die dravidischen Sprachen.

Ein englischer Geistlicher, Caldwell, hat eine vergleichende Grammatik derselben veröffentlicht und nachgewiesen, daß die Zahl der dravidisch redenden Menschen gegenwärtig 48,600,000 betrage. Die dravidischen Sprachen sind: Tamil, Telugu, Canaresisch, Malayalam, Tulu, Kurgh, Toda, Kota, Ghond, Kon, Radschmahal und Oraon. — In einer der beiden Hauptsprachen Beludschistans, dem Brahui, sind beträchtliche dravidische Bestandtheile nachzuweisen. — Von den dravidischen Sprachen entfallen auf das Telugu etwa 15 Millionen Seelen; auf das Tamil 14,500,000; das Canaresisch 9,250,000; das Malayalam 3,750,000; das Ghond 1,135,000; das Tulu 300,000; das Kou 268,000; das Oraon 263,000; das Kurg 150,000; das Radschmahal 41,000; das Kota 1112; das Toda nur 752 (?). Unter den dravidisch redenden Völkern ist bei manchen ein Zug zum Auswandern lebendig, namentlich bei den Tamilen. Deshalb ist ihre Sprache noch weit verbreitet; sie wird auch im Telugugebiete, unter den Canaresen und in Travankore vielfach geredet; ferner hört man sie häufig auf den Sundainseln, zu Ranguhn in Britisch-Birma, auf Ceylon, Réunion, im Natallande, auf den Antillen, kurz überall wohin Tamil-Kulis kommen. Nach Caldwell's Meinung gehören neun Zehntel der Menschen, welche eine dravidische Sprache oder Mundart reden, zur „dravidischen Race".

* * *

— Die Länge der vorhandenen Telegraphenlinien betrug in der Mitte des Jahres 1874 schon 576,800 Kilometer, mit 1,661,000 K. Draht. Die unterseeischen Linien sind 84,600 Kilometer lang. Die Zahl der Telegraphenämter stellte sich auf etwa 26,000; davon entfielen auf das deutsche Reich 4326, Frankreich 2620; Oesterreich-Ungarn 936, Italien 1277, England 5600. Die Zahl der Telegramme, welche jährlich während der drei Jahre 1871 bis 1873 befördert wurden, beträgt im Durchschnitt 71 Millionen.

— Die Engländer sind Juden. Nun erfahren wir doch endlich, wie es sich mit der ethnischen Abstammung der Bewohner Großbritanniens verhält. Es ist Alles nichts mit Kelten, Angelsachsen und Normannen. Ein Mr. Edward Hine hat am 1. November 1874 eine zahlreich besuchte Vorlesung im Stadthause zu Woolwich gehalten, in welcher er seinen Scharfsinn und seine überaus profunde Gelehrsamkeit bewundern ließ. Das Bibellesen hat ihn, wie der selige Baron Maltzan gesagt haben würde, „als einen Engländer verrückt gemacht." Also: Die verlorenen Stämme Israel, denn die müssen ja immer herhalten, verschwinden aus der Geschichte, seitdem sie Anno 725 vor der Zeitrechnung der Christen in die assyrische Gefangenschaft kamen, „sie offenbaren sich jedoch wieder im englischen Volke," das freilich auch auf Handeln und Handel sehr erpicht ist. Unsere heutigen Juden stammen, wie Herr Hine weiß, vom Stamme Juda ab, den man beileibe nicht mit den Israeliten verwechseln darf. Diese letzteren sollen, wie prophezeiet war, selbst nach ihrem Verschwinden ein „heiliges Volk" bleiben; sie waren dazu auserkoren, das Joch ihrer Unterdrücker zu zerbrechen. Nachdem sie dann lange liebe Zeit — wo, werden wohl sie am besten gewußt haben — in der Welt umhergezogen waren; setzten sie sich endlich auf den westlichen Inseln fest, die vor dem europäischen Festlande liegen, und ein Abkömmling des Sultans David — es wird nicht gesagt, welche von den tausend Frauen desselben seine Mutter war — war bei ihnen und sollte immer und ewig den Thron innehaben. Sie, die Israeliten, mußten sich derart vermehren, daß sie bestimmt und gehalten waren, andere Länder in Besitz zu nehmen. Sie kamen an die Spitze aller Völker, sie wurden eine unbesiegbare Macht, ein Volk, erhaben durch seinen christlichen Charakter, seine Missionsarbeiten und seine Philanthropie. Diese sinnreichen Entdeckungen belegte der scharfsinnige Hr. Hine mit unzähligen Bibelstellen. „Die Prophezeiung muß sich erfüllt haben, oder die Bibel bleibt unbestätigt. Kein anderes Volk auf Erden entspricht ja den Prophezeiungen der heiligen Schrift, außer allein die Engländer." Hine's „geschichtliche" Forschungen haben, wie er sagt unwiderleglich, ergeben, daß die „sogenannten" Angelsachsen von den Kindern Israel abstammen; er hat sie verfolgt bis zu der Stelle, wo sie verschwanden, „aber von da an weiß Niemand mehr, wo sie geblieben sind," bis sie dann in England erscheinen. Herr Hine bewies die Identität der Juden mit den Engländern auch aus der Architektur der englischen Kirchen und außerdem auch verschiedenen Stellen, die im Gebetbuche der anglicanischen Kirche enthalten sind. — Die wissenschaftliche Welt muß dem Manne dankbar sein für seine wichtigen Entdeckungen; die Engländer können sich ja nun rühmen, daß sie, und nur sie, das auserwählte Volk Jehovas sind.

— Rumänische Monatsnamen. Im Kalender der Walachen heißt unser Januar Calendar; — Februar Fcourar; — März Marzicior; — April Priar; — Mai Florar; — Juni Cireschar (Kirschenmonat); — Juli Cuptor (Ofen, wegen der Hitze); — August August; — September Rapaciune; — October Brumar mic, d. h. Monat der kleinen Nebel; — November Brumar mare, Monat der großen Nebel; December Indra oder Undra.

— Die Stadt Denver (im Territorium Colorado) hat jüngst eine Volkszählung vorgenommen; dieselbe ergab 16,800 Seelen, wovon nur 6500 weiblich. „Hübsche brave Mädchen finden Gelegenheit sich gut und anständig zu verheirathen und solche werden bei uns willkommen sein; aber Schoolmarms, puritanische Schulmamsellen aus den Yankeestaaten, die ja fast alle äußerst mager und platt ohne schöne Rundung sind und in kirchlicher Hinsicht albern verbohrt, sind kein Einfuhrartikel, den wir möchten. Auch die Heulweiber, diese betenden Temperenz-Megären, sollen uns nur ja fern bleiben und mit ihren Heulpfaffen anderwärts Unfug treiben."



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

**Karl Andree.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# In Paraguay.

## II.

Die Umgegend von Asuncion. — Eine Zuckerplantage. — Erzählungen aus den Kriegsjahren. — Verminderung der Volksmenge. — Die brasilianische Besatzung. — Mangelhafte Verkehrsmittel. — Karren und Wagenkarawanen. — Der Capataz. — Die Eisenbahn. — Von Paraguari nach Villa rica.

Die Umgebung von Asuncion ist ganz hübsch und hat einen eigenthümlichen Charakter, indem das dunkele Grün der Bäume von dem dunkelgelben Sande sich scharf abhebt. Von der Stadt aus führen nach den verschiedenen Himmelsgegenden sehr breite Wege, auf denen die Pferde bis an die Knie im Sande versinken. Während des mehr als vierjährigen Krieges gingen in Paraguay fast alle Rosse verloren und man hat Ersatz aus Argentinien holen müssen; aber diese Pferde gewöhnen sich nur schwer an das Gehen auf solchen Wegen, und viele werden davon krank. Ein sehr hübscher Waldweg führt nach der Kirche von Trinidad.

Das Zuckerrohr gedeihet vortrefflich und einzelne Grundbesitzer bestellen auch einige Strecken Landes mit demselben. Der Schnitt fällt in die Monate von Juli bis October, aber die Fabrikation ist noch so überaus unvollkommen, daß kaum 20 Procent des Saftes gewonnen werden. Man bringt das Rohr unter drei dicke Walzen von hartem Holze (unter die Trapicha), durch welche nur etwa ein Drittel des Saftes ausgepreßt wird; das Uebrige geht verloren. Der Saft läuft in einer hölzernen Rinne in Eimer; sobald diese gefüllt sind, bringt man ihn in Kessel die unter freiem Himmel stehen und kocht ihn ein. So gewinnt man einen bräunlich-grünlichen Syrup, der recht angenehm schmeckt und als „Honig" bezeichnet wird. Aus demselben bereitet man die sogenannte Caña, einen Tafia. Einige Grundbesitzer haben auch Destillirapparate und bereiten allerlei Aquavite, namentlich Apfelsinenliqueur, Caña de naranja. Wenn Anbau und Bereitung des Zuckers nur einigermaßen rationell betrieben würden, könnten sie großen Nutzen abwerfen und vollauf die Concurrenz mit den brasilianischen Zuckern von Bahia und Pernambuco aushalten; wie aber die Dinge jetzt noch stehen, verbraucht man in Asuncion Zucker, der in Europa fabricirt wird.

In der Nähe jener Zuckerfabrik, von welcher wir eine Illustration geben, wohnt ein Franzose, der nach Beendigung des Krieges ein leer stehendes Haus fand und so glücklich war, drei Kühe zu besitzen. Durch sie ist er zum wohlhabenden Manne geworden. Wir können uns eine Vorstellung davon machen, wie es vor vier Jahren in Asuncion aussah, wenn wir erfahren, daß der Liter Milch mit einem Silberdollar bezahlt wurde. Der Franzose nahm für Milch, die er eingestandener Maßen noch mit Wasser verdünnt hatte, täglich 60 Dollars ein. Als aber nach und nach wieder Kühe ins Land gebracht wurden, fielen die Milchpreise.

Ein Mann Namens Gauté, der schon in früher Jugend nach Paraguay verschlagen wurde, wohnt bei Trinidad in einem

alten von den Jesuiten erbaueten Hause, in welchem sich noch eine Capelle befindet, die längst zu einem Getreidespeicher geworden ist. Herr Forgues besuchte seinen Landsmann, übernachtete bei demselben und erfuhr allerlei Einzelheiten über den grauenhaften Krieg, welchen Solano Lopez heraufbeschworen hatte. Folgendes sind die Berichte dieses Augenzeugen, der selber die Waffen hatte tragen müssen.

Nachdem die Brasilianer und Argentiner endlich die Festung Humaitá genommen hatten, beschloß Lopez sein Land in eine Wüstenei zu verwandeln. Er befahl, daß alle Menschen ohne Ausnahme, die südlich von Asuncion wohnten, sich in die Gebirge des Innern zurückziehen müßten; auch kein Stück Vieh sollte am Leben bleiben. Binnen vierundzwanzig Stunden mußten sie ihre Wohnungen verlassen haben und unterwegs sein. Nachdem diese Frist verstrichen war, machte die Hinterhut der Armee Streifzüge und jedes lebendige Wesen, welches die Soldaten noch antrafen, wurde erbarmungslos niedergemacht. Die Menschen, welche sich verzögert hatten, schleppte man ins nächste Gebüsch, wo sie mit dem Säbel niedergehauen oder mit der Lanze erstochen wurden, denn es war Befehl gegeben worden, die Munition zu sparen! Gautó war dabei als eine junge Frau mit ihren drei Kindern auf solche Weise das Leben verlor; ihr Mann diente als Offizier in der Armee des Dictators. Der Befehl wurde streng befolgt und ausgeführt, nicht bloß gegen die sogenannten kleinen Leute, sondern gegen Jedermann ohne Unterschied. Alle sollten sich in die etwa achtzig Leguas entfernten Cordilleren zurückziehen und doch war für



Waldweg nach Trinidad.

die Flüchtigen nicht die allergeringste Fürsorge getroffen worden; es fehlte an Lebensmitteln, viele verhungerten, massenweise erlagen andere den Beschwerden und die, welche das Gebirge erreichten, mußten sich mit Apfelsinen und Wurzeln das Leben fristen. Kein Wunder, daß Cannibalismus nicht ausblieb; in Asuncion lebt jetzt eine Frau, die im Gebirge sich das Leben mit dem Fleische ihrer Schwester gefristet hat, welche den Strapazen erlegen war. Glücklich waren diejenigen zu preisen, welche den in Eilmärschen nachrückenden verbündeten Brasilianern und Argentinern in die Hände fielen.

Wo immer die Leute ihre Wohnungen geräumt hatten, vernichteten die Soldaten Alles, damit der Feind höchstens leere Wände und weiter gar nichts finde, und allerdings hatte er dann Mühe und Noth genug, sich Lebensmittel nachführen zu lassen. Bei weiterm Vorrücken kamen dann manche Flüchtlinge, namentlich Frauen und Kinder, zum Vorschein, welche fernab von den betretenen Wegen in den dichtesten Wäldern eine Zuflucht gefunden hatten. Ein italienischer Orgeldreher folgte den Verbündeten während des ganzen Feldzuges und spielte den Brasilianern und Argentinern Abends zum Tanze auf.

Nach beendigtem Kriege und nachdem Lopez seinen Tod gefunden hatte, kehrten die Flüchtlinge in ihre Städte und Dörfer zurück, zumeist nur Frauen und Kinder, halb oder ganz nackt. Die Volksmenge von Paraguay war in vier Jahren von etwa anderthalb Millionen Seelen auf ungefähr 400,000 zusammengeschmolzen; von der männlichen Bevölkerung ist ein verhältnißmäßig geringer Theil übrig geblieben. Lopez hatte etwa 60,000 Mann unter den Waffen;

im Jahre 1872 bestand die „Armee“ aus 250 Leuten, meist jungen Menschen, die man in abgelegte Uniformen der französischen Nationalgarde gekleidet hatte.

Unweit der Mündung des Rio Confuso, welche etwa eine deutsche Meile von Villa Occidental entfernt ist, hat ein Italiener eine Sägemühle in Betrieb. Der Mann ist vor langen Jahren mit Garibaldi, als dieser seine kriegerische Laufbahn begann, nach Montevideo gekommen und hat sich nach vielen Wechselfällen im Chaco niedergelassen. Einen rothen Garibaldikittel trägt er auch heute noch und ist ein echter Italiener geblieben. Der Saal seiner bescheidenen Wohnung starrt von Waffen: verrosteten Gewehren, Säbeln ohne Scheide, Lanzen und Pistolen und vor seinem Hause stehen drei Kanonen. Sobald Fremde kommen, müssen diese Geschütze abgefeuert werden; der Mann liebt den Knall und den Rauch, aber er ist fleißig in seinem Geschäft und hat es zu Wohlstand gebracht.

Die brasilianischen Truppen, welche in Asuncion noch in Besatzung liegen, feiern den 7. September, den Jahrestag der Unabhängigkeit des Kaiserreichs. In der Kathedrale, welche in dem bekannten trostlosen, nüchternen Jesuitenstil gebaut ist, brennen auf dem Hochaltar unzählige Lichter; der Altar selbst und was zu demselben gehört ist mit einer Menge von Silberplatten behängt; die mit Schnitzwerk versehene Wand hinter demselben ist grün und roth angepinselt und vergoldet. Auf der Altarplatte stehen allerlei bizarre Geräthe, die man für eben so viele Fetische halten könnte, und in einer Nische hinter dem Tabernakel stellt eine mit Flittergold angeputzte Puppe die „Mutter Gottes“ dar. Der Vorhang, hinter welchem sie sich befindet, gleicht einem Theatervorhange; er wird aufgezogen, sobald eine entsetzliche Musik beginnt.

Das geschah, als der brasilianische Gesandte unhöflicher Weise über eine halbe Stunde hatte auf sich warten lassen. Endlich erschien er; Kanonenschläge verkündeten seine Ankunft, und als die Ceremonien, die man als „Gottesdienst“ bezeichnet, beendet waren, wurde vor der Kirchenthür wieder eine vierfache Petardensalve gegeben, unter Trompetengeschmetter,



Auf einer Zuckerplantage.

Pfeifen der Pickelflöten, Klingeln der Triangeln und Rasseln der Trommeln und Pauken. Dann begann — Gesang zum Steinerweichen. Nachmittags wurden die brasilianischen Truppen gemustert; das Fußvolk ist gut und die Reiter aus der Provinz Rio Grande bilden eine ganz ausgezeichnete Truppe.

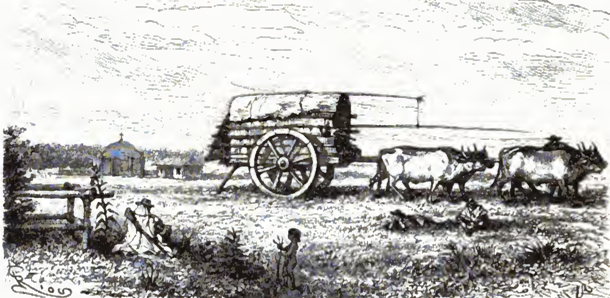
Seit etwa zehn Jahren hat man in den Staaten der La-Plata-Region angefangen, den **Verkehrsmitteln** die gebührende Sorgfalt zuzuwenden; namentlich hat Argentinien im Bau von Eisenbahnen Tüchtiges geleistet und allem Anscheine nach wird selbst über einen der Andespässe ein Schienenweg hergestellt werden, vermittelst dessen ein Anschluß an die chilenischen Bahnen gewonnen würde; der Telegraph vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean ist bekanntlich schon seit einigen Jahren im Betrieb.

Es erscheint kennzeichnend für das Colonialwesen der Spanier, daß diese während eines dreihundertjährigen Besitzes dort nicht eine einzige Landstraße gebaut und in dem weiten Flachlande zwischen dem Hochgebirge und dem großen Strom keinen Weg gebahnt, kein Gewässer überbrückt haben. In den Cordilleren halfen sie bei den von der Natur gegebenen Saumpfaden kaum ein wenig nach, stellten aber doch an einigen Punkten eine Brücke her. So wird erklärlich, daß noch jetzt da, wo es noch an Eisenbahnen fehlt, die Waaren in der althergebrachten Weise auf plumpen Karren befördert werden. Unsere Illustration veranschaulicht ein solches Transportmittel. Das Gefährt hat zwei reichlich sechs Fuß hohe Räder, oft Blockräder, und wird, wenn mit 40 bis 50 Centnern beladen, von 10 bis 12 Paar Ochsen gezogen; wenn leichter mit nur zwei bis drei Jochen. Die Räder müssen namentlich in den argentinischen Pampas sehr hoch sein, weil das Fuhrwerk nicht selten Sümpfe und Moräste zu passiren hat und durch Dick und Dünn geht. Man spannt die Ochsen möglichst weit aus einander und das ist schon deshalb unbedingt nothwendig, weil man häufig durch Wasser fährt und das vordere Joch auf trockenem Boden anziehen muß, während die letzten noch im Wasser oder Moraste stehen.

In Argentinien wird die Wagenkarawane gewöhnlich aus 12 bis 14 solcher Karren gebildet; sie bricht weit im Oberlande, z. B. in Salta, im April oder Mai auf, weil dann die Flüsse fallen; die Monate Juli bis October sind trocken und dann ist an manchen Stellen Wasser und Weide nur

spärlich vorhanden. Die Karawane macht durchschnittlich fünf spanische Meilen im Tage und sie war früher von Salta bis Buenos Ayres drei volle Monate unterwegs; die Hin- und Herreise nahm ein volles Jahr in Anspruch, wovon sechs Monate auf Rasttage, Anhalten und Aufenthalt in Buenos Ayres kamen, um dort Rückfracht einzunehmen. Für 14 Karren waren einhundert unterlegte Ochsen an drei verschiedenen Haltepunkten und eine Anzahl Pferde für die Treiber erforderlich. Die erste Hauptstation von Salta aus war Tucuman (— wohin gegenwärtig von Cordova aus die Bahn in Bau begriffen ist —), die zweite an der Grenze von Buenos Ayres. Leiter der Karawane ist ein Capatáz, sagen wir Oberschirrmeister, unter welchem 20 bis 25 Peones, Knechte oder Treiber, stehen. Er ist in seiner Art ein gewaltiger Mann. Sarmiento, dessen wir früher schon erwähnt haben, vergleicht die Pampas seines Vaterlandes mit den Steppen Asiens. Der Karawanenführer in den Pampas hat seine eigenthümlichen Gewohnheiten und Ausdrücke; er unterscheidet sich von anderen Menschenkindern wie der Seemann von der Landratte. Er hat eisernen Willen, entschlossenen Charakter und duldet keinen Widerspruch; beim geringsten Anzeichen von Ungehorsam unter seinen Treibern (Peones) greift er zu einer mit Eisen beschlagenen Peitsche, der „Chicote", mit der er unbarmherzig dreinschlägt. Ungern bedient er sich der Pistole; er steigt lieber vom Pferde, zieht sein Messer, das er mit bewundernswürdiger Gewandtheit zu handhaben versteht, und behauptet Einfluß und Ansehen. Ihm liegt es auch ob, die Wagenkarawane gegen Angriffe der Indianer zu schützen.

Man begreift, welche Wohlthat in einem solchen Lande Eisenbahnen sind, die einen raschen und regelmäßigen Verkehr ermöglichen und den Waarentransport sicher und wohlfeiler machen. Solano Lopez folgte dem Beispiele der Argentiner und wollte sein Paraguay mit einem Netze von Schienenwegen überspannen; er kam aber, weil der Krieg den Bau ins Stocken brachte, nicht über die Anfänge hinaus.



In Paraguay.

Der Reisende L. Forgues hat eine Fahrt auf der bis jetzt vollendeten Strecke gemacht und wir entnehmen ihm die nachstehenden Schilderungen.

Die Menge, welche sich auf dem Bahnhof in Asuncion versammelt, bietet einen wunderlichen Anblick dar; es kommt Einem Alles so wild vor. Mir gegenüber nimmt in der unbefangensten Weise von der Welt eine Frau Platz, die mit weiter nichts als einem Hemde bekleidet ist. Darüber kann sich nur ein Europäer wundern. Die Wagen sind nordamerikanische, bequem und elegant, aber die Bahnschienen sehr nachlässig gelegt und deshalb hört das Rütteln und Schütteln nicht auf. Bemerkenswerth ist, daß jedem Zuge zwei Wagen angehängt werden, auf welchen die armen Leute mit ihren Habseligkeiten ohne Fahrgeld mitgenommen werden. Sie sind allemal dicht besetzt und von den flachen Brettern hängt eine unzählbare Menge nackter, brauner Beine herunter. Diese Fahrgäste drängen sich am Bahnhofe, weil jeder einen möglichst guten Platz erobern möchte. Thüren und Schranken halten sie nicht ab, sie klettern darüber hinweg. Um sie daran zu verhindern hat der Bahnhofsinspector die Schranken mit einer schwarzen, kleberigen Farbe angestrichen und das half. Die Guaranifrauen halten viel darauf, daß ihre weiße Bekleidung, so weit dieselbe reicht, sauber bleibe und sie möchten um Alles in der Welt dieselbe nicht beschmutzen.

Der Zug saust an Trinidad vorüber, faßt in Luque Wasser und Holz und die Bahn schlägt dann eine Richtung nach Südosten ein. Der Zugführer, ein Engländer, kehrt sich nicht an Stunde oder Minute, und da auf diesem eingleisigen Schienenwege täglich nur ein Zug zwischen Asuncion und dem Endpunkte Paraguari Morgens hin- und Nachmittags wieder zurückfährt, so ist ein Zusammenstoß außer aller Frage. Die Landschaft ist reizend aber ganz verödet und nur bei den verschiedenen Stationen bemerkt man einige Häuser, zumeist Meierhöfe, deren Besitzer der Dictator Lopez war. Die Telegraphenleitung, welche früher bis Paraguari ging, war im Herbst 1872 noch nicht wieder in Ordnung. Weiterhin kommen drei spitze Kegelberge in Sicht, sogenannte Zuckerhüte, dergleichen in Paraguay so häufig auftreten; sie erreichen keine beträchtliche Höhe, sind aber dadurch bemerkenswerth, daß sie aus der ganz flachen Ebene emporsteigen. —

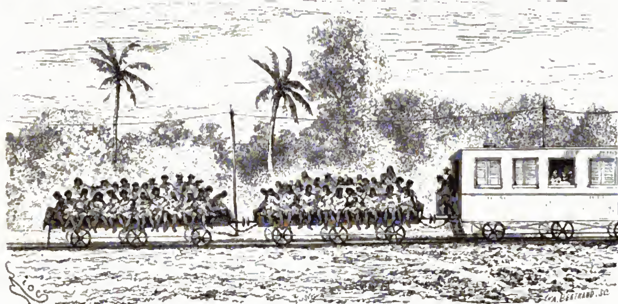
Paraguari ist für jenes Land eine ganz ansehnliche Ortschaft und hat als Endpunkt der Bahn eine gewisse Bedeu-



SULTANAT ATSCHIN
nebst den Inseln Babi und Nias.
nach F. W. Versteeg und J. Dornseiffen
Maßstab 1:2 400 000
Höhen in Metern
ATSCHIN
Samalanga Gebirge
Unerforschtes
Gebirge
TAMIAN
BABI (SCHWEINE INSEL) od. SIMALU
NIAS
Atschin
SUMATRA
Siak
Korintschi
Königreich der Niederlande.
Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing Leipzig
Globus Bd. XXV

tung, zählt aber doch nur etwa sechszig Häuser, die ein großes Viereck bilden; ringsum liegen Meierhöfe zerstreut. Die Gesammtzahl der Einwohner mag etwa 3000 Köpfe zählen, darunter Raubgesindel, Briganten aller Art. In etwa einem Dutzend Waarenläden werden Landesproducte, z. B. Leder, Taback und Häute, gegen europäische Waaren und Wachholderbranntwein vertauscht, und in zwei Spielhöllen wird bis in die tiefe Nacht hinein hazardirt. Dabei kommt es nicht selten zu blutigen Auftritten, an denen weniger die von Haus aus friedliebenden Paraguayenser Schuld sind als die argentinischen, italienischen und brasilianischen Abenteurer, welche sich dort eingenistet haben. Neben dem schmutzigen, von einer Stalllaterne matt erhellten Saale ist ein anderes großes Gemach, in welchem ein Italiener seine Orgel dreht; er spielt zum Tanz auf. — Als Forgues im September 1872 in Paraguari war, ereignete sich etwas Seltsames, desgleichen man nie zuvor erlebt hatte. Ein Bäcker erschien und backte Brod für die Einwohner, welche bis dahin nur Maniokmehl genossen hatten. Der Andrang war groß, von weit und breit kamen auch die Landleute herbei um das neue Nahrungsmittel kennen zu lernen. Aber der Bäcker hat sich auf die Dauer nicht halten können, weil die Leute, nachdem sie ihre Neugier befriedigt hatten, wieder ihr liebes Maniokmehl genossen. Dergleichen ist kennzeichnend für die Culturzustände.

Von Paraguari aus unternahm Forgues eine Wanderung in der Richtung nach Südosten, um einige Gegenden des innern Landes näher kennen zu lernen. Er ritt zunächst dem Körper der Bahn entlang, die ursprünglich bis Villa rica geführt werden sollte, auf welchem aber Schwellen und Schienen fehlen. Der Weg führt an der Quelle des Yugueri vorbei, einem Zuflusse des Canabé; am rechten Ufer des letztern lieferte Lopez seine letzte große Schlacht bei Las Lomas Valentinas, in welcher er sein Leben verlor. Selbst bis in diese kleinen Nebenflüsse kommen Krokodile in großer Menge; sie schwimmen, wenn sie noch klein sind, aus dem



Auf der Eisenbahn in Paraguay.

Hauptstrome in die kleineren Gewässer, werden dort groß und bleiben.

In Ibitimi sieht man recht deutlich, wie verheerend der Krieg gewesen ist. Die Landleute dort waren unter die Waffen gerufen worden, fast alle sind umgekommen, und auf den Ranchos (Meierhöfen), von denen nun viele ganz unbewohnt waren, befand sich kein Mann; Frauen und Kinder sind auf dem Zuge nach der Cordillere elend gestorben und Niemand reclamirte die Häuser, aus denen Jedermann Thüren, Fenster und was ihm sonst beliebt sich aneignet.

Der Weg von Ibitimi nach dem etwa zehn Leguas entfernten Villa rica führt an einer sogenannten „Lagune“ hin, die gewöhnlich nicht ohne Gefahr zu passiren ist, jetzt aber trocken lag. Diese Sümpfe oder Moräste, deren Paraguay eine so große Anzahl hat, erschweren das Reisen und den Waarentransport; man muß oft einen Umweg von vielen Leguas machen, weil sie in der nassen Jahreszeit gar nicht zu passiren sind. Jenseits mehrerer Lagunen kommt man dann in einen Landstrich, der wenig vom Kriege gelitten hat; derselbe ist verhältnißmäßig gut bevölkert, die Meierhöfe befinden sich in gutem Zustande und auch an Männern fehlt es nicht.

Weiterhin durchwatet man den Tebicuari-mi, der in der Cordillera de Caaguazu entspringt; in dieser gewinnt man große Mengen von Yerba mate. Die Furth wird bezeichnet als Paso de Itapé, weil dieser Flecken in der Nähe liegt. Auch dieser Landstrich ist nicht entvölkert worden und die Felder waren ganz leidlich bestellt. Die Leute dort benehmen sich freundlich und gastlich. Forgues fand Unterkommen bei einem Manne, der im Kriege Glück gehabt hatte. Gleich zu Anfang desselben war er von den Brasilianern gefangen genommen worden, als sie die Stadt Uruguayana in der Banda Oriental im Jahr 1865 belagerten und einnahmen. Dort fielen 7000 oder 8000 Paraguayenser in ihre Gewalt, die alle nach Brasilien abgeführt wurden und dort etwa vier Jahre lang verweilten; sie lernten in der Gefangenschaft allerlei was sie vorher nicht gekannt hatten und das ihnen von Nutzen war. Lopez hatte seine Soldaten derart organisirt, daß Leute aus einem und demselben Districte Bataillone bildeten; und es hatte sich getroffen, daß das Partido (Departement) Itapé den größten Theil der Truppen lieferte, welche in Uruguayana lagen. So ist es gekommen, daß dieses Partido nur geringen Verlust an Männern hatte. Man reichte dem Gaste Trinkwasser in silber-

nen Gefäßen und brachte ihm die Speisen auf silbernen Schüsseln; aber die Löffel waren von Horn und die Gabeln von Eisen. Er schätzt den Werth dieses Silbergeschirrs auf einige tausend Francs; das Gericht, welches man ihm auftrug, bestand aus einer Maissuppe und einem Huhn in langer Brühe. In der Umgegend liegen viele Felder, auf welchen drei Arten von Indigo wild wachsen.

In Villa rica fand der Reisende Wohnung bei einem Handelsmanne, der zugleich gewebte Zeuge und Eßwaaren verkaufte. Er wurde von der Hausfrau mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen, sie war, was selten ist, vollkommen weiß und ohne alle Beimischung indianischen Blutes, sauber in ein mit lebendigen Blumen verziertes Perkalgewand gekleidet und sah hübsch aus. Sie äußerte, daß Villa rica wohl die einzige Ortschaft sei, welche dem Fremden einen Begriff davon geben könne, was Paraguay vor dem Kriege gewesen sei. Auch diese Stadt hat, wie fast alle anderen, viele Männer eingebüßt, aber die Frauen verdanken es einem glücklichen Zufall, daß sie nicht gezwungen wurden, in die Cordillere zu wandern. Die Frau erzählte:

„Nachdem die Brasilianer Asuncion eingenommen hatten, befahl Lopez einem Offizier, mit 200 Mann eine Picade (Waldweg) zu befestigen und sie am weitern Vorgehen zu verhindern. Wir erfuhren daß die Brasilianer heranrückten und Lopez befohlen habe, wir alle sollten in die Cordillera flüchten. Nun traf es sich, daß jener Offizier irgendwie sich vergangen hatte; deshalb ließ Lopez ihn holen und in Capillo Borgas erschießen. Dann aber wurde sein Be-



Itapé, Wohnhaus und Kirche.

fehl wiederholt, daß wir alle ohne Ausnahme Villa rica binnen 24 Stunden verlassen sollten; wer zurückbleibe sei des Todes. Da gelangte die Kunde zu uns, die Brasilianer seien schon in der Nähe von Ibitimi. Darauf verließen wir unsere Wohnungen und zogen fort, 12 Leguas weit, ohne uns Ruhe zu gönnen, denn wir glaubten uns verfolgt. Es gelang uns die Brasilianer aufzufinden und wir wurden von ihnen gut aufgenommen; sie gaben uns zu essen und zu trinken, auch bekamen wir Bekleidung, die uns sehr nöthig war, da wir bei Nacht und fast nackt uns geflüchtet hatten. Dem Himmel sei Dank, unsere Stadt ist verschont geblieben."

Die Umgegend von Villa rica gilt für eine der fruchtbarsten Paraguays. Aber man pflanzt doch nur sehr wenig Baumwolle, obschon dieselbe einen vortrefflichen Stapel hat; wilder Indigo wächst auch hier in Menge; der Tabak gilt für den besten im Lande, die Wälder liefern Mate, aber es mangelt an Arbeitern und an Transportmitteln; die Bahn soll von Paraguari bis nach Villa rica vollendet werden und dann können die Producte wohlfeiler fortgeschafft werden. Der Tebicuari ist früher schon mit einem Dampfer bis zum Paso de Itapé befahren worden und könnte mit geringen Kosten und wenig Arbeit sehr wohl schiffbar gemacht werden. Die Bewohner Villa ricas sind fleißige, mäßige Leute, die als Guayrinos (so bezeichnet man sie) sich in einer gewissen Unabhängigkeit erhielten. Gegen Fremde sind sie sehr freundlich und sehen es gern, daß diese ihnen ihre Kinder aus der Taufe heben. Arbeiter sind billig zu haben, Jedermann gewinnt das Leben leicht, die Menschen sind umgänglich, leben wieder glücklich und zufrieden, weil sie, ihrer

Aussage zufolge, wenig mit der Regierung in Berührung kommen und von fremden Abenteurern nicht belästigt werden. Die Gegend ist reizend; im Hintergrunde begrenzen die blauen Höhenzüge der Cordillera de Caaguazu den Horizont (caa ist Mate, guazu groß oder viel) und in den Feldern stehen Gruppen schlanker Palmen.

---

# Der Verlauf des Krieges gegen Atschin.

Hierzu eine Karte: „Sultanat Atschin nebst den Inseln Nabi und Nias."

Am 4. October 1867 landete eine englische Pionierabtheilung in der Annesley-Bay an der abessinischen Küste. Ihr folgte bald ein 12,000 Mann starkes Corps unter General Napier, der Krieg gegen Theodoros von Abessinien begann und am 11. April 1868 war dessen 400 engl. Meilen weit im Innern gelegene Festung Magdala erobert, der Krieg beendigt.

Wieder: Am 15. Januar 1874 überschritt Sir Garnet Wolseley den Prahfluß, die Grenze zwischen Aschanti und den britischen Besitzungen an der Goldküste; am 4. Februar hatte er Kumassi, die Hauptstadt des Aschantireiches, zerstört, Frieden erzwungen und am 21. März landete er wieder in Portsmuth auf britischem Boden.

Wir haben hier gesehen, wie zwei Kriege, deren Schauplatz weit jenseits des Oceans liegt, in Ländern, die ganz außerordentliche Schwierigkeiten darbieten, von denen das eine ein jäh zerrissenes Alpenland, das andere ein für den Europäer geradezu verderben- und todbringendes Tiefland ist, schnell, elegant und sehr wohl vorbereitet von einem großen Reiche, wenn auch beide mit ungeheueren Kosten (zusammen etwa 80 Millionen Thaler!) geführt wurden.

Betrachten wir dem gegenüber den nun Jahr und Tag andauernden Krieg der Holländer gegen das Reich Atschin auf der Insel Sumatra, so gewinnen wir ein durchaus anderes Bild. Auch Atschin liegt fern jenseits des Oceans, auch hier hat die europäische Macht mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, auch hier tritt ihr ein verderbliches Klima entgegen. Aber von der zähen Energie, von dem schlagfertigen Machtaufgebote, wie die Briten es in Aschanti und Abessinien gezeigt, sehen wir keine Spur. Oft schon sind seit dem Wechsel im Obercommando dort „entscheidende Schläge" geführt worden, die, vom Telegraphen in die Welt hinausposaunt, sich nachher als ziemlich bedeutungslose Zusammenstöße erwiesen, und man wird es einem europäischen Publicum nicht übel deuten, wenn es immer mißtrauischer gegen Siegesnachrichten aus Atschin wird, zumal die Niederländer seit Eroberung des Kraton wenig weiter gekommen sind und heute noch auf dem Flecke stehen, wo sie vor einem Jahre standen. Es mag sein, daß die militärische Oberleitung mangelhaft ist, doch wollen wir darüber kein Urtheil fällen: die Grundursache des Uebels ist aber das Mißverhältniß zwischen „Haben" und „Können" bei den Holländern. Sie errichteten allmälig ein Colonialreich, das gegen 33,000 deutsche Quadratmeilen umfaßt (d. h. über dreimal so groß wie das deutsche Reich ist) und dabei 22 Millionen Einwohner zählt. Das Königreich der Niederlande aber selbst hat nur knapp 600 Quadratmeilen mit $3^1/_2$ Mill. Einwohnern. Hier liegt gegenüber dem Colonialbesitz ein so colossales Mißverhältniß vor, wie es kaum zwischen Spanien und seinen Colonien zur Zeit Karl's V. bestand und über kurz oder lang wird — trotz des sehr anerkennenswerthen Geschickes der Niederländer in der Colonialverwaltung — das niederländische Reich in Ostindien einmal zusammenbrechen. Man verschließt sich in Holland dieser Anschauung keineswegs, man kennt dort die Verlegenheiten sehr gut, kann sie aber nicht bemeistern. Jetzt ist die Kugel noch im Rollen und man vergrößert — meist aus eifersüchtigen Beweggründen — den Besitz eher, als daß man ihn verkleinert. Atschin soll erobert und annectirt werden; auf die Osthälfte Neuguineas erhebt man Ansprüche.

Wir haben („Globus" XXIII, S. 364, und XXIV, S. 58) unsere Leser über Atschin und den Beginn des Krieges gegen dieses Reich unterrichtet; heute wollen wir den weitern Verlauf des Krieges, den Zustand der niederländischen Armee in Atschin und die Gegenanstrengungen der Atschinesen nach Briefen schildern, welche im Sommer 1874 im Kraton zu Atschin niedergeschrieben wurden.

* * *

Die Militärbehörden in Batavia waren so gefällig mir die Ueberfahrt nach Atschin auf einem Truppentransportdampfer zu gestatten, der gerade auf der Rhede zum Auslaufen bereit lag. Unsere Ladung bestand in Munition, Gewehren, Lebensmitteln und 500 Soldaten, darunter die Hälfte Europäer, meist angeworbene Franzosen und Deutsche, unter letzteren manche, die das eiserne Kreuz im Kriege gegen Frankreich verdient hatten. Die andere Hälfte waren Amboinesen, welche sehr gute Soldaten liefern und kaum den Europäern nachstehen. Daß die Europäer fast durchgängig Leute sind, die in der Heimath nichts mehr zu verlieren haben, versteht sich von selbst.

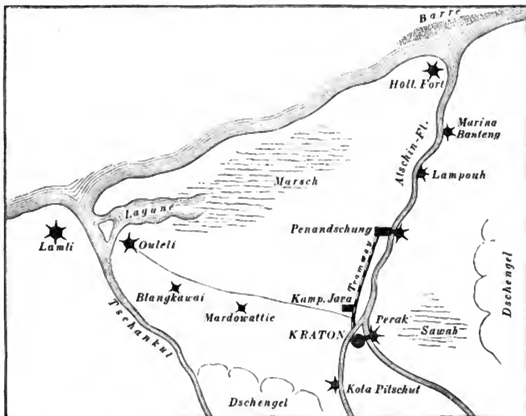
Die Ueberfahrt dauerte sechs Tage. Am frühen Morgen des siebenten hörte ich das malayische Commando des Capitäns „Dscharbeh" (Laßt los!) und der Anker fiel. Ich eilte auf Deck und sah vor mir die Mündung des Atschinflusses. Es war eine herrliche Landschaft, die das südlich, ein halbes Stündchen entfernt liegende Land mir darbot. Zur Rechten ein kräftig hervortretendes Cap, in dem das große Centralgebirge Sumatras endigt, weiterhin das etwa 1000 Meter hohe Gebirge, gekrönt vom 2000 Meter hohen Goldberg, dessen Spitze schon von der Sonne beschienen war, während die Ebene vor dem Gebirge noch in Schatten gehüllt war. Allmälig wurde es heller, goldene und purpurne Tinten gossen sich über die Landschaft aus. Ich unterschied den grünen Wald, die schlanken, wedelgekrönten Kokospalmen, die helleren Flecke, welche Reisfelder anzeigen. Eine Stadt oder Dörfer konnte ich nicht erblicken, doch weiß jeder, der im malayischen Archipel bekannt ist, daß bei den Kokoswäldchen die Kampongs oder Dörfer der Eingeborenen versteckt im Grün liegen. Die Bucht zeigte sich von einem gelben Sandstreifen begrenzt, an dem sich die weiße Brandung schäumend brach. Hinter mir, im Norden, tauchten stattliche Inseln aus dem Meere auf: Wai, Bras, Nasi.

Mehrere holländische Kriegsschiffe lagen auf der Rhede, darunter das Flaggschiff, zu dem unser Boot hinruderte, um

sich Verhaltungsmaßregeln wegen der Landung zu holen. Sie trafen jedoch erst am Abend ein und so konnte die Landung erst am folgenden Tage bewerkstelligt werden.

Die Holländer, diese trefflichen Kaufleute, gelten als ein vorzugsweise praktisches Volk. Leider ließ sich hier davon wenig bemerken, denn die Vorkehrungen für das Landen sind, trotzdem jene nun schon lange hier Fuß gefaßt haben, überaus dürftig. Unser Dampfer, ein gechartertes Schiff, war erwartet worden und doch mußten wir einen vollen Tag müßig liegen, was natürlich Kosten verursacht. Von einer Landungsbrücke keine Spur und doch ist bei Südwestmonsun das Ufer fast unnahbar. Es fehlt hier nicht an tüchtigen Ingenieuren, da aber das Commando der Land- und der Seemacht sich wenig einander in die Hände arbeiten, können jene auch keine Vorkehrungen zur Verbesserung der Landungsanstalten machen. Ich wurde an einem langen Seile durch die Brandung ans Ufer gezogen.

Das Landstück, welches die Holländer bisher (Juli 1874) erobert haben, ist dem ganzen Lande gegenüber nur ein verschwindend kleiner Fleck. Es ist ein Dreieck, dessen Basis aus etwa einer Meile Küste zwischen den Mündungen des Atschin- und Tschankulflusses besteht. Das rechte Ufer des Atschin bildet die Ostgrenze; das rechte Ufer des Tschankul und ein dichtes Dschengel machen die Westgrenze aus. Diese beiden Seiten, jede etwa dreiviertel deutsche Meilen lang, stoßen im Süden im Kraton zusammen. Gleich am Meere dehnt sich eine beträchtliche unzugängige Marsch aus, welche nach Westen hin in eine kleine 70 bis 80 Ellen breite Lagune ausläuft, die mit dem Tschankul in Verbindung steht. Nahe an der Mündung des letztern liegt Fort Lamti, welches die Atschinesen besetzt halten. Mit ihren Kanonen beherrschen sie die Mündung des Tschankul, der also für die Holländer nicht zugängig ist. An der Südseite der Lagune, wo sie mit dem Tschankul zusammenhängt,




liegt der befestigte Kampong Ouleli. Die Holländer halten ihn mit 120 Mann besetzt und tauschen Kugeln mit Tuku Nanta, dem feindlichen Radscha in Lamti, aus. Von Ouleli aus ist ein guter etwa drei Meter breiter Weg nach dem Kraton gebaut worden; er ist durch drei Forts: Blangkawai, Mardowattie und Kotta Lunga, gegen die Atschinesen geschützt. An der Ostküste des von den Holländern besetzten Dreiecks liegt zunächst an der Atschinmündung ein Fort, welches den Eingang hütet, indessen die Barre und das seichte Wasser an der Mündung verhindern, daß der Fluß als Verkehrsweg von Bedeutung werden kann. Ein Viertelstündchen stromaufwärts liegt an seinem rechten Ufer Fort Marina Banteng, noch etwas weiter südlich Fort Lampouh, endlich der wichtige Posten Penandschung. Ehe der Kraton erobert war befand sich hier das Hauptlager der Holländer, und noch jetzt erkennt man dessen ehemalige Ausdehnung an den umherliegenden zerbrochenen Flaschen und geöffneten Blechbüchsen. Bei diesem Lagerplatz führt eine gute Holzbrücke über den Atschin, die am Ostufer durch einen verpallisadirten Brückenkopf geschützt ist. Hier stehen 50 Mann um das nur 400 Ellen weit im Osten gelegene Dschengel zu beobachten, welches von den Atschinesen besetzt gehalten wird. Am westlichen Ufer liegt die Station der Pferdebahn, welche zu dem nur eine Viertelstunde entfernten Kraton führt. Man erreicht zunächst „Kampong Java“, wo schnell herbeigewanderte Chinesen und einige Europäer ihre Tokos (Waarenläden) errichtet haben, da im Kraton selbst keine Buden geduldet werden. Hier endigt auch die Straße von Ouleli, welcher ich früher erwähnte. Nun erblickt man die schlanken Bäume des Kratons und erreicht man die Ruinen der Moschee oder „Missigit“, wie die Malayen sie nennen; es sind nur Reste der äußern aus Mörtel und Steinen aufgeführten Umfassungsmauer übrig geblieben, das eigentliche Gebäude bestand aus Holz und ist von den Holländern nie-

dergebrannt worden. Dieser heilige Platz wurde von den Atschinesen sehr hartnäckig vertheidigt und mußte zweimal erstürmt werden. Hier wendet sich der Atschinfluß östlich, während der Kraton im Westen liegt.

Eine starke Holzbrücke führt über den Fluß, am rechten (östlichen) Ufer geschützt durch einen Brückenkopf aus Sandsäcken, mit einem Graben davor, der mit Bambussplittern gespickt ist — für nackte Füße ein unüberwindliches Hinderniß. Dies ist Fort Perak.

Oestlich davon, jenseits einiger Sawahs (bewässerter Reisfelder), dehnt sich Dschengel aus und dieses ist wieder von Atschinesen besetzt. Am Kraton vorüber fließt noch ein Seitenarm des Atschin, an dem weiter aufwärts Kota Pitschut liegt, ein kleines Fort, wichtig dadurch, daß es der am weitesten nach Süden vorgeschobene Posten der Holländer ist.

Die Landung der 500 frischen Soldaten, welche mit mir angekommen waren, erfolgte Oulele gegenüber an der Lagune. Ueber letztere wurden sie mit einem Boote — mehr waren nicht vorhanden — von apathischen Kulis hinübergerudert. Man kann sich vorstellen, wieviel Zeit dieses in Anspruch nahm, aber erst jetzt beginnt man mit dem Bau einer Brücke über die Lagune. Oulele war ursprünglich ein befestigter Kampong mit einer Moschee, die noch steht, während die Hütten der Eingeborenen verschwunden sind. Diese Moschee, als der Typus einer sumatranischen, mag mit einigen Worten geschildert werden. Luftige Dome mit schlanken Minarets, mit durchbrochenem Holzgitterwerk, mit Hufeisenbogen, hängenden Lampen und buntschillernden Farben wie im Orient, in Indien, darf man hier nicht suchen. Eine aus Stein und Mörtel aufgeführte, 3 Fuß hohe und 30 Fuß im Geviert haltende Platform bildet die Grundlage, auf welcher eine offene Bude steht, die mit Atap (Nipapalmenblättern) gedeckt ist. Davor steht eine Art Trog, der Wasser zu den religiösen Waschungen enthält. Das Ganze ist zerfallen und schmutzig, wie die sechs Priester, die faullenzend im Innern des Heiligthums umherliegen. Die Holländer kümmern sich nicht um diese Moschee und höchstens wäscht zuweilen einer seine Wäsche in dem Weihwasser. Die Erdwerke des Forts sind von den Holländern beibehalten worden, denn die Atschinesen verstehen sich vorzüglich auf Befestigungsbau. Die $4^1/_2$ Fuß hohen und ebenso dicken Erdwälle sind noch durch Stämme der Kokospalme verstärkt und mit Schießscharten versehen, durch welche Bambusröhren gelegt sind; sie dienen sowohl zum Auslugen als um den Flinten die Richtung zu geben.

Oestlich von Oulele führt die Straße nach dem Kraton. Sobald man diese betritt, sieht man rechts und links Gräber, die dichtgereihet neben einander liegen und wohl den vierten Theil des Weges bis zum Kraton einnehmen. Die meisten, mit Steinen gedeckt, sind in verschiedenen Stilen hübsch ornamentirt und gehören sicherlich einer ziemlich entfernten Zeit an. Hier und da ist der Stein auch durch Bronze ersetzt. Nachdem wir die langen Grabreihen hinter uns und einige Reisfelder passirt hatten, traten wir ins Dschengel ein. Zwischen zerstreute hohe und weitästige Bäume drängt sich dichtes Unterholz, namentlich ein zäher, dorniger Bambus, welcher für Thier wie Menschen ein absolutes Hinderniß des Weiterkommens ist. Aus solchem undurchdringlichen Dschengel bestand ursprünglich die Landschaft weit und breit; nur wo sie zum Zwecke der Anlage von Kampongs, Reisfeldern oder Straßen gelichtet wurde, ist ein Durchkommen möglich. Kampongs der Eingeborenen trifft man in großer Anzahl, doch bemerkt man sie immer erst, wenn man dicht davor ist, so versteckt liegen sie zwischen Bananen- und Kokospalmenwäldchen.

Wir passirten ein zerstörtes Fort, kamen dann in offenes Land, endlich am Dschengel vorbei, das nur 200 bis 300 Ellen zu unserer Rechten lag und noch in den Händen der Atschinesen ist, gegen die hier kleine, mit etwa 20 Mann besetzte Forts aufgeführt wurden. Trotzdem ist die Straße von Oulele nach dem Kraton höchst unsicher und die Holländer ziehen dieselbe nur bewaffnet und in größeren Mengen. Endlich kamen wir zum Atschinfluß, ließen die erwähnte Moschee zur Rechten liegen, passirten einen Nebenfluß und traten in den Kraton ein.

Die neuangekommenen Mannschaften wurden in ihre Quartiere entlassen, aber ersichtlich machte es keinen guten Eindruck auf sie als gerade im Augenblick ihrer Ankunft drei kleine eiserne Handkarren mit Leichen beladen zum Thor hinausgefahren wurden.

„Der“ Kraton ist nicht etwa der einzige Platz seines Namens, denn das Wort bezeichnet im malayischen einen befestigten Ort überhaupt, wie denn auf Java noch sehr große Kratons zu Djokdjokarta und Surakarta sich befinden, wo einheimische Fürsten noch eine Art von Scheinsouveränetät fortführen. Innerhalb eines Kratons liegt, wenn man so sagen darf, das Residenzschloß. Jener von Atschin heißt hier gewöhnlich Kota Radschah. Er umschließt ein unregelmäßiges Parallelogramm von 800 Ellen Länge und 400 bis 500 Ellen Breite, umgeben von einem tiefen Wassergraben, der jetzt trocken liegt. Ringsum dehnt sich Bambusdickicht aus. Die eigentliche Festungsmauer ist aus Steinen und Mörtel aufgeführt und mit einem etwa 20 Fuß dicken Erdwall hinterlegt. Außer der königlichen Residenz fanden die Holländer, als sie den Kraton nahmen, hier nur elende, schmutzige Bambushütten, welche jetzt sämmtlich entfernt sind; geblieben ist nur eine hölzerne Moschee, von der eine etwa 3 Fuß im Durchmesser haltende eiserne Glocke hängt; ein massives Pulvermagazin und die Einfriedigungen mit den Gräbern der Sultane von Atschin und ihrer Angehörigen.

Diese Gräber sind längliche Vierecke von Mauerwerk, 2 bis 5 Fuß hoch, die kleinen für Kinder bestimmt, die der Sultane mit rothen, blauen, gelben Farben bemalt und mit eingemeißelten Inschriften in arabischen Charakteren bedeckt. Am Ende eines jeden steht der bei Mohammedanern übliche Pfeiler mit dem Turban. Am schönsten sind die Gräber der „Königinnen“, die zum Theil mit Bronzeornamenten versehen, aber nicht gemalt sind. Riesige Waringibäume — eine Art heiliger Baniane — beschatten diese Gräber, über denen jetzt die holländische Flagge weht.

Für die hier gelagerten Truppen sind Baracken aus Bambus mit Atap gedeckt erbaut worden; sie sind geräumig und sehr luftig — da die Seitenwände fehlen. Die Offiziershütten sind ähnlich construirt, nur an drei Seiten geschlossen, und vorn mit einer offnen Veranda versehen. Was die so wichtigen Hospitaleinrichtungen betrifft, so hörte ich darüber laut klagen, indessen fand ich die ähnlich wie die Baracken gebauten, nur an den Seiten mit Leinwand geschlossenen Zellen sauber und ordentlich; an Arzeneimitteln war kein Mangel. Trotzdem sind die Gesundheitsverhältnisse höchst mißlicher Natur und abgesehen von der Cholera ist stets der fünfte Theil der Truppen krank. Von 800 Patienten im Kraton sterben täglich vier, meistens an Fieber und Dysenterie. An Wasser aus dem Flusse für Reinigungszwecke fehlt es nicht; Trinkwasser liefern Nortons, Röhrenbohrbrunnen, die mit gutem Erfolg verwendet werden.

Der Kraton hat zwei Ausgänge. Durch den südwestlichen gelangte ich, nachdem ich einige Reisfelder passirt hatte, zu dem vorgeschobenen kleinen Fort Kota Pitschut, welches mit etwa 60 Mann besetzt war. Es ist vortrefflich aus Mauerwerk aufgeführt, ornamentirt, und scheint ein

heiliger Platz oder eine Gräberstätte gewesen zu sein, wenigstens deuten die Waringibäume im Innern darauf hin. Im nahen Dschengel stecken die Atschinesen, senden gelegentlich eine Kugel nach dem Fort und rauben das hier weidende Vieh der Holländer.

Die Vorstellungen von einem gewöhnlichen Kriege, Marschiren und Kämpfen werden hier in Atschin gänzlich bankerott; die Holländer müssen eben abwarten und je länger sie warten können, desto mehr Aussicht haben sie auf Erfolg. Hin und wieder raffen sie sich zu einem kühnen Streiche auf und nehmen den Atschinesen ein Fort weg. Letztere halten immer tapfer Stand und schleppen stets ihre Gefallenen mit sich fort. Ihre Kugeln haben eine ganz besondere Form, es sind Bleistücke, in welche noch ein Stückchen von irgend einer andern Substanz, gewöhnlich Porcellan, aus abergläubigen Zwecken eingelassen ist. Alle Atschinesen sind tapfer und sterben lieber, als daß sie sich ergeben; die Holländer haben in ihren vielen Kriegen im Archipel noch nie einen so kräftigen Gegner zu bekämpfen gehabt. Wird er auch geschlagen, so rafft er sich schnell wieder auf und steht so stark wie vorher da. So oft auch Nachrichten von einer „vollständigen Besiegung und Unterwerfung" verbreitet werden, sie haben sich hinterher doch als Täuschung erwiesen. Nur mit großen kräftigen Schlägen, Anwendung weit bedeutenderer Wehrkräfte, als sie den Holländern zu Gebote stehen, ließe sich der Krieg bald beendigen. Jetzt langen allmonatlich 1000 bis 1500 Mann neue Truppen an; aber der Abgang, den die Cholera, Dysenterie, Fieber und die Kugeln der Atschinesen verursachen, ist auch sehr bedeutend und so sehen wir die niederländische Armee eher an Zahl ab- als zunehmen. Speculationen über das Ende des Krieges wollen wir indessen nicht anstellen.

---

# Die Herrscher von Uganda und Unyoro im äquatorialen Afrika.

Vor Kurzem sind als literarisches Resultat von Sir S. Baker's abenteuerlichem Zuge nach dem obern Nil zwei dicke, reich illustrirte Bände unter dem Titel „Ismaïlïa" (d. i. Gondokoro) erschienen, welche, so interessant und spannend sie auch geschrieben sind, doch für Geographie und Völkerkunde nur eine äußerst geringe Ausbeute liefern. Die wenigen Seiten, welche Geographisches nach Aussage von Eingeborenen bringen, handeln fast ausschließlich über den angeblichen Zusammenhang des Tanganyika mit dem sogenannten Albert Nyanza, worüber wir ja hoffentlich bald durch Gordon ins Reine kommen werden. Es gelang dem Pascha ja nicht, wesentlich neues Gebiet zu betreten; ja, er kam nicht einmal mit seinen Heerschaaren so weit, wie zehn Jahre früher als Nimrod in alleiniger Begleitung seiner Frau. Von seinem südlichsten Punkte Masindi (1° 44' nördl. Br.) mußte er einen schleunigen und verlustreichen Rückzug antreten, um nur das Leben zu retten, während fast sein ganzes Gepäck und alle gesammelten Elfenbeinvorräthe nothgedrungen den Flammen überliefert werden mußten.

Von Interesse sind in seiner Erzählung namentlich die Veränderungen, welche seit Speke und Grant's Anwesenheit (1862) sich in Uganda am Nordwestgestade des Albert Nyanza vollzogen haben. Der dortige Fürst M'tese ist in Folge des häufigen Verkehrs mit arabischen Kaufleuten von Sansibar zum Mohammedanismus übergetreten und hat eine Moschee erbaut. Er mordet nicht mehr, wie früher, seine Weiber, und wenn er Jemandem die Gurgel abschneidet, so thut er es jetzt im Namen Gottes. Er hält sich Schreiber, welche seine arabische Correspondenz besorgen, und ein tausend Mann starkes, durchweg mit Flinten bewaffnetes Regiment. Dieser Potentat sandte zu zwei verschiedenen Malen Gesandtschaften an Baker, um ihn zu sich einzuladen. Dieser benutzte die Gelegenheit, um an Livingstone zu schreiben und ihn der Fürsorge M'tese's zu empfehlen, welcher auch wirklich nach dem Missionär suchen ließ und zurückberichtete, daß derselbe schon von Udschidschi nach Westen aufgebrochen sei. Ja noch mehr! Baker's Brief wurde richtig, zwar nicht Livingstone, aber dem nach ihm ausgeschickten Lieutenant Cameron eingehändigt, dessen Antwort durch M'tese's Vermittelung wiederum die zehn Breitengrade nach Norden zurücklegte, richtig Oberst Gordon, Baker's Nachfolger, erreichte und durch diesen an den Vicekönig von Aegypten kam. Also eine ordentliche Postverbindung quer durch Afrika!

Das gerade Gegenstück zu diesem „intelligenten" Fürsten bildet der jetzige Herrscher des nordwestlich von Uganda gelegenen Unyoro, der junge, ewig betrunkene, hinterlistige und verrätherische Kabba Rega, Sohn des von Baker's erster Reise her bekannten Kamrasi. Seine Persönlichkeit soll uns hier nicht weiter beschäftigen, zumal er durch ein vereintes Vorgehen M'tese's, eines Prätendenten Rionga und der Aegypter fast seines ganzen Reiches beraubt wurde; wohl aber die interessanten Gebräuche bei seiner Krönung, den königlichen Begräbnissen u. s. w.

Die herrschende Familie stammt aus dem Volke der Galla, welche das Land ursprünglich eroberten und sich durch ihre lichte Hautfarbe vor den Unterworfenen auszeichnen. Von jenen Eroberern stammt auch die Kaste der Bohuma oder der Viehzüchter, von heller Farbe wie die königliche Familie, und so eng mit ihren Herden verwachsen, daß sie dieselben im Falle gewaltsamen Besitzwechsels auch in das Feindesland begleiten und dort ihre alte Beschäftigung ruhig fortsetzen. Sie tragen nie Waffen, vertheidigen sich also nie; aber nur der Tod kann sie von ihrem geliebten Vieh trennen.

Bis heute bewahren diese Eroberer eine eigenthümliche Sitte. Ehe ein König, in deren Reihe Kabba Rega der sechszehnte ist, den Thron besteigen darf, muß er zwei Nächte jenseits, d. h. östlich des (Victoria-) Nils zubringen. Dann geht er auf dem Pfade, auf welchem seine Vorfahren siegreich in Unyoro eingedrungen sind, entlang, setzt in einem Boote über den Strom und betritt das jenseitige Ufer genau auf derselben Stelle, wie jene Eroberer.

Stirbt ein König, so wird sein Leichnam auf einem mächtigen Roste von grünem Holze einem leichten Feuer ausgesetzt, so getrocknet und mumifizirt in neue Rindenkleider gehüllt und dann in einem großen, eigens dazu errichteten Hause ausgestellt. Seine Söhne kämpfen dann um den Thron, was oft jahrelang dauert, während welcher Zeit der Leichnam unbestattet liegen bleibt, ein Gebrauch, welcher sich auf das Genaueste an der Loangoküste wiederholt. Ist der Kampf entschieden, so tritt der Sieger zu seinem todten Vater hin und stößt seine Lanze nahe an dessen rechter Hand

in den Erdboden. Das bedeutet Sieg; er besteigt nun den Thron und richtet zunächst das Leichenbegängniß aus.

Dazu gräbt man ein riesiges Loch, welches mehrere hundert Menschen fassen kann und mit neuen Rindenstoffen ausgekleidet wird. Mehrere Frauen des todten Königs werden dann auf den Boden gesetzt, um auf ihren Knien den Leichnam zu tragen. In der vorhergehenden Nacht hat des Fürsten Leibwache viele einzelne Häuser und Dörfer umzingelt und am Morgen ohne Unterschied alle herauskommenden Leute ergriffen. Diesen werden Arme und Beine durch Keulenschläge zerbrochen, und man stürzt sie dann über den Leichnam und die ihn haltenden Weiber, während Trommeln, Hörner und Pfeifen und das Geschrei der aufgeregten Menge ihr Jammergeheul übertönen. Dann wird Erde darauf geschüttet und vom Volke festgestampft, worauf man einen Hügel über dem Ganzen errichtet.

Fast wörtlich dasselbe berichtet der Araber Ibn Batuta schon im Jahr 1346 von gewissen Ungläubigen im Sudan, wahrscheinlich von denselben Negern, wie Baker. So war auch Kamrasi begraben worden, und dann hatte Kabba Rega den Thron bestiegen und sämmtliche Weiber seines Vaters, mit Ausnahme seiner leiblichen Mutter, geerbt.

Der Thron, halb aus Kupfer, halb aus Holz bestehend, ist ein ganz kleines und altes Möbel, aber ein hochgeachteter Talisman, welcher in Gemeinschaft mit einer alten Trommel stets von besonderen Soldaten ängstlich bewacht und selten in Gebrauch genommen wird. Sollte er verloren gehen, so hätte damit auch das Ansehen des Königs ein Ende.

Sehr zweckmäßig ist die Organisation des Reiches, welche in starkem Gegensatze zu der Zerfahrenheit seiner nördlichen Nachbarn steht. Jede Provinz hat ihren verantwortlichen Häuptling, unter welchem wieder verschiedene Unterbeamten fungiren, so daß im Kriegsfalle die einzelnen Contingente in kurzer Zeit auf einem Punkte sich sammeln können.

Daneben hat der König auch ein stehendes Heer von etwa 1000 Mann, welche ihn beständig umgeben, vom Raube leben und in deren Reihen jeder weggelaufene Sklave, jeder Verbrecher oder läßige Schuldner willig Aufnahme findet. Diese Garden, Bonosura genannt, fahren plötzlich auf die Haufen fauler, sich herumtreibenden Volkes los, jagen es mit dicken Prügeln auseinander und bemächtigen sich dabei gewöhnlich der Kleider einiger Leute zum größten Vergnügen der mit heiler Haut Entwischten. Selten vergeht eine Nacht, ohne daß Jemand bei Vertheidigung seines Eigenthums von diesen Leuten ermordet wird. Daher die Menge von Raubvögeln bei Masindi, welche stets die Anwesenheit von Aas und Leichen anzeigen. Zu verschiedenen Malen fanden Baker's Leute halbverzehrte, eben erst getödtete Neger im hohen Grase liegen.

---

# Die neuesten Entdeckungsreisen in Australien.

H. G. Der bekannte Reisende John Forrest und Genossen sind in den angesiedelten Districten der Colonie Südaustralien glücklich eingetroffen. Diesem bewährten Forscher wie seinen wackeren Gefährten gebührt die Ehre und der Ruhm, die bis dahin mysteriöse Frage nach der Beschaffenheit der weiten unerforschten Länderstrecken, welche sich zwischen den Colonien Südaustralien und Westaustralien ausbreiten, der Lösung wesentlich näher gebracht zu haben. Zwar hat der Oberst Warburton seine Reise von der 1036 Miles von Adelaide entfernten Station Alice Springs aus (am Ueberlandtelegraphen) durch den Westen nach dem Oakover-Flusse, welcher unter 20° 42′ S. und 120° 24′ O. in den De-Grey-Fluß mündet, am 12. December 1873 glücklich ausgeführt und uns über die Gegenden, die sich am zweiundzwanzigsten südlichen Breitengrade entlang ziehen, näher unterrichtet, allein die große Territorialausdehnung nach Süden zu blieb nach wie vor eine terra incognita. Giles, Gosse und Roß, eben so muthige und kühne wie im Buschleben erfahrene Männer, müheten sich vergeblich ab, in die Geheimnisse dieser Wildniß einzudringen. Wassermangel und Spinifex- (triodia irritans) Wüsten trieben sie zurück. Forrest machte den Versuch von Westen aus und vollendete ihn ruhmvoll. Er hat sich, unter unendlichen Mühseligkeiten und Entbehrungen, vom Murchison-Flusse (mündet in 27° 40′ S. und 114° 16′ O. in den Indischen Ocean) aus den Weg nach den Bergketten, ranges, welche von Gosse und Giles bereist wurden, erkämpft und das Centrum dieser unbekannten Länderstrecken für das geographische Wissen erschlossen. Es bleibt jetzt nur noch übrig, in mehr südlicher Richtung, d. i. in directer Linie auf Perth, von Südaustralien aus oder umgekehrt eine Forschungsreise zu unternehmen, um in den Charakter des ganzen westlichen Continents Einsicht zu gewinnen.

Am 30. September 1874 traf in Adelaide ein Telegramm von der 636 Miles von Adelaide gelegenen Peake-Station am Ueberlandtelegraphen ein, meldend, daß in den ersten Stunden des Nachmittags Forrest und Genossen daselbst angelangt seien. Eine Gratulationsdepesche ward sofort zurückgeschickt und Forrest antwortete umgehend mit einem Resumé über den von ihm erzielten Erfolg.

Die Forrest-Expedition war von der Regierung der Colonie Westaustralien ausgesandt worden; sie hatte den Zweck, die Wasserscheide des Murchison und anderer Flüsse, welche nach der Nordwestküste zu laufen, näher zu erforschen. Sofern es sich aber als rathsam erwies, sollte Forrest dann auch versuchen, durch das unbekannte Innere, möglichst am sechsundzwanzigsten Breitengrade entlang, nach dem südaustralischen Ueberlandtelegraphen vorzudringen. Die Gesellschaft war von vornherein für eine solche Reise vollkommen ausgerüstet. Als Begleiter hatte er fünf tüchtige Männer; er führte Lebensmittel auf sechs Monate mit sich und besaß achtzehn Pferde.

Forrest hat sein Programm buchstäblich durchgeführt und eine Reise von 2000 Miles zurückgelegt. Zu der Armuth an Wasser gesellte sich häufig Mangel an Weide für die Pferde, welche fast immer halb verhungert waren, so wie große Feindschaft der zahlreichen Eingeborenen, welche mehr als einmal die Reisenden muthig angriffen. Für die Cultur ist durch diese Reise nichts gewonnen worden. Doch hören wir die Depesche selbst, welche Forrest am 30. September nach Adelaide abgehen ließ.

„Ich danke bestens für die freundliche Beglückwünschung und will Ihnen ohne Verzug eine gedrängte Uebersicht unserer Reise zukommen lassen.

Wir verließen Champion Bay — in 28° 44′ S. und 114° 40′ O. — am 1. April 1874 und die letzte Schaf-

station am 28. April. Am 4. Mai erreichten wir den Mount Hale am Murchison-Flusse, welcher den entferntesten Punkt bildet, der in dieser Richtung bisher bekannt war. Wir folgten jetzt einem Nebenflusse des Murchison, der frisches Wasser enthielt, über eine Gegend hin, die vortrefflich begrast war, und zogen dabei ziemlich östlich, bis wir in 25° 50′ S. und 119° O. bei der Quelle desselben eintrafen. Von hier ab reisten wir, in der Hoffnung noch andere Nebenflüsse des Murchison aufzufinden, südöstlich bis 26° 25′ S. und 120° O. Da uns dies indeß nicht gelang, so wendeten wir uns nach Nordost und langten in 25° 50′ S. und 120° 40′ O. bei der Wasserscheide des Murchison an. Wir fanden eine nur mäßige Erhebung vor mit einigen Thalschluchten (gullies), die in begraste Ebenen ausliefen, um zuletzt in den Hauptfluß zu münden. Von hier bis 25° 55′ S. und 126° 13′ O. hatten wir eine große wellenförmige Spinifex-(Stachelschweingras-) Wüste, mit unbedeutenden Lücken begrasten Bodens, zu passiren. Wir entdeckten zwar etliche Quellen und viele Wasserlöcher in den Felsen, allein bei der außerordentlichen Dürre, welche in diesem Jahre herrschte, waren sie meistens versiegt und ausgetrocknet. Dennoch machten wir es möglich langsam vorwärts zu kommen, waren aber dabei zweimal fast einen ganzen Monat lang ohne Wasser. Endlich fanden wir davon ein wenig auf, und indem wir bei wenig Wasser lange Tagereisen unternahmen, gelangten wir in 127° O. in eine hügelige Granitgegend. Hier bot sich in Felsenhöhlungen hinreichend Wasser dar und wir konnten zur Barrow-Range vordringen, wo wir in der Nähe der Reiseroute des Herrn Ernst Giles eine Quelle ausfindig machten. Am 17. August entdeckten wir in den Cavanagh-Ranges, wo Giles längere Zeit campirte, in 26° 11′ S. und 128° O., nahe bei Gosse's Mount Cooper, eine schöne Quelle. Von jetzt ab folgten wir so ziemlich Gosse's Reiseroute durch die Tomkinson-Ranges bis 130° O., hatten uns aber, da auf derselben alles Wasser ausgetrocknet war, selber nach diesem flüssigen Elemente umzusehen. Wir geriethen dabei in eine sehr kritische Lage und retteten uns und unsere Pferde durch endliche Auffindung einer etwas nördlich gelegenen vortrefflichen Quelle, wo wir vier Tage lang Ruhe hielten. In 131° O. fanden wir in Langley's Gully Wasser auf und gingen nun wieder der Route von Gosse durch die Musgrave-Ranges nach und weiter bis zum Alberga-Flusse, den wir verfolgten; wir erreichten so am 27. September den Ueberlandtelegraphen und heute, am 30. September, die Peake-Station. Hier haben wir bei den Beamten die freundlichste Aufnahme gefunden.

Fünf von unseren Pferden mußten wir unterwegs liegen lassen und eines fiel, bei unserer Ankunft am Ueberlandtelegraphen, todt zu Erde. Ihre Schwäche resultirte weniger aus dem oft fehlenden Wasser als aus dem großen Mangel an Futter. In dem von uns bereisten Innern hatte große Dürre geherrscht und wir selbst haben kaum einen Tropfen Regen gehabt. Die ganze Gegend war ausgetrocknet und das Gras verdorrt und versengt. Unsere Pferde befinden sich in dem kläglichsten Zustande und kaum drei oder vier unter ihnen können noch geritten werden. Wir mußten auf unserer langen Reise abwechselnd zu Fuße gehen. Viele Eingeborene kamen uns zu Gesichte und sie haben uns dreimal muthvoll angegriffen, mußten sich aber doch bald vor unseren Schießwaffen zurückziehen. Einmal waren es ihrer funfzig und ein anderes Mal — bei welcher Gelegenheit ich nahe daran war gespeert zu werden — gar ihrer hundert, die uns anfielen. Mehrere derselben wurden bei unserer Vertheidigung verwundet, ich glaube aber kaum, daß einer geradezu getödtet ward. Die Tomkinson-, Mann- und Musgrave-Ranges waren im Allgemeinen gut begrast. Manche Quellen wurden aufgefunden und ohne Zweifel existiren noch andere mehr. In den Spinifexwüsten zeigte sich auffälliger Weise viel Wild.

Indem ich mir, am Schlusse unserer Reise, alle die Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren, welche wir erduldet, ins Gedächtniß zurückrufe, nimmt es mich jetzt in der That Wunder, wie wir es möglich machen konnten, uns durch so erbärmliche, gänzlich nutzlose Gegenden durchzuarbeiten. Auf mehr als 600 Miles hatten wir weiter nichts als Spinifexwüsten zu passiren, und länger als einen Monat lebten wir nur von Dampers (d. i. aus Mehl, Salz und Wasser bereiteten und in der Asche gebackenen flachen Broten), denn glücklicherweise reichte unser Mehlvorrath für die Reise aus.

Wir beabsichtigen, am 5. October die Peake-Station zu verlassen und uns auf den Weg nach Adelaide zu begeben. Wir werden über Beltana (355 Miles von Adelaide entfernt, wo der bekannte reiche Großkaufmann und Squatter Thomas Elder bedeutende Schäfereien besitzt) reisen und von da ab der Postroute folgen.

Der Zustand unserer Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig. Meinen Gefährten kann ich nicht genug Lob wegen ihrer ausgezeichneten Führung auf der ganzen langen Reise spenden." —

Wir schließen diesen unsern Bericht unter dem Datum des 12. Octobers. Zu dieser Zeit waren die Reisenden noch nicht in den angesiedelten Districten der Colonie Südaustralien angelangt, aber man traf überall, wo dieselben durchkommen mußten und namentlich in Adelaide Vorbereitungen, die willkommenen Gäste aufs Glänzendste zu empfangen. Man will beweisen, daß man in Südaustralien nicht weniger die Gastfreundschaft ausübt, als in Westaustralien, wo seiner Zeit der Oberst Warburton, als er dort von seiner großen Forschungsreise eintraf, einer so ausgezeichneten Aufmerksamkeit begegnete.

---

# Die Schulen in Sibirien.

Von **Albin Kohn.**

Ich kenne Sibirien, wie ich schon des Oeftern gesagt habe, bis mehr denn 100 Meilen nordöstlich von Irkutsk und zwar zwei Linien. Die eine führt von Tjumen über Tobolsk, Tara nach Kolywan und weiter östlich, die andere, die Linie, welche ich auf meiner Rückreise kennen lernte, führt über Tju-Kallo, Omsk, Ischim nach Tjumen. Auf beiden Linien war es mir, trotz aller Aufmerksamkeit, welche ich diesem Gegenstande zuwendete, nicht möglich, mehr denn in zwei oder

drei Dörfern Häuser zu entdecken, welche die ziemlich anmaßende Aufschrift: „Prichodzkoje utschylischtsche" (Pfarrschule) trugen.

In zweien solcher Pfarrschulen fand ich einen betrunkenen Djak (Gehülfen des Popen) damit beschäftigt, etwa ein halbes Dutzend Kinder im Kirchengesange zu üben, ihnen das rechtzeitige Verbeugen und Bekreuzen beizubringen und sie überhaupt zu richtigen Bet- und Plärrmaschinen abzurichten. Keines der Kinder hatte in diesen Pfarrschulen ein Buch, keines auch nur eine Schiefertafel. In der dritten Schule fand ich einen Djak beschäftigt, dessen Physiognomie sehr ansprechend war. Gegen 20 Kinder waren seiner Obhut übergeben, denen er das Lesen und Rechnen neben dem Kirchengesange beibrachte. Die Dressur im regelmäßigen Beugen, Bekreuzigen und „Hospody-pomiluj"-Schreien fehlte auch hier nicht. Ich muß gestehen, daß ich in dem Djak, welcher dieser Schule vorstand, einen recht gebildeten Mann gefunden habe. Trotzdem war er der Ansicht — und er machte kein Hehl daraus —, daß dem Bauer keine Bildung nothwendig sei, da er sonst zu aufsässig werden würde. Also auch in Sibirien fühlt man die Wahrheit des Satzes: „Bildung macht frei". Der Djak dieser Schule meinte, es wäre schon gefährlich, wenn der Bauer lesen könne. Dieses Lesen auf das Erlernen anderer Gegenstände als der sogenannten Heilswahrheiten verwenden, wäre von Uebel.

In den meisten Städten sind zwei classische Primärschulen, an denen ein oder zwei Lehrer fungiren und sich beim Unterrichten der wenigen Schüler, welche sie frequentiren, der veralteten Exercirmethode Lancaster's bedienen, welche ihnen erlaubt zu bummeln, während die Kinder mechanisch das A B C herplärren.

In Kansk, im Gouvernement Krasnojarsk (Jenissei), existirte außer dieser öffentlichen Schule auch noch eine vom Kaufmann Sawjenkow auf eigene Kosten unterhaltene und in seinem Hause eingerichtete Privatschule, in welcher 12 bis 15 Mädchen einen guten Elementarunterricht in den nöthigsten Gegenständen erhielten. Herr Sawjenkow war selbst ein gebildeter Mann, der die Nothwendigkeit der Bildung begriff und sie, soviel in seinen Kräften, zu verbreiten strebte. Seinen eigenen Kindern gab er die möglich höchste Bildung, und es war sein ernst ausgesprochener Wille, daß keiner von ihnen nach beendeten Universitätsstudien in den Staatsdienst trete. „Diesen Dienst muß man faulen, liederlichen, geistig verkommenen und moralisch versumpften Individuen lassen, neben denen kein Ehrenmann mit Ehren dienen kann." Dieses die Ansicht Sawjenkow's. Leider sind der Sawjenkow's, mit dem ich übrigens manchen angenehmen Augenblick verlebte und in welchem ich einen Ehrenmann in jeder Beziehung verehrte, in Sibirien nur sehr wenige. Ich lernte in einem Zeitraume von sieben Jahren in ganz Sibirien nur einen einzigen kennen. Ich habe die Bekanntschaft vieler reichen Kaufleute, auch vieler Bauern gemacht, deren Vermögen nach Zehn- und Hunderttausenden von Rubeln zählt; keiner von ihnen hielt die allgemeine Volksbildung für nothwendig, keiner brachte Opfer für sie.

Das Volk selbst ist im höchsten Grade lernbegierig; es fühlt das Bedürfniß der Bildung und zeigt sich gegen Jeden dankbar, der einem Kinde einen Buchstaben beibringt. Wie oft hat die Wirthin das Beste, was Haus und Kammer hatte, aufgetischt, wenn ich mich hinsetzte und ihrem Kinde die „Asbuka", das russische A B C, beizubringen suchte. Die Bauern murrten über die Verfügung des Generalgouverneurs von Irkutsk, Gortschakow, mittelst welcher er nach dem unseligen Aufstande der deportirten Polen am Bajkalsee (im Jahre 1866) allen Polen ohne Ausnahme das Ertheilen von Privatunterricht untersagte. Vorher haben viele durch Privatunterricht ihren ausreichenden und ehrenvollen Unterhalt gefunden und einige Schulbildung verbreitet.

Auch mit den höheren Schulen in den Gouvernementsstädten ist es nicht weit her. Es sind zwar in Tobolsk, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk und Irkutsk Realschulen und philologische Gymnasien (in Krasnojarsk erst seit 1867); ihre Leistungen müssen schon deshalb ungenügend sein, weil die nöthigen Vorbildungsschulen fehlen, und weil — wie mir einer der Directoren, Herr Messer in Krasnojarsk, offen sagte — aus dem europäischen Rußland die unfähigsten Lehrer nach Sibirien gesendet werden.

Es scheint wirklich, als ob die Regierung Sibirien für eine Rumpelkammer hält, in die sie alles für europäische Verhältnisse Untaugliche hineinwirft. Um dieses zu beweisen muß ich zwei Beispiele anführen, den Doctor Surowkow, ehemals in Kansk, und den Inspector sämmtlicher Schulen Ostsibiriens, Maack in Irkutsk.

Ersterer konnte sich in keiner andern als der russischen Sprache ausdrücken, hatte keine Universitätsstudien absolvirt, sondern seine Stellung dafür erhalten, daß er, als Student aus dem zweiten oder dritten Course, während des orientalischen Krieges in die Armee als Hülfsarzt eintrat. Nach beendetem Kriege wurde er hierfür als Kreisarzt nach Kansk gesendet. Der Zweite wußte ein ihm von mir gegebenes versteinertes Samenkorn einer vorweltlichen Pinie nicht von einer Incrustation zu unterscheiden und wußte nicht, daß noch heute auf den Antillen Piniensamen dem Prozesse der Versteinerung unterliegt. Er, der Naturalist, wußte ein Lepitodendronstück nicht von einer Sigillaria zu unterscheiden.

Eine Folge des Mangels der Vorbildungsschulen ist die geringe Frequenz der höheren Anstalten. Das Gymnasium in Irkutsk zählte im Jahre 1868 gegen 200, die Realschule kaum 80 Schüler; das Gymnasium in Krasnojarsk im Jahre 1870 nicht viel über 60.

Auch die Bildung der Mädchen steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Es giebt in den Dörfern für sie gar keine Bildungsanstalten; sie lernen nicht einmal den Kirchengesang, denn: mulier taceat in ecclesia. In den Kreisstädtchen besuchen die Mädchen mit den Knaben die gleichen Schulen und werden gemeinschaftlich unterrichtet. Schulzwang herrscht nirgends in Rußland.

In den Gouvernementsstädten sind: „Pensionen für adelige Fräulein", welche gewöhnlich unter dem Protectorate der Kaiserin stehen und von den Töchtern der höheren Beamten, Offiziere und reichen Kaufleute besucht werden. Sie stehen verhältnißmäßig nicht höher, als die höheren männlichen Bildungsanstalten.

Eine eigene Universität hat Sibirien nicht, und soll sich die Regierung (bis 1870 wenigstens) geweigert haben, eine solche zu gründen, ja sogar eine solche von den reichen Bewohnern des Landes gründen zu lassen.

Auch mit den öffentlichen Bildungsmitteln ist es in Sibirien schlecht bestellt. In der stolzen „Hauptstadt Ostsibiriens", in Irkutsk, existirt eine „öffentliche Bibliothek", welche nicht einmal einen gedruckten Katalog hat. Der geschriebene Katalog weist nicht viel über neunhundert Nummern russischer Drucksachen nach, in welcher Zahl auch eingebundene Zeitungen inbegriffen sind. Die Hauptmasse dieser Büchersammlung bilden alte Gebetbücher und antiquirte Romane, welche längst nicht mehr des Lesens werth sind. Das Verzeichniß der französischen Bücher weist etwa 400 Nummern nach. Deutscher Bücher waren sehr wenige; ihr Verzeichniß war gar nicht vorhanden. In der Bibliothek Sibiriens fand man — und dieses ist sehr charakteristisch — weder Müller's Geschichte Sibiriens noch auch das classische Werk Pallas':

„Sibirische Reise". — Buchhandlungen giebt es in Sibirien nicht! Wer Bücher haben will, muß sich dieselben direct per Post aus den Hauptstädten Rußlands, aus Petersburg und Moskau, senden lassen.

Zu den Bildungsanstalten müssen wir unbedingt auch die Theater zählen. Irkutsk, eine sehr reiche Stadt, könnte ohne zu große Mühe ein Theater aus Granit oder Marmor haben, da es nur 60 Werst vom Baikalsee und hart an der diesen durchschneidenden Angara liegt, also mit dem Baikalgebirge in directer Verbindung steht, aus dem man das besagte Material herbeischaffen könnte. Trotzdem steht in der stolzen Hauptstadt Ostsibiriens ein hölzernes Gebäude, das einem Stalle weit ähnlicher sieht als einem dem Kunstgenusse gewidmeten Baue, von dem ich einem hochgestellten Beamten während einer vertraulichen Unterhaltung sagte, daß in dasselbe nicht nur keine Muse einziehen, sondern daß sich sogar Apollo hüten würde in ihm seine Pferde unterzubringen.

Dem Volke mangelt noch zu sehr der ästhetische Nerv. Die höchsten Schichten zwar besitzen feine Lebensbildung, kennen und schätzen die Schöpfungen der europäischen Kunst, aber von Jugend auf an den byzantinischen Stil gewöhnt, dessen schwerfällige, mit Schmuck überladene Schöpfungen den Geist eher niederdrücken als erheben, wird jeder Russe seinem „Isaakowski Sobor" (dem Dome des heil. Isaak in Petersburg) den Vorzug geben vor dem Straßburger Münster, vor St. Peter in Rom, vor der Alhambra und vor den berühmtesten Prachtbauten der Neuzeit des westlichen Europas. Dasselbe auch wird bei der Vergleichung anderer Schöpfungen der schönen Künste, welche dem russischen Geiste entsprungen, mit den dem westeuropäischen ihren Ursprung verdankenden der Fall sein, denn der Russe, selbst der gebildetste, brüstet sich gern mit der Größe seines Volkes: es ist, seiner Ansicht nach, das erste Volk der Erde, groß in jeder Beziehung. Wenn, nach den Ansichten des gemeinen Mannes, im orientalischen Kriege die Westmächte unterlagen und an Rußland ungeheuere Contributionen zahlen mußten, so wich, nach den Ansichten der Gebildeteren, Rußland nicht der Uebermacht, sondern sein friedliebender Kaiser schenkte Europa großmüthig den ihm nöthigen Frieden und opferte diesem Frieden sogar die Befestigungen Sebastopols und seine Flotte, vor denen die Westmächte zittern.

Die Ansichten von der imaginären Größe Rußlands und seines Volkes, von der geistigen Höhe, auf welcher sich das letztere befindet, werden erst schwinden, wenn der Verkehr mit dem europäischen Auslande ein größerer, wenn er auf natürlicheren Grundlagen basirt sein wird.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Die russische Amu-Darja-Expedition.

Gegen Ende September 1874 hat dieselbe ihre topographischen Arbeiten und die hydrographische Erforschung des Amudeltas beendet; die meisten Theilnehmer waren Anfang November schon wieder nach Petersburg zurückgekehrt. Aus den Mittheilungen des Obersten Stoletow, des Leiters der ganzen Expedition, erhellt, daß sich der Schifffahrt oberhalb Nukus (unweit der Spitze des Deltas) keine anderen Schwierigkeiten darbieten als der häufige Wechsel der Wasserrinne. Dies zu überwinden, wird es sich empfehlen, die einheimischen Fischer als Lootsen zu benutzen. Die Rinne besitzt überall genügende Tiefe und die Uferbildung ist derartig, daß sie fast überall ein unmittelbares Anlegen gestattet und so der Schifffahrt große Vortheile gewährt. Major Wood, von den englischen (Madras-) Ingenieuren und Mitglied der Expedition, hat die Wassermasse des Amu an seiner Mündung und oberhalb der ersten Bewässerungscanäle berechnet und meint, daß nur die eine Hälfte des Amu den Aralsee erreicht, während die andere theils zu Agriculturzwecken verbraucht wird, theils nutzlos im Wüstensande verrinnt. Seinen höchsten Stand erreicht der Strom im Juli, wenn die Schneemassen des Kisiljart und Pamir schmelzen.

Was den naturhistorischen Theil der Expedition anlangt, so haben Sjewertsow und Bogdanow in der Umgegend von Petro-Alexandrowsk und Nukus zoologische Excursionen gemacht; Smirnow an den Ufern und auf den Inseln des Amu botanisirt und Barbot de Marny geologische Untersuchungen auf der Linie Kuschkanatau-Tschimbai-Nukus-Schurachan-Meschelli, im Gebirge Schedschelt und bis nach Samarkand hin angestellt. Er hat dabei einen wesentlichen Unterschied der geologischen Structur auf dem Ost- und Westufer des Aralsees nachgewiesen, Kreide auf dem erstern, die sarmatische Tertiärformation auf dem letztern.

Augenblicklich befinden sich nur noch die Herren Dorandt und Milberg am Amu, deren meteorologische Beobachtungen die Dauer eines ganzen Jahres umfassen werden.

Im October ist auch das Nivellement zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere unter Leitung des Obersten Thilo beendet worden. Nach den vorläufigen Berechnungen liegt der Spiegel des Aralsees 250 Fuß über dem des Kaspischen Meeres im Mertwyi Kultuk oder Todten Meerbusen; also 165 Fuß über demjenigen des Oceans. Danach sind alle früheren Angaben von Jagoskin, Anjou und Duhamel, von Berg, welcher 1826 jene Höhe zu 117 Fuß fand und von Struve (132 Fuß im Jahre 1858) zu berichtigen. Die Richtigkeit der letzteren Messungen wurde schon bezweifelt, als Oberst Stebnitzky im Jahre 1872 die Höhe des Brunnens Igdy im trockenen Oxusbette zu 191 Fuß über dem Kaspischen Meere fand, was jetzt durch Thilo bestätigt wird. Es ist also in der That ein genügender Fall im alten Oxusbette festgestellt worden.

---

### Das Entdeckungsschiff „Basilisk" im östlichen Archipelagus.

Wir haben im „Globus" vielfach der Fahrten erwähnt, welche dieses Schiff, das von Capitän Moresby befehligt wurde, an den Küsten von Neuguinea gemacht hat. Nun ist der „Basilisk" nach England zurückgekommen; er war vier Jahre fast ununterbrochen im Dienst.

Die Ergebnisse seiner Reisen sind für die Länder- und Völkerkunde von großem Belang. Erst jetzt gewinnen wir durch Moresby eine richtige Vorstellung von der Torresstraße und von den östlichen Gestaden Neugineas, und die Karten über diese Gegenden werden einen neuen Anblick gewinnen. Der „Basilisk" hat etwa 1200 Miles Küstenstrecken aufgenommen, 12 Häfen erster Classe, mehrere schiffbare Ströme und mehr als 100 kleine und größere Inseln entdeckt. Auch ist von ihm ein Seeweg aufgefunden worden, welcher die Route zwischen Australien und China beträchtlich abkürzt. Wir kennen nun einen neuen Archipelagus, eine fruchtbare, von vielen Flüssen bewässerte Gegend, die von einem halbcivilisirten malayischen Menschenschlage bewohnt wird; das Alles ist neu.

Als die ersten Nachrichten von Moresby's Entdeckungen nach London kamen, schickte die Admiralität sofort den Schiffslieutenant Dawson ab, um gemeinschaftlich mit jenem Capitän die Aufnahmen zu besorgen. Sehr häufig bediente man sich bei den Arbeiten kleiner Boote, die oft wochenlang vom Schiffe weit entfernt waren, und die Entdecker hatten dann mit Wilden zu verkehren, denen nie zuvor ein weißer Mann vor Augen gekommen war. Es gelang, mit denselben friedlichen und freundlichen Verkehr zu unterhalten. — An der Nordostküste von Neuguinea sind zwei hohe Berge entdeckt worden, die bis zu 11,000 Fuß gipfeln: Mount Gladstone und Mount Disraeli. Die Fahrten in dem Gewirr von Korallenklippen waren sehr gefährlich; die Gesundheitsverhältnisse des Schiffsvolkes, das keine leichte Arbeit hatte, sind sehr befriedigend gewesen.

## Erforschung des Lake Eyre und der unbekannten angrenzenden Gegenden.

H. G. Am 25. August 1874 stellte Herr T. Hogarth im Oberhause des südaustralischen Parlaments den Antrag auf Erforschung des Lake Eyre und der unbekannten anliegenden Gegenden. Schon am zweiten September gab der Gouverneur Anthony Musgrave die Erklärung ab, daß dem Beschlusse die schnellste Folge gegeben werden solle. Dies ist denn auch bereits geschehen, indem Mitte September eine Gesellschaft für den angedeuteten Zweck dahin abgegangen ist. Der südliche Theil des Lake Eyre wird schon seit mehreren Jahren mit Viehherden bejagt, so daß die jetzige Erforschung dem nördlichen Theil, d. i. vom 29. Breitengrade ab, gelten wird.

Die Expedition steht unter Leitung des Herrn J. W. Lewis, welcher in der letzten Warburton-Expedition der Zweite im Commando war. Es begleiten ihn A. G. Beresford als Feldmesser und Kartenzeichner, F. W. Andrews als Sammler, Tolmer als erfahrener Buschmann und Tatoff als Koch.

Am 15. September verließen die Reisenden Port Adelaide und wurden mit einem Dampfschiffe nach Port Augusta befördert, von wo sie sich am 22. September nach der Station Beltana am Ueberlandtelegraphen, 355 Miles von Adelaide, begaben, wo Thomas Elder große Schäfereien besitzt. Hier werden sie sich durch zwei Afghanen verstärken, welche die Führung von achtzehn Kameelen zu übernehmen haben, die der um die Erforschung des australischen Continents hochverdiente Herr Elder wieder bereitwillig und ohne irgend welche Vergütung dafür zu beanspruchen zur Verfügung gestellt hat. Die Pferde und vieles Andere von der Gosse-Expedition befinden sich ebenfalls noch in Beltana und werden die Ausrüstung dieser Reisenden vervollständigen.

Die Instructionen, welche der Generalfeldmesser Goyder entworfen hat, laufen auf Folgendes hinaus. Lewis soll die Nord- und Ostküste des vermeintlichen Eyre-Sees erforschen, „die Gegend, welche innerhalb je 100 Miles nördlich von 29° 5' S. und bis 137° O. liegt." Falls der „See" wirklich ein solcher ist, soll er mit einem Boote befahren und die Tiefe sorgfältig gemessen werden, ist er aber kein See, so sollen nähere Untersuchungen über die Bodenverhältnisse angestellt werden.

## Rumänische Sprachproben.

D. Eine kurze Besprechung der rumänischen Sprache im „Globus" XXVI, Nr. 21, veranlaßt mich, der ich Jahr und Tag in Rumänien lebte, zu einigen erläuternden Bemerkungen:

Obwohl das Rumänische für eine Tochter der römischen Bauernsprache angesehen werden muß, fällt es doch dem des classischen Lateins kundigen Deutschen nicht schwer, die Sprache zu verstehen. Möge sich der Leser selbst durch ein Beispiel überzeugen. Ich wähle dazu die erste vierzeilige Strophe eines kleinen Volksliedes, das ich oft an Sommerabenden von den Burschen und Mädchen des Dörfchens Badunenko bei Galaz nach einer sehr eintönigen Melodie als Begleitung eines ebenso einförmigen trippelnden Kreistanzes absingen hörte. Sie lautet:

Jo sunt fala di Român,
Numili mi Floara,
Am altize si gerdân,
Dumne, bine pare.

Wörtlich ins Lateinische übertragen, würden die Worte lauten:

Ego sum filia Romani,
Nomen mihi Flora,
Habeo a. s. g.
Domine, bene paret.

„Ich bin die Tochter des Romanen, ich heiße Flora. Ich habe ein gesticktes Hemd mit einer Perlenschnur. Herr, das steht mir gut." Altize si gerdân ist slavisch und dürfte vielleicht auf den slavischen Ursprung eines Theiles der jetzigen rumänischen Weiberkleidung hinweisen. Pare scheint von parere (erscheinen) abgeleitet werden zu müssen; bine pare wäre daher wörtlich: „es erscheint gut."

Die im Französischen häufige Erscheinung, daß der im lateinischen Genitiv hervortretende Stamm eines Nomens als Nominativ zur Verwendung gelangt, wiederholt sich im Rumänischen häufig, so z. B. cinis, ciner-is, rumänisch ciner.

Höchst eigenthümlich ist die häufige Verwandlung des lateinischen K-Lautes in einen Lippenlaut, z. B. lat. doctor, rum. doptor; lat. aqua, rum. ape; lat. quatuor, rum. patrû. Es ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß hier eine Einwirkung des Gothischen vorliege.

Oft sind die Wörter der Muttersprache furchtbar corrumpirt und zusammengezogen. Einem Reisenden, der per Postkaruzze durch die Moldau dahinsaust, wird gewiß das auf jeder Poststation gehörte Wort sünz in lebendiger Erinnerung bleiben. Die schnelle Fahrt macht häufiges Salben der Achsen nöthig, um eine Entzündung derselben zu verhindern, und trebui sünz — so klingt das Wort wenigstens dem deutschen Ohre — ist die Zauberformel, die auf jeder Station unfehlbar den diensthabenden Postknecht mit dem Theerkübel herbeilockt, um dem Wagen die nöthige Salbung angedeihen zu lassen. Wer sollte denken, daß in sünz das lateinische exungia (Wagenschmier) in neuem Gewande sich uns präsentirt?

Auch deutsche Wörter sind in fast komischer Form rumänisirt. So erinnere ich mich, den deutschen „Jahrmarkt" als „Jermerok", die deutsche „Bierbrauerei" als „Bieroria" unter den Moldawans wiedergefunden zu haben.

* * *

— Die Auswanderung der Italiener hat bekanntlich im Verlaufe der letzten Jahre große Dimensionen angenommen und viele gingen sogar nach Persien, um bei den dort von Baron Reuter projectirten Eisenbahnen beschäftigt zu werden; da aber aus dem Bau derselben bisher nichts geworden ist, sind sie in große Noth gekommen. — Nach Nordafrika geht der Zug seit vielen Jahrhunderten, seit aber der Bau des Suezcanales begann, wurde derselbe stärker als je zuvor und Aegypten galt für das gelobte Land nicht bloß den gewöhnlichen Handarbeitern, sondern auch Handwerkern aller Art. Der Andrang war so groß, daß viele ohne Beschäftigung blieben und die italienische Regierung dieser Auswanderung Hindernisse in den Weg zu legen sich gedrungen sah, aber trotzdem sind die Italiener dort zahlreicher als irgend eine andere europäische Nationalität. Auch in der sogenannten Berberei findet man sie überall in den Städten in Menge und schon allein der Korallenfischerei wegen begeben sich in jedem Jahre Tausende dorthin. Besonders in Tunis sind sie nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Umgestaltung der dortigen Verhältnisse geblieben. — Daß der Hauptzug der italienischen Auswanderung nach Südamerika, insbesondere nach dem La Plata, geht, haben wir im „Globus" mehrmals hervorgehoben.

— Ein Engländer hat London „in Zahlen gefaßt".

Wir erfahren Falgendes. Die Hauptstadt des britischen Weltreiches hat van Osten nach Westen eine Länge von 25, eine Breite von 12 bis 13 Kilometer, die Oberfläche beträgt 34,000 Hectaren, also sieben Mal so viel als Paris innerhalb der Befestigungen. Die 4,025,000 Einwohner leben in 23,000 Straßen „und wenn man diese an einander reiht, kommt eine Strecke heraus, die so lang ist wie die von London nach Point de Galle auf Ceylon". Der jährliche Gasverbrauch beträgt 10,400 Millionen Cubikfuß, wovon 1400 Millionen unnütz verloren gehen; 490,000 Brenner verbrauchen in 24 Stunden 15 Millionen Cubikfuß. Die Londoner können, wenn sie wollen, in etwa 1000 Kirchen und Bethäusern ihre Andacht verrichten; aber die Zahl der Schänken beträgt mehr als 4500. Im Durchschnitt kammen 2608 Selbstmorde auf das Jahr und 239 Todesfälle auf Leute, die lebendig verbrennen.

— Die Britische Gesellschaft zur Verbreitung der Bibel macht bekannt, daß sie im Jahre 1873 nicht weniger als 220,766 Pf. St. an Subscriptianen erhalten habe; die Gesellschaft zur Verbreitung von Tractätlein hat 137,705 Pf. St. erhalten. Beide Summen sind für Bibeln und Tractätlein verausgabt worden, die in allen fünf Welttheilen vertheilt wurden. Die Tractatgesellschaft dankt dem Allerhöchsten, daß sie nun doch schon an 1800 Chinesen habe „taufen" lassen. Ob sie aber wirkliche „Christen" geworden seien, weiß man nicht.

— Die Rückwanderung aus den Vereinigten Staaten van Nardamerika nach Eurapa ist außerordentlich beträchtlich. Dieselbe hat in dem Finanzjahre 1873/74 nicht weniger als 134,686 Köpfe betragen. — Californien hat in den ersten acht Manaten des Jahres 1874 eine Einwanderung von 53,600 Köpfen erhalten, während 23,600 abreisten. Auf dem Seewege trafen nur etwa 4000 Europäer und Yankees, aber nicht weniger als 17,400 Chinesen ein.

— Die Stadt Milwauke in Wisconsin hat seit 1870 einen Bevölkerungszuwachs von 23,000 Köpfen erhalten und zählt jetzt etwa 95,000 Seelen.

— Die Bevölkerung der sämmtlichen australischen Colonien belief sich am 31. December 1873 auf 2,136,129. Diese Seelenzahl vertheilt sich so, daß auf Victoria 790,492 (war am 30. Juni 1874 auf 797,049 gestiegen), auf Neu-Süd-Wales 560,275 (am 30. Juni 1874, 570,000), auf Neu-Seeland 310,437, auf Süd-Australien 198,257, auf Queensland 146,690, auf Tasmanien 104,217 und auf Westaustralien 25,761 entfallen.

— Das Schott Mel-Ghir in Südtunis, welches Herr van Lesseps in ein Binnenmeer verwandeln wollte („Globus" XXVI, S. 303), liegt allerdings unter dem Meeresspiegel und zwar — 27 Meter. Diese Angabe, auf den Beabachtungen der Hauptleute Roudaire und Roll beruhend, die im Zusammenhang mit der europäischen Gradmessung dort ein geometrisches Nivellement ausführten, ist über jeden Zweifel erhaben und bringt die Zahl der größeren Depressionen (Kaspisches Meer, Jordanthal, Libysche Oasen; abessinische Depressian: Assal-See, Taltat-Salzebene) definitiv auf vier. Der Uebelstand ist nur der, daß der Isthmus zwischen der Depression und dem Mittelmeer nicht, wie man annahm, aus Sanddünen, sondern aus bis über 300 Fuß hahen Kalk- und Sandsteinhügeln besteht, deren überaus kostspielige Durchbrechung dach wohl kaum durch die Vartheile jenes projectirten Binnenmeeres gelahnt werden würde.

— Die halbmondförmigen Rasirmesser bei den Völkern des Alterthums. Auf dem Feste, welches in Rom alljährlich am 11. December zu Ehren und zum Andenken Winkelmann's gefeiert wird, hielt Prof. Helbig einen Vortrag über diese aus Bronze verfertigten Scheermesser, welche sich, soweit unsere Kenntniß reicht, auf den Inseln des griechischen Archipels, in Attika und Böotien, in Etrurien, den südlichen Alpentheilen und selbst an mehreren Orten jenseit der Alpen finden, und zwar unter Umständen und zusammen mit Gegenständen, welche auf eine uralte Epoche hinweisen, um es kurz auszudrücken, auf diejenige, in welcher die classischen wie die betreffenden nordischen Völker zum erstenmal Gegenstände gebrauchten, die auf einen gewissen Grad wenigstens äußerlicher Civilisation schließen lassen. Da die Gelehrten, welche der indoeuropäischen Race vor ihrer Trennung ein beträchtliches Capital von Bildung und technischen Fähigkeiten zuerkennen, geneigt sein könnten, diesem Capital auch die Rasirmesser gutzuschreiben, so widerlegte der Vortragende zunächst diese Annahme, indem er namentlich auf den nördlichen Theil der Nekrapole von Alba longa hinwies, die ganz geeignet ist uns einen Begriff von dem indaeurapäischen Zustande der prisci Latini zu geben, bevor dieselben in Berührung mit der überlegenen Cultur des Ostens getreten waren. Weder in dem nördlichen noch in dem jüngern südlichen Theile, der bereits einige aber noch sehr oberflächliche Spuren überseeischer Beziehungen erkennen läßt, hat sich ein Rasirmesser gefunden. Hr. Helbig zeigte hierauf, daß die größte Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß das Rasirmesser aus den uralten Herden der Civilisatian, aus dem Osten, allmälig nach dem Westen sich verbreitete, und von Italien und vielleicht auch von der Südküste Galliens aus bei den nördlichen Völkern Eingang fand. Jedenfalls ist sein Gebrauch im Orient uralt, wie es Denkmäler und Zeugnisse der Schriftsteller für Aegypten, das alte babylonische Reich, Assyrien, das jüngere babylonische Reich, Phönicien und die Insel Kypros nachweisen. In Griechenland war das Rasirmesser zur Zeit der Entstehung der Hamerischen Gedichte ein ganz gebräuchlicher Gegenstand, denn die sprüchwörtliche Redensart: „Es steht auf der Schneide eines Rasirmessers", van Dingen die sich im Augenblick der Entscheidung befinden, kammt bereits in der Ilias var. Dieselbe scheint gerade unter dem Eindrucke solcher halbmandförmigen Rasirmesser entstanden zu sein, und wird erst durch diese Voraussetzung recht verständlich.

Der Vortragende wies hierauf aus bildlichen Darstellungen und Zeugnissen der Literatur nach, wie sich der Gebrauch, den Schnurrbart zu rasiren, in Griechenland lange Zeit erhielt. Das frühe Auftreten des Rasirmessers in Italien ergiebt sich deutlich aus der ältesten monumentalen Kunst der Etrusker, und für die römische Königszeit aus der Legende vom Augur Attus Navius, der in Gegenwart des ungläubigen Tarquinius Priscus einen Wetzstein mit dem Scheermesser zerschnitt. Vermöge des Landhandels, welcher seit uralter Zeit zwischen Italien und den Ländern nördlich der Alpen stattfand, wurde es dann auch nach diesen verbreitet. Halbmondförmige Rasirmesser haben sich in den Pfahlbauten Savoyens gefunden, die dach sicherlich einem Culturzustand angehören, welcher vor den Einflüssen eigentlich griechischer und gräcoitalischer Civilisatian liegt. Nach all diesen Thatsachen wird es nicht mehr befremden, daß die Kelten bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte mit langem Schnurrbart, aber mit rasirten Wangen und rasirtem Kinn erscheinen. Der Vartragende schlaß mit einer Danksagung an Hrn. Augusta Castellani, welcher eine von ihm restaurirte jetzt in das capitolinische Museum übergegangene Bronze-Tensa, geschmückt mit Reliefdarstellungen aus dem Leben des Achill und dem bacchischen Cyclus, im Saal ausgestellt hatte. (Augsb. Allg. Ztg.)



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

**Karl Andree.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# In Paraguay.

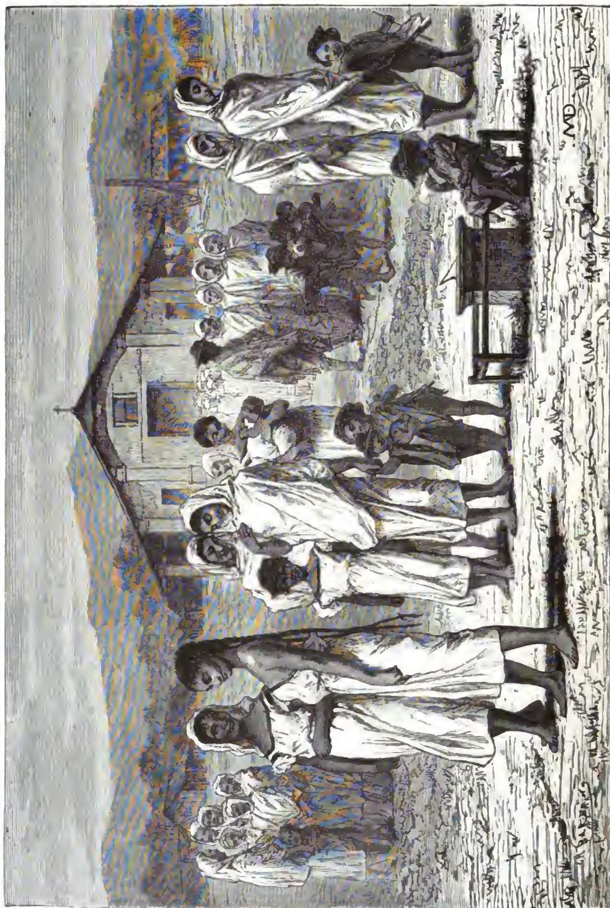
## III.

Handelsverhältnisse. — Schulen. — Ländliche Bälle. — Pfade im Urwalde. — Ein Patriarch. — Jaguare. — In Ibicui und Itapua. — Die Troperos.

Wir verließen den Reisenden Forgues im Städtchen Villa rica. Es gefiel ihm dort unter den Leuten, deren gutes Benehmen er rühmt, so wohl, daß er sich ein Haus kaufte; sofort wurde er als Mitbürger betrachtet und mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Die naiven Menschen setzten sich in den Kopf, er sei ein reicher europäischer Capitalist und hergekommen, um die Eisenbahn fertig zu bauen. In der etwa sechs Leguas entfernten Ortschaft Capilla Borjas traf er einen Landsmann, der einen nicht unvortheilhaften Handel trieb; er tauschte Tabac ein gegen Baumwollenzeuge, Branntwein, Wein, Stearinkerzen und dergleichen mehr, und verstand sich sehr wohl auf die Eigenthümlichkeiten des Verkehrs. In Paraguay hat man nur sehr wenig Baargeld; die „Kunst" des Handelsmannes besteht nur darin, daß er gleich nach Beendigung der Tabacksernte so viele Waare aufkauft als irgend zu haben ist und zwar gegen klingende Münze. Der Bauer hat von dem Gelde, welches er für die vorjährige Ernte bekam, nichts mehr in der Hand, und er giebt nun einen Theil des neuen Ertrages für einen Preis ab, den er unter anderen Verhältnissen mit Unwillen von sich weisen würde. Nun aber hat er etwas Geld, indeß was fängt er damit an? Er verthut dasselbe bei demselben Tendero (Kaufmann), von welchem er es für Tabac bekommen hat, und wenn er nichts mehr hat, verkauft er von Neuem Tabac; natürlich nur gegen Baar und dasselbe Stück fängt wieder von vorn an. Einfacher Tauschhandel wäre unter solchen Verhältnissen ganz natürlich, aber dazu wollen die Leute sich platterdings nicht verstehen. Eine Frau wird unter keiner Bedingung für den Mate oder für das was sie sonst feil hat Zeug, Zwirn, Scheere, Messer oder was sie irgend bedarf nehmen; sie will, wenn auch nur für kurze Zeit, mit baarem Gelde klappern können und mit diesem das was sie kauft bezahlen.

Es liegt überhaupt sehr im Argen mit den Geldverhältnissen. Alle Beamten, mit Ausnahme derer welche Mitglieder der Regierung sind, bekommen ihren Gehalt in Kupfermünzen ausgezahlt, die nur bei den Zollstätten Cours haben, an denen 10 Procent derselben bei Erlegung der ganzen Zollgebühr angenommen werden und dann zu einem wechselnden Course, den die Zollbehörde beliebig feststellt und der zwischen 30 und 50 Procent steht. —

Der Schulmeister in Villa rica gab den kleinen Ohnehosen den Unterricht spanisch; er führt seinen Baculus mit großer Würde und hält das Schulzimmer in guter Ordnung; Schulgeld bezahlen die Kinder nicht. Die Schule ist freilich ein sehr einfaches Gebäude und dasselbe gilt von der Kirche.



Heimkehr aus der Kirche.

Auf den Europäer macht es einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er sieht wie die Frauen und Mädchen, Kinder an der Hand, dieselbe verlassen; sie bilden in ihren weißen Gewändern, die von der braunen Haut vortheilhaft abstechen, malerische Gruppen. Der Besuch der Kirche gehört zum Zeitvertreib dieser Guaranis, für welche Zeit kein Geld ist, gleich den Hahnengefechten, welche durch die Spanier in Aufnahme gekommen sind. Der Beginn dieser Kämpfe wird durch Abbrennen von Petarden angezeigt. Nachher findet in einem großen Saale, welchen der höchste Beamte hat herrichten lassen, ein Ball statt; auf einer langen Tafel stehen Blumen, unter derselben hat ein junger zahmer Tapir es sich bequem gemacht. Jeder Einzelne erhält beim Eintritt ein Glas Rum, späterhin wird spanischer Wein in großen Biergläsern credenzt. Die Musik ist einfach; ein Mann bearbeitet eine große Trommel, ein anderer eine kreischende Clarinette, aber die Heiterkeit ist groß und als der vermeintliche Capitalist und Eisenbahnbauer einen Trinkspruch auf die Damen, und zwar



Jaguarfalle.

in Guarani, ausbringt, erschallt heller Jubel und man überstreut ihn mit Blumen und Rosenblättern. Während des Tanzes rauchen Damen und Herren mächtig große Cigarren.

Von Villa rica führt der Weg nach dem südlich liegenden Capilla Borjas, das in Guarani Yakaguazu heißt, über Lagunen und manche Bäche. Das große Dorf zählt gegen einhundert Häuser, hat eine Kirche, die eben so einfach ist wie die von Itapé (S. 22) und hat auch eine Schule, die von 125 Kindern besucht wurde. Im Dorf und den umliegenden Ranchos ergab die Zählung 365 Kinder und von diesen waren 310 Waisen; ihre Väter sind Opfer des Krieges geworden!

Der Tibicuari mi strömt langsam durch Urwald, ist etwa einhundert Schritte breit und hat keine Furth. Der Reisende ruft den Fährmann, der am andern Ufer an einem Busche ausruht; er kommt in seinem Kahn, einem ausgehöhlten Baumstamm von 12 Fuß Länge; die Fahrgäste steigen ein, die Pferde müssen schwimmen und werden an einer Leine

nachgezogen. Eine kleine Strecke weiter muß ein breiter Bach durchwatet werden, der Arroyo Rojo, und jenseit desselben kommt man zu einem schönen Landgute, das seiner versteckten Lage wegen von den Verwüstungen des Krieges verschont geblieben ist und einen Begriff giebt, wie es vor demselben auf derartigen Besitzungen ausgesehen hat. Der Besitzer, Vicente Freytas, führte in der That ein patriarchalisches Leben, nahm die Fremden gastfrei auf und bewirthete sie mit einem homerischen Mahle, bei welchem freilich Weizenbrot fehlte, dessen Stelle auch dort das Maniolgebäck vertrat. Statt des Bettes wurden zum Schlafen Hangmatten gewählt und man verschloß die Thüren, damit man nicht etwa von einem Jaguar überrumpelt werde. Denn das Landgut war auf allen Seiten von dichtem Wald umgeben, durch welchen man übrigens Pfade gebahnt hatte. Wer dieselben betritt, empfängt den Eindruck als gelange er in eine grüne Kirche, die matt beleuchtet ist; die mächtigen Baumriesen ragen wie Säulen empor, nicht selten bis zu einhundert Fuß und mehr und sind von einem dichten Blättergewölbe wie von einem Dom überspannt.

Die ganze Gegend ist überaus reizend, aber die Culturen sind höchst einfach. An manchen Stellen auf der weiten Ebene zündet man das trockene Rohr und Schilf an und erzeugt eine Art von Steppenbrand. Späterhin wächst in dem mit Asche bedeckten Boden ein zartes, feines Gras, das leicht purgirend auf das Vieh wirkt, von welchem es sehr gern gefressen wird.

Vicente Freytas, der Patriarch, ließ es sich nicht nehmen, zu Ehren der Fremden einen Ball zu veranstalten, wie denn Tanzbelustigungen bei den von der großen Welt abgeschiedenen Leuten eine bedeutende Rolle spielen. Der Ballsaal war hier ein großer, mit Schilf bedachter Schuppen; an dem Gebälke hingen in bunter Abwechselung Sättel, mächtige Stücke Fleisch, Zäume und was dergleichen mehr ist. Den Schmuck bildeten etwa siebenzig Damen, aber von Männern waren nur vier zugegen. Von jenen brachte jede ihren Stuhl mit, den sie auf dem Kopfe trug. Man tanzte Polka, Walzer, Quadrille und manche landesübliche Tänze. Während derselben feuerte der Patriarch dann und wann einen Schuß ab, damit die Jaguare sich in gebührender Entfernung hielten.



Eine Gießerei in Ibicui.

War doch vor einigen Tagen einer so frech gewesen, bis in diesen Ballsaal zu kommen und einen Hund fortzuschleppen.

Was den Jaguar betrifft, so ist er schwerer gesehen zu werden als zu vermeiden; aber lästig und unter Umständen gefährlich bleibt er immerhin und man ist allemal froh, wenn man einen so unwillkommenen Nachbar gefangen hat. Die Falle kann man einigermaßen mit unseren Mausefallen vergleichen; als Köder dient Fleisch. Wer einen Jaguar gefangen hat, bekommt eine Prämie von acht Piastern und so viel etwa ist das Fell werth. Der Jäger kann die Bestie, die sich gefangen hat, ohne alle Gefahr erschießen. Unweit vom Landgute des Patriarchen hatte sich vor wenigen Wochen Folgendes ereignet. Eine alte Frau war in die Falle gegangen, um das Köderfleisch für sich zu holen und hatte sich dabei gefangen. Abends war richtig der Jaguar gekommen und lange Zeit geblieben, dann aber fortgegangen. Das war der eine Schreck, der zweite kam, als der Jäger sein Gewehr anschlug', aber zum Glücke kein Feuer gab, weil er das Jammergeschrei der Alten vernahm. Jener Jaguar hatte während des letztverflossenen Monates sich nicht weniger als drei Hunde auf jenem Landgute geholt.

Von diesem nach der Estancia eines andern Paraguayensers von altem Schlage führt der Weg, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, durch eine herrliche Gegend, aber die Pferde versanken oftmals bis über die Knie im Morast; weiterhin ging es dann wieder sechs Stunden lang durch ununterbrochenen Urwald mit dornigem Gestrüppe, mit umgestürzten Bäumen, mit Schling- und Kriechgewächsen und vielen sumpfigen Stellen. Als die Pferde über einen todten Stamm gehen, springen sie plötzlich wie rasend in die Höhe; Schwärme gelber Bienen, die nicht viel größer sind als unsere Hausfliege, fallen über sie her, versetzen ihnen Stiche in die Nasenlöcher, in die Ohren und überall hin, wo sie mit dem Schweife nicht abgewehrt werden konnten. Erst nach längerer Zeit beruhigten sich die Rosse und späterhin ging es fort in raschem Galopp; die Reiter kamen aus dem prächtigen Urwald allerdings endlich heraus, aber mit völlig zerfetzten Kleidern und von Dornen erbärmlich zerrissen. Und nun mußten sie wieder zwei Stunden weit durch

einen Morast, den Estero Cambayaheo, d. h. „der Neger weint", und dann erst wurde die Estancia Taboada erreicht, wo es aber nichts zu beißen und zu brechen gab und das Nachtlager höchst ärmlich war. Aber dergleichen kleine Widerwärtigkeiten muß ein Reisender in Paraguay sich schon gefallen lassen.

Nach Westen hin liegt Ibicui, wo Lopez eine Eisenschmelzerei hatte. Er hatte dieselbe ganz hüttenmännisch in Betrieb; man sieht noch den mit Ziegeln gedeckten Hochofen, eine Dampfmaschine von 30 Pferdekraft und ein hydraulisches Rad. Die Anlage ist von den Brasilianern zerstört worden und nun, wie unsere Illustration zeigt, eine Ruine. In einem Theile derselben wohnt die Wittwe Rivarola, eine Schwägerin des gleichnamigen Präsidenten, der auf Lopez folgte, aber bald seine Stelle wieder verlor; die Frau war in den armseligsten Verhältnissen.

In Mbuayapey langten die Reisenden Abends an; der Ort hatte drei Mann Polizeiwache, bei welcher sie sich ausweisen mußten. Aber am nächsten Morgen wurde ihre Thür mit Heftigkeit geöffnet und herein trat der Friedensrichter, um nach ihren Pässen und auch nach den Pässen der Pferde zu fragen! Darüber entstand eine Erörterung, die immer lebhafter wurde, und Forgues, die Hand an dem in der Tasche steckenden Revolver haltend, sagt dem unhöflichen Beamten, daß Europäer keine paraguensischen Hunde seien, die sich vor einem Dictator auf den Bauch werfen; man habe keinen Paß nöthig, wenn man hier zu Lande reise, und damit abgemacht! Nun schlug der Friedensrichter einen andern Ton an und brachte Entschuldigungen vor; Papiere würden nur der guten Ordnung wegen gefordert; er sehe, daß die Herren anständige Leute seien und sie brauchten also keine Pässe vorzuweisen. Inzwischen hatte sich die muntere Schuljugend versammelt, denn auch in jenem armseligen Dorfe befindet sich eine Elementarschule.

Im nächsten Dorfe traf man einen höflichen Guarani; er bestand darauf, daß der Europäer in seinem Bette schlafen müsse, er selber werde sein Nachtlager auf der platten Erde nehmen. Das Abendessen bestand aus Papageienragout. Es gehört in Paraguay zu den Problemen, sich ein Stück Brot zu verschaffen.

Die verschiedenen Dörfer im Innern haben mehr oder weniger dasselbe Ansehen. Aber im südlichen Theile von Paraguay gewährt Vieles einen andern Anblick, weil in den weiten, wenig mit Wald bestandenen Ebenen viel Rindvieh gezüchtet wird. Diese Pampas sind den Ueberschwemmungen ausgesetzt; die Gegend im Süden der Tebicuari ist sumpfig und wird während einiger Monate in einen See verwandelt.

Von Itapua, das auch Encarnacion heißt und am rechten Ufer des Parana der Ortschaft Candelaria in Corrientes gegenüberliegt, geht die große Straße quer durch Paraguay in nordwestlicher Richtung nach Asuncion; es ist die sogenannte Missionsstraße, welche durch die Troperos begangen wird, welche Vieh aus Corrientes bringen. Sie berührt von Itapua aus die Ortschaften Jesus, Yuti, Ibicui, Quindi, Carapegua und Paraguari. Die Troperos führen ein lockeres, lustiges Leben und sind in den Ortschaften, wo sie Rast halten, willkommene Gäste.

---

# Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen*).

## I.

A. St. S. In Siebenbürgen, dem Lande „des Segens und der Fülle", begünstigt von den besten klimatischen Verhältnissen, wohnen nahezu zwei Millionen Menschen, die nicht nur in Bezug auf ihr religiöses Bekenntniß die größte Verschiedenheit zeigen, sondern sich auch hinsichtlich ihrer Abstammung von einander scharf unterscheiden. Die Glaubenseinheit im Westen der Monarchie geht immer mehr verloren, je mehr man in die Länder der ungarischen Krone dringt;

*) Wer die österreichische Monarchie nach ihrer ganzen Ausdehnung von Ost nach West, von Nord nach Süd bereist hat und mithin auch in Siebenbürgen gewesen, der muß folgerichtig ein Urtheil über dieses Land geben, das bezüglich seiner landschaftlichen Reize von wenigen Ländern des Kaiserstaates für sich in Anspruch genommen werden darf. Wie Böhmen vom Böhmerwald, dem Erzgebirge und dem sudetischen Bergsysteme kesselartig eingeschlossen, ebenso lagern sich um Siebenbürgen die mächtigen Gebirgszüge der Karpathen im Westen gegen Ungarn zu in geringeren verticalen Dimensionen; im Osten, Norden und Süden aus compacten Gebirgsmassen bestehend, die bedeutende Erhebungen bilden, wie den Buczecz, den Königstein, den Negoi, die Surfu-Urla, das Kühhorn rc., deren Spitzen die absolute Höhe von 7000 bis 8000 Fuß erreichen und nicht selten bis tief ins Frühjahr, da zu ihren Füßen die junge Saat in lebensfrischem Grün steht, die schönsten und anmuthigsten Winterlandschaften zeigen.

Dergestalt sind die Grenzen. Aber auch das Innere des Landes wird von Hügeln durchzogen, welche größtentheils reich bewaldet, die schönsten und anmuthigsten Fernsichten gestatten. Die Thäler sind in der Regel von unbedeutender Ausdehnung und gestalten sich nirgend zu weiten Flächen, die man füglich Ebenen nennen könnte. Sie liegen durchschnittlich 1000 bis 1200 Fuß über dem Niveau des Meeres, während die Hügel, die sich über dieselben erheben, die relative Höhe von 1000 bis 1400 Fuß erreichen.

Diesen Angaben gemäß erscheint Siebenbürgen als ein förmliches Bergland, und da überdies die Eigenthümlichkeit anstritt, daß fast jede Erhebung zugleich auch bewaldet sein muß, so erscheint Siebenbürgen auch als Waldland und zwar wie statistisch erhoben als eines der meist bewaldeten Länder Europas. Außer den gewöhnlichen Feld- und Gartenfrüchten gedeiht in ergiebiger Menge das sogenannte Wälschkorn (Kukuruz), in tieferen Niederungen Taback und Wein, beide mitunter von ausgezeichneter Güte. Die Wälder, vorzugsweise aus Eichen- und Buchenwaldungen bestehend, in höheren Gebirgslagen bis gegen 6000 Fuß über dem Meere. Nadelholz, vorzüglich aber riesige Fichten und Edeltannen aufweisend, beherbergen in gleichem Maße Wildpret (darunter Gemsen, Rehe und Wildschweine) und Raubthiere (vom Bären bis zum Luchs und dem Marder) wie die Niederungen zahlreiche Hausthiere, darunter Pferde von ausgezeichnetem Schlage, Esel und Büffel produciren. Ueberaus groß ist überdies der Reichthum an kostbaren Mineralien und Metallen; das jährliche Erträgniß an Steinsalz beträgt nicht weniger als eine Million Centner und darüber; an Silber 28 Centner, an Kupfer 800 Centner, an Eisen vierzigtausend Centner, an Gold mehr als 2800 Mark, beiläufig 14 Centner, in welcher letzten Beziehung Siebenbürgens Productivität nicht nur durch kein Land der Monarchie erreicht wird, sondern das Erträgniß sämmtlicher Länder zusammen um ein Bedeutendes überragt. — Die drei Hauptströme Marosch, Szamosch und Alt, ein Flußgebiet von 940 Quadratmeilen repräsentirend, entspringen im östlichen Theile des Landes, sind der dichten Waldungen wegen verhältnißmäßig sehr wasserreich und strömen nach drei entgegengesetzten Richtungen west-, nord- und südwärts aus dem Lande, hier nach Ungarn und dort in die Walachei. Schiffbar ist bloß der Marosch, flößbar sind alle.



In einem walachischen Bauerhause.

das Leithagebirge wäre in der That als Scheidegrenze aller Einheit zu betrachten, denn in Ungarn schon beginnen die Religionsverschiedenheiten sich zu äußern, die endlich in Siebenbürgen um so schärfer hervortreten, als, durch den unverhältnißmäßig geringern Umfang des Landes veranlaßt, die confessionellen Differenzen sehr augenfällig werden. Die zahlreichsten Anhänger zählt die griechisch-unirte Kirche, dann kommt die griechisch-orientalische an die Reihe, endlich die römisch-katholische, welcher nach der Zahl ihrer Anhänger die augsburgische, helvetische und unitarische folgt. Eben dieselben Verhältnisse sind auch in nationaler Hinsicht wahrzunehmen; es sind Sachsen und Deutsche, Ungarn und Szekler, Romänen, Juden, Zigeuner, Armenier, Griechen und slavische Völkerschaften, wie die Bulgaren und Ruthenen.

Zu compacteren Volksstämmen zählen aber bloß die Sachsen, Ungarn, Szekler und Romänen, welche



Rumänische Braut.

alle übrigen genannten Volksstämme mehr oder minder für das Auflösen in ihre Nationalität gewinnen. Deutsche Sprache, hier und da deutsche Sitte wird acceptirt, aber zu Germanen sind weder Magyaren (Ungarn und Szekler) noch Romänen geworden. Anders verhält es sich jedoch mit den ungarischen und romänischen Volksstämmen. Es giebt eine Anzahl Magyaren, die, unter einer überwiegend romänischen Bevölkerung vereinzelt lebend, zu Romänen, und umgekehrt Romänen, die unter denselben Verhältnissen zu Magyaren geworden sind. Leider ist dasselbe auch hier und da von Sachsen und Deutschen zu berichten, von welchen beispielsweise im Norden des Landes eine ganze Ansiedelung vollständig romanisirt, eine andere magyarisirt lebt. Der hohe Körperbau, die zumeist blonden Haare, die blauen Augen und die übrigen charakteristischen Zeichen germanischer Abstammung sprechen noch heute lebhaft für deutsche Abkunft; übrigens ist auch hier der Name der beste Führer, wenn er nicht im Laufe der Zeit durch einen andern umgetauscht wurde. Die Armenier lösen sich in der Regel in den Magyaren auf, die Griechen sowohl als die slavischen Völker-

schaften amalgamiren sich mit den Romänen, die Zigeuner dagegen nehmen die Nationalität der Ungarn sowie der Romänen an.

Die ältesten Bewohner Siebenbürgens von allen hier genannten Volksstämmen sind die Romänen. Sie sind durch Mischungen der Dacier und der römischen Colonisten hervorgegangen und nennen sich noch heutigen Tages Dako-Romänen oder schlechtweg Romänen. In den Niederungen des Landes als Hirten umherstreifend, wurden sie von den Ungarn, die später Besitz von Siebenbürgen ergriffen und verwandte Stämme als Reste der Avaren vorfanden, entweder zu Unterthanen gemacht oder nach den Bergen vertrieben, wo sie nach wie vor mit der Viehzucht sich beschäftigten. Anderthalb Jahrhunderte nach dieser Besitzergreifung Siebenbürgens durch den ungarischen König Stefan brachte König Geisa von Ungarn deutsche Ansiedler in das Land, zum Theil aus Flandern, zum Theil vom Nieder- und Mittelrhein, die durch spätere Zuzüge unter König Andreas II. vermehrt worden sind, und durch deren Bau von sieben Burgen, die aber heute mit geringer Sicherheit angegeben werden können, das Land jenseits des Waldes (Transsylvania) Siebenbürgen genannt wurde. Im Wappen des Landes sind bloß die Ungarn, Szekler und Sachsen vertreten und zwar bilden den ungarischen Antheil ein Adler mit ausgespannten Flügeln, den szeklerischen rechts die Sonne, links der Mond, und den sächsischen sieben übereinander gestellte Burgen, in der untern Reihe vier, in der obern drei. Die Romänen behaupten indeß, der Adler der Ungarn hätte früher im romanischen Wappen des Landes gestanden, und wenn ein neues Abzeichen in das Wappen Siebenbürgens aufgenommen werden sollte, so müsse man ein solches nicht den Romänen, sondern den Ungarn geben, woran jedoch selbstverständlich nicht gedacht werden kann.

Im Nachstehenden wollen wir versuchen von den genannten Volksstämmen Siebenbürgens ein Bild nationaler Eigenthümlichkeiten, des Lebens und Treibens der Cultur, der Sitten und Gebräuche zu entwerfen.

## Die Romänen.

Wir beginnen mit der in Siebenbürgen ältesten Nation, mit den Romänen. Ihre Kopfzahl beträgt etwa 1,200,000. Dieselben bilden einen kräftigen Volksstamm, gegen jede Unzukommlichkeit und gegen alle Einflüsse der Witterung wohl gepanzert. Weniger Sanftmuth als urwüchsige Kraft charakterisirt sogar das Weib des Romänen, der im Allgemeinen mäßig hoch, selten beleibt ist und mit der Festigkeit und Unverwüstlichkeit des Körpers einen ausgesprochenen Hang zur Bequemlichkeit verbindet. Dabei ist sein Geist nur wenig thätig, obgleich ihm Bildungsfähigkeit nicht abgesprochen werden darf. Er rühmt sich zwar großer Tapferkeit, doch mit Unrecht, obgleich er sich mit einiger Ruhmredigkeit einen Sohn der Römer nennt. Im gewöhnlichen Leben erscheint er freundlich, leutselig und gutmüthig, lenksam in jeder Beziehung und zum friedlichen Nebeneinanderwohnen mit fremden Nationsgenossen sehr geneigt.

In seiner Tracht will man sofort an die Tracht der Römer erinnert werden, aber wir müssen bemerken, daß diese kein ausschließliches Eigenthum des Romänen ist, sondern auch bei anderen Nationen gefunden wird, insofern sie beim Bauer erscheint. Der Bauer wirft über sich ein Kleid, das die Mitte hält zwischen Rock und Mantel; er trägt enge, aber auch weite Beinkleider aus sehr grobem Tuch oder aus Linnen, die er entweder in hohe Stiefel steckt, oder unterhalb der Wade mit Riemen an die Sandalen befestigt. Um die Mitte schnallt er einen breiten ledernen Gurt, oder bindet ein farbiges Tuch um. Sein Hut ist mit breiten Krämpen versehen und niedrig. Er trägt meist langes über der Stirn allein kurz abgeschnittenes Haar, das über den Rücken wallt; an beiden Schläfen jedoch ist es vollständig wegrasirt. Die Farbe seines Gesichtes ist dunkel, doch die Züge desselben sind meist sehr regelmäßig und schön.

Die Bäuerin trägt ein mit rothem und blauem Garn reich gesticktes Hemd mit langen, breiten Aermeln; dasselbe ist oben an der Brust meist sehr weit ausgeschnitten. Ein Unterrock aus grobem Wollstoff oder Linnen, in der Regel mit lebhaften bunten Farben durchwirkt, schließt sich um ihre Mitte. Sie geht meist barfuß, oder in langröhrigen Zischmen, zuweilen auch in gelben oder rothen Stiefeln. Ihr Kopfputz ist sehr einfach; sie kämmt das Haar nach rückwärts und bindet es in zwei Zöpfen, die über den Rücken mit eingeflochtenen Bändern hängen, oder birgt es in ein weißes Linnentuch, das sie sodann sehr anmuthig zu winden und zu falten weiß. Bei kühlem oder feuchtem Wetter wirft sie ein Ueberkleid auf sich, das nach Stoff und Schnitt dem männlichen Kleid vollkommen entspricht, oder sie zieht einen Pelz an, der als erbliches Familiengut betrachtet ist, und gewöhnlich von allen Gliedern: Mann, Weib und Kind, gemeinschaftlich getragen wird. Perlen, Ducaten und Zwanziger, aber auch Blechmünzen und falsche Korallen werden von Frauen und Mädchen in vielen Schnüren um den Hals getragen.

Ein Mittelstand ist in dieser Nation in derart beschränktem Maße vorhanden, daß man ihn fast gar nicht kennt. Wo jedoch ein Repräsentant desselben angetroffen wird, dort findet man ihn entweder als Kaufmann, Geldwechsler oder als Krämer, Kürschner und Schuster. Wenn er nicht die übliche sogenannte deutsche Kleidung trägt, so erscheint er dem Auge als eine ganz absonderliche Figur. In diesem Falle trägt er farbige Beinkleider, darüber ein bis an die Knöchel reichendes, schmales, gestreiftes, aus feinem Wollstoff bestehendes und gefüttertes Kleid, welches, über der Brust zum Oeffnen und Schließen geeignet, unten geschlossen und an beiden Seiten der Füße mit weiten Einschnitten versehen ist, wahrscheinlich um durch das enge Gewand während des Gehens nicht gehindert zu werden. Ueber dieses Kleid wird zuweilen noch eine Weste getragen, stets aber um die Mitte ein Schawl als Gürtel, und erst nachdem alle diese Bedingungen einer geschmackvollen Mode vorhanden, wird zu einem bis über die Knie reichenden seidenen Pelz gegriffen, der mit sehr weiten offnen Aermeln versehen ist. In einer Sommerhitze, die geradezu unerträglich wird und in der man Alles von sich werfen möchte, scheint sich der romänische Bürger unter der angedeuteten Kleiderlast recht behaglich zu fühlen, da er auch noch eine Pelzmütze (seltener eine gewöhnliche Tuchmütze) auf das Haupt setzt, während er in Halbstiefeln oder Pantoffeln seine Füße kleidet.

Der Edelmann (der für sich die slavische Bezeichnung Bojar acceptirt hat) unterscheidet sich vom Bürger durch die elegante französische Kleidung und nur selten — etwa bloß bei festlichen Veranlassungen — gefällt er sich in jener nationalen Tracht, die ich oben beim Bürger geschildert. Auch hier besteht der Unterschied nur in dem Aufwand an schwerer Seide und anderen Kostbarkeiten. Die Edelfrau, größtentheils nach französischem Geschmack gekleidet, läßt sich selten in nationaler Kleidung sehen und wenn dies der Fall, so lassen sich bloß Variationen der Volkstracht in derselben wahrnehmen.

# Gerhard Rohlfs zu Mursuk in Fessan.

Mit Vergnügen nehmen wir manchmal das Werk „Quer durch Afrika“ zur Hand; Rohlfs bietet uns mit diesem Buche, das in gutem Stil abgefaßt ist, eine eben so anregende als belehrende Lectüre. Der kühne Reisende ist in Afrika wie zu Hause, er kann die Rolle eines Mohammedaners so gut durchführen, als wäre er nicht in Vegesack an der Weser, sondern in irgend einer Oase der nördlichen Sahara oder in Marokko geboren; aber dort, wo die Umstände es erlauben, nimmt er keinen Anstand, sich wieder in einen Giaur, in einen europäischen Ungläubigen, umzuwandeln. Das eine wird ihm so leicht wie das andere. Er beobachtet vortrefflich und giebt viele kleine und feine Züge aus dem Leben des Volkes, die uns einen Einblick in die Denkweise der Nordafrikaner gestatten. Von den Gegenden, welche er durchzieht, entwirft er klare, lebendige Schilderungen; er versteht es trefflich, unsere Aufmerksamkeit rege zu halten und ist immer belehrend. Es gehört zu seinen Vorzügen, daß wir durch ihn die Völkertypen, mit denen er in Berührung kam, manchmal durch kurze, ergötzliche Züge, die einen Einblick in die Denkweise derselben eröffnen, genau kennen lernen.

Wir haben jüngst den Reisenden auf seiner Wanderung von Tripoli nach der Oase Rhadames (Ghadames) begleitet („Globus“ XXVI, S. 327); von dort ging er nach Mursuk in der Oase Fessan, wo er eine Reihe von Monaten lebte, bevor er seine Reise nach Kuka in Bornu antreten konnte. Während seines langen Aufenthaltes fand er Muße vollauf, die in vieler Beziehung eigenthümlichen Verhältnisse dieser schon den Alten bekannten Phazania, in welcher Garamanten wohnten, genau kennen zu lernen. Fessan, das früher seine eigenen Sultane und unter denselben eine von Blut triefende Geschichte hatte, ist nun eine Provinz Tripolitaniens und steht unter einem türkischen Kaimakan; dort ist also ein Europäer vollkommen sicher.

Wir haben durch frühere Reisende Beschreibungen dieser in vieler Beziehung merkwürdigen Oase, aber keiner von allen geht so gründlich auf die eigenthümlichen Verhältnisse derselben ein als Rohlfs, der insbesondere die ethnographischen Verhältnisse genau beobachtet hat. Es wird angemessen sein, Einiges aus seinen Schilderungen mitzutheilen.

Fessan bildet geographisch ein von natürlichen Grenzen umschlossenes Ganze. Die Hammada (mit Steinen übersäete Hochwüste) mit den Schwarzen Gebirgen im Norden, die Hochlande der Asgar (-Tuareg) im Westen, die Gebirge, welche die Länder der Tebu (Teda, Tibbus) im Süden mit denen der Tuareg vereinigen, nehmen zusammen ein Becken ein, von dem nördlich Araber und Berber, westlich Tuareg, südlich und südöstlich Tedavölker wohnen. Dieses große Hochbecken war ohne Zweifel vor relativ noch nicht gar langer Zeit mit Meerwasser bedeckt; dafür zeugen erstens die geringe Tiefe, in welcher man überall auf Wasser stößt, zweitens die ausgedehnten Sanddünen, drittens die Eserir mit ihrer Mosaik von glatt und rund geschliffenen Kieseln. Der Flächeninhalt kommt ungefähr dem des deutschen Reiches gleich, aber der größte Theil besteht aus Wüsten verschiedener Art. Sie werden von einer Anzahl bis zu 50 Meter tiefen Einsenkungen („Hofra“, Gräben) durchzogen, von denen eine nicht weniger als 80 deutsche Meilen Länge hat. In allen ist Wasser unter der Erde zu finden, aber stark sprudelnde Quellen sind selten. Die Durchschnittstemperatur muß auf 22° R. angenommen werden. Als Maximum beobachtete Duveyrier im Sommer + 44° C. im Schatten und Lyon ermittelte für die Sommermonate in der Hauptstadt Mursuk durchschnittlich + 26° R. Dagegen ist in den Wintermonaten die Kälte oft recht empfindlich, und man hat in Fessan auch Schnee gesehen; an Stellen, die dem Wind ausgesetzt sind, gefriert Nachts das Wasser. „Ich selbst habe am 20. December 1865 vor Sonnenaufgang — 4° C., am 30. Januar 1866 — 5° C. beobachtet und während der beiden Monate December und Januar sank an 24 Tagen der Thermometer auf oder unter den Gefrierpunkt, noch dazu mitten in der Stadt, im Schutze der Häuser und Ringmauern.“ Mursuk selbst ist ungesund, weil es auf einem Sumpfe steht; das übrige Land ist es nicht und die Trockenheit der Luft bewirkt, daß die Sommerhitze dort leichter zu ertragen ist als am Meeresufer, wo ihr Feuchtigkeitsgehalt die Ausdünstung der Haut, also die Abkühlung derselben, verhindert.

Der Südwind treibt zuweilen tropische Regen bis nach Fessan; aber die Fessaner wünschen keinen Regen, sie beten vielmehr, gleich den Bewohnern von Tuat, Tafilet und Draa (in Marokko) zu ihrem Gott, er möge nicht regnen lassen. Sie haben Wasser zur Bewässerung und die Palmen gedeihen ohne solche. Getreide wird durchschnittlich fünf Mal im Jahr geerntet; Baumwolle perennirt 6 bis 7 Jahr, aber den Reichthum des Landes bilden, wie in allen Oasen der Sahara, die Dattelpalmen. Fessan scheint die Grenze ihrer Heimath zu sein und man zählt dort angeblich über 300 verschiedene Arten, um Mursuk allein mehr als 30.

Wenden wir uns zu den Bewohnern, von welchen Rohlfs eine vortreffliche Kennzeichnung entwirft. Die Fessaner sind ohne Zweifel die Phazanii der Alten, deren Land mit der Hauptstadt Garama (dem heutigen Djerma im Uadi Schati) bei den afrikanischen Völkern zwar eine Zeit lang Sella oder Suila hieß, aber von Edrisi, der zu Anfang unseres Jahrtausends lebte, wieder Fessan genannt wird. Zwischen den Phazaniern und den neben ihnen von den Schriftstellern des Alterthums angeführten Nasamonen, Troglodyten und Garamanten wird wohl kein großer Unterschied bestanden haben. Sie sind jedenfalls alle aus der Vermischung der weißen Berber Nordafrikas mit den schwarzen Aethiopiern des mittlern Afrika hervorgegangen.

Diesen Mischungsproceß, der sich von den ältesten Zeiten an überall da vollzieht, wo das weiße Element mit dem schwarzen zusammentrifft, sehen wir auch heute noch beständig vor sich gehen in Tuat, Draa, Tafilet, Rhadames, Sokna, Audjila, Siwah etc. Die Fessanerinnen sind nicht im Mindesten spröde gegen Reisende und gegen die Pilgerkarawanen, auch nicht gegen die Tuareg welche im Lande verweilen. Dazu kommt nun seit mehreren Jahrhunderten das arabische Blut, so daß die Eingeborenen als eine Mischrace aus reinen Gebirgsberbern, Tuareg und Arabern mit schwarzen Völkern, vorzugsweise mit Haussa-, Kanuri-, Baghirmi- und Mabanegern zu bezeichnen sind *). Die Tuareg verheirathen sich principiell nicht mit Farbigen, sie nehmen kein Negerblut in ihre Familien auf, aber sie verschmähen den Verkehr mit schwarzen Weibern nicht.

*) Aus der Thatsache, daß der Mischungsproceß unablässig seinen Fortgang nimmt, erklärt sich, daß die Mischlingsrace fortbesteht. Sie erhält fortwährend Blut aus reinen Racen und darin liegt die Bedingung ihres Fortbestehens. Mischlinge, die bei Inzucht blieben, um sich aus sich selbst fort zu erzeugen, würden absterben, weil bekanntlich die Natur derartige Hybriditäten von sich weist. A.

„Aus der Vermischung schwarzer mit weißen Racen entstehen auch hin und wieder Individuen, deren Haut an einzelnen Theilen des Körpers weiß, an anderen mehr oder weniger dunkel gefärbt ist. Auf der ganzen Grenzlinie zwischen der schwarzen und weißen Bevölkerung kommen dergleichen Individuen vor, zwar nicht gerade häufig, aber auch nicht so selten, daß ihre Erscheinung dort zu Lande etwas besonders Auffälliges hätte. Der Scheich der Sauya von Tamagrut, Bu Bekr, hatte z. B. solch eine schädige Haut. Bei ihm bildete die weiße Farbe den Grund, in welchen größere und kleinere schwarze Flecke wie Inseln eingesprengt waren. Umgekehrt sah ich aber auch Menschen mit schwarzer Haut und darauf hervortretenden weißen Flecken. Mit dem Kopfhaare verhält es sich ähnlich; man sieht einzelne Schwarze mit langem, schlichtem Haar und einzelne Weiße mit krausem, wolligem.“

„Es ist das Gesetz des Atavismus, das hier vielfache Bestätigung findet. Hadsch ben Alua ist ein allen Europäern, die in Mursuk waren, bekannter Mann, der zu Beurmann's und auch noch zu meiner Zeit Stadtvorsteher war. Sein Bruder war Weißer und verrieth in nichts seine Abstammung von schwarzem Blute, als daß die Conjunctiva bei ihm etwas gelblicher erschien als sie bei dem Weißen zu sein pflegt. Aber sowohl sein Vater wie seine Mutter, diese eine Sklavin aus Haussa, waren Neger, mit dem ausgeprägtesten Typus ihrer Race. Da mich der Fall interessirte, forschte ich weiter nach und es ergab sich, daß die Großmutter väterlicherseits eine Italienerin gewesen, die, von Piraten geraubt, als Sklavin nach Fessan verkauft worden war. Das Blut der Großmutter kam also in dem Enkel wieder rein und unvermischt zum Vorschein.“

„Sidi el Hadsch Hammed, Sohn des bekannten Scheich in Uesan (Nordwest-Marokko), Sidi Mohammed ben Abdschebar, und selbst Scheich, ist von tiefschwarzer Hautfarbe, obgleich beide Eltern der weißen Race angehören. Niemand verwundert sich jedoch darüber oder setzt Zweifel in die Legitimität seiner Geburt; denn man weiß in Uesan daß der Vater von einer schwarzen Sklavin geboren wurde. Nicht immer also, wie diese beiden Fälle beweisen, denen ich leicht noch mehrere, nicht minder eclatante, hinzufügen könnte, sind die Kinder von gemischten Eltern Mulatten; oft überwiegt der Typus des einen Theils in dem Maße, daß ein Kind von anscheinend ganz reiner Race erzeugt wird. Freilich macht sich dann aber bei Terzeronen, Quarteronen rc. wieder ein Rückschlag bemerkbar. So variirt in Fessan die Farbe der Bewohner vom tiefen Schwarz bis zum hellen Weiß, vorherrschend ist jedoch die helle Hautfarbe, verbunden mit Haar und Gesichtsbildung der Neger.“

Die Bewohnerzahl von Fessan wird insgemein viel zu niedrig, 26,000 bis 75,000, angegeben; Rohlfs schätzt dieselbe, mit Hinzurechnung der im Lande sich aufhaltenden Araber- und Tuaregstämme, auf etwa 200,000 Köpfe. Was die Sprache betrifft, so wird am meisten Kanuri (Bornusprache) geredet, dann auch arabisch; Viele verstehen auch die targische (berberische), sodann die der Tibbus und das Haussa. Die Bewohner von Sokna und Udschila reden eine eigene berberische Sprache.

Rohlfs bezeichnet die Fessaner als ein „gutmüthiges, ehrliches Volk“; im Land ist man vor Dieben und Räubern sicher, man kann seine Sachen unbewacht liegen lassen, vorausgesetzt, daß keine Tibbus da sind; diese stehlen. Aber der Verkehr zwischen den Geschlechtern ist durchaus schrankenlos; „säugende Mütter von 12 ja von 10 Jahren sind nichts Seltenes.“ Wie sich das Nachstehende mit „Gutmüthigkeit“ reimt, ist uns unsererseits nicht recht klar. Rohlfs schreibt: „Wilde Ehen sind eben so häufig als legitime; es herrscht Vielweiberei und das Gesetz verstattet dem Manne, seine rechtmäßigen Frauen zu verstoßen, die sich dann meist der öffentlichen Prostitution hingeben. So werden uneheliche Kinder in Menge geboren und, da keine Findelhäuser vorhanden sind, gleich nach der Geburt dem Verhungern preisgegeben, höchstens daß bisweilen eines solchen hülflosen Wesens, das Nachts von seiner Mutter auf die Thürschwelle einer Moschee gelegt ist, ein mitleidiger Thaleb oder sonst ein Vorübergehender sich annimmt. Das Volk lebt sorglos in den Tag hinein.“

Mursuk liegt in 25° 52′ N., 14° 10′ O. v. Gr., 1650 Fuß über dem Meer und zählt etwa 8000 Einwohner.

---

# Künstliche Züchtung der Schildkröten.

Neuyork 1. December 1874.

G. Der Genuß von Delicatessen aller Art hat, Dank der großen Verbreitung französischer, französisch gebildeter und überhaupt „gebildeter“ Kochkünstler, in den letzten zweihundert Jahren außerordentlich zugenommen. Alle Länder des Erdballs werden bereits, in noch ausgedehnterm Maßstabe, als damals, wo der römische Küchengeneral Apicius seine Kochrecepte zu Papier brachte, zur Bestellung der Tafeln reicher Feinschmecker in Contribution gesetzt, und sind die verlangten Austern, Krebse oder Fische aus entfernten Landstrichen nicht gerade erhältlich oder zu kostspielig, so muß doch der Name des fernen Landes das aus der Nähe bezogene Product dem Consumenten etwas mundgerechter machen. Wir beziehen bereits einen großen Theil unserer täglichen Nahrungs- und Reizmittel aus weiter Ferne, wie Kaffee, Thee, Zucker, Zimmet und Pfeffer, und ein noch größerer Luxus ist der Bezug von Bananen, Kokosnüssen, Sykomoren und californischen Birnen zu nennen, da diese Producte noch weit mehr als die obigen auf dem Transport dem Verderbniß ausgesetzt sind. Dem allgemeinen Fortschritte des Zeitalters ist also auch das unerbittlichste aller Organe, der Magen, rasch nachgefolgt und im Grunde ist er es ja, der als kategorischer Imperativus durch sein unabänderliches Gebot allen Fortschritt der Menschheit veranlaßt und bedingt; warum sollte er selbst nicht auf einer culinarischen Akademie einmal einen höhern Cursus durchmachen?

Eine ausnehmend beliebte Delicatesse sind bei allen seefahrenden Völkern die Schildkröten, und die Suppen und Fleischstücke, die sie liefern, bilden bei soliden Mahlzeiten nicht selten einen Hauptbestandtheil. Der im Inlande Geborene gebraucht freilich einige Zeit, bevor er das etwas zähe Fleisch eines Schildkrötensteak einigermaßen schmackhaft finden kann. In den größeren Städten der amerikanischen Union ist der Absatz dieser Geschöpfe so beträchtlich, daß oft keine hinreichende Menge derselben auf den Markt geliefert werden kann. Vor den Speiseanstalten sieht man wohl eine große Anzahl Menschen stehen, die eine große, vor der Thür auf dem Rücken liegende, zappelnde Schildkröte anstaunen.

Diese soll heute zu Mittag geschlachtet und den Gästen servirt werden und ein großer angehefteter Zettel enthält die Worte: „Nicht zu nahe getreten!“ nebst der Angabe des Gewichtes dieses leckern Ungethümes in Pfunden. Diese 3 bis 4 Centner wiegenden Thiere sind indeß nicht diejenigen, welche die delicateste Suppe liefern; dies thut vielmehr die Terrapinschildkröte, ein der Classe der Emydae angehörendes, eine Länge von 7 bis 8 Zoll erreichendes Salzwasseramphibium. An den Küsten der Unionsstaaten findet sie sich, wenigstens vom 45. Grad an südwärts überall vor, meist aber in so geringer Menge, daß der Bedarf der Küstenstädte dadurch nicht befriedigt wird. Die in der Chesapeakebay gefangenen Terrapins wurden im nahen Baltimore schon bis zu 45 Dollar pr. Dutzend abgesetzt.

Um den Newyorker Markt nur einigermaßen mit diesen wohlschmeckenden Seethieren zu versorgen, sind die Händler gezwungen, dieselben lebend von Galveston, an der Küste von Texas, in größeren Quantitäten kommen zu lassen und sie bis zum Verkaufe in der Nähe der Stadt in großen Teichen zu füttern. Dies kann nur zur Sommerszeit geschehen, wo die Schildkröten am Ufer oder nicht allzuweit von der Oberfläche des Wassers sich aufhalten und ihrem Fange nachgehen; im Winter dagegen schlafen sie, im Meeresgrunde eingebettet oder vom Schlamm zugedeckt, und sind daher schwer aufzufinden.

Einer der betriebsamsten Newyorker Fischhändler hat sich ganz besonders mit dem Import dieser Thiere aus Texas befaßt und ließ vor sechs Jahren zur einstweiligen Aufbewahrung derselben vor dem Verkauf in der Pleasurebay unweit des berühmten Badeortes Long Branch, an der Atlantischen Meeresküste und etwa neun deutsche Meilen südlich von Newyork, einen großen Bretterverschlag herrichten. Dieses erste Experiment sollte indeß nicht bloß die Aufbewahrung der Schildkröten bezwecken, sondern es sollte auch, wenn möglich, die Fortpflanzung der Race angestrebt werden, und da die Thiere ihre Eier nur in trockene Erde legen, so wurde der Verschlag, der ein Quadrat von etwa 100 Fuß Länge bildete, an einer sanft gegen das Meer sich senkenden Uferstelle angelegt. Die zur Einzäunung verwendeten Holzstücke hatten eine Breite von 8 Zoll, eine Stärke von $2^1/_2$ Zoll und eine hinreichende Höhe, um das Eindringen Unberufener zu verhindern. Diese Bretter wurden in den Ufersand getrieben und durch ihre Zwischenräume konnte das Meerwasser, das zu zwei Dritteln das Innere des Verschlages erfüllte, ungehindert eindringen und wieder abfließen. An der tiefsten Stelle betrug die Tiefe des Wassers acht Fuß. Der Grund des innern Theiles des Bassins bestand aus Schlamm und gewöhnlichem Seesand, während die Uferlinie des Verschlages mit weißem Meersande bestreuet wurde. Der Besitzer bewahrte nun seine Terrapins daselbst auf und hatte zeitweise über 10,000, die lustig in dem Verschlage herumzappelten und sich so wohl fühlten wie daheim im warmen Süden.

Die Vermehrung der Schildkröten wurde dagegen in den ersten Jahren durch mehre Umstände illusorisch gemacht. Die Terrapins sind nämlich gewohnt, ihre Eier in den weißen, hier für sie eigens hingestreueten Ufersand in eine Tiefe, die ihrer Körperlänge gleichkommt, zu legen. Nun traf es sich bei dem beschränkten Raume und der großen Menge der Thiere sehr häufig, daß eine Schildkröte ihr Loch da grub, wo eine andere schon ihre Eier gelegt hatte, dabei auf diese Eier gerieth, die Schalen zerdrückte und bei der diesen Thieren eigenen Gefräßigkeit dieselben sofort verzehrte. Da ferner der Verschlag in einer Bucht angelegt war, so stiegen die Springfluthen und die Fluthen überhaupt in demselben zu größerer Höhe an als an den übrigen Uferstellen und überschwemmten häufig die Stellen wo die Eier lagen. Wird aber diese einmal vom Seewasser durchtränkt, so wird dadurch der in ihnen enthaltene Keim zerstört. Außerdem kam es häufig vor, daß die Schildkröten ihre Eier nicht tief genug in den Sand begruben, um sie vor den glühenden Strahlen der Mittagssonne zu bewahren; und da sie dieselben ganz ihrem Schicksale überlassen, nachdem sie einmal gelegt sind, so mußte durch die erwähnte Ursache wiederum ein großer Theil zu Grunde gehen. Es gelangten daher nur sehr wenige junge Terrapins zum Auskriechen, und selbst diese wurden stets auf ihrem ersten Wege zum Wasser von den gefräßigen ausgewachsenen Thieren überwältigt und getödtet.

Alle diese Thatsachen veranlaßten den Besitzer, dem Verschlage eine solche Construction zu geben, daß er künftig auch dem Zwecke der Züchtung vollkommen zu entsprechen im Stande sei. Die Eier mußten vor Allem gegen Beschädigung und allzugroße Sonnenhitze geschützt werden. Mit den obigen Erfahrungen bereichert, ließ der Mann im Sommer 1874 einen neuen aber weit kleinern Verschlag von etwa 40 Fuß im Quadrat auf sumpfigem Grunde anlegen, der sein Wasser mittelst eines Schleusencanals vom nahen Meere erhielt. An den tiefsten Stellen steht das Wasser sechs Fuß hoch, der Boden zeigt jedoch ebenfalls eine sanft geneigte Oberfläche, die zu einem Drittel aus dem Wasser, dessen Eintritt nach Bedürfniß regulirt werden kann, hervorragt. Mit einem Rechen wurde nun täglich die Sandfläche des größern Schildkrötenverschlages aufgewühlt, die so an die Oberfläche beförderten Eier im kleinern in der erforderlichen Tiefe beigesetzt und die Stelle mit einem Stäbchen bezeichnet. So erhielt diese Geburtsstätte künftiger Schildkrötengeschlechter das Aussehen eines Blumengartens, worin ein fleißiger Gärtner Zwiebeln in langen Reihen gepflanzt und die Stellen mit Holzstückchen markirt hätte, und zu einer Zeit befanden sich über 5000 Eier in diesem Gärtchen. Anfangs September bemerkte der Wärter endlich, daß einige der Thierchen auszukriechen anfingen, und da dies zur Nachtzeit stattfand, so verfügte sich der Besitzer selbst, mit einer Laterne in der Hand, in den Verschlag und bemerkte zu seiner großen Freude, daß die jungen Thiere in ganz gesundem Zustande ihr Ei verlassen und sich dem Wasser zugewendet hatten, wo sie durch keine anderen Wasserbewohner in ihrer weitern Entwickelung gestört werden können. An jedem Tage sind nun seither neue Schildkröten ausgekrochen und es scheint hier der Weg zu einer neuen Industrie gebahnt zu sein, sofern die Thiere wirksam und ohne allzugroße Kosten vor der Kälte des Winters geschützt werden können.

Der größere Schildkrötenteich bietet an Sommertagen zur Fütterungszeit einen interessanten Anblick. Die Schildkröten werden mit Fischen, Krabben und Mollusken gefüttert und das Hineinwerfen eines dieser Thiere genügt, um zwei- bis dreihundert der Einwohner an der Oberfläche auftauchen zu sehen. Bewegt man bloß die Hand im Wasser hin und her, so genügt dies, um mehr als hundert Köpfe über dem Wasser erscheinen zu sehen, und dann lassen sie sich auch leicht fangen. Die Kosten der Fütterung sind unbedeutend, da die Nahrung in nächster Nähe billig zu haben ist; der Erlös ist zufriedenstellend, denn in Newyork wird für das Dutzend großer fetter Terrapins ein von 8 bis 15 Dollars schwankender Preis bezahlt.

Ob sich nun aber die Züchtungsanstalten als rentabel erweisen werden, ist eine bis jetzt noch ungelöste Frage. Sachverständige glauben, daß ein Terrapin erst in zehn Jahren als ausgewachsen betrachtet werden kann, und der Besitzer der Anstalt in Pleasurebay ist daher genöthigt, nächstes Jahr wiederum einen ähnlichen Verschlag zu bauen wie den diesjährigen, damit die alsdann zu erzielende Brut nicht von der dieses Jahres zerstört werde. Der Umfang dieses dritten

Verschlages wird völlig von dem bis dahin erzielten Erfolge abhängen; wie sich aber die Zucht bis jetzt anläßt, scheint jede Hoffnung vorhanden, daß Neuyork und Umgebung künftig die Terrapins nicht mehr aus so entfernten Gegenden wie Texas zu beziehen genöthigt sein wird, obwohl die Anlagekosten einer Brüteanstalt wie die beschriebene keineswegs als unbedeutend zu betrachten sind.

Die den Namen Terrapins führenden Schildkröten (Emydae) sind zwar fast alle Fluß- oder Süßwasseramphibien; nur die Species, mit der obige Experimente angestellt wurden, lebt im Meere. Ausgewachsen erreicht sie die Länge von $7^1/_2$ Zoll und eine Dicke von 3 Zoll; ihr wissenschaftlicher Name ist Malacoclemys palustris Ag. Die Züchtung von Süßwasserschildkröten würde vermuthlich auf geringere Schwierigkeiten stoßen, doch ist der Geschmack keiner derselben dem Feinschmecker so angenehm wie der dieser Species.

---

# Nekrolog 1874.

**Beke, Charles Tilstone,** der bekannte Reisende und Geograph, geboren den 10. October 1800 zu London, starb daselbst am 31. Juli 1874. Er war für den Handel erzogen worden, wandte sich dann der Jurisprudenz zu, entsagte aber dieser wieder und warf sich auf ethnographische, historische und philologische Studien. Sein erstes 1834 in London veröffentlichtes Werk waren die Origines biblicae, or researches in primeval history, ein sehr strenggläubiges Werk, welches ihm in Tübingen den Doctortitel einbrachte, übrigens aber starke Angriffe in Deutschland erfuhr, gegen welche Beke in deutscher Sprache — er lebte 1837 und 1838 als englischer Consul in Leipzig — antwortete („Vertheidigung gegen Dr. Paulus"). Bibelforschung blieb bis ins hohe Alter sein Lieblingsfach und noch kurz vor seinem Tode unternahm er eine Reise nach der Sinaihalbinsel, wo er den „einzig wahren" Sinai des Moses in einem Berg im Norden des Golfs von Akaba entdeckt zu haben glaubte. Verdienstvoller sind seine auf Afrika bezüglichen Reisen und Arbeiten. Mit der Expedition des Major Harris kam er 1840 nach Schoa (Abessinien) und erforschte von da aus Godscham, wie die südlicher gelegenen Districte. Seine Reiseergebnisse legte er in dem Werke Abyssinia, a statement of facts (zweite Auflage, London 1846) nieder. Der Nilquellenfrage mit besonderm Eifer sich zuwendend schrieb er: Essay on the Nile and its tributaries (Lond. 1847), On the sources of the Nile in the mountains of the Moon (Lond. 1848) und On the sources of the Nile (Lond. 1849). Die in Deutschland nie verkannten alten Verdienste der Portugiesen um die Erforschung Abessiniens rehabilitirte er durch die Schrift Mémoire justificatif en rehabilitation des pères Paez et Lobo (Par. 1848) in Frankreich und England. Er ist oft in Streitigkeiten verwickelt gewesen und wollte A. d'Abbadie's Reise nach Kaffa als erdichtet hinstellen, eine Ansicht, die längst widerlegt ist. Seine in wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen sind sehr zahlreich, meist auf Afrika und dessen Entdeckungsgeschichte bezüglich. Seine linguistische Abhandlung On the distribution of languages in Abyssinia (Edinburg 1849) ist sehr werthvoll. Alle seine Nilforschungen stellte er zusammen in dem Werke Sources of the Nile, with the history of Nilotic discoveri (London 1860), welches alles bis dahin bekannte zusammenfaßte. Später stellte er die Theorie auf, der Kassabi Livingstone's und L. Magyar's sei die eigentliche Nilquelle; auch an dem Streite über die Lage des biblischen Ophir betheiligte er sich lebhaft. Beke hat längere Zeit als Kaufmann auf Mauritius gelebt.

**Dr. Bergstraesser,** kaiserlich russischer Staatsrath, starb am 19. April zu Tamar. Er hat sich ausgezeichnet durch die Erforschung der Steinölquellen Kaukasiens; besser bekannt geworden ist er durch sein Project das Schwarze Meer und den Kaspisee durch einen Canal zu verbinden. Er beschrieb die Salzseen des Gouvernements Astrachan, nahm die ponto-kaspische Niederung auf und untersuchte mit Kostenkow den Manytsch. (Vergleiche seine Abhandlungen in Petermann's Mittheilungen 1858 und 1859.)

**Brenner, Richard,** der verdienstvolle Afrikareisende, war geboren am 30. Juni 1833 zu Merseburg. Er war Begleiter v. d. Decken's bei dessen Djubaexpedition und entkam dem Blutbade vom 30. September 1865 bei Berdera. Um Klarheit in das Schicksal v. d. Decken's zu bringen, durchzog er 1866 bis 1868 das Somaliland und erschloß zum ersten Male das Land der südlichen Gallas (Witu). Immer der Wissenschaft dienend unternahm er 1869 eine Handelsexpedition nach der afrikanischen Ostküste; 1871 wurde er zum österreichisch-ungarischen Consul in Aden ernannt, als solcher starb er am 22. März 1874 zu Sansibar. (Vergl. „Globus" XXV, S. 333 und 337.)

**Drake, Charles Tyrwhitt,** englischer Naturforscher, geboren 1846, zeichnete sich durch seine in Gemeinschaft mit Palmer ausgeführten Reisen auf der Sinaihalbinsel und in Palästina aus. Er starb am 23. Juni in Jerusalem. Mit letzterm zusammen gab er das Werk heraus: Our work in Palestine (Lond. 1873). Ein längerer Aufsatz von ihm über die Wüste Et Tih auf der Sinaihalbinsel ist „Globus" Band XIX, S. 314 f. mitgetheilt. Mit Richard Burton zusammen bereiste er Syrien, wo er viel Neues fand. Das in Gemeinschaft mit diesem verfaßte Werk Unexplored Syria (Lond. 1872) ist „Globus" XXII, S. 346 ausführlich gewürdigt worden.

**Duperré, Robert Dournaux,** französischer Reisender, welcher versuchte, von Constantine aus nach Timbuktu vorzudringen, wurde gegen Schluß des Jahres 1873 zwischen Ghadames und Ghat ermordet. Er war noch nicht 30 Jahre alt. („Globus" XXVI, S. 127.)

**Elie de Beaumont, Jean Baptiste,** Ehrenpräsident der Pariser geographischen Gesellschaft, geboren 23. September 1798 auf Schloß Canon bei Caën, starb daselbst am 22. September 1874. Elie de Beaumont hatte sich dem Bergfache gewidmet und im Auftrage der Regierung metallurgische Reisen nach England unternommen, worüber er 1827 in seinem Erstlingswerke Voyage métallurgique en Angleterre berichtete. Es folgten zahlreiche geologische Arbeiten, deren Titel wir hier übergehen müssen. Sein Hauptwerk bildet die Carte géologique de la France (6 Blatt, Paris 1840), die sowohl in wissenschaftlicher wie in technischer Beziehung ein Meisterwerk genannt werden muß. Berühmt ist sein Name besonders durch die von ihm ausgegangene (vielfach bekämpfte) Theorie der Erhebung

der Gebirgszüge geworden. Seine Ansichten darüber und über die verschiedene relative Erhebungszeit der hauptsächlichsten europäischen Gebirgszüge, die er in zwölf Erhebungsepochen theilt, hat er in einer besondern Schrift: Recherches sur quelques-unes des révolutions de la surface du globe (Paris 1834) mitgetheilt. Mit ihm ist einer der tüchtigsten Vertreter der ältern geologischen Schule erloschen.

**Fau** und **Moreau**, zwei französische Genieoffiziere, verließen Mandaleh, die Hauptstadt Birmas, im März 1874, um die Laosgegenden zu erforschen und über Kiang-hung nach dem obern Theil des Songka zu gehen. Das tödtliche Klima, welches dort in den Ländern während der Sommermonate herrscht, zog ihnen Fieberanfälle zu, denen beide bei der Stadt Mone erlagen. Fau starb am 11. Juli.

**Grinnell, Henry,** der erste Präsident der amerikanischen geographischen Gesellschaft, starb am 30. Juni 1874 in dem hohen Alter von 75 Jahren zu Neuyork. Er rüstete die erste amerikanische Polarexpedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's 1850 auf seine Kosten aus. Sie bestand aus den Schiffen Advance und Rescue unter de Haven. Im Verein mit Peabody veranstaltete er dann die „zweite Grinnell-Expedition“ zu demselben Zwecke, die diesmal von Dr. Kane geführt wurde (1853 bis 1855) und das nördlichste von ihr entdeckte Land im Westen des Smithsundes nach Grinnell benannte. Grinnell war Theilhaber der reichen Firma Grinnell, Minturn & Co. und verwendete ungeheure Summen auf die beiden von ihm ausgerüsteten Expeditionen.

**Kittlitz, F. H. von,** starb am 10. April 1874 als königlich preußischer Hauptmann a. D. zu Mainz. Im September 1826 hatte er sich als „Vogelfänger“, wie man scherzhaft von ihm, dem Ornithologen, sagte, an Bord der russischen Fregatte Senjawin unter Admiral Lütke eingeschifft, um die Reise nach der Südsee mitzumachen, welche er in seinem Werke: Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka (Gotha 1858) geschildert hat. Einen großen Ruf hat er sich durch seine Zeichnungen nach der Natur und namentlich durch die Schöpfung treffender Vegetationsgemälde gesichert, die er in dem reich ausgestatteten Werke: „Vegetationsansichten von Küstenländern und Inseln des Stillen Oceans“ (Siegen und Wiesbaden 1844) veröffentlichte. Wo sich wie bei ihm zu wissenschaftlicher Erkenntniß die Fertigkeit der bildlichen Darstellung gesellt, da entstehen Belehrungsmittel, welche nicht nur die trockene Aufzählung systematischer Namen, sondern selbst die höchsten Leistungen der Sprache an Wirksamkeit weit hinter sich zurücklassen. Kittlitz besuchte im Sommer 1827 das russische Amerika und Kamtschatka, entfloh dem bevorstehenden Winter durch einen Besuch der Karolinen, hauptsächlich Ualans am Ostende der Gruppe, und trennte sich, als der „Senjawin“ 1828 nach Petropaulowsk zurückgekehrt war, von seinen Reisegefährten, um Kamtschatka und die Kurilen gründlicher zu erforschen. Ueber Manila, wo er sich länger aufhielt, kehrte er nach Europa zurück. Es waren die belebte Natur, die Gewächse und die Thierwelt, die ihn am stärksten anzogen und die er mit so inniger Freude zu schildern vermag, daß selbst ein ungünstig gestimmter Leser an seinem Genusse Theil nehmen muß. Unübertroffen, geradezu classisch ist seine Schilderung der Insel Sitcha.

**Maltzan, Heinrich Karl Eckardt Helmuth von,** Reichsfreiherr zu Wartenberg und Penzlin, geboren am 6. September 1826 zu Dresden, gestorben am 22. Februar 1874 zu Pisa. Als Ergänzung zu dem Nekrolog im „Globus“ (XXV, S. 231) führen wir hier die Titel seiner wichtigsten Schriften an: Drei Jahre im Nordwesten von Afrika (4 Bände, Leipzig 1863); Wallfahrt nach Mekka (2 Bände, Leipzig 1865); Reise auf der Insel Sardinien (Leipzig 1869); Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis (3 Bände, Leipzig 1870); Reise nach Südarabien (Braunschweig 1873). Seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten erschienen in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

**Mason, Francis,** geboren 1799 in York, lebte lange als Missionär in Hinterindien, namentlich in Bhamo am Irawaddi. Er schrieb eine Grammatik der Karensprache und 1852 ein Werk über Tenasserim. Mit einem „Handbook for Burma“ beschäftigt, starb er kurz nach seiner Heimkehr im Sommer 1874 in England.

**Miani, Giovanni,** ein Venetianer, bekannt durch die zähe Energie, mit welcher er unter den ungünstigsten Umständen die Erforschung der Nilquellen sich zur Lebensaufgabe machte. Im Jahre 1860 schon gelangte er am Weißen Fluß aufwärts bis 3° 34½′ nördl. Br., weiter als irgend ein Europäer damals vor ihm und schnitt dort seinen Namen in einen Baum ein (bei Afuddo). Oft angefeindet und zum Schwindler gestempelt, ließen ihm jene, die ihn besser kannten, volle Gerechtigkeit widerfahren, und stellten ihn als tüchtigen, charakterfesten und muthigen Mann hin. Er hat viele Enttäuschungen zu ertragen gehabt, denn die meisten seiner Reiseprojecte zerschlugen sich. Endlich gelang es ihm 1872 bis in die vor ihm nur von Schweinfurth besuchten Monbuttulandschaften vorzudringen, wo er im November jenes Jahres starb. Seine Tagebücher sind gerettet; auch brachte sein Begleiter, ein nubischer Soldat, zwei Akkazwerge mit nach Kairo zurück. (Globus XXVI, S. 28.)

Der „**Mirza**“. Unter diesem Namen war einer der energischen Eingeborenen bekannt, welcher im Dienste der großen trigonometrischen Aufnahme Indiens stand und zur südlichen Quelle des Oxus, ferner durch die Pamir nach Kaschgar vorgedrungen war. Er und sein Schwiegersohn bereisten 1873 Afghanistan und wurden gegen Ende dieses Jahres zwischen Herat und Maimene, während sie schliefen, von ihren Führern ermordet.

**Murawiew, Andréi Nikolajewitsch von,** russischer Staatsrath, der jüngste von vier bekannten Brüdern, geboren 1798, starb zu Kiew am 30. August 1874. Er bereiste 1830 Syrien und Palästina und schrieb darüber in russischer Sprache das zweibändige Werk „Wallfahrt nach der heiligen Stadt“. Neben manchen Schriften theologischen und kirchengeschichtlichen Inhalts — er war ein eifriger Anhänger der orthodoxen Kirche — verfaßte er eine „Schilderung Grusiens und Armeniens“ (Petersburg 1848) und „Eindrücke aus der Ukraine und Sewastopol“ (Petersburg 1859).

**Roesler, Robert,** Professor der Geschichte und Geographie in Graz, starb daselbst am 19. August erst 38 Jahre alt. Roesler's Studien waren zumal den Völkern der untern Donau gewidmet, in deren verwickelte Geschichte er namentlich vom ethnographischen und linguistischen Standpunkte aus Klarheit zu bringen suchte. Nach dieser Richtung hin schrieb er: Das vorrömische Dacien (Wien 1866); Die Anfänge des walachischen Fürstenthums (Wien 1867); Die griechischen und türkischen Bestandtheile im Romänischen (Wien 1865); Dacier und Romänen (Wien 1866); Romänische Studien. Untersuchungen zur ältern Geschichte Romäniens (Leipzig 1871); Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedelung an der untern Donau (Wien 1873). Zahlreiche einzelne Aufsätze von ihm erschienen im „Ausland“.

**Stoliczka, Dr. Ferdinand,** aus Oesterreich gebürtig, seit längerer Zeit als Geolog in Indien ansässig und um dessen Geographie vielfach verdient, machte als Mitglied der

Expedition Forsyth's den Zug nach Kaschgar mit und starb auf der Rückkehr beim Uebergange über den Sasserpaß am 19. Juni, in Folge der auf der Pamir erlittenen Reisestrapazen. (Vergleiche „Globus" XXVI, S. 126 und 175.) Die außerordentlich wichtigen wissenschaftlichen Ergebnisse seiner letzten Reise faßt Freiherr von Richthofen folgendermaßen zusammen.

1. Das Auftreten der Tertiärformation an der Nordgrenze des Himalaja. 2. Die Zusammensetzung des Hochplateaus zwischen Himalaja und Küen-lün aus alten Formationen (silurisch) und das Bestehen des Karakorum aus Gebilden der Steinkohlen- und Triasformation. 3. Die Entdeckung, daß der westliche Theil des Küen-lün aus den ältesten Formationen (Silur) besteht, wie sein östlicher Theil. Vor dem Nordfuß lagert sich Steinkohlenformation. 4. An den inneren Rändern des Beckens von Ostturkestan tritt in großer Ausdehnung die Kreideformation auf. 5. Das Vorkommen erloschener Vulcane nördlich von Kaschgar im Thian-schan, wodurch Humboldt's Ansicht von dem theilweise vulcanischen Charakter dieses Gebirges bestätigt wird. 6. Das Aufsteigen des Thian-schan von Kaschgar aus in drei parallelen Ketten (Artusch-, Koktau- und Terekkette). Erstere jungtertiär, die zweite mit den Vulcanen, die dritte alte Sedimentformation (bis zur Trias). 7. Der Nachweis, daß die jüngsten (neocenen) Schichten am Thian-schan stark gestört sind und unter die älteren Formationen einfallen, woraus Stolizka schließt, daß Ostturkestan in ganz junger Zeit — wohl in Verbindung mit vulcanischen Ausbrüchen — sich eingesenkt habe.

**Tischendorf, Konstantin,** Bibelforscher und Professor der Theologie zu Leipzig, geboren am 18. Januar 1815 zu Lengenfeld im Voigtlande, starb am 8. December 1874. Er bereiste dreimal den Orient und Aegypten 1844, 1853 und 1859, von wo er stets eine Reihe werthvoller Manuscripte mit in die Heimath zurückbrachte, darunter den berühmten Codex sinaiticus, die älteste griechische Bibelhandschrift. Außer zahlreichen theologischen Schriften schrieb er: Reise in den Orient, 2 Bände (Leipzig 1845 bis 1846), und „Aus dem heiligen Lande" (Leipzig 1862).

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Entdeckungsreisen in Afrika.

Cameron und Grandy. In einer Decembersitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft theilte der Vorsitzende Rawlinson Auszüge aus einem soeben eingelaufenen Briefe Cameron's mit. Wir haben schon früher mitgetheilt, daß derselbe den Tanganyikasee glücklich erreicht hatte, nachdem er vorher mit den Eingeborenen zusammengetroffen war, welche Livingstone's Leiche nach Unyanyembe gebracht. Nun berichtet er, daß er einen Abfluß aus dem Tanganyika entdeckt habe, der sich in den Lualaba ergieße. Livingstone ist bekanntlich stets der Ansicht gewesen, daß solch ein Abfluß vorhanden sei. Man muß nun annehmen, daß er die Mündung desselben passirt hat und zwar bei Nacht, als er den Küsten des Sees entlang gewandert ist, er war aber zu schwach und zu krank, um Beobachtungen anstellen zu können. Cameron ist nun der Ansicht, daß dieser in den Lualaba sich ergießende Abfluß eventuell dem Stromsysteme des Congo angehöre. Das aber erscheint noch sehr problematisch, denn es bleibt erst zu beweisen, ob der Lualaba und der Congo identisch sind. Darüber wurden denn auch in London von mehr als einer Seite Zweifel erhoben.

Dann wurde ein Bericht des Lieutenants Grandy verlesen über dessen mißlungenen Versuch von der Westküste her ins Innere einzudringen. Er fuhr am 30. November 1872 von Liverpool ab, warb schwarze Begleiter in Sierra Leone an, besorgte die nöthigen Ausrüstungen in S. Paulo de Loanda, bekam in Ambriz, aber nur mit großer Mühe, eine Anzahl Träger und erreichte im März Bemba in voller Regenzeit. Bemba ist der am weitesten nach dem Innern vorgeschobene Posten der Portugiesen, den sie jedoch aufgeben wollen, obschon derselbe die Handelswege von und nach dem Innern beherrscht. Die einst von ihnen bearbeiteten Kupfergruben liegen nun in Verfall, obwohl noch Erze vorhanden sind. Man findet dort große Höhlen, in welchen die Eingeborenen vor Ankunft der Europäer das von ihnen geförderte Kupfer aufzuspeichern pflegten.

Von Bemba ging der Reisende in langsamen und sehr beschwerlichen Märschen, zumeist auf schmalen Pfaden, die durch hohes, dickes Gras führten, nach Congo, wo er vom Könige wohl aufgenommen wurde. Derselbe versprach ihm seinen besten Beistand und, worauf so viel ankommt, auch Träger. Es ist dort Landesbrauch, daß bei Abschluß eines Vertrages im Voraus Zahlung geleistet werden muß; erst wenn diese erfolgt ist, nimmt der Träger seine Ladung; es kam aber nicht selten vor, daß Träger sich bezahlen ließen und dann nicht mehr gesehen wurden. Grandy war einmal in der Lage zu drohen und zum Revolver zu greifen. Die Stadt Congo liegt etwa 1500 Fuß über dem Meere; sie hatte einst Festungswerke, die aber jetzt im Verfalle sind. Die Leute sind sehr träg, es läßt sich leidlich mit ihnen umgehen und die Mehrzahl spricht Portugiesisch; sie sind eifrige Jäger und rauchen viel. Die Frauen schildert Grandy als „bescheiden, tugendhaft, fleißig", was neu und wohl relativ zu nehmen ist.

Von Congo ging er nach Tungwa, einer hübschen Ortschaft mit etwa 1600 Bewohnern, welche viel Elfenbeinhandel treiben. Hier hatte er wieder große Noth und viel Verdruß, einen Träger zu bekommen. Er schickte zum Könige von Congo, um denselben an das gegebene Versprechen zu erinnern; aber derselbe lag an den Blattern krank, welche in der ganzen Stadt große Verheerung angerichtet hatten, und so konnte der Reisende von dorther keine Förderung erwarten. Also mußte er wider seinen Willen umkehren und versuchte nun vom Congofluß aus in das Innere vorzudringen. Er erreichte denselben am 10. October und überwinterte zu Mussukko bis zum nächsten April. Dann erhielt er die Nachricht, daß Livingstone nicht mehr am Leben sei und seine Expedition den beabsichtigten Zweck nicht mehr habe. Grandy bemerkt über den Congo, daß derselbe im Jahre zweimal Hochwasser habe; das zweite ist aber nur schwach. Dampfer können von der Mündung ab 110 Miles aufwärts gelangen. Er wird von vielen Kähnen befahren, deren manche bis zu drei Tonnen Tragfähigkeit haben, sie sind aber häufig in Gefahr wegen der vielen Wirbel. Der Handel mit Palmöl und Palmnüssen ist sehr beträchtlich. Die Anwohner sind gute Fischer, bedienen sich löffelförmiger Netze und fischen auch Nachts bei Fackelschein. Grandy bemerkte in Bezug auf Cameron's angebliche Entdeckung sehr richtig, daß man auf die Aussage der Neger und Araber nicht bauen dürfe. Von der Westküste her werde man ins Innere nur eindringen können, wenn man eine starke Mannschaft und zuverlässige Träger in genügender Menge habe.

## Süd- und Centralamerika.

Die Republiken im ehemals spanischen Amerika können nun einmal ohne Revolutionen nicht sein; ohne ein Dutzend und mehr in jedem Jahre geht es nicht ab. Die buntschäckige, aus Creolen, Mischlingen, Indianern und theilweise auch Negern bestehende Bevölkerung kann und will die Ruhe nicht vertragen, die ihr doch so nöthig wäre. Und nun die leidigen Präsidentenwahlen, die sich immer mehr als ein Fluch erweisen! Da wird regelrecht ein Präsident in Argentinien erwählt, der eine überwiegende Mehrheit bei den Wahlen erhielt. Im Namen der Minderheit rasseln plötzlich ein halbes Dutzend Obersten und Generäle mit den Säbeln, raffen allerlei Volk zusammen, verkündigen die Revolution, versteht sich im Namen der Freiheit, richten ein paar Monate großes Unheil an, stören Handel und Wandel. Glückt es, so stürzen sie die rechtmäßige Regierung und bemächtigen sich der Gewalt, um gelegentlich ihrerseits gestürzt zu werden; glückt es nicht, wie es jetzt mit Mitre's Rebellion der Fall war, so werden einige Rädelsführer erschossen, andere erhalten Amnestie, aber der Boden bleibt vulcanisch und man ist auf die Dauer nie sicher vor einem neuen Ausbruche.

Da ist die kleine centralamerikanische Republik Costa rica. Sie stand ein ganzes Menschenalter hindurch in gutem Rufe, weil sie keine Revolutionen machte und lieber dem Anbau des Kaffeebaumes oblag, welchen 1857 ein Deutscher, Herr Warburg, einführte. Sie erzielt jetzt in Mitteljahren schon 150,000 Centner. Seit einigen Jahren hat auch sie, die nicht viel mehr Einwohner zählt als etwa die Stadt Dresden, das Revolutionsfieber sich geholt. In Zwischenräumen muckert es und auch jüngst wieder. Da ist es im November einem Don Joaquin Fernandez in der Hafenstadt Punta Arenas eingefallen, gegen den Präsidenten Guardia sich mit bewaffneter Hand aufzulehnen. Dieser erklärt sofort die Republik in Belagerungszustand und verkündet, daß sämmtliche Rebellen nach der Strenge des Gesetzes bestraft werden sollen. Ihre Güter werden confiscirt, weil es nicht mehr als billig sei, daß die, welche Schaden anrichten, auch für den Schaden haften. Jener Fernandez ist Revolutionär von Handwerk; er war verbannt und jüngst amnestirt worden; das erste was er that war wieder eine Revolution anzustiften. Er versammelte revolutionäre Flüchtlinge aus Nicaragua um sich, Costaricaner schlossen sich ihm an und er ließ sich seinerseits zum Präsidenten ausrufen. Denn weiter haben alle solche Pronunciamientos keinen Zweck. Das erste, was er that, war, die Nationalbank in Punta Arenas um 11,000 Dollars zu erleichtern und sich dann einzuschiffen, weil er die Besatzung, welche sich tapfer wehrte, nicht bezwingen konnte, obwohl er einen Offizier durch Bestechung für sich gewonnen hatte. Denn Verrath spielt bei alle diesem amerikanischen Unfug eine Rolle. Er will nun die Provinz Guanacosta revolutioniren.

In Peru, das in der Person Pardo's einen so rechtschaffenen und tüchtigen Präsidenten hat, wird zur Abwechselung auch wieder Revolution in Scene gesetzt. Er gefällt dem Don Nicholas de Pierola nicht. Aber der Präsident und beide Kammern haben diesen für einen Piraten erklärt, machen die Nationalgarde mobil und schicken 3000 Mann Soldaten gegen ihn nach dem Süden. Daneben läuft im Norden des Landes auch eine Revolution her, die in der Stadt Cazamarca ausgebrochen ist.

Das sind vier Revolutionen gleichzeitig; die fünfte spielt eben jetzt in Venezuela, das auch unter dem Präsidenten Guzman Blanco zwar die Zinsen seiner auswärtigen Schuld nicht bezahlt, aber doch Ruhe hatte und materiell vorwärts kam. Nun haben ihm einige Staaten den Gehorsam aufgekündigt und wollen ihn stürzen.

Die nächste Revolution dürfen wir wohl in Nicaragua erwarten, wo es sich um die Jesuiten handelt. Diese aus anderen centralamerikanischen Republiken fortgeschafften Patres haben in Nicaragua Aufenthalt gefunden und sich, wie das ihre Weise ist, in die politischen Händel gemischt. Nun standen sich zwei Präsidentschaftscandidaten, ein Liberaler und ein Jesuitencandidat, Chamorro und Selva, gegenüber.

Honduras und San Salvador verkündigen, daß ihre Regierungen ein Uebereinkommen treffen wollen, um die von den Jesuiten geleitete Reactionspartei gemeinschaftlich niederzuhalten. Guatemala hat die peruanische Regierung beglückwünscht, daß sie gegenüber den Jesuiten, diesem „odium generis humani“, Vorsichtsmaßregeln getroffen habe.

Alle diese ehemals spanischen Colonien sind bekanntlich Länder, welche Jahrhunderte lang der Hierarchie der römischen Kirche preisgegeben waren. Sie haben das Joch der Spanier abgeschüttelt und entledigen sich jetzt der Hierarchie, der Jesuiten und der Mönche.

---

## Ostindien.

Nicht ohne eine gewisse Besorgniß sieht die britische Regierung in Indien, daß die beiden mächtigsten Maharattenfürsten intime Freundschaft geschlossen haben, nämlich der Maharadscha Scindiah von Gwalior und der Hollar von Indore. Der erste machte dem letztern im November einen Besuch; beide Potentaten kamen am Nerbaddastrom zusammen, welcher durch ihre Gebiete fließt, und hielten mit großem Pomp einen Derbar (große Staats- und Rathsversammlung aller hohen Würdenträger). Bisher sind diese beiden Mächte stets uneinig und auf einander sehr eifersüchtig gewesen, und nur dadurch ist es den Engländern möglich gewesen, die einst so furchtbare Macht der Maharatten zu brechen. Nun ist eine Aussöhnung und offen zur Schau getragene Freundschaft gefolgt. In manchen Theilen Indiens scheint eine dumpfe Gährung zu herrschen und in der jüngsten Zeit haben sich in der Armee des Scindiah bedenkliche Anzeichen von Unbotmäßigkeit gezeigt, die man mit dem Auftreten des vermeintlichen Nena Sahib in Verbindung gebracht hat.

Der Bekehrungseifer der christlichen Missionäre verursacht der indischen Regierung viele Verlegenheiten. So lesen wir jetzt wieder aus Amballah, daß sie einen Soldatenknaben, einen Sikh, der ihre Schule besuchte, in der sie Propaganda machen, getauft haben. Darüber ist das ganze Regiment, in welchem der Vater jenes Knaben steht, höchst erbittert, und die Sache wurde so bedenklich, daß der Oberst desselben nicht umhin konnte, der Schule der Missionäre jede Unterstützung zu kündigen und derselben das Propagandamachen im Regiment streng zu verbieten. Es ist unter den obwaltenden Umständen nicht abzusehen, wohin eine Meuterei unter den sonst so zuverlässigen Sikhs führen würde. Beiläufig bemerkt: die Holländer dulden in ihren Besitzungen im hinterindischen Archipelagus wohlweislich keine Missionäre, weil diese Leute in ihrem oft sehr unbesonnenen Eifer das böseste Blut unter den Mohammedanern machen würden. Nur auf Celebes, in der Minahassa, wo die Bewohner keine Mohammedaner sind, ist es einigen deutschen Sendboten gestattet worden, Wohnsitz zu nehmen, und diesen anspruchslosen Männern gebührt das Lob, daß sie in musterhafter Weise, ohne alle hochfahrende Aufdringlichkeit und ohne Dogmenkrämerei, die Sittigung der Insulaner in erfreulicher Weise fördern.

* * *

— Wie ist die Welt entstanden? In den deutschen Ansiedelungen der südbrasilianischen Provinz Rio Grande treiben seit Jahren auch die Jesuiten ihr Wesen. So lange sie nicht dort waren, herrschte unter Katholiken und Protestanten Friede und gutes Einvernehmen; seitdem die „Patres“ arbeiten, ist Hader und Zwietracht. In der Stadt San Leopoldo geben sie ein „Volksblatt“ heraus, natürlich von durchaus ultramontaner Tendenz, sind aber auch bei Katholiken mißliebig, weil sie gegen „Turner-, Schützen- und Gesangvereine“ eifern. Das „Volksblatt“ schreibt: „So viel ist sicher, man (die nicht ultramontane Presse) will auch die deutschen Colonien aufklären und für die Ideen der Neuzeit empfänglich machen.“ Die Naturwissenschaften sind ihm ein Dorn im Auge, und es glaubt

dieselben persifliren zu können, indem es z. B. folgende Auslassung bringt, die angeblich von — Karl Vogt herrühre. Wir finden dieselbe in der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre, in welcher Herr Karl von Koseritz den schwarzen Herren scharf auf die Finger sieht. Also das Jesuitenblatt läßt Herrn Vogt Folgendes sagen: „Als die Welt noch nicht war, da war sie doch schon ewig da. — Das ganze Weltall ist von selbst gekommen; Tag und Nacht waren immer so, die Sonne schien immer so, kurz, ewig war es schon so — wie es auch jetzt noch ist. — Auf einmal aber kam ein Bläschen, ein kleines buntes Seifenbläschen dahergeflogen, es flog schon ewig umher; jetzt aber fiel es aufs weiche Moos der Erde und siehe, aus dem Bläschen brach ein feuriger Urschleim hervor und dieser Urbrei nahm Gestalten und Leben an und diese lebendigen Gestalten erfüllten die ganze Welt. , Ueberall wehten, summten, hüpften, brüllten, tanzten, flogen, krochen, zwitscherten und miauten diese Gestalten. Ja, ja! denn die Millionen Gestalten mußten immer die eine durch die andere hindurchschlüpfen und diese Durchschlüpfung dauerte für manche Millionen Jahre. Endlich hörte der Schlüpfungsprozeß auf, das Bläschen war leer und man sah nichts mehr als fertige Elephanten, Bären, große Walfische, fertige Cedern und Eichen, Maulbeerbäume, Esel und große Strauße. Jetzt aber ging der Spaß erst recht an, denn es fehlten noch die Affen — und da mußten die fertigen Gestalten Roth. Der Affe schlüpfte sich durch und fix und fertig kam er zuletzt aus dem Gipfel eines Baumes hervor und ein Affe machte viele Affen und da hörte das Durchschlüpfen auf. Die Menschen machten aber aus ihrer Mitte Professoren, diese stellten nun Alles auf den Kopf und schlüpften in die Affen, die Affen in die Gipfel, die Gipfel in die Bäume, die Bäume in die Walfische, die Walfische in die Vögel, die Vögel in die Luft und die Luft in das schleimige Urbläschen: Daraus aber entstand ein neues unentwirrbares Knäuel."

— Die Nordamerikaner sahen früher mit einer Art von Achselzucken auf uns Europäer herab, weil sie von den Lasten und Plagen verschont seien, „unter welchen das unter monarchischem Drucke stehende Europa seufze". Dieses Mitleid können die Yankees sich ersparen, seit durch die radicalen Fanatiker und eine durch Phrasen bethörte Menge der Unterjochungskrieg gegen die Südstaaten geführt wurde. Die Bundesschuld beträgt heute, neun Jahre nach dem Frieden, immer noch mehr als 2000 Millionen Dollars. Am 30. Juni 1874 zählten die Nordstaaten 102,475 Kriegsinvaliden, für welche im Jahresbudget 10,058,377 Dollars angesetzt sind; dazu kommen 107,516 Soldatenwittwen und Anverwandte, für welche jährlich 13,537,196 Dollars ausgeworfen worden sind; — 1551 invalid gewordene Seesoldaten nebst 1785 Wittwen und Verwandten; — 17,620 Leute aus dem Kriege von 1812 und 5312 Wittwen solcher werden auch bedacht. Die Gesammtmenge der Pensionsberechtigten stellte sich auf 236,241 Köpfe, für welche ein Jahrgeld von 26,254,071 Dollars im Budget figurirt, — etwa einhundert Millionen deutsche Reichsmark.

— In Großbritannien ergab im Jahre 1841 die Volkszählung 18,534,332 Köpfe und 1872 war die Volkszahl gestiegen auf 26,072,284, ungeachtet der sehr beträchtlichen Auswanderung. In Irland dagegen, wo sie im erstgenannten Jahre 8,175,124 Köpfe betrug, war sie 1872 gefallen auf 5,412,277.

— Die Kohlengruben in Großbritannien haben im Jahre 1873 die ungeheure Ausbeute von 128,680,131 Tonnen gegeben, — die größte, welche jemals producirt worden ist. Die Hälfte davon, 62,102,866 Tonnen, entfällt auf Nordengland, nämlich auf Yorkshire, Lancashire und die vier nördlich von denselben gelegenen Grafschaften; 28,890,875 lieferten die sogenannten Midland Counties Stafford, Derby, Nottingham, Worcester, Salop, Chester, Leicester, Warwick; 13,943,623 kommen auf Wales, 6,749,264 auf die südwestlichen Bezirke Somerset, Devon, Glocester, Monmouth. Auf Schottland entfallen 16,857,772, auf Irland nur 135,731 Tonnen.

— Kohlen in China. Dampfer, welche den nordchinesischen Hafen Niutschuang (Newchwang, wie die Engländer schreiben) besuchen, verwenden zum Theil Kohlen, welche in der Umgegend gefördert werden, namentlich solche, die von Pen hsi fu kommen. Diese Anthracitkohle brennt gut und rasch; auf den Dampfern versetzt man sie mit einem Theile formosanischer Kohle aus Kilong. Die Chinesen haben bis jetzt nur die Ausbisse der Kohlenfelder in Angriff genommen; die tieferen Lager würden ohne Zweifel ein noch viel besseres Product liefern. — Was die Gruben bei Ki long in Nordformosa betrifft, so widersetzten sich die dortigen Chinesen der Ausbeutung derselben aus geomantischem Aberglauben; sie erklärten, daß der „Puls des Drachen" (die vermeintlichen Erdeinflüsse) geschädigt werden könnten. Im Jahre 1870 wurde jedoch das Verbot, Kohlen zu fördern, für gewisse Strecken aufgehoben. Diese werden nun ausschließlich von Chinesen bearbeitet, die jetzt schon 192 „Löcher" haben. Der Erdgeist ist ganz zufrieden, wenn nur die rothborstigen Barbaren von den Kohlenfeldern fern bleiben.

— Ein Weinbauer bei San Jose Namens Nägele (— er ist natürlich „General" —) hat von 1639 Weinstöcken nicht weniger als 49,700 Pfund Trauben geherbstet und daraus mehr als 4000 Gallonen Wein gewonnen. — Es ist jetzt Brauch, daß die Gastwirthe sich mit dem Titel „Colonel" begnügen; schwarze Inhaber von Speise- und Schänkhäusern mußten sich mit der Anrede „Captain" begnügen und möchten doch gern auch „Oberst" sein.

— Die Mormonen erhalten fortwährend starken Zuwachs. Bis Anfang November waren im Laufe des Jahres 1874 von Liverpool aus mehr als 2000 „Heilige des jüngsten Tages" in der Stadt am Großen Salzsee eingetroffen. Eine in der letztern erscheinende Zeitung hat mehr als 1000 Heilige aufgezählt, „deren jeder mindestens 3 Frauen und 9 Kinder" habe.

— Das südaustralische Parlament hat im September dieses Jahres dem ausgezeichneten australischen Forscher Giles, in Anerkennung seiner Verdienste um die geographische Kenntniß des australischen Continents, eine besondere Gratification von 250 Pf. St. bewilligt.

— Die Ausfuhren Neuseelands stellten sich im Jahre 1850 auf 115,416 Pf. St., die Einfuhren auf 240,205. Es zeugt für den großartigen Fortschritt dieser Colonie, daß die ersteren im Jahre 1872 schon auf 5,190,665 Pf. St. gestiegen waren. Die wichtigsten sind Gold und Wolle; auf präparirtes Fleisch entfielen 162,000 Pf. St., auf Kauriharz 166,000, Talg 70,000, die Einfuhren betrugen 5,142,951 Pf. St.

— David Kalakaua, König der Sandwichsinseln, reist gegenwärtig in den Vereinigten Staaten. Er war in der Mitte Decembers in Washington angelangt, wo man ihm einen festlichen Empfang angedeihen ließ.

— Mexico will keine Mönchs- und Nonnenklöster mehr dulden; die Volksvertretung des Landes hat im November 1874 dieselben für einen öffentlichen Gemeinschaden erklärt, der nur Unheil bringe; sie werden aufgehoben.

— Die Capcolonie hat für das mit dem 30. Juni abgelaufene Jahr eine Staatseinnahme von 1,397,452 Pf. St. gehabt, 137,730 mehr als im Vorjahr.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 2.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

II.

## Die Romänen.

Der Siebenbürger nicht romänischen Stammes ist an diese Erscheinungen so sehr gewöhnt, daß er sie gar nicht beachtet; dem Fremden jedoch sind sie aller Beachtung werth. In gleicher Weise auffallend sind ihm die Wohnhäuser, wenn er sich in einem romanischen Dorfe befindet. Strohgedeckte, kleine hölzerne Häuschen, zum Ueberfluß von Rauch geschwärzt, mit winzigen Fenstern und schlechten Thüren versehen, an denen weder Schloß noch Riegel, das sind die Wohnungen der romänischen Dörfler. Sie stehen am allergewöhnlichsten in einem schmutzigen, engen Hofraum, in welchem Schweine die Erde aufwühlen und halbnackte Kinder, bloß mit zerlumpten Hemden bekleidet, sich herumtummeln. An den Seiten dieser Häuser stehen zerrissene Fruchtkörbe oder spitzig zulaufende Heuschober, oder es stoßen an dieselben lange Obstgärten, die zugleich auch als Maisfelder dienen und mit zerfahrenem Weidengeflecht umzäunt sind.

Wie wenig angenehm solche Erscheinungen sind, brauchen wir nicht erst zu versichern. Das Elend und die Noth zu sehen, verstimmt aus nahen Gründen und der Eindruck wird vollends widerwärtig, wenn man erfährt, daß alle Bedingungen zum Wohlstande vorhanden sind, dieser aber nur an der Nachlässigkeit oder Unwissenheit scheitern muß. Charakteristisch ist der beinahe gänzliche Mangel an Dorfschulen, aber eine bis zwei Schänken an den entgegengesetzten Enden der Ortschaften dürfen nicht fehlen. Zerlumpte, elende Individuen mit durchlöcherten Hüten und niegekämmten Haaren, von wildem, unheimlichem Aussehen, die mit Gaunerblicken jeden Wagen und jeden Passagier mustern, tummeln sich von früh Morgens bis zum späten Abend hier herum und der Reisende athmet leichter auf, wenn er solche Dorfschaften weit hinter sich hat und ihm aus der Ferne etwa ein sächsisches Dorf oder Landstädtchen, Oase in der Wüste, entgegenwinkt.

Der Sommer allein findet den romänischen Dorfbewohner in dem Maße beschäftigt, als er nöthig zu haben glaubt um in den Wintertagen nothdürftig zu leben. Wenn er sonst auf den Feldern arbeitend gefunden wird, so geschieht dies für fremde Leute, denen er sich gegen einen kargen Taglohn verdingt. Seine Frau besorgt Kinder und häusliche Wirthschaft und webt oder spinnt. Die Aecker weiß er wenig rationell zu besorgen, und pflegt vorzugsweise Mais, Korn und Erdäpfel anzubauen. Wo der Bauer über kein Grundstück verfügt, läßt er sich gemeiniglich als Hirt und Züchter verwenden. Er streift dann in den Bergen mit seinen Schafherden herum oder er betheiligt sich an der Bereitung von Milch und Käse, die einen sehr lohnenden Artikel bilden. Die von ihm bereitete saure Milch wird in kleinen Fässern aufbewahrt, der Käse in kleine Laibe gepreßt, und dann werden beide in den Handel gebracht, an dem sich in Siebenbürgen Alt und Jung, Vornehm und Gering sehr gern betheiligen. An den Grenzen des Landes, dort wo die unzugänglichsten Pfade nach den beiden Donaufürstenthümern sind, befaßt er sich oft mit Gefahr seines Lebens oder seiner Freiheit mit dem Einschmuggeln gangbarer Handels-




Rumänische Bauern in Siebenbürgen.

artikel, wie des türkischen Tabacks und der türkischen Teppiche, der Leinwand und der Seide, des Kaffees und Zuckers, welche Artikel in der Regel bei weitem billiger auf solche Art zu bekommen sind, als in den Schnitt- und Specereiwaarenhandlungen der Städte und Märkte. Auch auf Ochsen und Pferde wird der Schmuggel ausgedehnt. Außerdem lassen sich viele Romänen als Lastträger gebrauchen und bilden in den siebenbürgischen Städten, wo sie beinahe ausschließlich das Proletariat ausmachen, eine fest organisirte Dienstmannschaft, die jederzeit schlagfertig ist der übrigen Stadtbevölkerung zu dienen. Auch als Viehtreiber lassen sie sich verwenden, und kommen als solche mit zahlreichen Ochsenherden durch die ganze österreichische Monarchie und selbst weit ins Ausland. Die Romänen des Mittelstandes haben als Geldwechsler ausgebreitete Beziehungen und stehen als Kaufleute fast ausschließlich Spezereihandlungen vor, die in der That ausgezeichneten Rufes sich erfreuen und auf ihrem Lager neben den gewöhnlichen Handelswaaren auch mehrere Artikel morgenländischer Industrie besitzen, wie die Halva, das Rohat oder den türkischen Palukes und alle möglichen Sorten des Eingesottenen und des Scherbet. Der Edelmann ist in Siebenbürgen weniger begütert als anderwärts und in Ansehung seiner Zahl so gering, daß man ihn fast gar nicht kennt.

Noch ist hier des romänischen Priesters zu gedenken, der seiner großen Anzahl wegen als auch dadurch, daß er der Träger romänischer Cultur und in der Politik der Führer seines Volkes lange Jahre gewesen, von einiger Bedeutung ist. Mit ehrenvollen Ausnahmen hat er sich aber im Allgemeinen vom Bauer oder Bürger bis zum Augenblick durch nichts unterschieden, als durch die Kenntniß des Allernothwendigsten, des Lesens, Schreibens und des Rechnens. Das was er einmal nothdürftig gewußt, ist von ihm längst wieder vergessen worden, da eine Lectüre später nicht gesucht wurde. So finden wir ihn stets Partei nehmen für sein Volk, aus dem er hervorgegangen und in welchem er sich vollständig aufgelöst hat. Seine Kirche, entweder griechisch-katholisch oder griechisch-orientalisch, gestattet ihm die Ehe, die er vor dem Empfang der Weihe, also unmittelbar nach seinem Austritt aus den Schulen, eingehen muß. Eine zweite Ehe wird nicht gestattet, sobald die erste durch den Tod aufgelöst ist. Seine Beschäftigung ist auf dem Lande der Ackerbau und die Viehzucht.

In ihrer verzweifelten Stellung als Unterworfene konnten sich die Romänen Siebenbürgens der Vortheile nicht erfreuen, deren die übrigen Nationen theilhaftig waren, mithin war ihnen auch niemals die Möglichkeit geboten, sich zeitgemäß zu entwickeln. So wie sie heute sind mögen sie vor hundert Jahren gewesen sein, und wenn das in Corruption vegetirende Individuum heute nicht mehr zum augenfälligen Schaden der Gesellschaft existirt, so wirken darauf ungleich mehr die heilsamen Folgen eines raschen, kategorischen Disciplinarverfahrens als die wohlthätigen Einflüsse der Cultur. Rohe oder halbgebildete Individuen finden hierin ein starkes Moment der Verachtung gegen das romänische Volk und sind bei der geringsten Veranlassung gern mit der Erinnerung an Galgen und Rad bereit. Daß dies eher demoralisirend als cultivirend wirkt, liegt auf der Hand. Dem ungeachtet ist von den Romänen Manches zu sagen, das für den wirklich guten Kern des Volkes spricht. Bist du verlassen und du flehst romänische Hülfe an, so kannst du überzeugt sein, daß dir geholfen wird. Hältst du Freundschaft mit ihm, so bleibt er dir selbst dann noch gewogen, wenn du ihm längst die deine entzogen hast. Er übt Gastfreundlichkeit und bethätigt sie dadurch, daß er dem Fremden jederzeit mit Eßwaaren entgegenkommt und ihn nach Kräften bewirthet. Beleidigungen vergißt er leicht und nimmt die Versöhnung an, selbst wenn er zu wiederholten Malen verletzt wurde. Die Liebe zum Gesang ist in jedem Herzen zu finden; daher auch die zahlreichen Volkslieder. Der Text wird zumeist improvisirt und nach einer selbst erdachten Melodie gesungen, deren Vortrag freilich nicht immer schön ausfällt, weil beim Gesang auch die Nase in Mitleidenschaft gezogen wird.

Seine Hochzeiten werden mit großem Lärm, Schreien und Pistolenschüssen gefeiert; in höheren Kreisen wird bei solchen Gelegenheiten ein unbändiger Luxus entwickelt. Die Braut tritt vor den Priester mit dicht verhülltem Gesicht, was wenigstens der Sage nach zu manchen unliebsamen Austauschungen Veranlassung giebt. In der Neujahrsnacht befragen heirathslustige Mädchen das Schicksal, was für Männer ihnen dieses zu geben beschlossen habe. Dabei greifen sie nach einem Pfahl im Zaune und kennzeichnen denselben durch einen Bindfaden. Jenachdem der Pfahl krumm oder gerad ist, wird auch der Zukünftige schön oder häßlich sein. Die Leichenbegängnisse gehen mit vielen Ceremonien vor sich. Bei Kreuzwegen hält manchmal der ganze Zug an und es werden Evangelien gelesen. Dabei erscheint die Geistlichkeit in bunten Kirchenmänteln und unter zahlreicher Assistenz. Am Kirchenportale werden Begräbnißmäler gehalten, indem jeder Anwesende ein Stück Brot und ein Gläschen Fruchtbranntwein erhält, worauf der Empfänger zu sagen pflegt: Gott verzeihe dem Verstorbenen die Sünden. Dann wird die Gabe repetirt und schließlich dem Wünschenden eine Wachskerze gespendet. In der Christ- und Neujahrsnacht werden von Burschen an Fenstern und Thüren Gratulationen dargebracht; für solche Gelegenheiten sind dieselben mit einem mehrere Schuhe im Durchmesser zählenden Stern versehen, der aus buntem Papier gemacht und mit Gold- und Silberpapierketten geschmückt ist. Die Gratulationen werden mit dem wiederholten Knall einer Peitsche begleitet. Zu Pfingsten sieht man alle Thore mit einem viereckigen Rasen belegt, in dessen Mitte sich ein frischer Zweig der Tanne oder Birke befindet.

Aus dem Gesagten stellt sich zur Genüge heraus, daß die Siebenbürger Romänen eigentlich nur ein Bauernvolk sind und auch dieser Ursache dürfte es wenigstens mit nicht geringem Recht zugeschrieben werden, daß sie als Nation nirgend im Lande ein gesellschaftliches Ansehen erlangt haben. Erst seit den letzten zwanzig Jahren etwa ist unter ihnen Streben wahrzunehmen. Zu der unbedeutenden Anzahl der Jünglinge, die sich schon früher durch örtliche Verhältnisse in die Strömungen der Cultur unwillkürlich haben mitfortreißen lassen, aus welchen sie als kleine Beamten hervorgingen, hat sich nach und nach ein größeres Contingent zusammen gefunden, das eifrig bestrebt ist, der Jugend der übrigen Nationen Siebenbürgens das Gleichgewicht zu halten, und so dürfte bei dem Umstande, daß schon heute die romänische Nation sich nicht mehr durch ihren Clerus allein, sondern auch durch hervorragende und talentvolle Persönlichkeiten aus ihrer Mitte vertreten läßt, die Annahme zur Thatsache werden, daß diese Nation endlich zu einer Stellung gelangen werde, die geachteter ist als die frühere. —

* * *

Wir fügen einige Notizen bei.

Im Stromthale des Szamosch bilden die Walachen die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, und die Zahl der romänisch redenden Bauern ist nicht unbeträchtlich dadurch vermehrt worden, daß viele Magyaren ihre Muttersprache vergessen, jedoch ihre alten Familiennamen beibehalten haben. Aber in Sprache und Sitten sind sie zu Romänen ge-




Romänische Bauern aus dem Thale des Sebesch Körösch.

worden und auch viele von denen, welche noch Magyarisch sprechen, haben völlig die Lebensweise der Walachen angenommen. In Siebenbürgen finden wir die verschiedenen Nationalitäten weit mehr nach der Kaste als nach der Nationalität gruppirt. Ein Magyar der keinen Grundbesitz hatte, wurde zum Walachen; der walachische Adelige schuf sich zu einem Magyaren um. Im südlichen Theile des Landes, namentlich im Hunyader Comitat, wohnen viele romänische Edelleute, die in den Versammlungen der Gespanschaft immer Sitz und Stimme neben den ungarischen Adeligen hatten. Man bezeichnete auch sie allmälig als Magyaren und nun halten sie sich längst für solche.

In Folge der großen Umgestaltungen seit 1848 haben die Walachen in Siebenbürgen einen Antheil an Grund und Boden erhalten. Man bemerkt an den Berg- und Hügelabhängen schmale, lange Streifen Landes, die ihnen als



Walachische Brautführer.

Eigenthum zugewiesen worden sind. Aber sie bestellen den Boden schlecht genug, und in manchen Dörfern wissen die Bauern nicht einmal, was Dünger ist; natürlich wird der Acker ausgesogen und liegt, falls nicht außerordentlich günstige Temperaturverhältnisse eintreten, von selber brach, obwohl er gepflügt und besäet worden ist. Eine gute Ernte giebt er nie. In Folge einer so nichtsnutzigen Wirthschaft tritt dann in einem an sich so schönen Lande manchmal Hungersnoth ein.

E. Reclus machte an Ort und Stelle folgende Bemerkungen: „Wenn der Walache im Szamoschthale seinen Acker so nachlässig bestellt, so thut er das vielleicht, weil er meint, daß er ihn doch nicht lange behalten werde. Der Jude ist so zu sagen sein natürlicher Erbe. Er ist Schänkwirth und Specereikrämer, verkauft auf Borg, verleiht Geld zu unverschämt hohen Zinsen, und ist das gefälligste Subject von der Welt, so lange sein Schuldner noch irgend welche Habe besitzt. Wenn aber bei schlechten Zeiten der Walache den letzten Fleck seines Landes hat losschlagen müssen und der Jude Eigenthümer geworden ist, dann verborgt dieser keinen

Kreuzer mehr. Den Walachen fehlt der stramme Wille und der Ehrgeiz seinen Grundbesitz festzuhalten, welcher dem Bauer in Westeuropa inne wohnt; er versteht es nicht seine Schulden abzustoßen und sich durch angestrengtes Arbeiten unabhängig zu machen. Schon im Verlauf eines einzigen Menschenalters haben die Walachen in mehreren Bezirken alles Land, das ihnen zugewiesen worden war, gänzlich eingebüßt und sind wieder eine Art von Leibeigenen geworden; sie haben nur den Herrn gewechselt; sie sind nicht mehr Bauern des ungarischen Magnaten, sondern des jüdischen Wucherers. Daher der ingrimmige Haß, welcher so oft zum Ausbruche kommt und den man wohl, aber durchaus fälschlich, auf Rechnung des Racen- und Religionshasses schreibt. Wenn die Karpathenbewohner über kurz oder lang wieder eine Krisis durchzumachen haben wie 1848 und 1849, dann wird die Wuth der Bauern sich nicht gegen den Magyaren, sondern gegen den Juden richten!

Aber der walachische Bauer ist sorglos und glücklich, wenn er tanzen kann. Und er tanzt mit einer Heftigkeit wie der Neger auf den Antillen. —

Die Anlage zu einer prosaischen bürgerlichen Tüchtigkeit und Thätigkeit in der Art, wie sie bei den germanischen Völkern und auch bei den Franzosen und Italienern gefunden wird, hat sich bis heute bei den Walachen nicht gezeigt, und aus diesem Mangel erklärt sich auch die wirthschaftliche und gesellschaftliche Stellung dieses Volkes.

---

# Phönicisch-amerikanische Phantasien.

Von Zeit zu Zeit tauchen in der wissenschaftlichen Welt „Entdeckungen" oder Hypothesen auf, die als funkelnagelneu ausgegeben werden, bei Lichte betrachtet sich aber als alt, abgestanden und abgethan erweisen. So konnte „Fusang", das Land im Osten Chinas, nicht zur Ruhe kommen; es mußte Amerika sein, das ursprünglich von den Chinesen entdeckt worden sei. Die Tagespresse, wenig bewandert in derlei gelehrten Fragen, betete dann die „neue Entdeckung" nach und im großen Publicum hieß es dann: Amerika wurde vor Columbus von den Chinesen entdeckt.

Nachdem dieses glücklich überstanden und in Vergessenheit gerathen war, wußte man mit kühnem Griffe die vorcolumbische Entdeckung Amerikas noch etwas weiter in graue Zeiten hinaufzuschieben, und aus Nord-, Mittel- und Südamerika ertönen Stimmen, welche zu beweisen versuchen, daß die Phönicier bereits Amerika besucht und dort Spuren ihres Aufenthalts hinterlassen haben.

Zunächst trat Dr. Ladislav Netto, Director des Museums in Rio de Janeiro, auf *), der über einen phönicischen zu Parahyba (es giebt mehrere Orte dieses Namens in Brasilien) gefundenen Inschriftstein Folgendes bemerkt: „Im Jahre 1872 empfing der Marquis de Sapucahy von Senhor Joaquin Alves da Costa einen Brief, begleitet von der Copie eines mit Inschriften versehenen Steines, den ein Sklav auf Costa's Estancia Ponso Alto gefunden hatte. Netto untersuchte die Copie und war höchst überrascht in derselben phönicische Charaktere zu finden, auch gelang es ihm dieselbe zu „entziffern". Nach ihm ist der Stein ein Gedenkstein, der von Flüchtlingen aus Sidon im neunten oder zehnten Jahre des Königs Hiram errichtet wurde. Die Flüchtlinge waren von Eziongeber (dem heutigen Akaba) aus durch das Rothe Meer zwölf Monate lang an der afrikanischen Küste hingefahren; dieselbe Strömung, welche den Cabral unbewußt an Brasiliens Gestade geführt, trug auch die Phönicier hinüber, die, nach Netto, an der afrikanischen Westküste sich bis nach Senegambien hingetastet hatten. Da nun zwei Könige Hiram lebten, einer von 980 bis 947, der andere von 558 bis 552 v. Chr., so ist der Zeitpunkt der Entdeckung Brasiliens durch die Phönicier nicht sicher festzustellen. Es war aber mindestens 2000 Jahre vor Cabral. Netto hat an Renan eine Copie der Inschrift eingeschickt; sie besteht aus 8 Zeilen schöner phönicischer Charaktere ohne Trennung der Worte noch Punctirung der Vocale. Man hat in diesem Bericht alles was man braucht; nur den Originalstein nicht und es ist von der ganzen Sache, sicher einer derben Täuschung, auch wieder bedenklich still geworden.

*) Sein Bericht steht in The Brazil and River Plate Mail, 21. Juni 1873.

Eine flüchtige Zeitungsnotiz von der merkwürdigen Entdeckung gelangte indessen in die Hände eines gelehrten Niederländers, des Dr. H. Hartogh Heys van Zouteveen, der sich mit der Frage der vorcolumbischen Entdeckung Amerikas beschäftigte und nun glaubte die Ergebnisse seiner Untersuchungen nicht zurückhalten zu dürfen *). In seiner Abhandlung: „Haben die Phönicier oder Karthager Amerika gekannt?" sagt er Folgendes:

„Auf den Mauern der alten Ruinenstadt Palenque findet man Basreliefs, welche zwei ganz verschiedene Menschenracen vorstellen. Die erste, die der Sieger, mit großen Augen, hervorragender Nase, die nicht durch einen einfallenden Winkel von der niedern, zurücktretenden Stirn getrennt ist und mit zurücktretendem, bartlosem Kinne, ist unzweifelhaft eine amerikanische Race. Die zweite, die Race der Besiegten, welche durch die Sieger unter die Füße getreten oder getödtet worden, ist keiner amerikanischen Race ähnlich, aber erinnert in ihren Zügen an die semitischen und kuschitischen Stämme von Vorderasien; sie besitzt eine gerade Stirn, kleine Augen mit schweren Augenbrauen, eine krumme Nase, welche aber weniger hervorragt als bei dem erstern Volke und durch einen einfallenden Winkel von der Stirn getrennt ist; das Kinn ist vortretend und dieses Volk trägt einen Bart. Eine weitere Anspielung auf Verbindungen mit Völkern der alten Welt findet man darin, daß in Palenque Abbildungen von Elephantenköpfen auf den Mauern gefunden werden. Elephanten leben in Amerika nicht, Mastodonten können schon wegen der fehlenden oder nach oben gerichteten Stoßzähne nicht gemeint sein, welche letzte Hypothese auch die Trümmer von Palenque wohl zu weit in die Vergangenheit zurücksetzen dürfte. Das Volk, welches Elephanten abbildete, muß solche Thiere, welche die Karthager bekanntlich in allen ihren Kriegen mitführten, gekannt haben. Vor 2000 Jahren waren die Karthager wohl das einzige Volk, das zu gleicher Zeit Elephanten hatte und auch Schiffe, groß und schnell genug, um diese Thiere nach Amerika hinüber zu bringen. Die Schnellheit der phönicischen und karthaginensischen Schiffe stand bei gutem Winde unseren Clipperschiffen

*) „Archiv für Anthropologie" Band VII, S. 123 f. 1874.

nicht und unseren Dampfschiffen nur wenig nach, wie Movers durch viele Beispiele erwiesen hat. Im ersten punischen Kriege haben die Karthager mehr als 150,000 Soldaten in 350 Schiffen transportirt, wie wir aus dem Polybius wissen."

Dr. Hartogh Heys bildet diese Elephantenköpfe auch ab und zwar nach den Monuments anciens du Mexique et du Yucatan von v. Waldeck, Paris 1866. Es sind sogenannte „Katuns" oder Hieroglyphen, deren wenigstens zwei Elephantenköpfe mit der allergrößten Sicherheit erkennen lassen. Ferner wird ein Basrelief von einer Säule des Palastes in Palenque mitgetheilt, auf deren Helm ein Elephant (?) mit erhobenem Rüssel zu sehen ist. Ehe wir diese Abbildungen kritisch betrachten, wollen wir jedoch die übrigen Beweise Dr. Hartogh Heys' anhören.

Der Autor zieht dann die Atlantissage wieder einmal



heran und sucht die unklaren Berichte von westlichen Fahrten der Phönicier und Karthager auf Amerika zu deuten, wobei er seine Ansichten durch die ursprünglichen amerikanischen Sagen über Fremde, die zu ihnen in Schiffen kamen, zu unterstützen sucht. Ueber den Werth dieser Sagen zu streiten, wenn durch sie eine geschichtliche Thatsache erhärtet werden soll, ist nicht nöthig. Dr. Hartogh Heys fährt alsdann fort:



„All das Vorhergesagte unterstützt die Ueberzeugung, daß Amerika oder wenigstens ein Theil davon schon in vorchristlichen Zeiten einem Volke der alten Welt, am wahrscheinlichsten den Phöniciern und besonders den Karthagern, bekannt war. Diese Annahme wird aber noch durch unzweifelhafte phönicische oder altweltliche Alterthümer, die in Amerika gefunden sind, bestätigt. Schon in Karsten's Archiv für die gesammte Naturlehre, Th. IV, S. 456 V. V., findet man eine Abhandlung von F. W. Sieber, worin eine Mittheilung über einen eine griechische Inschrift enthaltenden, in Trinidad gefundenen Stein sich findet. Im Jahre 1869, den 16. October, wurde aber in Lafayette, Staat Neuyork, ein viel wichtigeres Stück gefunden. Es ist eine alte Statue von Alabaster von mehr als 10 Fuß Länge, gut bearbeitet und mit einer Inschrift von 13 Buchstaben auf dem rechten Arm. Die Statue lag unter den Wurzeln eines Hemlockbaumes (Schirlingstanne) und trug Spuren, daß sie früher mit Farben bemalt gewesen war." (Die ausführliche Schilderung befindet sich in der amerikanischen Zeitschrift „The Galaxy", Juli 1872, S. 83). Die Inschrift lassen wir auf S. 56 folgen.

Die „Galaxy" sagt, diese Inschrift sei eine phönicische und bedeute: Lord Thammur of the Heavens, the Baal. Um Gewißheit zu erlangen, copirte ich (Dr. Heys) die Inschrift und fragte meinen Freund, den Semitologen Professor Ingeboll in Delft, und Herrn Cohen, Privatdocent in der chaldäischen, hebräischen und syrischen Sprache in Assen, was das für eine Inschrift sei, ohne weder Fundort noch die angebliche Deutung ihm anzugeben. Herr Cohen sagte, die Inschrift sei in einer semitischen Sprache abgefaßt, welcher, konnte er nicht sagen, gut lesen konnte er sie auch nicht. Professor Ingeboll sagte, die Inschrift sei phönicisch, er las die Worte „Thammur, Herr der Himmel" und sie stamme wahrscheinlich aus dem Orient. Nun ist aber das phönicische Alphabet noch kaum 30 Jahre lang bekannt, ist also die Statue 40 Jahre alt, dann kann hier an keinen Humbug gedacht werden. Nun ist sie wohl unzweifelhaft viel älter als 40 Jahre, muß also echt sein.

„Zweifel an der Aechtheit der Statue können jedenfalls meines Erachtens nach nur dadurch entstehen, daß einige Leute überhaupt bei allem Amerikanischen sogleich an Humbug denken. Gelten aber für Amerika dieselben Bedingungen wie für andere Welttheile, so muß man zugeben, daß die Statue echt ist. Wäre dieselbe in der alten Welt gefunden, so würde Niemand die Aechtheit im geringsten

bezweifeln. Was Amerika angeht, so muß man unseres Erachtens entweder schließen, daß Karthager oder Phönicier die Statue dort hingebracht haben, oder man muß alle Hoffnung aufgeben, jemals aus in Amerika gefundenen Alterthümern irgend einen Schluß auf die Urgeschichte dieses Continents zu machen. Nehmen wir an, daß die Phönicier und Karthager Amerika gekannt haben, so erklärt sich Plato's Atlantissage von selbst. Durch Phönicier (Poseidon) entdeckt, wurde es mit karthagischen (Atlas) und hispano-phönicischen (Cadix) Colonien bedeckt. Wahrscheinlich wurden die ersten Entdecker zufällig von der afrikanischen Küste durch Sturm in das hohe Meer getrieben und wider ihren Willen von dem Aequatorialstrome nach Amerika hinübergeführt. Einmal bekannt wurde es dann mehrmals besucht und Colonien wurden daselbst gegründet. Diese Colonien (Atlanten) halfen den Phöniciern in ihren Versuchen, um die Griechen aus dem westlichen Mittelmeere zu verjagen. Die Griechen siegten aber (Plato erzählt, daß die Athener die bis Tyrrhenien fortgeschrittenen Atlanten besiegten), und aus Furcht, daß die Griechen auch in und über den Ocean vordringen sollten, ließen die Phönicier in wahrem phönicischen Stil die Atlantis angeblich in den Fluthen verschwinden, um durch dieses Mährchen den Handel auf diesem Continent allein in Händen zu behalten. Zu demselben Zweck erfüllten sie das große Meer von Atl, das Meer der Finsterniß, mit allerlei Schreckensgestalten."

Soweit Dr. Hartogh Heys im Haag. Daß der letzte Abschnitt in seiner Beweisführung nur wilde Speculationen enthält, leuchtet ein. Das Auffinden von Inschriftsteinen in Amerika ist bisher — soweit es sich um Sprachdenkmäler der alten Welt handelte — immer noch unter höchst verdächtigen Umständen vor sich gegangen und die Alabasterstatue unter dem Hemlockbaume bei Lafayette ist seit 1869 verschollen geblieben und verschollen ist auch schon die phönicische Inschrift von Parahyba. Diese Dinge sind doch an und für sich so wichtig wie der Stein von Rosette oder die tanitische Inschrift: wir haben diese in den Museen, wir betasten sie, die größten Gelehrten schreiben darüber und die Wissenschaft baut sich darauf auf.

Nichts von alledem ist bei jenen phönicisch-



amerikanischen „Inschriften" der Fall. Wir vermögen hier nur Täuschungen der schlimmsten Art zu erkennen, denen „The Galaxy" und der Museumsdirector in Rio, Dr. Netto, zum Opfer fielen *).

Aber die Elephantenköpfe? Wenn diese wirklich unter den Sculpturen von Palenque sich befänden, so müßten wir die Segel streichen. (Abgesehen davon, daß nach Karl Rau Mastodonten noch mit dem Menschen in Amerika zusammen lebten.) Einer Beantwortung dieser Frage überhebt uns Dr. von Frantzius, der gründliche Kenner Mittelamerikas, indem er Dr. Hartogh Heys' Abhandlung eine Schlußbemerkung hinzufügt. Wir entnehmen derselben folgende Stelle: „Daß in den von Dr. Heys gegebenen genau nach den im Waldeck'schen Werke enthaltenen Tafeln copirten Zeichnungen eine entschiedene Aehnlichkeit mit Elephantenköpfen vorhanden ist, wird in der That Niemand bestreiten wollen. Aus dem Umstande aber, daß Herr von Waldeck, der jene Zeichnungen an Ort und Stelle entwarf,

*) Wir wollen hier bemerken, daß der Schwindel mit Fusang doch vor einigen Monaten wieder einmal in Nordamerika aufgetaucht ist; in deutschen politischen Blättern wurde dann dreist und naiv wiederholt, daß jenes Fusang sicherlich das von Chinesen entdeckte Californien sei! Der Münchener Professor K. Neumann blieb bis an sein Lebensende ein Vertheidiger der ganz luftigen Hypothese und ließ sich auch durch Vivien de St. Martin, welcher die Nichtigkeit derselben sonnenklar bewies, nicht belehren; seine Raupe blieb ihm im Hirn stecken. — Was Dr. H. Heys anbelangt, so erinnert er uns an den verschollenen Jakob Kruger, der sich einer ähnlichen Argumentation befliß, als er seine Assyrier nach Nordamerika hinüberschiffen ließ, oder an einen gewissen Professor, der Azteken und Tschechen für nahezu identisch hält. Weshalb beruft sich Dr. Heys nicht auch auf den Apostel Thomas? Es ist ja oftmals behauptet worden, daß derselbe in Mexico das Evangelium gepredigt habe; Siguenza weiß ja ganz genau, daß dieser Apostel und der aztekische Gott Quetzalcoatl eine und dieselbe Person seien. Lord Kingsborough wollte wissen, daß Mexico von den alten Juden besiedelt worden sei. Wir könnten eine lange Reihe ähnlicher Albernheiten zusammenstellen.

Seltsam genug, daß auch sonst verständige Gelehrte sich selber foppen und foppen lassen, sobald amerikanische Schwindeleien auftauchen. Hier wieder eine Probe. Auf der jüngsten Philologenversammlung in Innsbruck wurde auch — nun geben wir die Notiz wie wir sie in der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 309, Beilage, 5. November, fanden — „über eine in Nordamerika gefundene colossale phönicische Statue verhandelt. Professor Schlottmann sprach darüber. Ein phönicisches Denkmal in Nordamerika würde den bis jetzt vermißten urkundlichen Beweis der von A. v. Humboldt und Anderen behaupteten Bekanntschaft der Phönicier mit der später neuentdeckten Welt liefern. In der letztern Zeit sind fast gleichzeitig, wie Schlottmann berichtet, zwei angeblich phönicische Denkmäler in Amerika zum Vorschein gekommen. Eine, wie man vorgiebt, in Brasilien gefundene Inschrift in phönicischen Charakteren, von welcher Schlottmann eine Photographie vorzeigt, giebt sich aus inneren Gründen als gefälscht zu erkennen, abgesehen von der schlechten äußern Begründung ihrer Entdeckung. In paläographischer Hinsicht ist sie freilich mit so bewunderungswürdigem Geschick angefertigt, daß der Vortragende sie als eine geniale Fälschung bezeichnete. Dagegen ist Schlottmann geneigt, ein colossales Steinbild von etwa 10 Fuß Länge und einem Gewicht von 9000 Pfund, das man vor fünf Jahren auf einer am Berge Onondago im Gebiete der Stadt Lafayette gelegenen Farm beim Graben eines Brunnens fand, für altphönicisch zu halten (!!). Es scheint den phönicischen Adonis darzustellen; auf der Schulter hat es anscheinend phönicische Inschrift, von welcher Schlottmann durch Vermittelung des Professors Mac Worther in New-Haven Wachsabdrücke erhalten hatte, die er mit mehreren photographischen Abbildungen des Steinbildes vorlegte. Die äußere Geschichte der Auffindung läßt nach den vorliegenden Berichten kaum an einen Trug denken (!!). Aber da eine Actiengesellschaft zur Ausbeutung des Steins sich bildete, die glänzende Geschäfte machte, und in Folge dessen an manchen Orten ähnliche Steinriesen auftauchten, so kam der Fund von Onondago in Verruf. Die Behauptung, ein Tabackhändler habe den Stein vergraben, hat sich als unwahr herausgestellt und kein äußerer stichhaltiger Grund zur Verdächtigung der Entdeckung sich ergeben." A.

in der Beschreibung auf jene Aehnlichkeit nicht aufmerksam macht, möchten wir gerade den entgegengesetzten Schluß ziehen, nämlich den, daß er selbst jene Köpfe nicht für Elephantenköpfe angesehen hat und daß dieselben daher wohl nur das Resultat der Phantasie des Lithographen sind. Zu diesem Schlusse glauben wir berechtigt zu sein, weil der bekannte Reisende Stephens, der einige Jahre später ebenfalls sehr genaue Zeichnungen jener Ruinen anfertigen ließ, dieselben Figuren (Incidents of travel in Centralamerika II, S. 316 und 343) ganz anders aufgefaßt hat und zwar so, daß in seinen Zeichnungen durchaus keine Aehnlichkeit mit Elephanten hervortritt. Ueberhaupt ist zu berücksichtigen, daß die meisten jener Figuren, welche als Wandverzierungen oder Inschriften dienten, in so eigenthümlich phantastischer Weise dargestellt sind, daß es oft schwer zu unterscheiden ist, ob die Köpfe Menschen- oder Thierköpfe darstellen sollen. So naturgetreue Abbildungen wie sie ebenfalls in uralten Zeiten von den Renthierfranzosen und nach den neuesten Funden in der Tayinger Höhle von den Renthierschweizern angefertigt worden sind, finden sich auf den Ruinen der Mayavölker nicht."

Wir glauben die phönicische Entdeckung Amerikas ist damit abgethan; sollte dieselbe wieder aufs Tapet kommen, so müßte dieselbe mit gewichtigeren Gründen als bisher verfochten werden, denn daß Phönicier nach der neuen Welt überhaupt hinübergefahren sein können, das zu bezweifeln liegt kein Grund vor. Bündige Beweise dafür fehlen aber durchaus.

# Fortschritt in Aegypten.

Der heutige Beherrscher des alten Landes der Pharaonen nimmt unter den mohammedanischen Fürsten als Regent unbedingt die erste Stelle ein. Der Padischah der Osmanen ist unbedeutend, ein Verschwender, welcher den größten Theil seiner Zeit im Harem verbringt; der Mulatte, welcher als angeblicher Nachfolger des arabischen Propheten Marokko beherrscht, ist ein Halbbarbar, über dessen Begabung und Fähigkeiten wir in Unkunde sind. Den Schah von Persien hat Europa, welches er mit Pomp und Unsauberkeit durchzog, auch aus der Reisebeschreibung kennen gelernt, in der dieser Nachfolger des Cyrus und Darius seine Erlebnisse und Beobachtungen in einer manchmal kindischen Weise schildert. Die innerasiatischen Emire sind zu Vasallen Rußlands geworden; unabhängig ist nur noch Jakub Bey, der sich das Reich Kaschgarien zusammenerobert hat, ein Mann von hervorragendem Charakter. Schir Ali von Afghanistan steht da als ein verschlagener und doch unkluger Ränkeschmied, der seinen Bundesgenossen, den Engländern in Indien, schwere Sorgen bereitet.

Während der Islam als Religion so zähe und eifrige Bekenner zählt wie nur je zuvor, und insbesondere in Afrika reißend schnelle Fortschritte macht, sind fast alle mohammedanischen Staaten mehr oder weniger in Verfall. Das gilt auch von dem durch innere Kriege zerrütteten Sultanat Oman im Persischen Meerbusen; ob das Reich der Wahhabis in Arabien auf die Dauer sich mächtig erhalten kann, wird die Zeit lehren.

Nur allein Aegypten macht Fortschritte. Sein Vicekönig kann und will den europäischen Einflüssen sich nicht entziehen; es wäre das auch ein vergebliches Bemühen, weil die Berührungen mit dem Abendlande immer häufiger werden und längst nicht mehr abzuweisen sind. Das Land der Pyramiden ist heute nur ein paar Tagereisen von Europa entfernt; man gelangt in einer Woche von der Mündung der Elbe bis Syut, wo für jetzt die Nilbahn endigt. Die Zahl der Europäer, welche in Aegypten sich niederlassen, wird, der Touristen ganz zu geschweigen, mit jedem Jahre beträchtlicher und die Leute aus dem Abendlande fühlen sich in Alexandria und Kairo wie daheim. Allerdings ist Manches an der zugetragenen und aufgepfropften europäischen Civilisation künstlich und nur erst Firniß, aber in mancher nicht bloß materieller Beziehung wurden doch schon solide Grundlagen gewonnen. Der Chedive Ismail hat Ehrgeiz, er will aus Aegypten einen mächtigen Staat machen, und seine Herrschaft von der Mündung des heiligen Stromes bis zu den großen so lange räthselhaft gebliebenen Aequatorialseen ausdehnen. Pascha Samuel Baker's Unternehmen ist durch die eigenen Fehler dieses kühnen Elephantenjägers völlig mißlungen; dasselbe hat dem Vicekönig Kosten im Belaufe von 5 bis 6 Millionen Mark und großen Verlust an Menschen verursacht, aber Gordon setzt nun dasselbe fort, allem Anscheine nach mit besserm Erfolge. Die Region zwischen dem Nil und dem Rothen Meer war schon durch Mehemed Ali dem Reich einverleibt; der Sudan wurde eine ägyptische Provinz; das Gebiet stromaufwärts von Chartum wird sich den ägyptischen Einflüssen nie wieder entziehen können; Kordofan ist schon seit längerer Zeit unterworfen und in der jüngsten Zeit auch Dar Fur erobert worden. Ein Blick auf die Karte kann sofort klar machen, was das Alles bedeuten will.

Der Chedive begreift vollkommen, daß er eine so ausgedehnte Region nur behaupten kann, wenn er die entfernteren Gegenden in möglichst rasche Verbindung mit Aegypten selbst bringen kann und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß er in dieser Beziehung Ernst macht. Vielleicht hat er mehr Projecte entworfen als sich gleichzeitig ausführen lassen, und nicht genug in Erwägung gezogen, daß die colossalen Summen, welche die Arbeiten erfordern werden, sich auch unter günstigen Umständen schwer auftreiben lassen, aber ans Werk geht er. Auch die Wissenschaft wird reichen Gewinn ziehen aus den Expeditionen, die er zur Erforschung der neuerworbenen Gebiete ausgerüstet hat. Für den Credit, welchen der Vicekönig genießt, zeugt der Umstand, daß im December 1874 eine Anzahl von europäischen Capitalisten sich eingefunden hatte, welche ihm eine Anleihe von 10,000,000 Pfund Sterling anboten.

Was die Forschungsreisen nach dem Innern anbelangt, so wurden darüber in Kairo jüngst amtliche Angaben veröffentlicht, deren wesentlichen Inhalt wir mittheilen.

Am 5. December 1874 gingen zwei Expeditionen nach dem obern Nil ab. Der einen unter Oberst Purdy und Oberstlieutenant Mason sind mehrere gebildete ägyptische Offiziere beigegeben. Dazu kommen zwölf Männer, welchen die Aufnahmen und Vermessungen obliegen, und die nöthigen Handwerker; — im Ganzen 63 Mann.

Die zweite Expedition, unter Major Colston und Oberstlieutenant Reed, ist in derselben Weise ausgerüstet und zusammengesetzt; als Naturforscher ist ihr Dr. Pfund beigegeben.

Beide Expeditionen machen die Nilreise gemeinschaftlich bis Wady Halfa und dann mit Kameelen durch die Wüste nach Abu (Wady el) Hammed am Nil. Dort verläßt Purdy den Strom, zieht durch die Wüste nach der Oase Selimeh und von hier auf der Karawanenstraße nach Dar Fur und dessen Hauptstadt. Er hat bei sich die nöthigen Arbeiter und Werkzeuge, um die vorhandenen Brunnen auszubessern und neue zu graben, damit die Karawanen nie wieder Mangel an Wasser leiden.

Colston seinerseits zieht am Nil hin bis Debbe, um von dort aus den geraden Weg nach Dar Fur zu erforschen, der kürzer aber noch nicht so gut bekannt ist wie die Karawanenstraße und möglicherweise für den Verkehr nutzbar werden kann. Dann will er, wieder von Debbe aus, nach Obeïd, der Hauptstadt von Kordofan, gehen, eine Karte entwerfen, Quellen, Brunnen und Wasserbehälter verbessern und ermitteln, ob eine fahrbare Straße zwischen Debbe und Obeïd herzustellen sei. Nach genauer Erforschung der Umgegend von Obeïd soll dann die Gegend zwischen dieser Stadt und Dar Fur näher untersucht werden.

In Dar Fur treffen beide Expeditionen wieder zusammen und durchforschen dann dieses Land in den Richtungen von Osten nach Westen und von Norden nach Süden; an der südlichen Grenze desselben vereinigen sie sich wieder. Purdy verfolgt den Lauf der Ströme, welche von Dar Fur aus in östlicher Richtung fließen, um die Mündungen derselben kennen zu lernen, und wird dann an die Mündung des Sobat gehen. Colston untersucht inzwischen den südlichen Theil von Kordofan, Jaggalet und das Land der Schilluks und geht dann auch an den Sobat und nach Faschoda. Diese im Verlaufe der letzten Jahre wichtig gewordene Ortschaft liegt schon in den Provinzen, über welche Gordon gebietet, und dieser wird beiden Expeditionen die erforderlichen Weisungen geben. Nachdem sie sich in Faschoda mit allen nöthigen Vorräthen versehen und ihre Berichte, Karten rc. nach Aegypten abgefertigt haben, ziehen sie dann in südwestlicher Richtung ab um das Land an der Westseite des Albertsees genau zu erforschen und zwar bis über den Aequator hinaus. Die eine Partie untersucht die Ufer des Sees und nimmt Peilungen vor; die andere zieht inzwischen in die Gegend westlich von den hohen Gebirgen (den Blauen Bergen) am Westufer, und nach dem Gebiete der Niam Niam. Die Zeitdauer für diese Reisen, die sicherlich eine reiche Ausbeute geben, ist auf etwa dritthalb Jahre bemessen.

Noch eine andere Expedition ist im December von Kairo abgegangen. Der Bergingenieur Mitchell ist mit Stabsoffizieren und der erforderlichen Mannschaft unterwegs, um die Gegenden zwischen dem Nil und dem Rothen Meer, Nubien und dem östlichen Sudan bis in die Nähe des Sobat, namentlich in Rücksicht auf das Vorkommen von Mineralien, zu untersuchen.

Der Vicekönig läßt nun auch die Sudan-Eisenbahn in Angriff nehmen; dieselbe soll bis Chartum fertig gestellt werden. Er hat ein solches Werk für unbedingt nothwendig erklärt, um die unterworfenen Länder in raschere Verbindung mit Aegypten zu bringen; er schätzt die Volksmenge in denselben, wohl zu hoch, auf 14 Millionen Seelen. Von nicht geringem Belange sind die Verbesserungen, welche er in Alexandrien vornehmen läßt, um diese Stadt zum besten Hafen am Mittelmeer umzuschaffen. Er läßt die Felsenbarre hinwegräumen, welche die Einfahrt nicht selten gefährlich macht. Nicht weniger als 300,000 Tonnen Gestein müssen gesprengt und fortgeschafft werden, um dieselbe sicher zu machen.

Seit der Chedive in Aegypten regiert hat das Land gegen früher in vieler Beziehung einen ganz andern Anblick gewonnen und wesentliche Fortschritte sind unverkennbar. Im vorigen Jahre hatte bekanntlich das Wasser des Nils einen höhern Stand als je zuvor erreicht und bedrohete ausgedehnte Landstrecken mit Verheerung. Durch die energischen Maßregeln, welche der Vicekönig anordnete, wurde die Gefahr abgewandt. Dafür sprach im December die europäische Colonie in Alexandria ihm in einer Adresse Dank aus; dieselbe hatte 13,000 Pfund Sterling gesammelt und wollte diese Summe zur Errichtung eines Ehrendenkmals verwenden. Er aber lehnte Monument oder Statue ab und bat, das Geld für Gründung einer Schule in Alexandria zu verwenden, in welcher Schüler jeder Nationalität und jedes Glaubens freie Aufnahme finden sollen. Was etwa an Geld fehle, wolle er seinerseits zuschießen. Nur durch Schulbildung und gute Erziehung könne das ägyptische Volk zu höherer Civilisation herangezogen werden; deshalb habe er in Kairo manche Schulen gegründet; eine der Abendschulen werde von nicht weniger als 600 Individuen besucht. Er, der Vicekönig, wolle in seinen Bestrebungen fortfahren.

---

# Osaka in Japan.

Die meisten Berichte, welche wir aus Japan erhalten, bringen uns Schilderungen aus der Hauptstadt Jedo (Tokio), wohl auch aus Hakodade, dem wichtigen Handelshafen auf der Insel Jeso; aus anderen Städten erfahren wir verhältnißmäßig nicht viel. Jetzt liegt ein ausführlicher Brief aus Osaka vor uns. Diese am Südende der Insel Nippon liegende Stadt ist vertragsmäßig den Ausländern geöffnet und einer der wichtigsten Plätze im Reiche des Sonnenaufgangs, eine der Fu, d. h. kaiserlichen Städte. Dort hat die englische Hochkirche einige Missionäre, denen es unverwehrt ist, mit Pässen im Lande zu reisen. Zu ihnen gehört Warren, der Verfasser des Briefes; der Mann ist ein guter Beobachter und vermeidet alle die banalen Redensarten, welche in den landläufigen Missionsberichten so unangenehm aufzufallen pflegen.

Osaka liegt in einer Ebene, die nach Norden, Süden und Osten von hohen Hügeln begrenzt wird; im Westen hat sie das Meer. Sie wird von den Flüssen Yodo und Yamato bewässert. Der erstere ist sehr breit, hat rasche Strömung, ist aber nur für leichte Boote fahrbar und hat viele Sandbänke. Der andere fließt südlich von jenem in paralleler Richtung und mündet in die Bucht bei der wichtigen Stadt Sakai. Die ganze Ebene ist wohlbewässert, fruchtbar und sorgfältig angebaut; man bestellt die Aecker mit Raps, Bohnen, Erbsen, Weizen und Gerste. Die Stadt liegt etwa eine Wegstunde von der Bay entfernt und wird von vielen mit Brücken überspannten Canälen durchzogen; man sagt, es seien derselben ein paar Hundert; sie sind hübsch aus Holz gebaut und manche sehr lang. Auf dem Wasser herrscht reges Leben, da unzählige Dschonken und Boote auf

demselben fortwährend in Bewegung sind. Die keineswegs breiten Straßen sind regelmäßig, werden sehr reinlich gehalten und mit Wasser besprengt; man wird also nicht vom Staube belästigt. Die Gossen sind zwar unbedeckt, werden aber sauber gehalten und verbreiten keinen übeln Geruch.

Die Häuser sind im Allgemeinen an der Vorderseite nur etwa 20 bis 25 Fuß hoch und manchmal noch niedriger. Alle Geschäfte werden auf dem Flur besorgt, der etwa einen Fuß über dem Boden liegt. Die Waarenläden sind nach vorn hin offen, die Schilder haben Inschriften von chinesischen Schriftzeichen oder von japanischen Kana, oder auch von beiden; sie geben eine Liste der Gegenstände, welche feilgehalten werden. Der japanische Krämer hat kein Ladenbrett; die Waare wird dem Käufer auf dem platten Boden vorgelegt, der mit dicken Matten belegt ist; diese werden überaus sauber gehalten. Der Handelsmann sitzt oder kauert im Hintergrunde; sind mehrere im Laden, dann sitzen sie neben ihrem Hibaschi, d. h. einem tragbaren Kamin, einem mit Lehm bekleideten oder auch metallenen Kasten, in welchem ein Feuer von Holzkohlen unterhalten wird, und rauchen Taback, wenn keine Käufer da sind. Diese Waarenläden sind mit allerlei Waaren reichlich versehen, z. B. mit Seiden- und Baumwollenzeugen, Hüten, Socken, Sandalen, Schirmen, Reis und Fischen, Thee und Zucker, eßbaren Seekräutern, Pickels, Gemüsen, Obst, eingemachten Früchten, Kuchen, „Tobako" und Saki, d. h. Reiswein. Dazu kommen dann noch Spielwaaren aller Art für Kinder, insbesondere Puppen, Schränke zur Aufstellung der Götterfiguren und Rosenkränze. Auch europäische Fabrikate fehlen nicht, z. B. Petroleumlampen, denn das Erdöl hat sich die Welt erobert, sodann englische Teppiche, Decken und Wollenzeuge. In manchen Läden findet man auch Wein, Liqueure, Ale und andere Biere.

Ein Hauptgebäude ist das Schloß oder Castell, vor welchem eine in französische Uniform gekleidete Schildwache steht; Fremden, die einen Paß oder eine Empfehlung vorweisen, ist der Zugang erlaubt und sie bekommen einen Führer. Warren fand in dieser Citadelle nur zwei Geschütze, die morgens, mittags und abends abgefeuert werden, um die Stunden anzuzeigen.

Nach der jüngsten Zählung hat Osaka nicht weniger als 1380 buddhistische Tempel und 538 für die Bekenner des altnationalen Sintocultus. Architektonisch betrachtet sind sie fast alle ohne Interesse. Der Tenoschitempel in der südöstlichen Vorstadt ist einer der größten und man hat von seiner Pagode einen prächtigen Blick über Stadt und Umgegend.

Auch in Osaka zeigt sich deutlich, daß der Einfluß der Fremden eine immer größere Bedeutung gewinnt. Man sieht nur noch wenige Samurai, diese Edelleute mit zwei Schwertern, welche ihre Privilegien eingebüßt haben. Sehr viele Männer scheeren das Haar nicht mehr vom Vorderkopfe ab und binden es auch nicht mehr, wie die alte Sitte will, in einen Knoten, sondern lassen es nach europäischer Art wachsen. Ganz nach europäischer Art kleiden sich nur erst wenige, weil es für sie zu kostspielig sein würde; aber Regierungsbeamte, Polizeileute und Wohlhabende thun sich etwas darauf zu gute, den Fremden nachzuahmen und sich wie diese zu kleiden; man kann aber nicht sagen, daß sie durch den albernen Frack und den ebenso albernen Cylinderhut ein besseres Aussehen gewinnen. Die japanische Tracht der respectabeln Classen nimmt sich viel hübscher aus, und solche, die halb und halb gekleidet sind, erscheinen uns als wahre Carricaturen. Sie tragen europäische Stiefel, Merinohemden, lange Hosen, dabei sehr weite Röcke, die bis auf die Knöchel herabreichen, und europäische Regenschirme über dem Cylinderhute. Eine Gruppe derart gekleideter Japaner erregt helles Lachen.

Früher wurde in Japan wenig Rindfleisch gegessen; jetzt wird es in Menge geschlachtet; man sieht an manchen Fleischerläden, vor welchen große Fahnen hängen, in großen römischen Buchstaben das Wort BEEF, und daneben mit chinesischen Lettern das japanische Wort dafür. An den kleinen Wägen, welche unsere Droschken ersetzen, und die von einem Manne gezogen werden, liest man wohl Very quick, sehr rasch. Von einer Polizeistation weht eine Fahne über der französischen Inschrift Poste de Police. Anstalten wie das Spital, die Elementarschule und die Telegraphenämter haben englische Bezeichnungen. Auch öffentliche Ankündigungen werden Englisch, Französisch und Japanisch bekannt gemacht; mit den beiden ersteren Sprachen wird es freilich nicht allemal genau genommen, da die japanischen Uebersetzer nicht immer sattelfest sind.

Aber es fehlt auch nicht an wirklichen Verbesserungen und verständigem Fortschritte. So hat man an sehr vielen Punkten der Küste Leuchtthürme errichtet und fährt damit fort; durch den Telegraphen steht Japan mit der Außenwelt in rascher Verbindung, während die Drähte auch das ganze Reich durchziehen; Japan hat Pfennigporto für Briefe und auch die billigen Postkarten eingeführt; die Zeitungen werden billig befördert. Man ist eifrig am Bauen von Regierungsgebäuden, Krankenhäusern, Schulen und Casernen, alles nach abendländischen Vorbildern. Sehr thätig ist die kaiserliche Münzstätte, welche Gold, Silber und Kupfer ausprägt. Vor mehreren Jahren wurde zu Hongkong eine Münzstätte in Betrieb gesetzt; sie warf aber den Unternehmern keinen Nutzen ab und alle Maschinen wurden an die japanische Regierung verkauft, welche dann auch noch andere aus San Francisco kommen ließ. Münzwardein ist Herr Kinder, welcher die Anstalt in musterhafter Ordnung hält; die einzelnen Abtheilungen werden von Europäern besorgt. Die Gebäude sind sehr solide und zweckmäßig eingerichtet.

Unweit von der Münzstätte liegt das Zeughaus, welches als musterhaft geschildert wird. Bau und alle Einrichtungen in diesem Arsenale sind ausschließlich von Japanern hergerichtet worden; kein Fremder hat dabei eine Hand angelegt. Einer der Directoren ist in Holland erzogen worden und ein tüchtiger Techniker. Warren war zugegen als zwei bronzene Kanonen gegossen wurden. Nichts fehlte, weder Dampfsägen noch Dampfhämmer, und die Sattlerarbeiten sind vortrefflich.

Die Eisenbahn zwischen Osaka und Kobe wurde am 11. Mai 1874 eröffnet und ist seitdem in gutem Betriebe; sie ist unter Aufsicht von Europäern gebaut worden und sowohl die Schienen wie die Bestandtheile der eisernen Brücken sind aus dem Westen gekommen, aber die Arbeiten sind von Japanern hergestellt worden. Die Fahrzettel bilden schon deshalb eine Merkwürdigkeit, weil man die Notizen in vier verschiedenen Sprachen auf denselben findet. Die Angaben der Stationen hin und zurück sind Japanisch und Englisch und die Bemerkung auf der Rückseite, daß der Inhaber dem Bahnreglement unterworfen sei, ist Englisch, Deutsch und Französisch, manchmal auch Holländisch zu lesen. Mit einer von zwei Männern gezogenen Schinrikischa hatte man vier Stunden nöthig, um die Strecke zwischen den beiden Städten zurückzulegen, und die Verbindung mit Dampfschiffen war nicht regelmäßig; die Locomotiven dagegen halten streng die bestimmte Abgangszeit ein und die Fahrt dauert genau eine Stunde. Die Bahn nach Kioto ist in Angriff genommen und jene bis Jedo wird nach einigen Jahren fertig werden.

Osaka ist auch für den einheimischen Handel von großem

Belang. Die Volkszählung von 1872 ergab 530,885 Köpfe; jene in den umliegenden Bezirken Kawatschi, Idzumi und Setser außerdem noch 1,176,296; das nur 6 deutsche Meilen entfernte Kioto zählte 567,334 Seelen. Man sieht, wie dicht in dieser Gegend die Bevölkerung beisammen wohnt.

# Fortdauer des Sklavenhandels in Ostafrika.

Als Bartle Frere dem Sultan von Sansibar in bekannter Weise den vielbesprochenen Vertrag aufgezwungen hatte, war großer Jubel in England. Man verkündete laut, daß nun der abscheuliche Sklavenhandel in Ostafrika ein- für allemal lahm gelegt worden sei, daß man ein ruhmreiches Werk der Civilisation gethan, daß die Philanthropie einen großen Sieg erfochten habe. Wer indeß die Verhältnisse ruhig in Erwägung zog, mußte sich sagen, daß man in England sich einer schweren Täuschung hingab, und unsere Leser erinnern sich wohl, daß im „Globus“ die Sache sehr ruhig und nüchtern beurtheilt wurde. Wir hoben hervor, daß der Sultan von Sansibar Einfluß nur an der Küste ausüben könne, daß er jedoch im Binnenlande machtlos sei und daß seine Unterthanen Alles thun würden, um den Vertrag illusorisch zu machen. Britische Fahrzeuge könnten allerdings an der Küste kreuzen, wie früher in Westafrika, sie seien aber dort wie hier nicht im Stande, in diesem oder jenem augenblicklich unbewachten Hafen, an einem zwei hundert deutsche Meilen langen Gestade, das Auslaufen von Sklavenschiffen völlig zu verhindern. So lange die in Ostafrika geraubten Menschen in Arabien und Persien Käufer finden, wird jener Handel fortdauern, wenn auch in geringerm Umfange wie früher, und die Greuel, welche mit demselben verbunden sind, haben ihren Fortgang.

Ueber die gegenwärtige Lage liegen zwei Berichte vor, welche uns einen klaren Einblick gewähren; der eine ist vom Lieutenant Loveit Cameron, der andere vom Missionär New; wir wollen das Wesentliche aus beiden hervorheben.

Cameron's amtlicher Bericht ist datirt Kawele-Udschidschi (am Tanganyikasee), 14. Mai 1874. Der Reisende schreibt, daß er (wie wir schon früher gemeldet) den See im Süden umgangen und einen Ausfluß aus demselben entdeckt habe, welchen man Lukuga nenne, etwas südlich von der Inselgruppe, welche Speke 1859 besucht hat. Wenn den Aussagen der Araber Glauben beizumessen sei, dann wäre der Lualaba der Congo. Ein Araber sagte, er sei zwar englischen Kaufleuten nicht begegnet, habe aber von solchen und von Kriegsschiffen erzählen hören. Alle Weißen, mit denen er zusammengetroffen, seien Sklavenhändler. „Wenn dem so ist, dann wird das eine Andeutung auf die spanischen und portugiesischen Kaufleute am Congo sein.“

Cameron weist darauf hin, daß ein Handelsverkehr auf dem Congo und dem Lualaba sich für England sehr vortheilhaft gestalten könne. Die Oelpalme wachse von der Westküste bis in diese Gegenden, Kautschuk könne man in Manyuema in beliebiger Menge haben, Sesam, woraus man sogenanntes Olivenöl ziehe, gedeihe überall wo man es baue ganz vortrefflich; Ricinus wächst fast wild, dasselbe gilt von der Arachis (Erdmandel); Elfenbein kommt in Menge aus diesen Theilen Afrikas; mancherlei Faserpflanzen könnten nutzbar gemacht werden; Kaffee wächst wild; man bauet verschiedene Hirsearten und Mais, dazu kommen dann Baumwolle und Reis. In der Landschaft Katanga findet man Kupfer und Gold.

Die einzigen Hindernisse für eine ungehemmte Schifffahrt sind die Yellalafälle und die Stromschnellen im Lualaba, etwas oberhalb Nyangue; der Lukuga ist gegenwärtig durch Gras verstopft, durch welches man sich jedoch ohne große Mühe einen Weg bahnen kann. Der Handel ist bis jetzt völlig in den Händen der Araber, die in Manyuema von Plünderung leben und die geraubten Menschen als Träger für Elfenbein und andere Waaren verwenden. „England wird dem Sklavenhandel auf See wohl steuern können, aber ein nicht minder schreiendes Uebel dauert fort, der Sklavenhandel im Innern, durch welchen ausgedehnte Gegenden rasch entvölkert werden. Als ich um den See ging wurden mir fortwährend Stellen gezeigt, wo einst Dörfer gestanden hatten, und wenn ich fragte, was aus den Bewohnern geworden sei, erhielt ich stets dieselbe Antwort: Sie sind erschlagen oder als Sklaven fortgeführt worden.“

„Der Preis eines Sklaven stellt sich auf nur 5 Dotis, d. h. 20 Yards Cattun, während man $5^1/_2$ Dotis als Miethe für einen Träger von Unyanyembe bis hierher (Udschidschi) zahlen muß. Es ist also wohlfeiler, Sklaven zu kaufen als Träger zu miethen; und da man letztere in Manyuema nicht haben kann, so wird der gesammte Transport von Sklaven besorgt. Gehülfen der Araber beim Sklavenraube sind die Wanguene, freie Männer, welche ihre Sklaven haben, die ihrerseits Lebensmittel und Elfenbein tragen müssen. Die Zahl der Araber, welche sich in jenen Gegenden niederlassen, wächst mehr und mehr an; sie alle halten Haussklaven, welche das Feld bebauen und auch als Träger dienen; letztere erhalten, wenn unterwegs, nur Lebensmittel und plündern nebenher wie es ihnen gefällt.“

„Ueber das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Stämme ist nicht viel zu sagen. Die, welche Ackerbau treiben, haben nur selten Krieg mit einander und nur wenn sie in die von den Arabern angezettelten Fehden verwickelt werden. Die Räuberstämme fallen ohne Unterschied über andere her, fangen Sklaven ein und morden Alles was Widerstand leistet. Auch machen sie alles Vieh nieder; für die geraubten Menschen finden sie Absatz bei den Arabern und solchen Stämmen, mit denen sie gerade keinen Krieg führen.“

„Die Hemmung der Sklavenausfuhr über See wird allerdings das Uebel in den Gegenden am Nyassasee, von wo aus zeither Kilwa die größte Anzahl zur Verschiffung über See erhielt, vermindern; aber ich befürchte, daß anderwärts dasselbe nur noch viel ärger werde. Denn nun gehen viele der dortigen Sklavenhändler ins Innere, wo sie ihr Geschäft fortsetzen. Meiner Ueberzeugung zufolge wird dieser Sklavenhandel fortdauern, bis Verbindungswege in das Innere eröffnet sind und das Land den Einfluß der Civilisation und rechtmäßigen, rechtschaffenen Handels erfährt.“

In diesen Schlußworten Cameron's liegt eben der Schwerpunkt. Wie will man das eine wie das andere ermöglichen und wer soll die Wege bahnen? Gewiß auf lange Zeit handelt es sich hier lediglich um gutgemeinte Wünsche und die nackte Thatsache bleibt stehen, daß die vielgerühmte Mission Frere's und der dem Sultan von Sansibar aufgezwun-

gene Vertrag weder dem Menschenraube noch dem Sklavenhandel gesteuert hat.

Das geht deutlich auch aus einem Briefe des Missionärs New hervor, unter dem Datum Mombasa, 2. November 1874, also aus dem Norden der Ostküste, während Cameron's Schilderungen sich auf die Gegenden am Tanganyika beziehen. Seine Beobachtungen, so sagt er, seien höchst unbefriedigend, und was im Verlaufe der letzten paar Jahre geschehen, sei so gut wie nichts. „Die Sklaverei in Ostafrika ist intact geblieben; sie besteht als hergebrachte Einrichtung bei den Eingeborenen; nur werden Sklaven hier nicht mehr auf offenem Markte verkauft. Jeder Händler kann so viele kaufen als er auf seinem Grundbesitz unterbringen will, vorausgesetzt, daß er diesen mit irgend einer Art von Zaun umfriedigt. Und diese Art von Handel ist nicht minder widerwärtig wie der frühere. Ueberall, wohin ich gehe und sehe, starren mir dieselben Abscheulichkeiten entgegen wie vor Jahren: aneinandergekettete Menschen, Leute mit Daumschrauben und Fesseln. Es werden unaussprechliche Grausamkeiten verübt, die Opfer leiden, bluten und sterben. Und England thut sich etwas zu gute auf seine wundervolle Philanthropie und überredet sich, daß es keine Sklaverei mehr gebe!"

„Vor einigen Tagen begegneten mir hier in Mombasa auf der Straße zwei Knaben von 12 bis 14 Jahren, beide gefesselt und schwere Lasten tragend. Ich fragte sie mitleidig: Was habt ihr denn verbrochen? Sie ließen den Kopf hängen und gaben keine Antwort. Da trat ein Mann heran und sprach barsch: Sie waren fortgelaufen und wir haben sie festgehalten. — Vor einigen Wochen war ich bei einem Freund in Sansibar und hörte wie aus einem benachbarten Hause ein eigenthümliches Geräusch kam. Es war, als ob gleichzeitig ein Dutzend Stößel in großen Mörsern thätig wären. Aber trotzdem hörten wir den Schmerzensschrei einiger armen Geschöpfe, die auf das Grausamste gezüchtigt wurden. Mein Freund erklärte mir die Sache; es ist Brauch, die Sklaven unbarmherzig zu peitschen. Es ist mir peinlich, dergleichen zu schreiben, aber die Wahrheit muß bekannt werden."

„Was den Sklavenhandel über See anbelangt, so liegen Beweise vor, daß auch jetzt noch viele Sklaven vom Festlande auf die Insel herübergeschmuggelt und verschifft werden. Sansibar ist so stark mit Sklaven versehen wie nur je zuvor, und das begreift sich unter den obwaltenden Umständen. Es war ja nicht zu erwarten, daß diese hundertköpfige Hydra durch einen Vertrag und ein halbes Dutzend britischer Kriegsschiffe wie mit einem Schlage zu tödten sei. Am Pangani begegnete ich zwei Booten eines Kreuzers, die zehn Tage lang nachgesucht und in dieser Zeit einen Sklaven befreiet hatten. Aber an demselben Tage wurden zwei Trupps gefesselter Sklaven in der Mündung des Flusses eingeschifft. England, mit aller seiner Philanthropie, Diplomatie und Macht konnte sie nicht retten, weil — die Calamität sich an der Mündung auf dem Flusse und nicht auf See ereignete." Denn dem Vertrage gemäß kann dasselbe auf dem Lande, also in den Flüssen, nicht einschreiten.

# Aus allen Erdtheilen.

## Oberst Browne's Expedition nach Yünnan.

Die Engländer haben bekanntlich dem Kaiser von Birma nicht bloß die ganze Ostküste des Bengalischen Meerbusens (Arrakan, Tennasserim ꝛc.) abgenommen, sondern auch das ganze Mündungsgebiet des Irawaddy, dieses Land Pegu, wo der blühende Hafenort Ranguhn ihre Hauptstadt ist. Vertragsmäßig haben sie das Recht, den Strom zu befahren, an welchem Bhamo das obere Ende der Schifffahrt bildet. Dorthin kamen und kommen gegenwärtig wieder auf der alten Straße Karawanen aus dem westlichen China. Der Verkehr war unterbrochen so lange die Panthays, die chinesischen Mohammedaner in Yünnan, der Mandarinenarmee Widerstand leisten konnten. Die Engländer waren längere Zeit darüber schwankend, ob sie mit Soliman, dem Sultan der Panthays, in freundschaftliche Beziehungen treten sollten, und es war Zweck der bekannten Expedition Sladen's, von Bhamo aus nach dessen Hauptstadt Talifu vorzudringen. Der kriegerischen Unruhen halber konnte er jedoch nur bis Momein gelangen. Inzwischen war es der französischen Expedition Lagrée's und Garnier's, über welche wir im „Globus" ausführlich Berichte gegeben, gelungen, nicht bloß Talifu zu erreichen, sondern den Jang-tse-kiang bis nach Schanghai hinabzufahren. Da der Mekong sich zu einer Fahrbahn für den Handel nicht eignet, so griffen die Franzosen die Sache von einer andern Seite her an. Sie drangen von Tongking aus bis in das südwestliche China vor, fanden einen äußerst bequemen Handelsweg und sind nun bestrebt, den Waarenzug aus dem südwestlichen China nach den Häfen von Tongking zu lenken, in welchen sie Consulate und Garnison haben. Der Kaiser von Annam ist so ziemlich ihr Vasall geworden und hat sich allen ihren Forderungen gefügt.

Man sieht, um was es sich handelt. Die Engländer streben nun, den Waarenzug für die Straßen aus Yünnan durch das Gebiet der ihnen befreundeten Häuptlinge in den Chachyenbergen, nach Bhamo, also an den Irawaddy, zu gewinnen, respective zu erhalten, und Ranguhn würde dann der große Seestapelplatz für das südwestliche China sein. Nun ist Oberst Horaz Browne unterwegs. Er folgt der Route Sladen's und will von Momein, wo, wie gesagt, dieser umkehren mußte, nach Talifu gehen. Er bringt Empfehlungsbriefe der Pekinger Regierung an den Vicekönig von Yünnan und hat zwei Mitglieder der englischen Legation in Peking zu Begleitern. Auch Ney Elias, dessen Reisen in der Mongolei bekannt sind, hat sich angeschlossen, und mehrere andere Männer der Wissenschaft sind der Expedition beigegeben. Wenn die „Indian Mail" schreibt, daß sie die erste sei, welche seit Marco Polo's Zeit China von Westen nach Osten durchziehe, so vergißt sie die oben von uns erwähnte Lagrée's und Garnier's.

## Eine isländische Colonie auf der Insel Kadiak.

Es beabsichtigen die vor Jahr und Tag nach Minnesota ausgewanderten Isländer, sowie Tausende noch in Island befindliche Bewohner, welche in Folge unzulänglicher Hülfsmittel des Landes die Nothwendigkeit einer Auswanderung fühlen, sich in Alaska niederzulassen und haben zu diesem Zwecke für eine von ihnen ausgesandte Commission die Unterstützung der Regierung der Vereinigten Staaten erlangt.

Diese Commission bestand aus den Gebrüdern Olofsson und einem Herrn Björson; sie segelte von San Francisco am 15. September in einem Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten, „Portsmouth", nach der Küste von Alaska ab, wo das Schiff kreuzen und der Commission den Besuch der verschiedenen Punkte der Insel ermöglichen sollte. Am 14. October traf der Dampfer

in Caoks Inlet ein. Die Berge an beiden Seiten waren mit Schnee bedeckt und der majestätische Vulcan Illimna war in valler Thätigkeit. Das Schiff fuhr 60 Meilen hinauf bis zur Breite 60° 21′, waarauf bei St. Nicholas Anker geworfen wurde. Die Cammissäre verließen safort das Schiff und erforschten die Umgegend auf viele Meilen. Das Resultat war unbefriedigend. Ein starker Nordwestwind belästigte die Gesellschaft und gelegentlich begrüßte sie ein Schneegestöber. Das Land selbst war wüst und sumpfig. Es befanden sich zwei Ansiedelungen der Kenai-Indianer daselbst, auf welche Weise diese aber ihr Leben fristeten, blieb ein Räthsel für die Gesellschaft. Die Indianer waren höchst verkammen und schmutzig. Mit enttäuschten Hoffnungen verließ die Cammissian den Platz. Am 22. October fuhr der Dampfer nach der Insel Kadiak ab, 200 Meilen südlich, und traf am 24. daselbst ein. Sie landeten in St. Paul und binnen zwei Stunden waren die Cammissäre zu der Ueberzeugung gelammen, daß dies der passende Platz für ihre Ansiedelung sei, und weitere Erfarschungen bestärkten sie nur noch in dem gefaßten Beschlusse. Ueberall waren immense Flächen Weidelandes. Das Klima war mild und die Eingeborenen versicherten, daß es das ganze Jahr sa mild sei. Die Bay schwärmte van Stackfischen und die vielen Bäche und Teiche der Insel wimmelten van Farellen, Lachsen und einem eigenthümlichen, „Habichtsschnabel“ genannten Fische. Wild ist in Ueberfluß auf der Insel, Enten und Gänse sind sa zahlreich, daß man sie fast mit dem Knüppel erschlagen könnte, und der Ptarmigan oder die arktische Gans kammt in Schwärmen nach dem Brüten. Elk ist zahlreich auf dem nahen Festlande. Auf der Insel sind mehrere Pelzagenturen etablirt, und die Bären, Füchse, Ottern und Hermeline werden unaufhörlich van den Eingebarenen und den Angestellten der Agenturen gejagt. Diese Industrie bringt ein sehr bedeutendes Einkammen, und da die verschiedenen Agenturen bisher gewissermaßen ein Manopol in diesen Artikeln gehabt, sa sind diese gerade nicht zu Gunsten der prapanirten Ansiedelung des Landes. Die eingeborenen Indianer indeß, von denen zwei Stämme die Insel bewohnen, freuen sich auf die Besiedelung des Landes. Der eine Stamm, die Aleuten, haben den besten Anspruch, da sie die Insel seit Jahrhunderten bewohnt. Die Koqukuns, der andere Stamm, unterscheiden sich van den Aleuten wesentlich im Aussehen und persönlichen Gewohnheiten. Sie wurden vor langen Jahren von den Küsten aus Sitla vertrieben und ließen sich hier nieder. Beide Stämme jagen den Pelz-Seehund im Frühjahr und faullenzen den Rest des Jahres.

Die Cammissäre waren mit diesem Platze so zufriedengestellt, daß einer der Gebrüder Olasson und Herr Björsan sofort daselbst verblieben, um Varbereitungen für die kammenden Calanisten zu treffen, während der eine Bruder Olassan mit dem Dampfer „Partsmauth“ letzte Nacht hier eintraf, um sich nach dem Osten zu begeben und seinen auswanderungsbegierigen Landsleuten die Kunde von dem neuen Canaan zu überbringen. (A. d. Calif.-St.-Ztg. v. 26. Novbr.)

## Ostasiatische Staaten.

Van den Wilden auf der Insel Formasa wurde 1873 eine Anzahl dorthin verschlagener Schiffer van den Liëu-liëu-Eilanden ermardet. Diese sind japanische Unterthanen. Als die chinesische Regierung nichts that, um die Thäter zu bestrafen, unternahm Japan einen Kriegszug nach Formasa, einer chinesischen Besitzung. Darüber geriethen beide Staaten in Irrnngen und längere Zeit wurde der Ausbruch eines Krieges befürchtet. Nun ist die Gefahr beseitigt. In Falge eines am 31. October abgeschlossenen Vertrages zog Japan zu Ende des Jahres 1874 seine Truppen van Formosa zurück und die chinesische Regierung zahlte ihm 500,000 Taels, alsa etwas mehr als 3 Millianen Mark. Damit ist dem Pekinger Hafe die Lehre gegeben, daß er välkerrechtliche Verpflichtungen zu erfüllen habe, und die Japaner erreichten ihren Zweck.

Die gegenseitige Spannung hat zu einer merkwürdigen Wandelung in den ostasiatischen Verhältnissen geführt. Bisher hat Korea, wenn die beiden graßen Reiche einander befehdeten, immer für China Partei genammen; diesmal ist es jedoch van seinen früheren Ueberlieferungen abgewichen. Die den Japanern feindselige Partei am Hofe ist gestürzt worden und die Regierung nun zu Japan in ein sehr freundschaftliches Verhältniß getreten. Die japanische Diplomatie hat ein Meisterstück vallbracht. Im Juni kam Mariyana Schigera nach Korea, wa man eben besorgt war, daß die gegen Farmasa ausgerüstete Expedition nach dort vallendeter Sache Korea heimsuchen werde. Darüber gab der genannte Diplamat beruhigende Versicherungen, und alle antijapanischen Beamten wurden abgesetzt und ins Gefängniß geworfen. Hinterher wurden auch von Seiten des Valkes Freudenfeste veranstaltet. Van Tokio (Jedo) aus gingen vier Mitglieder des Ministeriums nach Korea, um das Freundschaftsband recht eng zu knüpfen, und der Mikado hatte sie var ihrer Abreise in vallem Staate empfangen, zur Tafel gezogen und persönlich ihnen die Verhaltungsbefehle gegeben. So ist nun auch der sa lange drahende Krieg gegen Korea nicht zu besorgen.

Aus China wird wieder von Verlegenheiten berichtet, welche, wie so oft, ihren Grund in dem unverständigen und aufdringlichen Betragen von Missianären haben. Zwei Mitglieder der sogenannten Taylor-Missian, Namens Meadaws und Douthwaite, hatten sich in Hu tschëu (Hao choaw schreiben die Engländer) in der Provinz Tsche kiang festgesetzt. Diese reiche Stadt, in welcher sehr viele wissenschaftlich gebildete Chinesen leben, ist etwa 30 deutsche Meilen van Schanghai entfernt. Die Missianäre miethelen ein Haus, wa sie predigten, und dann trat ein, waß sich schan so häufig wiederholt hat, die „Literaten“ wallten van den Verkündigern des abendländischen Glaubens nichts wissen, und verlangten, daß man denselben den Miethcontract kündige. Als das nicht geschah, schlugen sie Placate an, durch welche sie die Massen aufregten. Diese bedroheten das Haus der Missianäre, welche sich an die Ortsbehörden um Schutz wandten, die aber allerlei Ausflüchte gebrauchten, man wies sie van einem Magistrat zum andern und sie wurden abendrein persönlich mißhandelt. Indeß gelang ihnen die Flucht und sie wandten sich dann um Genugthuung an den englischen Consul in Schanghai. Es ist sehr die Frage, ob derselbe ihnen solche wird verschaffen können. Der Berichterstatter sagt: „Wenn die Missionäre ihr Leben aufs Spiel setzen, indem sie sich dahin begeben, wo die Cansuln keine Contrale haben; wenn sie Handlungen begehen, welche dem Gefühl und den Ansichten des Valkes widerwärtig und anstößig sind, dann haben sie die Folgen allein sich beizumessen, und dürfen sich keine Rechnung darauf machen, daß die Consulate zu extremen Maßregeln schreiten, um ihnen Entschädigung auszuwirken.“

## Aus dem russischen Reiche.

Um den Lesern einen Begriff zu geben, welchen colassalen Schaden Feuersbrünste in Rußland verursachen, führen wir hier einige diesbezügliche Notizen über die Brände vom Monat Mai bis inclusive September 1874 an.

Im Mai entstanden in 66 Gouvernements und 5 Bezirken 1718 Schadenfeuer, darunter 228 Fälle in Folge Unterlegung von Feuer, 470 in Falge unvorsichtigen Gebarens mit Feuer, 42 durch Blitzschlag und 978 aus unbekannten Ursachen. Der dadurch veranlaßte Gesammtschaden beziffert sich auf 3,421,827 Silberrubel, dessen größter Theil sich auf nachstehende Gauvernements vertheilt: Samatawsk 286,191 Silberrubel, Riasomsk 257,653 R., Moskau 240,186 R., Kiew 230,746 R., Mohilew 217,454 R. und Kastroma 213,234 R. Die häufigsten Schadenfeuer waren in den Gauvernements von Riasomsk (87), Percha (87), Padalk (73), Maskau (67) und Tambow (63).

Im Juni war die Ziffer schon erheblich gestiegen, denn in 70 Gouvernements und Bezirken hatten 1902 Feuersbrünste einen Schaden von 5,976,474 Silberrubel verursacht! Nach Kategorien vertheilt ergaben sich 294 Fälle durch Unterlegung mit Feuer, 499 aus Unachtsamkeit, 101 durch Einschlagen des

Blitzes und 1008 aus unbekannten Ursachen. Die meisten Schadenfeuer waren in den Gouvernements von Tula und Woronez (je 98), Riasomsk (85), Tambow (75), Samara (74), Orel (64) und Moskau (63). Der größte Theil des Schadens vertheilt sich auf die Gouvernements von Moskau 1,058,547 Silberrubel, Podolien 491,495, Riga 329,414, Riasomsk 255,490, Twer 228,055 und Tambow 222,082 Silberrubel.

Der Monat Juli weist noch höhere Zahlen nach und zwar 2142 Feuersbrünste mit einem Schaden von 6,653,370 Silberrubel; darunter figuren die Gouvernements von Kasan mit 200,204, Tschernigow 221,913, Tambow 289,757, Wladimir 312,839, Kursk 317,264, Charkow 357,735, Riasomsk 407,333, Kiew 564,309, Moskau 920,705 Silberrubel. 300 Brände waren in Folge Feueranlegung, 507 aus Unvorsichtigkeit, 66 durch Blitzschlag und 1269 aus unbekannten Ursachen entstanden.

Im August erreichen sogar 3200 Brände die colossale Ziffer von 9,506,100 Silberrubel, worunter die Gouvernements Minsk mit 1,078,087, Tambow 858,103, Kursk 780,418, Mohilew 427,294, Wladimir 414,370, Woronesch 357,731 und Transbaikalien 338,346 Silberrubel. In 472 Fällen wurden als Ursache Unterlegung mit Feuer, in 747 Unachtsamkeit, in 260 Blitzschlag und in 1710 Fällen unbekannte Gründe angegeben.

Im September verursachten 2853 Feuersbrünste in 69 Gouvernements einen Schaden von 8,709,214 Silberrubel, worunter im Moskauer Gouvernement 1,054,623, im Tambower 665,372 und im Minsker 571,737 Silberrubel. Die größte Anzahl von Schadenfeuern wurde nachgewiesen in den Gouvernements von Podolien (155), Kursk (142), Poltawa (136), Moskau (129) und Tambow (124). In 448 Fällen wurde das Feuer unterlegt, in 704 entstand es aus unvorsichtigem Gebaren, in 115 durch Blitzschlag und in 1586 Fällen war die Entstehung des Feuers unbekannt.

Wenn man den Schaden von Mai bis September zusammenstellt, so erreicht derselbe die enorme Höhe von 34,266,985 Silberrubel oder im Durchschnitt pro Monat 7 Millionen Silberrubel! Man möchte glauben, daß die hier angegebenen Zahlen zu hoch oder gar fingirt sind — dies ist jedoch nicht der Fall. Wir haben selbe sämmtlich dem russischen „Amtlichen Anzeiger" entnommen und man kann im Gegentheil mit ruhigem Gewissen behaupten, daß diese Zahlen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sind.

— Von Moskau geht die Rede, daß die Stadt so viele Kirchen habe, als Tage im Jahre sind. Ich selbst hielt dies immer für übertrieben, wurde jedoch durch die Statistik Moskaus eines Bessern belehrt. Moskau, in Liedern und Gedichten meist „Mutter Moskau" genannt, besitzt im Ganzen 389 christliche Kirchen, wovon 382 griechisch-orthodox, 2 evangelisch-lutherisch, 1 reformirt, 2 katholisch (1 polnisch und 1 französisch), 1 englisch und 1 armenisch sind. Die 382 griechisch-orthodoxen theilen sich wieder in 7 Kathedralen (ohne die im Bau begriffene Erlöser-Kathedrale), 21 Klöster (14 männliche und 7 weibliche), 237 Kirchen mit zugetheilter Gemeinde, 6 Hofkirchen, 59 Hauskirchen (wovon jedoch der im Hause des Generalgouverneurs eine Gemeinde zugetheilt ist), 8 Kirchen auf Kirchhöfen und 23 Belhäuser. In dem namentlichen Verzeichnisse der Kirchen finden wir folgende Namen zu mehreren Malen: Alexi 3, Alexander 6, Blagoweschtschenni (Mariä Verkündigung) 7, Wedjenie (Mariä Reinigung) 5, Wosnessenie (Himmelfahrt Christi) 7, Woskrensenski (Auferstehung Christi) 12, Georg 8, Ilia 4, Johann 14, Kosma und Damiana 6, Nikita 3, Nicolai 40, Peter und Paul 11 (9 griechisch-orthodoxe, 1 evangelisch-lutherische und 1 katholische), Pokrowa (Mariä Schutz und Fürbitte) 10, Roschdjestwa Christowa (Christi Geburt) 11, Sergei 5, Sophie 3, Spassa (Erlösung) 10, Troitza (Dreieinigkeit) 22 und Uspenie (Mariä Himmelfahrt) 12. Zur Unterscheidung dieser einzelnen Kirchen einerlei Namens werden manchmal ganz absonderliche Bezeichnungen gebraucht, z. B. Nicolai auf Hühnerfüßen ꝛc. Dieselben sind jedoch um so nothwendiger, als man in Moskau zur Auffindung der Adresse, außer dem Stadttheil, Straße und Nummer meist auch noch den Kirchensprengel angeben muß. Nehmen wir bei jeder Kirche im Durchschnitt auch nur 10 angestellte Personen (2 Prediger, 2 Gehilfen, 1 Küster, 1 Glockenläuter, 2 Sänger, 2 Kirchendiener) an, so haben wir doch schon eine Anzahl von beinahe 4000 Dienern Gottes in Moskau.

* * *

— Ueber die Franzosen fällt der Pariser Correspondent der „Times" am Jahresschlusse ein Urtheil, das nichts weniger als tröstlich lautet; er betont aber, daß er nicht etwa mit zu dunkelen Farben male. Er knüpft an die Debatten in der Versailler Nationalversammlung Folgendes an. „Mißverständnisse werden nicht etwa zerstreut, sondern erweitert, verewigt und verwandeln sich in unversöhnliche Feindschaft. Niemand weiß, was aus der Zukunft werden soll. Die Leute, welche die Geschicke des Landes lenken und Einfluß auf die öffentliche Meinung üben, sind heute genau so wie sie gestern waren. Sie lernen nicht, die Ereignisse unbeachtend lassend, die Geschichte von gestern noch die Politik für morgen. Ihre Politik besteht darin, keine Politik zu haben. Niemand hat den Muth, dieser Nation die Wahrheit zu sagen; sie täuscht sich selbst und wird von Anderen getäuscht. Man sagt ihr nicht die Wahrheit über die finanziellen, politischen und socialen Verhältnisse. Diese nervöse Nation fühlt sich in jeder Beziehung instinctmäßig unbehaglich. Sie fühlt wohl, daß in ihrem gesellschaftlichen Organismus etwas in Unordnung ist, daß man dringend eines Heilmittels bedürfe, um die frühere Gesundheit wieder herzustellen, und sucht instinctmäßig nach einem Arzte. Die Leute der weißen Fahne zeigen nach dem Himmel, zu welchem sie doch keinen Glauben mehr haben; die der rothen Fahne spiegeln dem Volke die Freuden dieser Erde vor, welche indeß nichts von ihnen wissen will; die Männer der dreifarbigen Fahne schweben zwischen Himmel und Erde und zeigen dem Volke die leere Luft. Dieser französischen Nation ergeht es wie dem Kranken, der doch nicht sterben möchte; sie ist zumal leichtgläubig, erschrocken, skeptisch und bereit, sich in die Arme des ersten besten Quacksalbers zu werfen, der alles Mögliche verspricht und nichts leistet. Das ist die Geschichte von gestern und wird auch die Geschichte von morgen sein. Wenn diese Nation sich dann überzeugt, daß sie abermals betrogen worden ist, wird sie die Charlatane fortjagen, welche die Abspannung des Volkes verwertheten, um die Herren zu spielen. Und damit beginnt dann wieder die ewige Wanderung in das Unmögliche und in das Unbekannte hinein."

— Die sogenannten Temperanzgesetze in Nordamerika hatten ihren Ursprung im Staate Maine, der ein „Liquor-Law" gab. Es sollte durch dasselbe eine Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken erzwungen werden. Andere Staaten folgten diesem Beispiel und die „Temperanzfrage" spielt eine wichtige Rolle im Lande der Yankees. Nun ist aber längst eingetroffen, was jeder verständige Mensch voraussah: der Zwang bringt das gerade Gegentheil von dem hervor, was die Wassertrinker beabsichtigten. In Maine ist das Gesetz sehr streng, und welches sind die Wirkungen? Die Statistik giebt eine bündige Antwort. „Die Volksmenge betrug, laut der Zählung von 1870, in diesem Staate nur 629,915 Köpfe, und im Jahre 1873 wurden 17,808 Individuen wegen Trunkenheit verhaftet, — mehr als für alle übrigen Verbrechen und Vergehen Verhafteten zusammengenommen. Ja, König Alkohol ist Herrscher im Staate Maine. Wenn man an einem beliebigen Abend vor jeder Schnapsschänke eine rothe Fahne aushängen wollte, so würden am andern Morgen die Leute glauben, über den ganzen Staat seien die Blattern verbreitet. Das Gesetz hat nicht nur nichts Gutes bewirkt, sondern ist zu einer wahren Plage, ist zum Fluche geworden. Allerdings ist das geistige Getränk theurer geworden und unter Umständen kann man sich dasselbe schwerer verschaffen als sonst. Aber die Thatsachen thun klärlich dar, daß die Trunksucht und die Uebel, welche sie im Gefolge hat, eine beträchtliche Steigerung erfuhren. Die jungen Männer bilden

nun Clubs in besanderen Häusern und dart wird unmäßig getrunken. Die Branntweinflasche steht jetzt im Familienzimmer; man kauft Rum ꝛc. in halben und ganzen Ankern und trinkt im Beisein der Kinder. Durch das Gesetz sind diese Getränke vertheuert worden und die Folge ist, daß sie mit giftigen Zusätzen verfälscht werden. Aerztlichen Ermittelungen zufalge haben sich die Fälle von Säuferwahnsinn gegen früher vervierfacht. „Ein Mann, der vier Zoll van in Maine gebranntem Whiskey im Magen hat, ist eben sa gefährlich wie ein wildes Thier.“

— Die Adventisten in Nordamerika sind eine der unzähligen Secten, welchen der Kopf durch Verse des Alten Testaments verdreht warden ist. Sie haben sich auf den „Untergang der Welt“ vorbereitet, welcher demnächst stattfinden wird. Zwar sind die Prophezeiungen des Tages, welchen Jehava dafür anberaumt haben soll, bisher nicht eingetraffen, aber der Glaube macht stark. Ein „prominenter“ (— in den Vereinigten Staaten ist wo möglich Jedermann „hervorragend“ —) Adventist zu Omaha in Nebraska hatte die Offenbarung, daß das graße Ereigniß am 20. November 1874 stattfinden werde. Als praminenter Mann wallte er dasselbe nicht im flachen Lande abwarten, sandern er ist auf einen hahen Berg in den Felsengebirgen gegangen, wa er, angethan mit dem weißen Kleide der Unschuld, volle 24 Stunden bei Frost und Schnee gewartet hat. Die Welt blieb stehen und der „Aelteste, Vater Grant“ ist sehr mißvergnügt nach Omaha zurückgekehrt. Er möchte eine Klage var Gericht gegen Jehova anstellen, der ihn getäuscht habe!

— In wissenschaftlichen Kreisen in Auckland auf Neuseeland macht folgende Entdeckung viel Aufsehen: Man fand bei einer tiefen Ausgrabung auf dem Barrack Hill den Baumstamm eines Ti-Baumes, der augenscheinlich nach der Schichtung der Erdlagen, die ihn bedeckten, viele Jahrhunderte dort vergraben gewesen sein muß. Dieser Stamm ist ersichtlich durch Instrumente gefällt worden und zeigt fernere Spuren der Arbeit van Menschenhand. Im Institute ist darüber eine Abhandlung gelesen worden, welche sich dafür entschied, daß der Baum van Menschen gefällt worden sei. Es geht daraus hervar, daß die Sage der Maaris, daß sie bei ihrer Einwanderung von Hawaii auf die Nardinsel eine daselbst wahnende Menschenrace gefunden haben, bestätigt wird.

— In der Pravinz Buenas Ayres ist jüngst im Bezirke Arrecife eine Zählung des Viehstandes vorgenammen worden. Der Flächenraum beträgt 67 Quadratteguas, die Bevölkerung 4954 Köpfe auf 73 Landgütern (Estancias) und 158 Chacras, d. h. kleineren Gehöften. Auf denselben zählte man 123,800 Häupter Rindvieh, 22,900 Stuten, 7400 zahme Pferde und mehr als eine Millian Schafe.

— Aus Japan kammen bekanntlich Cartons mit Seidenraupeneiern in Menge nach Frankreich und Italien. Aber am 9. und 10. Octaber 1874 sind nicht weniger als 56,420 solcher Cartans verbrannt, damit der Preis nicht niedriger werde. Japanische Kaufleute hatten den ganzen Varrath aufgekauft, damit nicht die italienischen Händler denselben in ihre Hände bekämen.

— Zu Jedo in Japan erscheinen gegenwärtig 18 Zeitungen und Zeitschriften. Unter den ersteren hat „Nischin chinjischi“ die größte Verbreitung mit etwa 1500 Abonnenten; „Tokio nischinischi Schinbum“ hat deren 800 und „Schimbansaschi“ eben sa viele.

— Australische Anthrapaphagen. Der „Craktawn Caurier“ meldet, daß die Schwarzen im Gregary Gully einen weißen Mann gespeert, dann am Feuer gebraten und verzehrt haben. Der Mann war jung und wahlbeleibt. Die Wilden, welchen sein Fleisch wahl geschmeckt hatte, fingen bald nachher einen andern Galdgräber ein und erschlugen ihn; der aber war sehr mager und aus Verdruß darüber wurde er van den schwarzen Menschen und Brüdern (es lebe die Gleichheit!) ganz und gar verstümmelt. Er war nicht würdig von unseren Brüdern verzehrt zu werden.

— Im Territorium Mantana haben die Verbrecher gute Zeit. Der Gauverneur desselben hat im Monat November 1874 nicht weniger als zwei Drittel der Insassen des Zuchthauses begnadigt! In den Vereinigten Staaten wird überhaupt mit dem Begnadigungsrecht arger Unfug getrieben.

— Die nachfalgende Schilderung aus dem Thierleben Australiens ist nicht ahne Interesse. In einem Queensländer Blatte macht ein Augenzeuge falgenden Kampf von Habichten gegen ein junges Kängeruh bekannt, den er vor Kurzem auf den Dawns beobachtete. Er bemerkte plötzlich mehrere Habichte, die auf einem Baume saßen und von demselben pfeilschnell zur Erde niederschossen, sich dann aber wieder erhoben. Er schritt vorsichtig näher und sah ein junges, etwa neun Monate altes Kängeruh, das auf der Erde hockte und auf welches es die graßen Habichte abgesehen hatten. Um dasselbe herum saßen sechs Habichte auf dem Boden und machten ab und zu den Versuch, mit den Schnäbeln nach ihm zu hacken. Die übrigen sechs, welche auf dem Baume saßen, schassen, einer nach dem andern, auf das Kängeruh nieder, flogen in einem Bagen an ihm varbei und schlugen es mit den Flügeln; keiner indeß stürzte sich auf die Beute und es war deutlich ihre Absicht, das Thier fartzujagen. Sowie das Kängeruh zu hüpfen begann, waren sie sofart alle in Thätigkeit hinter ihm her, schlugen es mit den Flügeln und hackten nach ihm mit den Schnäbeln ahne ihm dadurch einen ernsten Schaden zu thun. Das geängstigte Thier machte sich wenden, wahin es wallte, die wilde Jagd war um es und benutzte jeden Augenblick, es zu bekämpfen. Jetzt suchte es Schutz unter dem Stamm eines Baumes, und deckte so seinen Rücken. Sagleich nahm die Hälfte der Feinde Platz auf dem Baden rund um, die andere Hälfte setzte sich auf dem Baume und der Kampf begann wie varhin. Der Beobachter ging jetzt ebenfalls näher nach dem Baume, unter den sich das Kängeruh geflüchtet hatte: hierbei mußte er über einen freien Platz gehen und wurde van den Habichten bemerkt. Sagleich erfolgte ein pfeifendes Geschrei, die Habichte auf dem Baume flogen auf, näherten sich dem Standarte des Beobachters und umkreisten ihn in der Luft in kleineren und größeren Bogen. Unglaublich rasch fand sich aus der Umgegend eine große Zahl van Habichten ein, die sich beim Kreisen betheiligten. Er kehrte sich daran nicht und näherte sich dem Kängeruh, das ganz betäubt zu sein schien und ihn, ahne etwas davan zu merken, auf drei Schritt herankommen ließ; dann kam es zur Besinnung, schreckte zusammen und hüpfte mit graßen Sprüngen davan. Kaum war es etwa 50 Schritt weit entfernt, als die Habichte herbeistürzten und aufs Neue die Jagd ganz in der varhin geschilderten Weise begannen. Vielleicht nur 100 Schritte flüchtete das Thier, dann suchte es wiederum Schutz unter einem Baume, und der Beabachter bemerkte, wie die Angriffe immer lebhafter wurden. Er kannte das kaum zweifelhafte Ende des Kampfes nicht abwarten, glaubte sich aber überzeugt zu haben, daß die Absicht der angreifenden Vögel die war, ihre Beute zu ermüden, zu betäuben und sich dann erst mit Schnabel und Klaue auf sie zu werfen und ihr den Garaus zu machen, wenn sie ermattet und hülflas niedersinkt.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

# Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

## III.

### Die Ungarn und Szekler.

Die Ungarn und Szekler sind in Siebenbürgen nach den Romänen ansässig geworden. Auch sie bilden einen kräftigen, abgehärteten Menschenschlag und ihre Tapferkeit, die sich in mehreren Kriegen glänzend bewährte, dürfte so ziemlich aller Welt bekannt sein. Sie sind geraden, offenen Charakters und rechtschaffenen, biedern Sinnes. Der Stolz, der ihnen in hohem Grade eigen, gehörte früher mit zu jenen Elementen, die ihre Herrschaft in Siebenbürgen ungebrochen erhielten, und veranlaßt ihnen heute, da Streben und Bildung im Lande sind, mancherlei Fatalitäten. Fast durchgehends zeichnen sie sich durch ein rasches, entschiedenes Handeln aus, wodurch sie ihren Gegnern achtunggebietend erscheinen. Freimuth, glühender Patriotismus, Begeisterung für ihre alte Verfassung, opferfreudige Liebe für ihre Nation, das sind die Züge, die selbst im Volke noch gefunden werden.

Szekler und Magyaren betrachten als ihre Vorfahren und Blutsverwandten die alten Hunnen und Avaren. Die Ungarn sind, wie die Hunnen und Avaren, aus dem Innern von Asien gekommen, was durch Zeugnisse jeder Art bestätigt wird. Ihre früheren Wohnsitze mochten zwischen der Wolga und dem Ural gelegen sein, da noch unter Bela IV. ein Mönch Namens Julian auf einer Reise nach Asien einen großen Volksstamm gefunden hat, der außer der magyarischen keine andere Sprache zu sprechen vermochte. Selbst neuere Reisende haben dies bestätigt. Schwieriger ist der Ursprung der Szekler zu bestimmen, doch ist die Anschauung verbreitet, daß sie die Reste der nach Asien zurückgekehrten Hunnen seien, welche nach der unter „Dengezich" verlorenen Hauptschlacht nach Siebenbürgen versprengt wurden. Um nicht als Hunnen erkannt zu werden, hätten sie sich den Namen Szekler beigelegt, das von ihnen noch heute bewohnte Gebirgsland in Besitz genommen und so geschützt gegen feindliche Ueberfälle der Ankunft der Avaren entgegen geharrt. Uebrigens liegt im ungarischen Wort Székely die Bedeutung eines Grenzhüters, woraus gefolgert wird, daß sie als echte, unbezweifelte Bluts- und Sprachverwandte der Ungarn von ihrer ursprünglichen militärischen Bestimmung, die Grenze des Landes zu bewachen, ihren Nationalnamen erhalten haben.

Da zwischen Ungarn und Szeklern, die eine Sprache und denselben Nationalursprung haben, selbstverständlich fast gar keine Unterschiede herrschen, so gelten die hier niedergelegten Angaben sowohl für das eine als auch für das andere Volk. Während die Szekler in fünf Stühlen den Osten bewohnen, haben die Ungarn in acht Comitaten und zwei Distrieten den Norden und Westen des Landes inne.

Gewöhnlich tragen die Ungarn des Mittel- und Adelstandes die französisch-deutsche Kleidung, aber von dem Grundsatz ausgehend, daß fremde Kleidung zu fremden Sitten und Gebräuchen und endlich zu fremder Knechtschaft führen werde, liebt der Ungar vorzugsweise bei feierlichen Anlässen in seiner ererbten malerischen Nationaltracht zu erscheinen. Jedenfalls kleidet diese wie kaum eine andere, doch würde der



Magyaren in Torotzko.

bequemlichkeitliebende und stetig arbeitsame Deutsche sie keineswegs praktisch finden.

Die Beinkleider sind derart eng, daß sie fest an den Körper schließen und die ganze Form des Beines hervortreten lassen. Sie reichen von der Hüfte bis zur Ferse, sind an der Naht mit Woll- oder Seiden-, auch wohl mit Goldschnüren benäht. Ueberdies sind sie mit eben solchen Schnüren vorn an der Mitte und an den Seiten um die Taschen geschmückt, wo sie nämlich kunstvoll geordnete Arabesken bilden. Sie werden nie von Hosenträgern gehalten, sondern bloß von einem breiten Riemen, der um den Leib geschnallt wird. Die eleganten Tschischmen, die an den Ausschnitten der Röhren mit Schnüren, aber auch mit Gold- und Silberborden benäht sind, reichen bis zur Mitte der Wade, liegen fest an und werden meistens mit Sporen geschmückt. Der Rock ist immer bis an den Hals geschlossen, fest anliegend, gewöhnlich kurz und mit einer Menge von Schnüren und Knöpfen, manchmal auch aus Gold und Silber bestehend, geschmückt. Als Staatskleid wird er auch mit einem aus Goldschnüren gefertigten Gürtel um die Mitte zusammengehalten. Ueber diesen Rock wird bei Festlichkeiten eine Art Mantel (Mente) gehängt, der länger oder kürzer ist, gewöhnlich aber bis zur Mitte des Körpers reicht, ebenfalls reich mit Schnüren und Knöpfen geschmückt wird und manchmal kostbares Pelzwerk an den Säumen zeigt. Den Kopf bedeckt der sogenannte Kalpak, eine hohe, schirmlose, mit einer kostbaren Feder geschmückte Mütze aus Marder-, Zobel- oder Astrachanpelz, von welcher von zwei Seiten ein kurzes, zollbreites Band herabhängt, das aus schwarzen Seidenschnüren geflochten ist. Gewöhnlicher jedoch wird ein niederer Hut mit kurzen, aufwärtsgebogenen Krempen getragen. Der Bauer trägt eben so enge, gewöhnlich helle Tuchbeinkleider, einen ledernen Riemen, Stiefel oder Sandalen, und ein Oberkleid aus sehr grobem, weißem Tuch, an welchem die Säume sowohl als die Schließen an der Brust mit schwarzen Schnüren reich benäht sind. Die ungarische Dame benutzt gewöhnlich die letzte allgemeine Mode und schmückt die Gewänder bloß durch einen reichen Aufwand an Schnüren. Von der Nationaltracht behält sie nur den kurzen Mantel, der über dem Rücken lose hängt und aus Seide gefertigt ist. Eben so pflegt sie am Kopf ein weißes battistenes Schleiertuch zu befestigen, das hinten in zwei Abtheilungen bis zu den Knien herunter hängt. Die Bäuerin gefällt sich in einem dunkeln Brustlatz, schwarzem Unterrock aus selbstgefertigter glänzender Leinwand und einer farbigen Schürze, die bis über die Knie herabhängt. Rothe Stiefeln werden besonders von Dorfmädchen sehr bevorzugt.

Wenn der Reisende in vielen ungarischen Dorfschaften ein eben so niederschlagendes als trauriges Bild der Armuth findet, das sich in schlechten hölzernen mit Lehm beworfenen Wohnhäusern, dürftig mit Brettern oder Stroh gedeckt, in kümmerlichen Viehständen u. s. w. charakterisirt, so hat das einen ganz andern Grund als es derjenige ist, der die Armuth in den romänischen Ortschaften veranlaßt. Der Ungar kann in der That eine fabelhafte Thätigkeit entwickeln; rasch und flink bei der Arbeit, dabei unverdrossen und ausdauernd, könnte er einen bedeutend höhern Wohlstand erreichen, als der langsame Sachse, aber die Beweglichkeit seiner Natur und die unverwüstliche Munterkeit bringen es mit sich, daß er gemeiniglich das verpraßt, was er mit Schweiß und bitteren Anstrengungen soeben erst erworben hat. Spiel und Tanz fesseln ihn des Abends bis in die Nacht hinein an das Wirthshaus des Dorfes, der braune Zigeunermusikant mit seiner geborstenen Geige ist ihm das unersetzliche Medium zur momentanen Begeisterung dabei; er flößt ihm die höchste Leidenschaft für seine erhitzte Tänzerin ein, er spricht für ihn alle heißen Wünsche und Begierden aus, die in seinem Herzen wohnen, er läßt ihn die Zukunft vergessen und die Gegenwart genießen, denn die Gegenwart ist berauschend, betäubend, sie verschlingt den ganzen Erwerb des Tages und noch mehr und veranlaßt oft genug ein ansehnliches Schuldenregister, das endlich doch einmal bezahlt werden muß.

Arbeit, angestrengte, mühevolle Arbeit, aber auch ein fast unersättlicher Genuß liegt in der Art des Magyaren. Glücklicherweise wird aber davon auch abgewichen und es macht einen sehr angenehmen Eindruck, wenn das sonst ernste Bild der Dorfschaft durch die Erscheinung einer wohlbestallten ungarischen Wirthschaft unterbrochen wird. Das Auge ruht dann gleichsam mit Behagen aus. Ein langes Haus mit hohem, überhängendem Strohdach, unter dessen Vorsprung Maiskolben und Tabacksblätter hängen, tritt in den Vordergrund; als Staffage dienen die Fruchtkörbe, Stall und Schuppen. Mehrere Heuschober, stattlich im Umfang, umstehen in der Regel noch einen mehrere Klafter weiten Platz, der gemeiniglich — wenn nicht ein Schuppen eigens dazu vorhanden — zum Dreschen benutzt wird. In der Nähe desselben macht sich gewöhnlich auch das Ackergeräth, der Pflug, die Egge, bemerkbar, oder ein, oft mehrere Wagen, die entweder für Pferde oder für Ochsen bestimmt sind. Reinlichkeit und Ordnungsliebe verleihen dem Ganzen anmuthigen Zauber, welcher überdieß nicht bloß der Außenseite gegönnt ist, sondern auch im Innern einer solchen Wirthschaft gefunden wird. Beim Eintritt in eine solche Bauernwohnung fällt augenblicklich das klafterhoch gemachte Bett auf, in welchem zahlreiche Polster, Decken, Kotzen und dergleichen übereinander gelegt erscheinen (S. 70). Außer diesem hohen giebt es gewöhnlich noch ein niedereres und kleineres, da das hohe mit seinen buntfarbigen Polsterüberzügen meistens bloß zum Schmucke des Gemaches dient. Rings um die Wände findet man lange Truhen und in einer Ecke des Zimmers ein Gestell, worauf sich Teller, Schüsseln und allerlei Küchen- und Speisegeräthe befinden. An der Lichtseite des Zimmers steht gewöhnlich ein mächtiger Webestuhl mit straff gezogenen Fäden und der vollen Spule, während an den Wänden vergilbte Heiligenbilder, freilich in kläglicher Malerei, mit Blumen und allem möglichen Kräuterwerk geschmückt hängen.

Der Edelmann, besonders wenn er über einen größern Landbesitz verfügt, liebt villaartige, große Gebäude, die gewöhnlich mit Säulen und den Gewinden von Immergrün geschmückt sind. Vor denselben oder an den Seiten dieser Gebäude gewahrt man meistens wohlgepflegte Blumengärten mit zierlichen Blumenbeeten und Zierpflanzen reichlich geschmückt. Die Gemächer sind kostbar möblirt und mit Bildern geziert. Häufig gewahrt man aber auch unter den schönsten Producten moderner Tischlerkunst altmodische, seltsame Möbelstücke, die schon von irgend einem der ältesten Ahnherren des betreffenden Adelsgeschlechtes benutzt wurden. Trotz der starken Differenz, die zwischen solchen und neueren Einrichtungsgegenständen herrscht, werden dergleichen Antiquitäten mit der größten Pietät behandelt; das goldene Geschmeide heute auf der Brust einer blühenden Jungfrau schmückte einst die Braut eines berühmten Ahnherrn, und der Pokal, der silberne, prächtig vergoldete, mit anmuthigen Bildern in Relief versehene Riesenbecher dient heute dem Urenkel zum begeisterten Toast auf die Gesundheit des Königs und auf das Wohl der Nation, wie er vor Jahrhunderten bei ebenderselben Veranlassung dem Urahn gedient hat. Wie dies die Liebe für das Ererbte ausspricht, so kennzeichnet es auch die Treue für den Gegenstand, dem der Ungar einmal seine Liebe geschenkt, wie denn diese beiden Eigenschaften überhaupt mit dem ungarischen Volkscharakter tief verwachsen



Tanz bei einer Szeklerhochzeit.

sind. Der Wohnung des ungarischen Mittelstandes fehlt alles Charakteristische.

Während sich die gebildeten Stände bezüglich ihrer Nahrungsmittel alles dessen zu bedienen pflegen, was zu den Producten der deutschen oder französischen Küche gerechnet wird, hat der Bauer noch seine eigenthümlichen Gerichte, die er aber mit dem Bauernstande seiner übrigen Nationsgenossen so ziemlich theilt. Dahin gehören die sogenannte Essig- oder Knoblauchsuppe, Sauerkraut, der Palukes, ein Brei aus Mais- oder Hirsemehl, die Honig-, Zwetschen- und Oelspeisen u. s. w. Alle Gerichte, besonders aber das gebratene Schweinefleisch, werden mit enormen Quantitäten zu rothem Staub gestoßener Paprika genossen. Wein wird im Allgemeinen sehr reichlich getrunken, was in der gesegneten Weinproduction des Landes begründet ist. Allgemein herrscht die Sitte, bei solchen Gelegenheiten von den zahlreichen und vielfach verschiedenen Sauerbrunnen des Landes Gebrauch zu machen, wodurch sowohl Nüchternheit bewahrt als auch die Gesundheit gestählt wird. Auf dem Lande wird auch Branntwein reichlich genossen und geschieht die Fabrikation desselben, die bis vor der Monopolisirung dieses Artikels seit 1848 in großem Maßstab betrieben wurde, heute noch, wenn auch geheim, in solcher Menge, daß er beinahe Gegenstand des Handels ist. Damit stand in den Szeklerstühlen der Gebrauch in Verbindung, daß heirathsfähige Mädchen aus dem Bauernstande sich für ihre Ehe mit der Erwerbung eines Kupferkessels vorbereiten mußten, da sie vom Bräutigam nicht eher in die neue Wirthschaft geführt wurden, als bis dieser Kessel vorhanden war. Dieser Brauch ist nach und nach so verschwunden, daß er nur noch hier und da gefunden wird.

Die Beschäftigung des Ungarn sowohl als auch des Szeklers findet in der Viehzucht und im Ackerbau ihren Hauptgegenstand. Gewiß mehr als drei Viertheile der Nation findet man in dieser Richtung thätig, da nur ein sehr geringer Bruchtheil sich dem Gewerbs- und Handelsstande widmet, ein bei weitem geringerer sich überdies als Beamte verwenden läßt oder überhaupt Beschäftigungen ergeben ist, die von den genannten abweichen. Man findet zwar alle Gattungen der Gewerbe in den Händen von Ungarn und Szeklern, doch sind einzelne Zweige zu nennen, die von ihnen besonders bevorzugt werden; so giebt es in den Städten eine ziemlich bedeutende Anzahl ungarischer Seiler, Riemer, Zischmenmacher, Lederer, Kürschner, die gemeiniglich durch Fleiß und ökonomische Haushaltung als wohlhabende, oft auch begüterte Männer dastehen. Auf dem Lande findet man in ebenfalls reicher Anzahl Faßbinder, Siebmacher &c., und wo, wie in den gebirgigen Stühlen des Szeklerlandes, Haromozek, Czik, die Gegend sich durch einen beträchtlichen Holzreichthum auszeichnet, dort sind Floßholz- und Bretterhändler allenthalben anzutreffen, die ihre Waaren nicht nur im Lande selbst, sondern weit über die Grenzen desselben verführen. Die drei Hauptflüsse des Landes: Marosch, Alt und Szamosch, sind die geeignetsten Vermittler dieser Art des Handels.

Ist ein Ungar, insbesondere aber ein Edelmann, ein vortrefflicher und rastlos thätiger Oekonom, der sein größtes Vergnügen in seinem sehr veredelten Viehstand, in seinen Ländereien, Wiesen und Weideplätzen besitzt, so ist er in der That mit wahrhaft leidenschaftlicher Liebe seinem Pferde zugethan; er liebt dieses, wie ein Kind sein Spielzeug, und bei weitem mehr gehen ihm die Bequemlichkeiten seines Thieres vor, als seine eigenen. Die Züchtereien mancher Edelleute zeigen die prachtvollsten Exemplare und die siebenbürgische Pferderace, deren Blüthe ausschließlich dem Adel verdankt werden muß, ist selbst in den Nachbarländern geschätzt und bevorzugt. Der gemeine Ungar ist auch ein ausgezeichneter Kutscher wie der Vornehme als trefflicher Reiter bekannt ist. Auf elegante Equipagen wird in der vornehmen ungarischen Welt sehr gehalten, und es gewährt eine wahre Augenweide, derartige Kutschenzüge bei besonderen Festlichkeiten zu sehen. Ist der Eigenthümer einer solchen Kutsche von Adel, so darf das Familienwappen an den beiden Thürflügeln, auf hellem Grund und von Eichen- und Lorbeerkränzen umgeben, ebenso wenig fehlen, wie der reich mit Quasten und Schnüren herausgeputzte Livréekutscher.

Die Tänze des siebenbürgischen Ungarn sind den Tänzen seiner Nationsgenossen im Königreiche gleich; der vornehmste ist der Czardasz (Tschardasch), ein Tanz, in welchem sich Tänzer und Tänzerin unter den anmuthigsten Bewegungen voraus- oder nacheilen, sich einholen, umarmen und in raschen, schwindelnden Kreisen secundenlang drehen. Dabei ist niemals die Sohle, sondern immer nur die Spitze des Fußes thätig; der ganze Tanz ist bloß ein märchenhaftes Hinschweben der Tänzer, eine herrliche Manifestation ungarischen Charakters, in dem sich Frohsinn und ausgelassene Heiterkeit, Würde und Leidenschaft so wunderbar verbinden. Die schön gewachsene Person des Magyaren, seine Kühnheit, sein Stolz, die malerische Tracht, die ihn so herrlich kleidet, das Zusammenklirren der Sporen, das selbst durch die Musik hell hervorklingt, giebt dem Czardasz einen eigenthümlichen, edeln Zauber. Die dazu erfundenen, im Zweivierteltacte sich bewegenden Weisen sind außerordentlich mannigfaltig und nicht bloß von geschulten Künstlern, sondern auch von Naturmenschen, wie es beispielsweise die wettergebräunten Zigeunermusici sind, componirt. Eine wahre Fluth von wehmüthigen und heiteren, klagenden und jubelnden Tönen schlägt aus diesen Czardaszmelodien an deine Seele; du weinst und jubelst mit diesen Tönen, und wenn sie schon lange verhallt, verweht sind, dann spricht noch dein helles, blitzendes Auge von der Begeisterung, welche dir momentan die Seele durchglühte. Ebenso wehmüthigen und heitern Charakters sind auch die Lieder, die der Ungar und Szekler singt; in letzter Zeit ist Vöresmarti's „Szoszat" populär geworden. Die Stimmung zum Gesang ist immer und immer vorhanden, ob das Herz von Jubel oder von Trauer erfüllt ist. Und wie es in unserm sinnigen deutschen Liede heißt: „Wo du Gesang hörst, laß dich ruhig nieder, denn böse Menschen haben keine Lieder;" ebenso ist es auch beim Ungar, in dem du jederzeit einen wackern Freund und innigen Theilnehmer deines Geschickes findest und bei dem die Gastfreiheit im vollkommensten Maße ausgeübt wird, da sie ihm jederzeit Gelegenheit giebt, seinem Herzen die innigste Befriedigung zu gewähren.

Die Sprache der Ungarn und Szekler hat sich trotz des viele Jahrhunderte gemeinsamen Zusammenwohnens mit fremden Völkern dennoch rein und unvermischt erhalten; sie ist in Europa vollständig isolirt, da sie weder mit der lateinischen, noch mit der germanischen, noch mit der Sprache der Slaven irgend eine Verwandtschaft verräth. Als Charaktere bedient sie sich der lateinischen Schriftzeichen. Ihr Bau ist schön, ihr Geist voll überströmender Kraft, ihre Bezeichnungen sind vollkommen den Gegenständen angemessen, dabei ist sie kurz und wohlklingend. Der Magyar ist bei seiner nationalen Empfindlichkeit sehr geneigt, die Nichterlernung seiner Sprache für Indifferentismus zu halten, um so mehr, als er die Wahrnehmung machen kann, daß der Fremde eine andere Landessprache — beispielsweise die romänische, weil diese mit der lateinischen so innig verwachsen — williger zu erlernen bereit ist und auch wirklich erlernt. Indessen ist die angedeutete Thatsache nicht immer Indifferentismus, da die Häufung gleichtönender Vocale in mehrsilbigen Wör-

tern dem Gedächtniß nicht immer gegenwärtig ist und die Sprachwurzeln, durch keine der europäischen Sprachen an diese erinnert, empfindliche Schwierigkeiten in ihrem Erlernen bereiten. Der Zusatz eines einzigen Buchstabens, einer einzigen Silbe am Ende eines Wortes giebt, dem Genius der morgenländischen Sprachen gemäß, dem Begriff eine ganz andere und neue Bestimmung. Im Munde eines geschickten Redners klingt sie sehr gut.

Die geistige Befähigung dieses Volkes ist bedeutend zu nennen und die Bildung, die insbesondere in den letzten fünfzig Jahren erfreuliche Verbreitung gefunden hat, ist namentlich unter den Magnaten so, daß sie der Bildung des Adels westlicher Länder wohl zur Seite gestellt werden kann. Was nicht das Land mit seinen zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten an manchem bevorzugten, seltenerm Talente zu thun im Stande ist, das bewirkt eine ausländische Universität, erfüllen Reisen und Aufenthalt in allen großen Städten des westlichen Europa. Es ist natürlich, daß so eifriges Streben vereinigt mit opferfreudiger Thätigkeit auch mancher Erfolge sich erfreut. Vorzüglich sind die Geschichtsforschung durch Josef Grafen Kemény und die schönen Wissenschaften durch Nikolaus Baron Josiká und Alexander Petöffy so wohl vertreten, daß der gute Klang dieser Namen auch ins Ausland gedrungen ist. Außerdem erfreuen sich auch andere Künste großer Pflege; die Beredtsamkeit steht oben an.

Im gesellschaftlichen Leben erweist sich Ungar und Szekler nicht bloß lustig und munter, sondern auch freimüthig in seinen Aeußerungen, lebhaft in seiner Unterhaltung, treffend mit seinem Witz. Er ist ein angenehmer Erzähler und wenn er zuweilen auch etwas aufschneidet, so liegt dies in seiner guten Absicht, andere zu lärmender Lustigkeit zu bewegen. Im Umgange mit dem schönen Geschlechte befleißigt er sich der angenehmen Conversation, hält viel auf Artigkeit und Zuvorkommenheit und ist scheinbar überaus glücklich, wenn er die Zufriedenheit oder gar ein laut ausgesprochenes Lob seiner Liebenswürdigkeit erlangt. Sein Eigensinn ist überaus groß und läßt sich durch nichts beugen als durch eine freundliche Behandlung, durch welche sein Ehrgefühl erregt oder seinem Nationalstolz geschmeichelt wird. Er ist unternehmend, überaus muthig und unerschrocken



Wohnzimmer in einem Szeklerhause.

und in solchen Momenten, wo seine Standhaftigkeit zu wanken beginnt, begeistert er sich an dem Muthe seiner Nation, deren Ruhm ihm über alles geht. Aus diesem Grunde ist er auch im Felde, namentlich im Angriff, ein guter Soldat. Er zieht das Landleben jeder städtischen Beschränktheit vor.

Seine Gesetze achtet er hoch. Durch diese erhält z. B. der ungarische Edelmann die Berechtigung an den Berathungen der Generalversammlungen in den Comitaten selbst und ohne Vertreter theilzunehmen. Er darf ferner nicht in Gewahrsam gebracht werden, als bis er vor seinem eigenen Comitatsgericht dazu verurtheilt worden ist. Augenblickliches Gefängniß kann ihn bloß dann treffen, wenn er bei frischer That ertappt wird. Er untersteht bloß der geheiligten Person seines gekrönten Landesfürsten, und übt auf seinem Edelgute unumschränkte Herrschaft aus. Für das schöne Geschlecht sorgen die ungarischen Gesetze in ausgezeichneter Weise. Stirbt in der Familie der Hausvater, so darf die Frau weder mit Erbschaftstheilungen noch mit sonstigen Plackereien ein ganzes Jahr hindurch behelligt werden. Selbst nach Verfluß dieses Zeitraumes darf kein Mensch sie aus dem Gut ihres Mannes verdrängen. Die Theilung muß ihr — selbst bei kinderlos gebliebener Ehe — eine standesmäßige Existenz sichern und heirathet sie zum zweiten Mal, so hat sie nebst dem gleichmäßigen Erbschaftsantheil auch noch Anspruch auf die Garderobe des Mannes, auf dessen Equipagen 2c. 2c.

Der stets joviale Sinn dieses Volkes ist im Lande allgemein gekannt und beliebt und derselbe drückt sich auch in einzelnen Gebräuchen aus, die namentlich in den Bergen sich oft auf die sonderbarste Weise manifestiren. Denn dort dringt die Cultur keineswegs mit beflügelten Schritten ein und hält man deshalb es gern mit dem alten Herkommen, das sich so oft schon als „gut“ bewährt habe. So wird die gewöhnliche Hochzeitsfeier Anlaß zu Tumulten, deren Art sich anderwärts nicht leicht wiederholt. Hat nämlich über das Brautpaar die Kirche ihren Segen gesprochen, so wird sowohl zu den Eltern des Bräutigams als denen der Braut gegangen. Außer den Hochzeitsgästen finden sich inzwischen auch solche ein, die dem Brautpaare fern stehen und nur

aus Neugier herbei kommen. Dadurch gewinnt der Zug das Ansehen einer Procession. Freilich wird man des Richtigen bald belehrt, da die lärmenden Musikklänge sowie das unaufhörliche Eljenrufen (was gleichbedeutend mit Vivat! ist) mit dem unermüdeten Tücherschwenken vereint jeden Zweifel beseitigen. Im Hause der Eltern angelangt, beginnt eine Plünderung, indem alles, was von irgend zwei Händen fortgetragen werden kann, zu Gunsten des jungen Ehepaares genommen und für den Transport vorbereitet wird. Die Eltern, auf diese Plünderung durch Beispiele der Erfahrung vorbereitet, haben freilich alles Werthvollere unberufenen Augen durch geschickte Verstecke unsichtbar gemacht und nur das im ganzen Hause behalten, was sie freiwillig als weitere Beiträge zur Mitgift bestimmt haben; aber nichtsdestoweniger kommen bei fortgesetzter und sorgfältiger Visitation auch solche Einrichtungsgegenstände in die Hände der lustigen Plünderer, auf welche die Eltern das Eigenthumsrecht keineswegs gern aufzugeben bereit sind. Unter lauten Jubelrufen geht man nach geschehener Arbeit in das Haus der Neuvermählten; der Hochzeitszug hat eine sonderbare Physiognomie angenommen, denn während der eine einen Dreschflegel, eine Bank, einen russigen Kessel auf dem Rücken trägt, schwingt der andere einen riesigen Kochlöffel oder eine Heugabel, darüber fahnenartig ein Kleidungsstück ausgespannt, in der Hand, indeß ein bis zwei Wagen mit Bettzeug und sonstigen Dingen bepackt vom Zuge umringt werden.

Nicht minder charakteristisch weiß sich der Szekler zu helfen, wenn er in Sorge darüber ist, daß nach seinem Absterben durch einen besitzgierigen Nachbar die Dimensionen seines Ackergrundes zum Nachtheil der zurückbleibenden Kinder verringert werden möchten, was übrigens sehr leicht geschehen kann, da zuweilen bloß ein beweglicher Stein die Marke bildet. In diesem Falle wählt der sorgenvolle Vater gewöhnlich den ältesten Knaben, führt ihn auf das Feld und läßt diesen die Oertlichkeit der Grenze wohl besehen. Nachdem der Junge das Versprechen gegeben, daß er nie im Leben wieder diese Grenze vergessen wolle, fällt eine so derbe Tracht Prügel über den entsetzten Knaben, daß er die Oertlichkeit — selbst wenn ihm im Laufe der Jahre das Gedächtniß den Dienst versagen würde — gewiß nie und niemals vergessen kann.

Durch den ersten ungarischen König Stefan den Heiligen lernten die Ungarn und Szekler das Christenthum kennen, wodurch sie nachher ein Bollwerk gegen die heranstürmende Macht der Türken in Europa wurden. Er ließ Kirchen, Klöster und Abteien bauen, wandte ihnen reichliche Dotationen zu und gab dem Lande das römisch-katholische Bisthum zu Weißenburg (dem heutigen Karlsburg). Fünfhundert Jahre später drang auch nach Siebenbürgen die Reformation ein und demzufolge bekennen sich Ungarn und Szekler zur reformirten und zur unitarischen, in ungleich größerer Anzahl aber noch zur römisch-katholischen Kirche.

---

# Der Schirm als Würdezeichen.

## Von **Richard Andree.**

Die Erfindung des Schirmes — wenn wir von einer solchen bei dem einfachen Gegenstande reden dürfen — gehört dem Orient an; dort ergab sich am leichtesten das Bedürfniß, das Haupt vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen und im Schatten eines tragbaren Schutzdaches zu wandeln. Daß dieser Schirm und Schatten, der bei uns selbstverständlich Jedermanns Recht ist, zu einem Privilegium für Große werden konnte, erscheint heute schwer zu erklären. Denn nur Herrschern im Oriente kam der Schirm als Würdezeichen zu und noch heute gilt er in derselben Eigenschaft in einem großen Theile Asiens und Afrikas. Wir wollen es versuchen, diesen Gegenstand zum ersten Male zu verfolgen, wobei wir ohne Zwang von den ältesten Zeiten der Geschichte bis in die frische Gegenwart geführt werden und heute noch Gebräuche in der Ausübung finden, die genau so vor mehreren Jahrtausenden bestanden.

Bei den alten Aegyptern hatte man Schirme aus Leder, das über einen leichten Rahmen ausgespannt war; aber ihre Form glich mehr einem Schilde und wich bedeutend ab von unseren jetzigen Schirmen. Die besonders für den König bestimmten Schirme und die ausschließlich diesem zukamen, bestanden aus Federn und waren den Federfächern ähnlich, die noch jetzt hinter dem Papste bei festlichen Gelegenheiten hergetragen werden. Derselbe Gebrauch herrschte in Persien und anderen östlichen Ländern, und in den Sculpturen von Persepolis finden wir den Schirm über dem Haupte eines persischen Großen getragen. Er gleicht in der Form dem unserigen *).

*) Gardner Wilkinson, The manners and customs of the ancient Egyptians. 3 ed. Vol. II, 207.

Layard bildet ein Basrelief ab, auf dem der König Pul (oder Tiglath Pileser) auf seinem Wagen dargestellt ist, wie eine weibliche Figur einen Schirm über ihn hält, der von unseren heutigen kaum zu unterscheiden ist *). Er wurde, sagt Layard, in Kriegs- wie Friedenszeiten über dem Könige getragen. In seiner Form glich er sehr den jetzt gewöhnlich gebrauchten, doch sieht man ihn stets geöffnet auf den Sculpturen. Er war am Rande mit Quasten geziert und an der Spitze mit einer Blume oder einem andern Ornamente versehen. „The parasol was reserved exclusively for the monarch, and is never represented as borne over any other person.“



Aus Persepolis. (Nach Wilkinson.)

Von den merkwürdigen Culturstätten in den Thälern des Nils, des Euphrat und Tigris verbreitete sich der Schirm

*) Layard, Niniveh and Babylon. London 1867, p. 358.

nach drei Himmelsgegenden. Aber während er in Afrika und Asien seine ursprüngliche Bedeutung als Würdezeichen beibehielt, wurde er in Europa allmälig demokratisirt, wenn es auch nicht an Anzeichen fehlt, daß er hier noch eine Zeit lang ein Privilegium hochgestellter Personen war. Bei den Griechen hieß der Sonnenschirm Skiadeion; er glich unseren Schirmen und war mit beweglichen Stäben zum Auf- und Zuklappen versehen. Bei festlichen Gelegenheiten (namentlich am Panathenäenfeste) trugen die Töchter der Matriken Schirme den attischen Frauen nach *).

Auf der berühmten altgriechischen Hamiltonvase im britischen Museum ist eine Fürstin mit einem Sonnenschirm in der Hand dargestellt. Bei Theatervorstellungen im alten Rom schützten sich Frauen und verweichlichte Männer gegen die Sonnenstrahlen durch das Umbraculum, das aus Leder bestand. Im modernen Italien finden wir 1608 die Schirme erwähnt. Thomas Coryat beschreibt die umbrellae, welche das Stück einen Ducaten kosten, ganz wie unsere heutigen Schirme eingerichtet, aber mit Leder überzogen sind. Namentlich bedienten sich ihrer die Reiter. In England vermochte Ben Jonson den Schirm (umbrella) bereits in einer Comödie vom Jahre 1616 nachzuweisen. Phillips in seiner „New World of Words“ (1720) beschreibt den Schirm als „now commonly used by women to shelter them from rain“. Aus Glasgow ist eine Notiz erhalten, daß dort 1781 der erste Schirm bewundert wurde; in Paris trug man sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schon allgemein **).

Wenn wir sehen, wie außerordentlich ähnlich eine große Anzahl von Geräthen, die bei den heutigen Negervölkern, namentlich im Bereiche des Nils, gebraucht werden, jenen der alten Aegypter sind und auf Nachahmung ägyptischer Modelle schließen lassen, so kann es nicht Anstoß erregen, wenn wir aus derselben Quelle auch den Schirm ableiten, der durch den größern Theil Afrikas, vom Mittelmeer an bis herab zum zehnten Grade südlicher Breite, ein eifersüchtig bewachtes Zeichen der Herrscherwürde ist.

Als Gerhard Rohlfs 1866 auf seiner Reise nach Kuka südlich von Mursuk in Medrussa seinen Sonnenschirm aufspannte, ärgerte sich ein Tibbu-Fürst nicht wenig darüber, da dort der Schirm ausschließliches Privilegium der Sultane ist. Noch 1850 wurde ein Modjabra-Kaufmann, der mit aufgespanntem Schirme in Mursuk einritt, von Hassan Pascha mit einer Buße von 200 Mariatheresia-Thalern belegt ***).

In Marokko darf nur der Kaiser einen Sonnenschirm gebrauchen, dem übrigen Volke ist er versagt, und Lemprière meint, daß in Folge dieses Privilegiums die Ophthalmie dort so sehr um sich gegriffen habe †). Drei Sonnenschirmträger mit neun Gehülfen sind ein Theil des kaiserlichen Hofstaates. Ebenso ist der Schirm Würdezeichen bei den Herrschern Abessiniens und König Theodoros ließ stets bunte indische Sonnenschirme über sich ausspannen, wenn er feierliche Audienz ertheilte ††).

Bis weit in den Sudan reicht der Schirm als Würdezeichen der Fürsten, die mit schimmerndem Pomp und barbarischer Pracht auftreten. Als Heinrich Barth Maseña, damals noch Hauptstadt von Baghirmi, besuchte, sah er den Einzug des Sultans in diese Stadt mit an. „Der Kopf des Sultans war kaum sichtbar, da ein paar Sklaven zu beiden Seiten Schirme, einen von grüner, den andern von rother Farbe, über ihn hielten. Sechs weitere Sklaven fächelten ihm mit Straußenfedern, an langen Stangen befestigt, Kühlung zu *).“

Fast genau so fand es Gustav Nachtigal zwanzig Jahre später. Der Sultan war so verhüllt, daß man von seinem geheiligten Gesichte fast nichts erblickte; die beiden Schirme waren roth und hatten einen grünseidenen Rand. Zwölf Sklaven trugen die Fächer aus Straußenfedern, die sie tactmäßig schwenkten und wirbelnd in die Höhe stießen. „Das Innere dieser Fächer, die doch eigentlich keine Fächer sind, sondern königliche Insignien, besteht aus einer dünnen Platte mit rother Seide überzogen, während die Peripherie von schwarzen Straußenfedern gebildet wird **).“ Zwischen diesem Instrument und den Straußenfederwedeln, welche bei feierlichen Gelegenheiten, so z. B. in der Osterwoche, über dem römischen Papste geschwenkt werden, findet kein Unterschied statt, weder in der Form noch im Gebrauche, und ließe sich die Geschichte beider Insignien zurückverfolgen, wir sind überzeugt, sie in einem Punkte irgendwo im Orient zusammentreffen zu sehen, wohl bei den monumentalen Aegyptern ***).



Allenthalben an der Guineaküste ist der Schirm das königliche Zeichen, doch kommt er hier auch höheren Häuptlingen zu und wird je nach der Stellung desjenigen, über dem er ausgespannt ist, mehr oder minder geschmückt. Bowdich fand bei seinem Einzuge in Kumassi, der Hauptstadt Aschantis, wenigstens hundert sehr große Sonnenschirme oder Thronhimmel ausgespannt. „Sie waren aus scharlachrothen, gelben und den hellsten seidenen Zeugen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, Pelikanen, Elephanten, Fässern, Waffen und Schwertern von Gold noch besonders verziert; auch waren sie von verschiedener Gestalt, meist aber gewölbt, und die herunterhängenden Zierrathen — in einigen waren auch kleine Spiegel — schlangenförmig und auf phantastische Weise ausgeschnitten und gezackt. Aus einigen ragten, nach außen zu, Rüssel und kleine Elephantenzähne hervor, und einige wenige waren mit Leopardenhäuten überzogen und mit natürlichen ausgestopften Thieren besetzt †). Man sieht, welchen Werth die Aschanti auf ihre

*) Lubker, Reallexicon des classischen Alterthums s. v. Skiadeion.

**) R. Chambers. The Book of Days Vol. I, p. 241 seqq. London and Edinburgh (1869).

***) Rohlfs' Reise durch Nordafrika. Petermann's Ergänzungsheft Nr. 5, S. 15.

†) W. Lemprière's Reise durch Marokko. Aus dem Englischen von Zimmermann. Berlin 1792. S. 18 und 144.

††) Heuglin, Reise nach Abessinien. S. 354.

*) H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. Kleine Ausgabe II, S. 103.

**) Nachtigal, der Hofstaat des Königs von Baghirmi. „Globus“ XXIV, 120.

***) Les éventails (du Pape) sont un reste de l'ancien flabellum employé dans l'église primitive — —; ils sont devenus un ornement du cortége pontifical; on les fait avec les plumes des paons et des autruches appartenant au Saint Père, et que l'on peut voir dans les ménageries réservées du Quirinal. Tour du Monde Vol. XV, p. 251 (1867). Auch ein weißer, goldgeränderter Schirm wird, außer dem Baldachin, bei solchen festlichen Gelegenheiten über dem Papste getragen (a. a. O. 229. 232). Der Baldachin selbst ist nur ein vergrößerter Schirm und steht, sofern er als Schutzdach bei Krönungen, kirchlichen Processionen u. s. w. verwandt wird, mit diesem in seiner Eigenschaft als Würdezeichen auf gleicher Stufe. Auch hier stammen Wort und Sache aus dem Morgenlande; Harun-al-Raschid schenkte einen kostbaren Baldachin Karl dem Großen. Solche Traghimmel hießen nach dem Lande ihres Ursprungs Babylonica oder Baldachine, nach Baldach, der abendländischen Namensform der Stadt Bagdad in Babylonien.

†) Ed. Bowdich, Mission nach Ashante. Deutsch von Leidenfrost. Weimar 1820, S. 53.

Schirme legen. Bei der Eroberung Kumassis durch die Engländer im Jahre 1873 wurde dort der große Staatsschirm des Königs Koffi-Kallkalli erbeutet und als besonders wichtige Trophäe mit nach England gebracht, wo er öffentlich ausgestellt wurde.

Südlich reicht der Schirm als Würdezeichen bis zum barbarischen Hofe des Muata Cazembe in Lunda. Als Monteiro und Gamitto diesen innerafrikanischen Fürsten 1832 besuchten, fanden sie ihn unter sieben nebeneinander gestellten Schirmen sitzen, die aus verschiedenfarbigen Zeugstreifen zusammengesetzt waren und auf Bambusstangen steckten. Außer ihm durften nur noch die Kilolos oder Großwürdenträger unter Schirmen sitzen, doch ist ihnen nur je einer gestattet *).

Bei den Kaffern findet sich allerdings der Schirm nicht mehr; aber bei großen Häuptlingen vertritt der Schild seine Stelle. Der Schildträger muß diesen nämlich bei feierlichen Gelegenheiten so über dem Häuptling zu halten wissen, daß auch nicht ein einziger Sonnenstrahl auf diesen fällt. Die kleinste Unachtsamkeit bringt ihm Strafe oder kostet ihm vielleicht das Leben **).

Gerade so wie nach Westen hin über Afrika breitete sich auch der Schirm östlich über Asien aus, wo er in Vorder- wie Hinterindien eine große Rolle spielt, zu den königlichen Insignien gehört und dort in einzelnen Ländern gleich einem Scepter oder einer Krone Geltung hat, bis er wieder in China und Japan zu einem Geräthe des alltäglichen Gebrauchs für Jedermann herabsinkt.

Bei den eingeborenen Herrschern Vorderindiens ist seit frühen Zeiten der Schirm Würdezeichen. Schon auf den uralten Topen des buddhistischen Klosters von Sanchi finden wir Basreliefs, auf denen der König von Ehrenschirmen beschattet dargestellt ist, auch fehlen die Yakschwanzträger nicht, welche ihm Kühlung zufächeln ***). Der Gebrauch dieser „Schaurischweife“, welche das Urbild der türkischen Roßschweife sind, läßt sich bis in das graue Alterthum zurückverfolgen, da schon die achämenidischen Könige Persiens sich derselben bedienten †). In Indien ist der Schirm sogar als construirender Theil in die Baukunst eingetreten, wie Rousselet sehr hübsch nachgewiesen hat. Der Ti, ein viereckiger Altar, welcher auf den Topen stand, trug einen auseinandergefalteten Schirm, das Zeichen der höchsten Macht. Nach Sakyamuni's Tode (6 Jahrh. vor Christus) wollten seine Jünger ihn über seine Vorgänger erheben und stellten über die ihm errichteten Dagobas nun drei Schirme aus Stein, die zusammen einen zierlichen Thurm mit mehreren Geschossen bildeten. Später begnügte man sich, sie durch einen massiven Kegel anzudeuten, dessen Ringe die immer mehr anwachsende Anzahl der Schirme bezeichnet. Dies ist der Ausgangspunkt der merkwürdigen Bauart, die in der Herstellung gigantischer Kegel gipfelt, wie im Katab Minar zu Delhi, wo diese Art der Construction ihre höchste Vollendung erreichte *).

*) W. Peters, der Muata Cazembe. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde VI, S. 257.

**) „Globus“ XX, S. 167.

***) Rousselet, L'Inde des Rajahs im „Tour du Monde“ XXVI, S. 290.

†) Lassen, Indische Alterthumskunde I, S. 316.

Derselbe französische Reisende, der zahlreiche eingeborene Fürsten Indiens besuchte, fand bei den meisten derselben den Schirm als königliches Würdezeichen; so über dem Maharadscha Rana von Dholpur, welcher Rousselet im feierlichen Derbar empfing. Dort heißt der Schirm Tschatla und besteht aus blauem, reich mit Silber verziertem Sammet.

In Hinterindien spielt der Schirm eine nicht minder bedeutende Rolle. Vor Alters führten die Könige von Ava in ihrem langen Titel auch den „Herren der vierundzwanzig weißen Sonnenschirme“, weil kein Unterthan Schirme von dieser Farbe tragen durfte. Doch ist dieser Titel seit Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgegeben worden **), während die Schirme als Würdezeichen noch immer beibehalten werden. Als die britische Gesandtschaft unter Michael Symes 1795 Amerapura besuchte, waren im königlichen Palaste die weißseidenen goldgestickten Schirme des Herrschers vor dem Throne in Reih und Glied aufgepflanzt ***). In Siam hat der Schirm schon von seiner Ausschließlichkeit verloren, denn hier bezeichnen Schirme den Rang der Beamten und nur solche, die in mehreren Kreisen am Stiele übereinander stehen, sind Symbole königlicher Würde †).

Der speciell königliche Schirm in Siam ist der Savetraxat, der aus sieben, nach oben sich verjüngenden über einander stehenden Schirmdächern über dem Throne pagodenartig sich erhebt ††).

*) Rousselet, a. a. O. Danach die Illustrationen „Globus“ XXVI, S. 180 u. 182.

**) A. Hamilton's New account of the East Indies. London 1739. Vol. II, p. 45. 46.

***) M. Symes, Reise nach dem Königreiche Ava. Weimar 1801. S. 151.

†) Bastian, Reisen in Siam. S. 204.

††) Paillegoix, description du royaume Thaï ou Siam. Paris 1854. Tome II, p. 262.

---

# Der „Challenger“ im östlichen Archipelagus.

## I.

Auf den Arru-Inseln. — Der Hafen von Dobbo und die Prahus. — Beamte und Schulmeister. — Die Ki-Eilande. — Banda; die Gewürznelken-Plantagen.

Wir haben diesen britischen Dampfer auf allen seinen Fahrten begleitet und verließen ihn in den Südpolargegenden, wo er seine Tiefseemessungen mit günstigem Erfolge fortgesetzt hat. Er steuerte dann in die See, welche Australien von Neuseeland trennt; am 14. Juni 1874 ergaben seine Lothungen unter 34° 50′ S. und 155° 28′ O. eine Tiefe von 2600 Faden, am 18. Juni 2625 Faden; dann nahm die Tiefe schnell ab; sie betrug unter 39° 32′ S. 171° 48′ O. nur 150, und am 25. Juni vor Cap Farewell nur noch 39 Faden. Dr. von Willemoes-Suhm (in Petermann's „Mittheilungen“ 1874, S. 467), der sich an Bord des „Challenger“ befindet, hebt hervor: 1. daß Australien an seiner Südostküste sehr schnell abfällt; 2. daß es von Neuseeland durch eine 2600 Faden tiefe Rinne getrennt ist und

3. daß das letztere sehr allmälig aus dem Meer emporsteigt.

„Die Vermuthungen, wonach Neuseeland, Neucaledonien und Australien Einen Continent ausgemacht haben sollen von Afrika-Form, was schon der Flora und Fauna nach sehr unwahrscheinlich war — dürften also bei Seite gelegt werden.“

Der „Challenger“ blieb kurze Zeit um Kohlen einzunehmen in Wellington und in Auckland (Neuseeland), ging dann nach Australien und verließ Somerset am Cap York, der Nordspitze Australiens, am 8. September, um seine Kreuzfahrten im östlichen Archipelagus zu beginnen. Ueber diese liegt uns („Times Mail“, 28. December) ein ausführlicher Bericht vor, der viel Bemerkenswerthes enthält und theilweise die Schilderungen ergänzt, welche Wallace über diese interessante Region entworfen hat.

Die Fahrt ging von Somerset durch die seichte Arafuru-See, welche Australien von Neuguinea trennt, nach den Arru-Inseln. Wallace hat aus der Aehnlichkeit der Flora und Fauna nachgewiesen, daß diese beiden Länder einst zusammengehangen haben, und durch die Beobachtungen, welche der „Challenger“ anstellte, wird diese Ansicht bestätigt. Das Gebirgsland des ursprünglichen australischen Continents ist durch die seichte Torresstraße von demselben abgeschnitten worden und bildet nun das heutige Neuguinea.

Als das Land untersank, waren die Schlamm führenden Ströme Neuguineas und die Korallenthiere der See Ursache, daß das Meer dort nicht zu unbedingter Herrschaft gelangen konnte. Die Strömung, welche durch die Torresstraße aus dem Stillen Ocean her zieht, bringt nicht nur frisches Seewasser, welches dem Wachsthume der Korallen günstig ist, sondern erscheint auch stark genug, den Lauf der schlammigen Süßwasserflüsse an der Mündung nach Westen hin abzulenken und somit die Korallen bauenden Thiere nicht in ihrer Arbeit zu stören. So kommt es, daß diese letzteren am östlichen Ende der Torresstraße unbehelligt bleiben; der Boden der seichten Canäle zwischen den Riffen ist mit größerm oder kleinerm Korallengetrümmer bedeckt. Am westlichen Ende hören alle Spuren von Korallen auf, dort haben die alluvialen Schlammablagerungen die volle Herrschaft und bilden eine ausgedehnte Ebene zwischen den beiden Inseln, die etwa 300,000 Miles einnimmt und ohne eine Unterbrechung in der Richtung von Süden nach Norden eine Länge von 700 Miles und nirgends eine Tiefe von mehr als 250 Fuß hat; jene der Korallenreihe beträgt nur ungefähr 50 Fuß.

„Wir fanden vor der Südspitze der Arru-Inseln sehr seichtes Wasser und mußten Nachts vor Anker bleiben; am andern Morgen bemerkten wir ganz in der Nähe einige gefährliche Riffe, die auf keiner Karte verzeichnet sind. Wir steuerten dann nach Norden und ankerten am 16. September vor dem merkwürdigen Handelsdorfe Dobbo, das auf einer der außenliegenden Arru-Inseln auf einer sandigen Landzunge steht. Die Jahreszeit, in welcher dort Verkehr ist, war vorbei; die letzten Prahus waren an demselben Morgen nach Malakka in See gestochen, um noch vor Anfang des Westmonsuns fortzukommen. Dobbo ist lediglich ein Markt- oder Meßort, die ansässige Bevölkerung besteht nur aus Handelsleuten; dazu kommen malayische und chinesische Kaufleute mit ihren Sklaven. Die Eingeborenen, welche von den benachbarten Inseln kommen, halten sich in ihren Booten auf. Die Häuser nehmen sich aus wie große Scheunen, die auf dicken Pfählen stehen; Wände und Fußboden sind von Bambus, das hohe spitze Dach besteht aus Palmblättern. Das Untergeschoß dient als Magazin oder als Stall für Geflügel und Schweine, im obern Geschosse wohnt die Familie. Diese Häuser sind ganz fest und sicher, obwohl sie hin und her wanken, wenn man fest auftritt oder sich heftig niedersetzt.“

Am Strande wurden etwa 56 kleine Prahus in Stand gesetzt für die Perlenfischerei und den Tripangfang, die in den Monaten October und November zwischen Dobbo und Neuguinea betrieben werden. Eine hier gebauete große Prahu von etwa 150 Tonnen war eben fertig geworden und sollte vom Stapel laufen. Diese eigenthümlich aussehenden Fahrzeuge mit ihrem weit überhängenden Stern und niedrigem Bug kommen uns vor als ob sie in die Tiefe des Meeres tauchen, nicht oben auf dem Wasser schwimmen sollten, und wir begreifen nicht, wie jemand ohne Zwang sich einem solchen Schiff anvertrauen mag: aber es schwimmt.

Der „Challenger“ wurde von zwei Beamten besucht, die als Zeichen ihrer Würde Stäbe mit einem silbernen Knopfe trugen; diese waren mit dem niederländischen Wappen bezeichnet. Auch drei protestantische Schulmeister fanden sich ein; jeder derselben trug einen abgenutzten Frack, schwarze Beinkleider und — einen Cylinderhut! Bei dem heißen Wetter war das ohne Zweifel eine sehr unbequeme Kleidung. Diese Leute hatten aber in ihrem Boot auch einen rothen Kasten, in welchem weite farbige Beinkleider, weiße Ueberwürfe und leichte Krämpenhüte lagen; diese passende Kleidung legten die Schulmeister an, nachdem sie ihre Staatsvisite gemacht hatten und dann nahmen sie sich ganz hübsch aus. Die niederländische Regierung unterhält in diesen Gegenden des Archipelagus fast auf jeder Insel einige Lehrer. Sie sind und sollen auch keine Missionäre sein, üben jedoch großen Einfluß auf die Eingeborenen und man findet jetzt in den meisten Ortschaften einige Christen, doch sind die Bewohner der größeren Arru-Inseln noch Heiden. Der Handel mit Paradiesvögeln, Tripang, Perlmutter und eßbaren Vogelnestern ist so bedeutend und so gut eingerichtet, daß ein Europäer ohne Gefahr jene Gegenden besuchen kann. Falls er jedoch an der Küste schläft, ist er in Gefahr, sich ein böses Fieber zu holen.

Die Sklaverei ist zwar in allen niederländischen Besitzungen abgeschafft, kommt aber hier in dieser weit von Java entfernten Gegend noch vor; die Sklaven werden auf Neuguinea gekauft oder auch geraubt, und so lange das fortdauert wird ein großer Theil dieser Inseln für Forschungsreisende unzugänglich sein. Es darf ja nicht Wunder nehmen, daß dort die Eingeborenen feindselig auftreten, nachdem der Menschenraub so lange Zeit hindurch im Schwange gewesen ist. Für die englischen Missionäre in Port Moresby ist es ein günstiger Umstand, daß der Sklavenhandel dort im fernen Osten nicht vorkam; deshalb sind auch die Eingeborenen weniger wild.

Die Offiziere des „Challenger“ schossen einige Paradiesvögel, die Jagd in den dampfigen, heißfeuchten Wäldern, bei 85° F., war jedoch sehr angreifend und erschöpfend. Unter freiem Himmel, auf offenem Feld, hatte man in der Sonne 130 bis 140° F.

* * *

Sofort westlich von den Arru-Inseln ist wieder tiefes Wasser, nur 10 Seemeilen vom Lande schon 800 Faden. Der „Challenger“ steuerte nach den Ki-Eilanden, deren Bewohner für die besten Schiffsbauer im östlichen Archipelagus gelten und das bei ihnen wachsende treffliche Holz gut zu benutzen wissen. Manche Insulaner kamen an Bord, man wies sie aber fort weil sie alle an Hautkrankheit litten. Die Leute bei dem gewöhnlichen Ankerplatze Ki Dulau waren dagegen gesunder, wahrscheinlich weil sie bessere Nahrungsmittel genießen. Der Radscha war erstaunt über die Größe des Dampfschiffes und das saubere, behagliche

Leben, das an Bord geführt wurde. Die Leute wohnen in sehr schmutzigen, armseligen Hütten, sind Mohammedaner und auf ihre Frauen so eifersüchtig, daß die Schiffsmannschaft keine derselben zu sehen bekam.

Der „Challenger“ nahm seinen Weg durch die Banda-See (in welcher bisher einige Inseln auf den Karten falsch eingetragen sind) und fuhr nach Banda, der südlichsten unter den holländischen Gewürzeilanden. Die größte Insel der Gruppe war dicht mit Gewürznelkenbäumen bepflanzt, deren helles Laub gegen das dunkele Grün der dichtbelaubten Canarienbäume absticht. Diese hat man stehen lassen als der Wald für den Anbau der Gewürznelken gelichtet wurde; sie geben den letzteren Schutz gegen heftigen Wind. Außerdem sieht man vielfach Gruppen von Kokospalmen, Bananen, Bambus und Arekapalmen; auch ist an mehreren Stellen noch Urwald vorhanden. In jeder kleinen Bucht sind die Wohnhäuser der Pflanzer und ihrer Arbeiter von Lichtungen umgeben und das Ganze gewährte einen sehr freundlichen Anblick.

Der holländische Resident lud die Engländer zum Besuch einer Plantage ein. Er begleitete die Dampfpinasse des „Challenger“ in seinem festlich geschmückten Boote, das von 18 Mann gerudert wurde. Diese halten das Blatt des Ruders senkrecht über dem Kopfe zwischen jedem Ruderstriche den sie machen und dabei geht der Takt nicht verloren. Dazu wurden Gongs und Tamtams geschlagen und die Ruderer sangen. Das Ganze war eben so fremdartig als malerisch. Die Gesellschaft wurde in einem Plantagendorfe von den Einwohnern festlich empfangen. Sie waren in Roth und Gelb gekleidet, trugen Schwerter und Lanzen, einen schmalen Messingschild am Arm und einen flachen Helm von Silberfiligran, der mit Federn des Paradiesvogels geschmückt war. Zur Musik eines Gong und einer Trommel führten sie einen Kriegstanz auf und hielten dabei vortrefflich Takt.

Die eingeborenen Ruderer sind als solche so tüchtig, daß sie in der Minute 42 Ruderschläge machen; sie waren einmal acht Seemeilen an der Arbeit ohne auch nur eine Minute auszuruhen.

Die Plantagen wurden früher für Rechnung der holländischen Regierung durch Sklaven bearbeitet, nun aber ist sowohl die Sklaverei wie das Monopol aufgehoben worden. Jedermann kann eine Pflanzung anlegen, indeß der Urwald ist mit Schling- und Kletterpflanzen derart durchwachsen, daß es zu theuer kommt ohne Sklavenarbeit ihn zu lichten und urbare Stellen zu gewinnen. Die vorhandenen Plantagen werden in jedem Jahre und zwar mit großer Mühe um ein Kleines erweitert; es erfordert unablässige Thätigkeit, um auch auf dem geklärten Lande das üppig aufschießende Unkraut und Gestrüpp zu vertilgen. Die Arbeiter kommen aus Java, verpflichten sich auf eine bestimmte Zeitdauer und die Holländer sehen es gern, wenn sie ihre Frauen mitbringen. Es ist aber schwierig die bessere Classe der Javanen für die Auswanderung zu gewinnen. Also auch hier, wie in allen tropischen Gegenden, ist die Arbeiterfrage von großer Wichtigkeit. Die Kulis aus Java sind sorglos, denken nicht an morgen, legen auch keine Ersparnisse zurück; sie haben so geringe Bedürfnisse und die Natur ist so verschwenderisch mit ihren Gaben, daß sie für den Lohn einer ein- oder zweitägigen Arbeit die ganze Woche sich ernähren können. Woher soll da Lust zu mehr arbeiten kommen? Es ist nicht leicht, Ordnung unter ihnen zu erhalten, da Körperstrafen verboten sind; der Pflanzer kann einen Kuli einsperren lassen, aber dann verliert er bis auf Weiteres dessen Arbeit. Ein Europäer, welcher einen Eingeborenen schlägt, wird mit Gefängniß bestraft, Geldbuße statt dessen ist unzulässig. Somit ist übele Behandlung ausgeschlossen, aber wenn der Pflanzer gerechterweise eine Strafe verhängt, so ist es doch unbillig, nicht die Zügel etwas freier und lockerer zu lassen und z. B. eine Geldstrafe statt des Gefängnisses zu erlauben.

Banda ist berühmt wegen der häufigen Erdbeben; neben dem Ankerplatze, welcher offenbar das Innere eines alten, zusammengestürzten Kraters bildet, erhebt sich ein thätiger Vulcan, der ohne Schwierigkeit erstiegen wurde.

---

# Biscachas und Biscacheras in den argentinischen Pampas.

Die Biscacha ist ein Charakterthier der Pampas, wie der sogenannte Prairiehund, Arctomys ludoviciana, als ein solches auf den hochgelegenen Prairien Nordamerikas betrachtet werden kann. Der letztere wirft Erdhügel auf, unter denen er wohnt, die erstere gräbt sich Höhlen. Dr. J. Taiber, welcher als Arzt Abtheilungen argentinischer Soldaten in den südlichen Theilen der Provinz Buenos Ayres begleitete, hat in der reichhaltigen „La Plata Monatsschrift“ die merkwürdigen Thiere sorgfältig beobachtet und wir entlehnen ihm die nachstehenden Schilderungen:

„Das Marschiren zur Nachtzeit geschieht, wenn der Mond nicht hell leuchtet, immer etwas langsamer und auf solchen Nachtmärschen wird, wenn nicht dringende Veranlassung vorliegt, nicht galopirt und zwar schon der vielen Biscacheras wegen, welche den Reiter nöthigen, den Boden scharf zu beobachten, will er nicht sich und sein Pferd der Gefahr eines bösen Sturzes aussetzen. Gar oft kommt es nämlich vor, daß Roß und Reiter zu erheblichem Schaden in Folge solcher Stürze gelangen, und der argentinische Grenzsoldat, ein so tollkühner Reiter er auch sonst ist, weiß es genau, welchen Gefahren er ausgesetzt wäre auf einem zu Schaden gekommenen Pferde, als daß er anders als in einem dringenden Nothfall diese Vorsicht bei einem Nachtmarsche nicht beobachtete.

Diese Biscacheras sind nichts Anderes als die durch mehr oder weniger ausgedehnte Unterminirungen hergestellten, mit zahlreichen Eingangsöffnungen versehenen unterirdischen Behausungen einer dem Erdhasen ähnelnden, hier sehr stark vertretenen Thierart, Biscacha genannt. Die erwähnten Eingänge bilden in ihrer Gesammtheit gewöhnlich concentrisch laufende Kreise mit von außen nach innen und unten schief laufenden weittrichterförmigen, nach außen hin stark aufgeworfenen Mündungen, welche in der Regel so groß sind, daß mittelgroße Hunde durch sie bis in das Innere des Baues gelangen können. Eine Biscachera umfaßt also, wie gesagt, eine mehr oder minder kreisförmige, beziehentlich ovale Bodenfläche, deren Durchmesser je nach dem Alter der den Bau bewohnenden Biscachas verschieden ist resp. sich danach richtet. Es kann derselbe z. B. bloß sechs Fuß betragen; bei zunehmender Anzahl der patriarchalisch vereint lebenden, sich sehr stark vermehrenden Bewohner steigt die Ausdehnung des Baues jedoch auf fünf, selbst zehn und mehr

Klafter. Doch sind solch übergroße Biscacheras nicht gerade häufig, da nach und nach sich einzelne Pärchen von dem Stamme trennen, um, wenn irgend thunlich, in der Nähe ihrer Geburtshöhle neue Colonien anzulegen.

Während in der Peripherie einer Biscachera zumeist ein nur sehr dürftiger Graswuchs angetroffen wird, zeichnet sich dagegen sehr häufig der innerhalb des äußern Umfangs des Baues gelegene Raum durch reichlichere, üppigere Vegetation einer gewöhnlich 2 bis $2^1/_2$ Fuß hoch werdenden, cylinderartigen Grasart von ungemein zäher Beschaffenheit aus, welcher Umstand es oft bei Tage oder bei heller Mondbeleuchtung gestattet, eine Biscachera aus größerer Ferne her zu erkennen. Auch fallen dem vorbeipassirenden Reiter die dort vorhandene größere oder geringere Menge verschiedenartiger Thierknochen oder auch eine aufgespeicherte Anzahl kleiner Baumäste und Zweige auf, welche Aufstapelungen als charakteristische Merkmale einer Biscachera gelten können.

Die respectiven Bodenverhältnisse bedingen das Vorwalten von Knochenresten oder Holzanhäufungen. So findet man ausschließlich Knochen bei den Biscacheras, welche so häufig in den baumlosen ausgedehnten Pampas vorkommen, während dagegen in den wälderreichen Gegenden von Cordoba, Mendoza und den anderen Provinzen Argentiniens die Holzansammlungen entschieden vorherrschen. Letzterer Umstand bietet den von einem Walde etwas entfernt campirenden Wagenkarawanen oder Reiterhaufen manche Bequemlichkeit bei Einsammlung des für die Bereitung des Essens nöthigen Brennholzes, da die mit dieser Eigenheit der Biscacha vertrauten Landesbewohner statt nach dem oft eine halbe Meile und mehr entfernten Waldsaum zu eilen, die in der Nähe liegenden Biscacheras aufsuchen und sich des dort oft in größeren Massen aufgespeicherten Holzes bemächtigen, welches die emsigen Thiere zur Nachtzeit aus dem Walde mit gewiß vieler Mühe herbeigeschleppt haben. Zu welchem Zwecke die Biscacha solche Aufspeicherungen macht, in denen man nicht nur Holz oder Knochen antrifft, sondern alle anderen möglichen Gegenstände, wie im Camp verloren gegangene Reitpeitschen, Häuteabfälle, Fetzen alter Kleidungsstücke, defect gewordene und deshalb weggeworfene Fußbekleidung u. s. w., vermag ich zur Zeit nicht zu sagen und will nur noch erwähnen, daß die Thiere oft aus relativ großen Entfernungen für sie schwer transportirbare Gegenstände nach ihren Bauten schleppen, gleichsam als wollten sie sich eine Art Museum anlegen und sich an ihren gesammelten Raritäten in ihren Freistunden ergötzen.

Bei der sehr starken Fortpflanzungsfähigkeit dieser Thiere sind die Pampas durchgehends sehr reich an Biscacheras; es gilt dies besonders von den von mir durchstreiften Nord- und Süd-Außen-Pampas der Provinz Buenos Ayres und der dort aufgeschlagenen Tolderias (Zeltdörfer) der Indianer. Aber auch in der Nähe der Camp-Ortschaften, der Villas und Pueblos, kann man sich von dem Vorhandensein einer oft unglaublichen Menge solcher unterirdischen Bauten überzeugen, trotzdem man dort namentlich Seitens der Jugend die Thiere durchaus nicht unbelästigt läßt, sie vielmehr ihrer Felle und ihres nicht unschmackhaften Fleisches wegen eifrig jagt. Hat man zu diesem Behufe keine Feuerwaffe, wie es ja gewöhnlich der Fall ist bei den Gauchos, so kann man sich auch mit Erfolg eines soliden Stockes oder eines starken Tacuararohres bedienen. Man schleicht sich dann vor einbrechender Dunkelheit an eine Biscachera heran, wartet bis die Thiere ihren Schlaf beendet haben und ihre Höhlen verlassen, um frische Luft zu schöpfen, und bringt ihnen dann einen tüchtigen Schlag auf den Kopf bei, der die Betäubung des Thieres herbeiführt, vorausgesetzt, daß er stark genug war und gut getroffen hat. Wie gesagt ist diese Jagdart, wenn man nicht einen gut dressirten Hund zum Gehülfen hat, den man in die Höhlen schickt um die Thiere herauszutreiben, nur während der Dämmerungszeit anwendbar, denn die Biscacha schläft den Tag über in ihrem sichern Bau und kommt nur bei Sonnenuntergang freiwillig heraus, um ihr Tages- oder vielmehr Nachtwerk zu beginnen. Verdrängt die aufsteigende Sonne die Morgendämmerung, so zieht sie sich wieder in ihre Behausung zurück.

Am besten kann man daher diese Thiere beobachten, wenn man in der Abenddämmerung einen Ritt durch das Camp macht. Die zu dieser Zeit gewöhnlich in großer Anzahl harmlos vor den Schlupflöchern sitzenden, die einbrechende Nacht erwartenden Familienmitglieder, vom Urgroßvater an bis zu der lustig spielenden jüngsten Schönen des Hauses herab, lassen den Reiter — aber nicht einen Fußgänger — oft so nahe an sich herankommen resp. vorbeiziehen, daß dieser ihre ganze Gestalt, ihr ganzes Aussehen bis ins Kleinste mustern kann. Ein breiter schwarzer Streifen, der das Gesicht in zwei Hälften theilt, große Schnurrbärte, die bei den Alten sich gar martialisch ausnehmen, verleihen den Biscachas ein urkomisches Aussehen, das noch erhöht wird durch das würdevolle Benehmen des Chefs der Familie, die gleich biederen Großeltern dem Spiele der heranwachsenden Generation zusehen und augenscheinlich in großem Ansehen stehen bei den übrigen Gliedern der Colonie. Dabei aber sind die Thiere trotz der anscheinenden Harmlosigkeit, mit welcher sie den Reiter herankommen lassen, durchaus nicht unwachsam, und ein plötzliches Stillstehen des Pferdes oder eine verdächtige Bewegung des Reiters genügt, um die ganze Familie zu veranlassen, unter weithin vernehmbarem Schnaufen Hals über Kopf in ihre Höhle zu stürzen. Ist es aber einmal dem Jäger, einem Spürhunde oder einem Raubthiere gelungen, eine Biscacha zu stellen, wozu vor allen Dingen erforderlich ist, ihr den Rückzug nach ihrem Bau abzuschneiden, so weiß dieselbe von ihrem durchaus nicht zu verachtenden Gebiß einen so ausgiebigen Gebrauch zu machen, daß ihr Feind häufig genug gezwungen wird, sie ihre Flucht fortsetzen zu lassen. Erlegt man nicht auf der Stelle die Biscacha, resp. betäubt man sie nicht, so ist sie doch für den Jäger verloren, denn selbst bis zum Tode verwundet wird sie sich doch noch in die Höhle flüchten.

Uebrigens dienen die Biscacheras auch häufig anderen Thieren bei herannahender Gefahr zum Zufluchtsort. So sah ich öfters ein oder die andere der großen 2 bis 3 Fuß langen Eidechsen und andere Thiere sich in die Gänge einer Biscachera flüchten. Nicht selten hatte ich auch Gelegenheit, Eulen und andere Nachtvögel an den Mündungen der Biscacheras wahrzunehmen. Eine Eulenart, die Lechuza, lebt nämlich in Gemeinschaft mit den Biscachas, denen sie in gewissem Sinne als Centinela — Wachtposten — dient, eine Eigenthümlichkeit, die auch Hr. v. Moussy in seinem Werke über die argentinische Republik erwähnt."

# Livingstone's letzte Tagebücher*).

## I.

Da liegen nun endlich die lange mit Sehnsucht erwarteten Tagebücher des großen Afrikareisenden Livingstone vor uns, die der unternehmende Amerikaner Stanley sowie die überlebenden Diener des berühmten Mannes uns zurückbrachten. Mit seltener Pietät hat sie Horace Waller, der Freund des Dahingegangenen und selbst vertraut mit Afrika, herausgegeben, wahrlich keine kleine Aufgabe, wenn man den Zustand der Manuscripte bedenkt, die Herrn Waller übergeben wurden. Zahlreiche Illustrationen und Bilder schmücken das Buch, welches keineswegs eine Reiselectüre im gewöhnlichen Sinne ist, sondern emsig studirt sein will, wenn man aus dem zahlreichen Beiwerk das Wesentliche herausfinden will.

Livingstone litt unter einigen fixen Ideen. Er glaubte nämlich im äquatorialen Afrika alte in der Bibel erwähnte Städte, womöglich auch Bibelhandschriften zu finden! So schreibt er an einer Stelle: „18. April. Ich bitte den lieben Gott, daß er mir die Gunst erweise, die alten Quellen des Herodot zu entdecken und wenn in den unterirdischen Höhlungen etwas enthalten ist, was die kostbaren alten Documente (τὰ βιβλία) bestätigen kann, diese Schriften der Wahrheit, o, so möge er mir gestatten, es ans Licht zu bringen, und möge mich erleuchten geeigneten Gebrauch davon zu machen." An anderen Stellen spricht er von Meroe und Moses, denen er in Innerafrika nachspüren will, und von dergleichen bedauerlichem Zeug mehr, das wir indessen übergehen wollen um der großartigen anderweitigen Verdienste des Reisenden willen.

Das in Golddruck auf den Umschlagdecken des Werkes angebrachte Bild führt uns gleich mitten in die furchtbaren Gefahren und Leiden ein, welche der kühne Wanderer auf seinem letzten merkwürdigen Zuge — zum Tode zu erdulden hatte. Wir sehen, wie er durch eine weite sumpferfüllte Ebene getragen wird; der Regen fällt in Strömen hernieder und schwellt das Wasser, welches schon die Spitzen der kaum aus ihm hervorragenden Pflanzen erreicht. Ein gewaltiger Neger, mit einem Ballen auf seinem wolligen Haupte, fast so groß als er selbst, watet durch die Fluth; ein anderer, bis zum Kinn im Sumpfe steckend, folgt; auf den Schultern des treuen Susi sitzend sehen wir endlich den Reisenden; hinter ihm die übrigen Diener, die Waffen und das Gepäck auf dem Kopfe, um sie vor der Nässe zu schützen. So zog man tagelang durch die Marsch. Der großen Treue dieser schwarzen Diener ist es auch zu danken, daß — wie der Herausgeber bemerkt — uns Livingstone's Tagebücher ohne Unterbrechung von seiner Abreise aus Sansibar im Jahre 1866 bis ihm zu Illala im April 1873 die Feder entfiel, erhalten worden sind. Ein Theil derselben erreichte schon 1872 durch Stanley England, der andere Theil kam durch die Schwarzen nach Europa und bei diesem befinden sich alte Zeitungsblätter, welche quer mit dem Safte einer Pflanze durchschrieben wurden, als das Schreibpapier ausgegangen war.

Nun zum Inhalt. Man wird sich erinnern, daß Livingstone im April 1866 mit einer ziemlich umfangreich ausgerüsteten Expedition Sansibar an der afrikanischen Ostküste verließ. Er hatte 13 Sipahis aus Bombay, rohe Bursche, die sich als völlig unnütz erwiesen; die vielen Kameele, Büffel, Maulthiere und Esel taugten auch nichts; dazu kamen zahlreiche Träger und mehrere „Nassick boys", d. h. in Nassick bei Bombay erzogene befreiete Sklavenknaben. Als er am Rufumafluß hinziehend ins Innere vordrang, ging das Vieh zu Grunde, Träger entliefen und die Vorräthe wurden knapp.

Der Beginn war also nicht sehr vielversprechend. Sein Weg führte ihn nach dem früher von ihm entdeckten Nyassasee, doch dauerte es vier Monate ehe er dessen Ufer erreichte, vier Monate, in denen er bereits tüchtig auszustehen hatte. Fast Seite für Seite begegnen uns hier Schilderungen von der grauenhaften Wirthschaft der Sklavenjäger, die das Land entvölkert hatten. Gerippe und Sterbende an der Straße, alte Schmelzöfen und verlassene Felder deuteten darauf hin, daß die Gegend einst besser bevölkert, jetzt aber von den Sklavenjägern verwüstet war.

Am 8. August erreichte Livingstone die Gestade des Nyassasees, doch er konnte kein Boot bekommen um nach der arabischen Niederlassung am westlichen Ufer überzusetzen, und nachdem er einen Monat umsonst gewartet, zog er nach Süden, um dort den See zu umgehen. Dann marschirte er nordwestlich auf den Tanganjika zu. Auf diesem Marsche war es, daß der Führer Musa und die Johonnamänner aus Furcht vor den Masitu desertirten und an der Küste die Nachricht von Livingstone's Ermordung verbreiteten. Die Sache ist bekannt. Livingstone selbst hatte sich vor den Masitu zu hüten, entkam ihnen aber glücklich und befand sich Ende 1866 in der Landschaft Tschitemba.

Von hier zum Tanganjikasee hatte er mit großen Schwierigkeiten zum kämpfen und das ganze folgende Jahr wurde dazu gebraucht, um bis Casembe und dem Moerosee vorzudringen. Ein besonderes Unglück war der Verlust der Medicinkiste, indem nun die häufigen Fieberanfälle nicht mehr bekämpft werden konnten. So schreibt er im April 1867 während er sich an den Gestaden des Liembasees (im Süden des Tanganjika) aufhielt: „Nachdem ich einige Tage hier war, hatte ich einen Anfall von Gefühllosigkeit, welcher zeigt, wie mächtig das Fieber ohne Gegenmittel wirkt. Ich war außerhalb der Hütte und unfähig hineinzugelangen. Ich versuchte mich aus meiner Lage auf dem Rücken zu erheben, indem ich die Pfosten der Thür ergriff und mich daran halb in die Höhe zog; doch ließ ich sie wieder fahren und schug schwer mit dem Kopfe auf. Die Boys hatten gesehen, in welch elendem Zustande ich mich befand und hingen eine Decke vor die Hüttenthür, damit die Fremden mich nicht in der hülflosen Lage erblicken sollten. Einige Stunden vergingen, ehe ich erkannte, wo ich mich befand." Dabei klagt er über Singen in den Ohren und daß die Rückenmuskeln alle Kraft verlieren. Um das Unheil voll zu machen herrschte Hungersnoth; auch hier hatten die Sklavenhändler alles ausgeplündert und verwüstet. Mord und Menschenraub auf Schritt und Tritt.

Langsam, von Häuptling zu Häuptling vordringend, bald allein, bald mit arabischen Kaufleuten ziehend, kam Livingstone an den Moerosee; dann zog er südlich zum Casembe, bei welchem er bis zum 11. Juni 1868 blieb und Ausflüge nach verschiedenen Richtungen machte. Am 18. Juli 1868 entdeckte er den großen See Bemba oder Bangweolo,

*) The last Journals of Dr. Livingstone in Centralafrica from 1865 to his death. By Horace Waller. London, Murray.

von wo aus er nach dem Tanganjikasee zurückkehrte um Udschidschi zu erreichen, wo er frische Vorräthe zu finden hoffte, deren er dringend bedurfte. Der Mangel an kräftiger Nahrung und an Arzneien, das fortwährende Durchnässen des Körpers beim Passiren des Flußlabyrinths und der „Schwämme" — wie er bezeichnend die marschigen Umgebungen der Seen nennt — brachten ihn an den Rand des Grabes. Am 1. Januar 1869 schreibt er in sein Tagebuch: „Ich bin unzählige Mal ganz durchnäßt worden; doch gestern war es zu arg. Ich fühlte mich sehr krank, doch da ich fürchtete, daß der Lofuko steigen würde, beschloß ich ihn zu durchwaten. Ich wurde kalt bis zur Brust, wodurch mein Zustand verschlimmert wurde, doch marschirte ich $2^1/_2$ Stunden in östlicher Richtung."

„3. Januar. Ich marschirte eine Stunde, war aber zu krank um weiter zu gehen. Bewegung ist beim Fieber stets gut; jetzt hatte ich aber Brustschmerzen und Blutspeien. Also meine Lungen, mein stärkster Theil, waren angegriffen. Wir kreuzten einen Bach und baueten Hütten, doch ich verlor jetzt die Zeitrechnung."

„Ungefähr 7. Januar. Ich kann nicht gehen; Pneumonie der rechten Lunge; huste Tag und Nacht; Blutspeien; entsetzliche Schwäche. Die Gedanken fliegen mit ungeheurer Eile, zu zweien und dreien gruppirt, durch das Hirn; sehe ich ein Stück Holz an, so erscheint die Rinde wie mit Menschenfiguren und Gesichtern bedeckt, die auch bleiben, wenn ich wegblicke u. s. w."

Sein Pfleger in diesem Zustande war ein arabischer Sklavenhändler, in seiner Art ein Schurke, aber für Livingstone sorgte er zärtlich. Letzterer gelangte endlich nach unsäglichen Leiden und Mühsalen im März 1869 nach Udschidschi am Ostufer des Tanganjikasees, wo seine Vorräthe, auf die er so lange gehofft, verschleudert oder geplündert waren. So mißlich auch nun seine Lage war, er verlor dennoch sein großes Ziel nicht aus den Augen und beschloß, nachdem er sich ein wenig erholt, abermals aufzubrechen. Er hatte von einem im Westen lebenden Volke, den Manjuema, gehört, deren Land von großen Flüssen durchströmt wird, und wo sich gewaltige Höhlen unter dem Boden hinziehen sollten. Im Juli reiste er dann in Begleitung arabischer Sklavenhändler dorthin ab. Die physischen Verhältnisse dieses Volkes werden gelobt; die Weiber sind hübsch, „hellfarbig", graciös, und die Männer stellt Livingstone weit über seine alten heimischen Freunde von der anthropologischen Gesellschaft!! Aber die Seiten, welche über die Manjuema handeln, sind wie mit Blut geschrieben, denn dieses Volk ist cannibalischen Gewohnheiten ergeben, wie die nördlich von ihm lebenden, von Schweinfurth geschilderten Monbuttu. Und doch kann man sie nicht geradezu als „Wilde" bezeichnen. Sie achten ihre Häuptlinge, schätzen die Keuschheit der Frauen und den Muth der Männer. Die Beschreibung ihrer Dörfer, Häuser, Kleidung und Nahrung erwecken ein wohlthuendes Bild.

In diesem Lande fand Livingstone den Soko, welchen er für eine Art Gorilla hält. Wenn wir aber bedenken, daß einige Grade weiter nördlich Schweinfurth, der Naturforscher ist, den Schimpanse nachgewiesen hat, so dürfte auch Livingstone's Soko wohl dieser Species der anthropoiden Affen angehören. Der Soko stiehlt Kinder, doch nur um mit ihnen zu spielen; Weiber belästigt er niemals; er ist sehr stark und fürchtet sich vor Flinten, aber nicht vor Speeren. Livingstone berichtet: „Katomba brachte einen jungen Soko oder Gorilla, welcher gefangen wurde, als man seine Mutter tödtete. Es war ein Weibchen, 18 Zoll hoch, ganz mit hübschem, langem, schwarzem Haar bedeckt, welches die Alte in Ordnung gehalten hatte. Sie ist der am wenigsten boshafte von allen Affen, die ich sah, scheint zu wissen, daß sie in mir einen Freund hat und sitzt ruhig auf der Matte mir zur Seite. Beim Gehen achtet sie darauf, daß sie nicht mit der Handfläche auftritt, sondern mit dem Rücken der Hand und zwar mit den zweiten Knöcheln der Finger; so bleiben die Nägel unberührt und die Arme dienen wie Krücken, zwischen denen sie sich hindurchschwingt. Oder sie geht aufrecht und hält irgend Jemand eine Hand hin, um sie zu führen. Wird das abgeschlagen, so wendet sie das Gesicht ab und zieht Grimassen als ob sie weinte und ringt die Hände. Gras und Blätter sucht sie zusammen um sich ein Nest zu machen. Sie ist ein überaus freundliches kleines Thier, kam gleich zu mir heran, beroch meine Kleider und hielt ihr Händchen hin, damit ich es schüttelte; den Knoten eines Seiles, mit dem sie festgeknüpft war, suchte sie in ganz systematischer Weise zu lösen u. s. w." Wunderbar lautet folgende Stelle: „Der Mambafisch hat Brüste mit Milch und stößt Töne aus; sein Fleisch ist sehr weiß." Natürlich kann hier von einem „Fische" nicht die Rede sein, wir müssen vielmehr an eine Cetacee denken und das stimmt wieder vortrefflich mit der Beobachtung Schweinfurth's, der im Uelle einen Manati fand.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Entdeckungsreisen in Afrika.

Die Bemühungen des Obersten Gordon, das äquatoriale Afrika dem Verkehr zu eröffnen, scheinen günstigen Erfolg zu haben. Er geht nicht, wie Pascha Baker, mit Mord, Brand und Viehraub zu Werke, sondern in durchaus friedlicher Weise.

In der ersten Januarsitzung der Londoner geographischen Gesellschaft wurde ein interessanter Brief des Oberstlieutenants C. C. Long vorgelesen. Long ist Stabsoffizier in ägyptischem Dienst und dem Oberst Gordon beigegeben. Auf Veranlassung des letztern unternahm er eine Wanderung zu dem oft genannten Könige von Uganda, Mtese, der sich vor einigen Jahren zum Islam hat bekehren lassen. Long brach am 24. April 1874 von Gondokoro (Baker hat dasselbe in Ismailia umgetauft) auf, um von Seiten Gordon's dem Könige Mtese Versicherungen der Freundschaft zu überbringen. Er hatte als Begleiter nur zwei ägyptische Soldaten und zwei Diener, um sofort zu zeigen, daß er in friedlicher Absicht komme.

Die Reise von Gondokoro ab nahm 58 Tage in Anspruch; dann befand sich Long in dem vortrefflich angebauten mittlern Theile von Uganda; es war als ob er in einem Bananenwalde reise. König Mtese empfing ihn sehr freundlich und ließ zu Ehren seines Gastes sofort dreißig seiner Unterthanen köpfen!

Seine Majestät gab dem Europäer gern Erlaubniß, den „Murchison Creek" hinabzufahren und den Victoria Nyanza zu sehen. Die Entfernung von Mtese's Residenz bis zum Murchison nimmt nur drei Wegstunden in Anspruch; dann bestieg Long einen aus Baumrinde zusammengenäheten Kahn; im See

fand er eine Tiefe von 25 bis 35 Fuß. Bei klarem Wetter konnte er die gegenüber liegende Küste sehen, deren Entfernung er auf 12 bis 15 Miles schätzt.

Nach mancherlei Weiterungen erhielt er dann die Genehmigung, die Rückreise zu Wasser zu machen, und entdeckte unterwegs in 1° 30′ einen zweiten See oder ein großes Becken von mindestens 25 bis 30 Miles Breite. Er ermittelte, daß der Obere Nil von den Ripanfällen bis zu den Karumakatarakten schiffbar und breit genug selbst für den Great Eastern sei.

Unterm 20. October 1874 schreibt Long von Gandakoro, daß Gordon demnächst den Albert Nyanza mit einem Dampfer befahren werde; auch der Obere Nil, oberhalb der Karumafälle, soll untersucht werden.

Capitän F. Elton hat im December 1873 an der Ostküste Afrikas eine Wanderung am Gestade von dem Hafenplatze Dar es Salam nach Kilwa unternommen. Er fand, daß der jetzt wieder vielgenannte Rufidschistrom oberhalb seines Deltas eine Tiefe von nur 4 bis 5 Fuß hat.

St. Vincent Erskine hat dem mächtigen Kafferhäuptling Umsila einen Besuch gemacht. Das von demselben beherrschte Gebiet umfaßt das fruchtbare Binnenland zwischen dem Limpopo und dem Sambesi, und Umsila's Hauptquartier liegt nahe bei den Ruinen von Zimbaye, über die Karl Mauch vor einigen Jahren Mittheilungen gab, von denen man aber dann nichts weiter gehört hat.

## Aus dem Territorium Alaska.

Dem Briefe eines Deutschen aus Sitka vom 12. October zufolge scheint dort auch ein Goldfieber im Anzuge zu sein, nachdem eines, welches Hunderte von Abenteurern nach Stikin gelockt, aufgehört hat. Im October fanden zwei Männer in der Nähe von Neu-Archangel, dem Hauptorte der Insel, Quarzgestein, nahmen etwas davon mit und 6 Pfund desselben gab für 30 Dollars Gold aus. Demgemäß würde die Tonne Quarz 11,220 Dollars Gold liefern, — aber das wird man abwarten müssen. — Seit August war das Wetter ganz abscheulich. Von 60 bis 100 Zoll Regen im Jahre ist für Sitka nichts Ungewöhnliches. „Es ist mir aber ein Räthsel, daß sich Gemüse überhaupt dazu verstehen, hier zu wachsen und zu gedeihen. Ich habe aber Kohlköpfe von 12, Blumenkohl von 7 Pfund und Kartoffeln, diese allerdings etwas wässerig, von $1\frac{1}{2}$ Pfund in hiesigen Gärten gesehen. Alle Gemüse haben einen vortrefflichen Geschmack. — Im September hatten wir nur 17 Zoll Regenmenge.“ — Alaska hat keine Civilbehörde; ein Militärcommandant ist Gebieter und vollzieht die Verordnungen gegen Einführen und Verkaufen von Spirituosen sehr streng. Ein Herr Samuel Goldstein, welcher dieselbe übertreten hatte, saß schon seit Wochen im Gefängniß. Dieser Handelsmann hat auch in der Ortschaft Wrangell einen Laden. — Die Küstenfahrzeuge haben aus dem Norden volle Ladungen Seehundsthran, Felle und Pelze mitgebracht. — In Sitka sind gegen 40 schulfähige Kinder; der Commandant hat nun einen befähigten Soldaten zum Schulmeister ernannt und damit einem großen Bedürfnisse abgeholfen. — Sitka hat eine kleine Druckerei, in welcher vom Januar an ein „Miniaturmonatsblatt“ erscheinen soll. — In jedem Monat einmal kommt ein Dampfer, der die Post aus San Francisco bringt; also 12 Posttage im langen lieben Jahre.

## Tibet.

Die Eröffnung Tibets liegt den Engländern gegenwärtig mehr am Herzen als je zuvor; sie bemühen sich von mehr als einer Seite her in das bis jetzt ihnen verschlossene Land einzudringen. So erklärt es sich, daß das Indische Amt in London Anstalten getroffen hat, um das Tagebuch Robert Bogle's zu veröffentlichen. Diesem Manne war es gelungen, bis Lhassa, der Hauptstadt, dem Sitze des Dalai Lama, zu gelangen. Warren Hastings schickte ihn 1774, also vor nun einhundert Jahren, nach Tibet, um zu versuchen, ob er den Handel zwischen diesem Lande und Bengalen eröffnen oder vielmehr wieder beleben könne. Bogle scheint einen sehr günstigen Eindruck gemacht zu haben, denn der Dalai Lama verabredete mit ihm für das folgende Jahr eine Zusammenkunft in Peking, wo das Weitere verabredet werden sollte. Der Papst der buddhistischen Welt hatte die Absicht, dem kaiserlichen Hofe einen Besuch zu machen. Aber er sowohl wie Bogle starben 1775. Die Aufzeichnungen des letztern sind bisher ungedruckt geblieben, scheinen verloren gegangen zu sein, wurden aber vor Kurzem durch Zufall unter Manuscripten des britischen Museums gefunden. Sie sollen unverkürzt gedruckt werden mit einer Einleitung über den Verkehr der Europäer mit Tibet und einer Karte, auf welcher die verschiedenen Handelsstraßen eingetragen sind. Bekanntlich hat seit Bogle nur ein einziger Europäer Lhassa besuchen können, der Lazarist Huc, der aber nach kurzem Verweilen auf Weisung des chinesischen Bevollmächtigten nach Verlauf einiger Wochen wieder außer Landes gebracht wurde.



— Der Sklavenhandel auf Cuba hat immer noch seinen Fortgang. Es ist ermittelt worden, daß in der allerjüngsten Zeit abermals vier Schiffe ihre aus Afrika herübergebrachten schwarzen Ladungen haben landen können. Die höchsten Stellen in der Regierung der Insel sind in den Händen von Beamten, die sich nicht im Mindesten darum kümmern, daß die spanischen Cortes den Sklavenhandel über See abgeschafft und Gesetze über Aufhebung der Sklaverei gegeben haben. Seitdem die chinesische Regierung sich ins Mittel gelegt hat, können die cubanischen Sklavenhalter nicht mehr so viele chinesische Kulis bekommen als sie gern möchten; sie behandelten dieselben mit rücksichtsloser Härte und schlimmer als schwarze Sklaven. Nun sind sie bemüht, die Lücke durch Einfuhr von Kulis aus Cochinchina auszufüllen, denen es sicherlich nicht besser ergehen würde als bisher den Chinesen. — Der Aufstand der Cubaner gegen die spanische Zwangsherrschaft dauert nun schon sechs Jahre lang; die Insurgenten stehen noch immer im Felde und die Spanier haben nicht Herren derselben werden können. Es ist eine bemerkenswerthe und bedenkliche Thatsache, daß unter den Aufständischen sich eine beträchtliche Anzahl von Chinesen und Negern befinden, und man wird auf Cuba von Glück sagen können, wenn sich dort nicht die bekannten Greuelscenen von St. Domingo wiederholen.

— Am 1. Juli 1874 waren im Deutschen Reich 24,789 Kilometer Eisenbahnen, in Frankreich 20,143, in Oesterreich 16,521, in Großbritannien 25,990 und in den Vereinigten Staaten 115,146 Kilometer in Betrieb. Auf 1000 Quadratkilometer kamen Kilometer Eisenbahnen in Deutschland 46, in Frankreich 38, in Oesterreich 26, in England 82 und in den Vereinigten Staaten 12,3. Auf je eine Million Einwohner berechnete sich die Eisenbahnlänge an Kilometern für Deutschland auf 604, für Frankreich auf 650, für Oesterreich auf 560, für Großbritannien auf 814 und für die Vereinigten Staaten auf 2986. Europa besaß 130,585, Asien 9741, Afrika 1802, Amerika 126,343 und Australien 2287 Kilometer Eisenbahnen von einer Totallänge für die ganze Erde von 270,758 Kilometer oder 36,490 geographischen Meilen. Unter Berücksichtigung der noch nicht bekannt gewordenen neuen Bahneröffnungen, namentlich einiger außereuropäischen Länder, kann man für die Mitte des Jahres 1874 als Länge des gesammten Schienennetzes der Erde die Summe von etwa 275,000 Kilometer annehmen.

— Die Ausfuhr von Eiern aus Frankreich nach England hat 1873 vollauf 500,000,000 Stück betragen.

— Am Finnissflusse in Australien macht eine Art blauer Wasserhühner den Farmern viel zu schaffen. Diese Thiere begeben sich auf die Felder und ziehen die jungen Weizenpflanzen aus dem Boden, wie die Cacadus ebenfalls thun. Um sich der Thiere zu erwehren, streuen die Farmer Weizen, der in einer Strychninauflösung vergiftet ist, und hierdurch werden Dutzende dieser Vögel getödtet, an deren Leichen sich dann wieder die Habichte gütlich thun.

— Ueber die große Insel **Madagaskar** verlautete in den letzten Jahren nicht viel Neues, doch nimmt der Absatz europäischer Waaren zu, namentlich mit Manchesterfabrikaten, und die Ausfuhr von **Kautschuk**, an welchem die Insel reich ist, steigt beträchtlich. Als Umlaufsmittel kommen französische Fünffrancsstücke und mexikanische Dollars vor, die von den Eingeborenen in Stücke zerschnitten und nach dem Gewicht in Zahlung angenommen werden. Zur Ausfuhr gelangen auch Kaffee und Reis, aber nur in geringen Quantitäten; die Bewohner sind zu träg um die Hülfsquellen des Landes zu benutzen.

— **Rio Grande** in Südbrasilien hat nun auch eine directe Dampfschifffahrt mit Europa und zwar mit Antwerpen. Die Schiffe laufen unterwegs Lissabon an.

— **Ein Walfischfang.** In der Mündung des Flusses Severn auf Tasmanien wollte eben Capitän Reid mit seinem Skuner Onward nach Melbourne in See gehen, als er in einiger Entfernung an den Klippen eine heftige, eigenthümliche Bewegung bemerkte. Seine Vermuthung, daß dort ein Walfisch gescheitert sei, erwies sich als richtig. Als er in einem Boote mit drei Matrosen an Ort und Stelle kam, lag ein ungeheurer Walfisch im flachen Wasser zwischen Klippen fest und machte furchtbare Bewegungen, sich aus seinem Gefängnisse zu befreien. Leider hatten sie keine andere Waffen bei sich als eine stumpfe Axt und ein Fleischmesser. Letzteres banden sie an ein Ruder, und mit dieser Art Harpune stach ein Matrose auf ihn los, und der Capitän selbst ergriff die Axt und schlug auf des Riesenthiers Kopf. Indeß, soviel auch ersterer stach und der zweite mit aller Kraft den Kopf wie einen Amboß behämmerte, sie bemerkten beide bald, daß sie mit solchen Waffen durchaus nichts weiter auszurichten vermochten, als den Leviathan etwas in Unruhe zu versetzen. Dies äußerte er denn auch sogleich dadurch, daß er zwei so heftige Wasserstrahlen aus den Spritzlöchern auf die Angreifer und das Boot schleuderte, daß sie eilen mußten, aus seiner Nähe zu kommen, weil sie sonst versunken sein würden. Sie hatten sich überzeugt, daß sie mit solchen Waffen nichts gegen das Ungeheuer auszurichten vermochten. Sie begnügten sich daher vorläufig damit, ihm die Augen auszuschlagen, damit er zur Flucht unfähig wäre, und eilten dann, bessere Waffen und mehr Matrosen zu holen. Mit Tauen und Ankern und einem scharfen Sensenblatte, das sie an eine Stange befestigten, kehrten sie zum Gefangenen zurück, der noch immer die großartigsten Anstrengungen machte, in tiefes Wasser zu gelangen. Einer der Männer rannte ihm das Sensenblatt dicht unter der Finne mit voller Länge in den Bauch hinein, und als er es herauszog, folgte ihm ein Blutstrom, der bald das Wasser rundum roth färbte. Man sah sofort, daß das Thier tödtlich getroffen war und schnell verendete. Mit den Tauen, Ankern und Winden zogen sie jetzt den erbeuteten Riesen auf den Strand und fanden, daß er 90 Fuß in der Länge und 45 Fuß im Umfange maß. Die Ausschlachtung begann sofort, und man schätzte, daß er 12 Tonnen Thran und 8 Centner Fischbein liefern würde.

— **Ueber die künstliche Fischzucht in Californien** hat J. G. Woodbury, Agent der California-Fischerei-Commission, welcher das Fischzucht-Etablissement am Mc Cloud River, einem Nebenfluß des obern Sacramento River, verwaltet, einen Bericht abgestattet. Etwa 850,000 **junge Lachse** sind in den Mc Cloud River gelassen worden, um diesen Fluß und den Sacramento mit Lachsen zu versehen. Die Ströme in jener Gegend sind voller **Forellen**, von denen einzelne ein Gewicht von fünf Pfund erreichen, und diese leben zum großen Theil von den jungen in jener Gegend auf natürlichem Wege ausgebrüteten Lachsen. Um seine Schützlinge nicht ohne Weiteres von diesen gefräßigen Feinden zerstören zu lassen, behielt Woodbury die jungen Lachse so lange in Gewahrsam, bis sie groß genug waren, um für sich selbst sorgen zu können. Viele wurden in einer Art Corral (Gehäge), mit Steinen eingefaßt, gefangen gehalten, das Wasser konnte frei hindurchfließen, aber die größeren Fische konnten nicht hinein. Ein Sturm verursachte eine solche Ueberschwemmung im Strome, daß das Corral gänzlich überschwemmt wurde und die jungen Lachse herausgewaschen wurden. Sie waren indeß schon so groß, daß sie mit Leichtigkeit fortkommen werden, um so mehr, da ihnen das schmutzige Wasser für die ersten Tage bedeutenden Schutz gegen ihre Feinde gewährte. Man nimmt an, daß unter 1000 auf natürliche Weise ausgebrüteten Lachsen kaum einer dem Rachen der großen Fische entgeht und zu einem großen Lachs aufwächst. Vor einiger Zeit wurde durch Zufall ein Trog mit 25,000 künstlich ausgebrüteten Fischen in den Fluß umgeschüttet, und die Forellen machten so kurze Arbeit mit den Ankömmlingen, daß in merkwürdig kurzer Zeit kaum noch ein einziges der Fischchen zu sehen war. Dieser Krieg gegen den Lachs Seitens seiner zahlreichen natürlichen Feinde, und die ungeheure Anzahl, welche von Fischern während der Schonzeit gefangen werden, wo Fische auf dem Wege nach den Strichplätzen sind, sowie die Millionen von Lachsen, welche während der angemessenen Saison gefangen werden, zeigt die Nothwendigkeit, daß der Staat ein ausgedehnteres System der künstlichen Fischzucht in den zahlreichen Flüssen und Gewässern einführt.

— **Kampf mit einem Känguruh.** Ausgewachsene Känguruhböcke werden von den Australiern als „alte Burschen" oder „alte Männer", old men, bezeichnet, und manche dieser Thiere wehren sich tapfer, wie folgender Bericht aus den Black-Rock-Plains beweist. Es handelt sich hier um keine sogenannte Jagdgeschichte. Ein junger Mann, der zu Pferde nach Bullochsen suchte, stieß auf ein großes Känguruh, das sein Hund aufgejagt hatte und verfolgte. Ersichtlich schien diese Jagd dem „old man" nicht recht zu behagen. Er stand endlich still, richtete sich, dem Verfolger zugewendet, empor, und als der Hund auf ihn einstürzte, packte er ihn mit seinen Vorderpfoten und drückte ihn so heftig an sich, daß der Arme laut zu heulen anfing. Der Reiter galopirte rasch herbei, um seinem Thiere Beistand zu leisten. Er stieg ab, doch so wie er sich dem Känguruh näherte, ließ dieses den Hund fahren und schlug ihn mit einem Schlage seiner mächtigen Hinterpfote zu Boden. Darauf, zum Glück für den jungen Mann, wendete es sich um und hüpfte in den Wald hinein. Der Gefallene richtete sich empor, und als er fühlte, daß alle Knochen im Leibe ganz waren, wurde er über seine Niederlage ärgerlich, sprang auf sein Pferd und jagte mit dem Entschlusse hinter dem „old man" her, ein anderes Wörtchen mit ihm zu reden. Als er in seiner Nähe war, stand der Feind plötzlich still, wendete sich um, sprang auf Reiter und Pferd los, gerieth zwischen dessen Beine, richtete sich auf und brachte Roß und Reiter aus dem Gleichgewichte. In dem Augenblicke kam der Hund, und zwar mit ähnlichen Rachegefühlen, wie sein Herr, zum Beistande heran, griff den Feind kräftig an, hütete sich aber wohl vor dessen Pfoten. Der Reiter war abgesprungen, hatte seine Bullochsenpeitsche los gemacht, und mit dem wuchtigen Händel, während der Hund von hinten gepackt hatte, schlug er mächtig auf den Kopf des „old man" los, daß dieser betäubt niedersank. Rasch durchschnitt er ihm die Kehle und zog ihm dann das Fell ab, das vom Nacken bis zum Schwanze 10 Fuß 4 Zoll maß.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika *).

## IV.

Wir haben unsern Landsmann früher auf seiner Fahrt bis zur Meschera el Rek begleitet, und seine Schilderungen der Schilluk, Nuehr und Dinka mitgetheilt. Von der Meschera zog er mit einer zahlreichen Karawane nach der Seriba des koptischen Handelsmannes Ghattas, welche er für längere Zeit als sein Hauptquartier betrachten konnte. Er wurde von einem bunten Menschenhaufen mit knatterndem Gewehrfeuer begrüßt; der Verwalter der Seriba empfing ihn feierlich und geleitete ihn zu den seit Wochen schon zu seinem Empfang eingerichteten Hütten.

Diese Seriba, an welche sich im Bongolande fünf kleinere und in entfernteren Theilen des Landes noch vier andere anreihen, liegt mitten auf dem Grenzpunkte dreier Stämme: der Dinka, der Djur und der Bongo, und sie hat im Verlaufe von etwa anderthalb Jahrzehnten eine große Bedeutung gewonnen. Handelsleute aus Nubien und selbst aus Dar Fur hatten sich in den geräumigen Gehöften niedergelassen, um Sklaven einzukaufen, welche dann über Dar Fur und Kordofan weiter ausgeführt wurden. Die bewaffnete Macht bestand zumeist aus Dongolanern und den Beamten; dazu kamen einige hundert Sklaven und Sklavinnen und so hatte diese Factorei, welche einer kleinen Stadt gleicht, eine Einwohnerzahl von mindestens tausend Köpfen. In der nächsten Umgebung liegen viele Dörfer zerstreut, von denen aus die Seriba mit einem Theil ihrer Lebensmittel versorgt wird. Sie liegt höchstens 100 Fuß über dem mittlern Stande des Gazellenflusses, ist in der Regenzeit von zahllosen Teichen und Tümpeln umgeben, aber doch nicht so ungesund wie manche Gegenden des ägyptischen Sudan.

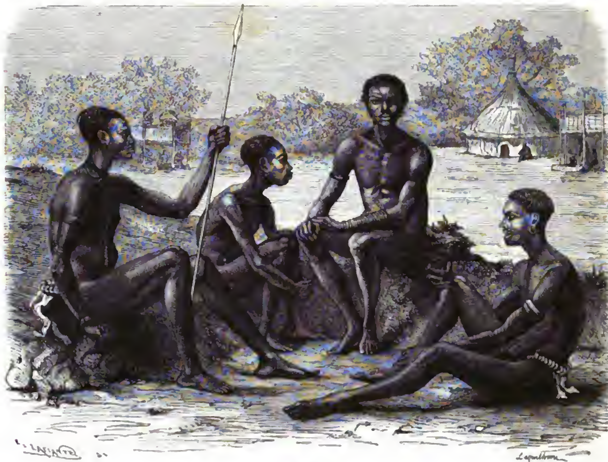
Der Oberverwalter der Seriba, Namens Idris, war daheim Sklav seines Herrn, hier aber unumschränkter Machthaber. Obwohl Neger von Geburt hatte er doch großen Einfluß auf die nubischen Soldaten, denn er war Mohammedaner und der Islâm gestattet nicht, daß Racenhaß auf die Standesunterschiede Einfluß habe. Nachdem Dr. Schweinfurth sich häuslich eingerichtet hatte, begann er seine täglichen Streifzüge in der Umgegend und Ausflüge nach anderen Seriben; auf diesen lernte er den Tondjfluß kennen, der jetzt niedrigen Wasserstand hatte; in der Regenzeit setzt er eine breite Steppenniederung unter Wasser. Er strömt nach Nordosten; bevor er sich mit dem Gazellenflusse vereinigt, dehnt er sich wie ein Fluß ohne Ufer in unregelmäßig weithin überschwemmten Niederungen aus. Dem Djurflusse steht er an Wassermenge bedeutend nach. Auf den Steppenflächen sah der Reisende häufig ganze Herden von Giraffen, die nicht im mindesten scheu waren. Es bedurfte erst eines halben Dutzends Schüsse um eine aus etwa 20 Stück bestehende Herde zum Fortlaufen zu bringen. Schweinfurth erfreuete sich der Delicatesse einer Giraffenzunge: „doch die Teller zu einem solchen Gerichte müssen erst noch erfunden werden. Ich glaube die schlankesten Fischschüsseln würden nicht schmal genug sein, um sich einem solchen Leckerbissen

*) Vergleiche „Globus" XXVI, Nr. 18. 19. 20.

anzupassen. Auch vom Fleische kostete ich; es gehört zu den besseren Wildbraten und ist dem Kalbfleische vergleichbar."

Die Aufnahme war in allen Seriben freundlich und zuvorkommend; Schweinfurth's Leute hatten gute Tage; da flossen Ströme von Hammelblut, selbst für die Hunde wurde eigens geschlachtet. Auch die Seriba des Abu Gurun (d. h. Vater der Hörner, Stier) wurde besucht; dort war 1860 der Marquis Antinori gewesen, und der Franzose Vayssière, der später auf dem Gazellenfluß einem Fieber erlag, hatte dort, der Jagd wegen, eine kleine Niederlassung gegründet. — Schweinfurth sagt: „Alle Seribenverwalter und Anführer der nubischen Handelszüge bieten zweierlei Menschenclassen dar; die einen sind feige, stets betend und scheinheilig, aber dafür desto hartherziger gegen die Unterdrückten; die anderen sind kühne Räuber und diese sind natürlich die besseren, da es ihnen selten an einem gewissen Anfluge von Ritterlichkeit und Großmuth den Schwächeren gegenüber fehlt. Solch ein Mann war Abu Gurun."

Zehn Wegstunden westlich von seiner Seriba fließt der Djur, dessen Ufer Schweinfurth nach einer sehr mühsamen Wanderung erreichte (Mitte Mai 1869). Bei den Bongo und den Djur heißt er Gebbi, bei den Niam niam, welche die ganze obere Hälfte seines Stromlaufes inne haben, Sjue. Schweinfurth fand seine Quelle — die erste, welche überhaupt von einem bedeutendern Zufluß im System des Weißen Nil positiv nachgewiesen worden ist — am Berge Basinse, im östlichen Theile des Niam-niam-Gebietes unter 5° 35′ N. und unter derselben Länge wie seine Einmündung



Djur.

in den Gazellenfluß, bis zu welcher er, abgesehen von kleineren Krümmungen, eine Stromentwickelung von 350 Meilen aufweist.

Eine gute Wegstunde vom Flusse lag die neuerrichtete Hauptseriba Kurschuk Ali's, die ordentlich und sauber gehalten wird. Dort zuerst sah Schweinfurth sich von einer ganzen Schaar von Niam niam umgeben, und sie beobachteten ihn mit großer Neugierde. Sie konnten sich an den Wundern, welche sie vor Augen hatten, gar nicht sattsehen: eine Uhr, ein Hinterladergewehr, ein Revolver, die Kleider, selbst die Zündhölzchen mußten ihnen Stück für Stück erklärt werden, und der Mann mit der weißen Haut und dem so fremdartigen Aeußern erschien ihnen wie ein Wesen aus einer andern Welt.

In jener Seriba Kurschuk Ali's traf Schweinfurth einen Sklavenhändler aus Tunis, welcher die weite Speculationsreise, und zwar durch Dar Fur, schon zum zweiten Male gemacht hatte. Er sprach etwas Französisch und las, zum größten Erstaunen der Anwesenden, die Namen auf der Landkarte ab! „Der feinste und anständigste seines Gelichters, der mir je vorgekommen, tauchte er hier vor meinen erstaunten Blicken auf. So oft ich ihn sah, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, einen verkappten Entdeckungsreisenden vor mir zu haben, eine Art Burton oder Rohlfs. Hautfarbe und Weltkenntniß ließen uns einander wie Landsleute betrachten, die sich in weiter Ferne begegnen. In einem unbewachten Momente ergriff ich seine Hand und führte ihn abseits, um ihn unter vier Augen aufzufordern, mir die Wahrheit zu sagen, wer er sei, wie sein Name, wo seine Heimath. Er brach in ein lautes Gelächter aus und

meine freudig gespannte Erwartung wich einer gründlichen Enttäuschung."

Die Thatsache, daß Schweinfurth an einem so entlegenen Platze einen Sklavenhändler aus Tunis fand, wirft allerdings, wie er ganz richtig bemerkt, ein charakteristisches Streiflicht auf die Ausdehnung, welche der Sklavenhandel in Afrika bislang gehabt hat. Ganz anders als jener glatte Tuneser erschienen ihm die Landstreicher aus Dar Fur und Kordofan, zumeist Priester und Lehrer (Fakis), die ausnahmslos eine Scheinheiligkeit zur Schau tragen, welche bei ihrem abscheulichen Gewerbe, dessen schlimmste Seite noch lange nicht der Handel mit „lebendigem Ebenholz" ausmacht, wahrhaft empörend erscheint; „nirgends in der Welt läßt sich ein roheres und verruchteres Gesindel finden."

Von diesem Ausfluge kehrte Schweinfurth nach der Seriba des Ghattas zurück. Unterwegs besuchte er das Dorf eines Aeltesten der Djur; dasselbe lag in einer Enclave der südlichen Waldvegetation, die weit in die Region des nördlichen Buschwaldes vorgeschoben ist. Dort fand er die merkwürdige Palme, die Rechl el Pharaon, d. h. Pharao's Dattelpalme, von welcher ihm die Chartumer allerlei Wunderdinge erzählt hatten. Sie ist Raphia vinifera, welche im tropischen Afrika eine sehr weite Verbreitung hat und an diesem Platze wahrscheinlich ihre Nordgrenze im östlichen Theile des Continentes bezeichnet. Dort fand er auch die Blippo-Gardenia, mit deren Tintensafte die Niam niam und die Monbuttu ihre Haut bemalen.

Auf diesen Wanderungen war der Reisende täglich in Berührung mit den Landesbewohnern, den Djur, von denen er eine treffliche Schilderung entwirft.

Der Name Djur ist eine von den Dinka ausgehende Bezeichnung und bedeutet so viel als Waldmenschen oder Wilde; der Dinka, ein Viehzüchter, welcher große Herden besitzt, sieht vornehm herab auf einen Stamm, der Ackerbau treibt und nur Ziegen und Hühner hat. Sich selbst nennen die Djur Luoh; sie sprechen die Schillukſprache noch unverändert und haben nur einzelne Wörter von den Dinka angenommen. Ihrer Ueberlieferung zufolge sind ihre Vorfahren von Norden her eingewandert und diese Stammeltern werden auch als O Schnohla, d. h. Schilluk, bezeichnet. Im Norden schließen sich ihnen die zahlreichen Dembo- und kleineren Stämme an, die gleicher Abstammung mit ihnen sind. Etwa 80 Meilen südlich von den Djur haben die Belanda ihre Sitze, welche gleichfalls die Schillukſprache ziemlich unverändert beibehalten haben, obwohl sie Vieles von den Sitten der Bongo annahmen, unter welchen sie nun wohnen.

„Das buntscheckige Bild der Völkerkarte in diesem Theil Afrikas fordert denjenigen zu vielem Nachdenken auf, welcher sich über die Ursachen Aufschluß zu verschaffen sucht, die einen Fortschritt in Afrika und die Erreichung einer höhern Culturstufe aus dem Programme der Geschichte dieses Continentes völlig gestrichen zu haben scheinen. Bei fast gänzlichem Mangel eines Verkehrs zwischen benachbarten Stämmen von verschiedener Zunge — denn auf eine halbe Stunde allein auf fremdes Gebiet hinüberzugehen wäre ein Wagstück, welches der Einzelne gewöhnlich mit seinem Leben bezahlen müßte — begegnet uns bald die Uebervölkerung einzelner besonders gesegneter Striche, welche Auswanderung und einen totalen Wechsel der Lebensweise im Gefolge hatte, indem Hirtenvölker zu Ackerbauern und Ackerbauer zu Hirtenvölkern sich umgestalteten; bald der aussterbende Rest eines zu Grunde gerichteten Volkes, welches verzweifelten Widerstand gegen die Vergewaltigung der ihn umringenden Uebermacht leistet. Dort werden kleine abgezweigte Stämme unterjocht und zum Frohndienst herangezogen und so fort; immer sind es dieselben Winke, welche uns zur Erklärung des beispiellosen Volksgewirrs, des unaufhörlichen Hin- und Herwogens der Racen- und Sprachenbildung in Innerafrika an die Hand gegeben werden."

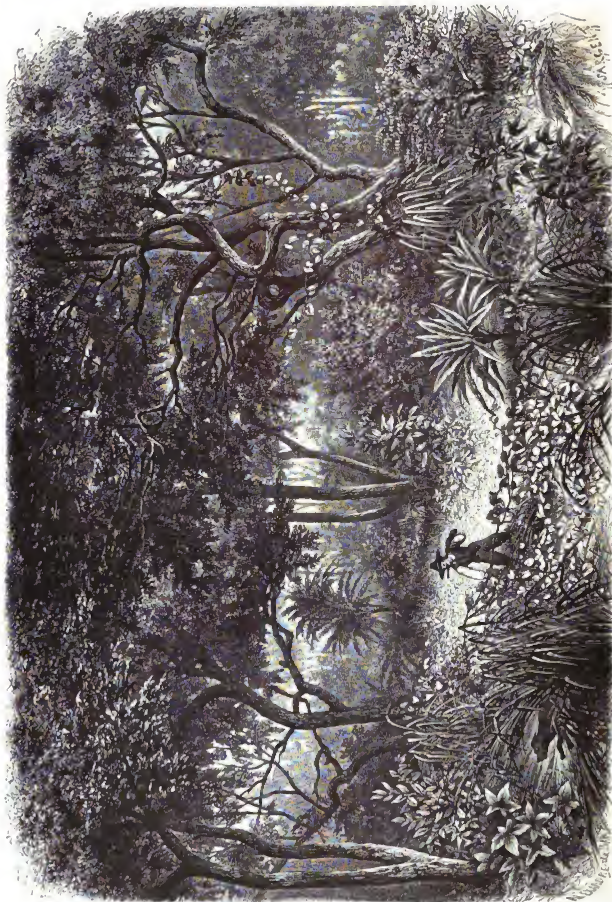
Das Gebiet der Djur ist klein und ihre Seelenzahl wird 20,000 kaum übersteigen. Sie sind um einen Schatten heller gefärbt als die Dinka, aber man darf in diesem Merkmale keinen Unterschied zwischen Schilluk und Dinka suchen. Sie haben das Meiste von den Sitten der Schilluk beibehalten und tättowiren sich nicht; sie verweigern hartnäckig die Bedeckung der Schamtheile, bedecken aber um so sorgfältiger die Gesäßtheile mit einer kleinen Schürze von Fell, welche unseren Frackschößen ähnelt, denn das Kalbfell endet nach hinten zu in zwei Lappen. Haarputz fehlt. Die Männer haben als Zierrath einen Beschlag von Eisenringen am Unterarm, einen Ring von Elfenbein am Oberarm. Ein eigenthümlicher Schmuck der Männer, welcher sich nur bei diesem Volke findet, besteht in schweren Ringen von gegossenem Messing, in welche man sorgfältig feine Zierrathen einmeißelt. So weit Messing bei diesen Völkern überhaupt bekannt ist, hat es den dreifachen Werth des Kupfers und wird Damara genannt.

Hand- und Fußgelenke der Frauen sind mit einer Anzahl von Eisenringen belastet; sie ziehen auch einen großen Eisenring durch die Nase und die Ränder der Ohren sind immer mit einer großen Anzahl kleiner Eisenringe besetzt. Weithin in Innerafrika sind in allgemeinem Gebrauche „Eisenperlen", kleine, auf Fäden gereihete, geschmiedete Cylinder. Solche Schnüre von Eisenperlen werden hauptsächlich in Wandala im centralen Sudan verfertigt und Heinrich Barth hat sie häufig bei den Marghi gefunden.

Von den ursprünglichen Sitten ist in neuerer Zeit Manches verloren gegangen und in Vergessenheit gerathen, so z. B. das gegenseitige Anspeien, welches früher als Begrüßung allgemein verbreitet war. Schweinfurth hat es während seines langen Aufenthaltes im Innern nur dreimal beobachtet; es drückte den höchsten Grad von Zuneigung aus, war gewissermaßen ein Schwur der Treue und Ergebenheit, „wie denn überhaupt die Afrikaner in sonderbaren Gebräuchen und fremdartigem Hokuspokus Großes leisten, wenn es sich darum handelt, einem Freundschaftsbündnisse die rechte Weihe und einen feierlichen Ausdruck zu verleihen."

Der Landstrich, welchen die Djur inne haben, bildet die unterste Terrasse des eisenhaltigen Felsbodens, und so sahen sie sich auf die Bearbeitung des Eisens gleichsam angewiesen; jeder Djur ist so zu sagen Schmied von Profession. Die gewöhnliche Form, in welcher das Rohmaterial hergerichtet wird, um einen Werth im Handel darzustellen, welcher unseren geprägten Münzen gleichkommt, ist bei den Djur eine Lanzenspitze von 60 bis 70 Centimeter Länge. Lanzen und Meloten (Spaten) dienen bei allen Völkern im gesammten Gebiete des obern Nil als gangbare Münze.

Im März, das heißt kurz vor Beginn der Aussaat, verlassen die Djur ihre Hütten und ziehen theils des Fischfangs wegen an den Fluß, theils in den Wald um Eisen zu schmelzen; sie bauen Oefen aus Thonerde. Weiber und Kinder folgen ihnen mit aller beweglichen Habe. „Da sieht es fremdartig, bunt und wirr aus inmitten der sonst öden Wildniß. An den Baumstämmen lehnen Lanzen und Harpunen, hängen die derben Bögen zum Büffelfange, die Netze, Ketscher, Reusen und verschiedene Arten von Fischkörben; dazu der ganze Apparat der Hauswirthschaft: Kürbisschalen, Körbe, Stricke, gedörrte Fische, Krokodile, Wildpret, Hörner und Häute; am Boden überall Kohlen und



Dr. Schweinfurth im Urwalde botanisirend.

Haufen zusammengetragenen Materials von Brauneisenstein, Eisenschlacken, zerbrochene Thonröhren und dergleichen mehr. Auf das Kohlenbrennen verstehen sich die Djur eben so wenig wie die Bongo; sie stecken klein gehackte Stücke Holz schnell in Brand und werfen sie, wenn in voller Flamme, schnell auseinander, bis das Feuer erstickt, schütten auch wohl Wasser auf.

Die Hütten der centralafrikanischen Völker haben in Bezug auf äußere Gestalt und innere Einrichtungen nicht etwa Gleichförmigkeit, sondern mancherlei Abweichungen. Die Djur z. B. haben nicht den pilzförmigen Bau der Schilluk beibehalten und auch nicht den Stil der Dinka angenommen, der sich durch Massivität, durch Vorbauten und Vordächer am Eingange auszeichnet; von den Hütten der Bongo kann man jene der Djur sofort dadurch unterscheiden, daß diesen das von vorragenden Hölzern umgebene Strohpolster auf der Spitze des Kegeldaches fehlt; sie sind symmetrisch, sorgfältig und nett gebauet „wie bei allen heidnischen Negervölkern".

Das Land würde weit stärker bevölkert sein, wenn nicht die Nubier dort wären, welche mehr als die Hälfte des jährlichen Kornertrages wegnehmen. Die Djur sind eifrige Jäger und Fischer, bestellen den Acker mit vielem Fleiß und warten Ziegen und Hühner gut ab, auch halten sie Hunde. Die Männer schmieden und die Frauen sind geschickt in Verfertigung von Töpferarbeit; sie stellen aus freier Hand tonnengroße Gefäße her von so tadellosem Ebenmaße, daß selbst ein Kenner annehmen könnte sie seien von der Drehscheibe gekommen. Durch Eltern- und Kindesliebe zeichnet sich dieses friedliche Volk vor anderen Centralafrikanern vortheilhaft aus; Säuglinge setzt man in längliche Körbe die als Wiege dienen; die Kleinen werden mit Zärtlichkeit gepflegt; bei ihnen steht auch das Alter in Ehren und in den Weilern findet man überall Leute mit weißem Haare.

---

# Ein Prachtwerk über Italien *).

In Stuttgart werden schon seit mehreren Jahren Prachtwerke ersten Ranges veröffentlicht, welche Zeugniß davon ablegen, was der deutsche Holzschnitt zu leisten vermag, wenn ihm vom Verleger wie Künstler eine liebevolle Pflege entgegengebracht wird. Die wenigsten Leser, welche größere illustrirte Zeitschriften oder mit Holzschnitten ausgestattete Werke in die Hand nehmen, haben wohl einen Begriff von der Mühe, der Sorgfalt und den bedeutenden Kosten, welche ein solches Bild verursacht; sie wissen nicht, wie der Künstler erst auf den Holzstock zeichnen und dann der Xylograph oft Monate lang mit der Loupe vor dem Auge all die Tausende von Strichen nachziehen und nachschneiden muß, die ihm der Maler vorgezeichnet. Wer aber all diese Manipulationen kennt, der weiß auch Werke wie das vorliegende zu würdigen, die außer dem geistigen Capital, welches auf sie verwandt wird, ein nicht minder ansehnliches an Geld verlangen.

In erster Linie sprechen zu uns die Illustrationen. G. Bauernfeind, A. Calame, G. Kloß, L. Dill, B. v. Fiedler, L. Heilbuth, A. Hertel, C. Kanoldt, H. Kaulbach, W. v. Kaulbach, F. Keller, E. Kirchner, Lindemann-Frommel, A. Metzener, L. Passini, P. F. Peters, R. Schick, G. Schoenleber, Franz Skarbina, A. v. Werner sind die Künstler, welche das Werk schmückten und die uns von den Alpen bis zur Meerenge von Messina führen. Ein neues Werk über Italien im Allgemeinen ist in der deutschen Sprache heute wohl überflüssig zu nennen, ein so reich illustrirtes Bilderwerk über das Land der Schönheit, welches immer und immer wieder Germaniens Söhne anzieht, existirt aber noch nicht, und so ist es einmal eine Gabe für jene, die Italien nicht betreten können, das andere Mal ein Erinnerungszeichen für solche, denen es vergönnt war, die Sehnsucht, welche den Deutschen über die Alpen treibt, zu stillen.

Bis jetzt liegen acht Lieferungen in Folio vor, die uns durch ganz Oberitalien führen und schon den Uebergang nach Mittelitalien vermitteln. Ein Viertelhundert ganzseitige, prachtvoll gedruckte Tonbilder und etwa 100 in den Text eingefügte Holzschnitte schmücken diese acht Lieferungen und danach mag man den Reichthum des ganzen auf 24 Lieferungen berechneten Werkes bemessen.

Drei Autoren, mit Namen von gutem Klang, haben es unternommen, die Erläuterungen zu den Bildern zu schreiben. Denn nur Stimmungsberichte, Umrahmungen soll der Text bieten, er soll anregen, keineswegs erschöpfen. Und so schließt er sich denn, durch schöne Form getragen, den Illustrationen würdig an. Karl Stieler, der seine Münchener Feuilletonist, der Alpenkundige, übernimmt die Führung für Oberitalien; Eduard Paulus, der Verfasser poesie- und humordurchwehter „Bilder aus Italien", geleitet uns durch Toscana, während Waldemar Kaden, der schon seit Langem in Neapel ansässig und ein gründlicher Kenner von dessen Volksleben ist, den Süden behandeln wird. Wir sind also überall in guten Händen.

Unseren Lesern bieten wir zwei Bilder aus diesem Werke. Das eine zeigt die berühmte zerfallene Brücke von Borghetto am Mincio (S. 87). „Gian Galeazzo Visconti errichtete sie, um dem Fürstenhause der Gonzaga zu trotzen und die Wasser des Mincio abzuleiten, durch welche Mantua geschützt wird; allein dieser Zweck blieb unerreicht, obwohl Galeazzo mehr als 100,000 Zechinen darangesetzt. Das ganze tiefe Thal, wodurch Borghetto und das Castell von Valeggio getrennt sind, ward überbrückt; die Länge des Baues maß 500 Meter; die Breite $25\frac{1}{2}$ und 14 mächtige Thürme gaben dem Weg ein drohendes Gepräge. Der Kampf, den diese Zinnen fast herauszufordern schienen, blieb ihnen nicht erspart; am heftigsten tobte aber hier der Streit zur Zeit Buonaparte's, nicht unter dem großen schweigsamen Soldatenkaiser, wie er später ward, sondern unter jenem feurigen Jünglinge, der als General der Republik über die Alpen stieg, der auf der Brücke von Arcole stand mit fliegender Fahne und fliegendem Haar. Schon damals, wenn man das zerbröckelte Mauerwerk genauer prüfte, fand man Stücke die ganz dieselbe Mischung zeigten, wie die römischen Bauten in Sirmio und in der Umgebung des Gardasees; in dem tiefer liegenden Schutte der Dämme fand man Münzen von Consuln und Kaisern; kurzum es bleibt kaum ein Zweifel, daß wir bereits auf den Trümmern einer uralten römischen Brücke stehen. Längst ehe Buonaparte seine

*) Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus, Waldemar Kaden. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.



Die Certosa bei Pavia.

Schaaren in die Schlacht geführt, klang hier das Ave Cäsar aus römischem Munde, dies unheilvolle Wort, das die Umgebung von Verona mit Blut getränkt."

Das zweite Bild zeigt uns die Certosa bei Pavia, einen der herrlichsten Schätze Italiens, einen Kirchenbau, unerschöpflich in seiner plastischen Decoration. Derselbe Visconti, von dem die oben genannte Brücke herrührt, ist auch der Gründer der Certosa und zwar des gothischen Theiles derselben, an den später sich noch Renaissance- und Barockarbeiten anschlossen. Unser Bild stellt die Certosa von der Renaissancefaçade aus dar. Dieses herrliche Prachtwerk, in weißem Marmor ausgeführt, weltberühmt durch seinen überreichen Schmuck, wird gegenwärtig von allen competenten Kunstrichtern als das bestgedachte des funfzehnten Jahrhunderts geschätzt. Das Motiv, unabhängig von den antiken Ordnungen, ist das der romanisch-lombardischen, abgestuften Kirchenfronten mit vortretenden Pfeilern und querdurchlaufenden Bogengallerien; innerhalb dieser festgeschlossenen Formen beherbergt sie allen erdenklichen Schmuck in weiser Abstufung des Ausdrucks. Der Reichthum und die



Zerfallene Brücke von Borghetto am Mincio.

Schönheit der Einzeltheile sowie die sinnige Anordnung des Schmuckes: unten Sculpturen und gemeißelte Decorationen in weißem Marmor, oben Flächen und Einfassungen mit verschiedenfarbigem Marmor incrustirt, endlich die Auflösung aller Flächen in die reizendsten Meißelwerke erklären jenen außerordentlichen Ruf. Bei dieser Façade hat die Sculptur gleichsam die Architektur aus ihrem eigenen Hause getrieben. Schinkel sagt von ihr: „Sie besteht aus weißem Marmor, Bronze, Mosaik u. s. w. und ist von dem untersten Gliede des Sockels an mit den feinsten Sculpturarbeiten geziert, die von der größten Schönheit sind. Figuren, Köpfe, Schilde, Arabesken, Basreliefs, einzelne Gruppen, eingelegte Bronzearbeiten, Candelaber, Casetten in den Bögen, Fruchtschnüre und andere Ornamente bedecken die Façade überall. Man könnte jahrelang daran Neues sehen."

Die höchste Pracht zeigt das Hauptportal, das schon seiner architektonischen Composition nach ein Werk ersten Ranges ist. Die ganze Façade aber ist eine der wenigen, welche zur Renaissancezeit in Italien beabsichtigt und wenn auch nicht völlig vollendet, so doch zu einem gewissen Abschluß gebracht wurden; die weitaus größte Zahl solcher Façaden aber wurde nie begonnen, so daß man noch jetzt an vielen Kirchen die rohen Mauern sieht.

# Livingstone's letzte Tagebücher.

## II.

Unter den geographischen Ergebnissen der Reise ins Manjuemaland steht die Auffindung des Lualaba obenan, der aus dem Moerosee abfließend in den Kamalondosee mündet. Livingstone hält ihn wohl für den obern Nil, zeitweilig aber läßt er diese Hypothese fallen und glaubt er sei der Congo (was von Geographen wohl allgemein jetzt angenommen wird). Am 31. März erblickte er diesen Lualaba, „einen mächtigen Fluß", wenigstens 3000 Yards breit, mit steilen Thonufern, ohne Furten, nach Norden mit einer Geschwindigkeit von 2 engl. Meilen in der Stunde fließend. Hier am Lualaba hielten die Manjuema Markt ab; wohl 3000 Menschen waren des Handels wegen versammelt; weiße geröstete Ameisen, die große Achatinaschnecke, Lepidosirenfische in Töpfen voll Wasser, andere Fische, Eisenwaaren, Geflügel, Graszeug, Schweine, Palmöl, Salz, Pfeffer, Bananen, Mehl wurden hier verhandelt.

Diese Manjuema sind aber Cannibalen und überhaupt scheinen die Sicherheitsverhältnisse im Lande nicht besonders günstig zu sein. „Kaltblütige Mörder sind hier außerordentlich häufig. Einige Leute schlagen andere nur darum todt, um die rothen Schwanzfedern eines Papageies im Haare tragen zu dürfen; doch sind diese Menschen nicht häßlich und viele haben so schön geformte Köpfe wie man nur in London finden kann. Wir Engländer, wenn nackt, würden nur eine armselige Erscheinung neben den straffen Formen und feinen Gliedern der Manjuemamänner machen. Ihr Cannibalismus ist zweifelhaft, doch argwöhne ich stark. Die Frauen sind aber unschuldig." Aber schon auf der nächsten Seite berichtet Livingstone verschiedene unzweifelhafte Fälle von Cannibalismus. So Seite 127: „Ein Fremder hatte auf dem Markte zehn menschliche Unterkieferknochen an einem Stricke über die Schulter hängen; auf meine Nachfrage gab er an, deren Eigenthümer getödtet und verzehrt zu haben; mit dem Messer zeigte er, wie er die Schlachtopfer aufgeschnitten hatte. Als ich meinen Abscheu zu erkennen gab, lachte er und die Uebrigen." Und wieder: „Monanpoda führte mich zu einer Stelle, wo alles Gras niedergetreten war und sagte mir: Hier tödteten und verzehrten wir einen Mann aus Mozia. Das zerlegte Fleisch war von Dugumbé (einem Sklavenhändler) gesehen worden. Sie scheinen ihre Feinde zu verzehren um sich Muth zu machen oder aus Rachsucht. Bemerkenswerth erscheint, daß sie nicht aus Nahrungsmangel zu der Unsitte kamen, denn das Land ist voll Lebensmittel, so daß also der Grund für den Cannibalismus weder in Hungersnoth noch im Mangel animalischer Nahrung liegt, wie es bei den Neuseeländern der Fall gewesen sein soll. Der einzige, sichtbare Grund, den ich entdecken kann, liegt in einem unnatürlichen Appetit, in einem Gelüste nach Fleisch, dessen Geschmack wir als haut-goût bezeichnen. Man erzählt, daß sie ihre Todten einige Tage lang im Walde begraben und dann sind sie bei den hiesigen klimatischen Verhältnissen faulig genug für den stärksten Magen." Livingstone glaubt übrigens, daß sie nur jene verzehren, welche im Kriege getödtet wurden. Ein Manjuema sagte ihm: „Das Fleisch ist nicht gut, man träumt nach dessen Genuß von dem Todten." Nach aller Urtheil aber soll es salzig sein und nur weniger Würze bedürfen.

Livingstone wünschte den Lualaba abwärts (nach Norden) zu fahren. Die Beschaffung der Kähne machte Schwierigkeiten und einer derselben verunglückte in einem Wirbel, wobei fünf Menschen ertranken. Dadurch wurde dieser Plan zerstört; nun bot der Reisende dem Sklavenhändler 400 Pf. St. und alle Waaren, welche er in Udschidschi erwartete, wenn er ihn bis zum Tschebugosee (Lake Lincoln) und den „Quellen des Herodot" sowie zu den wunderbaren Höhlen von Katanga führen wolle, in denen, den Berichten zufolge, 10,000 Menschen Unterkunft finden könnten. Während man noch hierüber unterhandelte, begingen Dugumbé's Leute eine nichtswürdige Schurkerei; sie fingen plötzlich an auf die wehrlose vergnügte Menschenmenge zu feuern, welche sich zum Markte versammelt hatte, und trieben Männer, Frauen und Kinder in den Lualaba, wo eine große Anzahl ertrank. Die Einzelheiten, welche Livingstone mittheilt, sind für uns schaudererregend, während bei den Sklavenhändlern derlei Scenen nur wie eine Art Sport betrachtet wurden.

Unter solchen Umständen beschloß der Reisende sich von seinen bisherigen Begleitern zu trennen und nach Udschidschi umzukehren, wo er neue Leute und Waaren zu finden hoffte. Am 22. Juli brach er auf und zog ostwärts durch ein von den Sklavenjägern verwüstetes Land; die erschreckte Bevölkerung, welche ihn für einen jener Unholde hielt, zeigte sich sehr feindlich. Sie schossen aus dem Hinterhalte, tödteten zwei seiner Leute und er selbst entging nur mit Mühe und Noth den Speerwürfen; einmal hatte man sogar einen Baum so eingerichtet, daß er von ihm erschlagen werden sollte. Dazu kam, daß seine Gesundheit abermals sehr zu wanken begann: „Krank Tag und Nacht. Ich fühlte, wie ich von den Füßen an abstarb; jeder Schritt verursacht mir Schmerzen; der Appetit mangelt, während die gedrückte Gemüthslage auch auf den Körper wirkt." So schreibt er in seinem Tagebuche. Als er am 23. October, nach dreimonatlichem Marsche, Udschidschi wieder erreichte, war er zum Gerippe abgemagert; alle seine Waaren hatte man während seiner Abwesenheit verkauft. Welch bittere Enttäuschung — er war mit seiner Energie zu Ende, da nahte wunderbare Rettung, denn am 28. October traf der Amerikaner Stanley unerwartet bei ihm ein.

Wir kennen aus Stanley's Werke die merkwürdige Begegnung zwischen den beiden Männern, eine Begegnung, die sich mit jener zwischen Barth und Vogel im Walde von Bundi vergleichen läßt; interessant ist es nun zu vernehmen, wie Livingstone sich hierüber ausläßt. Er war außerordentlich gerührt. „Ich fühle die tiefste Dankbarkeit und bin doch zugleich beschämt, da ich so vieler Großmuth nicht werth bin." Nachdem Livingstone sich erholt, schiffte er sich nach 14 Tagen schon mit Stanley ein, um das Nordende des Tanganjikasees und den Rusisifluß zu untersuchen. In Unianiembe trennten sich dann später beide Männer. Stanley suchte Livingstone zur Rückkehr nach Europa zu veranlassen, dieser indeß wollte nicht eher umkehren, bis er seine große Aufgabe vollendet habe, zumal er jetzt über frische Vorräthe gebot.

Am 25. August 1872 brach Livingstone von Unianiembe zu seiner letzten Reise auf. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, rund um das Südende des Tanganjikasees zu marschiren, dann den Tschambesi zu kreuzen, zum Bangweolosee vorzudringen und die vier großen Quellen zu besuchen, die

nahe beisammen liegen und die schnell zu großen Flüssen anwachsen. Damit sollte die Frage nach den Nil- und Congoquellen gelöst werden. „Niemand wird mich mehr ausstechen, wenn diese Forschung gelungen ist,“ schreibt er selbstbewußt. Die ganze Reise ließ sich aber schlecht an; er athmete die Fieberluft der Sümpfe und Marschen am Bangweolosee — „diese Welt von Wasser und Termitenhügeln“ —, eine Gegend, wo eher Fische als Menschen existiren konnten. „Ein Löwe war hier durchgekommen, er brüllte aber, als ob er sehr enttäuscht sei. Wir können mit ihm sympathisiren.“ Dazu von oben strömender Regen; „wir waten 3 bis 4 Fuß tief im Wasser durch Prärien mit steifem Grase.“ Die Canoes gehen zu Grunde. Man begreift, wenn Livingstone unter diesen Umständen am 10. April in sein Tagebuch schreibt: „Ich bin blaß, blutlos und schwach vom starken Blutverluste; eine Arterie vergießt einen starken Strom und nimmt meine Kraft weg.“

Das ging so fort; zehn Tage später konnte er kaum noch den Bleistift halten und Beobachtungen machen. Selbst der Stab, der ihn stützte, ward ihm zu schwer. Das Tagebuch hört auf und nur noch Data sind eingetragen. Die Diener tragen ihn sorgfältig weiter, aber das Bewußtsein verläßt ihn und im Dorfe Illala, wo seine treuen Schwarzen rasten, finden sie ihn todt am Bette kniend, das Haupt mit den Händen bedeckt auf dem Kissen ruhend.

---

# Der „Challenger“ im östlichen Archipelagus.

## II.

Von Banda aus gelangte der „Challenger“ bald in eine See, die nach früheren Lothungen 4000 Faden Tiefe haben sollte. Er ließ 4 Miles Leine mit dem Scharrnetz ab und fand zu nicht geringer Ueberraschung nur 1425 Faden. Das Netz brachte unter anderen Sachen auch Blätter, Treibholz und Treibsamen heraus; diese saugen also Wasser ein und werden schwer genug um bis auf den Boden sinken zu können.

Am 4. October kamen die grünen Höhen von Amboina in Sicht. Das Schiff legte am Regierungswerft an und nahm Kohlen ein. Diese Insel liefert bekanntlich die besten Gewürznelken, aber die Plantagen liegen zu weit vom Hafenplatze, als daß die Leute des „Challenger“ hätten zu Fuß hingehen können und Fuhrwerk oder Reitthiere waren nicht zu beschaffen. Ananas wachsen wild an den Bergabhängen; andere Früchte waren nicht auf dem Markte; das Rindfleisch war theuer und schlecht.

Die Fahrt ging dann durch die Burostraße gen Norden nach Ternate. Diese Insel liegt vor der Westküste von Gilolo an der Molukkenpassage, und dort hatte man gleichzeitig nicht weniger als zehn Vulcane in Sicht. Die Abhänge der Berge sind wohl bestellt und man gewinnt dem Urwalde mehr und mehr Plantagenboden ab. Dort gedeihen alle Gewürze; der Markt war gut versorgt. Auf Ternate findet man viele ganz prächtige Papageien, die weit leichter zahm werden als die westindischen. Auf Tidore, das größer ist und in lebhaftem Handelsverkehr mit Neuguinea steht, wurde eine Anzahl von Paradiesvögeln gekauft. Der Sultan von Tidore, welcher diesen Handel betreiben läßt, macht Anspruch auf alles Land auf Neuguinea bis 141 Grad Ost, und ein Gleiches thun bekanntlich auch die Holländer. Zwei Leute von der Partie des „Challenger“ versuchten die Ersteigung des 5500 Fuß hohen Vulcans um Pflanzen zu sammeln, kamen aber nicht bis zum Gipfel wegen der brennend heißen Schwefelerde. „In Betreff der thätigen Vulcane in diesen Regionen sind unsere Erwartungen getäuscht worden. Ein thätiger Vulcan und einer in Eruption sind offenbar verschiedene Phänomene. Wir sahen einige, die aber unserer vorgefaßten Meinung nicht entsprachen. Ein activer Vulcan zeigt im gewöhnlichen Zustande seine Thätigkeit nur dadurch an, daß von dem schweseligen Grunde am Rande oder im Innern des Kraters leichte Dämpfe aufsteigen; diese sind oft schwer von einer über den Berg hinziehenden Wolke zu unterscheiden. Wir haben bis jetzt keinen wirklichen Rauch, und eben so wenig eine Flamme oder reflectirten Brand gesehen.“

Die Celebessee war um diese Jahreszeit ruhig und das Schiff steuerte nach den Philippinen, wo es zunächst bei Zamboangan vor Anker lag. Dieser an der Westküste von Mindanao liegende Platz ist der am weitesten nach Westen liegende Hafen, den die Spanier dort besitzen. Sie waren (— schon seit Jahren —) im Kriege mit den Piraten von den Suluinseln, welche von ihnen mit Kanonenbooten blockirt wurden. Der Sultan von Sulu macht sich übrigens nicht eben viel daraus, wenn sie ihm einige Prahus oder Dörfer an der Küste verbrennen, und die Spanier müssen, wenn sie ihn gründlich zu Paaren treiben wollen, viel kräftigere Mittel anwenden als seither geschehen.

Die Häuser der Europäer in Zamboangan sind aus Korallen gebauet, jene der Eingeborenen aus Bambus. Diese stehen auf etwa 10 Fuß hohen starken Pfählen und sind mit Palmblättern gedeckt; der Raum unter dem Flur ist Tummelplatz für Schweine und Hühner. Bedeutenden Handel hat der Platz nicht; derselbe hat überhaupt nur als Militärposten einige Bedeutung.

Bei Manila wurde am 4. November geankert. Unterwegs besuchte der „Challenger“ die Insel Ilo-Ilo und kam an vielen Eilanden vorbei, die überaus fruchtbar sind, aber nur in der unmittelbaren Nähe der Wohnorte einigermaßen Feldbau haben. Die Spanier wollen immer noch nicht begreifen, daß unter der Herrschaft des Monopols das Volk nicht zu Wohlstand gelangen und weder Gewerbe noch Handel gedeihen kann. Der Anbau des Zuckerrohrs freilich ist beträchtlicher geworden; Taback muß auf Befehl der Regierung gepflanzt werden; sie zahlt aber für die Blätter nicht prompt, nie zu einer bestimmten Zeit und immer erst lange nachdem die Waare abgeliefert worden ist. Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen die Bauern sich nicht aufgemuntert finden. Alles würde stagniren ohne die Chinesen, die dort, wie überall wohin sie kommen, die Arbeitsbienen sind. Auf den Philippinen haben sie keine Concurrenten an weißen Leuten und die eingeborenen Tagalen können es ihnen nicht gleichthun. Aber die Spanier sind unverständig genug sie mit hohen Steuern und Abgaben zu belasten. „Gegenwärtig hat Spanien von diesen herrlichen Besitzungen keinen andern Vortheil, als daß es dort eine Anzahl von Beamten versorgen kann. Aller Handel, so

weit er nicht monopolisirt ist, befindet sich in den Händen von Ausländern."

Im Chinesischen Meere hatte man, nach einer sieben Wochen dauernden ruhigen Luft, frischen kühlen Wind, den Nordostmonsun. Am 16. November wurde Hongkong erreicht; man war sehr überrascht dort eine Stadt von Palästen zu finden, und in den Straßen ein reges, geschäftiges Leben. Der Ankerplatz ist rings von Land umschlossen; die Hügel auf dem Festlande sind baumlos, selbst die Thäler ohne Gesträuche. Trotzdem ist der Anblick des Ganzen fesselnd. Im Vordergrunde gewahrt man die vielen Dampfer, Segelschiffe und Dschonken; viele kleine Vorgebirge und Landspitzen ragen in die blaue See hinaus, von welcher das Grün der grasbedeckten Höhen sich anmuthig abhebt. Ueber dem Bilde lagert eine nebelduftige Luft, deren Tinten sich beim Vorrücken der Sonne vielfach verändern.

Während der Fahrt von Australien bis China hat der „Challenger" überall wo es irgend sich thun ließ, Tiefseemessungen vorgenommen und von den vielen kleinen Inseln botanische und zoologische Sammlungen erhalten. Ueberhaupt sind die Ergebnisse sehr günstig gewesen. Durch die Temperaturbeobachter werden die vom Capitän Chimmo veranstalteten in Bezug auf die umgrenzten Stellen in jenen östlichen Meeren bestätigt. Dieselben sind in der That eine Reihenfolge gesunkener Seen oder Becken, deren jedes von den benachbarten Gewässern durch einen seichtern Rand abgetrennt ist. Das Wasser bis zu der Tiefe wo es diesen Rand erreicht, kann frei circuliren und wird je tiefer je kälter. Aber die ganze von da ab tiefer liegende Masse, welche mit dem Wasser draußen keine Verbindung hat, behält dieselbe Temperatur wie das Wasser, welches über den Rand hinweg strömt. Oder, mit anderen Worten: das eiskalte Wasser, welches von den antarktischen Meeren nach Norden strömt und in allen tiefen Canälen gefunden wird, kann keinen Zugang erhalten über oder durch den Rand. Man kann nun mit Bestimmtheit behaupten, daß das Meer unmittelbar im Osten der Torresstraße, obwohl es eine Tiefe von 2450 Faden hat, von einem erhöheten Rand umgeben ist, über welchem nirgends mehr als 1300 Faden Wasser ist; alles Wasser unterhalb dieser Tiefe hat eine beständige Temperatur von 35° F. Die Bandasee ist 2800 Faden tief, und wird in einer Tiefe von 9000 Faden abgeschnitten; die 2000 Faden tiefe Celebessee bei 900 Faden, die 2550 Faden tiefe Sulusee bei 400 Faden. Alles Wasser unterhalb dieser Tiefe hat 50° F. Andererseits finden wir, daß die Molukkenpassage bis zu einer Tiefe von mindestens 1200 Faden offen ist und das Chinesische Meer, wo wir bis jetzt bis zu 1050 Faden gefunden haben, bis dahin gleichfalls offen ist.

---

# Schlangen und Sorinos in den argentinischen Pampas.

Wir theilten jüngst die Schilderungen mit, welche Dr. J. Taiber in der „La Plata Monatsschrift" von der Biscacha und den Biscacheras entworfen hat. Hier wollen wir diejenigen folgen lassen, welche der aufmerksame Beobachter über die Schlangen und ein den Pampas eigenthümliches Thier, das Sorino, entworfen hat.

Wird während der Nacht Halt gemacht, sei es um den Truppen etwas Rast zu gönnen, oder um das Nachtlager aufzuschlagen, so muß, namentlich während der warmen Jahreszeit, bei der Auswahl des zum Niedersitzen oder zum Aufschlagen des Zeltes bestimmten Platzes Vorsicht angewendet werden, da es sich treffen könnte, daß denselben Platz schon böse Schlangen, wie Vipern und Ottern, eine hier vorkommende sehr giftige Buschspinnenspecies oder andere Geschöpfe ähnlichen Gelichters für ihre Ruhestätte auserkoren haben. In Berücksichtigung dieser möglichen Gefahr wird auf Märschen in den Grenzdistricten, denn in bewohnten Gegenden sind giftige Thiere äußerst selten, von einem oder dem andern Offizier ein Gift neutralisirendes oder gar zerstörendes Mittel mitgeführt, damit vorkommenden Falles Hülfe sofort geleistet werden könne. Die gewöhnlichsten solcher Mittel bilden das Ammoniak und das Aetzkali, deren Wirkungen ja allgemein bekannt sind. Diese Mittel können jedoch, der Natur der Sache nach, nur nach bereits stattgefundener Verwundung Seitens eines giftigen Thieres von Nutzen sein; man ist daher immer der Gefahr der Verwundung ausgesetzt. Um nun dieser vorzubeugen, sind bei den Grenztruppen wie bei den Grenzbewohnern überhaupt mehrfache Hausmittel in Gebrauch, von denen ich das bewährteste hier nennen will; es ist der Knoblauch, dessen Geruch den Schlangen und der ganzen saubern giftigen Sippschaft so zuwider ist, daß man durch Tragen einer oder mehrerer solcher Zwiebeln sich vollständig gegen sie sichern kann.

Bekanntlich lieben die Schlangen die Wärme sehr, was sie veranlaßt, sich, wenn dies ihnen thunlich, unter die Decken eines in ihrer Nähe schlafenden Menschen zu verkriechen, um so nicht nur von den Decken, sondern auch durch die von dem Körper des Schlafenden ausgehende Wärme erwärmt zu werden, und gerade hierin liegt die Hauptgefahr. So lange sich der Schläfer ruhig verhält, kann es keinen gesittetern Schlafkameraden geben als so einen fest an ihn angeschmiegten Kaltblüter, der aber sehr ungemüthlich wird, wenn man ihn aus seiner behaglichen Ruhe aufstört, was doch geschieht, wenn der Schläfer erwacht und sich erhebt. Nun ist es eine erwiesene Thatsache, daß nie ein Mensch hier in den Pampas von Schlangen gebissen wurde, der Knoblauch ganz oder in Stücken getheilt bei sich führte. Ja, man will sogar beobachtet haben, daß auf einen Schläfer zukriechende Schlangen sich plötzlich umgewandt und schleunigst die Flucht ergriffen haben, sobald sie den Geruch von Knoblauch wahrnahmen.

Ich habe lange genug an der Grenze gelebt und kann bezeugen, daß nie ein Fall zu meiner Kenntniß gelangt ist, daß ein Knoblauch bei sich tragender Mensch von einer Schlange gebissen worden sei; auch wurde mir dieselbe Versicherung gegeben von den zahlreichen Personen, welche ich darum fragte, und welche zum Theil nicht nur wahrheitsliebende und competente Personen waren, sondern denen auch eine langjährige Erfahrung zur Seite stand; manche von ihnen hatten so zu sagen ihr ganzes Leben hindurch Grenzforts befehligt und zugleich die Stelle eines Arztes, so gut es eben gehen wollte, eingenommen. Und was mich besonders frappirte war die absolute Uebereinstimmung aller der mir gemachten zahlreichen Aussagen.

Dem Knoblauch ähnlich sollen die Felle des Venado (Bock einer hier zahlreich vertretenen Rehart) wirken, deren

starker widerlicher Geruch gleichfalls den Reptilien so wenig zusagen soll, daß ein auf einem solchen Felle schlafender resp. ruhender Mensch vor ihnen vollständig gesichert sei. Der einzige Uebelstand, welcher der Verallgemeinerung dieses Schutzmittels entgegensteht, ist eben der höchst unangenehme penetrante Geruch der Felle resp. dessen fatale Eigenheit, sich dem Körper, der längere Zeit mit dem Felle in Berührung steht, also z. B. dem auf dem Felle Schlafenden, auf Tage ja auf Wochen lang anzuhaften und allen Reinigungsversuchen wie der Anwendung aller Desinfectionsmittel den hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen. Selbst die nicht gerade verwöhnten Repräsentantinnen des schönen Geschlechtes an der Pampagrenze hegen einen so starken Widerwillen gegen den Venadogeruch, daß nur der Gaucho, welcher auf die Gunst der Frauen ganz und gar verzichtet hat, sich dieses Schutzmittels zu bedienen wagt. Hat nun der Mensch seinen Scharfsinn anwenden müssen, um Schutzmittel gegen die so gefürchtete Gefahr eines giftigen Schlangenbisses zu entdecken, so hat die Natur schon dem Menschen Mittel und Wege an die Hand gegeben. Der Mensch, um auf lange Zeit hin vollständig gesichert zu sein gegen Schlangenbisse, ja um ein Gegenstand des Schreckens für alle Reptilien zu werden, braucht sich nur von dem Sorino anfeuchten zu lassen. Aber undankbar wie der Mensch ist, weiß er nicht zu erkennen, daß in einer solchen — Anfeuchtung die Natur ihm wieder einen Beweis ihrer ausgesprochenen Vorliebe giebt; vielmehr wünscht der kurzsichtige undankbare Mensch dieses ihm gratis und ohne sein Zuthun gespendete Schutzmittel gegen Schlangenbisse zu allen Teufeln. Und das werden meine europäischen Leser etwas begreiflicher finden, wenn ich ihnen sage, daß Sorino der hiesige Name des ihnen wenigstens dem Namen nach bekannten, gar übel berüchtigten Stinkthieres ist. Um aber einen vollständigen Begriff von dem Abscheu zu erlangen, den hier Mensch wie Thier gegen eine — Anfeuchtung Seitens des kleinen niedlichen Sorino hegen, muß man diese Operation schon selbst erlebt, schon persönlich von einem Strahl des Fluidums getroffen worden sein, welches der Sorino in über freigiebiger Weise auf alle die ausspritzt, welche seinen Unwillen erregt haben. Das kleine Geschöpf macht sich dabei wenig daraus, ob es den Menschen oder einen jener Köter — anfeuchtet, welche zu Dutzenden selbst die elendeste Hütte in den Pampas umlagern und hier und da Aehnlichkeit mit dem getreuesten Freunde des Menschen, dem Hunde, aufweisen.

Bei dieser Operation verfährt der Sorino auf folgende Weise. Sobald er sich von irgend einem lebenden Wesen bedroht glaubt, läßt er sich auf sein Gefäß nieder, mit dem Kopf dem Feind zugewandt, und sondert dann aus einer eigenen blasenartigen Drüse eine im höchsten Grade übelriechende Flüssigkeit ab, welche er dem Feinde entgegenspritzt, und dies mit solcher Kraft und Präcision, daß nur höchst selten ein selbst klafterweit entferntes Ziel verfehlt wird. Dem Flüssigkeitsgrade und der Menge dieses Fluidums nach zu urtheilen wird dasselbe mit dem Harn des Sorino vermischt, und stellt es eine sehr sichere Vertheidigungswaffe dar, denn so betäubend ist die Wirkung, daß der Angreifer an nichts weniger mehr denkt als an die Verfolgung des Thierchens, das sich, nachdem es seine Drüse entleert hat, ohne sonderliche Eile oder Furcht zu verrathen, trollt. Es sind auch nur junge Hunde, welche aus Unerfahrenheit einen Sorino stellen, ältere Köter dagegen, denen schon ein Jagdvergnügen, welches sie sich machen wollten, so anrüchig ausfiel, wagen sich selten mehr an den anscheinend so harmlosen Sorino. Sobald ein Hund oder sonst ein Thier auf oben beschriebene Weise von dem Sorino angefeuchtet wird, scheint er einem Betäubungsanfall, einer Ohnmacht zu unterliegen, um, nachdem er seiner Sinne wieder mächtig ist, in herzbrechendem Geheule seinem Schmerze Luft zu machen. Dann wälzt er sich wie wahnsinnig auf dem Boden herum in der irrigen Annahme, er könne so den Gestank vertreiben, und wenn er nach langem, krampfartigem Wälzen und Heulen sich von der Vergeblichkeit seiner desfallsigen Anstrengungen überzeugt hat, eilt er in rasendem, durch nichts aufzuhaltendem Laufe der nächsten Wasserpfütze zu, in welche er bis an die Nase untertaucht und stundenlang darin verharrt. Aber auch hier wieder strengt er sich vergeblich an, denn weder Wälzen noch Wasser vermögen den Geruch zu entfernen, ja nur zu schwächen; das kann nur die Zeit bewerkstelligen. Und es ist dies eine qualvolle Zeit für den bedauernswerthen Schlucker; nach Hause, d. h. nach der Hütte, zu welcher er gehört, darf er natürlich nicht, da sein Herr, seiner Geruchsnerven wegen, ihn mit Stockschlägen und wenn diese nicht ausreichen mit brennenden Holzstücken &c. verscheucht; und hartherziger sind noch seine eigenen Spielgenossen, die ihn wie die Pest fliehen und wenn er sich doch an sie zu drängen wagt, wie auf ein Commando alle auf einmal über ihn herfallen und ihn in einem Augenblick so jämmerlich zerbeißen, daß er mit dieser Lection für die nächste Zeit genug hat und ein Einsiedlerleben zu führen beginnt. Dabei kann er sich nicht einmal durch die Jagd zerstreuen, denn auf große Entfernungen hin wittern ihn alle Thiere, ein Anschleichen ist also nicht möglich. Für seine Nahrung ist er auf die im Camp immer vorkommenden gefallenen Thiere angewiesen; sollte aber gerade kein Aas in der Nähe sein, so wird er zum Raubthier, bricht in die unbewachten Schafherden ein, eine üble Gewohnheit, die er auch später nicht mehr ablegen kann, und die sein jähes Ende, durch einen Messerstich seines Herrn, fast immer nach sich zieht. Es vergehen viele Wochen, bis der Geruch ganz verschwunden ist und ein damit behafteter Hund wieder zu Gnaden aufgenommen wird.

Hat nun ein derartiges Unglück einen besonders gelehrigen, schon abgerichteten Hund betroffen, so läßt ihm sein Herr eine weit mildere Behandlung zu Theil werden; er weist ihm eine geschlossene Hürde, wo die anderen Hunde ihn nicht belästigen können, zum Aufenthalt an und sorgt auch für reichliches Futter. Freilich entspringt diese Behandlungsweise weniger einer mitleidigen Regung des Besitzers, als vielmehr gewinnsüchtigen Absichten. Es ist nämlich möglich, den betreffenden Hund nunmehr ganz speciell für die Sorinojagd abzurichten, ja ein solcher Hund jagt später mit einer wahren Leidenschaft gerade nur noch das zuerst so gefürchtete Thierchen. An den Geruch hat er sich nach und nach gewöhnt, er weiß auch, daß es ihm sein Herr an Nahrung nicht fehlen läßt, und so geht er dann dem Sorino scharf zu Leibe und kümmert sich zuletzt gar nicht mehr um dessen Vertheidigungsmittel.

Das hiesige Stinkthier ist recht hübsch gezeichnet, sein Fell weich und da weder das Fell noch das Fleisch übel riecht, ist es sehr gesucht. In den Handel kommt es allerdings weniger, denn erstens werden verhältnißmäßig nur wenige erbeutet, und dann lieben es die Gauchos und Indianer, dasselbe zu Fußdecken zu verarbeiten und eine solche — immerhin werthvolle — Decke auf dem ungedielten Boden ihrer Hütte, gewöhnlich vor der Lagerstätte, auszubreiten. Uebrigens gewöhnen sich nach und nach auch einzelne Menschen an den Geruch, und giebt es unter den Indianern, besonders den Chehuelches, mehr als einen Jäger, der gleich einem abgerichteten Hunde dem Sorino nachstellt und ihn erlegt. Freilich gehören dazu ganz eigene Begriffe über Wohlgeruch. Wird ein gewöhnlicher Sterblicher von einem Sorino angefeuchtet, so kann er von Glück sagen, wenn von dem Strahl des betreffenden Ambra nur seine Kleidungs-

stücke getroffen werden und er Geistesgegenwart genug behält, um das betreffende Kleidungsstück sofort ohne eine Secunde zu verlieren von sich zu werfen. Beobachtet er letztere Vorsicht nicht, oder will es gar das Mißgeschick, daß das boshafte Thierchen nach einem unbedeckten Körpertheil sein Geschoß schleuderte und denselben traf, so geht es dem Unglücklichen auch schlimm genug. Ich lernte z. B. an der Südgrenze einen Tyroler Namens M. kennen, der dort als Schullehrer fungirte, dem das Unglück begegnete, daß auf einem Spaziergange in der Abenddämmerung er einem Sorino zu nahe kam, der ihm dann eine volle Ladung mitten in das von einem prächtigen Vollbart umrahmte Gesicht gab. Abrasiren des Bartes half eben so wenig wie Waschen mit kölnischem Wasser ꝛc.; der arme Mann wurde von seiner eigenen Familie in einen Gartenpavillon verbannt, wo er fast einen Monat ausharren mußte; die Seinen besuchten ihn zwar regelmäßig, sie näherten sich ihm aber nur mit dem Winde her und immer nur auf eine gewisse Entfernung.

Das Fleisch des Sorino wird von den Indianern und auch von einem Theil der Gauchos gern genossen. Noch sei bemerkt, daß unser Thierchen zwar in der ganzen Republik vorkommt und daß es überall dieselben Eigenheiten besitzt, d. h. stellenweise außerordentlich anrüchig wird; aber seinen Namen wechselt es häufig. Während in Buenos Ayres und auch in Santa Fé man es als Sorino kennt, legen ihm die Mendoziner z. B. den Namen Chiñe bei.

---

# Die Völkerschaften auf Ceylon.

Ceylon, „der Garten der Welt“, bietet in ethnographischer Beziehung eine bunte Musterkarte dar. Neben Engländern, Portugiesen und Holländern finden wir den Eurasier, d. h. den Mischling von Europäern und eingeborenen Frauen, den Parsi, den sogenannten Mauren oder Mohren, den Tamilen (Tamulen), den Singhalesen und im Innern, nach Osten hin, den wilden Weddah. Am zahlreichsten sind die Singhalesen, Leute von arischer Abstammung, aber träg, ohne Unternehmungsgeist, nicht concurrenzfähig gegenüber den anderen, „überhaupt nicht viel nütze“. Die Gesammtbevölkerung mag auf den 1190 Quadratmeilen gegen zwei Millionen Seelen betragen.

Seitdem, ungefähr von 1830 an, der Kaffeebaum auf Ceylon in Aufnahme kam, mußte man Arbeitskräfte haben. Die Singhalesen erwiesen sich als unbrauchbar; man holte deshalb von der Malabarküste, namentlich aus Tandschore, Madura, Tritschinapaly und Tinnevelly, Kulis vom Volke der Tamilen, welche bekanntlich dravidischer Abstammung sind. Diese Leute arbeiten; sie verdingen sich auf bestimmte Zeit und die Heimkehrenden werden durch neue Zuzüge anderer Kulis ersetzt. Von etwa 900,000 solcher tamulischer Arbeiter waren binnen 18 Jahren 950,000 von der Malabarküste nach Ceylon gekommen, von welchen nur etwa 480,000 in ihre Heimath zurückgegangen sind. Gegenwärtig kann man die tamulische Bevölkerung auf der Insel zu reichlich einer halben Million annehmen; sie sind viel energischer als die Singhalesen, die ihnen überall weichen müssen in Ackerbau, Manufacturwesen, als Fischer, Hirten und Plantagenarbeiter. Der Tamule ist kräftig gebaut; aber man sagt von ihm er sei grausam und unzuverlässig. Die Pflanzer haben die von niedriger Kaste am liebsten, und kümmern sich nicht um den Kastenunterschied, der auf Ceylon stark abgeschwächt wird. Ein Kuli von höherer Kaste wird mit dem von einer niedrigern gewiß nicht unter demselben Dache wohnen oder sich dessen Kochgeschirrs bedienen, er arbeitet aber neben demselben im Felde und kommt überhaupt in nähere Berührung mit ihm als in Malabar der Fall wäre. Er heirathet kein Mädchen aus niedriger Kaste, hat aber gegen zeitweilige Verbindungen mit einem solchen nichts einzuwenden.

Die Tamilen glauben an ein höheres Wesen, aus welchem sie sich nicht eben viel machen, weil dasselbe ihnen nichts Böses zufügt, dagegen haben sie großen Respect vor dem bösen Geiste Muncandy, welchen sie durch Opfer zu versöhnen trachten. Die Missionäre haben unter ihnen äußerst geringen Erfolg gehabt, obwohl die Pflanzer ihnen besten Vorschub leisten. So lange die Kastenvorurtheile noch so stark wie bisher bleiben, ist auch keine Aussicht auf großen Erfolg. Diese malabarischen Kulis sind wie Kinder und müssen als solche behandelt werden. Sie wollen sich einem Gebieter fügen und sagen: „Ich bin in einem fremden Lande, du mußt mein Vater und meine Mutter sein, mußt für mich sorgen.“ So sprechen sie zu dem Plantagenaufseher, der aber nur ausnahmsweise ihre Sprache versteht; ist das letztere der Fall, dann haben sie größeres Vertrauen zu ihm, als wenn derselbe sich eines Dolmetschers bedienen muß. Sie dürfen nicht mit körperlicher Züchtigung bestraft werden; es ist nicht angemessen, daß man dem Trägen zu oft Geldbuße auferlegt, er muß einige Stunden länger arbeiten als gewöhnlich.

In früheren Perioden der Landesgeschichte haben die Tamulen den einheimischen Fürsten Ceylons gegenüber manchmal die Rolle von Herrschern gespielt und im nördlichen Theile findet man noch manche Abkömmlinge derselben. Obwohl aber zwischen Tamulen und Singhalesen vor Ankunft der Europäer vielfach Krieg war, so ist doch jetzt keine Eifersucht zwischen ihnen, sie vertragen sich. Möglicherweise kann es im Fortgange der Zeit sich so gestalten, daß die apathischen Singhalesen in den Tamulen aufgehen oder daß eine aus beiden entstandene neue ceylonische Race an die Stelle der gegenwärtigen Bevölkerung tritt. Die Religion wird dafür kein Hinderniß abgeben. Dem Singhalesen hängt der Buddhismus leicht auf den Schultern; er ist keineswegs bigot; er hat von seinen festländischen Nachbarn etwas vom Kastensystem gelernt und das gefällt ihm, obgleich es seinem Glauben fremd ist. Manche Tausende dieses Schlages von Buddhisten sind gleichzeitig, aber auch nur nominell, römisch-katholisch. Vielleicht bildet sich unter dieser Mischlingsbevölkerung allmälig eine rohe und wilde Art von scheinbarem Christenthum heraus.

Die Mauren oder Araber sind eifrige Mohammedaner; sie haben religiösen Enthusiasmus, sind aber nicht zahlreich genug, um auf die große Masse der Bewohner Einfluß zu üben.

Die Portugiesen, welche 1505 zuerst auf Ceylon erschienen und seit 1536 dort des Zimmethandels wegen Factoreien errichteten, mußten in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts den Holländern weichen, haben aber doch mehr Spuren und Eindrücke hinterlassen als diese. Ein großer Theil der Burghers, d. h. Eurasier, spricht noch heute Por-

tugiesisch, während Holländisch kaum noch gehört wird. In allen größeren Städten findet man römisch-katholische Capellen, in welchen der Gottesdienst Portugiesisch abgehalten wird; holländische Gemeinden giebt es nicht mehr, die Portugiesen haben sich mit den Eingeborenen weit mehr vermischt als die Holländer und Engländer; der ceylonesische Buddhist fand sich leicht in eine Art von römischem Katholicismus, und die Aeußerung Gautama-Buddha's, daß sein System nur fünftausend Jahre dauern werde, ist nicht ohne Einfluß gewesen.

Die portugiesischen Burgher oder Eurasier nehmen sich körperlich sehr unvortheilhaft aus; geistig genommen sind sie nicht ohne Anlagen, die aber in höheren Jahren schwächer sich zeigen. Man findet sie zumeist in den niedrigen Gegenden an der Küste und in den großen Städten. Die englischen Eurasier dagegen sind kräftiger und strebsamer.

Vor einigen Monaten fanden wir in der „Times Mail" ein ungünstiges Urtheil über dieselben; sie wurden bezeichnet als „base, sluggish, deceptive and unchaste"; wir lesen aber nun („The Oriental", November 1874, S. 581), daß viele dieser Eurasier sehr tüchtig seien als Aerzte, Juristen, Lehrer und Geistliche, aber gute Soldaten und Seeleute werden sie nicht. Von den Engländern werden diese Mischlinge, wie in Indien so auch auf Ceylon gesellschaftlich zurückgesetzt und über die Schulter angesehen, es machte daher großes Aufsehen, daß im Herbst 1874 ein Eurasier, der Oberrichter Richard Morgan, von der Königin Victoria zum Ritter erhoben, Sir geworden ist. Dieses „wichtige Ereigniß" wurde mit Kanonendonner, Festmahl und Reden gefeiert. Und gleich nachher begab es sich, daß dieselbe Ehre dem tamulischen Advocaten Mutti Kumaraswamy zu Theil wurde. Seine Landsleute sind auf solche Auszeichnung sehr stolz; der Gouverneur der Insel ist nur einfach „Herr" und zwei ceylonesische Gentlemen sind Ritter!

In Ceylon selbst ist man der Meinung, daß Kinder von Europäern, die sich dann wieder mit Europäern unvermischten Blutes verheirathen, in der dritten Generation aussterben. Ob das unter allen Umständen richtig sei, möge hier dahin gestellt bleiben; es ist aber feststehende Thatsache, daß solche Kinder von Europäern schlank aufschießen, daß sie aussehen, als hätten sie kein Blut; es fehlt ihnen die Musculatur und das Stramme ihrer Vorfahren. Die auf Ceylon aus unvermischtem europäischen Blute erzeugten Menschen werden dort niemals eine zahlreiche Classe bilden können, was von den Eurasiern angenommen werden kann. Diese werden mit der Zeit einen Mittelstand und wohl auch die höhere Classe bilden.

Die Parsis sind auch auf Ceylon Kaufleute und bilden die intelligenteste, sehr respectable Classe unter den Asiaten.

# Aus allen Erdtheilen.

## Die chaldäischen Christen am Urumia-See.

Die Reise des persischen Schahs durch Europa hat doch einige gute Folgen gehabt. Der bisher auf den chaldäischen Christen lastende Druck ist beseitigt und denselben sogar gestattet worden, im Dorfe Giog Tapa eine Kirche zu bauen. Die Kosten derselben sind auf 2500 Thaler veranschlagt worden, aber die Gemeinde ist zu arm, um auch diese geringe Summe aus eigenen Mitteln aufzubringen. Sie schickte deshalb einen ihrer Geistlichen, den Pastor Alexander, Sohn Absalom's, nach Europa, um zu sammeln. In St. Petersburg fand der Mann freundliche Aufnahme bei den Evangelischen, und der berühmte Akademiker Dorn hat das vom chaldäischen Patriarchen Simeon Ruben ausgestellte Beglaubigungsschreiben Alexander's als echt erkannt.

Giog Tapa liegt etwa zwei Wegstunden vom Urumia-See entfernt; auf persischem Gebiete, nahe der türkischen Grenze. Die chaldäischen Christen sind eines der vielen christlichen Trümmer im Oriente, die ein kümmerliches Leben fristen. Sie haben eine sehr bewegte Geschichte, deren Umrisse in der deutschen „St. Petersburger Zeitung" mitgetheilt werden.

„Im wildesten Theile jenes kahlen, himmelanstrebenden Gebirges, welches Kurdistan von Norden nach Süden durchzieht, umgeben von schneebedeckten, fast unzugänglichen Schutzwehren, und zugleich in der 4300 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Hochebene am Salzsee Urumia, die amphitheatralisch von zwei östlichen Ausläufern dieses Gebirges umschlossen wird und mit üppigen Weizenfeldern, Melonenbeeten und Weingärten bedeckt ist, wohnt der ehrwürdige Rest einer uralten christlichen Secte, die sich durch allen Wandel der Zeiten und durch die furchtbarsten Geschicke hindurch ihren Glauben in fast evangelischer Reinheit bewahrt hat — das einzige Gut, das ihr aus dem Schiffbruche geblieben ist. Von dem Apostel Thomas behaupten die Chaldäer das Evangelium empfangen zu haben. In dem Lehrstreit (— Zänkereien —) des fünften Jahrhunderts über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo neigten sie sich den Anschauungen des Nestorius zu und wiesen namentlich allen Mariendienst zurück.

Die Ebenen Assyriens wurden in den ersten Jahrhunderten das Schlachtfeld der Nationen des Morgenlandes und Abendlandes. Die Abkömmlinge ihrer ursprünglichen Besitzer blieben, dem Schwerte der Perser, Griechen und Römer entronnen, in den zerstörten Dörfern und Städten. Sie erhoben sich so weit aus ihrem Elende, daß wir Abgesandte nicht nur auf dem Concil zu Nicäa sehen, sondern auch in den fernsten Theilen Asiens. In Persien, Arabien, Indien standen Christengemeinden unter dem Hirtenstabe des Patriarchen von Seleucia. Im siebenten Jahrhundert erfüllten chaldäische Priester unter dem Schutze der kaiserlichen Gunst sogar das chinesische Reich allenthalben mit der Predigt des Evangeliums. Chaldäische Gelehrsamkeit vermittelte den späteren arabischen Eroberern nicht nur ihre eigenen Wissensschätze, gepflegt auf den berühmten Schulen zu Edessa, Nisibis, Seleucia, sondern auch die Kenntniß der griechischen Literatur. Die Gunst der Chalifen erhebt die Unterworfenen zu Gouverneuren, Leibärzten, Secretären. Da tritt mit den Eroberungs- und Vernichtungszügen der Mongolen ein Rückschlag ein. Timur verfolgt die blühende chaldäische Kirche. Die fanatischen Schiiten in Persien vollenden das Werk der Verwüstung.

Vom Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts ab sind die Verfolgten — ein kleiner Bruchtheil der einst auf einen ganzen Welttheil influirenden Kirche — auf die Felsenfeste Kurdistans beschränkt. Bis in die letzten Jahrzehnte hinein erfreuten sie sich hier fast gänzlicher politischer Unabhängigkeit, nur durch stete räuberische Einfälle der benachbarten Kurden beunruhigt. Da verband sich die türkische Regierung mit dem räuberischen Nachbar und es erfolgte im Jahre 1843 ein Blutbad, das wohl ein Viertel der christlichen Bergbewohner hinraffte. Als der Engländer Layard seine Entdeckungen in den Ruinen von Ninive verfolgte und die benachbarten Berge besuchte, fand er die Stätten jenes Blutbades, ganze Felsenwände und Schluchten noch

buchstäblich bedeckt mit den Schädeln und Skeletten und verwitterten Kleidungsstücken der Erschlagenen.

Es ist nun eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe eingetreten. Türkische Wachtposten sichern nicht nur dem Sultan seinen Besitz, sie stellen auch das Eigenthum der Bewohner des Berglandes sicher. Aber wie in den türkischen Bergen, so auf der persischen Hochebene, am Urumiasee, müssen die Christen die Last der andersgläubigen Obrigkeit dennoch empfinden. Es ist ihnen verboten, sich eigenen Grundbesitz zu erwerben. Der treueste Fleiß gewährt ihnen keine Aussicht, sich über die Stellung und den kläglichen Lohn eines Knechtes hinauszuarbeiten. Und wollten sie auf irgend welches Gewerbe sich legen, so fänden sie für die Producte ihrer unreinen Hand bei den allein vermöglichen Mohammedanern keinen Absatz. Das Gepräge der äußersten Armuth trägt darum das ganze Leben wie der christlichen Gemeinden so ihrer Pastoren, die mit dem geringen Gehalte von 300 Thalern kaum sich und den Ihrigen das Leben fristen können, und jede Mißernte hat das äußerste Elend zur Folge.

Die chaldäischen Christen, deren Zahl auf 17,000 geschätzt wird, unterscheiden sich nicht nur von den durch Jesuitenkunst vom väterlichen Glauben abwendig gemachten römisch-katholischen Chaldäern, deren Patriarch, Mar Joseph, zu Mosul residirt, sondern auch von den etwa 20,000 Stammesgenossen, die sie selbst nestorianische Christen nennen und die unter ihren eigenen Bischöfen stehen. Der Unterschied besteht indeß nur darin, daß diese im katholischen Sinne fasten und das Abendmahl auch Kindern austheilen, was die sogenannten chaldäischen Christen verwerfen. Nur wenn schwere Heimsuchung die Gemeinden drückt, wird ein allgemeines mehrtägiges Fasten ausgeschrieben. Ihr Patriarch, jetzt Mar Simean Ruben, residirt zu Kalschannes bei Djulamel. Unter ihm stehen 4 Bischöfe, die wiederum 25 Pastoren unter ihrer Leitung haben, während 10 Pastoren die chaldäischen sogenannten Thomaschristen in Calcutta und Bombay versorgen. Pastor Alexander bekennt, daß seine Glaubensgenossen in Folge ihres isolirten Kampfes mit den Kurden in große Verwilderung und Glaubensverdunkelung gerathen gewesen seien. Als ihren Reformator bezeichnet er den Patriarchen Simean Dan, der zu Anfang dieses Jahrhunderts Reisen durch Europa machte." —

Die chaldäischen Christen scheinen ein kümmerliches, mit allerlei Formelkram überbürdetes Leben zu führen. Die Würde des Patriarchen ist in einer Familie erblich; er selber darf nicht heirathen und keine thierische Speise genießen. Uebrigens verwerfen sie alle menschliche Mittlerschaft, ja z. B. der sogenannten Heiligen im sogenannten Himmel und auch der sogenannten Kirche und der Priesterschaft auf Erden. Nur den Glauben erkennen sie als den rechten, der sich in der Liebe lebendig erweist, verwerfen die Prädestinationslehre und wollen vom sogenannten Fegefeuer nichts wissen. Als Sacramente haben sie nur Taufe und Abendmahl, nehmen bei letzterm keine Verwandlung an. Dem Geistlichen wird der sogenannte heilige Geist lediglich durch seine eigene und der Gemeinde Fürbitten mitgetheilt, nicht durch Handauflegen eines Bischofes. Er darf keine Ohrenbeichte verlangen. — Seit 1835 halten sich amerikanische Missionäre am Urumia-See auf; diese haben ihnen Bibeltexte sowohl in der altsyrischen Kirchensprache wie in der jetzigen Volkssprache zugänglich gemacht; sie stehen aber zu diesen Amerikanern in „mancherlei Differenzen über die Lehre". Bibelstücke werden in dem Allen verständlichen Neusyrisch vorgelesen; die Kirchenzucht ist streng; Frauen werden streng abgeschlossen gehalten, selbst Familiengliedern gegenüber. Für Kranke wird löbliche Fürsorge getragen.

Sie sind harmlose, friedliche Menschen, denen es wohl zu gönnen ist, daß sie endlich, vor Druck und Mißhandlungen gesichert, ihrem Glauben leben können, auf welchen sie großen Werth legen. Sie hatten denselben für ihren einzigen Reichthum, denn mit äußeren Glücksgütern sind sie nicht gesegnet.

---

## Schulen in Japan.

Die „Sprachenschule" in Tokei (d. i. Jeddo) bietet in ihren Aeußerlichkeiten viele Abweichungen von den amerikanischen und europäischen Schulen. Der Beobachter befinde sich Mittags 12 Uhr beim Schluß der Schule vor den geöffneten Thorflügeln des großen Umfassungszaunes. Da halten auf der Straße etwa 20 zweiräderige Stuhlwagen, einige Equipagen und einige Reitpferde. Jetzt ertönt der Kanonenschuß von der Höhe des ehemaligen Taikunsitzes, die Schulglocken erklingen und eiligen Schrittes erscheinen die Lehrer, besteigen ihre Jinrikischas, Wagen oder Pferde und eilen ihren Wohnungen zu. Nun kommt der Schwarm der Schüler in schlafrockähnlichen Gewändern und weiten Beinkleidern, welche letztere genau wie Frauenunterröcke aussehen. Die größere Hälfte ist bereits mit Lederstiefeln und Filz- oder Strohhüten bekleidet, ein beträchtlicher Theil der Schüler stolzirt noch auf den colossalen Holzsandalen drei Zoll hoch über dem Erdboden daher, barhäuptig und am Gürtel Pfeife und Tabacksbeutel tragend. Die Schulhäuser sind einstöckig, aus Holz gefertigt, und enthalten gegenwärtig 14 englische, 7 französische und 6 deutsche Classen, außerdem mehrere Directorats-, Bibliothek- und Conferenzzimmer und ein großes Wartezimmer für die Schüler, welches bis vor Kurzem in den Pausen von dem durch die Schüler verursachten Tabacksqualm angefüllt war. In neuerer Zeit scheint aber das Rauchen der Schüler vom Directorium nicht besonders begünstigt zu werden, da die vielen Kohlenkästchen zum Pfeifenanzünden aus dem Wartezimmer verschwunden sind. Der Unterricht findet bis jetzt von $7\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{2}$ und von 10 bis 12 Uhr statt. Auf der japanischen Normalschule zu Hiroschima wird die japanische Schriftsprache mit lateinischen Buchstaben gelehrt, und das ist auch ein Fortschritt.

---

## Aus dem russischen Reiche.

Die russische Regierung geht mit dem Plane um, einen großen, sichern Hafen an der Ostküste des Schwarzen Meeres herzustellen und denselben in Verbindung zu bringen mit der Bahnlinie Rostoff-Wladikawkas. Eine Zweigbahn soll von der letztern nach einem geeigneten Küstenplatze geführt werden, doch ist die Wahl noch nicht getroffen zwischen Anapa, Novo, Rossisk, Ghelendschick und Tanapse.

Die Kohlenlager in Südrußland sollen in großartigern Betrieb als bisher genommen werden und man will durch den Bau einer Anzahl von Bahnen bessern Absatz für sie vermitteln. So soll die Donetz-Linie das ganze südliche Kohlenbecken durchschneiden und in Verbindung gebracht werden mit den verschiedenen Linien, welche aus dem westlichen und dem mittlern Rußland zum Meere führen. Die russische Kohlenförderung ist noch in ihren Anfängen. Im Jahr 1873 lieferte das Donetz-Becken 41,000,000 Pud, also etwa 650,000 Tonnen, also beträchtlich mehr als die 11,000,000 Pud in 1870; 12,000,000 in 1871 und 19,000,000 in 1872; im Jahre 1866 stellte sich die Förderung auf nur 7,900,000 Pud. Das Lager ist „unerschöpflich", und versorgt bereits manche Eisenbahnen und die von Engländern geleiteten Eisengießereien. Nach Vollendung der in Aussicht genommenen Bahnen wird Rußland keine fremde Kohle zu kaufen brauchen und Locomotiven nicht mehr mit Holz feuern. Jedenfalls kann dann die Donetz Kohle das ganze Schwarze Meer und den Bosporus versorgen und man meint, selbst in den Häfen des Mittelmeers, namentlich in Aegypten, mit der englischen erfolgreich concurriren zu können. Die Zeit wird lehren, ob diese letztere Hoffnung in Erfüllung geht.

Die Auswanderung der Juden ist beträchtlich; sehr viele junge Leute entfliehen nach Amerika, um sich dem Soldatendienste zu entziehen. Hier ein Beispiel. In Marianopol, einer Stadt im Gouvernement Suwalki, sollten bei der letzten Recrutirung 67 jüdische Recruten gestellt werden; es wurden aber nur drei „abgegeben", von welchen obendrein einer über die Grenze entwischte. Zur Recrutirung stellten sich fast nur Taube, Stumme,

Lahme, Blinde, überhaupt ganz unbrauchbare Personen; die tauglichen waren alle verschwunden. Bei der vorletzten Recrutenaushebung wurden in demselben Marianopol statt 63 nur 20 abgegeben; nachdem sie in Kronsuniformen eingekleidet waren, entflohen sie sammt und sonders zunächst nach Königsberg und dann weiter nach Amerika. Durch nähere Erkundigungen stellte sich heraus, daß an der ganzen polnischen Grenze nach Preußen zu Aehnliches stattgefunden. Da nun aber die Zahl der einzustellenden Recruten im Verhältniß zur Einwohnerzahl steht, so müssen die übrigen Bewohner auch die Last ihrer flüchtigen jüdischen Mitbürger tragen. Die Zahl der vor der Muskete geflüchteten Hebräer ist, wie gesagt, keineswegs unbeträchtlich; die polnischen Kreispostämter erhalten jährlich 30,000 bis 40,000 Rubel aus Neuyork zur Uebermittelung an die Verwandten der Flüchtlinge und die Gouvernementspostanstalten befördern noch weit größere Summen. Sobald die Deserteure in Amerika einigermaßen festen Boden gewonnen, lassen sie ihre Angehörigen dorthin nachkommen."

### Die eingegangene Mission zu Gondokoro.

Baker schreibt in seinem neuen Werke „Ismailia" (Bd. I, S. 222 und 237) über die eingegangene österreichische Mission zu Gondokoro:

„Ich ging zu der alten Missionsstation. Nicht ein Stein steht mehr auf dem andern — alles ist vollständig zerstört. Die wenigen Obstbäume, welche die frommen Hände der österreichischen Missionäre pflanzten, bilden nun ein wirres Dickicht am Ufer des Stromes. Die schöne Allee von großen Citronenbäumen ist theilweise ruinirt, während der Boden unter ihnen buchstäblich von Tausenden verfaulter Citronen bedeckt ist, da keine Hand sich rührte sie zu pflücken. Die Eingeborenen essen sie nicht und so kommen die köstlichen Früchte um; vielleicht 60 oder 80 Buschel lagen verfault auf der Erde.

„Von Seiten der österreichischen Missionäre hat man die Baris, diese Bewohner des Landes, als hoffnungslos aufgegeben, nachdem jene ungeheure Anstrengungen und große Summen Geldes auf sie verwendet hatten. Die Eingeborenen haben das hübsche Missionshaus niedergerissen und die lichtrothen Ziegel zu feinem Pulver zerstoßen, welches mit Fett vermischt die Salbe zum Einschmieren ihrer nackten Körper bildete. Das waren die Resultate vieljähriger Mühen, der Tod manches trefflichen Mannes, der Verlust von Geld, das Fehlschlagen des Versuchs. Und anstatt daß das Unternehmen eine Erbschaft von innerlicher geistiger Gnade bei diesen „Menschen und Brüdern" zurückließ, wurde die Missionsanstalt selbst zu einer äußerlichen Application für die Haut verwendet: Das Haus Gottes wurde in göttliche Pomade verwandelt. Dieses Ergebniß war übrigens von Jedem vorauszusehen, der praktische Erfahrungen mit den Baris gemacht hatte." Und als wie hoffnungsreich wurde diese Mission am obern Nil einst geschildert und man phantasirte sogar von Ansiedelungen weißer Menschen in jener Gegend; man brachte Negerkinder von dort, „die sich ganz charmant anließen", bis sie — mannbar wurden.

### Von der Nordwestküste Amerikas.

Vorgeschichtliches aus Alaska. Ein bei der Küstenaufnahme beschäftigter Seemann, W. H. Dall, ist im November 1874 nach San Francisco zurückgekommen. Er hat von dort eine Anzahl von Gegenständen mitgebracht, die von einem vorgeschichtlichen Volke herrühren; dasselbe ist völlig verschwunden. Unter jenen Sachen befinden sich z. B. mehrere Mumien von den aleutischen Inseln; 12 derselben sind vortrefflich erhalten; Dall hat auch Schädel mitgebracht, von denen einige durch atmosphärische Einwirkungen gelitten haben. Dazu kommen steinerne Messer, Schnitzereien 2c. Demnächst soll eine genaue Beschreibung mit Abbildungen veröffentlicht werden.

Derselbe Herr Dall hat sich auch mit trigonometrischen Arbeiten in der Gegend am Berg Elias beschäftigt, deren specielle Ergebnisse er gleichfalls mittheilen wird. Vorläufig theilte er mit, daß dieser Berg der höchste in Nordamerika sei, da er höher als 19,000 Fuß englisch gipfele; der Fairweather hat mehr als 15,000 Fuß. In der Nähe des Elias fand Dall einige große Gletscher; der „Strom" des einen derselben hat eine Breite von 3 bis zu 6 Miles und reicht etwa 30 Miles landeinwärts. Das Eis ist klar und blau.

Die californische Akademie der Wissenschaften besitzt eine ungemein reichhaltige Sammlung von Crustaceen. Bei der großen Feuersbrunst in Chicago ging die werthvolle Sammlung des Herrn Simpson verloren; nun ist in San Francisco Ersatz für dieselbe. Besonders reich sind auch die Schalenthiere Süd- und Centralamerikas und der Südsee vertreten.

Wir haben im vorigen Bande des „Globus" die Mittheilungen Paul Schumacher's über die Muschelhügel in Californien gegeben. Der Gegenstand erregt große Theilnahme; man hat seit der Mitte des vorigen Sommers vielfache Nachforschungen angestellt und eine überraschend große Menge solcher Muschelhügel gefunden. So z. B. an der ganzen Bay von San Francisco; bei Oakland, zwischen Centreville und Alvisa, zwischen San Mate's und Hunter's Point. Man fand in denselben Mörser, Stein- und Muschelzierrathen, Messer aus Knochen und dergleichen mehr.

Dr. Harkneß hat jüngst in Plumas County, Californien, einen Vulcan entdeckt, der, ihm zufolge, noch vor etwa zwanzig Jahren thätig gewesen ist.

### Die „heilige" Republik Ecuador in Südamerika.

Man kann Ecuador als einen Staat der Jesuiten bezeichnen, denn die Väter der Gesellschaft Jesu üben dort unbedingte Herrschaft. Der Präsident und Dictator dieser „Republik", Garcia Moreno, ist das weltliche Werkzeug, dessen sie sich bedienen; er folgt ihren Weisungen unbedingt. Ein Ecuadorianer, Juan Montalvo, hat im December 1874 in Panama eine Schrift drucken lassen, die höchst interessante Thatsachen enthält.

„Garcia Moreno hat, unter Veranstaltung großer Kirchenfeste, die Republik unter den Schutz des heiligen Herzen Jesu gestellt und dieses gilt nun als Schutzpatron des Staates. Das Ministerium ist lediglich aus Jesuiten zusammengesetzt."

„Die Armee ist in vier Divisionen getheilt:

1. Division des Sohnes Gottes.
2. Division des guten Hirten.
3. Division der fünf Wunden.
4. Division der Allerreinsten.

Was man in anderen Ländern als Husaren, Dragoner und Uhlanen 2c. bezeichnet, hat im Jesuitenstaate kirchliche Benennungen erhalten:

1. Heilige Brüder.
2. Söhne der Heiligkeit.
3. Beschützer der Jungfrau.
4. Freiwillige Jünger.

Alle Soldaten, vom General abwärts und ohne jede Ausnahme, müssen täglich in die Messe gehen; sie müssen häufig beichten und das Abendmahl nehmen."

Die heilige Republik, welche jüngst wieder des besondern Segens aus Rom theilhaftig geworden ist, bestreitet die Peterspfennige für den Papst aus den Staatseinnahmen, zahlt jedoch ihre Schulden an die Gläubiger nicht, welche so naiv waren, diesem biedern Staate Geld zu borgen.

* * *

— Die Auswanderung aus Deutschland nach Nordamerika ist bekanntlich gegen früher viel schwächer geworden. Während im Jahre 1873 aus Bremen 63,243 Personen auf 208 Schiffen befördert wurden, betrug die Zahl 1874 nur 30,636 in 151 Schiffen. Ueber Hamburg wanderten 43,443 Personen aus, wovon 12,813 auf indirectem Wege über Liver-

pool und Hull; diese Verschiffung über englische Häfen dauert leider immer noch fort, so oft und mit so viel Recht auch gegen dieselbe gewarnt worden ist. Im Ganzen sind also aus den beiden genannten Häfen 74,079 Personen nach Nordamerika befördert worden, während die Rückkehr der von dort zurückwandernden Deutschen bereits zu einer beträchtlichen Ziffer angewachsen ist.

— Nachdem man das Project, einen Darien-Atrato-Canal herzustellen, hat aufgeben müssen, sind die Nordamerikaner wieder auf das Nicaraguaproject zurückgekommen. Der Rio San Juan soll canalisirt werden; man würde vor dessen Mündung bis zum Nicaraguasee mit sieben Schleusen auskommen. Von diesem See aus bis zum Stillen Ocean ist ein Durchstich projectirt, der zehn Schleusen haben würde. — Daß ein Canal mit Schleusen dem Bedürfnisse der Weltschiffahrt nicht entsprechen kann, ist klar und die Ausführung des Projectes liegt wohl auch noch in weiter Ferne.

— Nachdem die Rigibahn auch in finanzieller Hinsicht so günstige Ergebnisse geliefert hat, soll ein Schienenweg bis auf die Höhe des Snowden, „dieses Königs der Berge in Wales", gebauet werden und zwar genau nach dem Muster der Rigibahn.

— Die Eisenbahnen in Ostindien. Am 1. Juli 1874 betrug die Länge derselben 5489 Miles, auf denen in den ersten sechs Monaten 10,711,071 Fahrgäste und 3,126,019 Tonnen Güter befördert wurden. Auch die Dampferflottille auf dem Indus ist für den Waarenverkehr von großem Belange.

— Zwischen der canadischen Dominion und der Colonie Britisch Columbia, welche sich derselben angeschlossen hat, ist ein Uebereinkommen getroffen worden, demzufolge die Eisenbahn vom Obern See bis zum Großen Ocean zu Ende des Jahres 1890 vollendet und dem Betrieb übergeben sein soll.

— Verschiffung von Portweinen aus Oporto seit dem Jahre 1801. Ein Börsenartikel der „Mail" vom 13. Januar hat die amtlichen Ziffern darüber mitgetheilt. Es geht aus denselben hervor, daß auf das Jahr 1801 die beträchtlichste Einfuhr von Portweinen entfällt, nämlich 66,629 Pipen, die geringsten auf 1816, nämlich nur 17,872 Pipen, und 1832, wo nur 13,871 Pipen zur Ausfuhr kamen; 1853 auch nur 16,090. Für die letztverflossenen Jahre sind die Angaben folgende: 1872 50,182, 1873 49,649, 1874 56,531 Pipen.

— In der australischen Colonie Victoria ist ein so großer Ueberfluß an fetten Schafen und Rindvieh, daß nur wenig davon verkäuflich ist und so niedrige Preise bringt, daß man das meiste auskocht, um Talg zu gewinnen. Der Versuch, frisches Fleisch in Zinnkästen zu versenden, hat großen Verlust gebracht. In der Zeit vom 31. December 1867 bis dahin 1873 hat die amtliche Zählung für sämmtliche australische Colonien und Tasmaniens folgenden Zuwachs nachgewiesen. Die Anzahl der Schafe ist von 38,866,098 gestiegen auf 45,796,270; des Rindviehes von 3,574,133 auf 5,123,458. Für Ende 1874 nahm man an 50 Millionen Schafe und Rindvieh 5,750,000 Häupter. — Auf Neuseeland ist in den angegebenen Jahren die Zahl der Schafe von 8,418,579 angewachsen auf 11,694,863, die des Rindviehes von 312,835 auf 494,113.

— Nach Sibirien verbannt wurden aus dem europäischen Rußland, von Monat Mai bis October 1874, 16,889 Personen; davon sind 1220 Verbrecher der schlimmsten Art, die zu härtester Arbeit verurtheilt wurden; 1624 sind von ihren Gemeinden als unverbesserlich ausgestoßen worden; 1080 Frauen und Kinder über 15 Jahre und 1269 jüngere Kinder sind mit den Verbannten freiwillig nach Sibirien gegangen.

— Die Maoris auf Neuseeland, die Söhne der weiland Menschenfresser, haben nun auch eine Zeitung in ihrer Sprache. Der Häuptling Henare Tomoana, der unweit von Napier an der Hawkesbai seinen Wohnsitz hat, giebt die von ihm gegründete Zeitung „Wananga" heraus. Sie erscheint monatlich zweimal und bringt den Maoritext mit englischer Uebersetzung.

— Keine Sklaven mehr auf Madagaskar. Im Jahre 1865 schloß die Königin mit England einen Vertrag zur Abschaffung des Sklavenhandels, der aber nicht streng vollzogen worden ist, wie aus folgender Proclamation hervorgeht: „Ich, Ranavalo manjaka, von Gottes Gnaden (!) und durch Willen des Volkes Königin von Madagaskar und Vertheidigerin der Gesetze meines Landes, habe mit meinen Verwandten, die jenseits der Meere wohnen, ein Uebereinkommen dahin getroffen, daß es nicht erlaubt sein solle, Menschen seewärts in mein Land zu bringen, um sie zu Sklaven zu machen. Deshalb befehle ich, daß Mosambikleute, welche seit dem 7. Juni 1865 ins Land gekommen sind, isan ny ambaniandro sein sollen. (So bezeichnet man die freien Leute auf Madagaskar.) Wenn sie hier im Lande wohnen wollen, so dürfen sie das thun, und wenn sie wieder über See in ihre Heimath zurückwollen, so steht ihnen das frei. Wer ein Hehl daraus macht, daß er Mosambikleute hat und sie nicht freigiebt, damit sie isan ny ambaniandro werden können, über den soll Kettenstrafe auf zehn Jahre verhängt werden. — So sagt Ranavalo manjaka, Königin von Madagaskar; dies ist das Wort Ranavalo manjakas, der Königin. — So sagt Railitar arivoky, Premierminister und Oberfeldherr auf Madagaskar. Gegeben zu Antananarivo, 2. October 1874."

— Aberglaube der Bienenväter. Der „Deutsche Bienenfreund" theilt Folgendes mit: „Viele glauben: 1) wer Bienen anlegen wolle, müsse einen Stock kaufen, einen erben, einen geschenkt erhalten, sonst glückt es nicht; 2) wenn ein Bienenschwarm sich an ein Haus hängt, so bricht Feuer darin aus; 3) wenn man Bienen im Stock über die Straße trägt, so dürfe man sich nicht umsehen, auch kein Wort sprechen, selbst keinen Gruß erwiedern, dann flögen einem die Bienen nicht fort; 4) noch an demselben Tage, an welchem ein Herr vom Hause gestorben, müsse allen Hausthieren, von dem Vieh in den Ställen bis zum Vogel im Käfig, besonders aber den Bienen im Stock, oft unter feierlichen Formen, der Todesfall angesagt werden, sonst gingen sie sehr bald ein oder die Bienen wanderten aus. — In K. in der sächsischen Schweiz hätte dieser Aberglaube bei einer Leichenbegleitung im Sommer 1874 Vielen höchst verhängnißvoll werden können. Es waren dort gegen 100 Personen zur Leichenbegleitung versammelt und der Leichenzug sollte sich bald in Bewegung setzen, als ein Einwohner den Bienen die Mittheilung macht, daß ein Mitglied des Hauses gestorben. Dies that er durch starkes Klopfen an die Stöcke, und da eine Hitze von 24 Grad herrschte und die Bienen schon unruhig waren, so war es kein Wunder, wenn sie dies übel vermerkten, wie toll aus dem Stocke stürmten und ihre Stechübungen an vielen Leichenbegleitern probirten."

— In Bordeaux hat sich im November 1874 eine Gesellschaft für Handelsgeographie unter Vorsitz von Herrn Marc-Maurel, Generalsecretärs der Präfectur, gebildet.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

# Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

## V.

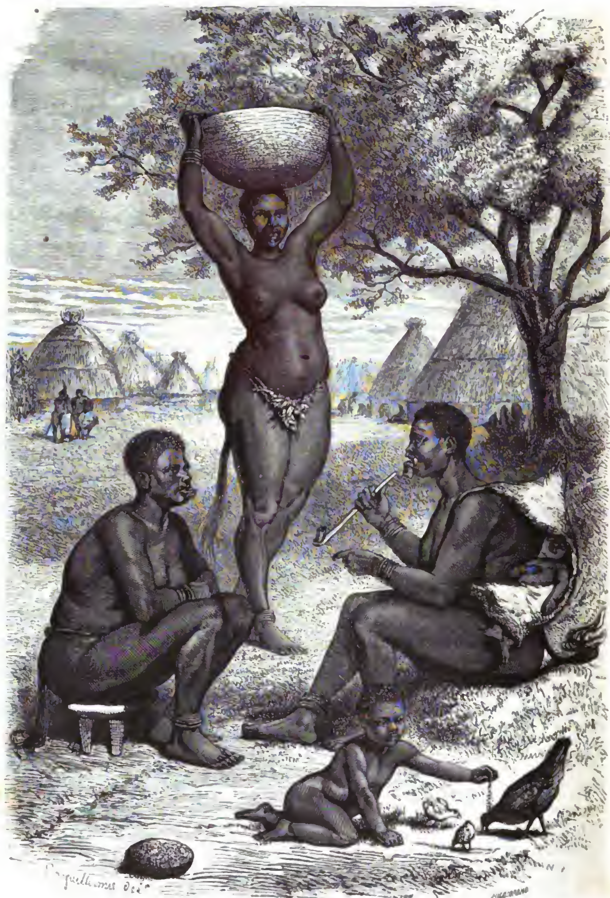
Eine centralafrikanische Idylle. — Ein Gemüsegarten mit europäischen Pflanzen. — Ein Bastard-Gemsbock. — Die Raubzüge der Nubier und das Seribenrecht. — Das Gebiet der Bongo; ihre ethnographische Stellung. — Tabackrauchen. — Wohnungen und Lebensweise. — Eisenschmiede und Eisengeld. — Holzschnitzerei. — Tracht, Verunstaltungen, Putz.

Von der Wanderung im Gebiete der Djur, welche wir in der vorigen Nummer geschildert haben, kehrte Dr. Schweinfurth nach der Seriba des Ghattas, seinem Standquartiere, zurück. Dort verweilte er, vom Maimonat an, fünf Monate lang, unternahm zu wissenschaftlichen Zwecken Streifzüge in die Umgegend, und ganz prächtig schildert er die Idylle eines afrikanischen Naturlebens, das ihm so reizende Genüsse darbot.

Zunächst legte er einen großen Gemüsegarten an, in welchem bei sorgfältiger Pflege die Pflanzen trefflich gediehen. Mais aus Neuyersey war am siebenzigsten Tage nach der Aussaat reif und von besserer Güte als das amerikanische Saatkorn; Tabac aus Maryland wuchs zu riesiger Größe und ergab viele Centner; Gurken, Kopfkohl, Kohlrabi und Rettig waren gut. Melonen und Wassermelonen kann man in jener Gegend nur in den Wintermonaten vermittelst künstlicher Bewässerung zur Fruchtreife bringen; in der Regenzeit werden die Früchte längst vor der Reife von Würmern angefressen und das Laub wird von den Käfern zerstört. Auch den Liebesapfel und die Sonnenblume zog Dr. Schweinfurth und er meint, daß beide sich nun wohl für immer in diesem Theile Afrikas eingebürgert haben werden.

Es versteht sich von selber, daß der Botaniker von Fach sich mit vollem Herzen der Erforschung der Flora hingab. Gewöhnlich ging er schon mit Sonnenaufgang von einigen Leuten begleitet in den nahen Wald, streifte in der sichern Umgebung der Seriba umher und kehrte um die Mittagszeit reich an Ausbeute zurück, denn „Neues gab es immer in Afrika“. Bei seiner, wie er selbst sagt, fieberhaften Thätigkeit, welche sich selbst auf einen Theil der Nacht erstreckte, um das am Tage Wahrgenommene zu Papier zu bringen, schwollen seine Sammlungen bald zu bedeutendem Umfang an, Ballen häufte sich auf Ballen, Alles wurde sorgfältig in Rindshäute genäht und lag der weiten Reise gewärtig, welche diese Schätze über Wüsten und Meere hinführen sollte in die Speicher der Wissenschaft.

Auch die Jagd bot seltene Ausbeute. Schweinfurth saß im tiefen Schatten eines Butterbaumes versteckt in dem hoch aufgeschossenen Grase und zergliederte Pflanzen. Seine drei Begleiter schliefen, weit umher herrschte tiefe Stille in der Waldeinsamkeit; nur ab und zu drang ein feines Geknister von dem rastlosen Getreibe in den Werkstätten der Termiten zu dem Ohre des Zeichnenden. Da schwankte ein riesiger Schatten an seinen Augen vorüber und als er den Blick erhob, stand ihm auf kaum Pistolenschußweite ein prächtiger Antilopenbock gerade gegenüber. Die Schönheit eines Thieres, welches er nie zuvor gesehen hatte, erhöhete seine Ueberraschung und mit pochendem Herzen starrte er auf das räthsel-



Bongo-Frauen.

hafte Bild, welches gleichsam dem Erdboden entwachsen zu sein schien. Es war ein Bastard-Gemsbock (Antilope leucophaea) von hellgraubrauner Färbung, an der Brust mit langem Haar und weiß am Bauche. Von dem stolz gehobenen Kopfe mit seinen langen, spitzen Gehören und dem massiven Gehörn bis hinab zu den schwarzen Läufen mit den weißen Knöchelbinden stand der Bock da vor seinen Blicken in voller Majestät, wie ein gewaltiger Büffel, der drohend nach allen Seiten äugt und sichert, bevor er sich zur Fortsetzung seines Weideganges anschickt. Eine rothbraune steife Mähne, welche vom gebogenen Nacken bis über den ganzen Widerrist sich erstreckt, gab seiner Erscheinung etwas unbeschreiblich Keckes und Herausforderndes. Rauschend legte sich das Gras vor seinen wuchtigen Tritten; dann schwenkte es auf die Seite, ihm die ganze Spiegelpartie zukehrend. Er konnte die Fliegen erkennen, die den hin- und herfuchtelnden Giraffenschweif umkreisten, durch welchen diese Antilopenart sich auszeichnet, einer Quaste von dreiviertel Fuß langen schwarzen Haaren, die auf schlankem Stiel befestigt ist. Von Schweinfurth's Leuten regte sich keiner; er streckte die Hand aus nach der neben ihm liegenden Büchse, schob die Sicherheit zurück und bei der nächsten Körperwendung des Thieres fiel die Kugel mitten aufs Blatt, in kaum 30 Schritt Entfernung. Mit mächtigem Satze fuhr der Bock in die Höhe; dann stand er einen Augenblick still, die Läufe gespreizt, wie betäubt, mit etwas gesenktem Blicke. Eben wollte der Jäger zur zweiten Büchse greifen, da gab es einen gewaltigen Krach und während er da saß, hatte ihm das



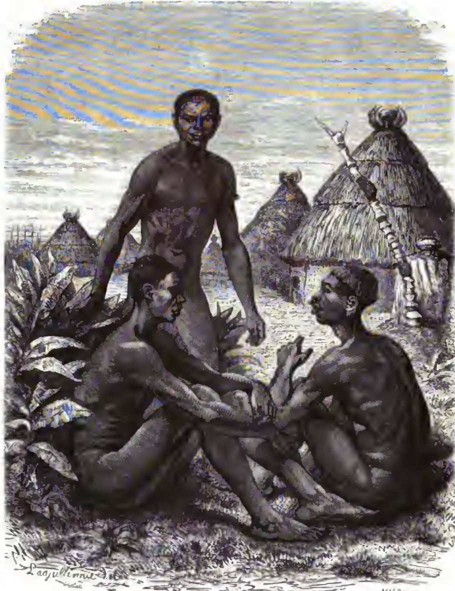
Dorf des Bongohäuptlings Sabbi.

Jagdglück die stolzeste Beute in den Schoß geworfen. — „So etwas kann man nur in Centralafrika erleben."

Nach einem Aufenthalte von fünf Monaten hatte Schweinfurth nahe an 700 blühende Gewächse „zusammengerafft". Ein solches Ergebniß war möglich, weil im Djur- und Bongolande die Flora ihre Blüthen auf die ersten Monate der Regenzeit häuft; im Herbste, wenn das Gras der Steppe verdorrte, ist sie ärmer und auch in der Mitte der vollen Regenzeit zeigt sie wenig, was nicht bereits beim Beginne derselben zu Tage getreten wäre. Das Gelände wechselt weniger als in den einförmigsten Gegenden Deutschlands. Es giebt Wald und Steppe, niedergrasige Wiesen und Buschwaldungen, Aecker und Waldlichtungen, Sumpfwiesen und Regenteiche, nackte Felsflächen und etliche Felsgehänge; Sandstellen trifft man fast nur in den trocken gelegten Flußbetten.

Schweinfurth giebt uns einen klaren Einblick in das abscheuliche Treiben der Chartumer Handelsleute. Er befand sich noch in der Seriba des Ghattas, als die Zeit gekommen war, in welcher die Verwalter der verschiedenen Seriben ihre jährlichen Raubzüge in das Gebiet der Dinka zu unternehmen pflegen, um sich mit frischem Vorrath an Vieh zu versehen. Die verschiedenen Gesellschaften machen einander Concurrenz und sie haben, um Zwistigkeiten möglichst zu vermeiden, sich über einige allgemeine Gesetze geeinigt, sich ein man kann sagen Seribenrecht geschaffen. Die Territorien, welche die einzelnen Compagnien für sich in Anspruch nehmen, sind scharf abgegrenzt, und die Straßen, welche zur Meschera führen, dürfen nur von solchen begangen werden,

die darauf ein gewohnheitsmäßiges Recht begründen können. Fast jede Seriba hat ihre eigene Straße, auf welcher sie brandschatzt; „eine Straße ohne Brandschatzen ist hier zu Lande keine Straße." Wollen fremde Compagnien die Straßen anderer benutzen, so müssen sie zuvor mit dem Seribenverwalter, welcher über dieselben gebietet, Rücksprache genommen haben. In solcher Art war auch das Abkommen, welches die Bewegungen der in das Gebiet der Niam niam unternommenen Expeditionen regelte. Jede Compagnie hat ihren eigenen Weg und ihre eigene Reihe kleiner Häuptlinge, welche für sie Elfenbein aufkaufen und den Markt vorbereiten. Keine neue Compagnie darf sich eindrängen, nur durch weiteres Vordringen ins innere Land kann sie sich neue Märkte eröffnen. Solche Entdeckungen werden wieder monopolisirt und die alleinige Berechtigung wird dann auch von anderen respectirt. Wo das nicht der Fall ist, giebt es unter den nubischen Compagnien Mord und Todtschlag, so lange nur schwarze Soldaten gegen schwarze kämpfen; die echten Nubier



Bongos.

versagen jedem Herrn den Gehorsam, sobald er ihnen zumuthet, auf ihre Brüder zu schießen.

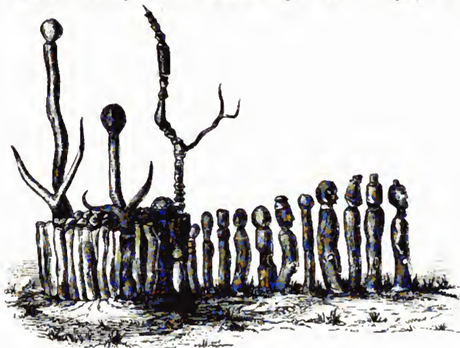
Das Gebiet, auf welchem Ghattas Viehraub treiben läßt, umfaßt im Gebiete der Dinka den ganzen untern Lauf des Tondjflusses. Im Jahre 1865 hatte dort der Raub etwa 8000 Stück Rindvieh ergeben. Auf denselben waren 140 Bewaffnete nebst Hunderten ihnen ergebener Eingeborenen ausgezogen. Die Viehparks werden beim Morgengrauen überrumpelt; die Schwarzen werden durch Flintenschüsse eingeschüchtert und entfliehen. Eilig bemächtigen die Räuber sich der Herden und treten in Eilmärschen die Rückkehr an. Zwei Drittel der Beute fällt der Verwaltung zu, etwa ein Drittel wird den Soldaten zugewiesen, welche die Rinder dann verkaufen; auch die Anführer der Negerbanden, die Ortsvorsteher und Schechs erhalten einen Antheil. „Die schändlichen Helfershelfer, Kuppler und Hehler dieses verbrecherischen Handels sind die Gellaba, diese Sklavenhändler von Profession, die als Mitesser von den mühelos erworbenen Producten der Negerarbeit sich in allen Seriben einnisten. Abwechselnd handeln sie mit Baumwollenzeug, Seife und

Mützen, Flinten, Spiegeln und gedörrten Zwiebeln; dann wieder mit Sklaven und Sklavinnen, jungen und alten, mit Kupferringen und Perlen, Koransprüchen und Amuleten; schließlich mit Rindern, Schafen und Ziegen, je nach Erforderniß."

Nachdem Schweinfurth eine Anzahl der verschiedenen Seriben des Ghattas besucht hatte, finden wir ihn im Gebiete der Bongo. Schon vor drei Jahren hat er uns („Globus" 1872, XXII, S. 74 ff.) eine Skizze über dieses Volk eingesandt, in welcher er die Eigenthümlichkeiten desselben sehr ansprechend schildert. Ein Theil jener Mittheilungen ist in das Buch übergegangen; wir wiederholen hier nur Einiges, das zur Orientirung geeignet erscheint und fügen Manches aus dem ausführlichen Texte des Werkes hinzu.

Dieses kleine Volk „ist sichtbar dem Untergange geweiht". Vermöge seiner ausgeprägten Eigenart und durch eine im Kreise der Nachbarn hervorragende Selbständigkeit an Race, Sprache und Sitte kann es als ein Typus echt afrikanischen Lebens hingestellt werden. Es ist ohne Staat, ohne Geschichte und ohne Ueberlieferung, „ein verduftender Tropfen im Meere des Völkergewoges von Centralafrika." Schweinfurth hat dasselbe mit Vorliebe beobachtet; er hat den größten Theil der im Innern verlebten Zeit unter demselben zugebracht; fast immer hatte er auf seinen Wanderungen Bongoleute als Träger und machte sich auch mit ihrer Sprache bekannt.

Auf der Originalkarte, welche wir über die Gruppirung der verschiedenen Völkerstämme von 11° bis 3° N. im „Globus" mitgetheilt haben, tritt auch das Gebiet der Bongo deutlich hervor. Dasselbe liegt am südwestlichen Rande des Tieflandes des Bachr-el-Ghasal-Beckens und auf der untersten Terrasse, mit welcher das Hügelgesenke der südlichen Gebiete einen Uebergang von der stufenweise gehobenen Raseneisensteinkruste zu den Alluvialflächen anzustreben scheint, die der Unterlauf aller sich an der Bildung des Gazellenstromes betheiligenden Gewässer durchfurcht. Der Flächenraum zwischen 6° und 8° N. ist etwa so groß wie jener von Belgien. An der Nordgrenze zieht sich das schmale



Janga's Grab in Muhdi (Bongo).

Ländchen der Djur hin, an der Ostseite stoßen die Bongo (Dohr) an die Dinka (Tiangeh). Die Südostgrenze am Roah stößt an das Land der Mittu; die westliche am Pango an das Land der Golo und Sfere. Im Süden von den Bongo breitet sich der östliche Flügel des großen Landes der Niam niam aus, und dazwischen sind als Grenzvölker eingekeilt und von ihren Nachbaren hart bedrängt die Bellanda im Westen und die Babukur im Südosten.

Als die Chartumer mit ihrem nubischen Troß vor nun kaum einem Menschenalter zu den Bongo kamen, fanden sie bei denselben Alles in kleine Gemeinden zersplittert, „die normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken;" hier war also ein völliger Gegensatz zu den Dinka, wo ganze Bezirke sich zu einem Stamme vereinigen. Man konnte ungehindert Seriben bauen bei diesem Ackerbau treibenden Volke, und die Zahl derselben betrug nach zehn Jahren schon achtzig, wenn man jene im Lande der Djur, Golo und Mittu hinzurechnet. Die Chartumer trieben im Lande der Bongo eine geradezu entsetzliche Wirthschaft; kaum der Hälfte des Volkes gelang es, sich durch Massenauswanderung der Sklaverei zu entziehen; viele Tausende von Knaben und Mädchen wurden unmittelbar in die Sklaverei nach entlegenen Ländern geführt, „die Nubier hausten wie ein Trupp übermüthiger Paviane in den Durrafeldern von Taka und Gedaref." So ist es gekommen, daß heute die Bongo nur noch etwa 100,000 Köpfe zählen.

Ihre Hautfarbe entspricht der rothen Erde des Landes; ihr Grundton ist ein erdiges Rothbraun. Wer von Norden her dem Laufe der beiden Quellzuflüsse des Weißen Nils folgend in die heidnischen Negerländer vordringt und zunächst nur Schilluk, Nuehr und Dinka kennen gelernt hat, wird, bei den Bongo angelangt, leicht wahrnehmen können, daß sich ihm mit diesem Volk eine neue Racenreihe nach Süden zu eröffnet. Die Bewohner der schwarzerdigen Tiefebene, diese im tiefsten Schwarz der Negerrace erglänzenden Schilluk, Nuehr und Dinka, stehen denen der rothen Felserde gegenüber, welche bei aller sprachlichen Verschiedenheit und ungeachtet ihrer abweichenden Lebensbedingungen und

einer ausgeprägten Eigenart der sie unterscheidenden Sitten sich als ein zusammenhängendes Ganze offenbaren. Die wichtigsten Völker in dieser Reihe, welche sämmtlich keine Rindviehzucht haben, sind die Bongo, Mittu, Niam niam und Krudj, alle durch den vorherrschend röthlichen Ton ihrer Haut gekennzeichnet; besonders die Frauen fallen durch das lichte Pigment auf, das bei vielen derselben ins Kupferrothe übergeht.

Die Hauptunterschiede im Haare der centralafrikanischen Völker liegen in der Färbung und den Wachsthumsverhältnissen; je nach den Racen entwickelt es sich in sehr ungleicher Länge; Bartbildung tritt bei den einen stark hervor, während sie bei anderen gänzlich fehlt. Das kohlschwarze krause Wollhaar der Bongo ist sehr kurz und läßt sich nicht in Zöpfe und Flechten bilden. Das Volk verwendet die meiste Sorgfalt auf den Anbau des Sorghum, und sammelt mit Vorliebe die Hutpilze ein, welche während der Regenzeit in großer Mannigfaltigkeit emporschießen; eine riesige Art von Polyporus weist nicht selten Exemplare auf, die bei einem Durchmesser von 1 Fuß eine Höhe von $^3/_4$ Fuß haben und bis zu 50 Pfund schwer werden. Die Bäume des Landes bieten einen großen Reichthum an eßbaren, wenn auch nicht wohlschmeckenden Früchten dar; auch liefern wilde Erdknollen und Wurzeln verschiedener Art manche Speise.

Im Gesammtgebiete des Gazellenflusses hat man kein Kochsalz, sondern statt desselben ein anderes, welches durch Auslaugen der Holzasche der Grewia mollis gewonnen wird. Der Taback, ein unentbehrliches Reizmittel, wird überall angebaut, und die Maschirr genannte Art (Nicotiana rustica) hat einen außerordentlich scharfen Geschmack. Die kleinen dicken Blätter werden in Gestalt fester Kuchen im Mörser zusammengestampft, in Formen gepreßt und getrocknet. Davon bröckelt man nach Belieben ab, zerreibt die Masse zwischen Steinen und raucht aus langrohrigen Pfeifen, deren Köpfe sehr zierlich aus Thon geformt werden. Bei den Bongo geht die Leidenschaft des Rauchens häufig so weit, daß nur eine völlige Betäubung bis zur Sinnlosigkeit ihnen Genuß zu bringen scheint. Die gemeinschaftliche Pfeife geht von Hand zu Hand; der Bastknäuel, welcher die scharfen Oele auffangen soll, wird nicht in das erweiterte Rohr der Pfeife, sondern einfach in die Mundhöhle des Rauchenden gesteckt und macht zusammen mit der Pfeife die Runde.

Schafe und Rinder fehlen; die Ziegen gehören einer besondern Race an. Das Fleisch der Hunde wird niemals gegessen. Der Aberglaube besagt, das Verscharren eines todten Hundes müsse zur Folge haben, daß die Saaten ohne Regen bleiben. Mit Ausnahme von Menschen- und Hundefleisch genießen die Bongo fast alles Animalische, was auf Erden kreucht und fleucht, von Maus und Ratte bis zur Schlange, vom Aasgeier bis zur räudigen Hyäne, vom fetten Riesenscorpion bis zu den Raupen und den geflügelten Termiten, die einen öligen, mehlwurmartigen Leib haben.

Große Dörfer fehlen gegenwärtig; man findet in den bewohnten Landestheilen nur zerstreute Weilergruppen, wie unsere Illustration sie veranschaulicht. Auf den Bau der Hütten wird große Sorgfalt verwandt; dieselben halten insgemein nicht über 20 Fuß Durchmesser und haben statt der Thür ein niedriges Eingangsloch, das vermittelst eines Rohrgeflechtes geschlossen werden kann. Zu jeder Wohnstätte gehört ein auf Pfählen stehender Getreidespeicher. Alle Hütten haben ein nationales Merkmal, ein wohlgeformtes rundes Strohpolster auf dem Kegeldache, das als Sitz dient, damit man vom erhöheten Standpunkt aus die meist durch hohe Kornfelder verdeckte Fernsicht über das flache Land habe. Solch ein „Gondi" ist von 6 bis 8 geschweiften Hölzern umgeben, welche gleich Hörnern die Dachspitze krönen.



Bongo-Frau.

Die Bongo sind in Herstellung von Eisenarbeiten weit geschickter als die Dinka, und Schweinfurth handelt ausführlich über diesen Gegenstand. Wir wollen nur eines ihrer Fabrikate hervorheben, den Loggo Kuluti, diesen Spaten, der als Melot im Handel den obern Nil entlang als Werthmesser und Tauschmittel eine so weite Verbreitung gefunden hat. Er ist das „As" der Bongo, das einzige Aequivalent für unsere gemünzten Geldwerthe, welche Centralafrika kennt und das, einer schablonenhaften Form unterworfen, in der That die Rolle des Geldes spielt. Auch an geschickten Holzschnitzern fehlt es nicht. In den Dörfern fand man vor dem Eindringen der mohammedanischen Nubier nicht selten ganze Reihen aus Holz geschnitzter Figuren, welche das Andenken hervorragender Personen verewigen sollten. Unsere Illustration kann eine Vorstellung solcher Gestalten geben. Schweinfurth fand in Mudhi, einem Bezirk im westlichen Theile, die Reste einer derartigen Aufstellung, welche über dem Grabe eines Aeltesten Namens Janga errichtet war. Da standen in Lebensgröße die rohen Holzfiguren, welche den Janga, dem Weiber und Kinder folgen, in einer Procession darstellten, die gerade vom Grab auszugehen schien. Aehnliche Holzfiguren sind in verschiedenen Theilen Centralafrikas beobachtet worden; man hält sie gewöhnlich für Götzenbilder; es kann sich aber dabei wohl eher um eine Art von Todtenverehrung handeln.

Alle Bongo lieben die Musik; allerdings sind ihre Instrumente sehr einfach. Die Gesänge sind nichts weiter als „ein plapperndes Recitativ, welches bald an Hundejammern, bald an Kuhgebrüll erinnert". Was die Tracht betrifft, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, so spielen, in Ermangelung einer wirklichen Kleidung, Verstümmelungen am Körper die erste Rolle. Der Wilde giebt sich in gewissem Sinne noch weit mehr als Knecht einer freiwillig geduldeten Mode

zu erkennen als der verfeinerte Culturmensch. Gemeinsam ist beiden Geschlechtern nur der im Gebiete des Bachr el Ghasal so allgemeine Brauch, die unteren Schneidezähne auszubrechen; bei den Niam niam dagegen kommt derselbe nicht vor. Die oberen Schneidezähne werden seitlich ausgefeilt; Beschneidung kommt nicht vor. Die Männer tragen stets einen Schurz von Fell oder auch ein Stück Zeug, die Frauen dagegen verzichten hartnäckig auf jegliche Bekleidung mit Fellen, Häuten und Zeug; sie holen sich an jedem Morgen ihre frische Garderobe aus dem Walde; diese besteht in einem dichtbelaubten, geschmeidigen Zweig oder einem Bündel feiner Gräser und wird hinten und vorn an einer Lederschnur befestigt. Häufig hängt auch ein aus dem Baste der Sanseviera verfertigter Schweif auf der Rückseite herab. Alle übrigen Körpertheile bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt. Die Frauen erreichen einen hohen Grad von Wohlbeleibtheit, und Steatopygie, wie sie bei den Hottentoten vorkommt, ist häufig. Frauen von drei Centner Gewicht sind keineswegs selten.

Sobald eine Frau verheirathet ist, wird die anfänglich nur eng durchlöcherte Unterlippe durch Einführung von Holzpflöcken, deren man nach und nach immer dickere nimmt, immer mehr erweitert und breit aufgetrieben, so daß sie, wie unsere Illustration zeigt, weit über die Oberlippe hinausragt. In diese letztere, die gleichfalls durchlöchert ist, wird ein kupferner Nagel oder ein kleines, kreisrundes Plättchen gesteckt, wohl auch ein Ringelchen oder ein Strohhalm; mit letzteren werden auch die Nasenflügel gleichsam bespickt und obendrein durch den Knorpel der Scheidewand Kupferringe gezogen. Kokette Frauen fügen noch kupferne Klammern in die Mundwinkel ein. Die Tättowirung ist meist auf den Oberarm beschränkt. All dieser „Schmuck" wird vervollständigt durch Ringe von Kupfer oder Eisen, welche an den Handgelenken und am Oberarme, am liebsten aber an den Fußknöcheln und hier gewöhnlich mehrfach über einander gehäuft getragen werden.

---

# Religion der sibirischen Russen.

Von **Albin Kohn.**

Die Religion des Russen in Sibirien ist im Allgemeinen die des europäischen Russen, die griechisch-orthodoxe, deren Hauptgrundsätze wohl hinreichend bekannt sind. Ich kann mich um so mehr einer Besprechung dieser Religionsform enthalten, als ich sie für gleichwerthig mit allen anderen sogenannten geoffenbarten Religionen halte.

Daß neben der Orthodoxie, der Staats- oder, wie sie von Nichtorthodoxen genannt wird, der „Staatscassenreligion" (Kajionnaja wjera), auch noch die „Altgläubigkeit", der Glaube der „Sabathfeierer" und die „Religion der Gehammelten" besteht, habe ich bereits in früheren Artikeln erwähnt. Diese Bekenntnisse wurden aber gerade durch ihre Anhänger, die hierfür nach Sibirien deportirt worden sind, hierher gebracht.

Im Allgemeinen jedoch muß ich sagen, nicht die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß der Russe den ganzen Glaubenskram, wie ihn der Pope lehrt, auch glaubt. Ihm ist die ganze Lehre etwas Aeußerliches. Der Gott des orthodoxen Russen wird beleidigt, wenn der Mensch sich vor und nach dem Essen und Trinken nicht einige Male, gegen ein Heiligenbild gewendet, bekreuzt und verneigt; er ist böse, wenn der Mensch die Faste nicht hält und zürnt mehr wegen eines Fastenbruchs, als selbst wegen eines absichtlichen Mordes. Der „russische Gott" ist beleidigt, wenn sich der von Arbeit ermüdete Mensch auf die Bank an der Wand hinlegt, die Füße gegen den auf der Boschnica stehenden Heiligen gekehrt, und vergiebt eher einer Maria Magdalena, als dem Armen, der so seinen Heiligen mißachtet habe.

Vom Gotte des Russen hängt unbedingt Alles ab. Wenn er will, braucht der Mensch nicht einmal zu arbeiten, und doch kann er Alles, was ihm nothwendig, in Hülle und Fülle haben. „Boch dast" (Gott wird geben) ist Sprich- und Stichwort des Russen, das seinen fatalistischen Glauben kennzeichnet.

Daß die Popen diesen unvernünftigen Glauben für sich ausbeuten, ist klar. Wenn eine Dürre herrscht und unter ihrem Einflusse das Gras auf den Wiesen, das Getreide auf den Feldern fast verdorrt ist, aber auch der unbewanderte Meteorologe schon den Regen in der Luft wittert, veranstaltet der Pope ein allgemeines Regengebet, eine Andacht mit Procession, wofür er immer, selbst in einer kleinen Gemeinde, 5 bis 10 Rubel einnimmt. Natürlich wird in einem Regenjahre umgekehrt verfahren und das Volk durch Andachten um schönes Wetter gebrandschatzt. In dieser Beziehung steht der orthodoxe Pope vaticanischen Priestern und keinem Schamanen oder afrikanischen Regendoctor nach, die ja ebenfalls durch ihre himmlischen Connexionen Regen und Sonnenschein, reiche Ernten und Fruchtbarkeit der Herden verschaffen.

Neben diesem wahrlich nicht eben guten, weil ewig zürnenden Wesen, das sich aber hin und wieder durch Worte — ein russisches Gebet ist nicht herzlich — besänftigen läßt, existirt auch ein böses Wesen, bei dessen Nennen der Gläubige sich mehrfach bekreuzt und die Worte hermurmelt: „Hospodyn pomiluj" (Herr erbarme dich), oder „Hospodyn spasij" (Herr helfe, erlöse). Dieses böse Wesen heißt in der kirchlichen Amtssprache: „Diawoll" und „Tschort"; aber wie der fromme und gläubige Hebräer nimmer den Namen „Adonai" über seine Lippen brachte, sondern diesem den Jehova substituirte, ebenso substituirt der Russe überhaupt und der sibirische Russe im Besondern dem Diawoll einen „Leschy".

Ich sprach schon ganz gut Russisch und kannte auch bereits die Vorurtheile des Volkes, wußte aber nicht, welche Rolle der Leschy im Leben des Menschen spielt. Da fuhr ich denn einst bei strengem Froste mit einem jungen Bauer durch den Wald von Jelan nach der Telminer Fabrik. Nicht weit vom Wege steht eine Kiefer, welche einst vom Blitze beschädigt worden und in Folge dessen vertrocknet ist. Wir waren noch einige Pferdelängen vom Baume entfernt, da trieb mein Fuhrmann das Pferd, das er vorher ein wenig geschont hatte, plötzlich an, und im Carrière ging's vorbei an der verhängnißvollen Stelle. Der junge Bauer bekreuzte und segnete sich dabei mit bloßer Hand, murmelte sein Hospody pomiluj und beruhigte sich nicht eher, als bis wir nahezu hundert Schritte vom Baume entfernt waren.

Ich fragte meinen Jakow, was sein Benehmen zu bedeuten habe und er antwortete mir mit verhaltener Stimme, daß auf jenem Baume der Leschy seinen Wohnsitz habe. Als ich, um zur Klarheit zu gelangen, mich erkundigte, ob das der Diawoll (Teufel) sei, war Jakow außer sich, verwies mir meine Ungläubigkeit, da kein rechtgläubiger Christ, besonders in der Nähe eines „unglücklichen“ Baumes, auf dem er seinen Sitz hat, seinen Namen nennt, sondern ihn höchstens als Leschy bezeichnet. Und dieser russische Teufel ist so dumm, daß er bis jetzt noch nicht herausgebracht hat, man meine ihn mit diesem Spitznamen! Keine vernünftige Erklärung der Naturerscheinung, welche sich im Donner und Blitze äußert, vermochte meinen Jakow von seinem Glauben abzubringen. „Ihr seid ungläubig, Herr,“ sagte er mir, „wir wissen die Sache besser; wir wissen, welche Gewalt der Leschy hat, und welchen Unfug er treibt. Deshalb auch hüten wir uns mit ihm in Berührung zu kommen, oder gar ihm einen von ihm auserwählten, unglücklichen Baum zu nehmen.“

Hoch erhaben über dem guten und bösen Gotte, über dem Hospodyn i Leschy, ist der „Domowyi“, der Hausgeist, dessen Herrschaft im Hause, in der Herde, im Wasser und Walde unumschränkt ist. Ich habe in einer andern Arbeit diesen Gegenstand umständlicher besprochen, und kann mich hier auf die Bemerkung beschränken, daß der Russe in Sibirien den Glauben an den allgewaltigen „Wirth“, an ein unsichtbar sichtbares Wesen wohl vom Buriaten angenommen, ihn aber gewiß nur mit einem andern Aberglauben vertauscht hat, da alle Völker auf einer primitiven Culturstufe einem ähnlichen huldigen. Dem Volksgeiste angemessen hat sich dieser Aberglaube bei den verschiedenen Völkerracen auch verschieden gestaltet; bei einigen das Gewand der Poesie angenommen, bei anderen sich in rohere Formen gehüllt; bei allen waren es wohl unverstandene Naturkräfte und Naturerscheinungen, welche Priester und Betrüger zu überirdischen Wesen stempelten, mit denen sie verkehren und deren Gunst sie besitzen.

Auch der Domowyi kann vom Popen gezähmt werden und deshalb auch wird er, sobald ein Haus erbaut werden soll, gebeten, den „Wirth“ des künftigen Hauses gnädig zu stimmen, was durch ein öffentliches, gut bezahltes Gebet auf dem Bauplatze erreicht wird. Der Vorsicht wegen wird die Ceremonie nach Beendigung des Baues noch ein Mal wiederholt. Trotzdem bleibt der Domowyi immer ein Wesen, mit dem nicht zu spaßen ist. Der Tyrann hat seine Mucken und Launen und wehe dem Hause, in welchem er, durch irgend etwas gereizt, diesen Mucken den Zügel schießen läßt. Er drückt dann die Bewohner in der Nacht während des Schlafes, zwingt sie die Stuben zu verlassen, schindet Kühe und Pferde, rupft den Schafen die Wolle vom Leibe, macht daß selbst die Hühner krähen, vertreibt die Fische aus dem Wasser, verjagt das Wild aus einer Gegend, schleppt Wölfe und Bären bei den Ohren herbei, um nur den ihm zum Ekel gewordenen Menschen recht weidlich zu plagen, und ruht nicht eher, bis er ihn nicht vernichtet oder zum Verlassen der Wohnung gezwungen hat.

Ich hatte in Sibirien einige Male Gelegenheit Häuser zu sehen, welche der Mensch verlassen hat und in denen nun der Domowyi ganz allein sein Wesen treibt. In einem Dorfe waren es selbst drei gemauerte Häuser, deren „Wirthe“ die Menschen vertrieben haben und nun allein in ihnen wirthschaften sollen. Der Russe fährt oder geht (freilich nur am Tage) an diesen Häusern vorbei und schlägt andächtig einige große Kreuze.

Der Domowyi ist übrigens leicht zu erzürnen und sehr schwer zu versöhnen. Wehe der Wirthin, welche, nachdem sie eine Kuh gemelkt hat, es vergißt, einige Tropfen Milch auf die Erde zu gießen, die dann der Domowyi aufleckt. Hat sie dieses zu thun vergessen, dann wird entweder sie selbst in der Nacht schrecklich vom wüthenden Hausgeiste gedrückt werden oder aber die arme sonst doch ganz unschuldige Kuh wird von dem rachsüchtigen Wirthe verfolgt und bis zum Tode gepeinigt.

Wenn dem Domowyi die Farbe eines Hausthieres nicht gefällt, wird es von ihm verfolgt und der Eigenthümer muß es verkaufen, sonst geht es elendiglich zu Grunde, und eine Folge hiervon ist, daß man häufig in einer Wirthschaft gleichfarbige Thiere hält, um ja den Domowyi nicht durch eine ihm widerwärtige Farbe zu reizen und ihm Veranlassung zu geben seine Wuth an dem mißliebigen Thiere auszulassen.

Der Leser wird sich wohl aus dem bisher Gesagten einen hinlänglichen Begriff über das Niveau der Bildung machen, auf dem sich der Sibirier befindet. Die Kirche hat davon ihren Nutzen gezogen und den Aberglauben nach Kräften gehegt und gepflegt. Die orthodoxe wie die papistische Kirche haben einige Legionen Heiliger und Wunderthäter geschaffen, deren Reliquien sie aufbewahren und den Gläubigen für Geld zeigen. Sie haben in Kijew ihre Katakomben, in denen einem Heiligen Baumöl aus der Nase tropft, ein anderer sich in die Erde versenkt, dessen letzte Stunde geschlagen hat, wenn er bis über die Ohren versunken sein wird, welchem Malheur man nur durch reichliche Opfer vorbeugen kann. In der Kirche des reichen Klosters in Zylkin (spr. Z wie das französische j) liegt der heilige Wunderthäter „Inokjenty“ (Innocens), der seines Gewerbes ein Pferdedieb gewesen sein soll. Er soll jedoch nur den Reichen Pferde gestohlen und diese den Armen, mit etwas veränderter Farbe, geschenkt haben. Als er des Geschäftes überdrüssig war, trat er ins Kloster, wo er bald in den Geruch großer Heiligkeit gerieth, und er soll nach seinem gottseligen Ende sogleich diverse Wunder gewirkt haben. Gott selbst hat den Leib dieses großen Heiligen dermaßen einbalsamirt, daß er sich bis auf den heutigen Tag erhielt.

Als die russischen Arrestanten in Ustkasta am 18. August 1866 den Vorsteher der dortigen Strafanstalt baten ihnen an dem in ganz Sibirien als Feiertag ersten Ranges begangenen Tage die Arbeit zu erlassen, sagte er ihnen ohne Umschweife, „daß er kein Freund dieses Pferdediebes sei, der sich erst im Alter bekehrte und dann die heidnischen Bewohner des Landes mit der „Duga“ (dem zum Anspannen eines Pferdes auf russische Manier nöthigen Bügel) taufte, d. h. sie mit Prügeln zwang, sich von ihm taufen zu lassen.“

Außer der Unzahl Heiligen und Wunderthäter verehrt der Russe noch eine große Menge „geoffenbarter Bilder“, welche vom Himmel gekommen sind, um die Gläubigen zu erfreuen.

Böse Zungen — und es finden sich dergleichen auch schon unter den gebildeteren Russen — erzählen über die geoffenbarten Bilder Folgendes.

„Wenn irgendwo das Volk gegen die Heiligen der Kirche am Orte lau zu werden und die Opfer spärlicher zu fließen begannen, begab sich ein Pope oder Mönch mit einem schlechten Gemälde in die Tajeza, stellte es an einem Baume auf und merkte sich natürlich genau die Gegend. Nach einiger Zeit posaunte dann der fromme Pater aus, er habe einen Wundertraum gehabt, in welchem ihm der heilige Ilia (Elias), Nikolaus, Jesim, oder wohl auch die „Mutter-

*) Dieses kann um so leichter geschehen, als das Abendbrot zwischen 8 und 9 Uhr Abends verzehrt wird und man sich gleich darauf zur Ruhe begiebt.

gottes“ selbst erschienen sei und ihm gnädig geoffenbart habe, daß er oder sie die Gegend mit ihrem Portrait beglückt und dasselbe aus dem Himmel auf die Erde herabgelassen habe. Man solle nur in der und der Richtung suchen und man werde das heilige Conterfei finden. Dasselbe dürfe jedoch nicht von der Stelle, auf der es sich befinde, weggenommen, sondern müsse ihm an Ort und Stelle eine Capelle, Kirche, oder wohl gar ein Kloster erbaut werden, wozu natürlich die Gläubigen das Geld herzugeben haben.

Sogleich wurde eine Procession nach dem Gnadenorte organisirt und man fand richtig das geoffenbarte Bild, das natürlich wunderthätig war. Das nöthige Geld zur Erbauung des gewünschten Heiligthums wurde durch Collecten aufgebracht, die gewöhnlich im ganzen Lande von Mönchen oder Nonnen, auch wohl von Pilgern gesammelt wurden.“

Schon Kaiser Nikolaus I. soll der Cumulirung von Heiligen und von geoffenbarten Bildern überdrüssig geworden sein. Bei einer Graduirung eines Heiligencandidaten soll er unwillig ausgerufen haben: „podpischu, no on poslednij“ (ich unterschreibe, aber er ist der letzte). In Bezug auf die geoffenbarten Bilder soll er, da er den Himmelsbewohnern nicht verbieten konnte, sich mit der schönen Kunst zu beschäftigen, verfügt haben, daß nur dann an dem Orte, wo sich ein Heiligenbild offenbart, eine Capelle, Kirche oder ein Kloster erbaut werden soll, wenn das Heiligenbild auch gleich die nöthigen Fonds hierzu aus dem Himmel mitbringe, andernfalls solle das Bild in die nächste Kirche gebracht und dort aufbewahrt werden, da es augenscheinlich sei, daß der betreffende Heilige sich um die nöthigen Baufonds bemüht haben würde, wenn er gewünscht hätte, daß ihm ein Tempel errichtet werde.

Wie viel Wahres an diesem ist, lasse ich dahin gestellt sein. Relata refero. So viel ist jedoch ausgemacht, daß seit einem Vierteljahrhundert in Rußland kein Mensch mehr heilig gesprochen worden, auch kein Bild mehr vom Himmel gefallen ist.

Der gewöhnliche Städter unterscheidet sich in Nichts vom Dorfbewohner. Doch beginnt in den Städten sich allmälig mehr Bildung, wenigstens die Sehnsucht nach derselben, zu entwickeln. Ich werde in meinem Aufsatze über „das Heimathsland der Karagasen“ das Städtchen Nischenbynsk und seine Bewohner beschreiben; es ist dieses der Typus sämmtlicher Städte Sibiriens, die Gouvernementsstädte nicht ausgeschlossen, denn auch in ihnen gleicht die Hauptmasse der Bevölkerung den „Bürgern“ von Nischenbynsk.

---

# Wie die Fidschi-Inseln englische Kroncolonie geworden sind.

Mitgetheilt von einem alten Australier.

G. Die Einverleibung der Fidschi-Inseln in Großbritannien ist endlich am 10. October 1874 eine vollendete Thatsache geworden. Ein kurzer Rückblick auf die politische Geschichte dieses Archipels wird nicht ohne Interesse sein.

Wir wollen indeß mit einigen geographischen Angaben einleiten. Die ganze Gruppe, welche aus 225 Inseln und Inselchen besteht, von denen aber nur 80 bewohnt sind, dürfte eine ungefähre Aggregatfläche von 7400 Quadratmiles begreifen. Eine vom 20. November 1874 datirende Regierungsdepesche aus London meldet nach Fidschi, daß die Admiralität eine sofortige genaue Vermessung des Archipels angeordnet habe.

Die Bevölkerung wird sich in runden Zahlen auf 1800 Weiße und 140,000 Eingeborene belaufen.

Die umfangreichsten Inseln sind Viti Levu und Vanua Levu.

Viti Levu, d. i. Großfidschi, welches eine Länge von 90 und eine Breite von 50 Miles hat, zählt gegen 70,000 Eingeborene und nahezu 500 Weiße. Es wird von mehreren Flüssen gut bewässert und ist auch bereits in verschiedenen Richtungen durchreist worden. Der Rewa, überhaupt der bedeutendste unter allen Flüssen des Archipels, ist bis jetzt bis zu einem an der südöstlichen Ecke der Insel gelegenen 55 Miles von der Mündung entfernten Punkte zu Fuße verfolgt worden, während im Jahre 1874 die Dampfschaluppe des britischen Kriegsschiffes Pearl denselben auf 47 Miles hinaufgefahren ist. An seiner Mündung bildet der Fluß ein Delta, dessen einer Canal eine Weite von 100 und der andere eine solche von 300 Yards hat.

John B. Thurston erforschte im Jahre 1865 den Lauf des Siga-Toka-Flusses, welcher vom Centraldistricte der Insel nach der Südwestküste zu läuft, während er im Jahre 1867/68 von der Ostküste, in der Nähe von Sawa Kasa, aus in westlicher Richtung den wichtigsten unter den nördlichen Nebenflüssen des Rewa verfolgte und dabei bis zu einem Punkte gelangte, der ziemlich genau in der Mitte der Insel liegt. Im Jahre 1874 durchkreuzte der Consul Jones von Süden aus die ganze Insel. Von der Mündung des Loumbauk-Flusses ausgehend passirte er den Centralpunkt der Insel und erreichte so die Mitte der Nordküste. Das Kriegsschiff Pearl, 17 Kanonen, umfuhr die Insel im Jahre 1874.

Die zweitgrößte Insel ist Vanua Levu, d. i. Großland, deren Berge sich bis zu einer Höhe von 4000 Fuß erheben. Sie hat, in der Richtung von Ostnordost nach Westsüdwest, eine Länge von 115 Miles, bei einer durchschnittlichen Breite von 25. Die Natewa-Bay an der nordöstlichsten Spitze der Insel bildet einen ausgezeichneten Hafen. Einen beträchtlichen Theil der Küstenlinie haben die Weißen käuflich an sich gebracht, welche sich hier ziemlich zahlreich (über 500) niedergelassen haben. Die Eingeborenen werden auf 30,000 geschätzt.

Unter den übrigen Inseln ist Ovalau, 15 Miles östlich von Viti Levu gelegen, die wichtigste, wiewohl sie nur 8 Miles lang und ungefähr 7 Miles breit ist. An der östlichen Küste derselben liegt Levuka, welches zur Hauptstadt des ganzen Archipels erhoben ist und gegenwärtig von 600 Weißen bewohnt wird. Die Zahl der Eingeborenen beläuft sich auf 2000.

Als Inseln von mehr oder weniger Bedeutung heben wir noch hervor: Vuna oder Somo Somo, Kandavu (wo die Dampfer der Sydney-San-Francisco-Postlinie anlegen), Koro, Mbau und das überaus fruchtbare Taviuni.

Die meisten Inseln sind mit Untiefen und Riffen umgeben.

Von den $5^1/_2$ Millionen Acres Land, welche der Archipel ungefähr umfaßt, sind bis jetzt erst 863,000 in den Besitz der weißen Ansiedler übergegangen. Die besondere Art und Weise, wie das Land auf den Fidschi-Inseln nicht von Einzelnen, sondern immer von den Familien besessen wird, macht es schwierig, größere Strecken Landes käuflich an sich zu bringen. Es giebt daher auch nur wenig größere Landmonopolisten unter den Weißen.

Die Fidschi-Inseln wurden, so weit unsere Kenntniß zurückreicht, von einer Anzahl unabhängiger und despotischer Fürsten regiert. Die Größe ihrer Reiche wechselte mit der Ebbe und Fluth ihrer Eroberungen.

Das Bau-Königreich im Westen, welches sich über Viti Levu, Bau, Ovalau, Bega, Angau, Kandavu, Koro, Nairai, Batiki, Moturiki und andere weniger wichtige Inseln erstreckt, und in welchem Cakobau herrscht, gewann seit dem Jahre 1815, in Folge des Beistandes von etlichen weißen Vagabunden, die aus der damaligen Strafcolonie Neu-Süd-Wales eintrafen und Feuerwaffen einführten, ein allmäliges Uebergewicht. Cakobau's Einfluß machte sich bald auf dem größten Theile des Archipels fühlbar. Im Jahre 1855 jedoch fing sein Stern wieder an zu sinken. Seine zahlreichen Feinde sammelten sich auf allen Seiten und er selbst gerieth in nicht geringe Gefahr. Aber der schlaue Cakobau wußte auch dies Mal wieder einen Ausweg der Rettung zu finden. Um die Unterstützung der weißen Ansiedler, welche sich schon ziemlich zahlreich in und bei Levuka niedergelassen, zu gewinnen und um ihnen einen Beweis zu geben, daß er es mit dem ihnen gegebenen Versprechen, ihre Interessen zu begünstigen, treu meine, ward er „Christ", oder, wie die Fidschis sagen, er „lotued". Die Weißen säumten jetzt nicht, seiner Autorität aufzuhelfen, und in kurzer Zeit war er wieder, zum großen Verdrusse von Maafu, zu fester Herrschaft in Bau gelangt.

Letzterer, ein ohne Frage begabter, aber dabei sehr ehrgeiziger Fürstensohn aus Tonga, hatte sich auf den Windward- also östlichen Inseln niedergelassen, und ging, auf Anstiften von methodistischen Missionären (Wesleyanern), welche von dem auch zum Christenthume bekehrten Maafu eine schnelle Einpeitschung der heidnischen Fidschis in die Segnungen des Christenthums erwarteten, mit dem Plane um, sich den ganzen Archipel zu unterwerfen.

Schon nach wenigen Jahren hatte Maafu im Osten feste Stellung gewonnen und er würde sicher auch bald ganz Fidschi unter seine Botmäßigkeit gebracht haben, wären nicht die Colonisten auf den Leeward-Inseln energisch dagegen aufgetreten. Diese fürchteten nämlich in der Eroberung durch einen tongesischen Fürsten insofern ihren eigenen Ruin, als auf Tonga die gesetzliche Vorschrift, kein Land an Fremde zu verkaufen, welche nun leicht durch den eventuellen Eroberer auch auf Fidschi eingeführt werden konnte, besteht. Man weiß dort recht gut, daß das Weggeben von Land an Weiße ziemlich gleichbedeutend ist mit dem Untergange der Eingeborenen.

Die Ansiedler im Westen traten also wieder für ihren Cakoban und für sogenannte europäische Civilisation auf, und dieser willigte nun in Alles, wenn er nur den Schatten seiner Macht rettete.

Dazu kam noch, daß Cakobau auch an dem Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine kräftige Stütze fand, dem daran lag, daß der König in die Lage komme, die Summe von 9000 Pf. St. zu entrichten, zu deren Zahlung er sich, in Folge der durch Feuer geschehenen Zerstörung einiger amerikanischen Ansiedlern gehöriger Hütten, hatte verstehen müssen.

Im Jahre 1865 vereinigten sich die vornehmsten Häuptlinge des Archipels zu einer Conföderation, welche aber, als Maafu die Präsidentschaft derselben an sich zu bringen suchte, schon nach Verlauf von kaum zwei Jahren von Cakobau wieder aufgelöst wurde.

Im Mai 1867 krönten die weißen Ansiedler, unter Anwendung von allerlei lächerlichen Formen, den Cakobau zum König der Fidschi-Inseln, und gleichzeitig ward eine Constitution nach dem Muster der auf den Sandwichsinseln bestehenden eingeführt. Die ganze Sache blieb aber ein Possenspiel, und es war unmöglich, auch nur einem der bekannt gemachten Gesetze und Anordnungen Geltung zu verschaffen.

Um dieselbe Zeit brachte Maafu, als Haupt der Windward-Gruppe, die sogenannte Lau-Conföderation zu Stande. Es gehörten dazu außer Maafu, dem Könige von Lau, Tui Cakau, König von Cakandrove, und Tui Boa, König von Bua.

Das Königreich Lau umfaßte die ganze östliche Inselgruppe, d. i. von Vitoa und Matuku im Süden bis zur Nanuka-Passage, welche der Commodore Goodenough, zur Erleichterung der Schifffahrt, im November 1874 genau vermessen ließ; das Königreich Cakandrove begriff die südöstlichen Küsten von Vanua Levu, ferner Taviuni, Kamia, Lanthala, Rabi sowie die Ringgold-Inseln, und endlich das Königreich Bua bestand aus dem Theile von Vanua Levu, welcher sich westlich von der Savu-Savu-Bay ausbreitet, und auch noch aus der Yasawa-Gruppe.

Diese Conföderation erstreckte sich also über ein volles Drittel des ganzen Archipels.

Völlig neutral hielt sich Ritova, welcher als Tui Macuata an der Macuata-Küste auf der Nordseite von Vanua Levu herrscht.

Die Lau-Conföderation beruhte auf „Staatssouveränität und conföderirter Suprematie". Es bestand ein Parlament der Eingeborenen, aber die ausführenden Beamten waren Europäer und manche nützliche Gesetze wurden erlassen. Die geistige Ueberlegenheit des Maafu gab überall den Ausschlag. Die innerhalb der Conföderation ansässigen Colonisten erkannten gern rühmend an, daß die Eingeborenen unter vollständiger Controle gehalten wurden und daß den von ihnen, den Weißen, vorgebrachten Klagen immer nach Gebühr schnell abgeholfen ward.

Anders verhielt es sich im Bau-Reiche, wo die feinwollende vollziehende Gewalt kaum irgend eine Macht besaß. Die meisten Europäer hatten sich aber auf der Leeward-Seite, also in Cakobau's Gebiete, niedergelassen. Die Schwierigkeit ihrer Lage in einem Lande ohne Gesetz und Regierung ward durch die Gegenwart eines excentrischen, eigensinnigen britischen Consuls (Murch) noch weiter gesteigert.

Unter solchen mißlichen Verhältnissen trat eine Anzahl Colonisten, unter denen der frühere Marinelieutenant G. A. Woods hervorragte, zusammen, um eine locale Regierung zu begründen. Im Juni 1871 erklärte man wieder Cakobau zum „constitutionellen" Könige der Fidschi-Inseln. Ein aus Europäern und Eingeborenen gemischtes Ministerium, unter Leitung von Sydney Charles Burt, trat ins Leben, und eine neue Verfassung, die der vom Jahre 1867 ziemlich ähnlich war, wurde entworfen und einer von den Colonisten gewählten Delegirtenversammlung zur Berathung vorgelegt, welche dieselbe denn auch mit wenigen Veränderungen annahm. Das Wahlgesetz für die zu wählende Assembly bestimmte, daß jeder volljährige Weiße, welcher Steuern zahle und sechs Monate auf Fidschi ansässig gewesen, actives und passives Wahlrecht besitze.

Die Lau-Conföderation löste sich jetzt auf, da selbst Maafu den Cakobau als König von ganz Fidschi anerkannt hatte. Dieser ward dafür wieder zum Vicekönige seines

Reiches ernannt, und ebenso dann auch etwas später (im December) in gleicher Eigenschaft Tui Cakau, nachdem er anfänglich die Anerkennung verweigert.

Allein auch dieser Versuch hatte keinen bleibenden Erfolg. Es wirkten da mancherlei Umstände zusammen. Zunächst war es Manchen zu viel, Unterthanen einer schwarzen Majestät zu werden, welche noch nicht allzulange der Menschenfresserei entsagt hatte. Andere wollten von einem Ministerium nichts wissen, in welchem Männer mit zum Theil sehr verdächtiger Vergangenheit saßen. Andere liebten die Steuern nicht, ohne welche eine geregelte Regierung doch nimmer bestehen kann. Wieder Andere wollten wohl bindende Gesetze für die Eingeborenen, aber sich selbst in ihrem Belieben in keiner Weise beschränken lassen, namentlich auch nicht ihre modische Passion aufgeben, Eingeborene wie das Wild niederzuschießen, sobald diese sich auf den Plantagen betreffen ließen. Endlich betrieb man in Fidschi einen förmlichen Sklavenhandel mit Südsee-Insulanern, und hierin mußte die Regierung jedenfalls Beschränkungen eintreten lassen, was aber natürlich Vielen wieder nicht gefiel.

Das erste Parlament versammelte sich am 1. November 1871, aber ein gemeinschaftliches Zusammenwirken ward bald zur Unmöglichkeit. Der Minister Burt resignirte und an seine Stelle trat John B. Thurston, mit dem oben erwähnten G. A. Woods zur Seite. Thurston, welcher früher interimistischer britischer Consul auf den Fidschi-Inseln gewesen, war eine respectable Person.

Damit war jedoch nichts gebessert. Der Wirrwarr wuchs und es wäre ohne Frage zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht die Capitäne der vor Levuka liegenden britischen Kriegsschiffe Dido und Blanche intervenirt hätten. Diese drohten, jeden englischen Unterthan, der zu den Waffen greife und sich am offenen Widerstande gegen die Regierung Cakobau's, welche von England als eine de facto Regierung anerkannt sei, betheilige, sofort verhaften zu lassen und zur ernstlichen Verantwortung zu ziehen.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Ruf nach englischer Hoheit ein allgemeiner, fast einstimmiger wurde. Und es waren nicht bloß die Colonisten, welche dies Ziel jetzt ersehnten, sondern auch die australischen Colonien Victoria und Neusüdwales, von wo aus beträchtliche Capitalien auf den Fidschi-Inseln angelegt waren, drängten die englische Regierung.

Da endlich schickte der britische Colonialminister, Lord Carnarvon, zwei Commissäre nach Levuka, welche sich über die dortigen Zustände genau unterrichten und eventuell mit Cakobau und den vornehmsten Häuptlingen wegen Abtretung der Inseln verhandeln sollten. Es waren der Commodore Goodenough, welcher im November 1873, und der neue englische Consul Layard, der im Januar 1874 in Levuka eintraf.

Die Colonisten, aufgefordert sich zu erklären, sprachen sich auf öffentlichen Meetings für eine englische Kroncolonie aus, mit einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen gesetzgebenden Versammlung, welcher aber der von der englischen Krone zu ernennende Executive Council nicht verantwortlich sei.

Auch die mit Cakobau und den Häuptlingen angeknüpften Verhandlungen hatten guten Erfolg, indem der Abtretung der Inseln an England zugestimmt wurde.

Es waren indeß, durch den Einfluß des Ministers Thurston, mancherlei Bedingungen dabei gestellt worden, welche anzunehmen Lord Carnarvon sich nachträglich weigerte. Es handelte sich hauptsächlich um die Landfrage. Der Colonialminister schien darauf zu bestehen, daß das Land im Ganzen der Krone gehören solle. Aber es giebt in Fidschi gar kein Kronland. Der König Cakobau besitzt auch nicht einen Acre Land, über welchen er ohne Einwilligung der Familien, auf denen das Eigenthumsrecht ruht, verfügen könnte. Und die Colonisten würden doch auch wohl schwerlich sich dazu verstehen, ihr durch Kauf erworbenes Land ohne Weiteres an die Krone wieder abzutreten.

Es wurden nun neue Verhandlungen angeknüpft und dazu hatte Lord Carnarvon den diplomatisch geschulten Gouverneur der australischen Colonie Neusüdwales, Sir Hercules Robinson, welchem W. F. Hely Hutchison beigegeben war, ausersehen.

Der Gouverneur begab sich am 12. September 1874 von Sydney aus auf dem Kriegsschiffe Pearl, commandirt vom Commodore Goodenough, nach Levuka und traf hier am 23. September ein. Es begleiteten ihn noch sein Privatsecretär Mr. De Robeck und der Justizminister der Colonie Neusüdwales, Innes, als Rechtsbeistand.

Die Verhandlungen begannen am 25. September, und zwar in der Cajüte des Kriegsschiffes Dido. Cakobau brachte nur seinen Privatsecretär Milne mit, da die Gegenwart seines Ministers Thurston nicht beliebt wurde. Als Dolmetscher diente D. Wilkinson, denn Cakobau ist der englischen Sprache nicht mächtig.

Die Conferenz dauerte zwei Stunden. Sir Hercules bedeutete dem Könige, daß England nicht geneigt sei, ein Protectorat über die Fidschi-Inseln zu übernehmen; wenn aber er und die ersten Häuptlinge sich zu einer bedingungslosen Abtretung an die englische Krone verstehen wollten, so sei letztere zur Annahme bereit. Die Landfrage solle nicht einfach als Kronlandfrage behandelt werden. Das von Colonisten rechtlich erworbene Land gehöre selbstverständlich diesen, und die Eingeborenen seien im Besitz all des Landes, welches sich zu ihrem Unterhalte vernothwendige, zu belassen. Nur der Rest solle als Kronland angesehen werden. Außerdem werde die englische Regierung überall mit Großmuth verfahren und es sich namentlich angelegen sein lassen, Cakobau und die vornehmsten Häuptlinge mit solchen jährlichen Pensionen zu versehen, daß sie nicht weiter auf die Unterstützung ihrer bisherigen Unterthanen angewiesen seien.

„Meine Regierung will," so betonte der Gouverneur weiter, „auf den Entschluß der Häuptlinge in dieser wichtigen Frage keinen Zwang ausüben, die Antwort muß aber ein einfaches Ja oder Nein sein. Es verträgt sich nicht mit der Würde der englischen Krone, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen."

Dem alten Cakobau schien das auch bald einzuleuchten. Er rief aus: „True, true. The Queen is right; it is notchief-like to make conditions. Wenn ich Jemandem ein Boot schenke und dafür Gegendienste erwarte, so schickt es sich nicht, damit allerlei Bedingungen zu verknüpfen, z. B. daß nur an gewissen Tagen mit dem Boote gefahren werden dürfe, oder daß nur bestimmte Segel oder Stricke zur Anwendung kommen sollen u. s. w." Mit dieser naiven Demonstrationsweise hatte sich also unser Cakobau überzeugt.

„Die Zukunft der Fidschi-Inseln," fuhr er dann fort, „ist Großbritannien. Ich hoffe schon morgen oder übermorgen eine entscheidende Antwort geben zu können."

Und dies geschah. Am 28. September hielten Cakobau und eine Anzahl Häuptlinge eine Conferenz, auf welcher die bedingungslose Cession der Inseln an die englische Krone beschlossen ward.

Es handelte sich jetzt hauptsächlich noch um die Einwilligung zweier mächtiger Häuptlinge, der schon erwähnten Maafu und Tui Cakau. Der Gouverneur begab sich also am 30. September auf dem Kriegsschiffe Pearl nach Lomo-Lomo, der Hauptstadt der Lau-Herrschaft und der Residenz

des Maafu, bei welchem gerade zufällig Tui Cakau anwesend war. Beide unterzeichneten, ohne irgend welche Schwierigkeit, das Document der Cession.

Nachdem dann das Kriegsschiff noch bei Vanua Levu angelegt und dortige Häuptlinge ebenfalls eingewilligt hatten, kehrte man nach Levuka zurück.

Hier fand am 10. October 1874 die förmliche Uebergabe der Inseln an den Repräsentanten der englischen Krone, Sir Hercules Robinson, unter üblichen Feierlichkeiten statt. Die Fidschi-Flagge fiel und der Union Jack ward unter Jubelgeschrei und unter Kanonendonner um 3 Uhr Nachmittags aufgehißt. Fidschi war eine englische Kroncolonie.

Noch am Abende desselben Tages wurde die erste Nummer der amtlichen „Gazette" publicirt. Robinson ward darin zum einstweiligen Gouverneur ernannt und zu dessen Stellvertreter der bisherige englische Consul Layard ausersehen. In dem ebenfalls bekannt gemachten Executive Council befanden sich John B. Thurston als Staatssecretär und Auditor-General, Thomas Horton als Schatzmeister und R. S. Swanston als Registrar-General und für Angelegenheiten der Eingeborenen. Der in der australischen Colonie Neusüdwales bestehende Tarif ward angenommen.

Wir wollen noch hervorheben, daß Cakobau in dem Augenblicke, wo er die Urkunde der Abtretung unterzeichnen wollte, seine alte Kriegskeule, welche so vielen Kriegsgefangenen in früherer Zeit des Cannibalismus den letzten Todesstreich versetzt hatte, die aber jetzt mit silbernen Emblemen des Friedens verziert war, dem Gouverneur überreichte, mit der Bitte, dieselbe der Königin Victoria einhändigen zu wollen. Sein letzter Minister, Thurston, sprach dazu einige passende Worte.

Dem Exkönige Cakobau wurde eine lebenslängliche Pension von 900 Pf. St. ausgesetzt, während die übrigen zwölf Häuptlinge — Maafu, Tui Cakau, Isikeli, Ratu Abel, Tui Bua, Savanaca, Roko Tin Dreketi, Ritova, Katonivere, Ratu Kini, Matanitobua und Cagilevu —, welche die Abtretung unterzeichneten, mit einem Jahresgehalte von 100 bis 600 Pf. St. bedacht werden sollten.

Sir Hercules Robinson trat am 16. October die Rückreise nach Sydney an, begleitet von Timothy, dem zweiten Sohne Cakobau's. Der Exkönig selbst begab sich, auf specielle Einladung des Gouverneurs, einen Monat später auf dem Kriegsschiffe Dido ebenfalls nach Sydney, wo er am 29. November eintraf und der Gast des Sir Hercules ist. Man will Beiden die Herrlichkeiten der Krone Englands vorführen, damit sie bei ihrer Rückkehr nach Fidschi den Häuptlingen und dem Volke von den gesehenen Wundern und der Großmacht der Königin Victoria erzählen können. Das wird zur Furcht und zum Gehorsam führen, bis alle Fidschis, gleich den Tasmaniern, „gegangen" sind. Die weiße Race schiebt die farbige — zum Untergange.

---

# Expeditionen in Afrika.

## Noch einmal Cameron und Grandy.

Der Brief des Lieutenants Cameron, welcher die von uns schon (S. 13 und S. 46) erwähnte Entdeckung des längst vermutheten und gesuchten Ausflusses aus dem Tanganyika meldet und vom 9. Mai 1874 aus Kawele in Udschidschi datirt ist, lautet in seinen wesentlichen Theilen folgendermaßen: „Soeben von einer sehr erfolgreichen Rundfahrt um das Südende des Tanganyika zurückgekehrt, sende ich eine Karte desselben im Verhältnisse von 5 Meilen auf 1 Zoll. Ich war so glücklich, den Ausfluß des Sees, welcher zum Lualaba gehen soll, zu entdecken. Seine Strömung ist nur gering, wie es bei dem geringen Höhenunterschiede zwischen dem Tanganyika (2710 Fuß nach Cameron) und dem Lualaba (der bei seinem Austritte aus dem von Livingstone entdeckten Moero Okata noch circa 3000 Fuß hoch liegt) zu erwarten war. Ich fuhr ihn 4 bis 5 englische Meilen hinab, wo schwimmendes Gras und mächtige Binsen mein großes Boot aufhielten. Der Häuptling am unmittelbaren Austritt dieses, Lukuga genannten Flusses, welcher 25 Miles südlich von den 1858 durch Burton und Speke besuchten Inseln etwa unter 6° südl. Br. liegt, war sehr freundlich und intelligent und versprach seine Hülfe beim Wegräumen jener Hindernisse."

Livingstone blieb der Ausfluß verborgen, weil er auf seiner Reise von Kazembe's Stadt nach Udschidschi im Jahre 1869 dort zur Nachtzeit vorbeifuhr und seine Reise ins Land der wilden Manyuema (1869 bis 1871) von einem nördlicher gelegenen Punkte des Ufers antrat.

Nach Aussage der arabischen Kaufleute fließt der Lukuga, welchen Cameron nach der Prinzessin Maria Alexandrovna zu nennen vorschlägt, nicht in das „Meer von Unyoro", d. i. den Albert Nyanza, sondern in den Ugarowowa oder Congo, dessen Mündung von einem der Händler angeblich in 55 (?) Tagen von Nyangwe, jener Handelsstadt am Lualaba und monatelangen Residenz Livingstone's, aus erreicht und getreu beschrieben wurde.

Cameron entschloß sich also, diesen Weg längs des Lukuga und Lualaba zum Congo zu nehmen, und zwar anfangs nicht zu Wasser, eben wegen jener Pflanzenbarren. 45 Tagereisen würden ihn nach seiner Ansicht bis Nyangwe bringen, von wo er noch einmal nach Sansibar schreiben könnte; weitere 55 an die Congomündung. Letztere Entfernung dürfte aber um ein Bedeutendes zu gering angeschlagen sein, da Nyangwe im besten Falle immer erst ein Drittel des ganzen Weges von Udschidschi bis Banana am Atlantischen Ocean ist. Mitte Mai gedachte Cameron nach Westen aufzubrechen und in sechs Monaten die Fälle des untern Congo zu erreichen. Diese Hoffnung hat sich nun freilich nicht erfüllt, da wir sonst schon in Besitz directer Nachrichten darüber sein müßten; zu Befürchtungen ist aber darum noch kein Anlaß vorhanden. — Immerhin aber ist die Reise kein leichtes Stück; es besteht zwar zwischen dem Lande der Manyuema, in welchem Nyangwe liegt, und der Westküste eine Handelsverbindung; dieselbe scheint aber jedesmal, nach Lieutenant Grandy, auf nicht unbeträchtliche Hindernisse zu stoßen. Denn die betreffende Karawane, welche jährlich nur ein Mal ihren Weg zurücklegt, zählt stets zwischen 500 und 800 durchweg bewaffnete Theilnehmer. Grandy versuchte diese Leute über das Innere Afrikas aus-

zufragen, erhielt aber nur sehr vage und unbefriedigende Antworten.

Die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen Lukuga, Lualaba und Albert Nyanza, wie sie Rawlinson leise andeutete, muß man übrigens in Hinblick auf den geringen Höhenunterschied zwischen Tanganyika (2710 Fuß) und Albert Nyanza (2700 Fuß) für eine äußerst geringe erklären.

* * *

Unsere Leser wissen, daß im Jahre 1872 von Osten und Westen her dem, wie man vermuthete, sich in Noth befindenden Livingstone Hülfe gebracht werden sollte. Während von Osten Cameron vorging, lange mit allerlei Hindernissen zu kämpfen hatte, aber doch schließlich durch Erfolge bedeutender Art belohnt wurde, erging es dem mit der Leitung der Congo-Expedition betrauten Lieutenant Grandy weit schlimmer. In großmüthiger Weise trug Livingstone's alter Freund, James Young, alle Kosten, welche sich nach und nach bis auf 3000 Pfund (60,000 Mark) beliefen; Grandy soll Alles, was in seiner Macht stand, gethan haben, um etwas zu leisten; aber er hatte den größten Mißerfolg. Am 30. November 1872 fuhr er von Liverpool ab, Ende April 1874 wurde er aus Afrika zurückberufen. In diesen ganzen 17 Monaten ist es ihm nicht gelungen, seinen Fuß auf unbekanntes Gebiet zu setzen oder irgend eine wichtigere Entdeckung zu machen.

Aus seinem Berichte geht nicht hervor, daß ihn besondere Umstände zwangen, vom Hafen Ambriz über Pembe nach San Salvador zu gehen; aber es müssen doch wohl solche vorgelegen haben. Denn sonst wäre es unerklärlich, warum er genau der von Bastian 1857 zurückgelegten Straße folgte und nicht begierig die günstige Gelegenheit ergriff, den weißen Fleck, welchen unsere Karten zwischen der Küste und der kongesischen Hauptstadt noch zeigen, auszufüllen. Daß er der trefflichen und ausführlichen Beschreibung Bastian's („Ein Besuch in San Salvador", Bremen 1859) über die durchwanderten Gegenden und ihre Bewohner nichts hinzufügen konnte, ist selbstverständlich. Nur bei Pembe, dem östlichsten portugiesischen Posten, welcher trotz seiner die Straßen ins Innere beherrschenden Lage und seiner Kupferminen aufgegeben werden soll, besuchte er einige künstlich im Kalkfelsen hergestellte, von Bastian nicht erwähnte Höhlenkammern, in welchen vor der portugiesischen Besitznahme angeblich das gewonnene Kupfererz verwahrt wurde.

Zwei Monate dauerte die etwa 40 deutsche Meilen lange Reise, über einen Monat der Aufenthalt in dem einstigen Bischofsitze San Salvador oder Ambassi, dessen 1870 von den Portugiesen verlassene Forts und Wälle rasch verfallen. Mit ihrem Abzuge hatte auch die Macht des dortigen, einst angesehenen Königs ein Ende: sie reicht jetzt kaum ein paar Meilen weit und äußert sich vornehmlich im Tributerheben von durchziehenden Karawanen.

Von dort aus wurde am 20. Juni 1873 der Weitermarsch angetreten, nachdem mit Noth und Mühe die nöthigen Träger gegen Vorausbezahlung des ganzen Lohnes zusammengebracht waren. Sofort begannen die Versuche, Grandy von weiterm Vordringen zurückzuschrecken; unaufhörlich hieß es, der oder jener Häuptling hätte befohlen, auf den Zug zu schießen. Der Aufhetzereien der Träger war kein Ende. Nur langsam ging es durch das riesig hohe Gras vorwärts. Am fünften Tage forderte der König von Kilewbella, daß die Träger ihre Hosen anziehen sollten; ihre Lendentücher seien nicht anständig genug. Erst als dies geschehen, ließ er sie in seine Stadt eintreten. Am Abend erklärte dieser Monarch in der Trunkenheit, daß Niemand bei Todesstrafe seine Stadt wieder verlassen dürfte, was zur Folge hatte, daß in der Nacht fast sämmtliche Träger verdufteten. Zehn Tage verstrichen, ehe es mit großen Kosten gelang, Ersatzmänner zu werben; aber nur um sie am siebenten Reisetage wiederum mit dem gesammten Lohne auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu sehen. Und so mußte denn nach mehrtägigen Unterhandlungen der Preis für eine und dieselbe Strecke zum dritten Male erlegt werden!

In dieser Weise gingen die kleinen Quälereien und großen Verlegenheiten des Reisenden weiter, bis er Mitte Juli in Banzo Umputa (etwa unter 5° südl. Br. und 15° östl. L. Greenwich) umkehrte und unter vielen Drangsalen das inzwischen durch Pocken entsetzlich verheerte Ambossi wieder erreichte. Im October verlegte er sein Standquartier an die Ufer des untern Congo nach Banza Noki, später nach Mussuko. Als er im April 1874 von dort aus wieder nach dem Innern aufbrechen wollte, erreichte ihn zuerst die Nachricht von Livingstone's Tode und gleich darauf seine Zurückberufung nach England.

Aus diesem traurigen Ergebnisse wird aber nun englischerseits der Schluß gezogen, daß auch die deutsche Expedition von Homeyer's keine Aussicht habe, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen, sondern nothwendiger Weise an dem passiven oder activen Widerstande der Eingeborenen scheitern müsse. Es bedarf nicht vieler Worte, die Grundlosigkeit dieser obwohl von Autoritäten ausgesprochenen Prophezeiung darzuthun. Wir können die besondere Befähigung Grandy's zu solchen Reisen als uns unbekannt nicht kritisiren. Aber warum kam denn Bastian so prächtig durch, und noch dazu mit einem als Verbrecher verrufenen Obmann seiner Träger? Man höre seine eigenen Worte („Ein Besuch", S. 43): „Ich hatte ihn (den Cabo) für Monate um mich auf Reisen, wo ich nur durch ihn mit seinen Landsleuten communiciren konnte; ich schenkte ihm anscheinend das unbedingteste Vertrauen, ließ ihm dann und wann die Ueberlegenheit des Weißen fühlen, aber schonte seine Vorurtheile, machte es vor Allem zu seinem eigenen Interesse, ehrlich zu sein, und bei meiner Zurückkunft sah ich, daß kaum die Hälfte der von mir überschlagenen Ausgaben verbraucht war."

Diese große Kunst, mit den Eingeborenen umzugehen, ist freilich nicht Jedermanns Sache; aber wenn sie Herrn Grandy abging, muß sie darum auch Herrn von Homeyer fehlen?

Und zweitens bedenke man die ungeheuere politische Zersplitterung jener Länder! Zehn Meilen weiter nördlich oder südlich wäre vielleicht das Unternehmen geglückt, weil dort der oder die Könige vernünftiger, zugänglicher, nüchterner gewesen. Können nicht vier volle Breitengrade südlich von Grandy's Route gänzlich verschiedene Verhältnisse herrschen? Ist das Vordringen dort nicht schon einem Ladislaus Magyar, zweimal einem Livingstone geglückt? Jene bösen Prophezeiungen sind also mindestens verfrüht, wenn nicht von kleinlicher Mißgunst eingegeben.

# Aus allen Erdtheilen.

## Kalakaua, König der Sandwichsinseln.

Derselbe war seit December in den Vereinigten Staaten der Löwe des Tages. Die Yankees werfen sehnsüchtige Blicke auf den Hawaii-Archipelagus, den sie einverleiben möchten. Vorerst haben sie die Anwesenheit des polynesischen Potentaten benutzt, um einen Gegenseitigkeitsvertrag mit ihm abzuschließen. Das „Deutsche Neuyorker Journal" macht folgende Bemerkungen: „Bruder Jonathan ist ein Parvenü. Er macht es allerdings gern den großen Herren nach, kleidet sich, speist und trinkt und wohnt gern wie sie, aber an allen Ecken sieht der Emporkömmling, der europäische Bauer, heraus. Schon die Ueberladung von Kostbarkeiten, deren sich Schwester Jonathan schuldig macht, besagt das Shoddythum der ganzen Familie. Diesen Mangel an wirklich feinem Tact zeigt man namentlich bei Behandlung Fremder, die man mit seinen Aufmerksamkeiten todt quält. Im Augenblick ist König Kalakaua das bedauernswerthe Opfer; Jedermann weiß was es sagen will von Neuyorker Aldermen fetirt zu werden. Ergötzlich ist es, daß man in ganz consequenter Tactlosigkeit auch des Königs geheime Gedanken über einen Anschluß der Sandwichsinseln an die Union herauszulocken versucht. Man sagt zwar, Niemand sei so indelicat in Washington gewesen, dem König gegenüber ein Project zu erwähnen, gegen das er sehr eingenommen ist; aber während er der Gast der Nation ist, discutiren die Politiker in seiner nächsten Nähe an der Tafel, im Ballsaal oder im Theater diese Frage, und in den Zeitungen kommt es unter die Augen „Sr. Majestät". Kalakaua gelangte gerade wegen seiner entschiedenen Opposition gegen eine Annectirung auf den Thron. Nach dem Tode des Königs Kamehameha im December 1872 waren Lunalilo und Kalakaua Candidaten; der erstere wurde erwählt, trank sich jedoch binnen wenigen Monaten zu Tode und ihm folgte dann Kalakaua. Dieser hatte in seinem Manifest, als er sich mit Lunalilo um die Thronfolge bewarb, folgendes Programm aufgestellt. Er versprach Frieden und Ordnung, Sorge für die Wohlfahrt des Volkes, Aufhebung der persönlichen Steuer, Anstellung Eingeborener statt Fremder, Repräsentativverfassung, keine Annectirung an Amerika, die durch Begünstigung der Fremden in 1853 beinahe stattgefunden hätte, indem man den kranken König Kamehameha III. zur Unterzeichnung der Abdankungsurkunde drängte. Wenn man diese Worte des braunen Königs beherzigt, so wird man wohl erkennen, wie unzeitig und verkehrt es ist, gerade jetzt die Annectirungsprojecte wieder zur Sprache zu bringen."

## Das Aussterben der Maoris auf Neuseeland.

Darüber hat sich ein aufmerksamer Beobachter, Mackay, jüngst im „New Zealand Herald" ausgesprochen. Die vielen über diesen Gegenstand angestellten Untersuchungen liefern, wie er sagt, den Beweis, daß die unvermischte Race der Eingeborenen allmälig verschwindet und die gemischte an ihre Stelle tritt. Nach eingezogenen Ermittelungen bestand im Jahre 1844 die Bevölkerung der Südinsel aus 3000 Eingeborenen und 100 Halbblosten. Diese Ermittelung wird als richtig erkannt, und stimmen darin die Resultate der Zählung von verschiedenen Seiten überein. Im Laufe von 30 Jahren bis jetzt hat die Zahl der ersteren sich um die Hälfte vermindert, während die Mischrace sich siebenfach seitdem vermehrte. In Neuseeland mischen sich die Maoris nicht mit Europäern allein, sondern auch mit der Halbkaste, die Halbkaste unter sich selbst, ebenso die Nachkommen beider mit einander. In allen Fällen solcher Verbindungen sind die Ehen fruchtbar, indeß seltener ist dies der Fall in der Verbindung der Maoris unter einander. Es wird von den bedeutendsten Forschern anerkannt, daß es unmöglich sei, zu entscheiden, auf wie lange die Mischung der farbigen Race fähig ist, sich fortzuerzeugen. Sei es, daß entweder durch die Entwickelung eines bestimmten Typus oder durch eine dauernde Fruchtbarkeit später der erste Grundtypus wieder hervortritt, oder der der ursprünglich weißen oder dunkeln Eltern. Es ist möglich, daß durch diese Kreuzung die Maoris ihre Erhaltung bewirken mögen; so viel aber steht fest, daß sie selbst mehr und mehr dahinschwinden und mit der wachsenden Civilisation ganz aussterben werden. Dieses Absterben findet nicht nur in Neuseeland statt, sondern ist ganz allgemein überall da, wo die polynesische Race gefunden wird, und die Schuld liegt in der völligen Mißachtung aller der socialen und gesundheitlichen Bedingungen, welche von der dauernden Lebensthätigkeit der menschlichen Race unzertrennlich sind. Unter den positiven Hindernissen für Vermehrung der Maoris sind besonders zwei hervortretend: der Mangel der Fruchtbarkeit der Frauen, wenn sie sich mit den Männern ihrer Race verbinden, und ihre ungesunden Wohnungen. Die stärkste Verminderung unter den Maoris fand in den südlichen Provinzen statt. Hier zählten sie 1844 noch 1900, jetzt nur noch 944 Häupter. In den nördlichen Gegenden und an der Westküste wohnten 1844 noch 1100, gegenwärtig nur 867. Hiernach ergiebt es sich, daß der Zeitpunkt ihres Verschwindens in nicht sehr ferner Zukunft zu suchen ist.

## Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung.

Die ganze Südspitze Afrikas wird bekanntlich nicht selten von langandauernder Dürre heimgesucht, auf welche dann zeitweilig anhaltender Regen folgt. Dieser verursacht dann verheerende Ueberschwemmungen und von einer derselben ist im vorigen Spätjahre das Land weit und breit heimgesucht worden. Einem Bericht aus Capstadt vom 26. December zufolge ist der Schaden, welcher in der eigentlichen Capcolonie angerichtet wurde, ganz ungeheuer. Der Bezirk von Graaf Reinet hat seit 45 Jahren keinen so starken Regenfall gehabt. Im Bezirk Colesberg hat der Viehstand ungemein gelitten; ein Landwirth verlor durch Blitzschlag und Ueberschwemmung 1100 Schafe, 225 Ziegen, 85 Stück Rindvieh, 4 Strauße, seine ganze Ernte und die ganze Einzäunung seiner Felder. Ein anderer, bei Middelburg, verlor mehr als 1500 Schafe, noch ein anderer 1700. Die Ortschaft Queenstown ist fast ganz hinweggewaschen worden. — Auch im Orange-Freistaat Stürme und Ueberschwemmungen; viele Brücken, namentlich die bei Bloemfontein, sind fortgerissen worden und viele Häuser stürzten ein. Im Natallande war die Verheerung noch ärger; man hatte Regen über Regen, während auf der Westseite des Continentes, im Namaqualande, die lange Dürre noch immer anhielt. Hier scheinen die Kupfergruben die Arbeit zu lohnen; sie liefern monatlich im Durchschnitte 900 Tonnen Kupfererz und auch die Gruben am Orangeflusse sind vielversprechend. — Im Lande der Buschmänner war seit Monaten kein Tropfen Regen gefallen.

## Aus Peru.

Wir erwähnten jüngst, daß ein Oberst Pierola eine Revolution in Scene gesetzt habe. Die clericale Partei, die auch in Peru wie überall Unheil stiftet und rebellische Gelüste hat, nahm Partei für den Ruhestörer, und ihr Organ, „La Sociedad", welches jüngst den Segen des Papstes erhalten hat, wünschte dem Rebellen Glück. Aber der rechtmäßige Präsident Pardo ergriff sofort energische Maßregeln. Vom großmüthigen

Albion ist bei dieser Gelegenheit wieder ein hübsches Stück zu erzählen. Piecola bekam Waffen und Kriegsbedarf durch einen in Cardiff beladenen Dampfer; die Hafenbehörden dort ließen ihn ruhig abfahren. Er lief unterwegs einige chilenische Häfen an, wurde dann aber, nachdem er seine Ladung gelandet, von den Peruanern aufgebracht, und nun ist die Bemannung in Gefahr, von diesen als Piraten behandelt oder im günstigsten Falle als Schmuggler eingesperrt zu werden. Sie haben nicht einmal ihren Lohn erhalten und sind in der traurigsten Lage.

Gleichzeitig hatten die Clericalen noch eine andere Revolution geplant, die in Callao, dem Hafen Limas, zum Ausbruche kommen sollte. Die Verschworenen wollten die zwei Castelle nehmen, welche die Stadt beherrschen, und sich in das großartige Zollhaus einschleichen. Am anberaumten Tage gingen sie denn auch, scheinbar harmlos, in dasselbe hinein; und die Regierung, welche rechtzeitig gewarnt worden war, wartete ruhig zu und fing sie dann Alle auf einmal. Sie waren mit Revolvern bewaffnet und hatten viel Geld bei sich. Es ist ermittelt worden, daß ein italienischer Priester in die Sache verwickelt ist; ein anderer Priester aus dem Jesuitenstaat Ecuador wurde mit dem Revolver in der Hand gefangen genommen. So ist denn „die Kirche" auch dort in böse Anschläge gegen den Staat verwickelt.

---

## Der Schirm als Würdezeichen auch in Europa.

Dr. Richard Andree hat jüngst (S. 71 ff.) zusammengestellt, welche Bedeutung der Schirm als Würdezeichen bei Völkern im Alterthum und noch heute in Asien und Afrika hat. Wir können seine Angaben vervollständigen, indem wir zeigen, daß der Schirm in Venedig gleichfalls als solches vorkommt.

Unser Kaiser Friedrich Rothbart war bekanntlich mit einem der herrschsüchtigsten Päpste, Alexander dem Dritten, in heftige Kämpfe verwickelt. Dieser sehr unheilige Vater suchte bei den Venetianern Zuflucht. Sie nahmen Partei für ihn, gewannen eine Seeschlacht und dem Rothbart wurden, als er um Frieden nachsuchte, die härtesten Bedingungen auferlegt. Er kam nach Venedig und was sich dort mit ihm begab, ist vielfach auch bildlich dargestellt worden. Die Chroniken besagen: Als er einzog nahmen sechs Cardinäle ihm den Eid der Unterwürfigkeit ab, worauf die über ihn verhängte Excommunication aufgehoben wurde. Dann geleitete ihn die gesammte Geistlichkeit in langem Zuge nach dem Marcusplatze vor die Marcuskirche, vor deren Hauptpforte der Papst in pontificalibus saß, umgeben von Cardinälen, vielen Prälaten, den Gesandten der fremden Mächte und den hohen Würdenträgern der Republik. Als der Kaiser vor Seiner Heiligkeit stand, warf er den Mantel ab und kniete nieder; da setzte der übermüthige Papst ihm seinen Fuß auf den Nacken und sprach, mit dem Psalmisten: Super aspidem et basilicum ambulabis etc., also: Auf Ottern und Basilisken wirst du wandeln und Löwen und Drachen mit Füßen treten. Da habe der Kaiser in seinem Zorne gerufen: Non tibi, sed Petro; nicht Dir, sondern Petrus bringe ich diese Huldigung! — Der Papst war giftig genug, den Fuß noch fester auf den Nacken zu stämmen und laut zu rufen: Et mihi et Petro! Also: „Deine Erniedrigung oder Huldigung bringst Du sowohl mir wie auch dem Petrus dar."

Der Papst wollte sich den Venetianern erkenntlich zeigen, und gab den Dogen folgende Privilegien: Sie durften bei feierlichen Aufzügen vor sich hertragen lassen: eine brennende Kerze, ein Schwert, einen (rothen) Schirm, einen curulischen Sessel, ein mit Goldbrocat überzogenes Kissen, Fahnen und zwei Trompeten. Bei derselben Gelegenheit übergab er dem Dogen Ziani auch einen Ring, und spielte dabei wieder seine Machtvollkommenheit auf. Er sprach: „Hunc annulum accipe et, me auctore, ipsum mare obnoxium tibi redditum; quod tu tuique successores quotannis statuto die servabitis, ut omnis posteritas intelligat maris possessionem victoriae jure vestram fuisse, atque uti uxorem viro, ita illud imperio respublica Venetae subjectum." Somit erklärte er, daß die Herrschaft über das Meer den Venetianern gehöre und dieses ihnen unterthan sei wie die Frau dem Manne; die „Vermählung" wurde dann, laut Gebot des Papstes, jährlich vollzogen. Aber was ist, Sr. Heiligkeit ungeachtet, aus jener Seeherrschaft geworden?

Der rothe Schirm spielt noch einmal, in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, eine Rolle. Der Padischah der Osmanen machte seinerseits Anspruch auf die Herrschaft über das ganze Mittelmeer und seine Theile; der Stern der Venetianer war damals schon im Erbleichen und ihre Gesandten hatten in Konstantinopel einen schweren Stand. Man war bemüht, für die wichtige Stelle die tüchtigsten Männer zu gewinnen. Ein solcher war Marc Antonio Barbaro. Wenn ein neuer Bailo, das heißt Ambassadeur, nach Stambul abging, so wurde ihm, wie man allgemein in Venedig glaubte, eine mit Zechinen gefüllte Kiste mitgegeben, außerdem aber auch ein Kästchen, das wirksame Gifte enthielt. Das erstere ist gewiß richtig, der Bailo sollte kein Geld sparen, um im Serail und unter den Juden der Vorstädte Agenten zu gewinnen. Daß das Gift im Staatswesen der Venetianer systematisch zur Verwendung kam, ist bekannt und durch manche Urkunde bewiesen. Der Bailo brauchte über die Gelder keine Rechenschaft abzulegen und konnte dieselben nach Gutdünken verwenden. Daß er sich auch des Giftes bedienen konnte und vom Rathe der Zehn mehr als einmal Anweisung und Befehl dazu erhielt, steht gleichfalls urkundlich fest.

Jener Marc Antonio Barbaro war sechs Jahre lang Bailo; seine Berichte, etwa 400 an der Zahl, und seine Relazioni sind im Originale noch heute vorhanden. Es war eine kritische Zeit. Barbaro sollte den gewaltigen Sultan Selim den Dritten, welcher den Venetianern sehr abhold war, friedlich zu stimmen suchen. Die Wesire, die Sultaninnen und die einflußreichsten Sklaven im Serail wurden mit Geld und kostbaren Stoffen beschenkt, waren aber trotzdem sehr zudringlich. Der Bailo mußte aus Italien allerlei Luxusgegenstände für sie kommen lassen, von deren Bezahlung keine Rede war; in einem der Berichte Barbaro's ist ausführlich von Beschaffung einer großen Lampe für die Hauptmoschee die Rede; der Großwesir verlangte, daß nach dem Muster derselben nicht weniger als neunhundert andere zu verfertigen seien; er bat sich auch eine Orgel aus. Der Janitscharenaga, welcher sich einen Palast bauen ließ, wünschte gemalte Fensterscheiben und eine der Sultaninnen eintausend stählerne Schüsseln! Ueber diese letztere Forderung gerieth der Senat zu Venedig in Verlegenheit; er debattirte über eine so wichtige Angelegenheit lange hin und her; zuletzt mußte der Bailo erklären, in Venedig würden derartige Schüsseln gar nicht verfertigt, was er bedauere!

Im December 1569 brach in Stambul eine große Feuersbrunst aus. In Folge derselben verlangte der Großwesir von Barbaro eine neue Sendung Lampen und der Sultan die Abtretung der Insel Cypern, wo er dann, nach Ausbruch des Krieges, die Stadt Famagosta belagerte. Dieselbe wurde vom Statthalter Bragadino lange Zeit tapfer vertheidigt. Als er sie nicht mehr halten konnte, wurde ihm eine ehrenvolle Capitulation bewilligt, und er sprach den Wunsch aus, die Schlüssel der Stadt dem Sieger eigenhändig zu überreichen. Der türkische Befehlshaber erklärte, daß es ihm eine Freude sein werde, dieselben aus der Hand eines so tapfern Mannes entgegen zu nehmen. So zog ihm denn Bragadino, gefolgt von seinen Offizieren, angethan mit einem rothen Mantel, entgegen; er ging unter dem rothen Schirme, welcher das Zeichen seiner Statthalterwürde war.

Der Türke war treulos. Während der Unterhaltung mit Bragadino sprang er plötzlich auf und warf dem Christenhunde vor, einige mohammedanische Gefangene hingerichtet zu haben. Er ließ sofort die venetianischen Offiziere niederhauen. Bragadino wurde in raffinirter Weise ermordet. Drei Mal stellte sich der Henker, als wolle er ihm den Kopf herunterschlagen, säbelte

aber nur die Ohren ab. Zehn Tage hintereinander mußte der Christ einen schweren, mit Erde gefüllten Korb auf den Batterien umherschleppen und wenn er am Kiosk des Paschas vorüberkam, den Boden küssen, nachher hängte man ihn an den Mast eines Schiffes und gab ihn der Verhöhnung der Matrosen preis. Zuletzt führte man ihn auf den Marktplatz von Famagosta, riß ihm die Kleider vom Leibe, band ihn mit Ketten an einen Pfahl und dort wurde er im Beisein des Pascha lebendig geschunden. Die mit Stroh ausgestopfte Haut band man auf eine Kuh; sie wurde unter dem rothen Schirm erst in den Straßen herumgeführt und dann als Trophäe am Maste des türkischen Admiralschiffes aufgehängt. So kam sie nach Stambul. Die Familie Bragadina hat sie später dem Pascha abgekauft und sie ist in Venedig in der Peter-Pauls-Kirche in einer Urne beigesetzt, welche eine passende Inschrift trägt.

* * *

— Wir erwähnten jüngst den Besuch des Obersten Lang beim König Mtese (oder Mtesa) von Uganda; wir finden jetzt noch einige Angaben über denselben. Der Europäer wurde als weißer Prinz mit barbarischem Pomp empfangen; daß zu Ehren des Fremden 30 Unterthanen abgeschlachtet wurden, haben wir schon gesagt. Damit war des Mordens noch nicht genug. Als Lang um Erlaubniß bat, den Victoria-See zu besuchen und über die Riponfälle nach Urondogani zurückzukehren, ließ Mtese wieder sieben Mann schlachten, „um die Schutzgeister günstig zu stimmen“; denn ohne ein solches Opfer würden sie die Reise verhindert haben. Mtese ist 35 Jahre alt, hoch gewachsen und bewegt sich, jeder Zoll ein König; er zeigt auch ein wenig höhere Intelligenz als sein Volk. Lang blieb 25 Tage lang sein Gast; seine häufigen Besuche wurden durch die Hinrichtung von acht bis zehn Mann geehrt. Das Pferd des Europäers erregte großes Staunen. — Auf der Rückreise hatte Lang allerlei Widerwärtigkeiten; Gepäck und Lebensmittel wurden ihm gestohlen, die Träger liefen fort. Am 17. August in der Nähe des Berges Kuli wurde er von 400 Leuten des Keba Rega in Kähnen angegriffen. Er schlug sie indessen mit seinen Feuerwaffen zurück und sie verloren in dem Kampfe, der von Mittag bis Sonnenuntergang anhielt, 82 Mann, darunter zwei Häuptlinge; Lang selbst erhielt eine Wunde im Gesichte. Am 18. October war er wieder in Gondokoro.

— Man schreibt der „Allgemeinen Zeitung“ aus Smyrna, daß dort das Deutsche als Unterrichtszweig wirksame und nachhaltige Beachtung finde. „Es kann nicht ausbleiben, daß mit der zunehmenden ernsten Erlernung des Idioms auch die wahre, vorurtheilslose Kenntniß des deutschen Wesens Platz greifen wird. Freilich würden wir uns einer ernsten Täuschung hingeben, wenn wir als Ergebniß die innere Umwandelung des levantinischen Geistes, welcher nichts Anderes ist als ein französischer in verzerrter Gestalt, in kurzer Frist in Aussicht nähmen. Die österreichisch-ungarische Regierung hat, um dem deutschen Sprachunterricht eine größere Ausdehnung zu geben, der Mechitaristenanstalt in Smyrna eine ansehnliche Subsidie bewilligt, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Lehrcursus im Deutschen in methodischer und ersprießlicher Weise geleitet werde. Knaben- und Mädchenschulen verschiedener Nationalitäten und Bekenntnisse wetteifern unter einander, um der Erlernung des Deutschen bestmöglich Vorschub zu leisten.“

— Beim Bau eines meteorologischen Observatoriums hat man, wie der Stadtbibliothekar von Clermont, Mr. Vimont, mittheilt, auf dem Gipfel des Puy de Dôme Reste eines römisch-gallischen Tempels gefunden, dessen Erbauung bis in das erste Jahrhundert nach der römischen Eroberung zurückzudatiren scheint. Man entdeckte die verschiedenartigsten Marmorstücke, Reste von Statuen und sonstigen Kunstwerken und eine Bronzeplatte mit einer Inschrift, wonach der Tempel dem Augustus und dem Mercur des Puy geweiht war.

— Seitens der französischen geographischen Gesellschaft ist Henri Duveyrier nach Südtunis gesendet worden, um an den Untersuchungen der Hauptleute Roudaire und Parisot über die Depression des Schott Mel-Ghir theilzunehmen. Mag auch der Gedanke, dasselbe in einen Busen des Mittelmeeres zu verwandeln, verfehlt sein, unsere noch sehr lückenhafte Kenntniß der Regentschaft kann durch jene Arbeiten nur gewinnen.

— In Centralamerika ist die Regierung von Guatemala ernstlich bestrebt, dem Lande gute Straßen zu verschaffen, an welchen noch so großer Mangel ist. Einem Decrete zufolge ist jeder erwachsene männliche Einwohner verpflichtet, drei Tage am Straßenbau zu arbeiten oder einen Stellvertreter zu beschaffen. Die Staatsschuld betrug am 31. August 1874 nur 4,119,785 Dollars. — In dem von so vielen Revolutionen schwer heimgesuchten Honduras herrscht die äußerste Zerrüttung. In einem Berichte von Anfang des December lesen wir Folgendes: Der gegenwärtige Präsident, Don Ponciano de Leiva, ist in der allerschwierigsten Lage. Er findet das Land in unzählige Parteien zersplittert; Niemand achtet oder kümmert sich um das Gesetz. Es fehlt an Allem, an Geld, an Einnahmen, an einem Heere, an Rechtspflege. Die Beziehungen zu einigen Nachbarstaaten sind unbefriedigend. Ein Minister, Zuñiga, arbeitet daran, eine radicale Partei zu bilden, als ob dem Lande mit einer solchen geholfen wäre!

— Die Republik Uruguay hat gegen Jahresschluß wieder zwei Revolutionen gehabt; die erste mißlang, die zweite nicht. Man war des vielgelobten Präsidenten Ellauri überdrüssig und deshalb ließ sich ein Herr Pedro Varela zum Präsidenten ausrufen. Vivat sequens.

— Wir gaben in den ersten Nummern des laufenden Bandes Schilderungen aus Paraguay aus dem Jahre 1872. Es scheint, daß seitdem das Land sich wieder hebt. Die Zolleinnahmen, welche 1870 nur 105,720 Dollars betrugen, haben sich 1873 gesteigert auf 423,543 Dollars; der Handelsverkehr ist also angewachsen, und man hofft, wenn Ruhe bleibt, nach einigen Jahren Zinsen der Anleihe zahlen zu können. Im Jahre 1873 wurden eingeführt: Baumwollenwaaren für 210,842 Dollars, Kurzwaaren 209,716, Kleidungsstücke 115,315, Wein 86,403, Materialwaaren ꝛc. 525,407, Summa 1,147,683 Dollars. Die Ausfuhr stellte sich für Yerba (Mate) 635,302 Dollars, Taback 224,544, Cigarren 46,616, Häute 134,004, gegerbte Häute 30,384, Holz 13,387, Rinde ꝛc. 15,923 Dollars. Das ist wenig, aber für ein so schwer heimgesuchtes Land immerhin etwas.

— Die Zahl der Sklaven in Brasilien beträgt gegenwärtig nur noch 1,409,448 Köpfe. Alle „nicht matriculirten“ Schwarzen sind an und für sich frei. In etwa 30 Jahren wird es im Kaiserreiche kaum noch einige tausend Sklaven geben, und da die Emancipation allmälig stattfindet, wird in Brasilien der Widersinn und der Nachtheil vermieden, unter welchem Westindien und noch viel mehr die Vereinigten Staaten, durch eigene Schuld, so viel zu leiden haben.

— Omalius d'Halloy, der Nestor unter den Ethnographen, ist am 15. Januar in Brüssel mit Tode abgegangen; er war 92 Jahre alt, am 16. Februar 1783 geboren. Auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde ist er seit 1808 vielfach thätig gewesen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

# Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

## VI.

Charakterzüge der Bongo. — Schweinfurth's Reise nach Süden. — Abd es Sammat und die Seriba Sjabbi. — Das Zebra-Ichneumon. — Verschiedene Volksstämme. — Seriba Kurraggera. — Das Gewaltthätigkeitssystem der Chartumer. — Drohrede an die Häuptlinge. — Die Mittu. — Körperverunstaltungen und Gebräuche.

Wir haben den Aufenthalt des Reisenden im Lande der **Bongo** geschildert, das er am 17. November 1869 verließ, um zunächst in das Land der Mittu und dann weiter bis zu den Niam niam vorzudringen. Es ist schon gesagt worden, daß er sich mit Vorliebe der Beobachtung der Bongo zuwandte und es ist ihm in der That gelungen, einen tiefen Einblick in das innere Leben dieser Wilden zu thun. Hier mögen noch einige Züge hervorgehoben werden.

Böse Geister wohnen im nächtlichen Dunkel des Waldes. Sie, die Teufel und die Hexen im Allgemeinen, heißen **Bitaboh**; auch giebt es Waldkobolde, **Ronga**, zu welchen die Fledermäuse, die Eulen und ein Halbaffe gehören. Dieser letzere hat große rothe Augen, weit aufgerichtete Ohren und fristet sein lichtscheues Dasein in hohlen Baumstämmen. Zur Abwehr dieser und noch anderer nächtlicher Thiere hat man zauberkräftige Wurzeln, mit welchen die Zauberer Handel treiben; diese kommen aus dem Lande der Dinka und besprechen auch Krankheiten. Gute Geister giebt es nicht. Im Verdacht des Verkehrs mit den bösen stehen ausnahmslos alte Leute beiderlei Geschlechts. Sie können bei Nacht als Teufel die Wälder durchstreifen und wenn sie die richtigen Wurzeln besitzen, so können sie scheinbar ruhig in ihrer Hütte liegen und doch im Waldesdunkel mit den bösen Geistern Rath pflegen, um anderen Leuten Tod und Verderben zu bringen. „Der echte, unverblümte Hexenglaube war und ist heute im Bongolande verbreiteter, als er es irgendwo anders in der Welt gewesen; nirgends waren Hexenprocesse in der Welt mehr an der Tagesordnung als hier." Uebrigens gehören bejahrte Leute zu den größten Seltenheiten.

Die Sprache ist wohlklingend und durchweg vocalisirt, reich an a und o, einfach im grammatikalischen Bau, hat aber eine große Mannichfaltigkeit an Ausdrücken für alle **concreten** Begriffe. Aber die gewöhnlichsten unserer abstracten Begriffe, z. B. Seele, Geist, Hoffnung rc., scheinen absolut zu fehlen, und wir wissen, daß das auch in anderen Negersprachen der Fall ist. Sonderbar sind die Umschreibungen für abstracte Begriffe; das Wort **Fir** z. B. kann, je nachdem man es mit anderen in Verbindung bringt, für folgende Begriffe Anwendung finden: Wille, Liebe, Lust, Geschmack, Rede. Der Wille und zugleich der Ausdruck desselben durch die Zunge sind die beiden Grundbegriffe des **Fir**. „Ich habe Lust," heißt aber **Fir na häma**, d. h. **Wille ist in meinem Bauche**. Als Aequivalente eines und desselben Wortes hat man z. B. **Mähi**, d. h. Fleisch oder Lanze im Allgemeinen, insbesondere aber dient es als Collectivbegriff für alle Antilopen; — **Dill** ist Schatten und Wolke; — **gimah** Knabe und Sohn; — **Hotorro** Regen und Himmel; — Onomatopöisch sind z. B. **Golongolo**, Glocke **Kulkukul**, Kugel; die Katze heißt **Mbriau**.

Die Bongo, als **Ackerbauer**, bezeichnen mit **mondj** zunächst das Sorghum vulgare, ihr Hauptgetreide, dann aber auch nicht nur **jede Speise**, sondern auch Essen im Allgemeinen. Das Jägervolk der Niam niam bedient sich in ähnlicher Weise des Wortes **Fleisch**, **puschjö**. —




Goggo, ein Mittu-Madi. Kaffelukku-Ngama, Mittu-Häuptling.

Die Ausbeute der Ghattas'schen Compagnie an Elfenbein hatte 1869 400 Trägerlasten betragen, etwa 220 Centner, welche in Chartum ungefähr 20,000 Theresienthaler werth waren. Dazu hatten mindestens 300 Elephanten ihr Leben lassen müssen. Schweinfurth benutzte die günstige Gelegenheit, um mit der Trägerkarawane seine wohlverpackten Sammlungen, nicht weniger als 40 Colli, nach Chartum und Europa abzufertigen.

Am 17. November wurde die eigentliche Reise nach Süden angetreten und auf einer Fähre der Tondj überschritten, dessen eigentliches Stromwasser jetzt eine Breite von nahezu 200 Fuß hatte; Schweinfurth schwamm hinüber und als er auf der andern Seite von der heftigen Strömung erfaßt wurde, packten ihn viele andere Schwimmer an Händen und Füßen und zogen ihn wie einen Ertrinkenden ans Ufer. Nach siebentägiger Wanderung durch fast unbewohnte Gegenden wurde am 23. November das Hauptquartier des Abd es Sammat erreicht, welcher dem Reisenden wahrhaft orientalische Gastfreundschaft angedeihen ließ. Er hatte für denselben im Voraus drei schöne neue Hütten mit eigener Umzäunung errichten und sogar Stühle und Tische anfertigen lassen. Von einer andern acht Tagereisen entfernten Seriba waren Kühe herbeigeholt worden, damit es ihm nicht an Milch fehle; auch seine Diener, welche mit ihren Sklavinnen zusammen 13 Personen zählten, wurden freigebig bewirthet. Die Eingeborenen, welche sahen, wie sowohl ihr eigener Herr als auch die durchreisenden Verwalter anderer Seriben den weißen Mann mit großer Aufmerksamkeit behandelten, sprachen zu einander: „Er ist Herr über alle Türken," denn so lassen sich überall im Lande die Nubier nennen. Von großer Wichtigkeit war es, daß auch die in dieser Seriba Ssabbi anwesenden Individuen aus dem Volke der Niam niam und Monbuttu einen gleichen Eindruck erhielten.

Von Ssabbi aus, das noch im Lande der Bongo liegt, beherrschte Abd es Sammat auch sein Gebiet, das er sich unter den Mittu angeeignet. Um diese Jahreszeit hatte man die Speicher gefüllt; die Sorghumkolben waren bis zu sechs Pfund schwer, aber von einem ausgedehnten Ackerbau waren die Leute schon deshalb abgehalten, weil fast jeder kräftige Mann im Laufe des Jahres oft Monate lang vom Hause fern gehalten wurde, da er als Träger Dienste leisten mußte, welche gewöhnlich fünf bis sechs Monate in Anspruch nahmen. „Zwar bereicherten sie sich an Kupfer, Perlen und anderm Tand, aber in der Cultur machten sie entschieden Rückschritte, und wie daheim im fernen Nubien selbst, so theilten auch die Bongo die Bestimmung ihres ehemals glücklichern Landes, eine Schule der Verwilderung zu werden für alle."

In dieser Gegend hatte Schweinfurth Gelegenheit, ein interessantes Thier zu beobachten, das Zebra-Ichneumon. Dasselbe bürgert sich auffallend leicht im Hause ein und wo das einmal geschehen, wird man es nicht wieder los. Der seltsam freche Gesell zeigt dem Menschen gegenüber weder Furcht noch Unterwürfigkeit. Aehnliches ist dem Reisenden nur noch bei der Steppenkatze vorgekommen, die eben so leicht sich domesticiren läßt. Das Zebra-Ichneumon wird besonders durch seine Neugier lästig; es schlüpft in alle Kisten und Kasten, wirft Töpfe um, zerbricht Flaschen, anscheinend nur zu dem Zwecke, sich vom Inhalte zu überzeugen. Dabei dient die lange, spitze, beständig schnuppernde Schnauze als Hebel, und im Stehlen von Eiern sucht es seinesgleichen. Das falsche Geschöpf weiß sich durch Zwitschern und Wedeln mit seinem langen Schwanze den Anschein zu geben als schmeichele es den Menschen, aber sobald man es angreift, beißt es heftig in den Finger. Wenn von Hunden überholt und angegriffen, wirft es sich auf den Rücken, zappelt mit den Beinen und fletscht, immer noch zwitschernd, die Zähne; wer sich vor seinen Bissen sichern will, muß es beim Schwanze packen und in hängender Lage zappeln lassen.

Während der Monate December und Januar besuchte der Reisende eine Anzahl neugegründeter Seriben im Lande der Mittu; vermöge derselben hatte Abd es Sammat die Grenzen seines Gebietes weit nach Osten hin vorgeschoben. Für die Bewirthung wurde auf das Beste gesorgt, namentlich auch in der Seribe Ngama oder Mittu Mor; in der Umgegend der letztern wohnt der Mittustamm der Gehri und das Land weit gen Osten bis jenseits des Rohl und nach Süden zu führt einen Collectivnamen und wird Moro genannt. Der Rohl ist viel wasserreicher als der Tondj; bei den Dinka heißt er Nam Rohl, d. h. Fluß des (Dinka) Stammes der Rohl; bei den Mittu, den Madi und anderen anwohnenden Stämmen wird er Jalo genannt, bei den Bongo Djollebe, „ein neues Beispiel der sich im ganzen Afrika so vielfach wiederholenden Fluß-, Städte- und Häuptlingsnamen, wo Wau, Ronga und Mundo fast so häufig sind wie Columbus, Franklin und Jackson in Nordamerika."

In der Seriba A-uri am Rohl bereitete man dem weißen Mann in der That einen großartigen Empfang; vor dem Eingange waren 50 Mann aufgestellt, welche zur Begrüßung eine feierlich Salve gaben. Die Eingeborenen der Umgegend nennen sich Ssofi und bilden mit den weiter östlich wohnenden Rohl ein Volk; ihre Sprache zeigt vereinzelte Anklänge an die der Bongo und der Mittu, weicht aber von beiden gleich bedeutend ab; im Aeußern und in ihren Einrichtungen scheinen sie eine größere Verwandtschaft mit den Mittu zu besitzen. Alle die verschiedenen Stämme am Rohl im Süden der Dinkaterritorien werden von den Nubiern in jenen Seriben durchweg Djur genannt, obgleich sie selbst von dieser Bezeichnung nichts wissen wollen und weder in Bezug auf Sprachen noch auf Race und am allerwenigsten in ihren Sitten etwas mit den früher geschilderten Djur des Westens gemein haben. Die Nubier nehmen die Benennung an nach dem Sprachgebrauch der Dinka, welche damit alle Volksstämme bezeichnen, die keine Rindviehzucht treiben.

Etwas südöstlich von A-uri, unter 6° N., wohnt am Rohl der eigenartige kleine Stamm der Lehssi; seine Sprache ist von jener der Ssofi wie der Mittu verschieden. Oestlich hinter ihnen sind die Bofi seßhaft, im Norden von diesen sitzen die Behl, welche viel Rindvieh haben, und hinter diesen, in der Richtung zum Bachr el Gebel (dem Weißen Nil), liegt das Gebiet der Atuot, eines sehr kriegslustigen Volkes.

Einen Rastpunkt bildete die Seribe Mvolo, welche von dem Franzosen Poncet gegründet worden ist; die Leute in dieser Gegend nennen sich Lehssi, und bei ihnen fand Schweinfurth wiederholt die sonderbaren aus Holz geschnitzten Figuren, welche zur Erinnerung an die verstorbene Frau wie Penaten im Innern der Hütte aufgestellt werden. Von Mvolo, das als ein Pfahldorf im vollen Sinne des Wortes geschildert wird, machte der Reisende den etwa halbstündigen Weg zu den Stromschnellen des Rohl, welcher sich dort in drei Arme gliedert. Der Hauptstrom bildet einen jähen Fall von etwa 50 Fuß, aber der gesammte Fall innerhalb der Stromschnellen ist auf mindestens 100 Fuß zu veranschlagen.

Das Jahr 1870 war herangekommen und Schweinfurth in Kurraggera, einer Hauptseribe des Abd es Sammat, der eben von einem Zuge zurückgekehrt war. Zu Ehren des Europäers waren seine Völker in Gruppen von je 500 Mann abgesondert, um Kriegstänze zum Besten zu geben. Er selbst trat als Ceremonienmeister auf, putzte sich wie ein Wilder

an, nahm Schild und Bogen zur Hand und war als Vortänzer der einzelnen Gruppen unermüdet, bald als Bongo, bald als Mittu. Auch theatralische Vorstellungen wurden zum Besten gegeben und das Knallen der Flinten wollte gar kein Ende nehmen.

Was sich am folgenden Tage begab, kennzeichnet sehr deutlich das System, welches die Chartumer den Negerhäuptlingen gegenüber befolgen. Die neu unterworfenen Mittu-Madi-Vorsteher mußten erscheinen, um zu vernehmen, welche Pflichten sie von nun an zu erfüllen hätten. Der Dolmetscher Schweinfurth's übersetzte diesem wörtlich, was Mohammed Abd es Sammat sagte. Zunächst stieß er eine Menge von Flüchen und Drohungen aus, und malte grell die Strafen aus, welche einem Ungehorsam folgen würden. Weiber und Kinder sollen die Häuptlinge behalten, ebenso ihr Getreide, aber sie müssen ohne Verzug Träger herbeischaffen. „Du, Kurraggera, gehst jetzt in Deine Dörfer und rufst zusammen Männer und Jünglinge und Weiber, auch die Knaben, welche etwas tragen können, und die Mädchen, welche Wasser holen vom Bache. In der Frühe müssen sie hier sein und das Korn nach Dorago schaffen. Wenn einer der Träger unterwegs davon läuft, dann reiße ich Dir die Augen aus! Und wenn eine Trägerlast abhanden kommt oder gestohlen wird, so hacke ich Dir den Kopf ab mit diesem Schwerte." Dann wandte er sich zu einem andern. „Du, Kasselukku, ich weiß, die Leute Poncet's sind neulich gekommen und haben sich zwei Elephanten geholt. Woher wußten sie davon, wer hat es ihnen verrathen? Du



Mittu und Mittu Madis.

hast ihnen Boten geschickt um des Lohnes willen, den sie Dir versprochen, und Du, Goggo, weshalb erlaubtest Du das auf Deinem Gebiete? Wenn die Leute Poncet's wieder kommen, so schlagt sie todt. Und wenn sich das noch einmal wiederholt, so müßt Ihr das mit dem Leben büßen. Wenn einer von Euch Elfenbein hinträgt zu den Nachbaren in die fremden Seriben, so lasse ich ihn lebendig verbrennen. Ihr wißt nun, wie Ihr daran seid. Und laßt Euch ja nicht einfallen, einem meiner Leute Leides anzuthun. Da zieht ein Türke allein des Weges einher und die Neger schleichen nebenher im Grase und schießen mit Pfeilen und der Türke stirbt. Seht, die Ratten vergraben sich in die Erde und die Frösche und Krabben haben ihre Löcher; — aber man gräbt sie aus, und die Schlangen verkriechen sich im Stroh, — aber man zündet es an. Und wollt Ihr uns die Steppe über den Köpfen in Brand stecken, — dann, Ihr sollt es wissen, mache ich ein Gegenfeuer und Eure Vorräthe werden zu Schanden. Wollt Ihr aber in die Höhlen von Dorago fliehen, dann schieße ich mit Cayennepfeffer (Schiteta) in Eure Schlupfwinkel, und Ihr müßt hustend und betäubt hervorkriechen und mich um Gnade anflehen. Oder aber, das Wasser im Bache hier fließt spärlich; da kommen die Neger und legen böse Wurzeln hinein und die Türken trinken und die Türken sterben. Glaubt Ihr denn, Ihr wäret wie die Vögel, könntet davonfliegen und meiner Rache entrinnen?"

In solchem sudanesischen Redestile ließ sich Abd es Sammat noch des Weitern aus; die Häuptlinge, welche er in dieser Art bedrohete, sind nach Schweinfurth's Zeichnung auf unserer Illustration veranschaulicht. (S. 114.)

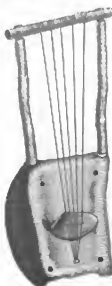
In Kurraggera suchten die Chartumer den Madiältesten begreiflich zu machen, wie viele Träger sie zu stellen hatten. Sie können, wie die meisten Völker in Afrika, eigentlich nur bis Zehn zählen; alle Combinationen darüber hinaus müssen ihnen handgreiflich klar gemacht werden. Zu diesem Zwecke waren Rohrhalme bündelweise zu zehn und zehn zusammengebunden. Wenn der Neger diese einmal in Händen hatte, begriff er ganz gut die Zahl, konnte sie aber nicht aussprechen. Man fragte den, welcher 1530 Leute stellen sollte, ob er nun begriffen habe; er machte ein bejahendes Zeichen und erhob sich, um, das gewaltige Bündel unter dem Arme, gelassen nach seinem Dorfe zu gehen.

Der Name Mittu kommt eigentlich nur dem nördlichsten Theile der Völkergruppe zu, welche sich selbst so oder auch Mattu nennen; außerdem betrachten sich noch vier gleichartige Stämme als eben so viele von einander abhängige Völker. Es sind die Madi (die aber mit den Madi am obern Bachr el Gebel nichts zu schaffen haben), die Madi Kaja Abaka und Luba. Ihr Gesammtgebiet liegt zwischen den Flüssen Roah und Rohl, zum größten Theil zwischen 5 und 6° N. Alle Mittuvölker können sich unter einander verständigen und haben nur dialektische Verschiedenheiten. In Bezug auf Race stehen sie hinter den Bongo entschieden zurück, sind nicht so körperkräftig und können viel weniger Anstrengungen ertragen. Als Hausthiere haben sie nur Ziegen, Hühner und Hunde. Die letzten bilden die Lieblingsspeise. Alle Stämme der in Rede stehenden Gruppe verrathen dadurch, daß sie Hundefleisch essen, eine Hinneigung zum Cannibalismus.


Lory, ein Mittuweib.

Schweinfurth hat bald nach seiner Heimkehr eine Skizze der Mittu für den „Globus“ entworfen (Band XXII, S. 255 ff.), auf welche wir verweisen. Wir fügen hier einige Bemerkungen bei, welche das Bild vervollständigen. Bemerkenswerth ist der „Schmuck“ der Frauen, nämlich die aufgetriebenen und durchlöcherten Lippen. Sie durchbohren nicht allein die Unterlippe, sondern der Symmetrie wegen auch die Oberlippe. „Wenn wir die Eigenthümlichkeiten der Tracht bei den verschiedenen Völkern Afrikas, von einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, zusammenfassen, so wird bei allen die Absicht klar, durch Nachahmung thierischer Merkmale ihrer Mode denjenigen Charakter zu ertheilen, welcher eine gewisse Vorliebe oder eine Art Verehrung für diese oder jene Thierart zur Schau trug. Häufig erklärt sich der solchergestalt in der Tracht zum Ausdruck gelangende Thiercultus aus den Gewohnheiten des alltäglichen Lebens. Schwer erscheint es aber, bei den Mittufrauen Aehnliches nachzuweisen und unerklärlich bleiben diejenigen Ideale, welche ihnen bei Erweiterung ihrer Lippen zu einem breiten Schnabel vorgeschwebt haben mögen. Höchstens könnte sie eine Vorliebe für Löffelenten und Löffelgänse verrathen. Wenn sie in Zorn gerathen, sind sie vermöge ihrer von einer Platte erweiterten Lippen befähigt, mit verdoppeltem Eifer zu plappern und sie können eben so gut knacken wie die Eule oder wie Störche und Baläniceps rex.“

Die Mittufrauen müssen, wenn sie trinken wollen, die Oberlippe mit den Fingern hochheben und das Getränk in den Schlund gießen. Uebrigens stoßen die Mittuvölker auch kegelförmig geschliffene Quarzstücke durch die Lippen. Als Tracht haben die Frauen einen Schurz von Laub und Gräsern, die Männer ziehen ein Fell durch die Lendenschnur; nur die Madi haben einen ganz schmalen Schurz. Die Weiber der meisten Stämme tättowiren gewöhnlich auf der Stirn zwei schmale Punktreihen. Sehr mannichfaltig sind die kleineren aus Kupfer und Eisen hergestellten Zierrathen, welche überall angebracht werden; Glöckchen und Schellen, kleine Anker und Beile, Ringelchen und Plättchen von sehr verschiedener Gestalt; der Rand der Ohrmuschel wird mit einer Menge von kleinen Ringen geziert. Als Zeichen besondern Reichthums tragen Männer sowohl wie Frauen plump gearbeitete Eisenringe eng um den Hals geschmiedet; dieselben werden dem lebendigen Körper als unveräußerliches Glied hinzugefügt und nie wieder abgelegt.


Mandoline der Mittu.

An musikalischen Leistungen übertreffen die Mittu alle ihre Nachbarvölker; sie haben verschiedene Instrumente, darunter auch eins, das gleichsam aus einer Mischung von Mandoline und Leier entstanden ist; die fünf Saiten sind über einen Steg, der Schale einer Anodontamuschel, gespannt; der Resonanzboden ist vierkantig und wird von einem mit Haut überspannten Gestelle gebildet; an den Ecken derselben sind runde Schalllöcher angebracht. Auf der Flöte sind die Madi Meister. Die Musik wird von ihnen methodisch behandelt; sie hat nicht den Negercharakter, welcher sich gewöhnlich recitativisch und alliterirend gestaltet. Sie singen im Chor, indem sie ein genau inne gehaltenes Motiv in allmäligem Tonfalle zu variiren bestrebt sind; Männer und Weiber, alt und jung, unterstützen tactmäßig den hundertstimmigen Chor.

# Ur und Bison.

Wir wollen im Nachstehenden zusammen zu fassen suchen, was bisher und namentlich in den letzten Jahren über diese beiden wilden europäischen Rinder geforscht worden ist, von denen das eine, der Ur, wild erloschen ist und nur theilweise in unseren zahmen Rindviehracen seine Nachkommen hat, während der Bison noch auf wenige europäische Localitäten wild beschränkt erscheint. Daß eine Verwechselung zwischen beiden stattfinden konnte und beide als „Auerochsen" gelten, ist Schuld der Neueren, die den alten eigentlichen Ur nicht mehr kannten, während man vor dreihundert Jahren noch sehr wohl zwischen beiden Thieren unterschied wie dieses aus dem Bericht Herberstain's hervorgeht, der 1517 und 1526 Rußland als Gesandter des deutschen Kaisers besuchte und beide Thiere auch abbildete. Wir lassen hier seine wichtige Mittheilung in der Uebersetzung des lateinischen Originals folgen *):

„Lithauen beherbergt wilde Thiere, außer denen, welche man in Deutschland findet, noch Bisonten, Ure, Elenthiere, welche von einigen Waldesel genannt werden, und wilde Pferde (equi sylvestres). Der Bison heißt in der lithauischen Landessprache Suber, die Germanen nennen ihn unrichtig Auerochs oder auch Urochs. Dieser Name aber kommt dem Ur zu, welcher ganz die Form der Rinder hat, während die Bisonten von dieser Art sehr verschieden sind. Die Bisonten nämlich haben eine Mähne, Zotteln auf Rücken und Schultern, und einen vom Kinn herabhängenden Bart. Die Haare riechen nach Moschus; der Kopf ist klein, die Augen dagegen sind groß und wild, gleichsam brennend, die Stirn ist breit. Die Hörner sind meist so weit von einander entfernt und ausgestreckt, daß der Raum zwischen beiden gut drei hineingestellte starkbeleibte Menschen fassen kann.

„Auf dem Rücken selbst erhebt sich gleichsam ein Höcker, welcher nach vorn und hinten abfällt. Diejenigen, welche die Bisonten jagen, müssen große Kraft, Gewandtheit und Erfahrung besitzen. Man wählt geeignetes Jagdterrain aus, in welchem die Bäume in gleichweiten Abständen von einander stehen, mit nicht allzu dicken Stämmen, damit man leicht um dieselben herumgehen kann, aber auch nicht mit zu dünnen, damit sie zur Deckung eines Menschen hinreichen. An diese Bäume werden nun die einzelnen Jäger vertheilt und wenn der von den verfolgenden Hunden aufgereizte Bison dorthin hervorstürmt, so richtet er seinen furchtbaren Angriff gegen denjenigen, welcher sich zuerst von den Jägern ihm entgegenstellt. Jener aber schützt sich, indem er sich hinter den Baum stellt, und durchbohrt womöglich mit seinem Jagdspieß das wilde Thier. Wenn dieses nicht einmal bei häufigerm Zustoßen fällt, sondern seine Wuth mehr und mehr entflammt wird, so bewegt es nicht allein zitternd die Hörner, sondern auch die Zunge. Wenn er nun so unwillig und zornig wird, so daß er beim Angriff den Jäger aber nur beim Kleide erwischt und an sich zieht, läßt er ihn nicht eher los als bis er ihn getödtet hat. Wenn aber Jemand vielleicht durch das Herumlaufen und Zustoßen ermüdet sich erholen will, so streckt er dem Thier einen rothen Filzhut entgegen, an welchem dieses mit Füßen und Hörnern seine Wuth ausläßt. Wenn aber ein Anderer, falls das Thier noch nicht völlig getödtet ist, sich in den Streit einmischen will, wie es auch nothwendig ist, wenn sie unversehrt von jenem Orte wegkommen wollen, so lockt er es leicht auf sich, indem er ihm einmal in rauhem Tone Lululu zuruft.

„Die Ure giebt es nur in dem an Lithauen grenzenden Masovien; man nennt sie daselbst mit ihrem ursprünglichen Namen Thur, wir Deutschen nennen sie richtig Urochs. Es sind nämlich wirklich wilde Rinder, in nichts verschieden von den zahmen Rindern, außer daß sämmtliche schwarz sind und einen weißen über den Rücken laufenden Streifen haben. Ihre Anzahl ist nicht groß und es giebt bestimmte Gaue, welchen die Obhut und die Bewachung derselben obliegt und man erhält sie nur in Thierbehältnissen. Sie vermischen sich mit den zahmen Kühen aber nicht ohne Kennzeichen. Denn sie werden später zu der Herde, gleich als ob sie berüchtigt wären, von den übrigen Uren nicht zugelassen, und die Kälber, welche aus dieser Mischung hervorgehen, leben nicht lange. Der König Sigismund August, bei welchem ich als Redner angestellt war, zeigte mir einen ausgeweideten, welcher halbtodt aus der Herde getrieben von den Jägern völlig getödtet wurde, denn die Haut, welche die Stirn bedeckte, war zerrissen. Daß dies nicht durch Zufall geschehen sei, das glaube ich, obgleich ich durch irgend eine Unbedachtsamkeit nicht erfahren konnte warum dies zu geschehen pflege. Es steht fest, daß die Gürtel, welche aus der Lederhaut des Ur gemacht sind, hochgeschätzt werden, und das Volk ist überzeugt, daß durch das Anziehen dieser die Geburtswehen befördert werden. Dieses erzählend gab mir die Königin Bona, die Mutter Sigismund August's, zwei Gürtel dieser Art zum Geschenke; den einen von diesen nahm meine hochwürdige Herrin, die römische Königin, als Geschenk von mir gnädig an."

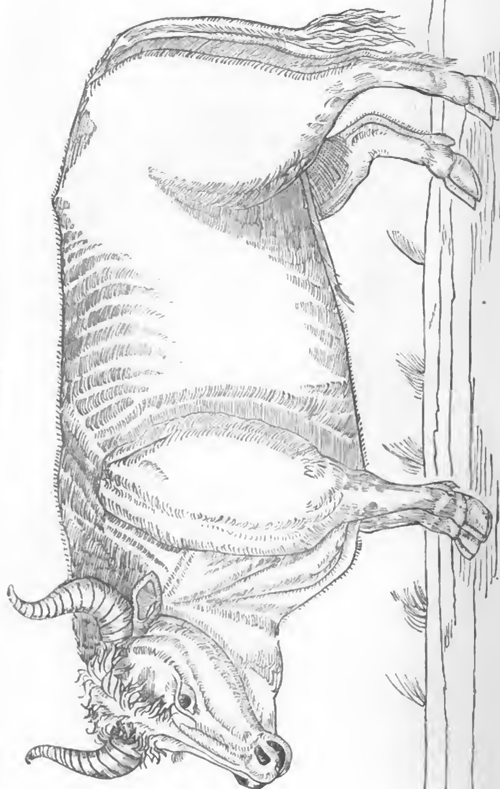
Da sind also zwei wilde Rinder vorhanden, von denen eines auf den ersten Blick sich als unser heutiger Auerochs erkennen läßt. Es ist Bos Bison seu Bonasus, welcher unzweifelhaft schon den Alten bekannt war und der als Bonasus bei Aristoteles und Plinius vorkommt. Im Nibelungenlied erscheint er als Wisent; erst in späterer Zeit wurde er mit dem Namen des Auerochsen oder lithauischen Auerochsen bezeichnet; bei den slavischen Völkern heißt er Zubr. Ueber seine ehemalige und gegenwärtige Verbreitung läßt sich der berühmte Zoologe J. F. Brandt in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1867, S. 205 vernehmen. Unter Zuziehung der fossilen Reste (sogenannte Bos priscus) können wir dies Rind verfolgen über Italien, die Schweiz, Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen, das europäische Rußland; dann in Asien vom Uralfluß, dem Altai, Ostsibirien, Daurien bis zum Ob, Jenissei und Anadyr. In drei Erdtheilen — denn der amerikanische Büffel läßt sich von ihm nicht trennen — erscheint er uns als eine der Thierformen, deren Verbreitung eine circumpolare genannt werden kann, obgleich dieselbe sich wohl von jeher meist mehr auf die gemäßigten Breiten der nördlichen Erdhälfte beschränkte und den Polen wie dem Aequator fern blieb.

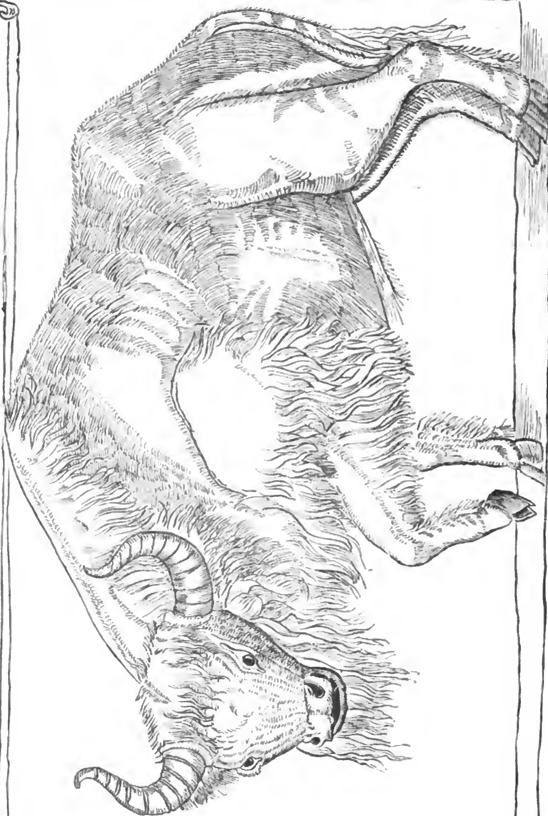
Abgesehen von der amerikanischen Varietät (dem „Büffel")

*) Rerum Moscoviticarum Commentarii Sigismundi Liberi Baronis in Herberstain, Neyperg et Guettenhag etc. Basileae, per Joannem Oporinum 1556, p. 109—110. De Feris.



Bison.


VRVS SVM, POLONIS TVR, GERMANIS AVROX:
IGNARI BISONTIS NOMEN DEDERANT.

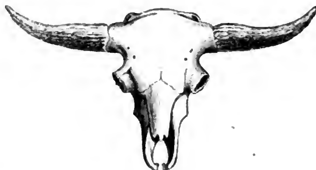

BISONS SVM, POLONIS SVBER, GERMANIS BI-
SONT: IGNARI, VRI NOMEN DEDERANT.

lebt der europäische Bison wild nur noch an zwei Stellen Europas: im Bialowescher Walde und im Kaukasus. Jarocki schätzte die Zahl von Auerwild in Bialowesch (Bialowitz) im Jahre 1830 auf 711 Stück; nach Dr. Franz Müller (siehe seinen Bericht „Globus“ V, 380) ergab eine Zählung im Jahre 1846 dagegen 1018 Stück alte und 77 junge. Vor der Hand ist ein Aussterben der Art noch nicht zu befürchten; sie ist in die meisten zoologischen Gärten Europas überführt worden, wo sie sich — wenn auch schwach — vermehrt. Wenig bekannt dürfte folgende Thatsache sein: Im Jahre 1865 bezog Fürst Heinrich von Pleß aus Bialowesch einen dreijährigen Auerstier und drei Altthiere, die er nach seinen sumpfreichen, dicht mit Unterholz bestandenen Forsten in Emanuelssegen (bei Kattowitz in Oberschlesien) schaffen ließ. Die Thiere sind dort prächtig gediehen, so daß die Herde jetzt auf 15 Stück angewachsen ist. Zwei Stiere wurden vom deutschen Kaiser und dem Kronprinzen abgeschossen.

Was das Vorkommen im Kaukasus betrifft, so wies darauf schon früher Nordmann hin und Eichwald erzählt in seiner „Zoologia rossica“, daß Tscherkessenfürsten, welche in Petersburg in der kaiserlichen Garde dienten, dort sofort ausgestopfte Bialowescher Auerochsen als kaukasische „Landsleute“ erkannten. Radde bestätigt gleichfalls das Vorkommen des Auerochsen am Elbrus *).

Nach Brandt's Ansicht ist der Bison im nordöstlichen Asien gleich dem Mammuth und haarigen Rhinoceros in Folge klimatischer Einwirkungen zu Grunde gegangen; in den übrigen bezeichneten Localitäten aber durch den Menschen ausgerottet worden, wie heute der Büffel auf den Prärien Nordamerikas. Letzterer ist nach dem Urtheil aller Zoologen als Art nicht vom europäischen Bison zu trennen. Einige geschichtliche Nachrichten über den Bison, die zugleich dessen allmäliges Eingehen in Europa kennzeichnen, mögen nach Blasius (Säugethiere Deutschlands, S. 494) hier stehen: Die leges Alamanorum aus dem 6. und 7. Jahrhundert erwähnen den Auer und noch einen andern wilden Ochsen. Albertus Magnus führt die Auerochsen unter dem Namen Bisontes an. Der preußische Chronist Lucas David erwähnt bei der Abreise des Herzogs Otto von Braunschweig aus Preußen im Jahre 1240 großer Jagden, auf denen Auerochsen und Bisonten erlegt wurden. Erasmus Stella führt im Anfange des 15. Jahrhunderts noch Uri und Bisontes in Preußen an. Nach einem Briefe des Comthurs von Ragnit befand sich der König von Polen im Jahre 1453 von Kauen aus mit 600 Pferden auf der Auerjagd.


Bos Bison.


Bos priscus.

Auch in den preußischen Jagdordnungen des 16. Jahrhunderts ist noch von Auerochsen die Rede und Lucas David (Preußische Chronik I, 66) giebt an, daß sie zur Zeit des Herzogs Albrecht in Schalauen lebten. Herberstain's Zeugniß haben wir ausführlich beigebracht. Im Anfange des 17. Jahrhunderts sind die Auer in Ostpreußen auf den Wald zwischen Tilsit und Labiau beschränkt. In dem Verzeichniß des von Johann Sigismund von 1612 bis 1619 erlegten Wildes kommen 42 Auer vor, darunter ein Stück von 16 Centner Gewicht. Auf einer von August III. am 27. September 1752 veranstalteten Jagd wurden 42 Auer erlegt, darunter einer von $14\frac{1}{2}$ Centner Gewicht. Der letzte preußische Auer erlag, nach Bujak, im Jahre 1755 der Kugel eines Wilddiebes.

Die Paläontologen führen einen fossilen Bos priscus Boj. auf; allein eine Vergleichung der fossilen Schädel mit denen des heute noch in Bialowesch lebenden Bison ergiebt die vollständige Uebereinstimmung beider, so daß Bos priscus vom heutigen Auerochsen artlich nicht getrennt werden darf.

* * *

Betrachten wir nun den zweiten wilden Ochsen, von dem in allen früher angeführten Berichten neben dem Bison die Rede ist, den Herberstain so genau abbildet und beschreibt. Nur Pusch hat sich gegen dessen Anerkennung gesträubt, aber er vermochte gegenüber allen Zoologen nicht durchzudringen. Wenn in einer oft citirten Stelle des Nibelungenlieds Siegfried auf der Jagd im Wasgauwalde einen „Wisent“ und „starker Ure viere“ schlägt, so sind hier ebenso genau zwei verschiedene wilde Rinder nebeneinander bezeichnet wie in der pommerschen Kirchenhistorie von Cramer, der anführt, daß Fürst Wratislaw um 1364 in Hinterpommern einen „Wysant“ erlegte, der größer als ein „Uhrochs“ geachtet wurde. Geßner erhielt von Anton von Schneeberger aus Krakau und von einem polnischen Baron Bonarus Nachrichten über den Tur und Bison, die beide von ihm als durchaus verschiedene Thiere bezeichnet werden. Aber der Ur verschwand zuerst im wilden Zustande und sein Name ging auf den ihn überlebenden Bison als „Auerochs“ über, was, wie wir gesehen haben, bereits Herberstain als unrichtig tadelte. Was Cäsar (Gallischer Krieg VI, 28) über die Ure sagt, „die kleiner als Elephanten, an Aussehen, Farbe und Gestalt den Stieren ähnlich,“ vermögen wir nicht mit Bestimmtheit auf den wilden Bos taurus zu deuten;

*) Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern, S. 165 u. 203. Tiflis 1866.

unserer Ansicht nach paßt die Beschreibung gerade so gut auf den Auerochsen (Bison). Nach Brandt gedenkt auch der Abt von St. Gallen, der die Thaten Karl's des Großen verzeichnete, des Urs. Im 7. Jahrh. soll er im Harze (nach Isidor) noch vorgekommen sein, nach Marignola im 14. Jahrh. in Böhmen, nach Ekkehard im 11. Jahrh. noch in der Schweiz. Daß die Ure in Schweden noch im 11. Jahrh. sich aufhielten, wie Adam von Bremen angiebt, können die nur 10 Fuß tief im Torfe Schonens aufgefundenen Skeletreste bestätigen (vergl. über diese geschichtlichen Data Brandt a. a. O.).

Der Ur (Bos taurus) ist der Stammvater eines Theils unserer europäischen Rinderracen und ein Blick auf Herberstain's Abbildung läßt sofort erkennen, daß wir ein und dieselbe Form wie unser heutiges Rindvieh vor uns haben. Die fossilen Formen hat man Bos primigenius, trochoceros u. s. w. benannt, doch läßt sich ein Artenunterschied derselben vom lebenden Bos taurus, dem Hausrinde, nicht nachweisen. Der Bau der Schädel stimmt bei der fossilen wie bei der lebenden Art völlig überein, wie die Abbildungen beweisen.

Der Umstand, daß der Ur noch in historischen Zeiten in Europa, namentlich in Deutschland mit Einschluß Preußens und Böhmens, ferner in der Schweiz, England, Frankreich und Polen, vermuthlich auch in Rußland, Skandinavien und Griechenland lebte, in Polen selbst noch im 16. Jahrh. sich fand, läßt ohne Frage den sichern Schluß ziehen, der Ur gehöre nicht wie die Mammuthe und haarigen Nashörner zu den Thieren, welche bereits in vorgeschichtlichen Zeiten verschwanden, sondern sei erst in geschichtlicher Zeit zu Grunde gegangen.

Das Vorkommen des Urs in England bedarf einer besondern Besprechung. K. E. von Baer, Blasius, Brandt, fast alle Forscher auf dem in Rede stehenden Gebiete, nehmen an, daß die jetzt noch in wenigen schottischen Parks (Chillingham) gehaltenen „wilden" Ochsen directe Nachkommen des Urs in seinem wilden Zustande seien. „Bis ins 16. Jahrh.," sagt v. Baer, „scheint der wilde Stier in Großbritannien noch häufig gewesen zu sein, denn 1466 werden noch sechs solcher Thiere zu einem Feste erlegt. Er blieb auch im wilden Zustande bis ins 17. Jahrh. erhalten und Sibbald („Scotia illustrata" 1687) sagt ausdrücklich, daß er in einigen Berggegenden noch wild lebe und dem zahmen Rindvieh sehr ähnlich sehe. Pennant sah ihn im 17. Jahrh. nur noch im halbwilden Zustande in einigen Parks, in welchen er noch jetzt vorkommt." Blasius (Säugethiere Deutschlands,



Bos taurus.



Bos primigenius.

S. 500) meint: „Die Abbildungen lassen keinen Zweifel darüber zu, daß man in dem jetzigen schottischen Wildcattle ein mit dem Hausrinde übereinstimmendes Thier und wahrscheinlich einen verkümmerten Nachkommen des einst so mächtigen Geschlechts vor sich habe." Auch Brandt sieht diesen gehegten schottischen halbwilden Ochsen für den directen Nachkommen des Ur an.

Am gründlichsten hat diesen „wilden" Ochsen von Chillingham Hermann von Nathusius behandelt *). Er fragt ob er direct vom Ur abstamme und „ursprünglicher" als unsere Hausrinder sei und kommt dabei zu einem Ergebnisse, welches dem schottischen „Wildochsen" seinen Glanz raubt, ihn zu einem halbwilden Hausrinde herabsetzt.

Nach Boëthius, führt von Nathusius aus, lebten diese Rinder gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. in einem kleinen Theile des caledonischen Waldes; früher sollen sie weiter verbreitet gewesen sein. Es ist dies letzte ein ganz allgemeiner Ausspruch ohne historischen Nachweis. Im 11. Jahrh. wird dagegen in dem Gesetz des Königs Knut ein bestimmter Gegensatz zwischen wilden Thieren und Waldrindern gemacht, welche dem Schutz der Beamten in den künstlich gehegten Jagdrevieren unterworfen waren. Schon ein Jahrhundert früher werden weiße Rinder, deren Beschreibung auf die jetzt lebenden paßt, als Hausthiere erwähnt. Die Rinder des caledonischen Waldes im 15. Jahrh. waren weiß (candidissimi). Die weiße Farbe *) und besonders die unregelmäßigen Flecken an den Füßen sind Kennzeichen, welche mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen lassen, daß jene Rinder nicht ursprünglich wilde, sondern durch den Hausstand bereits veränderte waren. Noch wahrscheinlicher wird dieses dadurch, daß diese weiße Farbe nicht constant ist, indem oft buntgescheckte Kälber geboren werden. In der Lebensart und dem Betragen weichen die heute vorhandenen Reste jener alten Herden so wenig von dem gewöhnlichen Hausrind ab, daß eine wesentliche Differenz beider durchaus nicht nachgewiesen wird. Die heute in einigen Parks gehaltenen Reste jener weißen Race sind in keiner Art zu unterscheiden von der weißen Race, welche bis vor Kurzem in mehreren Grafschaften Englands als Hausrind häufig gehalten wurde und noch jetzt nicht selten vorkommt. Die kleinen in Parks gehaltenen Herden in Schottland und England sind zwar nicht wesentlich von einander verschieden, zeigen aber untereinander ganz dieselben

*) Archiv für Anthropologie I, S. 240 f. und L. Rütimeyer, Versuch einer natürlichen Geschichte des Rindes. Neue Denkschriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Band 22. 1867.

*) Herberstain sagt, der wilde Ur sei schwarz gewesen.

Variationen der Form und Farben, welche überall im Hausstand bei isolirten Zuchten auftreten.

„Nach alle dem haben wir in dem sogenannten wilden Rind der englischen Parks keine Form vor uns, welche den Uebergang einer Urform in die jetzigen Racen vermittelt. Es steht dasselbe in keiner Beziehung einem bekannten unzweifelhaft wilden Rind näher, als jede unserer gewöhnlichen Hausracen."

# Allerlei Sitten und Gebräuche bei den sibirischen Russen.

Von **Albin Kohn.**

Ueber den Einfluß der Städte auf die allgemeine Bildung eines Volkes darf ich hier wohl kein Wort verlieren; sie waren zu allen Zeiten der Herd, von dem die Gesittung ausging, und der Focus, in dem sich was geistig höher stand sammelte. Deshalb sehen wir auch, daß gerade solche Länder die höchste Stufe der Civilisation erklommen haben, in denen die meisten Städte sind. Wenn nun schon das europäische Rußland auf seinen 95,710 Quadratmeilen nur 773 Städte, also eine Stadt auf nahezu 124 Quadratmeilen zählt, so ist das Verhältniß in Sibirien ein noch weit beklagenswertheres; 175,819 Quadratmeilen dieses Landes liegen in der gemäßigten Zone und auf dieser ungeheuern Fläche, die sich von der Grenze des Gouvernements Perm bis an den Stillen Ocean erstreckt, finden wir etwa 27 Städte verzeichnet, welche obenein fast alle auf der Schale der Bildung nicht mehr wiegen, als Nischeudynsk. Hiernach kommt etwa eine Stadt auf einen Flächenraum, der ungefähr dem des heutigen Königreichs Preußen gleicht, denn er beträgt circa 6512 Quadratmeilen! Und was für Städte sind das?

Schon das, daß keine einzige Stadt Sibiriens eine historische Vergangenheit hat, durch Alterthum Anspruch auf Achtung machen kann, schwächt den Einfluß sämmtlicher Städte. Alterthümliche Monumente besitzt keine einzige von allen. Das älteste Monument in Irkutsk, wahrscheinlich eine einstweilige Befestigung, welches sich auf dem jetzigen Heumarkte befindet und als Spiritusniederlage benutzt wird, trägt die Jahreszahl 1661. Die Gewohnheit hölzerne Gebäude aufzuführen trägt die Schuld, daß selbst aus der gar nicht fernen Zeit, in welcher die Städte Sibiriens entstanden sind, kein einziges erhalten ist.

Ich habe früher gezeigt, daß an die Schließung einer Ehe aus Zuneigung und Liebe, wenigstens in den unteren Volksschichten, nicht zu denken ist, wie auch, daß das, was der Europäer Sittenreinheit, Jungfräulichkeit nennt, bei der Wahl der Gattin in Sibirien (und ebenso auch vielfach im europäischen Rußland) nicht den Ausschlag giebt. Nur das wirthschaftliche Bedürfniß entscheidet bei dieser Wahl. Ich habe dort die Feier der Trauung und die Hochzeitsfestlichkeiten nicht berührt, und will dieses hier in Kürze thun.

Wenn der Heirathscandidat ein Mädchen gefunden, mit dem er sich ehelich verbinden will, so sendet er oder seine Eltern eine Frau an die Eltern der Auserkorenen. Sie beginnt das Gespräch mit den gleichgültigsten Gegenständen, kommt dann auf die Familie des Candidaten zu sprechen, deren Vorzüge sie herausstreicht, deren Einfluß in der Gemeinde sie über alle Maßen hervorhebt, selbst wenn dieser Einfluß weniger als Null wäre, und schildert nun erst den Charakter des jungen Mannes, der natürlich nahezu ein Heiliger oder ein verkleideter Prinz ist. Trotzdem Jedermann den Heirathscandidaten genau kennt und weiß, daß alle ihm angedichteten Eigenschaften pure Lügen sind, nimmt man die Erzählung für baare Münze, freut sich über die Ehre, welche der So und So der Familie erweisen will, erachtet sich ihrer sogar für unwürdig, weist auf ein anderes — gewöhnlich häßliches — Mädchen hin, das ihm ebenbürtiger sei, und bittet sich endlich Bedenkzeit aus. Die Festung will also capituliren.

Die abgesandte Brautwerberin wird nun zudringlich, will von Bedenkzeit nichts wissen, da der Jüngling, welcher sie gesendet hat, vor Sehnsucht nach der Verbindung mit seiner Auserwählten vergeht, und man kommt überein, sich sogleich zu seinen Eltern zu verfügen. Diese oder ihre Stellvertreter, die nächsten Verwandten, nehmen nun die Gäste, wie es eben die Verhältnisse erlauben, auf, wobei die Theemaschine und die Flasche eine bedeutende Rolle spielen; den Eltern der gesuchten Braut werden die ganzen Herrlichkeiten des Hauses gewiesen, die sie übrigens seit lange genau kennen, und nun zieht die ganze Gesellschaft, trotzdem die Eltern des Mädchens noch lange nicht zugesagt haben, in das Haus der letzteren, wo nun erst der Bräutigam feierlichst um die Hand seiner Angebeteten anhält.

Ich war einige Male Augenzeuge solcher Scenen, welche mich zum Lachen zwangen, da ich wußte, daß die jungen Leutchen die Sachen längst mit einander abgemacht hatten und das Mädchen froh war, unter den „wjenjetz" (unter die Krone) *) zu kommen. Trotzdem weigerten sie sich immer, ihr Jawort zu geben, behaupteten, sich nimmer von den Eltern trennen zu wollen, wollten noch ganze Wochen Bedenkzeit, da sie den Burschen (paren) kaum kennen, und dieser muß endlich hoch und heilig versprechen, seine Herzensdame so lange bei ihren Eltern zu lassen und sie so oft zu besuchen erlauben, wie es ihr eben belieben wird.

Nun erst ist der Handel geschlossen und man geht vergnügt an die Flasche, der die ganze Gesellschaft freudig zuspricht. Nach einigen Tagen wird der Kalym für die Braut entrichtet, der Hochzeitsstaat geschafft und man fährt in die Kirche, selbst wenn sie zwanzig Schritte vom Hause entfernt wäre.

Die Hochzeitsfreuden dauern gegen acht Tage, während welcher wechselweise Besuche in allen Häusern der Hochzeitsgäste abgestattet werden.

Das Beilager findet mit großen Ceremonien statt und am darauf folgenden Morgen paradirt das junge Paar, vor Freude strahlend, auf einem Wagen durch das Dorf. Am Spannbügel („duga") sind über dem Pferde drei Glöcklein verschiedener Größe befestigt und ein großes rothes Tuch,

*) So nennt man eine Art Insel, welche den Brautleuten während der Trauung über dem Kopfe gehalten und einige Male ihnen vom Popen auf die Köpfe gesetzt wird.

das der Welt den Beweis liefert, daß der junge Mann aus der Urne des Schicksals eine unbefleckte Jungfrau gezogen habe. Wenn seine Hoffnungen getäuscht worden sind, so schreibt die Regel vor, daß er „die Unreine" den Eltern zurückgebe mit Schimpf und Schande, und ein Wagenrad auf das Dach ihres Hauses lege.

Ich glaubte überhaupt nicht daran, daß irgend eine der vor Freude strahlenden jungen Frauen ihrem Manne wenigstens die Jungfräulichkeit als Mitgift bringe, konnte mir aber lange nicht erklären, wie sie ihn dupirt, um von ihm am Tage nach dem „Jungfrauen-Abend" (djewitschy wjetschor) im Triumphe herumgefahren zu werden. Endlich gelang es mir darüber Aufschluß zu erhalten und mich zu überzeugen, daß der Beweis für die Unbeflecktheit in Sibirien ebensowenig stricte geführt zu werden braucht, wie er in Rom geführt wurde. Vom jungen Manne hängt, wie mir dieses ein Bauernsohn, der sich eben in den Stand der heiligen Ehe begeben wollte, erklärte, Alles ab. Seine Auserwählte war eine im ganzen Dorfe wohl bekannte Schöne, welche während der Spinnabende, zu denen sich die Jugend des Dorfes wechselweise in verschiedenen Häusern versammelt um zu spinnen, zu singen, Branntwein zu trinken und Unfug zu treiben, die zügelloseste unter ihren Genossinnen war.

Als ich mit dem jungen Manne diesen Gegenstand besprach, sagte er kleinlaut: „Du hast Recht, Herr; aber sage mir, was zu thun übrig bleibt? Wenn Du im ganzen Dorfe, ja in allen Nachbardörfern Umschau hieltest, so würdest Du doch keine bessere Magd, keine reinere Jungfrau finden. Alle Welt weiß dieses, und dennoch werde ich nach dem djewitschy wjetschor stolz mit dem rothen Tuche an der Duga einherfahren. Sage mir auch, was es mir nützen würde, wenn ich meine Frau vor aller Welt blamirte? Eine andere heirathen kann ich doch nicht, ich bin ja durch den Geistlichen für immer an die eine gebunden. Es ist also das Beste, daß ich sie der Welt als rein vorführe."

Oft ereignet es sich aber, daß eine Rivalin der Neuvermählten, oder ein Rival des jungen Ehemannes Gelegenheit findet, das berüchtigte Rad aufs Dach zu practiciren und hierdurch der Welt zu zeigen, daß die junge Frau eine „perejechana" (eine Ueberfahrene) sei. Gewöhnlich suchen nahe Verwandte, Brüder oder Freunde diesen Schimpf vom Hause abzuwenden, indem sie während der ersten Woche Nachtwache halten, da später die ganze Sache keine Bedeutung haben würde und deshalb diese Chicane nicht mehr verübt wird.

Nicht zu vergessen einer Sitte, welche unsern Polterabend vertritt, aber den Eltern der Neuvermählten einige Kosten bereitet. Statt, wie bei uns die Sitte war, am Vorabende vor der Hochzeit vor dem Hause alte Töpfe zu zerschlagen, ergreift in Sibirien gewöhnlich ein halb betrunkenes Weib einen auf dem Tische stehenden, während des Schmauses geleerten Teller und wirft ihn auf den Boden. Diesem Beispiele folgen die anwesenden Weiber und bald ist kein ganzer Teller mehr im Hause. Sogar die Scherben werden zertreten, und die Familie muß, während die Gäste zu den Nachbarn gehen, neue Teller und Tassen kaufen, wenn sie sich für diesen Fall nicht rechtzeitig mit solcher Waare versorgt hat. Wenn reiche Hochzeitsgäste da sind, wird der Schaden durch eine Sammlung vergütigt, welche ungefähr die Bedeutung der Sammlung zur „Haube" der jungen Ehefrau, wie es bei uns noch Sitte ist, hat. Da keine russische Bauernfrau eine Haube oder dem Aehnliches trägt, sammelt man für die Neuvermählten zu einem Kopftuche. Wenn arme Gäste anwesend sind, bringt die Sammlung nicht viel.

Wenn wahre Bildung unter den Russen in Sibirien verbreitet sein wird, dann auch wird die Moralität dort einziehen und man wird sich der Fahrt nach dem djewitschy wjetschor schämen.

---

# Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

## I.

„Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens!" Mit diesen Worten setzte einst der alte Goethe den Bestrebungen Herder's die Krone auf, als derselbe uns mit der weittragenden Einsicht beschenkte: alle Poesie, voran die Volkspoesie, wie sie sich in Mythus und Sage, in Legende und Märchen, in Glaube und Brauch, in Spruch und Lied darstellt, entspringt den Tiefen des Gemüths und den gestaltenden Kräften der Phantasie. Die Poesie ist also eine Völkergabe und als solche der unzertrennliche Gefährte nicht allein des gebildeten Europäers, sondern ebensowohl der Wilden der Südsee als der Rothhäute des Felsengebirges oder der Neger der Nilquellen. Eine Darstellung des Aberglaubens als der das Leben würzenden Himmelsgabe wird sich demnach zunächst die Aufgabe stellen, an einer Reihe von Beispielen aus dem Völkerleben aller Welttheile die Frage zu beleuchten, inwiefern Goethe berechtigt war, das zweischneidige Wort auszusprechen: „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens."

Das Reich der Poesie theilt sich am bequemsten in die vier großen Gebiete des Naiven, des Komischen, des Tragikomischen und des Tragischen. So wird sich uns auch das Feld des Aberglaubens nach diesen vier Richtungen hin überblicken lassen. Zunächst also der naive Aberglaube. Beginnen wir mit Beispielen aus den Ländern des Sonnenaufgangs, um dann allmälig zu unserer abendlichen Heimath zurückzukehren.

Einfach und kindlich ist die Vorstellung, welche sich die Insulaner unter dem ewig lichten Himmel der Südsee von der Weltschöpfung machen. Da schiffen ihre Götter auf leichtem Canoe über die blaue Meeresfläche dahin, sie sitzen mit den Angeln am Wolkenrande, Inseln aus der See zu fischen und so den Menschen eine Stätte zu bereiten. Nach chinesischem Volksglauben wächst für jeden Frommen im Paradies eine Lotusblume, in deren Kelch er dereinst wieder ins Dasein treten wird. In Indien wächst ein Baum, Namens Asoka, Kummerlos. Dieser trägt im Frühling rothe Blüthen, deren Pracht alles übertreffen soll, was das Pflanzenreich aufzuweisen vermag. Wenn der geschmückte Fuß eines schönen Mädchens den Baum berührt, beginnt er sofort zu blühen. Nach uraltem Glauben der Hindus sind die Sonnenstrahlen die Seelen der Frommen und die Sterne

die Lichter, mit welchen die Frommen gen Himmel wandeln. Buddha war ein indischer Königssohn, der im Jahr 623 vor Christus geboren wurde. Die Anmaßung der Priester gegen das Volk entrüstete ihn so, daß er dem Thron entsagte, mit 29 Jahren als Bettelmönch in die Wildniß zog, Weltweisheit studirte und dann beschloß, sein Volk von der Unterdrückung durch die Priester zu erlösen. Er stiftete die nach ihm benannte Religion der Geistesfreiheit und Liebe zu allen Wesen. Von seinem als Reliquie verehrten Almosentopfe erzählte sich später das Volk von Puruschapura (Peschawer): arme Leute seien im Stande, denselben mit wenigen Blumen zu füllen, während Reiche sich mit Hunderten, ja Tausenden von Körben vergeblich bemühten, derselben Gnade theilhaftig zu werden. Im Lande Udiana in Nordindien, zwischen dem heutigen Kaschmir und Kabul, hatte Buddha bei seinem Abschied einen Eindruck seines Fußes zurückgelassen. „Der Eindruck erscheint groß oder klein je nach der Größe oder Kleinheit des religiösen Gefühls des Betrachtenden." Wenn der weiße Elephantenbaum zu Baruscha am Indus zerstört wird, dann wird auch die Lehre Buddha's zu Grunde gehen. Die Unendlichkeit der Zeit stellen die Buddhisten durch folgende Parabel dar. An einem harten Diamantfelsen, hundert Meilen im Umfang, streift alle tausend Jahre leicht die Flügelspitze eines vorbeischwebenden Schmetterlings und wenn durch die sanfte Berührung die ganze Felsmasse schließlich in unsichtbare Stäubchen verwandelt sein wird, dann ist ein Tag einer ihrer untergeordneten Weltperioden vorübergegangen. Am südlichen Sternenhimmel prangt durch seine Größe und seinen Glanz der Fixstern Canopus oder Soheil. Die Araber in Asien und Afrika glauben, daß der einstige Glanz der arabischen Reiche in Spanien nur so lange dauerte, als der Stern Soheil im Zenith von Corduba stand. Die Pythagoräer glaubten, die Gestirne brächten im Wirbeltanze durch den Aether Töne hervor, welche in demselben Verhältnisse zu einander ständen, wie ihre gegenseitigen Abstände. Sie nannten diese himmlische Symphonie die Harmonie der Sphären. Die Anwohner der Berge Kithäron und Helikon in Griechenland hörten den Hirtengott Pan ein Lied singen, welches der Dichter Pindar auf ihn componirt hatte. Römischer Glaube war, wenn die Schlechtigkeit der Welt ihren Gipfelpunkt erreicht habe, so werde alsdann der Knabe Pollio kommen und das goldene Zeitalter wieder heraufführen. Der alte Kampf um Troja werde noch einmal entbrennen, ein neuer Achilles nach Asien ziehen und das Unrecht besiegen. Alsdann werden die Eichbäume wieder wie vor Alters von Honig triefen und die Lämmer mit den Löwen weiden.

Bei den germanischen Völkern fließt der Quell der Poesie des Aberglaubens fast unversieglich. Welche Feinheit der Empfindung spricht z. B. nicht aus folgendem Aberglaubenssatze! Wenn nach einem freundlichen Austausch der Gedanken menschliche Herzen sich befriedigt fühlen und schweigen, so sagt man in Deutschland: es fliegt ein Engel durch das Zimmer. Oder wenn man die Poesie des großen Stils ins Auge fassen will, so braucht nur an die Sage vom Kaiser Barbarossa erinnert zu werden, der im Kiffhäuser geschlafen hat, jetzt aber zu nie geahntem Glanze wieder erwacht ist. Wie groß ist da die Tragweite der Sage, wenn wir an die den Kiffhäuser umkreisenden Raben denken! Wie anmuthig erheiternd dagegen sind wiederum folgende Aberglaubenssätze! Wer eine Sternschnuppe fallen sieht, hat ein Glück zu erwarten. Wer im Frühling, wenn er den Kuckuck zum ersten Male rufen hört, sofort den Inhalt seines Geldbeutels umwendet, hat das ganze Jahr hindurch Geld in der Tasche. In Tirol und Kärnthen hegt man von der Wunderkraft der heiligen Christnacht noch kräftigere Erwartungen. In dieser Nacht wird nämlich alles Wasser in Flüssen und Brunnen in Wein verwandelt. Und wenn ein Mädchen wissen will, ob ihr Liebster gerade oder krumm sein werde, so kann sie ihre Neugierde befriedigen, wenn sie in der Christnacht aus einem geschichteten Klafter Holz ein Stück herauszieht: wie das Scheit ist, wird auch der zukünftige Mann sein.

Mit dem letztern Aberglaubenssatze sind wir aus dem Bereiche des Ernstes in das Gebiet des Humors hinübergetreten. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt. Aber eben nicht der Ernst allein hat seine Berechtigung in der Poesie, auch der Humor fordert seinen Antheil an der Weltbetrachtung. Und wenn auch die folgenden Aberglaubenssätze in Sinn und Geist der Gläubigen nichts weniger als komisch, sondern purer Ernst sind, so wollen **wir** doch uns das Recht nicht verkümmern lassen, an der Drolligkeit solchen Glaubens unsere herzliche Freude zu haben.

Aus der Hauptstadt Siams erzählt Bastian, welcher in den sechziger Jahren Hinterindien bereiste, Folgendes. Man sieht die Siamesen ungescheut in allen Theilen Bangkoks baden und sie scheinen die Krokodile nicht zu fürchten, da es ihnen verboten sei, innerhalb der Stadtbezirke zu beißen. Aus Mandalay, der Hauptstadt des Königreichs Barma, erzählt derselbe Reisende folgendes köstliche Erlebniß. Ein Dandy vom prinzlichen Hofe hatte bei einem Besuche sehr gezierte Bewegungen gemacht und unserm Reisenden immer seinen auswärtsgekehrten Arm, mit einem rothen Affen darauf, vors Gesicht gedreht. Als alle fort waren, zeigte er Bastian den Arm noch einmal und sagte, daß er jetzt sicher wäre, stets Glück bei Damen zu machen. Im alten Griechenland galt der Glaube, wenn ein Kind Enteneier esse, so fasse es für sein ganzes übriges Leben einen unüberwindlichen Haß gegen den Weingenuß und fürchte sich zeitlebens vor Betrunkenen. Die Römer glaubten, es bringe Glück und Geld, wenn man sich die Nägel still und vom Zeigefinger an auf dem römischen Markte abschneide. In Böhmen heißt es, man erkenne den Teufel, möge er auch noch so gut verkleidet sein, am besten dadurch, daß er beim Anblick eines Kreuzes in ein fürchterliches Niesen ausbreche. Im Saalfeldischen glaubte man noch im vorigen Jahrhundert: wer am Weihnachtsabend keine Bohnen esse, werde zum Esel. Am Rhein glaubt man, man dürfe ein halbausgetrunkenes Glas nicht wieder einschenken, es bekomme sonst der daraus Trinkende die Gicht. — Obstbäume werden nach dem Glauben der Meckleuburger fruchtbar gemacht, wenn man ihnen am Neujahrstage gratulirt oder sie in der Neujahrsnacht mit einem Silberstücke beschenkt, welches man unter die Rinde steckt. Man geht aber ebenso sicher, wenn man die Bäume in der Weihnachts- oder Sylvesternacht einfach durchprügelt.

Die Poesie bedarf jedoch zur Vervollständigung ihrer Erscheinung nicht nur der äußersten Culminationspunkte, sie legt ihr Wesen nicht allein in schroffen Gegensätzen dar: wie die Natur selbst bewegt sie sich gern in der Unendlichkeit der Schattirungen, hat sie ihre Freude daran, zwischen die grellsten Farben die mannichfaltigsten Nüancen, Uebergänge, Vermittelungsformen zu stellen. Und so treffen wir denn auch im Reiche des Aberglaubens die sonderbarsten Gestaltungen an, die der Empfindung des Betrachtenden ebensowohl eine heiter-anmuthige als eine düster-ernste Seite darbieten und somit im Zwielicht des Tragikomischen schillern.

Bastian erzählt von einem Chinesen, der mit Erfolg sein Götzenbild verklagte, weil es, obwohl reichlich von ihm beschenkt, gleichwohl seinen kranken Sohn nicht geheilt habe. Ebenso erzählt derselbe: wenn ein buddhistischer Geistlicher in Siam ordinirt wird, so fragt man ihn zuerst, ob er frei

sei von körperlichen Gebrechen, sodann aber auch, ob er ein wirklicher Mensch und kein Drache sei. Dadurch wird vorgebeugt, daß der Teufel kein Professor der Theologie wird, ein Fall, der nach buddhistischen Legenden schon vorgekommen sein soll. Die Pretas, eine Classe böser Geister, haben nach den orthodoxen Büchern der Buddhisten einen dicken Wanst, aber die Maulöffnung ist nicht größer als ein Nadelöhr, so daß sie die Tantalusqualen des Nimmersatten leiden.

Das Nägelschneiden ist bei den Rabbinen eine Sache von der allergrößten Wichtigkeit. Es giebt im Talmud eine Menge von Vorschriften darüber, wie und wann und wo man sich die Nägel abschneiden müsse und endlich, wenn sie abgeschnitten sind, was man mit den Nägeln anzufangen habe. Nach dem kabbalistischen Buche Sohar, das etwa aus dem zwölften Jahrhundert n. Chr. stammt, hat Gott sechzig Myriaden Engeln den Auftrag gegeben, darüber zu wachen und von Zeit zu Zeit genauen Rapport zu erstatten. Denn die Uebertretung eines der Nägelabschneidungsgebote kann den Untergang der Welt zur Folge haben.

In Böhmen heißt es: Wenn ein Mädchen pfeift, so weint die Mutter Gottes und es lacht der Teufel. Nicht minder erheiternd und doch auch schon verstimmend sind folgende Aberglaubenssätze aus unserer deutschen Gegenwart. Des Nachts darf man sich nicht im Spiegel besehen, sagt man auch in Tirol, sonst sieht einem der Teufel daraus entgegen. Dort heißt es auch: Brosamen darf man nicht liegen lassen, denn der Teufel sammelt sie und wirft sie einem glühend ins Gesicht oder giebt sie einem in der Hölle glühend zu essen. — Im Oldenburgischen gilt die Meinung: die Versammlungen der Störche seien Zusammenkünfte der Freimaurer, wobei dann mitunter auch einer todtgebissen werde. Im Aargau hört man etwa sagen, die Freimaurer seien nur darum so reich, weil sie mit dem Teufel im Bunde ständen und nur die Zwetschenbäume zu schütteln brauchten, um Goldstücke scheffelweise zusammenraffen zu können. Noch jetzt gilt bei den Bauern vielfach die Meinung, den Blitzableiter hätten die gottesleugnerischen Franzosen erfunden, um damit unserm Herrgott die Augen auszustechen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Ein persischer Fakir.

Der russische Generallieutenant Johann v. Blaramberg, ein geborener Frankfurter, hat „Erinnerungen" aus seinem Leben, nach offenbar sehr sorgfältig geführten Tagebüchern, herausgegeben. Sie umfassen den langen Zeitraum von 1811 bis 1871. Vor uns liegt der zweite Band (Berlin, Verlag von E. H. Schröder 1874), der ungemein reichhaltig ist und auf den wir ausführlich zurückkommen werden. Hier möge vorläufig bemerkt sein, daß derselbe eine Reise nach der Ostküste des Kaspischen Meeres beschreibt und sehr ausführlich und in hohem Grade interessant Blaramberg's Aufenthalt in Persien von 1837 bis 1840 schildert. Selbst nach der ganz vortrefflichen Arbeit des Dr. Eduard Polak über dieses Land wird man das was dieser wissenschaftlich gebildete Soldat und Diplomat zu erzählen weiß, mit gespanntem Interesse lesen; insbesondere werden uns auch köstliche Charakterfiguren zur Anschauung gebracht, und wir geben heute eine Probe.

Teheran ist im Sommer unerträglich heiß. Die russische Gesandtschaft, welcher Blaramberg beigegeben war, hatte ihr Sommerlager in dem Park von Kesri Kadschar aufgeschlagen, wo sie Kühle und Schatten fand und sich unter Zelten ganz behaglich einrichtete. Nun wird erzählt: Ich hörte oft schrille Töne eines mir unbekannten Instrumentes, die mir insbesondere Nachts die Ohren zerrissen. Ich erfuhr, daß dieselben von einem Fakir herrührten, der am Ende des Parks seine lustige Wohnung aufgeschlagen hatte. Er war erst vor einigen Wochen, Allah weiß woher, hier angekommen und verlangte vom Grafen Simonitsch (dem russischen Gesandten) mit echt fakirscher Unverschämtheit 30 Tomans (halbe Imperialen) und ein Pferd, um eine Pilgerfahrt nach Mekka machen zu können. Einstweilen hatte er sich unter freiem Himmel am Eingange des Parks niedergelassen, wo er seine Tage in süßem Nichtsthun mit der Wasserpfeife und dem Blasen auf einer großen Muschel zubrachte. Von Zeit zu Zeit stieß er mit lauter Stimme die Worte aus: Ja Hakk! O Gott, auch Wahrheit!

Bald sah ich dieses Scheusal in Menschengestalt. Splitternackt, nur die Hüften mit einem schmutzigen Tuch umwunden, die langen Haare, struppig und ungekämmt, wild um den Kopf herumhängend, mager wie ein Geripp, von dunkler, schmutziger Hautfarbe, denn er wusch sich niemals, — so hatte er sich im Schatten einer Platane niedergekauert und verbrachte seine Tage wie er sagte mit Gebet und stillen Betrachtungen. Mäßig war er, denn er aß nur Brot, Weintrauben und andere Früchte, welche die Dienerschaft oder die wachthabenden Soldaten (Sarbasen) ihm reichten. Sein einziger Luxus war das Eissaugen, ohne welches dort selbst kein persischer Bauer während der Sommerhitze leben kann. Die Eisstückchen erhielt er aus der Küche des Grafen, sowie auch etwas Taback, damit er seine Wasserpfeife (Kalian) rauchen konnte. Diese nebst einer kupfernen Wasserschale und einer Muschel war Alles, was er besaß.

So lebte dieses Geschöpf am Eingange des Parks so lange bis wir nach Teheran zurückkehrten. Dorthin folgte er uns und ließ sich an der Eingangspforte unserer Wohnung in einer Mauernische nieder, wo er den ganzen Winter, der Kälte und Nässe ausgesetzt, zubrachte. Erst im Frühjahr verließ er seinen Posten, nachdem ihm der Graf, um ihn los zu werden, zehn Tomans hatte überreichen lassen. —

Solche Fakirs fand man damals und findet man noch jetzt in großer Anzahl in Persien. Das gemeine Volk duldet sie, aber sie sind meistens Heuchler und unmoralische Menschen, welche das Land durchziehen, dem unwissenden Volke Amulete verkaufen und von Almosen leben. — Kein Wunder, sie sind ja „fromme" Leute.

* * *

— König Kalakaua auf der Newyorker Börse. Man hat dort den „Enkel der Menschenfresser" in einer Art empfangen, die kennzeichnend genug ist. Der Potentat aus Hawaii war eingeladen worden, die Stock-Exchange mit seiner Gegenwart zu beehren und er kam. Das Betragen der Geldmänner wird in nachstehendem Berichte geschildert. „Die Börse geberdete sich halb toll über die Glorie, daß ein leibhaftiger König erscheinen werde, wenn auch ein dunkelfarbiger von Cannibalenabstammung. Schon vor seiner Ankunft war der Aufruhr groß; man kümmerte sich nicht um Stocks und Securitäten, sondern schwelgte in dem Vergnügen einander die Hüte anzutreiben. Ein Genie brachte einen Nigger zum Vorschein, der sofort von so und so viel hundert Bullen und Bären mit gellenden Jubelrufen begrüßt und als König bewillkommnet wurde; man erwies ihm Mock-Huldigungen. Ein anderes Genie führte dann einen italienischen Orgeldreher mit Weib und Kind vor, die lustig auf-

spielten; die Börsianer tanzten und sangen zur Musik bis sie nicht mehr konnten. Aber nun wurde gemeldet, daß der dunkelfarbige König im Anzuge sei. Er trat ein und anfangs benahmen sich die Börsianer mit leidlichem Anstande, aber nur so lange der Börsenvorsteher seine Anrede hielt. Dann fing das Brüllen der Begrüßungen an, ein infernalisches Lärmen. König Kalakaua hielt keine Antwortsrede, da er heiser sei und benahm sich mit Anstand. Die Börsianer als echte Yankees wollten aber eine Rede hören und zwar von einem Könige, denn eine solche war noch nicht da gewesen. Als Seine Majestät schwieg, war die Geduld der Geldmachergesellschaft zu Ende. Sie heulte, schrie, grölte, brüllte, pfiff, die Hüte wurden in die Höhe geworfen und die Neuyorker Börse war in der That ein Bullen- und Bärenstall." Der „Enkel der Menschenfresser" mag über diese Aeußerungen der Civilisation sich wohl seine eigenen Gedanken gemacht haben.

— Ueber die wachsende Ausfuhr indischer Landeserzeugnisse hat die Handelskammer in Manchester folgende amtliche Zahlen veröffentlicht. Es gelangten zum Export aus Britisch-Indien:

| | 1863. | | 1872. | |
|---|---|---|---|---|
| Kaffee . . . . . . . | 33,189,134 | Pfd. | 56,817,183 | Pfd. |
| Thee . . . . . . . | 7,811,429 | „ | 17,460,133 | „ |
| Baumwolle . . . . . | 614,059,429 | „ | 809,246,087 | „ |
| Reis . . . . . . . | 12,257,224 | Ctr. | 16,990,890 | Ctr. |
| Weizen . . . . . . | 299,385 | „ | 637,099 | „ |
| Jute . . . . . . . | 2,057,442 | „ | 6,182,813 | „ |
| Gewürze (1866) . . | 14,970,973 | Pfd. | 32,279,296 | Pfd. |
| Indigo . . . . . . | 86,162 | Ctr. | 115,414 | Ctr. |
| Häute . . . . . . . | 9,487,464 | Stück | 20,043,959 | Stück. |

Demgemäß ist die Ausfuhr von Kaffee binnen 10 Jahren gestiegen um 71 Procent, Thee 123, Baumwolle 31, Reis 38, Weizen 112, Jute 198, Häute und Felle 110 Procent.

— Eine mit Edelmetallen gepflasterte Stadt. Als solche kann man in der That Virginia City in Nevada bezeichnen. Die dort erscheinende Zeitung „Enterprise" sagt: Unsere Straßen sind macadamisirt worden mit dem Erzabfall, der in früherer Zeit aus den Gruben gefördert wurde, und mit dem, was seit Jahren von den mit Erz befrachteten Karren und Wagen hinabgefallen ist. Nun ist das Ganze mehr oder weniger silberhaltig. Es ist buchstäblich wahr: man macht in den Straßen keinen Schritt, ohne auf Silber zu treten; sie sind mit demselben förmlich gepflastert. Vor einigen Tagen wettete ein Mann mit einem andern um eine Kiste Cigarren, daß ein Klumpen Schmutz von den Rädern eines Omnibus den Werth von 5 Dollars pro Tonne haben werde. Der Klumpen wurde dem Wardein zur Prüfung übergeben, ohne daß man sagte, woher er genommen worden sei. Das Certificat bestätigt nun, daß die Tonne dieses Schlammes an Silber enthalte für 7 Dollars 54 Cents, an Gold für 2 Dollars 32 Cents, also 9 Dollars 86 Cents.

— Der Kaffeebau im mexicanischen Staate Colima hat seit einigen Jahren eine immer größere Ausdehnung gewonnen und eben jetzt werden wieder zwei neue Gesellschaften gebildet, welche große Anpflanzungen bei Tlescaltitlan und Serrano herstellen. Es sind dabei auch Capitalien deutscher Handlungshäuser im Spiele. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß der Großhandel in Mexico immer mehr in deutsche Hände kommt.

— Der Walfischfang ist für Californien nicht unbedeutend. Die Walfischflotte der Stadt San Francisco stellt sich gegenwärtig auf 12 Schiffe.

— Zu Wellesley im Staate Massachusetts wird demnächst etwas im Yankeelande Unerhörtes geschehen und obendrein etwas Löbliches. Das faule Putzaffenwesen so vieler jungen Ladies erregt bei ordentlichen Leuten doch allzugroßen Anstoß, und verständige junge Amerikaner heirathen lieber ausländische Mädchen als Landsmänninnen, die eigentlich zu gar nichts nütze sind und nicht wissen, was eine Hausfrau und Mutter bedeutet. In Wellesley nun ist eine höhere Lehranstalt gegründet worden, „in welcher die Mädchen nicht zu Salondamen, sondern zu wohlunterrichteten, für das eheliche und praktische Leben nützlichen Hausfrauen" ausgebildet werden sollen.

— Auf Neuseeland hat man im Jahre 1873 nicht weniger als 47 Erdbeben verzeichnet. Aus einer Zusammenstellung ergiebt sich, daß von denselben entfallen 35 auf die Provinz Wellington und 22 auf Wanganui. Dazu kommen noch 42 in verschiedenen anderen Gegenden, z. B. in Taranaki 3, Nelson 5, Christchurch 1, Beagley 1, Hokitika 1, Queenstown 1, in Summa 89. Man nimmt an, daß die Vermehrung der Erdbeben in der Provinz Wellington ihren Grund habe in der fortdauernden Unthätigkeit des Vulcans Tangariro und der Vulcane auf White Island. Geologen meinen, daß Wellington früher oder später wieder eine Katastrophe haben werde wie sie ersichtlich in früheren Zeiten stattgefunden hat. Die Küste ist fortwährend in einer Erhebung begriffen, welche, seitdem sie beobachtet wurde, schon mehrere Fuß beträgt.

— Melbourne in der australischen Colonie Victoria hat eine Universität, welche von Seiten des Staates einen Jahreszuschuß von 9000 Pf. St. bekommt. Zu den Prüfungen, welche der Immatriculirung vorhergehen, meldeten sich im November 458 Candidaten, wovon 65 dem weiblichen Geschlechte angehören.

— In den Goldgruben von Neuseeland waren zu Ende des vorigen Jahres 14,039 Europäer und 4103 Chinesen beschäftigt; dieselben vertheilen sich auf Otago, Westland, Nelson, Auckland und Marlborough.

— Die Geistlichkeit in Rußland ist sehr zahlreich. Dem für 1873 veröffentlichten Berichte des heiligen Synod zufolge gab es 59 Bisthümer der orthodoxen Kirche und ein solches in Alaska. Die Zahl der zur orthodoxen Kirche gehörenden Einwohner betrug 54,062,068, wovon 26,302,576 Männer und 27,759,492 Frauen. Es wurden 610,320 Ehebündnisse unter denselben geschlossen.

— Der Schah von Persien hat einem Herrn Falkenhagen die Concession zum Bau einer Eisenbahn von Täbris in Aserbeidschan bis zur russischen Grenze ertheilt. Von den früher so viel besprochenen Projecten des Baron Reuter ist es wieder still geworden.

— Die unruhigen Jamut-Turkomanen im Osten des Kaspischen Meeres werden fortwährend nachdrücklich unter Aufsicht gehalten werden. Der russische General Lomakin, der im vorigen Herbst einen Zug in ihr Gebiet am Flusse Attrek unternahm, läßt ein Fort am Abhange des Kuren-Dagh bauen. Dasselbe soll dienen, sie im Zaume zu halten und erforderlichen Falls sie gegen die Tekke-Turkomanen zu schützen, mit welchen sie bisher manchmal in Fehde lagen.

— Die wesleyanischen Methodisten in England haben im Laufe der letztverflossenen zwanzig Jahre nicht weniger als 3,236,053 Pf. St., also in runder Summe reichlich 60 Millionen Mark, auf den Bau ihrer Capellen verwandt. Sie haben solcher nicht weniger als 7485 mit 1,723,495 Sitzen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 3.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

# Bilder aus den Niederlanden.

## I.

Die Provinz Seeland und ihre Bewohner. — Stürme und Wogen. — Untergang von Reimerswaal. — Walcheren. — Saubere Landhäuser. — Kirmeß in Oost Souburg. — Trachten der Bauern. — In einer Schänke. — In der Stadt Vliessingen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die niederländische Provinz Seeland fast ganz aus Inseln besteht. Die Stürme und Wogen der Nordsee haben dort im Laufe der Jahrhunderte keine geringeren Verwüstungen angerichtet, als an der Westküste der cimbrischen Halbinsel. Alles ist vom Wasser völlig durchrissen und gegen den Andrang der Wellen hat man das Land mühsam durch Deiche geschützt. Im Jahre 600 unserer Zeitrechnung zählte man neun Inseln, welche nur durch Dünen gegen den Anprall der Wellen gesichert waren; 1663 zählte man achtzehn Eilande, weil theils Stücke von den größeren abgerissen waren, theils sich Land angesetzt hatte. Andererseits ging aber auch fester Boden zu Grunde, so z. B. die Ortschaft Reimerswaal; die Leute dort waren so wohlhabend, daß sie, wie man sich heute noch erzählt, ihre Pferde mit silbernen Hufeisen beschlugen.

Die Bewohner der seeländischen Inseln sind stramme Menschen von rein germanischem, niederdeutschem Blute; etwas schwerfällig aber muthig, seetüchtig, rechtschaffen, fleißig, ausdauernd und ungemein zäh; sie weichen nur ungern und nicht anders als im äußersten Nothfalle. Dafür liefert das eben erwähnte Reimerswaal den Beweis. Man hielt dort die Deiche gut im Stande, aber trotzdem kamen Brüche vor; bei einem derselben, im Jahre 1557, riß die Westerschelde eine ganze Straße fort, setzte die Polder unter Wasser und dieses stand in der Kirche 12 Fuß hoch. Vier Jahre später war der Polder wieder vom Wasser frei und es wuchs Gras; aber bald nachher drangen wieder Fluthen ein und am 11. und 12. Januar 1557 brach ein schweres Verhängniß über die Stadt herein. Der größte Theil der Häuser, die Thore, das Rathhaus und das Spital wurden unterwaschen und stürzten ein. Was noch stehen geblieben, wurde 1558 von einem großen Brande heimgesucht und 1561 kam wieder eine Ueberschwemmung. Sechs Ueberschwemmungen und ein großer Brand in zwölf Jahren! Aber die Bewohner bleiben trotzdem am Platze. Im Jahre 1574 sind nicht weniger als 6000 Morgen Landes mit Wasser bedeckt, und nun wenden die Leute sich dem Fischfang zu; seitdem bis 1631 hat der Ort nur noch einen Deich und ist zum Dorf herabgesunken. Nun erst räumen die Bewohner den Platz, weil die Kriegsschiffe der Spanier zu fürchten sind. Im Jahre 1634 werden die noch vorhandenen Häuser niedergerissen, das Pflaster wird aufgebrochen und man ladet die Ziegelsteine in Fahrzeuge, um sie anderwärts zu verkaufen.

Unter den Inseln Seelands liegt Walcheren am weitesten nach Westen hin und seine Südküste wird von der Westerschelde bespült. Dort liegt die Hafenstadt Vliessingen, welche den Ausgang des Stromes beherrscht. Die niederländische Regierung verwendet große Sorgfalt und



Familie auf Walcheren.

große Summen auf diesen Platz, der eine in Bezug auf Vertheidigung so wichtige und commerciell eine so vortheilhafte Lage hat, daß man meint, er werde im Fortgange der Zeit mit Antwerpen wetteifern können. Als Hauptstadt des Eilandes gilt Middelburg, über das wir in einem folgenden Aufsatze einige Bemerkungen geben werden.

Die Leute auf Walcheren leben abgeschieden von der großen Welt, wenn man die beiden Städte ausnimmt, welche in Folge von Schifffahrt und Handel mit dem Auslande in Verkehr stehen. Aber im Innern des nur etwa 4 Quadratmeilen großen Landes ist in Anschauung, Sitten und Tracht sehr Vieles urwüchsig-altniederländisch geblieben und das Leben nicht so sehr ohne muntere Farbe als Mancher wohl glauben möchte. Es fehlt auch den Landleuten keineswegs an Intelligenz und viele haben ein hübsches, ausdrucksvolles Gesicht.

Auf der Straße, die von Vliessingen nach Middelburg führt, liegt Oost Souburg; dort ist heute Kirmeß, welche bekanntlich im Leben der Niederländer eine so große Rolle spielt. Zu beiden Seiten des von Bäumen beschatteten Weges liegen Gärten mit sauberen Häusern, Felder und grüne Wiesen; hin und wieder bemerkt man auch Wohnungen, die an indische Bauart erinnern; dort hausen Leute, die früher im malayischen Archipelagus gelebt haben und nun den Rest ihrer Tage ruhig und behäbig in der lieben Heimath verleben.

Da kommen wir (Herr Coster und der Maler Dillens) an ein sauberes Landhaus. Die Fugen der rothen Backsteine sind mit grünen und weißen Streifen bepinselt und das Ganze macht einen anmuthenden, friedlichen Eindruck. Wir treten ein und werden freundlich aufgenommen; es sind vier Menschen im Zimmer. Eine friesische Kuckucksuhr mit ihrem Tiktak hängt an der Wand. Die Sonne scheint hell und wirft die Schatten der vor dem Hause stehenden Linden durch die Fenster des Gemaches, in welchem das Licht wohlthuend gedämpft erscheint. Der Großvater liest in seinem Neuen Testamente, sein Sohn, ein hübscher junger Mann, sitzt neben seiner Frau; das Kind, welches sie auf dem Schooße hat, thut sich eine Güte an einem Babbeler, d. h. einer Süßigkeit, einem Bonbon. (— Diese Bezeichnung für runde Bonbons ist auch in Bremen und überhaupt an unserer deutschen Nordseeküste allgemein gebräuchlich. —) Hier war niederländisches Stillleben bei offenbar glücklichen, zufriedenen Menschen.

Je näher bei Oost Souburg, um so stärker wurde der Lärm. Man hörte näselnden Gesang, Pauken und Trommeln, Trompeten und häufiges Hurrah. Auf der Kirmeß war Alles im besten Zuge. Nun sind wir auf dem großen Marktplatze, der mit Linden bepflanzt ist, und von diesem aus läuft eine lange Straße; die Häuser sind, wie hier überall, von Ziegelsteinen, die Fugen weiß, die Hausthüren grün, die Fensterrahmen weiß oder gelb, die Fensterladen blau oder weiß. Unter den Linden stehen zu beiden Seiten roth oder grün angestrichene Karren und Wagen, zum Theil recht hübsche und mit weißer Leinwand überspannt. Diese Geschirre dienen als zeitweilige Wohnung für die welche von auswärts zur Lustbarkeit kommen.

Die jungen Männer tragen einen Hut mit schmalem Rande, und daran sieht man, daß Walcheren ihre Heimath ist; aber die von Nieuwland, das gleichfalls auf der Insel liegt, machen eine Ausnahme; ihr Hut hat breite Krämpen und ist mit einem geblümten Sammetbande verziert. Das Halstuch ist von hellfarbiger Seide und zwei große Knöpfe von Filigran halten den Hemdkragen. Jacke und Beinkleider sind zumeist von schwarzem Sammet, manchmal auch geblümt. Die mit Aermeln versehene Weste ist bunt, mit großen gelben, blauen oder lila Blumen gemustert, je nach dem kirchlichen Bekenntnisse. Die Katholiken haben rothe Borstrokken (Westen), die Protestanten dunkelfarbige; beide aber zieren denselben mit zwanzig großen Knöpfen von Filigran oder Silber. Das Schuhwerk ist plump wie in Olim's Zeit und aus der Hosentasche guckt der Griff eines Messers hervor; ein solches tragen auch schon die ganz kleinen Jungen, die überhaupt genau so gekleidet sind wie ihre Väter. Die Mädchen setzen einen Strohhut mit blauen Bändern auf, dessen Form unsere Illustration zeigt. Der Kopfputz ist der Art, daß man nichts vom Haare sieht, welches auch von der Hoofdnaald, der Metallplatte, an den Schläfen bedeckt wird. Sehr beliebt ist ein Halsband von rothen Korallen und mit Ohrbammeln wird viel Staat gemacht. Sechs oder sieben Röcke übereinander findet man ganz in der Ordnung; je mehr Röcke um so reicher ist das Mädchen. Die Schürze ist himmelblau und hat — violette Bänder. Auf der Kirmeß tragen wohlhabende Mädchen auch ein Täschchen von grünem Sammet; in demselben befinden sich kölnisches Wasser, allerlei andere Wohlgerüche, Pastillen und — schweres Geld. Unterhalb der Schürzen hängen an einem Kettchen Scheere und Nadelbüchse von massivem Silber. Die Schnallen auf den Schuhen sind auf den verschiedenen Inseln von verschiedener Form.



Lootsen-Baas in Vliessingen.

Immer mehr Menschen waren herbeigeströmt, es ging sehr lebhaft her in dem Gewühle und das Ganze bot für den, welcher solch eine Kirmeß zum ersten Male besuchte, einen fremdartigen aber malerischen Anblick dar. Auch die un-



Ein Glas Wein.

vermeidlichen Carroussels waren da; ihre rothen Dächer glitzern von Blechplättchen, mit denen sie gleichsam übersäet sind. Neben den wohlhabenden Landleuten nehmen sich Bürgersleute in schäbig-moderner Tracht, die aus Middelburg gekommen sind, recht armselig aus. Sie tragen einen Ueberrock wie von Anno 30, der bis auf die Knöchel herabhängt, haben einen philisterhaften Gesichtsausdruck und man sieht ihnen den Kleinstädter auf hundert Schritt weit an.

In einer Schänke, wo es lustig hergeht, sitzt ein Pärchen; ein junger Mann kniet vor einem hübschen Mädchen und hält ihr das Weinglas an die Lippen. Dillens war sofort am Werke, diese Kirmeßscene zu zeichnen.

In den vieljährigen Kriegen gegen die Spanier haben die Bürger von Vliessingen, das Geburtsort des berühmten Admirals de Ruyter ist, sich durch standhafte Tapferkeit rühmlich ausgezeichnet. Die Erinnerung an diese Kämpfe blieb lebendig bis auf den heutigen Tag und noch vor wenig länger als einem Menschenalter trugen seeländische Männer



Bauerbursche in Nieuwland.

an ihren Hüten einen silbernen Halbmond, das Abzeichen der Geusen, mit dem unorthographisch geschriebenen Sinnspruch ende spit de lames (en dépit des lames), den Wellen zum Trotze.

Es geht sehr ruhig her in der Stadt; die Stille wird nur unterbrochen, wenn Abends der Zapfenstreich geschlagen wird und wenn später der Nachtwächter seine Ratter in Bewegung setzt; er ruft elf aan de Klock mit näselnder Stimme und geht langsam, mit schwerem Tritte weiter auf den Steentjes.

Ein Wandelgang ist immerhin lohnend; man sieht wie diese seeländischen Kleinstädter sich ausnehmen. Wir treten ein in das Hotel du Commerce; denn der Mißbrauch, den Gasthöfen französische Aufschriften zu geben, ist auch dort eingerissen. Die Männer sowohl wie die Frauen, welche man im Speisesaal findet, machen einen freundlichen Eindruck, sie sind recht artig und höflich, benehmen sich mit Anstand; man merkt sogleich, daß man wohlerzogene, unterrichtete Menschen vor sich hat, die sittliche Zucht haben; daran er-

kennt man die Calvinisten. Die Unterhaltung drehet sich vorzugsweise um Geschäfte; man spricht nicht allzulaut, und weniger guttural als die Leute aus der Provinz Holland.

Man macht den Fremden auf die „Alte Kirche“, oude Kerk, aufmerksam, zeigt mit dem Finger auf den Thurm und erzählt von de Ruyter Folgendes. Schieferdecker waren eben an der Arbeit, um etwas auszubessern und der zehnjährige Knabe kletterte bis in die Spitze. Ein Arbeiter zog die Leiter weg, um dem Knaben einen Possen zu spielen und wartete auf den Hülferuf. Der aber blieb aus. De Ruyter schaukelte sich oben hin und her; die unten versammelte Menge war starr vor Schreck als sie dann sah daß der Junge sich mit großer Geistesgegenwart aus der Noth half, und wie? Er trat mit den Absätzen seiner Schuhe Löcher in die Schieferplatten, um die Nägel oder Krampen freizulegen, mit welchen sie befestigt waren, und machte sich auf diese Weise eine Leiter. Die Kirche ist 1328 von Wilhelm von Hennegau, Grafen von Seeland, erbaut wor-



Schmuck der Bäuerinnen in Seeland.

Schnallen von Filigran. — Halsband von Korallen und Granaten. — Ohrgehänge. — Breloquen. — Glas. — Der grüne Sammetbeutel (in der Mitte). — Nadeln. — Ringe. — Kupfer- und Goldplättchen. — Silberne Schnallen. — Tabacksdose.

den; im Schiffe ist die Höhe mancher Springfluthen angemerkt, die bis dorthin drangen; am 15. Januar 1808 stand das Wasser anderthalb Meter hoch.

Im Zeeman's Koffy-Huis trifft man Rheder, Capitäne, Steuerleute, Schiffsmakler und Kaufleute; das Prinsenhuis war Wohnung des schweigsamen Oraniers Wilhelm, der dasselbe aus Steinen bauen ließ, welche der bluttriefende Fanatiker Alba zur Errichtung einer Citadelle verwenden wollte, um „Die von Vliessingen“ im Zaume zu halten. Aber Die von Vliessingen fingen den spanischen Ingenieur Don Pacieco und schlugen ihm auf dem Markte den Kopf ab. Die Stelle, wo das geschah, wird heute noch gezeigt. Im Garten dieses Prinzenhauses, das ein Kafferhaus ist, sind die ersten Kartoffeln in den Niederlanden gepflanzt worden.

Im Kaffeehause zur Börse bemerkt man, daß die verschiedenen Classen sich noch ziemlich von einander absondern. Zu ebener Erde ist die Getreidebörse, im ersten Stocke

finden sich satfoenlijke lieden ein, also Leute die was Rechtes sind, etwas vorstellen. Einem 1785 geschlossenen Vertrage zufolge ist der Wirth verpflichtet, von halb zwölf bis zwei Uhr Mittags dort keine geringen Leute zuzulassen. Das Militär besucht die Societeyt unie, wo man „einen Bittern" zu sich nimmt. Die Offiziere haben durchgängig einen intelligenten Gesichtsausdruck und ein ansprechendes Benehmen.

Morgens früh um fünf Uhr, gleichviel ob im Sommer oder Winter, wenn alle Straßen noch öde sind, geht ein alter Mann umher, der wie ein Matrose gekleidet ist und dessen Beine in hohen bis an den Unterleib reichenden Stiefeln stecken. Er hat eine lange Stange in der Hand und mit dieser klopft er an die Fenster des ersten Stocks. Er ist der Poorters wekker oder Klopper, und hat den Beruf, die Dienerschaft in den Gasthöfen und auch in den Privathäusern zu wecken, damit sie die Zeit nicht verschlafe.

---

# Englische Missionäre auf dem Purus.

Der Purus bildet einen der wichtigsten Zuflüsse, welche der Amazonas von Süden her aufnimmt. Seine ein Delta von vier Armen umfassende Mündung (unter etwa 61° W.) war längst bekannt, aber von dem Laufe, dem Gebiete, welches er durchströmte und den Quellen war nichts Näheres ermittelt worden. Man nahm allgemein an, daß der Madre de Dios, welcher in Peru aus den Thälern von Paucartambo kommt, seinen obern Lauf bilde, bis ermittelt wurde, daß dieser zum Beni fließe, also dem Stromsysteme des Madeira angehöre.

Erst seit 1863 sind wir über den Purus ins Klare gekommen, seitdem der brasilianische Ingenieur da Silva Coutinho mit dem kleinen Dampfer Pirajo den untern Lauf erforschte und 238 portugiesische Meilen aufwärts fuhr, ohne irgend ein Hinderniß zu finden. In Rio de Janeiro vermuthete man, daß zwischen dem obern Purus und dem Madeira eine natürliche Wasserverbindung stattfinde, eine Gabeltheilung, ähnlich jener zwischen dem Orinoco und dem Amazonas, und man schickte 1864 den Piloten Urbano de Furnacão aus, eine solche aufzusuchen. Er fand sie nicht, wohl aber wurde durch ihn ermittelt, daß der Purus auf einer Strecke von etwa 500 portugiesischen Meilen für kleine Dampfer fahrbar und ohne Stromschnellen oder Katarakten sei. In demselben Jahre fuhr dann der Engländer Chandless in einem von bolivianischen Indianern geruderten Nachen den Fluß aufwärts, vom 12. Juni bis 23. December, bis 1866 Miles von der Mündung, und fand dort erst, 1088 Fuß über dem Meere, die ersten Felsen im Strombett. Seine Untersuchung ergab, daß die beiden Quellarme keineswegs im Hochgebirge entspringen sondern in einer Waldebene. In jener Gegend traf Chandless mit Indianern zusammen, die das Eisen nicht kannten; sie hatten Steinbeile.

Auf der ganzen mehr als 400 deutsche Meilen langen Strecke des Laufes strömt der Purus durch eine colossale Waldöde, welche spärlich von wilden Indianerhorden durchzogen wird. Nach und nach sind Seringueiros, Kautschuksammler, weiter vorgedrungen, deren Wohnplätze in weiter Entfernung von einander liegen. Die Engländer haben am Amazonas Missionäre, die freilich eben so geringe Aussicht haben, die Wilden zu sittigen und in Christen umzuwandeln, wie die Sendboten der römischen Religion, welche die meisten ihrer Missionen haben aufgeben müssen, vor einigen Jahren auch jene von Sarayacu am Ucayale; wie dem aber auch sein möge, jenen Missionären verdanken wir wenigstens Berichte, welche für Länder- und Völkerkunde nicht ohne Belang sind.

Im Jahre 1874 sind zwei englische Missionäre, Dr. Lee und Resyek, den Purus hinaufgefahren, um den Versuch zu machen, ob nicht einzelne Indianerhorden zu einem seßhaften Leben vermocht werden können. Es versteht sich von selbst, daß ihre Bemühungen ohne Erfolg bleiben mußten. Aus ihren Berichten, welche das „South American Magazine" veröffentlicht, wollen wir Einiges mittheilen.

Der Dampfer Andira setzte die beiden unternehmenden Männer im August ans Land bei der Station des Kautschuksammlers Santa Cruz, bei welchem sie freundliche Aufnahme fanden. Sehr lästig waren die Moskitos und noch mehr die Piums, diese kleinen schwarzen Mücken, deren Stich oder vielmehr Biß unter der Haut äußerst schmerzhaft ist; „meine Hände sind davon so dick aufgeschwollen, als wären sie Kissen." Als Lee bei dem Seringueiro angelangt war, kam sofort ein Indianerkind vom Stamme der Hypurinas, streichelte ihm den Bart und nannte ihn Blanco. Dieser Knabe war dem Senhor Vera Cruz geschenkt worden. Die Missionäre mußten dort neun Tage warten bis der kleine Dampfer wieder erschien. Lee strickte Fischernetze und Resyek ging Nachts auf den Schildkrötenfang aus. „In Bezug auf den Purus und die an ihm wohnenden Indianer hatte ich bisher ganz irrige Vorstellungen. Nirgends habe ich Wohnungen der Eingeborenen gesehen. Wenn früher dergleichen vorhanden waren, so sind sie jetzt nicht mehr da.

Die Indianer haben sich zurückgezogen vor den grausamen, gesetzlosen Leuten, von denen sie mit Gewalt zum Kautschuksammeln gezwungen wurden. Nun haben sie eine Zuflucht gesucht in der höher gelegenen Waldwildniß zwischen diesem Flusse und dem Madeira nach Osten und nach dem Juruá im Westen hin."

Am 9. September erreichten sie nach einer ermüdenden Fahrt von zehn Tagen den Situ, d. h. die Station des Kautschuksammlers Pinheiro; sie heißt San Francisco und liegt etwa 150 Miles oberhalb des Situ Santa-Cruz. Der Dampfer war in einem ganz kläglichen Zustande. Hier fanden sie am Ufer mehr festen Boden als bisher, da nun „die dritte Terrasse" auftrat. Die Piums waren auch hier unausstehlich, sie verschwinden jedoch bei Anbruch der Dunkelheit; nachher kommen die Moskitos. Die Nahrungsmittel mußten sie sich selber beschaffen, z. B. Schildkröten, Fische, Wild, das aber selten vorkam, und Maniok. In der Umgegend des Situ halten sich etwa 20 Indianer auf, von denen man acht zu Gesicht bekam. Sie gehören zum Stamme der Hypurinas, der in einem geraden Striche von etwa 200 Miles am Purus und zwar an beiden Ufern desselben wohnt, in kleinen Gruppen von 20 bis 25 Köpfen. Größere Gemeinschaften sind nicht zu bilden, da die einzelnen Horden sehr oft Krieg mit einander führen. Die in der Nachbarschaft des Situ waren gerade friedlich. Lee meint, daß es

nicht, wie das Missionscomité wünschte, angemessen sei, sich unter so wenigen Indianern niederzulassen. Mangel an einem Kahn und an Ruderern verhindern ein weiteres Vordringen stromauf; der Dampfer war bisher nur ein einziges Mal weiter aufwärts gefahren.

Pinheiro hat auch einen Situ, Panayim genannt, der von San Francisco ab nach einer Dampferfahrt von acht Tagen erreicht werden kann; neben demselben liegt ein aus fünf Hütten bestehendes Indianerdorf von 25 Köpfen. Dorthin kamen aber dann und wann manche aus dem Innern, wo sie zahlreich seien. Der Capitän des kleinen Dampfers Kolibri wollte die Missionäre nach Panayim bringen, wo das Ende der Schiffbarkeit ist. „Wenn wir während der Fahrt keine Indianer finden, dann kehren wir nach Manaos zurück, denn wenn jetzt in der trockenen Jahreszeit, wo sie über Land reisen können, keine am Purus sind, so kommen sie überhaupt nicht dorthin. Jetzt ist die Zeit wo sie Schildkrötenöl bereiten, wo sie Fische fangen und trocknen."

Lee erklärt, weshalb die von der brasilianischen Regierung gegründeten Stationen oder Missionen keinen Erfolg gehabt haben. Sobald eine Anzahl Indianer zusammengebracht waren, nahm sie die jungen Männer fort und steckte sie unter die Soldaten oder zwang sie zum Schiffsdienst. Die Folge war, daß die Gegend an manchen Flüssen menschenleer wurde. Was die römischen Missionen anbelangt, so haben die Patres derselben dem Handel so eifrig obgelegen, daß andere Kaufleute nicht mit ihnen concurriren konnten; der Gegenstand ist selbst in den brasilianischen Kammern zur Erörterung gekommen. Sie schicken für ihre Rechnung ganze Ladungen Kautschuk nach den Verschiffungsplätzen am Amazonas, ebenso Kakao in Menge.

Der Missionär Resyek berichtet aus Terruham, 12. September, daß er vor gerade einem Jahre Liverpool verlassen habe. Die Ufer des Purus seien im Allgemeinen niedrig und werden in den Monaten März, April und Mai überschwemmt; dann findet alle Verbindung nur mit Nachen statt und Kautschuk kann nicht gesammelt werden. Entgegen früheren Berichten betont Resyek, daß in der trockenen Zeit der Purus gefährlich zu beschiffen sei, selbst für den kleinen Dampfer Kolibri, der nur fünf Fuß Tiefgang hat.

Die Expedition der beiden Missionäre hatte übrigens einen traurigen Ausgang. Wir fanden nämlich in der „Times Mail" die Nachricht, daß Dr. Lee verunglückt sei. „Er schlief in der Cajüte des Dampfers, welcher in der Nacht in Folge der Nachlässigkeit des Feuermannes sank und ist ertrunken." — Ueber Resyek's Schicksal finden wir keine Notiz, und ebensowenig Ort und Datum des Unglücksfalles.

---

# Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

## II.

Wenn der Aberglaube zunächst nur versteinerte Poesie ist, so hat uns diese Poesie bald ein anmuthiges, bald ein lachendes, bald ein fratzenhaftes Gesicht gezeigt. Die Phantasie, welche diese Bilder schuf, hat bald kinderliebliche, bald ausgelassen lustige, bald aber auch zwischen heiterm Scherz und düsterm Ernst spielende Züge angenommen. Vergessen wir aber nicht, daß die Phantasie immer Phantasie bleibt, sie mag nun, um mit Goethe zu sprechen:

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen,
Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blick
Im Winde sausen
Um Felsenwände.

Ja, die Phantasie und ihr Schooßkind, der Aberglaube, sie sind nicht etwa nur Nixen, die mit ihrem Schönheitszauber jedes für poetische Eindrücke empfängliche Gemüth unwiderstehlich an sich ziehen: sie sind auch Unholdinnen, welche in Währwolfsgestalt die Menschen zerreißen. Sie wandeln nicht nur als rosenbekränzte Mädchen mit dem Lilienstengel durch Blumenthäler, sondern sausen auch als blutdürstige Furien mit Schlangenhaaren und Mörderaugen durch die Jahrtausende hin.

Schon bei den oben erwähnten Beispielen des tragikomischen Aberglaubens konnte uns neben dem Gefühl humoristischen Wohlgefallens doch auch schon eine geheime Schauderempfindung beschleichen. Es klingt uns so unschuldig, ja scherzhaft genug, daß die Freimaurer mit dem Teufel im Bunde ständen. Allein versetzen wir uns einmal um einige Jahrhunderte rückwärts, so wird die Anklage auf Gemeinschaft mit dem Teufel schon ganz andere Empfindungen erwecken und von weitem flammt unserm geistigen Auge der Scheiterhaufen schon ganz lichterloh entgegen. Und leider ist dieser Fall viele Tausend, viele Millionen Mal in der Geschichte der Menschheit eingetreten. Es waren auch nicht immer etwa nur die unteren Classen der Gesellschaft, in welche hinein die Teufelsriecherei am meisten gewüthet hat. Auch die höchsten Stände sind von derselben nicht verschont geblieben. Noch zur Zeit der spätern Reformation, 8. Juli 1617, wurde Leonore, Gemahlin des Marschalls d'Ancre, enthauptet, weil sie Maria von Medicis, die Königin von Frankreich, bezaubert haben sollte. Nach Berechnungen, welche Professor Thomasius in Halle zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Bekämpfung der Hexenprocesse angestellt, hat sich die Zahl der in der Christenheit von kirchlichen und weltlichen Gerichten bis 1700 verbrannten Hexen auf die fast unglaubliche Summe von neun Millionen gesteigert. So übertrieben diese Anzahl für das Territorium der christlichen Kirche erscheinen mag, so bagatellenhaft erscheint sie der Thatsache gegenüber, daß es nicht allein die „Religion der Liebe" gewesen ist, welche sich dieser millionenfachen Justizmorde schuldig gemacht hat. Die Cultur- und Naturvölker

Asiens, Afrikas und Amerikas haben unbewußt mit denjenigen Europas gewetteifert in der Virtuosität der Hexenverbrennung.

Nehmen wir zu diesen Opfern des Teufelsglaubens die nicht minder zahlreichen des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele, insofern derselbe die ursprüngliche Grundlage bildet der Sitte des Lebendigeinmauerns. Wenn in europäischen und außereuropäischen Ländern der Glaube herrschte und wahrscheinlich in weiten Kreisen noch herrscht, ein Gebäude verspreche nicht eher Sicherheit für alle Zeiten, als bis, wie alle Gegenstände der Außenwelt, ein eigener Schutzgeist dasselbe bewohne, so mußte natürlich und muß, sobald zugleich der Glaube gilt, nur der Mensch habe eine unsterbliche Seele, sich aus diesen Vordersätzen der weitere Glaubenssatz entwickeln, nur die Seele eines lebend in das Gebäude eingeschlossenen Menschen könne zum Schutzgeiste dieses Gebäudes werden. Und dieser furchtbare Aberglaube hat sich denn auch seit den ältesten Zeiten bei Völkern aller Welttheile zu der grauenhaften Sitte des Lebendigeinmauerns von Sklaven, Kriegsgefangenen, Verbrechern und unschuldigen Menschen gestaltet. Unser christliches Mittelalter ist von dem Vorwurf dieser Barbarei ebensowenig freizusprechen, als die Barmanen, die Inder, die Römer, die Serben und die Germanen.

Denken wir ferner an die bei allen Völkern nachweisbare Sitte des Menschenopfers zu gottesdienstlichen Zwecken. Auch den kaltblütigsten Betrachter der Geschichte der Menschheit muß da ein namenloses Entsetzen ergreifen, wenn er an die Millionen unschuldiger Opfer denkt, welche im Verlaufe von einigen Jahrtausenden auf dem Altare geblutet haben oder auf dem Scheiterhaufen in Asche gefallen sind. Die größten Culturvölker aller Zonen und Zeiten haben die Menschenopfer gekannt: die Chinesen, die Inder, die Phönicier, die Karthager, die Juden, die Aegypter, die Griechen, die Römer, die Kelten, die Germanen und Slaven; die Neger, die Indianer und Südseeinsulaner. Am furchtbarsten hauste der Greuel in Mexico. Zu Opferzwecken wurden in diesem Reiche jährlich an einem Tage nach einem Berichte fünfzigtausend, nach einem andern allerdings nur zwanzigtausend, dagegen im Jahre 1486 auf einmal volle hunderttausend (?) Menschen geopfert. Mit scharfgeschliffenem Obsidianmesser wurde den Unglücklichen rasch die Brust aufgeschnitten, das Herz mit festem Griff herausgerissen und dem daneben stehenden Götzen noch rauchend in den Rachen geworfen. Aber nicht allein die Azteken huldigten diesem grauenvollen Opferbrauche, sondern auch die zum Theil hochgebildeten Inkas in Peru, sowie alle anderen amerikanischen Urvölker. Und im Königreiche Dahomey in Afrika werden noch alljährlich Hunderte von Negersklaven zu Opferzwecken abgeschlachtet.

Ein Brauch, der noch weit furchtbarer ist, als das Menschenopfer selbst, ist der, die Geopferten im Sinne religiöser Selbstheiligung zu fressen. Es galt der Glaube unter allen Völkern, der schuldbewußte Mensch vermöge sich dadurch wieder zu entsühnen und zu heiligen, daß er Gott selbst in sich aufnehme und seinen innern Menschen mit dessen Wesen durchwirken lasse. Daraus floß dann mit naturgemäßer Folgerichtigkeit der Genuß des heiligenden Gottes. Ließ man diesen, wie es nachgewiesenermaßen die Urvölker Amerikas thaten, durch einen göttlich verehrten Menschen vertreten sein, so ergab sich mit eherner Consequenz die Opferung und Verspeisung des Repräsentanten Gottes. L'appetit vient en mangeant. Hat die Bestie einmal Blut gerochen, so ist es mit des Thierbändigers Willenskraft aus. Und so sehen wir denn unter den verschiedensten Himmelsstrichen das grause Laster der Menschenfresserei aus religiösen Anschauungen und Festbräuchen hervorgehen. Es ist erstaunlich, welche Sophistik der Aberglaube dann zu entfalten vermag, wenn es ihm darauf ankommt, seinem Wolfshunger einen zureichenden Grund zur Selbstentschuldigung unterzulegen. Oestlich von den Cordilleren hausen noch heute menschenfressende Indianerstämme. Ein Weib vom Stamme der Camacas fraß ihr eben gestorbenes Kind, um es in ihren Leib zurückkehren und nicht den Würmern zur Beute werden zu lassen. Im centralen Südaustralien herrscht der entsetzliche Aberglaube, demgemäß ein älterer Bruder in dem Wahne lebt, daß er sofort auch die Kraft seines jüngern Bruders sich aneignen könne, wenn er diesen erschlage und verzehre. Das geschieht unter Festlichkeiten und bei diesen dringen Vater und Mutter mit eiferigen Ermahnungen in den ältern Sohn, soviel Fleisch von den Leichnamen hinabzuwürgen, als irgend möglich ist. In der Südsee war und ist es zum Theil noch auf manchen Inseln Sitte, daß sich alte Leute mit ihrer eigenen Genehmigung todtschlagen und auffressen ließen. Welche unsäglichen Greuel sich aus diesen religiösen Anschauungen entwickelt haben, geht daraus hervor, daß nach Richard Andree's sehr mäßiger Berechnung die Anzahl der noch jetzt lebenden Menschenfresser sich in runder Summe auf zwei Millionen (1,943,000) beläuft.

Mit welcher logischen Consequenz die Cannibalen ihre Menschenfresserei selbständig aus religiösen Anschauungen abzuleiten verstehen, beweist der Ausspruch der neuseeländischen Häuptlinge, als die Missionäre über das Menschenfressen an der Inselbai jammerten: „Der große Fisch frißt den kleinen, der Hund den Menschen, der Mensch den Hund, Hunde fressen einander, Vögel fressen einander und ein Gott frißt den andern.“ Ein neuseeländischer Darwinist reinsten Wassers!

Auf den Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gründet sich auch der entsetzliche Brauch, alte, kranke Leute, besonders die eigenen Eltern, todtzuschlagen. Dieser Brauch läßt sich bei vielen alten Völkern nachweisen, so z. B. bei den Römern, Germanen, den Indianern und Fidschianern. Wie diese letzteren, üben ihn Zigeuner noch heutzutage (?). Wenn der Glaube galt, der Gestorbene, wofern er nur anders die Kennzeichen der Tapferkeit, der einzigen Tugend der Urzeit, wofern er nur Wunden aufweisen könne, gehe unmittelbar nach seinem Tode in den Himmel ein, so konnte es weder dem Sohne große Ueberwindung kosten, seine Eltern sofort, nachdem sie arbeitsunfähig geworden waren, ins bessere Jenseits zu den Göttern hinüberzuschicken, noch mochten auch die Eltern viel dagegen einzuwenden haben, von den Leiden des Alters rasch erlöst und der himmlischen Genüsse theilhaftig zu werden. Lebensmüde Greise ritzten sich bei den Normännern eigenhändig mit dem Speere, um als an Wunden verblutete Kämpfer in Walhalla bei Odin gastliche Aufnahme zu finden. Und deutsche Sagen wissen noch allerorts zu erzählen von über dem Stadtthor einst aufgehangenen Keulen, mit welchen man vor Zeiten die alten Leute todtgeschlagen habe. Die Kariben auf den Antillen pflegten alte, kranke Leute, selbst Kaziken, zu erdrosseln. Von den Fidschianern erzählt dasselbe der Missionär Williams und nach ihm Max Müller. „Als einige Fidschianer von Europäern unterbrochen wurden, während sie eben daran waren, ihre Mutter zu erdrosseln, erwiederten sie ganz einfach, sie wäre ihre Mutter und sie wären ihre Kinder und sie müßten sie dem Tode überliefern. Als man das Grab erreicht, setzte sich die Mutter nieder und nun nahmen ihre Kinder, Enkel, Verwandten und Freunde einen herzlichen Abschied von ihr. Ein aus Tapa geflochtener Strick wurde sodann von ihren Söhnen zweimal um ihren Hals geschlungen, dann faßten sie denselben und erdrosselten sie; darnach

wurde sie unter den üblichen Feierlichkeiten ins Grab gelegt. Sie kehrten zurück, zu schmausen und zu trauern, woraufhin sie gänzlich vergessen wurde, als ob sie niemals dagewesen wäre." Nicht anders als diese Fidschianer mit ihren Müttern, verfahren die Odschibwäs Nordamerikas mit ihren Vätern. An ihrem Hundefeste singen sie: „Der Herr des Lebens giebt Muth. Es ist wahr, alle Indianer wissen es, daß er uns liebt, und wir übergeben ihm nun unsern Vater, damit er sich verjüngt fühle in einem andern Lande, und im Stande sei zu jagen." Darauf giebt der ältere Sohn dem lebensmüden Vater mit dem Tomahawk den Todesstreich. Noch grauenhafter für unsere Empfindung verfahren die menschenfresserischen Kaschibos im Osten der Cordilleren. Bei diesen Cannibalen schlagen die Kinder nicht allein ihre betagten Väter mit Keulen todt, sondern fressen sie nachher auch auf. Die nicht verzehrten Ueberreste des Leichnams werden zu Asche verbrannt und dienen nachher zum Bestreuen der Speisen.

Die Sitte oder vielmehr der Greuel des Menschenopfers und der aus demselben hervorgegangenen Menschenfresserei erfordert deshalb eine etwas ausführlichere Darstellung, weil sich an diesen entsetzenerregenden Ausgeburten des menschlichen Wahnsinns die furchtbare Tragweite des praktischen Aberglaubens wohl am einleuchtendsten bemessen läßt. Aber es ging auch mit diesen Greueln wie mit allem Bösen überhaupt nach des Dichters Weisheitsspruch: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Und dieses Böse fällt leider wieder den christlichen Völkern zur Last. Die Menschenopfer mit obligatem Opferfleischschmausen hatten in Europa längst humaneren Bräuchen Platz gemacht und an die Stelle des wirklichen Opfermenschen war längst der in Brotform gebackene Gott getreten, als im Volke noch immer die Sagen von ehemaligen Menschenfleischschmäusen zu religiöser Verbrüderung umgingen. Die Sage vom heiligen Gral erfüllte das ganze Mittelalter. Der Gral war die Schüssel, aus welcher Christus mit den Jüngern das Abendmahl genossen hatte. Aber die dumpfe Erinnerung an die ehemaligen heidnischen Opferbräuche ließ die über die Urbedeutung der Schüssel nachgrübelnde Volksphantasie aus dem san gréal ein sang réal herausdüfteln. Damit hatte dann der Aberglaube genug, um den Tempelrittern, welche sich bei ihren Verbrüderungsfesten der Gralsschüssel bedienen sollten, den Greuel nachzureden, sie tränken bei ihren Festmahlzeiten aus dem san gréal das Blut Christi, sang réal, welches sie sich durch die Abschlachtung eines unschuldigen Christenkindes verschafften. Diese grundlose Anklage auf Menschenfresserei kostete im Jahre 1307 dem Orden der Tempelritter Hab und Gut und ihrer 113 büßten für ein ihnen niemals nachgewiesenes Verbrechen zu Paris mit dem Feuertode, damit Philipp der Schöne, damaliger König von Frankreich, sich mit den eingezogenen Millionen des Templervermögens bereichern konnte.

Auf ganz derselben perfiden Anklage beruhten und beruhen auch sämmtliche Judenverfolgungen, welche während des Mittelalters und — zur ewigen Schande der europäischen Cultur — noch bis zu dieser Stunde in Rumänien und Rußland in Scene gesetzt worden sind und werden. Wie in den finstersten Zeiten des Mittelalters heißt es noch jetzt in Rumänien allgemein: die Juden bedürften zur Feier ihres Passahfestes eines Christenkindes, welches sie dem Jehovah als Versöhnungslamm abschlachteten und äßen.

---

# Die Opfer Afrikas.

Unter dem Titel „L'Afrique nécrologique" hat der verdienstvolle Afrikareisende Henri Duveyrier im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft (December 1874) eine höchst fleißige und kenntnißreiche Zusammenstellung derjenigen Europäer veröffentlicht, welche vom Jahre 1800 an bis jetzt ihren Forschungseifer in Afrika mit dem Leben gebüßt haben. Nicht nur die eigentlichen Reisenden sind aufgenommen, sondern auch die Geologen, Botaniker, Zoologen, Archäologen, Sprachforscher und jene Marineoffiziere, die bei den Küstenaufnahmen betheiligt waren. Die Zahl der Opfer ist erschreckend groß, Duveyrier's Liste zählt über 150 Namen. Bei weitem die meisten erlagen den klimatischen Einflüssen, dem Fieber und der Ruhr. Die Wirkungen derselben waren früher weit gefährlicher als jetzt, wo man das Fieber durch vorbeugende Gaben von Chinin besser zu bekämpfen weiß. Noch 1830 hieß es in den medicinischen Vorschriften, welche Richard Lander mitgegeben wurden, „Chinin sei als stärkendes Mittel nach dem Fieber zu nehmen". Auch die Anzahl der Ermordeten ist ungemein groß (20) und mit Recht macht Duveyrier darauf aufmerksam, daß fast alle von Mohammedanern aus religiösem Fanatismus ermordet worden seien. 5 ertranken, 3 wurden von wilden Thieren zerrissen.

Wie Duveyrier selbst fürchtet — was übrigens leicht zu entschuldigen — ist seine dankenswerthe Zusammenstellung nicht vollständig. Es fehlen ihr sogar wichtige Namen wie Charles John Andersson und Ladislaus Magyar. Wir haben uns daher der Mühe unterzogen, seine Liste zu vervollständigen und derselben 16 neue Namen (durch * bezeichnet) hinzugefügt. So steigt die Anzahl auf 172 Opfer Afrikas.

Vertheilen wir diese nach Nationalitäten, so finden wir voranstehend die Briten (E in der Tabelle) mit 74; es folgen die Deutschen (D) mit 36; die Franzosen (F) mit 35. Daran schließen sich 7 Italiener, 6 Oesterreicher (welche wir, wie die Schweizer, zusammenfassen mußten, da sie nach der Nationalität nicht gut zu trennen waren), 4 Skandinavier, 3 Holländer, 2 Schweizer, 2 Neger, 1 Pole und 1 Magyar. Die Portugiesen, früher hervorragend in der Erforschung Afrikas, fehlen in unserm Jahrhundert; desgleichen Spanier und Russen. Die Nordamerikaner sind erst neuerdings (mit Stanley) im schwarzen Erdtheile als Forscher aufgetreten.

Duveyrier's Arbeit umfaßt im Bulletin 83 Seiten und ist von einer Karte begleitet, die wegen ihrer technischen Mangelhaftigkeit durchaus kein richtiges Bild des „nekrologischen Afrika" giebt, da mancher Name 100 und mehr Meilen von der Todesstätte seines Trägers entfernt steht. Wir haben der Uebersichtlichkeit halber die 172 Namen in tabellarische Form gebracht und sind dabei der geographischen und chronologischen Eintheilung Duveyrier's gefolgt.

| | Namen | Jahr | Ort | Todesursache | Nationalität |
|---|---|---|---|---|---|
| | **I. Im Nilgebiet und Aethiopien.** | | | | |
| 1 | **Burckhardt, Joh. Ludw.,** der berühmte Reisende | 15/11 1817 | Kairo | Ruhr | Schweiz. |
| 2 | **Gruoc,** Begleiter des Generals v. Minutoli | 1821 | Kairo | Typhus | Italiener |
| 3 | **Soellner,** Naturforscher, dto. | 1821 | Tripolitanien | Mord? | D. |
| 4 | **Liman,** Architekt von Minutoli's Expedition | 1821 | Alexandria | Krankheit | F. |
| 5 | **Hemprich,** Begleiter Ehrenberg's | 30/6 1825 | Massaua | Fieber | D. |
| 6 | **Brocchi,** Geolog, besuchte Sennar und Kordofan | 1832 | Chartum | Krankheit | Italiener |
| 7 | **Baumgärtner,** ägypt. Offizier der Nilexped. Mehemed Ali's | 1838 | Chartum | Fieber | Schweiz. |
| 8 | **Lefèvre,** Bergingenieur | 1839 | Fasogl | Fieber | F. |
| 9 | **Werne, Joseph,** Arzt, Mitglied der Nilexped. Mehemed Ali's | 4/5 1841 | Chartum | Fieber | D. |
| 10 | **Petit, Ant.,** Arzt, Mitglied der äthiop. Expedition Lefèbre's | 1841 | Godscham | Ertrunken | F. |
| 11 | **Quartin-Dillon,** Botaniker derselben Expedition | 1841 | Abessinien | Fieber | F. |
| 12 | **Schöfner, Jul.,** Mitglied derselben Expedition | 18/10 1841 | Abessinien | Ruhr | F. |
| 13 | **Rouget, Jul.,** Naturforscher | 15/10 1841 | Abessinien | Ruhr | F. |
| 14 | **Ryllo,** kathol. Missionär, Gründer der Mission in Chartum | 17/6 1848 | Chartum | Fieber | Pole |
| 15 | **Vierthaler, Rich.,** Arzt, Begleiter Alf. Brehm's | 1852 | Chartum | Fieber | D. |
| 16 | **Reitz, Const.,** österr. Consul in Chartum, Begleiter Heuglin's | 16/5 1853 | Doka | Fieber | Oesterr. |
| 17 | **Vaudey, Alex.,** sardin. Consul in Chartum | 19/4 1854 | Gondokoro | Mord | F. |
| 18 | **Vinco, Angelo,** kathol. Missionär | 1855 | Chartum | Fieber | Italiener |
| 19 | **Dovyak,** Missionär, Erforscher des Weissen Flusses | 1855 | Gondokoro | Fieber | Oesterr. |
| 20 | **Vayssière, Fr.,** Reisender am Bahr-el-Abiad | 1855 | ? | Krankheit | F. |
| 21 | **Mosgan,** kathol. Missionär | 1856 | Heiligenkreuz | Krankheit | Oesterr. |
| 22 | **Brun-Rollet, Ant.,** sardin. Cons. in Chartum, ältest. Nilreisender | 27/9 1857 | Chartum | Krankheit | Savoyer |
| 23 | **Neimans, Rich. v.,** Reisender | 15/3 1858 | Kairo | Starrkrampf | D. |
| 24 | **Oliboni, Francisc,** Reisender | 26/3 1858 | Heiligenkreuz | Krankheit | Italiener |
| 25 | **Jacobis, Justin de,** Missionär in Abessinien | 1860 | Massaua | Krankheit | Italiener |
| 26 | **Malzac, A. de,** abenteuernder Reisender | 1860 | Chartum | Fieber | F. |
| 27 | **Barnim, Adalbert v.,** Sohn des Prinzen Adalbert v. Preussen | 12/7 1860 | Roseres | Fieber | D. |
| 28 | **Lafargue,** Reisender am Weissen Fluss | 1860 | Berber | Fieber | F. |
| 29 | **Wilke,** Begleiter von Harnier's am Weissen Fluss | 7/5 1861 | Insel Tschir | Krankheit | D. |
| 30 | **Peney, Alfred,** Arzt, Reisender | 26/7 1861 | Gondokoro | Krankheit | F. |
| 31 | **Harnier, Wilhelm v.,** Reisender | 23/11 1861 | Heiligenkreuz | durch Büffel | D. |
| 32 | **Bilharz, Theodor,** Arzt, Begleiter des Herzogs von Coburg | 6/5 1862 | Kairo | Fieber | D. |
| 33 | **Steudner, H.,** Botaniker, Begleiter Heuglin's | 10/4 1863 | Wau | Fieber | D. |
| 34 | **Tinne,** Madame | 1863 | Seriba Biselli | Fieber | Holländ. |
| 35 | **Schubert,** Jäger, Begleiter Heuglin's | 1863 | Kosangagebirge | Fieber | D. |
| 36 | **Klaincznik,** Elephantenjäger | 1863 | Kosangagebirge | Fieber | Oesterr. |
| 37 | **Pruyssenaere, Eug. de,** bereiste Sennar | 15/12 1864 | Sennar | Krankheit | Holländ. |
| 38 | ***Muche, Florian,** Elephantenjäger, Begleiter Baker's | 13/3 1865 | Am Setit | durch Löwe | D. |
| 39 | **le Saint, François,** Reisender am Weissen Flusse | 27/1 1868 | Abu-Kuka | Krankheit | F. |
| 40 | **Dufton, Henri,** Theilnehmer an der engl. Exped. nach Abessinien | 1868 | Senafe | Mord | E. |
| 41 | ***Zander, Ed.,** Maler, lange in Abessinien | 26/8 1868 | bei Sulla | Krankheit | D. |
| 42 | ***Poncet, Ambr.,** bekannt durch seine Reisen am Weissen Nil | 19/11 1868 | Alexandria | Krankheit | F. |
| 43 | **Ori,** Arzt, Reisender am Blauen Nil | 14/11 1869 | Abu Haras | Krankheit | Italiener |
| 44 | **Thibaut,** französ. Viceconsul in Chartum | 9/11 1869 | Chartum | Krankheit | F. |
| 45 | **Miani, Joh.,** Reisender | 1872 | Monbuttu | Entkräftung | Italiener |
| 46 | ***Higginbotham, Edwin,** Ingenieur Baker's | 1873 | Gondokoro | Krankheit | E. |
| | **II. In Tripolis, Algerien, Marokko.** | | | | |
| 47 | **Roentgen,** Arzt, Reisender der African Association | 1809 | bei Mogador | Mord | D. |
| 48 | **Schousboe,** dänischer Consul in Tanger | 1832 | Tanger | Krankheit | Däne |
| 49 | **Couturier,** Reisender in Algerien | 1855 | Beresina | Krankheit | F. |
| 50 | **Geslin,** Reisender in Algerien | 1856 | Laghuat | Ruhr | F. |
| 51 | **Le Tourneaux,** Naturforscher in Algerien | 1861 | Bougie | Fieber | F. |
| 52 | **Vialla,** Geodät in Algerien | 1865 | Tlemsen | Sonnenstich | F. |
| 53 | ***Aucapitaine, H.,** bekannter Forscher | 1867 | Algier | Krankheit | F. |
| 54 | **Bondivenne,** Geodät in Algerien | 1868 | am Seybus | Fieber | F. |
| 55 | **Lehant,** beschäftigt beim Graben artesischer Brunnen | 186? | Ughlana | Krankheit | F. |
| 56 | **Laval,** Arzt, bereiste die Cyrenaica | 27/6 1874 | Merdsch | Pest | F. |

18*

| | Namen | Jahr | Ort | Todesursache | Nationalität |
|---|---|---|---|---|---|
| | **III. In der Sahara.** | | | | |
| 57 | **Ritchie,** Reisender | 20/11 1819 | Mursuk | Fieber | E. |
| 58 | **Laing, Alex. Gordon,** der kühne Reisende (Timbuktu) | 24/9 1826 | bei Timbuktu | Mord | E. |
| 59 | **Davidson, John,** Arzt, Erforscher der marokk. Sahara | 18/12 1836 | Snekeja | Mord | E. |
| 60 | **Macguire,** Corporal, Begleiter Eduard Vogel's | 1857 | Belgascheferry | Mord | E. |
| 61 | **Tinne, Alexine,** die bekannte Reisende | 1869 | bei Mursuk | Mord | Hollän. |
| 62 | **Dournaux Dupéré, Norb.,** Reisender | 1873 | bei Ghadames | Mord | F. |
| | **IV. Im Sudan.** | | | | |
| 63 | **Oudney,** Begleiter Denham's und Clapperton's | 12/1 1824 | Katagum | Krankheit | E. |
| 64 | **Toole,** Begleiter Denham's | 26/2 1824 | Tsadsee | Fieber | E. |
| 65 | **Tyrwhit,** englischer Consul in Kuka | 22/10 1824 | Kuka | Fieber | E. |
| 66 | **Richardson, James,** der bekannte Reisende | 4/3 1851 | Ngurutua | Krankheit | E. |
| 67 | **Overweg, Adolph,** Begleiter Barth's | 27/9 1852 | Maduari | Fieber | D. |
| 68 | **Vogel, Eduard** | 8/2 1856 | Wara | Mord | D. |
| 69 | **Cuny, Charles,** Reisender (Kordofan, Darfur) | 25/6 1858 | Tendelti | Fieber | F. |
| 70 | **Beurmann, Moritz v.** | 1863 | Mao | Mord | D. |
| | **V. Am Niger und der Guineaküste.** | | | | |
| 71 | **Hornemann, Fr.,** Reisender der African Association | 1801 | in Nupe (?) | ? Krankheit | D. |
| 72 | **Nichols,** dto. | 1805 | Altcalabar | Fieber | E. |
| 73 | **Scott, Alex.,** Begleiter Park's | 1805 | Kumi-Kumi | Fieber | E. |
| 74 | **Anderson, Alex.,** Schwager und Begleiter Park's | 28/10 1805 | Sansandig | Fieber | E. |
| 75 | **Mungo Park,** der Erforscher des Niger | 1806 | Bussa | ? Mord | E. |
| 76 | **Martin,** Begleiter Park's | 1806 | Bussa | ? Mord | E. |
| 77 | **Belzoni, G.,** suchte die Nigermündung | 3/12 1823 | Benin | Ruhr | Italien. |
| 78 | **Macarthy, Ch.,** Gouverneur von Sierra Leone | 1824 | am Prah | im Krieg | E. |
| 79 | **Pearce,** Begleiter Clapperton's (zweite Reise) | 27/12 1825 | Engwa | Fieber | E. |
| 80 | **Morrison,** Arzt, dto. | 27/12 1825 | Djanna | Fieber | E. |
| 81 | **Dickson,** Arzt, dto. | 1825 | am Niger | ? Krankheit | E. |
| 82 | **Houtson,** dto. | 1826 | Akra | Krankheit | E. |
| 83 | **Clapperton, H.,** der berühmte Reisende | 13/4 1827 | Sokoto | Fieber | E. |
| 84 | **Harries, G. L.,** Marinecapitän (Aufnahme des Niger) | 18/10 1832 | C. Coast Castle | Fieber | E. |
| 85 | **Curling, G.,** Begleiter Richard Lander's | 18/10 1832 | C. Coast Castle | Fieber | E. |
| 86 | **Millar,** dto. | 20/1 1832 | am Niger | Fieber | E. |
| 87 | **Miller, Rob.** dto. | 5/12 1832 | Lukodscha | Fieber | E. |
| 88 | **Briggs, Thomas** dto. | 28/2 1833 | Lukodscha | Fieber | E. |
| 89 | **Mitchell** dto. | 10/3 1833 | Nunmündung | Fieber | E. |
| 90 | **Hill, Joseph** dto. | 1833 | Nunmündung | Fieber | E. |
| 91 | **Drakeford, Joseph** dto. | 1833 | am Niger | Fieber | E. |
| 92 | **Dunleary, H.** dto. | 1833 | am Niger | Fieber | E. |
| 93 | **Lander, Richard,** der bekannte Reisende | 27/1 1833 | Fernando Po | Verwundung | E. |
| 94 | **Allen, Bird,** Mitglied der Nigerexpedition | 25/10 1841 | Fernando Po | Fieber | E. |
| 95 | **Nightingale, F. D.,** dto. | 17/6 1841 | Lukodscha | Fieber | E. |
| 96 | **Marshall, G. B.,** dto. | 21/8 1841 | am Nun | Fieber | E. |
| 97 | **Collmann, H. C.,** dto. | 6/10 1841 | Fernando Po | Fieber | E. |
| 98 | **Stenhouse, D. H.,** dto. | 28/10 1841 | Fernando Po | Fieber | E. |
| 99 | **Woodhouse, J.,** dto. | 30/10 1841 | Fernando Po | Fieber | E. |
| 100 | **Vogel, J. R. Th.,** Botaniker der Nigerexpedition | 17/2 1841 | Fernando Po | Fieber | D. |
| 101 | **Carr,** Director der Station in Lukodscha | 1842 | Bassa | Mord | Neger |
| 102 | **Beecroft,** Consul in Fernando Po, Nigerreisender | 10/6 1854 | Fernando Po | Krankheit | E. |
| 103 | **Schönlein, Philipp,** Botaniker | 1855 | Cap Palmas | Fieber | D. |
| 104 | **Barter, Ch.,** Botaniker, Begleiter Baikie's | 1859 | ? | Krankheit | E. |
| 105 | **Doblin,** Marinelieutenant von der Nigerexpedition | 1/9 1863 | Lagos | Ertrunken | E. |
| 106 | **Atkinson,** dto. | 1/9 1863 | Lagos | Ertrunken | E. |
| 107 | **Gérard, Jules,** der Löwentödter, bereiste Sierra Leone | 1864 | Fluss Janga | Ertrunken | F. |
| 108 | **Baikie, W. Balfour,** Erforscher des Binue | 30/11 1864 | Sierra Leone | Ruhr | E. |
| 109 | **Lühder, Wilh.,** Zoolog, Mitglied der Reichenow'schen Exped. | 25/3 1873 | Camerun | Fieber | D. |

| | Namen | Jahr | | Ort | Todes-ursache | Natio-nalität |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | **VI. Am Senegal, Gambia u. s. w.** | | | | | |
| 110 | **Cowdrey,** Astronom, Begleiter Peddie's | | 1815 | St. Louis | Fieber | E. |
| 111 | **Peddie,** Reisender in Senegambien | 1/1 | 1817 | Rio Nuñez | Fieber | E. |
| 112 | **M'Rae,** Begleiter Peddie's | 21/1 | 1817 | Rio Nuñez | Fieber | E. |
| 113 | **Campbell,** Begleiter Peddie's | 13/6 | 1817 | Rio Nuñez | Fieber | E. |
| 114 | **Kummer, Adolf,** Naturforscher, Begleiter Peddie's | | 1817 | Kakandi | Fieber | D. |
| 115 | **Stokoe,** Begleiter Peddie's | | 1817 | Sierra Leone | Fieber | E. |
| 116 | **Burton,** dto. | 19/7 | 1818 | bei Bakel | Fieber | E. |
| 117 | **Nelson,** dto. | 15/8 | 1818 | bei Bakel | Fieber | E. |
| 118 | **Rousée, Prosper,** Sprachforscher | | 1820 | St. Louis | Krankheit | F. |
| 119 | **Bowdich, J. E.,** der Aschantireisende | | 1824 | am Gambia | Krankheit | E. |
| 120 | **Grout de Beaufort, E.,** Reisender in Senegambien | | 1825 | Bakel | Fieber | F. |
| 121 | **Hendelot,** Botaniker | ? | 1836 | Bakel | Krankheit | F. |
| 122 | **Duranton,** Reisender in Senegambien | | 1843 | ? Medina | Krankheit | F. |
| 123 | **Peyre-Ferry,** Marinearzt, bereiste Bambuk | | 1843 | Bakel | Fieber | F. |
| 124 | **Bessinières, Huard,** Begleiter des Vorigen | | 1844 | St. Louis | Krankheit | F. |
| 125 | **Thompson,** Missionär, bereiste Futa Dhiallon | ? | 1845 | Timbo | Krankheit | E. |
| 126 | **Pascal,** Reisender in Senegambien | | 1860 | Cajor | Fieber | F. |
| 127 | **Aliun Sal,** Schwarzer, versuchte nach Timbuktu zu gehen | | 1860 | Cajor | Krankheit | Neger |
| 128 | **Petit-Laprade,** forschte in Senegambien | 18/7 | 1869 | St. Louis | Cholera | F. |
| | **VII. Ostafrika.** | | | | | |
| 129 | **Maizan,** versuchte von Bagamoyo ins Innere vorzudringen | | 1845 | Usaramo | Mord | F. |
| 130 | **Stroyan,** Begleiter Burton's im Somallande | 19/4 | 1855 | Berbera | Mord | E. |
| 131 | **Roscher, Albert,** reiste zum Niassa-See | 19/3 | 1860 | Hisunguni | Mord | D. |
| 132 | **Thornton, Rich.,** Geolog, Begleiter v. d. Decken's | 21/4 | 1863 | Tschibisa | Fieber | E. |
| 133 | **Koralli,** Diener v. d. Decken's | 5/6 | 1863 | Réunion | Fieber | Oesterr. |
| 134 | **Hitzmann,** Maschinist v. d. Decken's | 29/7 | 1865 | Djubfluss | Ertrunken | D. |
| 135 | **Kanter, Nik.,** Maschinist v. d. Decken's | 30/9 | 1865 | Bardera | Mord | Oesterr. |
| 136 | **Trenn, Ed.,** Maler v. d. Decken's | 30/9 | 1865 | Bardera | Mord | D. |
| 137 | **Von der Decken, K. Cl.** | 2/10 | 1865 | Bardera | Mord | D. |
| 138 | **Linck, Alb. Herm.,** Arzt v. d. Decken's | 4/10 | 1865 | Bardera | Mord | D. |
| 139 | **Kinzelbach, Gottlob Theodor,** Begleiter Heuglin's etc. | | 1868 | Geledi | Krankheit | D. |
| 140 | **Livingstone, David,** der grosse Reisende | 4/5 | 1873 | Ilala | Fieber | E. |
| 141 | **Moffat,** Neffe Livingstone's, Begleiter Cameron's | 21/5 | 1873 | Rehenneko | Krankheit | E. |
| 142 | ***Dillon,** Arzt, Begleiter Cameron's | | 1873 | Unjanjembe | Selbstmord | E. |
| 143 | ***Brenner, Richard,** einst v. d. Decken's Begleiter | 27/3 | 1874 | Sansibar | Krankheit | D. |
| | **VIII. Westafrika.** | | | | | |
| 144 | **Tuckey, James Kingston,** Führer der Congoexpedition | 4/10 | 1814 | am Congo | Krankheit | E. |
| 145 | **Tudor,** Arzt der Tuckey'schen Expedition | 29/7 | 1814 | am Congo | Fieber | E. |
| 146 | **Cranch,** Naturforscher derselben Expedition | 4/9 | 1814 | am Congo | Fieber | E. |
| 147 | **Galwey, Ed.,** Botaniker derselben Expedition | 9/9 | 1814 | am Congo | Krankheit | E. |
| 148 | **Smith, Chr.,** dto. | 22/9 | 1814 | am Congo | Fieber | Norweg. |
| 149 | **Eyre,** Mitglied derselben Expedition | 20/9 | 1814 | am Congo | Fieber | E. |
| 150 | **Tams, G.,** Arzt, Führer einer Expedition nach Angola | | 1842 | S. Paulo de L. | Fieber | D. |
| 151 | **Grossbender,** Entomolog, Begleiter von Tams | | 1842 | S. Paulo de L. | Fieber | D. |
| 152 | **Wrede,** Botaniker, Begleiter von Tams | | 1842 | S. Paulo de L. | Fieber | D. |
| 153 | ***Ackermann, E. W.,** Botaniker | 11/9 | 1862 | Loando | Gelb. Fieber | D. |
| 154 | ***Magyar, Ladislaus,** der bekannte ungarische Reisende | 19/11 | 1864 | Benguela | Krankheit | Ungar |
| | **IX. Südafrika.** | | | | | |
| 155 | **Cowan,** Arzt, Reisender | | 1808 | am Limpopo | Fieber | E. |
| 156 | **Donovau,** Begleiter des Vorigen | | 1808 | am Limpopo | Fieber | E. |
| 157 | **Kirkpatrik,** Begleiter Cap. Owen's auf dem Sambesi | | 1826 | Schupanga | Fieber | E. |
| 158 | **Rider, Alfr.,** Maler, Reisender | | 1850 | Ngami-See | Fieber | E. |
| 159 | **Mahar,** Begleiter Macabe's | | 1852 | Barolong | Mord | E. |

| | Namen | Jahr | | Ort | Todes-ursache | Nationalität |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 160 | **Wahlberg,** Naturforscher | | 1856 | ? | durch Eleph. | Schwede |
| 161 | **Plant, R. G.,** Botaniker | | 1858 | Natal | Krankheit | E. |
| 162 | **Zeyher, Chr.,** Botaniker | | 1858 | Cap d. gut. Hoffn. | Krankheit | E. |
| 163 | **Frau Livingstone,** treue Begleiterin ihres Mannes | 27/4 | 1862 | Mazaro | Fieber | E. |
| 164 | **Mackenzie,** Bischof, Vorstand der Mission am Schiré | | 1862 | am Schiré | Fieber | E. |
| 165 | **Burrup,** Mitglied vorstehender Mission | | 1862 | Magomero | Ruhr | E. |
| 166 | ***Moffat, Rob.,** Schwiegervater Livingstone's, Missionär | 8/8 | 1862 | Kuruman | Krankheit | E. |
| 167 | ***Geddes Bain, Andrew,** Geolog | 20/10 | 1864 | Capstadt | Krankheit | E. |
| 168 | ***Andersson, Ch. John,** der bekannte Reisende | 5/7 | 1867 | am Kunené | Ruhr | Schwede |
| 169 | ***Ecklon, Chr. Fr.,** Botaniker | | 1868 | Capstadt | Krankheit | D. |
| 170 | ***Casement,** Mitgl. d. Faulkner'schen Exped. z. Aufs. Livingst. | | 1869 | am Schiré | Krankheit | E. |
| 171 | ***Boy Jebe,** Reisebegleiter Mauch's | | 1870 | am Limpopo | Fieber | D. |
| 172 | ***Chapman, James,** bekannter südafrikan. Reisender | 6/2 | 1872 | Du Toits Pan | Krankheit | E. |

# Aus allen Erdtheilen.

## Noch mehr Opfer Afrikas.

Als wir die Druckrevision des Vorstehenden besorgten lasen wir in der „Times Mail" vom 18. Februar Nachrichten über die Mitglieder von Gordon's Expedition. Dieselben sind datirt: „Unter dem alten Baume bei Aryah im tropischen Afrika, 4. Januar 1875." Zur Expedition gehörten der deutsche Naturforscher De Witt; — Linant de Brabant, Franzose, der mehrerer afrikanischen Sprachen mächtig war und als Dolmetscher fungiren sollte; — und Major Campbell, Nordamerikaner. Auch zwei junge Engländer: Russell und Anson hatten sich angeschlossen. Als sie nebst Gordon unter dem alten Baume, dessen Lage wir nicht näher angegeben finden, Rast hielten, schnitten sie alle sechs ihre Namen in die Rinde, — „und nun, wie viele von ihnen sind heute noch am Leben? Leider nur noch zwei: Gordon und Russell; alle anderen sind dem mörderischen Klima am Weißen Nil zum Opfer gefallen. Der arme Anson hat Gondokoro gar nicht erreicht, sondern erlag vorher dem Fieber. Linant und De Witt sind in Gondokoro neben dem Grabe Higginbotham's zur Erde bestattet worden: Major Campbell ist in Chartum begraben worden."

Somit sind im Nilgebiete wieder vier Opfer zu verzeichnen und die Zahl derselben ist auf 50 angewachsen, die Gesammtzahl der Opfer Afrikas aber auf 176!

## Auswanderung nach Amerika und Rückwanderung nach Europa.

Die deutsche Auswanderung über Bremen hat in den Jahren von 1832 bis 1874 nicht weniger als

1,421,102 Personen

betragen. Im erstgenannten Jahre betrug sie nur 10,344 Köpfe, 1835 nur 6185; bis 1844 ist sie nie auf 20,000 angewachsen, dann jedoch rasch gestiegen, erreichte aber in keinem Jahre 40,000, bis sie 1852 anwuchs auf 58,551 und 1854 auf 76,875. Das folgende Jahr brachte einen Rückgang auf nur 31,550, und von da an hielt die Ziffer sich zwischen etwa 31,000 und 49,000; im Jahre 1861 sank sie auf 16,540, 1863 auf 18,175. Von da ab finden wir dann eine fortwährende Zunahme, z. B. 1867 schon 73,971. Die höchste Ziffer entfällt auf das Jahr 1872 — 80,347! Dann folgt wieder eine Abnahme: 1863 noch 63,243 und 1874 nur noch 30,633. Von diesen letzteren sind nicht weniger als 29,920 in 133 Dampfern und nur 713 in 152 Segelschiffen befördert worden, so daß also diese letzteren bei der Verschiffung von Auswanderern kaum noch in Betracht kommen. Newyork bleibt der Hauptlandungshafen, 21,372 Personen in 92 Schiffen; auf Baltimore kamen 8089 Einwanderer in 42, auf Neuorleans 1011 in 9 Schiffen. Philadelphia ist ausgefallen; nach Galveston gingen 50, nach Westindien 70.

Die vorstehenden Zahlen entnehmen wir einem Berichte des Herrn C. J. Klingenberg, Schiffsmaklers in Bremen. In der „Mail" vom 8. Februar finden wir Notizen über die Rückwanderung aus Nordamerika. Im Hafen von Liverpool sind im Laufe des Jahres 1874 von dort angekommen 78,146 Rückwanderer (im Julimonat allein 11,867); — im Jahre 1873 nur etwa 38,000, also nur halb so viele. Von den aus Canada Angekommenen hatten 95 Procent ihre Fahrscheine gleich zur Rückfahrt dorthin gelöst, so daß beinahe die Gesammtzahl auf solche entfällt, die ihre alte Heimath in Europa wieder aufsuchen.

Das deutsche „Newyorker Journal" (vom 19. Januar) stellt ausführliche Betrachtungen über Ein- und Rückwanderung an. Sie erklärt den großen Ausfall der Einwanderung — es sind 1874 in Newyork überhaupt nur 140,337 Köpfe gelandet — aus der Stockung aller Geschäfte, welche in Europa kein Geheimniß bleiben konnte und das um so weniger, da das Sinken der amerikanischen Papiere, insbesondere der Eisenbahnactien, Europa in so starke Mitleidenschaft zog.

Seit 1847 sind im Hafen von Newyork 5,542,130 Einwanderer gelandet (davon 1852 300,992, die höchste Ziffer; 1858 nur 25,075, die niedrigste). Davon entfallen auf die Deutschen 2,294,478, die Irländer 1,975,094, auf alle anderen Nationalitäten 1,073,371.

Genaue Listen über die Einwanderung in den verschiedenen Häfen sind erst seit 1856 geführt worden. Bis Ende 1873 landeten in diesen 28 Jahren in:

| | |
|---|---|
| Boston . . . . . | 292,890 |
| Philadelphia . . | 51,636 |
| Baltimore . . . | 139,361 |
| Newyork . . . . | 3,301,822. |

Wir finden in dem genannten Blatte keine Zahlen über die Einwanderung in anderen Häfen, z. B. Neuorleans, Galveston, Charlestan, Savannah, San Francisco, sondern nur die Gesammtziffer für alle Häfen angegeben auf 4,593,668 Köpfe.

---

## Aus Ceylon.

Kaffeebau und Perlenfischerei. — Seit der Mitte des Jahres 1873 sind auf Ceylon gegen einhundert neue Kaffeeplantagen entstanden und zur Zeit der Ernte werden auf den überhaupt vorhandenen mehr als 200,000 Arbeiter lohnend beschäftigt, Frauen und Kinder mit eingerechnet. Den Geldwerth der gesammten Plantagen, Inventar 2c. mit eingerechnet, schätzt man auf 10,000,000 Pf. St. Dazu kommen noch die Maschinen und die Factoreien der Kaufleute in den Häfen, wo der Kaffee zur Verschiffung hergerichtet wird, mit 700,000 Pf. St. Diese beschäftigen etwa 20,000 Menschen, zumeist Singhalesen, während die Plantagenarbeiter vorzugsweise Tamulen sind. Auf der Insel sind von den vorhandenen 12 Millionen Acres etwa 2 Millionen unter Anbau. Die Colonialregierung ist verständig zu Werke gegangen, denn sie hat Grund und Boden nur nach und nach in mäßigen Parcellen verkauft, damit nicht durch Waldverwüstung der Regenfall verhindert werde. In einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere hat sie noch gar kein Land an Pflanzer abgegeben, während die Wälder bis 8000 Fuß hinaufreichen. Man meint, daß bis zu 6500 Fuß hoch die Theestaude gut fortkommen werde und man stellt jetzt darüber Versuche an.

Im Allgemeinen ist der Kaffeebau lohnend. Eine gut gehaltene Plantage von etwa 200 Acres giebt fünf Jahre nach ihrer Anlage einen Nutzen von 2000 bis 3000 Pf. St. Mit Thee sind nur erst gegen 400 Acres bebaut; die Anpflanzung von Cinchona, jetzt etwa 2 Millionen Bäume, ist geglückt.

In früheren Zeiten war die Insel ihrer Edelsteine wegen berühmt, aber dieser Ruf ist längst dahin. Allerdings werden auch heute noch Diamanten, Rubine, Topase und Granaten gefunden, aber nur selten. Auch die Perlenfischerei ist nicht mehr so ergiebig als ehemals, wo der Geldwerth des Fanges einmal in einem Jahre etwa 3 Millionen Mark betrug; gegenwärtig würde schon der zehnte Theil dieser Summe glänzend genannt werden. An der Nordwestküste versammeln sich im ersten Frühjahr 200 bis 300 Boote und auf jedem derselben befinden sich 10 Taucher. Jeder derselben bindet an sich einen Stein, der ihm als Ballast dient; er hat ein großes, sackartiges Netz, das an einem dünnen Stricke um den Hals hängt und dessen einer Theil am Boote befestigt ist. Die Hände sind mit einem Lederhandschuh bedeckt. Sobald der Taucher auf dem Meeresgrund ist, rafft er mit einem Rechen so schnell als möglich die Austern los, thut sie in das Netz und giebt mit dem Seil ein Zeichen, daß man ihn heraufziehen solle. Länger als 60 Secunden bleibt er selten unter Wasser, aber je nachdem es glückt, bringt er 50 bis zu 200 Austern mit.

Die Boote werden unter sorgfältiger Aufsicht ausgeladen, die Muscheln in Haufen vertheilt und dann öffentlich versteigert; die Taucher erhalten den vierten Theil der zu Tage geförderten Austern. Der Kauf ist wie eine Lotterie. Die Taucher haben den Aberglauben, daß die Auster auf die Oberfläche komme, um Regentropfen aufzufangen und daß dann aus diesen Perlen würden.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Austern wandern. Sie verlassen z. B. ihre gewöhnlichen Betten in der Kondalschybai, und kommen nach Belieben wieder. Von 1839 bis 1854 wurde die Perlenfischerei so schlecht, daß die Regierung nicht nur keinen Gewinn sondern Schaden hatte. Sorgfältige Untersuchungen haben nichts Sicheres über diese unregelmäßigen Wanderungen ermitteln können, auch weiß man nicht wie viele Jahre sie nöthig haben um völlig auszuwachsen; einige behaupten, das sei nach drei, andere sagen nach sieben Jahren der Fall. Die Perlenauster ist übrigens keine echte Auster, sondern eine Art Miesmuschel. Manchmal verpachtet die Regierung den Fang, manchmal läßt sie ihn für ihre Rechnung betreiben; ein Taucher verdient im Durchschnitt täglich 9 Schilling.

Um Mitternacht giebt ein Kanonenschuß den Booten das Signal zum Aussahren; gewöhnlich sind 23 Mann an Bord, wovon wie gesagt 10 Taucher; um halb 6 Uhr früh sind bei günstigem Winde alle an Ort und Stelle und eine Signalflagge deutet an, daß nun die Arbeit beginnen könne. Der Haifischbezauberer ist eine unentbehrliche Person; er wird von der Regierung besoldet; ohne ihn würde kein Taucher ans Werk gehen.

Der Talmud weiß Folgendes. Als der alte Jude Abraham nach Aegypten kam, verschloß er sein Sarchen in eine Kiste. Als er Zoll an der Grenze bezahlen sollte, sagte er, gern wolle er für die Kiste zahlen. — Hast du vielleicht Kleider darin? — Ich will zahlen für die Kleider. — Hast du etwa Gold? Ich will zahlen Zoll für das Gold. — Nun, es ist wohl gar Seide darin? — Will ich zahlen Zoll für die seine Seide. — Da sprachen die Beamten: Gewiß hast du Perlen darin! — Will ich zahlen Zoll für die Perlen. Aber nun mußte er die Kiste aufmachen und hervor kam Sarah, die wunderschöner war als alle Perlen in der Welt; der Glanz ihrer Schönheit strahlte über ganz Aegypten aus. — Das kann freilich nur ein „Wunder“ gewesen sein, denn Sarchen war damals schon eine hochbetagte Madame.

---

## Aus Indien.

— In Indien sind mehr als 1000 deutsche Meilen Schienenwege in Betrieb; man hat große Waldstrecken gelichtet um Thee, Kaffee, Fieberrinde und allerlei andere nützliche Pflanzen anzubauen. Aber diese Culturarbeiten haben in einer Beziehung sehr nachtheilige Folgen gehabt. Die Tiger und Leoparden wurden dadurch aus ihren alten Schlupfwinkeln vertrieben; sie fanden dort kein Wild mehr. Ihnen blieb nichts anderes übrig als ins offene Land zu gehen, in die Büsche und auf die Felder bei den Dörfern, wo sie nun, vom Hunger getrieben, Männer, Frauen und Kinder niederrissen. Wenn sie einmal Menschen verzehrt haben, sind sie auf das Fleisch derselben im höchsten Grade erpicht, es mundet ihnen. In dem neuesten indischen Blaubuche, welches die Fortschritte zusammenstellt, die im Lande gemacht worden sind, ist der amtliche Nachweis zu finden, daß eine einzige Tigerin Ursache der Entvölkerung von 13 Dörfern und der Verödung eines Flächenraumes von 256 Quadratmiles ist; diese ganze Gegend liegt der wilden Thiere wegen unbebaut. Im Jahre 1869 hat eine andere Tigerin nicht weniger als 127 Menschen gefressen, und viele Wochen lang wagte sich Niemand auf die Straße, welche durch das von ihr beherrschte Gebiet geht. Ein menschenfressender Tiger hat mehr als 100 Personen getödtet. In Unterbengalen sind im Laufe der letztverflossenen sechs Jahre 13,401 Menschen von wilden Thieren gefressen worden. Auch die Schlangen haben gute Zeit. Früher hielten sie sich vorzüglich in den mit hohem Gras und mit Dschengeln bewachsenen Strecken auf; seitdem diese urbar gemacht wurden, zogen sie sich in die Nähe der menschlichen Wohnungen und in diese selbst. Nach Dr. Fayrer's Berechnungen und Angaben sind in Indien im Laufe nur eines Jahres mehr als 20,000 Todesfälle in Folge des Schlangenbisses vorgekommen.

— Dr. Leitner, der sich jetzt in London aufhält und auf dem Congresse der Orientalisten eine hervorragende Stelle einnahm, hatte einen Siahposch Kafir, Namens Dschemschid, mit nach Europa gebracht, den ersten seines Volkes, der das Abendland gesehen hat. Diesen Mann hat nun die Anti Slavery Society nach Indien zurückgeschickt und von dort wird er in seine Heimath gehen. Er hat Briefe an die Siahposch-Häuptlinge, in welchen an diese das Ersuchen gestellt wird, künftige Reisende mit Wohlwollen zu behandeln. Dschemschid hat in London viel gesehen und wird seinen Landsleuten Wunderdinge erzählen können.

— Die Quellen des Brahmaputra. Wir lesen darüber die nachstehende vorläufige Notiz aus dem Berichte des Superintendenten der indischen Bahnen: „Die Entdeckungsreise wurde von einem Halb-Tibetaner, der einen sorgfältigen Unterricht vorher genossen hatte, im Jahre 1872 gemacht. Nachdem er Schigatze, eine Stadt in Tibet, erreicht hatte, überschritt er den Brahmaputra, ging einen seiner nördlichen Nebenflüsse stromaufwärts bis zur Quelle und vergewisserte sich so über die genaue Lage des Netzes, das sich in einer Höhe von 17,000 Fuß über dem Meeresspiegel befindet. Er gelangte zum großen See Tengri-nor, dessen Lage noch kein europäischer Forscher festgestellt hatte. Bis dahin hatte man nur auf Grund chinesischer Autorität dem See auf den Karten einen Platz eingeräumt."

### Vorzüge der Leichenverbrennung.

Lessing hat ganz richtig gesagt: „Die einfachsten Wahrheiten werden insgemein am schwersten begriffen." Wir sehen das auch jetzt wieder an den Leuten, welche das Begraben der menschlichen Leichen vertheidigen. Dieser jüdische Brauch ist den arischen, insbesondere den germanischen Völkern durch die römische Priesterschaft gewaltsam aufgezwungen worden, und die Verpestung des Erdbodens, des Wassers, der Luft, der widerwärtige Proceß des Verfaulens wird nun für eine „christliche Einrichtung" ausgegeben. Als ob damit etwas gegen dessen Gemeinschädlichkeit bewiesen wäre! Aber die Zwangsverfaulung ist bis dato in Deutschland noch geboten; gleichviel ob man wolle oder nicht. Das ist die Freiheit.

Vor uns liegt der Bericht eines englischen Arztes in Indien („The Oriental" Nr. 19, S. 104), aus dem wir das Nachfolgende mittheilen. „Die Cholera ist in einer Ortschaft ausgebrochen. Man begräbt die Leichen, an welchen allen die thätigen Agentien des Choleragiftes haften. Man vergiftet solchergestalt die Luft und das Wasser der Nachbarschaft und es bleibt nicht aus, daß die Seuche über kurz oder lang wieder ausbricht, wenn durch irgend einen Zufall oder sonstwie dort der Erdboden gelockert wird. Dafür liegen Beweise in Menge vor und es handelt sich nicht etwa um eine willkürliche Behauptung. Hier will ich nur einen Fall hervorheben, der sich vor ein paar Jahren ereignete. In der Nähe von Dschabbalpur waren Kulis beim Straßenbau beschäftigt; plötzlich brach unter ihnen die Cholera mit großer Heftigkeit aus und doch war sonst weit und breit keine Spur der Krankheit vorhanden. Die Aerzte konnten anfangs über diese Erscheinung nicht ins Klare kommen, bis man ermittelte, daß die Straße über eine Stelle hinweggeführt worden sei, wo man vor einer Reihe von Jahren Choleraleichen verscharrt hatte. Sie eröffneten, ohne davon Kunde zu haben, einige Gräber und sofort brach die Seuche aus.

Man hat sich diesen Vorfall nebst anderen gleichartigen zur Warnung dienen lassen und seitdem dürfen Stellen, wo solche Leichen begraben worden sind, weder vom Pflug noch Spaten berührt werden. Ich weiß aus eigener Erfahrung noch Folgendes: Die Militärstation Thayetmyo in Britisch-Birma am Irawaddy hat an und für sich eine herrliche Lage, man hat sie jedoch aufgeben müssen, weil vor vier Jahren dort Excremente rc. von Cholerakranken verscharrt worden sind. Nun hat man diese ganze Stelle mit einem Bretterverschlag umzogen und sie darf nicht angerührt werden.

Wenn in einem Cantonnement die Cholera ausbricht, so rücken die Soldaten unverweilt aus und lagern im Freien unter Zelten. Derartige Lagerstätten sind bei allen Cantonnements im Voraus bezeichnet. Wer dort stirbt, wird in der Nähe beigescharrt, und nur selten wird die Stelle mit einem dauernden Warnungszeichen versehen. Ich kenne ein Regiment hier in der Präsidentschaft Madras, das der Cholera wegen in Cantonnements verlegt wurde, um nicht angesteckt zu werden. Es schlug aber seine Zelte an einer Stelle auf, wo sich die Gräber der vor einigen Jahren an der Seuche gestorbenen Leute befanden!

Alle solche Gefahren werden dadurch vermieden, wenn man Bettzeug, Kleider rc. und vor allen Dingen auch die Leichen verbrennt, und ein britischer Soldat, der im fernen Orient sein Leben läßt, ist nicht minder der Ehre der Flamme würdig wie die Krieger in Rom und Griechenland und die Seekönige Skandinaviens. Als Bruce in Abyssinien reiste, verbrannte man dort die an den Blattern gestorbenen Menschen."

* * *

— Für die russische Armee werden in jedem Jahre 144,000 Recruten ausgehoben. (Die Gesammtmenge der Bewohner des Reiches wird in der amtlichen Zählung von 1871 auf 85,851,000 Köpfe angegeben.) Von diesen sind im Jahre 1874 nicht weniger als 53,639 schon verheirathet gewesen und die Mehrzahl derselben hatten bereits Kinder! Der Recrut wird eingestellt, wenn er das zwanzigste Jahr vollendet hat. Die russischen Bauerburschen nehmen sehr früh ein Weib und nun werden solche Familienväter Soldaten, — ein Drittel der Recrutenzahl. — Der Census giebt folgende Zahl über die Bekenner der verschiedenen Secten: Orthodox-Griechisch 59,749,452; Secten außerhalb der orthodoxen Kirche 1,256,115 (was offenbar um Millionen zu gering ist); Armenier 652,674; Römisch-Katholische, mit Einschluß der Unirten, 8,732,958; Protestanten 4,212,558; Juden 2,746,791; Mohammedaner 7,216,583; „Götzendiener" 1,284,156. Von den Mohammedanern entfallen auf das Gouvernement Astrachan etwa 600,000, Kasan 457,000, Orenburg 252,000, Ufa 760,000, Ural 415,000; sie sind aber auch in größerer oder geringerer Anzahl in einem großen Theile des Reiches zerstreut, die baltischen und polnischen Gegenden ausgenommen.

— Die Japaner sind eifrig darüber aus, europäische Gewerbszweige bei sich einzubürgern, und da sie so überaus anstellige Leute sind, wird ihnen das auch gelingen. Die Regierung interessirt sich lebhaft dafür, dem Volke ein gesundes deutsches Lagerbier zu verschaffen, an welchem die auf deutschen Universitäten studirenden Japaner Geschmack gefunden haben. Herr Sano Isunatani, Gesandter in Wien, hat von Karlsbad aus die Actienbrauerei in Pilsen besucht und von dort eine Sendung Bier nach Tokei (Yeddo) an den kaiserlichen Hof abgeschickt. Auch traf er ein Uebereinkommen, demgemäß einige junge Japaner in jener Anstalt zu tüchtigen Braumeistern ausgebildet werden sollen.

— In Europa sagt man: „Wer sein Kind lieb hat, züchtigt es," und bei unartigen Sprößlingen sind rechtzeitig angebrachte Schläge ein probates Mittel. Aber mit der Praxis der Mütter im indischen Madras möchten wir uns doch nicht einverstanden erklären. Sie haben das Sprüchwort: „Wer den Pfeffer spart, verdirbt sein Kind." Und demgemäß reiben sie einem unartigen Kinde Pfeffer in die Augen; nachher wird es sicherlich folgsam. Nebenher sind sie auch der eigenthümlichen Ansicht, daß solches Einreiben die Sehkraft schärfe und überhaupt ganz ersprießlich sei.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 4.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




. Band XXVII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

# Bilder aus den Niederlanden.

## II.

### Auf Walcheren.

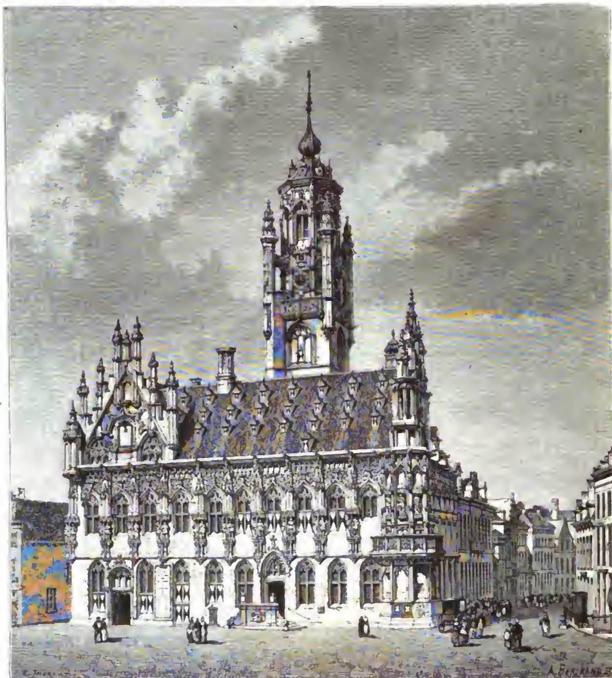
Die Landleute in Seeland machen auf den Fremden einen ganz angenehmen Eindruck, und manche haben in ihrer äußern Erscheinung etwas Vornehmes; die Haltung ist ruhig und gemessen. Die meisten Leute sind mager, wohlbeleibte bilden nur die Ausnahme. Bei den Männern walten braune Augen vor, bei den Frauen graue oder blaue; die Mädchen haben eine Gesichtsfarbe wie von Milch und Blut. Der ganze Typus ist niederdeutsch, altsächsisch. Die Bäuerin ist keineswegs phlegmatisch, sondern munter und aufgeweckt, zum Lachen aufgelegt; sie hält sich im Gange schlank und gerade, Alles an ihr ist lecker und sauber, die Sprache weich. Selbst bei den armen Leuten trifft man, insbesondere wenn sie Calvinisten sind, eine gewisse Wohlanständigkeit. Intelligent ist das Volk wie in den Städten so auch auf dem Lande. Man sieht, daß man es mit Leuten altsächsischer Abstammung zu thun hat; nur an einzelnen Stellen, z. B. zwischen Hulst und Axel, ist etwas Mischung gallischen und ligurischen Blutes hinzu gekommen.

Die Sitte hat große Macht bei diesem Volke, und es trennt sich nicht leicht von dem ihm liebgewordenen Herkommen. Alles hat seine gute Ordnung und Regel, von welcher nicht abgewichen wird. Das eine und andere nimmt sich freilich komisch genug aus, z. B. ein Herkommen, demgemäß Knaben und Mädchen sobald sie laufen können gekleidet werden wie Vater und Mutter. Die Tracht solch einer kleinen Tochter ist auf das Allergenaueste jener der Mutter nachgeahmt; mit stijve langetten (steifen Tressen), kleiner Mütze, Schnürleib, Schürze, Röcken, Strümpfen, Sammetschuhen mit silbernen oder versilberten Schnallen, der Hoofdnaald an den Schläfen, den Ohrbammeln und dem Korallenhalsband.

Der Bauer läßt das Haar vom Hinterkopf bis über die Ohren, auch wohl bis auf den Nacken herab hängen und dann rund schneiden. Das letztere geschieht auch mit den Haaren vor der Stirn. Man hält viel auf langes Haar, das als ein Zeichen der Freiheit gilt. Der Recrut ist sehr traurig, wenn man ihm beim Einstellen ins Heer das Haar verkürzt.

Bisher hat die Mode gegenüber der Volkstracht noch nicht viel ausrichten können. Die katholischen Priester eifern freilich, sehr überflüssiger Weise, gegen das Wamms von geblümten Stoffen, und die protestantischen Pastoren, eben so thöricht, gegen die zwanzig Filigranknöpfe; aber was haben diese Knöpfe und was hat das bunte Wamms mit Religion oder Kirche zu schaffen? Uebrigens liegt die Zeit doch weit zurück, in welcher die calvinistischen Pastoren Scheere und Rasirmesser mit auf die Kanzel nahmen und droheten, daß sie Männern den Schnauzbart, Frauen das allzulange Haar abschneiden würden!!

Bei den Seeländern wird es mit alter Tracht und alten Bräuchen wohl noch ein halbes Jahrhundert lang so bleiben wie es eben ist. Ein junger Bauer, der sich verheirathen will, bekommt von seinen Eltern ein mit schwarzem Tuche oder Bombassin umwickeltes Päckchen, in welchem er ein Wamms findet, eine Weste und einen schwarzen Oberrock, der bis auf die Fußknöchel herabreicht und genau nach dem Muster dessen gearbeitet ist, welchen sein Großvater getragen hat. Diese Kleidungsstücke bewahrt er sein ganzes Leben lang, er holt sie aus dem Schranke nur bei großen Feierlichkeiten hervor, zum Beispiel bei Taufen, wenn er zum Abendmahl geht oder eine Leiche zu Grabe begleitet.



Das Stadthaus in Middelburg.

Falls ihm seine Frau schon nach einigen wenigen Jahren stirbt, wird er diese Kleider nie mehr anlegen.

Die Brautwerbung ist eigenthümlich. Der junge Bauer möchte heirathen und hält im Stillen Rundschau unter den Jungfern. Er sieht eine, die auf der Wiese die Kuh melkt; sie, die Jungfer, gefällt ihm. Nun legt er sich an den Schranken, mit welchen die Wiese umzäunt ist, damit das Vieh sich nicht verlaufe, platt auf den Bauch und wartet ruhig ab bis der Milcheimer gefüllt ist; dann erst steht er auf, geht auf das Mädchen zu und fragt, ob er denselben nach Hause tragen solle? Sagt sie Ja, so hat er Hoffnung auf ein Jawort; ist Nein die Antwort, so weiß er, daß für ihn nichts zu machen sei.

In der Kirche nimmt der Bursch sich die Mädchen aufs

Korn, die ihm gefallen, und wartet nun bis Markttag ist. Dann läßt er ihnen Liqueur oder Punsch reichen, das Glas geht von Mund zu Mund, man scherzt und lacht und beim Aufbrechen begleitet er das Mädchen, welches er „aangetrokken“ hat. Auf der Kirmeß spielen Liebeshändel eine große Rolle; dort werden Einleitungen zu weiterm Vorgehen getroffen. Der junge Mann sucht nachher soviel als möglich aus sich zu machen. Sonntags geht er in die Kirche, um zu sehen ob Vater und Mutter des Mädchens dort sind oder nicht. In ersterm Falle eilt er schnurstracks fort, geht nach der Wohnung seines Schatzes und klopft nicht an die Hausthür, denn diese ist während Gottesdienst gehalten wird stets verschlossen, sondern an die Gartenpforte. Sobald das Mädchen öffnet, fragt er etwas schüchtern: „Meisje, mag ik mijn pijpje aansteken?“ (Mädchen, darf ich mein Pfeifchen anzünden?) Das Meisje




Renaissancehaus in Middelburg.

weiß, was damit gesagt sein soll und spricht Ja oder Nein. Sie weiß sehr gut, daß der Bursch Feuerstein, Stahl und Zunder in der Tasche hat; er will aber anfragen, ob er mit ihr „Kirmeß machen“ dürfe. Er redet nun von Vieh und Wetter, und erzählt, ob die Kuh in seinem Hause gekalbt, das Mutterschwein seinen Wurf Ferkel gethan habe. Damit ist das große Wort heraus; die Erlaubniß, das Pijpje anzustecken, hat er schon gehabt. Die beiderseitigen Eltern stellen sich als wüßten sie von nichts; die jungen Leute kommen nun überein, Sonntags nicht zur Mittagspredigt zu gehen. Er besucht das Meisje, welches ihm Thee und Stücke braunen Zuckers (Zuikerblokjes, spekjes oder Babelaars) reicht. Bevor die Eltern aus der Kirche kommen, geht er fort. Aber die Leute im Dorfe bemerken, daß er die Predigt schwänzt und machen ihre Glossen; sie meinen, bei „der nächsten Kirmeß werde es wohl was werden“; und richtig: Jan und Leisje fahren in demselben Wagen dorthin und trinken mit einander. Ein Bruch ist dann un-

möglich; nach einem solchen könnte der Bursch platterdings nicht mehr im Dorfe bleiben und schwerlich überhaupt noch auf der Insel.

In einigen Dörfern auf Walcheren wird die Sache auf eine andere Art eingefädelt. In Goës z. B. fragt die Tochter bei den Eltern an, ob sie sich lieb haben lassen dürfe, nennt aber den Namen dessen nicht, welcher sich um sie bewirbt. Dagegen wird insgemein nichts eingewandt und nun geht der Bursch Abends in die Salzstube oder in die Backstube. Er bringt ein Stück Gewürzbrot mit und fragt an, ob er davon mit dem Mädchen essen dürfe. Es ist ein gutes Zeichen, wenn sie ja sagt; erfolgt ein Nein, so darf er nach dem vierten Sonnabend sich nicht wieder sehen lassen. Dann heißt es, er sei mit dem Kuchen auf dem Kopfe nach Hause gekommen, met de koek op het hoofd te huis komen. Wenn im Flachlande von Nordholland ein Mädchen dem Burschen einen Stuhl anbietet und selber stehen bleibt, so ist das ein gutes Zeichen, wenn sie aber die Feuerzange in die



Leichenbitter.

Hand nimmt, ist er abgewiesen. Daher das Sprüchwort, daß dem Freier vor der Zange bange ist. Voor de tang, zyn de vrijers bang.

An der Straße die von Vliessingen nach Middelburg führt, liegen, wie schon bemerkt wurde, viele saubere Landhäuser und jedes derselben hat seine Benennung, z. B. Buitenzorg, Vredelust, Lelieudaal, Duinzigt, Landzigt 2c. Die Niederländer lieben es überhaupt allerlei Auf- und Inschriften anzubringen, selbst am Wagen. Auf der Rückseite eines solchen lasen die Wanderer: „Ik rij met vlijt, — en ben bereed, — tot dienst van alle menschen; — maar 't dod mij leed — dat ik niet weet — doen naar ieders wenschen; „ich fahre gut und stehe den Leuten zum Dienste bereit, bedauere aber, daß ich es nicht Jedem nach Wunsch machen kann."

Man erblickt Middelburg schon aus weiter Ferne, denn der Lange Jan, dieser Thurm der Choor kerk, ragt hoch empor; er ist fast auf der ganzen Insel sichtbar. Die

Wanderer gehen durch das Vliessinger Thor und sind nun in einer Vorstadt; hier haben die Häuser eine so geringe Höhe, daß man mit der Hand ans Dach reichen kann und wenn man einem Mann auf die Schulter steigt, berührt man ganz bequem die Fenster im ersten Stockwerke. Die Stadt selbst ist weitläufig, rings herum stehen Bäume und auch ein großer öffentlicher Garten fehlt nicht. Statt der etwa 15,000 Einwohner hätten 50,000 bis 60,000 Menschen Platz genug. In den Straßen ist es sehr still und wenn angetrunkene Matrosen ihre rauhen Gesänge zum Besten geben, guckt Alles aus den Fenstern. In manchen Stadttheilen erfordert die gute Sitte, daß man überhaupt nicht laut spricht. Nur an Markttagen und auf der Kirmeß herrscht reges Leben.

Das Rathhaus in Middelburg, welches durch unsere Illustration (S. 146) veranschaulicht wird, nimmt sich stattlich aus. Der Bau wurde im Jahre 1468 begonnen. Ueber den Fenstern des Erdgeschosses sieht man die Standbilder der Grafen von Holland und Seeland; von dem Ausbau an der Straßenecke wurden früher die öffentlichen Bekanntmachungen und die Erlasse des Rathes verlesen. Auf der Spitze des hohen Glockenthurmes ist eine Meerminne angebracht, eine Sirene; wie denn überhaupt ein jedes Stadthaus in Seeland eine solche Meerminne als Wetterfahne hat. Unter dem Zeiger befinden sich zwei gewappnete Reiter, die beim Schlag einer vollen Stunde sich bekämpfen. Der eine stößt den andern mit der Lanze nieder, aber dieser steht allemal wieder auf. Oberhalb des Zeigers sehen zwei gleichfalls



Trauerleute.

vergoldete Herolde dem Zweikampf eines Paares Fußsoldaten zu, richten aber ihre grimmigen Augen auch nach unten auf den Marktplatz hin. In Bezug auf Bauart ist auch die Abtei (Abdije) bemerkenswerth, und manche im Stil der Renaissance erbauten Häuser sind des Betrachtens werth, z. B. das aus dem Jahre 1590, von welchem wir eine Illustration (S. 147) geben. Auf der Spitze des Langen Jan steht keine Meerminne sondern ein Hahn, als Sinnbild der christlichen Wachsamkeit; das Kreuz steht auf einer Kaiserkrone aus der Zeit Karl's des Fünften. Die 1656 gebauete Domkirche ist im Innern ganz schmucklos, hat aber sehr schöne farbige Fenster; die Wetterfahne besteht aus drei Stücken: einem vergoldeten Löwen, einer Kaiserkrone und dem Adler von Middelburg mit ausgebreiteten Schwingen.

Als die beiden Wanderer eben aus dem Dome treten, geht ein schwarz gekleideter Mann vorüber, der einen Hut trägt wie Basilio im Figaro. Er bleibt an mehreren Thüren stehen und zieht an der Klingel. Angenehme Kunde hat dieser Mann nicht zu melden, denn er ist Aanbidder, Leichenbitter, und hat als solcher Sterbefälle anzusagen. Am Begräbnißtage fehlt er im Zuge der Lijkdinaars nicht. Diese sammt dem übrigen Gefolge machen sehr betrübte Mienen; hinterher beruhigen sie sich, wie die Physiognomien zeigen, welche Dillens gezeichnet hat.

Von Middelburg aus geht der Weg durch weite Wiesen, die oftmals von Gräben durchzogen sind; über diese führt ein Steg, dessen Ueberschreiten der Besitzer der Wiese nicht so ohne Weiteres geschehen läßt, wenn es sich um ein hübsches Mädchen handelt. Das Meisje muß die Erlaubniß bezahlen, indem es einen Kuß giebt oder sich geben läßt;



Ringstechen.



Ein Brückenzoll.

ohne das wird ihm der Weg versperrt. Dillens hat eine solche echt niederländische Scene mit seinem Bleistift zu Papier gebracht. Solch ein Brückenzoll wird Heule genannt.

Da liegt Nieuwland, ein ungemein hübsches Dorf, zu welchem ein stattlicher Baumgang führt. Wir sehen eine Gruppe berittener Bauern vor dem Hause des Amtmanns (Ambachtsheer); sie werden dort mit allerlei Quincaillerien und Bändern beschenkt; die letzteren sind für Mädchen und Frauen bestimmt. Zum Danke für die Gabe stimmen sie ein Lied an, über dessen Ursprung man eben so wenig im Klaren ist, als über das was es bedeuten soll:

Daar is de man; — wat heeft hij aan? — Grauw, blauw? — Wat zullen wy roepen? Da ist der Mann; was beginnt er? Grau, blau? Was sollen wir rufen?

Vom Ambachtsheeren reiten diese Bauern zum Rentmeister, dann zum Arzt und geben denselben Singsang zum Besten. Bald nachher schließen sich ihnen mehrere andere an, denn nun kommt die Hauptsache: das Ringstechen.

Dieses Rennen nach einem aufgehängten Ringe heißt hier Ring rij. Ein Reiter muß vermittelst einer Lanze mit abgestumpfter Spitze den Ring herunterstechen, während sein Pferd in vollem Galop rennt. Die Bahn ist etwa einhundert Fuß lang und zwanzig Fuß breit und manchmal ganz mit Sägespänen bedeckt. Am einen Ende stehen die, welche gerannt haben, am andern jene, welche ihr Glück erst versuchen wollen. Die Pferde sind stattlich, in diesen Gäulen steckt Feuer; sobald sie anspringen wird gerufen: Awortje, awortje! und in raschem Tempo wird von den Zuschauern gesungen. Der Reiter selbst schreit wie besessen um sein Thier möglichst anzumuntern, und die Menge schreit immer lauter. Die Wanderer waren Zeuge, daß mehr als zwanzig Burschen rasch nach einander den Ring herabzuholen suchten. Einige kamen zurück und hatten sich der Länge nach platt auf ihr Roß gelegt, andere saßen stolz und kerzengerade; einer, der zu Boden gefallen war, stand gemächlich auf, betrachtete sich und sprach mit einem köstlichen Phlegma: „Na, todt bin ich gerade nicht, aber hübsch war es nicht.“ Er hatte sich die Wange geschunden, die stark blutete.

Das ganze Schauspiel fordert die rege Theilnahme der Anwesenden heraus. Die Reitergruppen sind in hohem Grade malerisch, die Mähnen der Pferde mit bunten Bändern geziert und die strammen Burschen nehmen sich ungemein keck und unternehmend aus; sie sind mit Leib und Seele bei der Sache. Die Pferde sind vortrefflich abgerichtet und folgen unbedingt. Dillens sah nur eins das störrisch und eigensinnig war, eine prächtige Isabellenstute; sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Deckel eines Korbes zu zertreten, in welchem sich Futter befand. Als sie daran verhindert wurde, zerfraß sie ingrimmig den Korb, blieb aber dabei ruhig stehen.

Den älteren Leuten macht das Rennen nach dem Ringe großes Vergnügen; sie stehen in Gruppen bei einander und lassen es sich nicht nehmen, ihr Urtheil abzugeben, das natürlich von großem Gewicht ist. Sind die Alten ja doch weiland selber rüstige Rossetummler gewesen. Am gewandtesten zeigte sich ein junger Bursch, der allemal den Ring herunterholte; sein Gesicht hatte einen freudig stolzen Ausdruck, er war sich seines Sieges wohl bewußt. Ihm wurde der große Preis zuerkannt und als man ihm die schönen Siebensachen aufs Pferd hinaufgereicht hatte, sprang er ab, rollte sich am Boden umher und schrie hellauf vor Freude. Dann raffte er sich auf, lief eine Strecke weit, drehete sich, schlug denen welche ihn festhalten wollten ein Bein und sprang dann, immerfort jauchzend, wieder auf seinen Gaul, um auf und ab zu rennen. Einen grellen Gegensatz zu diesem Glücklichen bildete ein anderer Bursch, der das Mißgeschick gehabt hatte, auch nicht einen einzigen Ring herunterzuholen. Der Preis, mit welchem er seinerseits bedacht wurde, bestand in einem — Holzlöffel, den man ihm ins Wamms steckte oder um den Hals hängte. Der Arme ließ sich das ruhig gefallen und ergab sich in sein Schicksal. Bei dem Allem dauerte Gesang in den verschiedenen Gruppen fort, das Lachen wollte kein Ende nehmen und als der mit dem Holzlöffel von den Mädchen gehänselt wurde, lachte er mit und rief: Das nächste Mal wird's besser, nahm ein Meisje und ausgelassener Tanz begann.

---

# Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

## III.

Die furchtbare Macht des Aberglaubens ergiebt sich jedoch am deutlichsten aus den Ketzerverfolgungen des Mittelalters, welche alle aus dem Aberglauben hervorgingen, man thue Gott ein wohlgefälliges Werk, wenn man einen Andersgläubigen zu Tode martere. Die aus diesem Aberglauben entsprungenen Religionskriege sind zwar so alt als das Priesterthum, welches sich überall zum Stellvertreter eines „alteinwahren“ Gottes auf Erden machte, und schon im alten Aegypten tobte der Bruderkrieg zwischen Katzen- und Hundeverehrern jahrhundertelang. Aber ein raffinirteres, arroganteres und in der Wahl seiner Agitationsmittel gewissenloseres System hat sich der Aberglaube niemals und nirgends geschaffen, als wie es die „Religion der Liebe“ in Rom centralisirt hat. Welcher furchtbare Fanatismus selbst die ersten Würdenträger der christlichen Kirche beseelte, beweisen schon folgende Thatsachen. Der Papst Nikolaus I., der im Jahre 858 den römischen Stuhl bestieg, beglückwünschte die byzantinische Kaiserin Theodora, daß sie hunderttausend „unverbesserliche“ Paulicianer gekreuzigt, enthauptet, ersäuft hatte. Gregor VII. († 1085) rief: „Verflucht sei, wer das Schwert des Herrn aufhält, daß es nicht Blut vergieße. Das Schwert, das Ketzer tödtet, ist Gottes Schwert, einen Mörder zu strafen, nur weltliches Recht.“ Innocenz III. († 1216) schrieb einen Kreuzzug gegen die Albigenser aus, in welchem deren bei einer Million elend zu Grunde gingen.

Doch wozu uns die Millionen vorerzählen, welche im Laufe der Jahrhunderte in Europa, Asien, Afrika und Amerika dem Heißhunger der Ketzergerichte zum Opfer gefallen sind. Bedarf es doch nur der Hinweisung auf die Millionen, welche der mohammedanische Fanatismus wegge-

räumt hat und das ebenfalls in dem Aberglauben, durch die Vernichtung der „Ungläubigen“ ein Allah wohlgefälliges Werk zu verrichten. Ein Wort schon genügt für alle anderen Drachensaaten des Aberglaubens, die Inquisition — aber der Rest ist nicht Schweigen, sondern das Todesröcheln von Hunderttausenden!

Es wäre jedoch ein eitles Unterfangen, vom hohen Olymp unserer modernen Cultur herab Blitze zu schleudern auf die anerkannt verworfensten Zeitalter der europäischen „Sittengeschichte“, auf die düsteren Greuelscenen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Unsere Begeisterung für die Wahrheitsliebe edler Freiheitskämpfer läßt uns zwar jetzt noch und in alle Folgezeit mit Galilei hinknien vor das Inquisitionstribunal und den Ingrimm nachempfinden, mit welchem er seine Ueberzeugung von der Wahrheit des Copernikanischen Weltsystems abschwören sollte. Und die Menschheit wird in alle Ewigkeit nicht vergessen, wie der große Kepler hungernd und durstend herum reisen mußte, um nur seine arme, kranke Mutter von dem Scheiterhaufen zu befreien, den sie, der Hexerei angeklagt, hätte besteigen müssen, wenn nicht hohe Gönner Kepler's ihren ganzen Einfluß aufgeboten hätten. Wohl hat nun heutzutage der Henker sein Schwert verrosten lassen, die Hexe schwimmt nicht mehr auf dem Teiche, die Flamme, welche Arnold von Brescia, Savonarola, Giordano Bruno, Huß und Serveto versengte, ist längst erloschen und kein römischer Bannstrahl wird sie jemals wieder entzünden.

Aber das Unheil, welches der Aberglaube auch unter den gebildeten Schichten der abendländischen Gesellschaft immer noch anrichtet, ist deshalb nicht minder beklagenswerth. Ueberhaupt drängt sich uns bei der Betrachtung moderner Culturzustände eine Erscheinung auf, welche anfänglich ebenso stark befremdet, als sie sich nachher als nothwendig erweist. Der allerälteste Aberglaube kehrt in der allerneuesten Zeit wieder und zwar mit einer so wunderbaren Uebereinstimmung im Einzelnen, daß man sich häufig versucht fühlt, auf bewußte Nachahmung zu schließen. Die Annahme einer solchen ergiebt sich jedoch bald wieder als überflüssig und ungerechtfertigt. Die Menschennatur bleibt sich am Ende durch alle Zeitenwechsel und Himmelsstriche hindurch gleich. Und wie Goethe singt: „Spät erklingt, was früh erklang,“ so kennt gerade der Aberglaube mehr als jedes andere Feld menschlichen Dichtens und Trachtens nichts Neues unter der Sonne. Die Poesie ist eine Völkergabe, doch auch der Wahnsinn und der Selbstbetrug. Und wenn der Dichter sagt: „Es winken sich die Weisen aller Zeiten,“ so gilt das nicht minder von den Narren und Gaunern.

Unsere Frommen stehen bekanntlich im Geruche der Heiligkeit. Aber schon Buddha's Körper gab nach seiner Zurückkunft aus dem Himmel der drei und dreißig Götter einen göttlichen, dem menschlichen ganz unähnlichen Geruch von sich. Umgekehrt natürlich muß unser Teufel sein Verschwinden mit Zurücklassung des Gegentheils bezeichnen und völlig übereinstimmend heißt es schon in den ältesten Denkmälern der indischen Theologie: Als der Himmelsgott Indra den Wolkendieb Vritra erschlagen hatte, ergoß sich derselbe stinkend nach allen Seiten zu den Gewässern hin.

Die Beschreibung, welche uns der jüdische Geschichtsschreiber Josephus von der Art und Weise giebt, auf welche man die Springwurzel gewinnt, könnte auch von einem thüringischen Schäfer herrühren. Die Springwurzel ist eine gelbe Wurzel in Zwiebelform, mit welcher man alle Schätze der Erde herbeizaubert. Man verschafft sich dieselbe nur dadurch gefahrlos, daß man sie von einem Hunde, welchem man sie vorher an den Schwanz gebunden, ausreißen läßt. Da stößt dann die Wurzel ein furchtbares Geschrei aus und der Hund stirbt sofort. Swedenborg's fromme Betrügereien, Meßmer's magnetische Schwindelcuren, des Grafen Cagliostro lascive Charlatanerien und der allgemeine Glaube an den Vampyrismus, wie das vorige Jahrhundert diese Erscheinungen zeitigte, dann der somnambulistische Unfug von der Seherin von Prevorst bis auf unsere allermodernsten Geistercitirungsbureaus in Amerika, Alles das ist schon einmal dagewesen und reichlich bekannt aus den Schriften der römischen Kaiserzeit.

Welche schamlosen, die Sittlichkeit ganzer Völker im innersten Kerne corrumpirenden Religionsbräuche hat nicht die Verehrung der Zeugungskraft der Natur und die Geheimlehre von der Möglichkeit einer Wesensgemeinschaft mit Gott hervorgebracht! Keine Sprache würde im Stande sein, denjenigen Grad von Abscheu auszudrücken, wie er dem unter allen Völkern aller Zeiten wiederkehrenden Mißbrauch der Religion zur Befriedigung priesterlicher Gelüste gebührt. Die Bacchanalien des alten Rom finden ihresgleichen an unseren Klosterorgien und die im Namen des Gottes Krischna gefeierten Verbrüderungsfeste der Vallabhâtschâria-Secte im westlichen Indien könnten das Vorbild sein für die in Christo abgehaltenen Revivals und Carnal-Love-Meetings unserer Mucker.

Der Mondaberglaube erscheint uns gegenwärtig so kindisch, daß wir denselben ohne Weiteres den Haarschneidern und alten Weibern zuschieben. Aber der auf demselben fußenden Tagewählerei sind seit den ältesten Zeiten ganze Völker zum Opfer gefallen. Am 8. und 10. September des Jahres 413 v. Chr. erlitt der athenische Feldherr Nikias, der Nachfolger des Perikles, am Flusse Assinaros mit 40,000 Mann durch die Syrakusaner und ihre Verbündeten, die Spartaner unter Gylippos, eine so vernichtende Niederlage, daß fortan Spartas Oberherrschaft über Athen und Griechenland für immer entschieden war. Damals trug die Rohheit und radicale Gemeinheit über die Bildung und den Hochsinn einen für die Menschheit verhängnißvollen Sieg davon. Und doch war der für die Sache der Bildung kämpfende Feldherr, ein Mann aus den vornehmsten und gebildetsten Familien der gebildetsten Stadt der Welt, gleichwohl ein Sklave des beschränktesten Aberglaubens. Denn die ganze Schuld seiner welthistorischen Niederlage trug des Nikias' Furcht, wegen einer gerade eingetretenen Mondfinsterniß mit seiner Flotte noch vorher abzusegeln, bevor die spartanischen Schiffe vor Syrakus hätten landen können.

Eine nicht minder mörderische und für die Geschicke Deutschlands hochwichtige Niederlage erlitt im Jahre 58 v. Chr. der Germanenfürst Ariovistus in der Nähe von Colmar durch Julius Cäsar, und zwar ebenfalls nur in Folge seiner abergläubischen Weigerung, an einem Neumondstage eine Schlacht zu liefern. Hätte damals Ariovist, was in seiner Macht lag, gesiegt, so hätte die Festigung seines eben erst gegründeten Germanenreiches in Gallien der Völkerwanderung und den sich an dieselbe knüpfenden Entwickelungen deutschen Lebens eine von der historisch bekannten bedeutend verschiedene Wendung gegeben und die Schlacht von Wörth wäre zwei Jahrtausende früher geschlagen gewesen.

Diese Beispiele von der völkerverderblichen Macht des Aberglaubens könnten auch aus der neuern Geschichte reichlich vermehrt werden. Aber haben wir nicht noch in der Verehrung des zweiten Decembers, wie sie jene Familie zur Schau trug, welche Frankreichs innern Verfall mit den schlauesten Künsten systematischer Ausbeutung und Verdummung besiegeln sollte, eine Tragikomödie hirnlosesten Aberglaubens erlebt?

Doch damit das Maß der aus dem grauesten Alterthum mitten in unserer Neuzeit wieder auftauchenden Aberglaubens-

säze und ihrer Erfolge erfüllt werde, darf auch das Wiedererwachen der Menschenopfer nicht verschwiegen werden. Die Selbstverstümmelungen, wie sie die Priester der phrygischen Göttin Cybele zu Ehren dieser Göttermutter an sich vornahmen, finden ihresgleichen an den Frevelthaten, welche die russische Secte der Skopzen, der Selbstverstümmler, „zur Ehre Gottes“ an sich vollbringen. Die Selbstverbrennungen der indischen Brahmanan kehren wieder in der Feuertaufe der russischen Secte der Soschigateti, der Selbstverbrenner. Es kommt häufig vor, daß sich ganze Familien dieser Secte in einem mit Reisig umgebenen Bauernhaus einschließen und verbrennen. Das Dorf hat sich um dasselbe versammelt, Alle sehen staunend zu und Niemand stört die „Heiligen“, welche, wie sie sagen, eine religiöse Pflicht üben: sie geben sich ja die „Feuertaufe“! Ja, der russische Bauer Kurtin von der Secte der „rettenden Uebereinkunft“, Spasfow Sogolassie, schlachtete im Jahre 1867 zu Wladimir „zur Ehre Gottes“ seinen eigenen Sohn ab, um denselben von der Gefahr zu erlösen, „im Glauben umzuschlagen und dann in alle Ewigkeit der Hölle zu verfallen.“ Nachdem Kurtin früh vor Tagesanbruch zum Erlöser gebetet, er möge ihm doch ein Zeichen geben, ob ihm das Opfer angenehm sei, erhielt er das gewünschte Zeichen durch einen von der rechten Seite her kommenden Gedanken. Darüber war denn Kurtin „hocherfreut im Herzen“. Er schickt, um in seinem Vorhaben ja nicht gestört zu werden, seine Frau in ein benachbartes Dorf, Schaffelle zu holen. Dann weckt er seinen Knaben aus dem Morgenschlummer, zieht ihm ein weißes Hemd an und sagt zu ihm: „Nun will ich mich an dir ergötzen.“ Dann legt er den Knaben auf die Bank, schiebt ihm einen Pelz unter den Kopf und versetzt ihm mehrere Stiche in den Leib, welchen er hinterher von oben bis unten aufschlitzt. „Hocherfreut im Herzen“ fällt er dann vor einem Heiligenbild auf die Knie nieder, bittet Gott, das Opfer gnädig aufzunehmen und stimmt schließlich unter wiederholtem Gebet einen Gesang zu Ehren der Mutter Gottes an. Im Gefängniß tödtete er sich durch Hunger, er war fest überzeugt, ein Gott wohlgefälliges Werk gethan zu haben. Dieser Vorfall ist seiner Zeit ausführlich im „Globus“ geschildert worden.

---

# Ein Culturbild des alten Island.

## I.

Der ferne Inselstaat ist bei Gelegenheit seines tausendjährigen Bestehens Gegenstand einer eingehenden Untersuchung geworden. Vor uns liegt das auch äußerlich gut ausgestattete Werk: Konrad Maurer, Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaates (München 1874, Christian Kaiser). Dasselbe ist eine ganz ausgezeichnete, gründliche Arbeit, welche den Gegenstand eingehend erörtert und vom fleißigsten Quellenstudium zeugt. Eine kurze Darlegung der wirthschaftlichen und staatlichen Verhältnisse des alten Freistaates wird auch für Nichtkenner des modernen Island von Interesse sein.

In das vollkommen unbewohnte Land — jede Spur einer Bronze- oder gar Steinzeit fehlt — wandern um 825 Kelten aus Schottland ein; ihnen folgen zwischen 860 bis 870 norwegische Fürsten mit ihrem Anhange, später in den Zeiten Harald's norwegische Bauern. Innere Kämpfe haben sie aus der Heimath vertrieben, ihnen ist nichts geblieben von der alten Volksgemeinde als der halb entschwundene Glaube an die alten Gottheiten und Unholde, die in der Ferne auftauchende Götterdämmerung, der Trotz auf die eigene Kraft, die unbändige Kampfeslust und Unfügsamkeit. So ausgerüstet landen die norwegischen Haufen, vermischt mit Schweden und Kelten, aber nicht mit Dänen, am fernen isländischen Gestade.

Bald verkünden ringsum angezündete Feuer — die älteste Form der Besitzergreifung —, daß eine solche Schaar den geeigneten Platz zur Niederlassung gefunden habe. In der Mitte desselben erbaut der Häuptling, der Gode, seinen Tempel, um denselben errichten die freien Bauern ihre Höfe. Wohn- und Wirthschaftsgebäude bestehen aus über einander gelegten Rasenstreifen und Rollsteinen und sind bedeckt mit auf Sparrwerk ruhenden Rasenscheiben. In einer Reihe sind sie neben einander oder in zwei Zeilen sich gegenübergestellt; eine gepflasterte Erhöhung, die wohl in späterer Zeit angelegt wurde, zieht sich vor den Gebäuden hin. Da hat jedes derselben seinen bestimmten Zweck. Stattlich erhebt sich der Saal (skali) oder das Feuerhaus (eldahús). Auf dem mittlern Theile des Bodens werden zur Behaglichkeit Feuer unterhalten. Dort pflegt der Normann in den langen Wintern seine Gastereien abzuhalten; die an den Langseiten hinlaufenden Bänke, die in der Mitte beider Bankreihen angebrachten Hochsitze weisen dem Höhern und Niedern seinen Platz. Sind Frauen gegenwärtig bei dem Gelage, dann nehmen sie wohl die Sitze ein, welche an der Schmalseite des Saales angebracht sind. Doch ihr Wirkungskreis ist ein anderer. In der Küche (bur) oder in der Stube (stofa), dem Frauengemache, sind sie mit Weben, Nähen, vielleicht auch mit Holzschnitzereien beschäftigt.

In einem größern Hofe schließen sich an diese Hauptgelasse andere Baulichkeiten an: ein kleineres Frauengemach, ein eigenes Schlafgemach (oft waren an den Langseiten des Saales die Betten angebracht); ferner ein Gastzimmer, ein mit Hülfe warmer Quellen eingerichtetes Badehaus. Und wer Grund hatte sich vor Feinden zu hüten, versteckte sich wohl auch in unterirdischem Gemache.

Um den Hof dehnt sich der Grasgarten, bei demselben liegen Stallungen, Heuboden, Schmiede, Trockenhalle für Fische. Hin und wieder findet sich auch ein Gemüsegarten. Weit entfernt vom Hofe liegen die Wiesen und Weiden, der Ackergrund ꝛc.

Die für Ackerbau wenig geeignete und an Waldbestand nicht reiche Insel bot desto kräftigere Weiden. Vor Allem wendete der Bauer die größte Sorgfalt auf seine Pferde und Schafe. Die Ausdehnung des Landes und seine Unwegsamkeit zwangen nicht allein zu Pferde zu reisen, sondern auch jeden Transport auf Pferderücken bewerkstelligen zu lassen. So wurde der Pirat zum Reiter. Und wie einst seinem leichten Kahne vertraute er jetzt seinem Pferde. Kundig der Witterung sagt ihm dieses den Sturm voraus; ihm folgt er, wenn er den Platz zur Niederlassung sich suchen will, sein Pferd weiht er den Göttern, besonders Freyr. Wettreiten und Pferdehetzen bilden das Hauptvergnügen des alten Is-

länders. Darum pflegt er auch schnellfüßige, zuverlässige Thiere mit großer Liebe und füttert sie selbst im Winter mit dem besten Heu oder gar mit Körnerfutter.

Gleiche Sorge wendete der Isländer auch auf seine Schafe, und das Sprüchwort: Hunger leidet der Hof, der keine Schafe hat, beweist zur Genüge die Unentbehrlichkeit dieses Thieres. Hornvieh und die einst beliebten Ziegen und Schweine vollendeten den Viehbestand *).

Sorgfältig war, wie nicht anders denkbar unter solchen Verhältnissen, die Viehwirthschaft geordnet. Das bessere Heu des Grasgartens wurde vorgezogen dem auf entfernten Wiesen gemähten. Nur die Kühe und Milchschafe behielt man auf diesen besseren Weiden, während das andere Vieh, das solche Nutzung nicht abwarf, auf die Hochweiden getrieben und dort unbedenklich sich selbst überlassen wurde. Nur die Schweine durften nicht die Weiden betreten.

Gemeinsam geschah das Auf- und Abtreiben, letzteres wahrscheinlich in ähnlicher Weise wie heute noch. Unter Leitung eines erwählten „Bergkönigs" jagte eine Anzahl aufgebotener Männer und Hunde die Thiere thalabwärts bis in kleine Pferche, wo die an den „Marken" kenntlichen Thiere gesondert und den einzelnen Besitzern zuertheilt wurden. Da hauptsächlich auf diesen Weidegang die ganze Viehwirthschaft gestellt war, konnte ein lang andauernder Winter oder ein ungünstiger Sommer wirklich gefährlich werden. Wo das Vieh gestürzt war, fehlte die Milch (sowie Butter und der einst beliebte Käse), das Fleisch, das frisch oder geräuchert genossen wurde, ferner die Wolle und die Häute, die zu Pergament, Schuhwerk, Zeltbedeckungen u. s. w. verarbeitet wurden.

Ohne Bedeutung sind im Verhältniß zu dieser ausgedehnten Viehwirthschaft die anderen Erwerbszweige. Jagdbare Thiere fehlten mit Ausnahme von Fuchs und wilder Katze. Anschwimmende Eisbären werden wohl eine Seltenheit geblieben sein, trotzdem daß einmal eines solchen Ungethümes als Hausthieres gedacht wird. Ergiebiger war die Jagd auf Schwäne, wilde Gänse, Schneehühner und Falken, und auf Dunen zu schlafen, dünkte selbst dem nordischen Recken als ein besonderer Genuß.

Großen Reichthum an Fischen boten Süßwasser und Meeresbuchten. Künstliches Einsetzen von Fischen in fischleere Gewässer war im alten Island ebenso gebräuchlich wie künstliche Vorbereitung zum Behufe bessern Betriebes. In dem Küstenwasser aber fanden sie Häring und Dorsch, in weiterm Abstande den Hai- und Walfisch. Und nichts beweist besser die Ergiebigkeit des Walfischfanges und den hohen Werth, den man auf das Thier legte, als die feine Ausbildung des Walfischrechtes. Der ganze Wal gehörte nur dann seinem Occupanten, wenn dieser ihn mit Hülfe eigener Dienstleute an sein eigenes Land gebracht hatte. Fand sich aber in dem Wal eine Harpune mit fremder Marke oder wurde der Fisch an ein Stück Land gebracht, das einem Dritten gehörte, oder waren des Fischers Gehülfen beim Fange nicht seine Dienstboten, sondern gemiethete Arbeiter u. s. w., so erfolgte die Theilung nach gesetzlich bestimmtem Maße. Aehnlich wie mit dem Walfang stand es auch mit Walroß, Seehund, Treibholz.

*) Renthiere sind erst seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt.

Auch der Handel in jenen Zeiten blieb in beschränkten Grenzen. Der Binnenhandel mußte ohnehin ohne Bedeutung sein. Die Naturproducte waren einfach und gingen unmittelbar aus einer Hand in die andere. Kunstproducte kamen selten vor, denn wie die Frauen jedes Hofes durch Spinnen, Weben, Nähen für die Kleidung sorgten, so war jeder Mann sein eigener Zimmermann, Schreiner oder Schmied. Half auch dann und wann der Geschicktere seinem Nachbar aus, so geschah es ohne Entgeld; auf Vorrath wurde nirgends gearbeitet. Die Schwierigkeit des Transportes innerhalb des Landes wurde durch angelegte Wege, geschlagene Brücken oder aufgestellte Fähren doch nur wenig vermindert.

Bedeutender wurde der äußere Handel, doch auch dieser blieb in den Händen der Fremden, der Norweger, Schweden, Dänen und Engländer. (Seltener mögen Deutsche an Island angelegt haben.) Zeitweilig gingen die jungen Leute zu Schiffe in die Fremde, aber nur zu dem Zwecke, sich ein Vermögen zu ersparen und dann in die Heimath zurückzukehren. Ebenso betrieben ja andere Isländer Heerfahrten oder Dienst bei ausländischen Fürsten. Oder ein ander Mal fuhr wohl ein einzelner Mann über See, um Waaren auszutauschen, doch an eine Gewinnspeculation wurde dabei nicht gedacht.

Die Schiffe, auf denen sie fuhren, waren nur von geringer Größe und im Auslande gebaut, denn nur ein Mal wird eines aus isländischem Holze gearbeiteten Schiffes Erwähnung gethan. Bei der Landung wurde das Schiff auf den Strand gezogen und mit Steinen und Rasenstücken, im Winter noch mit einer Bedachung geschützt. Die Landung erfolgte meistens an bestimmten Stellen, wo die Vorbereitungen zum Heraufziehen der Schiffe schon getroffen waren, wo das Aufschlagen der Marktbuden und das Grasen der Pferde von dem Eigenthümer des Platzes gegen einen Zoll erlaubt worden war. Hier tauschte der fremde Kaufmann isländische Wolle und Wollenzeuge, Lammfelle, Fleisch, Häute, Pelzwerk, Käse, Butter, Thran, Fische, wohl auch Falken und Schwefel gegen Bauholz, Mehl, Tuch, Leinwand, Eisen, Kupfer, Waffen, Wachs und Wein. Und nach vollbrachtem Geschäfte kehrte er ein bei seinem Gastfreunde, der ihn nicht allein freundlich aufnahm, sondern mit ihm bisweilen die Reise zurückmachte.

Aus vorstehenden Bemerkungen über die wirthschaftlichen Verhältnisse ergiebt sich, daß die Zustände des alten Freistaates wenig abweichen von denen der heutigen dänischen Provinz. Die Nothwendigkeit aber, in der die Bewohner sich einst befanden, alle Bedürfnisse durch eigene Kraft befriedigen zu müssen, hat bis in unsere Zeit die geistige Beschaffenheit des Isländers bestimmt. Anstellig, erfinderisch, nachdenklich ist der Isländer noch heute, denn seine vielseitige Beschäftigung als Bauer, Handwerker, Erzieher seiner Kinder in geistiger und körperlicher Beziehung machte ihn dazu. Doch gerade die Vielseitigkeit der Beschäftigung hinderte ihn auch an der Erlangung voller Fertigkeit in ein und demselben Fache. Und daher ist es gekommen, daß Island stationär geblieben ist und weder in Literatur noch Kunst, weder in Landwirthschaft noch im Handwerk gegenwärtig mit dem Auslande wetteifern kann. Es hat eben an der fachgemäßen Ueberlieferung und Bildung gefehlt.

# Berbera im Somalilande ägyptische Besitzung.

Der Chedive von Aegypten geht in seiner Vergrößerungspolitik mit Methode und Folgerichtigkeit zu Werke. Während er im Binnenlande gegen den Sudan operirte, am Weißen Nil immer weiter vordrang und jüngst Dar Fur einverleibt hat, befestigte er seine Herrschaft auch an der ganzen Westküste des Rothen Meeres und erwarb dort von den Türken den Hafenplatz Massawa, den Schlüssel zu Abyssinien. In der jüngsten Zeit hat er nun auch, südöstlich von der Bab el Mandeb, den Hafen Berböra in Besitz genommen und somit an der Nordküste des ostafrikanischen Goldenen Horns festen Fuß gewonnen. Er läßt dort eine feste Burg aufführen, eine Wasserleitung und einen Hafendamm anlegen; selbstverständlich hält er auch eine Besatzung.

In einem Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung“ (19. Februar) über die Wichtigkeit des Suezcanals wird Berbera unrichtig wiederholt Berberieh genannt. Es wird erst gesagt, „Berberieh besitzt einen guten Hafen“ und wenige Zeilen später heißt es: „Da nun Berberieh eine schlechte offene Rhede hat.“ Der Punkt liegt im Lande der Somal, welche dann fälschlich als „Somali-Araber“ bezeichnet werden.

Wir wollen einige Berichtigungen geben. Richard Burton, welcher mit den Somal während seiner gefahrvollen Reise nach Härrär 1854 und 1855 in steter Berührung war, hat eine vortreffliche ethnographische Schilderung derselben entworfen. Wir unsererseits wollen bemerken, daß das Land der Somal im östlichen Afrika das weit vorspringende „Horn“ umfaßt, welches sich im Süden des Meerbusens von Aden von der Bab el Mandeb bis an den Aequator erstreckt. In seinem obern Theile wird es vom Lande der Danakil und der Ibu-Galla begrenzt, in der südlichen Region von den Suaheli, die Ostgrenze bildet das Meer, im Westen wohnen Gallastämme. Weite Strecken sind Wüste, andere sehr fruchtbar und diese liefern werthvolle Handelswaare.

Burton bezeichnet die Somal, gemäß ihren eigenen Ueberlieferungen, ihren scharf hervortretenden physischen Eigenthümlichkeiten, ihren Sitten und ihrer geographischen Lage als „ein Mischlingsvolk“, als einen Zweig der großen Gallarace, welcher viel vom sogenannten kaukasischen Typus in sich aufgenommen hat, weil fortwährend reines asiatisches Blut in seine Adern kam. Bis zum Mund herab ist das Gesicht mit Ausnahme der vorstehenden Backenknochen recht hübsch und erscheint durch die Umrisse der Stirn veredelt; die Augen sind groß und wohlgestaltet, aber der Kiefer ist prognath, steht vor, ist also wesentlich afrikanisch, auch die breiten nach außen aufgeworfenen Lippen zeugen von Negerblut; das Kinn steht vor zum Nachtheile des Gesichtswinkels. Der Bart wird von zwei Büscheln gebildet und ist selten so entwickelt wie bei den Arabern, bei denen er doch insgemein sehr schwach ist; der dicklippige Mund erscheint plump, die Zähne stehen selten so weit vor wie beim Neger. Bei den Stämmen im Unterland ist die Haut sanft, schwarz und glänzend; höher aufwärts wird sie etwas lichter, in der Gegend von Härrär sieht sie aus wie Milchkaffee. — Die Somal sind argwöhnisch, hegen Abneigung gegen die Europäer, hassen die Türken, und blicken mit Verachtung auf alle Asiaten, welche sie unter der Benennung Hindi zusammenfassen und die ihnen für Feiglinge gelten.

Ganz richtig ist die Bemerkung, daß England die Besetzung Berberas, welches in Bezug auf Handelsverkehr eine große Bedeutung hat, sehr ungern sieht. Es beging einen großen Fehler, daß es nicht diesen Punkt sondern Aden an der gegenüberliegenden arabischen Küste vorzog. „Denn Berbera, ein Stapelplatz für Ostafrika, hat ein gesundes Klima und ist im Winter vergleichweise kühl. In der trockenen Jahreszeit ist die Ebene allerdings sehr heiß, aber sie liegt nach Norden hin offen und hat starken, regelmäßigen Seewind. Während des Monsuns ist der Himmel bewölkt und dann regnet es oft. Berbera hat auch süßes Wasser vollauf; dasselbe steht mit Unrecht in übelm Rufe, weil die Eingeborenen so thöricht sind, drei oder vier Fuß tiefe Löcher in der Nähe der höchsten Wassermarke zu graben, während man in jedem der trockenen Flußläufe viel besseres haben kann. Der Monsun ist mild, die Gegend offen, der Hafen vortrefflich, der Boden fruchtbar. Als Handelsplatz läßt Berbera nichts zu wünschen übrig und es wäre eine blühende Stadt, wenn England diesen Punkt in Besitz genommen und nur halb so viel darauf verwendet hätte wie auf Aden. Denn dieses sogenannte „Auge von Yemen ist ein Berg des Elendes, der lediglich auf Wüstenei und Sand, Salzwasser und Elend herabsieht.“ Das Lager steht „in des Teufels Punschnapfe, wo neun Monat im Jahr eine abscheuliche Hitze brennt, wo Sandsturm und Simum mit einander abwechseln, wo weder Samen, noch Wasser, noch Baum zu sehen ist. So äußerte sich schon vor länger als fünfhundert Jahren Ibu Batuta über Aden, wo nicht einmal Sperlinge oder Krähen leben können. Auch ist der Platz entschieden ungesund, obwohl man das Gegentheil behaupten hört; das Wasser ist brakig, Pflanzenkost fehlt und das ganze Leben und Treiben ist eintönig.“

In dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung“ lesen wir, daß die Besitznahme „Berberiehs“ doch zu einer Differenz zwischen der Regierung von Kairo und dem Gouverneur von Aden Anlaß gegeben habe. Um Berbera zum commerciellen Mittelpunkte der Küste zu machen (— was es übrigens längst ist —) habe die ägyptische Regierung den Hafen von Bulhar blockirt und gestatte keinem einheimischen Fahrzeuge denselben zu verlassen. Nun bezieht aber Aden seinen Bedarf an Schlachtvieh aus Bulhar, und die dortigen Somal wollen ihren Handel nicht nach Berbera verlegen.

Als Burton nach Bulhar kam, fand er die Stätte verlassen; er sah dort nur viele gebleichte Knochen. Dasselbe ist zu verschiedenen Zeiten seines Ankerplatzes wegen von einiger Bedeutung gewesen, namentlich dann, wenn in Berbera in Folge von Krieg und Stammesfehden der Handel gestört war. Ein eigentlicher Hafen ist an der offenen Küste nicht vorhanden und der Schamal (Südwind) ist manchmal sehr heftig. „Wenn aber die Ebene allzu unsicher wird, siedeln sich auf der Stätte von Bulhar allemal wieder Menschen an und die Kaufleute verschiffen von dort aus Güter.“

Cruttenden entwirft folgende Schilderung: Der Jahrmarkt zu Berbera (October bis März) gehört zu den interessantesten Erscheinungen an der afrikanischen Küste; er ist auch schon dadurch bemerkenswerth, daß Leute aus sehr entfernt liegenden Gegenden und aus sehr verschiedenen Stämmen auf kurze Zeit sich zusammenfinden und dann wieder zerstreuen. Bevor dort vier feste Thürme zum Schutze der Handelsleute erbaut waren, lag die Stätte vom April bis zu Anfang des October so durchaus verödet, daß nicht einmal ein Fischer sich dort aufhielt. Sobald aber die Jahreszeit wechselte und der Herbst herankam, zogen die Stämme

aus dem Innern nach der Küste, um dort Hütten aufzuschlagen, in welchen ihre Kunden Unterkommen fanden. Dann kamen auch kleine Fahrzeuge aus den gegenüberliegenden Häfen von Yemen, um sich die Vorhand beim Einkaufe zu sichern. Ein paar Wochen später trafen größere Schiffe ein, namentlich aus Suhr und Maskat an der Ostküste Arabiens, sodann Bagalas (arabische Fahrzeuge) von der Bahreïn-Insel und aus Basra mit werthvollen Ladungen. Zuletzt kamen Chotias, d. h. Fahrzeuge von der nordwestlichen Küste Indiens, aus Poribender, Mandawi und Bombay. — Wir führen das hier an, um zu zeigen, daß dieses nun ägyptische Berbera den Mittelpunkt für einen sehr ausgedehnten Handelsverkehr bildet.

Ob der Chedive dort dem Sklavenhandel steuern kann, bleibt abzuwarten. Der Markt ist ein wahres Babel, wo man eine Menge verschiedener Sprachen hört. Tag und Nacht kommen lange Reihen von Kameelen herangezogen, andere gehen beladen wieder fort. Dann und wann sieht man eine Gruppe dunkelfarbiger, von langer Reise abgematteter Kinder; sie gehören zu den Sklavenkafilahs (Karawanen) die aus Härrär und Isat kommen. In Berbera trifft der Sklavenhändler aus Guraque oder Härrär mit seinen Kundleuten aus Basra, Bagdad und Bender Abbas zusammen. Der wilde Gudabersi-Somal, der ein scharlachroth gefärbtes Lammfell statt der Perrücke auf dem Kopfe trägt, verhandelt Straußfedern und Gummi an den wohlbeleibten Banianen aus Poribender. Gegen Ende des März sind die Geschäfte beendigt und schwerbeladene Fahrzeuge segeln heim. Die aus Suhr pflegen die letzten zu sein; in der ersten Aprilwoche sind auch sie fort; und dann ist Berbera wieder eine Einöde und von einer Ortschaft wo sich vor ein paar Wochen noch zwanzigtausend Menschen umhertrieben, sieht man weiter nichts mehr als die Knochen der geschlachteten Kameele und Schafe und allerlei Fachwerk der Hütten, welches sorgfältig für das nächste Jahr aufbewahrt wird. Löwen sind in der heißen Jahreszeit keineswegs selten; gleich nach Beendigung des Marktes gehen Strauße ruhig am Meeresstrande hin und her.

Seit 1848 verlor der Markt von Berbera bedeutend in Folge von Fehden mehrerer Häuptlinge. Einer Ueberlieferung zufolge ist der Platz nach einander im Besitze der alten Perser, der Araber, der Türken und der Gallas gewesen; dann haben die Somal ihn an sich gebracht. „Auch in Zukunft wird gewiß dieser Hafenplatz noch wechselvolle Schicksale erleben.“ So schrieb Burton vor zwanzig Jahren. Nun ist er in der Gewalt Aegyptens, das gewiß nichts versäumen wird, den Verkehr wieder in die Höhe zu bringen.

# Volksmärchen aus Agenais*).

Im Jahre 1867 begann ein junger französischer Gelehrter, Jean François Bladé, mit der Veröffentlichung einer Anzahl Märchen und Volkserzählungen, die er im gascognischen Dialekt seines Heimathsortes Armagnac niedergeschrieben hatte. Die Kritik hatte an diesen übrigens gut aufgenommenen Märchen zweierlei auszusetzen: sie waren nur im Dialekt niedergeschrieben und keinerlei Vergleiche waren angestellt, keine verwandten Märchen herbeigezogen. Um nun Varianten aufzusuchen, welche für die vergleichende Mythologie vom höchsten Werth sind, durchforschte Herr Bladé seitdem die Landes, Béarn, Bigorre, Bas-Comminges und namentlich Agenais; das Ergebniß seiner Thätigkeit war befriedigend und so konnte denn jetzt eine völlig neue, bereicherte Ausgabe stattfinden, die ihren besondern wissenschaftlichen Werth durch die vergleichenden Nachweise unseres gelehrten Landsmanns Reinhold Köhler in Weimar erhält. Er, der schon die sicilianischen Märchen von Laura Gonzenbach commentirte, verknüpft nun auch jene von Agenais mit denen anderer Völker. Der ersten Ausgabe war ein ungenügendes Glossar beigegeben; diesmal fällt es ganz fort und die Erzählungen werden uns zugleich in reinem Französisch und in der Mundart wiedergegeben. Agenais, die Landschaft, in welcher die Sammlung veranstaltet wurde, erstreckt sich zu beiden Seiten der mittlern Garonne und seine Grenzen fielen mit dem alten Bisthum Agen zusammen. Als jedoch 1317 das Bisthum Condom gestiftet wurde, beschränkte man Agenais auf das rechte Garonneufer; auf diesem letztern Raume nun sind die Märchen wesentlich gesammelt. So beschränkt nun auch die Localität ist, herrschen auf ihr doch mehrere Dialekte, wie ja überhaupt das Südfranzösische (Langued'oc) außerordentlich zersplittert ist. Bladé schrieb seine Märchen in der Mundart der Stadt Agen nieder; um diese, die einen unverkennbaren spanischen Beigeschmack — und einen sehr starken — hat, zu kennzeichnen, geben wir hier eine Probe zugleich mit der reinfranzösischen Version.

Lou rei de Franço partisquèt per son gran bouitage, e oèit annados francos se passèron sans que tournèsse. Sa fenno attendèt enquèro un mes; après partisquèt au recerc de soun marit. Al cat de tres jours, troubèt uno pèl d'ase sur soun cami e la metèt sur soun col.

Le roi de France partit pour son grand voyage, et huit années franches se passèrent sans qu'il revint. Sa femme attendit encore un mois; puis elle partit à la recherche de son mari. Au bout de trois jours, elle trouva une peau d'âne sur son chemin e la mit sur son cou.

Obgleich im Ganzen nur zwanzig Erzählungen gesammelt wurden, so konnte Bladé sie doch in drei wohl unterschiedene Abtheilungen sondern. Zuerst kommen die Contes proprement dits, welche unseren deutschen Märchen entsprechen; dann die récits, Schwänke, bei denen weniger die Phantasie als bei jenen im Spiele ist. Endlich „Aberglauben“, namentlich religiöse Legenden.

Die Märchen gehören einem Glauben an, der schon lange erloschen ist, sie beanspruchen heute nicht mehr als wahr zu gelten und haben nur für den vergleichenden Mythologen Werth. Sie sind mit acht Stück vertreten, darunter eines „Eselshaut“ betitelt, welches indessen mit dem bekannten von Perrault mitgetheilten französischen gleichnamigen Märchen nur wenig gemeinsam hat. Unter den übrigen erwähnen wir die sympathischen Zwillinge; die gute und die böse Schwester; eine Fabel, die geradeso bei Aesop oder Bidpay stehen könnte; ein Märchen, welches in sonderbarer Weise

*) Contes populaires, recueillis en Agenais. Par Jean François Bladé. Traduction française et texte Agenais, suivis de notes comparatives. Par Reinhold Köhler. Paris, Joseph Baer. 1874.

König Lear und Aschenbrödel vermengt und in dem die jüngste Schwester die Rolle der Cordelia spielt; ein Ammenmärchen und ein paar Geistergeschichten. Für alle diese Märchen weiß Köhler in verschiedenen Ländern Aequivalente nachzuweisen. Wir wollen, um den Charakter dieser südfranzösischen Volksproducte zu zeigen, auf drei Märchen etwas näher eingehen.

La leit de Madamo (Le lait de madame).

Madame verlangt Milch. Ich gehe zur Kuh und die Kuh sagt: „Ich will dir Milch geben, gieb mir Futter." Ich gehe zur Wiese und die Wiese sagt: „Ich will dir Futter geben, gieb mir 'ne Sichel." Ich gehe zum Schmied und der Schmied sagt: „Ich will dir 'ne Sichel geben, gieb mir Speck." Ich gehe zum Schwein und das Schwein sagt: „Ich will dir Speck geben, gieb mir Eicheln." Ich gehe zur Eiche und die Eiche sagt: „Gieb mir Wind." Ich gehe zum Meere um Wind zu holen. Das Meer be-windet mich, ich be-winde die Eiche; die Eiche be-eichelt mich, ich be-eichle das Schwein; das Schwein be-speckt mich, ich be-specke den Schmied; der Schmied be-sichelt mich; ich be-sichle (mähe) die Wiese; die Wiese be-futtert mich; ich be-futtre die Kuh; die Kuh giebt Milch und ich bringe die Milch der Madame.

Wir haben in diesem Falle, dem Originale folgend, die Umschreibung vermieden und mit der willigen Partikel „be" eine Anzahl barbarischer Verba construirt, welche das gascognische Idiom nachahmen sollen. In diesem lautet der letzte Absatz:

La mer m'esbento, esbenti lou casse; lou casse m'englando, englandi lou porc; lou porc m'enlardo, enlardi lou faure; lou faure m'endaillo, endailli lou prat; lou prat m'enfeno, enfeni la baco; la baco m'enlèito, enlèiti Madamo.

Von den beiden Geistergeschichten, zu denen sich Parallelen auch bei uns finden, ist die ausführlichste die mit La cambo d'or (das goldene Bein) überschriebene. Eine hübsche Frau ging mit dem Lichte in der Hand die Treppe hinab, fiel und brach ein Bein. Der bestürzte Ehemann rief einen Arzt, welcher Amputation für nothwendig erklärte. Nachdem diese glücklich vorüber, ging der Mann zu einem Goldschmied und bestellte seiner Frau ein Bein von Gold, welches so vollkommen gearbeitet war, daß sie keine Krücke gebrauchte. Nach einigen Jahren starb die Frau und wurde auf Befehl ihres Mannes mit dem kostbaren Gliede begraben. Doch in der Nacht nach dem Begräbniß ging einer ihrer Diener auf den Kirchhof, grub den Leichnam aus, nahm ihm das goldene Bein ab und brachte es heim, wo er es in der Kammer verbarg. Am nächsten Morgen kam der Todtengräber zu dem Wittwer und erzählte ihm, daß die Verstorbene fortwährend nach ihrem goldenen Bein schrie. Der Mann ging nach dem Kirchhofe und hörte das Verlangen; doch war er mehr ärgerlich als besorgt und rief seiner verstorbenen Frau zu: sie solle doch nicht unvernünftig sein (Mis, sès pas rasounablo); übrigens versprach er eine Messe für sie lesen zu lassen. Aber das Versprechen erzielte nicht den gewünschten Erfolg, der Todtengräber kam wiederum klagend und nun wurde die Magd hingeschickt, die auch das Wimmern hörte und gleichfalls eine Messe versprach. Das half gleichfalls nicht; wieder erschien der Todtengräber mit dem Unglücksbericht, und diesmal sandte der Wittwer den Diener — den Schuldigen — auf den Friedhof. Der Mann war entsetzt. „Monsu gausi pas" (Monsieur, je n'ose pas) sagte er, aber er mußte gehorchen. Als er auf dem Kirchhof war fragte er: „Que boulès, Madamo?" (Que voulez-vous, madame?) worauf die Frau antwortete: Dich will ich haben, aus dem Grab aufstand, ihn hinabzog und verschlang. — In der Variante zu dieser Geschichte führt die Gefräßigkeit eines Mädchens, welches das Bein eines kürzlich Begrabenen verschlingt, zu einem ähnlichen Ergebnisse.

Jedes Märchen endigt mit den nachstehend mitgetheilten Knittelversen, die an unsere Abzählreime erinnern.

| | |
|---|---|
| E cric cric | E cric crac |
| Moun counte es finit; | Mon conte est fini; |
| E cric crac | E cric crac, |
| Moun counte es acabat; | Mon conte est achevé; |
| Passi per moun peat, | Je passe par mon pré, |
| Ambe uno cuillero de fabos qui m'on dounat. | Avec une cuillerée de fèves Qu'on m'a donnée. |

Wir übergehen die Schwänke (récits) und erwähnen nur, daß die auch anderwärts vorkommende Geschichte von dem Bauer, der dem König die große Rübe schenkt und dafür belohnt wird, während sein Rival, der dem Könige eine kostbare Gabe darbringt, dafür die Rübe erhält, auch in Bladé's Sammlung sich befindet. Der König aber ist Henri IV., welcher in der Gascogne noch fortlebt.

Unter den mit Aberglauben überschriebenen Geschichten ist eine L'ome a las dens roujos (L'homme aux dents rouges) zu der, in ihrer Totalität, selbst R. Köhler kein Aequivalent anderweitig zu finden vermag, wenn auch einzelne Züge in anderen Geschichten sich wiederfinden.

Ein heirathsfähiges Mädchen war gegen alle ihre Bewerber stumm und erklärte, daß sie nur einen Mann nehmen würde, der rothe Zähne habe. Nachdem sie sieben Jahre vergeblich gewartet, präsentirte sich endlich der Rechte und sofort wurde die Hochzeit gehalten. Aber am nächsten Morgen früh ging der junge Ehemann in den Stall, sattelte sein Pferd und ritt fort. Erst spät am Abend kam er zurück, verweigerte aber seiner Gattin zu sagen, wo er gewesen sei. Am folgenden Tage wiederholte sich dasselbe, als er aber zum dritten Mal fortritt, wurde die Frau eifersüchtig und erzählte ihrer Familie, was sich ereignet hatte. Da versprach ihr der ältere Bruder mit dem Manne fortzureiten und zu sehen, was er treibe. Als der Mann wieder abreiten wollte, sagte ihm sein Schwager, er wolle mit. „Gut," sagte der mit den rothen Zähnen, „sitze hinten auf!" So geschah es. Unterwegs aber wurde dem Bruder ein Trank aus der schlafbringenden Quelle gereicht, so verschlief er den Tag und kam Abends zu seiner Schwester zurück ohne ihr die erwünschte Auskunft zu bringen. Am nächsten Tage, als der Mann wiederum fortritt, saß der Bruder wieder hinten auf und nahm sich vor, diesmal nicht aus der Quelle zu trinken; doch sein Schwager gab ihm ein Stück gesalzenes Schweinefleisch zu essen, er ward durstig, trank doch aus der Quelle und schlief ein. So war also auch der zweite Versuch mißglückt. Da entschloß sich der jüngere Bruder, durch die Thränen seiner Schwester bewogen, zu einem dritten Versuch und wie stets im Märchen gelingt der dritte Versuch, zumal wenn er von einem jüngern Bruder unternommen wird. Auch er saß bei dem Manne mit den rothen Zähnen hinten auf und kam glücklich an der schlafbringenden Quelle vorüber. Sie gelangten nun auf ein Feld, wo einige Männer gruben. Da sagte der mit den rothen Zähnen: „Halt mein Pferd hier, ich muß mit jenen sprechen." Der Jüngling sagte zu, band aber das Pferd an einen Baum und schlich heimlich hinter jenem drein. Nachdem er eine Stunde gegangen, kam er auf eine Weide, die aber so dürr war, daß man Salz auf ihr hätte sammeln können (que i anion pondut amassa de sal), aber das Vieh darauf war feist. Wenige Schritte weiter kam er auf eine andere Wiese, wo das Gras so üppig stand, daß es ihm über dem Kopfe zusammenschlug; doch die Kühe, die hier weideten, waren spindeldürr. Dann gelangte er zu gewöhnlichen Wiesen,

auf denen Ziegen von gewöhnlicher Leibesbeschaffenheit weideten. Als die Wiesen hinter ihnen lagen, sah er den Mann mit den rothen Zähnen in einer kleinen Kirche verschwinden, deren Thür er hinter sich verschloß. Der Bursch folgte ihm leise und schaute durch das Schlüsselloch gerade auf den Altar, auf dem Kerzen brannten, eine kürzer als die andere. Dem Priester, welcher die Messe las, assistirte der Mann mit den rothen Zähnen. Während der Ceremonie flogen zahlreiche kleine Vögel gegen die geschlossenen Fenster der Kirche und versuchten vergeblich einzudringen. Als nun die Messe vorüber, schloß der Assistent das Buch und löschte die Kerzen aus, worauf der Jüngling so schnell wie möglich zu seinem angebundenen Pferde eilte. Am Abend kamen die beiden Reisenden zurück und der Jüngling, welcher beim Abendessen über Alles, was er gesehen, berichtete, fragte den Mann mit den rothen Zähnen, warum er sich nicht bei den grabenden Männern aufgehalten und mit ihnen gesprochen hätte, erhielt aber keine Antwort. Was die anderen gesehenen Dinge jedoch anbetraf, so antwortete er: das fette Vieh auf der dürren Weide sind die Seelen der Seligen im Paradiese; das magere Vieh auf üppiger Wiese sind die Verdammten in der Hölle und die Ziegen sind die Seelen der im Fegefeuer Befindlichen. Der Priester, der im Kirchlein die Messe las, war Gott selber, und die kleinen Vögel, welche gegen die Fenster flogen, waren die Seelen ungetaufter Kinder, die nie ins Paradies gelangen. Auf die letzte Frage: warum die eine Kerze kürzer als die übrigen gewesen sei, lautete die Antwort: ein Mann, der so viel gesehen, wie der Fragende, könne auf dieser Welt nichts mehr lernen; die kurze Kerze sei sein eigenes Leben und sie würde bald abgebrannt sein, damit er ins Paradies eintreten könne.

Manches bleibt unerklärt in dieser Geschichte. Die Männer, welche graben, repräsentiren das Grab, welches keinen Platz in einer Erzählung aus der andern Welt hat. Warum aber der Mann rothe Zähne hat und sich herabläßt eine gewöhnliche Erdentochter zu heirathen bleibt unaufgeklärt. Vielleicht ist hier eine theologische Allegorie auf eine Erzählung ganz verschiedener Art aufgepfropft worden.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Ernst Marno wieder im ägyptischen Sudan.

Wir ersehen aus den „Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft", daß derselbe am 25. November 1874 in Chartum eingetroffen war, um von dort unverweilt die Reise nach Gondokoro fortzusetzen und dort mit Oberst Gordon zusammenzutreffen. In einem Briefe aus Berber vom 17. November meldete er, daß dort von Seiten des ägyptischen Mudir Alles geschah, um ihn rasch weiter zu befördern. In Berber erfuhr er die Niederlage des Sultans von Darfur, dessen Land seitdem in aller Form dem ägyptischen Reiche einverleibt worden ist. Die Reise von Wien über Suez und Suakin nach Berber hatte er in 33 Tagen zurückgelegt. Die Route zwischen diesen beiden Plätzen ist vortrefflich von Schweinfurth beschrieben worden; die Karte des letztern fand Marno ganz zutreffend; dieselbe sei so ausgeführt, daß fast gar nichts Neues beizufügen sei. In Berber arbeiteten täglich Morgens und Abends sechs Soldaten unter dem Befehl eines Unteroffiziers an der Ausgrabung des Tikki Tikki (Akka), welchen Schweinfurth dort begraben hatte. Dieser hatte ihn ersucht, den Leichnam auszuscharren und hatte ihm zu diesem Zwecke eine Zeichnung mit genauer Platzangabe geschickt. „Trotzdem haben wir bis jetzt an der bezeichneten Stelle nichts gefunden; ich werde indeß die Nachgrabungen mit einer größern Anzahl von Leuten unternehmen, da die Sache der Mühe werth ist." Ueber weitere Ergebnisse haben wir bisher nichts erfahren. — „E. Marno's Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nils im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern in den Jahren 1869 bis 1873, mit 36 Tafeln, Holzschnitten und 3 Karten," sind 1874 in Wien bei C. Gerold's Sohn erschienen.

## Dr. Oscar Lenz in Westafrika.

Derselbe hatte von Hamburg aus seine Reise angetreten und war im Juni 1874 bei den Elobi-Inseln in der Bai von Corisco angelangt. Dort wohnt Herr Wölber, Chef der Factoreien des Herrn Wörmann. Lenz, Mitglied der geologischen Reichsanstalt in Wien, hat auf den Elobi-Inseln ammonitenreiche Schichten der Juraformation nachgewiesen. Vom 19. bis 26. Juni befuhr er den untern Lauf des in die Coriscobai mündenden Flusses Muni und dessen Zuflüsse N'Tombuni Munde und Moa. Dabei drang er 70 Miles ins Innere vor bis an die Grenzen der M'pangwes (Mpongue), die Anthropophagen sind. Am 27. Juni trat er von den Elobi-Inseln aus die Fahrt nach den Factoreien am Gabun an, um von dem französischen Commandanten die Erlaubniß zum Befahren des Gabun und Ogowe (und des Okanda, d. i. des östlich fließenden obern Ogowe) zu erhalten und dort den Wörmann'schen Dampfer abzuwarten. Mit diesem machte er eine Fahrt auf dem Gabun und unternahm Ausflüge im Gebiete des N'Tomburi und des Comoflusses. Aus einem Briefe, datirt Adolinolonga am Ogowe, 28. August, geht hervor, daß er diesen seinen nächsten Bestimmungsort, die letzte Factorei am Ogowe, erreicht hatte. Bei einem längern Aufenthalt in der Nazarethbai hatte er sich ein heftiges Gallenerbrechen zugezogen, fühlte sich aber bald rüstig genug, um einen Ausflug nach dem großen Eliva-See zu unternehmen, von welchem aus er durch das gorillareiche Gebirge im Süden und Osten des Sees in das Gebiet des Nguni-Flusses vordringen und von da zurück abwärts an den Vereinigungspunkt desselben mit dem Ogowe gelangen wollte. Aber aus einem spätern Briefe, vom 10. September, gleichfalls aus Adolinolonga, war er dann durch einen neuen Anfall von Gallenfieber gezwungen worden, zurückzukehren. Er hat während des Ausfluges, der ihn bis Mbusu am Südende des Sees brachte, eine Anzahl von Gorillaschädeln gesammelt; auch hat er den vollständigen Schädel und Skelettheile eines Manga, eines großen Halianassa ähnlichen Wassersäugethieres, erhalten. Er sah seiner Genesung entgegen.

## Aus Turkestan.

Während die Engländer sich vergeblich abmühen, dem Sklavenhandel in Ostafrika zu steuern, ist es den Russen vollständig gelungen, den Handel mit Menschenfleisch in Centralasien, so weit irgend ihre Macht und ihr Einfluß reicht, lahm zu legen. Die turkomanischen Raubnomaden finden keinen Markt mehr, seitdem der Chan von Chiwa gezwungen war, den Sklavenhandel aufzugeben.

Ein russischer Schriftsteller, Kostenkoff, welcher die gegenwärtigen Zustände in jenem Chanate geschildert hat, giebt Notizen, die wir mittheilen wollen. Die Chiwenzen fingen seit langer Zeit Russen ab, um sie als Sklaven zu verkaufen. Die

Zahl solcher Unglücklichen betrug vor dem Kriegszuge des Generals Perowsky 1839, ungefähr 2000. Der Chan verstand sich nachher dazu, fast alle derselben zurückzugeben und verpflichtete sich 1843 in einem mit General Danilewsky geschlossenen Vertrage, gar keine gefangenen Russen zu behalten. Er hielt aber eben so wenig Wort als nach dem Jahre 1858, in welchem er mit dem Obersten Ignotief einen Vertrag schloß, der dieselbe Bestimmung enthielt.

Chiwa war von jeher ein Hauptsklavenmarkt in Turkestan. Die dort angebrachte Waare unterlag von Seiten des Käufers einer genauen Untersuchung und hinterher wurde um den Preis gefeilscht. Ein Russe wurde viel theurer bezahlt als ein Perser; weibliche Personen, auch wenn sie hübsch waren und runde Formen hatten, kosteten nur so viel wie kräftige Männer. Vor der Eroberung Chiwas wurde ein Russe auf dem Markte mit 100 bis 200 Tils, ein Perser mit 70, ein hübsches Mädchen mit 70 Tils bezahlt.

Als Münzeinheit gilt die Silbertenga, gleich 20 Kopeken; 9 Tengas machen 1 Tela oder Tila, eine Goldmünze im Werthe von 1 Rubel 80 Kopeken Silber. Man hat auch Doppeltilas.

Die Russen galten, weil bessere Arbeiter, mehr als die Perser und wurden zumeist Sklaven des Chans und angesehener Leute; manche haben es zu hohen Würden gebracht, namentlich im Heere. Aber Persien lieferte die meiste Menschenwaare. Die Turkomanen machten Raubzüge in das Gebiet des Schah, dessen Unterthanen zumeist schiitische Mohammedaner sind, also den sunnitischen Turkomanen für Ketzer gelten, welche keine Schonung verdienen. Sie wurden vom Atrek aus in förmlichen Karawanen nach Chiwa gebracht und unterwegs abscheulich mißhandelt; es gehörte zum Systeme, sie hungern zu lassen, weil sie dann nicht entrinnen konnten; Nachts wurden sie dann alle zusammengekoppelt.

Solche Waare, welche in Chiwa keinen Absatz fand, wurde auf den Markt von Buchara geschafft. Die Turkomanen, als gewissenlose Räuber, fingen aber auch orthodoxe Afghanen ein, obwohl der Koran das ausdrücklich verbietet. Um den Vorschriften des wahren Glaubens zu genügen, wurden die Gefangenen so lange abscheulich behandelt bis sie erklärten, sie seien Schiiten, und dann war ja Alles in bester Ordnung. Um Juden bekümmerte man sich nicht, das galt für nicht der Mühe werth.

Auch die Kirgisen fingen Russen ein, und namentlich an den Grenzen von Orenburg und von Sibirien; ihnen wurde jedoch das Handwerk gelegt, als die Russen eine ganze Linie von Festungswerken angelegt hatten.

Am 12. Juni 1873 wurde verkündigt, daß kein Perser mehr zum Sklaven gemacht werden dürfe. Als die Russen das Gebiet von Chiwa betraten, kamen Hunderte persischer Sklaven zu ihnen und baten um Befreiung. Als der Chan besiegt war, erhoben sich die Sklaven gegen ihre Herren und raubten diesen Alles. Nun führten die Chiwenzen bei den Russen Klage über die Zügellosigkeit der Perser, welche nun Böses mit Bösem vergolten. Die Russen schafften auch Ruhe; zwei Perser wurden gehängt und zwar von chiwenzischen Henkern auf dem Bazar; die Missethäter blieben einige Tage am Galgen hängen. Von da an unterließen die Perser das Plündern, aber die Chiwenzen ihrerseits fingen nun an, Perser zu massacriren, welche ja, weil keine Sklaven mehr, für sie werthlos geworden waren. Sie schnitten vielen die Wadenmuskeln auf und rieben klein gehackte Pferdehaare in die Wunden. General Kaufmann, darüber empört, zwang den Chan, am 12. Juni 1873 das erwähnte Manifest zu erlassen; alle Sklaven wurden für frei erklärt und die Sklaverei überhaupt abgeschafft. Die Russen fanden sich bereit, die Perser in Abtheilungen von 50 bis 60 Mann fortzuschaffen und zwar nach Kinderly und Krasnowadsk am Kaspischen Meere, wo der Schah sie dann übernimmt. Auch die Afghanen sind freigelassen und nach Tschardschui, Andchoy und Meimeneh transportirt worden.

Die Zahl der in Chiwa befreieten Sklaven belief sich auf etwa 40,000.

* * *

— Dr. Emil Tietze aus Wien macht eine wissenschaftliche Forschungsreise in Persien.

Ein anderer Deutscher aus Oesterreich, Dr. Richard von Drasche, wird im Sommer 1875 eine Reise nach Ostasien antreten; sein specielles Reiseziel bilden Kamtschatka und Japan. Zuvor will er die vulcanischen Inseln Mauritius und Réunion im Indischen Ocean geologisch erforschen und späterhin namentlich den Vulcanreihen auf Kamtschatka seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

— Der australische Eucalyptus globulus ist binnen zehn Jahren förmlich kosmopolitisch geworden und gewinnt für alle wärmeren Gegenden eine immer größere Bedeutung. Der Baum hat drei ganz vortreffliche Eigenschaften: er wächst ungemein rasch, er ist ein bewährtes Mittel gegen das Fieber und vertreibt die Malaria. Ein französischer Geistlicher, Abbé Felix Charmetan, der in Algerien seit langer Zeit wohnt, berichtet Folgendes: Die Umgegend der Maison carrée war vor noch sechs Jahren mit Gestrüpp und Zwergpalmen bewachsen und wegen der vielen stehenden Gewässer sehr ungesund. Seit 1869 hat man angefangen, das Gestrüpp zu beseitigen und Eucalyptus in Menge anzupflanzen. Dadurch hat die Gegend einen ganz andern freundlichen Anblick gewonnen, und das Fieber, welches früher namentlich Kinder und Feldarbeiter heimgesucht, ist nach und nach völlig verschwunden. Diese Gegend ist heute eine der gesundesten in der Umgegend von Algier. Früher nahm man als Gegenmittel das Chinin; seit einigen Jahren verwendet man, sobald ein intermittirendes Fieber auftritt, einen Aufguß von Blättern junger Eucalyptuspflanzen mit dem besten Erfolge; auch wird durch dieses Mittel der Magen nicht angegriffen. — Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß der Eucalyptus in den heißen Ebenen Ostindiens nicht gedeiht; die Versuche, welche man mit dem Anpflanzen desselben gemacht hat, sind fehlgeschlagen.

— Die „Deutsche Zeitung" in Porto Alegre bringt aus der brasilianischen Provinz Amazonas folgende Notiz: Bei einer jüngst stattgehabten Exploration ist eine große, früher verschüttete „Aldéa" (Dorf) entdeckt und mit großer Anstrengung durch Abgrabungen bloßgelegt worden. Es ist ein großes Dorf, in dessen Ruinen zahllose Gegenstände vorgefunden wurden, die beweisen, daß die es bewohnenden Weiber das Kriegerhandwerk trieben. Durch diesen ethnographischen Fund wird also bewiesen, daß Orellana, der Entdecker des Amazonenstromes, die Wahrheit gesagt hat, als er versicherte, er habe an dem gewaltigen Strome Stämme gefunden, deren Weiber Krieger waren, woher der Name „Amazonenstrom" kommt. Die Entdeckung ist auch in anderen Beziehungen interessant, da viele künstlich geschmückte Gefäße etc. vorgefunden wurden, die auf eine höhere Culturstufe schließen lassen, als man im Allgemeinen voraussetzte.

**Berichtigung.** In Nr. 8 S. 119 steht unter der Illustration durch Versehen das Wort „Bison". Die Unterschrift sollte lauten: Schottischer wilder Ochse von der Chillinghamer Herde.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

# Bilder aus den Niederlanden.

## III.

West-Kapelle und dessen ausgesetzte Lage. — Alte Bräuche. — Die Deiche. — Die Banden der Deicharbeiter und ihre Obliegenheiten. — Vertheilung des Arbeitslohnes. — Ueber das Seebad Domburg nach Veere. — Auf der Kirmeß in Vrouwe Polder. — Die Fischer von Arnemuiden.

Die Insel Walcheren hat ungemein fruchtbaren Boden und Aecker wie Wiesen werden im besten Stand erhalten; es ist ein wahres Vergnügen auf den Landstraßen zu wandern, an denen zu beiden Seiten schattige Bäume stehen. Da begegnet uns nicht selten ein mit gelber oder weißer Leinwand überspannter Wagen, in welchem junge, stattlich aufgeputzte Mädchen sitzen neben Burschen, die Cigarren aus einem Zilver mond-stükje, d. h. einer silbernen Spitze, einem „Mundstückchen", rauchen; die älteren Männer sind der Tabackspfeife treu geblieben.

Auf dem „platten Lande", d. h. den Dörfern welche nicht unmittelbar an der Landstraße liegen, ist der Calvinismus so streng, daß man in denselben keine Schänke findet; als Sammelplatz haben die jungen Leute den Hügel, auf welchem die Windmühle steht, oder den Rasenplatz neben und unter einem Baume; Nachmittags machen sie dann einen Wandelgang mit den Mädchen, trinken Kaffee und essen dazu ein Butterbrot.

Das große Dorf West-Kapelle liegt am äußersten Westrande von Walcheren, wo die Wellen der Nordsee mächtig anprallen. Der Landvorsprung, das westliche Cap, ist gegen dieselben durch hohe Dünen einigermaßen geschützt, aber mehr als einmal sind dieselben von den wilden Wogen bei Nord- und Nordweststürmen hinweggerissen worden. Die Dünen allein reichten nicht mehr aus; man mußte den Ort durch Wasserbauten sichern, auf welche dann auch viel Zeit, Geld und Arbeit verwandt worden ist. Schon 1223 wird das Dorf genannt und lange Zeit waren dort eigenthümliche Bräuche in voller Geltung. Wer eine Person ungerechter Weise als Dieb oder als schlechtes Mädchen bezeichnete, wurde auf sechs Monate aus dem Dorfe verbannt, er mußte fort, sonst wurde ihm die Hand abgehauen. Eine Frau, welche eine andere verleumdete, mußte eine Geldstrafe zahlen und that sie das nicht, so band man ihr zwei Steine oder einen Baumzweig um den Hals und führte sie so im ganzen Dorfe umher. Im sechszehnten Jahrhundert, vor dem Ausbruche des Religionskrieges, schickte West-Kapelle sechsunddreißig Fahrzeuge auf den Häringsfang aus und hatte auch schwunghaften Handel, als aber die Spanier kamen, plünderten und manche Häuser einäscherten, zogen viele Einwohner fort und der Verfall begann. So ist es in vielen Ortschaften gewesen, welche Herzog Alba, des papistischen Fanatismus rauher Henkersknecht, zu Grunde richten ließ.

Die Deiche an jener Küste gereichen den „Leuten von West-Kapelle" (denn so wollen sie heißen und nicht Bauern genannt werden) zum Ruhme. Sie sind kräftig gebauete, breitschulterige Menschen von aufgewecktem Temperament, dabei gutmüthig und wohlwollend, so lange man sie nicht



Stadthaus in Veere.

reizt; und vor allen Dingen fühlen sie sich unabhängig, außer vom Meere, das sie als ihren Herrn bezeichnen. Aber sie sagen auch: „Daar is onze kracht, daar is onze macht“, denn sie könnten, wenn sie die Deiche durchstächen, an einem einzigen Tage die ganze Insel unter Wasser setzen.

Die Deiche sind den Leuten das Allerwichtigste und nur ein Mann, der in West-Kapelle das Licht der Welt erblickt hat, darf Deicharbeiter sein. Ein Auswärtiger kann Landbauer, Handwerker, Kaufmann ꝛc. werden und sein, aber am Deiche hat er nichts zu thun und zu schaffen. Wenn die See hoch geht, die Westwinde den Wogenschwall mit Gewalt herantreiben und ein Deichbruch besorgt wird, dann läutet man die Lärmglocke, der Ausrufer geht durch die Straßen, schlägt auf ein großes Kupferbecken und ruft:

Nood, nood! Groote nood! — Klein en groot, — Arm en rijk — All naar den Dyk.

Nun rennen alle nach dem Deiche. Die Arbeiter theilen sich in Rotten von je etwa 30 Mann, in „Banden“. Gegenwärtig giebt es sieben Banden Zimmerleute, fünf Flattenarbeiter (— Flakke ist das gute deutsche Wort für das wälsche Faschine —), „Ryswerkers“, und eine Bande Reserve, welche mit- und aushilft wo die Noth es erfordert. Die Zimmerleute sind Nachkommen der alten Dorfbewohner, die Ryswerker stammen von Ansiedlern, welche sich späterhin im Orte niederließen, jene der elften Bande von Leuten die im vorigen Jahrhundert seßhaft wurden. Die Söhne eines Deicharbeiters haben ein Recht gleichfalls Deicharbeiter zu sein.

Jede Bande hat als Obmann ihren Baas und einen Buchhalter, welche beide sie selber wählt. Sobald ein Knabe zwölf Jahr alt ist, wird er in eine Bande eingewiesen und wenn er nach einigen Jahren Vollarbeiter wird, führt man ihn zunächst an jungen Männern vorüber, die eine Doppelreihe bilden; beim Hindurchgehen wirft man ihn nicht gerade sanft hin und her. Dann hat er sich dem Baas vorzustellen, der ihm alle seine Obliegenheiten einschärft; hinterher ziehen Alle in die Schänke, wo sie sich auf seine Kosten den Wacholderbranntwein gut schmecken lassen.

Die Scheidung zwischen Timmerlieden und Ryswerkers wird noch streng aufrecht erhalten. Jede Abtheilung hat ihre besondere Schänke und in dieser jede ihren eigenen Tisch. Die ersteren haben das Chateau de Batavia, die zweiten den Orangebaum inne und in dem letztern befindet sich ein Hinterzimmer für die elfte Bande. Die Auszahlung der Arbeiter ist ein Fest, ein Trist. Jede Bande zieht in ihre Schänke, wo der Baas alles Geld zumal auf den Tisch legt; die Vertheilung wird vom Buchhalter besorgt und Einsprache kommt nicht vor, weil Alles regelrecht und rechtschaffen verzeichnet worden ist. Der Neuling zählt für einen Drittelmann, zwei Jahre später für einen halben Mann, nachher für einen Fünfsechstelmann und zuletzt für einen vollen Mann. Der Buchhalter sagt, wie viel ein Jeder zu bekommen habe und die Einhändigung des Geldes geschieht durch den Baas. Die Schänkrechnung wird aus der Gesammtsumme bestritten; man stellt Zinnkannen, die mit reinem Genever gefüllt sind, auf den Tisch und daneben ein Glas (Mokje), welches die Runde macht und nicht klein ist.

In West-Kapelle kann man die Polizei nicht leiden. Ein Polizeimann tritt in die Schänke und verlangt einen Genever. Er darf sich nicht setzen, sondern muß stehend trinken aus einem Glase das keinen Fuß hat; ein solches Dienders glaasje, Dienerglas, hält jeder Kasteleijn, Schänkwirth, für Polizeidiener bereit.

West-Kapelle hatte im Jahre 1848 nur noch 1900 Einwohner, 1872 war die Zahl auf 2499 angewachsen. Es wird viel Genever genossen und doch findet man kaum einen Säufer. Man spielt gern Karten, aber nicht um Geld sondern um diesen vielbeliebten Wacholderbranntwein.

De Coster und Adolf Dillens gingen von West-Kapelle in nordwestlicher Richtung der Küste entlang nach dem ungemein hübschen und saubern Dorfe Domburg, das gern von Badegästen besucht wird; diese finden gutes Unterkommen und Wellenschlag so viel sie nur wünschen. Von dort schlugen sie die Richtung zur Ostküste ein nach Veere, das an einem heitern Junitage aus der Ferne sich wie eine orientalische Stadt ausnahm; der hohe Thurm des Stadthauses hob sich prächtig von dem blauen Himmel ab. Die Ortschaft ist bereits seit 1358 Stadt, und hat mehrere hübsche Gebäude, aber der Thurm der Großen Kirche, der im besten gothischen Stil begonnen wurde, blieb leider unvollendet. Der Bau des Stadthauses wurde 1470 begonnen, der Thurm („Belfried“ wie die Flamingen sagen, Beffroi ist französisch) 1599 vollendet. Unsere Illustration zeigt, daß der Baustil ein Uebergang aus dem Gothischen zur Renaissance ist. Die Standbilder sind jene der alten Grafen von Veere.

Im Stadthause kann man allerlei merkwürdige Gegenstände sehen. Ueber einem alten Kamine hängt ein Gemälde; es stellt die Flotte dar, mit welcher am 29. October 1688 der Oranier Wilhelm der Dritte nach England unter Segel ging, wo er König wurde. Da sieht man ferner drei eiserne Hände; eine derselben hält eine Axt. Im Jahre 1546 widersetzten sich drei Männer der Vollziehung eines gerichtlichen Urtheils; für diesen Ungehorsam sollte der Henker Jedem eine Hand abhauen. Sie wurden indeß begnadigt, mußten aber als Andenken jene drei eisernen Hände stiften.

Im Dorfe Brouwe Polder war Kirmeß; sie glich völlig denen, welche wir bereits geschildert haben, in der Schänke jedoch, wo es hoch herging, war Ueberfluß an echt niederländischen Scenen. Es wurde gesungen, gejubelt, getanzt und das was sich für Musik ausgab war zum Ohrzerreißen. Als die beiden Wanderer in das Halbdunkel der großen Stube eintreten, machen alle Bauern große Augen um sich die Männer, welche städtisch gekleidet sind und einen Vollbart tragen, näher zu besehen. Einige gehen, andere kommen; draußen stellt man Betrachtungen über die Fremdlinge an und zerbricht sich den Kopf, weshalb die wohl nach Brouwe Polder gekommen seien. Während Bänkelsänger ihren ohnehin rauhen Kehlen Gewalt anthun, erschallt mächtiger Jubel; ein Bursch den man soeben zum Sieger im Ringstechen erklärt hat, wird von seinen Freunden auf den Schultern hereingetragen; sie werfen ihn in die Höhe und lassen ihn fallen, während er mit Händen und Füßen gesticulirt, nach links und nach rechts Faustschläge und Fußtritte austheilt, dann einen tüchtigen Schluck nimmt und während er hellauf kreischt, wie ein Triumphator fortgetragen wird. Plötzlich bricht eine Bank; allgemeines Gelächter; dann singen die Mädchen ein Lied, in welchem eine Schwalbe die Hauptrolle spielt.

Seeland ist ohne Kirmessen nicht denkbar. Bei der in Domburg halten auch die Mädchen Wettrennen, bei welchem sie plumpe, dicke Holzschuhe tragen. Auch auf dem Eise werden Ringstechen und Wettläufe zum Besten gegeben.

Arnemuiden ist ein Fischerdorf, das auf Wurthen steht, künstlich aufgeworfenen Hügeln, wohin das Vieh geht, wenn die Wiesen unter Wasser stehen. Dergleichen Vliebergen kommen auf den Inseln Seelands sehr häufig vor. Der Ort lag früher oftmals in Fehde mit den Middelburgern, mußte aber zuletzt der Uebermacht sich fügen. Das Meer, oder vielmehr der Scheldearm, an welchem er liegt, hat ihm oftmals Schaden zugefügt, und im sechszehnten



In der Schänke zu Brouwe Polder.

Jahrhundert ließ er eine Denkmünze prägen mit den Worten: Salve nos domine, nam perimus.

Die Fischer von Arnemuiden fahren auf den Fang bis auf die Höhe des Texel und manchmal noch weiter bis Vlieland. Sobald sie mit ihrer Ausbeute zurückkommen, werden sie von Booten aus Antwerpen und Amsterdam angesprochen, die ihnen auflauern und für bares Geld den Fang abkaufen. Nach Middelburg bringen sie nichts; wer dort Fische essen will, mag sie sich selber holen oder von Middelburger Fischern kaufen. Gewöhnlich kommen sie am Freitage von der Fahrt wieder heim und dieser ist der Tag des Kuchenbackens, Koekebakken; der Mann, welcher eine Woche lang dem Wetter und den Wellen ausgesetzt war, hat dies süße Gebäck wohl verdient und läßt es sich gut schmecken.

In früheren Zeiten, wenn der Fang recht gut ausgefallen war, galt folgender Brauch. Die Fischer setzten sich an einen langen Tisch und legten das unterwegs eingenommene Geld auf denselben. Es wurde dann in verschiedene Haufen getheilt. Die größeren bestanden aus Kronenthalern oder aus Reichsthalern; dann folgten die mit Gulden, halben Gulden, Viertelgulden und zuletzt die mit Kleingeld, Dubbeltjes. Zuerst gelangten die mit den größeren Geldsorten zur Vertheilung; das Kleingeld wurde in Theetassen, Kommetjes (Kümpchen), gethan. Von den größeren Geldsorten erhielt zunächst Jeder seinen Antheil; nachher wurden die Kommetjes gestrichen, so daß sie oben glatt waren, wie ein gestrichener Scheffel Getreide. Nachdem dann auch sie vertheilt waren, blieben immer noch genug Dubbeltjes und Kwartjes zur Bezahlung der Zeche.



Wissekerke.

Nach der Vertheilung ging es hoch her; Kuchen, süßer Kuchen mit Korinthen, war vollauf da, und dazu schmeckte der Klaare, d. h. der reine Genever, ganz prächtig. Man rauchte guten Tabak aus Pfeifen oder auch schlechte Cigarren, die Frauen fanden sich ein und es wurde geschmaust und gelacht, bis die Zeit kam wo die Fischer wieder in See stachen, um neuen Fang zu machen und die Kommetjes abermals zu füllen. Im Jahre 1844 verdiente ein Arnemuider Fischer im Durchschnitt wöchentlich 25 Gulden, aber so viel wirft gegenwärtig kein Geschäft nicht mehr ab. Früher war er frei von der Conscription; wenn er einen Schatz hatte und die Reihe zum Loosen kam an ihn, so sprach er: „Leuntje, ik moet looten!" Helenchen, ich muß loosen. Dann heirathete Lenchen ihren Jan und Jan brauchte nicht Krieger zu werden. Dieses Privilegium hat aufgehört. Uebrigens sind die Arnemuider auch Frachtfahrer zur See; sie bringen fette Schweine nach Allmaar oder Haarlem und sind insgemein wohlhabende Leute.

Bevor wir Walcheren verlassen, können wir an Wissekerke, das gegenüber auf der Insel Nord-Beveland liegt, zeigen, wie sich die Dörfer am Wasser ausnehmen. Der Ort spiegelt sich in einem Teiche mit seinen Heuschobern, Strohdächern und dem hohen Thurme, ist recht hübsch, hat aber auch viel Eintöniges. Die Kirche stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert, in welchem Seeland seine glänzenden Tage gehabt hat.

# Franz Keller-Leuzinger bei den Moxos-Indianern in Bolivia.

Wir haben unsere Leser mehrfach auf das ausgezeichnete Werk Franz Keller's: „Vom Amazonas und Madeira“ (Stuttgart bei Kröner 1874) aufmerksam gemacht und Auszüge nebst Illustrationen mitgetheilt, welche wir der Freundlichkeit des Reisenden verdankten. Er ist es gewesen, welcher als ausgezeichneter Ingenieur den Tract vermaß, den die Madeira-Mamore-Bahn zu nehmen hat. Dieses wichtige und großartige Unternehmen, durch welches die Verkehrsverhältnisse des innern Südamerika eine völlige Umgestaltung erfahren werden, kommt nach mancherlei nun endlich beseitigten Hindernissen zur Ausführung, und Herr Keller hat die Genugthuung, daß dieser Schienenweg genau nach den von ihm entworfenen Angaben und Plänen hergestellt werden soll.

Der Beruf brachte es mit sich, daß er in der Region oberhalb der Wasserfälle des Madeira, welche durch die Bahn umgangen werden, in vielfache Berührung mit einem der interessantesten Indianervölker gerieth, mit den Moxos (sprich Mochos). Sie wohnen in den Campos oder östlichen Prairien Bolivias, zwischen den Flüssen Beni, Mamoré, Itonama und Guaporé in 15 regelmäßig angelegten Ortschaften. Diese sind einst als Missionen von den Jesuiten gegründet worden, seit 1687, wo der heute noch wichtigste Platz im Lande, Trinidad, entstand; Exaltacion, das gleichfalls in neuerer Zeit wiederholt genannt worden ist, datirt aus dem Jahre 1704. Die Zahl der Moxos wird von Keller auf etwa 30,000 geschätzt; sie sind echte, unvermischte Indianer, meist herrlich gebauete, kräftige Gestalten, aber sie werden in einem Zustande von Verlassenheit und Gedrücktheit erhalten, der in hohem Grade zugleich peinigend und entmuthigend erscheint.

Unter allen Missionären sind fast allein jene aus der Gesellschaft Jesu diejenigen gewesen, welche ethnologisches Verständniß zeigten. Sie vorzugsweise verstanden es, die Indianer richtig zu nehmen und wurden, wenn auch in sehr eigenthümlicher Art, zu Wohlthätern derselben. Wie lang und entsetzlich auch die Reihe von Missethaten der Jesuiten ist, und wie entschieden man sie als systematische Gegner jeder freien Geistesrichtung, jeder wahren Cultur betrachten muß, wie sehr sie heute geschworene Feinde der Unabhängigkeit der Staatsgewalt und unerträglich geworden sind — mit ihren theokratischen Anmaßungen — um die Indianer haben sie sich Verdienste erworben, haben dieselben verstanden und sie, gleichviel aus welchen Gründen, und gewiß auch aus wohlgemeinten, menschlichen Rücksichten, gegen Mißhandlungen in Schutz genommen.

Franz Keller verbreitet sich sehr ausführlich über die Missionen der Jesuiten bei den Moxos. Diese fanden in einem streng patriarchalischen Regimente gerade diejenige Regierungsform, welche einerseits ihren, gleichviel ob auch egoistischen Zwecken, andererseits dem Kindergeiste der Indianer am besten entsprach. Sie machten ihre überlegene geistige Kraft geltend, unterwarfen die stolzen Häuptlinge, gewährten aber auch denselben und ihren Stämmen Schutz gegen die brasilianischen Räuber aus St. Paulo, die, als Paulistas weit und breit berüchtigt, als Sklavenfänger ins Land eindrangen. Sie hielten die Jagdnomaden zum Ackerbau an und gaben ihnen Hausthiere. Sie hatten glänzenden Erfolg, und das Geheimniß desselben liegt, wie Keller gewiß richtig meint, in der strammen Organisation des Ordens, in dem Eifer und der Hingebung seiner Mitglieder, in dem Tacte, welchen die Oberen bei Behandlung der Indianer an den Tag legten. Dann aber auch in der Sanftmuth und stillen Unterwürfigkeit, die auch heute noch als Hauptcharakterzug und besondere Raceneigenthümlichkeit bei diesen Stämmen sich zeigt. Einige Versuche, auch andere, z. B. die kriegerischen Coroados zwischen dem Paraná und obern Uruguay, zu zähmen, sind dagegen vollständig mißlungen.

Sobald die Patres mit den Häuptlingen in gutes Einvernehmen gekommen waren, legten sie unter Jubel, Tänzen und Schmäusen den Grund zur Mission, steckten Straßen aus, baueten eine Capelle und statt der Hütten feste Häuser aus gestampfter Erde; ringsum wurde dann Maniok, Mais und Baumwolle gebaut. Man trieb Herden aus schon vorhandenen Missionen herbei; der Indianer hatte nun statt des Mangels Ueberfluß und wurde dem Fischer- und Jägerleben entfremdet. Alles das Gute hatten ihm die weißen Männer gebracht; er sah, daß sie es gut mit ihm meinten, und obendrein gaben sie ihm Arzenei, welche gegen das böse Fieber wirksam war. Auch für die Frauen wurden die Jesuiten zu Wohlthätern; bisher lag alle Last und Arbeit auf den Weibern, jetzt mußte der Mann bei den Arbeiten auf dem Felde mithelfen.

Nun war die weitere Organisation leicht. Die Patres ernannten Aufseher und Gehülfen aus den Reihen der Eingeborenen; der Corregidor und die Alcalden erhielten als Würdezeichen ein Rohr mit silbernem Knopfe; an jedem Morgen mußten sie sich Weisungen für den Tag einholen. Als Wirthschafter und Aufseher der Vorrathskammern fungirte ein Majordomo, ein Hausmeister, welcher die Lebensmittel für jede Woche austheilte; für jedes einzelne Handwerk: Zimmerleute, Schmiede, Ziegelstreicher ꝛc., war ein Capitano bestellt. Wichtige Personen waren die Drechsler, welche die Rosenkränze verfertigten, denn Jeder mußte einen Rosenkranz tragen. Auch hatte jede Mission ihren Capellmeister und Aufseher über die Silberkammer und die Wachsvorräthe. Krankenpfleger fehlten nicht. Alles war genau geordnet; bei kirchlichem Pomp und Processionen spielten die Indianer eine Hauptrolle, die Kirchen wurden überreich ausgeschmückt und namentlich am Frohnleichnamsfeste entfaltete man so viel Pracht als irgend möglich.

„Unter mit Palmzweigen geschmückten Pforten, an welchen herrliche Früchte und prächtige Blumen prangten, hatte man buntgefiederte Papageien und Tukane, schneeweiße Reiher und ernstblickende Falken angekettet, ja sogar Pumas und Onzen waren in Käfichen ausgestellt, während der Fischreichthum der nächsten Gewässer in großen Schalen lebendig zu sehen war. Die Procession selbst bot mit den Musikern, den phantastisch gekleideten, eine Aureole von Ararafedern tragenden Schwerttänzern und den mit Goldstickereien reich geschmückten Traghimmeln einen malerischen Anblick dar. Dieser wurde noch erhöht durch die Kirchenfahnen mit silbernen Kreuzen; den Schluß des Zuges bildete die waffenfähige Mannschaft, welche theils Bogen, theils Musketen trug. In jeder Woche fanden kriegerische Uebungen und Scheinkämpfe statt, an welchen die ganze waffenfähige Mannschaft sich betheiligen mußte; Reiterei und Fußvolk zogen unter Leitung der in reicher Uniform prangenden Führer umher. Die spanische Regierung hatte den Jesuiten erlaubt, den Indianern auch Feuerwaffen zu verabfolgen, damit sie sich der räuberischen Paulistas mit Nachdruck erwehren könnten.“

Das ganze Leben der Indianer war streng nach Vor-

schrift und eine solche gab es man kann sagen für jede Stunde. Mit Tagesanbruch wurde zum Gebete geläutet; unter Musik mußte die ganze Einwohnerschaft der Mission sich auf dem großen Platze versammeln. Von da zog sie in Abtheilungen, jede unter einem bestimmten Aufseher, auf das Feld; allemal wurde ein Heiligenbild voran getragen; auch die Handwerker zogen nach ihren Werkstätten; einem Jeden war seine Tagesarbeit angewiesen. Auch Strafen wurden im Nothfalle verhängt und als Sühne hingestellt. Um den Moxos zu zeigen, daß dabei unparteiisch verfahren werde, mußte einer der jüngeren Missionäre sich, für ein eingebildetes Vergehen, einer strengen Disciplinarstrafe unterwerfen.

Die Jesuiten ertheilten guten Schulunterricht, schlossen aber dabei die spanische Sprache vorsätzlich aus, und dadurch schon war ihnen allein die Leitung und Bestimmung aller Dinge gesichert. Franz Keller's Meinung zufolge unterschied sich wohl das Verhältniß, in welchem die Indianer zur Blüthezeit der Missionen bis Mitte des vorigen Jahrhunderts zu ihren Herren, den Jesuiten, standen, von einer eigentlichen Sklaverei nur dadurch, daß sie nicht verkauft wurden. Alle waren unter sich nahezu gleichgestellt, d. h. gleich machtlos; die Felder wurden gemeinschaftlich bebaut; außer geringem Hausrathe gab es kein Privateigenthum in der Gemeinde; auch der geringste Handel mit etwa in Mußestunden angefertigten Artikeln war nach außen hin streng untersagt, jede Anhäufung von Privatvermögen factisch unmöglich. Es bestand wirkliche Gütergemeinschaft, aber nur zu Gunsten der Herren, welchen die Arbeit Aller schließlich zu gute kam. Sie verfügten über Alles nach Gutdünken und Belieben. —

Ein solches System, bei welchem die ehemaligen Jagdnomaden sich ungleich besser befanden als früher, war freilich nur aufrecht zu erhalten, wenn die Missionen so wenig als möglich mit der Außenwelt in Berührung kamen und den Jesuiten gestattet blieb, ganz nach Belieben zu schalten. Die Indianer wurden allerdings von den Patres ausgebeutet, aber diese sorgten doch für sie; für ein unmündiges Volk, und das sind und bleiben auch diese Waldindianer vermöge ihrer Racenanlagen, glaubten sie das richtige Verfahren


Moxos-Indianer aus Trinidad.


Mariano, Moxos-Indianer aus Trinidad.

ermittelt zu haben. Unmündig blieben jene Eingeborenen unter der Herrschaft der Jesuiten, und sie sind es nach deren Beseitigung auch heute. „Damals stand wenigstens ihre Existenz außer Frage; heute — als „freie Republikaner“ — werden sie von Hunderten gewissenloser Abenteurer nicht nur ohne alle Rücksicht ausgebeutet, sondern auch physisch wie moralisch zu Grunde gerichtet.“ So spricht der Augenzeuge, welcher die Lage der Dinge genau beobachtete. Derselbe fügt hinzu: „Wie die Verhältnisse nun liegen, sind sie einer Rotte von Abenteurern preisgegeben, vom eiteln, ewig conspirirenden Bolivianer bis zum flüchtig gewordenen Wechselfälscher aus Rio de Janeiro, dem des Schreibens unkundigen polnischen Hausirer und dem schmutzigen, neapolitanischen Kesselflicker. Von diesen allen, unter dem Vorwande Handel zu treiben, werden die naiven Rothhäute in der schändlichsten Weise übervortheilt und mißhandelt. Dabei ist es, als ob sich alle diese Leute das Wort gegeben hätten, die Sitten jener Naturkinder in der gründlichsten Weise zu verderben; besonders aber sind es die Vigarios, die Pfarrer der Pueblos, welche das Mögliche leisten, um das Werk ihrer Vorgänger zu vernichten. Ihnen sind weder die silbernen Gefäße des Kirchenschatzes, noch die Töchter und Frauen ihrer Pflegebefohlenen heilig, und bei dem geringen sittlichen Gehalte der Eingeborenen läßt sich leicht ermessen, von welch traurigem Einfluß ein solches Beispiel auf die öffentliche Moral sein muß.“

Keller weist ausführlich nach, wie unbarmherzig die sieben Stämme der Moxos von den Bolivianern, vorab von der Regierung, mißhandelt und ausgebeutet werden und wie grauenhaft verwahrlost die Zustände sind. Man hat die verwilderten Rindviehherden, bis auf einige wenige, ausgerottet, nur um die Häute zu gewinnen; man denkt nicht daran, die vegetabilischen Schätze nutzbar zu machen: Kakao, Taback, Zucker, Baumwolle; man vernachlässigt die Hebung der Gewerbsamkeit, obwohl die Moxos ein außerordentliches Geschick für Herstellung von Flechtwerk und Geweben jeder Art besitzen, und man betrügt sie in gottloser Weise. Sie sind elend geworden, aber der religiöse Fanatismus ist geblieben. „Noch heute sieht man bei religiösen Schaustellungen

Selbstpeiniger. Da hat sich Einer mit ausgestreckten Armen und einem Beine fest auf ein schweres hölzernes Kreuz binden lassen und begleitet so, mühselig sich fortschiebend, stundenlang die Procession durch die Straßen des Pueblo. Dort rutschen andere, auch Frauen, auf den nackten Knien mit, bis sie endlich mit von dem scharfen Sande zerschundenen, blutenden Gliedern halb ohnmächtig ans Ziel gelangen." Den Schluß der religiösen Festlichkeiten macht ein Trinkgelage.

Im bolivianischen Departement des Beni liegen wie schon gesagt 15 ehemalige Missionen. Die verschiedenen Moxosstämme sind in denselben derart vertheilt, daß drei derselben, die Maropas, Baurés, Itonamas und Moxos, in je zwei, drei und vier Missionen beisammen wohnen, während die Kanitschanas, Kayuabas und Mobimas je eine inne haben. Im Amazonasthale werden alle aus den bolivianischen Missionen stammenden Indianer mit dem Namen Moxos bezeichnet; die in Exaltacion am Mamoré wohnenden Kayuabas gelten für die kühnsten und gewandtesten Bootsführer, sie sind auch im Rudern ungemein ausdauernd. Die Kanitschanas, welche noch vor etwa zwanzig Jahren Anthropophagen gewesen sind, haben ein verschlossenes, unfreundliches Wesen.

Unsere Illustrationen (S. 167) veranschaulichen zwei Köpfe von Moxosindianern aus Trinidad am Mamoré. Die durchaus edlen Züge des einen (welcher der Bootsmannschaft Keller's angehörte) erinnerten an Seume's Canadier; er war einer der verschlossensten unter den verschlossenen Rothhäuten. Der andere, Marianno genannt, war äußerst klug und verständig, namentlich wo es sich um Küchenangelegenheiten handelte. Seine vorstehenden Backenknochen, geschlitzten Augen, schwacher Bart und nicht geringe Anlage zur Beleibtheit gaben ihm das Ansehen „eines stark nachgedunkelten chinesischen Mandarinen". (— Aber die Nase und der Mund erinnern doch nicht an chinesischen Typus. —)

Die Schlußvignette veranschaulicht „die bei den Indianern angewendeten Erziehungsmittel der Gesellschaft Jesu".



Die bei den Indianern angewandten Erziehungsmittel der Jesuiten.

---

# Ein Culturbild des alten Island.

## II.

Sehr eingehend beschäftigt sich Maurer mit der staatlichen Entwickelung und den Rechtsverhältnissen der Insel. Es ist hier nicht der Platz, ihm bis in die Einzelheiten zu folgen; wir heben nur die Grundzüge hervor.

Die Grundlage des alten Freistaates bildet die Tempelgemeinde, d. h. die um einen Tempel seßhaften und unter dem Schutze eines Häuptlings wohnenden freien Bauern. Uebrigens stand der Bau eines Tempels Jedem frei, wie es Jedem erlaubt war, sich seinen Häuptling zu wählen.

Diese einzelnen losen Tempelgemeinden wurden fester geknüpft durch das sogenannte Ulfljótslög, d. h. durch die Rechtsordnung, die um 930 von einem gewissen Ulfljót aus Norwegen geholt wurde. Nach dieser wurde eine Landesgemeinde unter Vorsitz eines Gesetzessprechers eingesetzt.

Noch später führte man eine neue Rechtsordnung ein: Island wurde in vier geographisch abgegrenzte Bezirke getheilt, jeder Bezirk hatte seine Versammlungen. Der Bezirk zerfiel wieder in je drei Dingverbände mit Dingversammlungen, der Dingverband in je drei Herrschaftsverbindungen. Nur den nördlichen Bezirk schied man in vier Dingverbände.

Zuletzt wurde die weltliche Verfassung Islands mit einem sogenannten fünften Gerichte beendet, das um 1004 eingesetzt wurde. Seine Aufgabe war, dem Holmgang (Zweikampf) zwischen mächtigen Häuptlingen und ihrem Anhange entgegenzuarbeiten.

Mittelpunkt des staatlichen Lebens wurden die Dingversammlungen, deren Termin in Einklang gebracht werden mußte mit den bäuerlichen Beschäftigungen. Nach der Frühlingsarbeit folgten die Frühlingsdinge, die nicht vor dem 7. Mai begannen und vier Tage dauerten. Daran reihte sich die Markirung der Thiere und das Austreiben auf die Hochweide. Daran schloß sich, zwischen 18. bis 20. Juni beginnend, das Allding, welches zwei Wochen währte. Das Ende desselben fiel bereits in die Zeit der Heuernte. Eintreiben des Viehes, Vertheilung desselben unter die einzelnen Besitzer und noch ein Herbstding von zwei Tagen Dauer, Ende Juli oder Anfang August, bildeten den Schluß der anstrengenden Sommerarbeit eines Isländers.

Das Ding, besonders das Allding, zu besuchen, war Ehre und Freude. Da erschienen sie Alle, Männer, Frauen, selbst Kinder. Die einschichtigen Männer, welche im fremden Hause als Einzelne wohnten, trafen dort zusammen mit

den Häuslern, die nichts als eigenes Domicil besaßen, vielleicht nur eine Bude am Strande des Meeres. Dort mischte sich der Gode und große Bauer, der sein Pingfarakaup, sein Dinggeld, behalten wollte und lieber selbst gekommen war, mit dem Freigelassenen, der vom Häuptling am Ding schon eingeführt worden war und demnach als vollberechtigter Freier galt *). Zur Dingstätte ritten die Goden im Gefolge ihrer Bauern. Auf der Reise — so bestimmte es das Gesetz — waren sie bewirthet worden von den Bauern. Auf der Dingstätte selbst sorgte die Nachbarschaft nur für Pferde und Brennmaterial; für die Wohnungen mußten die Dingleute einstehen. Auf dem weiten Platze standen die Wohnungen der Zugereisten. Je mächtiger der Gode, desto größer die Behausung; je reicher der Besitzer, desto kostbarer die innere Ausstattung des länglich viereckigen Gebäudes und seine wollene oder leinene Bedachung. Auch diese brachten die Leute von Hause mit. Leicht unterschieden sich von diesen Gebäuden die kleineren Buden der Schuster und Schwertfeger, der Spielleute und der eigentlich gesetzlich nicht geduldeten Bettler. Dicht umdrängt von Hoch und Niedrig und so schnell erkenntlich war die Kneipe des Biersieders. Wie durfte auch das Buffet bei einer germanischen Landesbotenversammlung fehlen!

Körperliches und geistiges Treiben der Nation pulsirte kräftiger bei diesen Versammlungen. Hier entfalten junge Leute im Ringkampfe ihre Kunstfertigkeit, dort im Ballspiel ihre Gewandtheit. Hier fließt dem Normann rascher das Blut, wenn er sein Lieblingsthier zur Hetze sich vorgeführt sieht, dort stockt ihm der Athem, wenn der Sänger die gewaltigen Recken aus dem alten Heimathslande emporsteigen läßt, wenn das Zerspringen der Schilde und die wuchtigen Schwerthiebe zum zweiten Male geistig gehört werden, wenn scharfspitziger Witz abwechselt mit hochwallender Lobrede. Musik, dem Germanen doch nicht fremd, wurde hier nicht gehört; dem Isländer aller Zeiten fehlte diese Begabung.

Doch alle dieses diente ja nur zum Zeitvertreib vor oder nach der ernsten Dingversammlung. Diese selbst nahm ihren Anfang mit der Hegung der Dingstätte. Das Tragen von Waffen war nun verboten, das jetzt begangene Verbrechen sühnten härtere Strafen.

Auf dem Gesetzesfelsen, dem Mittelpunkte der Versammlung, hat der Vorsitzende, der Gesetzessprecher, seinen Platz genommen. Vor ihm erscheinen die Dinghalter, die am Ding Theilnehmenden, die Angeklagten und Rechtsuchenden. Vom Gesetzesfelsen aus richtete man, nach eingeholter Erlaubniß des Sprechers, das Wort an die Gemeinde, von hier aus wurden geschäftliche Abmachungen vorgenommen und Ehebündnisse abgeschlossen. Der Vorsitzende ertheilte dabei Aufschluß bei strittigen Rechtsfragen. Von dem Felsen aus verkündete der Sprecher die verwilligten Privilegien und Gnaden, den Kalender für das nächste Jahr, und wenigstens einmal während seiner dreijährigen Amtsdauer alle einzelnen Abschnitte des Landrechtes. Für die mehr glänzende als politisch bedeutende Rolle waren ihm gewisse Einkünfte neben schweren Strafen für Amtsversäumnisse zugesagt.

Der Gesetzessprecher verkörperte demnach in seiner Person die Landeseinheit. Darum hielten ihn auch die auf ihre Stellung eifersüchtigen Häuptlinge fern von jeder Executivgewalt. Sie, die Häuptlinge, nahmen die maßgebende Stellung am Ding ein. Von Haus aus Bauern — durchaus kein Adel — genossen sie als Tempelpfleger und Leiter des Opferdienstes eines höhern Ansehens als die, welche sich um ihren Tempel niedergelassen hatten. Ihre Pflicht war, Schützer der Rechtsordnung, Vertreter der Interessen ihrer Dingleute und vor Allem Wahrer des Dingfriedens zu sein. Aber gerade diesen Dingfrieden, einen Hauptgrund zur gedeihlichen Entwickelung des Landes, störten gar oft mit Waffengetöse die stolzen, unbeugsamen Führer.

Oft genug suchten sie, trotz Gesetzessprechers und Rechtsordnung, ihr Recht mit der Faust zu gewinnen. Mit gewappneter Hand strebte der Stärkere den Schwachen von der Dingstätte zurückzuhalten, und der letztere scheute nicht die mühseligen Pfade durch die innere Insel, nur um früher zur Gerichtsstätte zu gelangen oder dem Gegner den Zuzug zu verdecken. Oder waren beide Parteien glücklich zum Ding gekommen, dann stürmte wohl der Mächtigere mit vorgehaltenem Speere die Reihen seines Feindes. Weder Verlegung des Gerichtes noch Gerichtsschützer hinderten diese nordischen Recken, ein günstiges Erkenntniß sich zu erzwingen. Erhitzten nun gar religiöse oder politische Streitfragen die Leidenschaften der Parteien, dann würde selbst eine Brunhilde mit den Kämpfen ihrer Isländer zufrieden gewesen sein. Heißt doch der Sommer des Jahres 1163 geradezu Felswerfungssommer, weil die Mannen im Eifer des Kampfes sich mit Steinen warfen, die nachher keiner mehr zu heben vermochte. Nur selten wird das düstere Bild dieser Parteikämpfe erhellt durch einige Lichtstreifen. Selten mag ein mächtiger Häuptling durch Androhung bewaffneten Einschreitens dem Landfrieden Geltung verschafft haben; noch seltener mag um des lieben Friedens willen der Gekränkte auf die Rache verzichtet haben.

Die ungewöhnliche Selbstwilligkeit dieser nordischen Naturen zeigte sich besonders bei der Einführung des Christenthumes. Im Jahre 981 kam Bischof Friedrich aus Sachsen in Begleitung eines bekehrten Isländers nach der Insel. Der Erfolg dieser Mission war ein geringer. Nachdem einige Wunder nur auf die nahen Verwandten gewirkt hatten kehrten Beide 986 aus dem Lande der hartköpfigen Heiden nach Altsachsen zurück. Besser ging es schon mit einer zweiten Bekehrung, die der rücksichtslose norwegische König Olaf ins Werk setzte; derselbe, der auch in seinem Lande und auf den Orkneys und Farörn das Christenthum eingeführt hatte. Seine ersten Sendboten arbeiteten nach Art der Heergesellen und die Tempel fielen unter den Axthieben der Frommen. Zeigte sich auch schon die Zersetzung des Heidenthumes in Ahnungen und beängstigenden Träumen, so behagte doch nicht dieser Modus der Bekehrung, und man verjagte auch jene Boten. Da ein Märtyrer also durchaus nicht aufstehen wollte, schickte Olaf einen Deutschen Namens Dankbrand nach Island. Dessen Vergangenheit hatte ihn zum Sendboten gemacht. Er plünderte einst auf eigene Faust das um die königlichen Pfründen liegende heidnische Land und ging, zur Sühne, nach Island, um dort die Lehre von der Ergebung in den Willen eines Höchsten auszubreiten. Ein alter Gode nahm Dankbrand und den Raufbold, welchen dieser als seinen Begleiter mitbrachte, freundlich auf und bekehrte sich, nachdem er vorsichtiger Weise vorher die Handlung der Taufe an einer ältern Frau hatte vornehmen lassen. Dankbrand mußte doch nicht sein altes Handwerk vergessen haben. Einige Todtschläge brachten ihm die Acht ein und nahmen ihm die weitere Gelegenheit, sein Werk zu vollenden. Wie groß mußte aber sein Schmerz sein, als vor seinem Weggange eine alte Heidin ihn zu ihrem Glauben bekehren wollte! Trostlos kehrte er zurück — und doch hatte diese Mission gewirkt. Die isländischen Christen traten jetzt am Ding in geschlossenen Reihen auf.

König Olaf ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen,

*) In Island erfolgte die Freilassung, sobald der Unfreie vom Goden am Ding eingeführt worden war; in Norwegen geschah dieselbe rechtliche Handlung durch das Freilassungsbier.

seine Glaubensgenossen zu unterstützen. Als einst zwei isländische Heiden in Drontheim landen, werden Beide festgenommen. Sie schickte er als letzte Sendboten nach der Insel, behielt aber wohlweislich die übrigen in Norwegen lebenden Isländer als Bürgen zurück. Die beiden Abgesandten wurden in die Dingversammlung eingeführt. Die trotzigen Christenmänner standen gewaffnet den hartköpfigen Heiden gegenüber. Der Landfriede war gebrochen, als noch zu rechter Zeit die gütlichen Reden einiger Christen den heidnischen Gesetzessprecher zu einem Vertrage bewegten. Nach diesem nimmt die Bevölkerung das Christenthum an, und die Tempel werden zerstört. Heimliche Opfer sind noch erlaubt, Aussetzung von Kindern und Genuß von Pferdefleisch ist noch straflos. Und wenn ja einer der Nordländer das kalte Taufwasser fürchtet, darf er auch in die warmen Quellen von Reykir steigen. Beide Parteien bequemten sich zur Annahme der Bedingungen und König Olaf hatte sein Werk vollendet.

Daß dieser formellen Bekehrung die materielle nur ganz langsam folgte, ist nicht allein auf Island zu finden. Derbheit und Rauheit blieben noch lange genug. Die heidnischen „Wiehte" mußten noch im Anfang des 12. Jahrhunderts verboten werden. Die Wallfahrten fanden Anklang, weil sie dem abenteuerlichen Sinne der alten Vikinger entsprachen. Doch auch später, nach Ausrottung der heidnischen Lehren, entwickelte sich die christliche Kirche nicht zu ihrem Vortheile.

Die Bischöfe blieben abhängig von der Landesgemeinde, weil sie keinen Schutz in dem zu entfernten Erzbischof finden konnten. Die Priester wiederum standen unter den Kirchenbesitzern, die, wie einst die Goden die Tempel, so jetzt alle kirchlichen Angelegenheiten verwalteten. Was Wunder, daß die Geistlichen mehr und mehr verweltlichten und daß trotz ihrer Theilnahme an den geistigen Bestrebungen des Volkes, z. B. an der Literatur, ihre Unwissenheit und Rohheit nicht abnahmen.

Diese eigenartigen staatlichen und kirchlichen Verhältnisse haben auch die Selbständigkeit des Freistaates vernichtet. Während aber in anderen germanischen Ländern innere staatliche Wirren und kirchliche Einflüsse zu einem Königthum mit kirchlicher Färbung führten, leiteten sie in Island zur Unterwerfung unter die norwegischen Könige über.

Der isländische Clerus, der nach Errichtung eines Bischofsitzes zu Drontheim straffer gezügelt worden war und ein Uebergewicht über die lockeren staatlichen Verhältnisse bekommen hatte, wendete seinen ganzen Einfluß auf den König Norwegens an, diesen zu einer Einmischung in die Angelegenheiten Islands zu bestimmen. Dem widersetzten sich auf das Heftigste die Häuptlinge, besonders diejenigen, welche durch Ankauf mehrerer Höfe höhere Macht gewonnen hatten und sich bereits mit Dienstmannen nach Art der Jarle umgaben. Blutige Kämpfe waren die nothwendige Folge, reizten aber auch den König zu immer neuen Versuchen. Diese wurden ihm erleichtert durch die Isländer, die im Dienste des Königs gestanden hatten und nach ihrer Rückkehr nach Island mit ihm verbunden blieben. Eine königliche Partei bildete sich allmälig auf der Insel, und nach erneuten Kämpfen setzte 1262 Gizurr, ein solcher Abgesandter des Königs, die Anerkennung der Oberhoheit Norwegens durch.

---

# Der untere Lauf des Jaxartes.

Von **Hermann Vambery.**

Mit den Forschungen, welche in der neuesten Zeit am untern Laufe des Oxus russischerseits gemacht worden sind, nicht minder aber auch mit der geplanten Zurückleitung dieses Stromes in sein altes, durch die Steppe nach der Balkansbucht führendes Bett, hängt auch die Frage des untern Laufes des Jaxartes eng zusammen. Dies um so mehr, da viel Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, den Sir-Derja mit dem Jeni-Derja, dieses am linken Ufer bedeutendsten Armes, vereinigen zu können. Im Angesichte solcher Möglichkeiten gewinnt das Mündungsgebiet der beiden centralasiatischen Flüsse immer mehr und mehr an Interesse, und es wird nicht überflüssig sein, auf Grund russischer Forschungen hier über den untern Lauf des Jaxartes Einiges zu sagen.

Das Gebiet dieses Flusses zerfällt in zwei verschiedene Theile. Der obere Lauf geht zumeist durch gebirgige Gegenden, die Strömung ist eine ungewöhnlich rapide und zu Culturzwecken kann das Wasser nur wenig verwendet werden. Ganz anders verhält es sich dort, wo der Jaxartes in die Ebene bricht, namentlich wo er den Aris aufnimmt, welcher Fluß denn auch als der letzte Zufluß aus den Ausläufern des Karataugebirges, als eigentliche Grenze des Steppengebietes angesehen werden kann. Vom Aris an weiter bis zur Stadt Turkestan ist der Einfluß des Sir-Derja so zu sagen in stetem Zanke mit dem Einflusse des Karataugebirges, indem erstgenannter den hier befindlichen Aeckern noch immer als Bewässerer dient, obwohl das Naß, welches er spendet, von nicht besonders reichlichem Maße ist. Der Karatau, hier nicht besonders hoch, arm an Schnee und Waldungen, hat außerdem noch eine gewisse Anzahl von Wasserquellen, die zur Irrigation während des ganzen Jahres hinreichen würden. Im Ganzen genommen sendet er in diese Gegend nur vier kleine Bäche aus, nämlich den Bugun, Tschajan, Bur-daschar und Ilan, von welchen nur der Bujun und Ilan einigermaßen und ersterer auch nur zu Anfang des Frühlings wasserreich sind. Die übrigen haben ein trübes Wasser und sind schon im April ganz ausgetrocknet.

Ueber Turkestan weiter hinaus ergießen sich noch drei Bäche: der Kara-Itschik, der Sauran und der Kara-Jaltak, die um Mitte März eine tiefe und schnelle Strömung haben, und bis zum Monat April behält nur noch der Kara-Itschik einiges Wasser, während die anderen zwei vollkommen austrocknen, vielleicht mit Ausnahme der ganz unmittelbaren Nähe der Berge, wo sich einige Eingeborene angesiedelt haben.

Gehen wir nun weiter nordwestlich gegen Sauran, so werden wir auch nicht einem einzigen Bergbache begegnen, der seine Wasser dem Jaxartes zuführt. Das culturfähige Land besteht hier aus höchstens 10 bis 15 Werst breiten zwei Strichen, die sich bis nach Dschulek hin ausdehnen, dem gegenüber die Karataukette, mit dem Vorgebirge Kara-Murun, gänzlich endet, und mit ihr auch die Culturfähigkeit des Sir-Derjaer Bassins. Ueber Dschulek hinaus sind nur die unmittelbaren Ufergegenden des Sir culturfähig, der von hier angefangen aber keinen Zufluß mehr aufnimmt und durch ein Steppengebiet hinzieht. Die ganze Strecke zwischen

Sauran und Tschulek ist von keiner besondern Bedeutung, da das Wasser nur aus Brunnen von einer Tiefe von zwei Saschen zu erhalten ist. Einige Theile der Steppe bewahren das Schneewasser etwas länger, welches, mit einer dünnen Salzkruste bedeckt, über die breiten Ebenen sich hingießt, während andere Theile ihre Bewässerung aus dem Sir-Derja erhalten, natürlich nur im Frühlinge und nicht auf lange Zeit.

Diese Wasserstreifen wurden mit dem Namen Derjalik bezeichnet. Sie haben den Anschein einer mit einer dünnen Flußschlammkruste bedeckten Ebene, an welchen Stellen denn auch später nach Abzug des Wassers unter dem belebenden Einflusse der Sonne vorzügliche Weideplätze sich erheben, wohin der Ikindschi (der Ackerbau treibende Kirgise) sein Vieh treibt. Hier athmet er von den schweren und harten Entbehrungen des Winters auf, und sammelt frische Kräfte für die Sommerarbeit. Uebrigens war das Uferland auf diesem Theil des Jaxartes nicht immer ohne Irrigation. Von der Station Tümsu-Arik sind noch jetzt zwei Hauptarterien bemerkbar, denen sich bald eine dritte anschließt, und die insgesammt drei Werst unterhalb erwähnter Station ausmünden, ein ganzes Canalsystem aufzeigen, welches erst bei den Ruinen Sunak-ata endete. Einige dieser Canäle sind noch vollständig gut erhalten, jedoch wasserlos, weil erstens der Sir selbst ungefähr fünfzig Saschen von der frühern Ausmündung sich entfernt hat, und weil zweitens das Wasser mit ungefähr 1½ Arschien vom Niveau sich gesenkt hat. Die Kirgisen haben es zwar mehrere Mal versucht, durch Vertiefung der Canäle Wasser zu erhalten, doch da dies ohne alle Berücksichtigung des Nivellirungssystems geschah, so blieb ihre Arbeit erfolglos. Daß die russische Regierung mit verhältnißmäßig geringen Kosten dieses Ziel erreichen und ein großes Stück nun wüst liegenden Landes urbar machen könnte, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Was das Ufer des Jaxartes anbelangt, so besteht dieses von Tschinas bis zu den Ruinen der ehemaligen Festung Jengi-Kurgan zumeist aus gemischtem Lehmboden; von da weiter wechseln Salzgründe mit Sandhügeln, durch welche letztere nur hier und da die Einförmigkeit der Uferlandschaft unterbrochen wird, die aber auch andererseits eine Art Damm gegen die Ueberschwemmung bei hohem Wasserstande bilden. Wo diese fehlen, läßt der Jaxartes zwischen Tschulek und Kasalinsk auch jährlich große Wasserstellen zurück, nach deren Abfluß oder Verdunstung der Boden mit einem gutbefruchtenden Schlamme bedeckt bleibt. Da bekanntermaßen zur Zeit der Ueberschwemmung des Jaxartes nicht alle Wasser sich ins Bett zurückziehen, so begegnet man oft 25 bis 30 Werst weit vom Ufer zahlreichen kleinen Seen, und wie viel des kostbaren Nasses auf diesem Wege zu Grunde geht, ist am besten aus der Ausdehnung des Kara-Uziak, Kuwan-Derja und Jengi-Derja ersichtlich. Diese ausgetretenen Wasser bilden beinahe ein ganzes Seensystem und sind fast durchgängig mit hohem Schilfe bedeckt, in welchem Tiger und Panther hausen.

Außer den erwähnten Seen existiren noch auf dem rechten Ufer der Kalali, der Sariköl, der Saitschaganak und die unter dem Namen Berkazan bekannten Seen. Auf dem linken Ufer befinden sich die Seen: Dscheran-tai, Chan-köl und eine Unzahl anderer, von ihrem sattelartigen Aussehen Ijerkül benannt. Die Seen sind den Kirgisen insofern nützlich, als sie ihnen als Wasserreservoire dienen, ihrem Vieh hinwieder als Weide, während sie das Schilf, welches auf denselben wächst, als Brennmaterial gebrauchen, ja in denselben sogar einen bedeutenden Fischvorrath halten können, z. B. Hechte, Welse, Barsche, Sandbarsche, Karauschen und sonstige, die zur Zeit der Ueberschwemmung von dem Fluß in die Seen fallen.

Wie schon erwähnt, besteht der Kara-Uziak aus einem ganzen Systeme von Seen, welche sich aus dem Sir-Derja speisen, in einer Ausdehnung von zwölf Werst von Perowski bis zur Station Kubas. Es ergießen sich vom Hauptstrome aus 5 bis 7 Bäche, von welchen der wasserreichste und der von Perowski zunächst liegende den Namen Tentek-Uziak führt. Die Bäche speisen die äußersten Seen, welche zu zwei Drittel die Perowskischen Weideplätze bewässern, während die übrigen durch den Canal Sar-karali weiterströmen. Diese Seen wären mittelst des Baches Bisch-arna mit den Wassern von Berkazan wohl leicht zu vereinigen, und Perowski würde sich sodann so zu sagen auf einer Insel befinden. Wenn die zwischen der erwähnten Stadt und Kubas befindlichen Canäle verstopft werden würden, so müßten die äußersten Seen in einigen Jahren austrocknen, und mit diesen zugleich der Canal von Bisch-arna. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß die Verhinderung der allzugroßen Ausbreitung des Seensystems dem Hauptstrome selbst sehr zu statten käme, da hierdurch die Schifffahrt auf dem Jaxartes bedeutend erleichtert würde. Wie bekannt, ist in russischen Regierungskreisen, um letzterwähntes Ziel zu erreichen, die Idee schon mehrere Mal aufgetaucht, man möge den Fluß Dschui, der ohnehin beim See Schamal-köl im Sande sich verliert, durch einen Canal mit dem Jaxartes vereinigen; doch hat Herr Zagrjaschski, dessen Aufsatz in der „Turkestanskija Vjedomostie" ich diese Daten verdanke, so ziemlich Recht, wenn er die Behauptung aufstellt, daß es viel leichter und minder kostspielig wäre, ein solches Ziel mittelst Durchgrabung des Kara-Uziak zu erlangen. Hinter Bisch-arna nehmen die Seen allmälig ab und es beginnt das wasserlose Steppengebiet des Kara-kum und Aris-kum.

Wenden wir uns nun dem linken Ufer des Jaxartes zu, so werden wir den zwei Hauptarmen von Jengi und Kuwan-Derja begegnen, welch letzterer Arm von seinem Ausflusse von Dschaman-Derja bis zu den Ruinen der ehemaligen Festung Altin-Kurgan den Namen Tschir-kül führt. Diese beiden Bäche, richtiger gesagt: Nebenflüsse des Jaxartes, hatten sich früher in den Aralsee ergossen, und zwar ist es von dem Jeni-Derja bekannt, daß er seinen Weg durch den See Altsche-Tengis, damals noch Süßwasser, und durch den Döwkara dahin nahm. Zur Zeit, als die Russen des Sir-Derja-Gebietes sich bemächtigten, wurden in der Absicht, den Chiwaer Nomaden eine Lebensader abzuschneiden, diese beiden Nebenflüsse untergegraben; das Wasser ergoß sich nicht in den See, sondern breitete sich rechts und links in großen Wasserflächen aus. Es entstand eine Unzahl von Seen, deren Zwischenräume, mit Schilf bewachsen, den Eingeborenen als Winterquartier und Weiden dienten. Hierdurch kamen natürlich zwei Bezirke von Perowski und ein Theil von Kasalinsk zu Schaden, indem diese Theile ohne Wasser blieben. Es steht ihnen auch heute nur Brunnenwasser zur Verfügung, und die armen Leute brauchen oft einen ganzen Tag, um ihr Vieh zu tränken. In Erachtung des großen Verlustes, welchen der Wassermangel erzeugte, haben die Kirgisen sich auch mehrmals an die russische Behörde mit der Bitte gewendet: man möge diese natürlichen Canäle, namentlich den Kuwan, wieder öffnen, eine Bitte, die bis jetzt unerfüllt blieb, weil man befürchtete, der Schifffahrt auf dem Dschaman-Derja zu schaden. Diese Befürchtung war natürlich ganz grundlos, weil die beiden Arme, ungefähr achtzig Werst von ihrem Ausgange verstopft, ihre Wassermassen auch jetzt ganz nutzlos verlieren, und anstatt ein ganzes Stück Land zu beleben, momentan nur einige Sümpfe und Moräste bilden.

Nicht weit von der Station Berkazan zieht ein anderer

Bach aus dem Jaxartes nach der Vertiefung von Tais-kül, eigentlich auch noch Berkazan genannt, hin. Das Wasser läuft dann in einer nördlichen Krümmung weiter, und endet nicht weit von Bisch-arna. Hier vereinigen sich die Gewässer infolge der Unachtsamkeit der Behörden und der Sorglosigkeit der Kirgisen mit dem Kara-Uziak vermittelst des Baches Bisch-arna. Zur Zeit der chokandischen Herrschaft gab es hier viel bessere und reichere Weiden, während heute selbst Schilf kaum anzutreffen ist. Die Verschlimmerung trat infolge der schnellen und tiefen Strömung des Berkazan ein. Man hätte zur Communication mit dem Dschulek eine Brücke erbauen sollen, anstatt dessen aber untergrub man den Bach und verwandelte dadurch dieses fruchtbare Stück Landes in eine Wüste.

Die zwischen dem Dschaman-Derja und Kara-Uziak befindliche Insel zieht sich in einer Länge von achtzig Werst von Südost nach Nordwest hin und hat auf der breitesten Stelle vierzig Werst Breite. Die dem Kara-Uziak zufallende Seite ist mit Schilf bewachsen, während die andere rein und mit kleinen Canälen durchschnitten ist. Von den letzteren sind die bedeutendsten der Ketken-Su, der Kara-Arik und der Arik-Ketken-Su, die natürlich zur Vergrößerung des Dschaman-Derja wohl wenig beigetragen haben. Der nordwestliche Theil dieser Insel war ehedem mit Saxaul bedeckt, das nun heute von der Garnison des Forts Nr. 2 als Brennmaterial gänzlich verbraucht wurde. Nur noch einige Stämme dieser so nützlichen Pflanze sind noch sichtbar, die aber auch bald verschwinden werden, was sowohl für die Colonie als für die Dampfschifffahrt von großem Schaden sein wird. In Kasalinsk muß man schon jetzt das Brennmaterial aus einer Entfernung von hundert Werst beziehen, und auch in Perowsk ist man in dieser Hinsicht auf den Kuwan-Derja hingewiesen.

---

# George Smith's assyrische Entdeckungen.

George Smith, der glückliche Entzifferer des Keilschriftenberichts über die Sünd- (Sint-) Fluth, hat soeben ein Werk über seine neuen Entdeckungen im alten Zwischenstromland veröffentlicht, welches den Titel führt: Assyrian Discoveries: an account of Explorations and Discoveries on the Site of Nineveh, during 1873 and 1874. By George Smith of the Departement of Oriental Antiquities. British Museum. With Illustrations, London, Sampson Low & Co. 1875. Ihm handelte es sich nicht darum, die Sammlungen von assyrischen Monumenten und Kunstwerken, die bereits ziemlich reichlich in den verschiedenen europäischen Museen vertreten sind, zu vermehren, es war ihm vor Allem darum zu thun, frische Materialien für das Studium der Sprache, der Literatur und der Geschichte des Landes zu beschaffen. Namentlich waren große Hoffnungen durch die Entdeckung einer Reihe von Inschriftencylindern und Tafeln erweckt worden, welche die älteste babylonische Legende von der Sündfluth, die Chroniken Esarhaddon's, Assurbanipal's, Sargon's und anderer Monarchen enthielten, und reichen Stoff zur Beurtheilung von Kunst und Wissenschaft lieferten. Smith giebt uns nun hierüber einen klaren, höchst anziehenden Bericht, den er mit einer historischen Einleitung versieht, welcher dann die Schilderung seiner neuesten im Auftrage des „Daily Telegraph" und des Britischen Museums unternommenen Expedition folgt.

Den Grund zu der wenig über dreißig Jahre alten assyrischen Archäologie legte 1842 Botta durch seine ersten Ausgrabungen in Kujundschik und Chorsabad; Grotefend's Entdeckung hatte vorher den Schlüssel zur Entzifferung der persischen Keilschriften gegeben. Layard, Rawlinson, Oppert, Schrader und Andere baueten weiter aus. Smith selbst trat in die Reihe der Assyriologen mit einer Arbeit über den von Jehu an Hasael gezahlten Tribut, deren Krieg in das achtzehnte Jahr der Regierung König Salmanassar's II. fällt, unter dem auch der berühmte, jetzt im Britischen Museum aufbewahrte schwarze Obelisk gemeißelt wurde, auf dem die Tributzahlung dargestellt ist.

Smith's nächstes Werk war die Geschichte Assurbanipal's; er hielt Vorlesungen über die Annalen Tiglath Pileser's, worin Berichte über Asariah, den König von Juda, und Pekah und Hosea, Könige von Israel, enthalten sind. Die erste Zeitbestimmung, die ihm 1868 gelang, war die der Eroberung Babylons durch die Elamiten, welche 1635 Jahre vor die Unterjochung Elams durch Assurbanipal, oder 2280 v. Chr. fällt. Es folgte dann die Entdeckung eines merkwürdigen assyrischen Kalenders, in welchem jeder Monat in vier Wochen getheilt und der siebente Tag, der Sabbath, als ein Ruhetag angezeichnet ist. Doch wagt es Smith nicht die Zeit zu bestimmen, in welcher dieser Kalender geschrieben worden ist.

So hatte Smith, obgleich noch jung an Jahren, bereits die Arbeit eines Veteranen vollbracht, als er im Januar 1873 England verließ, um auf dem classischen Boden Mesopotamiens neuen Schätzen nachzuspüren. Eine beschleunigte sechswöchentliche Reise brachte ihn über Marseille und Alexandretta, dann zu Pferde über Aleppo und die beschneiete Kette des Karadscha Dagh zu den mysteriösen Schutthügeln, nach denen er sich so lange gesehnt hatte. Ausgrabungen zu beginnen war indeß nicht so leicht wie er gedacht, denn sein Ferman war nicht genügend ausgestellt und der Locatpascha verbot ihm sogar die Hügel nur anzusehen! Da die Intervention des französischen Consuls in Mosul nichts half und ein britischer in dieser Stadt nicht vorhanden war, so entschloß Smith sich auf einem Schlauchflosse nach Bagdad hinabzufahren. So konnte er unterwegs noch die Ruinen von Kalah Schergat besuchen, die Stätte der alten Stadt Assur's, Assyriens Hauptstadt im 19. Jahrhundert v. Chr., deren Glanz allmälig vom 14. Jahrhundert an verblaßte und die dem aufstrebenden Ninive Platz machen mußte.

Von Bagdad aus unternahm Smith einen Ausflug nach Babylons Ruinen, der leider nur kurz war, ihm aber die Ueberzeugung verschaffte, daß hier ein weit reicheres Feld für Ausgrabungen als in Assyrien vorliege. Babylon, das alte, verschwindet aber allmälig durch die Barbarei unserer Tage gänzlich, denn die Eingeborenen betrachten es als eine Ziegelgrube und betreiben einen regelmäßigen Handel mit den alten Backsteinen. In der Izdubar-Inschrift ist die erste Nachricht der berühmten Stadt uns erhalten worden; damals wurde die babylonische Monarchie durch Vereinigung einer Anzahl kleiner Staaten gegründet. Das Datum der großen Gebäudereihe, welche die Tempel von

Merodach und Zirat-banit verknüpft, sammt dem Ziggurrat oder Thurm (dem „Hause der Gründung des Himmels und der Erde"), verliert sich in Dunkelheit. Sie wurden schon sehr frühzeitig vom Könige Agu oder Agukakrimi restaurirt, später von Hammurabi, der Babylon im 16. Jahrhundert v. Chr. zur Hauptstadt des ganzen Reichs machte. Die kürzlich entdeckten Annalen Babylons berichten von einer Reihe Einnahmen der Stadt durch assyrische Monarchen und darauf folgende Aufstände. Unter Nebukadnezar erreichte die Stadt den Gipfelpunkt ihres Glanzes; unter Cyrus 539 v. Chr. kam sie in die Hände der Meder und Perser und von der Zeit Alexander's des Großen an sank sie allmälig zu ihrem gegenwärtigen Ruinenstandpunkt herab.

Nachdem Smith endlich den nöthigen Ferman erhalten hatte, eilte er nach Ninive zurück, warf einen flüchtigen Blick auf Ervil, das alte Arbela, wo Alexander den Darius schlug und wo Ausgrabungen manches Wichtige zu Tage förderten. Beim Tempel Nabos begann Smith seine Ausgrabungen. Diese Stelle war früher als Granarium (Getreidespeicher) benutzt worden; man hatte einen tiefen Stollen in den Schutthügel gegraben, welcher mit verfaultem, vom Alter schwarz gewordenen Getreide gefüllt war. Der östliche und südliche Theil des Hügels waren ganz zerwühlt, da man hier Begräbnißstätten angelegt hatte. Man fand Särge von allen möglichen Formen, deren Inhalt aus Perlen, Ringen und anderm Schmuckwerk, zum Theil bis in die Zeiten Alexander's zurückreichend, bestand. Am 15. Mai ward ein glücklicher Fund gethan: zwischen allerlei Gerümpel kam im Palaste Sennacherib's das willkommene Fragment zum Vorschein, welches die 15 Zeilen enthielt, die nach Smith's Conjectur im chaldäischen Bericht über die Sündfluth noch fehlten. Außerdem fand er zugleich mit diesem Schrifttafeln von großem, geschichtlichem Werthe, das Bruchstück eines merkwürdigen Syllabars in vier Columnen und einen herrlichen Krystallthron, diesen leider ganz zerbrochen. Zur großen Enttäuschung des Forschers folgte aber auf diese schönen Entdeckungen seine Abberufung nach Hause. Im Juni 1873 war er wieder in England. Nicht ohne große Schwierigkeiten mit den türkischen Behörden konnte er die ausgegrabenen Schätze frei machen und in das Britische Museum überführen.

Aber schon am 1. Januar 1874 befand sich Smith wieder in Mosul; diesmal vom Britischen Museum abgesandt, welches 1000 Pf. St. für seine weiteren Forschungen ausgeworfen hatte. Allerhand Nergeleien der türkischen Behörden zwangen ihn, seine Arbeiten auf den Schutthügel von Kujundschik zu beschränken. Namentlich in und um die Bibliothekskammer Sennacherib's herum — die noch nicht zur Hälfte von Layard ausgeräumt war — machte er werthvolle Entdeckungen. Hier fand er über 8000 Bruchstücke von Schrifttafeln auf, die nach ihrer Lage und Beschaffenheit von einem Gemache im ersten Stockwerke des Palastes herabgestürzt waren. Höchst interessant ist die Entdeckung einer zweizinkigen Gabel aus Bronze, da Gabeln sonst aus so alter Zeit überhaupt nicht bekannt sind *). Sie galten noch als ein großer Luxusartikel, als gegen Ende des 11. Jahrhunderts sie von einer griechischen Prinzessin von Byzanz nach Venedig gebracht wurden. Eine andere Reliquie von hohem Werthe ist das Bruchstück eines Astrolabiums, welches, in Verbindung mit den kürzlich aufgefundenen astronomischen Tafeln, die von Sayce aufgestellte babylonische Himmelseintheilung und die Namen der Fixsterne erläutern hilft.

Der Himmel wurde in vier Regionen eingetheilt, der Gang der Sonne durch dieselben ergab die vier Jahreszeiten. Von dem hauptsächlichen Bruchstücke giebt Smith eine Uebersetzung. Was bisher als „Monat" und „Tag" gelesen wurde, soll nach Smith andere Bedeutung haben, nämlich für „Tag" ein Grad des Himmels und für „Monat" ein Zeichen des Thierkreises. Das assyrische Jahr bestand gleich dem jüdischen aus zwölf Mondmonaten, die durch gelegentliche Einschiebung eines Monats mit dem Sonnenjahre in Uebereinstimmung gebracht wurden. Es ist Smith gelungen, annähernd, in einigen Fällen aber sicher, etwa dreißig der wichtigsten Sterne zu identificiren. Vier derselben finden sich auf dem Bruchstücke des Astrolabiums, die Sterne Urbat und Addil im Scorpion und die Sterne Nibat-anu und Ubkagaba im Schützen. Der Stern Nibat-anu wurde bisher fälschlich für einen Planeten angesehen. Die Himmel und das Jahr wurden durch die Kreisform des Astrolabiums dargestellt, dessen Umfang in zwölf Theile getheilt war, in deren jedem die Anzahl der Grade bezeichnet war. Innerhalb derselben waren zwölf andere Abtheilungen näher dem Pol, die einen zweiten innern Kreis bilden, und in jeder der 24 Abtheilungen stand der Leitstern. Die Thatsache, daß auf der Tafel die vier Himmelsviertel nicht mit dem neuen Jahr beginnen, führte Smith zu der Untersuchung: ob das Vorrücken der Aequinoctien seit der Feststellung der babylonischen Astronomie gewechselt hat. Daß regelmäßige Berichte von den in den meisten großen Städten errichteten Observatorien eingesandt wurden, geht aus einer im Palaste Sennacherib's aufgefundenen Tafel hervor, welcher die von Abil-istar in der Stadt Akkad bei einer Mondfinsterniß gemachten Beobachtungen enthält.

Die Legenden von der Sündfluth, welche durch neue Texte erweitert und corrigirt wurden, erhalten ein weit charakteristischeres Ansehen als in den ersten nach fragmentarischem Material herausgegebenen Berichten. Der Name Izdubar's, den Smith bei seiner ersten Entdeckung in Verbindung mit den Sagen brachte, ist nur eine Muthmaßung. Er ist nun geneigt, diesen Heros mit dem Nimrod der Bibel zu identificiren. Die Legenden selbst setzt er in die Zeit des frühesten babylonischen Reichs, mehr als 2000 Jahre v. Chr. Der Heros, ein mächtiger Jägersmann oder Riese, riß die Herrschaft über das Land um Babylon an sich, vertrieb einen Tyrannen, welcher über Erech regierte und fügte dieses Land seinem Königthume hinzu. Er vernichtete ein Ungeheuer, welches das Land verwüstete, und empfing an seinem Hofe den großen Seher oder Astrologen Heabani, mit dessen Hülfe er die Häuptlinge Humbaba und Belesu unterwarf; er tödtete den göttlichen Stier und regierte über das ganze Land am Euphrat und Tigris, vom Persischen Golf bis zu den Bergen Armeniens. Heabani wurde von einem unbekannten Thiere „Tamabukku" getödtet und Izdubar, von Krankheit, wahrscheinlich Leprose, geschlagen, begab sich an die Seeküste, wo er mit dem göttlichen Heros zusammentraf, welcher der Fluth entrann. Die neuen Fragmente von Kujundschik geben diesem Heros den Namen Hasisadra — das ist der Xisuthrus des Berosus und Herodot. Hasisadra erzählt die Geschichte von der Fluth, die in manchen Einzelheiten von jener der Bibel abweicht und auf eine ältere Version hinweist. Andere Inschriften beziehen sich auf die Fluth; eine der ältesten erwähnt die „Stadt der Arche", welche in den Izdubar-Erzählungen Surippak heißt. Auf Cylindern und Gemmen ist Izdubar in seinem Boote abgebildet.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Legende ist, daß

*) Gabeln sind bei uns sehr jungen Datums; nach Lubbock (Vorgeschichtliche Zeit II, 157) waren sie in Nordeuropa bis zum 17. Jahrhundert unbekannt.

in ihr die Arche als ein regelrechtes Schiff erscheint, welches ins Meer gelassen und von Rudern fortbewegt wird. Dies ist sicher die Tradition eines seefahrenden Volkes, welches an der Euphratmündung mit dem Meere bekannt geworden. Die biblische Sage gehört dagegen einem Binnenvolke an, das aus der Arche eine Kiste machte, kein ordentliches Schiff. Die zwölfte Tafel der Reihe, welche uns die Himmelfahrt Heabani's erzählt, ist die wichtigste von allen, da sie uns zeigt, daß die alten Babylonier an Himmel und Hölle, sowie an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glaubten. Die Region der Seligen heißt „Samu“; in ihr herrscht „Anu“, der oberste himmlische Gott. Die Hölle hat verschiedene Bezeichnungen, „Matnude“, „Iskalli“ oder „Aralli“; sie wird beherrscht von Hea, dem Gotte des Oceans und der höllischen Regionen; dies ist also der assyrische Pluto.

Aus einem Gespräche zwischen Heabani und seinem eigenen Geiste oder Badukka geht hervor, daß die Babylonier an einen Geist oder eine Seele glaubten, die verschieden vom Menschen selbst war; Heabani's Seele oder Geist wird auf Befehl des unterirdischen Gottes Hea aus der Hölle entlassen und steigt zum „Himmel“ auf. Es braucht kaum erwähnt zu werden, wie dieses Vorwalten der geistigen Seite des Menschen und der Glaube an ein künftiges Leben von der mosaischen Vorstellung verschieden ist. Ethnologisch genommen ist das von hohem Interesse. Denn diese Thatsache bekräftigt wiederum die Ansicht jener — zu ihnen gehören nach Smith die meisten Assyriologen —, daß Civilisation, Literatur und Mythologie Mesopotamiens nicht das Werk einer semitischen Race waren, sondern von einem ganz verschiedenen Volke herrühren, das später von einem semitischen Stamme unterjocht wurde. Die Eroberer zwangen den Unterjochten ihre Sprache auf, aber sie nahmen von letzteren Mythologie, Gesetze und Literatur an.

Diese unterjochte Race, Urrace Mesopotamiens, ist provisorisch Akkad genannt worden, nach einer Genesis X, 10 erwähnten Stadt Nimrod's, welche Smith mit Agadi, der Stadt Sargon's, identificirt. Einige Gelehrte stellen dies erst bekannte Volk Mesopotamiens zu den „Turaniern“, allein damit ist gar nichts gewonnen und nur ein Name für den andern gesetzt. Hier werden künftige Entdeckungen noch manches Licht verbreiten und es wird weise sein, sich nicht zu sehr in Speculationen zu ergehen.

Feste Stützpunkte haben wir dagegen in der Chronologie des „Grenzlandes der Fabel“ gewonnen, von denen aus sich Schlüsse auf die Region des noch Unbekannten machen lassen. Ehe Smith seine Untersuchungen begann, waren nur die Namen von 28 babylonischen Königen aus der Zeit vor 747 v. Chr. aus Inschriften bekannt. Die jetzt von ihm aufgestellte Liste zeigt einen bedeutenden Fortschritt in der Chronologie und Geschichte der frühesten Könige. Die Inschriften aus der Zeit vor der Fluth ergeben nicht wenige Berührungspunkte mit dem Kanon von Berosus und bestimmte Daten für die elamitischen Könige gehen zurück bis 2280 v. Chr. Unter ihnen ragt hervor Kedor Laomor (Genesis XIV, 4. 5). Die geschichtlichen Könige Assyriens datiren von Ismi-dagan 1850 v. Chr. Ein Vertrag, den Kariindas, König von Babylonien, mit Assyrien abschloß, trägt in Smith's Liste die Jahreszahl 1450 v. Chr. Die Reihenfolge der assyrischen Könige ist weit vollständiger und klarer als jene der babylonischen, wenn sie auch nicht so weit zurückgeht.

Die kleineren kürzlich entdeckten Texte sind auch höchst wichtigen und ansprechenden Inhalts. Sie handeln von Geographie, Naturgeschichte, Zauberei, bösen Geistern, Gesetzen, Contracten u. s. w. Eine Tafel, welche Smith photographiren ließ, enthält einen Hymnus an das Licht, theils in „turanischer“, theils in assyrischer Sprache. Eine andere, leider arg verstümmelt, enthält einen babylonischen Schöpfungsbericht; eine dritte giebt die Erzählung von den sieben bösen Geistern. Ferner finden wir den Verkaufscontract des Grundstücks Bahai in der Nähe der Stadt Lahiru an der elamitischen Grenze mit den Namen der Parteien und dem Siegel des Gouverneurs Nergal-ilai, zur Zeit Esarhaddon's, 670 v. Chr; den Verkauf eines Mädchens, Anadalati mit Namen. Sie war eine Tochter Sayaradu's. Verkäuferin war eine im Palaste Sennacherib's (687 v. Chr.) beschäftigte Frau mit Namen Talija. Einige Syllabare und zweisprachige Inschriften sind für den Sprachforscher von hohem Werthe.

Gewiß, wenn Smith's neue Sammlungen erst gehörig ausgebeutet sind, werden noch höchst wichtige Ergebnisse für die Wissenschaft zum Vorschein kommen. Aber schon das vorläufig hier Mitgetheilte genügt um zu zeigen, daß seine Entdeckungen sich dem wichtigsten bisher auf dem Gebiete der Assyriologie Bekanntgewordenen würdig anschließen *).

*) Wir lesen im „Athenäum“ vom 13. Februar Folgendes: „G. Smith hat untre den assyrischen Tafeln im Britischen Museum auch die Legende von der Erbauung des babylonischen Thurmes gefunden. Diese Entdeckung ist von nicht geringerer Wichtigkeit als jene in Bezug auf die Sintfluth.“

# Aus allen Erdtheilen.

### Sukragrastavichitrasuryoparâgah!

Der Venusdurchgang hat die Federn auch indischer Gelehrten in Bewegung gesetzt; in Madras sind zwei Abhandlungen über diese wichtige astronomische Erscheinung gedruckt worden. Die eine, in Urdusprache, führt den Titel: Quiran i Zurah, or the Transit of Venus, By Raghunata Achârya; die andere in Sanskrit vom Panditen Sundareswara, in Govindapura, hat als Titel eines der sesquipedalia verba, an welchen diese Sprache so entsetzlich reich ist: Sukragrastavichitrasûryoparâgah, — 30 Buchstaben! Beide Gelehrte sind in löblicher Weise bestrebt gewesen, ihren Landsleuten die Sache recht klar zu machen; Herr Ragunatha insbesondere hat recht gut verstanden, den Gegenstand klar zu behandeln. Die Sanskritabhandlung ist übersetzt worden auch in das Telugu, Tamil, Malayalam, Canaresische, Maharatti, Hindustani und selbst ins Englische. Die Form der beiden Abhandlungen ist verschieden; jene in Urdu-Hindustani ist eine Unterhaltung zwischen einem Schriftgelehrten (Panditen) und einem Siddhânti, d. h. einem Physiker („inductiven Philosophen“); dieser letztere erläutert dem erstern den Gegenstand und führt ihm zu Gemüthe, daß Naturbeobachtung die Grundlage der wahren Wissenschaft bilden müsse, giebt an, zu welcher Secunde die Venus in den

Mittelpunkt der Sonne eintrete rc., zeigt die Zeitbestimmung für eine Anzahl verschiedener Oertlichkeiten in Indien und ist vollständiger als die andere Abhandlung. Für die Eingeborenen wird Manches schwer verständlich sein, z. B. raletiv harezantal pyârâlaks für relative Horizontalparallaxe. Immerhin bleibt es dankenswerth, daß jene Gelehrten sich die Mühe gegeben haben, ihren Landsleuten darzuthun, von wie großer Bedeutung für die Wissenschaft der Venusdurchgang ist.

## Geographische Bezeichnungen der Chinesen.

Eine Anfrage darüber giebt uns Anlaß zu folgenden Notizen. Der Lazarist Huc, dessen „Wanderungen durch das chinesische Reich" (deutsch, Leipzig 1855) vortrefflich und ansprechend geschrieben sind und über das Leben des Volkes interessante Schilderungen bringen, hatte in der Provinz Honan Unterredungen mit einem wohlunterrichteten Mandarinen. Dieser sagte ihm: „Wir nennen den glücklichen Bewohner Eures erlauchten Landes Si yan jin (das j französisch ausgesprochen). Si ist Westen, Yang Meer, jin Mensch, also seid Ihr Männer oder Menschen der Meere im Abendlande. Das ist die allgemeine Benennung. Wenn wir die verschiedenen Völker bezeichnen wollen, so thun wir das so genau wie es unsere Schriftzeichen gestatten; wir sagen also Fu lang saï jin, d. h. fa ran zösische Männer (— die Chinesen haben bekanntlich kein R —). Wir greifen bei den Abendländern eine auffallende Erscheinung auf, welche wir bei dem einen oder andern Volke bemerken; so bezeichnen wir die In ki li (Engländer) als Hung mao jin, Menschen mit rothem Haar; — die Ya me li kien (Amerikaner) als Hao ki jin, d. h. Leute mit der geblümten Flagge, weil die letztere bunt gesprenkelt ist. Du siehst, daß alle diese Dinge eine bestimmte Bedeutung haben."

Es leidet, sagt Huc, keinen Zweifel, daß die Benennungen Schina und Schinesen aus China, richtiger Schina, stammen. Die Chinesen haben stets ihr Reich nach dem Namen der jeweiligen Dynastie bezeichnet, so z. B. im hohen Alterthum als Thang, Yu, Hia rc. Unter den Kaisern aus der Handynastie heißen die Chinesen Menschen von Han und dieser Ausdruck ist in den nördlichen Provinzen noch jetzt bräuchlich. Die gegenwärtige Mandschudynastie hat den Titel Tsing, d. h. rein, angenommen, und so heißen die Chinesen jetzt Tsin jin, während sie unter der 1644 gestürzten Dynastie der Ming als Ming jin bezeichnet wurde. Es ist gerade so als hätten die Franzosen sich nach den bei ihnen regierenden Familien Carolinger, Capelinger rc. genannt.

Die Bezeichnung China ist in Ostasien sehr allgemein im Gebrauche; wir haben ihn von den Malayen übernommen, welche das Land Tschina nennen. Sie kannten das Land zum mindesten schon im dritten Jahrhundert vor Christus, als der berühmte Kaiser Tsin ischen kuang das südliche China nebst Tonkin unterwarf und erobernd bis zum heutigen Cochinchina vordrang. Mit diesen Ländern standen die seefahrenden Malayen in unmittelbarem Verkehr und kamen dort auch mit den Chinesen in Berührung, welche damals nach der herrschenden Dynastie Tsin hießen; sie nannten das Land Tschina, weil sie kein aspirirtes Ts haben. Auch die Hindu sagten so und von ihnen kam das Wort zu den Arabern, welche dasselbe als Sin, Sina, ihrem Alphabete anpaßten. Die Portugiesen nahmen die malayische und Sanskritbenennung Tschina für das südliche China an, denn das nördliche wurde von den Nachbarvölkern anders benannt.

Die Chinesen selber haben für ihr Land verschiedene Bezeichnungen. Die älteste noch allgemein gebräuchliche ist Tschung kuo, Land der Mitte. Den chinesischen Geschichtschreibern zufolge rührt sie her aus der Zeit des zweiten Kaisers der Tscheu-Dynastie, der am Ende des zwölften Jahrhunderts vor Christus regierte. Damals war China in mehrere Fürstenthümer getheilt, deren jedes sich als Reich bezeichnete. Tscheu kung, des Kaisers Oheim, nannte die Stadt Lo yang in der heutigen Provinz Ho nan, wo jener damals seine Residenz hatte, Reich der Mitte, und das war auch ganz richtig, weil sein Gebiet sich in der Mitte des damaligen China befand. Die Bezeichnung ist dann allmälig auf das ganze Reich übergegangen, und sie ist nicht im Mindesten lächerlich. Die Chinesen nehmen keineswegs an, daß ihr Reich „in der Mitte der Welt" liege. — Das Land führt auch weiter die Benennungen: — Tschung hoa, Blume der Mitte; — Tien tschao, himmlisches Reich; — Tien hia, unter dem Himmel, was etwa auf das Orbis der Römer hinauskommt.

## Aus Nordamerika.

Die Einwanderung nach Texas aus anderen Staaten der Union ist sehr beträchtlich. Aus den statistischen Angaben geht hervor, daß dieser Staat an Bevölkerung stärker zunimmt als irgend ein anderer in der Union, denn im Jahre 1874 sind durchschnittlich in jedem Monate 15,000 Köpfe angelangt. Wenn die Einwanderung in solcher Weise fortdauert, würde Texas nach Verlauf von etwa sechs Jahren zwei Millionen Einwohner zählen, die gegenwärtig vorhandenen Ziffern hinzugerechnet. Beträchtlich wird der Zuwachs immerhin bleiben in Folge der Ausdehnung des Bahnnetzes, welchem entlang große Bodenstrecken unter Anbau gelangen.

— Californien und Oregon produciren viel Flachs, bis jetzt aber hat man nur den Leinsamen benutzt und die Faser — weggeworfen. Nun endlich ist eine Fabrik gegründet worden, welche den Flachs verspinnen und verweben will; zunächst wird sie grobe Waaren, Stricke und Säcke liefern. Den Rohstoff hat sie billig, da sie im Livermore Valley die Tonne (2000 Pfund) mit 10 Dollars einhandelt. In den östlichen Staaten wird sie mit 75 bis 100 Dollars bezahlt. Das Klima Californiens ist für den Flachsbau ganz vortrefflich geeignet.

— Die Wollproduction Californiens hat 1874 sich gestellt auf 39,358,781 Pfund und mit den vom Vorjahre übrig gebliebenen Vorräthen und den Einfuhren aus Oregon 44,654,821 Pfund. Verkauft wurden 36,888,701 Pfund, die mit 8,182,000 Dollars Gold bezahlt wurden. Im Jahre 1873 betrug die Wollproduction nur 30,955,169 Pfund, 1872 erst 23,105,468 und 1871 nur 22,187,188 Pfund. Man ersieht daraus, wie rasch dieselbe in wenigen Jahren gestiegen ist.

— Wenn man erwägt, daß vor 1848 kaum eine Handvoll weißer Menschen in Californien wohnten, so überraschen die nachstehenden Angaben. Hier liegt in materieller Beziehung ein geradezu beispielloser Fortschritt vor. Die „California Staatszeitung" schreibt: Unser Staat producirte im vorigen Jahre 20 Millionen Centner Weizen, von denen er 11 Millionen exportirte. Die Totalausfuhr von Mehl und Weizen in 18 Jahren ist 63,650,000 Centner, die fast ganz auf die letzten 7 Jahre fallen. 253,250,000 Fuß Bretter und 275,000 Tonnen Kohlen wurden in unserm Hafen gelandet. Wir producirten 40 Millionen Pfund Wolle, 7 Millionen Gallonen Wein, 4,240,000 Pfund Tabak. Der Gold- und Silberertrag der Pacificküste war 75 Millionen. In 18 Jahren producirte dieselbe 706 Millionen Dollars. Roheisen verarbeiteten wir 14,816 Tonnen. Blei lieferte ein einziges Schmelzwerk in hiesiger Stadt 10,000 Tonnen, wovon 8000 Tonnen nach den Staaten gingen. Unsere Münze prägte im letzten Jahre 27,329,000 Dollars. In den letzten 18 Jahren hat sie geprägt 377,329,000 Dollars. Unsere Einfuhr zur See betrug 31,500,000 Dollars, die Ausfuhr zur See 28,500,000 Dollars. Der Tonnengehalt der eingelaufenen Schiffe aus atlantischen und fremden Häfen beträgt 778,118 Tonnen, aus Pacifichäfen 1,548,841 Tonnen mit 4206 Schiffen. Der Tonnengehalt der einlaufenden Dampfer aus fremden Häfen war 275,268 Tonnen. An Frachten von Segelschiffen aus fremden und atlantischen Häfen wurde bezahlt 4,163,970 Dollars, an Zöllen 7,898,182 Dollars. Das Unterschatzamt der Vereinigten Staaten nahm in den letzten sechs Monaten ein 19,431,937 Dollars und gab aus 17,060,763 Dollars. Die Grundeigenthumsverkäufe betrugen 3854 Grundstücke für 23,893,903 Dollars. Die Depositen in den Sparbanken

waren 70 Millionen, in den Handelsbanken 30 Millionen. Das eingezahlte Capital und die zurückgehaltenen Reservefonds in den Handelsbanken betrugen 40 Millionen Dollars, so daß also 140 Millionen für Bankzwecke vorhanden sind, also 200 Dollars für jeden Mann, Frau und Kind im Staate. Unsere incorporirten Compagnien vertheilten 25 Millionen an Dividenden. In den Stockboards wurden für 260 Millionen Minenactien gekauft und die Einwanderung betrug 62,000 Seelen, wobei außerdem noch die natürliche Bevölkerungszunahme in unserm an Kindern reichen Staate in Betracht kommt.

* * *

— Herr J. W. Homfroy in London ist mit der Herausgabe eines Vocabulariums der Sprache der Mincopis beschäftigt. Wir wissen bis jetzt sehr wenig über die Sprache dieser Bewohner der andamanischen Inseln.

— Der Walfischfang, welcher von Rhedern mancher Häfen in den neuengländischen Häfen betrieben wird, ist seit einer Reihe von Jahren nicht eben vortheilhaft ausgefallen und die Zahl der auf denselben ausgesandten Schiffe hat abgenommen. Aber in 1874 ist die Ausbeute wieder besser geworden. Die Walfischfahrer von New Bedford haben 32,203 Barrels Spermöl und 345,560 Pfund Fischbein heimgebracht. Die nordamerikanische Walfischflotte verlor wenig Schiffe und der Fang war gut, den im Ochotskischen Meere ausgenommen, welcher sehr schlecht ausfiel. Am 1. Januar 1875 bestand diese Flotte aus 193 Schiffen mit 37,733 Tonnen gegen 171 mit 41,191 Tonnen im Vorjahre.

— Am Weihnachtsabend in Südbrasilien. Weihnachten ist die wahre Julzeit für den Deutschen. Wohin ihn in der weiten Welt das Schicksal verschlagen haben mag, sobald das Ende des Jahres herannaht, wird die tiefe Sehnsucht nach dem Vaterhause wach, nach dem heiligen Abend mit dem flimmernden Tannenbaume und den heiteren Festtagen. Freilich ist der „Dannenboom mit sinen grönen Telgen“ nicht überall zu haben und gerade er eignet sich doch so prächtig zum Aufstecken der Lichter und zum Anhängen der vielen schönen Siebensachen, an welchen Jung und Alt seine Freude hat.

Unsere Landsleute in Südaustralien und Victoria z. B. finden im Lande keine Tannenbäume, aber vermittelst der Dampfschifffahrt geht es an, sich dergleichen aus Californien kommen zu lassen. Die in Chile haben Nadelholz und eine hübsche Araucaria nimmt sich nicht minder stattlich aus als unsere Tannenbäume. Jene in Südbrasilien müssen sich behelfen, so gut es eben geht, aber die Palme, so stattlich sie erscheint, kann doch den Dannenboom nicht ersetzen.

Das ist einem Mecklenburger, Alfred Waeldler, in der Provinz Rio grande do Sul (in welcher mehr als 50,000 Deutsche in bestem Wohlstande leben und vaterländische Sprache und Sitten tapfer und rechtschaffen bewahren) am heiligen Abend 1874 so recht tief ins Gemüth gedrungen und in sehnsüchtigem Heimweh hat er den Kopf auf die Hand gestützt, in der Volksmundart des obotritischen Landes seiner Stimmung in einer Weise Ausdruck gegeben, die etwas Rührendes hat. Es ist wohl das erste plattdeutsche Gedicht, welches in Brasilien gedruckt wurde. Wir finden es in der „Deutschen Zeitung“ von Porto Alegre Nro. 103 vom 26. December. Beiläufig möge bemerkt werden, daß Herrn Waeldler's Schreibart des Plattdeutschen ebenso irrational ist, wie jene Fritz Reuter's, dessen Sprache sehr oft auch nur „Missingisch“, in buntschäckiger Weise mit hochdeutschen dem Sassischen ganz fremden Wörtern durchsprenkelt ist; man findet hochdeutsch gedachte Dinge mit plattdeutschen Wörtern ausgedrückt und vieles manchmal incorrect wiedergegeben. Wir haben an der Schreibart einiges nur geändert, um den Text verständlicher zu machen.

Wihnachtsabend in de Frömd'.

Nu brennen to Hus woll de Dannenböm
Un Allens freu't sick un lacht,
Un nahsten denn hebbens so selige Dröm,
Kind Jesus hett jo Jeden bedacht.

Min Mutting alleen wäll noch spät in de Nacht
— De Thron ut de Ogen ehr fällt —
„Kind Jes het den Enen doch nich bedacht,
„De is jo so wit in de Welt!“

De En, min leiw' Mutting, de En det bün ick,
Mi hett dat Kind Jes nich bedacht,
För mi giw't keen Lust un ken hüslich Glück,
För mi giw't keen hillige Nacht.

Ick sitt so verlaten, so trurig, alleen
Wo de Palmenboom ragt in dat Land,
Wo de Sünnenstrahl gleuh't up dat Felsengesteen
Un stütt mi den Kopp in de Hand.

Da denk ick torüg an de glückliche Tid,
Wo ick ök vör den Dannenbom 'stahn,
Min Hart ward so weik, min Hart ward so wid,
As füng' dat to bläuden mi an.

Da swewt mi dat Bild von den Kerkenplatz vör,
Von dat Vor'ehus trulich un still,
Sneeschanzen liggen bet dicht vör de Dör
Un de Flocken de drieben ehr Spill.

Wat kümmert de Snee mi, is't Hart doch so heet
Un tüht an de Laden mi ran,
In de Laden to'r Rechten en Knastlock ick wet,
Wo nah binnen man 'rinkiken kann.

Da stahn se denn All üm den Dannenbom
Un freuen sick öwer fin Licht,
Un ick? Ick stah buten un kik, et is'n Dröm,
In Mutting ehr leiwes Gesicht.

Wo lücht' ehr de Freud' ut de Ogen so warm,
As se Jeden hett geben sin Deel,
Dunn küssen's ehr All und nehmen's in'n Arm
Un seggen: „dat wir (war) jo to veel.“

Min Karlbreure *) woll an den Klavzimbel **) geit
Un spelt den schönen Choral,
Dat olle, dat leiwliche Wihnachtsled
„Von'n Häwen hoch kom ick hendal“ ***)

Un as nu dat Vörspill to En'n is gahn
Von de leiwliche Melodie,
Dunn stimmen de Annern so fröhlich mit an
Un ick? — — Ick bin nich darbi.

Ick sitt so verlaten, so trurig, alleen,
Wo de Palmenboom ragt in dat Land,
Wo de Sünnenstrahl gleuh't up dat Felsengesteen
Un stütt mi den Kopp in de Hand.

Alfred Waeldler.

*) Karlbreure = Bruder Karl.
**) Klavzimbel = Clavier.
***) Vom Himmel hoch da komm ich her.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

# Bilder aus den Niederlanden.

## IV.

## Auf Zuid Beveland.

Zuid Beveland liegt östlich von der Insel Walcheren und ist von derselben durch das sogenannte Sloe getrennt; im Süden wird es vom Hout, dieser Wester-Schelde, bespült, an der Ostseite von der Oster-Schelde; der Flächeninhalt beträgt etwas mehr als 6 Geviertmeilen, auf welchen ungefähr 25,000 Einwohner leben.

Man bezeichnet Walcheren als den Garten von Seeland und Süd-Beveland mit vollem Recht als den Speicher und Gemüsegarten. Die Ländereien, welche dem Meere abgewonnen wurden, sind überaus fruchtbar und bedürfen keines Düngers; man macht sie aber nicht ohne große Mühe nutzbar. Der Schorne, Schlamm, welcher sich ablagert, wird durch künstliche Mittel zurückgehalten und namentlich auch dadurch, daß man Rohr und Schilf anpflanzt, die ungemein dicht stehen und zu einer mächtigen Höhe emporwachsen. Sobald die Ablagerung die geeignete Höhe erreicht hat, poldert man sie ein und schützt sie durch Dämme; diese verhalten sich zu den Schutzdeichen (Dyken), welche die Meereswellen abhalten, etwa wie Landwege, Vicinalstraßen, zu den Landstraßen.

Die Dörfer haben viel Anmuthendes. De Coster und Dillens, welche von der Südostseite her das Eiland zu Fuße durchwanderten, kehrten zunächst in Rilland in der Schänke ein, deren Schild das alte Abzeichen der Geusen trug, das heißt ein Frauengesicht im Profil, das aus einem halben Mond hervorschauet. Unter demselben las man: „Müder Wanderer, ruhe ein Weilchen hier im halben Mond aus.“ Vor dem Hause standen prächtige Linden, Bäume, welche jetzt im Junimonat erquickenden Schatten gaben.

**Krabbendyke** ist ein ansehnliches Dorf mit schnurgeraden Straßen; hier sind die Fensterladen nicht mehr grün und gelb sondern roth und weiß; statt der Linden hat man Birnbäume gepflanzt. Den Wanderern war es auffallend, daß an einem Bauernhause mächtige Haufen von Strohschütten aufgethürmt waren. Dadurch wurde angedeutet, daß Jemand gestorben sei. Sobald der Tod eingetreten ist, gehen die Dienstleute in die Scheune und binden Stroh, das je nach dem Alter des Gestorbenen niedriger oder höher über einander gelegt wird. Hier war ein Mann hoch in den Achtzigen gestorben und jetzt eben sollte das Begräbniß stattfinden. Einem Todten, der nicht verheirathet war, steckt man einen Strauß von Buchsbaum auf den Strohhaufen.

Bei Leichenbegängnissen geht es sehr umständlich her. Zunächst muß ein Knecht des Bauerhofes allen Verwandten in der Runde das Ableben anzeigen und wo er das thut, allemal eine Mahlzeit einnehmen, was keine leichte Arbeit ist. Zwei andere Dienstleute kleiden den Todten an; er bekommt ein weißes Hemd, wird in Leinwand gewickelt und dann im Hause auf Stroh gelegt. Alle Spiegel und Bilder werden umgekehrt, die Zeiger der Uhr angehalten und man räumt



Unter dem Zelt auf der Kirmeß.

alles Porcellan, Kupfergeschirr ꝛc. fort. Inzwischen kommen die Verwandten und Freunde und drücken der Wittwe ihre Theilnahme aus. Sie hat die Obliegenheit, unter unablässigem Weinen die vielen Tugenden des Verstorbenen zu rühmen; er sei so gut und sanft, so mildthätig und gar kein Trinker gewesen, — „aber nun ist er im Himmel!“

Inzwischen sind im größten Zimmer lange Tische und Bänke aufgestellt worden; auf der einen Seite nehmen die Frauen Platz, ihnen gegenüber die Männer. Neben großen mit Kaffee gefüllten Krügen stehen umfangreiche Schüsseln mit Butterbrot. Alle Teller müssen schlicht weiß sein. Die Männer stopfen in ihre irdenen Pfeifen fein geschnittenen Tabac, rauchen und unterhalten sich. In früheren Zeiten mußte Alles, was beim Trauermahle genossen wurde, weiß oder schwarz sein, mit Ausschluß jeder andern Farbe; man aß geschlagene Milch mit Korinthen, und Schollen, weil diese Fische eine schwarze Haut und sehr weißes Fleisch haben.

Um Mittag setzt sich der Zug in Bewegung, nachdem der Zeiger an der friesischen Schlaguhr wieder in Bewegung gesetzt worden ist. Sie muß die Minute angeben, in welcher



Schützenkönig.

der Leichnam der Erde übergeben wird. Die Männer tragen langen Flor am Hute, die Frauen ein weißes Taschentuch, mit dem sie die Thränen abwischen. Ehemals hatten sie ein Töpfchen, um die Zähren darin aufzufangen. Aechzen, Stöhnen, Schluchzen und dann und wann ein Aufschrei gehört zur Sache. Bevor der Zug sich bewegt, verliest ein Mann die Namen derer welche mitgehen und in welcher Reihe sie folgen sollen. Er ist der Voorman, welcher mit dem „Domine“, dem Dorfpastor, voran geht. Auch dieser muß tapfer und herzhaft weinen; der hinter ihm folgende Geneesheer, Arzt, hat das nicht nöthig. Der Rouwsluiter, eben der Mann welcher die Namenliste verlas, ist der letzte im Zuge, der etwa 50 Leute zählte. Die beiden Söhne des Verstorbenen folgen zunächst hinter der Bahre. Auf dem Friedhofe nimmt der Todtengräber seinen Hut vom Kopfe und sein Priemchen Tabac aus dem Munde, dankt, daß man dem Seligen die letzte Ehre erwiesen und schließt damit, daß er seinerseits für alles Uebrige sorgen werde.

Das Gefolge zieht ab; vor dem Hause des Verstorbenen hält es an. Denn auch der Voorman hat Freunden, Ver-

wandten und lieben Nachbarn Dank zu sagen für die Ehre, welche man dem Seligen erwiesen. Nun aber muß man sich stärken und tritt ein. Die Leichenträger werden als Diener betrachtet und tafeln in einem besondern Zimmer; in der Herrenstube trägt man Kartoffeln, gesalzene Fische und Brot auf. Der Domine spricht ein Gebet; während desselben halten die Bauern ihre Hüte vor das Gesicht, gähnen und blicken auf die dampfenden Speisen. Nach der Mahlzeit giebt der Domine noch ein Gebet zum Besten und liest ein Capitel aus der Familienbibel vor. Damit sind seine Verrichtungen zu Ende; er geht dann und mit ihm der Geneesheer; die Bauern aber unterhalten sich nun munter über Heu, Vieh und Ernteaussichten; dabei trinken sie Thee bis gegen sechs Uhr. Dann ist die Feier vorüber, die Wittwe aber muß am achten Tag ans Grab gehen und dort weinen.

Hauptstadt von Zuid Beveland ist Goës, ein trister Ort mit 5000 bis 6000 Einwohnern. Die prächtige gothische Kirche ist von alten Häusern und engen, winkeligen Straßen dermaßen verbauet, daß man von ihr so viel wie nichts sieht, den Thurm abgerechnet. Da die lieben Christen bekanntlich zu allen Zeiten so überaus verträglich unter einander gewesen sind, so erklärt es sich leicht, daß diese Kirche in Goës durch eine hohe Mauer in zwei Theile gesondert worden ist. Auf der einen Seite beten die Protestanten und auf der andern die Bekenner der päpstlichen Religion. Bemerkenswerth ist ein Alterthümermuseum; das Archiv enthält wichtige Urkunden und Münzen.

Die Wanderer rasteten im Slot van Oostende, einem Gasthaus, in welchem zumeist nur Bauern und Fuhrleute einkehren. Das Gebäude hat einst glänzende Tage gesehen,



Schmiede in Kruiningen.

denn dort wohnte Jakobäa von Bayern und hielt dort Hof mit den vornehmen seeländischen Edelleuten, unter denen Franz van Borselen ihr Herz gewann in der Zeit, da Philipp von Burgund, den man als den Guten bezeichnete, der aber ein grausamer und verschmitzter Mann war, sie in schwere Bedrängniß gebracht hatte. Die treffliche Fürstin lebt noch heute im Munde des Volkes und man findet ihr Bild in manchen Häusern. Vor dem Slot van Oostende steht ein alter Maulbeerbaum und die Sage erzählt, daß im Jahr 1421, als er schon zweihundert Jahr alt gewesen, Jakobäa im Schatten desselben geruht habe. Daran glauben die Leute steif und fest. Abgesehen von jenem Baum hält man in Seeland wie überhaupt im germanischen Norden große Stücke auf die Linde. Sie ist ja der Baum Freya's, der Baum der Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit. Unter der Linde sprachen die Richter das Urtheil, und als die Christen die Länder überzogen und ihre semitischen Religionsvorstellungen mit Zwang an die Stelle des altgermanischen Glaubens setzten, wandelten sie den Baum der Freya in einen Muttergottesbaum um. Die Germanen aber pflanzten nach wie vor den aus der heidnischen Zeit her so lieben Lindenbaum vor dem Haus und vor der Kirche und auf Kreuzwegen in freiem Felde, wo sie dann allerlei Fetischbilder anbrachten.

In den Niederlanden und auch in Seeland hat die Frau eine geachtete Stellung. Sie verrichtet keine schwere Arbeit auf dem Felde und wird nie beim Torfstechen beschäftigt; wohl aber hilft sie bei der Getreideernte und wirft den Dre-

schern die Garben auf die Tenne. Sie besorgt den Haushalt und den Stall, und nimmt bei Tische zuletzt ihre Stelle ein, weil sie vorher als gute Wirthin dafür sorgt, daß Alles in bester Ordnung sei.

Von Goës gingen De Coster und Dillens wieder nach **Kruiningen**. Unterwegs begegneten ihnen mehrere **Speelwagens**, hübsche, in Federn hängende Kaleschen; in einer derselben saß ein strammer junger Bursch, der auf einer Kirmeß in der Nachbarschaft zum **Schützenkönig** erklärt worden war. Er war mit einer Menge von Medaillen, einem Vogel und mehreren anderen Siegeszeichen behängt, fühlte sich in seiner Würde und hielt an, als die beiden Wanderer ihm guten Tag sagten. In Kruiningen wurde Alles geputzt und blank gemacht, denn am andern Tage sollte die Kirmeß beginnen. Die Wanderer fanden Unterkommen in einer **Schmiede**.

Am andern Morgen sahen sie, wie einige junge Leute auf einem Blocke mit Aexten großes Gewürzbrot in kleine



Zank in der Schänke.

Stücke zerhackten; man nennt das die **Koel-Kappery**. An einer andern Stelle wurde nach einem hölzernen Papagey geschossen. Ein sehr tadelnswerthes „Vergnügen" ist **Kat in de ton**. Man steckt die Katze in ein Faß, das an einem Stricke hängt. Gegen dasselbe führen junge Bursche der Reihe nach Schläge mit einem Knüttel und wer dasselbe zerschlägt, so daß die unglückliche, schwer gepeinigte Katze hinaus kann, wird zum König ausgerufen.

Kirmeß überall, auch in **Heikenzand**, das ein katholisches Dorf ist. Die beiden flamischen Wanderer, welche selber der römischen Religion angehören, entwerfen von demselben eine ungünstige Schilderung. Die Bauern dort tragen keine lila oder blauen Wämmser, außer bei Trauer, sondern solche von scharlach oder purpurroth und geblümt; die Frauen setzen sogenannte Schäferhüte auf. Man glaubt bei diesen Bauern gar nicht mehr in Seeland zu sein; die Männer sind streit- und händelsüchtig und haben keine rechte Zucht. De Coster schreibt:



Hochzeit in Kruiningen.

„Dillens entwarf eine Skizze des sogenannten Tages der Jugend, den man auch als Unter den Zelten bezeichnen kann. Wir saßen in einem kleinen Hofe vor dem Garten, in welchem Bauern und Bäuerinnen waren. Es mochte etwa sechs Uhr Nachmittags sein und ich schrieb Notizen nieder. Da kam ein schlank gewachsener Bursch heran, warf auf Dillens einen Blick und fragte mich unverschämt und herausfordernd: Was schreibst Du da? — Ich antwortete französisch: Das geht Dich nichts an. Einige Nebenstehende redeten ihm zu, er solle Frieden halten, er höre ja, daß die Herren Fremde seien. Gleich nachher trat ein anderer Bursch, der unheimlich genug aussah, an uns heran. Seine Gefährtin, ein junges Mädchen, sah uns freundlich an und sprach mit Lächeln: Goeden Dag, lieve Heeren. Das verdroß den Burschen; er warf uns einen grimmigen Blick zu und ging mit dem Mädchen fort, das uns wieder freundlich grüßte. Als wir nach etwa einer Stunde in eine andere Schänke eintraten um auch dort Studien zu machen, fanden wir dort jenen Burschen wieder und sein Mädchen begann, offenbar um ihn eifersüchtig zu machen, wieder das frühere Mienenspiel. Er saß unbeweglich da und blickte nicht auf; es ging etwas in ihm vor und wir bemerkten, daß er sein Messer aus der Tasche zog; es war eines von der Art, welche auch zum Werfen benutzt werden. Plötzlich schlug er die Augen empor und im Nu pfiff das Messer an meinem Ohre vorüber. Es fiel hinter mir zu Boden. Ich nahm es auf, hielt es in der linken Hand, hatte in der rechten meinen schweren Stock mit einem Bleikopfe, ging auf den Frevler zu, der sich zu einem Lächeln zwang, legte das Messer vor ihm auf den Tisch und sagte: Hier hast Du es wieder. Er zitterte als er sah, daß ich ausholen wollte und rief: Wenn Du auch nur muckſest, so schlage ich Dich todt! Er verhielt sich ruhig; die anderen Leute suchten uns zu begütigen und sagten, er sei ein Taugenichts, der gar nicht ins Dorf gehöre. Dann warfen sie ihn vor die Thür und das Mädchen folgte ihm."

Draußen auf dem Platze geht es lärmend genug zu. Auf einem Gerüste vor einer mit Leinwand verhängten Bude, die mit Bildern von allerlei wirklichen und fabelhaften Thieren geschmückt ist, spielen deutsche Musikanten auf. Zwei Gaukler schreien die Bauern an, die mit offenem Munde dastehen und verkündigen welche Herrlichkeiten und Raritäten in der Bude zu sehen sind; so etwas wurde in den Niederlanden noch niemals gezeigt; wer nicht hinein kommt und nicht ein Dubbeltje daran wendet, begeht ein Verbrechen an sich selber. Der Gaukler führt dann ein bildschönes junges Mädchen vor, das wunderlich aufgeputzt ist, und gleichfalls zum Eintreten auffordert. In einem Zelte wird unter der Jugendkrone getanzt. Diese ist ein großer Kronleuchter mit mehreren Armen, eine Art Symbol für die „Gilde der Jugend", einem Verein der jungen Leute im Dorfe. Die Gilde hat ihre Satzungen, einen Bürgermeister, Schreiber und Boten. Wer aufgenommen werden will, muß ein Loos ziehen, nachher Eintrittsgeld zahlen und dabei ein Lied singen. Wenn er heirathet muß er die Gildecasse mit einer Beisteuer bedenken.

„Heute wird Einer todtgemacht!" sagte in Kruiningen die Tochter der Wirthin. — „Aber wer denn? Ist man denn hier so grausam?" Das junge Mädchen lachte und sprach: „Das nun gerade nicht. Jeder Junggeselle bringt sich um, wenn er heirathet. Wir haben eine Hochzeit im Dorfe."

Braut und Bräutigam gehen im Zuge voran; hinter ihnen Vater und Mutter; jener mit sehr ernsthaftem Gesicht, diese sehr betrübt. Dann folgen die verheiratheten Verwandten und hinter ihnen kommt ein Schwarm junger Leute, die Flinten und Pistolen abfeuern, auch Kanonenschläge werden losgelassen. In den Niederlanden gilt bekanntlich die Civilehe, gegen welche in Deutschland ein widerwärtig bornirtes Pfaffenthum so viele kindischalberne Einwendungen macht. Der Zug begiebt sich zum Bürgermeister, welcher nach Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften zu den Verlobten spricht: „Im Namen des Gesetzes erkläre ich Euch für verehelicht." Sobald diese Worte gesprochen sind, nimmt die junge Frau ihre Hoofdnald, diese goldene Platte, von der linken Stirnseite und schiebt sie auf die rechte; dann gehen Alle zur Kirche, wo der Domine eine kirchliche Einsegnung vornimmt.

Das Hochzeitsmahl fand im großen Saale des Gasthauses der Frau Block statt. Ueber dem jungen Ehepaare schwebte eine aus buntem Papier hergestellte Krone; sie enthielt ein mit Blumen umwundenes Kreuz, um Freuden und Leiden der Ehe anzudeuten. Es ist herkömmlich, daß die jungen Mädchen im Dorfe diese Krone verfertigen. Alle Gäste sind willkommen und vertilgen bis zum Abend eine erkleckliche Menge von Korinthen und Rosinen, Kalbfleisch, Speck, Kaffee, Bier, feinen Liqueuren, Süßwein und gezuckerten Getränken. Ihre Mittel erlauben ihnen das, denn sie haben einen vortrefflichen Magen.

Nicht fehlen darf der Dorfpoet. Da steht er in seiner sammetmanchesternen Kleidung und giebt in weinerlichem Ton und mit näselnder Stimme sein Carmen zum Besten; zwei Musikanten spielen dabei Flöte und Geige. Der Vater des Bräutigams lacht und ist guter Dinge, die Mutter der Braut dagegen muß weinen, so viel die Augen nur hergeben.

---

# Die Steinhaufen.

Eine ethnographische Musterung. Von **Richard Andree**.

## I.

In der Prager Judenstadt liegt Beth-Chaim, der alte Friedhof mit seinen zahlreichen bemoosten Grabsteinen, über welche knorrige, wild durcheinander wachsende Fliederbäume im Frühjahre ihre Wohlgerüche ausströmen. Wer die alten jüdischen Malsteine näher betrachtet, wird auf vielen von ihnen, namentlich jenen berühmter Männer und Frauen, eine Menge kleiner Steinchen aufgehäuft finden, zu denen jeder Herantretende ein neues fügt. Es sind Opfergaben, Zeichen der Verehrung für den Dahingeschiedenen, und kein frommer Jude, der vorübergeht, unterläßt es, diesem alten Gebrauch nachzukommen.

Im Herzogthum Anhalt herrscht heute noch die Sitte,

daß jeder Vorübergehende auf eine bekannte Mordstätte im Walde einen Zweig legt, so daß mit der Zeit an solchen Stellen sich große Reisighaufen ansammeln [1]).

Unter den Wallfahrtsorten des Salzkammerguts steht obenan der des heiligen Wolfgang mit dem eine heilige Quelle umschließenden Kirchlein. Von zwei Seiten gelangt man auf steilen, steinigen Waldpfaden dahin. Die Wallfahrer, mitunter selbst weit her aus Bayern, tragen mit höchster Anstrengung schwere Steine hinauf zum Heiligthum, weil die Sage geht: sobald genug Steine bereit, werde der Heilige eine neue große Kirche bauen; schon sieht man große Haufen zusammengeschleppter, auch mehr als centnerschwerer Steine liegen [2]).

In der Provence ist es Sitte, daß Jünglinge, ehe sie selbständig werden, die Höhe von St. Baumé besuchen, um dort am entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens eine kleine Steinpyramide zu bauen, bei der sie Gelübde ablegen [3]).

Genau derselbe Brauch, den wir hier durch vier Beispiele aus der Mitte unseres civilisirten Erdtheils belegten, findet sich allenthalben auf der Welt wieder und läßt sich überall gleichmäßig nachweisen, so daß er als einer der universellsten überhaupt angesehen werden muß. Es ist einer der Züge, welche durch das ganze menschliche Geschlecht gehen, die, in ihren Grundbedingungen sich gleich bleibend, nur hier und da leicht modificirt sind.

Peschel, welcher schon darauf aufmerksam macht und eine Anzahl Belege beibringt [4]), benutzt diesen Gebrauch neben mehreren anderen, die allgemeine Verbreitung besitzen, um zu zeigen, „daß die abgelegensten Völker und die äußerlich am wenigsten sich nahe stehenden Menschenracen in ihren geistigen Regungen sich auf eine so überraschende Weise begegnen, daß wenigstens in Bezug auf das Denkvermögen die Einheit und Gleichheit der Menschenart nicht bezweifelt werden kann.“ Näher geht er auf eine Erläuterung dieser auf den ersten Blick sonderbar erscheinenden Sitte nicht ein; es sei daher gestattet, an der Hand zahlreicher Beispiele, welche schon an und für sich die Universalität der Sitte darthun, eine Erklärung derselben zu versuchen.

In der Errichtung der Steinhaufen (und ihrer Stellvertreter aus anderm Material) haben wir die älteste und ursprünglichste Form aller Monumente zu erblicken; sie sind zunächst Erinnerungszeichen an irgend eine auf ihrer Stätte vorgefallene That, gleichviel ob gut oder böse, ein Zeugniß für dieselbe zur Ueberlieferung an künftige Geschlechter. Aber nicht bloß Thaten sollen durch diesen Brauch verewigt werden, sondern auch Personen, und so werden denn Gräber mit diesen Steinhaufen geschmückt, wobei das allmälige, opfernde Herzutragen der Steine durch verschiedene Personen zu verschiedenen Zeiten das Charakteristische bleibt. Auch als Male der Dankbarkeit treten uns diese Steinhaufen entgegen, errichtet von Wanderern, welche, nach zurückgelegter gefahrvoller Reise, sei es in Wüsten, sei es im Hochgebirge, sie als Ausdruck des Dankes der Localgottheit widmen, zugleich aber als Zeichen für ihre Nachfolger auf mühevollem Wege, der dadurch erleichtert wird, so daß hiermit der Steinhaufen gleichsam zum Wegweiser wird. An sich ist er jedoch stets als Opfer aufzufassen und zwar als das billigste, einfachste und bequemste, welches sich darbietet, indem der Wanderer nur einen Stein vom Wege aufhebt, um ihn, frommen Sinnes, zu bereits vorhandenen hinzuzufügen. Je länger der Brauch durch Geschlechter hindurch fortgesetzt wird, desto mehr verdunkelt er sich; der ursprüngliche Sinn und Inhalt geht verloren, wenn auch die mechanische Ausübung noch fortgesetzt wird. Uebrigens wechselt das Material, wenn auch der am leichtesten zu erreichende Stein vorherrschend bleibt. Für ihn tritt ein Lappen, der vom Gewande abgerissen und geopfert wird, auf, oder ein Zweig vom nächsten Baume, Haare, dem Pferde des Reisenden aus der Mähne gerauft, Hörner, oder die am Wege liegenden Knochen gefallener Thiere, endlich ein ausgespieener Cocaballen und dergleichen.

Der Gebrauch, Steinchen aufeinander zu häufen, war schon bei den alten Juden ein ziemlich weit verbreiteter, wie verschiedene Stellen in der Bibel beweisen. Als Laban mit Jakob einen Bund machte, „nahm Jakob einen Stein und richtete ihn auf zu einem Mal, und sprach zu seinen Brüdern: Leset Steine auf. Und sie nahmen Steine und machten einen Haufen und aßen auf denselben Haufen. Und Laban hieß ihn Segar-Sahadutha; Jakob aber hieß ihn Gilead. Da sprach Laban: Der Hause sei heute Zeuge zwischen mir und Dir, daher heißt man ihn Gilead [5]). Auch über Gesteinigten wurden große Steinhaufen errichtet, so über Achan, den Josua steinigen ließ [6]), und über dem todten Absalom [7]). Verschieden von diesem Gebrauche Steinhaufen zu errichten sind die gleichfalls wiederholt in der Bibel vorkommenden Malsteine, die manchmal geölt wurden [8]).

Noch heute geht durch die ganze semitische Welt dieser uralte Brauch und die Stabilität orientalischer Sitten und Gewohnheiten zeigt sich auch auf diesem Gebiete. Burckhardt erwähnt von den Arabern errichtete Steinhaufen von 20 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 2 Fuß Höhe, die durch allmäliges Aufwerfen der Vorüberziehenden errichtet wurden [9]). Die heidnischen Nosairier im nördlichen Syrien haben heilige Orte auf Hügeln und Bergen, wo sie Steine aneinanderreihen, Opfer, Rauchwerk und Gebete darbringen [10]). Ganz so wie über dem todten Achan und Absalom Steinhaufen errichtet wurden, geschieht dies noch jetzt in Arabien. Während der eines gewöhnlichen Todes Verstorbene in der Erde bestattet wird, häuft man über Ermordeten Steinhaufen auf; von Wrede zählt an einer einzigen Stätte Hadhramauts nicht weniger als 17 solcher Steinhaufen [11]).

Als Burckhardt sich 1814 zu Damer am obern Nil befand, sah er, wie ein Scheich ein Gefäß mit weißen Steinchen brachte, über welchen Gebete abgelesen wurden. Sie waren bestimmt, auf das Grab eines Gestorbenen gestreut zu werden; dies galt als verdienstliche Handlung. Die Leute glaubten, daß die Seele des Todten, wenn sie künftig das Grab besuche, diese Steine wie Rosenkranzperlen benutzen könne [12]).

Im Wadi Mokatteb der Sinaihalbinsel liegt der

---

1) Die Bewohner Palavans, an der Nordostküste der Philippineninsel Luzon, warfen „nach fromm geübtem alten Brauch“ im Walde einen Steinhaufen auf, zum Andenken an einen dort Umgekommenen. Semper, die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869. S. 55. Bei den Sandwich-Insulanern wurden von den Siegern über den Gebeinen der von ihnen Erschlagenen kleine Haufen Steine aufgeschichtet, die Trophäen des Sieges vorstellen sollten (Will. Ellis, Narrative of a tour through Hawaii, London 1826).

2) L. v. Ransonnet im Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins VI, S. 175. Wien 1870.

3) Bastian im Archiv für Anthropologie III, S. 2.

4) Völkerkunde S. 25.

5) Genesis 31, 45—48.

6) Josua 7, 26. 7) 2. Sam. 18, 17.

8) Genesis 28, 18. 35, 14. — 1. Sam. 7, 12.

9) Travels in Syria and the holy Land. London 1822, p. 46.

10) A. v. Kremer im Ausland 1872, S. 556.

11) A. v. Wrede's Reisen in Hadhramaut. Braunschweig 1870. 239. 266.

12) J. L. Burckhardt, Travels in Nubia etc. London 1819. Fast überall zwischen Nil und Rothem Meere sind die Gräber mit mühsam zusammengelegten Steinchen bedeckt. Bei den Bischarin (Schweinfurth in der Zeitschrift fur Erdkunde II, 24. 1867), bei den Mensa (Brehm im Globus III, 167, wo fälschlich die Bemerkung gemacht wird, diese Grabhügel seien Abessinien eigenthümlich).

Felsen Hesy el Chattatin, von dem die Araber annehmen, es sei jener, aus dem Moses den Quell geschlagen. Der Engländer Palmer fand ihn rings von Steinchen in kleinen Haufen umgeben, von denen Folgendes erzählt wird. „Als die Kinder Israel sich bei dem wunderbaren Strome niederließen, und, nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, sich der Ruhe hingaben, machten sie sich das Vergnügen, Steinchen auf die Felsblöcke in der Nähe zu werfen. Das wurde zu einem Gebrauche, welchen die heutigen Araber zur Erklärung an das Wunder aufrecht erhalten und von dem sie glauben, daß er besonders Mose demjenigen geneigt mache, der ihn übe. Wer einen kranken Freund hat, wirft in seinem Namen und in der Zuversicht auf seine baldige Besserung ein Steinchen [13])". Hier tritt uns bereits die Idee eines Opfers entgegen, welche im Verlaufe unserer Mittheilungen sich noch weit deutlicher erweisen wird.

Die Osseten im Kaukasus haben ihre besonderen heiligen Stätten im Gebirge, wo sie Steinhaufen an gefährlichen Wegstellen errichten, bei denen sie beten und sich von alten Männern Weissagungen holen. Diese Stellen sind entweder dem Propheten Elias, ihrem Hauptpatron, oder St. Georg, St. Nicolaus, St. Michael gewidmet. Elias (Ellai) ist bei ihnen der Herr der Felsengipfel (Eldar Tschoppei). Ueber einem vom Blitze Erschlagenen richten sie einen hohen Steinhaufen auf und neben diesem stecken sie eine hohe Stange in den Boden, an welcher das Fell eines schwarzen Ziegenbockes flattert [14]).

Vambery fand bei der heiligen Stadt Kum in Persien massenhaft kleine Steinhaufen, die von frommen Pilgern unter Recitirung von Hymnen aufgehäuft wurden. Hier und da war auch ein Strauch mit bunten Fetzen behängt. Jeder will ein Zeichen seiner Achtung niederlegen und der eine nimmt zu den Steinen, der andere zu den Fetzen seine Zuflucht. Früher soll es Sitte gewesen sein, daß jeder Vorübergehende in derartig verehrte Bäume einen Nagel hineinschlug, welches ein uralter Gebrauch und wahrscheinlich der Ursprung des bei uns Vielen so fabelhaften „Stock im Eisen" ist [15]). Ganz dasselbe findet bei Meschhed statt. „Beim ersten Anblicke der berühmten Stadt pflegen die frommen Schiiten unter Anhäufung kleiner Steinhügel und Behängung der Gesträuche mit verschiedenen bunten Fetzen ihrem gepreßten Herzen durch Anstimmung von Hymnen und Liedern Luft zu machen" [16]).

Fehlen Steine, sei es in sandiger Wüste oder im flachen Schwemmlande, so greift der Vorüberziehende zu andern Stoffe, vielfach zu Knochen; so dienen in der Wüste Chiwas die sorgsam gesammelten und zusammengelegten Gebeine der umgekommenen Menschen und Thiere als Wegweiser [17]).

Im tibetischen Gebiete des Buddhismus finden sich Steinhaufen auf jedem Passe, auch auf manchen Berggipfeln. Sie heißen dort Labchas und ein Paß in Spiti heißt geradezu Labcha-La, der Steinhaufenpaß. In diesen Steinhaufen werden die Gebetflaggen der Buddhisten befestigt und als Opfergabe fügen die Wanderer noch Ammoniten, oder auch die Knochen und Schädel des Ovis Ammon hinzu [18]).

Anderer Art waren die Steinhaufen, welche die Engländer von der Forsyth'schen Expedition (1870) in der Gegend von Leh (Ladak) fanden. Sie heißen Manes und jeder Stein auf der Oberfläche trägt die Sanskritworte: Om mani padme hum, jenes Schiboleth der Buddhisten, welches bedeutet: Heil dem Kleinod im Lotoskelche, nach Manchem aber eine obscöne Nebenbedeutung hat, worauf auch der am Ende manches Manes befindliche phallusähnliche Steinkegel hindeutet. Diese Steinhaufen erreichen mitunter die Länge einer halben englischen Meile, sind fest gebaut und da sie 6 bis 8 Fuß hoch und 10 bis 15 breit sind, so muß die Anzahl der beschriebenen Steine oft hoch in die Tausende gehen. Es ist daher wohl glaublich, daß die Lamas für manchen Mane mehr als 60,000 Thlr. nach unserm Gelde bezahlt haben. Sie befinden sich stets neben den Straßen und haben zu beiden Seiten einen Fußweg, weil die Eingeborenen beim Vorbeigehen sich stets links davon halten. Vor einer wichtigen Unternehmung pflegt der Tibeter zu einem Lama zu gehen und sich einige solche Steinplatten mit den mystischen Worten darauf zu kaufen und auf einen Mane zu legen; dadurch sichert er sich den Erfolg bei seinem Vorhaben [19]). Cooper wies genau dieselben Manes weit im Osten, bei Ta-tsien-lu, nach. Es ist dies die Grenzstadt der chinesischen Provinz Sze-tschuen gegen Osttibet. Er beschreibt sie als little mounds, composed of flad pieces of slate, on which was inscribed the Thibetan prayer of „om mani padme hum" und bildet auch eine solche Schieferplatte ab [20]).



Schieferplatte mit Om mani padme hum. Nach Cooper.

Für uns ist das Wesentliche, daß die Schieferplatten einzeln als fromme Opfergaben auf den Mane gelegt werden, der so allmälig entsteht.

Daß neben dem Mane auch der einfache rohe Steinhaufen in Tibet vorkommt, ersehen wir gleichfalls aus Cooper. Er wurde in der Gegend von Atenze am obern Mekong (hier Lan tsang Kiang genannt) wider seinen Willen nach Landesbrauch mit einer jungen Tibetanerin verheirathet. Mit ihr zog er weiter ins Gebirge, wo das Mädchen vor dem ersten großen Steinhaufen — welche gewöhnlich in Tibet den höchsten Punkt der Berge bezeichnen — betete. Diese Cairns, welche zuweilen dreißig Fuß hoch sind, werden von Reisenden errichtet, die, wenn sie vorüberziehen, einige Steine

[13]) G. Ebers. Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1872. S. 188.

[14]) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus und nach Georgien. II, 601. 606.

[15]) Vambery, Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Pesth 1867. S. 138.

[16]) Vambery, Reise in Mittelasien, Leipzig 1873. S. 249.

[17]) Vambery, a. a. O. 149. Genau so in der peruanischen Wüste zwischen Islay und Arequipa, wo Stunden weit die Knochen gefallener Maulthiere den Weg bezeichnen. Marcoy im Tour du Monde VI, S. 89 und im Globus.

[18]) Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien III, S. 115. 74. Samuel Turner (Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo Lama, Hamburg 1801. S. 229. 256) giebt an, daß die mit Gebetfahnen besteckten Steinhaufen die Grenze zwischen Butan und Tibet bezeichnen. „Sie sollen zugleich ein Zaubermittel gegen die über das Gebirge herrschenden Deutas sein."

[19]) Lahore to Jarkend by G. Henderson and Allan O. Hume. London 1873.

[20]) Cooper, Travels of a Pioneer of Commerce. London 1871. p. 208. Turner (a. a. O. 123. 177) schildert die Denkmale mit Om mani padme hum in Butan als 12 bis 15 Fuß lange, 8 Fuß hohe und 2 Fuß dicke Mauern, die aber in der Mitte dicker als an den Seiten sind.

dem Haufen hinzufügen, welche sie beim Hinaufsteigen sammelten; dabei murmeln sie Gebete. Lamas, die des Weges kommen, errichten Stangen, an denen ein Stück Seide oder Chatah-Zeug befestigt ist, und welche Flaggen gleichen. Nie geht ein Tibetaner an einem solchen Cairn vorüber, ohne einen oder zwei Steine auf den Haufen zu werfen und ein Gebet zu sprechen. Diese Steinhaufen, welche den Reisenden an seine Pflichten gegen Buddha gemahnen, sind darum so werthvoll, weil sie den Fremden die Paßübergänge nachweisen [21]).

In der ganzen Mongolei ist dasselbe der Fall; hier heißen die Steinhaufen Obo.

A. Poussielgue beschreibt den Obo bei den Chalkas-Mongolen zwischen Urga und Kiachta. Er fand ihn in einer schwierigen Felspassage; es waren zwei roh gemeißelte Felsblöcke, welche ein Buddhabild darstellen sollten. Bei denselben stand eine große Graniturne, um Weihrauch darin zu verbrennen; ringsherum eine große Anzahl Stangen bedeckt mit Fetzen, Papier, Gebetrollen, ja selbst mit Geldbörsen und Gegenständen aus edlen Metallen — alles Opfergaben. Die mongolischen Begleiter Poussielgue's begnügten sich damit, sich vor dem Obo niederzuwerfen und ein Stückchen von ihrem Pelzkleide zu opfern. Les obos ne sont autre chose que des autels en plein air consacrés par des lamas célèbres [22]).

Bei den Jakuten tritt vicariirend Pferdehaar an die Stelle der Steine. Längs den Wegen sieht man oft Bäume dicht behangen mit Pferdehaaren, zu denen jeder vorüberziehende Reiter einen neuen Beitrag aus dem Schwanze seines Gauls liefert. Die Bäume standen immer an den höchsten Punkten steiler Hügel, recht als opfere man die Pferdehaare zum Dank nach einer mühsamen Besteigung. Die Jakuten, welche Adolf Erman begleiteten, wußten keinen Grund mehr für diesen Gebrauch anzuführen als den des alten Herkommens. „Indessen ergab sich die religiöse Bedeutung dieses Gebrauchs schon aus dem Namen: eines Sühnopfers für den Ljeschei oder Waldgeist [23]).“

[21]) Cooper, a. a. O. 275 und nach ihm im Globus.

[22]) Poussielgue, relation de voyage de Shanghai à Moscou. Im Tour du Monde XI, 246 (1865). Nach Erman, Reise um der Erde II, 197, opfern die Buräten am Obo guten Geistern und stellen bei ihnen Ringübungen und andere körperliche Wettkämpfe an.

[23]) Erman's Reise um die Erde II, 307. 318. — Auch die Kalmücken im Altai opfern in gleicher Weise Pferdehaare auf den Steinhaufen (Obo) oder einen Zweig bei gefährlichen Flußübergängen. Hier tritt so recht die Gleichwerthigkeit des Steines, Pferdehaares und Zweiges hervor. Radloff im Globus XI, 278.

# Zur Morphologie der geographischen Grenzen.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde. Von **G. C. Petzet** in Breslau.

## I.

Begriff und Arten der geographischen Grenzen. — Natürliche Grenzen. — Nasse Grenzen. — Meere. — Thalassische Verbindungen. — Flüsse als Grenzmittel.

Von geographischen Grenzen spricht man in einem engern und in einem weitern Sinne. Strenger genommen werden mit jenem Ausdrucke diejenigen physisch hervortretenden oder auch nur gedachten Linien bezeichnet, welche auf der Erdoberfläche Länder und Meere, klimatische Regionen und geographische Verbreitungsgebiete von einander abscheiden, während im erweiterten Sinne dieselbe Bezeichnung auch auf solche Abgrenzungen der Erdoberfläche angewendet wird, die nur auf politischen, historischen und statistischen Gestaltungen und Theilungen beruhen.

In dem ersten Sinne gezogen können die Grenzen sowohl nach den verschiedenen Bestimmungsgründen als nach den verschiedenen Zeiträumen, welche für dieselben angenommen werden, auch durch und über einander hinweggehen. Ist dies theilweise schon bei so verwandten Unterscheidungsmerkmalen wie Isothermen — Isotheren und Isochimenen — der Fall, so findet es noch häufiger Anwendung bei den Verbreitungsgebieten von Arten und Geschlechtern der Thier- und der Pflanzenwelt sowie bei den geologischen Verschiedenheiten der Erdrinde. Auch die Abgrenzung geographischer Gebiete nach der Höhenlage der Erdoberfläche ist von morphologischer Bedeutung, indem sowohl die durch Erhebung als die durch Vertiefung gegen ihre Umgebung sich abscheidenden Regionen in Beziehung auf Klima, Flora u. s. w. den sonstigen Zusammenhang der größeren Flächen unterbrechen und mehr oder minder beträchtliche Enclaven bilden.

In Beziehung auf die Abgrenzung der Meere, und zwar sowohl was Untergrund und Tiefe, als was die Abscheidung der Wasserschichten nach Strömung, Schwere, Salzgehalt und sonstige Eigenschaften betrifft, stehen wir bei dem Mangel umfassenderer Beobachtungen noch in den Anfängen einer genauern Erkenntniß. Selbst bei scheinbar so wohldurchforschten Meerestheilen wie der Nordsee haben erst die letzten Jahre die wichtigsten Aufklärungen geliefert.

Wie so manche andere Frage der Wissenschaft hat auch diejenige nach Wesen, Arten und Formen der geographischen Grenzen in verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Entwickelungsstufen nicht überall und immer die gleiche Beantwortung gefunden. So hat man früher Flüsse, größere wie kleinere, und ebenso Gebirge, ohne Rücksicht darauf, ob sie den doch meist unschwer zu erkennenden Charakter der Markscheide tragen, unbedingt für geeignete politische, ja wohl gar für natürliche Grenzen angesehen und demzufolge bei Abgrenzungen zwischen Staaten und Bezirken oft die widernatürlichsten Mißgriffe gemacht. Die Fortschritte wissenschaftlicher Forschung einerseits, wie andererseits die mannigfachen Veränderungen, die sich auf dem Gebiete der Staaten, der Nationalitäten und der allgemeinen Cultur vollzogen haben, konnten auch auf die Betrachtung und Behandlung unserer Frage nicht ohne Einfluß bleiben; sie mußten vielmehr derselben immer neue Seiten abgewinnen lassen, durch welche frühere Anschauungen vielfach berichtigt und hellere Einsichten in die maßgebenden Verhältnisse erreicht worden sind.

Wenn wir nun den Versuch unternehmen, zur Morphologie der geographischen Grenzen einen Beitrag zu liefern, so dürfen wir uns dabei nicht auf die sogenannten natürlichen Grenzen beschränken, deren einseitige Untersuchung bisweilen zu so schiefen Resultaten geführt hat; wir müssen vielmehr, von den physischen Grundlagen ausgehend und ohne dieselben in ihrer unter allen Umständen schwerwiegenden und ein-

flußreichen Bedeutung hintanzustellen, nicht minder auch die historischen, nationalen, culturlichen und statistischen Momente berücksichtigen, welche bei den geographischen Abgrenzungen mitwirken und denselben in vielen Fällen eine von der scheinbar natürlichen abweichende Richtung gegeben haben.

Eine Betrachtung der natürlichen Grenzen vom bloßen physisch-geographischen Gesichtspunkte kann auch nur bei der Gestalt der Erdtheile und ihrer großen Ländermassen zu einem klaren und vollständigen Bilde führen. Hier, wo nach außen hin nur die Küstenconfiguration, im Innern hauptsächlich nur die größten Hochgebirge und Wüsteneien in Betracht kommen, treten uns Mittel und Formen der geographischen Grenzen in ihren erkennbaren Umrissen aufs Deutlichste entgegen. Oceane und Alpenkämme zeigen die reinsten Typen der nassen und der trockenen Grenzen. Wir erkennen hier als klare Gesetze, daß die continentale Gestaltung mit der innern Gliederung in einem gewissen Verhältnisse steht, daß bei ungegliederter Massenhaftigkeit des Erdtheils auch das Binnenland der eigentlichen Gliederung entbehrt, daß dagegen einer reichern Küstenentwickelung eine mannigfaltige Grenzbildung in den inneren Landestheilen entspricht. So entbehren die südlichen Continente: Neuholland, Afrika und Südamerika, mit ihrer plumpen Massenhaftigkeit, wie in ihrer äußern Configuration so in ihrer innern Flächenausdehnung, fast gänzlich der Einzelgliederung, während eine solche bei den nördlichen Continenten: Asien, Europa und Nordamerika, in beiden Beziehungen zur deutlichen, mehr oder minder vielgestaltigen Erscheinung gelangt. Wir bemerken ferner eine gewisse proportionale Harmonie des Umfangs der Einzelländer mit der Gesammtfläche des Continents, — ein Gesetz, nach welchem z. B. Europa, geographisch betrachtet, in ungefähr ebensoviele Länder zerfällt wie das mehrfach größere Asien, die Länder des letztern Erdtheils aber auch den entsprechenden mehrfach größern Umfang als die europäischen Länder besitzen.

Auch was die Richtung und Gestaltung der Grenzen betrifft, können wir schon aus einer solchen übersichtlichen Betrachtung die allgemeinen Regeln abnehmen, deren Anwendung im Einzelnen wir bei tieferm Eindringen in die Abgrenzungen der Länder bestätigt finden werden: so namentlich, daß die Richtung der Grenzen im Wesentlichen mit den Mitteln der Begrenzung sich deckt, sowie daß die Länder — stets natürlich im physisch-geographischen Sinne genommen und namentlich abgesehen von der politisch-formalen Grenzziehung, die bei der Vertheilung der Bodenflächen in den Erdtheilen der Neuen Welt ins Werk gesetzt worden ist — eine gewisse Neigung zur Abrundung der Grenzen zeigen, der Tendenz der Ausdehnung aber die Erreichung der natürlichen Hindernisse und die damit zusammenhängenden geologischen Wechselverhältnisse bestimmte Schranken setzen.

Die geologische Gleichartigkeit einer größern Strecke der Erdoberfläche ist allerdings selten von solcher Form und Ausdehnung, daß sie mit den Grenzen eines Landes zusammenträfe, in zahlreichen Fällen ist sie sogar bei jetzt von einander abgetrennten Ländern der Beweis einer frühern Zusammengehörigkeit, wie z. B. die vom Pas de Calais durchbrochene Formation bezeugt und gleicherweise die krystallinischen Gesteine in Galicien, der Bretagne und Schottland andeuten. Doch läßt sich immerhin bei einer weitern, die Einzelheiten zusammenfassenden Betrachtung vielfach auch eine gewisse Harmonie der geologischen Verhältnisse mit anderen physischen Momenten bei der Abgrenzung der Erdrinde nachweisen. Schweden und Norwegen zeigen auch in dieser Hinsicht ihre natürliche Verbindung mit Finnland, während Rußland sich von letzterm entschieden abhebt. Auf der Oberfläche Spaniens und Frankreichs wie Ungarns und der Balkanhalbinsel zeigt die Zusammenfügung der Erdschichten mehrfachen Einklang. Europa im Ganzen dem Erdtheil Asien gegenübergestellt, von welchem es äußerlich betrachtet nur die größte Halbinsel zu sein scheint, weist auch in geologischer Hinsicht eine so wesentliche Verschiedenheit von dem größern Nachbarcontinente auf, daß es kaum der Erinnerung an die einstige Wassergrenze vom Schwarzen und Kaspischen Meere bis zum Obischen Busen bedarf, um seine continentale Eigenart und Selbständigkeit ausdrücklich festzustellen.

Wenden wir uns von dieser allgemeinen Uebersicht zu einer eingehendern Betrachtung der geographischen Grenzen zwischen den Ländern, so ist zunächst ersichtlich, daß die nasse Grenze in bestimmterer Form auftritt, als dies bei irgend welcher Gestalt der trockenen Grenze der Fall zu sein pflegt. Während sich bei der letztern meist Uebergangsformen zeigen, welche die genaue Linie, die das eine Gebiet von dem andern scheidet, nicht ohne nähere Forschung feststellen lassen, sind die nassen Grenzen ohne Schwierigkeit erkennbar. Höchstens läßt sich bei sumpfigen Grenzzügen die Theilungslinie zuweilen vorwärts oder zurück verlegen, je nachdem man nach thatsächlichen Wechselverhältnissen dem nassen oder dem trockenen Elemente an der Oberfläche das Uebergewicht einzuräumen hat.

Auch die geographische Zugehörigkeit der in der Nähe eines Landes gelegenen Inseln wird nur in seltenen Fällen in Zweifel bleiben können. Wo in einem solchen Falle die Ansprüche zweier Länder in Frage kommen, wird gewöhnlich schon die geologische Beschaffenheit der Insel, zuweilen auch die Tiefe des Meeres zwischen Insel und Festland zur Entscheidung der Frage über die geographische Grenze verhelfen, wie dies z. B. bei der San-Juan-Frage durch den Haro-Canal geschehen ist. In andern Fällen haben nähere Untersuchungen den Beweis geliefert, daß eine Insel, deren geographische Zugehörigkeit zweifelhaft oder auf Scheingründe hin irrthümlich bestimmt worden war, zu den Resten eines Continents gehört, dessen Existenz in einer frühern Periode unseres Planeten durch das nur auf solchem Wege erklärbare Verbreitungsgebiet der dortigen Fauna und Flora, vielleicht auch der menschlichen Bewohnerschaft nachgewiesen wird. So hat bei Ceylon und Madagaskar Dr. Peschel's Ansicht von einem frühern Continente Lemuria vielfach begründete Zustimmung gefunden. Wie die Pflanzenwelt der geographischen Grenzbestimmung dienen kann, zeigt unter Anderm die Scheide zwischen Laub- und Nadelholz wie zwischen den verschiedenen Getreide- und Fruchtarten. Eine der bemerkenswerthesten Grenzlinien ziehen die Moose auf den Südsee-Inseln; an ihrer Verbreitung ist dort die Ausdehnung der australischen Flora gegenüber der pacifischen und der amerikanischen sammt den Gegenströmungen derselben in aller Deutlichkeit erkennbar.

Die Regel geographischer Begrenzung durch Meere und Meeresarme zu begründen und in Beispielen nachzuweisen, dürfte wohl überflüssig sein. Nicht bloß die mächtigen oceanischen Scheidewände zwischen den Erdtheilen, auch verhältnißmäßig kleine und schmale Meerestheile, wie der Aermel-Canal, das Adriatische, das Rothe Meer, sprechen in dieser Hinsicht deutlich genug. Dagegen erscheint es hier am Platze jener Ausnahmefälle zu gedenken, in denen die scheinbar natürliche Wassergrenze zeitweise oder auf die Dauer für Völker und Staaten nicht nur nicht maßgebend gewirkt hat, sondern sogar nationale, politische und sociale Vereinigungen sich über entgegengesetzte Uferlande erstreckt, und Meere, statt der Begrenzung und Abscheidung zu dienen, einen Länder verbindenden und Bevölkerungen zusammenführenden und zusammenhaltenden Charakter gewonnen haben.

Eines der ältesten Beispiele einer solchen thalassischen

Verbindung bietet der griechische Archipelagus. Schon ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung umfaßte hellenisches Volks- und Staatsthum nicht bloß das eigentliche Hellas mit einem Theile seiner nördlichen Nachbarlandschaften und den Peloponnes, sondern auch die das Aegäische Meer im gegenüberliegenden Osten begrenzenden Ufer und gewisse Strecken seiner nördlichen, thracischen Gestade wie der südlich vorliegenden Insel Kreta. Als einigende Bande dieser Zusammengehörigkeit dienten auch die zahlreichen Inseln des Archipels, um so mehr als den Hellenen schon durch die natürliche Lage und Beschaffenheit ihres Landes die Richtung auf das Meer angewiesen war. In gewissem Sinne war das kleine Eiland Delos auch ein geographischer Mittelpunkt des Hellenenthums.

In ähnlicher Weise konnten in späteren Perioden der Geschichte Punier und Römer, im Mittelalter Araber und Türken ihr Gebiet über größere Theile des Mittelmeers hinweg ausdehnen und zusammenhalten, und noch in neueren Jahrhunderten war Schweden lange Zeit auf gleiche Weise im Besitze der Ostseeküstenländer, bis es in einer der ersten geschichtlichen Bethätigungen des modernen Nationalitätsprincips auf sein natürliches Erbtheil eingeschränkt wurde.

Wenn nun auch diese Beispiele zum Beweise dienen, daß die geographische Begrenzung in den Meeren kein unbedingtes und unbesiegbares Hinderniß für den Thatendrang und die Staatsbildungskraft der Völker aufgerichtet hat, so wird durch solche, immerhin nur Ausnahmen bildende Grenzgestaltungen doch keineswegs die Regel hinfällig, daß Meere als natürliche Grenzen von Ländern zu betrachten sind und in den allermeisten Fällen auch als solche wirken.

Auch die fließenden Gewässer haben wir ein Recht in die Reihe der natürlichen Grenzmittel zu zählen, wiewohl sich von Flüssen noch weniger als von Meerestheilen behaupten läßt, daß sie sich immer und überall als geographische Grenzen zur Geltung bringen müßten. Diese Bedeutung von Flüssen und Strömen tritt gewöhnlich nur bei besonders großen und wilden Strömen mit unwirthbaren Ufern und in höherem Grade bei niedrigerem als bei höher entwickeltem Culturzustande der Anwohner entscheidend hervor. Der Marañon freilich, welcher eine Breite erreicht, bei der man an vielen Stellen nicht mehr beide Ufer zugleich erkennen kann, scheidet (nach Reclus) selbst mehrfach Faunengebiete, und manche Arten von Vögeln wagen nicht seine ungeheure Wasserfläche zu überfliegen. Aber auch minder riesenhafte Ströme haben in minder vorgeschrittenen Culturperioden eine wichtige Rolle als Grenzscheiden gespielt. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich hier eine kurze geschichtliche Betrachtung der geographischen vorauszuschicken.

Als Beispiel für unsere Darlegung wählen wir die vorderasiatischen und die südosteuropäischen Länder, deren mehrfache Besitzwechsel im Laufe der Geschichte als bekannt gelten dürfen.

In Kleinasien tritt schon in den ersten Jahrhunderten geschichtlichen Lichtes der Halys als Grenzfluß auf. Als sodann durch Alexander von Macedonien Vorderasien in weiterer Ausdehnung bekannt wurde, zog im Osten der Indus die äußerste Grenze des damals erschlossenen Landgebietes, während im Norden Oxus und Jaxartes ähnliche Grenzlinien bezeichneten. Zur Zeit des oströmischen Reiches, unter Kaiser Justinian, als eine genauere Nachweisung der Grenzen in den vorderasiatischen Gebieten möglich wurde, treten wiederum Flüsse als Grenzscheiden hervor. Die Ostgrenze des byzantinischen Kaiserstaates folgte damals von Rhizäum am Pontus Euxinus südwärts zunächst durch die Berglande ungefähr der Richtung des 59. Grades östlicher Länge, weiterhin aber in der Ebene galten besonders Flüsse, jenseits von Circesium dem südlich sich anschließenden Reiche der Lachniden namentlich der Euphrat streckenweise als Grenzmarke gegen Persarmenien, während dem darauf folgenden Reiche der Chassaniden, das über den Euphrat bis gegen Ninive hinübergriff, erst der Tigris zum Theil das Ziel setzte und das Reich der Lachmiden den weitern Lauf desselben Stromes zur Grenze nahm.

Für das europäische Gebiet des oströmischen Reiches zur Zeit Justinian's bildete der Ister abwärts von Singidunum — dem heutigen Belgrad — bis zu seinem Ausfluß in den Pontus die Nordgrenze. Vom genannten Punkte ostwärts bis zur Aluta, die sich durch alle geschichtlichen Wechsel hindurch mit bemerkenswerther Regelmäßigkeit als Grenzfluß zur Geltung brachte, schied der Ister das byzantinische Landgebiet von dem Reiche der Gepiden, die sich ihrerseits wieder westlich bis an diejenige Strecke des großen mitteleuropäischen Hauptstromes ausbreiteten, welche in der pannonischen Ebene die Richtung von Norden nach Süden einhält. Abwärts von dem an der Aluta-Mündung gelegenen lacus Murcianus schied der Ister das Gebiet Ostroms von den Sklawenen, die sich bis an den Danastrus ausbreiteten, wo sie von den bis zum Tanais reichenden Anten abgelöst wurden — eine Reihe von Flußgrenzen, die unserer Regel zur deutlichen Bestätigung dienen.

Auch das Reich Karl's des Großen liefert ein classisches Beispiel für die Bedeutung der Flüsse als Staatsgrenzen; wurden doch die äußersten Marken des fränkischen Reiches durch Ebro, Tiber, Raab und Eider bezeichnet. „Eidora romani terminus imperii" las man auf der Brücke von Rendsburg.

---

## Zählmethoden bei verschiedenen Völkern.

Der vor Kurzem in Tübingen verstorbene Mathematiker Hankel, welcher die historische Entwickelung der mathematischen Wissenschaften mit Vorliebe betrieb, hat ein leider nicht vollendetes Werk zurückgelassen: Zur Geschichte der Mathematik im Alterthume und Mittelalter (Leipzig 1874, Teubner). Die Sorgfalt der Arbeit und die geistvolle Darstellung vergrößern den Schmerz über den frühen Hingang des Gelehrten. Einige, auch Freunde der Völkerkunde anziehende Gedanken der Einleitung des genannten Werkes mögen dies bestätigen.

In der Geschichte der Mathematik sind zu unterscheiden eine geometrische Richtung (vom 600 bis 200 v. Chr.) und eine algebraisch-arithmetische. Letztere steht in Zusammenhang mit der neuplatonischen und neupythagoräischen Schule und macht sich schüchtern geltend seit dem Ende des 1. Jahrh. n. Chr., also in einer Zeit, da im fernen Indien die Brahmanen ihre bis in unser tägliches Leben hereinreichende Zahlenweisheit zur höchsten Blüthe entfalten.

An den Ufern des Ganges entwickelt sich die reine Arithmetik, und die Vermittlung zwischen Indien und dem Westen

übernehmen die Araber, Anhänger, wie alle Semiten des Mittelalters, der algebraischen Richtung. Sie bringen am Anfang des 13. Jahrh. das indische Zahlensystem nebst ihrer eigenen Weisheit nach Italien. Bis zum Ende des 16. Jahrh. liegt auch alle selbständige Arbeit im Gebiete der Algebra, und die formell vollendeten Leistungen der alten griechischen Geometer werden nur übersetzt und commentirt. Erst der gewaltige Geist des Descartes wußte Alterthum und Mittelalter, Geometrie und Algebra in eine Einheit aufzuheben.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen geht Hankel über zur Behandlung der Zahlen und Zahlwörter in der vorwissenschaftlichen Periode.

Wie dem Worte die Geberde, so ging dem Zahlwort wahrscheinlich das Zählen an den Fingern und Zehen voraus. Noch heute stellt das Aufheben der Finger bei Halbculturvölkern den Begriff der Zahl vollkommen dar. Als aber der menschliche Geist seinen Ausdruck in der eigentlichen Sprache gefunden hatte, müssen die Zahlwörter in erster Linie gebildet worden sein, denn sie sind jetzt noch ein Kriterium für Sprachenverwandtschaft. Ob diese Zahlwörter ursprünglich Pronominalstämme oder Bezeichnung concreter Dinge sind, bleibt dabei unentschieden.

Die gewohnte Art der Abzählung an den Fingern gab den Urvölkern auch das System der Zahlen in die Hand. Jedes Durchzählen der Finger wurde bezeichnet durch irgend welche Marke. Diese, die spätere Zehnzahl, diente bei Aufstellung eines Zahlensystems als eine zweite Grundzahl. Leicht war es nun, durch Verbindung dieser zweiten Grundzahl mit den Einern neue Zahlen zu gewinnen.

Von selbst ergab sich die

X + 1, X + 2 . . . X + 10 oder 2 X rc.

In ununterbrochener Reihe konnten jene Völker bis 10 X rechnen und suchten höchstens für das schleppende 10 X ein einfacheres Wort zu finden, das vielleicht eine unbestimmte Mehrheit ausdrückte

Damit war dem Bedürfnisse dieser Zeiten genügt. So zählen ja die Indogermanen in sprachverwandten Wörtern nur bis zur Hundertzahl. Wunderbar bleibt nur, daß fast alle Völker, getrieben durch Instinct, die Zehn als eine Einheit auffassen und einem unendlich fortschreitenden Zahlensystem den Weg bereiten.

Dasselbe Feingefühl offenbarte sich in der Zählung über 10 X. Man betrachtete auch dies 10 X als Einheit, die durch Aggregation zur 10 X + 1 rc. oder durch Vervielfachung zur 2 (10 . X), 3 (10 . X) wurde. Man bewahrte also das Decimalsystem und verfiel nicht in ein Undecimalsystem durch: (10 + 1) X rc. Die höheren Stufen sind erst später geschaffen worden, je nach Bedürfniß. Zur Charakteristik der Völker können auch diese Stufenzahlen, d. h. diese Vervielfachung der X dienen. Von alten Völkern haben allein die Inder in ihrer Neigung für das Ungeheuerliche die Stufenzahlen ausgebildet, besonders die Buddhisten, denen eine vierzigstellige Zahl als höchste Stufe gilt. Dieser Trieb nach Ungeheuerlichem ist auch nach Tibet und China übergegangen. Der maßvolle Grieche dagegen suchte das Geheimniß der Zahl nicht in ihrer Größe, sondern in ihrer Form. Auch die Semiten verwiesen nur auf die Sterne des Himmels oder den Staub der Erde.

Das uns ganz geläufige „Million", das ursprünglich 10 Tonnen Goldes bezeichnet, findet sich zuerst 1494, Billion und Trillion im Anfange des 17. Jahrhunderts, Milliarde, in Frankreich seit einem halben Jahrhundert eingebürgert, ist bei uns Deutschen ein Kind von vier Jahren *).

Die meisten Völker haben das decimale System, wie sich aus der Annahme der X als Einheit ergiebt. Bei einzelnen uncivilisirten Völkern findet sich auch das quinäre System, welches von den fünf Fingern ausgeht. Sie zählen weiter 5 + 1, aber keines sagt 5 + 5 oder 2 . 5, sondern jedes hat seine bestimmte Zehnzahl, kehrt also zum Decimalsystem zurück. Ausgebildeter und häufiger ist das vigesimale System, das vom Gebrauch der Finger und Zehen zum Zählen ausgeht. So die Azteken Mexicos und die Maya von Yucatan, bei denen für 20 ein eigenes Zahlwort sich findet und die demnach zählen:

20 + 10 (30), 20 + 11 (31); 2 . 20 (40) rc.

Merkwürdiger Weise sind auch einzelne Zweige des indogermanischen Sprachstammes von dem vigesimalen System ergriffen worden: der kaukasische und keltische. Und wenn die Franzosen zählen: soixante-onze, quatre-vingt, quatre-vingt dix, so ist dies eine Folge ihres Umganges mit keltischen Bretoniern. Ja selbst das Germanische ist nicht ganz verschont geblieben von diesem Systeme, wenn der Däne statt 50 drittehalbmalzwanzig sagt.

Ein zweiter Abschnitt in Hankel's Buch behandelt die Ziffern.

Der Ursprung dieser lautlosen, von den Buchstaben vollkommen abweichenden Zeichen bleibt dunkel. Haben sie sich bewahrt als Reste einer ursprünglichen Bilderschrift? Sind sie die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter? Muß man sie auffassen als eine besondere Wortschrift in Vertretung der Zahlwörter? Oder sind sie vielleicht Zeichen für Ideen und Begriffe? Niemand löst dies Räthsel, auch der nicht, welcher sie als aus verticalen Strichen und deren Verschlingung entstanden wissen will, eine Art, Ziffern zu schreiben, wie sie bei manchen Völkern des Alterthumes und noch heute bei den Indianern des nördlichen Amerika und bei unserm Kerbholze vorkommt.

Bei Schöpfung von Ziffersystemen schlossen sich die Völker möglichst an ihre Zahlensysteme. Da die meisten Völker ihre Zahlensysteme auf die Zehnzahl gebaut haben, bezeichnen sie auch mit besonderen Zeichen die Einer 1 . . . 9, die X, C und M. Ferner geht überall die höhere Stufe der niedern voran. Dies Gesetz muß im Sinne der Schrift aufgefaßt werden. So schreiben die Chinesen von oben nach unten, also steht die größte Zahl oben; so schreiben die Phönicier von rechts nach links, folglich steht die größte Zahl rechts rc.

Die verschiedensten Ziffernsysteme beweisen das Streben der Völker, ihrem Bedürfnisse gerecht zu werden. Die eine Gruppe von Völkern bezeichnet die Zehner, Hunderte — auf diese kommt es an bei Ziffernsystemen — mit willkürlichen Zeichen. Dahin gehören diejenigen, welche sich ihres Alphabets als Ziffern bedienen, Griechen seit 500 v. Chr., Syrer um 700 n. Chr., die Kopten, Armenier, Georgier, Aethiopier (d. h. Abyssinier). Ganz falsch ist es, die Phönicier als Haupt dieser Völker anzugeben.

Eine zweite Gruppe von Völkern bildet specifische Zeichen für die Stufenzahlen X, C, M und wiederholt deren Zeichen, um die Multipla auszudrücken (XX, XXX rc.). Es ist das einfachste, additive System und erinnert an das Zählen mit Marken. Die Azteken, Baktrer, Assyrer, Altägypter, die Phönicier, Römer und auch die Griechen in den ältesten Zeiten wendeten dies System an.

Eine dritte Gruppe hat sich für das multiplicative

*) Wie viel übrigens die Durchsichtigkeit einer großen Zahl durch ihre Aussprache gewinnt, ersehe man aus folgendem Beispiele. Wir lesen: 86, 789, 325, 178; Adam Riese: 86 tausend tausend mal tausend, 7 hundert tausend mal tausend, 89 tausend mal tausend, 300 tausend, 25 tausend, 100, 78; der Inder: 8 kharva 6 padma, 7 vyarbuda rc.

System entschlossen. Um die Zehner, Hunderte zu bezeichnen, fügt man den X C M die entsprechende Einerzahl hinzu (z. B. 1 M 8 C 7 X 5 = 1875). Consequent durchgeführt wird dies nur von den Chinesen, vermischt mit anderen Systemen kommt es bei Assyrern, Aegyptern, Phöniciern 2c. vor.

Noch andere Völker wenden das elevatorische Princip an, indem sie, um die Multipla der Stufenzahlen zu unterscheiden, folgendermaßen schreiben: $\overset{C}{3}$ (= 300), $\overset{M}{4}$ (= 4000). Das wenig in Anwendung gekommene System wurde von Syrern am meisten gebraucht. Ebenso steht es mit dem System, die Zahlen in Columnen zu schreiben, denen als Ueberschriften die Stufenzahlen X, C 2c. gegeben sind.

Die höchst mögliche Kürze wird endlich erreicht durch die Position, insofern die Stellung der Zahl innerhalb einer Reihe ihre Stufe anzeigt, die fehlende Stufe aber durch eine Null ersetzt wird. Dies System ist das historisch letzte und erreicht das Ideal einer Zifferschrift. Schöpfer desselben sind die Inder, nicht wie wir es fälschlich mit dem Ausdruck: arabische Ziffern, kundthun, die Araber. Diese sind nur Vermittler zwischen Ost und West gewesen. Urkundlich ist dieses System seit 700 n. Chr. nachzuweisen. Dieser Frucht indischer Speculation bedienen sich heute die meisten Völker, unsere Kinder lernen die Weisheit indischer Brahmanen; die Völker Mitteleuropas, welche heute das Decimalsystem überall einführen, setzen fort das an den Ufern des Ganges begonnene Werk.

Mit zwei weiteren Abschnitten: praktisches Rechnen und praktische Geometrie in der vorwissenschaftlichen Periode leitet Hankel über zur eigentlichen Geschichte der Mathematik. Wir glauben, mit den wenigen Worten den Freund der Culturgeschichte genügend auf das Buch hingewiesen zu haben.

# Aus allen Erdtheilen.

## Dr. Gustav Hirschfeld's Reisen in Kleinasien.

Dieser ausgezeichnete Archäolog ist zu Anfang Februars nach Europa zurückgekehrt. Ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" aus Smyrna schreibt: „Die Reisen dieses strebsamen, unermüdlichen, in den kleinasiatischen Landessprachen heimischen Gelehrten erstreckten sich über die seither wenig oder nur flüchtig erforschten südwestlichen Gebietstheile Kleinasiens. Pamphylien, Pisidien und Cilicien, Gegenden, in denen das Reisen mit unnennbaren Mühseligkeiten verbunden ist, hat Herr Dr. Gustav Hirschfeld jetzt geschichtlich-topographisch fachwissenschaftlichen Kreisen in einer Weise zugänglich gemacht, daß dessen gründliche und umfassende Erforschungsthätigkeit wohl einen epochemachenden Markstein in der hellenischen Alterthumswissenschaft bilden dürfte. Unsere Landsleute daheim haben keine Ahnung von den Schwierigkeiten, welche dem redlichen Forscher hierlands auf Schritt und Tritt entgegentreten. Mit innigem vaterländischem Gefühl freuen wir uns hier um so mehr der bedeutenden Erfolge, zumal es bis jetzt schien, als sollten uns in archäologischen Dingen Franzosen und Engländer über den Kopf wachsen. Wir wissen nicht ob wir den liebenswürdigen, allgemein beliebten, für seine Wissenschaft eifrig erglühten jungen Gelehrten bald in unserer Mitte wiedersehen werden. Eines steht jedoch fest: soll die im verheißungsvollen Anlauf begonnene Erforschung der wichtigsten Punkte Kleinasiens zu einem der Würde und dem Ansehen deutscher Wissenschaft entsprechenden Abschluß gebracht werden, so wird man wohl einer Kraft nicht entrathen können, welche sich in so rühmlicher Weise erprobt hat. Daß die zweite Stadt des osmanischen Reiches ein archäologisches Museum besitzt, das durch Schenkungen von Bewohnern im Inneren Anatoliens zusehends an Bedeutung gewinnt, ist wesentlich, wenn nicht ausschließlich, dem Anspornen und beharrlichen Bemühen des Dr. G. Hirschfeld zu verdanken. Unter den 320 inedirten Inschriften, welche er in den letzten Monaten gesammelt, befinden sich solche, welche neues Licht auf bisher zweifelhafte geschichtlich-topographische Fragen werfen."

## Aus dem Nigerdelta.

Die Engländer sind geradezu unausstehlich mit ihrer Namengebung Victoria; nun hat man auch im Nigerdelta ein Dutzend Negerhütten mit diesem Gassenhauernamen heimgesucht. Wir ersehen das aus einem Briefe, welchen der schwarze Bischof Crowther an den Missionär J. F. Schön aus „Victoria, Nun River, 20. November 1874" datirt hat. Wir haben oftmals dieses schwarzen Mannes im „Globus" mit Anerkennung erwähnt; er verdient dieselbe in der That. Alljährlich macht er eine Inspectionsreise im Nigerdelta und besucht die verschiedenen Missionen. In seinem Berichte für 1874 bekennt er, daß die Mohammedaner am Niger den Christen keine ernstlichen Hindernisse in den Weg legen. Sie haben, sagt er, nur dürftige Korankenntnisse; „wir können ihnen aus und über dieselben mehr sagen als sie selber wissen, und darüber sind sie dann sehr verwundert." Crowther schenkte dem (Fulbe-)Emir von Nupe (bei dessen Vorgänger Gerhard Rohlfs einen Besuch machte) eine Bibel in arabischer Sprache; er nahm dieselbe in Gegenwart seines Hofstaates mit kindlicher Freude entgegen. Durch des Emir Vermittelung wurde ein Exemplar auch an Aliho, König von Ilorin, befördert; auch dieser versteht sehr gut Arabisch. — Auch in Lokadscha fand Crowther einen alten Priester, der im Arabischen tüchtig beschlagen war und eine Schule hielt. Auch er bekam eine arabische Bibel, nachdem er versprochen hatte, sie nicht zu zerschneiden und nicht einzelne Stücke als Talismane zu verkaufen. — In Lokadscha fand Crowther auch Haussakaufleute, die aus Hamaruwa und Adamawa gekommen waren, um Elfenbein zu verkaufen; sie konnten in der arabischen Bibel geläufig lesen. In den religiösen Unterhaltungen „disputirten sie niemals obstinat, leugneten auch keineswegs in bigoter Weise das, was wir ihnen sagten oder vorlasen." Fanatische Flüche sind diesen schwarzen Haussa-Mohammedanern fremd und der Emir von Nupe war gern bereit, dem schwarzen Missionär Crowther einen durchaus geeigneten Platz zur Anlage einer Missionsstation auf dem Kippoberge, Egga gegenüber, zu schenken. — Wir erfahren, um das beiläufig zu bemerken, aus Crowther's Berichte, daß unser Landsmann Schön, der bereits eine Grammatik der Haussasprache veröffentlicht hat, nun auch ein Vocabularium derselben dem Druck übergeben wird. Die Haussa schreiben ihre Sprache mit arabischen Charakteren.

## Vom östlichen Ufer des Kaspischen Meeres.

Während der Chan von Chiwa noch immer in blutiger Fehde mit den Jamud- und auch mit den Tekke-Turkomanen blutige Kämpfe zu bestehen hat, scheint die Straße zwischen Chiwa und dem Kaspischen Meere sicher zu sein. Im Fort Alexandrowsk war im November eine aus 12 Kameelen bestehende Ka-

rawane angekommen; als Waaren brachte sie Schlafröcke und andere chiwaische Gewebe. Sodann ist eine russische, 100 Kameele starke Karawane von Alexandrowsk nach Chiwa abgegangen. — Ueber die Steppenbewohner bringt die „Moskauer Zeitung" Folgendes: Kürzlich langte in Daghestan der Major Generosow mit dem restirenden Theil der Abgaben der mangyschlackschen kirgisischen Adajawer und Turkmenen aus Mangyschlack an. Die Summe betrug 6000 Rubel. Gelegentlich ist es nicht unpassend, daran zu erinnern, daß die hiesigen Kirgisen per Kibitka mit 3 Rubel Staatssteuern und 50 Kopeken landschaftlicher Abgaben belastet sind. Die Turkmenen zahlen nur 1250 Rubel Staatssteuern, denn sie wohnen am nahe dem Meere belegenen, unfruchtbaren Rande der Steppe, haben schlechte Weiden und ernähren sich mehr durch Fischfang, als durch Viehzucht. Für 1874 sind im ganzen Bezirke alle Abgaben bis auf den letzten Kopeken eingegangen. Das geschieht nicht aller Orten im großen Rußland. Es ist überhaupt Zeit, es aufzugeben, von oben herab auf unsere asiatischen Vaterlandsgenossen zu blicken. Es thut nichts zur Sache, daß ihre Nasen hakenförmig oder warzenartig, ihre Augen schief sind, daß sie wie Mißgeburten der Steppe aussehen. Für die Steppe sind sie schön genug und nützlicher als irgend Andere. Wir haben gegen 2,000,000 dieser Steppenbewohner, welche auf einem Lande leben und ihre Existenz führen, das zu nichts Anderm taugt, am wenigsten für die schweren Arbeiten und den kärglichen Erwerb des russischen gemeinen Mannes. Und die Insassen dieser Steppe produciren durch ihre Viehzucht dem Russen nicht nur einen gegenseitig vortheilhaften Handelsartikel, sondern sind auch immerdar pünktliche Steuerzahler des Staates. Die Kirgisen sind unzweifelhaft fähig, kräftige Arbeiter, pünktliche Fuhrleute, unermüdliche und gewandte Reiter, und, was sehr bemerkenswerth ist, ausgezeichnete Seefahrer und Fischer zu stellen. Dasselbe gilt von den Turkmenen und Kalmücken. Hätten sie nicht auf dem gebahnten Wege von Asien nach Europa die Russen gefunden, so wären die Kalmücken schwerlich vor dem Don, die Kirgisen vor der Wolga, die Turkmenen vor dem Kaspischen Meere stehen geblieben. Ihre Aexte hätten sicher an die stolzen Teutonenhäupter geklopft *).

Die Turkmenen oder Truchmenen, welche am Anfang dieses Jahrhunderts von Mangyschlack ins astrachansche Gouvernement übergesiedelt waren, haben in Folge der Regierungsanordnung — sich entweder in festen Ansiedelungen anschreiben zu lassen oder in ihre ursprüngliche Heimath zurückzuziehen — angefangen, zu Wasser nach Mangyschlack auszuwandern, wo schon 500 Kibitken eingetroffen sind. Die Einwanderer haben sich zeitweilig in kleine Auls getheilt und halten sich theils in der Nähe des Forts Alexandrowsk, theils südlich zur Meeresküste hinauf, wo sich Süßwasserbrunnen finden. Diese Turkmenen haben Mehl und sonstige Lebensmittel mitgebracht; ihr Vieh haben sie aber im Astrachanschen verkauft und leiden dadurch Mangel an ihrem Heizmaterial (getrocknetem Kuhmist). Sie haben sich daher mit der Bitte an die Obrigkeit gewandt, ihnen eine Unterstützung an Heizmaterial zukommen zu lassen. Etwa 80 Mann haben wieder Pässe auf lange Fristen genommen, um im Astrachanschen Gewerbe zu treiben. Ihre Familien lassen sie in Mangyschlack unter der Fürsorge von Verwandten zurück.

Durch den Andrang astrachanscher Turkmenen, welche schon einigermaßen an feste Wohnsitze gewöhnt sind, ist die beste Gelegenheit geboten, welche außer Acht zu lassen ein unverzeihlicher Fehler wäre, die Neuankommenden an gewissen Stellen der Küste in kleinen Ansiedelungen zu fixiren. Das würde das Entstehen von Gewerbeanstalten befördern, es würden Zufluchtsstätten und Haltepunkte für Schiffer und Fischer entstehen, welche gegenwärtig bei Sturm oder Schiffbruch nichts vor sich sehen, als eine endlose, wüste Küste, die unbewohnt ist und keine Hülfe bieten kann. Als solche Ansiedelungspunkte würden sich empfehlen die Buchten von Koltschetasch, Ssyratasch, Aliksender-Bai, Kinderli und einige andere Punkte, wo sich Süßwasserquellen finden. Selbstverständlich müßte diesen Uferplätzen auch ein russisches Element beigefügt werden, etwa aus den Wolga-Kosacken, welche an Sandboden gewöhnt, mit den Turkmenen bekannt und geschickte Fischer sind, auch fähig sind, für sich einzustehen.

*) Und von Seiten der „stolzen Teutonen" wäre ihnen ohne Zweifel dasselbe widerfahren, was den Mongolen in der Schlacht bei Liegnitz begegnete. A.

## Aus Centralasien.

Der Chan von Chaland als Finanzkünstler. Dieser turkestanische Potentat treibt das, was er zu seinem Handwerke und zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, in raffinirter Weise. Seine Unterthanen machen allerdings dann und wann und da und dort eine kleine Rebellion, weil die Ausbeutung doch gar zu arg ist, aber der Chan läßt solchen Rebellen die Köpfe abschlagen und mit dem Systeme bleibt es beim Alten. Einem Schreiben aus Taschkend vom 14. Januar zufolge, welches im „Journal de St. Petersbourg" mitgetheilt wird, kennzeichnet sich dasselbe in folgender Weise. Der Chan betrachtet jeden Unterthan als seinen Leibeigenen oder Hörigen, der jede ihm auferlegte Arbeit unentgeltlich verrichten muß. Er läßt in den Ortschaften je nach seinem Belieben eine Anzahl Leute ausheben, welche am Straßenbau und den Bewässerungscanälen, dann aber auch auf den Privatbesitzungen des Herrschers arbeiten müssen. Sie erhalten nicht nur keinen Lohn, sondern müssen obendrein ihre Nahrungsmittel mitbringen. Gewöhnlich wird im Dorfe die eine Hälfte der arbeitsfähigen Männer zu solchen Arbeiten zusammengetrieben; die andere Hälfte aber wird mit Geld gebrandschatzt. Jeder Mann hat für den Tag 2 Tengas (1 Mark) „Befreiungsgeld" an den Chan zu entrichten. Wer nicht zahlt, bekommt Prügel auf die Fußsohlen; diese Bastonnade wird manchmal so unbarmherzig verabreicht, daß Leute in Folge derselben sterben. Früher durften die Bauern sich unentgeltlich Gras, Rohr und Holz holen; jetzt müssen sie die Hälfte von dem, was sie gesammelt haben, an den Einnehmer abliefern, und wenn sie das, was ihnen blieb, zum Verkauf nach einer Stadt bringen, ist eine Abgabe von 1 Mark zu entrichten. — Die Teiche und Seen sind reich an Blutigeln, welche einen nicht unbelangreichen Ausfuhrartikel bilden; der Chan hat nun alle Blutigel im Lande für ein Regal erklärt, und wer jetzt einen Blutigel fängt, muß Stück für Stück mit 4 Tschakis, etwa 10 Pfennigen, bezahlen. — Seit undenklichen Zeiten kennt man in Centralasien eine Abgabe, welche beim Verkaufe von Vieh zu entrichten ist, die Ziakut. Der Chan hat nun einen Zuschlag für seine Privatcasse hinzugefügt; dieselbe beträgt für jedes Stück Rindvieh 1 Tenga (50 Pfennige), eine halbe Tenga für jedes Schaf, 2 Tengas für jedes Kameel und eine Tenga für jedes Pferd oder jeden Esel. — Den Zolltarif darf dieser Steuergründer nicht erhöhen, weil der von Seiten Rußlands ihm auferlegte Vertrag das nicht erlaubt. Er kann nur $2^{1}/_{2}$ Procent vom Werth der eingeführten Waaren erheben; hinterher beim Verkaufe derselben auf den Binnenmärkten erhebt er dann freilich noch eine Abgabe, die 5 Procent vom Verkaufswerthe beträgt. Die Ausfuhrsteuer hat er für jede Kameelsladung Seiden- oder Baumwollenwaaren auf 10 Tengas, also 5 Mark, festgestellt. — Seine Soldaten bezahlt nicht er, denn die Methode, welche er beliebt, ist folgende. Seine Surbazes, regelmäßigen Krieger, sind angewiesen, in den Bazaren der Städte als Nachtwächter zu fungiren. Jeder Budeninhaber muß für solchen Schutz monatlich von einer halben bis zu zwei Mark Abgaben zahlen und diese werden zur Bezahlung der Löhnung verwandt. Die Erlaubniß, eine Festlichkeit zu veranstalten, wird nur nach Entrichtung einer Abgabe ertheilt. Während man in Europa die französische Erfindung des Paßwesens beseitigt, hat der biedere Chan dasselbe als Finanzquelle eingeführt. Der Reisende muß in jeder größern Ortschaft sich ein Visum auswirken und dasselbe mit einer halben oder ganzen Mark bezahlen. Alle diese Erpressungen zusammengenommen bringen eine ganz

erkleckliche Summe ein. Die Abgaben von Gras, Holz, Blutigeln und Viehweiden werden vom Sadik Kuitschi erhoben, welcher dafür dem Chan einen jährlichen Pacht von 20,000 Tillahs (etwa 100,000 Pf. St.) zahlt. Der Chiradsch, Abgabe von Grund und Boden, wirft jährlich 300,000 Tschirks, jede zu 150 Pfund Gewicht, an Naturalien ab; dazu kommen die Steuern auf Gärten, Baumwollenfelder, Maulbeerbäume, Melonenfelder etc., die zusammen ungefähr 60,000 Tillahs, gleich 300,000 Pf. St., eintragen. Dazu kommen noch mancherlei andere Steuern, Octroigefälle und Abgaben von Fähren, die auch noch 120,000 Tillahs abwerfen.

## Aus Indien.

— Bekanntlich ist es vermittelst einer Regierungsacte den Hinduwittwen erlaubt worden, sich wieder zu verheirathen, und der aufgeklärte Theil der Hindu begrüßte dieselbe als einen wesentlichen Fortschritt. Sie haben sich hinterher aber lau bezeigt, manche sind in die alten Vorurtheile zurückgefallen und nun meldet der „Indian Mirror", daß in der großen Präsidentschaft Bengalen nur etwa 200 Wittwen sich wieder verheirathet haben.

— Professor Bühler hat in einer Bibliothek zu Ahmedabad mehrere 600 Jahre alte Manuscripte entdeckt; die Breite beträgt 2 Fuß 9 Zoll, die Länge 3 Fuß 11 Zoll. Sie sind geschrieben oder wenn man will gepinselt auf dünnes, biegsames, papyrusartiges Material, während die Manuscripte in Madras mit einem Stylus in dickere Blätter eingegraben sind und die Schrift dann mit einer schwarzen Masse eingerieben worden ist. Bühler hat nun alle 45 heiligen Bücher der Dschainas und die dazu gehörenden Commentare gesammelt; er besitzt auch zwei Wörterbücher der alten Prakritsprache, die etwa 11,000 bisher nicht verzeichnete Wörter enthalten sollen.

— Die Priesterplage ist groß in Maissur (Mysore). Dort hat eine Zählung 13,393 Priester für die Hindus ergeben; 412 für die mohammedanischen Sunniten, 15 für die Schiiten, 16 für die Sikhs, 60 für die Dschainas (Buddhisten). Und viel Geld kosten diese heiligen Männer, denn die Regierung zahlt für jene der Hindus 230,069 Rupien (zu 2 Mark); für die Mohammedaner 14,258; die Sikhs sind wohlfeiler: 21 Rupien; die Buddhisten bekommen 4301 Rupien.

## Eine gaelische Gesellschaft in Schottland.

Inverneß in Schottland hat eine Gaelic Society, welche jüngst den zweiten Band ihrer Verhandlungen herausgegeben hat. Wir ersehen aus dem „Athenäum", daß sie als „Amtsträger" einen „Chief" und zwei „Chieftains" hat und daß auch ein Barde nicht fehlt. Die Mitglieder des Vereins sollen sich im fertigen Gebrauche der gaelischen Sprache üben, dann auch der Poesie und der Musik der schottischen Hochländer Theilnahme schenken; die keltischen Dichtungen, Ueberlieferungen, Sagen, gedruckten Bücher und Handschriften vor Vergessenheit bewahren. In Inverneß wird eine Bibliothek Bücher und Manuscripte sammeln, welche auf den Genius, die Literatur, Geschichte, die Alterthümer und überhaupt auch auf die materiellen Interessen der Hochlande und der Hochländer Bezug haben. Die Rechte der letzteren sollen daheim wie im Auslande vertreten und wahrgenommen werden. Der Verein ist demnach nicht bloß eine gelehrte Gesellschaft. Er wird sich ein Verdienst erwerben, wenn er die noch jetzt im Munde des Volkes lebendigen Sagen sammelt und vor dem Untergange bewahrt, aber der Plan, das Gaelic wieder zu beleben und zur Umgangssprache zu machen, ist gewiß nicht ausführbar. In England wie in Schottland ist es ein wahres Mißgeschick, daß sich überall Reverends einmischen und breit machen. Auch der Gaelic Society wird dasselbe nicht erspart; ein Geistlicher, A. Mac Gregor, hat einige seiner gaelischen Predigten in den Verhandlungen drucken lassen. In denselben verkündigt er seinen Zuhörern und Lesern, daß das schottische Gaelic der Urquell für die griechische und lateinische Sprache sei. Das „Athenäum" sagt, derartige „Edelsteine" seien in des Reverend Predigten viele zu finden.

* * *

— Die Petersburger geographische Gesellschaft hatte Herrn Czekanowski mit einer Expedition nach dem nördlichen Sibirien beauftragt. Derselben war ein weiteres Jahr bewilligt worden, um das Gebiet der Chatanga und Anabara zu erforschen. Es stellte sich jedoch heraus, daß Czekanowski und Müller auf ihrer Reise bis zur Mündung des Olenek auf größere Schwierigkeiten stießen als sie erwartet hatten und mit den ihnen zugewiesenen Mitteln und der zugemessenen Zeit nicht ausreichten. Sie sind nun zurückberufen worden; die für das dritte Expeditionsjahr schon nach Sibirien übersandten Geldmittel sollen zur Bearbeitung der schon bei der Tunguska- und Olenek-Expedition gewonnenen Ergebnisse verwandt werden.

— Der Nordamerikaner Stanley war am 13. December 1874 in Usagara, im Bezirk Mpuapua, von wo ein Brief in London eingetroffen ist. Er war von seiner Reise nach dem Rufuma zurückgekommen, um dann von Bagamoyo aus (der Insel Sansibar gegenüber, auf dem Festlande) seine Wanderung zum Victoria-Nyanza-See anzutreten. Er schlug zuerst die bekannte, zuerst von Burton begangene Strecke ein und gelangte in 25 Tagen bis Mpuapua, während er auf seiner Wanderung zur Aufsuchung Livingstone's 75 Tage gebraucht hatte; für Cameron nahm sie sogar vier Monate in Anspruch. Bis dahin war Alles gut gegangen trotz der überaus starken Hitze in der Kingani-Ebene. Stanley wollte durch die von Burton trefflich geschilderte Landschaft Ugogo ziehen, hinter Mdaburu die Landschaft Unyanyembe verlassen, die Straße durch Tabora einschlagen und von dort aus geraden Weges an den Nyanza gehen.

— Im Verlaufe der letztverflossenen Jahre sind bekanntlich Hunderttausende von Irländern keltischer Abstammung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgewandert, und trotzdem haben sie dort nur eine einzige Kirche, in welcher Irisch gepredigt wird, zu Elmira in Illinois. Obendrein ist die „celtische" Predigt nur Wiederholung einer englischen, welche allemal vorhergeht.

— Im australischen Queensland gewinnt der Zuckerbau eine immer größere Ausdehnung. Derselbe hat im Jahre 1874 schon 14,000 Tonnen geliefert, 1873 nur etwa 10,000. Es ist ein günstiger Umstand, daß man gerade mitten in den südlichen Zuckerplantagen, am Flusse Logan, ein sehr ergiebiges Lager trefflicher Steinkohlen aufgefunden hat. Man will dasselbe mit der Moretonbai in Verbindung durch eine Bahn bringen und von dort die Kohlen auch zur Ausfuhr über See bringen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVII. №13.




Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

# Bilder aus den Niederlanden.

## V.

Wieder in Middelburg. — Separatisten. — Kleinstädterei und Titelsucht. — Die Insel Schouwen. — Zieriksee. — Tholen. — In Holländisch Flandern. — Aberglaube. — Messerkämpfe. — Mundarten.

Die beiden flamischen Wanderer De Coster und Dillens hatten in Kruiningen ein gutes Unterkommen gefunden im Gasthause der „Mutter Block“, die mit zwei hübschen, sittsamen Töchtern gesegnet war. Alle drei sind, wie unsere Illustration zeigt, echt niederländische Figuren. Nach herzlichem Abschiede wurde die Rückreise gen Middelburg angetreten, das vermittelst der Eisenbahn bald erreicht war.

In den Niederlanden hat, seitdem das spanisch-papistische Zwangsjoch abgeschüttelt worden war, wirkliche Religionsfreiheit geherrscht, in geradem Gegensatze zu dem brutalen Zwange, welchen die römische Kirche überall wo sie die Macht hat anders Glaubenden gegenüber ausübt. Sie läßt sich aber gern dort, wo sie nicht verfolgen kann, Duldung gefallen, welche sie doch nirgends gewährt. In den Niederlanden leben Ultracalvinisten, gemäßigte Calvinisten, Juden, vaticanische Katholiken, Altkatholiken, Lutheraner und wie sie weiter heißen gleichberechtigt neben- und durcheinander. Anabaptisten sind wohl nicht mehr vorhanden; sie verwerfen das Dogma der Dreieinigkeit und Jeder von ihnen konnte die Bibel nach seinem eigenen Gutdünken und Belieben auslegen. Ursprünglich zerfielen diese Wiedertäufer in zwei Secten; die eine wollte Gütergemeinschaft in allen Dingen und ihr hatte viel schlimmes Gesindel sich angeschlossen; die andere griff nicht so weit aus; sie verlangte freien Fischfang und freie Jagd, Wahl der Richter und gleiche Gesetze für Alle.

Die Kirche der „Separatisten“ in Middelburg bildet einen sehr großen viereckigen Saal, der ganz kahl aussieht. In der Mitte wogen viele weiße Strohhüte mit blauen Bändern auf den Köpfen der andächtigen Frauen und Mädchen; die schwarz gekleideten Männer sitzen in braunen Chorstühlen. Man singt Psalmen. Man sah sämmtlichen Leuten die Innigkeit an, die volle Sammlung des Gemüthes war auf allen Gesichtern ausgedrückt. Alle saßen mit geneigtem Haupte da und inmitten der Bauern und Bäuerinnen bemerkte man auch Bürgersleute der wohlhabenden Classe, zumeist bejahrte Männer, manche mit schneeweißem Haare. Nach dem Gesang erhob sich der Lezer, ein Bauer, und las Bibelverse vor, eintönig und klagend. Für diese Separatisten ist die Religion etwas Ernstes und Trübes; wir Menschen leben ja, wie man sagt, im irdischen Jammerthal, und wie sollte der, welcher an ein solches glaubt, nicht düster und traurig sein und weinen? Die christlichen Secten verfallen bekanntlich fast ohne Ausnahme ins Extravagante, und unter diesen Separatisten wird bei Einzelnen die Beterei zu einer so argen Leidenschaft, daß sie nicht mehr arbeiten; für das tägliche Futter mag der liebe Herrgott sorgen; er thut das ja für die Vögel auf dem Felde, welche auch nicht arbeiten. Das sogenannte Seelenheil ist ja unendlich mehr werth als alle Güter dieser Welt, und da ereignen sich denn wunderliche Dinge. Auf Walcheren war ein Landmann mit Zahlung des Pachtzinses volle drei Jahr im Rückstand geblieben. Als er dann dringend gemahnt wurde, seine Verpflichtung endlich zu erfüllen, sprach der fromme Mann: „Bezahlen werde ich schon, aber vor Allem muß ich erst an mein Seelenheil den-

ken; das Leben ist ja so kurz und die Dinge dieser Welt müssen zurückstehen." Es versteht sich, daß einem Frommen solchen Schlages der Pacht gekündigt wurde.

Die Separatisten verwerfen die Ehelosigkeit; sie nehmen Frauen, zeugen Kinder und diesen sagt man nach, daß sie zu unnützen Träumern und Faullenzern erzogen werden. So erklärt sich, daß diese Bauerngüter in die Hände katholischer Bauern aus Westflandern kommen, welche „in dieser Welt" ihre Schuldigkeit thun, d. h. pflügen, säen, ernten und arbeiten. Da die Separatisten zwar sehr fromm aber sonst unbrauchbar sind, so hat die niederländische Regierung ganz recht, daß sie ihnen keine öffentlichen Aemter anvertraut.

In Middelburg findet man heute noch altmodische Figuren, die in großen Städten nicht mehr angetroffen werden. Da ist der Aanroeper, Anrufer, der einen bis auf die Knöchel herabhängenden schwarzen Rock trägt und mit einem Klöppel auf ein Kupferbecken schlägt, um Aufmerksamkeit zu erregen. Dann bleibt er stehen und meldet mit lauter Stimme, daß der und der Hund sich verlaufen habe, dieser oder jener Gegenstand vermißt werde. Abends bringen Bauern und Bäuerinnen Milch zur Stadt; am Sonntage darf keine verkauft werden; Morgens kommen die Gärtnerfrauen mit Gemüsen herein, andere rufen vor jeder Hausthür Garneelen aus.

Die Unterbeamten zeigen sich gegen ihre Oberen, die Heeren, sehr unterwürfig; es ist schon früher darauf hingewiesen, daß eine Art Kastenwesen herrscht; der Unfug des Titelwesens geht noch in vollem Schwange. Der Graaf



Mutter Block und ihre Töchter in Arnemuiden.

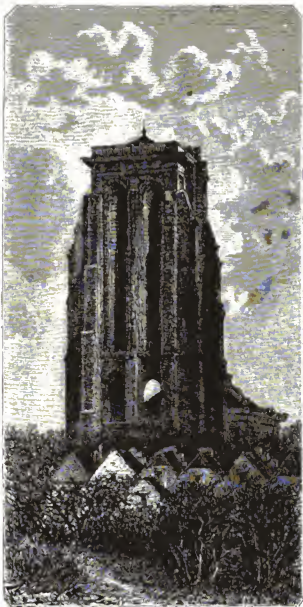
ist hochgeboren, der Baron oder Jonkheer hochwohlgeboren; der reiche Mann wel edel geboren, wie überhaupt der Bürgersmann. Man redet ihn an als Wel edele Heer. Ein Professor, Hoogleraer, ist Hooggeleerde Heer, der Pastor (Prädicant) Wel eerwaarde en zeer geleerde Heer; ein Advocat sehr nobel und gestreng, Wel edel gestrenge Heer; ein Oberst Hoog edel en gestrenge Heer; ein adeliger Richter edel achtbare, ein Provinzialrath hoog edel achtbare, und so wird auch das Mitglied der Generalstaaten bezeichnet. Der Bauer ist ganz simpel achtbar.

Diesen Unterscheidungen gemäß theilt sich in der kleinen Stadt Middelburg die Bewohnerschaft in drei Cirkel, Societeyten. In der einen, Mark genannt, findet allgemeiner Zutritt statt; der zweite, der Rovnd, ist für Bürger, Lehrer und Militairs; im Sint Joris, der nobel ist, werden Fremde von Auszeichnung eingeführt. —

Die Insel Schouwen, welche durch die Mündung der Oster-Schelde von Nord-Beveland getrennt ist, hat auf etwas mehr als 2 Quadratmeilen 16,000 Einwohner und heißt auch Land von Zieriksee nach der gleichnamigen Stadt. Diese liegt an einem Verbindungsstrome, dem sogenannten Canal Keeten, welcher aus der Oster-Schelde zur Maas führt und Schouwen von der Insel Duiveland trennt. Von der Rhede aus gesehen nimmt sich die Stadt wie eine Theaterdecoration aus. Zur Linken sieht man den hohen Deich, zur Rechten den hohen Thurm der alten Kirche und das westliche Thor mit seinem massiven Bau und vier zierlichen Thürmchen. Die beiden Wanderer bemerkten, daß hier das streng calvinistische Wesen nicht so scharf hervortrat wie auf

Walcheren oder Zuid Beveland; das zeigte sich schon in der Kleidung der Bäuerinnen, welche zwar den volksthümlichen Kopfputz bislang noch beibehalten haben, im Uebrigen jedoch bereits der leidigen Cattuncivilisation anheimgefallen sind. Schon seit Jahren durchziehen Probe- und Musterreiter das Land, sprechen in den Bauerhäusern vor und preisen ihre Ellenwaaren an.

In Zierikfee ist der Thurm des Stadthauses ein Uebergang aus dem Gothischen zur Renaissance; oben auf dem Thurme steht ein Neptun auf einer Pyramide. Im Stadthause sieht man ein prächtig gearbeitetes Kamin, das mit den Wappenschildern vieler Ortschaften der Insel verziert ist. In den Zeiten der Patrioten unter De Witt hat man das Wappen der Oranier herausgenommen, es soll indeß jetzt wieder seinen alten Platz bekommen. — Der sogenannte dicke Thurm ist ein colossales Bauwerk, das aber, gleich manchen anderen auf Seeland, unvollendet geblieben ist; es lag ursprünglich in der Absicht, ihm eine Höhe von 470 Fuß zu geben; man hat aber nur etwa ein Drittel vollendet. Bis oben hinauf führt eine bequeme Wendeltreppe, und von der Platform hat man bei hellem Wetter einen Ueberblick der ganzen Insel Schouwen. Man sieht in der Ferne die alten Oranje-Bollwerke und da und dort Ueberbleibsel von noch anderen Festungswerken. Unten dehnt sich die Stadt aus, welche manche große Ackerflächen einschließt; ringsum erstrecken sich Wiesen und wohlbestellte Felder, die von Abwässerungscanälen durchzogen sind. Die Anlage derselben war dringend geboten, weil früher bis in den Monat März hinein weite Bodenflächen mit Wasser bedeckt waren. Auch die Küste von Duiveland ist in Sicht; man erkennt deutlich, daß ihre Bliebergen von Kibitzen und Möven umschwärmt werden.


Der dicke Thurm in Zierikzee.

Zierikfee ist ehemals eine große Stadt gewesen. Es gab eine Zeit, in welcher vierthalbhundert Seeschiffe im Hafen gelegen haben und der Platz siebenzig Fahrzeuge für den Härings- und Stockfischfang nach den nordischen Gewässern ausrüstete. Von der ehemaligen Größe ist heute kaum etwas übrig geblieben, aber der Menschenschlag auch jetzt noch hübsch und kräftig. —

In der letzten Septemberwoche wurde von De Coster und Dillens die Insel Tholen besucht, welche auch nur 2 Quadratmeilen Flächeninhalt hat. Dort sind die Calvinisten schon beträchtlich in der Minderzahl, die Zucht ist nicht eben streng, und man verspürt schon die Einflüsse aus Nord-Brabant, welches nur durch einen Arm der Oster-Schelde vom Eilande getrennt ist. Indeß ist das Malerische noch nicht ganz verschwunden und die jungen Mädchen nehmen sich mit den Tüll- und Spitzenhäubchen, mit welchen großer Luxus getrieben wird, ganz allerliebst aus, besonders wenn mehrere derselben, einander beim kleinen Finger haltend, neben einander gehen. Auch die grünen oder blauen Röcke stehen ihnen recht gut.

Die Wanderer begaben sich noch einmal nach Schouwen. Auf dieser Insel, die große Torflager hat, wurde der berühmte niederländische Dichter Cats geboren, dem man in der Ortschaft Brouwershaven ein Denkmal errichten will. Sie begaben sich dann nach dem kleinen Eilande St. Philippsland, das südöstlich von Duiveland liegt. Es ist sehr flach und gut durch starke Deiche geschützt. An diesen und den Bliebergen konnte man die Kibitze nach Tausenden zählen.

Sehr lohnend war ein Abstecher nach Holländisch-Flandern, wo in Breskens gelandet wurde. Diese Gegend gehört zu den fruchtbarsten in Europa. Die Volkstrachten sind bereits verschwunden. Die Frauen tragen den großen schwarzen Mantel, welcher auch im belgischen Flandern allgemein ist, und eine tütenförmige Haube, welche einen beträchtlichen Theil des Antlitzes verhüllt. In Axel ist die Tracht wie auf Walcheren, nur tragen die Frauen auf den Sammetschuhen eine dicke Quaste mit einer silbernen Schnalle. Bemerkenswerth ist ein ganz abscheulicher Aberglaube, der hier noch immer im Schwange geht. Ein Wahnglaube im Mittelalter nahm an, daß durch Hahnenruf der Teufel vertrieben werden könne, und um recht sicher zu gehen hielt man es für nöthig, einen Hahn oder auch ein Huhn zu opfern. Das dazu bestimmte Thier wurde in einem trockenen Kessel über ein Feuer gelegt, schrie natürlich vor Schmerz, der Teufel mußte weichen und das Huhn wurde zu Asche verbrannt! Die blödsinnigen Bauern schreiben kabbalistische Zeichen mit Kreide über die Kellerthür, damit die bösen Geister nicht hinein können.

Auch sonst noch steckt faustdicker Aberglaube in ihrem Kopfe. Mit einem runden Knopfe vom Wamms kann man

einen Hexenmeister todt machen. — Wer beim Rennen einen silbernen Reif am Finger trägt, sticht gewiß den Ring herunter. — Ein schwarzer Kater kann sich in einen Hexenmeister verwandeln. — Wer beim Mähen sich verletzt, darf nicht die Wunde mit Leinwand verbinden, sondern die Sense oder Sichel, welche ihn geschnitten hat. Zwei alte Weiber in Domburg auf Walcheren waren berühmt, weil sie derartige Wunden rasch zu heilen verstanden; sie gaben den Kranken das Heiligepassionspulver ein, das „Sintepatienpulver". Diese „Sintepatienfrauen" vertrieben, dem Bauernwahne zufolge, mit demselben Pulver auch Kopfschmerzen; aber das Leintuch, welches sie dabei verwandten, mußte vorher an einigen Stellen mit ihrem Speichel angefeuchtet werden. Je nachdem man dieses Tuch der Wärme oder Kälte aussetzt, ist die Wirkung verschieden. Wer das Sintepatienpulver innerlich nimmt, verliert das Gedächtniß dermaßen, daß er den richtigen Weg niemals wieder finden kann. Dieses Wundermittel ist ein Gemisch von zerriebenem



Schlittschuhläufer in Goes.

Farrnkrautsamen, Eisenoxyd und Salpeter, das dem Vollmondschein ausgesetzt worden ist. — Ein Sterbefall wird von den Geistern dadurch angekündigt, daß sie an die Fensterläden oder auf die Tische klopfen. — Wenn man unter das Butterfaß die Hand eines ungeborenen Kindes legt, oder ein Stück rothen Tuches, oder einen kleinen Zweig von einem Baume, welcher vom Blitze gespalten worden ist, dann kann keine Hexe das Buttern verderben. — Mit dem Ohrknochen eines Schweines kann man Zahnschmerz heilen. — Gegen Rheumatismus hilft eine aus einem Sarg herausgezogene Schraube; auch ein vom Leichensteine abgebröckeltes Stück ist gut dagegen. — Wenn der Hund weint, die Eule schreiet und das Holz an den Möbeln knackt und kracht, so ist ein Unglück nahe.

Wir sagten schon, daß Seeländisch-Flandern überaus fruchtbar sei; es hat die üppigsten Wiesen, liefert reiche Rapsernten, saftige Gemüse und schönen Flachs.

In Axel fallen dem Beobachter zwei verschiedene

Typen unter den Bewohnern auf. Man sieht dort zum Beispiel kleingewachsene, schwarzhaarige biliöse Leute, die sehr reizbar sind, sehr zwanglos auftreten und sich manchmal einer ausgelassenen Lustigkeit hingeben. Man bezeichnet sie als Bosch-Kerels, Waldkerle, Waldbewohner, obwohl die alten Wälder aus den Tagen der Menapier längst verschwunden sind; der Name ist geblieben. Sie treiben allerhand Kleingewerbe, verfertigen Besen, Vogelkäfiche, Hundehütten, Mausefallen, sind kecke Wilddiebe und machen ihre Gemüse mit Butter fett, die anderen Leuten abhanden gekommen ist. Aber sie sind auch viel intelligentere und anstelligere Arbeiter als die Leute des platten Landes. Diese vierschrötigen, hochgewachsenen Menschen sind plump, breitschulterig und von herculischer Kraft. Wenn solch ein Bauer mit schlenkernden Armen, breiten Händen und etwas geknicktem Gang auf großem Fuß einhergeht, glaubt man einen Bären zu sehen. Dieser Bauer ist in hohem Grade mißtrauisch, steckt voll vom allerdicksten Aberglauben und hat vor Allem, was er nicht begreift — und viel begreift er eben nicht —, eine wahre Scheu und Abneigung. Dabei trägt er nach, ist rachsüchtig und wenn er beim Spielen getrunken hat, wie ein wildes Thier. Der Bauer in den Poldern unterscheidet sich von ihm nicht viel, ist aber noch langsamer, sehr trübselig und apathisch.

Wir lassen dahin gestellt sein, ob die Bosch-Kerels von den Morinern oder Liguerern abstammen (— suevischer Abkunft sind sie gewiß nicht —) und die Leute auf dem platten Lande von Katten und Menapiern. Mischungen zwischen ihnen allen sind unverkennbar, und im belgischen wie im seeländischen Flandern, dann auch in niedersächsischen Gegenden sieht man oft blaue Augen mit schwarzem oder dunkelbraunem Haar und braune Augen mit blondem Haar. Aber im belgischen Flandern findet man auch ganze Gruppen mit röthlichem oder blondem Haar und blauen Augen.

Als Waffe führen die Bauern das Messer; bei denen um Axel und auch sonst noch hängt es am Gürtel in einer Lederscheide und wird stets getragen. Im Jahr 1863 war zwischen verschiedenen Dörfern arger Zwist ausgebrochen, der zu einem großen Zweikampfe, der mit Messern ausgefochten wurde und bei dem viel Blut floß, ausartete. Diese Messerkämpfe sind ein Erbe aus alter Zeit. Bei den Menapiern, welche das heutige Genter Land inne hatten, rannte der Herausforderer die Klinge seines Messers in den Tisch und das ist auch heute noch in Axel Brauch. Im Bezirke von Audenaerde schleuderte er sie in die immer niedrige Decke des Zimmers, genau über seinen Kopf, damit er die Waffe in jedem Augenblicke zur Hand habe; in Brabant stach er sie vor sich in den Tisch. So lange die Klinge noch zitterte, hatte der Gegner Zeit, sich auf seine Vertheidigung vorzubereiten. Antwortete er nicht, so ging der Herausforderer auf ihn zu und erhob den Arm, um ihm einen Stich zu versetzen.

Man kämpft in Seeländisch-Flandern noch jetzt mit ganzer, halber oder drittel Klinge; diese wird von Unparteiischen mit Fäden bis zu der bestimmten Länge umwickelt. Es kam vor und geschieht auch noch, daß die beiden Kämpen vermittelst eines Gürtels an einander gebunden werden und dann bleibt gewöhnlich einer auf dem Platze oder wird wenigstens schwer verwundet.

Ein Hauptzug im Charakter des zeeuwschen Flamingen ist das Mißtrauen; er hat Abneigung gegen die Fremden und ein Sprüchwort sagt, man müsse sich vor Jedem hüten, der eine Uniform trägt, gleichviel ob er Arzt, Soldat oder Priester sei. Er ist naiv, leichtgläubig, abergläubisch, träumerisch, und er würde auch Herzensgüte zeigen, wenn man ihn in Bezug auf Unterricht nicht in solcher Verwahrlosung gelassen hätte. Denn er sagt seine Meinung furchtlos und offen heraus, er wird niemals schmeicheln und verabscheut das Lügen. In den untersten Classen trifft man auf überaus rohe, brutale Gesellen, denen jeder Fremde für einen Feind gilt, z. B. in Zoamslag unweit von Axel, wo noch gräßliche Messerkämpfe vorkommen und dabei Leuten das Fleisch in Stücken vom Leibe heruntergesäbelt worden ist. Die Wanderer sahen dort mit eigenen Augen in der Schänke ein Messer, dessen Griff an der Decke hing, während Zecher auf den Bänken saßen. Wer mit einem andern einen Strauß haben wollte, brauchte ihn nur anzusehen und dabei das Messer zu berühren. Auf die Frage, ob in Zoamslag auch nach dem Ringe gestochen werde, entgegnete ein Bursch: „Nein, wir stechen hier nur mit Messern!“ Das ist freilich ein weniger harmloses Vergnügen als das Schlittschuhlaufen, auf welches beide Geschlechter sich meisterhaft verstehen. —



Tochter eines reichen Bauern auf der Insel Tholen.

* * *

Ueber die Mundarten in Seeland hat der treffliche Johann Winkler (in seinem „Allgemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon“; 's Gravenhagen, 1874, II, S. 176 ff.) sehr ausführlich gehandelt. Wir haben im „Globus“ schon mehrmals auf diese werthvolle Arbeit hingewiesen.

Diese Mundarten gehören alle zur friesisch-fränkischen Dialektengruppe mit Ausnahme der von Hulst in Holländisch-Flandern, die rein fränkisch ist. Im Allgemeinen zeigen sie keine großen Abweichungen. Wie Seeland vermöge seiner geographischen Lage einen Uebergang zwischen Holland und

Flandern bildet, so ist es auch in Betreff der Mundarten. Die zeeuwsche ist eine eigenartige friso-fränkische, in welcher das letztere vorwaltel. Mancher Holländer versteht wenig oder nichts von der Umgangssprache der seeländischen Bauern. Was soll er z. B. anfangen mit den Worten a-je-'t-oue toe-je-'t-on? holländisch: hebt gij het gehouden, toen gy het hadt? hast Du's festgehalten, als Du es hattest? — 'k et ni-j-at; holländisch: ik heb et niet gehad; ich hab es nicht gehabt. Die Seeländer lassen so viel als möglich die Wörter in einander fließen und sprechen in einem mehr oder minder singenden Tone, mit „Zangerigheid". In den Städten wird auch viel Holländisch gesprochen, namentlich in Middelburg, wo das Zeeuwsche mehr und mehr durch dasselbe verdrängt wird, dagegen ist dieses in Arnemuiden und zu Brouvershaven auf Tholen noch allein im Gebrauche. Im Seeländischen wird das h nicht ausgesprochen und viele Leute sind das gar nicht im Stande, sie sprechen es als gutturales cha. Viele sprechen stalt hebben, houden (haben, halten) gebben und gouden.

Winkler hat die Parabel vom verlorenen Sohn in den



Auf dem Jahrmartte in Axel.

verschiedenen seeländischen Mundarten mitgetheilt. Wir wollen als Probe einige Verse mittheilen, im Dialekte der mehrfach genannten Ortschaft Arnemuiden auf Walcheren.

'N zeker mense ao twèè zeuns.

En den joengsten van aolle bei zei tegen z'n vaader: Voader! gee' me mien posse van den boedel, daeaer 'k rechtmaetige oansprake op è. En z'n voader gaf 'm z'n posse.

En en stuitje later, is de joengste zeune, as 'n aolles bi mekoare edaeaen ao, op reize egae, nae 'n vremd land, schrikkelik varre, en dir eit i aol z'n geld en goed deur ebrocht; en de joenge melkmüle leefde as 'n eesten deurbriinger.

En as 'n 't oallemaele op emaeaekt ao, kwam 'r 'n grööten oengers nööd in dat land e i begost gebrek to lien etc.

Dies ist in holländischer Schreibart wiedergegeben; eu ist deutsch auszusprechen wie ö (söns), z wie unser weiches s; oe wie unser u: ae wie langes a; ui wie eu.

Posse ist Antheil; — egae, gegangen.

# Die Steinhaufen.

Eine ethnographische Musterung. Von **Richard Andree.**

## II.

Von den Tschuktschen an der Lorenzbai berichtet Martin Sauer: „Wenn sie sterben, wird der Leichnam zu Asche verbrannt und Steine auf die Stelle gelegt, die einigermaßen die Form des menschlichen Körpers bilden. Ein großer Stein stellt den Kopf vor und wird mit Mark und Fett gesalbt (vergl. das Einölen der Gedenksteine bei den alten Juden) und in einiger Entfernung errichtet man einen kleinen Hügel von Renthierhörnern. Die Verwandten besuchen den Ort jährlich einmal und wiederholen die Thaten des Verstorbenen, dann fügen sie ein Horn zu dem Hügel und salben den Kopf“ [24]).

Sauer fand die Steinhaufen auch auf Unalaschka. „Diese sind nicht, wie man geglaubt hat, Begräbnißplätze, sondern Wegweiser, um sich bei Nebel und Schnee von einer Wohnung zur andern zurechtzufinden, und jeder, der vorbeigeht, muß einen Stein zu jedem Haufen legen [25]).“

Cook dagegen giebt an, es seien Grabhügel, und er bemerkte, wie jeder Vorübergehende einen Stein darauf warf [26]).

Mit diesem Beleg gewinnen wir den Uebergang nach Amerika, wo vom Norden bis zum äußersten Süden derselbe Gebrauch sich nachweisen läßt.

Samuel Hearne sah unter 69° nördl. Br. auf seiner Reise nach dem Kupferminenflusse an verschiedenen Stellen des Fußpfades große flache Steine, wie Tafeln, die mit vielen Tausenden kleiner Kiesel bedeckt waren. „Die Zahl derselben, sagten uns die Kupferwilden, hätte sich allmälig durch die von und zu den Bergwerken hin- und hergehenden Wanderer vermehrt, und da wir hörten, daß es ein allgemein üblicher Gebrauch wäre, ein Steinchen zu dem Haufen zu legen, lieferten wir auch ein jeder unser Contingent [27]).“

„Die uralte Sitte, auf Gräbern Steinhügel zu errichten, besteht mit gewisser Beschränkung noch heute in Venezuela. Wenn nämlich irgend Jemand außer dem Hause, auf freiem Felde oder einer Landstraße sein Ende findet, so wird die Stelle durch einen kleinen Steinhaufen bezeichnet, in dessen Spitze man ein hölzernes Kreuzlein einfachster Form steckt. Jeder Vorübergehende hält es für seine Pflicht, einen Stein dem Haufen hinzuzufügen, und so geschieht es, daß im Laufe der Jahre der Steinhügel oft bedeutende Dimensionen erlangt. Die Zahl dieser seltsamen Denkmäler ist leider durch die fortdauernden Bürgerkriege und die damit zusammenhängende öffentliche Unsicherheit jetzt nichts weniger als unbedeutend [28]).“

Als J. J. v. Tschudi von Catamarca aus über die Cordillere zog, traf er im Passe von Abra de la Cortadera, an der Grenze zwischen Argentina und Bolivia, auf einen jener unter dem Namen Apachitea oder Apachecta bekannten Steinhaufen, die seit den ältesten Zeiten von den Indianern auf den höchsten Punkten der Gebirgsübergänge errichtet wurden und meistens eine tiefere religiöse Bedeutung hatten. Gegenwärtig werfen die Indianer bei denselben gedankenlos einen Stein zu dem andern, oder legen ein kleines Opfer von frischen Cocablättern nieder, oder spucken den gekauten Cocaballen auf den Steinhaufen, ohne zu wissen, welchen Sinn ihre Vorfahren einer ähnlichen Opfergabe unterlegten. Wenn die Indianer zur Zeit der Inkas mit ihren schweren Lasten nämlich den Gipfel eines Berges oder Passes erklommen hatten, legten sie ihre Bürde ab, um dem zu opfern, der sie ihre Last bis hierher tragen ließ. Das einzige, was sie auf diesen Höhen fanden, waren Steine, die sie zum Zeichen der Verehrung auf einen Haufen legten; dazu fügten sie Cocablätter oder den ausgekauten Cocaballen [29]).



Apachecta. Nach Marcoy.

Das Wort Apachecta, sagt Marcoy, bedeutet in der Quechuasprache Halte- oder Ruheplatz. Auch die Friedhöfe der Spanier werden so von den Indianern genannt. Die Apachecta besteht aus einer Säule von Kieseln, die ein Arriero oder Lamatreiber am Wege, wo er rastete, errichtet, nicht etwa um diese Rast zu verewigen, sondern als ein Opfer für Pachacamac, den Weltenschöpfer. Tage, Monate verrinnen, ein zweiter Indianer zieht des Wegs und legt zu den vorhandenen Steinen einen neuen; eine unbekannte Hand fügt ein Kreuz hinzu und andere schmücken es mit Blumen: die Blumen verwelken, aber sie werden erneuert [30]).

Charles Darwin fand, als er die Sierra de las Animas in Uruguay bestieg, auf der Spitze des Berges mehrere kleine Steinhaufen, die augenscheinlich dort manche Jahre gelegen hatten. „Mein Begleiter versicherte mich, daß sie das Werk von Indianern aus älteren Zeiten wären. Die Hau-

[24]) M. Sauer, Reise nach den nördlichen Gegenden vom russischen Asien und Amerika unter dem Commodore Joseph Billings. Weimar 1803. S. 236. — Auch Fr. Whymper sah solche Gräber mit Renthierhörnern bedeckt am Anadyr-Golfe. Alaska, deutsche Ausgabe. S. 280. — Das Grab eines mohammedanischen Heiligen, Kahriman Ata, in der turkomanischen Wüste fand Vambery mit Widderhörnern geschmückt. Reise in Mittelasien. Zweite Aufl. Leipzig 1873. S. 34.

[25]) M. Sauer, a. a. O. 166.

[26]) Voyage to the Pacific Ocean Vol. II, p. 519.

[27]) S. Hearne's Tagebuch seiner Reise in M. C. Sprengel, Auswahl der Länder- und Völkerkunde. Halle 1797. VII, S. 187.

[28]) A. Ernst im Globus XXI, S. 124.

[29]) J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika V, S. 52.

[30]) Paul Marcoy im Tour du Monde VI, S. 277 (1862).

fen waren denen ähnlich, obgleich in einem viel kleinern Maßstabe, die man häufig auf den Gebirgen von Wales findet. Das Verlangen, irgend ein Ereigniß auf dem höchsten Punkte des Landes zu verewigen, scheint der ganzen Menschheit gemein zu sein. Heutzutage giebt es keinen einzigen weder civilisirten noch wilden Indianer mehr in diesem Theile der Provinz; auch weiß ich nicht, ob die früheren Einwohner eine dauerndere Erinnerung zurückgelassen haben als diese unbedeutenden Steinhaufen auf dem Gipfel der Sierra de las Animas [31]."

Für Afrika, welches genau in derselben Weise wie Europa, Asien oder Amerika die Steinhaufen kennt, mag es genügen, wenn wir je ein Beispiel aus dem Norden, den äquatorialen Gegenden und aus dem Süden anführen. Als Rohlfs auf seiner Reise von Tripolis nach Ghadames den Rand der Hammada erreichte, veranlaßten ihn seine Kameeltreiber, weil er zum ersten Male des Wegs zog, einen kleinen Steinhügel, Bu-Sfor oder Busaffar (Reisevater), zu errichten. „Den Ursprung und die Bedeutung dieser Sitte konnten sie mir nicht erklären; erst später erfuhr ich, daß die Bu-Sfor Fetische sind, welche den Reisenden, welcher das erste Mal solche hervorragende Punkte berührt, vor Ungemach schützen sollen und daß mit der Aufrichtung eines Bu-Sfor zugleich die Verpflichtung verbunden ist, den Reisegefährten ein Mahl zu geben [32]."

Als Speke auf seiner großen Reise von Sansibar zum Mittelmeer das Uthungnthal (2° 40′ südl. Br.) in der Landschaft Usinsa aufwärts wanderte, fand er längs der Straße die Steinhügel, „denen jeder Vorübergehende einen Stein hinzufügte. Ueber den Ursprung dieser Steinhügel konnte ich keinen Aufschluß erhalten, doch fiel es mir auf, daß ich sie in dem ersten von Wahuma beherrschten Lande, das wir betraten, wiederfand, da ich früher dieselbe Sache im Somalilande gesehen hatte [33]."

„Sobald ein Namaqua-Hotentott über einen Begräbnißplatz geht, wirft er einen Stein, einen Zweig oder etwas anderes als Opfer oder Gegenstand der Verehrung auf das Grab, spricht dabei den Namen Heitsieibib's aus und ruft seinen Segen und Schutz für seine Unternehmungen an. Auf diese Weise werden die Grabhügel oft außerordentlich groß. Man findet sie überall im Lande (selbst im Damaralande) und oft an Stellen, wo es gar keine Steine giebt, woraus man schließen kann, daß die Eingeborenen dieselben weit hergeschleppt haben. Capitän Harris erzählt, daß er ähnliche Steinhaufen bei den Matebele gefunden habe, konnte sich aber ihre Bedeutung nicht erklären [34]."

Bei den Buschmännern ist unter ähnlichem Steinhaufen „der Teufel begraben" und jeder Buschmann, der hinzukommt, wirft einen neuen Stein darauf, damit der Satan nicht wieder auferstehen kann. Bei Unterlassung der Handlung wird dem Betreffenden der Kopf nach hinten verdreht, so daß er fortan rückwärtsschauen muß. Zu diesen Steinhaufen wallfahrten die Saan in Krankheitsfällen und flehen um Beistand [35].

Wenn ich die verschiedene, in ihren Grundursachen jedoch gleiche Weise betrachte, in welcher die Anhäufung der Cairns stattfindet und wie die mannigfachsten Stoffe, Lappen, Knochen, Pferdehaar, Steine, Hörner, zu demselben Zwecke dienen, so stehe ich nicht an, auch das Schmücken gewisser heiliger Bäume und das Opfern an denselben in die nämliche Kategorie zu stellen. Jeder Vorüberziehende bringt ihnen Gaben dar und diese, die einfachsten, die bei der Hand sind, erscheinen in der alten wie neuen Welt vollkommen gleich.

Nahe bei Patagones (El Carmen) an der Mündung des Rio Negro in Patagonien sah Darwin den berühmten Baum, den die Indianer als Altar des Gualitschu verehren (Gualitschu ist ein böser Dämon der Tehueltschen. Musters, Unter den Patagoniern, S. 193). „Er liegt auf einem hohen Theile der Ebene und ist deshalb als Landmarke auf eine große Entfernung sichtbar. Wenn ein Indianerstamm ihn zuerst erblickt, so beweisen sie ihre Verehrung durch lautes Geschrei. Der Baum selbst ist niedrig, mit vielen Aesten und dornig. Gerade über der Wurzel hat er einen Durchmesser von ungefähr drei Fuß. Er steht ganz allein. Da es Winter war, so hatte der Baum keine Blätter, aber an ihrer Statt waren die verschiedenen Gaben, wie Cigarren, Brot, Fleisch, Tuchstücke u. s. w., an zahllosen Fäden an ihm aufgehängt. Die Armen, die nichts Besseres zu thun hatten, zogen nur einen Faden aus ihren Ponchos und befestigten ihn an dem Baume. Um das Bild vollständig zu machen, war der Baum von den gebleichten Knochen der Pferde umgeben, die zum Opfer geschlachtet wurden [36]."

Damit vergleichen wir nun, was Mungo Park von dem Nima Taba genannten Baume im Reiche Wolli berichtet. „Er hat ein sehr sonderbares Ansehen, da er mit unzähligen Lumpen oder Stücken Zeug behangen ist, welche durch die Wildniß reisende Leute zu verschiedenen Zeiten an die Zweige gebunden hatten; wahrscheinlich vorerst um den Reisenden anzudeuten, daß nahe dabei Wasser gefunden wird. Allein der Gebrauch ist durch die Zeit so geheiligt geworden, daß Niemand jetzt wagt vorüberzugehen, ohne etwas daran zu hängen. Ich folgte dem Beispiele und befestigte an einem der Zweige ein hübsches Stück Zeug [37]."

---

[31]) Charles Darwin's Naturwissenschaftliche Reisen. Deutsch von Dieffenbach. Braunschweig 1844. I, 51.

[32]) G. Rohlfs, Quer durch Afrika I, 52.

[33]) Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. Deutsche Ausgabe I, 216.

[34]) Andersson, Reisen in Südwest-Afrika II, 63. — Ganz dasselbe berichtet Josaphat Hahn von den Ovaherero. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin IV, 227 (1869).

[35]) Theophilus Hahn im Globus XVIII, 141.

[36]) Darwin's Naturwissenschaftliche Reisen I, 77.

[37]) Mungo Park's Reise. Aus dem Englischen. Hamburg 1799. S. 50.

So verfahren auch die Abasa im Kaukasus, welche alte Eichen mit bunten Bändern schmücken. Dort halten sie ihren Gottesdienst. Lapinski im „Globus" III, 12. — Bei dem Dorfe Röicks stand eine große heilige Espe, die man noch 1845 bei Krankheiten des Viehes mit bunten Bändern und Kreuzen zu behängen pflegte, um die Gunst des Baumgeistes zu erwerben. Rußwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands. Reval 1855. II, 186. Ganz unmerklich führt uns dieses zum Baumdienst hinüber.

# Projecte zu interoceanischen Canälen in Centralamerika.

Der große Isthmus, welchen man gewöhnlich als Centralamerika bezeichnet, bildet von Mexico im Norden bis nach Neugranada im Süden eine trennende Schranke zwischen den beiden großen Weltmeeren. Durch sie werden die Fahrzeuge, welche aus Westeuropa und dem östlichen Amerika nach den Ländern an der Westseite dieses Festlandes, nach den Inseln der Südsee, Australien und Ostasien bestimmt sind, gezwungen, den weiten Umweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung oder um das Cap Horn zu nehmen. Sobald aber eine durch dieses Centralamerika gerade hindurchführende, auch für die größten Seeschiffe zu benutzende Wasserstraße hergestellt werden kann, wird der Weltverkehr nach jenen Regionen hin eine große Beschleunigung erfahren und damit die Geldausgaben erheblich vermindern können.

Auf mehreren Punkten der centralamerikanischen Landenge sattelt die Cordillere so tief ein, daß ihre Höhe kaum noch 300 Meter über dem Meeresspiegel beträgt und theilweise erfährt sie, wie Moritz Wagner nachgewiesen hat, eine völlige Unterbrechung. Darauf gründet man die Hoffnung, daß es möglich sein werde, jene in hohem Grade wünschenswerthe Wasserverbindung herzustellen. Seit den Erfolgen, welche nach 1869 der Suezcanal aufzuweisen hat, ist von Seiten der Nordamerikaner die Untersuchung verschiedener Strecken, welche man für den Bau eines interoceanischen Canales als günstig erachtet, eifrig in Angriff genommen worden und die Bemühungen werden auch im laufenden Jahre fortgesetzt. Wir haben im „Globus" seiner Zeit eingehende Nachrichten über die verschiedenen Expeditionen gegeben und wiederholt als unsere Ueberzeugung ausgesprochen, daß ein Canal mit vielen Schleusen und meilenlangen Tunneln dem Bedürfniß des sich mehr und mehr in colossaler Weise steigernden Weltverkehrs und der Schifffahrt keineswegs werde genügen können. Beide verlangen, daß man auf einer bequemen und sichern Fahrbahn, mit geringem Aufwand an Zeit und ohne allzuhohe Gebühren aus einem Weltmeer ins andere gelange.

Bekanntlich hat schon Ferdinand Cortez auf die Bedeutung einer interoceanischen Wasserstraße hingewiesen und der Gedanke an eine solche liegt, im Hinblick auf die geographische Gestaltung jener Region, so nahe, daß man immer wieder auf denselben zurückgekommen ist. Von Spanien, einem durch politischen Druck und Pfaffenthum mehr und mehr herabgekommenen Lande, war eine Ausführung nützlicher und großartiger Pläne nicht zu erwarten. Es bleibt ein Verdienst Alexander von Humboldt's, die Durchstechung des Isthmus vor nun fast siebenzig Jahren dringend befürwortet und den Gegenstand eingehend erörtert zu haben. Allerdings haben genauere Untersuchungen ergeben, daß er die Sache viel zu sanguinisch auffaßte; dadurch kann jedoch sein Ruhm nicht vermindert werden; er ist es gewesen, auf dessen Antrieb mehr als eine Expedition unternommen worden ist und daß die Theilnahme für einen interoceanischen Canal eine ganz allgemeine wurde.

Die Nordamerikaner trachten bekanntlich danach, einen möglichst großen Theil des Verkehrs aus und nach Ostasien, Australien und der Südsee an sich zu ziehen. Aus diesem Bestreben ging der Bau der großen pacifischen Bahn hervor und die Herstellung von Dampferlinien nach Japan, China und Australien. Die allerdings hochgespannten Hoffnungen, welchen man in Bezug auf die Aneignung des Handels mit dem Orient sich hingab, sind aber nur theilweis in Erfüllung gegangen; deshalb trachtet man nun nach einem Canale, welcher übrigens allen seefahrenden Völkern ohne Ausnahme zugute kommen würde.

Ich habe an einem andern Orte die nicht weniger als 18 (jetzt 28!) Projecte aufgezählt und erörtert, welche für die Herstellung des großen Werkes für angemessen erachtet worden sind (Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 665 bis 691). Man hat von allen mehr oder weniger gerühmt, daß sie ausführbar seien; das große Geheimniß, so wurde verkündet, sei nun wirklich gefunden, und allemal stellte sich dann nach wiederholter, genauer Untersuchung heraus, daß dem keineswegs so sei. Wir wollen hier, um nicht allzu ausführlich zu werden, die soeben ausgerüsteten beiden Expeditionen der Nordamerikaner ins Auge fassen.

Es sollen zwei schon mehrmals vermessene Linien wieder untersucht werden und wir geben nach einer Correspondenz der „Newyork Tribune" aus Aspinwall vom 16. Januar die nachstehenden Notizen, denen wir unsererseits einige Erläuterungen und Zweifel hinzufügen.

Im Jahr 1870 rüsteten die Nordamerikaner ihre erste Darien-Expedition unter Commandeur Selfridge aus. Derselbe nivellirte vier Transitlinien und ermittelte, daß keine derselben für einen Canal geeignet sei. Eine zweite Expedition in 1871 untersuchte die Strecken zwischen dem Golf von San Miguel am Pacific bis zur Columbiabay am Atlantischen Ocean. Dabei wurde die Atrato-Napipi-Linie aufgenommen und Selfridge schilderte diese als so günstig, daß 1873 die dritte Expedition ausgeschickt wurde, um den obern Lauf beider Flüsse zu erforschen. Im Jahr 1874 wurden dann Ingenieure ausgeschickt, um sowohl die Napipi- wie die Nicaragua-Linie ganz genau zu untersuchen. Mit specieller Erforschung der letztern war schon 1873 Commandeur Lull beschäftigt gewesen.

Mitte Januars 1875 waren die Mitglieder beider Expeditionen in Aspinwall. Die eine unter Lull besteht aus Marineoffizieren (darunter die Lieutenants Leutze und Taussig); es ist ihre Aufgabe, die sogenannte Panama-Linie aufzunehmen; die andere, unter Lieutenant Collins, hat die Atrato-Napipi-Linie zu untersuchen.

Lull hat zunächst die sogenannte Garella-Linie sorgfältig zu vermessen, um ein endgültiges Urtheil über ihren Werth oder Unwerth festzustellen. Lull geht mit allen seinen Begleitern zunächst auf die Wasserscheide; von dort aus untersucht die eine Partie die pacifische, die andere die atlantische Abdachung. Bisher ist diese Linie (auf der Landenge von Panama) auf den Karten derart verzeichnet, daß der Fluß Chagres als Canal benutzt werden solle bis dicht unterhalb der Stadt Cruces, wo er fast die Eisenbahn berühren würde; diese durchschnitte er dann in nördlicher Richtung und führte über die Wasserscheide, deren Höhe über dem Meer verschieden angegeben wird, von 200 bis 1200 Fuß. Sein Endpunkt am westlichen Ocean würde etwa 10 Miles nördlich von der Stadt Panama zu liegen kommen. Länge der Linie 48 Miles, wovon etwa 20 auf den Chagres entfallen. Diese Zahlen können auf Genauigkeit keinen Anspruch machen, es giebt aber bisher keine besseren. In der Stadt Panama ist man begreiflicherweise für diese Linie sehr eingenommen und übersieht die Hindernisse. Es wird sich z. B. schwerlich thun lassen, den kleinen Chagres für Schiffe von 400 Fuß Länge fahrbar zu machen. Derselbe schwillt manchmal in 24 Stunden um 25 Fuß an, hat dann eine

ungemein reißende Strömung und sein Lauf hat sehr viele Windungen und Krümmungen. Die Herstellung von Deichen und Durchstichen, um jenen Uebelständen zu begegnen, würde überaus kostspielig sein. Außerdem ist der Mindisumpf, durch welchen der Chagres sich in die Limonbay ergießt, ein bedenkliches Hinderniß. Wie dem aber auch sei: diese Garella-Linie soll nun ganz genau untersucht werden. Die Bewohner von Panama legen in ihrer Hoffnungsseligkeit großes Gewicht darauf, daß die Pelikane, wenn sie über die Landenge von einem Meere zum andern fliegen, regelmäßig dem Striche dieser Linie folgen, und sie haben sich dadurch den Spitznamen Pelikane zugezogen. Die Ingenieure hoffen mit ihren Arbeiten im April fertig zu sein.

Collins erforscht die Atrato-Napipi-Doguado-Linie, geht mit dem Dampfer Canandaigua an die Mündung des Atrato und fährt diesen aufwärts bis an die Einmündung des Napipi. Von dieser ab wird eine Abtheilung das niedrig liegende Gelände am Atrato untersuchen, eine andere das Bergland. Es ist bekannt, daß schon vor 200 Jahren die Buccaniere den Atrato und auch den Napipi hinauffuhren und dann über die Berge an die Küste des Stillen Oceans vordrangen. Der obere Lauf des Napipi ist für Kähne bis in die Nähe des letztern fahrbar. Man sieht noch die Fahrgeleise von den Kanonenrädern jener Freibeuter.

Die vorgeschlagene Linie des Canals beginnt an der pacifischen Küste in 6° N. im Hintergrunde der Chiri-Chiri-Bucht. Bis zum Höhenpunkte werden 15 Schleusen erforderlich sein und in einer Höhe von etwa 150 Fuß soll ein 3 Miles langer Tunnel durch die Cordillere gebrochen werden. Vermittelst desselben gelangt er dann an den obern Lauf des Doguado, der ein Zufluß des Napipi ist. Nach Ueberschreitung des letztern seien keine besonderen Schwierigkeiten mehr zu überwinden, da die nur 22 Miles lange Strecke bis zum Atrato sich allmälig abdacht. Dieser hat an der Stelle, wo der Canal ihn erreichen würde, eine Breite von 1500 Fuß und eine durchschnittliche Tiefe von 5 Faden, also 30 Fuß; weiter abwärts wird er noch breiter und tiefer und die Schifffahrt findet kein anderes Hinderniß als die mächtige Schlammbarre vor der Mündung; man meint indeß ohne Schwierigkeit ein Fahrwasser durch Baggern zu gewinnen, welches durch die Strömung des Flusses klar gehalten würde. Außerhalb wie innerhalb dieser Barre beträgt die Tiefe mehr als 60 Fuß. — Die Länge der Napipi-Linie beträgt 28 Miles; sie geht nirgends durch Sumpfland und das niedrigste Niveau des Canales liegt 30 Fuß höher als der mittlere Wasserstand. Diese Strecke ist nicht ungesund. Die Columbiabay an der atlantischen Seite hat Ankerplatz vollauf für 1000 Schiffe und bei Chiri-Chiri an der pacifischen Küste sind Stürme unbekannt.

Collins wird mit ganz besonderer Sorgfalt das Flußthal des Napipi ins Auge fassen, Erdbohrungen bis zu 24 Fuß Tiefe vornehmen und überhaupt die ganze Strecke zwischen dem Atrato und der Südsee nivelliren. Die Aufnahme ist natürlich auf die trockene Jahreszeit beschränkt, die von Januar bis Mai dauert, „aber wehe dem Forscher, welcher in den Wäldern und Gebirgen sich verspätet, bis der Regen eingetreten ist.“ So lautet der Bericht aus Aspinwall.

* * *

Das Project eines Panama-Canales machte seiner Zeit viel von sich reden. König Ludwig Philipp von Frankreich hatte 1843 den Ingenieur N. Garella zur Erforschung des Isthmus abgeschickt und dieser fand, daß der Chagresfluß schon seiner vielen Krümmungen wegen sich nicht zur Benutzung für einen Canal eigene. Sein Canal sollte deshalb an der Limonbay, $2^1/_2$ Miles östlich vom Chagres, beginnen; aber diese Bay ist den gefährlichen Nordwinden ausgesetzt, und deshalb sollte sie durch einen langen Wellenbrecher geschützt werden. Der Canal sollte landeinwärts eine Strecke den Chagres benutzen, im Thale des Bonito die Wasserscheide erreichen und über dieselbe bis an die Bay Vaca del Monte geführt werden, welche 12 Miles westlich von Panama liegt. Als Uebergangspunkt sollte der Ajagayeguapaß benutzt werden, dessen Höhe über dem Meere Garella nach Augenmaß (!), nicht durch Barometermessungen, auf 460 Fuß englisch bestimmte. Die kleine Vacabay hat kaum 10 Fuß Tiefe und ist gar kein Hafen, ein bei Ebbe trocken liegendes Schilfterrain. Garella konnte nicht nachweisen, woher er auf der Scheidehöhe das für den Canal nöthige Wasser hernehmen wolle; er schlug auch vor, die Scheidestrecken vermittelst eines langen Tunnels zu durchbrechen und auf jeder Abdachung je 17 Schleusen, also deren 34, herzustellen. Und obendrein sollte dieses Canalmonstrum nur 46 Fuß Breite und 23 Fuß Tiefe haben.

In Bezug auf die Darien-Projecte haben wir vor ein paar Jahren als unsere Ueberzeugung ausgesprochen, daß von allen auch nicht ein einziger in der Weise ausführbar sei, um eine Wasserstraße zu bilden, wie der Welthandel sie verlangt. Auch mit diesen Projecten ist, vor dem Humbug des Amerikaners Selfridge, viel Schwindel getrieben worden, insbesondere von den Ingenieuren Gisborne und Cullen; das wurde auch von Strain, dessen Expedition einen so unglücklichen Ausgang nahm, nachgewiesen, eben so 1853 von Prevost. Alexander von Humboldt hatte seine letzte Hoffnung auf einen Atrato-Canal gesetzt und sich dafür eine Menge von Gründen zurecht gelegt. Der Napipi wurde schon 1845 ins Auge gefaßt und eine englische Gesellschaft bewarb sich, jedoch vergeblich, bei der Regierung von Neugranada um ein Canalprivilegium. Trautwein ging im Auftrage des Neuyorker Kaufmanns Kelley an den Atrato und bestätigte, daß derselbe eine vortreffliche Strombahn darbiete, aber sein Bericht über die Landhöhe fiel ungünstig aus; auch Porter und Locne stellten 1853 am Atrato Forschungen an und der Letztere überzeugte sich, daß der Fluß Truando für eine Canalbenutzung ungeeignet sei. Kennish fand 1854 eine Wasserscheide von 504 Fuß Höhe; er entwarf ein Project, bei welchem ein Durchstich von 13 Miles Länge und ein 3 bis 4 Miles langer Tunnel eine Rolle spielen. Auch zwei Franzosen schwindelten; Bourdiol und de Champeville wollten eine wie sie sich ausdrückten practicabele Passage zwischen der Caledoniabay und dem Golf von San Miguel gefunden haben; eine „kurze, sichere und leichte Route“ verkündigte der belgische Ingenieur de Puydt.

Das 28. Canalproject ist das von Selfridge. Mit jener Dreistigkeit, die den Yankee ziert, verkündete er 1871: „Der Canal ist eine ausgemachte Sache.“ „The canal is settled!“ Einige Monate hinterher wurde veröffentlicht: „Der Canal ist eine Unmöglichkeit.“ Bald nachher wurden wieder „glühende Hoffnungen“ ausgesprochen, aber worauf gründeten sich dieselben? Selfridge schlug für die Strecke vom Atrato nach Westen hin bis zur Vereinigung des Napipi bis zum Doguado, aus welchem er, wie auch aus anderen Gefließen, Speisewasser zu bekommen „hoffte“, vor: „nur 13 Schleusen, dann einen tiefen Durchstich, und die ganze Wasserscheide müsse vermittelst eines tiefen Tunnels practicabel gemacht werden; vom Tunnel bis zur Cupicabay seien abermals nur 9 Schleusen erforderlich und die Gesammtkosten würden einhundert Millionen Dollars

nicht übersteigen!" Nun soll die Atrato-Linie noch einmal untersucht werden.

Wir wiederholen hier, was wir vor etwa drei Jahren sagten (Geographie des Welthandels II, S. 691): „Eine unbefangene Würdigung auch der Atrato-Projecte läßt dieselben mindestens eben so ungünstig erscheinen, wie die Darien-Projecte. Der Atrato ist ein reißender Strom. Die nördliche (Tuyra-) Linie ist unpracticabel und ungesund; die mittlere (Truando-) Linie nicht minder; die südliche (Napipi-) Linie bietet eben so viele Schwierigkeiten dar. Wenn man, gleichviel auf welcher dieser drei Routen, in der That an den Bau eines Canales ginge, so würde man schwerlich, auf mindestens zwanzig Jahr hinaus, Arbeiter in diese menschenleeren Einöden beschaffen können, und bekäme man sie, so würden sie in jedem Jahre zu Tausenden hinwegsterben. Denn jene Gegenden sind die classische Region der Fieber; alle unteren Flußläufe haben morastige Ufer; die Moskitoplage ist unerträglich und das Klima heißfeucht. Regen fällt in gewaltigen Strömen in jedem Monat, fast in jeder Woche. Auf der ganzen Strecke, in welcher jene drei Canalrouten liegen, von 6 bis $8^1/_2$° N., befindet sich kein einziger Wohnort, den man auch nur als ein Dorf bezeichnen könnte. Die Atrato-Linie, an deren Eingang ohnehin im Delta Barren hinweggebaggert werden müßten, würde an keinem Endpunkt eine Hafenstadt haben und überall durch wilde Einöden führen. Ohnehin läge sie für die interoceanische Schifffahrt weit ungünstiger und unbequemer als alle anderen und hätte obendrein eben so viele Tunnels, Durchstiche und Schleusen nöthig; sie könnte also keineswegs den Zweck erfüllen, welchen der Welthandel verlangt."

---

# Zur Morphologie der geographischen Grenzen.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde. Von **G. C. Petzet** in Breslau.

## II.

Flüsse als Grenzmittel. — Potamische Länder. — Sumpflande und Depressionsgebiete. — Trockene Grenzen. — Wald, Steppe, Wüste. — Gebirge. — Ueberblick derselben in Europa.

Ein klares Bild, wie Flüsse im Laufe der Zeiten, im Gegensatz einer Entwickelung von niederen zu höheren Stufen der Civilisation, aus Grenzen zu Bindemitteln der Anwohner werden können, liefert uns der „deutscheste" unserer Ströme, der Rhein.

Bei seinem geschichtlichen Debut tritt seine Eigenschaft als Völkerschranke entschieden genug hervor. Nur bis an seine Gewässer reichte längere Zeit hindurch die römische Herrschaft, deren äußerste Marksteine an seinem linken Ufer in Argentoratum, Moguntia, Colonia Agrippina errichtet wurden. Die Völkerschaften des rechten Ufers, wenigstens am Niederrhein, gingen ihrer Freiheit durch die Römer nur auf kürzere Zeit verlustig, da die wiederholten Eroberungszüge der römischen Heerführer in das Innere Germaniens gewöhnlich mit der Rückkehr über den Fluß endigten.

In späteren Jahrhunderten, als die Wälschen auf ihre Stammlande zurückgewiesen waren und dem Reiche der Franken die Scheidung romanischen und deutschen Volks- und Staatsthums folgte, nahm der Rhein seinen modernen und für uns bestimmungsmäßigen Charakter an, den E. M. Arndt in den bekannten Worten aussprach: „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze." Wiederholt zwar versuchte Frankreich seine Grenze gegen die germanische Welt an den Rhein zu verlegen, und seit dem siebzehnten Jahrhundert war ihm dieses theilweise, unter Napoleon sogar schon soweit gelungen, daß das linke Rheinufer von Basel bis Wesel französisch war und unterhalb der letztern Stadt die wälsche Usurpation noch weit über das rechte Ufer nach Nordosten hinübergriff. Selbst nach 1814 blieb das Bett des Rheins von Hüningen bis Lauterburg französische Grenzlinie, und während in altrömischen Zeiten bei geringer Anwohnerschaft und mangelndem Verkehrsbedürfniß der Bau von Brücken über den Strom entbehrlich erschienen war und vom Mittelalter bis zur neuern Zeit nur die bedeutendsten Uferstädte solche Verbindungen hergestellt hatten, brachte es auf der bezeichneten Strecke der staatliche und volkswirthschaftliche Gegensatz noch bis zum letzten deutsch-französischen Kriege zuwege, daß zwischen dem badischen und dem elsässischen Ufer — mit Ausnahme der in der jüngsten Zeit vollendeten Eisenbahnbrücke bei Kehl — keine feste Verbindung geschaffen wurde und der Strom noch in unserm verkehrsfreundlichen Jahrhundert thatsächlich als Grenzscheide zweier hochentwickelten Länder wirken konnte.

Die wenigen Jahre der Wiedervereinigung des Elsaß mit dem deutschen Vaterlande haben inzwischen hingereicht, eine Reihe von Brücken über den Rhein herzustellen und den gegenseitigen Verkehr der Uferstaaten so weit zu beleben, als es unter den obwaltenden Verhältnissen ein Fluß als Bindeglied seiner Anlande gestattet, wie sich im weitern Laufe des Rheins ja schon seit längerer Zeit in mannigfachster Weise gezeigt hat.

Für unsere Betrachtung erscheint es unnöthig, die Rolle zu schildern, welche einige kleinere deutsche Flüsse in früheren Zeiten als Grenzscheiden verschiedener politischer und nationaler Gestaltungen gespielt haben; noch geringer erscheint die Bedeutung einiger anderen Flüsse, welche bis auf die Gegenwart als Stammes- oder Landesgrenzen geringern Belanges dienen. Nur beiläufig seien in dieser Richtung erwähnt: die Enns zwischen Ober- und Niederösterreich, der Lech zwischen Bayern und Schwaben, der Queis zwischen Schlesien und der Lausitz, Rekenitz, Trebel und Peene zwischen Mecklenburg und Pommern, die Eider und die Königsaae als Grenzscheiden gegen die Dänen — früher und jetzt —, die thüringische Saale als einstmalige Marklinie gegen die Sorben, und andere mehr. Die vielcitirte Mainlinie ist bekanntlich nur an ihrem westlichen Ende eine Flußgrenze.

In den westeuropäischen Ländern können gegenwärtig, bei der hohen Culturstufe der dortigen Völker, Flüsse fast nirgends mehr als politische Grenzen in Betracht kommen. Nur etwa der Minho zwischen Portugal und Galicien macht eine bemerkenswerthe Ausnahme. In dem minder entwickelten Osten unsers Erdtheils dagegen finden wir noch heute

eine Anzahl von Flüssen, die als Scheidelinien zwischen Staaten, Ländern und Volksstämmen dienen. Innerhalb Oesterreich-Ungarns ist zunächst die seit 1866 vielberufene Leitha zu nennen, deren in geographischer Hinsicht nur sehr fragmentarisch erfüllte Mission in der Scheidung der zwei Hauptbestandtheile des dualistischen Ländercomplexes nordwärts in größerer Strecke von der March aufgenommen und fortgesetzt wird. In Galizien trennt der San das polnische vom ruthenischen Stamm- und Sprachgebiet, im Süden Ungarns die Drau Magyaren und Slawen. An den Grenzen der habsburgischen Monarchie finden wir von größeren Flüssen als Länderscheiden die Donau, die Save, die Weichsel, im osmanischen Reiche bez. an dessen Grenze nochmals die Donau, ferner den Pruth, im russischen Reiche den Bug, den Njemen, den Ural.

Von den außereuropäischen Erdtheilen liefert das jungfräuliche Amerika, namentlich in seinem Süden, die zahlreichsten Beispiele von Grenzflüssen. Wir nennen den Rio Negro (oder Cusu), den Paraguay, Parana und Uruguay, den Marañon, den Guapore und den Corentyne, in Nordamerika den Rio Grande del Norte. In Afrika ist der Oranje (Gariep) ein wichtiger Grenzfluß, theilweise auch der Sambese, als Nordgrenze von Motapa, auf kleineren Strecken auch der Blaue Nil (Bahr el Azrak) als Südwestgrenze von Amhara-Habesch und der Weiße Nil von Nubien aufwärts als Ostgrenze der Schilluk. In Asien ist fast nur der Amur als Grenzstrom von Bedeutung.

Der größte Welttheil mit den ältesten Culturländern bietet Asien — sammt dem angrenzenden Nordostafrika — im Gegensatze zur vorher geschilderten regelmäßigen Grenzfunction großer Flüsse die charakteristischsten Beispiele für die Beobachtung, daß Flüsse die Wirkung als Grenzscheiden zurücktreten lassen und in das Gegentheil eines Bindemittels für Stämme und Völker verkehren.

Schon in der potamischen Periode — um eine treffende Bezeichnung Ernst Kapp's anzuwenden — konnte von wahren Flußländern die Rede sein, bei denen ein Strom oder eine Mehrzahl theils parallel, theils zu einer Mündung zusammenlaufender Flüsse den Krystallisationskern und das einigende Moment eines Territoriums ausmacht. Als Zeugen solcher Flußlande — deren Zeugniß noch dazu seit Jahrtausenden sich gleich geblieben — dürfen das Nilland Aegypten, das Zwischenstromland „Mesopotamien“, dessen beide Parallelflüsse sich mehrfach wechselweise Zuflüsse abgeben, und das Fünfstromland (Pendschab) Vorderindiens angerufen werden. Hindostan, Hinterindien und China würden die Zahl der Beispiele noch leicht vermehren können.

Hierher gehören auch die Deltabildungen und kleinen Küstenlande, die sich an die Mündungen von Flüssen und Strömen angegliedert haben. Bei denselben gewinnt das zusammenschließende Moment des Wassers so sehr das Uebergewicht über seine abgrenzenden Wirkungen, daß solche Mündungslande sich sogar zu eigenen Staaten organisirt, andere nach bedeutenden politischen Actionen die Unterwerfung unter eines der beanspruchenden Reiche erfahren haben, denen sie früher zu Grenzen gedient hatten. Wir erinnern an die Niederlande, an die Donaumündungen — die Sulinamündung führte zu der Territorialänderung im Pariser Vertrag von 1856 — und an die Deltas am Aralsee, deren neueste Regelung dem Kriege der Russen gegen Chiwa 1873 folgte. Andere minder bedeutende Deltabildungen schließen sich naturgemäß den Gebietslanden ihrer großen Flüsse an: man denke an den Nil, an Ganges, Indus und Irawaddi, an den Dscholiba-Niger, den Mississippi, den Orinoco, den Marañon.

Als Uebergang von den nassen zu den trockenen Landgrenzen kommen gewisse Sumpfstrecken in Betracht, deren Zahl und Ausdehnung jedoch, schon an und für sich nicht beträchtlich, durch die vorschreitende Cultur immer mehr verringert wird. In Europa haben wir zur Stunde nur noch ein einziges solches größeres Sumpfland: Polesien, auf altpolnischem Gebiete zwischen Wolhynien und Litthauen, als nationale Scheide zwischen Polen-, Letten- und Russenthum noch heute einen, wenn auch sehr modificirten, Grenzcharakter bewahrend. Außerhalb Europas sind noch mehrere ähnliche Sumpflande vorhanden: in Hindostan das Terai, in Ost- und Innerafrika die Kolla um Habesch und die Gegenden am Tschadsee, in Südamerika namentlich an der brasilisch-argentinischen Grenze.

Hier können wir wohl auch am passendsten die Landeinsenkungen, die sogenannten Depressionslande, anschließen, welche, in früheren Perioden unseres Planeten mit Wasser bedeckt, die an sie grenzenden Länder getrennt hatten. Depressionsgebiete solcher Art finden sich am Kaspischen Meere und weiter gegen den Aralsee, wo die Veränderung in dem Laufe eines Oxusarmes, der früher in den Kaspi, jetzt gleich seinem nördlichen Seitenarme in den Aral mündet, die in historischer Zeit erfolgte Erhebung jenes Landstrichs bekundet. Dieses Niederland bildet jetzt die Grenze zwischen den Gebieten der Kirgisen und der Turkomanen; in früherer Zeit lief hier die Wassergrenze zwischen Europa und Asien, die sich gegen Norden bis zum Obischen Meerbusen fortsetzte.

Im nördlichen Europa hing in einer frühern Periode das Baltische Meer mit dem Weißen zusammen, so daß Finnland und Skandinavien ein Inselland bildeten. Unterstützt durch den Parallelismus der Ufer und die zahlreichen Scheren des Bottnischen Meerbusens hat sich die Verbindung jener Länder in Allem erhalten, was nicht durch politische Scheidung verwischt werden kann. Die Russificirung des finnischen Großfürstenthums macht so viel wie gar keine Fortschritte, und die ethnographische Grenze Skandinaviens schließt sich noch heute der alten Naturgrenze an. Das Steigen der Küsten des Bottnischen Meerbusens stellt für eine entferntere Zukunft sogar eine neue Berührung des finnischen Gebietes mit dem schwedischen in Aussicht.

Nur beiläufig soll hier jener Depressionsgebiete gedacht werden, welche ihre Eigenschaft als solche nur im Verhältniß zu ihrer Umgebung besitzen, darum aber noch keineswegs absolute Einsenkungen der Erdoberfläche gegenüber dem Niveau des Meeres sind. Diese nach innen zu abgedachten oder sich abflachenden Landgebiete, zu denen der größte Theil Innerasiens, eine weite Fläche des nördlichen Innerafrika und mehrere Territorien der Neuen Welt gehören, entsprechen in ihrer Configuration auch nur in beschränktem Maße sonstigen geographischen Abgrenzungen.

Die trockenen geographischen Grenzen zweier Nachbarländer sind am häufigsten durch Gebirgszüge, zuweilen auch durch Wälder, Steppen und Wüsten bezeichnet.

Was zunächst die letzteren, selteneren Fälle betrifft, so tritt die abscheidende Wirkung der genannten Trennungsmittel natürlich nur bei größerer Ausdehnung derselben hervor, und den Fortschritten der Cultur gegenüber, die den absondernden Charakter von Wald und Steppe leicht zu verwischen vermögen, kann schließlich nur die Wüste die Wirkung der Grenzscheide auf die Dauer bewahren.

Was Wald und Steppe als Grenzmittel bedeuten, erkennen wir gründlicher mit Zuhülfenahme eines geschichtlichen Rückblicks in eine mehr oder minder entlegene Vergangenheit. Dann treten uns als Grenzmarken mitten in Europa der Ardenner- und Argonnenwald zwischen Romanen und Germanen, der hercynische Wald zwischen Deutschen und

Slawen, in gleicher Weise auch der schlesische Grenzwald entgegen. Im Osten fällt unser Blick auf die sarmatischen, weiterhin auf die centralasiatischen Steppen, die alten mächtigen Scheidewände zwischen südlicher Civilisation und nordischer Barbarei, während wir in der transatlantischen Welt in die neuere Zeit und selbst in die Gegenwart zurückversetzt werden, wenn wir der Steppen der Unionslande wie Brasiliens und der argentinischen Conföderation gedenken, die sich mehr oder minder als Grenzscheiden für Volksstämme und Culturgebiete wie für Klima und Vegetation zur Geltung bringen.

Die volle Bedeutung der Wüsten wird gegenwärtig noch durch die weiten Oeden im mittlern und südwestlichen Asien wie in Afrikas nördlicher Hälfte in helles Licht gestellt. Die Durchforschungen des letztern, sonst so sehr zur Vermischung der Gegensätze neigenden Erdtheils haben ergeben, daß die echten Negervölker nordwärts nur bis an die Sahara reichen, während in den weiten Gebieten Südafrikas die ethnographische Gleichartigkeit wie die Ebenmäßigkeit der Fauna und der Flora von Niederguinea bis an die ferne Ostküste sich erstreckt.

Der weitaus häufigste, man kann wohl sagen: der regelmäßige Typus der trockenen Ländergrenze ist das Gebirge. Allerdings besitzt nicht jede Gebirgsform die Eigenschaft der geographischen Grenzscheide, dieselbe kommt vielmehr nur den Kamm- beziehungsweise Kettengebirgen zu. Der Harz kann so wenig als Naturgrenze in Betracht kommen wie die Alpen Abyssiniens. Dergleichen Gruppen von Bergen, die in ihrer Erhebung wie in ihrer Umgebung fast gleichmäßigen Bedingungen unterliegen, bilden keine Scheidewände, weder zwischen verschiedenen Bodenformen und Pflanzenregionen, noch zwischen verschieden gearteten Bevölkerungen. Sogar wenn breitere Massengebirge dazu beitragen, das Gebiet einer Nationalität abzugrenzen, sind dieselben meist bloß von einem der beiden Nachbarvölker bewohnt, während das andere sich nur bis an den Fuß einer der äußersten Gebirgswände erstreckt. Längere Bergketten dagegen, wie sie gerade zur Signatur der höchsten Gebirge gehören, liefern ein sehr stattliches Contingent von Beispielen jener gewöhnlichsten Form der trockenen Ländergrenzen, wobei freilich sofort daran erinnert werden muß, daß in geographischer Hinsicht, wie namentlich in Hinsicht auf Klima, Flora und Fauna, Gebirgsketten, welche der Richtung der Meridiane folgen, aus naheliegenden Gründen einen weit minder scharfen Grenzcharakter tragen als solche, die in westöstlicher Richtung liegen.

Als eine Art Miniaturbild solcher Grenzgebirge möchten wir hier vor Allem ein paar waldige Höhenzüge des innern Deutschlands erwähnen, die natürlich nicht als wirkliche Völker- und Länderscheiden, sondern nur als provinziale und Stammesgrenzen zu gelten beanspruchen dürfen. So ist es zunächst mit dem Thüringer- und Frankenwalde: was südwestlich vom Rennsteige liegt, trägt jedenfalls mehr fränkischen als sächsischen Charakter, wiewohl auch hier durch den nach Norden gerichteten Lauf der Werra ein Niedersachsen zugewandtes Moment wirksam ist. Im südwestlichen Deutschland bildet der Schwarzwald die Grenzscheide zwischen dem rheinisch-alemannischen und dem würtembergisch-schwäbischen Element. In seiner nördlichen Hälfte, wo der Schwarzwald mehr die Gestalt des Kammgebirgs trägt, bildet er noch heute die politische Grenze zweier deutschen Lande, während im Süden mit der breitern Entwickelung des Gebirgsrückens der Charakter der Landes- und Stammesscheide mehr zurücktritt.

In umgekehrter Richtung ist das dem Schwarzwald auf der linken Rheinseite parallel laufende Grenzgebirge gegen Frankreich, der Wasgenwald, in seiner südlichen Hälfte Kamm- und damit auch echtes Grenzgebirge, während der nördliche Theil mehr in die Breite auseinandergeht und fast ausschließlich von deutscher Bevölkerung besessen wird, also national — wie staatlich — keine Grenze mehr bildet.

Aehnlich verhält es sich mit dem großen Hochgebirge, welches nicht allein Deutschland — das für uns im geographischen Sinne außer dem heutigen deutschen Reiche noch die deutschen und halbdeutschen Provinzen Oesterreichs und den südwestlichen Annex unsers Landes, die Schweiz, umfaßt — sondern auch Frankreich in weitem, von Süden nach Norden und Osten sich ausspannenden und in dieser Richtung sich allmählich verbreiternden Bogen von der appenninischen Halbinsel trennt. Anfangs, zwischen den beiden Wälschlanden, ist die Wasserscheide im Wesentlichen auch die nationale Grenze; aber schon über Wallis hinweg nach Süden reicht das Deutschthum bis jenseits des Monte Rosa, und von Wallis an gegen Osten, wo sich die Alpen theils in vielfachen Verzweigungen, theils in mächtigen Parallelzügen noch breiter ausgestalten, ist ihr Gebiet, wenn wir von der geringfügigen Ausnahme der romanischen Einschiebungen Graubündens absehen, in seiner ganzen Breite bis zu den südlichsten Bergwandreihen im Alleinbesitze der deutschen Nationalität, so daß die Völkergrenze, gleich der klimatischen und vegetativen Rayonscheide, in die den Quellgegenden und Oberläufen der alpinen Nebenflüsse des Po, der Etsch und der übrigen nordadriatischen Zuflüsse südlich folgenden milderen Thalgebiete oder direct an die Abhänge gegen die lombardische und venetianische Ebene fällt, wobei auch daran erinnert sein mag, daß letztere Flächen ehemals Meeresgrund gewesen sind. Daß die wälsche Nationalität, durch politische, kirchliche und Verkehrsbeziehungen begünstigt, im Etschgebiet aufwärts das Deutschthum zurückdrängt und nach der ehemaligen Völkergrenze von Verona auch die neuere von Salurn immer weiter nordwärts zu verschieben bemüht ist, hat seit Jahrzehnten wiederholte deutsch-patriotische Klagen und Mahnungen hervorgerufen, ohne daß leider jener Reaction gegen das frühere Verhältniß Stillstand geboten worden wäre.

Ein Grenzgebirge in der vollen Bedeutung des Wortes sind ferner die Pyrenäen. Bei nahezu gerader, noch dazu ostwestlicher Richtung, beträchtlicher Höhe und fast vollständigem Mangel an bequemen Pässen scheidet dies Gebirge, von Meer zu Meer reichend, die iberische Halbinsel von Frankreich so wirksam ab, daß hier die gegenseitigen Beziehungen der Grenzländer und Nachbarvölker, trotz ethnographischer Verwandtschaft und trotzdem daß im frühern Mittelalter zeitweise politische Gewalt selbst diesen Wall überwunden hatte, in den wesentlichsten Stücken geringere Fortschritte im Laufe der Jahrhunderte erreicht und aufzuweisen haben als irgend wo anders in Europa.

Wie den Romanen gegenüber sind die Deutschen, auch wo sie mit den Slawen grenzen, die Inhaber der Grenzgebirge, während das Nachbarvolk erst die jenseitigen Niederungen besetzt hält. Dies ist bei den drei Gebirgszügen erkennbar, über welche hinweg die deutschen Lande Bayern, Sachsen und Schlesien mit dem Gebiete der Tschechen Fühlung haben. Wie von Niederbayern und der Oberpfalz her die deutsche Bevölkerung über den Böhmerwald bis an dessen östlichen Fuß hinübergreift, so ist dies von Sachsen her in noch weiterer Erstreckung der Fall die vom Erzgebirge südwärts gerichteten kurzen Flußthäler entlang bis in das Egerthal und über dasselbe hinüber, und ebenso von Schlesien aus über Riesen- und Glätzer-Gebirge hinweg in die Thäler der Iser, Elbe, Aupa, Mettau und Erlitz, deren oberste Anwohner überall deutsche Stammgenossen sind.

Nur wo Slawen von anderen Slawen durch Bergzüge geschieden sind, treffen wir sie auch als Gebirgsbewohner

— „Goralen“, „Gorzen“ —, ebenso natürlich auch in den Grenzgebirgen gegen das Reiter- und Steppenvolk der Magyaren. So sehen wir es im Norden Ungarns, welcher in dem weiten Bogen des Karpathengebirges seine geographische Begrenzung findet. Die Kleinen Karpathen scheiden das Land der Magyaren von Mähren, die Beskiden von Schlesien, die hohe Tatra und die östlichen Karpathen von Galizien, während die südöstlichen Ausläufer des Gebirges sich in Siebenbürgen kräftig verzweigen und an dessen Südgrenze wieder zu einem Höhenwalle gestalten, der nach der walachischen Ebene abfallend abermals eine Naturscheide in geographisch klimatischer wie in politisch-statistischer Hinsicht bildet. Alle diese Gebirgszüge sind von nördlichen und östlichen Nachbaren der Magyaren besetzt. Ueberhaupt bieten sich Analogien der Karpathen mit den Alpen mehrfach dar: in Ausdehnung, Gestalt, Verzweigung und Begrenzung; wie bei den Alpen das Meer, so berührt bei den Karpathen die Donau den westlichen wie den östlichen Fuß des Gebirges.

Südlich von der Donau ist es, wenn wir von kleineren Gebirgszügen absehen, zunächst der Balkan, welcher, die nach ihm benannte Halbinsel vom Eisernen Thor aus ostwärts durchschneidend, eine geographische Grenze bildet, die sich im Alterthum wie bis auf die Gegenwart auch in nationaler und politischer Hinsicht von Einfluß erwiesen hat. Ebenso ist in nordsüdlicher Richtung der Pindus als eine natürliche Grenzscheide von Bedeutung zu nennen. Nördlich vom Gebirgsknoten von Metzowo und westwärts von Deneir Kapi — der alten Porta Trajana — würden einige kürzere Gebirgszüge die altgeschichtliche wie die heutige politische und nationale Abgrenzung noch weiter beleuchten und bestätigen können. Leicht möglich ist es, daß diese inneren Grenzmittel des überaus reich gegliederten Landes bei künftigen Regelungen der bisher noch keineswegs zu festem und ruhigem Bestande gelangten Verhältnisse durch die Constituirung weiterer kleiner Nationalstaaten nach dem bahnbrechenden Muster der Donaufürstenthümer in der That noch größere praktische Bedeutung erlangen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Parteikämpfe in Uruguay.

Wenn nur Jemand sagen oder wissen könnte, weshalb man im ehemals spanischen Amerika die, wir übertreiben nicht, Hunderte und mehr große und kleine Revolutionen macht! Mit wenigen Ausnahmen haben sie keinen andern Zweck als irgend einen säbelrasselnden General oder Obersten an die Stelle eines andern zu bringen, und auf Ausbeutung der Finanzen ist es bei allen abgesehen. Je nachdem solch ein Taugenichts sich clerical oder liberal geberdet, erhebt er die Fahne für „Gott“, oder für die „Freiheit“, und wenn er, wie das in Mexico oder Peru vorkommt, Straßenräuber von Handwerk ist, müssen „Gott und Freiheit“ zusammen sein Programm bilden. Im Namen derselben wird dann von den fremden Kaufleuten eine Zwangsanleihe erhoben. Die öffentlichen Cassen, so viel oder so wenig darin sein möge, werden mit Beschlag belegt; man erhebt Contributionen, nimmt Stadt- und Landbewohnern ab was man findet, und wenn an einem Orte nichts mehr zu plündern ist, ziehen die „Patrioten“ — denn das sind sie ja alle — weiter, um dasselbe frevelhafte Treiben anderwärts fortzusetzen. Ueber kurz oder lang erfolgt ein Zusammenstoß mit Truppen der jeweiligen Regierung, die fast immer nur ausnahmsweise nicht aus einer Revolution hervorgegangen ist; häufig läuft dann der eine Theil zum andern über; wenn nicht und es kommt zum Gefecht, so wird wohl der Rebellenführer gefangen oder er flüchtet sich nach einer Niederlage ins Gebirge. Im erstern Falle wird er entweder auf dem Flecke todtgeschossen, was gewiß kein Schade ist, oder er wird verbannt. Das Letztere zieht er vor, denn nach Ablauf kürzerer oder längerer Zeit fängt er dann sein Spiel wieder von vorn an und hat nun vielleicht besseres Glück. Gesindel aller Art, das sich ihm anschließt, ist jeder Zeit in Menge zu haben.

Die Revolutionsernte im Jahr 1874 ist nicht allzureichlich ausgefallen; sie hat nur etwa anderthalb Dutzend Rebellionen und Rebelliönchen gebracht: in Mexico, Centralamerika, Peru, Venezuela, Bolivia, Argentinien und Uruguay. Aber das neue Jahr hat einen vielverheißenden Anfang genommen und die Banda oriental, die Uruguayenses, führen wieder einmal den Reigen. Dort stehen sich zwei Parteien gegenüber, die Rothen und die Weißen, Colorados und Blancos. Bald bringen, allemal in Folge von Revolution und Blutvergießen, die einen, bald die anderen einen ihrer Häuptlinge auf den Präsidentenstuhl; die zeitweilig überflügelte Partei läßt ihn sich bis auf Weiteres gefallen, allemal mit dem Vorbehalt, ihn bei der ersten günstigen Gelegenheit zu stürzen. Es kommt auch vor, daß er irgend einem ehrgeizigen Individuum seiner eigenen Partei nicht länger gefällt; dann wird gegen ihn gemeutert und man stürzt ihn. Dadurch aber wird die Partei geschwächt und das kommt der Gegenpartei zu Gute.

In Uruguay nun, dessen Hauptstadt bekanntlich Montevideo ist, war Ellauri vor etwa zwei Jahren zum Präsidenten gemacht worden. Man war seines Lobes voll; einen so wackern, uneigennützigen Mann mit so hervorragenden Talenten für Regierung und Verwaltung habe Südamerika noch nicht gesehen; mit ihm sei der unheilvolle Kreislauf der Revolutionen ein- für allemal geschlossen. Nun aber haben sie ihn gestürzt, ohne eigentlich zu wissen weshalb und warum, und einen Mann Namens Varelá eingesetzt, der auch als Ausbund von Tugenden gerühmt wird; mit ihm sei Friede und Freiheit für immer gesichert. Aber die Dinge sind, wie sich von selbst verstand, anders gekommen. Um zu zeigen wie wild, wüst und zwecklos das Treiben bei solchen Revolutionen ist, wollen wir das Wesentliche aus dem Brief eines Engländers, datirt Montevideo 11. Januar („Times Mail“ vom 19. Februar), mittheilen; hier spricht ein Augenzeuge.

Am 10. Januar brach auf der Plaza Constitucion, an welcher der Briefschreiber wohnt, die Revolution aus. Der große Platz war bald mit Blut überschwemmt; Todte und Verwundete lagen umher. Was vorher geschah ist kennzeichnend. Am 1. Januar Mittags war im Porticus der Kathedrale, welche an der Plaza liegt, eine lange Tafel aufgestellt; dort sollten die Stimmen für die Wahl eines Unterbeamten abgegeben werden. An der Tafel saßen Parteigänger der Regierung und verzeichneten die abgegebenen Stimmen. Als Candidaten waren ein Colorado und ein Blanco aufgetreten. Eine Zeit lang nahmen die Dinge einen ruhigen Verlauf, bis ein Oberst Namens Belen, von der Partei der Colorados, einen Blanco Namens Floro Castellanos mit Schimpfreden überhäufte und einen Revolver auf ihn abschoß. Das Feuer wurde erwiedert und von beiden Seiten noch einmal wiederholt. Dann schoß ein jüngerer Bruder des Castellanos dem Angreifer eine Kugel in die Schulter. Man trug den Verwundeten fort während starker Regen fiel; die Wahl

wurde bis Sonntag 10. Januar vertagt. Bis dahin blieb Alles ruhig, obwohl die Zeitungen beider Parteien die heftigste Sprache führten. Die Blancos betonten, daß die Colorados bewaffnet erschienen seien, es werde sich aber bald zeigen, welche Partei die stärkere sei. An den Straßenecken las man Placate und man sah wohl, daß es bei der Wahl unruhig hergehen werde.

Am 10. Januar Mittags wurde die Tafel wieder aufgestellt, die beiden Parteien bildeten Gruppen. Plötzlich, Schlag 1 Uhr, fiel ein Schuß und streckte den Vorsitzenden der Wahlcommission todt zu Boden. Damit war das Zeichen zum Blutvergießen gegeben; Jeder zog den Revolver, die Colorados feuerten auf die Blancos und umgekehrt; und das ging so dreiviertel Stunden lang fort. Die Plaza schwamm im Blute, es war eine gräßliche Scene. Alle Fensterläden wurden geschlossen, man sah nach allen Richtungen hin fliehende Menschen, die Frauen schrien und weinten. Die Revolution war ausgebrochen. Man schloß die Pforten der Kathedrale, aber sie wurden aufgebrochen und in der Kirche entspann sich ein wüthendes Gefecht; die Treppen und der Porticus waren mit Blut völlig bedeckt, überall lagen Verwundete umher.

Inzwischen hatten sich die Gegenparteien auf der Plaza unter den großen Bäumen aufgestellt und feuerten, gleich regelrechten Soldaten, eine Salve nach der andern ab. Der Kathedrale gegenüber liegt das Cabildo (mit dem Gefängniß); vom Dache dieses Stadthauses feuerten die Anhänger der Regierung auf ihre Gegner; der englische Club, der sich an einer Ecke der Plaza befindet, wurde von den Blancos belagert, welche von dessen Dach aus die Colorados beschießen wollten. Man brachte die Verwundeten in die Billardsäle, wo sie von vier englischen Aerzten verbunden wurden. Das ganze Clubgebäude schwamm von oben bis unten im Blute; am 10. Abends fand man in den inneren Räumen 36 Kugeln auf. Die eine Partei schoß von den Speisezimmern aus auf die Gegner, welche die Treppen besetzt hatten. Ein verwundeter Engländer starb im Speisesaale; zwei Knaben, welche draußen standen, wurden wie Hunde todtgeschossen. Gegen 2 Uhr rückten die Regierungssoldaten aus um die Plaza zu säubern und gaben Feuer gegen ganz harmlose Menschen. Das Regierungsgebäude, in welchem sich der Präsident befand, wurde von Truppen geschützt. Schauderhaft war es anzusehen, wie die Leute einander mit Messern niederstießen. Die Regierung unterlag. Unter den Todten ist ein wohlbekannter Mann, Ramon Marquez, er wurde in brutaler Weise ermordet; Oberst Labandeiro, Redacteur der „Democracia", ist auch geblieben.

Mit einer ingrimmigen aber zutreffenden Ironie bezeichnet die „Times Mail" diese wüste Mordwirthschaft als — „Südamerikanischen Zeitvertreib".

## Trockenlegung der Sümpfe von Pinsk.

Dieselben liegen in dem waldreichen, westrussischen Gouvernement Minsk, und in einer weiten Sumpfebene steht die durch ihre Juchtenfabrikation bekannte Stadt Pinsk an der Pina. Die Regierung will nun diese bisher wenig beachtete Gegend urbar machen und der Ingenieur-Oberst Schilinsky hat im Februar in der Petersburger geographischen Gesellschaft den Plan zur Entwässerung erörtert.

Die Pinskischen Sümpfe nehmen einen Raum von acht Millionen Deßjätinen ein und entbehren ihrer Beschaffenheit wegen fast alles Anbaues und aller geregelten Communicationen. Die zerstreute Bevölkerung leidet fast durchweg am Weichselzopf. Auf Veranlassung des Ministeriums der Reichsdomänen sind in den letzten Jahren ausgedehnte Nivellirungs- und Vermessungsarbeiten unternommen worden, aus denen hervorgeht, daß keine unüberwindlichen Hindernisse der Regulirung der Wasserläufe in der Polesje entgegenstehen. Die Flüsse haben durchaus nicht zu wenig Fall, ihr Lauf ist nur wiederholt aufgehalten worden durch Mühlendämme, Ansammlungen von gestrandetem und nachher verschlammtem Holz und dergleichen. In Folge davon entstanden während des Hochwassers neue Thonniederschläge und häufige Verflachung der Flußbetten, die zum Theil in schmale Sümpfe umgewandelt wurden. Es liegt jetzt im Plan, ein System von Canälen auszuführen, das dem Wasser seinen regelmäßigen Abfluß sichert. Die Hauptcanäle, so liegt es im Plan, wird die Regierung, die Seitencanäle werden nach Regierungsplänen die einzelnen Besitzer ausführen lassen. Mit den Hauptcanälen sollen Stauungsvorrichtungen verbunden werden, damit immer Wasser genug zum Holzflößen da sei und auch der Dürre, die sonderbarer Weise noch bisweilen die Polesje heimsucht, entgegengearbeitet werden kann. Die Kosten des ganzen Unternehmens werden auf 8 Millionen Rubel, zu 1 Rubel die Deßjätine, berechnet und sollen auf 20 Jahre vertheilt werden. Man erwartet reichlichen Ersatz dafür durch die zu erlangende Anbaufähigkeit (wenn auch fürs Erste nur für Sommerkorn) und demgemäß zunehmende Bevölkerung.

## Die kirchlichen Secten in Rußland.

Dieselben machen der orthodoxen Geistlichkeit und der Regierung bekanntlich viel zu schaffen und zu beseitigen sind sie nun doch einmal nicht. Man will jetzt den Sectirern, welche, mit Ausnahme der sogenannten Altgläubigen, ohne staatliche Anerkennung waren und sich zum Theil auch Verfolgungen ausgesetzt sahen, eine Art von rechtlicher Stellung geben. Die sogenannten Altgläubigen sind unschädlicher Natur, weil sie die Behörden anerkennen und für den Zar beten. Ueber andere Secten bringt ein Petersburger Bericht (in der „Allgemeinen Zeitung", nach Mittheilungen der „Moskauer Zeitung") die nachstehenden Angaben:

„Die Stapowtschini erkennen die Regierungsbehörden nicht an. Die Bespopowtschini (Priesterlose) verwerfen die Ehe; Kindsmord und unnatürliche Behandlung der Kinder sind bei ihnen gäng und gäbe, sie prügeln sich auch wohl zu Tode, weil sie glauben, daß nur der ins Himmelreich komme, der eines gewaltsamen Todes stirbt. Nur wenige Secten der Bespopowtschini haben dergleichen unsinnige Dogmen nicht aufgestellt. Die Jeresi, Häretiker, gehören im Allgemeinen zu der gefährlichern Secte. Unter ihnen spielen die Propheten ungefähr die Rolle wie in den dreißiger Jahren die Mucker in Königsberg; die Skopzen halten die Castration für ein religiöses Gebot; die Hüpfer begehen die unnatürlichsten Ausschweifungen selbst innerhalb der Blutsverwandtschaft. Am unschädlichsten sind unter ihnen noch die Sucher Christi, die in den Wäldern umherstreifen um den Heiland zu finden, auch die Napoleowtschini, die Napoleon als einen Heiligen verehren und unter ekstatischen Zuständen prophezeien. Die Molokanen und Duchoborzen endlich sind im Grund unschädlich. Sie verwerfen das Priesteramt, die Sacramente, die Kirche und die Heiligenbilder und erkennen nur die Bibel an. Im Uebrigen sind es fleißige, ordentliche Leute. Die Zahl der in Rußland lebenden Raskolniks ist äußerst schwer zu bestimmen, weil die meisten ihren Glauben verheimlichen und nur 800,000 sich öffentlich zum Raskol bekennen. Doch dürfte die Zahl von elf Millionen nicht zu hoch gegriffen sein. Die zahlreichsten sind die Edinowerzen und Altgläubigen, circa sechs Millionen, und die Bespopowtschini, die etwa zwei Millionen Seelen zählen. Die Propheten und Skopzen halten sich vornehmlich in den Gouvernements Orel und Kursk auf, doch findet man auch solche im Gouvernement St. Petersburg, und hier kennt jedes Kind eine Anzahl Geldwechsler im Gostinoi-Dwor, die zu letzterer Secte gehören. Die Molokanen findet man besonders in den Gouvernements Ssaratow, Taurien, Eriwan und im Lande der donischen Kosaken. Nachdem für die Raskolniks, welche die Ehe anerkennen, die Civilehe eingeführt worden, ist jetzt auch eine Regelung ihrer anderweitigen Rechte und Pflichten von der Gesetzgebung ins Auge gefaßt. Dieselbe macht dabei einen Unterschied zwischen den unschädlichen und den schädlichen Secten. Letztere erhalten durchaus keine Erleichterungen. Man will ihnen nur gestatten sich zu Gebeten in Häusern zu versammeln, wenn ihre Religionsübungen nicht in Un-

anständigkeiten bestehen; die weniger schädlichen sollen Freiheit des Gottesdienstes in Kirchen und Häusern haben, auch soll ihnen die Zusammenkunft bei Begräbnissen auf Kirchhöfen gestattet sein. Alle Gebethäuser, die verschlossen oder versiegelt worden sind, sollen wieder geöffnet werden; man will auch der Umwandlung von Privathäusern in Gebethäuser keine Hindernisse in den Weg legen — alles dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß keine Proselytenmacherei stattfindet und keine Ostentation mit der Glaubensübung getrieben wird. Die Priester der Raskolniks sollen zwar nicht anerkannt, aber auch nicht verfolgt werden. Die Angehörigen unschädlicher Secten sollen auch Pässe für das Inland und für das Ausland erhalten, wobei jedoch das Verbot bleibt: daß ausländische Raskolniks nicht mit ins Land gebracht werden dürfen. Raskolniks sollen in Gilden aufgenommen werden und Handel treiben können, Auszeichnungen für Dienste erhalten und Aemter bekleiden, auch endlich Schulen gründen dürfen. Wenn alle diese Zugeständnisse, wie die „Moskauer Zeitung" sie aufführt, sich erwahren, so wird damit ein gutes Stück alter Barbarei bei Seite geschafft; denn es entsprach wenig der Gerechtigkeit und dem Geiste der Zeit, die harmlosen Secten, welche sich nur durch Glaubensdogmen von den Anhängern anerkannter Kirchen unterscheiden, eben so zu verfolgen wie diejenigen, welche den sittlichen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft Hohn sprechen.

* * *

— Die verlorenen zehn Stämme Israels. Wenn man doch endlich diese unglücklichen, viel gehetzten Stämme aus der Welt schaffen und begraben oder verbrennen könnte! Fast in jeder Woche tauchen Berichte auf, die ihnen keine Ruhe lassen; bald findet man sie hier, bald dort, gerade so wie ihren Landsmann, den ewigen Juden Ahasverus. Nun hat sich in London eine „Anglo Israel Association" gebildet. Der „Rath" derselben besteht aus — viermal zehn Geistlichen, Offizieren, Professoren und Doctoren; nicht ein einziger Rabbi sitzt darin. Der Zweck dieses Collegiums und des Vereins geht dahin, „völlig zu entwickeln und zu verbreiten die richtige Ansicht (the truth), daß die Angelsachsen von den verlorenen Stämmen Israels herzuleiten sind. Auch soll die allgemeine Geschichte von Judah und Israel durch Forschungen befördert werden." — Ein Dr. Thorn hat sich veranlaßt gefunden, eine „Geschichte des Dorn- (Thorn-) Baumes und Dorn-Busches" herauszugeben. Gut. Dieser Dr. Thorn verkündigt, er stamme ab von Edelleuten und Fürsten aus der normännischen und angelsächsischen Zeit, und diese hätten den Dornbusch verehrt. Der normännische und angelsächsische Dornbusch stamme ab von dem Dornbusch des Moses auf dem Sinai! Solche Dinge werden in England ernsthaft behandelt, was eigentlich nur auf dem Sonnensteine bei Pirna am Platze wäre. Es fällt uns etwas ein. Vor nun gerade 99 Jahren ließ ein Spaßvogel zu Solingen eine Abhandlung drucken: „Beweis, daß diejenigen, so Jesum Christum gekreuziget, Westfälinger gewesen." Leider haben wir die Schrift, die sich ein sehr ernsthaftes Ansehen giebt, im Augenblicke eben so wenig zur Hand, wie eine andere, die uns nicht minder gefiel, und in welcher ein Mann aus Jever, der aber an seine Phantasien glaubte, den Beweis beibringen wollte, daß Rurick und seine Waräger ihre Heimath im Jeverlande gehabt haben. — Und der Landpfleger Pontius Pilatus! Wo stand dessen Wiege? Er war zu Forchheim in Franken geboren. Denn folgendes Distichon, das von einem Mönche ausgeheckt wurde, läßt daran doch wohl keinen Zweifel:

Forchhemii natus est Pontius ille Pilatus,
Teutonicae gentis crucifixor Omnipotentis.

Demnach ist Pilatus unser Landsmann gewesen, der in Jeruschalaim deutsche Truppen, natürlich aus Westfalen, befehligte und als Henkersknechte verwandte. Wir empfehlen den Engländern, tiefsinnige Forschungen über diese hochwichtigen Dinge anzustellen. Schade, daß der Landpfleger kein Angelsachse war!

— Die Zahl der in St. Petersburg lebenden Mohammedaner wird auf etwa 20,000 Köpfe angenommen. Die meisten derselben kleiden sich und leben wie ihre christlichen Mitbürger. — Von den aus Rußland nach der Türkei ausgewanderten Tataren und Tscherkessen kehren jetzt viele wieder zurück und zwar in den ärmlichsten Umständen. Die Petersburger Mohammedaner haben einen Unterstützungsverein für diese ihre unglücklichen Religionsgenossen gegründet.

— Der Verein für Leichenverbrennung in London gewinnt trotz des unvernünftigen Gegeneiferns orthodoxanglicanischer Geistlichen sehr beträchtlich an Umfang und der gesunde Menschenverstand bricht sich Bahn. Der Londoner Verein hat ein Grundstück angekauft, auf welchem er ein gottesdienstliches Gebäude errichtet, in dem religiöse Feierlichkeiten stattfinden, bevor die Leiche in reine Asche verwandelt wird.

— In England ist eine britisch-skandinavische Gesellschaft gebildet worden. Ihr Zweck ist, allseitigen Verkehr zwischen England und dem skandinavischen Norden anzubahnen, namentlich in Bezug auf wissenschaftlichen Austausch. Sie will eine skandinavische Bibliothek gründen und wichtige Sagas durch den Druck veröffentlichen.

— Wer ist Schuld an den Ueberschwemmungen in China? Darüber kann uns der englische Missionär A. E. Maule Aufschluß geben. Er machte im vorigen Jahre von der großen Hafenstadt Ningpo aus, wo er stationirt ist, einen Ausflug ins Land, wo einige Wochen vorher in Folge anhaltenden heftigen Regens das Hochwasser große Verwüstungen angerichtet hatte. Die Chinesen sagten ihm, wer das Unheil angerichtet habe. Aus den Tiefen der Erde habe sich eine große Schlange hervorgearbeitet, um sich nach der Meeresküste durchzuarbeiten, wo sie ein Examen bestehen wollte, um zu einem Drachen erhoben zu werden. Manche Leute betheuerten, sie hätten diesen Geist mit eigenen Augen gesehen; er habe die Gestalt eines kleinen Schweines angenommen und sei durch die Luft geflogen. — Als einige Wochen vorher eine Wasserhose beobachtet wurde, wußten die Chinesen genau, daß dieselbe nichts Anderes sei als der Schweif eines Drachen.

— Die Zahl der jungen Chinesen, welche von der Pekinger Regierung nach Nordamerika geschickt worden sind, um dort zu studiren, ist doch ganz zahlreich. In den höheren Unterrichtsanstalten (Colleges) in Massachusetts und Connecticut erhalten 160 ihre Ausbildung und für jeden derselben hat die kaiserliche Regierung eine Jahressumme von 700 Dollars ausgeworfen.

— Eine sehr kostspielige Republik ist jene der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo seit 1861 die radicale Partei ihre wüste Wirthschaft getrieben hat. Der neuerwählte Gouverneur des Staates Neuyork, Tilden, bemerkt in seiner Antrittsbotschaft: „In den zehn Jahren vom 1. Juli 1865 an hat das Volk der Vereinigten Staaten nicht weniger als siebentausend Millionen Steuern zahlen müssen. Von diesen 7000,000,000 Dollars sind drei Fünftel der Bundesregierung zugeflossen, zwei Fünftel den Staats- und Municipalverwaltungen."



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# Von Trapezunt nach Erzerum.

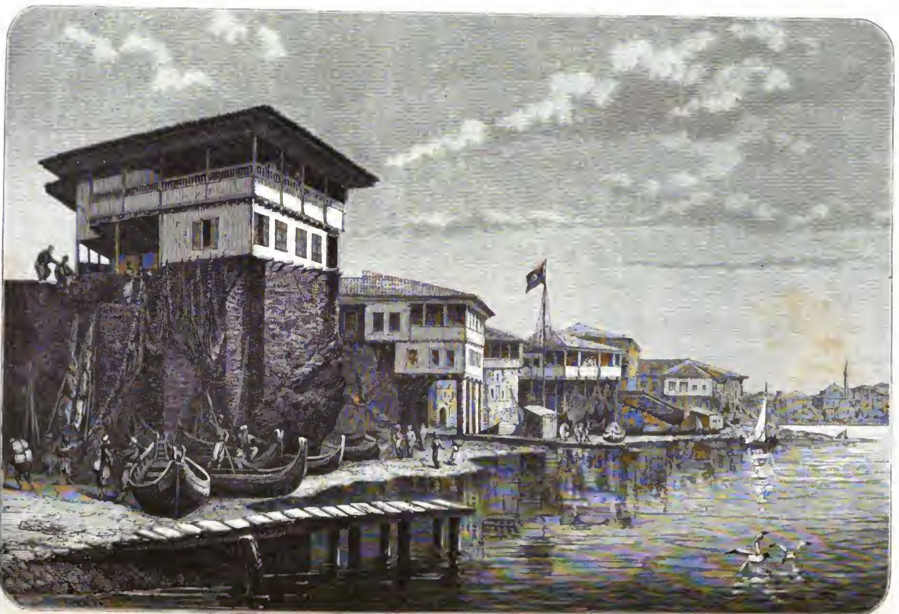
I.

Gerade ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem Jakob Philipp Fallmerayer diese Hauptstadt der komnenischen Kaiser besuchte und durch seine herrlichen Schilderungen der pontischen Regionen uns entzückte. Wir erinnern uns heute noch mit inniger Freude und Dankbarkeit des großen Gelehrten, der einen so anmuthigen und kernigen Stil schrieb, von Wärme und Pathos durchdrungen war, und meisterhaft warme Gemälde zu entwerfen verstand, die geradezu classisch sind. Wer sonst vermöchte es mit solchem Zauber den „immergrünen Buschwald von Kolchis" uns anschaulich zu machen, die saftige Fülle eines üppigen Pflanzenwuchses, die beseligende Ruhe in dieser Hyläa, in welcher pontische Lüfte die Wohlgerüche der Blumen weithin verbreiten?

Fallmerayer erblickte, wir können sagen, sein Trapezunt vom Dampfer aus in Morgengrau verhüllt, weit über Felsenrisse, Schluchten, Berg und Thal hingebreitet, halb in Epheu-, Baum- und Weinlaubwald versteckt. Vor ihm erhob sich die Stadt der Komnenen, ein anscheinend verworren und planlos über Klippen und Schluchten ausgegossenes Häusermeer mit seinen aus Baumdickicht hier und da herausblickenden grauen Zinnen. Ueber diesem Trabisonda — es ist Schmelz und Melodie in diesem Namen — lag beim ersten Anblick etwas Geisterhaftes und melancholisch Unheimliches. Der Anblick der ärmlichen Hütten des von der Stadt durch steile Ufer und einen steinigen Höhenzug gesonderten Hafenviertels erzeugte eine gewisse Niedergeschlagenheit in der Stimmung; von der Rhede aus waren die Ueberreste des alten Kaiserschlosses sichtbar, und ein Anstrich von Wildheit und Ruin schien dieser Gegend des kolchischen Strandes anzuhaften.

Vom Strand aus ersteigt man einen Höhenzug und gelangt dann auf den Meidan, den Platz welcher diese persische Bezeichnung schon zur Zeit der Komnenen führte und wo damals wie noch heute die Karawanen ihre Waaren ab- oder aufluden. Die Straßen sind in der Regel eng, wenige Schritte breit, aber gut gepflastert und mit schmalen Seitenpfaden, Hochpfaden versehen (— das alberne Wort Trottoir d. h. Trottweg sollte man doch in Deutschland endlich wieder abschaffen —); die Häuser haben zumeist nur ein Stockwerk und viele bestehen aus nur einem Erdgeschosse. In mancher Straße ragen über das Gemäuer nichts als braune Ziegeldächer und Schornsteine aus Schieferplatten empor, hier und da auch ein byzantinisches Thürmchen ohne Glocken, überall jedoch Baumwipfel, schlanke Cypressen, Feigenlaub, Epheu und Weinranken. Aber die Lage der Stadt selbst und das Wechselvolle ihrer Steilabhänge, ihrer felsigen Vorsprünge, ihrer Thaleinrisse und terrassenförmig ansteigenden Ebenen, ihre Schatten und die erquickend vom Pontus heraufwehenden Lüfte lassen den Gedanken an die melancholische Einförmigkeit der trapezuntischen Architektur nicht lebendig werden. —

Trapezunt war, trotz seiner vortheilhaften Handelslage in der Südostecke des Schwarzen Meeres, unter türkischer



Am Meer in Trapezunt.

Herrschaft in Verfall gerathen und fing erst vor nun vierzig Jahren an, wieder einige Bedeutung zu gewinnen. Seitdem Rußland Gebieterin von ganz Nordasien, vom Pontus bis zur Amurmündung geworden, ist es auf der ganzen achthundert deutsche Meilen langen Strecke Gebieterin aller Karawanenstraßen aus und nach Innerasien und China, mit Ausnahme einer einzigen: der von Trapezunt über Erzerum in Armenien nach Täbris in Aserbeidschan führenden. Hätte die türkische Regierung ihren Vortheil verstanden, so würde sie diesen hochwichtigen Handelsweg durch Straßenbau practicabel gemacht haben, und sie hätte dadurch sowohl dem Verkehr wie ihren eigenen Finanzen Nutzen gebracht. Aber sie ließ diese Straße, die auch über Hochgebirge führt und vielfach gefährlich ist, in einem verwahrloseten Zustande, und wenn sie dann und wann einige Summen zur Ausbesserung auswarf, so nahmen die Arbeiten doch keinen Fortgang. Erst im Verlaufe der letzten Jahre ist da und dort der Bau ernstlich in Angriff genommen worden, dann aber war es zu spät.

Unter Kaiser Nikolaus befolgte Rußland eine überaus unverständige, kurzsichtige Handelspolitik. Die Kaufleute aus Persien, fast alle Armenier, kamen auf die Leipziger Messe, um sich auf ihr mit europäischen Waaren, zumeist deutschen Fabrikaten, zu versorgen. Sie versandten dann die Güter über russisch-pontische Häfen, gewöhnlich über Redut Kaleh und Tiflis in Georgien nach Täbris in Aserbeidschan. Die russische Regierung, damals durch beschränkten Monopolgeist verblendet, gedachte die armenischen Kaufleute nach der Messe von Nischni Nowgorod ziehen und ihren Handel mit Leipzig lahmlegen zu können. Um diesen Zweck zu erreichen, verbot sie im Jahre 1832 den Durchzug europäischer Waaren aus ihren pontischen Häfen nach Persien. Die Armenier aber gingen nicht nach Nowgorod, sondern vermieden dieses und die russischen Häfen, indem sie ihre Güter nun in Trapezunt landeten. Dort hatte schon ein mit englischen Capitalien arbeitendes armenisches Haus versuchsweise ein Geschäft eröffnet, welches englische Fabrikate auf dem uralten Karawanenwege über Erzerum nach Persien schickte. Nach der russischen Sperre von 1832 kam dann der Platz immer mehr in Aufnahme und nach Verlauf von zwanzig Jahren stellte sich die Güterbewegung dort schon auf 50 Millionen Thaler im Jahre. Trapezunt wurde zum östlichen Endpunkte der mediterraneischen und pontischen Dampferlinien von Triest, Marseille, Konstantinopel, Odessa, Liverpool. Nun sah die russische Regierung ihren Fehler ein, sie entwarf den Plan zu der nun dem Betrieb eröffneten Eisenbahn vom Hafen Poti nach Tiflis, deren Bedeutung wir im „Globus“ mehrmals hervorhoben; sie gewährt dem Verkehr manche Erleichterungen, begünstigt den Transit und so kommt es, daß der Güterzug sich mehr und mehr dieser schnellen, sichern und bequemen Bahn zugewandt hat, während die Karawanenstraße ihre frühere Lebhaftigkeit einbüßt und die glänzenden Tage von Trapezunt vorüber sind. Die hier in Betracht kommenden Verhältnisse findet man eingehend geschildert in Karl Andree, Geographie des Welthandels I, S. 142 ff.; II, 202 ff.

* * *

Vier oder fünf Dampferlinien berühren Trapezunt in jeder Woche und nach und nach dringt etwas mehr europäische Civilisation ein, doch ist, wie eben bemerkt, der Handelsverkehr geringer geworden seitdem die Russen ihre Eisenbahn von Poti aus nach dem Innern gebaut haben und die Güter schneller befördern als auf der auch heute noch verwahrloseten Karawanenstraße geschehen kann. Dazu kommt, daß der Localverkehr mit den Häfen der Ostküste seit dem Abzuge der Tscherkessen sich vermindert hat.



Ein junger Lase.

Die Rhede ist seicht, große Schiffe müssen weit vom Ufer entfernt Anker werfen und Waaren und Fahrgäste werden auf Booten, sogenannten Kaïken, ans Land befördert. Die Zollbeamten sind nicht streng beim Durchsuchen des Gepäckes, vorausgesetzt, daß man ihnen ein Backschisch in die Hände drückt. Die Hafeneinrichtungen sind mangelhaft, aber das Leben und Treiben am Strande ist für einen europäischen Reisenden nicht ohne Interesse. Da sind die Fischer, welche auf den Fang der Anschovis, Chamsi wie die Türken sagen, ausfahren und allemal mit guter Beute heimkehren, weil diese Fische an der ganzen Nordküste Kleinasiens in ungeheurer Menge vorkommen. Der echte Trapezuntiner kann sie als Speise gar nicht entbehren, sie sind ihm gleichsam das tägliche Brot und sein Lieblingsgericht. Die Fischer haben auf dem Hintertheil ihres Fahrzeuges ein großes Metallbecken, das von einem Gitter umschlossen ist; in diesem brennt ein hochloderndes Feuer, das die in dichtgedrängten Haufen schwimmenden Chamsis anlockt; jeder Zug eines Netzes bringt Tausende dieser kleinen Fische an die Oberfläche.

Reichen Ertrag liefert auch die Jagd auf Silbertaucher, die in den Jahren 1865 bis 1868 an den pontischen Gestaden in wahrhaft überraschender Menge vorhanden waren. Wenn die Seen und großen Teiche im Binnenlande mit einer Eisdecke belegt sind, kommen diese Kukarinas von Januar bis März an die Küste um Nahrung im offenen Wasser zu suchen. Dann fahren Hunderte von Booten aus, jedes mit drei bis vier Leuten bemannt; sie bilden vor den Buchten in welchen die Vögel sich auf-

halten, einen Halbmond, rudern dem Lande näher zu und schließen die Kukarinas auf einen immer engern Raum ein. Diese tauchen und suchen das Weite zu gewinnen, kommen aber dabei den Fahrzeugen näher und können mit leichter Mühe geschossen werden. Die Beute wird von Speculanten aufgekauft, welche das Fell abziehen lassen und das Fleisch trocknen. In Bathum, der Hafenstadt an der Mündung des Tschorock, war in einem der genannten Jahre die Zahl der todten Silbertaucher so groß, daß die türkische Polizei sie vergraben ließ, damit keine Seuche entstehe. Das Fell oder die Haut ist werthvoll, 1864 zahlte man für das Stück kaum einen Groschen, und 1868 schon 40 bis 50 Groschen.



Die Giaur-Meidan-Moschee in Trapezunt.

Die Jagd auf diese Vögel wurde so unvernünftig betrieben, daß die Zahl derselben sich ungemein verringert hat.

Vom Hafen aus führt, wie schon bemerkt, ein steiler Weg dem Arsenal entlang zum Giaur-Meidan-Platz, auf welchem eine Moschee steht. Bei derselben findet man Khans (Einkehrhäuser), Karawanserais und ein französisch-italienisches Gasthaus; auch die Consulate und die Agenturen der Dampfer liegen in der Nähe, sodann die Wohnungen griechischer und armenischer Kaufleute. Dieser Stadttheil ist der am wenigsten unsaubere. An Sonn- und Festtagen gehen die Christen mit ihren aufgeputzten Frauen und Töchtern dort spazieren, falls nicht etwa Karawanen dort lagern, die aus Persien und aus manchen Theilen des innern Kleinasiens kommen. Man sieht Katerdschis und Tewedschis,

d. h. Kameel- und Maulthiertreiber aus sehr verschiedenen Völkern: Araber, Türken, Perser, Kurden, Armenier; sie schreien durcheinander mit den Thieren, deren manchmal viele Hunderte beladen oder entlastet werden. Bei manchen derselben ist das Lederzeug mit bunten wollenen Tressen und Quasten verziert und obendrein mit Muscheln besetzt; auch sind sie mit Schellen und manchmal auch mit einer Glocke behangen.

Von der See aus gesehen gewährt Trapezunt bei seiner amphitheatralischen Lage einen sehr hübschen Anblick. Die türkischen Bewohner sind stolz darauf, daß sie dort eine so beträchtliche Menge von Moscheen haben, deren sie nicht weniger als vierzig aufzählen, unter denen sich aber keine einzige befindet, die in architektonischer Hinsicht bemerkenswerth erscheint. Weniger uninteressant sind die Ueberbleibsel von Tempeln aus der alten Griechenzeit. Die auf der Westseite liegende Türkenstadt ist mit hohen, epheuberankten Mauern umgeben und von Thürmen flankirt; manche ihrer Eingangsthore sind aus Trümmersteinen griechischer und römischer Gebäude aufgeführt worden. Der **Hauptbazar** befindet sich in der Christenstadt, und wenn man denselben durchwandert, findet man sich überrascht, weil er nicht einen so orientalischen Anblick bietet wie man erwartet hat. Man wird zu viel an Europa erinnert. Da liegen in Massen Baumwollenwaaren aus Oesterreich und der Schweiz, Tuchballen und andere europäische Güter zum Verkauf aus; wenn man aber sich einigermaßen zurecht gefunden und ordentlich umgesehen hat, wird man mit ganz anderen Dingen bekannt, die von der Gasse aus nicht zu sehen sind. Man findet feine Teppiche aus Persien, Chorassan und Smyrna, Stoffe verschiedener Art aus Aleppo, Diarbekir und Brussa; allerlei Bijouterien und Filigransachen von herrlicher Arbeit und bestem Geschmacke; gefaßte Edelsteine, alte Waffen und Münzen, diese letzteren vorzugsweise auf dem sogenannten Bit Bazar. — Der aufmerksame Beobachter hat vollauf Muße die **Handelsleute** der verschiedenen Völkerschaften zu studiren. Der **Türke** ist ernst und schweigsam; er raucht gemächlich seinen Tabak, wartet ruhig ab bis ein Kunde sich einstellt, der die Waaren besieht und etwas auswählt. Dann erst spricht der Muselmann, der echte beturbante Türke, sein Wort und fordert so und so viel. Er, der **Dukiandschi**, läßt sich nichts abhandeln, er feilscht nicht, und wenn man ihm weniger bietet, schüttelt er mit dem Kopfe, schließt die Augen und schnalzt mit der Zunge gegen die Vorderzähne.

Ganz anders verfahren die **Griechen** und **Armenier**. Sie rufen die vorübergehenden Leute an, zupfen ihnen an den Kleidern und sprechen: „Sieh mal her, Brüderchen, meine Seele, lieber Freund, komm doch näher!" Sie schlagen in ganz unverschämter Weise vor. Der Kunde wendet sich ab und sie lassen ihn auch einige Schritte weit fortgehen, aber dann rufen sie ihn zurück, fordern immer weniger und wenn der Käufer endlich die Waare nimmt, ist er doch noch betrogen. Der **Armenier** ist immerhin nicht so unehrlich wie der **Grieche**, dessen Gaunerei alle denkbare Vorstellung übertrifft.

Fallmerayer hat einmal gesagt, der levantinische Handelsgrieche sei das scheußlichste Amphibium auf der Erde.

Die zahlreich in Trapezunt vertretenen **persischen Kaufleute** haben einige wenige gute Eigenschaften der Türken und die Fehler der Christen. Sie sind geschmeidig, zeigen gute Manieren, haben stets ein Lächeln auf den Lippen und wären vortreffliche Kaufleute, wenn sie Rechtschaffenheit besäßen. Es hält sehr schwer Perser zu betrügen; sie sind den Griechen und Juden an raffinirter Verschmitztheit vollauf ebenbürtig und diese können gerade deshalb in Persien nichts ausrichten.



Pferdeverleiher in Trapezunt.

Mehrere vom Bazar auslaufende Gassen führen zum **Hafen**. Dort liegen Boote aus Platana und Surmineh, die Obst und Gemüse, Holz und Getreide ausladen; andere nehmen Ziegelsteine und Töpferwaaren ein, für welche Trapezunt Ruf hat. An gewissen Wochentagen kommen die Landleute aus dem Gebirg herab und bringen ihre Erzeugnisse zu Markte, auf Eseln und Pferden, auch wohl auf Arabas, d. h. Karren die von Ochsen oder Büffeln gezogen werden. Sie tauschen gegen Getreide, Vieh, Butter 2c. Zeug, Waffen und allerlei Nothbedarf ein. Wenn große Karawanen anlangen, entsteht ein wirres Durcheinander; in dem bunten Gewühle sieht man alle Trachten, die im vordern Oriente bräuchlich sind.

Man entzieht sich diesem Wirrwarr und schlendert unwillkürlich wieder nach dem Bazar, wo man sicher ist Unterhaltung zu finden. Man bleibt vor der Bude des Goldschmiedes stehen, der beim Arbeiten auf seinen Knien hockt und ganz vortrefflichen Schmuck verfertigt. Da sitzt der Schneider hinter einem Glasfenster; er ist ein Armenier und was er liefert ist ohne Tadel. Der Pastetenbäcker fehlt selbstverständlich eben so wenig wie der ambulante Kaffeeverkäufer. Ganz ausgezeichnet sind die Lederwaaren der Sattler und Schuhmacher. Die Kaffeehäuser gleichen genau denen wie man sie überall in der Türkei findet.

Die Zahl der Einwohner beträgt zwischen 40,000 und 50,000. Sie bilden ein buntes Neben- und Durcheinander von Türken, Persern, gregorianischen und lateinischen Armeniern, orthodoxen Griechen und etlichen Dutzend europäischer Familien. Dazu kommen dann die Karawanenleute, welche verschiedenen Volksthümlichkeiten angehören und die man leicht an ihrer Tracht erkennt. Die **Türken** sind zumeist Handelsleute, Fischer, Beamte und befolgen streng die Gebote Mohammed's. Nur die Beamten machen eine Ausnahme

von dem Herkommen, indem sie sich halb europäisch kleiden, Raki, d. h. Anisbranntwein, trinken und, was schlimm genug ist, es an der Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit fehlen lassen, welche der gewöhnliche Türke bethätigt. Die Perser sind, wie schon bemerkt, Handelsleute und Kunsthandwerker von gutem Geschmack, bringen es leicht zu einem gewissen Wohlstande, sind sehr abergläubisch und befolgen streng die religiösen Formeln. Der Naturforscher Deyrolle (1869) war Augenzeuge, daß auf dem Giaur-Meidan-Platze ein Europäer mit seiner Kleidung das Gewand eines Persers streifte. Sofort ging dieser in seine schiitische Moschee um sich durch Waschungen von einer solchen Verunreinigung zu befreien. Als Anhänger Ali's kommen die Perser mit den sunnitischen Osmanlis häufig in allerlei religiöse Zänkereien und Reibungen. Den Fremden gegenüber sind sie glatter und höflicher im Umgang als die Türken, und sehr gern preisen sie in übertrieben ruhmrediger Weise ihr Persien als das herrlichste Land in der weiten Welt. An ihrer bekannten Tracht halten sie streng fest, nur die hohe Pelzmütze macht manchmal einer Filzkappe Platz. Von den sunnitischen Osmanlis würden sie kaum geduldet werden, wenn sie nicht unter dem Schutze von Capitulationen ständen, welche die beiderseitigen Regierungen mit einander abgeschlossen haben. Erforderlichen Falles können sie sich an ihren Consul wenden.

Die Armenier sind politisch harmlos und führen ein patriarchalisches Familienleben. Die Kinder setzen sich in Gegenwart des Vaters nicht und die Mädchen haben bei Tisch aufzuwarten, auch wenn Fremde zu Gaste sind. Die kirchliche Trennung in Gregorianer und Römisch-Katholische giebt nicht selten zu heftigen Zänkereien über dogmatische Dinge Anlaß, von denen beide Theile so wenig etwas verstehen wie andere Leute. Die Griechen sind (gleich den Armeniern) den Russen geneigt, und in religiöser wie politischer Hinsicht unruhig und beweglich; die meisten haben „fränkische" Tracht angenommen. Die Frauen, auch der Christen, gehen auf der Straße verschleiert und gewähren dann einen nichts weniger als hübschen Anblick, im Hause dagegen tragen sie eine recht ansprechende Kleidung.

Als Deyrolle im Jahr 1869 in Trapezunt verweilte, fiel ihm eines Morgens auf, daß viele Leute sich um einen Gegenstand drängten, den sie aufmerksam betrachteten. Es war die Leiche eines Mörders, Kutschu Oglu Hussein, der eben gehängt worden war. Beim Morgengrauen waren die Polizeileute (Saptiehs) in sein Gefängniß gegangen, um ihn angeblich auf ein nach Konstantinopel bestimmtes Fahrzeug zu bringen; als er geknebelt war, schafften sie ihn jedoch nicht an den Hafen, sondern nach dem Giaur-Meidan-Platze, wo man eine Stange über einen Oelbaum gelegt hatte. Dort hing er; das schriftliche Todesurtheil hatte man auf seiner Brust befestigt; es enthielt Angaben über seinen Lebenslauf. Der Mann war aus der benachbarten Stadt Tripoli gebürtig, Matrose gewesen und wegen schlechter Streiche in Konstantinopel zu Zwangsarbeit verurtheilt worden. Es gelang ihm zu entfliehen und an der Nordküste Kleinasiens brachte er eine kleine Bande anderer Verbrecher zusammen, mit welcher er vom Gebirg aus weit und breit das Land unsicher machte. Volle neun Jahre lang trieb er sein Unwesen, die von ihm eingeschüchterten Landleute verriethen ihn nicht. Es war ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, man hatte ganze Compagnien Soldaten gegen ihn ausrücken lassen, aber auch diesen leistete er Gegenwehr und entkam allemal in Thalschluchten, wohin man ihn nicht verfolgen konnte. Am Ende jedoch spielte ihm, wie so manchen anderen seines Gelichters, die Liebe einen bösen Streich. Er wollte die Frau eines Einwohners von Tripoli, die ihm sehr gefiel und für welche er eine unbändige Leidenschaft gefaßt hatte, entführen und war tollkühn genug, sich mitten in die Stadt zu wagen. Nachts brach er in das Haus, stach den Ehemann mit seinem Dolche nieder und befahl der Frau mit ihm zu gehen. Sie aber hatte sich in den Stall geflüchtet, dessen Thür nun Hussein sprengte. Da versetzte ihm die Geängstigte mit dem Beil einen so kräftigen Schlag auf den Kopf, daß er sofort zu Boden fiel. Sie konnte dann um Hülfe rufen, die Nachbarn kamen hinzu, banden ihn, der noch ohnmächtig da lag, lieferten ihn an die Behörde ab und bald nachher war auch die übrige Bande hinter Schloß und Riegel. Die Untersuchung stellte heraus, daß Kutschu Oglu Hussein, abgesehen von seinen Räubereien und Diebstählen, mit eigener Hand neunzehn Meuchelmorde begangen hatte.



Kaffeeverkäufer in Trapezunt.

Nicht wahr, es ist abscheulich, einen solchen Biedermann hinzurichten? Er war ja ein so nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft und wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine Freiheit wiederzugewinnen, so hätte er ja sein rechtschaffenes Gewerbe weiter treiben und noch einige Dutzend Menschen ermorden können! Wie groß ist doch das Zartgefühl, welches die „Freunde der Abschaffung der Todesstrafe" für blutbefleckte Schurken und Halunken hegen! Die „Humanität" erfordert daß man sie leben läßt; für die Gemordeten und deren Familien braucht man ja kein Mitleid zu haben. Daß man einen neunzehnfachen Raub- und Meuchelmörder an den Galgen hängt, das ist „eine der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts unwürdige Barbarei". O pectora caeca!

Bekannt ist das Amoklaufen bei den Malayen. Ein Mann wird, aus irgend einem Beweggrunde, plötzlich von einem wilden Grimme, einer nicht zu bändigenden Blutgier und Mordlust gepackt; er rennt mit geschwungenem Dolche auf die Straße und stößt ohne Unterschied Jeden nieder, der ihm in den Weg kommt, bis man ihn todtschlägt wie einen tollen Hund. Dieselbe Rolle war in Trapezunt, als dort ein Perser ganz so wie ein Malaye von Wahnsinn gepackt wurde. Er war Trödler und schon hoch bei Jahren. Ein paar Tage lang hatte er an einem Dolch herumgeschliffen und kein Wort gesprochen. Dann war er eines Morgens auf die Straße gerannt und hatte einem Manne, der ruhig seines Weges ging, die Waffe bis ans Heft in den Rücken gestoßen. Nun lief er weiter, erdolchte erst ein Kind, kaum eine Minute nachher wieder einen Mann, und als er dann verfolgt wurde, stach er wie toll und blind um sich, bis ein Bäcker ihn mit einer Ofenschaufel zu Boden schlug. Binnen kaum zehn Minuten waren dem Wahnsinnigen achtzehn Menschen als Opfer gefallen.

Dieser schauderhafte Auftritt hatte noch bedenkliche Folgen. Der Mörder war ein Perser, also Schiit; unter den von ihm Getödteten befanden sich einige Türken und nun sagten die Osmanlis, er habe ihre sunnitischen Glaubensgenossen aus religiösem Fanatismus niedergemacht. In Masse stürmten sie vor die Wohnung des Paschas und verlangten von ihm sofortige Hinrichtung des Verbrechers. Aber die Gesetze verlangen, daß jedes Todesurtheil von Konstantinopel aus bestätigt werde. Dorthin wurde sofort telegraphirt; aber die Antwort blieb volle zwei Tage aus, und diese Zeit war bedenklich, weil die erbitterten Türken droheten, alle in Trapezunt wohnenden Perser zu ermorden. Am dritten Tage wurde der Trödler hingerichtet, aber nicht am Galgen, sondern ein Mann, der seines Handwerks ein Fleischer war, übernahm das Henkeramt. Als auf dem Richtplatze der Alte gefragt wurde, ob er noch etwas zu sagen habe, reckte er, statt lauter Antwort, den Hals recht hoch aus, blickte den Fleischer an und dieser säbelte ihm mit einem Hiebe den Kopf vom Rumpf herunter. Dann zog er den blutigen Yatagan an seinen Lippen hin und her; im Volke geht der Wahnglaube, daß er das thun müsse, wenn er nicht wahnsinnig werden wolle.

Im Allgemeinen nimmt die türkische Justiz einen langsamen Verlauf. Charakteristisch ist folgender Vorgang, welchen der belgische Consul Reboul berichtet hat. Im Jahr 1860 hielt ein aus der Umgegend von Surmieh gebürtiger Lase um die Hand eines jungen Mädchens an, die ihm verweigert wurde. Bald nachher gaben die Eltern ihre Tochter einem andern Mann und dieser führte seine Neuvermählte nach seiner Wohnung. Der Verschmähete sah dem Hochzeitszuge zu; er war etwas angetrunken, seine Freunde hänselten ihn und fragten, ob er sich denn ruhig gefallen lasse, daß ein Anderer die Braut heimführe? Da zog er ein Pistol, schoß den Bräutigam auf der Stelle todt und ließ sich ruhig verhaften. Er und seine Freunde, die ihn aufgestachelt hatten, wurden in Trapezunt verurtheilt, entweder ein festgesetztes Blutgeld, 30,000 Piaster, zu zahlen, das dem Vater des Ermordeten zugute kommen sollte, oder hingerichtet zu werden. Sie waren nicht im Stande diese Summe herbeizuschaffen; der Verfalltag war bestimmt und kam. Man führte die Drei auf die Richtstätte, wo drei Galgen errichtet waren. Reboul und einige andere Europäer waren zugegen und baten den Pascha um Aufschub von einigen Stunden, weil sie sich bemühen wollten, das Geld zusammenzubringen. Sofort veranstalteten sie eine Sammlung, die aber nur etwa zehntausend Piaster brachte. Diese boten sie dem Vater, der die Annahme verweigerte; erst als er fünfzehntausend angeboten bekam, erklärte er sich zufrieden.

Diese Kunde wurde den drei jungen Männern, welche seit einigen Stunden der Abführung zum Galgen gewärtig waren, ins Gefängniß gebracht. Der eine war in so heftiger Gemüthsbewegung, daß er nach einigen Tagen starb; der zweite verlor vor Freude beinahe den Verstand; der junge Lase aber, der Thäter, sagte trocken und kalt: die Christen seien doch närrische Leute, weil sie ihr Geld hergäben, um einem Muselmanne, der sich doch vor dem Tode nicht fürchte, das Leben zu retten.

---

# Der Ring in Völkerkunde, Geschichte und Aberglauben.

Der Ring reicht als Gegenstand des Schmuckes in das hohe Alterthum hinauf und wir finden ihn als solchen bis auf den heutigen Tag bei barbarischen wie bei hochcivilisirten Völkern. Vielfach spielt er im Staatswesen wie im Privatleben eine wichtige Rolle und ist ein Symbol von großer Bedeutung.

Als der Pharao dem Hofagenten Joseph große Machtvollkommenheit überträgt, zieht er den Ring vom Finger und giebt ihn dem jungen Israeliten zum Zeichen, daß dieser nun Autorität ausüben dürfe. Aehnlich verfährt Ahasverus mit Haman, indem er den Plan zur Ausrottung der Juden genehmigt, und als er hinterher Mardochai Briefe schreiben läßt, durch welche der grausame Befehl widerrufen wird, drückt er diesen mit seinem Ringe das Siegel auf

Der Ring des Königs hatte dieselbe Bedeutung wie Scepter oder Krone. Die Form des Ringes ist ein Symbol der Ewigkeit, und die kostbaren Stoffe, aus welchen er verfertigt wird, sollen die höchsten Eigenschaften andeuten. Er vereinigt Liebende, wird Freunden zum Andenken gegeben. In Kalidasa's reizendem Gedichte Sakuntala dreht sich die Intrigue um einen Ring, welchen Duschyanta seiner jungen Gemahlin giebt und an welchem er sie wieder erkennt. Feen und Undinen bedienen sich goldener Reifen, um schöne Männer an sich zu locken. Schon im Alterthum wußte man, daß Fische im Wasser gern nach glänzenden Gegenständen schnappen und vielfach wird erzählt, daß man Ringe im Magen von Hechten, Karpfen &c. gefunden habe. Wer kennt nicht die Erzählung vom Ringe des Königs Polykrates auf Samos.

Schutzpatron der Stadt Glasgow in Schottland ist der heilige Mungo, der auch Kertigern heißt. Von ihm erzählen die Acta Sanctorum folgendes Histörchen. Eine Königin hatte sich in einen hübschen Soldaten verliebt; sie schenkte demselben einen Ring, welchen sie von ihrem Manne bekommen hatte. Der König ging einst an dem Soldaten vorüber als dieser im Schlafe lag, zog ihm den Ring vom Finger, warf denselben in den Fluß, ging dann zu seiner Gemahlin und forderte ihr den Ring ab. Selbstverständlich kam sie in große Verlegenheit; in aller Eile schickt sie einen Vertraueten zum Soldaten, der ja aber den Ring nicht mehr hat. In ihrer Noth wendet sie sich um Hülfe und Rettung

an den heiligen Kertigern, der, wie sich bei einem Heiligen von selbst versteht, schon Alles wußte was vorgegangen war. Er erbarmte sich der Frau und wußte Rath zu schaffen. Er geht an den Clydefluß, wirft eine Angel aus, fängt einen Lachs und findet im Magen desselben den Ring, welchen er sofort der Königin überbringt. Nun kann sie ihn dem Könige vorzeigen, der hoch und theuer schwört, daß er Rache an Allen nehmen werde, von denen seine Gemahlin verleumdet worden sei. Sie aber bat inständig daß er Verzeihung walten lasse, ging dann zum heiligen Kertigern, beichtete und erhielt Absolution, nachdem sie versprochen hatte, künftig nicht wieder so leichtsinnig zu sein.

Aus den alten Büchern der Juden ersehen wir, daß die Israeliten viele Ringe trugen: die Frauen schätzten insbesondere solche, in welche Rubine, Smaragde und Chrysolithe gefaßt waren. Die Aegypter hatten Finger- und Siegelringe von Gold, Silber und Bronze, in welche oftmals der Skarabäus, der heilige Käfer, eingegraben war. Dieser wurde nach seinem Tode einbalsamirt und man ehrte ihn als Sinnbild der Sonne und der Welt. Die Leute niederiger Kaste trugen Ringe aus Elfenbein oder von Porzellan. Unter den zu Tage geförderten Alterthümern ist ein goldener Ring von beträchtlicher Größe und Schwere, in welchen der Name des Nachfolgers Amenophis des Dritten eingegraben ist, der gegen 1400 v. Chr. lebte und welchen die Griechen als Memnon bezeichnen.

In den Homerischen Gedichten wird des Ringes nicht erwähnt, er ist bei den Hellenen erst später in Gebrauch gekommen. Als er aber in Mode kam, gewann er schnell allgemeine Verbreitung. Zu Solon's Zeiten trugen alle freien Männer einen Siegelring von Gold, Silber oder Erz. Um betrügerischem Gebrauche des Siegels vorzubeugen, verbot der Staatsmann den Graveuren Abdrücke zu bewahren. Späterhin trugen die Griechen mehrere Ringe mit Edelsteinen; die Frauen trugen dergleichen von Elfenbein und von Bernstein. Der große Redner Demosthenes liebte die Ringe sehr und wurde deshalb stark getadelt. Die Spartaner trugen nur eiserne Ringe.

Das war auch bei den Römern der frühern Zeit der Fall und Männer alten Schlages, welche dem Brauche der Väter treu blieben, steckten auch nur solche an, nachdem die aus edelm Metalle schon allgemein bräuchlich waren. Bei den Gesandten gehörte ein goldener Ring zu den Würdezeichen und dieses Privilegium wurde später auf die Senatoren, die höheren Magistratspersonen und auch auf alle Ritter ausgedehnt; es war das jus annuli aurei. Die Kaiser behielten sich das Recht vor, diese Auszeichnung zu ertheilen und man bemühete sich sehr um dieselbe, weil sie gewissermaßen ein Adelsdiplom war. Sie verlor indeß jeden Werth als Kaiser Aurelian allen Soldaten das Tragen der Ringe erlaubte.

Die Römer ließen heilige Thiere auf ihre Siegelringe graben, wahrscheinlich in Nachahmung der heiligen Symbole der Aegypter. Als man späterhin Fürsten zu Göttern erhob, traten an die Stelle der Thiere menschliche Figuren. Zu des Plinius Zeiten war eine Büste des Harpokrates in Rom Mode. Die römischen Ringe waren sehr massiv und schwer und für Weichlinge im Sommer zu gewichtig und warm; diese steckten zu verschiedenen Jahreszeiten Ringe von verschiedener Art an die Finger, und aus Juvenal wissen wir, daß Crispinus im Sommer, wenn Schweiß aus seinen Fingern perlte, den Ring lüftete; er war ihm mit der schweren Gemme zu lästig:

Quum Crispinus,
Ventilet aestivum digitis sudantibus aurum
Nec sufferre queat majoris pondera gemmae.

Wer Trauer hatte steckte einen eisernen Ring an; sehr oft wurden mit dem Todten auch seine Ringe verbrannt. Die Statuen der Götter und Heroen wurden mit Ringen geschmückt, welche bei verschiedenen Festlichkeiten gewechselt wurden. Die Kaiserin Faustina hatte einen Ring, der nach unserm Gelde an mehr als drei Viertel Millionen Mark werth war und Domitia einen solchen, der noch viel höher geschätzt wurde.

Die Urchristen verwarfen die nicht selten schlüpfrigen und unanständigen Embleme, sondern nahmen solche, die keinen Anstoß erregen konnten, z. B. Taube, Anker, Fisch, Palmzweig und dergleichen mehr. Im Mittelalter war das Verfertigen von Ringen eine Hauptaufgabe der Goldarbeiter. Zeitweilig trat Schmelzwerk an die Stelle der Edelsteine, und in dieser Arbeit war z. B. Benvenuto Cellini Meister.

Die Ringe der alten Kelten waren aus Goldfäden verfertigt, an deren Stelle bei den Irländern späterhin massiv goldene traten; die Engländer liebten an den ihrigen viele Diamanten und Edelsteine. Im siebenzehnten Jahrhundert war es bei den Stutzern Mode, spitzgeschliffene Diamanten an ihren Ringen zu haben, damit sie ihren Namen in Glas einkritzeln konnten.

Die Juden trugen den Ring am Mittelfinger oder auch am kleinen Finger der rechten Hand, namentlich wenn er zum Siegeln dienen sollte; wir wissen das aus einer Stelle im Propheten Jeremias. Aus Nachahmung dieses biblischen Vorganges tragen die Bischöfe der Christen den Bischofsring an der rechten Hand. Bei den Aegyptern dagegen war der vierte an der linken Hand Ringfinger; aber auch an andere Finger steckten sie Ringe. Im Britischen Museum sieht man einen Mumiendeckel einer Frau, welche an allen Fingern, auch an dem Daumen, Ringe hat.

Die Römer steckten anfangs die einfachen Ringe beliebig an die Finger der einen oder andern Hand, später aber, als sie dieselben mit Steinen verzierten, an die der linken; wer sie an der rechten trug, galt für verweichlicht. Man steckte Ringe auf jeden Finger, ja auf jedes Fingerglied. Martial sagt, daß Charinus alle Tage 60 Ringe trug, an jedem Finger 6, und sie auch Nachts nicht ablegte. Aber ein Ring an jedem Finger war etwas ganz Gewöhnliches. Vor zwei- bis dreihundert Jahren galt ein schwerer Ring am Daumen in Europa als ein Zeichen von Reichthum und angesehener Stellung.

Der Doge von Venedig vermählte sich mit dem Adriatischen Meer, indem er einen Ring in die Fluthen warf. — Der Siegelring Cäsar Borgia's befindet sich in England, wo er vor einigen Jahren in der Britisch-Archäologischen Gesellschaft vorgezeigt wurde. Er ist von Gold, leicht emaillirt und hat auf der innern Seite die Devise Fays ce que doys, avien que pourra mit der Jahreszahl 1503. Das Viereck, in welchem die Siegelplatte sitzt, trägt das Wort Borgia, und um dasselbe herum steht Corunum, una via. In einer auf der Unterseite angebrachten Riese soll sich das Gift befunden haben, welches Borgia denjenigen seiner Gäste, welche er beseitigen wollte, unbemerkt in den Wein träufelte. Auch Hannibal verwahrte das Gift, mit welchem er seinem Leben ein Ende machte, in einem Siegelringe. Papst Alexander der Sechste, der ein Borgia war, besaß einen Ring mit einem Schlüssel daran, wie ihn schon die alten Römer kannten. Wenn er Jemand aus dem Wege schaffen wollte, gab er ihm den Ring und bat ihn, ein Kästchen aufzuschließen, dessen Schloß nur sehr schwer aufging und starken Druck erforderte. Dabei drang dann eine vergiftete Spitze in die Hand und verursachte eine tödtliche Wunde. Dergleichen Ringe waren, abgesehen vom Gifte, keineswegs selten.

Der Bischofsring ist sehr alt. In der römischen Kirche

erhält der Bischof seine Investitur durch den Ring, der als Symbol seiner Vermählung mit der Kirche gilt; die Form dieses Ringes ist im Jahre 1194 von Papst Innocenz dem Dritten vorgeschrieben worden. Er ist von massivem Gold mit einem schlichten Steine, z. B. von Rubin, dem Symbole des Ruhmes; von Smaragd, jenem der Ruhe und des Glücks; von Krystall, dem der Einfachheit und Reinheit. Diese Ringe dienten als Siegel und in Spanien und Frankreich wurden bei Eintritt der Fastenzeit die Taufbecken damit versiegelt. Das Siegel des Papstes ist ein Ring, welchen er jedoch nicht am Finger trägt; er untersiegelt mit demselben seit dem funfzehnten Jahrhundert die apostolischen Breven; früher benutzte er ihn für seine Privatcorrespondenz. Der Fischerring hat ein Siegel von Stahl und wird unter Obhut des Cardinal-Kanzlers verwahrt. Im zwölften Jahrhundert wurden die Cardinäle ermächtigt, einen Ring mit einem Saphir zu tragen; dieser ist das Emblem ihrer hohen priesterlichen Würde und wird ihnen am Tage ihrer Ernennung eingehändigt; sie müssen dafür eine erkleckliche Summe zahlen. Die Cardinäle tragen ihren Ring alle Tage, Charfreitag ausgenommen, denn an diesem Tage ist die Kirche in Trauer um ihren Gemahl. Man begrub die Cardinäle, wie die Könige, mit dem Ringe.

Die römische Clerisei hat oftmals gegen Schmuck und Putz geeifert, als welcher nur der Eitelkeit Vorschub leiste, aber in Betreff der Ringe hat sie stets Nachsicht gehabt; sie konnten ja zu dem verwandt oder benutzt werden, was man als Frömmigkeit bezeichnet. Zehn kleine Buckel auf der Außenseite bedeuteten dem Gläubigen, daß er, in Ermangelung eines Rosenkranzes, eben so viele Ave Maria hersagen müsse; bei dem elften Buckel sprach er ein Pater noster; beim zwölften Knopfe, zur Mittagszeit, das Credo.

Im funfzehnten Jahrhundert wurde es Mode, allerlei Devisen auf den Ringen anzubringen, Wortspiele, Rebus, heraldische Sinnbilder und dergleichen. Den Steinen an den Ringen schrieb der Aberglaube eine Menge geheimer Kräfte zu; wohlthätige oder schlimme. Die Polen glaubten, jeder Monat des Jahres stehe unter dem Einfluß eines besondern Edelsteines, und ein Gleiches sei der Fall mit den Menschen, welche in einem respectiven Monat zur Welt kamen, während der Edelstein sich „im Aufsteigen“ befand. Jeder hatte eine besondere Bedeutung: Januar: Granat, Beständigkeit und Treue. — Februar: Amethyst, Aufrichtigkeit. — März: Blutstein (Sanguin), Muth und Geistesgegenwart. — April: Diamant, Unschuld. — Mai: Smaragd, Glück und Liebe. — Juni: Agat, Gesundheit und langes Leben. — Juli: Cornalin, ruhiger Geist. — August: Sardonyx, eheliches Glück. — September: Chrysolith, Wirkung gegen Narrheit. — October: Opal, Hoffnung. — November: Topas, Treue. — December: Türkis, Gedeihen und Wohlergehen.

Manchen Ringen wurden Zauberkräfte zugeschrieben, durch welche man alles Ungemach im Leben beseitigen konnte. Die Araber haben das Buch Salcuthat, welches ausschließlich von magischen Ringen handelt. Für einen berühmten Zauberring gilt der, welcher im Bauch eines Fisches gefunden wurde und der von Enoch's Vater Jared sich bis auf Salomo vererbte; mit Salomo's Ringe versiegelte man die Gefäße, in welche die rebellischen Geister eingesperrt waren, und die man, wie in „Tausend und eine Nacht“ zu lesen ist, ins Meer geworfen hat. Der Ring des Gyges, Königs von Lydien, hatte auch magische Kräfte, denn er konnte sich vermittelst desselben unsichtbar machen. Diese Eigenschaft haben übrigens viele Ringe gehabt, und im Mittelalter war der Wahn weit verbreitet, daß der Inhaber eines mit kabbalistischen Zeichen versehenen Ringes dieselbe besitze.

Bei mehreren Völkern galten gewisse Ringe als Talisman gegen bösen Blick, Dämonen, Impotenz, Feuerflammen und mancherlei Krankheiten. Die Zauberkraft lag entweder im Steine, oder in der Inschrift, oder auch in magischen Zeichen. Im alten Athen wurden Zauberringe aus Holz, Knochen und allerlei anderen billigen Stoffen massenweis verfertigt; der Käufer konnte sich nach Belieben magische Kräfte aussuchen. Exeketos, ein phokäischer Tyrann, trug stets zwei Ringe bei sich; wenn er sie aneinanderschlug, nahm er aus der Art des Klanges ab, was er thun müsse und was ihm bevorstehe.

Die Gnostiker gravirten in ihre Gemmen mystische Figuren, deren jede ihre besondere Eigenschaft hatte. Sehr verbreitet waren die Inschriften Ananizapta, die der drei Könige von Köln, Caspar, Melchior und Balthasar, die einen mächtigen Zauber in sich hatten. Reineke Fuchs preist die Kräfte des Ringes, welchen er besitzt, denn auf demselben sind ja die drei Namen eingegraben, welche Seth aus dem Paradiese mitbrachte, als er seinem Vater Adam den Balsam der Gnade gab. Wer nun diese drei Namen bei sich trägt, der ist gefeiet gegen Blitzstrahl und Donnerschlag, dem kann keine Hexe etwas anthun, er geräth niemals in Versuch zu sündigen, bekommt auch den Schnupfen nicht, wenn er auch drei Nächte unter freiem Himmel schläft mitten im Winter, bei Schnee und Sturm.[1]

Ringe mit den drei Namen Jesus, Maria, Joseph schützten gegen die Pest; die mit der Figur des Pegasus oder Bellerophon brachten den Soldaten Glück, gaben ihm kecken Muth und frische Beweglichkeit; jene des Mercur brachten Verstand und flüssige Rednergabe; die des heiligen Christoph sicherten gegen plötzlichen Tod, namentlich jenen im Wasser, die der Andromeda stärkten aufkeimende Liebe. Wer einen Ring mit der Figur des Hercules trug, welcher den nemeeischen Löwen erschlägt, wurde nicht von Kolik befallen oder von solcher geheilt und obendrein in keiner Schlacht getödtet. Ein kupferner Ring mit der Gestalt eines Löwen, einem Halbmond und einem Sterne, der am vierten Finger getragen wurde, heilte die Steinplage; Hund und Löwe neben einander machten der Wassersucht und den ansteckenden Krankheiten ein Ende; wer einen Ring mit der Figur eines Hasen trug, dem konnte der Teufel nichts anhaben. Ein Basilisk oder irgend ein anderes Fabelthier machte den bösen Blick unschädlich. Bekanntlich kriecht der Basilisk aus einem Hahnenei hervor, hat Tatzen und Flügel, einen gewundenen Schweif und einen Hahnenkamm, sein Blick hat tödtliche Wirkung.

Gewisse goldene Ringe hatten die Eigenschaft das St. Antonsfeuer, die Rose und die Hämorrhoiden zu heilen. Der Arzt Marcellus, zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius, verordnete gegen Seitenstechen das Tragen eines Ringes aus gediegenem Golde mit griechischen Schriftzeichen; man mußte ihn an einem Donnerstag im letzten Mondsviertel anstecken, an die rechte Hand, wenn die linke Seite, umgekehrt.

Nervöse Zufälle werden in England durch einen silbernen Ring beseitigt, der aus fünf Sixpencestücken geschmiedet wurde. Diese müssen von fünf Junggesellen geschenkt worden sein, die aber ja nicht wissen dürfen, wozu das Geld verwandt werden soll. Auch der Silberschmied muß Junggesell sein. Ein aus Silberstücken, die man von zwölf jungen Frauen bekommen hat, verfertigter Ring, welcher niemals vom Finger abgezogen wird, heilt Epilepsie. — Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung heilte Trallian die Kolik vermittelst eines Ringes mit acht Plättchen, auf deren jedem ebensoviele Wörter eingegraben waren.

Sehr bedeutende Wirkungen schrieb man solchen Ringen zu, die aus Ketten von Verbrechern oder aus Eisen geschmie-

det waren, welches man aus einem Galgen herausgerissen hatte; dann auch aus solchem von drei Nägeln und drei Schrauben aus einem Sarge vom Kirchhofe. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus weiß, daß ein Mann einen Ring hatte, in welchem sich eine von Salomo verordnete Wurzel befand; wenn er denselben einem Besessenen unter die Nase hielt, fuhren sofort die Teufel aus.

Unter den Edelsteinen hatte der Jaspis die wirksamsten Kräfte, an welche sogar ein Arzt wie Galen glaubte. Er vertrieb Fieber und Wassersucht, stillte Blutfluß, erleichterte das Gebären und bot jeder Beherung Trotz. Wer einen Smaragd trug, blieb keusch; deshalb war er gut für die Geistlichen. Ein Ring mit einem Türkis stärkte das Gesicht, kräftigte und erhob den Geist, beseitigte Feindschaften, versöhnte Männer und Frauen und deutete durch Veränderung seiner Farbe eine nahende Gefahr an. Noch mehr, er wandte die schlimmen Folgen ab, welche ohne ihn ein Fall gehabt hätte, denn bei einem solchen zerbrach nur der Stein und wer ihn trug erlitt keinen Schaden.

Der Krötenstein oder Batrachit galt für ein außerordentlich kräftiges Amulet, denn er half gegen alle und jede Krankheit und gegen böse Feen. Wenn Gift in der Nähe war, zeigte er das an, indem er auf der Haut brennenden Schmerz verursachte. Er wurde im Kopf einer alten Kröte gefunden und es giebt Anweisungen wie man am sichersten seiner habhaft werden könne. Am probatesten ist, eine sehr alte Kröte in einen irdenen Topf zu werfen und diesen in einen Ameisenhaufen zu stellen; die Insecten verzehren Alles, nur den Stein nicht. Um einen echten Krötenstein von einem falschen zu unterscheiden, muß man ihn einer Kröte vor die Augen halten; ist er echt, so springt die Kröte auf und will ihn schnappen, denn sie ist bös darüber, daß er sich im Besitz eines Menschen befindet.

Der Agat machte einen Athleten unüberwindlich, half gegen Krankheiten und wer ihn trug, fand Liebesgunst bei allen Weibern. Der Bernstein war gut gegen Gift, der Amethyst gegen Katzenjammer und Hexenzauber, wenn Sonne und Mond auf ihn eingegraben waren. Der Blutstein hielt das Nasenbluten auf, wenn man ihn an die Nase hielt und dreimal sprach: Sanguis mane in te, also: Blut, bleibe wo du bist. Die Koralle verscheuchte Vorspiegelungen des Teufels; der Krystall trübte sich, wenn dem, welcher ihn im Ringe hatte, Unglück drohete, und die Wahrsager verwandten ihn bei ihren Gaukeleien. Der Opal schärfte den Blick dessen, welcher ihn trug, während er die Augen der Nebenstehenden umflorte. Der Saphir stillte, gleich dem Sanguin, Nasenbluten, der Topas heilte oder verhinderte Irrsinn, besänftigte Zorn und Aerger und schützte gegen jähen Tod. Ein aus den Klauen des Elenthieres gedrechselter Ring half gegen die fallende Sucht, und ein Leipziger Arzt, Michaelis, behauptete alle Krankheiten mit einem Ringe zu heilen, der aus dem Zahn eines Seepferdes verfertigt war. Die Könige von England segneten Ringe, die dann gegen Krampf und schwere Noth halfen. Goldberger'sche Ketten und Kupferringe sollen gegen Zahnschmerz und Rheumatismus helfen.

---

# Eine Lichtseite des Charakters der russischen Sibirier.

Von **Albin Kohn.**

Ich möchte auch die edlen Charakterzüge des sibirischen Russen schildern, da ich, wenn ich seine Schattenseiten gezeigt habe, es der Gerechtigkeit schulde, auch die Lichtseite des ohne eigene Schuld verwahrlosten Sibiriers darzustellen. Diese Lichtseite ist die unbegrenzte Gastfreundschaft, besonders derjenigen, welche nicht hart an der großen Straße wohnen.

Ich will kurz einige Beispiele aus eigener Erfahrung verzeichnen.

Im Juli 1868 machte ich eine kleine Fußreise am rechten Ufer der Angará und kam gegen vier Uhr Nachmittags in ein kleines Dorf. Ermüdet wie ich war, trat ich in das erste beste Haus ein und fand die ganze Familie mit dem Gesinde im Hausflur beim Vesperbrote versammelt.

Nachdem ich die Anwesenden gegrüßt und mich, um auszuruhen, auf die Schwelle niedergesetzt hatte, bemerkte ich, daß der Wirth einer jüngern Tochter einen Wink gab, welchen dieselbe sogleich verstand und befolgte. Sie stand nämlich auf, brachte ein kleines Bänkchen aus der Stube, stellte es an den Tisch und nun baten mich Wirth und Wirthin am Mahle theilzunehmen.

Ich ließ mich nicht lange nöthigen und setzte mich an den Tisch. Alsogleich stand eine Tasse Thee mit Milch vor mir, ein Stückchen Braten wurde aus dem Ofen herbeigebracht, Brot und Kollatsch lag auf dem Tische und die freundlichen Wirthsleute sparten keine Ermunterung, um mich zum Genusse dessen, das sie mir boten, anzufeuern. Mein Appetit that das Uebrige.

Wir unterhielten uns über die reiche und wirklich malerische Gegend, über Feldbestellung und Heuernte, kurz über Sachen, welche das Leben und Treiben der Bevölkerung betrafen und nicht über dem Horizonte meiner Gastfreunde lagen. In der Hitze der Unterhaltung mochte ich schon sechs oder acht Tassen Thee hinuntergeschlürft haben und ich erinnerte mich sehr wohl, daß ich schon mindestens drei oder vier Mal gedankt hatte, aber immer wieder goß die freundliche Wirthin die Tasse frisch voll und nöthigte mich sie auszutrinken. Eine Nichtbefolgung dieser Bitte wäre eine Mißachtung gegen die Wirthin gewesen und ich war somit genöthigt immer wieder die Tasse zu leeren. Ich hatte während des Gespräches ganz die Gewohnheit des Russen vergessen, durch welche er zu verstehen giebt, wenn er nicht mehr trinken will; ich hatte vergessen, den Tassenkopf umzukehren, das übrig gebliebene Stückchen Zucker*) auf den Boden des umgestülpten Tassenkopfes zu legen und vom Tische aufzustehen, was ich auch sogleich that, als ich mich dieser nothwendigen Ceremonie erinnerte. Nachdem ich mich noch durch einen tüchtigen Schluck kühlen Kwasses gestärkt und vollkommen ausgeruht hatte, machte ich mich bereit den Rückweg anzutreten und rief den Wirth bei Seite, um ihn zu fragen, wie viel ich schuldig sei.

„Was denkst Du denn von uns?" herrschte mich der Beleidigte an, „Du glaubst also, ich habe Dich Deiner Kopeken wegen an den Tisch gesetzt und mit dem, was Gott ge-

*) In Sibirien ist der Zucker zu theuer, um mit ihm für gewöhnlich den Thee durch Hineinwerfen zu versüßen; „man beißt zu" und hält ein Stückchen im Munde.

geben, erfrischt? Ich habe dieses um Christi willen („Christa radji") gethan und nicht um Geld von Dir zu erhalten."

Ich beruhigte den empörten Wirth, sagte ihm, daß dieses mein erster Ausflug in Dörfer sei, welche nicht an der Heerstraße liegen, da man in den an dieser liegenden Ortschaften kaum einen Schluck Wasser umsonst erhalte; daß es mich außerordentlich freue weiter ab von dieser Heerstraße Menschen zu finden, in denen menschliches Gefühl zu finden ist, u. s. w. Es gelang mir auch meine Gastfreunde zu beschwichtigen und ihre Gnade wieder zu erlangen. Nur auf eine Frage vermochte ich dem Hausherrn keine genügende Antwort zu geben, da ich ihn nicht belügen wollte, und zwar ob man denn in meinem Heimathslande auch bezahlen müsse, wenn man ermattet und hungrig in ein Haus eintrete und dort gesättigt, mit Speise und Trank und nöthigenfalls mit einer Schlafstätte versorgt werde. Ich antwortete meinem Interlocutor ausweichend, in meinem Innern antwortete ich mir mit — ja!

Während des Winters 1868 machte ich einige Reisen in die dicht am großen Sajaner Urwalde gelegenen Dörfer Schylkin, Sawatejowka, Jelanka und andere. Es ereignete sich mehrere Male, daß ich gegen 10 oder 11 Uhr Nachts in eines dieser Dörfer kam, und fuhr, als dieses das erste Mal geschah, vor dem ersten besten Hause vor. Oft war der Frost so stark, daß mich zwei tüchtige Pelze, meine Jakuter Unty und meine Kasakan-Paracha (eine hohe Pelzmütze) kaum hinlänglich erwärmten. Ich pochte an die fest verschlossenen Fensterladen und bald ertönte die gewöhnlich nicht melodisch klingende Stimme: „Ktotam?" (Wer ist da?) Meine Antwort war: „Ein Fremder!" „Ein Gast im Hause, Gott im Hause!" ertönte es immer von innen, und bald hörte ich die Pforte vorsichtig öffnen, denn der Sibirier will sich vor allen Dingen überzeugen, ob der Fremde nicht etwa ein Räuber sei, der es auf ihn und seine Habe abgesehen und ihn herausgelockt hat, um selbst, vielleicht mit Helfershelfern, ins Haus eindringen zu können, da es fast unmöglich wäre durch Einbruch in dasselbe zu gelangen.

Sobald sich der Sibirier überzeugte, daß er es mit einem einzelnen Manne zu thun haben werde, falls ich in böser Absicht gekommen wäre, öffnete er auch schon das Thor, führte mein Pferd in den Hof, band es an, damit es, so lange es erhitzt ist, nicht etwa Schnee aufhebe und sich verfange, geleitete mich in die Wohnung, und nahm mir daselbst, nachdem ich dem Heiligen auf der Boschniza meine Reverenz gemacht, Mütze, Handschuhe und Peitsche ab, welche er auf die Pritsche legte. Von diesem Augenblicke an war ich der liebe Gast, dem es an nichts gebrechen darf, der sich um nichts zu kümmern hat und der gepflegt wird, wie der eigene Bruder, ja vielleicht noch besser. Aber nicht bloß ich, sondern auch mein Pferd, ja sogar mein Hündchen wurden aufs Beste gefüttert und das letztere, trotzdem der Sibirier den Hund für unrein hält und nie in der Stube schlafen läßt, bei mir gelassen. Es war Eigenthum des Gastes und darum rein.

Einmal ereignete es sich, daß einer jener sibirischen Stürme im Anzuge war, bei welchem dem Menschen das Mark in den Knochen zu gefrieren scheint, ein „Buran", von dem sich Niemand gern in weiter Entfernung von menschlichen Wohnungen betreffen lassen mag. Der Sibirier sieht ihn 24 ja sogar 48 Stunden vorher. Mein Gastfreund, bei dem ich zur Nacht eingekehrt war, war nicht zu bewegen mich aus seinem Hause zu lassen. Trotzdem der ganze Tag heiter blieb und auch während der Nacht keine sichtbare meteorologische Erscheinung auf den gefürchteten Buran hindentete, wollte mich mein Wirth nicht fortlassen und ich muß gestehen, daß ich schon begann Argwohn gegen den Sibirier zu fassen. Da brach gegen Mittag der vorhergesehene Sturm los und wüthete mit gleichmäßiger Dauer 48 Stunden.

Während der ganzen Zeit mangelte es mir, meinem Pferde und Hunde an nichts und ich durfte nicht daran denken, dem gastfreundlichen Sibirier auch nur eine Bezahlung für den Hafer anzubieten, den mein Pferd verzehrt hatte.

Eine Folge dieser wahrhaft patriarchalen Gastfreiheit und Gastfreundschaft ist, daß in den nicht an der Hauptstraße Sibiriens belegenen, oft doch recht ansehnlichen Dörfern keine Gasthöfe und Gasthäuser vorhanden sind. Jedes Haus ist ein Gasthaus, in welchem der Fremde allemal freundlich aufgenommen wird.

Auf dieser Gastfreundschaft beruht auch das sogenannte Bradjagenthum, d. h. das Vagabundiren der aus den Strafanstalten entflohenen Verbrecher.

Der Leser muß sich erinnern, daß der Acker des Sibiriers sehr selten nahe beim Dorfe, fast immer 7 bis 20 Werst, oft noch viel weiter von demselben entfernt ist, und daß auf demselben kleine Wirthschaftsgebäude, eine Art Meiereien („Zaïmka") aufgeführt sind. In diesen nie verschlossenen Gebäuden findet der Flüchtling immer Brot, Salz, Mehl und Milch, häufig auch alte Kleidungsstücke. Diese Gegenstände werden absichtlich für ihn dahin gestellt; der Sibirier sieht häufig nach, ob sie genommen worden sind und ersetzt sie jedenfalls durch frische, wenn sie zu lange in der Zaïmka gelegen haben.

Wenn, was sogar häufig der Fall ist, der Flüchtling arbeiten will, so kann er ruhig in der Zaïmka bleiben. Der Eigenthümer bezahlt ihm gern die Arbeit und versorgt ihn mit allem Nothwendigen. Leider giebt diese zu weit getriebene Gastfreundschaft dem Verbrecher häufig Gelegenheit neue Verbrechen zu begehen. Das in Sibirien coursirende falsche Papiergeld wird theilweise in den Zaïmkas, theilweise aber in den Gefängnissen des Landes fabricirt. Im ersten Falle setzt es der Eigenthümer der Zaïmka, im zweiten der Gefängnißinspector und seine Gehülfen in Cours. Doch giebt es auch Bradjagen, welche ein ruhiges, ehrliches, wenn auch namen- und rechtloses Leben führen. In der Nähe der Tasjejewska Wolost, im Kreise Kansk, lebte seit dreißig Jahren ein Flüchtling in einer Zaïmka, welche längst zu einem großen Hause angewachsen und sein wohlerworbenes Eigenthum geworden war. Er hatte erwachsene Töchter, welche im Dorfe selbst verheirathet waren und jeder achtete ihn, obgleich die Polizeibehörde von ihm keine Kenntniß hatte, oder besser gesagt, haben wollte.

Das in Sibirien so häufig vorkommende hohe Lebensalter einzelner Menschen beruht wohl hauptsächlich auf dem Bradjagenthume. Wenn ein Sträfling, der sich wirklich bessern will, zufällig in ein Dorf kommt, in welchem eben ein Bauer verstorben ist, und er der hinterbliebenen Wittwe gefällt, so ist es ein Leichtes, von der Gemeinde stillschweigend angenommen und mit dem Namen des Verstorbenen bekleidet zu werden. Er hat dafür einen Eimer Branntwein zu stiften, der ungefähr fünf Rubel kostet, und lebt nun, wenn ich so sagen darf, das Leben des Verstorbenen weiter, der in aller Stille als ein Fremdling begraben wird. Denken wir uns den Fall, der Verstorbene zählte siebzig Jahre und sein Stellvertreter lebt nachträglich gegen funfzig, so würde er an seinem Lebensende amtlich hundert und zwanzig Jahre zählen, während er thatsächlich kaum siebzig Jahre alt geworden sein mag. Man verfährt so aus dem Grunde, weil man sagt, daß man doch dem Verstorbenen nicht mehr nütze, wenn man den seinen Namen führenden und seine Stelle einnehmenden Vagabunden den Behörden ausliefert, während man, wenn man letztern ruhig annimmt, doch einen kräftigen Mitarbei-

ter in der Gemeinde habe, den man andernfalls unglücklich machen würde.

Man mag über den Russen in Sibirien denken, wie man wolle, man kann und darf ihm die Tugend der Gastfreundschaft und Nächstenliebe nicht absprechen. Viele seiner Untugenden sind nicht dem ursprünglichen Volkscharakter entsprungen, sondern sind die traurigen Früchte einer Jahrhunderte dauernden Sklaverei und Barbarei.

In den Geschichtswerken bezeichnet man gewöhnlich eine bestimmte Periode mit dem Namen des Mittelalters, und preßt alle europäischen Völkerschaften in diese Form hinein. Ich glaube, daß dieses grundfalsch ist. Jedes Volk trat in einem andern Zeitraume in sein Mittelalter ein; jedes Volk durchlief diese Periode in einem den Umständen und seinem eigenen Geiste angemessenen Zeitraume, um sich weiter zu entwickeln und eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung zu erklimmen.

Das russische Volk lebt heute noch in seinem Mittelalter, aus dem es kein Gesetz, und wäre es das weiseste und beste, herauszuwerfen vermag. Die vom Kaiser Alexander II. eingeführten Reformen sind nur die Einleitung zum Verlassen des veralteten Pfades, nicht sein Verlassen selbst. Erst wenn die Generation, welche die ägyptische Sklaverei und ägyptische Finsterniß durchlebt hat, ausgestorben sein wird, wenn eine neue Generation, aufgewachsen unter dem Einflusse von Freiheit und Licht, herangereift sein wird, kann das ganze Volk aus den Geistesbanden seines Mittelalters heraustreten und sich schnell zu einer höhern Stufe geistiger Vollkommenheit entwickeln, da der Russe unbestreitbar vorzügliche geistige Eigenschaften besitzt, welche nur der Pflege harren, um sowohl dem eigenen Volke als auch der gesammten „Menschheit“ Nutzen zu bringen.

---

# Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

## IV.

### Die Sachsen.

Die dritte in compacter Menge auftretende Nation im Lande ist jene der Sachsen. Bei ihrer Einwanderung fanden sie das von ihnen heute bewohnte Gebiet als eine förmliche Waldwüste, die erst ihres unermüdeten Fleißes und ihrer Ausdauer bedurfte, um zu jenen blühenden Fluren umgeschaffen zu werden, welche heute dem Auge so wohlgefallen. Für die mühevolle Arbeit der Urbarmachung sowie für die Vertheidigung der Südgrenzen gegen feindliche Einfälle hatten sich die Könige Ungarns bewogen gefunden, diesen deutschen Ansiedlern Rechte zu geben, die nicht minder als ihre nationalen Eigenthümlichkeiten veranlassende Ursachen dazu waren, daß sich dieses Handvoll Deutschthum durch so viele Jahrhunderte nicht nur ungebrochen, sondern auch so blühend erhielt. Ihr Name Sachsen wird zum ersten Mal in einem Freibrief (1222) des Königs Andreas II. (etwa 50 Jahre nach der Einwanderung) geltend gemacht; er ist indeß bloß Collectivname, da die Ansiedler eben so gut aus Niedersachsen wie aus Flandern, Belgien und den Rheingegenden herstammen. In der bekannten goldenen Bulle desselben Königs (1224) werden die Sachsen nicht bloß zu wiederholten Malen Sachsen geheißen, sondern auch zu einem einzigen Volke vereinigt, in Folge dessen das Einzelgemeinwesen aufhört und sie den Landstrich von Broos im südwestlichen Siebenbürgen bis Draas im beinahe südöstlichen Theil desselben als unbeschränktes Eigenthum mit ausschließlichem Bürgerrecht und durchgängiger Rechtsgleichheit in Empfang nehmen.

Es ist das die alte Hermannstädter Provinz, deren Oberhaupt der König allein ist. Das Amt eines Friedensoberrichters sowie das der Führung im Kriege lag in den Händen des sogenannten Hermannstädter Grafen, dessen Würde noch heutigen Tages als die eines Nationsgrafen des sächsischen Volkes besteht. Auch gebrauchten sie zum Zeichen ihrer Einheit nur ein Siegel und dieses rühmte sich der bedeutungsvollen Umschrift: Sigillum provinciae Cibiniensis ad retinendam coronam. Nur ein Jahr später vertrieb König Andreas II. die von ihm mit dem südöstlichen Grenztheil beschenkten deutschen Ritter wegen Auflehnung aus dem Lande und übergab die heutige Kronstädter Gegend (das sogenannte Burzenland) jenen deutschen Ansiedlern zu eigen, welche schon früher unter den deutschen Rittern dieselbe bebauen und bevölkern halfen. Auch diese — nach und nach Sachsen genannt — wie nicht minder die Sachsen der Bistritzer Gegend, die schon unter König Geisa II. (1141 bis 1161) gleichzeitig mit den Hermannstädtern in das sogenannte Nösnerland eingewandert waren, erfreueten sich ansehnlicher Rechte und Freiheiten, bildeten ein unabhängiges Gemeinwesen und hatten ihre eigenen Königsgrafen.

Aus diesen Andeutungen ist hinlänglich ersichtlich, daß wir es hier mit einem deutschen Sprößling zu thun haben. Wer aber auch den historischen Ursprung nicht wissen würde, müßte schon aus dem, wie sich der „Sachse“ kundgiebt, den deutschen Sohn erkennen. Seine Gesichtsbildung ist deutsch, seine Sprache deutsch, wenn auch als Mundart entsetzlich verrenkt und unmelodisch, sein Dichten und Denken deutsch, seine Bildung und sein ganzes Gebahren deutsch! Die deutsche Freundlichkeit und Gutmüthigkeit wirst Du in ihm eben so wenig vergeblich suchen wie anderwärts im deutschen Volke, und in seinem Handel und Wandel wirst Du die strenge Rechtlichkeit des deutschen Charakters in eben demselben Maße zum Ausdruck gelangen sehen, wie hüben und drüben bei Dir zu Hause, in Oesterreich, in Deutschland und wo immer die deutsche Zunge erklingen mag.

Während der vielen Jahrhunderte ihres Verweilens in der neuen Heimath mußten die Sachsen freilich auch mancherlei Einflüssen nachgeben und dies um so mehr, als sie mit fremden nationalen Elementen nicht nur in steter Nachbarschaft lebten, sondern mit diesen in vielfache Berührung kamen, oder mit ihnen im Laufe der Zeit oft auch eine Gemeinde bildeten. Unter diesen Einflüssen lassen sich viele derselben auf ihren Ursprung zurückführen und man findet hier das ungarische, dort das romänische Element leicht heraus. Wir bleiben nur bei der Tracht stehen. Wenn der Städter für gewöhnlich sich bloß der üblichen deutsch-französischen Kleidung bedient, so verschwindet dieselbe doch bei festlichen Veranlassungen zu Gunsten einer Tracht, die wir in ihren Hauptzügen schon bei der Kleidung der Magyaren

gezeichnet haben. Auch hier sind die engen Beinkleider, der kurze Rock, der — wenn auch verminderte — Luxus an Schnüren und Knöpfen. Wenn auch die Sporen an den hohen Stiefeln seltener sind, so fehlen an den Ausschnitten der Röhren fast niemals die kleinen Seidenquasten und Schnüre. Das Festkleid des sächsischen Städters ist demnach so sehr mit der ungarischen Tracht übereinstimmend, daß es sich bloß als ein Abklatsch der genannten erweist. Der Bauer allein scheint die Unterschiede angeben zu sollen, da er den Rock mit schmalen Bändern und weniger benäht, die blaue Farbe bevorzugt und die Schöße länger schneiden läßt. Ueberdies liebt er zu dem angedeuteten Costüm statt der schildlosen Mütze einen niedern Hut mit breiten Krämpen zu tragen, auch leiden die Beinkleider ungleich weniger an straffer Knappheit. Die sächsische Bäuerin dürfte vielleicht mehr von der alten sächsischen Tracht erhalten haben als der Bauer, da ihre Erscheinung an die Bäuerinnen der übrigen Nationsgenossen entweder nur wenig oder gar nicht erinnert. Das Kleid, das sie trägt, besteht aus schwarzer glänzender Leinwand, wie sich dieselbe übrigens auch bei Ungarinnen wiederholt; es ist kurz und ohne Aermeln und wird in der Mitte gewöhnlich von einem Gürtel umschlossen. Der Kopf wird mit einer schwarzen oder weißen Haube bedeckt, die entweder mit Bändern oder Spitzen garnirt ist; als Fußbekleidung, die im Gegensatz zu den übrigen Nationen des Landes niemals fehlen darf, dienen Juchtenstiefel. In dieser Tracht erscheint die sächsische Bäuerin jeden Tag. An Sonn- und Festtagen wird dieselbe Tracht beibehalten, doch wird diese durch einen bis an die Knie reichenden Mantel vervollständigt, der ohne alle Futterbeigabe aus feinem schwarzen Wollstoffe besteht und oben in einem glatten, unterlegten Sammtband mündet. Dieses Band wird in der Volkssprache „Spiegel" genannt. Der Mantel wird in beinahe unzählige Falten gelegt; er umschließt keineswegs den Körper, sondern legt sich bloß über den Rücken, doch da er durch das Aufgehen der Falten unten ziemlich breit wird, so wird er manchmal von der Hand der Trägerin vorn zusammengehalten. Derselben Tracht folgt auch das sächsische Mädchen. Der Unterschied zwischen Frau und Mädchen wird bloß durch die Kopfbedeckung bezeichnet, da das Mädchen keine Haube wie die Frau, sondern einen cylinderförmigen, etwa sechs Zoll hohen schwarzen Sammthut trägt, in welchem die ganze Fülle ihres reichen Haares sich verbirgt. Es fehlt bloß die Krämpe um an den Pariser Mannshut erinnert zu werden. Uebrigens rechtfertigt den Namen „Ehrenkranz" der fehlende Boden schon. Sowohl das Weib an der Haube als das Mädchen am Ehrenkranz läßt statt des Zopfes zwei breite Bänder über den Rücken hängen, welche oben in einer colossalen Masche münden, die flügelartig den Hinterkopf auf beiden Seiten bedeckt. — Uebrigens variiren diese Trachten mehr oder minder, da die sächsischen Wohnplätze nirgend in fortlaufendem Zusammenhange unter einander sich befinden.

In seiner äußern Erscheinung, die in allen Ständen den Eindruck der Wohlhabenheit zurückläßt, repräsentirt sich der Sachse auf das Vortheilhafteste. Er ist hochgewachsen und dem entsprechend wohl gebaut. Seine Frauen und Mädchen zeichnen sich durch einen schönen Wuchs und weiche Züge aus. Auf dem Lande sind dieselben meist vierschrötig, langsam und schwerfällig in ihren Bewegungen, auch meist übellaunig. Sie machen, im Gegensatz zur gewöhnlichen Frauentugend, nicht viel Worte, und wenn mehrere Personen stundenlang neben einander sitzen, ohne zu lachen oder ein Wort zu sprechen, so darf man sich darüber gar nicht wundern. Diese Wort- und Vergnügungslosigkeit ist besonders an Sonn- und Feiertagen in sächsischen Dörfern auffallend, da solche Ortschaften namentlich am Nachmittag wie ausgestorben erscheinen. Nur hier und da sieht man einen Menschen, der aber selten ein sächsischer Bauer und bei Weitem eher ein dort stationirter Soldat ist. Selbst die Schänke ist leer, nur hier und da sitzt ein junger Bursche und thut sich bei Bier und Tabak gütlich. Der Tanz, die einzige öffentliche Belustigung, ist von der Einwilligung des strengen Ortspfarrers abhängig. Dafür wird um so mehr zu Hause die Bibel gelesen oder sonst etwas anderes, ein Kalender, ein Gebetbuch. Hier herrscht auch noch das Zweikindersystem, doch keineswegs zum Vortheile der Nation, da diese von dem immensen Zuwachs der übrigen Nationalitäten immer mehr erdrückt wird. Die Behörden thun das Ihrige, doch scheint es ohne besondern Erfolg. — Die Städte erfreuen sich einer viel lebhaftern Bevölkerung. Hier ist der Sachse ein ganz aufgeräumtes Gemüth, freilich übertrifft ihn sowohl Ungar als Romäne, die bei Weitem mehr zu Lust und Unsinn aufgelegt sind. Was nicht im geselligen Kreis der Verwandten oder Bekannten sich einfindet, erscheint zu Spaziergängen oder in Soireen, Bällen und Vereinen.

Seiner regelmäßigen Lebensweise verdankt der Sachse eine vortreffliche und dauerhafte Gesundheit, in Folge derselben sehr hohe Lebensalter keineswegs zu Seltenheiten gehören. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß die sächsische Frau das süße Glück ihres Mutterstandes mit der entschiedenen Abnahme ihrer Schönheit und Reize bezahlt. Unausgesetzte Thätigkeit erhält jedoch beide Geschlechter meist frischen Geistes und läßt sie häufig genug den Triumph geistiger Ueberlegenheit ernten.

In Siebenbürgen haben die Sachsen die meisten Ansprüche auf den Ruhm Städte im Lande erbaut zu haben. Hierher gehören Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Großschenk, Hermannstadt, Mühlbach, Klausenburg, Bistritz und andere, Städte, welche noch heutigen Tages einer großen Blüthe sich erfreuen, wenn auch im Laufe der Zeit Städte wie Klausenburg ein überwiegend ungarisches Element aufgenommen haben, und nach und nach des deutschen Charakters sich entschlugen. Alle diese Sachsenstädte zeigen ein strictes Festhalten an einem bestimmten Plan, da sie schnurgerade Straßen mit wenigen Abnormitäten, freie regelmäßige Plätze und dergleichen enthalten. Die Häuser sind im Allgemeinen klein und unansehnlich, und stammen zum guten Theil aus sehr alter Zeit her; ihre Bauart trägt mittelalterliches Gepräge, gefällt sich überall in einem Stockwerk mit drei Fenstern an der Hauptfronte, dem Einfahrtsthore im Erdgeschoß und einem hohen Ziegeldach. Die Hauptgebäude sind fast immer in den Hof gebaut. Auch das Innere dieser Gebäude ist ganz einem ältern Geschmack entsprechend, da jedes so viele Treppen zählt als es Zimmer aufweist; überdies ist nirgend ein Zimmer mit dem andern in gleichem Niveau, überall ist eines höher gelegen als das andere und mindestens eine Stiege vermittelt die Verbindung. Der Fremde gilt oft als plump und unbehülflich, weil er, mit dieser Eigenheit unbekannt, häufig genug Anlaß zu unfreiwilligen Purzelbäumen erhält. Auch sind die Wände mit Nischen so reichlich bedacht, daß man gewiß in jedem Zimmer eine solche findet. Wie der moderne Geschmack dadurch beleidigt wird, kann man sich leicht denken, um so mehr als diese Nischen jede Symmetrie stören, falls diese überhaupt in der kunstgerechten Anordnung der Fenster und Thüren eingehalten wird. Die neueren Bauten zeigen einen ungleich bessern Geschmack, doch giebt es auch an solchen mancherlei zu tadeln, beispielsweise dort, wo nicht der Plan des Baumeisters, sondern der Wille des Eigenthümers den Ausschlag giebt.

Ein ungleichmäßig größeres Procent als bei den übrigen Nationen des Landes entfällt im sächsischen Volke auf den

Bürger- und Gewerbestand. Dieser hat eine schöne Entwickelung erfahren und muß sehr blühend genannt werden. Die Zweige der Beschäftigung sind auch hier äußerst mannigfaltig, doch wird das Tuch- und Raschmachergeschäft, das Geschäft des Seilers, des Huderers, des Flaschendrechslers ꝛc. mit großem Erfolg betrieben. Was nicht von einheimischen Bedürfnissen consumirt wird, das wandert in die benachbarten Donauprovinzen, in die Moldau und Walachei, ja selbst nach Serbien. Schneider und Schuhmacher allein werden selten als Sachsen angetroffen, hier helfen Fremde aus. Der Kaufmannsstand findet hauptsächlich in Kronstadt einen entsprechenden Wirkungskreis und ist im Allgemeinen nicht minder blühend zu nennen. Erst in letzterer Zeit, da die politischen Verhältnisse der auswärtigen Geschäftswelt wenig Vertrauen für die zur ungarischen Krone gehörigen Länder einflößen, und somit Handel und Wandel überall darunter litt, hat sich auch hier eine starke Geschäftsstockung fühlbar gemacht. Uebrigens ist der in letzterer Zeit überhandnehmende Aufwand in diesen Kreisen wenig gerechtfertigt und kann derselbe im Gegensatz zu der ehemaligen sächsischen Einfachheit in seinen Folgen unmöglich zum Vortheil ausfallen, da er auch in jenen Kreisen unseres sächsischen Bürgerstandes ansteckend wirkt, in welchem die größte Bescheidenheit bei Weitem angemessener wäre.

Diese veränderte Lebensweise, die Neigung zum Wohlleben hat sich selbst hier und da auf das stille Dorf ausgedehnt, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß es im Districte Kronstadt Bauern giebt, die eben nur das sächsische Bauernkleid mit anderen ihrer Standesgenossen gemein haben. Ihr sonstiges Gebahren, besonders aber die höchst auffällige Art des Wohnens läßt ganz ernstlich den Bauer vergessen und muthmaßen, daß die elegante Zimmereinrichtung, in der weder das Ruhebett noch die ganze Möbelgarnitur sammt den üblichen Fauteuils, den goldrahmigen Spiegeln und die mit prächtigen Fourorniruren belegten Tische und Bettstätten irgend einem reichen Städter angehören müßten, der, des Stadtlebens satt, sich hier zu einem beschaulichen Leben zurückgezogen habe. Gott sei Dank, daß diese Fälle vereinzelt dastehen und daß der gesunde praktische Sinn des Sachsenvolkes den luxuriösen Bauer vor weiteren unnatürlichen Ausschreitungen bewahrt. Gemeiniglich wird vom sächsischen Dörfler die größte Einfachheit beobachtet, so im täglichen Leben wie im Essen und Trinken, Wohnen und Kleiden. Die Kleidung zum Beispiel, wie wir sie oben angedeutet haben, wird an Werktagen gegen ein Wams aus Pelz oder Tuch, eine niedere Mütze und hohe Stiefel umgetauscht. Das Haus, in dem er wohnt, ist äußerst solid aus Stein und Ziegel gebaut, mit großen Einfahrtsthoren in die Höfe versehen und mit versificirten Sprüchen aus der Bibel geschmückt. Da ein Haus dem andern wie ein Ei dem andern gleicht, so leiden die sächsischen Dorfschaften freilich an Monotonie, aber es ist freudig anzuerkennen, daß ihre Dörfer im Verhältniß zu den Ortschaften anderer Nationsgenossen nicht nur sehr sauber und in jeder Beziehung ansprechend sind, sondern sogar ein städtisches Gepräge tragen, das durch die stattlichen Pfarr-, Schul- und Gemeindehäuser, welche letztere sich gewöhnlich auf dominirenden Stellen befinden, nur gehoben wird. Manchmal erheben sich mitten in diesen Ortschaften über weite freie Plätze oder auf steilen Anhöhen in der Nähe der Ortschaften große, stattliche Burgen und Castelle, die vor Alters erbauet wurden und noch heute mit großer Sorgsamkeit erhalten dastehen. Die Erbauer dieser Burgen und Castelle waren keineswegs dieselben wie in Deutschland, keineswegs mächtige Glieder eines Adels, wie sie das deutsche Mittelalter schuf. Einfache Bürger und Bauern trugen Stein um Stein zu diesen colossalen Bauten, die keinen andern Zweck hatten, als in Kriegsnoth nicht nur die gesammte Bevölkerung der Colonie, sondern auch alle beweglichen Errungenschaften ihrer beharrlichen Thätigkeit aufzunehmen. Belege hierzu sind die noch heute gut erhaltenen Räume; außer gewölbten Kellern, die für Kinder, Greise und Kranke bestimmt sein mochten, sind noch heute eine große Menge Wohnzimmer an der innern Seite der sehr breiten Mauern angebracht, deren Fenster bloß nach dem Hofraum gehen. Die Mauern sind mit Bastionen, Thürmchen und Schießscharten versehen, welche sich für Geschütze jeder Größe eignen. Wo sich diese Burgen und Castelle nicht auf Anhöhen, sondern auf ebenem Boden mitten in den Dorfschaften befinden, dort laufen um dieselben Gräben von entsprechender Breite, die entweder noch heute mit Wasser angefüllt sind, oder sich mit Erde, Steinen und Staub in einer Weise füllen, daß die Spuren dieser Gräben nach und nach verschwinden und dem Erdboden gleich werden. Die oben angedeuteten Wohnzimmer im Innern dieser Burgen und Castelle werden heute als Fruchtmagazine oder als Aufbewahrungsorte werthvoller Sachen wie Festkleider, Pretiosen und dergleichen benutzt.

(Schluß folgt.)

# Aus allen Erdtheilen.

### Kakobau-Vanivalu's Besuch in Neusüdwales.

G. Eine vielgenannte Person ist Kakobau, weiland König der Fidschi-Inseln. Einige Notizen über ihn werden interessiren. Nachdem er Ende September 1874 sein Königreich an die britische Krone abgetreten, hat er seinen Erbnamen wieder angenommen und nennt sich und wird genannt Vanivalu, d. i. nach englischer Uebersetzung Root of War, also Kriegswurzel. Er steht jetzt in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahre, mißt reichlich sechs Fuß, hat eine stattliche Figur, nur ist das eine Bein in Folge einer alten Wunde etwas verkürzt. Sein ergrautes Haar trägt er kurz geschoren und seine großen dunkelen Augen leuchten mächtig, wenn in seinem Innern ein besonderer Gedanke rege ist, dem er keinen weitern Ausdruck geben will. Seine Haltung könnte man eine militärische nennen; wie denn überhaupt seine ganze Erscheinung, zumal wenn er die nationale Häuptlingstracht angelegt hat, geradezu imponirend ist.

Seine noch lebende Gattin, eine Frau von ungewöhnlichen Körperverhältnissen, heißt Lydia! Er hat mit ihr drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Ratu Abel, dreißig Jahre alt, hat sich einer unmäßigen Lebensweise ergeben. Dann folgt Ratu Timoey, welchen der Gouverneur von Neusüdwales, Hermes Robinson, im October vorigen Jahres mit sich nach Sydney nahm, und endlich Ratu Joe Celua, neunzehn Jahre alt, der früher in Sydney eine englische Erziehung erhalten und, ungleich seinem ältesten Bruder, sich gute Sitten angeeignet hat. Seine Tochter Andi Quila wird als eine besondere Fidschischönheit gerühmt.

Kakobau-Vanivalu war vierzig Jahre lang einer der schlimmsten Cannibalen, bis er im Jahre 1855 zum Christenthume

überging und von da ab sein Leben nach christlichen Sitten einrichtete. Man kann ihm nur nachsagen, daß ihm zu allen Zeiten die Wohlfahrt seines Volkes am Herzen gelegen und daß er noch jetzt bemüht ist, sich zu unterrichten und seine Kenntnisse zu erweitern, um sie zum Nutzen seines Volkes zu verwerthen. Man braucht überhaupt nicht lange mit dem alten Herrn zusammen zu sein, um herauszufinden, daß viel Gutes in ihm wohnt.

Auf Einladung des Gouverneurs von Neusüdwales begab sich Vanivalu Mitte November 1874 auf dem Kriegsschiffe „Dido" nach Sydney, wo er am 29. desselben Monates eintraf. In seinem Gefolge befand sich sein jüngster Sohn Joe, sein Privatsecretär Milne und sein — Hausgeistlicher. Als Gast des Gouverneurs ward ihm die größte Aufmerksamkeit erwiesen. Die schöne Stadt Sydney machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Als ihm große Dampfmaschinen gezeigt und erklärt wurden, rief er aus: „Es muß der allmächtige Gott gewesen sein, der den weißen Leuten das Alles gezeigt hat. Aus sich allein könnten sie das nicht fertig gebracht haben."

Am 15. December ward ihm zu Ehren ein öffentliches Festessen veranstaltet, dem die Spitzen der Behörden und die angesehensten Colonisten zahlreich beiwohnten. Nach einem auf den Fidschi-Inseln bestehenden Gebrauche befindet sich in der nächsten Umgebung eines jeden hohen Häuptlings immer ein sogenannter Mata-ni-vanua, dessen Pflicht es ist, für seinen Herrn, wo es sich dazu vernothwendigt, geschickte Reden zu halten. (Man wird dabei an Neuseeland erinnert, wo es unter den Maoris fechtende und redehaltende Häuptlinge giebt.) Diesmal aber hielt Vanivalu selber eine Rede, welche den Versammelten verdolmetscht wurde und in der er seine volle Zufriedenheit mit der geschehenen Einverleibung des Archipels aussprach.

Am 20. December trat der Exkönig die Rückreise nach den Fidschi-Inseln an. Eine große Freude wurde ihm zuvor noch dadurch bereitet, daß ihm der Gouverneur im Namen der Königin Victoria ein prächtiges und aufs Vollständigste und Bequemste eingerichtetes Yachtschiff von dreißig Tonnen zum Geschenke machte.

---

### Ein daumsgroßer Götze im Himalaya.

In den Vorbergen des Himalaya, unter 32° N., liegt der Bezirk Kangra, in welchem die Engländer große Theepflanzungen haben. Dort ist in der Stadt Kulu oder Sultanpur ein dem Rägunath geweiheter Tempel. Dieser gilt als Herrscher über alle anderen Götter der Umgegend und sie müssen in jedem Jahre vor ihm erscheinen, um ihre Huldigungen darzubringen. Ein Augenzeuge („Church Missionary Intelligencer", Februar 1874, S. 46 f.) schildert die Vorgänge.

Im Gebirge von Kangra zählt man 307 Stück geringerer Gottheiten; jede, welche am Tage der Huldigung nicht erschien, mußte ein Strafgeld von 5 bis zu 10 Pf. St. zahlen; es waren aber nur wenige ausgeblieben; alle übrigen wurden auf Wagen oder auf den Schultern der Gläubigen herbeigeschafft. Etwa 300 erschienen vor dem Tempel und der Priester jedes einzelnen Gottes trat unter Weihrauchwolken vor den Priester Rägunath's hin, um demselben ein Blumengewinde oder ein rothes Band zu überreichen, was dann auf den Wagen des Obergottes gelegt wurde. Draußen wurde mit allerlei Instrumenten ein gewaltiger Lärm gemacht, bis der Götze sichtbar wurde. Plötzlich herrschte tiefe Stille; dann wurden zwei Hörner geblasen und Rägunath kam, getragen in einem großen silbernen Palankin, aus dem Tempel; in der Procession ging der Radscha voran, dann folgten Brahminen in langer Reihe. Das Idol ist nicht größer als ein Daumen; es wurde eine Strecke weit getragen und dann auf einen gewaltigen, mit Silber verzierten Wagen gestellt, der 10 Fuß hoch ist, 12 Räder hat und von 200 Männern gezogen wird. Bevor man ihn in Bewegung setzte, verrichtete ein Priester Ceremonien; zuerst hielt er dem Götzen einen Spiegel vor, damit derselbe sich darin beschaue; dann brachte er eine mit Wasser angefüllte Muschel, spendete daraus dem Rägunath ein Opfer und sprengte das Uebrige gegen die versammelte Menge hin, die sich im Nu platt auf Bauch und Gesicht warf. Der Radscha stand etwa hundert Schritt entfernt und vor ihm führte eine Anzahl seiner Krieger Scheingefechte auf, dann kam er selbst näher, um fünfmal einen Rundgang um den Götzen zu machen; dabei riefen seine Begleiter wiederholt seinen Namen mit lauter Stimme aus. Nachdem dieses geschehen, setzte man den großen Wagen abermals in Bewegung und hinterher folgten die 300 anderen Götter. Nachher nahm man Rägunath von seinem Wagen, brachte ihn wieder in den Palankin und stellte ihn in ein Zelt, wo er bis zur Beendigung des Jahrmarktes blieb. Dann erst dürfen auch die 300 wieder heimreisen.

Kangra gilt für einen der heiligsten Punkte in Indien. Als die Mahadewi vom Himmel aus zur Erde kam, war sie dermaßen empört über die Nichtswürdigkeit der Menschen, daß sie sich auf dem Berge Dschamtri Dewi bei Kangra selber ums Leben brachte. Nun zerlegte man ihren Leib in drei Theile. Der Rumpf wurde zu Bhawari bei Kangra beigesetzt, der Kopf in Dschowala, die Beine zu Dschelinder. Bei Dschowala Mukhi strömt feuriges Gas aus der Erde; über demselben haben die Brahminen einen Tempel gebaut und zu diesem Heiligthume wallfahrten Pilger selbst von dem entfernten Ceylon her. Natürlich fehlt es nicht an Wundern, die sich dick und dreist mit den modernen von Lourdes, Paray le Monial und anderen in der sogenannten Christenheit messen können. Wenn sich z. B. Jemand die Zunge abschneidet und legt sie auf den Kopf der Mahadewi zu Dschowala, so kommt er nicht bloß in den „Himmel", sondern die Zunge ist ihm binnen vier Tagen wieder nachgewachsen. Das sollen sie ihm in Frankreich einmal nachmachen, wenn sie können. Es giebt manche religiös-verrückte Leute, welche in gutem Glauben sich die Zunge abschneiden, aber vom Wiederwachsen hat man noch nichts gesehen. Die Priester üben auf das dummgläubige Volk in Kangra, wie ja auch so vielfach in Europa vorkommt, großen Einfluß und nehmen den Pilgern viel Geld ab. Das ist freilich überall die Hauptsache, denn Versprechungen des Himmels und seiner Seligkeiten werden nirgends umsonst gespendet. Der Berichterstatter im „Church Missionary Intelligencer" bemerkt, daß beim Kulubolke, welches zwischen Kangra und Kotgarh wohnt, Vielmännerei ganz allgemein sei.

---

### Aus Nordamerika.

Die Indianeragenten als Diebe. Nachdem man den Rothhäuten ihr Land weggenommen hat, sind ihnen sogenannte Annuitäten zugebilligt worden und die Bundesregierung in Washington ist verpflichtet, ihnen diese zum großen Theil in Waaren und Lebensmitteln bestehenden Gegenstände regelmäßig zukommen zu lassen. Das soll durch die Commissäre und Agenten geschehen, welchen die Obhut der Indianer anvertraut ist. Das Indianerbudget figurirt mit mehr als 5,000,000 Dollars jährlich; doch gelangt kaum der vierte Theil in die Hände der „Wilden". Das Uebrige wird gestohlen; die Agenten theilen mit dem Indianerring, der in Washington die Manipulationen besorgt. Das Wort Indianeragent ist gleichbedeutend mit Erzdieb und Betrüger; wenn rechtschaffene unter ihnen sind, dann bilden sie die seltene Ausnahme.

Vor mehreren Monaten war viel die Rede von dem Schwarzwalde, den Black Hills, im westlichen Dakotah, welche Dakotahindianern als „Reservation" vorbehalten sind, nachdem man ihnen ihr übriges Gebiet genommen hatte. Die Bundesregierung hat sich ausdrücklich verpflichtet, alle weißen Leute von dieser Reservation auszuschließen und die Indianer dort ungestört zu lassen. Im vorigen Spätsommer unternahm dann, wie seiner Zeit im „Globus" geschildert worden ist, General Custer einen Zug durch den Schwarzwald, um denselben näher zu erforschen. Als sich die Nachricht verbreitete, daß dort viel Gold vorhanden sei, bildeten sich an den Grenzen sofort Banden

von Abenteurern, um in das verbotene Land einzudringen, denn das Abenteurergesindel mißachtet das Gesetz. Darauf hin wurde Custar angewiesen, ihnen den Eintritt zu verwehren oder sie als Gefangene zurückzubringen. Der ehrliche Soldat hat nun einen Bericht erstattet, welchen die „New York World“ mittheilt. Derselbe gewährt einen Einblick in das Diebs- und Gaunersystem.

Custar nahm sich der Indianer an und wurde deshalb von den in Washington ernannten Commissarien, welche im Indianergebiete ihrem Betrugsgewerb obliegen, angefeindet. Nun beweist er, daß die Repräsentanten des Washingtoner Indianerdepartements auf die Rothhäute Unrecht über Unrecht häufen. Ein sehr beträchtlicher Theil der für die Indianer bestimmten Verwilligungen bleibt in den Händen der Agenten. Die Indianer werden gezwungen mit bestimmten Personen (— ein Schwager des Präsidenten Grant gehört zu denselben —) Handel zu treiben, welche ihnen den zehnfachen Betrag des Marktpreises abnehmen.

„Während der letzten vierzehn Tage — fährt er dann fort — besuchte mich eine Gesandtschaft hervorragender Indianerhäuptlinge und richtete an mich die Bitte, ich möge meinen Einfluß anwenden, sie und ihr Volk gegen die ungerechten Ansprüche ihres Agenten zu schützen. Ich erwiederte ihnen, was ich in ähnlichen Fällen schon oftmals erwiedert habe: die Armee habe mit ihren Beschwerden nichts zu thun. Sie sollen dieselben durch ihren Agenten dem großen Vater in Washington vortragen. Unser Agent — erhielt ich zur Antwort — erzählt dem großen Vater nur die eine Seite der Sache. Für die Indianer spricht Niemand. Ich versicherte den Sprecher dagegen, dem großen Vater liege das Interesse und die Wohlfahrt der Indianer am Herzen. Wenn er Agenten für seine rothen Kinder erwähle, suche er nur gute Männer zu wählen.“ — „Möglich, daß der große Vater nur gute Männer wählt, wie Ihr sagt,“ versetzte wörtlich der Häuptling, „aber wenn sie zu uns kommen, sind es lauter verdammte Spitzbuben.“

„Während die sauberen Agenten aber einerseits auf das Schamloseste stehlen, sehen sie den Indianern andererseits die schwersten Verbrechen, wie Mord und Raub, durch die Finger. So habe sich der Mörder des Dr. Housinger und des Herrn Batiran, zweier Glieder der Nord-Pacific-Untersuchungscommission von 1873, wiederholt in der Standing-Rock-Agentur aufgehalten, habe Besitzstücke die seinen Opfern gehörten, gezeigt und sich der beiden Mordthaten offen gerühmt. Trotzdem habe der Agent nicht nur keine Maßregel ergriffen, sondern sogar die ganze Angelegenheit unterdrückt. Am Ende habe er, Custar, auf anderm Wege davon Kenntniß erhalten und habe 100 Soldaten ausgesandt, um den Mörder und seine Genossen zu fangen.“

---

## Alaska.

Die Washingtoner Regierung hatte einen Commissarius, H. W. Elliot, nach Alaska geschickt, um dort über die Beschaffenheit und die Bedeutung des Pelzhandels Beobachtungen anzustellen, und jetzt liegt sein Bericht vor. Wir lesen, daß in jenem Territorium, die Inseln mitgerechnet, etwa 5000 christliche Alëuten und Kodjaken in Betreff ihres Unterhaltes allein vom Fange der Seeotter abhängen. Seit das Land den Nordamerikanern gehört, haben diese, welche überhaupt keine Schonung beobachten, bei den Otterjägern das Schießgewehr eingeführt. Die Pelzhändler und ihre Jäger rivalisiren mit einander und so werden voraussichtlich schon nach ein paar Jahren die Seeottern ganz ausgerottet sein. Damit wären dann jene 5000 Menschen um ihren Erwerb gebracht und der Verkümmerung preisgegeben. Elliot räth der Regierung dringend zweckmäßige Maßregeln an, um dem Unfuge zu steuern, aber die Pelzjäger haben in Washington „gute Freunde“, und so wird wohl das Verhängniß sich erfüllen.

Für den Ackerbau ist Alaska ganz werthlos, aber das Meer liefert immer noch Robben und andere Seethiere in Menge. Auch Metalle fehlen nicht, aber außer einigen zu Tage tretenden Lagern tertiärer Kohlen und kleiner Gold- und Silberadern in der Nähe von Sitka und über Lager von Kupfeerz weiß man noch nichts Specielles. Der Stockfischfang liefert guten Ertrag, wenn er auch nicht so ergiebig ist wie man früher behauptet hat.

* * *

— Die Sprüchwörter der asiatischen Völker. Mit vollem Rechte wenden die Orientalisten denselben ihre volle Aufmerksamkeit zu, denn diese „Weisheit auf der Gasse“ gewährt vielfach einen tiefen Einblick in das innere Leben und die eigenthümlichen Anschauungen der Völker. Manche Sprüchwörter sind alten Münzen vergleichbar, aus denen man historische Folgerungen ziehen kann, wenn andere geschichtliche Documente verloren gegangen sind. Insbesondere erscheinen sie auch für die asiatischen Länder von Bedeutung, in welchen die unablässigen Berührungen mit den Europäern so viele Veränderungen im Gefolge haben. Sie werfen Licht auf Manches im gesellschaftlichen Verkehr, für das ohne sie der Schlüssel fehlen würde, und auch in Bezug auf ethnologische Verhältnisse erscheinen sie von Werth, namentlich in ihrer archaistischen Form, an welcher sie insgemein zäh festhalten, während die Umgangssprache bekanntlich manchen Wandelungen unterliegt.

— Moas auf Neuseeland. Es geht mit diesen vielbesprochenen Vögeln wie in Nordamerika mit der Seeschlange; sie tauchen fast in jedem Jahre in der Presse einige Mal auf. Blätter auf Neuseeland berichteten, daß ganz vor Kurzem in einer Höhle bei Otago ein Moabein gefunden worden sei, an welchem sich noch Fleisch befunden habe; dasselbe befinde sich jetzt im Museum zu Otago. Der Curator des letztern, Hutton, hat darüber im October 1874 einen Vortrag gehalten. Auf Neuseeland ist man getheilter Meinung darüber, ob noch lebende Moas vorhanden seien. Unser Landsmann, Dr. Haast, Curator des Museums zu Canterbury, nimmt an, daß der Vogel schon vor Jahrhunderten, noch vor Ankunft der Maoris, ausgestorben sei. Ein anderer unserer deutschen Landsleute, Dr. Hector, Director des Colonialmuseums, nimmt eine viel spätere Zeit an, und sprach vor einigen Jahren die Ansicht aus, daß wohl noch Moas vorhanden sein könnten auf den mit Gras bewachsenen Anhängen der südlichen Alpen, auf der Strecke zwischen der Gebüschvegetation und der Schneelinie.

— Die Telegraphenlinie von Para nach Cayenne und Denerara ist im Februar dem Betrieb übergeben worden, ebenso die Linie von den Inseln Trinidad nach dem dänischen Eilande St. Croix und nach Portorico. Somit ist die directe Verbindung zwischen Brasilien, Westindien und Nordamerika eine vollendete Thatsache.

— San Francisco in Californien hat seit zwei Jahren einen so starken Zuwachs an Bevölkerung erhalten, daß dieselbe im Februar 1875 schon 230,000 Köpfe betrug.

— Gerhard Krefft in Sydney, welcher sich um die Erforschung der Thierwelt Australiens so große Verdienste erwiebt und seit vierzehn Jahren als Curator dem dortigen Museum vorsteht, ist ein geborner Braunschweiger.

---



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVII.




№ 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

**Karl Andree.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# Von Trapezunt nach Erzerum.

## II.

„Die Augustsonne glüht allabendlich von dem dunkelwaldigen Cap Joros herüber, die Bäume im Garten werfen lange Schatten und im breiten Feigenlaube fächeln die Pontuslüfte. Hier im Garten wohnen die Zierblume, der Strauch, die Schlingpflanze, der hochstämmige Baum neben dem Maisstengel, der Gurke und dem vier Fuß langen eßbaren Kürbiß in nachbarlicher Eintracht beisammen. Doch bemerke ich in unserm kleinen Garten vorzugsweise die Feige, die Quitte, den Pfirsich, die Kirsche, die Orange, Granate, Maulbeere, Pflaume, Olive und Ulme, welche letztere in Kolchis besonders häufig und prachtvoll wächst. Auch fehlen nicht Myrthe und Lorbeer, Hagebutten und Rosenstrauch, und noch viel weniger die Haselstaude, die Weinranke und der Epheu, die mit einer in Europa unbekannten Fülle und Ueppigkeit wachsen."

So schildert J. Ph. Fallmerayer den Garten des Armeniers Marim Oglu, bei welchem er Unterkommen gefunden. Von demselben aus hatte er einen Ausblick auf die unabsehbaren, über Hügel und Vorberge hingegossenen Obst-, Ahorn- und Ulmenwälder. Obwohl, sagt er, die Waldungen über alle Vorstellung prachtvoll sind, das Gebirge metallreich, der Boden fett, die Bevölkerung gering ist, so entzündet doch in diesen unfreundlichen Kolchisleuten schon der bloße Gedanke, die ungenützten Segnungen einer überschwenglichen Natur mit kunstreichen Fremdlingen zu theilen, eine Art von Wuth. — Schon Prometheus warnt die aus Europa flüchtige Jo vor den metallschmiedenden Kolchiern *)."

„Die Jamben des Tragikers haben in gewisser Beziehung auch noch heute ihre Geltung bewahrt. Der kolchische Mensch hat ein schattiges Gesicht und eine tiefklingende, lautvolle Stimme; er gleicht gewissermaßen dem Heimathlande voll Schwellungen und langgedehnter Laubholzwälder, voll hallender Schluchten, voll dunkelgrün berankter Felsenvorsprünge und wundervoller Uferkrümmungen, die das Echo wiedergeben."

„Wie viele Stunden habe ich in den Pontus hinabgeblickt, wie sich die Welle kräuselte und an der Klippe brach, wie die Barke vorüberstrich; wie der Istambol, das Prachtschiff, hinter dem waldigen Vorgebirge Joros hervorbrechend, die Rauchsäule gen Trabisonda trieb. Von besonderer Wirkung war der Anblick des Nachts, wenn der Mond, über dem Waldschatten des Lasengebirges hangend, sein melancholisches Licht auf den Wasserspiegel goß und vom Strand herauf jenes dumpfmatte, nur Seeanwohnern zu erklärende Gemurmel der selbst in heiterster Stille vom Hauche der Abendlüfte

*) Er schärft ihr ein, nicht den Skythenhorden zu nahen, die in geflochtenen Korbhütten auf Wagen hausen, weithin treffende Bogen als Waffe tragen. Sie solle den Schritt zum meerumrauschten Felsenbord wenden.

„Sofort zur Linken wohnen dir die Chalyber,
Die Eisenschmiede; hüte dich vor diesem Volk,
Das ungeschlacht und Fremden unzugänglich ist."

Oder vielmehr abhold, sich nicht anschmiegend.

οὓς φυλάξασθαί σε χρή·
ἀνήμεροι γὰρ οὐδὲ πρόσπλαστοι ξένοις.
Aeschylos, Prometheus 712 ff.

A.




Landleute aus der Umgegend von Trapezunt.

in langen Schwingungen an das Land getriebenen und regelmäßig wiederkehrenden Welle zum Ohre drang. Diese trapezuntischen Mondnächte hatten etwas Sorgenstillendes für das Gemüth. — Wir lieben Waldeinsamkeit, Laubgehölze, dichtverwachsenes Gebüsch, Berge, Bäche, Thalschluchten und Felsengewinde neben wallendem Kornfelde, — romantische Bilder, wie sie die Natur in wundervollen Mischungen nirgend so prachtvoll wie in Kolchis gezeichnet hat."

Solch ein Gemälde giebt Stimmung. Doch wir wollen den Naturforscher Theophil Deyrolle auf einigen seiner Ausflüge begleiten. Der Pascha gab ihm ein Buyuruldi, d. h. Empfehlungsbrief, an die Kaimakans, Mudirs und Muktars, also die Ober- und Unterbeamten, durch welchen



Ein Saptieh des Pascha.

dieselben angewiesen wurden, dem Reisenden Schutz angedeihen zu lassen und ihm gegen Zahlung Pferde und Lebensmittel zu liefern. Auch stellte er ihm einen Saptieh, Polizeibeamten, einen Lasen, der ihn vor allen Unannehmlichkeiten bewahren sollte.

So ritt er an einem schönen Morgen um Frühlingsanfang aus den Thoren von Trapezunt zunächst nach dem nur etwa 4 deutsche Meilen entfernten Djewilisk. Unterwegs begegneten ihm viele Landleute, welche nach der Stadt zu Markte gingen; sie waren in weiße oder braune Wollenstoffe von grober Arbeit gekleidet und trugen auf dem Kopfe Fes oder Baschlik, Turban oder Pelzkappe. Die Frauen waren Lastträgerinnen, während die Männer nebenher gingen und Strümpfe strickten. Es nahm sich eigenthümlich aus, wie diese rauhen Bergbewohner, mit langem Dolch im Gürtel und der Flinte über der Schulter, die Stricknadeln handhabten. Beim Dorfe Mugurdji wies der Saptieh Hussein Aga dem Reisenden ein Haus, in welchem 1867 ein französischer Ingenieur gewohnt hatte. Sein sechszehnjähriger Sohn war unbesonnen genug, die mohammedanischen Arbeiter ihrer Religion wegen zu hänseln; sie wurden darüber so ergrimmt, daß sie Nachts das Haus überfielen und dem Spöt-



Armenierinnen und Griechinnen in Trapezunt.

ter, in Gegenwart seines Vaters, siebenzehn zumeist tödtliche Wunden beibrachten. Auch der Vater wurde ermordet.

In Djewilisk findet man Einkehrhäuser für die Karawanen, welche dort ihre letzte Rast vor Trapezunt halten. Die Nußbäume, Eichen, Buchen trieben ihr erstes Laub; hohe Tannen standen am Rande frisch grünender Wiesen, hoch oben am Gebirge lagen breite Schneestreifen; Cyclamen, Veilchen und Scyllen waren in voller Blüthe und die Vögel im Gezweige schmetterten ihre frohen Lieder.

Im Dorfe Karatschukur gesellten sich einige landeskundige Leute zu ihm, die ein eigenthümliches Gewerbe treiben; man kann sie als Knorrensucher bezeichnen. Sie streifen in den Wäldern umher, um Nußbäume aufzusuchen, welche knorrige Auswüchse haben; diese geben ein für die Kunsttischler werthvolles Maserholz. Gelegentlich jagen sie auch Bären und Gemsen. Jene vier Knorrensucher ritten gute Pferde und hatten nur das nothdürftigste Gepäck; ihre wichtigsten Werkzeuge waren ein Holzbohrer und eine lange Säge. Diesmal wollten sie einen weiten Ausflug machen bis an den Wan-See in Armenien, um dort am nordöstlichen Ufer in den schwer zugänglichen Wäldern Knorren abzusägen. Karten oder Compaß waren für sie unbekannte Dinge.

Die Straße hinauf zum Ziganagebirge ist schlecht und für die Karawanenthiere höchst beschwerlich; ihr höchster Punkt liegt dort 2025 Meter über dem Meere und man hat dort eine weite Aussicht. Der Südabhang ist beinahe baumlos, weil das vulcanische Gestein keine Dammerde hat und der Abstieg ist eben so beschwerlich wie der Aufstieg. Unten am Gebirge liegen einige Einkehrhäuser (Chane); der Reisende übernachtete bei einem Armenier und machte die Bemerkung, daß man in Einkehrhäusern, die von Christen gehalten werden, sicherlich allemal auf das Unverschämteste geprellt wird, während man bei mohammedanischen Wirthen auf Rechtschaffenheit und gastliche Aufnahme rechnen kann. „Jener christliche Chandschi forderte mir sechsmal mehr ab als billig war, und als ich ihn mit der Hälfte abspeiste, weinte dieser christliche Halunke wie ein Kind. Meine persischen Reisegefährten hatten bei einem Muselmann übernachtet und waren mit Zeche und Behandlung sehr zufrieden.“

Das Einkehrdorf Arsada liegt malerisch am Tscharschüt Tschai in wilder Felsgegend; weiterhin, wo man Senkungen des Geländes antrifft, findet man stets grüne Oasen. Eine solche ist beim Dorfe Karatschukur, das ganz von Mohammedanern bewohnt ist, wo aber doch die Frauen unverschleiert gehen. Die Umgegend ist reich an Mineralien, namentlich an Kupfererzen, aber die Gruben werden längst nicht mehr bearbeitet. Deyrolle blieb zwei Wochen in diesem überaus schmutzigen Dorfe, von welchem aus er naturwissenschaftliche Wanderungen in der Umgegend machte. Die Leute in den Dörfern haben hier, wo der Temperaturunterschied in den verschiedenen Jahreszeiten sehr beträchtlich ist, drei verschiedene Wohnungen. Das Winterhaus liegt tief im Thale; das für den Frühling und Herbst im Walde; von Mai bis August hausen sie in einer Waïla, einem aus rohen Steinen aufgeführten Gebäude, oben auf der Hochebene, wo das Vieh treffliche Weide findet. Die Uebersiedelung mit Sack und Pack ist leicht bewerkstelligt, weil die Leute nur wenige Habseligkeiten besitzen. Mit den Städten kommen sie nur selten in Berührung, haben auch nur wenige Pferde, weil sie vom Karawanenwege fernab liegen. Auch hier fällt die meiste Arbeit den Frauen zur Last; die Männer spinnen Hanf und Wolle und stricken, sind aber auch eifrige Jäger und ihre ganze Erscheinung hat etwas Wildes. Jeder trägt einen Kara-Kullak, d. h. großen krummen Säbel, und einen kurzen Carabiner. Groß und Klein kauet das getrocknete Harz der Abies orientalis, das wohlriechend ist und weder scharf noch bitter schmeckt.

Deyrolle kehrte auf kurze Zeit nach Trapezunt zurück, um sich zu einer Wanderung nach Gümüsch Chane auszurüsten; er trat dieselbe im vollen Frühjahr an, 9. Juni. An Herstellung des Karawanenweges wurde damals fleißig gearbeitet. In welchem Zustande sich derselbe bisher befand, läßt sich aus Folgendem abnehmen. Eine Bronzekanone sollte über den schon erwähnten Ziganapaß gebracht werden. In Trapezunt hatte man sie auf einen Wagen geladen, der von vielen Ochsen gezogen wurde; in Djewilisk lud man sie auf einen aus rohen Baumstämmen verfertigten Schlitten, vor den man einige hundert in der Umgegend zusammengetriebene Männer spannte. Mehrmals ist sie in einen Abgrund gerollt und es kostete allemal Tage angestrengter Arbeit, sie wieder heraufzubringen; aber sie ist zuletzt glücklich nach Erzerum gelangt, das etwa 43 deutsche Meilen, 325 Kilometer, von Trapezunt entfernt liegt.

Gümüsch Chane liegt amphitheatralisch an den steilen Abhängen einer weiten Gebirgsschlucht. Der Reisende wurde vom Districtsamtmann, dem Mutessarif, freundlich empfangen und fand bei einem wohlhabenden armenischen Kaufmann ein sehr behagliches Unterkommen. Während eines Wandelganges in den Straßen wurde er von den Budenhaltern förmlich bestürmt; sie zerrten ihn am Arme, boten ihm alte Münzen an und riefen ein Mal über das andere antiqua! Unter diesen Münzen waren solche von byzantinischen Kaisern und armenischen Königen, alle schlecht erhalten, und es wurden ganz unverschämte Preise dafür gefordert.

Unter den etwa achthundert Häusern der Stadt werden ungefähr zweihundert von Armeniern bewohnt. Die Stadt treibt beträchtlichen Handel mit Obst und verkauft davon jährlich für einige hunderttausend Piaster nach Konstantinopel, Trapezunt und Erzerum. Die Birnen gelten für die besten, welche man kennt, und die Aepfel stehen den berühmten von Amasia nicht nach. Kirschen gehen in Menge nach den eben genannten Städten und auch nach Baiburt; Zwetschen, Aprikosen und weiße Maulbeeren werden getrocknet und ausgeführt; in der Umgegend wächst ein guter Wein, der aber zum Transport in Ziegenschläuche gefüllt wird. Gesucht ist auch das in Gümüsch Chane verfertigte Töpfergeschirr und die Ziegen-, Reh-, Lamm- und Hasenfelle bilden einen wichtigen Handelsartikel. Auch Felle von Bären, Wölfen, Füchsen, Mardern, Iltis, Luchsen und Ottern findet man auf dem Bazar.

Die Silbergruben liegen verlassen in Folge der wahnwitzigen sogenannten Reformen, durch welche Sultan Mahmud so großes Unheil über die Türkei gebracht hat. Im Jahre 1810 trugen sie monatlich etwa 30,000 Piaster ein, 1845 im Verlauf eines ganzen Jahres kaum 100,000 und heute — nichts oder so viel wie gar nichts. Von dem, was etwa noch in Betrieb ist, erhebt die Regierung die Hälfte des Bruttoertrages, der sich auf kaum ein paar tausend Piaster stellt.

* * *

### Die unterirdischen Grubengeister bei Gümüsch Chane.

Während wir, nach Deyrolle's Reiseberichte, das Vorstehende niederschrieben, erinnerten wir uns, vor etwa zwei Jahren gelesen zu haben, daß Gifford Palgrave, dem wir ein ausgezeichnetes Werk über Arabien verdanken, auf seinen Streifzügen im nördlichen Kleinasien auch Gümüsch Chane und die dortigen Bergwerke besucht habe. Indem wir wieder nachschlagen, finden wir bemerkenswerthe Angaben, die

wir einschalten, weil sie in mehr als einer Beziehung von Interesse sind. Man glaubt Bergmannserzählungen aus dem Harze zu lesen.

Das türkische Wort Gümüsch Chane bedeutet Silberstadt. Das ganze Gebirgsland der Umgegend ist reich an Silber, Kupfer, Eisen und Blei, namentlich das letztere kommt in großer Menge vor; die Stadt liegt an einem steilen Abhange etwa 5000 Fuß über dem Meere und oberhalb derselben steigt jäh eine Wand empor, an welcher man den Eingang zu den Silberstollen schon von Weitem erblickt. Die Gruben sind, der Ueberlieferung zufolge, bereits unter den pontischen Königen, den Römern und den byzantinischen Kaisern bearbeitet worden; gewiß bleibt, daß sie bis zu Anfang unsers Jahrhunderts ihren Besitzern, den Beys, erklecklichen Nutzen abwarfen. Als jedoch Sultan Mahmud der Zweite (— der vielbelobte Reformator, welcher den Untergang der Türkei durch seine sogenannten Reformen unvermeidlich gemacht hat —) den Thron in Stambul bestieg und seine neue verderbliche Wirthschaft einführte, wurde das Eigenthumsrecht der Beys für verfallen erklärt. Mahmud schickte, um die Gruben für sich ausbeuten zu lassen, Beamte, die vom Bergbau nichts verstanden; bald waren dann die Gruben ersoffen und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. Aber der Eingang ist noch vorhanden und weit und breit liegen Schlacken umher, deren Bearbeitung immerhin eine nicht unbeträchtliche Silberausbeute geben würde.

Etwa eintausend Schritte von der steilen Felswand entfernt, im tiefen Thale des Scharschut, der bei Tripoli ins



Ein Kaimadli bei Gümüsch Chane.

Schwarze Meer mündet, wird das Auge durch herrliche Obstgärten erfreut, deren Ertrag für die Besitzer eine Quelle des Wohlstandes ist. Zwischen diesen Gärten und jener Felswand läuft die alte Karawanenstraße von Trapezunt und Erzerum, welche namentlich während der Sommermonate auch heute noch sehr belebt ist, und gerade an ihr lassen sich die Berggeister blicken.

Ich saß, so erzählt Palgrave, eines Nachmittags in der Bude eines Türken, trank Kaffee, und die Rede kam auch auf Metalle und Bergwerke. Der Türke berichtete mir dann, gläubig und mit vollem Ernste, das Nachstehende.

Es war im Sommer des vorigen Jahres, als ich etwa eine Woche in Gümüsch Chane blieb, wo ich Geschäfte hatte. Auf der Heimkehr, die ich gegen Abend antrat, wollte ich in einem etwa zwei Stunden von der Stadt entfernten Dorf übernachten. Ein mir bekannter Grieche (— so bezeichnet man dort überhaupt die orientalisch-orthodoxen Christen —) schloß sich mir an. Bald stieg der Vollmond herauf; wir konnten die Straße so deutlich sehen als ob es Tag wäre und gingen auf ihr zwischen den Gärten hin ohne daß ein Mensch uns begegnet wäre.

Da bemerkten wir plötzlich eine große Menge Gestalten zu unserer Rechten auftauchen, die sich uns querüber in den Weg stellten. Sie sahen aus wie Menschen, waren aber alle nur etwa anderthalb Fuß hoch. Sie trugen grüne, mit Silber besetzte Kleidung und Jeder hatte einen Dolch im Gürtel stecken. In langem Zuge kamen sie aus der Niederung am Wege hervor, uns immer näher, schlossen einen Kreis um uns und winkten, daß wir ihnen näher treten möchten. Ich sah den Griechen an, der Grieche sah mich

an, aber wir waren beide sprachlos und gehorchten dem Winke. Die kleinen Geister hatten keinen Anführer, alles aber ging so, als ob sie sich vorher verabredet hätten. Sie führten uns von der Landstraße auf einen tiefer liegenden Seitenweg, ohne daß ich darauf geachtet hätte in welcher Richtung. Bald aber gewann ich einige Fassung und fragte den Griechen leise, was für Geschöpfe das wohl seien und ob wir nicht besser thäten, wenn wir sie allein ließen? Der Grieche aber sagte, er wisse es wohl, sie seien Grubengeister, die uns nichts zu leide thun würden, wenn wir sie gewähren ließen; entfliehen könnten wir ohnehin nicht.

So gingen wir denn, als Gefangene der kleinen Männer, schweigend weiter, bis wir an eine Lichtung kamen, wo nur wenige Bäume standen und helles Mondlicht war. Dort winkten uns die Zwerge, stehen zu bleiben und uns zu setzen, was wir auch thaten. Die kleinen Männer, welche spitz zulaufende Kapuzen auf dem Kopfe trugen, nahmen nun auch Platz, nachdem sie mehrere Schildwachen ausgestellt hatten; diese blieben ruhig stehen.

Nun fragte der Grieche, was sie von uns wollten und weshalb sie uns so eingeschlossen hielten? Sie antworteten mit hohler Stimme, die nicht einem Einzelnen anzugehören schien sondern wie ein Echo klang, daß wir kein Recht hätten, zu dieser Stunde auf der großen Straße zu reisen; sie würden uns nicht wieder frei lassen. Der Mond schien bis dahin ganz hell; plötzlich aber wurde er verdunkelt, obschon gar kein Gewölk am Himmel stand. Die Zahl und auch die Größe der Geister schien anzuwachsen; ihre Geberden wurden so drohend, daß ich wirklich Angst bekam, aber der Grieche raunte mir leise zu: Bleibe nur ruhig und bekümmere Dich gar nicht um sie, wir wollen Alles gelassen abwarten; wenn der Morgen grauet, werden sie uns schon frei lassen.

Bald schien der Mond wieder so hell wie vorher, aber die Nacht kam uns unendlich lang vor und war höchst unheimlich, weil die Zahl der Geister sich immer noch vermehrte; es waren ihrer so viele, daß wir durch die dichtgedrängte Menge gar nicht hindurchsehen konnten. Nach einer Weile wurden Trommeln, Pfeifen und Dudelsäcke gebracht und nun bildeten die Zwerge einen Kreis um uns, und sprangen und



Wilde Ziegen.

tanzten, und forderten uns durch Zeichen auf, wir möchten doch mitmachen. Aber wir thaten als merkten wir gar nichts und blieben still sitzen. Das Tanzen und Springen wurde immer toller, die Geberden und die Einladungen mitzumachen wurden immer drohender, es schien als ob sie Hand an uns legen wollten um uns zu zwingen, aber allemal hielten sie an, sobald sie in unserer unmittelbaren Nähe waren.

Als inzwischen der Mond bleicher und die Luft recht kühl wurde, verminderte sich nach und nach die Menge und bald waren die Zwerge verschwunden, ohne daß wir wußten wo sie geblieben wären, bis auf zwei; der eine derselben hatte eine Feder auf seiner Kapuze. Beide traten näher und winkten uns aufzustehen; auch deuteten sie an, daß sie uns wieder auf den richtigen Weg bringen würden. Es war nun dunkle Nacht und noch kein Schimmer der Morgenröthe da. Der mit der Feder trat dicht zu mir heran und wurde plötzlich so groß wie ich selber. Er gab mir drei Kieselsteine in die Hand und sprach: Bewahre sie gut; ich gebe sie Dir zum Andenken. Und nun geht gerade aus, hier gegenüber ist die Straße.

Beide Zwerge verschwanden, wir waren allein und gingen schweigend weiter. Die Steine wurden mir bald zu schwer und ich warf erst einen und dann auch einen zweiten fort. Als der Grieche sie fallen hörte, blieb er stehen und sagte: Wirf sie nicht weg, denn sie sind gewiß werthvoll! Also behielt ich den dritten, obwohl ich in der dunkeln Nacht nicht wußte wie er aussah.

Als wir eine Strecke weit gegangen waren, setzten wir uns am Weg hin um den Tag zu erwarten und als es hell wurde, betrachtete ich mir dann meinen Stein. Er sah aus wie Silber und war auch Silber. Jetzt gingen wir zurück, um die beiden anderen zu suchen, welche ich weggeworfen hatte, fanden sie aber nicht wieder. Der Grieche ist Goldschmied von Handwerk; er sagte, das Ding sei etwa 100 Dirhems (etwa dreiviertel Pfund) schwer und ganz gediegenes Silber. —

Das ist die Geschichte welche mir der Muselmann erzählte; er zweifelte keinen Augenblick, daß die „Zwerge" Grubengeister seien; sie wären auch von anderen Leuten und auf dieselbe Art gesehen worden, doch habe man nie

gehört, daß sie einem Menschen etwas zu leide gethan hätten. Weshalb sie sich gerade mit ihm zu schaffen gemacht, könne er sich nicht erklären, da er mit dem Bergwerke gar nichts zu thun habe. Aber vielleicht hatten sie dem Goldschmied andeuten wollen, er möge dafür sorgen, daß das Wasser aus Stollen und Schacht entfernt werde. Wer weiß? Freilich, nachdem der Grieche das Silber in die Hände bekommen hatte, ging ihm Alles schlecht; seine Kinder wurden krank und zwei starben; er ist weggezogen und nun im Kaukasus bei den Russen. —

Diese Zwerge, Unterirdischen, Grubengeister gemahnen entschieden an jene im Harze, im Erzgebirge und Thüringen. Türkisch ist dieser Glaube nicht, in Georgien kommt er nicht vor, auch nicht bei den Arabern.

* * *

Jenseits Gümüsch Chane sprach Deyrolle in einem hübschen Kloster vor, das eine entzückende Lage hat und von vielen Pilgern besucht wird. Unterhalb der Kirche liegen die landwirthschaftlichen Gebäude; die Ziegen- und Schafherden geben treffliche Milch, aus welcher man Butter und Käse bereitet, dann auch Rahm, Kaïmack; deshalb wird solch ein Gehöft als Kaïmackli bezeichnet. Der Oberhirt, ein Kurde, war ein leidenschaftlicher Jäger, und mit ihm streifte der Reisende in der Umgegend umher. Sie erklommen einen sehr steilen Berg, auf welchem am Abend vorher wilde Ziegen sich hatten blicken lassen. Als sie oben waren, kamen in etwa eintausend Schritt Entfernung wieder vier derselben in Sicht, auf welche dann sofort Jagd gemacht wurde. Es gelang dem Kurden sie in eine Schlucht zu treiben und zwei zu schießen. Die wilde Ziege, Capra Aegagrus, ist bekanntlich weit verbreitet; sie kommt in vielen Theilen Anatoliens vor, in Armenien, Persien, Centralasien, im östlichen und südlichen Kaukasus und auch auf Kreta. Das ausgewachsene Männchen hat am Widerrist reichlich drei Fuß Höhe und mächtige Hörner; die Farbe variirt vom Gelb bis zum Braun; Bauch, Brust und die innere Seite der Beine sind weißlich; über den Rücken läuft ein schwarzer Streif, eben so über die Stirn, der lange Bart ist gleichfalls schwarz. Diese wilden Ziegen halten sich gern in der Nähe der Schneegrenze auf, in kleinen Rudeln an steilen Bergen und sind sehr schwer zu beschleichen. Gegen Abend kommen sie in die buschigen Schluchten herunter und gehen Morgens wieder höher hinauf.

Auf dem Wege nach Baïburt begegnete dem Reisenden eine aus mehr als eintausend Eseln bestehende Karawane, welche Weizen aus Erzerum nach Trapezunt brachte. Die Thiere waren schwer belastet; jedem waren die Nasenlöcher aufgeschlitzt. Häufig sind die sogenannten Erdeichhörnchen, Spermophilus sitillus (?), deren Fleisch sehr wohlschmeckend ist. Auch auf den Hochebenen von Armenien und Kurdistan kommen sie in Menge vor und der Wanderer vernimmt unaufhörlich ihr Pfeifen. (Sie erinnern an die sogenannten Prairiehunde Nordamerikas.) In der Nähe von Baïburt dehnen sich weite, schlammige Wiesen aus — ein Paradies für Störche, Kibitze und verschiedene Enten, unter denen die Tadorne casarca sich durch ihren klagenden Ton weithin bemerklich macht. Auf den trockenen Feldern bemerkt man in großer Menge Feldhühner und Lerchen.

Baïburt hat seinen armenischen Namen nach der oberhalb der Stadt liegenden Festung, liegt im Thale des Tschorok su und zählt etwa 4000 Einwohner. Hier wachsen in einer Höhe von 1550 Meter über dem Meere noch Pappeln und Weiden dem Fluß entlang; die Steppe ist dürr und kahl. Raben, Elstern und Weihen gehen in den Straßen dreist und unangefochten umher und üben Gesundheitspolizei. Baïburt liegt auf der Karawanenstraße und hat deshalb lebhaften Verkehr. Die Entfernung bis Erzerum beträgt nur 130 Kilometer. Der Reisende hat unterwegs den Choschapunar, 2500 Meter, zu übersteigen, kommt dann über die Kette des Kop Dagh und erblickt von der Höhe derselben den Meïmansur su, diesen nördlichen Quellarm des Euphrat, welchen man vermittelst einer Furth passirt. Dann breitet sich eine weite Ebene aus bis nach Erzerum, das man schon aus weiter Ferne erblickt.

---

# Oberst Browne's Expedition nach Yünnan mißlungen.

Vor einigen Wochen (Nro. 4, S. 61) setzten wir auseinander, worauf es bei dieser Expedition abgesehen war. Nachdem die Franzosen von Tonkin aus einen fahrbaren Wasserweg bis ins Innere des südwestlichen China ausfindig gemacht haben und denselben auch schon benutzen, liegt den Engländern daran, den Waarenzug aus Yünnan wieder auf die alte Karawanenstraße nach dem obern Irawaddy zu lenken, wo Bhamo, das im birmanischen Gebiete liegt, einen Stapelplatz bildet. Sie schiffen bis dahin mit Dampfern, haben dort einen Consul und als Beigabe den unvermeidlichen Missionär. Zwischen Bhamo und Yünnan liegt das Chachyengebirge, das sich nur bis zu ein paar tausend Fuß erhebt und dem Verkehr keine Schwierigkeiten in den Weg legt. Die Häuptlinge der dortigen Schanstämme waren geneigt zum Anknüpfen von Handelsverbindungen und benahmen sich sehr freundlich gegen Oberst Sladen, als dieser in ihr Gebiet kam, um bis nach Talifu zu gelangen, wo damals Soliman, Sultan der mohammedanischen Panthays, residirte. Derselbe saß auf seinem Throne noch fest und wäre seinerseits den Engländern gern förderlich gewesen. Aber die Grenzbezirke von Yünnan waren nicht zu passiren, weil in ihnen die Panthays mit den Truppen der Mandarinen Krieg führten und weit und breit Alles unruhig war. So kam Sladen nur bis zur Grenzstadt Momein und mußte dort umkehren.

Die Engländer können sich, so meinen wir, nicht verhehlen, daß sie wieder einmal einen großen Fehler begingen, indem sie den Panthays den Rücken kehrten. Soliman hatte Bevollmächtigte selbst nach Calcutta geschickt und dem Vicekönig eröffnen lassen, daß er gern auf die Wünsche Englands eingehen wolle. Die lendenlahme Manchesterpolitik der Whigs in London war eine Zeit lang schwankend, ob sie den Panthays förderlich sein solle, kam aber zu keinem Entschlusse und ließ den Dingen ihren Lauf.

Ganz anders die Franzosen, welche ihren englischen Handelsrivalen ein Bein stellten. Sie benutzten den Handelsweg vom Meerbusen von Tonkin aus, um die Mandarinenarmee mit Waffen und allem möglichen Kriegsbedarf zu versorgen und es ihr möglich zu machen, die Mohammedaner mehr und mehr in die Enge zu treiben und am Ende völlig

niederzuschlagen. Als Lohn dafür sind ihnen allerlei Begünstigungen geworden und der Handelszug aus und nach Yünnan geht nun zum beträchtlichen Theile durch Tonkin; dieser Verkehr befindet sich in den Händen der Franzosen und der Manchester-John-Bull hat das Nachsehen.

In Ranguhn, dem großen Handelsemporium in Pegu, an der Mündung des Irawaddy, wo alle aus dem südwestlichen China den Strom herabkommenden Waaren gelagert werden und zur Verschiffung über See gelangen mußten, war man begreiflicherweise unzufrieden mit der Wendung, welche die Dinge nahmen und drang darauf, daß ein ernstlicher Versuch gemacht werde, die alte Karawanenstraße wieder zu beleben. Es war die Aufgabe des Obersten Browne, sich von der gegenwärtigen Lage der Dinge zu überzeugen und von Bhamo aus auf der früher von Sladen eingeschlagene Route über Momein bis Talifu vorzudringen.

Die Expedition war sorgfältig ausgerüstet: Ney Elias, dem wir werthvolle Nachrichten über die von ihm erforschte Mongolei verdanken, hatte sich angeschlossen, mit Pässen, Empfehlungsschreiben und sonstigen Papieren von Seiten der kaiserlichen Behörden in Peking war Browne reichlich versehen. Eine wichtige Person war der Dolmetscher Margary. Derselbe hatte die Reise von Peking aus quer durch China über Land gemacht und glücklich Bhamo erreicht, wo er sich mit Browne vereinigte. Unterm 29. November hatte er von Yünnan fu, neben Talifu der wichtigsten Stadt in jener Provinz, an seinen Vater nach London geschrieben, er habe nur noch 18 Stationen zurückzulegen, um den Grenzort Yeng Tschangfu zu erreichen und von dort nur noch 5 bis Momein. Das Volk habe ihn „entzückend" behandelt, die Mandarinen hätten sich überaus höflich benommen. „Meine Wanderung war ein Triumphzug. Die letzte Station war die schlimmste, weil Passagiere in ganzen Schwärmen aus und nach der Hauptstadt strömten und die Gasthöfe füllten. Morgen gehe ich nach Talifu, 13 Tagereisen in nordwestlicher Richtung, von da ab 5 Tagereisen in gerade südlicher Richtung über Berge nach Yeng Tschang." Bei einem Vorfalle, der ihm früher in Tscheng Yuang fu begegnete, war freilich die Aufnahme nicht entzückend. Dort hat die Schifffahrt auf dem großen Strom ein Ende und als er ein Boot verlassen wollte, griff ihn das Volk an, wollte ihm verwehren sein Gepäck ans Land zu bringen, wollte die Thüren des Gasthofes einschlagen und es blieb ihm nichts anderes übrig als im Yamen (dem Regierungsgebäude) eine Schlafstelle zu suchen. Als er am andern Morgen weiter reiste, zerschlug der Pöbel das Boot, in welchem der fremde Teufel von Hankëu hergekommen war.

Der Gouverneur versprach Bestrafung der Missethäter, gab ihm zwei Offiziere als Begleiter mit und schickte Laufzettel voraus, damit für den Fremden in den Gasthöfen Alles vorbereitet sei; er wollte ihm auch Pferde geben, was jedoch abgelehnt wurde. Die Gegend, welche Margary dann durchzog, bot in Folge der langjährigen Rebellion einen verwüsteten Anblick dar.

Er gelangte, wie schon bemerkt, wohlbehalten nach Bhamo. Die Expedition setzte sich von dort aus gegen Ende Decembers in Bewegung, wurde aber am 22. Februar auf chinesischem Gebiete bei der Ortschaft Manwine von einigen Hundert chinesischen Soldaten und einer großen Anzahl von Leuten, welche den Gebirgsstämmen angehörten, überfallen, mußte ihr ganzes Gepäck im Stiche lassen und nur mit genauer Noth gelang ihr die Flucht; Margary aber ist, nebst fünf seiner chinesischen Diener, ermordet worden. Das Alles geschah, trotzdem alle erforderlichen schriftlichen Documente und Empfehlungsschreiben im Voraus an die Behörden der Ortschaften gesandt waren, durch welche die Expedition kommen mußte.

Veranlassung zu solchen Feindseligkeiten hat sie auf keinen Fall gegeben, die Sache selber findet jedoch unschwer eine Erklärung.

Bekanntlich haben die Engländer in zwei Kriegen dem Kaiser von Birma einen beträchtlichen Theil seines Gebietes abgenommen und ihn völlig vom Meer abgesperrt. Im Jahre 1826 mußte er im Frieden von Yandabu die ganze Ostküste des Bengalischen Meerbusens abtreten und 1839 ganz Pegu mit allen Häfen, welche von großer Wichtigkeit sind, weil sie Hauptverschiffungsplätze für den Reis bilden. Der Kaiser verlor somit das ganze Mündungsgebiet des Irawaddy und später wurde ihm ein Vertrag aufgezwungen, dem gemäß er freie Schifffahrt auf dem ganzen Strome bis Bhamo hinauf gestatten und sich dort einen britischen Consul wie in seiner Hauptstadt Mandelay einen britischen Residenten am Hofe gefallen lassen mußte.

Nach solchen Vorgängen begreift man, daß dieser einst so mächtige Potentat den Engländern nicht hold ist. Er weiß auch ohne Zweifel, daß schon mehr als einmal in Londoner wie in Calcuttaer Blättern rund heraus gesagt worden ist, man werde und müsse seiner Herrschaft ein Ende machen und den noch vorhandenen Rest von Birma annectiren, um über den Handelsweg nach dem südwestlichen China frei verfügen zu können. Der Kaiser läßt seine Truppen durch französische Offiziere drillen, fügt sich den Engländern nur widerwillig und seine Mandarinen machen aus ihrer Feindschaft gegen dieselben kaum ein Hehl.

Nun traf es sich, daß nahezu gleichzeitig der birmanische Monarch eine Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof nach Peking abschickte, die aus hohen Würdenträgern bestand. Sie ging der Expedition Browne's um mehrere Tagereisen voraus und schlug denselben Weg ein, welchen letztere zu nehmen hatte. Es scheint nun, daß von den Gesandtschaftsmandarinen Ränke gesponnen und die chinesischen Behörden aufgestachelt worden sind; genauere Nachforschungen werden wohl die Einzelnheiten ans Licht bringen. Wir wollen auch hervorheben, daß sowohl die chinesischen wie die birmanischen Kaufleute in den Engländern Concurrenten sehen, welchen sie nicht gewachsen sind und die ihnen den Handel entreißen; es ist daher erklärlich, daß diese einflußreiche Classe den Fremden abhold ist und ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg legt.

Falls die Engländer annectiren wollten, wäre ihnen jetzt ein Vorwand zu Feindseligkeiten nahe gelegt; jedenfalls können sie nicht umhin, nähere Untersuchungen anzustellen. Bis auf Weiteres kann von Wiederaufnahme der Expedition des Obersten Browne keine Rede sein.

Aber den Plan, die alte Karawanenstraße nach Yünnan wieder zu eröffnen und zu beleben, wird man gewiß nicht mehr fallen lassen, wäre es auch nur in Rücksicht auf den Wettbewerb der Franzosen in Tonkin. Wir erinnern uns, daß schon vor zwanzig Jahren hervorgehoben wurde, wie unpraktisch es sei, daß Briefe oder Güter, die von Schanghai nach Calcutta bestimmt sind, den weiten Umweg durch die Straße von Malakka zu machen haben; man müsse eine directe Verbindung herstellen, Eisenbahnen bauen rc. Und schon vor nun etwa dreißig Jahren wurden die Chinesen aufgefordert, einen Karawanenhandel aus ihren Westprovinzen nach Malmän (Mulmein) einzurichten. Die indische Regierung wandte dem allerdings wichtigen Gegenstand einige Aufmerksamkeit zu; in ihrem Auftrag unternahm gegen Ende 1867 Sladen seine Expedition; man untersuchte, ob der Saluenstrom eine fahrbare Straße ins Innere bilde, fand ihn aber der Wasserfälle und Stromschnellen wegen nicht

brauchbar. Man brachte auch eine Eisenbahn in Vorschlag, welche von der Hafenstadt Ranguhn bis nach Kiang hung, einer Stadt der Schans, hart an der Grenze Chinas, geführt werden sollte. Aber ernstlich wurde nichts in Angriff genommen und der verheerende langjährige Krieg zwischen den Panthays und den Streitkräften des Pekinger Kaisers machte einen regelmäßigen Handelsverkehr aus und nach Yünnan unmöglich. Im Januar 1873 ist dann Talifu allerdings den Mandarinen in die Hände gefallen, aber die „Times" ist im Irrthum, wenn sie annimmt, daß Yünnan nun „ruhig" sei. Die Hunderttausende von Mohammedanern fügen sich für den Augenblick dem Zwang, aber ohne alle Frage würden sie die erste günstige Gelegenheit wahrnehmen, um sich wieder in Waffen zu erheben. Und wenn das genannte Blatt rühmt, die „militairische Energie" der Chinesen habe sich aufs Neue wiederbelebt, so mag es erwägen, daß die Panthays volle achtzehn Jahre lang den bei Weitem größten Theil der Provinz innehatten und erst unterlagen, als die Mandarinen von den Franzosen Offiziere, verbesserte Schießwaffen, Kriegsbedarf und sonst allerlei Vorräthe aus Tonkin erhielten.

Nachschrift. Generalmajor H. J. Margary, Vater des Ermordeten, hat einige Telegramme veröffentlicht, welche Näheres über die obigen Vorfälle enthalten. Man sieht, daß der Ueberfall planmäßig vorbereitet war. „Die angreifende Partie war die Vorhut eines Heerhaufens von 3000 Mann, welche der (chinesische) Gouverneur von Momein ausgeschickt hatte, um die britische Expedition zu vernichten; darüber herrscht kein Zweifel. Oberst Browne berichtet tief betrübt, daß Margary nebst seinen fünf chinesischen Dienern bei Mauwine getödtet wurde; ihre Köpfe wurden auf der Stadtmauer zur Schau ausgestellt. Die Chinesen wurden vom Neffen Li Si Hie's befehligt." (Der Letztere wird nicht näher bezeichnet; er ist wohl Gouverneur von Momein.)

Ein Telegramm von Oberst Strover, datirt Ranguhn 3. März, lautet: „Durch Privatnachrichten erfahre ich, daß Margary der Expedition vorausging, um zu recognosciren; 12 Miles von Mauwine wurde er überfallen und verrätherisch ermordet."

Generalmajor Margary fragt nun (in der „Mail", 10. März), ob die englische Regierung einen solchen Schimpf ruhig hinnehmen oder rächen werde? Wenn sie jenes thue, werde Indien gefährdet sein. „Ohne Zweifel wird man in China und auch anderwärts die Kunde verbreiten, daß eine beträchtliche Streitmacht englischer Teufel mit leichter Mühe aufs Haupt geschlagen worden sei. Was wird die Folge sein, wenn wir nicht kräftig und rasch einschreiten? Mauwine sollte bis auf den Grund zerstört werden; wir müssen Momein in Besitz nehmen, und beides läßt sich ohne große Schwierigkeiten ins Werk setzen. Dann würde der Handelsweg zwischen Birma und China sicher sein. Wir haben Krieg gegen den König von Abyssinien geführt, weil er einen Viceconsul eingesperrt hatte. Mein Sohn war Beamter im königlichen Consulardienste und von Seiten der Regierung beauftragt, die Expedition durch China zu führen. Er ging willig und hatte kaiserliche Geleitsbriefe."

---

# Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

## IV.

### Die Sachsen.

(Schluß.)

Bis vor Kurzem hat die Nahrung des sächsischen Kleinbürgers von der Nahrung des sächsischen Dörflers sich um ein ganz Unbedeutendes unterschieden. Hier wie dort wurde Vegetabilien der Vorzug eingeräumt, und man folgte bei der Zubereitung der Speisen keineswegs den Anordnungen einer feinern Küche, sondern warf Bohnen, Linsen, Sauerkraut und Rüben meistens gleichzeitig in einen und denselben Topf. Fleischspeisen gehörten zu den Seltenheiten, obgleich gesalzenes und geräuchertes Fleisch sich in jeder Wirthschaft als Vorrath befand. Bloß mit Speck machte man eine Ausnahme, da er häufig gegessen wurde, woher noch heute der Spitzname: Specksachsen, wie in Galizien: der Zwiebeljude. Heute ist es ziemlich anders und Fleischspeisen sind an der Tagesordnung; selbst auf den Dörfern findet man mehr als sonst dasselbe Bedürfniß, wenn auch die primitive Nahrung geschätzt und geachtet bleibt. Auch von den Sachsen wird Wein genossen, im Allgemeinen freilich mit sehr weiser Vorsicht. Das Bier ist dagegen in Ehren.

Diese Nüchternheit kommt dem Sachsen überall sehr gut zu statten, da sie jeden Anlaß zu Saumseligkeiten in seinem Gebahren beseitigt und ihn in seinen Plänen und Unternehmungen auf das Kräftigste unterstützt. Ueberdies bildet sie eine natürliche Abwehr jeder leichtsinnigen Action, die seinen Vermögensstand mit gefährlichen Folgen bedrohen könnte. Um diesen zu mehren, ist er rastlos bemüht und bei seiner beharrlichen wenn auch langsamen Arbeit ist es kein Wunder, wenn seine Erfolge durchschnittlich sehr glücklich sind. Seine Felder deuten auf einen fleißigen und rationellen Betrieb, seine Herden, vorzüglich Rinder und Büffel, sind wohlgenährt und stattlich, seine Scheunen und Magazine jederzeit voll, seine Gärten blühend. Er liebt die Bienenzucht und widmet dieser große Sorgfalt, obgleich sie eigentlich besser betrieben werden könnte. In Tagen, da seine häusliche Anwesenheit nicht geboten ist, läßt sich der sächsische Bauer als Kutscher gebrauchen. In diesem Falle bedient er sich eines überaus großen und schwerfälligen Wagens, der mit Strohdecken überlegt ist. In der Regel spannt er diesem seinen ganzen Pferdebesitz vor, der gewöhnlich in vier und mehr Stücken besteht. Seine Reisen führen ihn ins ganze Land, eben so nach Ungarn und in die Donauländer und geben ihm Anlaß zu reichem Verdienst.

Ein Tanz, der sich im Schooße der Nation entwickelt haben könnte, existirt gar nicht. Sogar die Dörfler kennen keinen andern als den im deutschen Volke üblichen Walzer und die böhmische Polka. Für die musikalische Begleitung sorgen gemeiniglich bloß junge Sachsen aus dem Dorfe, die sich größtentheils der Blasinstrumente oder der großen Harmonika bedienen. Streichinstrumente sind beinahe gar nicht

üblich. Der Gesang hält sich meistens an bekannte deutsche Melodien, die jedenfalls zuerst vom Städter gesungen werden mußten, bis sie auch im stillen Dorfe ihre Sänger fanden. Da das sächsische Idiom von der deutschen Sprache keineswegs so verschieden ist, daß es der metrischen Uebersetzung hinderlich wäre, so finden wir auch zu den bekannten Arien des deutschen Liedes die sächsische Uebersetzung des deutschen Textes gesungen. Uebrigens ist der dichterische Geist des Volkes nicht minder thätig als anderwärts.

So lebt und webt das gemüthliche Volk der Sachsen im fernen Osten der Monarchie durch Tugenden und Wohlstand ausgezeichnet. Seine Freiheiten haben das Ihrige beigetragen, um dieses Volk stark und blühend zu erhalten; sie haben ihm auch zu einer Entwickelung verholfen, die auf echt demokratischen Principien beruht und jedes das bürgerliche Gedeihen bedrohende Element ausschließt. Wenn auch einzelne Familien durch namhaftern Besitz oder durch Verdienste um Volk und Staat sich im Laufe der Jahrhunderte zur patrizischen Würde emporgeschwungen, so hat sich ein Adel noch lange nicht heranbilden können, wie sich andererseits der an Zahl geringe Büreaukratismus den strengsten constitutionellen Formen fügen mußte und sich noch heute fügt. Diesen Verfassungszuständen dürfte denn wohl auch der günstige Stand der allgemeinen Bildung zugeschrieben werden, die längst schon an die Thür des Bürgers wie des Bauers angepocht und liebevollen Einlaß gefunden hat. Auch haben einige klangvolle Namen im Gebiete der Wissenschaft und der Poesie dem sächsischen Volke alle Ehre zu machen gewußt; die Landtage geben häufig genug Gelegenheit umfassendes historisches und juridisches Wissen zu bethätigen und wie wir hier der Namen eines Zimmermann, Rannicher, Bömches und anderer mehr zu gedenken haben, müssen wir dort an Kästner, an Schuller erinnern, welcher letztere als Dichter, Gelehrter und Uebersetzer englischer und romänischer Dichtungen im höchsten Lebensalter noch und kurz vor seinem Tode die beharrlichste und rühmenswertheste Productivität an den Tag legte.

Das sächsische Volk ist augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Die Lehre Luther's wurde in Hermannstadt (1529) durch den Sachsengrafen Markus Pempflinger, in Kronstadt (1547) durch Johann Honterus eingeführt. —

* * *

In einer kleinen Schrift: „Natur- und Culturbilder aus dem Burzenlande," welche Herr Johann Hintz zu Kronstadt 1873 hat drucken lassen, finden wir wirthschaftliche Angaben und manche Bemerkungen, die ein Streiflicht auf die Verhältnisse der Sachsen in der Kronstädter Gegend werfen. Herr Hintz „sagt seinen Landsleuten empfindliche Wahrheiten. Zunächst hebt er hervor, daß den Sachsen im Allgemeinen die Niederung gehört, das Gebirge den Romänen und Magyaren. Manche sächsische Ortschaften sind zurückgegangen, z. B. der Markt Marienburg. Auch dort handelt es sich um die wichtige Frage: „Wir konnten die Sachsen an vielen Orten so jämmerlich aussterben oder wenigstens stillstehen in ihrer Vermehrung?" In Marienburg sind mehr sächsische Wohnhöfe vorhanden als Familien; die Sachsen zählen nur noch 900 Köpfe, jene der Romänen ist auf 1500 angewachsen und nimmt fortwährend zu. Trotz der Nähe von Kronstadt und des fruchtbaren Bodens verarmen jene; ihre Aecker sind zum großen Theil schon an Romänen aus dreizehn verschiedenen Ortschaften übergegangen. „Es ist ein sündhaftes Herabkommen bei unseren Sachsen; ein Verdorren und Verknorren ist eingetreten, als wäre des Sängers Fluch über uns ergangen. Die Privilegien- und Begünstigungssucht hat uns zu Grunde gerichtet, die herotsche Bequemlichkeit, in der unsere sächsischen Bauern sich den Edelmann zum Muster genommen haben."

„In unseren wirthschaftlichen und socialen Zuständen ist der Grund des Uebels zu suchen. Wenn ich so, von Rumes bei Broos angefangen, die herabgekommenen Sachsensitze betrachte — nicht nur die Dörfer besonders am nördlichen Saume des Sachsenlandes, sondern selbst die Stadt Mühlbach (nur halb gerettet durch die unter Maria Theresia eingewanderten Durlacher), dann Roßmarkt und das einst mächtige Marienburg —, so finde ich, daß das große Ackergebiet ihr Unglück war und ist. Ihre Kräfte und ihr in der Privilegienbegünstigung ermatteter Geist reichten nicht aus, das Feld und die Werkstätte zu bestellen. Sie halfen sich nicht mit Vermehrung in ihren Familien, so daß eine zahlreiche Nachkommenschaft das Brot gefunden hätte. Sie stellten sich auf eine patricische Höhe; sie zogen den besitzlosen Romänen an sich, damit er gegen Meierer- und Hirtenlohn und Mitgenuß an der gemeinschaftlichen Weide die Dienste thue. Allemal von da an datirt der Verfall jener sächsischen Orte mit großem Ackergebiete, wo der Sachse anfing, den Großgrundbesitzer zu spielen und sich von dem zuwandernden Romänen bedienen zu lassen. Da zogen sich die Sachsen in herrischer Stellung nach den Aemtern zurück und nach der Pachtung und Ausnutzung der Gemeindemühlen und Gemeindeschänken und Gemeindeweiden. Sie gaben die hundertfältigen Gebiete des kleinen und flüssigen Erwerbes dem Romänen preis. Dieser war wohl gelitten, wenn er nur den Herrn Hannen und die Geschworenen fürchtete und bediente und wegen Feldfrevels sich auf Getränke strafen ließ. Den Sachsen aber, auf der Höhe einer privilegirten Existenz, erstarben die Wurzeln im Erdreiche des gemeinen Lebens."

„Der wirthschaftliche Organismus der sächsischen Ortschaften ist seit Jahrhunderten bis heute ein mittelalterliches System von Vergesellschaftung geblieben, welches seinen Zwang weit über die wirthschaftlichen Zwecke ausdehnt. Die Gemeinde erdrückt das Einzelleben. Bis zum Jahre 1848 durfte ausdrücklich Niemand ein Grundstück der sogenannten Hatterordnung, nämlich dem sogenannten Dreifelderbau, entziehen. Es trat ein hundertjähriger Stabilismus in Bezug auf Acker, Wiese und Weide ein. Gartenanlagen durfte man nur am Hofgrund und etwa an unbrachteten Wald- und Weideplätzen anlegen. Deshalb findet man nirgends in der Welt bei gleicher allgemeiner Culturstufe so geringen Gartenbau und überhaupt so geringen Anbau in geschlossenen Räumen als bei uns Sachsen. Da haben wir dieses garten- und baumlose Marienburg, ein monotones sächsisches Dorf von gleichen steinernen Häusern, ohne Grün und landschaftliche Abwechselung, von einer großen Feldfläche umgeben, als hätten sie sich einen Wohnort von der Puszta in Ungarn zum Muster genommen."

Herr Hintz sagt seinen Landsleuten wohlgemeinte Wahrheiten, auf welche wir hindeuten, weil der Herr Verfasser der Aufsätze über" die Völker in Transsylvanien, ein Siebenbürge im Burzenlande, die Schattenseiten weniger hervorgehoben hat. Es bleibt eine traurige Thatsache, daß die Sachsen dort, so wackere Leute sie sind, sich nicht vom Geiste des Fortschrittes haben durchdringen lassen. Geradezu verderblich ist bei den Bauern auch das System „der künstlichen Kindervermeidung und die Abneigung, einen Sohn in die Stadt zum Handwerke zu geben." Die Sachsen verknöchern, und wenn sie dort in der weiten Ferne nicht regelmäßig frischen Zuzug aus Deutschland bekommen und ihr träges Wesen auffrischen, wenn sie an Zahl nicht anwachsen wie die Romänen und nicht anfangen rationell zu wirthschaften, dann haben sie auch keine bessere Zukunft und werden mehr und mehr von anderen Nationalitäten bedrängt und überflügelt werden. A.

# Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur Wohlfahrt der Völker.

Ein liberaler Belgier, Professor Emil de Laveleye, unterwirft diesen Gegenstand in der „Revue Belgique“ (15. Januar 1875) einer eingehenden Betrachtung. Die Sache ist ethnologisch von Bedeutung und da Laveleye auch ethnologische Momente herbeizieht, so wollen wir uns mit seiner Arbeit, die nur indirect mit den gegenwärtigen Streitigkeiten zwischen Staat und Clerus zu thun hat, hier näher beschäftigen. Freilich, so meint Laveleye, sei es ziemlich schwer zu entscheiden, welchen Antheil gerade das Blut, die Race, bei der Entwickelung des einen oder andern Volks in Europa beanspruchen dürfe, da es ja jetzt über allem Zweifel erhaben sei, daß die meisten europäischen Völker Mischvölker seien. Wolle man nur auf die Race in der Beurtheilung dieser Frage Rücksicht nehmen, so stoße man auf schwer zu beseitigende Hindernisse.

Die Engländer, so sagt man zum Beispiel, eignen sich besser für eine parlamentarische Regierung als die Franzosen. Liegt dies allein am Blute? Laveleye leugnet dies, denn bis zum 16. Jahrhundert besaßen Frankreich, Spanien, Italien Provinzialgerechtsame, welche den englischen Freiheiten sehr ähnlich waren. England war nur einiger, centralisirter, die Königsgewalt nach der normannischen Eroberung stärker, während die anderen fortwährend uneinig waren. Er findet den Unterschied in der Confession und sucht den größern Fortschritt auf protestantischer Seite „mit der wissenschaftlichen Unparteilichkeit des Physiologen und Naturforschers“ nachzuweisen.

Schotten und Irländer, sagt Laveleye, sind beide keltischen Ursprungs. Beide Völker sind von den Engländern unterworfen worden. Bis zum 16. Jahrhundert war Irland civilisirter als Schottland, ja, das grüne Erin war im frühen Mittelalter ein Herd der Gesittung, während Schottland in Barbarei verharrte.

Seit aber die Schotten die Reformation annahmen übertrafen sie selbst die Engländer, was Macaulay hervorhebt. Irland dagegen, dem Ultramontanismus verfallen, blieb arm, elend, dem Geist der Rebellion ergeben, unfähig sich durch eigene Kraft zu erheben. Welcher Gegensatz, selbst in Irland, zwischen dem ganz katholischen Connaught, und Ulster, wo der Protestantismus vorherrscht! Ulster durch Gewerbthätigkeit reich, Connaught ein Bild der Armuth, des Elends.

Wir glauben nicht, daß dieses Beispiel Laveleye's gerade glücklich gewählt ist, denn Schottland erscheint seit den Tagen der heiligen Margarethe, seit den starken englischen und skandinavischen Einwanderungen als wesentlich germanisches Land; der Kelten sind dort wenige, auf die Hochlande beschränkt. Irland blieb dagegen wesentlich ein keltisches Land, wenn auch der größere Theil des Volkes die englische Sprache annahm. Hier kommen also Racengegensätze wesentlich mit in Betracht.

Besser deckt das Beispiel der Schweiz Laveleye's Ansicht. Man vergleiche Neuchatel, Waadt und Genf mit Luzern, Wallis, den Urcantonen. Die ersteren überragen die letzteren in fast allen Beziehungen, im Gebiete des Unterrichts, der Literatur, der Künste, der Gewerbe, des Handels, des Reichthums, der Reinlichkeit, kurz Neuchatel, Waadt, Genf sind weit civilisirter als die anderen genannten.

Neuchatel, Waadt, Genf sind romanisch aber protestantisch; Luzern, die Urcantone germanisch aber Rom unterworfen. C'est donc le culte et non la race qui est la cause de la superiorité de ceux-là. Das protestantische Appenzell-Außerrhoden und das katholische Appenzell-Innerrhoden geben dasselbe Bild. Thätigkeit, Bildung, Gewerbefleiß, Beziehungen zur Außenwelt und daher Reichthum auf der protestantischen, Unwissenheit, Faulheit, Armuth auf der katholischen Seite. Hepworth Dixon sagt in seinem Buche über die Schweiz: „Der protestantische Halbcanton (Appenzell) wird von Tage zu Tage reicher und bevölkerter; der katholische Halbcanton verkommt in Armuth und Schwächen. Das hat nichts Ueberraschendes, wenn man weiß, daß in ersterm sich Fremde, gleichviel welcher Religion, niederlassen können, während der zweite sich vor aller Welt abschließt, vor den Protestanten wie vor Katholiken, die in anderen Ländern geboren sind. Dafür aber bewahrt er seine alten Volksspiele, seine alte Tracht, betreibt seinen Landbau wie im Mittelalter, feiert seine zahllosen Feiertage und verachtet souverain die Industrie, welche seinen Nachbar reich macht *).

Ueberall, wo in demselben Lande beide Confessionen nebeneinander wohnen, sind die Protestanten die thätigeren, die sparsameren, die reicheren. „In den Vereinigten Staaten,“ sagt Tocqueville, „sind die meisten Katholiken arm.“ In Canada ist der Großhandel, die Industrie u. s. w. in den Händen der Protestanten. Audiganne, der ein beachtenswerthes Buch über die Arbeiterbevölkerung Frankreichs geschrieben hat, bemerkt die Ueberlegenheit der Protestanten in der Industrie. Die Mehrheit der Arbeiter in Nimes, erzählt er, ist katholisch, aber die Chefs der Großhandelshäuser, die Fabrikanten und Capitalisten sind Reformirte. In Mazamet, dem Elboeuf Südfrankreichs, ist dasselbe der Fall.

Vor dem Widerruf des Edicts von Nantes hatten die Reformirten schon einen so bedeutenden Theil des Handels und der Industrie in Frankreich an sich gebracht, daß katholischerseits es durchgesetzt wurde, daß man ihnen das Betreiben gewisser Gewerbe untersagte. Diese selben Reformirten trugen dann nach ihrer Vertreibung ihren Unternehmungsgeist nach England, Preußen, Holland, wo man sie freudig aufnahm und wo die Districte, in denen sie sich ansiedelten, reich wurden. C'est à des latins réformés que les Germains doivent en partie leurs progrès. In England führten die Verjagten die Seidenindustrie ein.

Man vergleiche nur einmal an der Börse den Stand der Staatspapiere der protestantischen und katholischen Länder. Dreiprocentige englische übersteigt 92; dreiprocentige französische flottirt gegen 60. Die Renten Hollands, Preußens, Dänemarks, Schwedens sind mindestens Pari. Die-

*) Gewiß liegt in dieser Auseinandersetzung Laveleye's viel Wahres. Wir können indessen ihm genau so schlagende Beispiele entgegenstellen, die zeigen, daß die Confession allein bei diesen Fragen nicht den Ausschlag giebt. Unter den Recruten der katholischen Rheinprovinz befinden sich 0,81 Procent Analphabete, unter jenen der protestantischen Provinzen Sachsen und Brandenburg 0,52 beziehentlich 0,65 Proc. Hier ist kein Unterschied zu bemerken; ebenso günstig liegen die Verhältnisse in Hessen-Nassau, Hannover, Schleswig-Holstein. Dagegen sind unter den Recruten der Provinz Posen 14,73, Preußen 13,26 und Schlesien 3,05 Proc. Analphabete. Alle drei sind bezüglich der Confession gemischt, das Entscheidende ist hier aber das Racenmoment, denn in diesen drei Provinzen wohnen die Polen Preußens. Deutsche Katholiken und deutsche Protestanten stehen im Wesentlichen auf derselben Bildungsstufe.

jenigen Oesterreichs, Italiens, Spaniens, Portugals sind um $^1/_3$ oder um $^1/_2$ unter Pari.

Heute befindet sich in Deutschland der Handel mit Geisteswerken, Büchern, Karten, Journalen fast ganz in den Händen der Juden und Protestanten. „Angesichts solcher Thatsachen ist es schwer zu leugnen, daß der Cultus und nicht das Blut eine Hauptursache des außerordentlichen Wohlstandes gewisser Völker ist."

Die Reformation hat den Ländern, welche sie annahmen, eine Kraft verliehen, über welche die Geschichte sich kaum Rechenschaft zu geben vermag. Die Niederlande und Schweden, beide Länder mit armem Boden und geringer Bevölkerung, werden als Beispiele angeführt. Wie das protestantische England, das zur Zeit der Königin Elisabeth etwa 5 Millionen englisch redende Einwohner hatte, sich ausdehnte, ist von Charles Dilke in seinem Werke Greater Britain gezeigt worden. Die Vereinigten Staaten, vorherrschend protestantisch, zählen jetzt 42 Millionen.

„Das protestantische Preußen schlägt zwei Reiche, jedes doppelt so bevölkert wie es selbst, das eine in sieben Wochen, das andere in sieben Monaten. In zwei Jahrhunderten werden Amerika, Australien und Südafrika den ketzerischen Angelsachsen, und Asien wird den schismatischen Slaven gehören. Die Rom dagegen unterworfenen Völker scheinen mit Sterilität geschlagen zu sein, sie colonisiren nicht mehr, sie haben keine Expansionskraft. Das Wort, welches Thiers zur Kennzeichnung Roms, ihrer religiösen Hauptstadt, anwandte: viduitas et sterilitas, kann auf jene Völker selbst bezogen werden. Ihre Vergangenheit ist glänzend, aber die Gegenwart düster, die Zukunft beunruhigend. Giebt es eine traurigere Lage als die Spaniens? Frankreich, das der Welt so große Dienste geleistet hat, ist auch zu beklagen, nicht weil es auf den Schlachtfeldern besiegt wurde — militärische Niederlagen lassen sich repariren —, sondern weil es dazu bestimmt scheint, zwischen Despotismus und Anarchie umhergeschleudert zu werden."

Nachdem Laveleye noch Belgien und Italien besprochen, deren Zukunft unter dem Einflusse der Geistlichkeit ihm keineswegs rosig erscheint, führt er fort: „Die katholischen Länder auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans sind also eine Beute innerer Kämpfe, welche ihre Kräfte verzehren, welche sie wenigstens verhindern ebenso regelmäßig und schnell vorwärts zu schreiten, wie die protestantischen Völker. Vor zweihundert Jahren noch gehörte unstreitig die Suprematie den katholischen Staaten; die übrigen waren Staaten zweiter Classe. Heute begegnen wir auf der einen Seite Frankreich, Oesterreich, Spanien, Italien und Südamerika; auf der andern Rußland, das Deutsche Reich, England und Nordamerika; augenscheinlich ist das Uebergewicht zu den Ketzern und Schismatikern übergegangen. Levasseur hat vor Kurzem im Pariser Institut eine Arbeit vorgetragen, in welcher er zeigt, daß Frankreich allein für sich im Jahre 1700 31 Procent oder fast ein Drittel der Bevölkerung der fünf Großmächte ausmachte, während es heute von sechs Großmächten nur 15 Procent oder ein Sechstel der Bevölkerung besitzt. Für Jeden, der ohne Voreingenommenheit die Thatsachen betrachten kann, unterliegt es keinem Zweifel, daß der Protestantismus der Völkerentwickelung günstiger als der Katholicismus ist."

Es kommt nun darauf an, die Ursachen dieser Erscheinung zu ermitteln. Der Protestantismus begünstigt die Schulbildung und diese ist daher unzweifelhaft in protestantischen Ländern verbreiteter, allgemeiner als in katholischen. Die Statistik weist dieses schlagend nach. Laveleye giebt Beispiele. (Mehr mag man in Kolb's Statistik oder von Oettingen's Moralstatistik nachsehen.) Während des Krieges 1870 konnte man darthun, daß die protestantischen Soldaten weit unterrichteter als die katholischen waren. In den Ambulancen und Hospitälern verlangten die ersteren, wenn sie sich von ihren Wunden zu erholen begannen, nach Büchern, letztere aber nach Spielkarten. Wir übergehen weitere bekannte Beispiele und geben nur das, was unser Gewährsmann über die Schweiz in dieser Beziehung bemerkt. Welcher Unterschied zwischen den katholischen und protestantischen Cantonen! ruft er aus. Die romanischen Cantone Neuchatel, Waadt, Genf stehen auf gleicher Linie mit den deutschen Zürich und Bern, alle aber weit über Tessin, Wallis oder Luzern. Erstere sind protestantisch, letzere katholisch, die Race thut hier nichts zur Sache.

In gleicher Weise behandelt Laveleye die Moralität. Wenn die Sitten verdorben sind, ist der Staat verloren. Ihm hier zu folgen, würde uns zu weit führen, zumal es sich um die laxe Schandliteratur handelt, welche in Frankreich ꝛc. herrscht und hier nicht die unerbittliche statistische Methode angewandt werden kann, sondern mehr subjective Urtheile herrschen.

Auch in ihrer Beziehung zur Regierungsform der Staaten betrachtet der geistreiche Belgier Katholicismus und Protestantismus. Die Reformation hat den Fortschritt der Völker, welche sie annahmen, begünstigt, weil sie ihnen die Begründung freier Einrichtungen erlaubte, während der Katholicismus zum Despotismus oder zur Anarchie führte, ja häufig abwechselnd zu beiden. Die natürliche Regierungsform der protestantischen Völker aber ist die repräsentative. Die den katholischen Völkern congeniale Regierungsweise aber ist die despotische. Oft schon hat man gefragt, warum die Revolutionen in den Niederlanden, in England, in Nordamerika zum Ziele gelangten, während jene in Frankreich — und fügen wir hinzu auch in den spanischen Republiken Südamerikas trotz der Form — gescheitert sind. Guizot selbst hat eine Schrift veröffentlicht, welche sich mit den Ursachen dieser Erscheinung beschäftigt. „Ich zögere nicht," schreibt Laveleye, „eine Antwort auf diese Frage zu geben: weil die ersteren Revolutionen in protestantischen, die letzteren in einem katholischen Lande gemacht wurden." Wenn auch die richtige Form des constitutionellen Regiments in einem katholischen Lande vorhanden sei, so fehle doch der wahre Geist, die Toleranz sei dort wohl in den Gesetzen, nicht aber in den Sitten. Alle modernen Völker sind bestrebt das Repräsentativsystem bei sich durchzuführen, das aus altgermanischen Einrichtungen hervorgegangen und vom Protestantismus befruchtet sei — in den katholischen Staaten aber vermöge es sich nicht dauernd einzubürgern. Der katholische Regent werde von seinem Beichtvater regiert, der seinerseits vom Papst abhänge. Also sei der Papst der wahre Herrscher, oder vielmehr die Jesuiten, welche ihn leiten. So habe eine fremde Macht zum Schaden des Landes die Prärogative der vollziehenden Gewalt, welche die Verfassung dem Herrscher zubilligt, in der Hand. Das beweise die Geschichte. Seinem Beichtvater gehorsam widerrief Ludwig XIV. das Edict von Nantes; Jacob II. von England und Karl X. von Frankreich verloren ihre Krone, Ludwig XVI. die Krone und das Leben, Ferdinand II. und Leopold von Oesterreich ruinirten ihre Staaten durch schändliche Glaubensverfolgungen, August und Sigismund von Polen bereiteten die Theilung ihres Landes durch Unduldsamkeit und Berufung der Jesuiten vor. Mit einem vom Beichtvater regierten Herrscher ist ein constitutionelles Regiment undenkbar. Franz Joseph von Oesterreich ist nur constitutioneller Herrscher geblieben, weil er, durch Umstände gezwungen, dem Ultramontanismus widerstehen muß. In protestantischen Ländern dagegen entwickelt

sich, ohne den herrschenden Einfluß Roms, das constitutionelle Regiment naturgemäß.

Wenn Laveleye alsdann im abgeschwächten religiösen Gefühl der intelligenten Stände in katholischen Ländern eine Inferiorität der letzteren erblickt, während das religiöse Gefühl bei der Intelligenz in protestantischen Ländern ungebrochener sei, so können wir ihm hier nicht beipflichten. Wenigstens nicht was das protestantische Deutschland betrifft, wo der Indifferentismus unter den Gebildeten ein hochgradiger ist und die bei Weitem größere Anzahl derselben, wenn auch nicht dem Namen noch, doch in der That bereits außerhalb der Kirche steht.

Laveleye schließt seine Arbeit mit folgenden Worten: „Buckle zählt den Indifferentismus zu den Verdiensten unseres Jahrhunderts, weil er uns vor Religionskriegen bewahrt. Wenn dies ein Vortheil ist, so hat ihn unsere Zeit nicht bewährt. Alles scheint auf einen großen Zusammenstoß hinzuarbeiten, bei dem die Religion ein Haupttriebmittel ist. Schon 1870 hat der Ultramontanismus an Deutschland den Krieg erklärt. Wenn Heinrich V. oder Napoleon IV. auf den Thron gelangen, so wird dies mit Zustimmung des Clerus geschehen und letzterer wird sich zu einem neuen Kreuzzug aufraffen, um seine „verfolgten“ Brüder jenseits des Rheins zu befreien. Die Staaten, in welchen die klerikale Partei herrscht, werden wahrscheinlich in den „heiligen Krieg“ mit verwickelt werden. Das ist die Politik, welche in Frankreich „l'Univers“ und anderwärts die übrigen Organe der römischen Curie predigen. Die Restauration der legitimen Herrscher in den drei romanischen Ländern Spanien, Italien, Frankreich, die Rückgabe Roms an den Papst und die oberste Controle der Kirche, die Rückkehr zu den „wahren“ Regierungsgrundsätzen, nämlich zu jenen, welche der Syllabus enthält und die katholische Tradition lehrt — das ist der grandiose Plan, an dessen Verwirklichung die Ultramontanen arbeiten. Werden sie ihn durchführen? Wer kann das sagen? Aber, wenn sie unterliegen in diesem Ansturme gegen den germanischen Protestantismus, was wird das Loos der Besiegten sein? Man schaudert bei dem Gedanken des Unglücks, das über Europa kommen kann durch den Traum, der **Kirche**, d. h. der **Geistlichkeit**, die Weltherrschaft wieder zu erobern, ein Plan, den sie bis jetzt mit mehr Kühnheit und Zähigkeit als je verfolgt.“

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Eindrücke in den argentinischen Pampas.

Unser Landsmann Dr. J. **Taiber** hat, wie unsere Leser wissen, als Militärarzt argentinische Truppen auf ihren Streifzügen gegen die Indianer begleitet und Land und Leute vortrefflich geschildert. Wir finden in der neuesten bei uns eingelaufenen Nummer der „Deutschen Zeitschrift vom La Plata“ den Schluß seiner Darstellungen; er schildert den Eindruck, welchen diese Pampas machen, in folgender Weise:

In der That, wunderbar mannigfaltig und unter einander contrastirend ist das Gemisch von Gefühlen, welche sich des für Natureindrücke empfänglichen und dabei phantasiereichen Besuchers dieser Wildniß bemächtigen. Erhaben erscheint die riesige Ausdehnung dieses scheinbar ins Unendliche sich fortsetzenden Gräser- und Blüthenmeeres, und die majestätische, nur hier und da durch das Geschrei eines Vogels oder das Gebrüll eines Tigers unterbrochene Stille versetzt den Reisenden weg von der Muttererde in ferne, ungekannte, ungeahnte Sphären eines fremden Weltkörpers. Es schleicht bei der — ich möchte sagen — schwärmerischen Wahrnehmung solch' großartig feierlicher Stille ein Gefühl sich ein, das unwillkürlich die Gedanken auf die Ewigkeit lenkt, und eine tiefe und doch angenehme Wehmuth bemächtigt sich des denkenden Menschen, ein Gefühl, das besonders bei Sonnenuntergang sich kundgiebt, zur Nachtzeit aber oft in Furcht und Grauen übergeht. Und man hat nicht nöthig die Grenzen der Civilisation zu überschreiten, sich in die unbewohnten Außenpampas zu begeben, um beim Hinabsinken des segenspendenden Tagesgestirnes jenes Gefühl der stillen Ergebung über sich kommen zu lassen; selbst auf dem Vorhofe einer mit allem Comfort ausgestatteten Estancia ergreift bei Sonnenuntergang den Menschen gar häufig die „Sehnsucht nach dem Jenseits“, und drängt sich ihm die Ueberzeugung seiner Unbedeutendheit der Natur gegenüber auf. Ich kenne Männer, welche seit Jahren schon sich bemühen, nur noch den Verstand mitreden zu lassen und mitleidig lächeln, wenn man von einem bessern Jenseits spricht, und die doch von einem Sonnenuntergang in der Pampa so weich gestimmt werden, daß ihnen das Weinen näher ist als das Lachen, ja, daß sie dem Herplappern des Rosenkranzes seitens ihrer Leute mit Andacht lauschen, obgleich sie Protestanten sind. Und andere Männer kenne ich, welche, nachdem sie mit einem erworbenen mehr oder weniger bedeutenden Vermögen in die alte Heimath mit dem festen Vorsatz zurückgekehrt sind, den Freuden und Genüssen, welche das gesellige Leben dort in so reicher Auswahl bietet, sich bis an ihr Lebensende hinzugeben, nach wenigen Jahren schon eine unbezwingliche Sehnsucht nach den öden Pampas, ein wirkliches Heimweh nach der trostlosen Wildniß empfanden, und alles in der alten Heimath aufgaben, um das an Entbehrungen so reiche Leben in der Pampa wieder zu beginnen. Erklären läßt sich der Zauber nicht, den die Pampa wie auf den in ihr geborenen Gaucho so auch auf den gebildeten Europäer ausübt, aber daß sie einen solchen ausübt, daß sie Sehnsucht nach ihr erweckt, das ist eine Thatsache, die ich mit Hunderten von Belegen erhärten kann.

Wie gesagt, es sind nicht Naturschönheiten, welche die Liebe zur Pampa wachrufen könnten, obgleich der Reisende manchmal staunend ein Naturwunder beobachten wird, das ihn mit lebhafter Freude erfüllt, das aber, wie es sich bald genug herausstellen wird, nur auf Schein, auf Täuschung beruht. Luftspiegelungen, welche selten an heiteren Tagen fehlen, lassen den Reisenden aus einem entfernten Distelfeld einen von den herrlichsten Bäumen bestandenen Wald machen und das um einen Sumpf emporschießende hohe Gras erscheint ihm als eine starke, lebhaft gesticulirende Truppe Reiter. Kleine wellenförmige kaum oder gar nicht aus der Ferne wahrzunehmende Bodenerhebungen oder niedere Hügel, wie sie als Ausläufer langgestreckter Gebirge und Hügel vorkommen, so bei den Sierras von Tandil, Ventana und Curamaran, erscheinen als hohe Berge, die gewöhnlich als von einem großen See umgebene Inseln, oder als frei in der Luft schwebende Gebirgsmassen sich dem Auge darstellen. Am häufigsten jedoch sind die „**Wassererscheinungen**“. Man möchte Stein und Bein darauf schwören, daß in ziemlicher Nähe ein in der Sonne glitzernder Wasserspiegel sich ausbreite und wenn man, vielleicht vom Durste geplagt, darauf zu galopirt, so bleibt man doch immer gleich weit von dem ersehnten Labsal entfernt. Erfahrene Pampasbewohner lassen sich zwar nicht durch solche Erscheinungen täuschen, aber sie verdanken ihre Erkenntniß nicht ihrem eigenen bessern Wissen, sondern dem Verhalten ihres Pferdes, das sich nie auf solche Weise anführen läßt.

So wahr ist es, daß der Mensch mit all' seinem oft müh-

sam eingetrichterten Wissen, seinem verschärften Verstande, seiner Erhabenheit als Herr der Erde von einem „dummen Thiere" würde ausgelacht werden, wenn das Thier nicht zu viel Verstand hätte, um über die Dummheit eines Mitgeschöpfes zu lachen. Je näher noch ein Mensch der Natur steht, desto besser findet er sich in der Pampa zurecht, wo der „Instinct" mehr hilft als alle Kathederweisheit, und wo ein Pferd sich nie irrt, während selbst der erfahrenste Gaucho gar oft seine Rettung von drohender Gefahr dem Instinct seines Pferdes dankt.

### Aus Griechenland.

p. Zu Ende des verflossenen Jahres veröffentlichte ein griechischer Literat in Belgrad ein Werk über Griechenland, dem wir nachfolgende statistische Daten entnehmen.

Die Einwohnerzahl des Königreiches beläuft sich auf 1,457,894 Seelen, die nach der Beschäftigungweise folgendermaßen vertheilt sind: 9555 Staats- und Gemeindebeamten, 61,885 Schüler und 11,695 Schülerinnen, 1713 Lehrer und 560 Lehrerinnen, 48,139 Industrielle (?), 31,234 Capitalisten (?), 18,952 Handelsleute, 25,178 Handwerker, 1441 Advocaten (!!!), 600 Notare, 968 Künstler, 797 Aerzte, 335 Apotheker, 4661 Geistliche, 1872 Mönche und 113 Nonnen. Des Lesens und Schreibens kundig sind 414,258 männliche und 88,708 weibliche Einwohner. — Die Staatseinnahmen betragen 40 Millionen Drachmen (davon entfallen auf die Zoll- und Stempelsteuer 15 Millionen Drachmen, das Bergwesen trägt etwa 3 Millionen Drachmen ein). Die Staatsschuld beläuft sich auf 300 Millionen Drachmen, 10 Millionen figuriren im Budget als Abtragung derselben. In Griechenland giebt es 87 verschiedene Fabriken mit 1120 Pferdekraft, und zwar 3 Papierfabriken, 7 Eisenfabriken, 1 Nadelfabrik, 3 Seidenwebereien, 4 Tuchfabriken, 6 Lederfabriken, 18 Baumwollen- und Seidenspinnereien und 36 Dampfmühlen.

Interessant ist es zu lesen, daß von 1832 bis 1874, also in einem Zeitraume von 42 Jahren, sich 47 Ministerpräsidenten ablösten. Bedenkt man, daß einige Cabinete zwei, drei und vier Jahre regiert haben, so sieht man, daß sich die übrigen mit einer Schnelligkeit nachfolgten, die rasend genannt werden kann.

Erfreulich sind die Fortschritte, die das junge Königreich auf dem Gebiete des Schulwesens zeigt. Im Jahre 1832 gab es in ganz Griechenland 75 Elementarschulen, 18 Progymnasien und 3 Gymnasien mit etwa 11,000 Schülern; 40 Jahre später finden wir 991 Elementarschulen für Knaben, 186 für Mädchen, 4 Handelsschulen, 1 Handelsakademie, 3 theologische Bildungsanstalten, 3 nautische Schulen und 1 nautische Akademie, 1 Polytechnicum, je 1 Lehrer-, landwirthschaftliche und theologische Akademie, 17 Gymnasien, 1 höhere Mädchenbildungsanstalt und 1 Universität. Man muß anerkennen, daß auch hier die Privatwohlthätigkeit Bedeutendes geleistet hat. So ist erwähnenswerth, daß im Jahre 1871 ein Metzger, Johannes Wartna, sein ganzes, über eine halbe Million betragendes Vermögen zur Hälfte den Schulen, zur Hälfte der Nationalflotte hinterließ. Die Universität besteht aus 4 Facultäten, an denen 62 ordentliche, 9 außerordentliche, 2 Honorar-Professoren und 12 Docenten, im Ganzen also 85 Lehrkräfte wirken; die Zahl der Studenten beträgt 1248 (theologische Facultät 28, juridische 622, medicinische 423, darunter 55 Pharmaceuten, philosophische 120). Von den Universitätsprofessoren beziehen 3 einen monatlichen Gehalt von 1200 Drachmen, gerade so viel wie der Ministerpräsident, die übrigen Minister beziehen 800 Drachmen. Bei 10 Professoren beträgt der monatliche Gehalt 650 Drachmen, 50 Drachmen mehr als der Präsident des höchsten Gerichtshofes.

Gegenwärtig erscheinen in Griechenland 127 Zeitungen, darunter 4 politische in französischer Sprache. Die älteste Zeitung ist Ἡ Ἀθήνη, die 42 Jahrgänge zählt. Vor der Befreiung existirte nirgends in den von Griechen bewohnten Ländern außer in Konstantinopel (beim Patriarchen) eine griechische Buchdruckerei.

Es wäre wünschenswerth möglichst genaue Angaben über die Ziffer der verschiedenen Nationalitäten zu erhalten, welche Griechenland bewohnen und die man im Allgemeinen für „Hellenen" ausgiebt, insbesondere der Albanesen und Walachen.

### Notizen aus dem russischen Reiche.

Charakteristisch für den Bildungsgrad in Rußland ist der Umstand, daß 1873 in dem weiten Kaiserreiche kaum 427 periodische Zeitschriften erschienen waren und durchschnittlich eine Zeitschrift auf 196,000 Einwohner entfiel! Mit der Literatur hat es im genannten Jahre auch nicht glänzend ausgesehen, denn es wurden nur 2637 Bücher gedruckt, wovon 2490 in russischer Sprache.

— Ein Sterlet außergewöhnlicher Größe wurde im October vorigen Jahres im Tschussowaja-Flusse (Gouvernement Perm) von einem Bauer gefangen. Dieser Sterlet erreichte eine Länge von $2^3/_4$ Arschin und ein Gewicht von circa vier Pud. Der glückliche Fischer verkaufte ihn an Ort und Stelle für 45 Silberrubel.

— Im Laufe des vorigen Jahres wurden im Jenisseiskischen Gouvernement (Sibirien) in 286 Goldminen Arbeiten und Nachsuchungen nach Gold ausgeführt. Die Ausbeute hat im Ganzen ungefähr 442 Pud Gold ergeben. Als reichste Goldgruben erwiesen sich 1873 die von Malo Biriußinsk; dagegen ist die Ausbeute an Gold im Atschinsker Bezirk sehr gering ausgefallen. In sämmtlichen Goldminen des Jenisseiskischen Gouvernements waren 15,045 Arbeiter beschäftigt.

— Die Industrie im Astrachaner Gouvernement liegt noch sehr darnieder und zur Hebung derselben geschieht so viel wie gar nichts. Die Ursache davon liegt einerseits im Mangel an tüchtigen Fachleuten, andererseits aber an der erleichterten Communication durch Dampfboote mit dem Innern von Rußland, von woher alle nöthigen Fabrikerzeugnisse eingeführt werden. Im ganzen Gouvernement waren 1873 nur 141 industrielle Etablissements und 7 Fabriken thätig, welche Waaren im Gesammtwerthe von runden $2^1/_4$ Millionen Silberrubeln producirten und 722 Arbeiter beschäftigten. Auch die Gewerbe entwickeln sich nur sehr langsam; die verhältnißmäßig größte Anzahl von Handwerkern befindet sich in der Stadt Astrachan und im Zarewer Bezirk.

Der Ausfuhrhandel wird mit Persien, Chiwa und überhaupt mit Centralasien geführt. Der innere beschränkt sich auf die am Kaspischen Meere gelegenen Ortschaften, das Innere von Rußland und das Gouvernement selbst. Die Waareneinfuhr stellte sich 1873 auf 1,600,000 Silberrubel, die Ausfuhr auf beinahe 1 Million Silberrubel.

Der Aufschwung des Handels am Kaspischen Meere hatte auch eine Verbesserung der Verkehrsmittel zur Folge, was einen günstigen Einfluß auf die Vergrößerung der Handelsflotte ausübte. Gegenwärtig besteht die ganze kaspische Flotte aus 17 Dampfschiffen mit 2551 Schiffslasten, 666 Segelschiffen mit 25,706 Schiffslasten und 5038 Seeleuten.

Zwischen Astrachan und Nischni-Nowgorod fuhren auf der Wolga 1873 77 Dampfboote, wovon 23 Privatpersonen und 54 Actiengesellschaften gehörten. Diese Dampfer transportirten Waaren im Gewicht von 2,228,320 Pud.

— Im Bezirk von Semirjetschensk (Ostsibirien) wurden zu Ende vorigen Jahres reiche Lager von Silbererz gefunden; ein Pud Silbererz enthält $2^1/_4$ bis $5^1/_2$ Solotniks Silber nebst einer großen Menge von Kupfer und Blei. Unweit von diesem Fundorte hat man auch Steinkohlenlager in guter Qualität aufgedeckt.

— Die Zahl der Selbstmorde in Petersburg hat im Laufe des letzten Jahrzehnts in erschreckender Weise zugenommen, wie sich aus nachstehenden statistischen Angaben ergiebt. So entfallen auf 1864 57 Selbstmorde und von da an steigt die Anzahl progressiv bis 1872, und zwar 1865: 59, 1866: 61, 1867: 78, 1868: 89, 1869: 102, 1870: 125, 1871: 152 und 1872: 167. Das Jahr 1873 weist 141 und 1874 bis 1. October 127 Selbstmordfälle aus. Man sieht also daraus, daß

sich die Zahl der Selbstmörder seit 1861 beinahe verdreifacht hat. Das numerische Uebergewicht steht wie überall auch in Petersburg auf Seiten der Männer, denn im Jahre 1873 entleibten sich 108 und im vorigen Jahre 107 Männer und nur 20 Frauen. Nach Ständen gruppirt hatten in den verflossenen zwei Jahren Hand an sich selbst gelegt: 67 Edelleute und Beamte, 8 Kaufleute, 40 Militärs, 11 Studirende, 31 Bürger, 63 Bauern und 38 Personen verschiedenen Standes; nach Alter dagegen: 44 Kinder (!) und Jünglinge bis zum 20. Lebensjahre, 67 Personen im Alter von 20 bis 40 Jahren und 24 Personen von 40 bis 70 Jahren. Diese Thatsachen sprechen deutlich genug und es kann nun nicht geleugnet werden, daß der Nihilismus in Petersburg, bez. in Rußland, einen fruchtbaren Boden gefunden hat!

— Im Perowskischen Bezirk an der Grenze von Turkestan hat sich eine Menge von Tigern gezeigt, welche großen Schaden unter den Herden der Kirgisen anrichten und auch Menschen anfallen. Die russischen Behörden haben daher eine Belohnung von 10 S.-R. für jeden getödteten Tiger ausgesetzt.

— Der gesammte Getreide-Export aus Rußland erreichte im vorigen Jahre die enorme Ziffer von 25,318,087 Tschetwert, gegen 19,593,353 Tsch. im Jahre 1873, somit mehr um beinahe 6 Millionen Tschetwert.

* * *

— Die Newyorker Polizei. Eine Schilderung derselben finden wir im „Newyorker Journal", und sie lautet höchst erbaulich: „Die erste Frage, die an Einen, der in der Stadt Newyork beraubt oder bestohlen worden ist und sich deshalb um Hülfe an die Polizei wendet, gerichtet wird, ist: „Wie viel geben Sie?" Diese Frage charakterisirt die Art von Schutz, welche wir hier von unserer Sicherheitsbehörde genießen, auf schlagende Weise. Wir wollen einige Beispiele anführen. Vor einigen Wochen sah ein in einem Straßenbahnwagen fahrender Herr, wie ein Taschendieb einer Dame das Portemonnaie stahl. Er lief dem von dem Wagen springenden Spitzbuben nach, packte ihn am Kragen und brachte ihn nach dem nächsten Stationshause. Als er ihn hier dem dienstthuenden Sergeanten, den er persönlich kannte, übergab, bemerkte der Sergeant vorwurfsvoll: „Das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt!" Im letzten Sommer wurde ein Wettschwimmen bei Saratoga durch ein Boot unterbrochen, in welchem sich eine Anzahl der Polizei wohl bekannter und im übelsten Geruche stehender Personen befand, und unter ihnen war der Capitän der Geheimpolizei zu bemerken. In jüngster Zeit sind gegen diesen Beamten schwere Anschuldigungen erhoben worden; eine gründliche Untersuchung derselben hat bis jetzt nicht stattgefunden und er ist noch immer im Amte. — Wenn es bekannt wird, daß ein Polizeicapitän den Spielhöllen und anderen Lasterhöhlen in seinem Bezirke Contributionen auferlegt, so wird er in den seltensten Fällen bestraft, und wenn dies wirklich einmal geschieht, so besteht die ganze Strafe in der Versetzung in einen andern Bezirk. Im Publicum gilt die Polizei als Bundesgenosse der Diebe und Einbrecher, deren Verbrechen so häufig straflos ausgehen. Die Fälle, in denen ein Verbrecher durch einen Polizisten abgefaßt wird, sind höchst selten. In der Regel besorgen dies Privatpersonen. Und selbst wenn der Polizist vom besten Willen beseelt ist, so hat er doch wenig Chance, es mit einem einigermaßen erfahrenen Einbrecher aufzunehmen. Der Durchschnitts-Verbrecher ist im Gebrauch von Waffen geübter, erfahrener und intelligenter als der Durchschnitts-Polizist. Selbst die sogenannten Geheimpolizisten entbehren gänzlich der Geriebenheit, die diesen Dienstzweig auszeichnen sollte, im Ganzen kann man in intellectueller Beziehung keine traurigere Gesellschaft beisammen haben, als sie im Bureau der Geheimpolizei zu finden ist. Fragt man, was dieses in einer großen Stadt wie Newyork so überaus wichtige Departement in den letzten Jahren eigentlich vollbracht hat, so findet man Positives fast nichts, dagegen sind eine große Menge von Fällen aufzuzählen in denen es die schmählichste Blamage auf sich geladen hat. Unser ganzer Geheimpolizeidienst ist ein Humbug. Aber die Geheimpolizei ist nicht nur ohne Nutzen, sie ist auch unehrlich, wie überhaupt auch jeder andere Zweig des Polizeidienstes von Corruption durchfressen ist."

— Carpet-Bagger. Diese Bezeichnung spielt in der politischen Sprache der Yankees eine wichtige Rolle. Als die conföderirten Südstaaten nach vierjährigem, heldenmüthigem Kampfe den Söldnern und der Uebermacht der Yankees erlegen waren, entrechtete die radicale Bundesregierung eine halbe Million weißer Männer, proscribirte und confiscirte und gab den Negern das Stimmrecht. Da die entrechteten Weißen keine Aemter bekleiden konnten, zogen viele Tausende politischer Gauner, darunter vorzugsweise Advocaten, nach dem Süden, bemächtigten sich der Stellen, reizten die Neger auf, plunderten und betrogen und sie sind, da Präsident Grant ihnen geistesverwandt ist und die Radicalen im Congreß ihre Brüder sind, bis heute der wahre Fluch, der auf den Südstaaten lastet. Sie kamen ohne alle Habe ins Land, nur mit einer Reisetasche, Carpetbag, und die meisten haben sich reich gestohlen. Wer aber gab diesen Gaunern die sehr zutreffende Bezeichnung? Ein Virginier Namens William Parr, der im Januar gestorben ist. Er war ein ganz gewöhnlicher Mann, hatte aber eine gute Dosis gesunden Mutterwitzes und traf gewöhnlich bei seinen Aussprüchen den Nagel auf den Kopf. Von Nausemond County, in Virginien, wurde er in die sogenannte „Underwood Convention" geschickt und trieb dort zum Gaudium der ganzen Versammlung allerlei Schabernack. So machte er z. B. dem Sprecher ein hübsches schwarzes Hampelmännchen zum Geschenk, welches, wenn man es aufzog, die spaßigsten und wunderlichsten Tänze ausführte. In dieser Convention war es, wo Parr in einer seiner launigen Reden das Wort „Carpet-Bagger" zuerst brauchte, um damit den Typus der den Süden überziehenden politischen Abenteurer aus den Nordstaaten zu bezeichnen und dieser treffenden Benennung hat er seinen Ruf zu verdanken. Das Localblatt, welches seinen Tod meldet, sagt von ihm: er war allgemein als ein ehrlicher Mann geachtet, und das ist mehr, als sich von vielen seiner berühmteren (!) Zeitgenossen sagen läßt.

— Die Secte der Lipowaner in der Walachei. Diese „Bekenner des wahren Glaubens" sind vor längeren Jahren aus der Krim, wo sie ihres Glaubens wegen Verfolgungen erlitten, nach der Walachei ausgewandert. Sie beschäftigen sich zumeist mit Gartenbau und als Lohnkutscher (Birjars), vorzugsweise in Bucharest, und sind wohlhabend geworden. Ihr Glaube verbietet ihnen, das Haar oder den Bart zu scheren, mit Andersgläubigen gemeinschaftlich zu speisen und Waffen zu tragen. Durch das Letztere kommen sie nun in große Bedrängniß, weil in Rumänien die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden ist. Ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" meint, daß sie wohl wieder ein neues Vaterland sich würden suchen müssen, da man ihnen Befreiung vom Heerdienste nicht bewilligen werde. Sie sind im bürgerlichen Leben ordentlich, nüchtern und fleißig, aber sie leiden an einem seltsamen Fanatismus. Die Männer verheirathen sich sehr jung und lassen sich entmannen, sobald sie zwei Kinder gezeugt haben.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

# Die Entwickelung unserer Kenntniß von der innerafrikanischen Seenregion.

(Mit sechs Kärtchen. Siehe die folgende Seite.)

Es ist möglich, daß in dem Augenblicke wo wir dieses schreiben, bereits der erste Dampfer unter ägyptischer Flagge (zu Gordon's Expedition gehörig) auf den Fluthen des Luta Nzige schwimmt und vor den blauen Bergen Anker wirft, die Baker's sehnsüchtiges Auge nur vom Ostrande des breiten Sees erspähen konnte. Wir würden dann erfahren, wie weit dieses Quellbecken des Nils sich gegen Süden erstreckt und ob, woran wir zweifeln, etwas Wahres an der Vermuthung ist, daß es mit dem Tanganjikasee in einem Zusammenhange stehe.

Auch kann es sein, daß der kühne Cameron, der mit einem Schlage in die Reihe der tüchtigsten Afrikareisenden eintrat, gerade jetzt jenes wohl zum Congo gehörige Gewirr von Seen und Flüssen im Westen des Tanganjika näher durchforscht, von dem wir durch Livingstone leider nur dürftige Kunde erhalten haben. Und ferner winkt uns die Aussicht, daß Henry Stanley, der Finder Livingstone's, das von Speke ungelöst gelassene Problem des „Victoria Nyanza" jetzt zum Abschlusse bringt.

Es ist jetzt also, wo auch die deutsche Afrikaexpedition nach langer Vorbereitung von Westen her dem unerforschten Centralkern zustrebt, wieder eine wichtige Periode in der Entschleierung Innerafrikas eingetreten, die es wohl rechtfertigt, einen Blick rückwärts zu werfen und an der Hand kartographischer Darstellungen zu zeigen, wie langsam und schwierig die Arbeit vorgeschritten ist, welche uns zu unserer gegenwärtigen Kunde der afrikanischen Seenregion verhalf. Fünfzehn Jahrhunderte umfaßt sie im Ganzen, aber den letzten fünfzehn Jahren allein war es vorbehalten uns positive Nachrichten zu bringen. Besser als Worte es vermögen, zeigt ein Blick auf die sechs Kärtchen den allmäligen Fortschritt; wir legen daher auf diese Nachdruck und begleiten sie nur mit einigen Erläuterungen.

1. Der alexandrinische Geometer und Astronom Claudius Ptolemäus, welcher im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, wußte, daß der Weiße Nil auf der südlichen Erdhälfte aus Seen entspringe, die tief im Innern des Festlandes lagen. Diese Kunde war ihm von arabischen Kaufleuten geworden, die damals, wie noch heute, an der ostafrikanischen Küste Handel trieben und von den aus dem Innern gekommenen Eingeborenen Kunde über die Gestaltung des Landes einzogen.

Die Ptolemäischen Vorstellungen von den Nilseen blieben volle fünfzehn Jahrhunderte in Geltung; sie wiederholen sich auf den meisten mittelalterlichen Karten Afrikas. Da es jedoch an wirklicher Kunde vom Innern dieses Erdtheils fehlte, so wurde dasselbe mit geographischen Phantasien ausgefüllt, gruppirt um die Ptolemäischen Nilseen, die aber auch gleichzeitig außer dem Nil andere Flüsse entsenden. So bei dem sonst verdienstvollen holländischen Compilator O. Dapper in seiner „Nauwkeurige Beschrijvinge van Africa" u. s. w. (Amsterdam 1676). Seine colossalen Seen


1.
INNERAFRIKA
nach
O. Dapper
1676.
Gabon
Zaire
Aquilunda S.
Zaire See
Zaflan See
Zansibar
Cuanza
Sachaf S.
Nilus


2.
INNERAFRIKA
nach einer
Homann'schen Karte
18. Jahrh.
Gabon
Zaire
Coango F.
Aquilunda l.
incertae positionis
Lacus Grandis Marawi
Sansibar
Zambese
Tete
Portugalorum
Sena
Portugal.


3
Der grosse
innerafrikanische
SEE
nach
Rebmann u. Erhardt
1856
Baringo S.
Kignea
Kilimandscharo
See Ukerewe
SEE von UNIAMESI
Sansibar
Bagamoio
Niansa
Onembo


Ukerewe S
Kilimandscharo
Sansibar
Zaire
Congo
Udschidschi
Lucenda
Zumbo
Sambesi
4 Der grosse
innerafrikanische
SEE.
Petermanns Darstellung
1856.


Gondokoro
Albert Nyanza
(Mwutan Nsige)
Mtesa
Victoria Nyanza
Ukerewe
Kenia
Kilimandscharo
Muansa
Bardera
Udschidschi
Tanganyika S
Rukwa
Sansibar
Zaire
Aquilonda S
Ja Quilem
Lucenda
Nyassa S
Schirwa S
5.
Die
innerafrikanische
SEENREGION.
1866


Gondokoro
Mwutan Nsige
Mtesa
Samburu S
Bardera
Ukara S
Kenia
Ukerewe S
Kilimandscharo
Muansa
Urenge S
Nyangwe
Udschidschi
Kamalondo S
Tanganyika S
Sansibar
Zaire
Congo
Aquilonda S
Ja Quilem
Tschibungo S.
Moero S
Kasembe
Bangweolo S
Nyassa S
Schirwa S
Rovuma
6.
Die
innerafrikanische
SEENREGION.
1875.

liegen zwischen 5° und 13° S. Sie heißen Zaflan und Zaire, doch beginnt neben ihnen der Aquilunda eine Rolle zu spielen. Um den Vergleich besser zu ermöglichen ist die Dapper'sche Darstellung in die richtigen Contouren Afrikas eingetragen.

2. „Solche täuschende Ausfüllung thatsächlich noch völlig unbekannter Erdräume mit mißverstandenen und falsch combinirten Thatsachen, ja mit bloßen Phantasiegebilden, ist dann fast ein Jahrhundert lang von den zahlreichen handwerksmäßigen Kartenfabrikanten weiter verbreitet worden, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst der große Bourguignon d'Anville die Grundsätze historischer Kritik auf die Kartographie anwendete" *).

Bei d'Anville sind die Ptolemäischen Nilseen verschwunden, statt deren aber sehen wir zwischen 4° und 11° S. sich den großen Marawisee ausdehnen. Hier sind schon die Erkundigungen maßgebend gewesen, welche die von Osten her am Sambesi vorgedrungenen Portugiesen eingezogen hatten, nur wird hier ein Volksname auf einen See übertragen, der fortan bis in unser Jahrhundert auf den Karten herrschend blieb, gewöhnlich mit der Bezeichnung: „Großer Sumpfsee Marawi; Lage unsicher." Wir geben denselben in unserer Skizze nach einer Homann'schen Karte des vorigen Jahrhunderts, indessen gleichfalls mit den richtigen Contouren des Erdtheils. Neben dem Marawi erscheint nur noch der Aquilundasee, als Quellsee des Congo. Dieser See, auch Achelunda oder Chilande genannt, taucht zuerst bei Barros auf, nachdem er 1490 von einer portugiesischen Gesandtschaft erreicht worden sein soll. Auch alle späteren, von den Portugiesen beeinflußten Berichterstatter führen den Aquilunda etwa unter 7½° südl. Br. auf und bringen seinen Abfluß mit dem Congo in Verbindung. Sein Dasein zu constatiren ist noch eine der Aufgaben unserer Tage. Eine Zeit lang war er von den neueren Karten verschwunden, bis Bruno Hassenstein in seiner gründlichen Bearbeitung der Geographie Congos und Angolas (1862) ihn wieder an die alte Stelle setzte.

3. Schon drohte der große Binnensee Marawi gänzlich von unseren Karten zu verschwinden als er, vor nun gerade zwanzig Jahren, eine entscheidende Auffrischung erhielt. (Desborough Cooley's Angaben über den „Nyassi" vom Jahre 1835 waren in Vergessenheit gerathen und was die Portugiesen von unserm heutigen Nyassasee wußten, war keineswegs Gemeingut der geographischen Welt.) Das Calwer Missionsblatt und nach ihm Petermann's geographische Mittheilungen brachten Berichte von den an der afrikanischen Ostküste in Mombas angesiedelten deutschen Missionären über einen gewaltigen afrikanischen Binnensee. Derselbe, alle übrigen Binnenmeere, selbst das Kaspische, weit hinter sich zurücklassend, dehnte sich von ½° N. über den Aequator bis 13½° S. aus und nahm einen Flächenraum von 13,000 bis 14,000 Quadratmeilen ein. Er führte den Namen Ukerewe, See von Uniamesi, Nyassa und in seiner Mitte lag eine gewaltige Berginsel Kavogo.

Gesehen war dieser See von den Missionären Rebmann und Erhardt allerdings nicht, aber sie hatten zahlreiche Aussagen von Eingeborenen eingezogen, diese combinirt und danach die Karte entworfen, von welcher wir die Skizze mittheilen.

Diese Mittheilung erregte begreiflicherweise ungemeines Aufsehen und wurde, als Denkschrift und Karte 1856 in Petermann's Mittheilungen erschienen, einer allseitigen scharfen Kritik unterzogen.

4. Auf den ersten Blick erkennen wir nach dem heutigen Stand unserer Kenntniß von Innerafrika, wie die Missionäre verschiedene Seen in einen großen zusammenzogen und Desborough Cooley, der in seiner gewohnten herben Weise die Karte der Missionäre kritisirte, wies darauf hin, wie durch den großen See selbst schon gut bekannte Länder, wie z. B. das Reich des von den Portugiesen Gamitto und Monteiro besuchten Cazembe, verschlungen würden.

Gerechter und glimpflicher war August Petermann's Kritik, der anerkannte, wie die Nachrichten der Missionäre zu einer umfangreichern Kenntniß den Weg bahnten, und der unter Benutzung der eingezogenen Nachrichten sowie des sonst vorhandenen Materials, namentlich der Forschungen Monteiro's und Gamitto's, dem See eine wesentlich veränderte Gestalt und kleinern Umfang als die Missionäre gab (Skizze 4). Immerhin aber blieb noch die irrige Vorstellung von einem großen Binnensee bestehen. „Möge es in Bälde — so schloß 1856 Petermann seine Bemerkungen über diese Angelegenheit — einem wissenschaftlich gebildeten Europäer vergönnt sein von der Ostküste Afrikas zwischen dem Aequator vorzudringen; er würde sich dadurch ein hohes Verdienst um die Geographie erwerben und sein Name würde unter diejenigen der berühmtesten Reisenden gezählt werden."

5. Diese Mittheilungen der deutschen Missionäre gaben in der That den Anstoß zu weiteren großen Entdeckungen. Den mühevollen Anstrengungen britischer Reisenden gelang es im Verlaufe der nun folgenden zwanzig Jahre uns über die wesentliche Gestaltung der großen Seenregion Innerafrikas aufzuklären. Nach einem von der Londoner geographischen Gesellschaft ausgearbeiteten Plane gingen zunächst Richard Burton und sein Begleiter John Hanning Speke vor. Im Juni 1857 brachen sie von Sansibar in westlicher Richtung auf und am 13. Februar 1858 erblickten sie zuerst den Tanganjikasee, welchen sie theilweise beschifften und so in die Karte eintrugen, wie derselbe auf Skizze Nro. 5 dargestellt ist. Auf der Rückreise, im Juli, ging Speke allein von Kaseh aus nach Norden vor um einen zweiten großen See, von dem er gehört hatte, aufzusuchen. Er erreichte auch am 3. August 1858 bei Muansa unter 2° S. dessen südliches Ende, hörte, daß ein großer Fluß — der Nil — aus ihm abfließe, daß der See sich weit nach Norden erstrecke und Ukerewe heiße, benannte ihn aber trotzdem nach seiner Königin „Victoria Nyanza". Speke konnte leider seine Entdeckung nicht weiter verfolgen, war aber der festen Ueberzeugung einen der Ptolemäischen Nilquellseen gefunden zu haben.

Zur Vervollständigung dieser Entdeckung unternahm bereits 1860 Speke, diesmal begleitet von Grant, eine neue Reise, welche den Zusammenhang des Weißen Nil mit dem von ihm entdeckten Ukerewesee darthun sollte. Auf dieser epochemachenden Reise, welche die beiden Entdecker von Sansibar bis Alexandria führte, berührten sie 1862 das westliche und nördliche Ufer des Sees und überschritten den 80 Schritte breiten Kitangule, welcher von Westen her in den See strömt. Am 28. Juli sah Speke den Nil bei den Riponfällen aus dem Victoriasee abfließen. Hielt er nun auch in der Freude über seine Entdeckung die Nilquellenfrage für gelöst, so ergab sich doch später, daß dieses nicht der Fall war, denn noch wichtige Probleme waren gerade in jener Gegend zu enträthseln.

Speke und Grant hatten von einem zweiten See, dem „kleinen Luta Nzige", gehört, der nordwestlich vom Ukerewe liegen sollte, und durch welchen der von ihnen entdeckte Nil durchflösse, den zu besuchen sie aber verhindert waren. Sa-

*) H. Kiepert, Erläuterungen zu den die Entdeckungsgeschichte von Afrika darstellenden Karten. Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde VIII, 165.

muel White Baker war es vorbehalten am 14. März 1864 den Mwutan aufzufinden, den er von Vacovia bis zum Einflusse des Nil in denselben beschiffte und Albert Nyanza benannte. So wie er ihn darstellte, wird er noch heute auf den Karten verzeichnet und Baker's später (1872) eingezogene Nachricht, daß der Mwutan mit dem Tanganjikasee zusammenhänge, wurde von der geographischen Kritik nicht angenommen. Diese Vorstellung eines zusammenhängenden Sees von 3° N. bis 7° S. wäre ein Rückschritt zu Rebmann und Erhardt gewesen *).

Tanganjika- und Ukerewesee entsprechen dem nördlichen und mittlern Theile des großen von Rebmann und Erhardt erkundigten afrikanischen Binnenmeeres. Ueber den südlichen, von ihnen Nianja genannten Theil, der von Kiloa aus erkundigt war, brachte Livingstone's zweites Reisewerk Auskunft. Am 16. September 1859 entdeckte er das Südende des Niassasees, den er 1861 bis beinahe zu seinem nördlichen Ende befuhr. Einen Monat später als Livingstone (19. October 1859) war unser unglücklicher Landsmann Albert Roscher am Ostgestade des Niassasees eingetroffen. Der kleine im Südosten des Niassasees gelegene Schirwasee war schon am 18. April 1859 von Livingstone aufgefunden worden. Portugiesen haben übrigens schon, wie bereits angedeutet wurde, im 17. Jahrhundert den Niassa (Nyanja Mucuro) besucht, allein diese Entdeckung wie manche andere wurde nicht bekannt.

6. Wir betrachten jetzt die Karte der innerafrikanischen Seenregion, wie dieselbe im gegenwärtigen Augenblicke sich uns darstellt, wobei wir uns bewußt sind, daß diese Darstellung immer noch eine provisorische, der Wahrheit nur sich annähernde ist, da, wie im Eingange bemerkt, das Forschungswerk gerade auf dem in Rede stehenden Gebiete im völligen Flusse begriffen ist.

Neu erscheint gegenüber der vorigen Skizze die Einführung der Seen Bangweolo, Moero, Kamalondo, Tschibungo und Urenge durch Livingstone in der Karte. Unsere Kenntniß derselben ist eine sehr vage und die Hoffnung, durch die jetzt veröffentlichten letzten Tagebücher Livingstone's näher aufgeklärt zu werden, leider nicht erfüllt worden. Livingstone hielt bekanntlich diese Seen für die eigentlichen Nilquellseen (Schweinfurth sagt mit Recht: „Jeder Reisende hat seine Privatnilquelle") und den sie verknüpfenden Luapula oder Lualabastrom für den eigentlichen Quellstrom des Weißen Nil — eine keineswegs von den Geographen angenommene Ansicht, die (namentlich auf Behm's Arbeit hin) sich vielmehr der Vorstellung zuneigen, daß jene Seen vielmehr das lange gesuchte Quellbecken des mächtigen Congostromes sind.

Was den Tanganjikasee betrifft, so stellte man sich diesen bis in die allerneueste Zeit als ein völlig abgeschlossenes Becken ohne Ausfluß vor. Burton und Speke hatten es 1856 unentschieden gelassen ob der Rusisifluß in das nördliche Ende des Tanganjikasees einmünde, oder aus diesem abflösse. Stanley und Livingstone wiesen erst 1872 nach, daß der Rusisi in den Tanganjikasee hineinflösse. Ein Abfluß war nicht bekannt geworden und Livingstone, der den größern Theil der Ufer des Tanganjikasees besucht, erwähnt durchaus nichts von einem solchen.

Da brachte jüngst Cameron's Expedition die erwünschte Aufklärung. Dieser tüchtige Forscher hat im März, April und Mai 1874 den bei weitem größern Theil des Tanganjikasees zwischen 5 und 9° S. befahren. Er segelte entlang der Ostküste von Udschidschi bis zum Südende, dann wieder an der Westküste aufwärts, an welcher er am 3. Mai unter 6° S. den zum Lualaba führenden Lukuga genannten Ausfluß des Tanganjikasees auffand.

Damit war eines der wichtigsten hydrographischen Räthsel Afrikas gelöst. Bereits durch Livingstone hatte der Tanganjika auf der Karte gegenüber Burton's und Speke's Darstellungen eine sehr veränderte Gestalt erhalten, die durch Cameron noch mehr rectificirt wurde, so wie sie in unserer Skizze Nro. 6 sich darstellt.

Zum Schlusse haben wir nochmals den Ukerewe oder Victoria Nyansa zu betrachten. Unbekümmert darum, daß Speke 1856 bei Muansa eine andere Höhe des Spiegels als 1862 bei Mtesa fand, verband er beide Theile zu einem gewaltigen See. Mag nun der Höhenunterschied von einigen hundert Fuß auf einem Messungsfehler beruhen, so hatte Speke doch kein Recht, die beiden von ihm 1856 und 1862 gesehenen Uferstrecken — die soweit wie der Bodensee und Köln auseinanderliegen. — zu einem See zu vereinigen und zwar nur auf die Aussage arabischer Händler hin *) und es war vorauszusehen, daß sein See wieder zerbröckeln müsse.

Schon auf der Karte der deutschen Missionäre (Nro. 3) finden wir unter dem Aequator in der Nähe des Kenia (Kignea) den Baringosee angegeben. Speke hatte ihn dann mit dem Victoriasee verknüpft, eine Darstellung auf unseren Karten, die man jedoch bald fallen ließ. Da veröffentlichte 1870 im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft der Missionär Thomas Wakefield seine neuen an der Ostküste eingezogenen Erkundigungen nebst Karte, auf der wieder unter dem Aequator der Baringo und nordöstlich von ihm ein neuer großer See, der Samburu, auftritt. Indessen deren Lage und Gestalt sind eben so unsicher, wie die Zerlegung von Speke's großem Victoriasee in eine Anzahl kleinerer Binnengewässer, die, meist gestützt auf Sadi ben Ahedi's Aussagen, jetzt auf unseren Karten eingeführt ist. Wesentliche Stütze aber hat die Ansicht von der Zerlegung des Ukerewe in eine Anzahl kleinerer Seen durch die Reise Long's, eines Begleiters des Oberst Gordon, im Sommer 1874, erhalten, welcher von Mtesa aus den Ukerewe befuhr und ihn hier nur auf 12 bis 15 Miles Breite schätzt. Seine Bemerkungen sind jüngst im „Globus" mitgetheilt worden. Eine nicht ferne Zukunft wird uns auch nach dieser Richtung hin die erwünschte Aufklärung bringen.

R. A.

---

*) Wir übergeben den großen See Piaggia's im Nordwesten des Mwutan. Seit Schweinfurth's Reisen im Monbuttulande ist derselbe wieder von den Karten gestrichen worden.

*) Englische Geologen, namentlich Jukes, verwerfen Speke's hydrographisches Bild als apokryph, da es theoretisch einen See mit mehreren Abflüssen nicht geben könne. In Deutschland sind seine Angaben auch nur mit Mißtrauen aufgenommen worden (vergl. „Globus" IV, 175 und mehrere Mal); Burton opponirte seinem ehemaligen Reisegefährten heftig; eine kritische Darstellung, daß ein so großer See, wie Speke ihn annehme, nicht existiren könne, gab zuerst Oscar Peschel im „Auslande" 1865, S. 222.

# Die Erzeugung der Steinwaffen.

Von **Paul Schumacher** in San Francisco.

Ueber die Erzeugung der Pfeil- und Speerspitzen, Messer, Bohrer und ähnlicher Gegenstände aus Feuerstein, Obsidian u. s. w., wie wir solche auf den vorhistorischen Küchenabfällen, den Kjökkenmöddinger Dänemarks und den Muschelablagerungen an der pacifischen Küste, bis auf die jüngst vergangene Zeit herab, auffinden, herrschen verschiedene Ansichten. Der eine spaltet den Obsidian vermittelst Anpressen eines spitzen Stockes, auf welche Weise die Obsidianmesser in Südamerika erzeugt werden sollen; ein anderer hämmert die Pfeilspitzen mit elastischen Schlägen (rebounding blows) u. s. w. Auf die letztere, die anscheinlich richtige Weise, verfiel auch ein bekannter deutscher Gelehrter, welcher der praktischen Ausführung dieser Theorie wochenlang nachging, in welcher Zeit es ihm mit mancher mechanischen Geschicklichkeit gelang, grobe Steinspitzen anzufertigen.

Fig. 1.




Fig. 2.



Fig. 4.

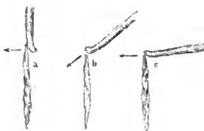
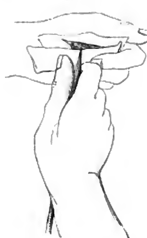



Fig. 3.



Nachdem ich im vergangenen Jahre (1873) Gelegenheit hatte, verschiedenartige Steinwaffen und Geräthschaften zu sammeln, darunter Pfeilspitzen von besonders gebrechlicher Form und feinem Bruche, regte sich auch in mir ein lebhaftes Verlangen, die Erzeugung zu ergründen, welche ich einer andern Lösung fähig hielt. Um jene Zeit brachten mich meine Streifzüge nach dem Klamath-Flusse, am nördlichen Ende Californiens, wo ich mich einige Zeit unter den friedlichen, noch in aller Freiheit lebenden Klamath-Indianern aufhielt. Unter ihnen fand ich Gelegenheit die Verwendung mancherlei Geräthschaften, welche ich in Oregon, auf den verfallenen Ansiedelungen ausgestorbener Stämme, sammelte, zu errathen. Die Klamath-Indianer benutzen auch noch die Steinpfeile und ich nahm die Gelegenheit wahr, um mich in der Anfertigung derselben, von dem Pfeilmacher, dem Waffenschmiede des Stammes, unterrichten zu lassen, was ich nachfolgend beschreiben und bildlich veranschaulichen will — wie ich es

Fig. 5.



Fig. 7.



Fig 6.



bereits mit kurzen Worten in meinem Berichte an das Smithsonian Institute gethan habe *).

Zur Anfertigung der Pfeil- und Speerspitzen, Messer, Bohrer, Schabsteine ꝛc. werden Hornblende, Chalcedon, Jaspis, Achat, Obsidian, für die letzteren drei Gegenstände aber besonders Feuerstein gebraucht; überhaupt finden wir das Gestein verwendet, welches, mehr oder weniger conchoidal oder muschelig, in scharfe Kanten bricht, wie es bei der Gattung Quarz, unter welche sich die genannten Arten reihen, und dem vulcanischen Glase, Obsidian, der Fall ist.

Ein derartiger zu bearbeitender Stein wird dem Feuer für längere Zeit ausgesetzt um vollständig durchglüht zu werden, nachher rasch ausgekühlt und durch Schläge auf die Seite der Spaltung in blattartige Scheiben gebrochen. Die in Form und Dicke unregelmäßigen Scheiben werden hierauf sortirt, indem für die Pfeilköpfe die kleinsten und der anzunehmenden Form am nächsten kommenden Stücke gewählt werden; größere dagegen für die Speerspitzen; dünne,

*) Siehe Report der Smithsonian Institution 1874.

lange Splitter für Bohrer; handförmige Scheiben für Spaten u. s. w.

In Fig. 1 sehen wir das Werkzeug, mit welchem die Scheiben in die verlangte Form gebrochen werden. An einem $1^1/_2$ Fuß langen Stiele a — der in Dicke und Form einem Pfeilschafte ähnlich ist — befindet sich eine Beinspitze b, welche in Fig. 2 in natürlicher Größe dargestellt ist, die aus dem Zahne eines Seelöwen, seltener aus Hirschhorn, bei den gegenwärtigen Klamath auch schon aus Eisen besteht. Die Spitze ist geschweift und gesattelt, wie es in Fig. 2 hervorgehoben wurde, um den Stoß des Instrumentes auf die Kante des Steines zu dämpfen und andererseits durch den gehobenen Rand, oder Sattel, auf einen mäßig geringen Raum zu beschränken.

Während die Erzeugung vor sich geht ruht die Scheibe in der linken Hand in einem Lappen aus Hirschleder, um besser gehandhabt werden zu können und zwar so, daß die Breitseite an der Daumenwurzel anliegt und die obere Kante der Scheibe aus dem Leder hervorsteht (Fig. 3). Mit der Rechten wird das Brechwerkzeug geführt, dessen Stiel unter den Arm reicht und an den Körper angedrückt wird, damit es mit Sicherheit geleitet werden kann.

Die hauptsächlichen Stoßbewegungen lassen sich mit a b c (Fig. 4) veranschaulichen. Mit der Stellung und Stoßbewegung der Brechspitze, wie in a dargestellt, werden die groben Splitter abgebrochen um den zu verfertigenden Gegenständen die rohe Form zu geben; mit b werden ebenfalls größere, namentlich lange Splitter entfernt, deren Bruchnarben sich bis nach der erhöhten Mittellinie der Pfeilspitze hinziehen, wodurch die dünne niedliche Form erlangt wird; die Schneide und Spitze dagegen werden mit kurzem Bruche, welcher durch die Bewegung c erlangt wird, geformt und geschärft.

Mit der Spitze oder dem zerbrechlichsten Theile einer Lanze, eines Bohrers 2c. wird begonnen und dem stärkern Ende zu gearbeitet, wie die Fig. 6 erklärt, wo die zu erlangende Form des Bohrers in gebrochenen Linien angedeutet ist.

Um die Widerhaken auszuarbeiten, wie z. B. bei dem Pfeilkopfe (Fig. 5), welcher auch noch einen Ansatz hat, wird eine Beinnadel verwendet, welche unter Fig. 7 in natürlicher Größe dargestellt ist und mit den Stoßbewegungen b und namentlich c — ohne einen Schaft — verwendet wird.

Ein kurzer Versuch wird es ermöglichen, auf diese Weise Pfeilköpfe zu erzeugen. (Aus dem Archiv für Anthropologie.)

---

# Sosnowski's Forschungen in der Dsungarei 1872.

R. K. Generalstabscapitän J. A. Sosnowski hat zwar schon im November 1873 die Resultate seiner Reise nach dem obern Schwarzen Irtysch, dem See Uljungur und dem Bergdistrict Chobu-sor der russischen geographischen Gesellschaft mitgetheilt, und letztere dieselben im August vorigen Jahres veröffentlicht; da aber noch nirgends als in Sir Bartle Frere's Jahresbericht (Proceedings of the Royal Geogr. Society XVIII, p. 561) darauf Bezug genommen wurde *), so scheinen sie in Westeuropa ziemlich unbekannt geblieben zu sein; und eine Uebersetzung aus dem russischen Text dürfte darum willkommen sein.

Der Schwarze Irtysch ist keineswegs jener reißende, breite und tiefe Strom, als welchen man ihn geschildert hat; vielmehr wird er in dieser Hinsicht von seinen Zuflüssen Kaba, Burtschum und Kran bei Weitem übertroffen. Die Anwohner treiben nicht nur großes, sondern auch ihr Kleinvieh schwimmend hindurch, mitunter sogar bei mittlerm Wasserstande, was nach dem Austritte des Irtysch aus dem Saisansee gewiß Niemand wagen würde. Ueberhaupt gleicht er sehr dem sogenannten Zahmen Irtysch zwischen dem Saisan und der Staniza Buchtarminsk, wo derselbe in Folge des geringen Falles sehr langsam fließt und den Eindruck eines stehenden Gewässers macht. Die größte Breite in seinem ganzen Laufe bis zum Saisan hat er bei der Mündung des Kaba, wo er über seine Ufer tritt, nämlich etwa 100 Saschenen; aber schon etwa 50 Werst stromauf, bei Ak-tübek, mißt er nur noch 30; oberhalb des Kran etwa 15; unterhalb des Kaba aber, gegenüber dem Hügel Ak-Tübe (identisch mit dem chinesischen Posten Manitu-Gatul-chan), nur 50 bis 60 Saschenen.

Was die Tiefe des Irtysch anlangt, so sind seine Furthen nur bei hohem Wasserstande gleich nach der Ueberschwemmung, welche Ende März stattzuhaben pflegt, unpassirbar; zu jeder andern Jahreszeit hat er viele Furthen, in besonders großer Anzahl oberhalb der Einmündung des Kaba, wie bei Ak-Tübe, Kundusdü und gegenüber der Burtschummündung, wo ein die ganze Breite des Flusses durchsetzender Felsgrat einen Wasserfall erzeugt und der Schifffahrt eine Schranke setzt; weiter stromauf trägt der Irtysch kaum flachgehende Boote.

Zu seinen beiden Seiten wechseln üppige, wiesenreiche Striche mit dem dichten Schatten der Silberpappeln, Espen, verschiedener Weidenarten und Birken. Besonders schön ist der Birkenwald am Burtschum, dessen Thal alle Bedingungen einer gemächlichen Cultivirung darbietet: den Stromlauf, fette Triften, treffliche Waldbestände und günstige klimatische Verhältnisse. Jetzt sitzen dort in einer Stärke von 7000 Kibitken die Kirejer, welche bis zur Mündung des Kran hinaufreichen. An den beiden Quellflüssen des Irtysch, Kuu-Erzis und Kara-Erzis, wohnen nur so wenige von ihnen (etwa 20 bis 30 Kibitken), daß man den Kran factisch als ethnographische Grenze zwischen den Kirgisen und den ihnen ganz fremden Kalmücken ansehen kann.

Augenblicklich herrscht im Irtyschthale die vollständigste Anarchie; denn die Kirejer erkennen die chinesischen Behörden kaum an und lassen sich nur mit Gewaltmitteln Steuern abtreiben. Dagegen respectiren sie die Russen, deren Einfluß allein die localen Verwaltungsorgane ihre geringe Autorität zu verdanken haben. Unter den gewählten Volksvorstehern befindet sich sogar ein russischer Tatar, Abiltscha, welcher an der Mündung des Kran sein Winterquartier hat.

Die bisherigen Karten dieser Gegend sind alle auf chinesische Quellen basirt; sie enthalten namentlich im Gebiete des Sees Uljungur und seines Zuflusses Urungu *) große Ungenauigkeiten.

*) Die Inhaltsangabe in Petermann's Mittheilungen 1875, S. 79, ist gar zu dürftig, um in Betracht zu kommen.

*) So richtig. Petermann (Mittheilungen 1872, Tafel 17, und

Sosnowski ist der Ansicht, daß letzterer See einst vermittelst des Irtysch zum Gebiete des sibirischen Eismeeres gehörte und nur später durch irgend welche Ursache davon getrennt wurde und sein eigenes continentales Becken für sich erhielt. Er unterläßt es aber, diese Ansicht näher zu begründen und verweist auf zukünftige Untersuchungen.

Heute strömt der Irtysch in einer Entfernung von nur 2 bis 3 Werst vom See vorbei (die Karten machen diese Strecke 12 bis 15 mal so groß) bei der niedrigen Bergkette Naryn-Kara. Das ganze Ostufer des Sees, welches „die Höhen Zirguntai" heißt, ist eine kahle, unebene, mit Kieseln und Muschelschalen besäete und von zahlreichen Salzsümpfen unterbrochene Fläche, der man es sofort ansieht, daß sie noch nicht lange vom bedeckenden Wasser verlassen worden ist. Auf einen ehemaligen Zusammenhang beider Gewässer deutet auch die unter den Anwohnern umgehende Sage, daß der Körper eines im See ertrunkenen Urjänchen später im Irtysch aufgefunden worden sei; eine Sage, wie sie ganz ähnlich die Kirgisen am See Tschuschkalu haben, welcher unweit des Irtysch in der ebenfalls einst vom Wasser bedeckten Sandwüste Bas-aigyr-kum liegt. Groß sind nach Sosnowski die Mineralreichthümer der gänzlich vegetationslosen Seeufer. Bei den Höhen Zirguntai liegt ein beträchtlicher, abgeschlossener Salzsee, dessen Gestade eine unerschöpfliche Menge des allerreinsten, krystallisirten Kochsalzes ansetzen, welches alljährlich von den Kirgisen und den Bauern des Dorfes Praporschtschikow gesammelt wird. Das Nordufer, wo sich der Höhenzug Naryn-Kara erhebt, enthält Graphitlager, welche zu Tage treten, so daß die Anwohner das Product geradezu in Säcke sammeln können. Die westliche Fortsetzung jener Höhen, Kok-sun mit Namen, besitzt reiche Lager von Salpeter, der sich auf der Stelle zur Pulverbereitung eignet.

Der einzige Zufluß des Ulungur, der Urungu (Burlutogoi), fließt in einer tiefen Rinne, ist seicht und bequem zu passiren, in den Furthen selbst in seinem Unterlaufe, die kurze Ueberschwemmungsperiode in der zweiten Hälfte des März natürlich ausgenommen. Seine mittlere Breite beträgt gegen 15 Saschenen; sein Lauf ist ruhig und glatt; das Wasser von Thon und Sand getrübt. Zu beiden Seiten zieht sich ein zusammenhängender Wald wilder Oelbäume hin, deren Holz zu verschiedenen Hausgeräthen, Möbeln, Radachsen u. s. w. verwendet wird. Den obern Theil des Irtyschgebietes bis zur Kranmündung sowie die untere Hälfte des Urunguthales haben nomadisirende Kalmücken inne, hier Karakalmücken genannt, in zehn Stämme getheilt, die sich nach ihrem Häuptlinge nennen. Ueber je fünf solcher Häuptlinge (Dsjangu oder Moschku) steht ein Ilgedai, über den beiden Ilgedais der Ucherdai, welcher seinerseits dem Amban oder Bezirksgouverneur in der Stadt Tulta am Kran unterthan ist. Das ganze, sehr arme Volk zählt nach eingezogenen Erkundigungen etwa 25,000 Seelen beiderlei Geschlechts. Beständige Räubereien und Plünderungen haben zwischen ihm und den westlich anstoßenden Kirejern einen blutigen, auch von letzterer Seite durch eine starke religiöse Secte genährten Haß großgezogen.

Nur 15 Werst von der Mündung des Urungu aufwärts liegt die Stadt Buluntochoi, der Sammelplatz alles möglichen Gesindels, welches 1869 den Sousan-Posten überfiel und seitdem bei den Russen unter dem Namen Kyzyl-Ajakow bekannt ist — so wurde es nach seinem chinesischen Schuhwerke von den Kirejern genannt. Diese kothige, schmutzige Stadt *) besteht aus zwei Quartieren, welche etwa 1/2 Werst von einander entfernt liegen. Das eine derselben zählt 160 Häuser und gegen 900 Seelen, aus Sibé, Solonen und eigentlichen Chinesen bestehend, welche man unter dem Sammelnamen Karakitaizen (d. i. schwarze Chinesen) zusammenfaßt; das andere beherbergt in 150 Häusern etwa 800 mongolische Einwanderer, Eljuten, Tschacharen, Kalmücken u. s. w. Die städtischen Behörden sind zwei Juanja, welche dem Amban in Tulta untergeordnet sind, und denen je drei aus dem Volke erwählte Männer zur Seite stehen.

Buluntochois Lage ist für den Handel sehr günstig und verheißt der Stadt eine glänzende Zukunft; sie liegt im Knotenpunkt der Straßen nach Rußlands Grenzen, der Dsungarei und Mongolei. Hier die Entfernungen nach den nächsten Städten: bis Chobdo 22 Tage oder 480 Werst; nach Uliassutai zwei Wege, einer über Chobdo 37 Reisetage, und ein zweiter, näherer, welcher den erstern links läßt, 31 Tage. Mit Barkul geht der Verkehr über Gutschen, bis wohin man 18 Reisetage oder 360 Werst zählt, und von da bis Barkul 15 Tage oder 345 Werst; nach Manas 10 Tage; nach Kur-kara-ussu 12 Tage. Trotzdem ist augenblicklich der Handel Buluntochois nur Kleinhandel und befindet sich vorzugsweise in den Händen russischer Tataren.

Zwei Dinge erregen in Sosnowski's Mittheilungen besonderes Interesse, die Fortsetzung der Schneegrenze im Gebirge Sauru und der Nachweis vulcanischer Thätigkeit in jenen Gegenden. Die Eile, mit welcher die Expedition ausgerüstet wurde; die Unmöglichkeit, sich in Semipalatinsk auch nur mit den für wissenschaftliche Beobachtungen unentbehrlichsten Instrumenten zu versehen; endlich die außerordentliche Schwierigkeit, mit großer Begleitung einen Ausflug in die Berge zu unternehmen, gestatteten Herrn Sosnowski nicht, genaue Untersuchungen anzustellen: er mußte sich auf theoretische Folgerungen beschränken, deren Werth jedoch nur ein relativer sein kann.

Die Schneelinie im Altai wird nämlich gewöhnlich zu 6600 Pariser Fuß angegeben; eine Zahl, welche jedoch durch die Beobachtungen Miroschnitschenko's anläßlich der Operationen der Grenzcommission im Jahre 1869 beträchtlich modificirt wird. Dieser Offizier bestimmte den Ort Ukok zu 7532 Fuß (russisch), das Piket Suok zu 8275 Fuß, die Grenzposten Ulan-Dabago zu 9063 Fuß, Bolzir zu 9650 Fuß und Schapschal zu 10,760 Fuß. Trotzdem damals der Sommer kalt und regnerisch war, lag auf jenen Punkten und ihrer nächsten Umgebung keine völlige Schneedecke. Ukok befindet sich ganz sicher unterhalb der Schneelinie, eben so wie Suok, wo nun schon seit mehreren Jahren ein russisches Grenzdetachement steht. Hält man damit die Angaben der Personen, welche an der alljährlich sich wiederholenden Berichtigung der Grenzpfeiler theilnehmen, zusammen, so gewinnt die Ansicht, daß die Schneegrenze im Altai (unter 51° nördl. Br.) nicht unter 9000 Fuß (russisch, = 8200 Pariser) liegt, einige Wahrscheinlichkeit. Im Thian-schan unter 43° nördl. Br. erreicht sie eine Höhe von 12,570 Fuß (11,500 Pariser Fuß); folglich in der Mitte zwischen beiden, d. h. im Sauru unter 47° nördl. Br., auch das Mittel zwischen den beiden Höhenzahlen, nämlich 10,785 Fuß (9855 Pariser Fuß). Ob dieser Schluß wirklich ein berechtigter ist, muß freilich erst eine factische Beobachtung zeigen. Jedenfalls sucht Sosnowski die angeblich

Blatt 59 in Stieler's Handatlas 1874) vertauscht die Namen dieser beiden Objecte. Beide Karten können übrigens zur allgemeinen Orientirung dienen.

*) Ihre geographische Position wurde nach Sir B. Frere von Matusofski bestimmt, doch findet sich davon in Sosnowski's Bericht nichts erwähnt, trotz der großen Wichtigkeit, welche die Festlegung dieses Punktes für die ganze Westmongolei besitzt.

sehr große Trockenheit der Luft im Sauru durch die Höhe der Schneegrenze zu erklären.

Was den Vulcanismus in jener Gegend anlangt, so bezieht sich Sosnowski auf folgende Stelle in Karl Ritter's Erdkunde von Asien (Bd. I, S. 387), wo es von der Solfatara von Urumtsi heißt: „Noch etwa 45 geographische Meilen von ihr (Urum-tsi), in Nordwesten in einer Ebene, nahe am Flusse Khobok, der in den kleinen See Darlai fließt, im Canton Khobok-Sari, erhebt sich von Neuem ein Hügel, dessen Gesteinklüfte sehr heiß sind, doch ohne Rauch (sichtbare Dämpfe) auszustoßen. In dessen Klüften sublimirt sich der Salmiak zu so fester Rinde, daß man um ihn zu sammeln das Gestein selbst abschlagen muß."

In Bezug darauf erfuhr der Reisende von dem Torgutenfürsten Uwan Folgendes. Zwischen den beiden Bergen Argaltami und Deleunem im Districte Chobu-sor (derselbe ist etwa zwei Grad westlich vom See Uliungur zu suchen) giebt es eine Stelle, Dschin genannt, mit einer sehr tiefen Spalte, aus welcher beständig Dämpfe aufsteigen, wie aus einem am Feuer stehenden, geöffneten Theekessel. Vor langer Zeit wurden neben dieser Spalte drei Gruben von Brusthöhe gegraben, mit einem Durchmesser von etwa drei Saschenen jede. Dorthin werden alle geschickt, welche an Gliederreißen, Rheumatismus, Krätze und sonstigen Hautleiden kranken. Dreimaliges Untertauchen genügt nach Uwan's Behauptung, um alsbald geheilt zu werden.

Danach ist also Dschin nichts anderes als eine jener in Dsungarien sich häufig findenden Solfataren mit beständiger Sublimation und Schwefelniederschlag.

---

# Das Land der Basken.

Basken wohnen bekanntlich zu beiden Seiten der Pyrenäen. Ueber ihre geographische Vertheilung hat der ausgezeichnete Anthropolog Paul Broca, der das Land und seine Bewohner kennt, ausführliche Mittheilungen gegeben.

Das spanische „Vasconien" umfaßt die ganze Provinz Guipuzcöa, fast ganz Biscaya, einen großen Theil von Navarra und etwas mehr als ein Viertel der kleinen Provinz Aläva. Das französische Baskenland bildet weniger als die Hälfte und mehr als ein Drittel des Departements der Unterpyrenäen; dasselbe umfaßt beinahe das ganze Arrondissement von Bayonne und den größten Theil des Arrondissements von Mauléon. Früher war es in drei Provinzen getheilt; diese sind in der Richtung von Westen nach Osten: das Labourd, Nieder-Navarra und la Soule. Diese Benennungen sind noch heute im Lande bräuchlich, haben aber keine bestimmte Abgrenzung mehr. Das Labourd ist das Land südlich von Bayonne; Hauptstadt von Nieder-Navarra war St. Jean de Luz; Mauléon war eine Stadt in der Soule und wird wohl auch Mauléon-Soule genannt, um es von einem andern Soule zu unterscheiden, das im Departement der obern Garonne liegt.

Das spanische Baskenland besteht aus zwei Theilen. In dem einen, der einen centralen Gebirgsstock bildet, spricht und kennt das Volk nur Baskisch; in dem andern, einer Uebergangszone, wird Baskisch und Castilianisch gesprochen. Diese im Osten und Westen ziemlich breite Zone wird in der Umgegend von Vittoria enger und wird es noch mehr nordöstlich von Pampelona, wo sie so ziemlich ein Ende nimmt; aber zum Baskenlande gehört sie unbestreitbar. Das Castilianische, welches man dort versteht und spricht, ist allmälig dort eingesickert und vielleicht schon vor sehr langer Zeit. Die Ortsnamen sind, wenige ausgenommen, baskisch.

Dieser Landestheil wird wohl bald ganz castilianisch werden. Das Spanische ist amtliche Sprache, allgemein im Handelsverkehr, Jedermann versteht sie bereits und so ist leicht abzusehen, was nicht ausbleiben wird. Das Baskische weicht immer mehr nach Norden zurück und somit setzt sich eine Bewegung fort, welche bereits zu Anfang unseres Jahrhunderts in dieser Richtung begonnen hat. Man braucht nur um ein oder zwei Menschenalter zurückzublicken um dieses Zurückweichen zu verfolgen. Broca hebt beispielsweise hervor, daß in Puenta de la Reina (fünf Leguas südlich von Pampelona), das jetzt außerhalb der baskischen Sprachgrenze liegt, vor 60 Jahren einige Familien noch Baskisch sprachen. F. Michel hat mehrere Beweise gesammelt. Ein Navarrese aus Olite versichert, daß er dort als Knabe mit seinen Gespielen Baskisch gesprochen habe; das sei 40 Jahre vor 1857 gewesen, also vor nun etwa 60 Jahren. Olite liegt 10 Leguas südlich von Pampelona, und ist jetzt 7 Leguas von dem äußersten Punkt entfernt, wo noch Baskisch gesprochen wird. Das ist ein beträchtliches Zurückweichen in etwa einem halben Jahrhundert. In dem Dreieck zwischen der gegenwärtigen baskischen Sprachlinie, dem linken Ufer des Ebro und dem rechten Ufer des Aragon kommen baskische Ortsnamen sehr häufig vor, während sie jenseits nur noch die Ausnahme bilden. Man darf daraus folgern, daß die baskische Sprache vor wenigen Jahrhunderten bis an die Grenze reichte und dort seit lange, vielleicht schon seit den Römerzeiten, stationär ist. Broca meint, der Ebro und der Aragon seien die natürlichen Wälle, hinter welchen die Vascones und ihre Verbündeten Schutz fanden und von wo aus sie Widerstand leisteten. Sie konnten sich der Römer wenigstens insoweit erwehren, daß sie ihre Sprache und ihre Volksthümlichkeit bewahrten, während die übrige iberische Halbinsel unterworfen wurde und die Sprache der Sieger annahm.

In Frankreich haben die Dinge einen ganz andern Verlauf genommen. Hier ist die baskische Sprachgrenze viel regelmäßiger. Allerdings macht sie da und dort rasche, schmale und tiefe Biegungen und es scheint nicht, als ob eine so seltsame Begrenzung eine Folge allmäligen Eingriffes und Vordringens oder Rückweichens sei. Hier fehlt auch eine Zwischen- oder Uebergangszone, wie sie auf der spanischen Seite sich nachweisen läßt. Die Scheidelinie ist schroff; die Namen der Dörfer und Weiler auf der Grenze sind entweder rein baskisch oder rein bearnisch und es giebt nur einige wenige Ausnahmen von dieser Regel; Broca kennt nur drei Dörfer im obern Theile des Thales von Mauléon: Tardets, Montory und Licq. In diesen drei Dörfern, welche nur wenige Kilometer von einander entfernt liegen, besteht ein Theil der Einwohner aus Bearnern und diese reden das bearnische Patois neben dem baskischen. So ist es schon seit langer Zeit und man sieht, daß unter dieser getheilten Bevölkerung das Bearnische keine Fortschritte macht.

Da nun eine Uebergangszone fehlt, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß die Grenze zwischen dem Baskischen und dem Bearnischen seit lange stationär ist und seit

Menschengedenken kennt man auch keinen Ort, wo die eine Sprache an die Stelle der andern getreten wäre.

Wie aber kommt es, daß hier kein Sprachengemisch stattgefunden hat? Die Kämpfe und Streitigkeiten, welche früher eine Scheidewand zwischen beiden Volksthümlichkeiten zogen, haben schon seit langer Zeit aufgehört. Beide unterhalten gute Nachbarschaft und verkehren unablässig mit einander, gehören demselben Staatswesen an und doch sind sie heute wie im Mittelalter durch die Sprache getrennt; beide Idiome halten streng die Scheidelinie fest, ihre Grenze bleibt unverrückt, während auf der spanischen Seite das Baskische zurückweicht.

Beides erklärt sich leicht. In Spanien erfährt das Baskische den unmittelbaren Druck der sehr ausgebildeten castilianischen Amtssprache; — in Frankreich nicht; hier ist das Idiom, mit welchem es in Berührung kommt, weder Amts- noch Literatursprache, sondern ein altes Patois ohne Expansivkraft, das allmälig dem Erlöschen entgegengeht. Es liegt also kein Grund vor, daß hier das eine Idiom das andere verdränge; beide bleiben gleich stationär, sind gleich schwach und werden durch das Französische bedroht, welches sie im Fortgange der Zeit absorbiren wird. Das Französische ist die Sprache, welche der Baske zu erlernen hat, das liegt in seinem Interesse; wer eine Schule besucht wird in derselben unterrichtet; wer auf einige Bildung Anspruch macht versteht oder redet sie mehr oder weniger geläufig. Jede Stadt, jeder Flecken ist und wird ein Mittelpunkt für ihre Verbreitung und es wird gewiß die Zeit kommen, wo man Baskisch nur in abgelegenen Weilern und schwer zugänglichen Thälern zu hören bekommt. Und auch dort wird es verschwinden, allmälig in Abgang kommen; hier rascher, dort langsamer; aber verschwinden wird es unter den gleichen Einwirkungen von außen her. Vielleicht geht das bearnische Patois noch früher zu Ende als das baskische und dann wird das Französische unmittelbar auf das Baskische drücken, dasselbe allmälig gegen Süden hin zurückdrängen, nach den Pyrenäen hin, deren Hochthäler wohl die letzten Zufluchtsstätten der ältesten Sprache Europas sein werden.

Broca erläuterte das hier Gesagte durch sorgfältig ausgeführte Karten, auf welchen die verschiedenen Sprachgrenzen anschaulich gemacht wurden. Es ist schwierig, die Zahl der spanischen Vascongados genau zu bestimmen; man nimmt dieselbe annähernd auf 500,000 Köpfe an; oder auch zwischen 450,000 und 600,000. Jene der Basken in Frankreich beträgt etwa 120,000 Köpfe, nicht mehr, und dabei sind die unter ihnen wohnenden Leute, welche nur französisch sprechen, mitgerechnet. Die Zahl dieser letzteren vermehrt sich, namentlich an der Paris-Madrider Bahn, von Negresse an, dieser Station bei Biarritz. In Hendaye ist schon eine förmliche französische Colonie, von deren Angehörigen wohl nur wenige das Baskische verstehen.

---

# Die Entdeckung des Tengri Nor in Tibet.

Wir gaben über dieselbe in Nro. 9, S. 143, eine kurze Angabe; jetzt liegt ein ausführlicher Bericht vor, dem wir das Folgende entlehnen.

Tibet ist bekanntlich ein verschlossenes Land und bisher sind die Bemühungen der Engländer, in dasselbe einzudringen und directen Handelsverkehr zu eröffnen, mißlungen. Aber der bekannte, überaus eifrige Major Montgomerie bietet Alles auf, um Tibet näher erforschen zu lassen und bedient sich dazu asiatischer Männer, die er gehörig eingeschult hat. Im Jahr 1865 ging ein Pandit von Nepal nach Lhassa, der Hauptstadt des Dalaï Lama, und von dort durch das obere Thal des Brahmaputra bis zum Mansarowar-See, in dessen Nähe die Quelle des Stromes liegt. Dann ging ein anderer Pandit von Sikkim aus nach Schigatze in Tibet und kehrte durch Nepal zurück. Nachher schickte Montgomerie 1872 einen jungen Halbtibetaner aus, um einige bisher unbekannte Landstriche im Norden der Wasserscheide des obern Brahmaputra zu erforschen. Derselbe hat die große Gebirgskette überstiegen, welche die Nordgrenze des Brahmaputrathales bildet, den Tengri Nor (oder wie er an Ort und Stelle heißt Jang-Namtscho-Tschidmo-See) entdeckt, ist um denselben herumgegangen und über Lhassa nach Indien zurückgekommen.

Das ist eine der wichtigsten geographischen Entdeckungen, die seit Jahren gemacht worden sind. Der Halbtibetaner (dessen Namen wir eben so wenig lesen wie früher jene der Panditen, was auch seinen guten Grund hat) erreichte am 24. November 1872 die Stadt Schigatze (Taschilumbo), welche am Penanang Tschu unweit von dessen Einmündung in den Brahmaputra liegt (etwas nördlich von 29° N., westlich von 89° O.). Dort blieb er 12 Tage und kaufte 50 Schafe, denn diese sind die einzigen Karawanenthiere, welche die Wanderung über das Hochgebirge aushalten und Lasten tragen. Am 6. December fuhr er über den Brahmaputra und verfolgte dann den Weg, welchen die Pilger und die mit Salz und Borax handelnden Kaufleute nehmen. Die Fähre über den Strom bestand in einem Floß; derselbe hat dort 11,200 Fuß Höhe über dem Meere. Die Reisenden gaben sich für Pilger aus und zogen am Flusse Schiang tschu aufwärts, bis sie den Khalamba-La-Paß in 17,200 Fuß Meereshöhe erreichten. Derselbe geht durch die große Kette des Schneegebirges, welches zwischen dem Stromthale des Brahmaputra und des Tengri Nor liegt und beide scheidet. Das letztere ist ein großes binnenländisches System auf einem 15,500 Fuß hohen Plateau.

Die Flüsse waren zumeist mit Eis bedeckt, dem Reisenden aber fiel die große Anzahl heißer Quellen auf, die von + 130 bis + 180° F. haben. Das Wasser hat einen schwefeligen Geruch und dringt in manchen Fällen mit Geräusch hervor wie die Geyser auf Island.

Der große See, Tengri Nor, Namtscho, d. h. Wolken- oder Himmelssee (sky lake), weil er in so beträchtlicher Höhe liegt, hat ungefähr 50 Miles Länge und 16 bis 25 Miles Breite. Im Süden wird er durch eine Kette von Schneebergen begrenzt, an welchen breite Gletscher liegen; den höchsten Punkt bildet der Jang Ninjinthangla, der wohl über 25,000 Fuß (englisch, wie immer) gipfelt. Die Kette konnte auf einer Strecke von 150 Miles in der Richtung nach Nordosten hin verfolgt werden; die Gebirge im Norden des Sees sind nicht so hoch.

Der Namtscho-See gilt für heilig und obwohl er so weit ab von bewohnten Gegenden und in so beträchtlicher Höhe (15,190 Fuß) liegt, stehen doch buddhistische Klöster nicht bloß an seinem Ufer sondern auch auf den Inseln und

die Zahl der Pilger ist beträchtlich. Auf einem dieser Eilande, an der Westseite bei Dorkia, befindet sich ein 400 Fuß hoher Hügel, auf welchem ein Tempel der Göttin Dorje Phamo steht. Der Reisende, welcher von dort aus den Rundgang um diesen ganzen, salzigen See unternehmen wollte, ließ im Kloster alles nicht durchaus erforderliche Gepäck; er befürchtete Ueberfälle von Räubern, welche auch auf diesem Hochlande nicht fehlen. Am 24. Januar 1873 brach er dann mit drei Gefährten auf und erreichte am folgenden Tage das Kloster Jador Gonpa (15,360 Fuß) an der Nordküste; dort bemerkte er drei Pyramiden oder Kegel von getrocknetem Schlamme; jeder hatte etwa 500 Fuß im Umfange und eine nicht unbeträchtliche Höhe. Der Reisende ging unter diesem Hügel hinweg vermittelst eines künstlichen Weges, der im Mittelpunkte offen war. Den dortigen Aussagen zufolge sind sie einst alle geschlossen gewesen; als aber ein sehr frommer Lama starb, der stets seine Andacht unter diesen Hügeln verrichtet hatte, entstand jene offene Stelle und durch diese fuhr er gen Himmel. In Jador Gonpa wohnen etwa 50 Lamas; unweit vom Kloster liegen viele fossile Steine, die Naidhowa genannt werden und für geheiligt gelten. Der Reisende sagt, er habe eine gigantische, in den Felsen gehauene, 25 Fuß hohe Pforte gesehen; durch diese nimmt, wie die Lamas wissen, der Gott Ninjinthangla seinen Weg. Des heftigen Schneefalls wegen blieb der Halbtibetaner zwei Tage lang in Jador Gonpa.

Am 29. Januar erreichte er Nangba Do, das gleichfalls an der Küste neben einigen kleinen Hügeln liegt, die für heilig gelten. Am nächsten Tage war er in Langdang, wo der „Schukpabusch" (?) in Menge wächst; auf einer dieser Anhöhen hat der Gott Tschogo La einen Tempel. An der Ostseite des Sees wurde der Naitschu überschritten, der größte Zufluß des Sees; er kommt von Osten her, war 40 Schritte breit und ganz mit Eis bedeckt.

Am 14. Februar war der Reisende in Taschi Dotsche Gonpa; dieses Kloster hat 35 Lamamönche; südwestlich von demselben erhebt sich eine Anzahl von Schneegipfeln, die Ninjinthanglaberge, deren höchster, den Mönchen zufolge, ein Gott ist; die 360 kleineren Berge, welche ihn umgeben, sind seine Diener. Oestlich von Taschi Dotsche erhebt sich gleichfalls eine Gruppe hoher Gipfel, die Nutschin Gasa heißen; sie schienen dem Reisenden höher zu sein als der Kaulasberg am Mansarowar-See. Diese Berge gewähren, vom Kloster aus betrachtet, einen überaus imposanten Anblick. Man übersieht gleichzeitig auch den ganzen See. Dieser war, trotz seines starken Salzgehaltes, schon im November mit Eis belegt, jetzt, im Februar, sah er aus wie eine Glasplatte; erst im Mai löst sich die Eisdecke mit großem Getöse. Es leben Fische in ihm und am Ufer findet man kleine Muscheln.

Die Wanderung in der ersten Woche des Februar war bei starkem Schneefall, Uebernachten unter freiem Himmel, ohne schützendes Zelt und ohne Feuer sehr beschwerlich. Erst am 6., als die Sonne wieder zum Vorschein kam, konnten sie ein solches anmachen; und am 7. waren sie wieder im Kloster Dorkia, ihrem Ausgangspunkte, und blieben dort bis zum 11. Dann schlugen sie wieder die Richtung nach dem Norduser des Sees ein, denn es war die Absicht des Reisenden, eine weit nördlich vom See liegende Stadt, Sinning genannt, zu erreichen, aber dieser Plan wurde vereitelt. Von dem schon weiter oben erwähnten Jador Gonpa aus gelangte er am 14. nach Nangba Do; dort sprach man ihm vom See Bul Tscho, der etwa 7 Miles nach Norden hin liege; er erstieg einen Berg und sah in der That diesen See, welcher etwa 6 Miles lang und 5 Miles breit ist. An und in demselben wird Borax gefunden, der hier Bul heißt; daher der Name. In Lhassa und Schigatze wird dieser Borax als Gewürz zu Fleischspeisen und Thee benutzt, auch verwendet man ihn zum Waschen und bei Bädern; er bildet einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel.

Am 18. Februar auf der Ebene von Tschang Phang Tschuja, wo viele heiße Quellen sind, kamen etwa 60 Reiter herangesprengt und begannen sofort die Reisenden auszuplündern. Sie nahmen denselben Alles, nur die Instrumente nicht, weil, wie sie sagten, der Besitz derselben den Behörden auffallen könne. Nur auf vieles Bitten gaben sie jedem ein Kleidungsstück zurück, zwei Schafe, zwei Säcke mit Lebensmitteln, ein Kochgeschirr und einige hölzerne Schalen. „Wenn Ihr damit nicht zufrieden seid, so schlagen wir Euch todt." Mit diesen Worten ritten sie weg.

Von einer Forschungsreise nach Sinning konnte unter solchen Umständen keine Rede mehr sein, und es war geboten, die Richtung nach Süden hin einzuschlagen, um sobald als möglich bewohnte Gegenden zu erreichen und nach Lhassa zu gelangen. Wir gehen nicht auf alle Einzelnheiten dieser beschwerlichen Wanderung ein. Sie waren fast unbekleidet, hatten kein Zelt, nährten sich von Mehl und heißem Wasser, mußten hohe Gebirgspässe übersteigen und konnten erst wieder ausruhen als sie den Dhok-la-Paß hinter sich hatten und am 2. März das große Kloster Jang Talung erreichten. In demselben wohnen zwei Oberlamas und ungefähr 1000 Mönche (dasselbe liegt etwas nördlich von 30° N. und etwas östlich von 91° O.). In diesem Kloster fanden sie eine große Anzahl von Götterbildern in die Wände geschnitzt; jene waren mit Gold verziert. Ueber Jang Talung kommen die nach Sinning gehenden Kameelkarawanen. Am 4. März wurde der Tschack-la-Paß überschritten; als sie an dessen Südseite kamen, sahen sie beim Dorfe Langmo die ersten Anzeichen von Ackerbau seit dem 29. December. Weiterhin traten dann mehrere Dörfer auf; sie kamen dann und wann an Klöstern vorüber und erreichten am 9. März Lhassa, hocherfreut, dem Hungertod nicht erlegen zu sein und den Frost überstanden zu haben. Die Aufnahme welche sie fanden war recht freundlich, aber das zu einer Reise nach Sinning erforderliche Geld wollte Niemand ihnen borgen. Mit großer Mühe gelang es, von einem Handelsmanne, der nach Gartok ging, einen Vorschuß von 150 Rupinen (300 Mark) zu bekommen, und nur unter der Bedingung, daß der Reisende ihn dorthin begleitete; auch nahm er ihm, um ein Faustpfand zu haben, bis auf Weiteres den Aneroidbarometer und den Compas ab. Den erstern hielt er offenbar für eine werthvolle Uhr und gab ihn nur ungern zurück, als ihm sein Geld ausgezahlt wurde.

Der Halbtibetaner langte wohlbehalten bei Major Montgomerie in Indien an. Er hat eine bisher völlig unbekannte Strecke von ungefähr 320 Miles erforscht, manche Breite bestimmt und an 24 Punkten Höhenmessungen vorgenommen. Wir lernen durch ihn einen Flächenraum von etwa 12,000 Quadratmiles kennen; er hat einen nördlichen Zufluß in dessen ganzen Lauf erforscht und die nördliche Wasserscheide dieses Stromes bestimmt. Das Hauptergebniß seiner Reise bleibt aber die Entdeckung des Tengri Nor, seiner Lage, Größe und Höhe über dem Meer, nebst dem Charakter des tibetanischen Systems der Binnenflüsse.

# Sklavenhandel in Nubien.

Als Pascha Samuel Baker mit großer Dreistigkeit in die Welt hinausposaunte, daß er dem Sklavenhandel im ägyptischen Sudan definitiv eine Ende gemacht habe, glaubten wir unsererseits ihm das nicht und erklärten seine Behauptung für eine lustige Ruhmredigkeit. Es ist keine leichte Sache eine Hydra zu vernichten, die so viele Köpfe hat. So lange in Arabien und Persien Sklaven gekauft werden und so lange die Sklaverei in den mohammedanischen Ländern mit dem ganzen Leben verwachsen bleibt, wird der Negerhandel nicht aufhören. Er wird heimlich betrieben, selbst heute noch in Konstantinopel.

Ein englischer Reisender, welcher Mitte Januars zwischen Suakin am Rothen Meere und Berber am Nil unterwegs war, um von hier nach Chartum zu gehen und sich in Gondokoro dem Obersten Gordon anzuschließen, erzählt ausführlich, wie er mit einer Sklavenkarawane zusammengetroffen sei („Mail“, 5 März). Zwei zu seiner Reisepartie gehörende Herren, Marcopoli und Russell, waren beim Marsch in der Nacht den übrigen vorausgeritten. Aus der Ferne vernahmen sie Geräusch von einer heranziehenden Karawane, und das fiel ihnen auf, weil die Araber nicht bei Nacht zu reisen pflegen falls kein Mond am Himmel steht. Bald kamen die Kameele näher und mit ihnen einige arabische Kaufleute. Hinter ihnen gingen in Abtheilungen von vier und fünf zusammen Knaben und Mädchen im Alter von 10 bis zu 15 Jahren. Dann kamen wieder Kameele, auf einigen derselben saßen zwei, auch wohl drei junge Mädchen; den Schluß des Zuges bildeten Treiber mit Karbatschen in der Hand und mit Speeren bewaffnete Nubier.

Die Araber wurden mit Salam aleïkum begrüßt und sofort gefragt: Wohin geht Ihr? — Wir sind Pilger und unterwegs nach Dschidda; wir gehen jetzt nach Suakin. — Marcopoli ritt ein paar Minuten weiter; dann rief er: Pilger sind sie nicht; das ist eine Sklavenkarawane! Was sollen wir thun? Wir sind nur noch zehn Stunden von Berber entfernt; sollen wir einen Eilmarsch dorthin unternehmen und dem Gouverneur sagen, daß trotz der strengen Befehle des Chedive und hier ganz in seiner Nähe die Sklavenhändler ihm in den Bart lachen? Oder sollen wir die Karawane einholen und selber Hand anlegen?

Wir entschlossen uns zu letzterm, luden unsere Revolver und setzten den Arabern nach. Marcopoli sagte dem obersten Kaufmann geradezu auf den Kopf, daß er eine Sklavenkarawane führe und ohne Weiteres im Namen des Chedive verhaftet sei. — Aber, so lautete die Entgegnung: Wie kann ich wissen, daß Du ermächtigt bist mich anzuhalten? Ein Zweiter rief: Wie könnt Ihr Euch ausweisen, daß Ihr Regierungsbeamte seid? Ein Dritter: Wenn sie Offiziere sind, müssen sie auch Soldaten bei sich haben! Ein Vierter: Ich glaube, sie sind Räuber.

Unsere Soldaten werden gleich hier sein, sprach Marcopoli. Der Zufall wollte, daß bei unserer Partie sich wirklich zwei Soldaten befanden. Nun, wenn das ist, sagte der erste Kaufmann, so will ich mit Euch gehen. Ich fragte Marcopoli ob dann nicht die übrigen Sklavenhändler uns entrinnen würden, er meinte aber sie würden das nicht thun und auf jeden Fall hatten wir ja den Hauptmann als Geisel in unseren Händen.

Als unsere Karawane ankam, ersuchten wir die beiden Soldaten den Araber in Haft zu nehmen. Aber siehe da, beide Theile waren alte Bekannte, grüßten einander und begannen dann ein Gespräch in einem Dialekte, von welchem auch der sprachkundige Herr Marcopoli nichts verstand. Nun wurde den Soldaten befohlen der Sklavenkarawane nachzusetzen und sie zurückzubringen. Nehmt den hier mit, aber laßt ihn nicht entwischen; entkommt er, so kostet es Euch den Kopf.

Sie ritten fort, kamen aber schon nach einer Viertelstunde wieder und sagten, der Araber habe die Dunkelheit benutzt und sei entsprungen.

Wir entgegneten: „Ihr seid Schurken, er hat Euch bestochen! Und dann machten wir uns Alle auf, um hier mitten in der Wüste die ganze Karawane einzufangen, aber bei der dichten Finsterniß waren alle unsere Anstrengungen vergeblich und nach Verlauf einer Stunde kehrten wir um. Marcopoli meinte, daß die Sklavenhändler dennoch abzufassen seien; man könne ihre Spuren verfolgen und jeder gute Wüstenführer werde dieselben ausfindig machen können. Wir wollten so rasch als möglich Berber erreichen und den Gouverneur veranlassen, einige Reiter auf Rennkameelen (Mehari) abzuschicken; sie würden die Karawane einholen, bevor dieselbe an den nächsten Brunnen gelange, und wenn diese Reiter sich nicht auch, wie unsere Soldaten, bestechen ließen, würden die Missethäter nach Berber eingebracht sein, bevor wir von dort nach Chartum abgereist wären.

In Berber wollte der Gouverneur anfangs gar nicht glauben, daß eine Sklavenkarawane hier vorübergekommen sei. Das ist unmöglich, kann in meinem Bezirke gar nicht vorkommen. — Aber es ist vorgekommen, ist eine betrübende Thatsache, entgegnete Marcopoli; sie haben schon 24 Stunden Vorsprung. Schicken Sie ihnen unverweilt eine Abtheilung Soldaten auf Rennkameelen nach und sagen Sie dem Offizier, daß er sie zurückbringen müsse. Wo nicht, so sei klar, daß auch er sich habe bestechen lassen. Es ist doch gar zu arg, daß die Sklavenhändler, den Befehlen des Vicekönigs zum Trotze und hier unter Ihren Augen, ihr schnödes Gewerbe treiben, während nicht nur Europäer und Oberst Gordon, sondern Hunderte Ihrer eigenen Landsleute ihr Leben aufs Spiel setzen, um diesen Handel zu verhindern.

Das machte Eindruck; der Gouverneur schickte Soldaten ab, und gestern, am 12. Januar, wurde die ganze Karawane nach Berber eingebracht. Wir betrachteten sie uns Nachmittags und was wir sahen gewährte einen schauderhaften Anblick. Zwanzig Knaben und achtzehn Frauen und Mädchen, manche von diesen noch in zartestem Alter, trugen handgreifliche Spuren der an ihnen verübten Grausamkeit; wir sahen die Striemen und Wunden; man war mit Karbatschhieben nicht sparsam gewesen! Einige waren auf den Wangen mit Messerschnitten gemärkt. Der Offizier, welcher die Karawane eingefangen hatte, erzählte uns Folgendes. Als die Sklaven sich überzeugten, daß nun ihre Treiber gefangen, sie dagegen frei seien, zeigten einige ihre zerfleischten Hüften und die kranken Füße und stießen Flüche aus; obwohl noch Knaben wollten sie doch über ihre Dränger herstürzen und Vergeltung üben.

Was wird man mit den Sklavenhändlern anfangen, wie werden sie bestraft werden? fragte ich einen alten arabischen Capitän. Die Antwort lautete: Sie werden erschossen; die Befehle des Chedive sind streng und bündig.

Ich will hoffen, daß sie im vorliegenden Falle nicht ein todter Buchstabe bleiben und die Missethäter nicht nach kurzer Haft wieder entlassen werden. Sie würden dann

ohne Zweifel und nun noch mehr gewitzigt ihr schnödes Handwerk doch wieder von vorn beginnen. Es ist ja klar genug, daß dem Sklavenhändel in den ägyptischen Besitzungen nur dann gesteuert werden kann, wenn unnachsichtliche Strenge waltet.

Die Sklaven, welche in der Wüste bei Berber befreit wurden, waren in der Gegend des Bachr el Gasal eingefangen und nach Chartum geschafft, wo sie einige Zeit blieben. (— In Chartum war also den Händlern kein Hinderniß in den Weg gelegt worden! —) Einige konnten etwas Arabisch sprechen, und ihre Besitzer hatten sie dort erst gegen Waaren eingetauscht, die sie aus Sualin an den Markt gebracht. Sie sollten von Sualin über das Rothe Meer nach Djidda und — Suez gebracht werden, wo Jeder zum mindesten mit 50 Mariatheresiathalern bezahlt worden wäre; die hübschesten Mädchen hätten natürlich mehr gekostet.

Was wird aber nun aus den befreiten Sklaven? Es versteht sich von selbst, daß auch nicht ein einziger von ihnen seine Heimath wieder sieht. Die Mädchen werden den ägyptischen Soldaten als Frauen zugetheilt und die Knaben zu Soldaten gemacht. Ein großer Theil des ägyptischen Heeres besteht ja aus Negern, welche den Sklavenhändlern abgenommen worden sind.

---

# Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen.

## V.

### Zigeuner. Juden. Armenier. Bulgaren. Ruthenen.

Außer den früher gezeichneten drei Nationen der Romänen, Ungarn-Szekler und Sachsen ist noch der Zigeuner, der Juden, der Armenier, der Bulgaren und der Ruthenen zu gedenken, die jedoch weder an Seelenzahl einer der genannten Nationen gleichkommen, noch durch sonst ein politisches oder culturhistorisches Moment im Lande wichtig wären.

Am zahlreichsten sind die Zigeuner, die vor 400 Jahren nach Siebenbürgen eingewandert sind, die Höhe von 80,000 Seelen erreichen und nach und nach ihr nomadisches Vagabundenleben aufgaben. An den Enden der Dorfschaften pflegen sie ihre ärmlichen und schmutzigen Ansiedelungen aufzuschlagen und sich durch Kohlenbrennerei, Schmiedearbeiten, Kessel- und Schuhflickerei sowie nicht minder durch Verfertigung von geflochtenen Körben, von Besen, Mulden, Löffeln und ähnlichen Holzwaaren kümmerlich zu nähren. Ihre bekannte Liebe zur Musik spielt manchem Zigeunerjungen eine halb zertrümmerte Geige in die Hand, was gewöhnlich zur Folge hat, daß er fortan sein Brot durch Musik zu erwerben sucht. Herangewachsen ist er oft ein ausgezeichnetes Glied einer allgemein beliebten Zigeunermusikbande, wie sie Kronstadt, Klausenburg u. s. w. besitzt. In nationaler und religiöser Beziehung sind die Zigeuner mehr romanisirt als magyarisirt; ja selbst ihrer eigenen Sprache ziehen sie eine andere vor, was in der That den besten Beweis liefert, daß ihr nationales Bewußtsein von keiner langen Dauer sein kann und daß sie als Nation in eben demselben Augenblick zu leben aufhören, in welchem sie eine höhere Stufe der Cultur erreichen werden.

Die in 16,000 Seelen im ganzen Lande vorkommenden, in compacterer Menge aber in Karlsburg seßhaften Juden unterscheiden sich von ihren Glaubens- und Nationsgenossen anderer Länder in keinem wesentlichen Punkte. Handelsspeculationen scheinen wie anderwärts ihre einzigen Lebenszwecke. Meist je nach den Städten, die sie bewohnen, sprechen sie deutsch oder magyarisch.

Die Armenier zählen bloß 7600 Köpfe, kamen vor nicht ganz 200 Jahren ins Land und bewohnen außer den Städten Szamosch-Ujvar und Elisabethstadt noch die Szeklerstädte Szepviz, Gyergyo-Szent-Miklos, Kezdi-Vasarhely und andere. Auch sonst findet man sie im Lande zerstreut. Sie sind vollständig magyarisirt und eifrige ungarische Patrioten. Ihr Thun und Lassen concentrirt sich wie bei den Juden auf den Handel. Als Banquiers, Agenten und Einkäufer sind sie ganz auf ihrem Platze. Ihr Aeußeres unterscheidet sich von dem der Magyaren namentlich durch den dunklern Teint, die glänzend schwarzen Haare und die lange sogenannte Habichtsnase. Bloß der aus der Türkei oder den Donauprovinzen kommende Armenier zeigt sich in seiner uralten morgenländischen Volkstracht, die in einem langen und breitärmeligen Oberkleid besteht, unter welchem er noch ein rockähnliches langes Kleid trägt, das von einem bunten Shawl umschlossen wird. Dazu bedient er sich langer breiter Beinkleider, steckt die Füße in Halbstiefel oder gar bloß in Pantoffeln und bedeckt das Haupt mit Mützen von Tuch oder Lackleder, aber auch von Biber- und Marderfell. Tressen und Pelzwerk schmücken Kragen und Brustsäume seines weiten Oberkleides.

Der mehr auf Siebenbürgen beschränkte oder nur in Siebenbürgen weilende Armenier erscheint in keiner andern Tracht als in der ungarischen. Seine Wohnung zeigt nicht viel Besonderes und unterscheidet sich von der anderer cultivirter Menschen nur durch die gedrängte Menge des dort angehäuften Möbelwerkes, dann der vielen Decken, Teppiche und Kotzen und endlich durch den eigenthümlichen und scharfen Kräuterduft, der den ganzen Zimmerraum durchweht. Seine Speisen sind die im ganzen Lande üblichen; Käse und Milch, vorzüglich aber geräucherte Ziegenschinken und Ziegenwürste, beide tüchtig gesalzen und gepfeffert, letztere noch zur Hufeisenform platt gedrückt und steinhart, sind die bevorzugten Gegenstände seiner Nahrung. In eben demselben Maße, in welchem er das Gewürz gern hat, liebt er auch alle Arten von Süßigkeiten, das Eingesottene von allen Fruchtgattungen, das Rohat, den Scherbet (Datkalva), die in Honig gekochten gestoßenen Nüsse und Mohnkörner (Dalausi), die einen Brei bilden, der ganz vortrefflich schmeckt. Seiner Suppe giebt er stets einen säuerlichen Geschmack, indem er in dieselbe feine Stücke eines stark getrockneten Kräuterbreies hineinschabt, der mit saurer Milch zubereitet wird und eine 2 bis 3 Zoll hohe Pyramidenform erhält. Dieser sogenannte Chucnt färbt die Suppe ganz grün.

Die Armenier sind im Allgemeinen reinlichkeitsliebend und still häuslich; ihr Vermögensstand ist äußerst selten mißlich und bei Gelegenheiten, wenn sie etwas verdienen können, sind sie schlagfertig den Verdienst zu erzielen. Sie lieben

das Pompöse, aber gewiß nur den Augen der Welt zu Liebe, da sie zu Hause sehr einfach und sparsam leben. Ihre Frauen, die meistens sehr schön wenn auch von dunkler Farbe sind, halten viel auf eine nette elegante Kleidung, kostbares Geschmeide, Edelsteine, Gold und Ringe. Ihr Charakter ist im Allgemeinen gut und friedlich, manchmal aber auch verschlossen, listig und verschmitzt. Ihr Bildungsgrad — obgleich der Schulbesuch niemals versäumt wird — ist ziemlich verschieden. Ihre Religion ist fast ausschließlich die unirt katholische.

Die Bulgaren, vorzüglich im Südwesten, und die Ruthenen an den Grenzen der Bukowina haben sich den Romänen angeschlossen und erscheinen vollständig romanisirt. Sie theilen mit diesen auch die gleichen Verhältnisse und meist nur ihr slavischer Name deutet auf ihre alte Abkunft hin. Sie sind entweder unirte oder nicht unirte Christen.

Die Griechen, eine und dieselbe Religion mit den Romänen theilend, sind nur durch wenige Individuen vertreten. In Kronstadt allein bilden sie eine Gemeinde mit ihrer Geistlichkeit an der Spitze. Sie sprechen das Neugriechische und kleiden sich in der allgemeinen Tracht des Westens. Wie die Armenier und Juden haben auch sie den Handel in Händen. Sie sind durchschnittlich schlanker Gestalt und haben schöne Gesichtsbildungen, doch ist ihr Teint eher dunkel als licht.

Werfen wir einen Rückblick auf die Volksstämme Siebenbürgens, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß gewiß nicht alle Bedingungen fehlen, die auf eine gedeihliche Entwickelung der Racen förderlich wirken können. Wenn sich dessen ungeachtet in unseren Schilderungen auch manche Schatten, manche trübe Bilder finden, so vermögen wir die Hoffnung doch nicht zu unterdrücken, daß die Zeit, die ja noch immer culturgemäße Wunder gewirkt hat, dem schönen Lande und seinen Bewohnern doch auch gerecht werden werde. Wenn einmal der Zank der politischen Parteien, der Unionisten und Centralisten, aufgehört hat, der voraussichtlich aber niemals aufhören wird; wenn der Haß der Nationalitäten wie nicht minder die confessionellen Abneigungen ein für alle Mal zu Gunsten einer naturgemäßen und ehrenden Sympathie über Bord geworfen sein werden, die bis zum Augenblick einen sehr beklagenswerthen Spielraum in Siebenbürgen gehabt haben, dann wird Eintracht, zu der doch jedes menschliche Gemüth mehr oder minder befähigt ist, nur jenes Ziel verfolgen, durch welches allein die heutige Physiognomie Siebenbürgens geändert und das Land durch glückliche Bewohner das werden kann, wozu es schon der Allmächtige erschaffen hat: zu einem wahren Eden am steilen Südende der Karpathen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Der Mond der Venus.

In unserm Planetensystem besitzen außer der Erde noch der Jupiter, der Saturn, der Uranus und der Neptun Monde, von einem Satelliten der Venus ist es still geworden, man hat ihn so zu sagen in die astronomische Rumpelkammer geworfen, ihn ganz vergessen. Und doch taucht er jetzt wieder aus derselben empor, seine „Rettung" wird versucht und die Schrift, in welcher dieses geschieht, zeichnet sich durch bündige Beweisführung sowie große Klarheit aus. Dr. F. Schorr in Königsberg, welcher bereits über den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe eine vortreffliche Schrift publicirte, hat soeben gleichsam als Fortsetzung derselben eine zweite veröffentlicht, die den Titel führt: Der Venusmond und die Untersuchungen über die früheren Beobachtungen dieses Mondes (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn 1875).

Wir rechnen es zu den großen Vorzügen dieses Autors, daß er in der That so zu schreiben versteht, daß jeder Gebildete, auch ohne mathematische Kenntnisse, die ganze Schrift lesen kann und von derselben gefesselt werden muß. Es ist wesentlich historische Astronomie was er giebt, ein reiches und schönes Gebiet, in dem der Verfasser wohl zu Hause ist.

Der Mond der Venus, um dessen Dasein oder Nichtexistenz es sich handelt, ist von den berühmtesten Astronomen constatirt, von eben so berühmten verworfen worden. Der erste Entdecker dieses Mondes, Franz Fontana zu Neapel, war nach Galilei einer der ausgezeichnetsten Himmelsbeobachter, der mit vorzüglichen Fernröhren die Wunder der Planeten beobachtete. Er sah am 15. November 1645 Abends ein dunkles Kügelchen über dem nördlichen Horne der Venus, unter dem ersten aber ein zweites dunkles (wahrscheinlich den Schatten des erstern). Fontana wußte diese Erscheinung nicht anders zu deuten, als daß er glaubte, es befände sich damals irgend eine Lufterscheinung, ein Meteor oder dergleichen vor der Venussichel.

Fanden nun auch einige folgende Beobachter diesen „Mond" nicht, so ist er doch seit seinem Erscheinen bis zum Jahre 1764 von zwölf Astronomen wahrgenommen worden und die Angaben derselben über die Gestalt und den Durchmesser sind sämmtlich übereinstimmend. Der Mond wurde beobachtet 1672 und 1686 von Dominik Cassini, 1740 von Short in London, 1759 von Andreas Meier in Greifswald, 1761 viermal von Montaigne in Limoges, 1764 zweimal von Rödlier in Kopenhagen, in demselben Jahre zweimal von Horrebow in Kopenhagen, in demselben Jahre dreimal von Montbarron in Auxerre. Seitdem nicht wieder. Meier in Greifswalde schrieb am 19. Mai 1759 in das Tagebuch der dortigen Sternwarte: „Abends um 8 Uhr 45′ 50″ sah ich über der Venus ein Kügelchen von viel geringerm Glanze, ungefähr 1½ Diameter der Venus von derselben entfernt. Künftige Beobachtungen werden lehren, ob dieses Kügelchen ein optischer Schein oder der Trabant der Venus gewesen." Der große Cassini, welcher zweimal das Kügelchen sah, es dann aber nicht wieder aufzufinden vermochte, zog daraus den Schluß, „daß der neuentdeckte Mond der Venus selten Licht genug zurückwerfen müsse, damit man ihn sehen könne," und Lambert machte hierzu die Bemerkung: „Man sieht auch in der That keine Nothwendigkeit ein, warum alle Planeten und Satelliten glänzend hell sein oder beständig mit vollem Lichte leuchten müßten. Giebt es doch Fixsterne, die nur zuweilen sichtbar sind."

Der große Lalande und Pater Hell in Wien, ein vorzüglicher Astronom, vermochten trotz eifrigen Suchens den Mond der Venus nicht aufzufinden und 1766 veröffentlichte Hell eine Abhandlung unter dem Titel: „De Satellite Veneris," worin er nachwies, daß der bloße Reflex des Venuslichtes auf das Augenglas des Fernrohrs für einen Mond angesehen worden sei. Da man überhaupt nun nichts mehr von dem vermeintlichen Monde sah, so drang Hell durch und auch Humboldt verwarf im Kosmos den Venusmond als ein Trugbild.

Schorr sucht die Aufstellungen Hell's zu entkräften und bringt eine Anzahl analoger Erscheinungen aus der Sternenwelt bei, aus denen er darthut, daß es einen dunklen, nicht leuchtenden Venusmond geben müsse. Er hofft die erneute Auf-

findung des Mondes gelegentlich der Beobachtungen des Vorüberganges der Venus vor der Sonne. Daß am 9. December 1874 etwas derartiges gesehen worden sei, darüber verlautet bisher noch nichts. „Der dann folgende Vorübergang von 1882 wird ebenfalls Gelegenheit darbieten, um eine genaue Beobachtung aller kleinen Flecken während desselben auf der Sonnenscheibe zu veranlassen. Nach einer hier mitgetheilten Untersuchung — schreibt der Verfasser — halte ich mich zu dem Schlusse berechtigt, daß die früheren Beobachtungen des Venustrabanten keine Täuschungen waren und der Bewegung eines Weltkörpers angehören, der in seiner Bahn die Venus umkreist, jedoch in seiner Sichtbarkeit solchem Lichtwechsel unterworfen ist, daß er uns bisweilen unsichtbar bleibt, doch zu einer andern Zeit wieder mit ziemlich starkem Lichte leuchtet. Der Venusmond gehört zu den Bürgern unseres Sonnensystems; neuere und genauere Beobachtungen als die früheren werden einst seine Existenz außer Zweifel setzen und die Mittel gewähren, seine Bahn so genau zu bestimmen, wie es der gegenwärtige Stand der Wissenschaft erfordert."

---

## Der Volksstamm der Apeiacas im Stromgebiete des Amazonas.

Bisher ist derselbe ganz unbekannt gewesen. Im Jahre 1873 besuchte der Bischof von Para die zu seiner Diöcese gehörenden Sprengel am Tocantins und brachte von dort einige Apeiacas mit zurück. Leute dieses Stammes waren zuerst im August 1869 am linken Ufer dieses Flusses erschienen und seitdem hatten sich dann und wann sehr schüchtern einige in Urubu blicken lassen, das einige Meilen oberhalb Boiao liegt. Man hielt sie anfangs für Miranhas, aber mit Unrecht, denn sie unterscheiden sich von diesem sehr wilden und grausamen Volke wesentlich; der Bischof ermittelte ihren wahren Namen. Sie schweifen hinter der Trocara-Gebirgskette umher, in den weiten Ebenen bis zum Flusse Xingu. Ihr Aeußeres ist recht hübsch, das Antlitz oval, die Augen sind mandelförmig gespalten, die Gesichtszüge regelmäßig. Sie werden als lebhaft, intelligent und sanft geschildert. Sie haben weder die plumpen Gliedmaßen der Chavantes, sondern wohlproportionirte Formen und hellere Hautfarbe. Als Stammeszeichen tättowiren sie sich mit einem Dorn eine blaue Linie über die Wange vom untern Augenlide bis unterhalb des Kinnes, wo dieselbe in einer leichten Krümmung endigt. In die Hautwunden reiben sie Genipo ein, welche die blaue Färbung giebt. Der Jüngling bekommt dieses Stammeszeichen erst nachdem er sich als tüchtigen Jäger bewährt hat. Sie durchbohren auch den Ohrzipfel und den Nasenknorpel.

Als Waffe haben sie Bogen und Pfeil und als einzigen Handelsartikel Jabutis, Landschildkröten. Der Mann ist Jäger und Fischer, alle andere Arbeit liegt den Frauen ob.

Castelnau und Martius sprechen von Apiacas-Indianern (auf Riemeyer's Karten Apiucas), welche sie an den Arinos oder obern Tapajoz versetzen. Es erscheint aber platterdings unmöglich, daß der Stamm, welchen der Bischof kennen lernte, vom Tapajoz her an den Tocantins gekommen sei, durch eine Landstrecke von 10 Grad und durch die Gebiete der wilden und grimmigen Mundurucus, Carijos, Apinages und noch anderer Stämme. Sie hätten über viele Flüsse setzen müssen und die Apeiacas haben weder Kähne noch kennen sie das Ruder. Auch hat ihre Sprache gar keine Aehnlichkeit mit jener der Apiacas.

Der Bischof hat ein kleines Vocabularium zusammengestellt. Sie nennen die Sonne titi, den Mond nuno, die Sterne tirim, den Himmel gabowi, den Wind optenu, das Wasser poru, das Feuer campot, den Donner imeret, den Blitz jamia mitu, den Wald itua. Diese Wörter haben, wie überhaupt ihre Sprache, mit dem Tupi nichts gemein; sie ist wohlklingend, ohne Gutturale und weicht von jener der Nachbarstämme völlig ab.

Einige Zeit bevor der Bischof mit ihnen zusammentraf, waren sie vom Stamme der Auteeos überfallen worden; diese haben als Waffe den „Kopfzerschlager", die Keule, und die Apeiacas berichteten schaudernd, wie viele von ihnen erschlagen worden seien. Allem Anschein nach ist ihre Zahl nicht unbeträchtlich. Als sie sich zuerst bei Urubu blicken ließen, waren ihrer wohl an die Fünfhundert, und der einzige Bewohner, der dort mit seiner Familie wohnt, ein gewisser Camillo, gerieth in großen Schrecken. Die „Naturmenschen" haben keinen Begriff von Mein und Dein und plünderten sofort das ganze Haus, verübten aber sonst keine Gewaltthätigkeiten. Nach und nach erschienen weniger zahlreiche Gruppen, es waren aber niemals die, welche sich vorher eingefunden hatten.

Ihren Häuptling Monpira schildert der Bischof als einen jungen, braven, aufgeweckten Mann; er hat zwei Frauen und will sich gern mit seinem ganzen Stamme am Tocantins niederlassen. In Para befanden sich zwölf dieser Apeiacas; ihr Häuptling heißt Jongra, seine Frau Obighi. Man hat sie bei den Kapuzinern untergebracht, sie werden sich aber schwer, wenn überhaupt, an das sogenannte civilisirte Leben gewöhnen. Brot und Bananen sind ihre Lieblingsspeisen, vor Rindfleisch haben sie einen wahren Abscheu.

---

## Sibirien.

Czekanowski's und Müller's Expedition in Sibirien. Wir meldeten jüngst (S. 192), daß diese beiden Reisenden von der Petersburger geographischen Gesellschaft zurückberufen wurden, weil sie auf ihrer Wanderung nach der Olenka (Olenek) auf allzu große Schwierigkeiten stießen. Unserm geehrten Mitarbeiter, Herrn Albin Kohn, der einen großen Theil Sibiriens aus eigener Anschauung so gründlich kennt, war diese Zurückberufung noch nicht bekannt als er uns die nachstehenden Notizen übermittelte. Er weist darauf hin, daß das nördlich von der Angara, zwischen dem Jenissei und der Lena liegende Gebiet noch wenig bekannt ist. Man wußte bisher kaum, daß zwischen diesen beiden Strömen und zwar parallel mit der Lena ein anderer bedeutender Strom fließt, die Olenka. — — „Herrn Dr. Müller's Person ist mir unbekannt, was aber Herrn Dr. Czekanowski anbelangt, so lernte ich denselben in Alexandrowsk bei Irkutsk kennen, wo er, gleich mir selber, Strafarbeiter war. Er ist eine wissenschaftliche Capacität. Als er noch am Baikalsee internirt war, widmete er sich dort umfangreichen Studien und sammelte ein bedeutendes wissenschaftliches Material. Dasselbe ging leider verloren während des unseligen Aufstandes der dort internirten Polen, an welchem Dr. Czekanowski nicht im mindesten betheiligt war und dem er nicht vorbeugen konnte. Seine Betheiligung an der Reise in die Olenkagegend kann für deren Erfolg garantiren. Entdeckungen in jenen Gegenden werden nicht ausschließlich von wissenschaftlichem Werthe sein, sondern auch praktischen Nutzen bringen; denn es darf kaum bezweifelt werden, daß sich dort reiche, bis jetzt unberührte Goldlager befinden. Es läßt sich dies, wie ein Blick auf die Karte zeigt, daraus schließen, weil auch die Olekma, in deren Flußgebiete sich ergiebige Goldwäschereien befinden, in jener Gegend fließt."

---

## Die Schuldenlast der Staaten.

Wir brauchen nicht zu sagen der civilisirten Staaten, denn uncivilisirte Völker sind nicht so glücklich Schulden zu machen, und wir, von der durch uns so leicht und fröhlich erklommenen Höhe herab, können sie nur mit Mitleid betrachten. Wir civilisirten Christen haben es in der That herrlich weit gebracht und auch mohammedanischen Staaten ein preiswürdiges Beispiel gegeben. Es ist eine wahre Freude zu sehen wie eifrig sie uns in dem löblichen Beginnen nachahmen.

Nun, Zahlen beweisen. Zwei Londoner Blätter, der „Economist" und die „Pall Mall Gazette", haben sich nun die Mühe gegeben, eine Schuldenliste der „Culturstaaten" anzufertigen und herausgerechnet, daß die Gesammtsumme der Schulden sich stellt auf 4590 Millionen Pfund Sterling.

Es fehlt also nicht viel an zweiundneunzigtausend Millionen Mark. Doch wir geben die Zahlen nach Pfund Sterling, wie wir sie finden, nämlich in runden Summen; bei so colossalen Ziffern kommt auf die Bruchzahlen ohnehin nichts an.

| | 1873. | 1875. | Zunahme. | Abnahme. |
|---|---|---|---|---|
| Frankreich . . . | 748 Mill. | 900 Mill. | 152 Mill. | — |
| Großbritannien | 790 „ | 780 „ | — „ | 10 Mill. |
| Ver. Staaten . | 433 „ | 440 „ | 7 „ | — |
| Italien . . . . . | 360 „ | 390 „ | 30 „ | — |
| Spanien . . . . | 261 „ | 375 „ | 114 „ | — |
| Oesterreich . . . | 306 „ | 350 „ | 44 „ | — |
| Rußland . . . . | 355 „ | 340 „ | — „ | 15 „ |
| Deutsches Reich | 208 „ | 200 „ | — „ | 8 „ |
| Türkei . . . . . | 124 „ | 135 „ | 11 „ | — „ |
| Indien . . . . . | 108 „ | 130 „ | 22 „ | — „ |
| | 3693 Mill. | 4040 Mill. | 380 Mill. | 33 Mill. |

Hier stellt sich also ein Nettozuwachs von 347,000,000 heraus.

Zehn andere Staaten folgen: Brasilien 82 Millionen. — Holland 80. — Aegypten 75. — Portugal 69. — Mexico 63. — Die australischen Colonien 46. — Peru 37. — Belgien 36. — Ungarn 32. — Canada 30. Macht zusammen 550,000,000 Pfund Sterling.

Für die 4590,000,000 müssen an jährlichen Zinsen in den genannten 20 Staaten gezahlt werden 188,550,000.

Dieselben vertheilen sich wie folgt. Es entfallen auf Frankreich 33 Mill. Pf. St. — England 26,700,000. — Vereinigte Staaten von Nordamerika 20,600,000. — Italien 15,350,000. — Oesterreich 15. — Spanien 11. — Rußland 13,450,000. — Türkei $9\frac{1}{2}$. — Deutsches Reich (alle Einzelstaaten desselben zusammengenommen wie oben auch) 9. — Aegypten $7\frac{1}{2}$. — Indien 5,900,000. — Mexico 4. — Brasilien 3,100,000. — Australien 2,700,000. — Peru 2,600,000. — Holland 2,250,000. — Portugal 2,150,000. — Belgien 1,750,000. — Ungarn $1\frac{1}{2}$. — Canada $1\frac{1}{2}$ Millionen.

* * *

— In der Bukowina, die nun in Czernowitz eine deutsche Universität erhält, wohnen unter anderen auch einige Tausende Magyaren. Die ungarische Regierung hat jetzt die Absicht, dieselben zur Auswanderung nach Ungarn zu veranlassen!

— Im Fürstenthume Serbien will man die Möncherei abschaffen. Die jüngst tagende „Skuptschina“ beschloß die Aufhebung aller Klöster bis auf fünf, in welche die noch vorhandenen Mönche untergebracht werden sollen. Dieselbe hat auch beschlossen, daß in allen Kreisstädten Realschulen errichtet und die Volksschulen überall auf vier Classen ausgedehnt werden sollen.

— Für den Culturstand im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts sind nicht bloß die Wunder kennzeichnend, an welchen die Gläubigen der vaticanischen Religion sich erfreuen. Die lutherische Orthodoxie liefert auch Wunder, z. B. das vom Pastor Knack entdeckte, wellbekannte, das in der Hauptstadt der Intelligenz entdeckt wurde. Als Mitbewerber um Herrn Knack's Lorbeer und Palme ist nun in Schwerin ein Pastor v. Starck aufgetreten, den man, um der etwas wankenden Erzrechtgläubigkeit im Lande der Obotriten aufzuhelfen, aus Kurhessen verschrieben und auch zum Gymnasiallehrer ernannt hat. In der jüdischen, babylonischen, zoroastrischen und christlich-kirchlichen Mythologie spielen bekanntlich die sogenannten Engel eine große Rolle; die Vorstellungen über diese „Wesen“ weichen aber so weit von einander ab und die verschiedenen Secten legen denselben so vielerlei und so verschiedene Eigenschaften bei, daß man über sie eben so viel sicher weiß wie de rebus post mortem. Pastor v. Starck hat aber nun mit Sicherheit ermittelt, und die Naturforscher werden ihm dafür dankbar sein, daß die Gewitter von den Engeln veranstaltet werden. Als ein Gymnasiast naseweise Zweifel darüber vorbrachte, bewies der fromme Mann ihm die Wahrheit seiner Behauptung durch einige Ohrfeigen, worauf der Gymnasiast mit Faustschlägen antwortete und nach einer zehn Minuten lang dauernden orthodox-antiorthodoxen Schlägerei Sieger blieb. Die „Engelein“, welche ohne Zweifel dieses Gewitter veranlaßten, hielten selbstverständlich am Grundsatze der Nichtintervention fest und ließen ihren Freund schmählich im Stiche. Der Vorfall gehört in die Geschichte der Uncultur und der „Völkerpsychologie“.

— Folgende amtliche Nachweise zeigen, in welcher Weise die radicale Partei in den Vereinigten Staaten bei den Wahlen verfährt, um ihre unheilvolle, verderbliche Wirthschaft weiter treiben zu können. Zu Charlestown in Massachusetts befindet sich ein Schiffsbauhof der Union. Um einem radikalen Handwerkspolitiker Namens Goch wieder einen Sitz im Repräsentantenhause zu verschaffen, wurden kurz vor der Wahl nicht weniger als 1700 Arbeiter angenommen und am Wahltage betrug die Zahl dieses „Stimmviehes“ gar 2450. Davon wurden drei Tage nach der Wahl viele entlassen, so daß Anfang Decembers noch 1950 da waren. Diese weißen Mohren hatten ihre Schuldigkeit gethan, zu Neujahr wurden sie abgelohnt und im Januar war die gewöhnliche Anzahl, 250, in Thätigkeit. Die Annahme von etwa 2000 überflüssigen Arbeitern rechtfertigte der biedere Republikaner damit, daß er sie nöthig gehabt habe, „um das vorhandene Eichenholz zu bewachen.“ Aber die Untersuchung ergab, daß dieses Holz schon seit ein paar Jahren auf dem Bauhofe liegt. Goch unterlag bei der Wahl, aber bestraft worden für seinen Schwindel ist er nicht. Dergleichen gehört zum politischen Handwerk.

— Wunder in Brasilien. Es ist in der That merkwürdig, daß in unseren Tagen die „Wunder“ einander förmlich drängen; auch die südliche Erdhälfte bleibt nicht verschont. Die Blätter in Rio de Janeiro melden Folgendes: „Ein frommer Bulle geleitete seinen Besitzer durch dichten Wald in eine Grotte. Der Mann fand in derselben zu seiner freudigen Ueberraschung einen Altar mit dem Bilde der Mutter Gottes und viele Candelaber, Alles von weißem Marmor. Hier war ein Mirakel und die Kunde verbreitete sich bald weit und breit beim dummen Volke. Diese frommen Seelen strömten zu Tausenden nach der „wunderthätigen Capelle“, um dort zu beten. Nun sind aber auch ungläubige Naturforscher in die Grotte gegangen und diese gottlosen Menschen behaupten nun, daß der Altar und die Gottesmutter und die Candelaber gar nichts von einem Wunder an sich hätten, denn das, was man dafür ausgebe, seien weiter nichts als — Stalaktiten.

— Der Baumwollenbau auf den Inseln der Südsee, von welchem man vor etwa zehn Jahren große Erwartungen hegte, hat denselben nicht entsprochen. So ist z. B. die große Plantage bei Papeeti auf Tahiti, auf welcher einst etwa 2000 zumeist chinesische Arbeiter beschäftigt waren, aufgegeben worden. Auf Hawaii hat der Anbau der Baumwolle gleichfalls jenem des Zuckerrohrs Platz gemacht, und auf den Fidschi-Inseln geschieht nach und nach dasselbe.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# Von Benares nach Calcutta.

## I.

Ueber den Sone nach Behar. — In Patna. — Indische Fürsten und Barone. — Der Wallfahrtsort Gaja; habsüchtige Priester. — Stromfahrt auf einem Dandi. — In Murschedabad. — Nach Bardwan. — Die Ungesundheit des Gangesdelta; Ursprungsstätten der Cholera. — Wie die Mohammedaner Beherrscher von Bengalen wurden. — Panduah als vormalige Hauptstadt. — Triveni Ghât bei Maggra. — Die französische Besitzung Tschandernagor.

Schon um die Mitte des April wird die Hitze im mittlern Indien überaus drückend, im Mai ist sie in Bengalen für einen Europäer fast unerträglich und wer von ihnen es irgend möglich machen kann, flüchtet sich für die Sommermonate ins Gebirge, das man vermittelst der Eisenbahn schnell erreichen kann. Jene von Benares nach Calcutta führt über die Karamnasa, einen hübschen Fluß, der in den Ganges mündet. Man kann ihn als den Styx der Hindus bezeichnen; die Leichen, welche man in ihn wirft, gelangen dem Volksglauben zufolge in den finstern Patal, diese düstere Behausung der Dämonen und Schlangen; seine Ufer sind verflucht, aber es liegen doch an demselben wohlhabende Dörfer und das Wasser ist gesund und wohlschmeckend. Die Locomotive saust durch eine ganz flache Gegend und kommt an den Sone, einen herrlichen Fluß, über welchen eine prächtige Röhrenbrücke geschlagen ist; der Reisende ist nun in Behar, dem alten Reiche Maghada, in welchem einst unzählige Viharas, buddhistische Klöster, lagen. Hier gewährt die Landschaft einen freundlichen Anblick; inmitten der Reisfelder stehen Palmen und Mangos, bei den Dörfern Bananen und Dattelpalmen. Die Hauptstadt dieses Bezirkes ist Patna (25° 35′ N.) auf der Stelle des alten Palibothra, der einst so glänzenden Königsstadt, von deren früherer Pracht freilich keine Spuren mehr vorhanden sind. Die Bazare sind eng und schmutzig, aber der Handel ist nicht unbeträchtlich. Die Einwohner sind in der überwiegenden Mehrzahl Hindus, sie unterscheiden sich aber von denen im Westen dadurch daß sie magerer sind und eine viel dunkelere Hautfarbe haben; die gesammte Seelenzahl beträgt etwa 280,000. Als der unseren Lesern wohlbekannte Reisende Rousselet in Patna verweilte waren mehrere Fürsten und Barone (Radschas und Zemindars) aus der benachbarten Landschaft Tirhut dort und entfalteten nicht geringe Pracht, denn sie besitzen große Ländereien, bauen Indigo und sind sehr reich.

Lohnend ist ein Abstecher nach Gaja, das einst einer der wichtigsten Mittelpunkte des Buddhismus war; jetzt ist es ein brahmanischer Wallfahrtsort und nicht minder berühmt wie Benares oder der Tempel des Dschagannatha. In jedem Jahre kommen wohl anderthalbhunderttausend Pilger, um in dem heiligen Wasser des Flusses Phalgur zu baden, an welchem die Stadt liegt. Sie werfen sich auch nieder im Tempel Wischnu Pad vor den Fußspuren, welche der Gott dort hinterlassen hat. Europäer werden nicht zugelassen. Wischnu kam auf die Erde um den Dämon Gaja zu vernichten. Rousselet war Zeuge wie die dumme, fanatische



Radschas und Semindars aus Tirhut.

Menge sich herbei drängte. Viele waren in wilder Extase und heulten förmlich; Männer und Weiber wollten das Heiligthum sehen, aber die Brahminen, habsüchtig wie sie als Priester sind, ließen keinen zu, der nicht vorher gezahlt hatte. „Wenn ein Pilger nicht genug gab oder nichts hatte, so packten sie ihn, zogen ihm die Kleider vom Leibe, banden ihm die Daumen zusammen und jagten ihn nackt weg. Der Büßer erträgt solche Mißhandlung ohne Murren."

Südlich bei Gaja liegen die Trümmer buddhistischer Heiligthümer um den berühmten Pipal Buddha's, den Boddhibaum, herum; der jetzige ist etwa dreihundert Jahr alt, aber ein Baum hat an dieser Stelle schon vor zweitausend Jahren gestanden. Auch zu ihm wallfahrten die Pilger; die Brahminen, welche sich alle Heiligthümer der von ihnen vertriebenen Buddhisten aneigneten, haben dieselben den Göttern ihres Pantheon geweiht; selbst Buddha ist durch sie in eine Waischnavagottheit umgewandelt und wird als Gautamdeo bezeichnet.

Die bei Gaja und bei Behar von Menschenhand in den Fels gehauenen Grotten erscheinen archäologisch bemerkenswerth, weil sie die ältesten derartigen Denkmäler Indiens sind. Sie bilden zumeist kleine würfelförmige Gemächer ohne allen Schmuck; nur allein die Lomas-Ritschi-Grotte auf dem Barabarhügel zeigt auf der Vorderseite einige Sculpturen. Die inneren Wände sind sorgfältig geglättet, was man bei keiner andern Grotte in Indien findet. Manche sind gewiß älter als der Buddhismus, z. B. die Grotte von Sattapani.

Von Patna fährt man in ein paar Stunden nach Monghier (Monghyr) durch eine Gegend, welche Opium der feinsten Art liefert. Die Stadt liegt auf einem hohen Landrücken über dem Ganges, der dort bei Hochwasser reichlich eine Wegstunde breit ist. Dort haben sich eine Anzahl europäischer Pflanzer niedergelassen. Südlich von Monghier am Fuße der Karrakpurhügel liegt Dschamalpur, das erst während des Baues der East-Indian-Bahn entstanden ist. Die Verwaltung hat dort Gießereien, Maschinenwerkstätten rc. und hat für ihre zahlreichen europäischen und eurasischen Beamten eine wahre Musterstadt hergerichtet.

In Monghier bestieg Rousselet ein Gangesschiff, ein Dândi. Es giebt zweierlei Arten solcher Fahrzeuge; die



Bengalis von niederer Kaste.

eine hat europäisches Gezimmer, die andere besteht aus zusammengenäheten Planken, die wohl kalfatert sind. Beide halten etwa dreißig Tonnen Last, führen Segel und außerdem auch Ruder. Das Schiffsvolk gehört einer besondern Kaste an und kommt von den Gangesmündungen, von wo diese Leute stromauf bis Delhi und Kânpur fahren.

Murschedabad (24° 12′ N.), wohin die Eisenbahn von Bhagalpur führt, liegt auf beiden Seiten des Gangesarmes Bhagaratti. Auch der obere Theil des Gangesdeltas ist während der Regenzeit vielfach überschwemmt und die vielen Deltagewässer haben sich im Verlaufe der Zeit gar nicht selten neue Betten gegraben. So ist z. B. Radschmahal, die frühere Hauptstadt des westlichen Bengalen, die einst am Ganges lag, vom Strome verlassen worden, welchem sie doch ihre Handelsbedeutung verdankte, und nahezu verödet. Der Ganges strömt eigensinnig in diesem Boden, welchen er sich aus dem im Himalaya und aus den Ebenen Hindustans herabgeführten Erdreiche gebildet hat, und bahnt sich einen neuen Weg zum Meere. Solche Katastrophen sind allemal verderblich; so wurde die einst berühmte Stadt Gaur oder Laknöti (24° 55′ N.) in ein Trümmergebiet mit Waldgestrüpp verwandelt, in welchem nun Tiger hausen; der Strom brach sich mehrere Stunden weit entfernt einen andern Weg, nachdem er weit und breit das Land überschwemmt hatte. Noch heute sieht man inmitten von Bäumen und Gesträuch die alten Ufermauern. Wer kann Bürge dafür sein, daß nicht auch einmal Calcutta, die stolze Hauptstadt, von einem ähnlichen Verhängnisse heimgesucht wird?

Murschedabad ist eine der bedeutendsten Städte Bengalens; die von den Eingeborenen bewohnten Viertel bestehen aus elenden, mit Palmblättern gedeckten Lehmhütten, die Straßen sind kothig und ungepflastert; weiterhin aber findet man Backsteinhäuser und bald ganze Straßen, welche an die vornehmen Stadttheile Londons erinnern. Aehnlich ist es in den meisten anderen Städten Bengalens; sie bilden zumeist einen sehr unvortheilhaften Gegensatz zu den eleganten Wohnungen und schönen Bazaren jener in Radschestan und selbst des eigentlichen Hindustan. Rousselet, der aus dem obern Indien kam, betont, daß ihm ein Vergleich der Einwohner mit jenen der eben genannten Gegenden in einer sehr

unvortheilhaften Weise auffiel. (— Wir wollen hier einschalten, daß man 1829 in der Stadt 40,118 Wohnhäuser zählte; davon gehörten 14,281 den 56,090 Mohammedanern, die übrigen den 90,086 Bengalis verschiedener brahmanischer Secten —). Der magere Bengali mit seinen hageren Gliedmaßen, seinem feigen, lügenhaften und verschmitzten Wesen nimmt sich schlecht aus gegenüber dem kräftigen Sikh, dem loyalen, rechtschaffenen Radschputen und dem kräftig gebauten Hindustani. Der Bengali hat nichts Arisches als seine Sprache und einige feinere Gesichtszüge, im Uebrigen ist er ein Gelber. Ob Rousselet nicht zu viel sagt, wenn er behauptet, daß er „der chinesischen Familie eben so ähnele wie der Birmane und daß China an den Ausläufern der Radschmahalberge anfange," möge hier dahin gestellt bleiben.

Murschedabad ist mit der großen Delhi-Calcutta-Bahn durch eine Zweigbahn verbunden, die von Nalhatti an den Ganges zieht. Von dieser Stadt aus fuhr der Reisende nach Bardwan. Die Bahn führt über weite, einförmige Ebenen, in denen nur dann und wann Gruppen von Latan- und Tarapalmen stehen; die Dörfer bestehen aus Anhäufungen von Hütten und sind von Sumpfland umgeben. Unter den heißen Sonnenstrahlen heben sich aus den Gräben der Reisfelder förmliche Dampfsäulen empor, welche dann dichte Qualmmassen bilden und sich wie ein blauer Vorhang ausnehmen. Ueberall zeigt sich Wasser und wenn der Bauer mit der Hacke in den Boden schlägt, quillt es unter derselben hervor. Denn alles Land in diesem ausgedehnten Gangesdelta ist eigentlich nur ein Erdüberzug; zwei Drittel von



Getreide- und Mehlhändler in Patna

Bengalen kann man weder als Land noch als Wasser bezeichnen sondern nur als eine schlammige Masse, deren Oberfläche durch die Sonnenhitze getrocknet wird. In einem andern Klima wäre Bengalen ein unzugänglicher und undurchdringlicher Morast. Der unaufhörliche Kampf zwischen Sonne und Wasser erzeugt die Miasmen in einem Boden, in welchem die faulende, abgestorbene Vegetation die Luft mit feinen, giftigen Dünsten schwängert. Diese bringen die fürchterliche asiatische Cholera zuwege; hier in diesen Ebenen hat sie ihre Urheimath; aus derselben ist sie durch Hindupilger nach den westlichen Landestheilen verschleppt worden und von mohammedanischen Wallfahrern nach Mekka. Die Cholera ist Herrscherin in diesen Deltadörfern, die inmitten nasser Reisfelder liegen und in denen für jeden Europäer auch ein nur kurzer Aufenthalt verhängnißvoll wird.

Bardwan (23° 12′ N.) liegt am Dammuda-Arm und zählt etwa 54,000 Einwohner. Dort residirt ein Vasallenfürst, der über einen Flächenraum von etwas mehr als 100 Geviertmeilen als „Maharadscha" gebietet, aber als britischer Unterthan eine Grundsteuer zahlt, eine Abgabe, die 40 Procent seines reinen Einkommens beträgt. Auf jenen 105 Quadratmeilen wohnen 1,854,150 Menschen, die Volksmenge ist also nicht minder dicht als in den volkreichsten Theilen Chinas. Wenn ganz Indien eben so dicht bevölkert wäre wie Bardwan, dann würde es 800 Millionen Seelen zählen. Der Maharadscha ist ein beneidenswerther Fürst; er hält keine Soldaten, hat mit der Rechtspflege nichts zu schaffen, braucht weder Krieg noch Revolutionen zu fürchten und ihm werden alle Ehrenbezeugungen wie einem Souverän erwiesen. Er sorgt dafür, daß die Straßen der Stadt, die mit Bäumen

bepflanzt sind, in gutem Stand erhalten werden; zwischen den einzelnen Hütten stehen Kokos- und Arekapalmen und die Wasserbecken sind mit breitem Lotos überzogen. Die Bewohner zeigen ganz und gar den bengalischen Typus, gehen fast nackt, da sie nur einen Lendenschurz tragen; wohlhabende Leute legen einen Ueberwurf von Musselin an. Alle scheeren das Haar kurz. Der Maharadscha kleidet sich wie ein Jung-Indier, trägt einen mit Goldborten besetzten europäischen Oberrock, lange Beinkleider und eine Sammetmütze, er hat also mit den alten Ueberlieferungen gebrochen. Große Freude hat er an seinem prächtigen Park, der zugleich eine Art von botanischem Garten bildet und geschmackvoll angelegt ist. Man sieht Pflanzen des gemäßigten Klimas neben der üppigen tropischen Vegetation, durch den Park schlängeln sich klare Bäche, im Gezweige singen die Vögel; Damwild, Reh und Hirsch weiden auf dem saftigen Grün und an Kiosken zum Ausruhen ist kein Mangel. In einer Abtheilung des Parkes hält der Maharadscha einige dreißig Elephanten und in einer Menagerie Affen, Tiger, Büffel, Bären und manche andere Thiere.

Die Entfernung bis Calcutta beträgt nur 90 Kilometer und die Bahn berührt das Dorf Panduah, das einst glänzendere Tage gesehen hat. Dort hatten im Jahre 1339 die brahmanischen Könige von Bengalen ihre Residenz. Der Gesandte des muselmännischen Beherrschers von Delhi, Firus Toglack, veranstaltete in Panduah, wo ein Sohn ihm geboren war, eine festliche Feier und lud seine brahmanischen Freunde zu Gast. Auf die Tafel kam auch Fleisch von



Kaufleute aus Marwar.

einem Rinde, welches er ganz insgeheim hatte schlachten lassen. Die Knochen waren vorsichtig an einer abgelegenen Stelle vergraben worden, aber sie wurden unglücklicherweise von Schakals ausgescharrt. Nun gerieth das Volk in Wuth und verlangte vom Könige den Tod des Mannes, welcher das heilige Thier gemordet habe. Als er sich nicht dazu verstand, stürmte die erbitterte Menge die Wohnung des Gesandten, der sich noch flüchten konnte, aber sie tödteten den Knaben als Sühnopfer. Dann überzog Toglack den König von Bengalen mit Krieg und schlug denselben vor den Thoren von Panduah aufs Haupt. Die Stadt mußte eine lange Belagerung von den Mohammedanern aushalten. Die Sage erzählt, daß in der Citadelle ein Teich mit Wunder wirkendem Wasser sich befand; alle in den Kämpfen getödteten Krieger wurden wieder lebendig, wenn man sie mit demselben wusch. Endlich aber gelang es den Muselmännern ein Stück Rindfleisch hineinzuwerfen; dadurch wurde das Wunderwasser entheiligt und den Bengalis blieb nichts übrig als sich zu ergeben. Nun waren die Sieger Herren von Bengalen; um das Andenken an ihren Triumph zu verewigen, erbaueten sie in der Ebene einen Siegesthurm, den man von der Eisenbahn aus noch jetzt sieht, ein Backsteingebäude von etwa 40 Meter Höhe; im Innern befindet sich eine Eisenstange; sie heißt Schah Sufi Kalat, die Lanze des Schah Sufi, des siegreichen mohammedanischen Feldherrn. Unten am Thurme steht eine Moschee, deren zweihundert Kuppelwölbungen merkwürdige akustische Töne darbieten.

Bei der Station Maggra zu halten lohnt sich, denn neben derselben liegt der Triveni-Ghât, eine der heiligsten Stellen in Bengalen. Als Triveni bezeichnet man eine

Stelle wo drei Flüsse sich vereinigen (— wie bei Allahabad Ganges, Dschamuna und der mythische Saraswati —), aber auch einen Punkt, wo drei sich trennen um ins Meer zu fließen. Hier sendet der Hugly oder westliche Arm des Ganges zwei Wasserläufe aus, die erst selbständig sind und sich dann in dem unentwirrbaren Geäder des Delta verlieren. Der Ghât, die Stelle am Wasser, hat eine prächtige Treppe, die zum Hugly hinabführt. Dorthin kommen auch aus weiter Ferne Pilger, theils um sich in dem dreimalheiligen Wasser von Sünden zu reinigen, theils um dort die Leiber ihrer Angehörigen zu verbrennen. Unweit vom Ghât liegen die Trümmer eines sehr alten Tempels, und in der benachbarten Ebene stand zu Anfang unserer Zeitrechnung eine blühende Stadt, Saptagrama, d. h. die Stadt der sieben Weisen, mit welcher die Römer in Handelsverbindungen standen; heute liegt auf der Stelle das Dorf Satgân.

Nach einstündiger Fahrt erreicht man Tschandernagor (22° 5′ N.) am Hugly. Die Stadt ist mit ihrem kleinen Umgebiete Besitzung der Franzosen, die vor einhundert Jahren sich dem Ziele nahe glaubten, ganz Indien zu unterwerfen. Nun sind ihnen nur fünf vereinzelte Punkte geblieben: Pondischerry an der Koromandelküste, an welcher auch Karikal an der Mündung des Kawery liegt; Janaon am Godawery und Mahe an der Malabarküste. Sie haben es nicht verstanden, aus diesen Resten ihres ehemaligen Gebietes Nutzen zu ziehen, und Rousselet stellte darüber in Tschandernagor melancholische Betrachtungen an. Er fand eine Anhäufung niedriger, schmutziger Hütten in der Stadt, welche im Jahr 1740 viel bedeutender war als damals Calcutta und von wo aus Bengalen beherrscht wurde. In den Straßen wächst Gras und sie sind verödet, in den Bazaren ist kein Handel, im Hafen liegen keine Schiffe. „Weshalb steift sich Frankreich darauf, diesen unbedeutenden Fleck zu behaupten? Etwa um uns daran zu erinnern, was wir in Indien hätten sein können und was wir heute dort sind? Oder hat vielleicht ein Punkt militärische Bedeutung, an welchem wir, laut den mit England abgeschlossenen Verträgen, nur fünfzehn Mann Soldaten als Besatzung halten dürfen? Wäre es nicht besser, unsere Flagge hier, wo sie nur Erniedrigung erfährt, einzuziehen? Freilich, England zahlt uns den Werth von 300 Kisten Opium, d. h. eine Summe von einigen Hunderttausend Francs, dafür, daß wir ihm sein Opiummonopol nicht antasten, ist das aber eine Entschädigung für so viele Erniedrigung?"

Die Lage der Stadt am Hugly ist recht hübsch und das Klima vergleichweise nicht ungesund, aber die natürlichen Vortheile sind unbenutzt geblieben und die widersinnige Centralisation der französischen Verwaltung hat sich dort in ihrem ganzen Unverstande gezeigt. Als die Bahn, welche Calcutta mit Delhi verbindet, ausgesteckt wurde, wollte die Compagnie den Schienenweg über Tschandernagor legen, dort Landhäuser, ein Schauspielhaus und Gasthöfe bauen, damit die Europäer aus Calcutta dort einen angenehmen Aufenthalt fänden. Sie verlangte von der französischen Regierung weiter nichts, als den an und für sich werthlosen und unbenutzten Grund und Boden zur Anlage der Häuser und des Bahnhofes. Der Plan wurde nach Paris geschickt, von wo nach langer lieber Zeit eine Antwort erfolgte. Die Regierung war nicht abgeneigt, die Concession zu ertheilen, aber unter allerlei hemmenden Bedingungen; es sollten z. B. alle Bahnhofbeamten und alle auf der im französischen Gebiete bei der Bahn angestellten Leute der französischen Nationalität angehören. Darauf hin führte die englische Gesellschaft die Bahn so, daß das französische Gebiet umgangen wurde, so daß nun der Bahnhof mehr als eine halbe deutsche Meile von der Stadt entfernt auf britischem Grund und Boden liegt.

---

# Die Polarexpedition der Engländer.

## 1. Die Ausrüstung der Schiffe.

Die Ausrüstung der für dieselbe bestimmten beiden Schiffe Alert und Discovery ist seit Anfang Januars so eifrig betrieben worden, daß schon zu Ende März in der Hauptsache Alles fertig war. Man ist bei derselben mit der größten Umsicht zu Werke gegangen. Die Masten des einen Schiffes passen genau auch für das andere, so daß sie im Nothfalle gewechselt werden können. Das Takelwerk ist leicht aber dauerhaft; Alles was Eisen ist erhält einen Ueberzug von Leder, damit die Hände der Matrosen es angreifen können. In Betreff der Schraube kommt eine neue Methode in Anwendung, der gemäß dieselbe, um sie der Berührung mit dem Eise zu entziehen, herausgehoben werden kann.

Die beiden Dampfer steuern zunächst nach Cap Farewell, der Südspitze Grönlands, wo sie wohl noch Eis antreffen werden. Sie fahren dann gen Norden nach der Disco-Insel (zwischen 69 und 70° N.), „wo sie Hunde und Hundetreiber an Bord nehmen sollen." Auf keinen Fall werden sie die gefährlichen Eisflarden in der Melvillebay vor Mitte Juni erreichen. Parry hat auf seinen beiden Polarreisen 1820 und 1827 seine Schlittenfahrten im Juni begonnen und so wird es wohl auch mit Capitän Nares sein. Aber die gegenwärtige Expedition hat den großen Vortheil, daß sie über Dampf verfügt und in einer Weise ausgerüstet ist, die nichts zu wünschen übrig läßt. Belcher wurde seiner Zeit volle fünf Wochen aufgehalten, ehe er durch das Eis der Melvillebay hindurchkam, während 1873 der Dampfer Arctic das in 60 Stunden bewerkstelligte. Die Maschinen des „Alert" waren ursprünglich für ein Kanonenboot bestimmt, sie haben 100 Pferdekraft, und sein Bug, gleich jenem der „Discovery", ist derart gepanzert, daß beide Dampfer durch die Eisflarden vordringen können und wahrscheinlich bereits im Smithsunde weit nach Norden vorgedrungen sein werden, bevor sich dort das feste (sogenannte Pfannkuchen-) Eis gebildet hat und die Jahreszeit so weit vorgerückt ist, daß sie sich für die Wintermonate in einem Hafen festlegen.

Die „Discovery" wird wohl nicht über 82° N. hinausgehen, nicht bis über den Punkt, wo die amerikanische Expedition unter Hall 1871 überwinterte. Fraglich ist, ob der „Alert" auch unter den allergünstigsten Umständen Aussicht haben wird, über 84° nördl. hinaus zu gelangen. Aber gleichviel wie weit er vordringen möge, bevor er des Eises wegen nicht weiter kann, so viel ist klar, daß er den Nordpol, falls es ihm gelingen sollte ihn zu erreichen, das nur mit Schlitten wird bewerkstelligen können (— die Hypothese von einem „offenen Polarmeere" hat man in England endlich fallen lassen —). Deshalb ist auf Bau und Einrichtung der Schlitten unter des praktisch erfahrenen Mac

Clintock Leitung die größte Sorgfalt verwandt worden. Parry war auf seiner längsten Schlittenfahrt 60, James Roß auf der seinigen 40 Tage unterwegs und vom Schiff abwesend; Mac Clintock ist nun seinerseits überzeugt, es werde vermöge der von ihm getroffenen Vorkehrungen verhältnißmäßig leicht sein, eine Fahrt von 600 Miles über glattgefrorenes Wasser und auch über Höckereis zu machen vermittelst eines Schlittens, der auf sechs bis sieben Wochen mit Vorräthen beladen sei, und sechs bis acht Leute Bemannung habe. Er sagt: „Es giebt keinen auch noch so entlegenen Punkt, von welchem aus eine wohlausgerüstete Mannschaft nicht durch eigene Anstrengungen die Rückkehr ermöglichen könnte.“ Die Schlitten sind aus amerikanischem Ulmenholze gebaut und die Kufen mit Stahl beschlagen, die Querhölzer mit Leder umwickelt ꝛc. Der beladene Schlitten wird 1646 Pfund schwer sein; der Offizier hat sieben Mann unter sich. Bei der Trennung vom „Alert“ wird er, damit er seine Vorräthe nicht anzugreifen braucht, von anderen Schlitten bis dahin begleitet, von wo aus er dann allein seine Expedition macht.

Die beiden Schiffe sind auf der Innen- wie auf der Außenseite stark bekleidet; jedes ist in fünf wasserdichte Verschläge (— sogenannte Gewelingen, wie unsere deutschen Schiffer sagen —) getheilt: in jedem befindet sich eine Maschine zum Auspumpen. Die Wände sind dick mit Filz und Duffelzeug bekleidet um die Kälte abzuhalten. Für die Gesundheit des Schiffsvolkes wird selbstverständlich gesorgt, eben so für angenehme Unterhaltung durch allerlei Lustbarkeiten. Eine Bibliothek an Bord ist selbstverständlich; ein Handbuch der arktischen Entdeckungen, das speciell für diese Expedition zusammengestellt worden ist und eine Geschichte der bisherigen Polarreisen enthält, fehlt gleichfalls nicht.

Der „Alert“ zählt 62 Köpfe Bemannung: Capitän, Commandeur, 4 Lieutenants, 1 Unterlieutenant, 2 Aerzte, 1 Zahlmeister, 1 Naturforscher ꝛc.; 14 Matrosen, 2 Ingenieure und Eskimos oder Dänen als Hundetreiber. Die „Discovery“ zählt 59 Mann. Auf beiden Schiffen sind alle Offiziere, Matrosen und Seeleute Freiwillige; keiner darf über 31 und unter 25 Jahr alt sein und man ist bei der Auswahl sehr sorgfältig verfahren. Der „Alert“ wird von Capitän Nares befehligt, die „Discovery“ von Capitän Markham.

* * *

Aus den vorstehenden Mittheilungen ergiebt sich, daß das Gelingen der Expedition hauptsächlich davon bedingt ist, daß sie über tüchtige ausdauernde Hunde verfügen könne. Ohne diese sind Schlittenfahrten manchmal unmöglich. Die Engländer wollen sich die Zugthiere in Grönland verschaffen und wer wird nicht wünschen, daß ihre Hoffnungen sich erfüllen? Aber aus dem, was wir nachstehend mittheilen, ergiebt sich, daß doch einige Bedenken obwalten.

* * *

## 2. Die Krankheit unter den Eskimohunden.

Die phantastische Annahme, daß man den Nordpol zu Schiffe erreichen könne, ist seit fast einem Vierteljahrhundert unablässig in den Vordergrund geschoben worden, und im großen Publicum gewöhnte man sich allmälig daran, sie für ganz richtig zu halten. Hatte sich doch ein ausgezeichneter Polarfahrer, wir wissen nicht ob aus eigenem Antriebe, so weit verstiegen, daß er die Hoffnung aussprach, die deutsche Flagge über dem Nordpole flattern zu sehen!

Diese Phantasien sind nun als Nebelbilder erkannt worden. Julius Payer hat wesentlich dazu beigetragen, sie zu zerstreuen, und auch die Engländer erklären in Bezug auf ihre Polarexpedition, daß es gar nicht im Plane liege, den Nordpol mit einem Schiffe zu erreichen, daß man aber, wie weiter oben gesagt wurde, unter günstigen Umständen den Versuch machen werde, auf Schlitten bis zu diesem Punkte vorzudringen.

Es ist abermals Payer, der gezeigt hat, was vermittelst einer wohlgeführten Schlittenpartie auszurichten sei, und die Winke und Lehren, welche er gegeben, sind von den Engländern nicht unbeachtet geblieben. Sie erwarten von Schlittenfahrten die besten Erfolge. Aber diese hängen vor allen Dingen auch von der Beschaffenheit der Zugthiere ab und als solche kann man nur Hunde verwenden. Die dänische Regierung, welche der Expedition des Capitän Nares in freundlicher Weise jeden Vorschub leisten wird, will dafür sorgen, ihr in Grönland die erforderliche Anzahl von Eskimohunden zu stellen, und allerdings hängt, wie schon bemerkt, eigentlich von der Tüchtigkeit und Ausdauer dieser für jene arktischen Regionen so unentbehrlichen Thiere ungemein viel ab. Nur mit ihrer Hülfe sind Gegenden zu erreichen, wohin ein Schiff nicht dringen kann.

Nun aber fragt sich, ob auch unter allen Umständen auf diese Eskimohunde gerechnet werden könne? Bis in die neuere Zeit hinein waren sie von Seuchen verschont geblieben, namentlich von der Tollwuth, die nicht nach Kamtschatka und auch nicht nach Grönland gekommen war. Die ganze Existenz der Bewohner in den arktischen Gegenden hängt buchstäblich vom Hund ab. Adolf Erman schildert in seiner sibirischen Reise die Ostjaken und deren Schlittenfahrten und bemerkt: „Tollheit unter den Hunden würde hier ein ganz entsetzliches Unheil sein und unfehlbar die Vernichtung ganzer Menschenstämme nach sich ziehen; aber in Obdorsk versicherte man mich, daß sie in diesen Gegenden ganz unbekannt sei.“

Der englische Ingenieur G. Flemming erörtert den Gegenstand, der jetzt eine erhöhete Bedeutung gewonnen hat („Geographical Magazine“, Februar 1875, S. 56 ff.). Bemerkungen in Kane's Reisewerke zeigen, daß unter den arktischen Hunden allerdings Seuchen vorkommen. Am 5. October 1854, als er unter 70° 41′ N. eingefroren war, zeigten sich merkwürdige Symptome bei zwei jungen Hunden. Ihre Mutter lief wankend, mit gesenktem Kopf auf dem Verdeck umher und vor dem geschwollenen Maule stand Schaum; sie schnappte nach Petersen und biß nach seinem Fuße. Sie hatte die Wasserscheu und wurde erschossen.

Kane meinte, die Krankheit entstehe, weil während des langen arktischen Winters die Sonne nicht scheint und in Folge der äußerst strengen Kälte. Aber an beides sind ja die Eskimohunde von Jugend auf gewöhnt und auch Hunde, die man aus Europa mitgebracht hat, sind gesund geblieben. Kane pflegte seine Hunde auf das Sorgfältigste, man kann sagen wie Kinder, aber alle starben. Sie wurden gehirnkrank; alle körperlichen Verrichtungen nahmen ihren gehörigen Fortgang; sie fraßen gierig und schliefen gut. Aber die epileptischen Zufälle verwandelten sich bald in wirklichen Wahnsinn; sie bellten wüthend in die leere Luft hinein, liefen geradeaus oder in krummen Linien unermüdlich hin und her, liebkoseten die Menschen, schienen aber nicht im Stande zu sein zu bemerken, ob man das erwiedere oder nicht und wiegten sich hin und her, wobei ihr Auge einen seltsamen Ausdruck von Angst zeigte. Alle ihre Bewegungen nahmen sich automatisch aus; manchmal lagen sie stundenlang ganz ruhig, dann sprangen sie laut heulend plötzlich auf und liefen umher, als ob sie verfolgt würden. Insgemein starben sie 36 Stunden nach dem ersten Anfalle unter Symptomen von Starrkrampf.

Hayes fand 1860 in Grönland, daß in den sechs vorhergegangenen Monaten die Zahl der Hunde durch eine Seuche

um etwa die Hälfte sich vermindert hatte; kein einziger Jäger besaß die für ihn nöthige Anzahl und es kostete große Mühe einige käuflich zu erwerben. Auch Hayes verlor sie alle; einmal starben ihm sieben in vier Tagen. In der französischen Uebersetzung von Hayes' Reise, welche 1872 erschien, bemerkt der Herausgeber Belin de Launay, daß die Seuche auch in diesem Jahr noch auf der ganzen Strecke von der Smithstraße bis nach Jakobshavn geherrscht habe. Wenn aber alle Hunde dort hinwegsterben, sind auch die Grönländer, wie die Eskimos überhaupt, verloren; denn es fragt sich sehr, ob diese Polarmenschen anderwärts existiren können, ob sie fähig sind, eine ganz andere Lebensweise zu führen.

Julius Payer war vorsichtig genug, seine Schlittenhunde aus Wien mitzunehmen und entging so dem Mißgeschicke, von welchem Kane und Hayes heimgesucht wurden.

Ein gründlicher Kenner Grönlands, Robert Browne, hat 1868, in seinen Arbeiten über die Säugethiere jenes Landes, gleichfalls darauf hingewiesen, daß der Grönländer verloren sei, wenn ihm alle Hunde hinwegsterben. Es ist für ihn unmöglich, die Seehunde, Narwale, Haifische und weißen Wale, die er im Winter an den offenen Wasserlöchern geschossen hat, ohne Hunde nach seiner Wohnung zu schaffen. Er kann ohne sie keine weiten Wanderzüge mit seiner Familie unternehmen und nicht aus einem Jagdgebiet zum andern gelangen. Vor 15 (also nun 21) Jahren brach unter den arktischen Hunden eine Krankheit aus, über deren Beschaffenheit die Thierärzte nicht sogleich ins Reine kamen; sie war (wie schon weiter oben bemerkt) verbreitet vom Smithsunde bis Jakobshavn, hier aber wurde sie durch den Eisfjord verhindert, weiter nach Süden zu dringen. Die dänische Regierung trifft alle möglichen Vorkehrungen, jede Berührung zwischen den Hunden aus dem Norden und Süden mit einander zu verhindern.

„In allen dänischen Niederlassungen sind die Leute durch das Hundesterben verarmt. Wer seine Hunde eingebüßt hat, gilt nicht mehr für respectabel. Als ich in Jakobshavn mich befand, verging während der letzten Zeit meines Aufenthaltes kaum ein Tag, an welchem nicht einige erkrankte Hunde getödtet werden mußten. Der von der dänischen Regierung hergeschickte Thierarzt wußte kein Gegenmittel zu finden. Auch auf Kamtschatka werden die Hunde durch eine ähnliche Seuche decimirt und sind schon derart vermindert, daß ein Russe vergeblich 100 Rubel für ein Gespann von Sechsen geboten hat. Die Kamtschadalen aber haben eine Aushülfe am Renthiere, welches sie als Zug- und Lastthier verwenden können."

In Grönland ist die Seuche ansteckend, gleichviel ob ein Hund gebissen worden ist oder nicht. Wenn die englische Expedition Eskimohunde verwenden will, so ist es gerathen, daß sie dieselben in den noch von der Seuche freien Niederlassungen südlich von Jakobshavn sich verschafft, also in Egedesminde, Christianshaab oder Claushavn. An der Westseite der Davisstraße ist die Krankheit noch nicht bemerkt worden.

---

# Zur Morphologie der geographischen Grenzen.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde. Von **G. C. Petzet** in Breslau.

## III.

Ueberblick der Gebirge in allen Erdtheilen. — Modificirung von Gebirgsgrenzen. — Künstliche Grenzen. — Zeichen und Mittel derselben. — Unterschiede landschaftlicher Erscheinung. — Confessionelle und nationale Grenzen. — Offene und halboffene Grenzen.

Die Grenzscheide zwischen Europa und Asien bildend hat der Ural das Recht, den hervorragenden Grenzgebirgen eingereiht zu werden, ohne doch in geographischer oder ethnographischer Hinsicht einen schroff abscheidenden Charakter zu tragen; vielmehr scheint sein nicht gerade schmaler Rücken eher zur angliedernden Verbindung einer großen Halbinsel mit ihrem Continent als zum natürlichen Grenzwall zweier Erdtheile bestimmt zu sein. Den wahren natürlichen Scheidegrund Europas und Asiens haben wir ja auch schon kennen gelernt.

In weit höherm Grade ist der Kaukasus eine natürliche Länder- und Völkerscheide. An und für sich selbst betrachtet allerdings zunächst ein Rest und Sammelpunkt zahlreicher Völkerschaften, von einer Mannigfaltigkeit, gegen welche die Schweiz eintönig erscheint, fällt sein nördlicher Fuß in eine Ebene ab, die sich der südrussischen Steppe angliedert, während sich südwärts das Gebirgsland nach Armenien und Persien hin in so allmäligen Uebergängen fortsetzt, daß die Grenze, welche die Geschichte hier gezogen, für die Geographie mit aller Entschiedenheit an dem nördlichen Abhange des erinnerungsreichen Gebirges und die Grenze des kaukasischen Landes gegen Armenien an dem Kamme des Kleinen Kaukasus haften bleibt.

Am Altai und am Daurischen Gebirge, denen beiden der Charakter des Kammgebirges abgeht, besitzen die südlichen Regionen der russisch-sibirischen Lande keine Grenzwälle gegen das innere und östliche Asien. Außer der Wüste Gobi hemmen in jenen Gegenden keinerlei natürliche Hindernisse die seit Jahrhunderten eingehaltene Vorwärtsbewegung der russischen Grenzen gegen den Südosten. Sogar als diese Bewegung in den letzten Jahrzehnten den Amur erreicht hatte, blieb sie nur eine Strecke weit an demselben stehen, während sie ihn oberhalb seiner Mündung weithin nach Süden ausgreifend überschritt und erst am Ocean ihr Ziel gesetzt fand.

Noch in jüngster Zeit ist durch einen diplomatischen Schriftwechsel zwischen Rußland und Großbritannien, welcher neben seinem politischen Interesse culturhistorische und geographische Bedeutung besitzt, bezüglich der entscheidendsten centralasiatischen Fragen in gewichtiger Weise constatirt worden, daß Rußland, obwohl in südlicher Richtung zwischen seinem Gebiete und dem anglo-indischen Reiche der Thian-Schian, der Küen-lün und der Karakorum nacheinander als parallele und dabei sehr hohe Kammgebirgswälle aufgerichtet sind, bei dem sich zu beiden Seiten jener Gebirge fortsetzen-

den Hochplateaucharakter dieser innerasiatischen Gebiete als die natürlichen Grenzschranken seines Machtbereiches in Asien erst den Himalaya und den Hindukusch betrachtet. Vorläufig freilich dienen diese beiden Gebirge noch anderen Völkern und Staatsgebilden zu Grenzscheiden; doch muß man vom geographischen wie vom historischen Standpunkt aus der russischen Auffassung darin beistimmen, daß eine wahrhaft maßgebende Naturgrenze und Völkerscheide erst mit den letztgenannten Gebirgszügen erreicht sein wird.

Der Himalaya scheidet nicht bloß das chinesische Reich von dem anglo-indischen, sondern auch das hohe und rauhe Gebirgsland Innerasiens von der meist ebenen, durchaus milden, nach dem tropischen Süden ausragenden Halbinsel Hindustan — eine klimatisch-geographische und politisch-ethnographische Grenzscheide von allerhöchster und vielseitigster Bedeutung. Die an den Südfuß des Gebirges angeschlossenen Reiche von Nipal und Bhotan, die ihrerseits wieder südwärts vom Bhaver-Sahlwalde („Terai") begrenzt werden, dürfen bei den Größenverhältnissen der hier sich begegnenden Weltreiche kaum als Zwischenglieder in Betracht kommen.

In ähnlicher Weise stellt der Hindukusch zwischen Turkestan und Afghanistan (Kabul) eine Scheidewand her, in deren Nähe allerdings die Bergvölker jener Gegenden sich in sehr unregelmäßigen Grenzen angesiedelt haben. Weiter gegen Süden trennt sodann noch das dem Indus parallel laufende Suleimangebirge Afghanistan und Beludschistan vom vorderindischen Gebiete.

Afrika bewährt seine mangelhafte Gliederung namentlich auch dadurch, daß es keine Grenzgebirge aufweist. In den wenigen Fällen, wo die Gestaltung seiner Gebirge dieselben zu Grenzscheiden geeignet erscheinen ließe, wird eine solche Wirkung durch die Breitengrade, unter denen sie liegen, fast gänzlich aufgehoben. Selbst der Atlas, welcher noch am meisten zu einer Naturgrenze passen würde, schließt die cultivirteren Theile von Algier und Marokko im Süden nicht ab und wird nicht bloß politisch, sondern auch geographisch und ethnographisch durch die unter seiner Breitenzone in den Vordergrund tretenden günstigen Wirkungen des Gebirgslandscharakters in der Wirkung als Grenze neutralisirt, so daß Staaten wie Bevölkerungen seines nördlichen Saumgebietes erst an der im Süden folgenden Steppe, oder sogar erst der Wüste ihre Grenze finden. — In wie weit vielleicht der Süden des massigen Erdtheils das allgemeine Bild desselben auch nach dieser Richtung hin modificiren wird, muß einer vollständigern Durchforschung desselben anheimgestellt bleiben; bis jetzt scheint er die bisherige Ansicht nur zu bestätigen.

Auch die innere Gliederung Amerikas wird, wie durch seine Küstenconfiguration, so durch seine Gebirgsformationen nur in geringem Maße unterstützt. In Nordamerika treten, bei dessen günstigerer Küstengestaltung, sowie durch die Alleghanies, das Felsengebirge und — in gegensätzlicher Ergänzung der trockenen Binnengrenzen — durch die Wasserscheide der canadischen Seen, einige natürliche Abgrenzungen im Innern hervor. Das Hauptgebirge des Continents aber hat, trotz seiner Kammnatur und seiner alle Gebirge der gesammten Erde übertreffenden Ausdehnung, durch seine der ganzen Erstreckung der längsten Küstengrenze folgende und dabei allen Abzweigungen abgewandte Richtung, namentlich in Südamerika, jede natürliche Gliederung des Erdtheils anderen Factoren überlassen. Im Norden hat nur das Oregongebiet („Columbia"), im Süden das Küstenland Chile durch die Cordilleren der Andes eine natürliche Basis der Abgrenzung erhalten.

Von dem australischen Continent endlich muß für unsere Betrachtung im Hinblick auf den Mangel jeder natürlichen Gliederung gänzlich abgesehen werden. Auf die Abgrenzung innerhalb dieses Erdtheils könnte man nur von einem ganz andern Gesichtspunkte eingehen, dessen wir im letzten Theile unserer Betrachtung zu gedenken haben werden.

Haben wir oben am Schlusse unserer Untersuchung der nassen Grenzen darauf hinweisen müssen, daß Flüsse auf höheren Stufen der Culturentwickelung ihrer Anwohner den Charakter von Grenzscheiden immer mehr verlieren und im Gegensatze zu jener Function selbst zu einigenden Bändern für benachbarte Bevölkerungen und zu Hülfsmitteln der Staatsbildung werden können, so müssen wir jetzt auch in Bezug auf die Gebirge noch bemerken, daß dieselben ebenfalls Völkern und Staaten kein unter allen Umständen unübersteigliches Hinderniß entgegenzustellen vermögen, daß auch manche Kammgebirge im Laufe der Zeiten bei Neubildungen und Erweiterungen von Staatsgebieten überschritten worden sind, und daß in neuester Zeit selbst die höchsten und unwegsamsten Kammgebirge Ueberführungen von Straßen und Eisenbahnen sowie Durchbrüche von Tunnels erfahren haben, welche, als staunenswerthe Zeugnisse der Uebermacht des sieghaften Menschengeistes über die Naturgewalten, auch die schroffsten natürlichen Abgrenzungen wenigstens an einzelnen Stellen ihrer trennenden Wirkungen entledigt und damit ihren geographischen Charakter wesentlich modificirt haben.

So sind die Alpen durch eine Anzahl großartiger Hochstraßen dem Verkehr zwischen den sich an ihnen begegnenden Grenzlanden erschlossen und in neuester Zeit in ihrer östlichen Hälfte an zwei Stellen mit einer Eisenstraße überbrückt, im Westen und in der Mitte aber durch meilenlange Tunnels durchbrochen worden, so daß Niederösterreich und Steiermark, Nord- und Südtirol, Savoyen und Piemont, Uri und Tessin — und in weiterm Sinne Deutschland, die Schweiz und Frankreich mit Italien jetzt durch die bequemsten Verkehrswege verbunden sind. Aehnliche großartige Denkmäler über die mächtigsten Naturgrenzen erkämpfter Siege zeigen: der Kaukasus, das nordamerikanische Felsengebirge und neuestens der peruanische Schienenweg über die Cordillere, dem nunmehr noch ein zweiter von Chile nach Argentinien folgen soll.

Wo natürliche Grenzen fehlen, ist die Abgrenzung der Länder, beziehungsweise der Staaten, auf künstliche Mittel angewiesen, so daß an Stelle von Erscheinungen der physischen Geographie eine Aufgabe der politischen Geographie uns gegenübertritt, deren morphologische Beziehungen ebenfalls einer nähern Betrachtung unterzogen werden müssen. Auch hier läßt sich eine gewisse Regelmäßigkeit der Erscheinungen erkennen, die zum Theil nur auf niedrigeren Entwickelungsstufen der Völker hervortreten, zum Theil jedoch ihre Geltung noch für die Culturperiode der Gegenwart bewahrt haben.

In älteren Zeiten wurde der Mangel natürlicher Grenzen nicht selten durch ebenso auffällige wie kostspielige Markzeichen ersetzt. Die gewaltsame Herstellung wüster Grenzgürtel, die mühsame Ausschachtung von Canälen und Aufführung von Wällen, ja sogar von Mauern auf langen Grenzstrecken liefern Beweise dafür. Noch heute können wir den Trajanswall, den mecklenburgisch-pommerschen Landgraben, die Teufelsmauer in Südwestdeutschland, die Grenzmauer der Picten und Scoten, die große chinesische Mauer als Beispiele anführen. Ein moderner Nachklang solcher Grenzmittel ist es, wenn in unserer Zeit noch zuweilen aus gebieterischen militärischen Rücksichten, zum bessern Schutze der Grenzen eines Landes, starke Festungen zu drohenden Grenzwarten gemacht werden, wie dies mit Krakau, Verona,

Metz und anderen geschehen ist. Die vorgeschrittene Cultur begnügt sich für gewöhnlich mit der Aufstellung regelmäßiger Grenzzeichen, namentlich mit der „Versteinung“ der Grenzen, an geeigneter Stelle verstärkt durch Waldburchhau, Gräbenziehung und ähnliche einfache Mittel. Zuweilen — und auch hierfür giebt es schon ältere neben zahlreichen neuesten Beispielen — beschränkt man sich, von allen realen Grenzzeichen absehend, auf die bloße vertragsmäßige Festsetzung des geographischen Längen- oder Breitengrades, welcher, ohne alle Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit des Grenzgebietes, über ebene Flächen wie über hervortretende Hindernisse aller Art hinwegsetzend, das Theilungswerk zwischen zwei Staaten vollzieht. Allerdings sind derartige Grenzregulirungen nur in so jungfräulichen, so gut wie unbebauten und unbewohnten Landstrichen praktisch unbedenklich, wie es die der natürlichen und der geschichtlichen Sonderung entbehrenden Flächen Australiens und Amerikas sind. Wenn auch die Westgrenze Nubiens einem geographischen Grade folgt, so bietet hierfür die Libysche Wüste den noch einfachern Grund dar.

Was den Unterschied der landschaftlichen Erscheinung diesseits und jenseits einer künstlichen Grenze betrifft, so kann derselbe aus verschiedenen Gründen ein größerer oder ein geringerer sein. Zwischen Culturländern beschränken sich die äußeren Zeichen der Verschiedenheit auf so Weniges, daß das allgemeine Landschaftsbild auf beiden Seiten in allem Wesentlichen das gleiche zu sein pflegt. So entbehren unsere deutschen Grenzmarken gegen Niederland, Belgien, Frankreich, die Schweiz nnd Oesterreich so gut wie gänzlich der äußerlichen Unterschiede. Merklicher dagegen gestalten sich die Abweichungen in der örtlichen und landschaftlichen Ansicht, wo an den Culturstaat ein Land von entschieden niedrigerer Culturstufe angrenzt. Selbst wenn die unmittelbar mit einander zusammenstoßenden Bezirke der Nachbarstaaten in Bodenverhältnissen wie in wirthschaftlichen und socialen Bedingungen einander sehr nahe stehen, kann die Verschiedenheit der benachbarten Staatsgebiete noch deutlich erkennbar hervortreten. Die Differenz der politischen Institutionen, der Gesetzgebung und Rechtspflege, der kirchlichen und gemeindlichen Einrichtungen und ihrer Verwaltung beeinflußt so zahlreiche Symptome des wirthschaftlichen und öffentlichen Lebens, daß die Art des Anbaues, die Dichtigkeit und äußere Erscheinung der Wohnstätten, der Bestand und die Pflege der Wälder, der Zustand der Straßen und Wege und anderes mehr einen merkbar abweichenden Anblick darbieten kann. Wer aus Oberschlesien oder Ostpreußen in das benachbarte Russisch-Polen übertritt, hat weder hinsichtlich der Formation und Beschaffenheit des Bodens noch in Betreff der Nationalsprache und Abstammung der Bewohner einen Wechsel durchzumachen; mehrfach sind sogar die natürlichen Verhältnisse auf russischer Seite günstiger als auf preußischer; trotzdem aber wird keinem geübten Auge der Unterschied in der Physiognomie der Ort- und Landschaften auf beiden Seiten entgehen. Es wird zwar diesseits wie jenseits der Brynitza polnisch gesprochen, katholisch gebetet und vorzugsweise Bergbau betrieben, aber selbst der verhältnißmäßig wohlgebauete russisch-polnische Bergflecken Doubrowa kann sich in keiner Richtung mit der jüngsten preußischen Stadt, Kattowitz, messen, nnd bei den Dörfern tritt der Abstand des russisch-polnischen vom preußisch-schlesischen Typus noch augenfälliger hervor. Ebensowenig bedürfte es bei Wirballen russischer Bauart und griechischer Kirche, um dem die Scheschuppe Ueberschreitenden bemerklich zu machen, daß mit Eydtkuhnen die mitteleuropäische Cultur wenigstens im Volksleben aufhört.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch eines Momentes gedenken, welches, ohne zur äußerlichen Verschiedenheit viel beitragen zu können, doch nicht unwesentlich zur Schärfung oder zur Abschwächung politischer Grenzen mitwirkt. Es ist dies die kirchlich confessionelle Zugehörigkeit des betreffenden Landestheils. Wenn die Staatsgrenze sich mit der Grenze eines kirchlichen Rayons deckt, so erhalten die politisch-administrativen wie die ökonomisch-materiellen Differenzen dadurch noch einen verstärkten Nachdruck. Decken sich jene beiden Grenzen nicht, so entsteht ein gemischtes Verhältniß, welches namentlich bei solchen Confessionen, die das religiöse Element mit dem nationalen oder dem politischen zu verquicken pflegen, nicht ohne ausgeprägte Folgen bleiben kann. Zwischen Preußen und Oesterreich, Oesterreich und Rußland, Rußland und dem Osmanischen Reiche bestehen mehrfach solche — allerdings noch mehr politisch und social wirksame als geographisch und statistisch hervortretende — Wechselbeziehungen, welche zu einer weitern ethnographischen Betrachtung hinüberleiten.

Nicht so leicht nämlich als die *staatlichen* Grenzen lassen sich oft diejenigen zweier *Nationalitäten* feststellen, deren richtige Sonderung doch auch eine Aufgabe der politischen Geographie ist. Nicht überall scheiden sich die Völker nach Abstammung, Sprache, Cultur und Sitte so scharf und deutlich von einander, wie es zwischen Deutsch und Wälsch an Deutschlands West- und Südgrenze, zwischen Französisch und Italienisch an den westlichen Alpen, zwischen Französisch und Spanisch an den Pyrenäen und in sonstigen ähnlichen Fällen zu sehen ist. Namentlich beim Mangel natürlicher Grenzen stellt sich oft ein mehr oder minder umfängliches Gebiet als streitiger Kampfplatz zweier Völker dar, von denen jedes für sich die Herrschaft beansprucht und das politisch unterlegene den Kampf selten gänzlich aufgiebt. In der That ist es zuweilen selbst vom neutralen Standpunkte schwer zu entscheiden, welche von den beiden concurrirenden Nationalitäten die wirklich überwiegende sei. Die numerisch schwächere kann dadurch, daß sie in den Städten vorherrscht, den größern Theil des Grundbesitzes, des Verkehrs und der öffentlichen Institutionen in Händen hat, überhaupt die geistige und wirthschaftliche Führung und Präponderanz besitzt, thatsächlich die wichtigere, ja die ausschlaggebende der beiden Nationalitäten sein. Auch der Fall kommt vor — wenn auch selten —, daß zweisprachige Elemente in einer gemischten Bevölkerung so zahlreich vertreten sind, daß die Ziehung der nationalen Grenzlinie sehr erschwert und unsicher wird. Oft werden sogar im Familienleben zwei Sprachen gebraucht, wie dies in slawischen Ländern, in Ungarn, in Nordamerika und anderwärts vielfach vorkommt. Noch häufiger ist die officielle von der im Privatleben üblichen Sprache, die Gerichts-, die Kirchen- und die Schulsprache von der Volkssprache verschieden: — Beispiele hierfür bieten mehrere Kronlande der habsburgischen Monarchie, Nordschleswig, Polen und ein großer Theil Rußlands, Belgien, Graubünden, die Baskenlande, die Bretagne, Wales und andere mehr. Politische Veränderungen sowohl als die verschiedenen Bewegungen des Verkehrs, massenhafte Auswanderungen wie gewaltsame Versetzungen ganzer Volksstämme können im Laufe der Zeit nicht unbedeutende Verschiebungen in den Grenzen der Sprachgebiete herbeiführen. Dies beweisen St. Petersburg, die Krim, der Kaukasus, das Lapland und Algerien, ferner Nord- wie Südamerika, im Einzelnen noch besonders Louisiana, Canada, Californien, Texas; ebenso manche Küstenstrecken und Inseln Australiens und des südlichen und östlichen Asiens.

Vielleicht ist es keine unzutreffende Bezeichnung, wenn wir nach den geschilderten Verhältnissen von völlig *geschlossenen* und im Gegensatze dazu von *offenen* oder *halb-*

offenen Grenzen in ethnographischer Hinsicht reden. Franz von Löher bezeichnet in diesem Sinne Länder wie Ungarn und Polen, gegen welche hin sich auszudehnen das Deutschthum offenbaren Beruf hat, als unsere „Colonialländer", als „Germanisirungsländer", als „Zwischen- und Uebergangsländer", auch wohl als unsere „Vorlande", bildlich als „die Puffer", welche die Stöße von außen abhalten, damit der Volkskern nicht so bald getroffen werde.

---

# Fastnacht, Tänze und Melodien der Sibiriaken.

Von **Albin Kohn.**

Gleich nach dem Feste der Taufe Christi (6. Januar a. St.) beginnen in Dörfern und Städten die Freuden der Fastnacht. Das junge Volk zieht maskirt in Banden einher, bis tief nach Mitternacht von Haus zu Haus, wobei es freilich ohne Orgien nicht abgeht. In jedem Hause werden die ungebetenen Gäste freudig aufgenommen, mit Speise und Trank bewirthet, ja sogar, wenn sie arme Schlucker sind, mit kleinen Geldgaben beschenkt.

Bei dieser Gelegenheit singen einige der verkappten Gäste, während die anderen tanzen. Der Großrusse, und zu diesem Stamm gehört ja hauptsächlich der Sibirier, hat keinen Nationaltanz. Die Versammelten nehmen sich, so viel eben der Raum es erlaubt, an die Hände, bilden einen Kreis und gehen nun wechselweise im Kreise herum nach rechts und links. Oft singen alle Tanzenden und die erfreuten Zuschauer mit ihnen. Ein Nationaltanz konnte sich in Rußland nicht, wie bei anderen Völkern, ausbilden. Seine ungeheueren Wälder und Sümpfe, sein tiefer Schnee während des langen Winters erlauben keine leichte, flüchtige Bewegung im Leben, welche der Tanz, idealisirt und mit einer gewissen Mimik geschmückt, nachahmt. Das Volk von Sklaven hatte übrigens gar keine Laune sich dem fröhlichen, hüpfenden Tanze hinzugeben; dieses hätte vielleicht den „Eigenthümer der Seele" gereizt und ihn veranlaßt, auch bei der schweren Arbeit mehr Rührigkeit vom zweibeinigen Inventarium zu verlangen.

Eine Ritterschaft gab es nicht in Rußland; wenigstens war sie nicht im Sinne des westlichen Europas vorhanden. (— Bemerkenswerth ist, daß das Wort, mit welchem die russische Sprache den privilegirten Stand der Gutsbesitzer bezeichnet, nicht „Adel" bedeutet. Man nennt ihn „Dworjanin" von „Dwor", Hof, also den Hofdiener. Die Menschen brauchten sich nicht durch Höheres, durch Seelenadel, auszuzeichnen, um das Privilegium, Sklaven besitzen zu dürfen, zu erhalten. Die polnische Sprache leitet, wie die deutsche und andere westeuropäischen Sprachen, das Wort zur Bezeichnung des privilegirten Standes vom Worte „schlachetny", edel, ab. —) Während der langen Sklaverei des ganzen russischen Volkes kämpfte der dem Großfürsten anhängende Adel nicht um die eigene Freiheit, sondern um die Herrschaft des meistbietenden Rivalen, wie diese wiederum die Unabhängigkeit nicht durch großartige, heldenmüthige Anstrengungen, sondern durch Ränke anstrebten. Sie säeten Zwietracht in der goldenen Horde und schlugen die Tataren durch die Mongolen und die Mongolen durch die Tataren. Also auch die höheren Schichten des großrussischen Volksstammes hatten keine äußere Veranlassung einen Volks- oder Nationaltanz auszubilden. Wie die ganze politische Bewegung ein Gehen von einem Großchan zum andern, von einem Großfürsten zum andern war, so ist auch der Tanz ein Gehen nach rechts und links, ohne Grazie, ohne Schönheit und Reiz.

Auch ein eigentliches Volkslied hat der Großrusse nicht, und um so weniger der Sibirier; beide haben nur Melodien, welchen sie gelegentlich Worte unterlegen, und das, was man in einem Dorfe singt, ist im Nachbardorfe unbekannt. Die Melodien sind immer traurig, weich — sie wurden durch das Joch der Fremden und den Druck des Baryn (Herrn) herausgepreßt und konnten nicht heiter und fröhlich sein.

Merkwürdig aber sind zwei in ganz Rußland und Sibirien beliebte Lieder, welche man nicht etwa bloß in den Mauern der Gefängnisse, sondern auch in den Wohnungen des freien Menschen singt. Das eine ist das Lied vom Räuber Lanzot, welcher aus dem Gefängnisse entfliehen will, aber vorher dem Gefangenwärter vorsingt wie er seine Flucht bewerkstelligen und was er in der Freiheit treiben werde. Er wird sich in Kammern (Ambary) einschleichen und diese ausräumen; er wird Pelze und Geld stehlen, kurz sein früheres Handwerk, nur mit mehr Vorsicht, betreiben. Der Gefängnißwärter glaubt natürlich nicht an das, was ihm Lanzot vorsingt, bewacht den Gefangenen nicht hinreichend und eines Tages ist er verschwunden. Das Ende dieses Liedes hat zwei Versionen. Die eine läßt Lanzot glücklich entkommen, die andere aber ihn beim Sprunge von der Gefängnißmauer verunglücken und wieder in die einsame Zelle gelangen.

Das zweite Lied ist das Lied einer unnatürlichen Mutter, welche ihr Kind, die Frucht einer vom Popen nicht gebenedeieten Liebe, ermordete und später an der Leiche Thränen der Reue vergießt, ihr aber doch sagt, sie habe die That aus Liebe begangen, da sie dem lebenden Kinde nicht den Namen seines Vaters hätte nennen können und drob vor Scham umgekommen wäre.

Der Leser wird sich wohl die Moral aus diesen beiden Liedern, welche fast die Bedeutung von Volksliedern haben, selber zu ziehen vermögen. Beide Lieder werden übrigens in den Spinnstuben während der „Abendchen" (wjetschorynki) von der Dorfjugend gesungen. Solche Abendchen erinnerten mich immer an die russischen Gefängnisse, in denen beide Lieder Tag und Nacht gegrölt werden.

Vierzehn Tage vor Beginn der eigentlichen Faste begeht man die „feiste" Woche, in welcher selbst am Freitage Fleisch genossen wird, und man genießt desselben so viel eben der Magen verträgt. Die nächst folgende Woche ist die sogenannte „Maslanitza", die Butterwoche, in welcher Milchspeisen, Eier und dergleichen genossen werden. Einen Haupttheil der Speisen während dieser Woche bildet der „Blin", ein einfacher stark mit Mehl versetzter Eierkuchen, der zusammengelegt und mit Käsequark gefüllt, oder auch ohne solchen, verzehrt wird. Während der ganzen Woche fährt man im Dorfe und in der Stadt umher, stattet Besuche ab, empfängt solche und lebt in Saus und Braus, um später während vierzig Tagen sich aller kräftigeren Speisen zu enthalten.

Auf uns Europäer machten solche eigenthümliche Orgien

einen um so unangenehmern Eindruck, weil sich an ihnen die Frauen und Mädchen betheiligen. Sie sind schon, wenn nüchtern, nicht eben sehr schön, obgleich jede den Grazien zuzurufen scheint: „entweder vier, oder eine!" Wenn sie aber betrunken durch die Straßen wandeln und schamlos ihre Reize zur Schau tragen, sind sie abscheulich, bis zum Ekel häßlich. Der Sibirier findet sie reizend — und ich sage: ländlich, sittlich.

---

# Nachrichten über Gordon's Expedition im ägyptischen Sudan.

Ueber Gordon's Expedition haben wir neuere Nachrichten; sie sind datirt von der Station, welche an der Mündung des Sobât gegründet worden ist, vom 7. Februar 1875. Die Hütten der Soldaten sind aus Schlamm und Stroh aufgeführt und als Befestigung dient ein Zaun von dornigem Gesträuche, der leicht in Brand gesteckt werden kann. Doch fühlt die ägyptische Besatzung sich sicher, da die Schilluks, in deren Gebiete diese Station liegt, sich unterworfen haben; sie helfen den Soldaten, wenn diese Holz für die Dampfer schlagen. Noch vor einigen Jahren lagen sie in steter Fehde mit den Aegyptern, welche sich nur in starken, wohlbewaffneten Haufen aus der weiter oberhalb am Nil liegenden Station Faschoda hervorwagen durften und auch dann vor Angriffen nicht sicher waren. Die Feindseligkeit der Schilluks erklärt sich dadurch, daß die Sklavenhändler bei ihnen Menschenraub trieben; diesem Unfuge hat der Vicekönig gesteuert; jetzt haben sich viele von ihnen in der Nähe der Station niedergelassen und wohnen in reinlichen Hütten. Sie sind so glücklich weder Kirche noch Geld zu kennen, sich nicht mit Phantasien über ein sogenanntes Jenseits den Kopf zu zerbrechen und treiben nur Tauschhandel. Für das was einer bedarf giebt er Durrakorn; ist an diesem etwa Mangel, nährt man sich von Fischen an denen Ueberfluß ist und verschmäht auch Krokodilfleisch nicht. Das für den Europäer so gefährliche Klima ficht diese Landeskinder nicht an.

Die Schilluks waren sehr erfreut als sie hörten, daß der Große Pascha, nämlich Gordon, die Niederlassung besuchen werde; er ist unter ihnen sehr beliebt und angesehen, weil er ihren Beschwerden abhilft und schon mehrmals Soldaten, welche sich Uebergriffe zu schulden kommen ließen, streng bestraft hat. Er richtet bei den Schilluks, wie weiter oben am Nil bei den Bari, mit Güte mehr aus als weiland Baker durch Gewaltthätigkeit erreichen konnte.

Am 6. Februar rief der Soldat, welcher auf einem hohen Baume Schildwacht saß, daß der Dampfer Chedive in Sicht sei und nilabwärts komme. Sofort war die ganze Besatzung auf den Beinen; sie besteht aus 17 Soldaten unter einem schwarzen Hauptmann, der zugleich Gouverneur ist. Sie zogen in voller Uniform ans Ufer, wo sich eine Menge Volks aufstellte. Der Dampfer legte an, die Soldaten präsentirten das Gewehr und ans Land trat ein kurzgewachsener, wohlbeleibter Mann, der kerngesund aussah und die Interimsuniform eines Genieobersten trug. Das war Gordon. Mit ihm kam vom obern Nil her der Ingenieur Watson, der wegen seiner zerrütteten Gesundheit nach Europa zurückgeht. Aus Baker's ehemaliger Leibwache (den von ihm eingehend geschilderten „vierzig Dieben") hatte Gordon einige als Begleiter bei sich, hoch und kräftig gewachsene Leute, die sich in ihren scharlachrothen Mänteln stattlich genug ausnahmen.

Gordon ging an Bord zurück und erledigte dort allerlei Geschäfte; er sprach Recht, lobte oder tadelte die Beamten, ließ Strafen vollziehen, gab Belohnungen; als Vermittler diente ein ägyptischer Dolmetscher. Mit welchen Widerwärtigkeiten er zu kämpfen hat, können wir aus Folgendem abnehmen. Er bekam am Sobât die Nachricht, daß zwei englische Ingenieure in Chartum eingetroffen waren, um dort einen Dampfer zusammenzusetzen, dessen einzelne Bestandtheile dorthin vorausgeschickt worden waren. Aber man hatte vergessen, den Plan des Schiffes beizulegen, oder ein Verzeichniß der einzelnen Stücke und ebensowenig war der Inhalt der einzelnen Kisten angegeben. Nun kam aber Alles darauf an, den Dampfer vor Eintritt der Regenzeit fertig zu stellen; geschah das nicht, so war ein Jahr verloren. In diesen Dampfern sollte Rauf Pascha mit 500 Mann und einer Musikbande stromauf geschafft werden; Gordon ersah aus einem Schreiben, daß derselbe von Aegypten nach Chartum unterwegs sei und sie alle sollten auf jenen Fahrzeugen befördert werden; auch sollten sie für sieben Monate Getreide (Durra) stromauf bringen! — Der Gouverneur von Sobât meldete, daß zwölf Sklaven, welche man den Sklavenhändlern abgenommen hatte, bei ihm ein Unterkommen gefunden. Sie waren einer Station, welche etwas weiter aufwärts am Sobât liegt, zugetheilt worden, hatten dort Schießgewehre gestohlen, behaupteten schlecht behandelt worden zu sein und waren nun hier. Sie thaten aber nicht gut; es wurde ermittelt, daß ihre Beschwerden völlig grundlos waren und da brachen sie bei Nacht aus und feuerten auf die zu ihrer Verfolgung ausgeschickten Soldaten. Man hatte sie indeß eingefangen und jetzt bekamen sie zur Strafe einhundert Hiebe mit einem Schiffsseile. Sie sollten dann nach Faschoda gebracht werden. „Dorthin schickt man die Verbrecher; dasselbe ist ein Sibirien, aber ein glutheißes und höchst ungesund. Fieber und Dysenterie richten große Verheerungen an und der Ort würde aussterben, wenn er nicht durch Verbrecher schlimmster Art frischen Zuwachs erhielte." —

Nachdem Gordon seine amtlichen Geschäfte besorgt hatte, gab er den Engländern, welche ihn in Sobât erwartet hatten, um sich ihm anzuschließen, einen Bericht über die Ereignisse des verflossenen Jahres. Er fand in „seinen Provinzen" nur drei Stationen: Fatiko, Faueira (Foweira) und Gondokoro. In diesem letztern Posten wagte sich die Besatzung kaum einige hundert Schritt über ihre Verschanzungen hinaus, weil die Baris (— welche bekanntlich von Baker in schnöder Weise mißhandelt worden sind —) auf der Lauer lagen. Gordon bemühete sich mit ihnen in gutes Einvernehmen zu kommen und dann eine Anzahl befestigter Stationen anzulegen; die Besatzung für dieselben nahm er aus den paar hundert Mann, welche er in Gondokoro fand. Zuerst gründete er weit unten am Strome die eben erwähnte Station zwei Tagereisen oberhalb der Mündung am Sobât, diese sogenannte Nazar-Station; Nazar, der Agent nach welchem sie den Namen führt, war früher Sklav; Gordon nahm ihn in seinen Dienst. Die zweite Station war jene an der Mündung des Sobât, welche er jetzt eben besuchte; sie ist auch in strategischer Hinsicht ein wichtiger

Punkt. Die dritte war die Niederlassung Ratichambe, 250 Miles stromauf; sie wurde aber wieder aufgegeben, weil sie überaus ungesund ist, und sechs Tagereisen weit landein nach Westen verlegt, um mit den Eingeborenen Elfenbeinhandel zu treiben. Etwa 90 Miles oberhalb des verlassenen Punktes liegt am Strome selbst die Bor-Station. Hier wird die Landschaft, welche bis dahin ganz trostlos ist, etwas weniger einförmig; man sah nur schwimmende Inseln und Pflanzen in Verwesung, Sumpf und Morast an beiden Ufern, ein wahres Treibhaus für die Malaria und das Fieber; auf dem Wasser sieht man fortwährend aufsteigende Blasen, welche übelriechendes Gas entleeren; der Nil ist hier dem Styx vergleichbar. Südwestlich von Bor weit landeinwärts ist bei Macracka eine Station gegründet worden; dorthin waren eben (Februar) der Amerikaner Major Long und Ernst Marno aus Wien unterwegs. Long ist derselbe, welcher dem Könige Mtese einen Besuch abgestattet und dann auf der Rückreise am Victoria-Nil von Camaraggas-Leuten unweit Faueira angegriffen wurde. Er war in einem Nachen und hatte nur zwei ägyptische Soldaten bei sich; diese drei aber unterhielten ein so lebhaftes Feuer gegen die Schwarzen, von denen sie vom Ufer aus mit Pfeilen beschossen wurden, daß jene nach einem Verluste von mehr als 60 Todten und Verwundeten sich zurückziehen mußten.

Von Bor liegt 90 Miles stromaufwärts Lardo, die bedeutendste der bis jetzt von Gordon angelegten Stationen, nur etwa 10 Miles von Gondokoro entfernt. Dieser seit Jahren vielgenannte Punkt (— den Baker in Ismailia umgetauft hatte —) ist nun von Gordon aufgegeben worden. Er hat von dort Alles was beweglich war, nach Lardo schaffen lassen und dies ist nun, nachdem Gondokoro völlig verödet ist, Hauptquartier der Provinz geworden. Dasselbe ist nach Watson's und Chippendale's Berechnung fast genau 1000 Miles von Chartum entfernt. Diese beiden jungen Ingenieure haben in der 12 Miles weiter aufwärts gelegenen Station Ragaff den Durchgang der Venus beobachtet.

Zehn Miles oberhalb Ragaff hört der Nil auf schiffbar zu sein; es liegt ein Plan vor, diese Station durch einen Canal oder eine Eisenbahn in Verbindung mit Dufle zu bringen, der nächsten, zwölf Tagereisen entfernten Station. Gegenwärtig läßt Gordon in Dufle am Nil einen kleinen Dampfer zusammensetzen; die einzelnen Bestandtheile sind dorthin von Ragaff aus über Land geschafft worden. Der mit der Arbeit beauftragte Ingenieur Kemp ist aber krank geworden, und Gordon will nach seiner Rückkehr nach Ragaff die noch fehlenden Materialien nach Dufle bringen, was bei der Bodenbeschaffenheit jener Gegend keine leichte Aufgabe ist. Dufle liegt am linken Stromufer, dem von Baker erwähnten Ibrahimia gegenüber.

Lieutenant Chippendale ist jetzt (Februar) mit 180 Soldaten und 500 Trägern von Ragaff unterwegs, um über den Posten Labore so gut es eben angeht, den Asua zu überschreiten, nach Ibrahimia. Der Asua ist in der trockenen Jahreszeit schiffbar, in der Regenzeit dagegen ist seine Strömung allzureißend. Chippendale wird den größten Theil seiner Mannschaft in Ibrahimia zurücklassen und mit so viel Leuten als er für nöthig erachtet, landein gehen um an den Albert Nyanza zu gelangen. Hier soll er sich mit Güte oder Gewalt ein Fahrzeug verschaffen und wo möglich auf der Rückreise vom See auf dem Nil nach Dufle hinabfahren, um so zu ermitteln, ob der Strom zwischen beiden Punkten schiffbar ist. Ergiebt sich, daß er nicht schiffbar ist, dann bleibt allerdings nichts anderes übrig, als den Dampfer von Dufle aus in Stücken zu Land bis an den See zu schaffen und ihn dort zusammenzusetzen. Auf jeden Fall hat Chippendale eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen.

Gordon hat auch eine Station in dem schon in Baker's frühern Reisewerke oft genannten und auf seiner Karte verzeichneten Fatiko, das ein für den Elfenbeinhandel wichtiger Punkt ist; derselbe liegt von Dufle in südöstlicher Richtung landeinwärts. Weiterhin liegt Tauira, der am weitesten vorgeschobene Punkt, an welchem ägyptische Soldaten liegen, am Victoria-Nyanza-See, dort wo dieser dem Albert Nyanza am nächsten rückt. Long ist auf seiner Tour nach Urondogani und zu Mtese durch Tauira gekommen, und auf seiner Rückreise entdeckte er einen See, von dem so viel die Rede ist. Aber unglücklicherweise war er ohne Instrumente und konnte weder die genaue Lage noch die Grenzen desselben angeben; er ist nicht sicher über die Ausdehnung desselben, befand sich überdies unwohl und so steht es in Frage ob der neue See nicht etwa ein Ueberschwemmungswasser des sogenannten Victoriaflusses ist.

Der Häuptling Camaragga, Baker's erbitterter Feind, dessen Leute den Angriff auf Major Long machten, hat die Uniform Baker's und eines von dessen Lieutenants nach Lardo geschickt; beide fielen in seine Hände als Baker sich von Masindi zurückziehen mußte.

Das ganze Gebiet von Sobât aufwärts bis Lardo steht nun unter der Verwaltung Rauf Paschas; Gordon's District beginnt in Ragaff; von dort aus wird er im laufenden Jahre eine Anzahl von Militärposten gründen, deren jeder eine Tagereise weit vom andern entfernt ist. Auf solche Weise glaubt er ungehindert immer weiter ins Innere vordringen zu können.

Gordon's Berichterstatter, welchem wir die vorstehenden Angaben entnehmen („Mail“ 29. März), ist der Ansicht, daß demnächst das Elfenbein in Europa bedeutend im Preise steigen werde. Der Handel mit demselben ist jetzt Monopol der ägyptischen Regierung und sie bestreitet gegenwärtig die Kosten der Expedition und was dazu gehört aus den Erträgen, welchen die Elephantenzähne ihr abwerfen. Die Vorräthe, welche sie erhält, sind nicht die Zähne welche die Jagd in einem Jahre liefert, sondern solche, welche von den verschiedenen Häuptlingen seit Jahren angesammelt worden sind. Diese werden an Gordon's Stationen von den Beamten aufgekauft; sie geben für die Okka ($2^3/_4$ Pfund) $2^1/_2$ ägyptische Piaster Werth in Glasperlen, sage 1 Pf. St. für 100 Pfund und diese werden in Ägypten mit 40 Pf. St. bezahlt. Die Vorräthe aber werden sich in den nächsten Jahren beträchtlich vermindern und dann kann es nicht fehlen, daß in Europa der Preis stark in die Höhe geht. Uebrigens ist bei geregelten Verhältnissen der centrale Sudan im Stande, eine Menge anderer werthvoller Erzeugnisse in den Handel zu liefern; bisher ist der letztere bekanntlich auf Sklaven und Elfenbein beschränkt gewesen; alles andere galt als Nebensache. Dieser Sudan hat Ueberfluß an Häuten und Gummi; zwischen Chartum und Sobât würde der Anbau von Tabak und Zucker lohnen; am Giraffenflusse kann man Hippopotamusthran in Menge haben. Ueberhaupt bleibt den Chartumer Kaufleuten ein weites Feld für ihre Thätigkeit und redlichen Geschäftsbetrieb. Mit dem Sklavenhandel in alter Weise ist es ein- für allemal vorbei und das Elfenbein ist, wie gesagt, Regierungsmonopol geworden.

# Aus allen Erdtheilen.

## Wilde Leute in der Bretagne.

Auf der Grenze der Normandie und der Bretagne wohnt eine an Zahl allerdings nur schwache Bevölkerung in den Wäldern, deren Kleidung aus Thierfellen besteht. So erzählte ein Landmann aus jener Gegend Herrn Roujou, welcher in der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris über mehrere bisher wenig beachtete, ganz eigenthümliche Volksgruppen Nachweisungen geliefert hat. Er bemerkt, daß in dem Departement Finistère, in einigen Theilen von Ille et Vilaine und auch der Untern Loire Gruppen wohnen, welche hinter den Bewohnern des Morbihan und der Nordküsten intellectuell sehr zurückstehen.

Merkwürdig ist, was ihm ein tüchtiger Geolog, der Graf von Limur, aus eigener Beobachtung als Augenzeuge brieflich mitgetheilt hat.

Ich besuchte, so schreibt der Graf, in jedem Jahre die Gruben von Huelgoat. Der Weg dorthin führt durch eine wilde Gegend über die Berge von Edern nach Pléiben, von hier nach L'an'hedern, L'och'effert rc. Ich ging nicht auf der Poststraße oder auf den von Touristen betretenen Wegen, und fand Dörfer, die buchstäblich von Wilden bewohnt sind. Unter der Bezeichnung Dorf ist aber nicht zu verstehen, was man in anderen Theilen Frankreichs so nennt. Hier besteht solch ein Dorf im Gebirge aus sechs bis acht Häusern, manchmal sind es auch nicht so viele, die unregelmäßig neben einander liegen. Kein Gedanke von einer Straße oder auch nur einem Gäßchen, wohl aber Schlamm und Schmutz, in welchem um die Wette mit den Schweinen sich Kinder umhertreiben. Sie laufen weg, sobald sie einen Fremden kommen sehen; sie sind wild wie ihre Väter auch. Diese Leute wohnen in kleinen mit Stechginster gedeckten Hütten; die Männer sind unzertrennlich von ihrem Pen bas (Pen = Kopf; bas = spalten), also dem Kopfspalter. Derselbe besteht aus einem dicken Knüttel von der Stechpalme mit einem starken Knorren als Knopf und hat zum Festhalten einen ledernen Riemen. Er gleicht den Keulen der Neuseeländer oder Australier. Wenn sie, allemal betrunken, von einer Hochzeit oder auch von einem benachbarten Marktorte heimgehen, kann man den wilden Schrei Torriben, Torriben! hören, d. h. wir wollen den Kopf zerschlagen! Und um diese Waffe in Bewegung zu setzen bedarf es häufig nur eines geringen Anlasses.

Das Feld wird dürftig bestellt; Hausthiere fehlen. Aber diese Wilden treiben Handel mit Pferden, und diese sind, wie die Menschen, von einer besondern Race, klein, nicht größer wie ein Esel, und wohl, nebst den Bergpferden Corsicas, die kleinsten in Europa. Alle, ohne Ausnahme, haben schwarzes Haar, wie diese Menschen auch, sind ungemein zäh und ausdauernd. Ich weiß, daß solch ein Gaul 24 Lieues gemacht hat, ohne daß er angegriffen schien. Man bezeichnet diese Pferde als Pléiber- oder Bergrace und ich halte sie, wie die Menschen auch, für sehr alten Ursprungs. Die letzteren kleiden sich in Schaffelle, sind wild und bösartig und vor den Schwurgerichten des Departements Finistère haben sie sich oftmals zu verantworten, weil Verwundungen mit dem Messer oder dem Pen bas so häufig vorkommen.

Es ist für Jemand, der nicht Bretonisch spricht, keineswegs gerathen, das Gebirge zu durchwandern, um nach L'an'hedrau zu gehen, nach Saint Herbot, L'och'effert, la Feuillée, Saint Roch, Trezevel; er wird sonst, falls er nicht etwa im Lande bekannt ist, für einen Feind gehalten. Man sucht ihn auf Irrwege zu verlocken und spielt ihm böse Streiche.

Diese Wilden haben einen kümmerlichen Wuchs und niemals die Größe, um als Recruten eingestellt werden zu können. Ich habe sie bei der Untersuchung zu Hunderten beobachtet; alle waren schmutzig, viele mit der Krätze behaftet; sie hatten dünne Beine, wenig oder nichts von Wade, vorstehenden Bauch, schwarzes, völlig glanzloses Haar, das nach dem zwanzigsten Jahre sehr dick steht, vorher aber sehr dürftig ist. Auch die Frauen haben fast keine Waden, sehen mit dreißig Jahren schon alt aus, und wenn sie in Lumpen gehüllt aus ihren Hütten kommen, nehmen sie sich aus wie Zigeunerinnen. Ihre Moralität steht auf einer sehr niedrigen Stufe; der Rand um die Brustwarze ist sehr groß und sehr dunkel. Das Haar bei beiden Geschlechtern ist, wie gesagt, entweder matt kohlenschwarz oder auch ziegelsteinroth; braun kommt selten vor, blond noch viel seltener.

So sind diese Wilden. Auf der andern Seite der Bretagne, im Departement der Untern Loire, findet man dagegen einen ganz andern Menschenschlag. Die Männer sind schlank, wohlgewachsen, ihr ganzer Typus ist schön; sie haben blaue Augen und blondes Haar. Sie wohnen in drei bis vier großen Dörfern, heirathen nur unter einander und sprechen nicht Bretonisch; es sind die Pallndiers von Bourg de Bas, von Saillé-Kermoison. Es giebt kein Beispiel, daß sie sich mit Bauern aus anderen Dörfern verheirathet hätten. Einer Ueberlieferung zufolge wären sie aus dem nördlichen Schweden gekommen. Der Pfarrer von Bourg de Bas gab ihnen ein rühmliches Zeugniß als er auf der Kanzel die Worte sprach: „Setzt in meinem Dorf eine Kugel in Bewegung und gleichviel wo sie liegen bleibt, sie bleibt vor der Thür eines rechtschaffenen Mannes liegen."

Seit Huxley seine schwindelhaften „Australoiden" in Scene gesetzt hat, spuken dieselben vielfach umher, auch im Kopfe des Grafen Limur, der jene Wilden für Australoides presque purs hält! Er ließe das besser unterwegs.

## Von der afrikanischen Ostküste.

Als Sir Bartle Frere den Sultan von Sansibar zu dem bekannten Vertrage wegen Abschaffung des Sklavenhandels drängte, war in England heller Jubel, daß nun auch auf der Ostseite Afrikas diesem schnöden Gewerbe ein Ende gemacht worden sei. Wo dieser Menschenhandel in Frage kommt sind die Engländer überaus leichtgläubig; sie meinen, was sie wünschen werde auch geschehen. Wir unsererseits faßten, in Anbetracht der thatsächlichen Verhältnisse, die Dinge weniger sanguinisch auf und äußerten vor länger als einem Jahre die Befürchtung, jener Vertrag müsse zur nothwendigen Folge haben, daß die Ostküste schweren Wirren anheimfallen werde, ohne daß es den Engländern oder dem Sultan gelingen könne, dem Sklavenhandel zu steuern. Der Verlauf der Dinge hat unsere Ansicht vollauf bestätigt. Die Leser des „Globus" wissen, was Cameron über den Fortgang dieses Handels im Binnenlande berichtet hat, und es waren englische Blätter, welche, wenn auch ungern, eingestanden, daß aus den nördlichen Häfen die Sklavenverschiffung ihren Fortgang nehme.

Bekanntlich wird dieser Handel von Arabern, die zumeist in Hadramaut oder in Oman ihre Heimath haben, seit vielen Jahren betrieben, und sie sind weit ins Innere, bis über den Tanganyikasee hinaus, gedrungen; Livingstone fand sie auch in Manyema und er hat mit lebhaften Farben geschildert, wie grausam sie zu Werke gehen. Sie haben ihre befestigten

Lagerplätze, ähnlich wie die Nubier ihre Seriben am Bachr el Gasal. Nominell sind sie Unterthanen des Sultans von Sansibar, aber thatsächlich ist die Herrschaft desselben nur auf einen schmalen Saum des Gestadelandes und auf die Hafenplätze beschränkt. Seit dem Abschlusse des Vertrages mit England sind diese Araber dem Sultan feindselig und er hat nicht Macht genug, sie zu Paaren zu treiben. Er stört ihnen ihr Handwerk, weil er von Ungläubigen dazu gezwungen wird, und deshalb rebelliren sie gegen ihn.

Die neuesten Nachrichten, aus der letzten Januarwoche, bringen nun bedenkliche Nachrichten. In Mombas, das 140 Seemeilen nördlich von Sansibar liegt, war eine Rebellion ausgebrochen. Ein Häuptling Namens Abdallah hatte sich mit 400 Mann des alten, einst von den Portugiesen gebaueten Forts bemächtigt, auf ein volles Jahr mit Lebensmitteln und Schießbedarf versehen und den Befehlen des Sultans Trotz geboten. Am 15. Januar brachte eine Dhau (d. h. arabisches Fahrzeug) nach Sansibar die Nachricht, daß Abdallah einen Ausfall gemacht, die Leute des Sultans angegriffen und die Stadt eingeäschert habe. Was blieb dem Sultan zu thun übrig? Er wandte sich an Capitän Prideaux, den britischen Consul, um Hülfe, und dieser ließ dann auch gleich im Dampfer Nassau 100 Matrosen und Seesoldaten nach Mombas abgehen, während der Sultan seinerseits 2000 Mann im englischen Dampfer Deerhound nachschicken wollte.

In Kisuludini, ganz in der Nähe von Mombas, steht unser Landsmann Rebmann seit nun 30 Jahren einer Mission bei den Eingeborenen jener Gegend, den Wanika, vor; er hat dort, wie sein College Krapf sich ausdrückte, „ein kleines Gemeindelein“. Man war sehr besorgt, daß durch Abdallah's Leute auch die Mission zu Schaden kommen könne.

Von Mombas hat Otto Kersten (v. d. Decken's Reisen in Ostafrika, I, S. 191 ff.) eine vortreffliche Schilderung geliefert und dieselbe durch Karten und Bilder sehr anschaulich gemacht. „Von diesem Lande weiß die Geschichte nicht wenig zu erzählen, einem Lande, in welchem vor Jahrhunderten europäische Entdecker und Eroberer sich niederließen, Festungen, Kirchen und Denkmäler baueten, Kriege führten, Greuelthaten verübten und endlich hinweggetrieben wurden, ohne daß von ihrer Thätigkeit andere Spuren zurückgeblieben wären als der Zerstörung trotzende Steine und Trümmer eingeäscherter Städte. Links vom schäumenden Riff im Norden (Mombas liegt auf einer Insel), auf welchem Fischer in elenden Kähnen dem Meer eine Beute abzugewinnen suchen, erhebt sich auf steilem Felsen die Zwingburg der Unterdrücker, ein großartiges, massives Steingebäude, die Festung, welche nächst den Portugiesen (— welche sie erbaueten —) in buntem Wechsel nach einander Suaheli und Araber, Engländer und Söhne Beludschistans beherbergte. Sie beherrscht den schmalen Eingang zu dem Nord- und dem Südhafen.“

„Mombas ist nicht mehr das alte, welches die portugiesischen Entdecker besangen, weil es durch Schönheit und Bauart sie an die heimathlichen Städte erinnerte; von welchem sie rühmten, daß es die höchsten Thürme, die schönsten Frauen und die kühnsten Reiter habe. Die Herrlichkeit der alten Mombasa ist gesunken, die Wuth der Eroberer hat sie zu mehreren Malen vernichtet; was jetzt noch steht, ist ein aus Schutt emporgewachsener ärmlicher Anfang. Mombas kann sich nicht mit Sansibar vergleichen in Bezug auf stattliches Aeußere, Größe und Lebhaftigkeit des Verkehrs, aber Sansibar ist ein Emporkömmling von gestern. Die Größe von Mombas liegt in der Vergangenheit, von welcher Ruinen und Inschriften zeugen, und in der Zukunft, welche sein Hafen und seine Lage ihm verschaffen werden. Mombas wird wieder aufblühen unter der Herrschaft eines gesitteten Volkes, über lang oder kurz; denn die Vortheile, welche es bietet, sind auch dem Blinden nicht verkennbar.“ Kersten schildert dann sehr ausführlich die wechselvollen Schicksale, welche Mombas erlebt hat.

Auch im portugiesischen Mosambik sind Unruhen ausgebrochen, über welche wir im Augenblicke noch keine näheren Nachrichten haben. Wir lesen nur, daß die Eingeborenen den Portugiesen große Noth verursachten; in der Fernan-Belosa-Bay hatten sie ein Boot überfallen und das Schiffsvolk niedergemacht.

Wir wollen hier bemerken, daß in England schon mehrfach der Plan erörtert wurde, Mombas zu besetzen und darüber mit dem Sultan von Sansibar ein Abkommen zu treffen. Allerdings ist die Weltlage dieses Platzes ganz vortrefflich. In der Januarnummer der Monatsberichte des „Church Missionary Intelligencer“ finden wir das Schreiben des Missionars W. S. Price, datirt Mombas, 19. November 1874. Derselbe war von Sansibar gekommen; er bemerkt, es sei auch die Ueberzeugung der englischen Flottenoffiziere, daß dem Sklavenhandel noch keineswegs gesteuert worden sei. „Täglich werden Sklaven in Sansibar selbst eingeschmuggelt und es ist unmöglich das zu verhindern.“ Er betont dann, daß es nothwendig und auch thunlich sei, „eine Colonie im Wanikalande zu gründen.“ — „Es ist für uns von der größten Wichtigkeit, einen passenden Punkt auszuwählen und ich werde zu diesem Zwecke demnächst einen Ausflug in das Schimbaland machen. Im Fall wir eine Niederlassung gründen, müssen wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß uns viele befreiete Sklaven überantwortet werden. Unsere betriebsame christliche Niederlassung im Herzen des Wanikalandes liegt gerade in dem Striche, welchen der Sklavenhandel nimmt, und wird, mit Gottes Hülfe, gute Früchte tragen, auch wenn wir dorthin keine befreieten Sklaven erhalten sollten.“

Es ist begreiflich, daß die Araber, welche sich gerade durch die Engländer im Betriebe des Sklavenhandels gestört finden, in diesen Ungläubigen die bittersten Feinde sehen. Wir erfahren nun, daß der oben erwähnte Abdallah auch die anglikanische Mission in der Stadt Mombas selber zerstört hat. Dafür sollte er gezüchtigt werden. Außer dem schon oben erwähnten Dampfer „Nassau“ gingen noch zwei andere aus Sansibar ab, und begannen am 20. Januar die portugiesische Festung, welche Abdallah besetzt hielt, zu bombardiren. Nachdem er etwa vier Stunden lang das Feuer ausgehalten, strich er die Flagge und übergab die Schlüssel des Forts an Generalconsul Prideaux. Als dann die Engländer in dasselbe einrückten, um es für den Sultan in Sansibar in Besitz zu nehmen, fanden sie viele Todte und Verwundete; aber den Häuptling Abdallah ließen sie frei abziehen und gaben ihm sicheres Geleit, „weil sein Auftreten gegen den Sultan ziemlich gerechtfertigt erschien. Dieser hatte ihn feindselig behandelt, nachdem Abdallah sich geweigert hatte, eine dem Sultan feindlich gesinnte Person, welche er nach Mombas geschickt hatte, um sie dort ermorden zu lassen, aus dem Wege zu räumen.“

Die Engländer werden lange liebe Zeit an jener Ostküste alle Hände voll zu thun behalten, denn sie haben in der That in ein gefährliches Wespennest gestochen.

---

## Amoenitates americanae.

„Der allerfrechste unter den Yankees.“ So ist der seit seinen „Löffeldiebstählen“ in Neuorleans weltbekannte Advocat aus Massachusetts, „General“ Benjamin Butler, oftmals in nordamerikanischen Blättern bezeichnet worden. Gewiß mit Recht; dieses Individuum ist einzig in seiner Art, unverschämt im höchsten Grad, ohne eine Spur von Scham und Rechtlichkeitsgefühl; aufdringlich, rabulistisch, stets im Vordertreffen wo es sich darum handelt schlechte Sachen zu vertheidigen und betrügerischen Jobs Vorschub zu leisten, auch aller Ehre bar. So wurde er in der Presse und in öffentlichen Versammlungen gekennzeichnet, als er im Novem-

der sich wieder um ein Mandat bewarb, um abermals in das Repräsentantenhaus in Washington gewählt zu werden. Er war lange ein großer Mann in Massachusetts gewesen und im Congresse stand er als Leiter und Führer der radicalen Partei da. Dann überhäufte man ihn in seinem heimathlichen Staate mit Schimpf und Schande und wählte ihn nicht wieder. Butler ist der specielle Vertrauete des solcher Gesellschaft vollkommen würdigen Präsidenten Grant, dessen Pläne auf einen dritten Präsidentschaftstermin er eifrig förderte. „General" Butler hat sich niemals um Genugthuung an die Gerichte gewandt, wenn man ihn, was seit Jahren täglich geschieht, als „Dieb, Betrüger, Gauner, Halunke, Schurke" bezeichnet, er läßt das Alles an seiner Hippopotamushaut abgleiten. Schlimm genug für die „Musterrepublik" Grant's, daß solche Subjecte so lange Zeit eine so einflußreiche Stellung behaupten können. — Dieser Butler gehört zu dem bekannten Schlage von „Philanthropen", welche mit den Negern kokettiren. Die radicale Partei hat bekanntlich den Schwarzen das Wahlrecht gegeben, um durch die 800,000 diesen Ganz- oder Halbbarbaren zuertheilten Stimmen ihre Herrschaft zu behaupten. Den Gimpeln sagt sie, das sei von wegen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geschehen. Die Neger haben längst alle bürgerlichen und politischen Rechte; die Radicalen aber, um die Schwarzen noch mehr an sich zu ketten, wollten ihnen nun auch vermöge einer sogenannten Civilrightsbill die gesellschaftliche Gleichstellung erzwingen. Dafür trat Benjamin Butler in einer salbungsvollen Rede auf. Seine Partei habe einen großen Fehler begangen, indem sie jene Bill nicht schon vor einem Jahre durchgedrückt habe. Butler hatte auch die Tyrannei, welche Grant in Louisiana übt, zu rechtfertigen gesucht, und sich des als Lügner öffentlich gebrandmarkten General Sheridan angenommen, welcher die weißen Leute in Louisiana als Banditen bezeichnet hatte. Dagegen erhob sich ein Repräsentant aus Kentucky Namens Browne, der in der That starke Fractur sprach und dem mit Grant so intim verbundenen Löffeldiebe Folgendes ins Gesicht schleuderte:

„Es ist hier wiederholt worden, daß die Leute in Louisiana Diebe und Mörder seien. Was würde man aber sagen, wenn eine solche Anklage aus dem Munde eines Mannes käme, der in seiner eigenen Heimath (— Butler in Massachusetts —) vogelfrei und wie ein Aussätziger von der Gesellschaft ausgeschlossen ist. Dessen Name gleichbedeutend mit Lüge ist; der bei jeder Gelegenheit Vorkämpfer jeglichen Betruges war, welcher ein Vorkämpfer und Vertheidiger ist von Dieben und ein solches Monstrum von Laster und Niederträchtigkeit, daß eine Schilderung seiner Infamien die Menschen krank machen würde. Auch die stärksten Ausdrücke dafür wären zu schwach."

„Einst war ein Mann (— Burke —) in Schottland, dessen Geschäft der Mord war; er lebte davon, daß er die Leichen seiner Opfer für Geld verkaufte. Sein Name ist nun mit jedem derartigen Verbrechen verbunden; man bezeichnet dasselbe als Burking."

Der Sprecher fragte, ob der Redner auf ein Mitglied des Hauses anspiele, worauf Browne fortfuhr: „Ich nenne keinen Namen, aber ich kennzeichne Charaktere. Jenes Mannes Namen klebt als Burking seinem Verbrechen an. Wenn ich aber Alles ausdrücken wollte, was feig ist im Kriege, unmenschlich im Frieden, ehrlos in der Moral, infam in der Politik, so würde ich es als Butlerismus bezeichnen."

Dabei verwandte Browne keinen Blick von Grant's Freunde, dem Löffeldieb-General Butler, der todtenbleich dasaß und sich zu einem Lächeln zwang. Es wurde beantragt, Browne einen Verweis zu ertheilen oder auch ihn vom Haus auszuschließen, indeß erklärte ein anderes Mitglied, „der General habe die derbe Ohrfeige durch die von ihm ausgegangenen Provocationen reichlich verdient." Browne wurde aufgefordert, eine mildernde Erläuterung zu geben, er aber sprach: „Was ich gesagt habe, ist klar und verständlich und dabei bleibt es." Nachträglich wurde ihm ein Verweis ertheilt und der „Freund des Präsidenten" steckte jene Complimente ein.

* * *

— Klöster in Deutschland. Vor 1825 gab es deren nur sehr wenige. Als in Bayern und in Preußen Romantiker auf den Thron kamen, wurde es anders. Unter Maximilian I. von Bayern wurden nur 7 gegründet; unter Ludwig I. schon — 154; unter Max II. gar 280, und unter dem jetzt regierenden Ludwig II. bisher 190! Das ist in der zweiten Kammer zu München vom Appellationsrath Dürrschmidt nachgewiesen worden. In Preußen gab es vor 1840 auch nur wenige Klöster und mit denselben zusammenhängende Anstalten; jetzt zwischen 800 und 900. Friedrich Wilhelm der Vierte fand Gefallen daran, sein Nachfolger weniger.

— Timkowsky, der in früheren Zeiten oft genannte russische Reisende, ist im Februar in St. Petersburg gestorben; er hat ein Alter von nahezu 85 Jahren erreicht. Vor nun mehr als einem halben Jahrhundert, in den Jahren 1820 und 1821, unternahm er als Vorstand (Pristaw) der russischen geistlichen Mission in Peking eine Reise nach China, deren Beschreibung er 1823 veröffentlichte. Sie ist wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit sehr werthvoll, giebt insbesondere wichtige Nachrichten über die Mongolei und deren Stämme und wurde auch ins Deutsche übersetzt. Mit Timkowsky ging Pater Hyacinth Bitschurin nach dem Blumenreiche der Mitte, und diesem verdankt man eine Anzahl sehr werthvoller Arbeiten über China.

— Jung-Amerika zählt in seinen Reihen eine große Menge von Taugenichtsen, die völlig verwildert sind und deren Beschäftigung darin besteht, Brutalitäten der ärgsten Art und alle möglichen schlechten Streiche zu verüben. Von Kindererziehung und von Zucht ist bei sehr vielen Yankeefamilien gar keine Rede. In Californien werden jene Taugenichtse, für welche wir dringend recht tüchtige Prügel als Strafe empfehlen, als Hoodlums bezeichnet. Die Praxis der ordentlichen Leute besteht darin, daß sie die auf frischer That bei Bubenstreichen ergriffenen Bösewichter unbarmherzig aber wohlverdienter Weise durchbläuen und dann erst der Polizei überantworten. Zu Healdsburg in Californien trieben die Hoodlums den Unfug so arg, daß die Stadtbehörde folgende Verordnung gegeben hat: „Knaben unter 17 Jahren ist hiermit verboten, in der Zeit zwischen dem 15. October und 15. April nach 8 Uhr und in den übrigen Monaten des Jahres nach 9 Uhr Abends sich auf der Straße blicken zu lassen." Als Motiv wird angegeben, daß der Unfug der Hoodlums allzuarg geworden und kein ruhiger und rechtlicher Mensch auf der Straße sicher gewesen sei.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

# Von Delhi nach Calcutta.

## II.

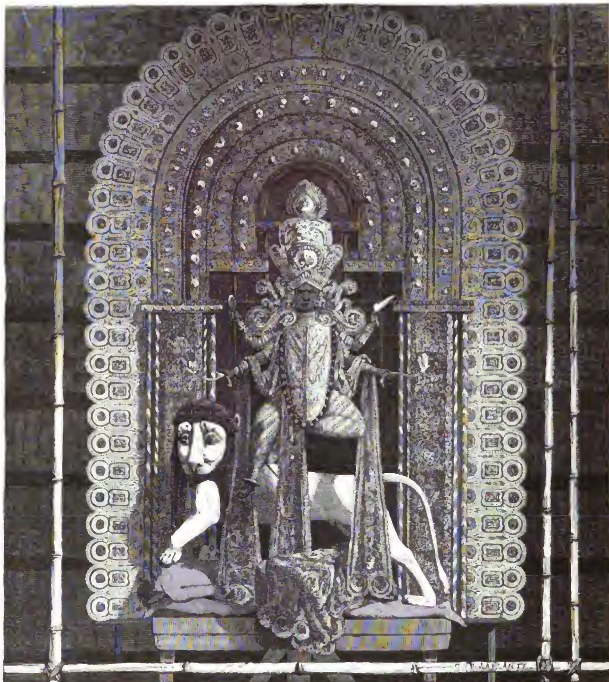
In Calcutta. — Die ersten Eindrücke. — Kennzeichnung der Bengalis. — Reformbestrebungen der Mittelclasse. — Die Babus; der Brahmo Somadsch. — Verehrung der Göttin Kali; die Ceremonie des Charak Pudscha. — Ein Turnplatz. — Fanatismus und Kastenwesen. — Im botanischen Garten. — Der Adjutantenvogel. — Ein Ausflug in das Stromgewirr der Sanderbands. — Ueber Goalanda nach Dakka. — Diamond Harbour.

Calcutta macht auf den Europäer, welcher nach einer Seefahrt den Hugly aufwärts dampft und die Hauptstadt Indiens in Sicht bekommt, einen großartigen Eindruck. Vor ihm erhebt sich eine lange Reihenfolge von Prachtpalästen, im Hafen liegen zahlreiche Schiffe, am Ufer drängt sich eine geschäftige Menge, stattliche Carossen sausen neben Palankins vorüber; er ist erstaunt über die bunten, malerischen Bilder, die sich vor ihm hin- und herbewegen. Er geht ans Land, in die Stadt hinein und glaubt sich in die vornehmen Stadtviertel Londons versetzt; die stattlichen Wohnhäuser sind von Gärten mit Teichen umgeben; in den Straßen liegt ein prachtvoller Waarenladen neben dem andern, viele Gebäude nehmen sich mit ihren Säulen und Giebeln wie griechische Tempel aus. Wenn er aber weiter ins Innere eindringt, verschwindet dieser Glanz; er betritt schmale, dunkele Gassen und sieht nur armselige Strohhütten; der Uebergang von Pracht zur Armseligkeit ist schroff, nicht, wie in Bombay, allmälig durch Uebergänge vermittelt.

Auch bietet in Calcutta die Bevölkerung keineswegs die bunte und pittoreske Mannigfaltigkeit dar, welche für Bombay so sehr kennzeichnend ist; dort am Hugly sieht man allerdings Leute aus den verschiedenen Völkerschaften Indiens: Hindustanis, Kaufleute aus Marwar, die vorzugsweise Geldwechsler sind und mit europäischen Manufacturwaaren handeln; Lastträger aus Orissa oder Birbhum, dann und wann einen Chinesen oder Birmanen; aber die überwiegende Mehrzahl der Volksmenge und der Mittelclasse besteht aus Bengalis; die Adelsaristokratie ist spärlich vertreten, desto mehr die Classe der reich gewordenen Emporkömmlinge.

Rousselet kann von den Bengalis im Allgemeinen nicht viel Gutes sagen. Er schildert die unteren Classen als unwissend, abergläubig, feig, verschmitzt und fanatisch, als ein trauriges Muster der Hindurace; dagegen erschien ihm die Mittelclasse interessant, weil diese Babus in Folge vielfacher Berührung mit Europäern in mancher Beziehung Reformen zugänglich sind. Sie gründeten Lehranstalten, in welchen die Wissenschaften auf europäische Art gelehrt werden; die in denselben gebildeten jungen Männer bestanden die Prüfungen und hatten damit ein Anrecht in den Staats- und Verwaltungsdienst zu treten. Wir gehen gelegentlich näher auf die Stellung ein, welche diese Inder den Engländern gegenüber einnehmen und deuten hier nur einige Reformen an. Das Lossagen von dem mit vielen wüsten Dogmen überladenen Brahmanismus der Gegenwart kann Leuten, welchen die europäischen Wissenschaften zugänglich geworden sind, nicht schwer fallen; sie kennen aber ihre Landsleute hin-

länglich und wissen wohl, wie zäh dieselben am Hergebrachten und an wenn auch noch so widersinnigen und abscheulichen Gebräuchen hängen, die mit dem verknüpft sind, was man für Religion hält. Die aufdringlichen Missionäre stellten ihnen eine Zumuthung; hätten sie derselben Folge gegeben, so würden sie flugs sich jeder Einwirkung auf die Hindus begeben haben und es kommt ihnen doch Alles darauf an, diese von alten Vorurtheilen loszureißen. Die Babus ließen sich also nicht darauf ein, Christen zu werden, sie hätten ja dann auch ihre Kaste verloren und damit aufgehört, zu den Hindus gerechnet zu werden. Scheinbar neigen sie sich dem Systeme der Wedas zu, in Wahrheit sind sie, welche sich

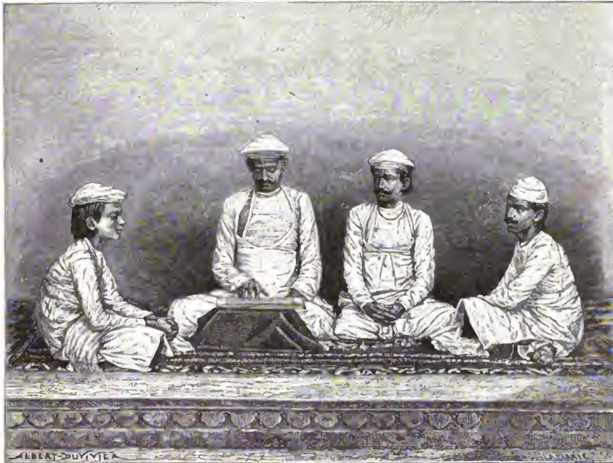


Die Göttin Kali.

zum Brahmo Somadsch bekennen, Deisten. Sie nehmen einen einheitlichen Gott an, dem sie den Namen Brahma lassen; der Mensch ist vollkommen unabhängig; im „künftigen Leben" hängt Alles von den auf Erden verübten Handlungen, keineswegs von religiösen Gebräuchen ab. Eine solche Auffassung paßt für die Massen nicht, und diese nehmen auch vom Brahmo Somadsch keine Notiz. Auch die Missionäre sind auf denselben nicht gut zu sprechen, weil sie bei den Anhängern desselben gar keine Aussicht auf Annahme ihrer Dogmen und ihres Tritheismus haben. Jedenfalls ist diese wir können sagen philosophische Reformbewegung eine in hohem Grade bemerkenswerthe Erscheinung, über die wir wohl

einmal nähere Mittheilungen geben. — Dem Volke behagt es nicht, daß die Babus Mädchenschulen gründen und die Wiederheirath der Wittwen befürworten; bei diesen Reformbestrebungen finden sie bei den Conservativen zähen Widerstand, während dieselben von Seiten der englischen Regierung unterstützt werden. Es kommt nun vor, daß Wittwen geheirathet werden, aber bisher, wie schon neulich im „Globus" nachgewiesen wurde, doch noch nicht so häufig wie man erwartet hatte. Immerhin ist aber eine alte Schranke niedergebrochen worden und Wittwenverbrennungen, Satties, sind bekanntlich schon seit längerer Zeit streng verboten.

Die Volksmassen in Calcutta verehren vorzugsweise die bluttriefende Göttin Kali, Siwa's Gemahlin. Früher wurde ihr, der Göttin des Mordes, Menschenblut als Opfer dargebracht; ihre Götzenbilder sind stets mit Gerippen und Schädeln umgeben; der ganze Cultus ist widerwärtig, abscheulich. Die Hauptfestlichkeit zu Ehren der Göttin wurde früher im Juli oder August veranstaltet. Die Gläubigen zogen aus der Stadt auf eine große Ebene, um der Ceremonie des Charak Pudscha beizuwohnen; der Name bedeutet: anbeten, indem man sich dreht. Man rannte einen hohen Pfahl ein, an welchem, wie bei den Spielen unserer Kinder, an den auslaufenden Armen oben Seile befestigt sind, an welchen unten sich Ringe befinden; wer sich um den Pfahl herumschwingen will, faßt mit den Händen einen Ring; hier aber sind unten an jedem Seile scharfe eiserne Haken angebracht und der Fanatiker befestigt einen solchen in seinem




Bengalische Brahminen.

Fleische. Dann wird die Maschine in Bewegung gesetzt und sie wirbelt diese Selbstpeiniger mit großer Heftigkeit so lange rundum in der Luft bis der Haken aus dem Fleische reißt und sie selber zu Boden fallen. Die englische Regierung hat ein strenges Verbot gegen diesen Frömmigkeitsbrauch erlassen, kann aber die Fanatiker nicht verhindern, daß sie sich von einer hohen Stelle hinabstürzen, sich den Leib zerfleischen und andere Greuel an sich verüben, um der Göttin Huldigung zu bezeigen.

Die Babus nun haben eine ganz andere Weise der Festfeier eingeführt. Die Ebene ist von ihnen in einen großen Turnplatz umgewandelt worden; sie haben dort Barren, Reck und alle anderen Turngeräthe aufgestellt; große und kleine Turner ziehen unter Gesang hinaus, stellen ihre Uebungen an und erhalten Turnpreise. Auch ein Sängerbund mit Instrumentalmusik fehlt nicht. Die meisten Knaben gehören niederen Kasten an, viele aber auch dem Mittelstande, und da alle Turner sind, findet freundlicher Verkehr unter ihnen statt. Darin liegt gegen früher ein großer Fortschritt, das Kastensystem wird durchlöchert. Selbst die Brahminen können hier das alte starre System nicht festhalten. In Bengalen sind drei Viertel von ihnen im Dienste von Leuten anderer Kasten; viele treiben Handel, verkaufen auch Spirituosen; manche liefern sogar Fleisch an die Metzger und tragen Schuhe von Kalbsleder. Es mag hier bemerkt werden, daß wir eine der besten Schilderungen, welche von Calcutta entworfen worden sind, der Gräfin Pauline Nostitz verdanken. Sie war mit ihrem ersten Gemahle, dem Naturforscher

J. W. Helfer, in Indien und ist eine ganz prächtige Frau, von herrlichem Gemüthe und feinster Beobachtungsgabe. Wir werden ihr vortreffliches Buch *) demnächst besprechen, und begnügen uns heute mit einer Einschaltung an diesem Orte. Frau Helfer besuchte einen Tempel der Durga-Kali, welchen sie eingehend schildert, und erwähnt, daß andere fanatische Gebräuche noch fortbestehen, gegen welche die Regierung nichts ausrichten kann. Noch wird Kranken, wenn sie Oribali sprechen, d. h. ich rufe Gott an, der Mund mit heiligem Gangesschlamm gefüllt, damit sie dem Tode durch Erstickung geweihet werden. Wer trotzdem am Leben bleibt, ist von den Göttern verworfen und wird deshalb auch von den Menschen verstoßen, denn der Unglückliche verliert seine Kaste und sucht ein schützendes Asyl auf der Gangesinsel Kassembagar, in dem Dorfe der Auferstandenen, das als besonders heilig gilt. — Dann wird das Priesterwesen geschildert: „Die Priester haben in einem unermeßlich reichen Lande wie Indien einen zahlreichen Menschenstamm von schönem, edelm Körperbau, von sanftem Gemüth und hoher geistiger Begabung, der zu jeder Stufe der Cultur und ihrer Segnungen befähigt wäre, seit vielen Jahrhunderten in starre, unauflösbare Bande gekettet, jede Regung des Selbstbewußtseins ertödtet und das Gefühl für die Heilighaltung der Wahrheit so gänzlich erstickt, daß Lügen und falsches Zeugnißablegen zu einem allgemein tief eingewurzelten Laster des Volkes geworden sind; aber sich haben sie den Genuß alles irdischen Wohlseins und die Hoffnung auf einstige Glückseligkeit vorbehalten.“ Dr. Helfer nahm einen kastenlosen Mann, einen Paria, in Dienst, weil keiner seiner neun bengalischen Diener sich beim Einfangen und Tödten der Thiere betheiligen wollte. Als aber der Paria erschien, entfloh diese ganze Dienerschaft voll Entsetzen und faßte keinen von jenem berührten Gegenstand mehr an. Sogar das Haus durfte er nicht betreten, auch Helfer's Arbeitszimmer nicht, das nun in einen außerhalb stehenden Pavillon verlegt werden mußte. Aber auch die Europäer sind den Indern nicht minder ein Gegenstand vorurtheilsvoller Verachtung als die Kasten unter einander. „Nach einem Spaziergange trat ich durstig in eine ärmliche aber sauber aussehende Hinduhütte und bat um einen Trunk Wasser. Sogleich wurde mir ein Krug gereicht, eines jener porösen Thongefäße, welche zur Abkühlung dem Luftzug ausgesetzt werden. Mit vollen Zügen genoß ich den labenden Trank und reichte das halbgeleerte Gefäß dankend dem Manne zurück. Er nahm es mir aus der Hand, warf es aber augenblicklich zu Boden so daß es zertrümmerte! Da stand ich, durch meine weiße Haut den Wenigen angehörig, welche über Millionen allmächtig herrschen und doch verachtet von dem ärmsten Hüttenbewohner, der durch seine Gemeinschaft mit mir sich für verunglimpft hielt. Nachdenklich, mit gesenktem Kopfe schlich ich von dannen.“

*) Joh. Wilh. Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. Von Gräfin Pauline Nostitz. Leipzig, F. A. Brockhaus. 2 Bände.



Bengalische Diener.

Der Hugly ist bei Calcutta einen Kilometer breit und sehr tief. Früher gewährte es einen widerwärtigen Anblick, daß viele Menschenleichen den Strom hinabtrieben und von gierigen Raubvögeln zerfleischt wurden. Die Regierung hat den Anwohnern untersagt, ihre Todten ins Wasser zu werfen und das geschah auch nur von Seiten armer Leute, welche die Verbrennungskosten nicht erschwingen konnten. Deshalb ist ihnen eine städtische Verbrennungsanstalt angewiesen, wo man den Leib kostenfrei in Asche verwandeln lassen kann.

Uebrigens ist Calcutta bei Weitem nicht mehr so ungesund als ehemals; es sind Abzugsgräben angelegt worden, es wird zwangsweise für die Reinigung der Straßen gesorgt, nicht minder für Zuzug frischer Luft, immerhin jedoch bleibt das Klima für Europäer unzuträglich.

Kein Reisender versäumt den prächtigen botanischen Garten zu besuchen, den Hooker angelegt hat; man findet in der Welt seinesgleichen nicht. Dort sieht man in freier Luft und freier Erde Prachtexemplare der Flora verschiedener Erdtheile bei einander. Dort steht ein Baobab, dessen Stamm 15 Meter im Umfange hat, dann auch ein Banianenbaum, der mit seinen vielen Stämmen den Raum eines Quadratkilometers einnimmt, aber leider während eines großen Wirbelsturmes viel gelitten hat.

Diese Cyclonen, in deren Bereiche Calcutta liegt, sind in der That entsetzlich, und bei dem, welcher 1864 so fürchterliche Verheerungen anrichtete, war die Stadt der Vernichtung nahe. Der Wirbelsturm trieb das Wasser des Hugly stromauf, über die Ufer, quetschte die 240 vor Anker liegenden Schiffe gegen einander, rasete durch die Stadt hin, legte die Quartiere der ärmeren Einwohner zu Boden, hob ganze Hütten empor und trieb sie durch die Luft weit hinweg, knickte stämmige Palmen wie dünnes Rohr. So beraubte er mehr als einmalhunderttausend Menschen ihres Obdaches, und dann brach ein fürchterlicher Platzregen aus dem schwarzen Gewölk hervor. In der Prachtstadt der Europäer richtete er nicht minder Verwüstungen an; er stürzte Mauern und Säulen um, hob Dächer ab, brach die Söller nieder und krümmte dicke Eisenstangen als seien sie Draht. Jedermann glaubte, daß Calcutta dem Untergange verfallen sei, — da, als der Cyclon am ärgsten wüthete, trat urplötzlich Stille ein. Man kam wieder zur Besinnung, aber in der Stadt wurden 20,000, in den Umgebungen mehr als 100,000 Leichen gefunden, im ganzen untern Bengalen war kein Dorf verschont geblieben und überall die Ernte verloren.

Die Reinlichkeitspolizei wird zu nicht geringem Theil

von den **Argilas**, d. h. den Adjutanten, besorgt. Der Ankömmling sieht nicht ohne Ueberraschung, wie diese großen Vögel gravitätisch in den Straßen zwischen der Menschenmenge umherwandeln oder auf den Dächern sitzen. Aus ihrem kahlen Kopfe mit den runden, rothen Augen steht ein gewaltiger, sehr spitzer Schnabel hervor; der Adjutant kann auf einmal ein ganzes Huhn verschlucken und in der Sacktasche unterbringen, welche dem Magen gleichsam als Vorzimmer dient. Das Gefieder ist weiß mit schwarzen Streifen auf den Flügeln, die gelben Beine haben eine sehr respectable Länge. Dieser Vogel räumt jede Unreinlichkeit hinweg, welche er erspäht; er ist deshalb ein wahrer Wohlthäter für Calcutta und mit vollem Rechte steht er unter dem Schutze des Gesetzes; es ist bei beträchtlicher Geldstrafe verboten, ihn irgendwie zu behelligen oder zu stören. Der Adjutant ist übrigens gleichsam der General einer ganzen Herrschaar patentirter Reinlichkeitsbeamter; dieselbe besteht aus Geiern, Weihen, Störchen, Raben und anderen Vögeln, die aber alle vor seinem gewaltigen Schnabel Achtung haben und ihm die besten Bissen überlassen, wenn von solchen die Rede sein kann. Seine Gefräßigkeit ist groß und wenn er sich auch soeben voll gefressen hat, schnappt er doch gern einen naseweisen Raben hinweg und bringt ihn auch noch in der schon gefüllten Tasche unter. In jedem Jahre verläßt dieser Vogel die Stadt für etwa drei Monate, um auswärts zu brüten, kommt dann aber regelmäßig zurück, um seinen frühern Posten wieder einzunehmen. Darüber ist man völlig im Klaren, weil man einzelnen Individuen Ringe angelegt hat, an welchen man sie leicht erkennt; ein „Gardist“ versieht schon seit dreißig Jahren seinen Dienst im Palaste des Vicekönigs.

Nicht viele Europäer wagen sich in das unendlich verflochtene Stromgewirr des Deltas, dessen südlicher Theil nicht mehr Ocean und doch noch kein festes Land ist. Man bezeichnet diese merkwürdige Region als die **Sanderbands**. Rousselet versäumte nicht, dieselbe näher kennen zu lernen. Er fuhr auf der Bahn bis **Port Canning**, einem Hafen, den man im vorigen Jahrzehnt an der Matlamündung des Ganges angelegt hat, weil diese leichter zugänglich ist als jene des Hugly; derselbe ist aber nicht zu eigentlichem Aufschwunge gekommen. Der Reisende miethete dort eine Barke um mit einem kundigen Führer Wasserfahrten zu unternehmen.

Zunächst fuhr er in einen Canal, dessen gelbes, stagnirendes Wasser sich zwischen niedrigen, morastigen Inseln hindurchschlängelte; sie waren dicht mit Waldgestrüppe bewachsen, aus welchem da und dort Kokospalmen hervorragten. Die Ufer verschwanden förmlich unter einem Gewirr von zu Tage stehenden Wurzeln und Wasserpflanzen, aber die Vögel fühlten sich dort sehr wohl, insbesondere der Riesenreiher, der große schwarze Storch, der Adjutant und der braune Ibis. Manche saßen wie Schildwachen auf den Strebepfeilern des Mangrovegebüsches, sahen stumpfsinnig der Fahrt der Barke zu und ließen sich ruhig niederschießen. Brahmineuenten und Taucher treiben in großer Menge ihr Spiel inmitten von Wasserhühnern mit purpurrothem oder indigoblauem Gefieder; diese liefen rasch auf den breiten Lotosblättern umher. Gern hätte der Jäger einige derselben, die er geschossen, abgebalgt, aber ehe er nahe kam, verschwanden sie auf geheimnißvolle Weise unter dem Wasser. Sie wurden von den Krokodilen hinabgezogen, von denen es dort wimmelt, die sich jetzt aber nicht auf der Oberfläche blicken ließen, weil sie durch die Schüsse erschreckt worden waren.

Gegen Abend warf der Barkenführer bei einigen armseligen Hütten Anker und die Matrosen gingen ans Land um ihr Essen zu bereiten. Neben der Anlände waren viele Pfähle in den Boden getrieben und umfriedigten eine Art von Tränke. Die Leute haben eine solche Befestigung nöthig, sonst könnten sie nicht ohne Gefahr Wasser schöpfen oder Zeug waschen, weil die Krokodile stets auf der Lauer liegen. Manchmal gelingt es ihnen trotzdem einzudringen und eine Frau oder ein Kind hinwegzuschnappen.

Aber sie sind nicht die einzigen Feinde, vor denen die Menschen in den Sanderbands sich hüten müssen. In den Wäldern sind mancherlei Raubthiere häufig und am schlimmsten und gefährlichsten sind die Tiger. Sie schwimmen mit Leichtigkeit von einer Insel zur andern und es kommt vor, daß eine Anzahl derselben Dörfer belagert; man muß die Hütten mit Pfahlwerk umgeben und sich auf eine förmliche Belagerung gefaßt machen. Im Jahr 1862 überfiel ein ganzer Trupp Tiger die Beamten der Telegraphenstation auf der Insel Saugor und alle wurden aufgefressen!



Wasserträger in Calcutta.

Uebrigens führen die Eingeborenen einen erbitterten Krieg gegen diese Katzenthiere, nicht mit Schießgewehren oder blanken Waffen, sondern mit sinnreich ausgedachten Fallen. Seitdem die Engländer den Reisbau auch in diesen Gegenden aufmuntern, geben sie den Leuten Strychnin und durch dieses werden sehr viele Tiger vergiftet; aber die Zahl derselben ist trotzdem immer noch sehr beträchtlich.

Die Bewohner der Sanderbands werden als **Molanghis** bezeichnet; sie haben im Allgemeinen eine sehr schwarze Hautfarbe, kleinen Wuchs und unansehnlichen Körperbau; ihre Beschäftigung besteht im Fischfang und in der Herstellung von Seesalz. Der delicate Mangofisch findet in Calcutta willige Abnehmer; er ist goldgelb und ohne Gräten. Die meisten Inseln sind unbewohnt, weil der schwammige Boden

keinen Anbau erlaubt; sie bleiben ganz und gar den wilden Thieren überlassen; auf anderen Eilanden dagegen findet man Plantagen von Reis, Indigo und Zucker.

Von Calcutta aus führt die Eastern-Bengal-Bahn durch die ganze Breite des Deltas nach Goalanda, das am rechten Ufer des Gangesarmes liegt, welcher als Hauptader des Stromes betrachtet wird aber doch keine beträchtliche Breite hat, weil er schon so viele Nebenarme abgegeben hat; er fließt langsam zwischen niedrigen Ufern dahin.

Von Goalanda gehen Dampfer auf dem Delasseri, einem Deltacanale, nach Dakka. Derselbe gehört aber eigentlich nicht mehr zum Stromsysteme des Ganges sondern bildet eine Abzweigung des großen westlichen Brahmaputra-Armes. Dakka war einst Hauptstadt des östlichen Bengalen; seine



Diamond Harbour an der Mündung des Hugly.

Neustadt bildet heute ein wichtiges Handelscentrum, die Bazare sind sehr gut mit Waaren aller Art versehen und man trifft dort schon den Typus der hinterindischen Völker eben so zahlreich vertreten wie den Hindutypus. Das erklärt sich leicht; die Stadt liegt nahezu an der Ostgrenze Indiens; wenige Meilen nach Osten hin bezeichnet der Megna, dieser Hauptarm des Brahmaputra, die Scheidelinie für die indische Welt; die Berge, welche man am Horizonte gewahrt, sind von Kukis, Luschais, überhaupt von „indochinesischen" Stämmen bewohnt.

Eine unserer Illustrationen veranschaulicht das Fort des Diamond Harbour. Dieser kleine Hafen liegt an der Mündung des Hugly und dort legen die Dampfer noch einmal an, um die letzten durch den Telegraphen dorthin gelangten Nachrichten zu empfangen, bevor sie die Fahrt über den Ocean antreten.

---

# Karl Mauch.

In dem fürchterlichen Ende, das Karl Mauch gefunden, hat sich die ergreifende Tragik seines ganzen Lebens ins Grauenhafte gesteigert. Sein Tod erinnert uns an jenen John Hanning Speke's; er, der quer durch Afrika gezogen von Sansibar bis Alexandria, der weder dem Fieber noch dem mörderischen Pfeile der Eingeborenen erlag, starb in Folge einer auf der Jagd erlittenen Wunde, nicht lange nach seiner Heimkehr. Mauch war nach achtjährigen Wanderungen durch Südafrika im Januar 1873 heimgekehrt und schon zwei Jahre darauf erlag er einem unglücklichen Sturze (4. April 1875 Abends). Er, der selbstgemachte Mann, der alles der eigenen Energie und Tüchtigkeit zu verdanken hat, verdient es um seines edeln Charakters wie um seiner Leistungen als Reisender willen, daß wir hier seiner gedenken.

Karl Mauch war geboren am 7. Mai 1837 zu Stetten im würtembergischen Remsthal; er besuchte die Realschule zu Ludwigsburg, wo sein Vater Militärbeamter war, wurde dann zum Lehrfache bestimmt, ging zwei Jahre lang auf ein Seminar und erhielt eine Stelle als kärglich besoldeter Lehrergehülfe zu Isny. Allein sein thatendurstiger, der Wissenschaft zugewandter Geist duldete es nicht, daß er solchergestalt verkümmerte. Schon seit seinem fünfzehnten Jahre verfolgte ihn unablässig der Gedanke, zur Erweiterung der Kenntniß Afrikas nach Kräften mitzuwirken, und die Ausdauer, mit der er sein Ziel verfolgte und endlich erreichte, muß unsere Bewunderung in hohem Grade erregen. Zunächst lag ihm daran, sich seiner großen Aufgabe gewachsen zu machen und sich weiter auszubilden. Er trieb in seinen Mußestunden Lateinisch, Naturwissenschaften und neuere Sprachen. Dann erhielt er eine Hofmeisterstelle in Oesterreich, in welcher er bis zum Jahre 1859 verblieb, stets redlich bemüht, die Lücken seiner Ausbildung zu füllen. Zu Marburg und Graz in

Steiermark sehen wir ihn dann 1860 bis 1862 mit dem Studium des Arabischen beschäftigt; er suchte medicinische Kenntnisse zu erwerben und stählte seinen Körper durch meilenweite Fußreisen, die er bei jeder Witterung und Jahreszeit oft ohne Speise und Trank zurücklegte.

August Petermann, an welchen Mauch sich 1863 um Unterstützung seines Vorhabens wendete, konnte ihm damals wenig Aussichten eröffnen, da er selbst mit den Expeditionen v. Beurmann's und v. Heuglin's vollauf beschäftigt war. Nichts jedoch vermochte Mauch von der zum Lebenszwecke erkorenen Aufgabe abzuhalten. Er kannte keine Schwierigkeiten und hatte nur den einen Gedanken sein Ziel zu erreichen.

Mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, seinen Ersparnissen, ging Mauch Ende 1863 nach London, wo er unter den allermißlichsten Umständen, oft mit der Noth kämpfend, Gelegenheit fand, sich fünf Monate lang im britischen Museum, dem zoologischen und botanischen Garten mit naturwissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. Dann ging er zur See nach Südafrika, wo er seit Juni 1865 die Transvaalrepublik zum Felde seiner Forschungen und zum Ausgangspunkte seiner weiteren Reisen machte. Die erste Frucht seiner Arbeiten war eine im Anfange des Jahres 1866 gezeichnete Karte der Republik, die, durch Aufnahmen von Jeppe, Merensky, Forßmann und Anderen bereichert, im Jahre 1868 im Ergänzungsheft Nro. 24 von A. Petermann veröffentlicht wurde. Durch Mauch's bis ins Jahr 1870 fortgesetzte Arbeiten hat die Karte dieser Republik ein völlig verändertes Ansehen erhalten, weit wichtiger jedoch als seine Forschungen auf diesem immerhin bekannten Felde waren seine Reisen im Gebiete zwischen Limpopo und Sambesi auf großentheils unbetretenen Pfaden, welche zu den beiden glänzenden Entdeckungen führten, die für immer mit Mauch's Namen verknüpft sein werden: zur Auffindung der südafrikanischen Goldfelder und der merkwürdigen Ruinen von Zimbabye. Alles leistete er aber unter wahrhaft kläglichen Verhältnissen, stets mit Mangel und Noth kämpfend.



Karl Mauch.

Mit einem gebildeten und trefflichen Elephantenjäger, A. Hartley, der bei allen Kaffernstämmen weit und breit wohlbekannt und beliebt war, brach er am 22. Mai 1866 von Magaliesberg im Süden der Transvaalrepublik auf und erreichte, längs 28° östlicher Länge nach Norden vorschreitend, über Sekomo das Reich des gefürchteten Mosilekatse. In Begleitung seines Freundes befand sich Mauch hier vollkommen sicher, wenn er auch nur im Geheimen dort Skizzen, seinen Compaß benutzen oder wissenschaftliche Sammlungen machen konnte. Er überschritt dann die Wasserscheide zwischen dem Limpopo und Sambesi und gelangte bis in die Nähe des letztern großen innerafrikanischen Stromes. Am 10. Januar 1867 war er wieder nach Potschefstrom zurückgekehrt. Die lineare Ausdehnung dieser ersten Reise betrug nicht weniger als 485 deutsche Meilen und würde in gerader Linie quer am Aequator durch den ganzen afrikanischen Continent von Küste zu Küste reichen.

Auf der zweiten Reise vom März bis December 1867 entdeckte er die Goldfelder im Maschona-Lande und am Tati, welche seitdem so viel von sich reden machten und Abenteurer von nah und fern heranlockten. Der Entdecker aller dieser Schätze aber, welche in späterer Zeit wohl noch reiche Ausbeute liefern werden, ist all sein Lebtag arm geblieben wie eine Kirchenmaus.

Petermann, der von Anfang an sich Mauch's warm angenommen, veranstaltete nach diesen ersten Leistungen eine Sammlung für ihn, die 2600 Thlr. ergab und ihn in den Stand setzte, eine dritte Reise zu unternehmen (Mai bis October 1868), wobei er den Osten der Transvaalrepublik durchzog, sich nördlich wendend den Limpopo überschritt und

an dessen Nebenfluß Bubye aufwärts unter unsäglichen Entbehrungen die Missionsstation Inyati erreichte. Weit und breit herrschte entsetzliche Dürre im Lande, die Eingeborenen ernährten sich von Gras und Zwiebelwurzeln, Wild war nur sparsam vorhanden. So groß war die Hungersnoth, daß Mauch zum Verzehren einer Bohnenart (Canavallia) gezwungen wurde, die als giftig galt und ihm heftiges Erbrechen verursachte; ja, als nichts mehr vorhanden war, verzehrte er seine Sandalen aus Büffelleder; sein werthvoller Hund starb, sein einziger Packochse wurde von der Tsetsefliege gebissen und mußte erschossen werden.

Von Inyati machte er im Januar 1869 einen größern Ausflug nach Norden zum Umnjatifluß und kehrte dann nach seinem Hauptquartier Potschefstrom zurück. Als Resultat dieser drei Reisen erschien 1870 in Petermann's Mittheilungen Tafel 1. der „Originalkarte von K. Mauch's Reisen im Innern von Südafrika zwischen Potschefstrom und Sambesi“, auf welcher die einzelnen Reiserouten sowie die entdeckten Goldfelder eingetragen sind. Ueberhaupt sind sämmtliche von Karl Mauch bisher publicirten Arbeiten in Petermann's Mittheilungen (seit 1866) enthalten. Wir ersehen aus denselben, daß er noch im Jahre 1869 seine Aufnahmen im nordwestlichen Theile der Transvaalrepublik vervollständigte und 1870 sich nach der Delagoabai begab, um eine gerade Linie zur Anlage einer Poststraße zu suchen, welche die im Binnenlande abgeschiedene Transvaalrepublik mit dem Meere verknüpfen sollte. Feinde haben ihn wegen dieses Vorgehens verdächtigt und in die Zahl der fictiven „Bismarck'schen Agenten“ gestellt, ja sogar ausgesprengt, daß er für einen Anschluß der Transvaalrepublik an Deutschland gewirkt habe!



Die Ruinen von Zimbabye. Rechts im Vordergrunde das Haus der „Großfrau“.

Als die Diamantfelder am Vaal entdeckt worden waren, führte Mauch im December 1870 und Januar 1871 eine gefahrvolle Reise auf diesem Flusse abwärts aus, um ihn auf seine Brauchbarkeit als Verkehrsader zu untersuchen. 21 Tage dauerte diese Wasserfahrt in einem lecken Nachen; 33 Stromschnellen und Katarakte sowie ein Wasserfall von 25 Fuß Höhe mußten passirt werden und der Wasserstand war dabei anfangs ein so hoher, daß Mauch zwischen den Wipfeln der noch über dem Spiegel emporragenden Bäume dahinglitt. Er beschäftigte sich dann noch mit Aufnahmen im Nordosten der Republik und trat von Albasini aus am 30. Juli 1871 seine letzte große epochemachende Reise an.



Grundriß des Hauses der Großfrau.

Er war ganz auf sich allein angewiesen und trug seine Instrumente selbst, so daß er mit 60 Pfund beschwert war; nur neun Träger konnte er mit Tauschwaaren beladen, die ihm jedoch bald gestohlen wurden, wie es ihm denn auf dieser Reise wieder ungemein schlecht erging. Er zog über den Limpopo ins Gebiet der Makalaka, von denen wir durch ihn die erste ausführliche Schilderung erhielten, und nahete dann „dem schönsten Resultate aller seiner Reisen“, den Ruinen von Zimbabye, welche er am 5. September 1871 entdeckte und deren Lage er zu 20° 14′ südl. Br. und 31° 48′ östl. L. v. Gr. bestimmte. Die ausführlichen Schilderungen dieser Ruinen, deren Entdeckung das größte Aufsehen erregte, sind in Petermann's Mittheilungen enthalten. Wir verweisen darauf, geben hier aber eine Abbildung derselben, nach einer autographirten vertraulichen Mittheilung Mauch's, die er kurz nach seiner Rückkehr aus Afrika von Gotha aus verschickte.

So viel wir wissen ist eine Illustration dieser Ruinen bisher nirgends veröffentlicht worden. Mauch ging von der

unglücklichen und von der Kritik ziemlich einstimmig verworfenen Ansicht aus, das Ophir der Bibel gefunden zu haben und in Bezug auf die Ruinen ließ der sonst so nüchterne Mann seiner Phantasie freien Lauf. „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Ruine auf dem Berge eine Nachbildung des Salomonischen Tempels auf dem Berge Moria, die Ruine in der Ebene eine Nachbildung jenes Palastes ist, worin die Königin von Saba während ihres Besuches bei Salomo wohnte u. s. w." Wie dem auch sein möge, Mauch gebührt das große Verdienst, diese immer noch räthselhaften Ruinen, von denen man schon längere Zeit gehört und welche schon den Portugiesen im sechszehnten Jahrhundert bekannt waren, wirklich aufgefunden zu haben.

Auf völlig neuen vor ihm unbetretenen Pfaden wandte er sich, den obern Lauf des Sabia passirend — der ihm an die Königin von Saba anklingt (!) —, nach Norden, überschritt 18° südl. Br. und fand ein neues Goldfeld, „Kaiser-Wilhelm-Feld", welches von den beiden Bergen „Bismarck" und „Moltke" flankirt wird. Nun östlich durch das Land der Batoka ziehend, gelangte er bei Sena an den Sambesi und wieder in das Bereich der europäischen Civilisation. In Quilimane schiffte er sich auf einem französischen Segelfahrzeuge ein, welches ihn im December 1872 in Marseille wieder auf europäischem Boden landete. Diese letzte große Reise schilderte Mauch im Ergänzungsheft Nro. 37 zu Petermann's Mittheilungen.

In der Heimath, wo er mit allen Ehren empfangen wurde, hatte Mauch zunächst die durch Fieber zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen; er hielt mit vielem Beifall aufgenommene Vorträge, namentlich in Schwaben, und entschloß sich 1874, als Begleiter des Botanikers Kuntze aus Leipzig, mit diesem eine Reise um die Erde zu machen. Er gelangte auch bis Mittelamerika, kehrte jedoch, da keine Harmonie zwischen den Gefährten bestand, von dort nach Deutschland zurück und fand ein Unterkommen in Blaubeuren. Ein Freund, der ihm im „Pforzheimer Beobachter" vom 7. April einen Nekrolog schrieb, spricht sich über seine letzte Lebenszeit und — sehr richtig — über seinen Charakter folgendermaßen aus: „Erst vor einigen Monaten nahm sein Schicksal in materieller Hinsicht eine günstige Wendung. Er sollte endgültig die Direction einer Cementfabrik in Blaubeuren übernehmen, wozu ihn seine chemischen und mineralogischen Kenntnisse befähigten, als die schreckliche Katastrophe eintrat. Nicht für sich allein, auch für seine Mutter, die er seit Jahren unterstützte, ersehnte Mauch diese Stellung, und es ist tief bewegend, wenn der Mann, dessen Berühmtheit weit über Deutschlands Grenzen hinausgeht, noch kurz vor seinem Tode, den er freilich nicht ahnte, Empfindungen des Glückes ausspricht, welche die Aussicht auf ein Ausruhen von den herben Kämpfen um die nothwendigsten Existenzbedürfnisse darbot. Und wie heftig mußte die Misère eines Alltaglebens einen Mann verwunden, der so äußerst nobel und feinfühlend war wie er.

Ich hatte das Glück, Karl Mauch in einer Abendgesellschaft kennen zu lernen und ich kann sagen, nie hat Jemand bei der ersten Begegnung meine Zuneigung, mein ganzes Mitgefühl so für sich gewonnen wie er. Da hörte man keine Klage über die Herbheit des Schicksals, oder Undank und dergleichen, oder eine noch so leise Andeutung eines außergewöhnlichen Selbstgefühls. Uebte schon sein schöner Kopf mit dem biedern, gutmüthigen Gesicht einen Zauber aus, so zog er die Herzen noch mehr an sich durch den Reiz, welchen die liebenswürdigste Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit über seine Unterhaltung verbreitete, es mochte diese sich bewegen auf welchem Gebiete sie wollte. So machte er auf Alle, die ihn kennen lernten, den unvergeßlichen Eindruck einer durchaus edeln, selbstlosen Persönlichkeit."

---

# Zur Morphologie der geographischen Grenzen.

Ein Beitrag zur vergleichenden Erdkunde. Von **G. C. Petzet** in Breslau.

## IV.

Offene und halboffene Grenzen. — Abgrenzung von Stämmen und Mundarten. — Innere Abgrenzung in Provinzen und Bezirke. — Verschiedene Gesichtspunkte und Einflüsse. — Spanien. — Polen. — Schluß.

Für die ethnographische Abgrenzung ist auch die Stärke der nationalen Elemente von Bedeutung, die zwischen zwei oder mehreren größeren Völkern eine Grenzstellung einnehmen. Besitzt eine Nationalität auf einer solchen Grenzscheide diejenigen Kräfte, welche zu einer selbständigen Existenz befähigen, so wird sie alle ihre in geographischer Verbindung stehenden Angehörigen auch staatlich zu einem festen Kerne zu einigen suchen. Fehlen ihr dagegen die zur selbständigen politischen Constituirung nothwendigen Bedingungen und Hülfsmittel, so wird die natürliche Folge die sein, daß sie mit ihrem Gebiete zum Object einer Theilung zwischen den Grenzmächten wird. Dabei wird der Löwenantheil derjenigen Macht zufallen, die mit dem Interesse an der geographischen Abrundung die höhere geistige und politische Einwirkung zu verbinden weiß. Nach derselben Richtung wird dann auch der nationale Assimilirungsproceß vor sich gehen, wie sich das ja in verschiedenen Theilen Europas an mehrfachen Beispielen gezeigt hat.

Was die Abgrenzung innerhalb der Gebiete größerer Nationen betrifft, so ist vor Allem diejenige nach Stämmen und Mundarten von morphologischem Interesse. Es würde freilich zu weit führen, wollten wir auf die Abscheidung der geographischen Grenzen der einzelnen Dialekte eingehen, deren Mannigfaltigkeit namentlich in den an Bodenerhebungen so reichen Ländern des Südens und der Mitte Europas sehr groß ist. Für solche kleinere mundartliche Provinzen genüge die Andeutung, daß ihre Gestaltung in der Regel durch Gebirgs- und Höhenzüge beeinflußt ist. Von Wichtigkeit aber ist es, die Wahrnehmung festzustellen, daß die bedeutenden und durchgreifenden Unterschiede, welche bei den zahlreichsten und ausgebreitetsten Nationen des europäischen Continentes meist eine Zwei- oder Dreitheilung des Gesammtbestandes an Stämmen und mundartlichen Gruppirungen herbeigeführt haben, in geographischer Hinsicht wesentlich mit den Grenzen zwischen den gebirgigen Theilen und Hochflächen der betreffenden Länder einerseits und ihren

niedriger gelegenen und ebeneren Theilen andererseits zusammenfallen, daß jene Hauptunterschiede aber auch mit den ethnographischen Mischungsverhältnissen in Zusammenhang stehen, die bei den romanischen Nationen zumeist durch die keltischen und germanischen Einwanderungen, bei den germanischen Völkern hauptsächlich durch die Reste des Kelten- und Slawenthums, bei den Slawen wiederum durch die von verschiedenen Seiten eingedrungenen erobernden und colonisatorischen Elemente vermittelt worden sind. Schon ein flüchtiger Blick auf die einzelnen europäischen Hauptländer wird dies näher erklären.

In unserm Lande fällt bekanntlich die Scheide zwischen Hoch- und Niederdeutsch in eine geographisch leicht zu verfolgende Linie, die sich von Aachen über Bonn und Kassel mit einer schmalen, nach Norden zum Harz vorspringenden Ausbuchtung weiterhin nach Osten, nunmehr in der Ebene, fortsetzt. Wollen wir noch ein Mitteldeutschland von dem eigentlichen Oberdeutschland abscheiden, so ist für diese Abgrenzung weiter im Süden eine Linie vom nördlichen Wasgau über Karlsruhe ostwärts nach Nördlingen und weiterhin über Regensburg an den Böhmerwald zu ziehen. In klimatischer Hinsicht trägt der auf diese Weise abgegrenzte mitteldeutsche Landgürtel mit seinen freundlichen Thalgebieten und Hügelzügen, die sich höchstens zu Mittelgebirgen erhöhen, offenbar überwiegend einen mildern Charakter als der Schwarzwald, die schwäbisch-bayerische Hochebene und die Landstriche der rhätischen und norischen Alpen, welche das südwärts verbleibende Gebiet des eigentlichen Oberdeutschlands bilden. In ethnographischer Hinsicht haben wir in diesem Oberdeutschland das ehemalige Keltenthum, im eigentlichen Niederdeutschland auch altes Gebiet des Slawenthums — wie auch des räumlich und numerisch nicht sehr bedeutenden Friesenthums — zu suchen, während das geringste Mischungsverhältniß verschiedener nationaler Elemente in den mitteldeutschen, namentlich in den mittelrheinischen Landschaften nachzuweisen sein wird.

In Frankreich ist das die größere nördliche Hälfte einnehmende, zumeist ebene oder hügelige Gebiet der langue d'oui oder d'oeil von dem südlichern, wenigstens theilweise gebirgigen der langue d'oc ostwestwärts von Savoyen her über Lyon und die Auvergne durch eine Linie abzuscheiden, welche ungefähr mit den Grenzen der seinerzeit erfolgten Besitzergreifung der von Süden wie von Norden her ins Werk gesetzten Invasionen zusammenfällt.

Bei den östlichen Nachbarn Deutschlands, den Polen, ist der mundartliche Hauptunterschied an den zwei Seiten einer Grenzlinie zu finden, welche das hügelige Kleinpolen und Galizien von dem ebenen Großpolen und Masovien scheidet. Bei der Abgrenzung Großrußlands von Kleinrußland und Weißrußland, wo die Bodenerhebung natürlich noch eine weit geringere Rolle spielt, war einerseits wohl Steppe und Sumpfland, andererseits aber auch die ethnographische Mischung von Bedeutung, welche dem Russenthum durch tatarische und mongolische wie durch warägische und techische Elemente zugeführt wurde.

Kräftigere geographische und ethnographische Gegensätze treten im Südwesten unseres Erdtheils auf der Iberischen Halbinsel hervor. Hier verläuft allerdings die Markscheide der sprachlichen und stammlichen Differenzen nicht in ostwestlicher, sondern in nordsüdlicher Richtung, indem sie einmal den dem Französischen zuneigenden catalonisch-valencianischen Dialekt dem hochspanisch castilianischen gegenüberstellt, sodann aber noch im Westen der Halbinsel in der Abscheidung der galicischen Mundart und der südwärts hoch anschließenden portugiesischen Sprache eine weitere Illustration zu der oben bezeichneten Regel der beobachteten geographisch-ethnographischen Erscheinung darbietet.

Bei der weitern innern Abgrenzung der Länder und Staaten, namentlich bei der Eintheilung derselben in Provinzen und Districte wiederholen sich in verjüngtem Maßstabe mehr oder minder deutlich alle die Formen, Arten und Mittel der Begrenzung, welche wir bei den Markscheiden der Länder in größeren Verhältnissen kennen gelernt haben. Wie die Formen und Größenverhältnisse der Länder von denen der Erdtheile in einer unverkennbaren Abhängigkeit stehen, so ist dies bei Provinzen und Bezirken der Fall gegenüber den einzelnen Ländern und Staaten. Die größte Mannigfaltigkeit der natürlichen wie der künstlichen Abgrenzungen kommt in den verschiedenen Ländern, ja zuweilen sogar in demselben Lande, nach einander oder auch gleichzeitig, nach verschiedenen Gesichtspunkten der Eintheilung angewandt, zur Erscheinung. Manches Staatsgebiet besteht aus so vielen geographisch verschiedenen Individualitäten von Ländern, daß deren natürliche Gliederung die sachlich und formell gebotene Eintheilung von selbst darbietet. So ist es z. B. in dem vielgestaltigen Ländercomplex des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates. — Andere Reiche tragen in ihrem Areal so entschieden den reinen Flächencharakter, daß die Eintheilung nach einer Durchschnittsausdehnung oder Durchschnittsseelenzahl keinen natürlichen Hindernissen begegnete. Nach diesem Gesichtspunkt ist Rußland, nachdem es aus einem regellosen Conglomerat von Kleinstaaten zu einer staatlichen Zusammenfassung gelangt war, zu einer geordneten Gliederung seines weitläufigen Besitzstandes übergegangen. — Wieder andere Staaten konnten sowohl natürlich gegebene als einflußreiche historische Momente neben einander bei der innern Gliederung ihres Gebietes zur Anwendung bringen, wie sich dies bei der reichen Binnenabgrenzung und der national und politisch triebkräftigen geschichtlichen Entwickelung der Balkan- und der Iberischen Halbinsel zeigt. Ein äußerlich abgeschlossenes, im Innern wenig gegliedertes Land wie Großbritannien dagegen behielt eine auf früher selbständiger Organisation der Bevölkerung beruhende Eintheilung bei, deren geographische und morphologische Bedeutung denn auch nur von geringem Belang ist. Einige andere Staaten zeigen in ihrer provinzialen Eintheilung den Proceß allmäligen angliedernden Wachsthums auf, wie wir das bei Preußen beobachten können. Zahlreiche Staaten haben sich von einer auf der Naturverschiedenheit der Gebietsfläche oder auch auf geschichtlichen Vorgängen begründeten provinzialen Gliederung, die sich zur Vertretung landschaftlich particularer Interessen am besten eignete, einer nach grundsätzlicher Feststellung der entscheidenden allgemeinen Interessen gleichmäßig durchgeführten Bezirkseintheilung zugewendet, die sich äußerlich an physische Merkmale anschließt, in der Hauptsache aber nach einer bestimmten mittlern Größe, Bevölkerung und Steuerkraft regelt. Zu diesem Princip ist Frankreich aus seiner ehemaligen provinzialen Eintheilung, Italien aus seiner frühern kleinstaatlichen Gliederung übergegangen. Vielfach ist die frühere provinziale Eintheilung ganz in Wegfall gekommen oder hat wenigstens ihre überwiegende Bedeutung aufgeben müssen zu Gunsten einer Districtseintheilung, bei welcher in fruchtbarer Consequenz der ganzen socialpolitischen und wirthschaftlichen Entwickelung einer Nation die Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit einer gewissen Volkszahl in Herstellung und Verwaltung der im modernen Culturstaate nothwendigen Institutionen einer örtlichen Gemeinschaft das maßgebende Princip bildete. Solche Bezirke (Kreise, Aemter) sind dann einerseits in die entsprechenden Unterabtheilungen ausgestattet, andererseits sind ihnen größere zusammenfassende Verbände übergeordnet.

In Deutschland liefern die Mittelstaaten Baden, Sachsen und Würtemberg wie die jetzige Provinz Hannover Belege für solche Gestaltungen, denen wir neuerdings weitere Nachbildungen folgen sehen.

Unter den natürlichen Begrenzungsmitteln, die bei der Scheidung von Provinzen und Districten in jener Eigenschaft verwendet werden, spielen in der neuesten Zeit namentlich die Flüsse vielfach eine Hauptrolle. Dies geschieht allerdings seltener in der Art, daß sie unmittelbar als Zeichen der Abgrenzung benutzt werden — wiewohl sich auch hierfür zahlreiche Beispiele beibringen lassen —, dafür aber um so häufiger in mittelbarer Weise, indem Flüsse zu Anhaltspunkten oder besser zu Anschließungsmitteln für die einzelnen Bezirksflächen gewählt werden. In dem modernsten Großstaate, der nordamerikanischen Union, finden wir diese Regel noch in größerm Verhältniß bei der Abgrenzung der einzelnen Bundesstaaten angewandt. In Europa hat zunächst Frankreich bei seiner aus der Revolutionszeit herstammenden Departementaleintheilung in geographischer Hinsicht den Anschluß an die Flüsse zu Grunde gelegt. Mehrere kleinere Staaten sind ihm darin nachgefolgt, meist freilich nur, um später wieder zu historisch oder natürlich motivirten oder auch zu administrativ zweckmäßigeren Eintheilungen zurückzukehren, wie dies unter andern in Bayern der Fall war.

Dem Zuschnitte der Verwaltungsbezirke nach physisch-geographischen wie nach technisch-administrativen Gesichtspunkten gegenüber sind für die morphologische Betrachtung der inneren Abgrenzungen eines Staatsgebiets noch einige künstliche Einflüsse einer besondern Beachtung werth. So kommt es vor, daß die einen längern Zeitraum hindurch wirksame Begünstigung eines Ortes als Residenz eines Fürsten, als Sitz von Behörden und allerlei Anstalten, oder die Bedeutung einer Stadt als Industrie- und Handelsplatz eine so starke Gemeinschaft wichtiger Interessen für den Rayon eines solchen Centralpunktes ausgebildet haben, daß dieselbe in ihrer Gesammtwirkung die abweichende Richtung physischer Einflüsse allmälig überwiegen und zurückdrängen konnte und der örtlichen Richtung und Abgrenzung des Verkehrslebens wie schließlich selbst der administrativen Bezirkseintheilung neue Bahnen anwies. Namentlich sind auch die veränderten Verkehrswege im Verein mit neuen Verkehrsmitteln, besonders den Eisenbahnen, für die betreffenden Bereiche von Einfluß gewesen. Nicht minder kann auch die populationistische Entwickelung eines Bezirks, die meist durch den Aufschwung einzelner Industriezweige verursacht sein wird, Modificationen der Grenztheilung nothwendig machen. So hat z. B. der frühere Kreis Beuthen in Oberschlesien, dessen montanistisch-industrielle Entwickelung demselben in ein paar Jahrzehnten eine Vervielfachung der Bevölkerung zugeführt hatte, in vier Kreise zergliedert werden müssen, um der zwiespältigen Eigenschaften eines nach der Bodenfläche niedern, nach der Bevölkerung höhern Verwaltungsbezirks ledig zu werden.

Der Einfluß, den die bezeichneten und angedeuteten Factoren bei der innern Abgrenzung der Länder ausüben, wird in ein helleres Licht treten, wenn wir diese Abgrenzung bei ein paar Ländern im Einzelnen näher betrachten. Wir wählen zu diesem Behufe ein physisch reich ausgestattetes, alt- und hochcultivirtes Land im Westen und ein von Natur ziemlich ebenmäßiges, in der Cultur zurückstehendes Land im Osten Europas: dort Spanien, hier Polen.

Auf der Pyrenäischen Halbinsel zeigen die natürlichen, meist aus Bergzügen bestehenden Markscheiden zwischen Castilien, Aragonien, Baskenland, Asturien, Galicien, Portugal, Andalusien, Granada u. s. w. unter den verschiedensten politischen Ordnungen stets das entschiedene Streben zum Ausdruck zu gelangen. Und wie in der Natur des so mannigfaltige Unterschiede in sich schließenden Landes — worüber ein Blick auf die Karte genügend belehrt —, so liegen auch in seinen ethnographischen Verhältnissen und in seinen politischen Wechselzuständen mächtige Motive für eine vielfache, stark ausgeprägte provinziale Abgrenzung. Ein kurzer geschichtlicher Ueberblick wird dies deutlicher machen.

Zur Zeit der ersten Niederlassungen germanischer Völker auf der Iberischen Halbinsel — etwa 411 bis 420 nach Christi Geburt — nahmen die Alanen das Innere des Landes und Lusitanien, die Vandalen und Sueven Galicien und das nördliche Portugal, die silingischen Vandalen Andalusien ein, während Taraconensis dem später sich ausbreitenden Reiche der Westgothen angehörte und Cantabrien — wie in den meisten folgenden Perioden der Geschichte — seine Selbständigkeit behauptete.

Nach solchen Anfängen der neuern Völkermischung in Spanien werden wir keinen Zweifel hegen können, daß neben den geographischen Sonderungen auch die verschiedenen ethnographischen Mischungen und Einwirkungen zu der vielgestaltigen innern Abzweigung der Halbinsel beigetragen haben, auch ohne die Fortbildung jener Einflüsse unter der suevischen, westgothischen, arabischen und der seit dem dreizehnten Jahrhundert sich ausbreitenden und gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Vereinigung von Castilien und Aragon sowie durch den endlichen Fall von Granada zur definitiven Ausschließlichkeit gelangenden christlichen Beherrschung im Einzelnen zu verfolgen. Selbst die Unterabtheilungen der provinzialen Hauptgruppen, welche die Summe der Verwaltungsdistricte Spaniens in der neuesten Zeit fast auf ein halbes Hundert gebracht haben, finden größtentheils schon in diesem Entwickelungsgange ihre Begründung, und noch die neueste Geschichte des offenbar noch mit keiner dauerhaften Ordnung beglückten Landes zeigt — im schroffen Gegensatze zu den einigenden Tendenzen anderer Völker — das alte autonomistische Absonderungsstreben der Provinzen noch in erhöheter Potenz.

Im Gegensatze zu Spanien können wir in dem ebenen Flächenlande Polen die politisch-administrativen und willkürlich veränderten Abgrenzungen moderner Staatskunst an einem classischen Beispiele kennen lernen.

Schon die alte polnische Republik war bei der Unterabtheilung ihrer drei Provinzen: Großpolen, Kleinpolen und Litthauen, in die einzelnen Wojewodschaften, deren jede Provinz elf bis vierzehn zählte, weder durch geographische und ethnographische, noch durch bedeutsame historische Momente eingeengt worden; die wenigen Landschaften, die unter sich noch besonders verbunden waren, hatten ihr Land in dieser Hinsicht von der officiellen Eintheilung unabhängig geknüpft. Die schließliche Theilung des gesammten altpolnischen Gebietes unter die Grenzmächte erfolgte nach ziemlich willkürlich gewählten, in geographischer und ethnographischer Beziehung von sehr mangelhafter Einsicht zeugenden Gesichtspunkten, deren wiederholte Modificirung schon die Schwäche ihrer Motivirung andeutet. Freilich muß dabei anerkannt werden, daß in der Hauptsache: der Theilung zwischen Rußland und Polen, selbst bloß ethnographisch betrachtet, eine der schwierigsten Aufgaben der politischen Geographie zur Lösung vorliegt *) — ein Problem, dem gegenüber auch eine gereiftere Wissenschaft und Staatskunst zu keinem vollständig befriedigenden Resultate gelangen würde —, ein Proceß, der, sogar nachdem er eine innere Angelegenheit

*) „Es ist ein alter Streit im slawischen Geschlechte,
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Rechte."
Puschkin.

Rußlands geworden, von einer endgültigen Austragung noch immer weit entfernt zu sein scheint. Billiger Weise darf man hier nur einen solchen Ausgleich beanspruchen, der den wesentlichsten geistig-sittlichen und wirthschaftlichen Bedingungen und Interessen Genüge bietet.

Das durch den Wiener Congreß geschaffene Königreich Polen wurde anfänglich im Anschluß an historische und natürliche Abgrenzungen, wobei Flüsse die Hauptrolle spielten, in acht Wojewodschaften eingetheilt, später infolge der nach russischem Muster assimilirenden Umgestaltung seiner Administration in fünf Gouvernements, zuletzt nach der Bewältigung der letzten aufständischen Bewegung in zehn Regierungsbezirke zerlegt. Namentlich bei dieser letzten Eintheilung hatten geographische und historische Factoren nur wenig zu sagen. Die Zweckmäßigkeit einer dem herrschenden Element möglichst bequemen, rasch und sicher ein- und durchgreifenden Administration war so sehr der entscheidende Gesichtspunkt, daß die ältest gewohnte Zusammengehörigkeit durchbrochen wurde, sobald größere Nähe oder leichtere Erreichbarkeit für eine veränderte Eintheilung sprachen. Das neugeschaffene Gouvernement Petrikau liefert durch die für dasselbe erfolgte Abzweigung der an der Eisenbahn liegenden Striche des alten Krakauer Landes den schlagendsten Beleg hierfür. In noch höherm Grade ist die Unterabtheilung in mehr als achtzig Verwaltungsbezirke — statt der früheren weniger als die Hälfte davon betragenden — aus dem rein politischen Motiv der Herstellung eines die rascheste Handhabung ermöglichenden administrativen Apparats hervorgegangen.

* * *

Mit diesen Beispielen glauben wir die verschiedenen Factoren der innern Abgrenzung für unsern Zweck genügend beleuchtet zu haben. Selbstverständlicher Weise würden sich bei fortgesetzter Forschung noch weitere Momente erkennen und nachweisen lassen, welche bei der innern wie bei der äußern Abgrenzung von Ländern und Staaten von Einfluß sind; indessen glauben wir mit unseren Ausführungen bereits an der Grenze angelangt zu sein, wo die Geographie das Gebiet der Statistik, ja sogar dasjenige der praktischen Politik streift und in Gefahr geräth in jene Bereiche hinunterzugreifen, was unsere Absicht nicht sein kann. Wenn die Erörterung so mannigfaltiger Erscheinungen auf dem Gebiete der geographischen Grenzen noch nicht hinreicht, um ein vollständiges morphologisches System zu gewinnen, welches nirgends auf bloßer Congruenz der Symptome, sondern durchaus auf der Uebereinstimmung der Ursachen beruht, so wird damit nur der Werth solcher Untersuchungen auf ihr richtiges Maß beschränkt und ein Antrieb zur weitern Fortsetzung der Arbeit an der Lösung der morphologischen Aufgaben der Erdkunde gegeben.

---

# Bei den Zeltbewohnern in Marokko.

Von **Gerhard Rohlfs.**

## Geburt, Beschneidung, Hochzeit und Begräbniß.

### I.

Wie geschäftig die Frauen seit dem Morgen schon die Esel zusammentreiben! Unter Lachen und Schreien haben die Knaben und Jünglinge dabei geholfen, die Langohren vor einem großen Zelte (es gehört dem Kaid Abu Ssalam) zusammen zu halten.

Heute wird eine große Festlichkeit vor sich gehen; man erwartet stündlich die Entbindung der zweiten Frau des Kaids, der Lella Mariam, einer jungen reizenden Frau von vornehmstem Zelte. Kaid Abu Ssalam, der selbst nicht aus dem Geschlechte Mohammed's ist, sonst aber auch aus einem großen Zelte *) stammt, hat durch seinen Reichthum es möglich gemacht, eine Scherifa zur Frau zu bekommen, d. h. eine Dame vom Stamme des Propheten. Um so mehr ist das zu bewundern als Abu Ssalam schon eine Frau besitzt und Lella Mariam nicht nur jung und schön, ihr Alter betrug 15 Jahre, sondern auch reich ist. Aber welch stattlicher Mann ist auch Kaid Abu Ssalam, und wie geachtet und unabhängig im ganzen Lande. Selbst der Sultan liebt ihn.

Vom Stamme der Beni-Amer hatte er vor etwa 30 Jahren, als die Ungläubigen das Gebiet von Tlemsen besetzten, die dortige Gegend verlassen und nach einer dreijährigen Wanderung, immer nach Westen ziehend, und oft genug mit der langen Flinte sich einen Weg bahnend, hat er den eigentlichen Westen erreicht, den Gharb el djoani, das gelobte Land der Gläubigen. Der Sultan ertheilte gern die Erlaubniß zum Bleiben, und nachdem die üblichen Abgaben geregelt waren, erhielt Abu Ssalam, es war das schon zu Lebzeiten des Sultans Mulei Abd er Rahman ben Hischam, die Erlaubniß, seinen Stamm an die Ufer des Ued Ssebu zu führen.

Abu Ssalam herrschte über drei Duar (Zeltdörfer), von denen das größere sich aus circa 30 Zelten zusammensetzte, und dem er selbst vorstand; die beiden kleineren, aus je 20 und 24 Zelten aufgeschlagen, waren von seinen jüngeren Brüdern beherrscht. Bei dem jüngsten lebte außerdem noch ihr gemeinschaftlicher Vater, der Hadj Omar ben Edris, der aber schon lange die Kaidschaft an seinen ältesten Sohn abgetreten hatte.

Die drei Duar, so ziemlich in einer Linie gelegen, machten Front nach Westen und lehnten sich an einen Bergrücken; hier bestand derselbe aus herrlichen Wiesen, während nach dem Gipfel zu immergrüne Bäume, aus Korkeichen, Lentisken und Juniperen bestehend, den Berg bedeckten. Etwa eine Viertelstunde unterhalb der drei Zeltdörfer schlängelte sich der Ued Ssebu vorbei und ganz in der Entfernung erglänzte der blaue Ocean. Der Raum zwischen den Dörfern und dem Flusse war durchweg beackert, aber unmittelbar neben den Zeltdörfern befanden sich auch kleine Gemüsegärtchen,

*) Wie man bei uns sagt, er stammt aus einem großen Hause, so sagt man in Marokko min cheima kebira („von einem großen Zelt“).

eingezäunt von großen Dorngebüschen des stacheligen Lotusstrauches, das obschon todt, dennoch hinlänglichen Schutz gewährte gegen weidende Thiere.

Von dem großen Zelte Abu Sſalam's also zogen sie ab, eine ganze Karawane lachender Frauen und Mädchen, einige zwanzig Esel mit leeren ledernen Schläuchen beladen vor sich hertreibend. Wohl manche mochte hoffen heute bei der Festlichkeit das Herz irgend eines Jünglings zu fesseln; die jungen Mädchen erzählten einander, wie viele Armbänder sie anlegen würden. Da sagte eine andere, sie würde ihr Haar frisch machen lassen *) und unter Jubeln und Lachen war der Sſebu erreicht.

Die Schläuche füllen aus einem mächtigen Strome ist leichte Arbeit. Die jungen Mädchen gingen bis an die Knie in den Strom, ließen das Wasser hineinlaufen, und nachdem sodann noch einige die Zeit dazu benutzten ein Bad zu nehmen, wurden die Schläuche, je zwei, einem Esel aufgeladen und zurück ging es zum Duar.

Unter der Zeit war die Geburt vor sich gegangen und Abu Sſalam's größter Wunsch war erfüllt; seine junge Frau hatte ihm einen kräftigen Knaben geschenkt. Zu Ehren seines Vaters erhielt derselbe noch am selben Tage den Namen Omar. Es ist Sitte, daß das Namengeben noch am Tage der Geburt geschieht. Wie war nun die Geburt vor sich gegangen? Wir können nur nach Hörensagen berichten, denn nie und wenn auch die Frau dadurch vom Tode hätte gerettet werden können, darf ein Mann, ein Arzt oder Geburtshelfer bei einem solchen Acte zugegen sein.

Es scheint, daß bei Lella Mariam die Geburt leicht von Statten ging; Abends vorher waren Hülfsweiber gekommen, und als am andern Morgen die Frauen vom Wasserholen zurückkamen, ertönte durch die Duar der Ruf: „El Hamd ul Lahi mabruck uldo, Gott sei gelobt, der Sohn sei ihm zum Segen.“ Und vor dem Zelte auf einem Arbater Teppiche saß Abu Sſalam und empfing die Glückwünsche der männlichen Bevölkerung der drei Zeltdörfer. Auch manche alte Frau, ja manches junge Mädchen kam herbei, beugte rasch ein Knie und küßte Abu Sſalam's Hand, den Gruß Rbi ithol amru, Gott verlängere seine Existenz, flüsternd. Und er konnte recht stolz sein, unser Abu Sſalam; sein heißer Wunsch, einen Nachfolger, einen Sohn, zu haben, war erfüllt. Zwar sein Stamm konnte so leicht nicht aussterben; den Stammbaum direct bis zum Chalifen Omar zurückführend, waren die Beni Amer jetzt einer der mächtigsten Stämme unter den Arabern, ihre Duar zogen sich durch ganz Nordafrika. Seine eigenen Leute näherer Verwandtschaft, die er nach dem Rharb (Marokko) geführt hatte, zählten über 100 Leute männlichen Geschlechtes. Genau hatte Abu Sſalam sie nie gezählt, denn ein rechter Gläubiger zählt die Seinigen nicht. Aber er selbst hatte von seiner zuerst angeheiratheten Frau Minana nur zwei Töchter, und Minana mit ihren 21 Jahren schien ihm wenig Hoffnung zu machen, ihm noch einen Sohn zu geben. Daher hatte er denn auch vor etwa neun Monaten die liebliche Lella Mariam geheirathet.

Jede Vorkehrung war aber auch diesmal getroffen worden, damit Abu Sſalam einen Sohn bekäme. Er selbst war nicht nur vor mehreren Monaten nach Uesan gepilgert, um die Intervention Sidi el Hadj Abd es Sſalam's anzurufen, er hatte sogar das feste Versprechen Sidi's **) erlangt, daß der Allerhöchste ihm einen Sohn schenken würde, und der Großscherif hatte freundlich dafür ein Pferd als Geschenk anzunehmen geruht; ja um ganz sicher zu gehen, war er nach Fes zum Grabmal Mulei Edris' gepilgert, und hatte den Tholba (Schriftgelehrten) der Djemma (Gotteshaus) des Mulei Edris fünfzig Duros geopfert; mußte da Allah ihm nicht einen Sohn schenken?

„Gott segne den Großscherif!“ rief Abu Sſalam, „Gott gewähre Mulei Edris alle Freuden des Paradieses,“ fügte er hinzu, „denn sie waren es, die mir den Knaben schenkten.“ Und da kam auch schon Lella Mariam aus dem kleinen Zelte, welches neben dem Zelte ihres Mannes war, nicht in Festgewändern, aber doch in einen neuen Hait gehüllt. Sie hatte vor sich das Knäblein, und niederknieend legte sie den neuen Familienstammhalter vor ihren Gatten hin. Sie selbst in aufgelöstem Haare *), da sie genau nach den Vorschriften des Gesandten Gottes lebte, hielt sich knieud abseits, da ihr Mann sie doch nicht, weil sie unrein war, berühren durfte. Nachdem die junge Mutter und das Knäblein den Segen vom Manne und Vater erhalten, und der danebensitzende Fakih (Doctor der Theologie) der Zeltdörfer das Fâtah (erstes Capitel des Koran) gebetet hatte, ging sie ins Zelt zurück; schon am anderen Morgen machte sich die junge Frau an ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, denn ein Wochenbett abhalten, wie bei uns die Frauen in Europa es zu thun gewohnt sind, kennt man in Marokko nicht.

Am selben Abend aber war großes Festessen vor dem Zelte Abu Sſalam's. Er hatte viele Hämmel und Ziegen schlachten lassen zu Ehren des Tages, und die Frauen des Duars hatten den ganzen Tag Kuskussu bereiten müssen, der in großen hölzernen Schüsseln für die Gäste hingesetzt wurde.

Was mich anbetrifft, so wollte ich gern Näheres über den Geburtsact erfahren. Auf mein Befragen erzählte man mir, es sei Sitte, wenn eine Frau in Nöthen sei, so lasse man zuerst einen Fakih kommen, der durch Weihrauch und fromme Sprüche den Teufel zu bannen versuche, denn der Teufel ist auch in Marokko die Ursache allen Uebels. Hilft das nicht, so bekommt die Frau Koransprüche, die auf eine hölzerne Tafel geschrieben werden, zu trinken, indem die Sprüche von der Tafel abgewaschen werden; hilft auch das Verfahren noch nicht, so werden Koransprüche auf Papier geschrieben, zerstampft und mit Wasser gemischt der Leidenden eingegeben. Aber manchmal hat der Satan das Weib derart in Besitz genommen, daß er selbst durch das heilige Buch nicht ausgetrieben wird. Dann werden allerlei Amulete angewandt, z. B. die in ein Ledersäckchen eingenäheten Haare eines großen Heiligen, die man der Kreißenden auf die Brust legt, oder Wasser vom Brunnen Semsem, welches man ihr zu trinken giebt, oder Staub aus dem Tempel von Mekka **), welchen man auf ihr Ruhebett legt. In einigen Fällen läßt sodann der Teufel seine Beute los und der Vorgang erfolgt für die Mutter auf glückliche Weise. Es kommen jedoch genug Fälle vor, wo der Iblis (Teufel) derart sich des Weibes bemächtigt hat, daß er keinem Mittel weichen will; die Hülfsweiber nehmen dann selbst den Kampf mit ihm auf. Unter Beschwörungen und fortwährend laut rufend: Rham-ek-Lah! (Gott erbarme sich Deiner!) wird die Frau ergriffen, ein starkes Band um den Rücken und unter die Achsel durchgeschlungen und so in die Luft gezogen. Dadurch wollen sie die Wehen beschleunigen, und zeigt sich möglicher Weise ein Theil des Kindes, entweder der Kopf oder die Füße, so versuchen sie diese Theile zu ergreifen und durch starkes Reißen und Ziehen das Kind zu Tage zu befördern. Nur selten

*) In Marokko flechten und kämmen die Frauen und Mädchen ihr Haar keineswegs alle Tage, sondern nur bei festlichen Gelegenheiten.

**) Sidi ist der Titel des Großscherifs der heiligen Stadt Uesan.

*) Mohammed sagt im Koran: „Niemand trage seine Haare in Flechten bis zu den Schultern herab.“ Weil, S. 251.

**) Obschon es ausdrücklich von Mohammed verboten ist, Staub aus dem Tempel als Reliquie mitzunehmen, thun es die meisten marokkanischen Pilger doch.

gelingt das, meist wird das Kind zerrissen, und fast immer ist Tod der Mutter Folge dieses barbarischen Verfahrens: Gott verfluche den Teufel!

Der kleine Omar wuchs kräftig heran; wie sollte er auch nicht. Zwei Jahre hatte ihn seine Mutter Lella Mariam selbst gesäugt und nur wenig war er während dieser Zeit Tags vom Rücken seiner Mutter gekommen, und Nachts aus dem Schooße derselben. Denn die Frauen pflegen ihre Kinder so aufzuziehen, daß sie mit Ausnahme der Augenblicke, wo dem Kleinen die Brust gereicht wird, Tags über in einer Falte des Haiks (großes Umschlagetuch) auf dem Rücken der Mutter in reitender Stellung sich befinden. Es hat das zur Folge, daß die meisten Marokkaner sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechtes Säbelbeine haben. Nachts aber ruht das Kindchen vor seiner Mutter, die während der zwei Jahre beständig allein lebt, obschon es ihrem Manne nach Ablauf von drei Perioden gestattet ist, sie wieder zu besuchen und mit ihr Umgang zu pflegen. Nachdem die zwei Jahre vorbei waren und Omar statt der süßen Muttermilch jetzt saure Buttermilch und Abends Kuskussu zu essen bekam, wurde ihm auch zum ersten Mal das Kopfhaar geschoren; aber sein Vater Abu Ssalam gab wohl Acht, daß am Scheitel des Kopfes eine Locke, Gotaya, sowie an der rechten Seite des Kopfes außerdem ein Streifen von Haaren in Form eines Halbmondes stehen blieb, denn die Kinder der Beni-Amer hatten seit undenklichen Zeiten einen solchen Schmuck getragen. Am selben Tage gab er seinem Zelt*) einen Hammel zum Besten, sonstige Festlichkeiten fanden nicht statt.

Dafür wurde aber die Beschneidung Omar's in seinem achten Jahre desto festlicher begangen. Omar war jetzt ein kräftiger Bursche geworden; fortwährend in der freien Natur, hatte er tagelang die Schafe und Ziegen seines Vaters mit hüten helfen und gewöhnlich auch das Pferd zur Schwemme reiten müssen; er verstand es schon die eigenen Kameele oder die der etwa ankommenden Fremden mit niederknien zu machen, und der Thaleb**) der Zeltdörfer hatte ihn das erste Capitel des Koran gelehrt.

*) Man sagt so, natürlich sind die Insassen des Zeltes gemeint.
**) Schreiber.

# Aus allen Erdtheilen.

### Zur magyarischen Cultur.

p. Bekanntlich sind die Magyaren keine allzugroßen Freunde der Deutschen. Die Redensart „deutsche List" steckt Jedermann im Munde. Und dennoch stammt auch das wenige Gute, das man in Ungarn antrifft, von den Deutschen her. Es giebt dort keine Gebildeten, die sich nicht in deutschen Schulen ihre Bildung angeeignet hätten. Nun ist es sonderbar, daß gerade diese am meisten gegen das Deutsche wüthen, wobei wieder deutsche und andere Renegaten, die in den letzten zehn Jahren wie Pilze auftauchten, die Heißsporne sind. So ist Toldy, der beste Kenner der magyarischen Literatur, ein ehemaliger Schädel. Dieser Renegat, ein Erzmagyarone, propagirt unablässig für das Magyarenthum und es wurde ihm für „seine großen Verdienste" vor einigen Jahren von der „heldenmüthigen Nation" durch den Landtag eine lebenslängliche Pension von 5000 Gulden votirt. Diesen Winter tagte in Pest (oder, wie es jetzt heißt, in Buda-Pest) ein Congreß der Mittelschullehrer. Als die deutsche Sprache als Lehrgegenstand auf die Tagesordnung kam, war eine große Anzahl der Congreßtheilnehmer dafür, daß dieselbe ganz aus dem Lehrplane gestrichen werden solle, „denn," so drückte sich einer der dortigen Salomone aus, „es wäre ja überhaupt zu wünschen, daß Niemand Deutsch verstehe." Daß übrigens diese ungarischen Mittelschullehrer keine lumina mundi sein müssen, ersieht man schon daraus, daß, wie wir unlängst im „P. Lloyd" (einer eminent magyarenfreundlichen Zeitung) lasen, ein Professor an der Oberrealschule in Szegedin, der zweitgrößten Stadt im Lande, nicht wußte, was er mit der Elektrisirmaschine beginnen solle, bis ein Beamter von der österreichischen Staatsbahn die räthselhafte Maschine in ihren geheimnißvollen Gang brachte. Dieselbe Stadt beherbergt an derselben Anstalt einen andern Lehrer für deutsche Sprache, der „eigene deutsche Grammatik" treibt.

Daß übrigens die Deutschen in Ungarn nicht mehr lange in ihrer Indolenz verharren werden, dafür spricht mehr als ein Anzeichen. Die Erfolge des letzten großen Krieges haben entschieden auch hier ihre Früchte getragen. Die siebenbürgischen Sachsen verharren fortwährend in ihrer Opposition gegen die Regierung und im verflossenen Jahre begannen auch die Deutschen im westlichen Theile des Landes, namentlich in Preßburg, sich zu regen. Daß man von Seite der magyarischen Regierung diese Bewegung zu unterdrücken oder wenigstens zu verhüllen sucht, ist natürlich. Denn wenn sich die zwei Millionen Deutschen in Ungarn, unstreitig der intelligenteste und arbeitsamste Theil der Bevölkerung, mit den anderen nichtmagyarischen Nationen verbinden, dann ist das Lied von der magyarischen Herrlichkeit bald ausgesungen. —

Das Vorstehende erhielten wir von einem Bürger Ungarns, der nicht Deutscher, nicht Magyar und auch nicht Jude ist. Das hypernationale Treiben der Magyaren wird immer wüster und widerwärtiger, was ja auch von Franz Löher so drastisch nachgewiesen worden ist.

### Aus dem russischen Reiche.

m. Waldschinderei im Gouvernement Charkow. In demselben beschäftigt man sich schon seit einigen Jahren mit Torfstechen und mit Nachforschungen nach Steinkohlenlagern. Gegenwärtig ist dort mineralische Beheizung unumgänglich nothwendig geworden, nachdem dieses Gouvernement, welches einst prachtvolle Wälder gehabt hatte, nunmehr beinahe zu einer waldlosen Steppe umgeschaffen wurde. Trotz des Mangels an Wäldern werden doch die wenigen noch vorhandenen meistens gänzlich abgeholzt. Die Zuckerfabriken allein verbrauchen 50,000 Cubikklafter, wozu alljährlich 2000 Dessiätinen Wald ausgehauen werden. Die Stadt Charkow verbrennt jährlich 38,000 Cubikklafter, was 1520 Dessiätinen Wald gleichkommt. Deshalb ist dort in letzter Zeit das Brennholz so hoch im Preise gestiegen, daß jetzt ein Cubikklafter mindestens 32 Silberrubel kostet, während dessen Preis vor ungefähr zehn Jahren höchstens 18 Silberrubel betragen hat. Das Baumaterial ist noch theurer als das Brennholz geworden. Da auf solche Weise ganze Waldflächen förmlich verschwinden und der junge Nachwuchs überdies vom weidenden Vieh vernichtet wird, so kann man schon heute voraussehen, daß nach Verlauf von 50 Jahren das Gouvernement von Wäldern ganz entblößt sein wird. Dieser Umstand liefert einen traurigen Beweis sowohl von der Sorglosigkeit der dortigen Einwohner als auch von der Nachlässigkeit der russischen Regierung, die solchem Treiben keine Schranken zu setzen vermag.

Unter bewandten Verhältnissen erscheint demnach eine genaue Erforschung des Bodens in geologischer Hinsicht doppelt wichtig.

Torf wird in den Bezirken von Sumy, Lebiedin und Achtyrka ausgebeutet, wo man denselben in den Brennereien und Zuckerfabriken verwendet. Vor drei Jahren wurden mächtige Torflager im Bezirke von Woltschansk aufgedeckt. Die bis jetzt bearbeiteten Torflager nehmen einen Raum von 3000 Dessiätinen ein; die Dicke der Lager schwankt zwischen 4 bis 10 Fuß. Jedoch ist die Anzahl der noch nicht erforschten Torflager bedeutend größer. Wenn man annimmt, daß sich dieselben auf einer Oberfläche von 15,000 Dessiätinen erstrecken, so möchte sich ein Vorrath von 10 Millionen Cubikklastern im Werthe von 50 Millionen Silberrubeln herausstellen. Die Zukunft wird zeigen, ob sich diese vielleicht etwas zu hoch gegriffene Behauptung erfüllt.

In den Bezirken von Isjum und Kopjansk befinden sich Steinkohlenlager, doch sind dieselben noch nicht in Angriff genommen worden. Das ganze Charkower Gouvernement bezieht den nöthigen Kohlenbedarf aus den Bergwerken des Jekaterinoslawer Gouvernements, theilweise auch den Donezer Anthracit. Man verbrauchte im Jahre 1873 ungefähr 4 Millionen Pud Steinkohlen, wovon auf Eisenbahnen $2^1/_2$ Mill., auf Salzsiedereien 300,000 und auf Gasanstalten circa 200,000 Pud entfallen. Der Rest vertheilt sich auf verschiedene Fabriken, öffentliche Anstalten und dergleichen.

— Als Curiosum verdient hier erwähnt zu werden, was ein russisches Blatt über eine förmliche Katzenmenagerie berichtet. Im Mihajlowskischen Bezirk des Gouvernements Riasansk leben drei Schwestern, alte vermögende Jungfern, welche die artige Anzahl von 227 Katzen gezüchtet haben! In Aussicht steht noch eine Vermehrung dieser Familie. Die Katzenlegion nimmt sechs große Zimmer ein, die mit verschiedenen Bettchen, Körben und allerlei Bettutensilien angefüllt sind. Als Nahrung für diese gefräßige Schaar wird die Milch von zwanzig Kühen benutzt.

— In einigen Dörfern des Petersburger Gouvernements, welche an Finnland angrenzen, namentlich in der Nähe von Bieloostrow und Siestrovietsk wird seit ungefähr zwei Jahren von den dort ansässigen Finnen eine große Anzahl von blechernen, mit Malereien verzierten Theebrettern fabricirt. Es ist bemerkenswerth, daß diese recht hübschen Malereien vorwiegend von Frauen ausgeführt werden, welche die hierzu nöthige Anleitung von einigen dortigen Malern erhalten. Da diese Theebretter solid gearbeitet sind und zu billigen Preisen abgegeben werden, so ist auch ihr Absatz besonders in Petersburg ein massenhafter. Gegenwärtig beträgt die Zahl der damit beschäftigten Meister 75, deren jeder jährlich im Durchschnitt 500 Silberrubel verdient, wobei ihm nach Abzug aller Unkosten 200 Silberrubel als reiner Gewinn verbleiben.

— Im Laufe des vorigen Jahres waren an der Murmanskischen Küste 3438 Leute auf 817 Kähnen mit Fischfang beschäftigt. Das Gewicht der gefangenen Fische erreichte 455,000 Pud, welche einen Werth von 256,000 Silberrubel brutto repräsentirten; nach Abzug dagegen aller Unkosten kann das reine Erträgniß mit ungefähr 128,000 Silberrubel angenommen werden. Fischthran wurde für den Betrag von 130,000 Silberrubel ausgeführt.

— Die Nivellirung Sibiriens, zunächst vom Ural, bis Irkutsk, wird demnächst in Angriff genommen werden. Man will durch dasselbe eine feste Grundlage für Höhenbestimmungen und meteorologische Arbeiten gewinnen. Die bisherigen Höhenbestimmungen beruhen nur auf barometrischen Nivellirungen, welche bei der großen Entfernung der Vergleichsorte nur eine sehr unsichere Geltung haben können.

## Neuseeland.

Keine andere der vielen britischen Colonien kann sich eines raschern Fortschritts und einer in wirthschaftlicher Hinsicht gediegenern Entwickelung rühmen als diese Inselgruppe in der fernen Südsee. Darüber hat jüngst Sir James Fergusson, in einem zu Glasgow gehaltenen Vortrage, wieder Nachweise geliefert. Die für den Ackerbau geeignete Fläche entspricht etwa jener der britischen Inseln, die Südinsel jener von England mit Wales, die Nordinsel dem Flächenraum Englands ohne Wales. Fergusson war an der Duskybay gerade einhundert Jahr nachdem Cook dort gelandet und konnte nach dessen Beschreibung noch die Linie auffinden, welche Cook in den Urwald hat schlagen lassen um Sonnenbeobachtungen anzustellen. Die Provinz Canterbury gemahnt auffallend an die Grafschaften im östlichen England auch in Bezug auf Sitten und Gebräuche der Einwohner. Die Ostküste der Südinsel hat vortreffliche Häfen, welche durch Krater gebildet werden und nach der Seeseite hin offen sind. Der Hafen von Dunedin ist immer bequem zugänglich, aber die Westküste der beiden großen Eilande hat keine sicheren Häfen; dieselben werden von den Mündungen der Ströme gebildet, vor welchen Sandbarren liegen.

Die Zustände auf der Südinsel sind durchaus befriedigend, weil die Ansiedler nicht durch Kriege beunruhigt wurden. Aber die Nordinsel hat entschiedene Vorzüge; sie hat bessern Boden, ein viel milderes Klima, namentlich im westlichen Theile ganz herrliche Wälder, und ist für Ackerbau wie für Viehzucht trefflich geeignet. Vor nun 35 Jahren kamen Engländer als Colonisten; wenn man aber heute von den Hügeln bei Auckland die Gegend überschaut, so findet man sich in hohem Grad überrascht und glaubt sich in eine europäische Culturlandschaft versetzt. Seit 23 Jahren hat Neuseeland eine Verfassung und zwei Parlamentshäuser; jede einzelne Provinz hat außerdem ihr örtliches Parlament. Die Colonie geht energisch vor; sie verwendet 10 Mill. Pf. St. auf Werke öffentlichen Nutzens, wovon 6 Mill. auf Eisenbahnen, 1 Mill. auf Beförderung der Einwanderung; sie steht bekanntlich einerseits mit Australien, andererseits mit Californien und mehreren Inselgruppen der Südsee in Dampferverbindungen.

Fergusson sprach auch über die Maoris, mit welchen er als Gouverneur in vielfacher Berührung gestanden hat. Er schilderte sie als eine „noble Race", als die nobelste farbige Race, mit welcher die Engländer jemals in Berührung gekommen seien; sie haben vortreffliche Anlagen und in den Schulen machen die Maorikinder dieselben Fortschritte wie die weißen. Sie sind bessere Christen als sehr viele Engländer, gastfrei, gütig und doch können sie unter Umständen in die größten und grausamsten Barbareien verfallen, was übrigens bekanntlich bei den civilisirten Weißen auch keineswegs selten der Fall ist. Wenn Fergusson behauptet, daß die englischen Ansiedler stets gewünscht hätten, mit diesen Eingeborenen ehrlich und rechtschaffen umzugehen und nie die Absicht gehabt hätten, sie zu verkürzen oder zu betrügen, so sagt er einfach eine arge Unwahrheit, welcher eine Menge von Thatsachen widersprechen.

Der jüngsten Zählung zufolge sind die Maoris nun auf 46,000 Köpfe zusammengeschmolzen. „Wir sehen, wie sie vor unseren Augen hinwegsterben, obwohl es ihnen an ärztlicher Hülfe nicht fehlt. Sie sind im Vergleiche zu unserm Volke reich. Es sind alle Anstrengungen gemacht worden, sie zu einer gesundern Lebensweise zu veranlassen, und ihre Existenz zu verlängern, aber trotzdem sterben sie. Es ist ein großes Uebel, daß sie so stark Tabacf rauchen; das Fleisch vertrocknet ihnen auf den Knochen. Man kann sehr häufig sehen, daß eine Mutter die Tabackspfeife aus dem Munde nimmt und sie dem Säugling in den Mund steckt, und der Säugling schreiet wenn man sie ihm nicht giebt. Ich befürchte, daß die Maoris als Race geliefert sind." Das sind allerdings sehr oberflächliche Bemerkungen; Fergusson vergißt die Laster und Uebelstände zu erwähnen, welche die Civilisation den Maoris gebracht hat, und eben so wenig erwähnt er die psychischen Einwirkungen, welche

auch auf Neuseeland mehr als alles Andere beitragen, die Eingeborenen zu Grunde zu richten. Auch sie sind Opfer der — „Civilisation".

* * *

— Hexerei und Teufelaustreiben Vor einiger Zeit konnten wir mittheilen, daß in Dresden ein Proceß wegen behexter Ziegenmilch vorkam. Das Dorf, in welchem eine Frau einer andern bösen Leumund gemacht und behauptet hatte, ihr sei die Ziege verhext worden, liegt an der Eisenbahn, heißt Niedersetzlitz und ist die erste Station von Dresden nach Königstein. Wir berichteten auch über einen andern Behexungsproceß, welcher vom Gerichte zu Zweibrücken entschieden wurde. Jetzt lesen wir daß auch vor dem Zuchtpolizeigerichte in Aachen über einen Hexenproceß verhandelt worden ist. Die Frau des Bauers Widdau war von einer andern Bäuerin Namens Schäfer beschuldigt worden, daß sie hexen könne; diese habe ihr das Vieh derart verhext, daß ihre Kühe keine Milch gäben, daß ihre Kinder Ungeziefer bekämen und dergleichen mehr. Sieben Zeugen bestätigten, daß die Schäfer diese Aeußerungen gethan habe. Die Zeugen wurden befragt, ob sie der Schäfer solche Dinge zutrauen; sie antworteten entweder ausweichend oder sagten: das könne man nicht wissen. Zeuge Mathias Stark, ein „Hexenaustreiber", sagte eidlich aus: Die Frau habe durch das seinerseits vorgenommene Kochen der Milch wieder den Nutzen von ihrem Vieh bekommen, aber das Kochen allein thue es nicht; in die Milch kämen „geweihete Sachen", man bete dabei und — „das Uebrige bewirkt die heilige Dreifaltigkeit". Auch müsse er bemerken, daß Frau Widdau ihm gesagt habe, sie wolle der Schäfer etwas anthun, was sie ihr jetzt noch nicht angethan habe; sie könne auch ihn (den Zeugen und Hexenaustreiber) festhexen; sie vermöge vermittelst des Christophelbuches auch den Menschen Ungeziefer anzuhexen und auch noch mehr. Auch sei es wahr daß die von ihm „besprochene" vorher von der Frau Widdau behexte Kuh zwar wieder Milch gegeben, auf diese aber kein Rahm gekommen sei. Dagegen habe jedoch ein Geistlicher geholfen und hinzugefügt: „wenn man nicht zu ihm gekommen wäre, so hätte man ihnen am Ende noch die Hälse umgedreht." Die „Aachener Zeitung" bemerkte, daß die Verhandlung den allerpeinlichsten Eindruck gemacht habe; dieselbe erinnerte, wie so vieles in dieser vielgepriesenen Zeit der Civilisation, an das dunkelste Mittelalter. Frau Schäfer wurde zu einer Geldstrafe von 10 Mark verurtheilt. — Ergötzlich sind die Teufelaustreibungen durch Bärenführer, über welche vor einiger Zeit die „Danziger Zeitung" aus Behrent eine Bekanntmachung des Landrathes veröffentlichte. Das Geschäft ist sehr einträglich. Der Meister dieser Teufelaustreiber in Westpreußen heißt Abdulasses Abdulszalilow. Er verfolgte in einer Ankündigung des „Amtsblattes" von Konitz aus einen seiner dienenden Brüder der ihm entwichen war; derselbe habe ihm eine Bärin mitgenommen und der Mann sei „zur Sache garnicht qualificirt". Diese modernen Teufelaustreiber kommen mit ihren Bären aus Polen herüber und sind Russen. In Polen geht das Geschäft dermalen jetzt schlecht, es blüht dagegen in Preußen, wie man aus den in Filehne und den in vielen anderen Orten im Posenschen anhängig gemachten Hexenprocessen ersehen kann. „Gehandelt wird bei uns nicht!" sagte ein Bärenführer in dem eine halbe Meile von Behrent gelegenen Tagelöhnerdorfe Sarkowo, wo der Bär aus verschiedenen Ställen den Teufel austreiben mußte. Er nahm dabei den armen, erzverdummten Leuten in kurzer Zeit 9 Thaler 12 Silbergroschen ab, und bekam außerdem noch Schweine und Gänse. Um die vom Teufel besessenen Weiler und Gehöfte auszuspioniren, schicken die Bärenführer besondere Geschäftsleute voraus, welche die „Verzauberten" auskundschaften müssen. Der Wahnwitz an einen „Teufel" zu glauben, der sogar im christlichen Katechismus seine dogmatische Rolle spielt und über welchen der Berliner Pastor Disselhof, der mit ihm sehr genau bekannt ist, ein ergötzliches Büchlein veröffentlicht hat, dieser Glaube ist für Gauner im geistlichen Gewand wie Laien im Schafspelz eine wahre Prämie, und sie können sagen Vivat Diabolus!

— Die „Wassersimpel und Temperenzmucker" machen in den Vereinigten Staaten Fortschritte. Sie bilden in acht Staaten eine eigene politische Partei (in Connecticut, Illinois, Michigan, Nebraska, Neuhampshire, Neuyork, Ohio und Pennsylvanien), die bei den Wahlen 1872 erst 5608 Stimmen abgab, im Herbst 1874 schon 36,167; hat also binnen zwei Jahren um 30,000 Stimmen zugenommen. In mehreren Staaten sind, abgesehen von jener Parteiorganisation, die „Temperenzler" so zahlreich, daß sie bei den Wahlen den Ausschlag geben. In Illinois z. B. sind sie sehr einflußreich und sie haben in der dortigen Legislatur einen Gesetzentwurf eingebracht. Diesem zufolge soll jeder Wirth für die Erlaubniß geistige Getränke zu verkaufen eine Abgabe zahlen, die je nach der Größe der Ortschaften 100, 150 und 500 Dollars beträgt. Die Erlaubniß soll nur ertheilt werden, wenn sich zu Gunsten derselben wenigstens zehn Hausbesitzer und deren Frauen in der Nachbarschaft verwandt haben. Dies auf dem platten Lande, in Städten sind 20 bis 50 erforderlich. Jeder Wirth soll verpflichtet sein wenigstens sechs Betten zu halten und einen Stall für vier Pferde. Außerdem muß er in seinem Hause ein Zimmer einrichten und ausstatten zur Aufnahme armer, mittelloser Reisenden. Diese soll er über Nacht beherbergen und ihnen am Morgen eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot verabfolgen. Außerdem hat er Namen, Alter und Geburtsort in ein Buch einzutragen. Jeder Nachbar eines Wirthes hat das Recht, demselben solche arme Reisende zur Beherbergung zuzuschicken, muß aber dem Ansuchenden ein von ihm, dem Nachbar, unterzeichnetes Begleitschreiben mitgeben. Die Herbergskosten dürfen nicht mehr als 15 Cents betragen. Die republikanische Freiheit im transatlantischen Musterstaate macht immer mehr Fortschritte.

— Auf Neuseeland hat man beim Bau der Wasserwerke in Waimea interessante geologische Entdeckungen gemacht. Man fand, eine gute deutsche Meile vom heutigen Strande entfernt, 500 Fuß über der Meeresfläche Walfischknochen in einer Ablagerung von blauem Lias, in welchem auch Muschelschalen und Spuren von Meerespflanzen in großer Menge vorkommen. In der Nähe sind vor einiger Zeit auch Knochen des Riesenvogels Moa gefunden worden und zwar in den oberen Schichten, während die Walfischknochen in den älteren Lagen vorkommen. Sie sind sehr gut erhalten und nicht versteinert, obwohl sie dort Hunderttausende von Jahren früher als seit „Erschaffung der Welt nach der Jüden Rechnung" verflossen sind, gelegen haben.

— Die deutschen Colonisten in der südbrasilianischen Colonie Rio grande do Sul haben 1872 etwa 1500 Tonnen Taback geerntet.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

# Die Geyserregion am obern Yellowstone.

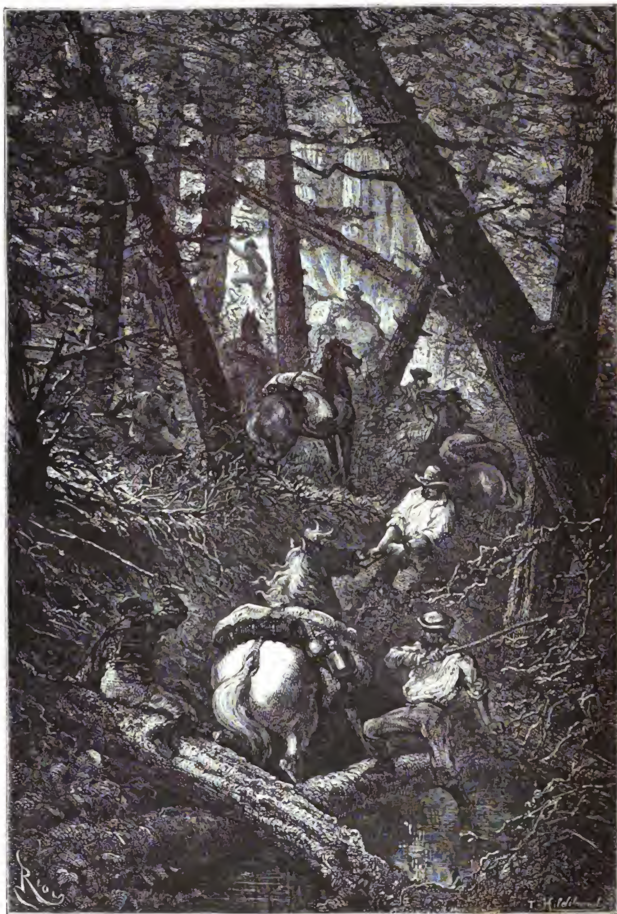
## I.

Das „Neue Wunderland" am obern Yellowstone, eine der merkwürdigsten vulcanischen Regionen unseres Erdballes, ist erst seit dem Herbste des Jahres 1870 bekannt geworden. Die gewaltige Kette der Felsengebirge war seit einem halben Jahrhundert vielfach nicht bloß von Fallenstellern, sondern auch von Forschungsreisenden durchzogen worden, aber in den Winkel, welcher im nordwestlichen Wyoming, an der Grenze von Montana und Wyoming liegt, war Niemand eingedrungen. Und gerade dort fand man eine vulcanische Region, welche in ihrer großartigen Eigenthümlichkeit ihres gleichen nicht hat. Allgemein war die Ueberraschung, als nähere Einzelheiten über dieses „Wunderland" bekannt wurden; an der Wahrhaftigkeit der staunenerregenden Berichte war nicht zu zweifeln. Wir unsererseits haben nicht unterlassen, sofort nachdem dieselben veröffentlicht wurden, auf die Entdeckung hinzuweisen. Wir theilten („Globus" Band XX, S. 41. 1871) die Ergebnisse der Streifzüge Washburne's mit, und einige Zeit nachher (Band XXI, S. 118, Februar 1872) jene der ersten Forschungsreise Hayden's und Elliot's, welche zu geologischen Zwecken unternommen war. Seitdem hat Hayden alljährlich jene Region wieder besucht; seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß dieselbe so erhalten bleibt, wie sie ist, daß man also der Habsucht der Yankees einen Riegel vorgeschoben hat.

Diese sogenannte Geyserregion ist 1872 von der Regierung der Vereinigten Staaten zum Nationalpark erklärt worden und steht unter dem Schutze derselben, damit sie unangetastet bleibe. Ein Flächenraum von 55 bis 65 Miles, zwischen 44 und 45° N. (westlich von 110° W.), kann nicht in die Hände von Privatleuten übergehen und nicht durch Goldgräber verwüstet werden. Diese Gegend liegt in der Nähe der Quellen des Missouri (des Madison, welcher einen der drei Quellarme desselben bildet) und des Yellowstone, mehr als 6000 Fuß über dem Meere, der Yellowstonesee 7427 Fuß englisch hoch, während die das Thal umgebenden Bergketten bis zu 10,000 und 12,000 Fuß aufgipfeln und das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Solch ein Land ist für den Ackerbau nicht geeignet und kein Monat im Jahr ist ohne Fröste. Im Juni, Juli und August ist das Klima kräftigend, dann sind Sturmwinde und Regengüsse selten. „Diese Gegend wird nach Verlauf einiger Jahre von vielen Kranken besucht werden, welche dort auf Wiederherstellung ihrer Gesundheit hoffen können; sie wird Reisende in Menge anziehen, denn die Geyser auf Island erscheinen unbedeutend neben den heißen Quellen im Becken des Yellowstone und des Firehole."

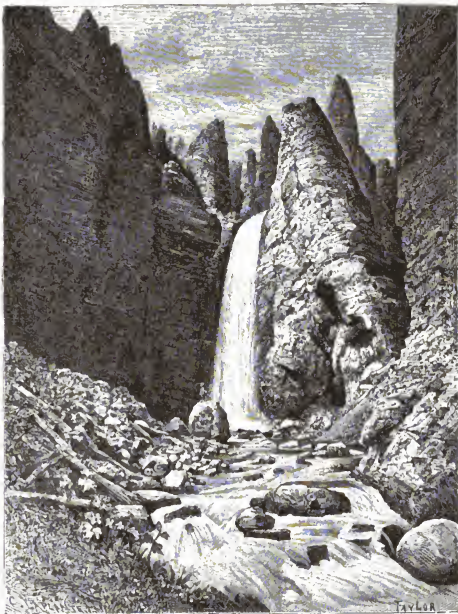
Am 1. März 1872 genehmigte der Congreß den „Nationalpark", dessen Beaufsichtigung dem Ministerium des Innern obliegt.

Wir wollen auf eine nähere Schilderung dieses „Wunderlandes" eingehen, welches diese Bezeichnung mit vollem Rechte trägt und lassen die Entdecker und Forscher selbst erzählen, weil wir dadurch die frischesten Eindrücke erhalten; vor ihnen that sich eine neue Welt mit ungeahnten Ueberraschungen auf.



Zug durch den Wald.

Im August 1870 erhielt der Reiterlieutenant Gustav Doane Befehl, den General Washburne auf einem Ausfluge nach dem Yellowstonesee zu begleiten. Nach seiner Rückkehr sandte er einen Bericht ein, aus welchem hervorging, daß die Aussagen einzelner Trappers über eine geradezu ungeheure Menge heißer Quellen nichts weniger als übertrieben und nicht etwa, wie man angenommen hatte, Fabeln seien. Gleichzeitig schilderte ein anderer Begleiter Washburne's, Langford, seine Reiseeindrücke, welche gleichfalls, auch unter den Männern der Wissenschaft Aufmerksamkeit erregten. Darauf hin wurde Prof. Hayden, ein ausgezeichneter Geolog, von Seiten der Regierung beauftragt, die Geyserregion speciell zu erforschen. Wir geben den wesentlichen Inhalt seiner Berichte nebst Illustrationen im nächsten



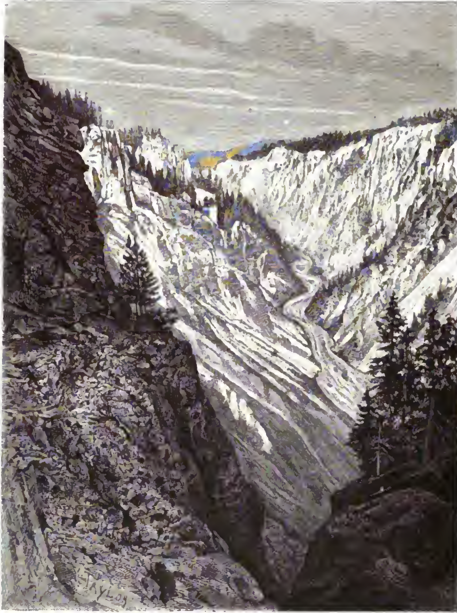

Thurmcascade.

Bande des „Globus" und beschränken uns vorerst auf die Darstellungen Doane's und Langford's, welche ohnehin eine nicht unbeträchtliche Anzahl unserer Spalten einnehmen.

Washburne war Generalinspector des Territoriums Montana, in dessen südlichem Theile (nördlich von der Geyserregion) Fort Ellis liegt; Doane begleitete ihn mit vier Reitern, die als Bedeckung dienten, er nahm ein Zelt, Lebensmittel für vierzig Tage und hinreichende Munition mit. In Fort Ellis schlossen sich Langford und sieben andere Männer aus der Stadt Helena in Montana nebst einigen Dienern und Köchen an. Sechs Miles von Fort Ellis überstiegen sie das Gebirge in mehr als 6000 Fuß Höhe; dasselbe bildet die Scheide zwischen den Becken des Gallatin (der einer der drei Quellarme des Missouri ist) und des Yellowstone, welchem sie am 23. August 1870 sich näherten. Die Gegend nahm mehr und mehr einen ausgesprochen vulcanischen Charakter an, überall traten gewaltige Massen basaltischer Lava auf, die mehrere hundert Fuß hoch waren und manchmal Thürmen oder gothischen Burgen glichen. Nachmittags, so schreibt Doane, lag der Yellowstone mit

seinem Thale vor uns, ein ausgedehntes Panorama, das von sehr hohen vulcanischen Bergen umschlossen wird. Diese Piks bestehen aus schwarzer Lava und ihre ausgezackten Gipfel hoben sich mit großer Klarheit vom Himmel ab. In den Spalten der Abhänge lagen gewaltige Schneemassen, welche im Sommer Hunderte von Gießbächen bilden; diese strömen durch die dichten Wälder, mit welchen die Berge weiter abwärts bekleidet sind.

Für eine so hochliegende Gegend fanden wir das Klima ziemlich mild. Der Yellowstone hat hier eine Breite von 50 bis 100 Yards, 4 Fuß Tiefe und eine sehr rasche Strömung. Wir zogen sechs Miles weit thalab und lagerten dann am Eingang eines Cañon, d. h. einer engen Schlucht mit senkrecht abfallenden Wänden. Nachts stellten wir Schildwachen aus, denn wir hatten Spuren von Indianern bemerkt; man darf in diesen Gegenden Vorsicht nicht außer Acht lassen.

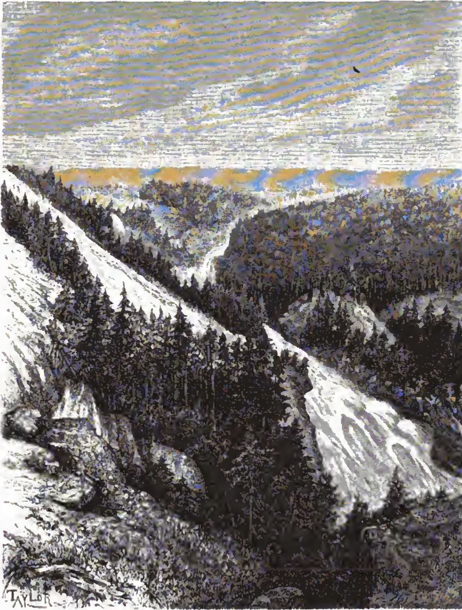


Der große Cañon.

Am folgenden Tage zogen wir durch einen der Cañons des Yellowstone und er war so eng, daß wir im Gänsemarsche gehen mußten. Unter uns tobte der Fluß in geräuschvollen Stromschnellen über ein mit mächtigen Felsen förmlich besäetes Bett. An manchen Stellen hingen über unserm Pfade hundert Fuß hohe Lavamauern, die drohend aussahen als wollten sie jeden Augenblick herabstürzen. Wir wanden uns durch dieses Gewirr hindurch so gut wir konnten und störten dabei eine Menge Klapperschlangen. Etwa eintausend Fuß oberhalb des Flusses fanden wir einen zwar kleinen aber sehr hübschen See; wir stiegen dann in das hier bis zu etwa zwei Miles breite, völlig sterile Thal hinab und lagerten am Flusse Gardiner, der von Süden her durch eine tiefe Schlucht kommt; von dort aus bemerkten wir Feuer im Gebirge, ein Beweis daß Indianer in der Nähe seien. Während des Tages fanden wir manche verlassene Pingen; hier waren also schon Goldsucher gewesen.

Am 26. August überschritten wir den Gardiner, welcher

hier ein Bergwasser von 20 Yards Breite und 3 Fuß Tiefe ist; ein vor uns liegender Cañon war nicht zu passiren und wir mußten ein 7331 Fuß hohes Felsenplateau überschreiten. Zweitausend Fuß unterhalb desselben floß in einer unzugänglichen Schlucht der Yellowstone in einem felsigen Bett und bildete zahlreiche Cascaden; von unserer Höhe gesehen glich er einem breiten Schaumbande. Dieser ungeheure Abgrund ist nicht durch das Wasser ausgehöhlt worden, er ist ein durch vulcanische Wirkungen hervorgebrachter Spalt, wie sich aus seiner unregelmäßigen, zerrissenen Structur ergiebt. Man hört oben, wenn man über den Rand des Cañons hinabsieht, nur ein melancholisches Geräusch, ein unheimliches Gemurmel, das einer erstickten Klage gleicht und ergreifend wirkt. Die gewaltigen Fichten nehmen sich aus wie kleine Sträucher. In den Felsenspalten haben Adler ihren Horst. Die ganze Einöde macht einen überaus niederschlagenden Eindruck.




Oberer Katarakt des Yellowstone.

Nachmittags kamen wir wieder durch eine Schlucht und dann in ein Thal, wo der Yellowstone einen Nebenfluß aufnimmt. Die das Thal einschließenden Berge bestehen ganz aus Lava, welche die seltsamsten Gestalten zeigt. Als wir vom Plateau durch die steilen Schluchten hinabstiegen, trafen wir die erste heiße Quelle. Am andern Tage machte ich einen Ritt in der Umgegend, fand überall die Spuren vulcanischer Thätigkeit und überzeugte mich daß auch hier schon Goldsucher gewesen waren. Auf einer Oberfläche von zwei Miles in der Vertiefung, in welcher der Fluß strömt, bemerkte ich eine große Anzahl von Mineral- und Schwefelquellen und die Schwefeldämpfe roch man auf eine halbe Mile weit; in der Schlucht war der Kalkstein an manchen Stellen durch Schwefel glänzend gelb gefärbt. Die Wände zeigten allerlei seltsame Gestalten, manchmal in täuschender Nachahmung, namentlich farbige Thürme und Minarets. Einen merkwürdigen Anblick gewährte die Thurmcascade. Ein kleiner Fluß stürzt sich ungetheilt etwa 150 Fuß in

eine Schlucht und vereinigt sich weiter abwärts mit dem Yellowstone; er hat sich, wie die Illustration zeigt, eine Bahn gebrochen zwischen Bergmassen, die von 50 bis 100 Fuß hoch, und so leicht zerreibbar sind, daß ihr Gestein zwischen den Fingern sofort zerbröckelt werden kann. Das völlig klare Wasser stürzt dann weiter in einen mehr als 200 Fuß tiefen Schlund und weiter in einen engen Cañon, dessen Wände viele mit Moos überzogene Höhlen zeigen. Dieser Wasserfall ist von oben und unten zugänglich und macht aus der Ferne einiger hundert Schritt einen reizenden Eindruck mit seinem friedlichen Gemurmel.

Die Indianer, welche uns nachgegangen waren, hatten den Fluß überschritten; zwei unserer Jäger fanden die Gerippe zweier anderer Jäger, die dort vor zwei Jahren von den Wilden ermordet worden waren. Am 29. August erreichten wir einen Punkt, von welchem man den großen Cañon des Yellowstone überblicken kann; derselbe zieht sich in gerader Richtung durch eine hohe Gebirgskette, seine steilabfallenden Wände sind schwefelgelb bekleidet und der obere Rand ist mit dichtem Walde bestanden so weit das Auge reicht. Dieser obere Cañon ist etwa zwanzig Miles lang, zieht sich bis an den Fuß der Kataraften des Yellowstone und hat nirgends eine Stelle, an welcher man ihn passiren kann. Durch die Breche, welche er im Gebirge offen läßt, an den äußeren Abhängen desselben, bemerkten wir eine Dampfsäule, welche über die Waldung wohl einige hundert Fuß emporstieg. Einer von uns beobachtete, daß der Dampf gleichsam ruckweis sich in die Höhe hob und das war richtig; wir hatten vor uns eine Dampfsäule, welche an der andern Seite des Gebirges in Stößen aus dem Boden hervorkam. Sie wurde mit lautem Jubel begrüßt; wir überstiegen den Mount Washburne in einer Höhe von 9966 Fuß und nun lag das Becken des Yellowstonesees vor uns. Der Blick von diesem Gipfel aus ist über alle Beschreibung großartig. Bei der klaren, durchsichtigen Luft kann man auf Strecken von zwanzig Miles weit alle Einzelheiten der ganzen Gegend genau unterscheiden. Ringsum ist das Becken von Schneebergen eingeschlossen, nur gen Osten hin öffnet sich der gähnende große Cañon und bricht dem Strome Bahn durch die gewaltige Kette. Er ist so tief, daß man den Fluß von oben nicht sehen kann und auch sein Getöse nicht vernimmt.

Dieses Becken hat einst den Krater eines nun längst erloschenen Vulcanes gebildet. Nach Süden hin erblickten wir den Yellowstonesee; neben dem großen Cañon stieg die Dampfsäule empor, welche wir am Morgen bemerkt hatten; in einer weiter entfernten Schlucht bemerkten wir sechs und etwas weiter nach Süden hin eine Gruppe von zwanzig Dampfsäulen. Außerdem stiegen in dem weiten Becken nach allen Richtungen hin noch sehr viele andere empor. Ich war den Uebrigen vorausgeritten und traf im Föhrenwald an einem Bach auf ein Rudel Hirsche, wahre Prachtthiere, die hier, wie auch das Elen, in Menge vorkommen; auch Bären sind häufig.

Abends gelangten wir an eine Anzahl warmer Quellen und gleich nachher an ein förmliches System kochender Schlammquellen, aus welchen Dampfwolken aufstiegen. Die größte maß 25 bis 30 Fuß, ihr Wasser war schieferfarbig; eine zweite war 4 Fuß breit, kochte heftig, trat über und hatte dunkelbraunes Wasser; eine dritte von 20 bis 25 Fuß schleuderte von Zeit zu Zeit mit Heftigkeit eine Dampfsäule bis gegen 100 Fuß in die Höhe. Sie war mit einer kalkartigen, schwefeligen Formation bekleidet; an der einen Seite fanden wir eine Ablagerung in Gestalt einer Honigwabe; sie war äußerst hübsch gefärbt; der sublimirte Schwefel hatte eine Unterlage die sich wie Silber ausnahm. Diese Ablagerung war mehrere Fuß hoch und mochte wohl einige Tonnen (zu 2000 Pfund) schwer sein. Aus offenen Zwischenräumen zischte der Dampf pfeifend heraus. Weiterhin bemerkten wir noch zwei ähnliche und außerdem noch viele kleinere. Der Boden war dort gehoben und zerbrechlich wie eine Teigkruste, so daß man sich mit Vorsicht bewegen mußte, denn sobald der Fuß dieselbe durchtrat, schoß sofort Schwefeldampf hervor.

---

# Die geographische Verbreitung der europäischen Lurche und Kriecher.

Es fehlte bisher an einem Werke, welches die europäischen Amphibien und Reptilien ausschließlich und eingehend erörterte, während auf anderen Gebieten der Zoologie monographische Bearbeitungen in genügender Anzahl vorhanden waren. Dem Mangel abzuhelfen hat Dr. Egid Schreiber, Director der Oberrealschule zu Görz, unternommen in seinem soeben erschienenen Werke: „Herpetologia Europaea. Eine systematische Bearbeitung der Amphibien und Reptilien, welche bisher in Europa aufgefunden sind“ (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1875). Die Aufgabe ist vortrefflich, mit außerordentlichem Fleiße durchgeführt worden, mit einer Ausführlichkeit die nichts zu wünschen übrig läßt. Fast alle europäischen Lurche und Kriecher lagen dem Verfasser vor, er zeichnete sie selbst nach der Natur und bereicherte dadurch sein Werk mit höchst instructiven Abbildungen.

Schreiber beginnt mit den Amphibien, welche in die schwanztragenden (Urodela) und schwanzlosen (Anura) eingetheilt werden. Zur erstern Ordnung gehören die Gattungen Proteus (der Olm, höchst wahrscheinlich ein nicht vollständig entwickeltes Thier), Triton, Pleurodeles, Chioglossa, Spelerpes, Bradybates, Salamandrina und Salamandra mit zusammen 16 Arten. Die Abbildungen sind so gezeichnet, daß auf einen Blick die speciellen Unterschiede in die Augen fallen müssen; wir geben zu diesem Zwecke diejenigen wieder, welche die nahe verwandten Arten Triton taeniatus (unser Wassersalamander) und Triton helveticus darstellen.

Die Anuren (Kröten und Frösche) sind durch die Gattungen Pelobates, Bombinator, Pelodytes, Alytes, Hyla, Discoglossus, Rana und Bufo mit zusammen 12 Arten vertreten, so daß Europa überhaupt 28 Amphibien aufweist.

In höchst ausführlicher Weise wird das uns besonders interessirende Capitel der geographischen Verbreitung dieser Lurche behandelt, wenn auch die Grenzen einzelner Arten noch nicht genügend festgestellt erscheinen. Immerhin hat man schon interessante Ergebnisse an der Hand der bisher bekannten gefunden. Schreiber theilt Europa in 14 faunistische Gebiete ein, die folgendermaßen mit Amphibien gesegnet sind. Island keine; Skandinavien 11; Großbritannien und Irland 8; Dänemark 8; Niederlande und Belgien 12; Frankreich 21; Pyrenäische Halbinsel 18; Deutschland 15; Italien 16; Illyrien und Dalmatien 14; Ungarn und Kar-

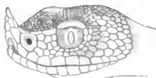
pathenländer 13; Balkanhalbinsel 5; Rußland 11 und die Taurische Halbinsel 4. Frankreich ist somit das reichste Land in dieser Beziehung, es besitzt über zwei Drittel sämmtlicher Arten; Spanien, Italien, Deutschland über die Hälfte, und so fort, bis die Balkanhalbinsel mit weniger als einem Viertel und die Krim mit nur einem Siebentel der vorkommenden europäischen Lurche schließen. Von eigenthümlichen Arten, welche außerhalb des betreffenden Gebietes nicht gefunden werden, besitzt Frankreich zwei (Pelodytes punctatus und Triton Blasii), die Pyrenäische Halbinsel drei (Discoglossus pictus, Pleurodeles Waltli und Bradybates ventricosus), Italien zwei (Spelerpes fuscus und Salamandrina perspicillata) und Illyrien eine (Proteus anguineus).

Triton taeniatus Schnd.
a Schwanzspitze, Hinterfuß des brünstigen ♂.

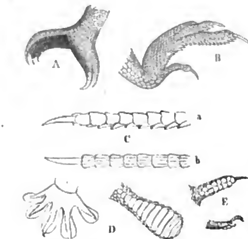
Triton helveticus Razoum.
a Schwanzspitze, b Hinterfuß des brünstigen ♂.

Es ergiebt sich ferner, daß die Schwanzlurche viel häufiger auf einzelne und kleinere Gebiete beschränkt sind, während die froschartigen Amphibien durchschnittlich eine viel weitere und gleichmäßigere Verbreitung besitzen. Im Westen Europas sind beide Ordnungen der Amphibien ziemlich gleichmäßig vertreten, während nach Osten hin die Anuren das Uebergewicht erhalten, so daß die Fauna des östlichen Europa vorherrschend aus froschartigen Amphibien besteht. Nach Süden zu nehmen die Amphibien zu, so daß Südeuropa 24 Arten, Nordeuropa (von 55° nordwärts) nur 11 Arten besitzt; auf Mitteleuropa (55° bis 45° nördl. Br.) entfallen 20 Arten. Unter allen europäischen Lurchen scheint Rana temporaria am weitesten nach Norden vorzubringen, da sie noch bei Quicjock in Lappmarken vorkommt. Endlich ergiebt sich daß Westeuropa weit reicher an Amphibien ist als der Osten unseres Erdtheils, indem 28 Arten im Westen und 14 im Osten vorkommen.

So wie die Lurche behandelt Schreiber auch die Reptilien und ihre drei Ordnungen: Schlangen (Ophidia), Eidechsen (Sauria) und Schildkröten (Chelonia). Europa besitzt 24 Arten Schlangen, welche den Gattungen Trigonocephalus, Vipera, Pelias, Tarbophis, Psammophis, Coelopeltis, Tropidonotus, Elaphis, Periops, Zamenis, Callopeltis, Rhinechis, Coronella, Eryx und Typhlops angehören. Rhinechis scalaris aus dem südlichen Europa ist die stärkste europäische Schlange, indem sie bei einer Länge von 4 bis 5 (selten 6) Fuß eine Dicke von 2 Zoll erreicht. Die giftigste unter allen ist Vipera Ammodites, die zumal im Süden häufig ist und nördlich bis Steiermark reicht. Sie ist ein Nachtthier und lebt fast ausschließlich von Mäusen. Ihr Biß tödtet schnell, was schon die Alten wußten.


Vipera ammodites Linné.

Reichlicher als die Schlangen sind bei uns die Eidechsen vertreten, nämlich mit 35 Arten, welche den Gattungen Blanus, Ophiomorus, Anguis, Seps, Ablepharus, Gongylus Pseudopus, Ophiops, Podarcis, Acanthodactylus, Psammodromus, Lacerta, Notopholis, Tropidosaura, Phrynocephalus, Agama, Stellio, Uromastix, Gymnodactylus, Phyllodactylus, Hemidactylus, Platydactylus und Chamaeleon angehören. Sehr verschieden in Form und Gestaltung der Füße. Eine allgemeine Uebereinstimmung findet hier nur insofern statt, als dieselben bei den meisten Eidechsen sowohl hinten als vorn fünf Zehen besitzen, die aber sehr mannichfaltig gebildet sein können, wie aus der Abbildung hervorgeht.



A Greiffuß von Chamaeleon vulgaris. — B Hinterfuß von Phrynocephalus auritus mit gesägten Zehen. — C Hinterzehe von Acanthodactylus vulgaris mit gezähntem Rande (a) und getielter Unterseite (b) — D Kletterfuß von Ascalabotes fascicularis mit ganz erweiterten, zum Theile krallenlosen Zehen; daneben ein einzelner Finger von unten mit quergestellten Haftlamellen. — E theilweise erweiterte Hinterzehe von Hemidactylus verruculatus mit linsenförmigen, zweireihig gestellten Haftscheiben auf der Unterseite.

Am schwächsten sind die Schildkröten in Europa vertreten; Schreiber zählt nur acht Arten auf, welche den Gattungen Sphargis, Thalassochelys, Chelone, Emys, Cistudo und Testudo angehören. Alle 64 Arten europäischer Reptilien vertheilen sich folgendermaßen in absteigender Ordnung über die europäischen Faunengebiete: -

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Balkanhalbinsel . . . . . . . | 35 | Arten in | 27 | Gattungen, |
| Italien . . . . . . . . . . . | 34 | „ | 24 | „ |
| Rußland . . . . . . . . . . | 32 | „ | 24 | „ |
| Pyrenäische Halbinsel . . . . | 31 | „ | 22 | „ |
| Frankreich . . . . . . . . . | 27 | „ | 19 | „ |
| Illyrien und Dalmatien . . . | 25 | „ | 18 | „ |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Ungarn und Karpathenländer | 14 Arten | in 11 | Gattungen, |
| Krim | 13 „ | 10 | „ |
| Deutschland | 13 „ | 8 | „ |
| Niederlande und Belgien | 7 „ | 5 | „ |
| Skandinavien | 6 „ | 5 | „ |
| Großbritannien und Irland | 6 „ | 5 | „ |
| Dänemark | 6 „ | 5 | „ |

Es entfallen demnach auf die Balkanhalbinsel, auf Italien und Rußland sowie die Pyrenäische Halbinsel etwa die Hälfte; auf Frankreich, Illyrien und Dalmatien über ein Drittel, auf Ungarn und die Karpathenländer, Deutschland und die Krim etwa ein Fünftel, auf die übrigen Gebiete etwa nur ein Zehntel aller einheimischen Kriecher. Von eigenthümlichen Arten, die außerhalb der betreffenden Gebiete nicht vorkommen, finden sich in Rußland 6 (Trigonocephalus halys, Elaphis dione, Ophiops elegans, Podarcis velox, Phrynocephalus auritus, Agama sanguinolenta), auf der Pyrenäischen Halbinsel 3 (Blanus cinereus, Acanthodactylus lineo-maculatus, Chamaeleon vulgaris), auf der Balkanhalbinsel ebenfalls 3 (Typhlops lumbricalis, Notopholis moreotica, Gymnodactylus geccoides), in Italien 2 (Notopholis Fitzingeri, Phyllodactylus europaeus) und auf der Krim endlich nur 1 Art (Acanthodactylus Savignyi). Einzelne der oben in der Tabelle angeführten Arten sind ausschließlich pelasgische Thiere, welche auf den betreffenden Festländern vollkommen fehlen und nur auf den dazu gehörigen Inseln vorkommen. Dies ist bei Italien mit 7 (Coelopeltis lacertina, Tropidonotus viperinus, Periops hippocrepis, Gongylus ocellatus, Lacerta taurica, Notopholis Fitzingeri, Phyllodactylus europaeus), bei der Balkanhalbinsel ebenfalls mit 7 (Tropidonotus viperinus et tesselatus, Eryx jacul us, Gongylus ocellatus, Tropidosaura algira, Stellio vulgaris, Uromastix spinipes), bei der Pyrenäischen Halbinsel mit 1 (Testudo graeca) und bei Frankreich auch nur mit 1 Art (Lacertai oxycephala) der Fall. Als echt europäische Charaktergattungen sind Tropidonotus (Natter), Anguis (Blindschleiche) und Lacerta (Eidechse) anzusehen, indem sie, wiewohl nicht immer in denselben Arten, über alle dreizehn Ländergebiete verbreitet sind; diesen zunächst steht die Gattung Coronella.

Nach Zonen eingetheilt gehören 6 Arten dem Norden, 29 der Mitte und 62 dem Süden Europas an, der Süden besitzt also zehnmal so viel Reptilien als der Norden. Dagegen zeigt sich hier nicht dasselbe Gesetz wie bei den Lurchen, die im Westen stärker als im Osten vertreten sind, indem die Kriecher fast gleich stark über West- wie Osteuropa verbreitet sind. Im Westen kommen 30, im Osten 36 Arten vor. Die Chelonier fehlen im Norden vollkommen; am weitesten nach Norden geht von den Schildkröten die kleine Cistudo lutaria, die von Mecklenburg an durch Brandenburg, Posen und Schlesien, Oesterreich, Ungarn bis Griechenland sich verbreitet.

---

# Seeräuber auf Celebes.

Der italienische Naturforscher Beccari, welcher sich augenblicklich wiederum in Neu-Guinea befindet, und zwar auf Kosten seiner Vaterstadt Genua, hatte nach Vollendung seiner ersten Reise auf der Insel der Papua im niederländischen Ostindien seine Sammlungen fortgesetzt, zuletzt auf der südöstlichen Halbinsel des buchtenreichen Celebes. Auf deren Ostküste liegt etwa unter 4° südl. Br. Landschaft, Stadt und Fluß **Kendari**, von wo Beccari am 15. Mai 1874 mit sechs Mann und Vorrath für einen Monat in seinem Boote absegelte. Unter seinen Leuten befand sich auch ein Tokkia, welchen ihm der Radscha der Tokkias selbst mitgegeben hatte; von dieser Seite her hatte er also nichts zu fürchten. Auch die **Kopfjäger**, welche damals gerade in großer Anzahl von den südlich gelegenen Bergen von Kanawi (Koenawei) herabgestiegen waren, und vor denen er gewarnt worden war, erschienen ihm nicht so fürchterlich; dieselben wagen keinen Angriff, sobald sie den geringsten Widerstand befürchten müssen. Schon sein Bart, meint Beccari, würde genügt haben, sie, die nie einen weißen Mann gesehen, in die Flucht zu jagen.

Aber anders und schlimmer stand die Sache mit den Seeräubern, welche jene Küsten unsicher machen; für sie bedeutet die Anwesenheit eines „Orang putih" (weißer Mann) soviel, als Aussicht auf gute Beute. Ihretwegen ist jene ganze Küste völlig unbewohnt. Beccari war deshalb ganz auf sein Boot angewiesen; und da er in der großen Bay von Kendari (Vosmaers baai der holländischen Karten) keine große Ausbeute an Schätzen des Thier- und Pflanzenreiches machte, so umfuhr er das jenen Meerbusen nördlich begrenzende Cap Ripa-Ripa, um nach Lembó bei der Insel Labenki ($3^1/_2$° südl. Br.) vorzudringen. Mehrere Tage lang versuchte er vergeblich, die starke, durch den Einfluß des Samparaflusses erzeugte Strömung mit Rudern zu überwinden; da erhielt er am 24. Mai von fünf mit Drehbassen wohl bewaffneten Prahus aus Kendari die Nachricht, daß die Piraten in Lembó geplündert hätten. An eine Weiterreise war nicht zu denken; er mußte nach Kendari zurück. Am 25. Mai landete er, um womöglich frische Provisionen sich zu verschaffen. Eben durchschritt er mit dreien seiner Leute ein Reisfeld der Alfuros, als er in der Richtung, in welcher sein Boot lag, Kanonenschüsse hörte. Unzweifelhaft waren die Prahus von Kendari auf die Seeräuber gestoßen und hatten den Kampf mit ihnen aufgenommen. Da war keine Zeit zu verlieren; Hals über Kopf eilte der Reisende bergab zum Strande, so daß seine Begleiter mit ihren nackten Füßen kaum Schritt halten konnten. Am Prahu angelangt, sandte er zwei seiner Leute in dem kleinen Boote hinaus an die Ausfahrt der Bucht, um den Stand der Dinge zu erfahren, während er selber mit den übrigen seine Waffen in Stand setzte, namentlich einen starken, doppelläufigen Hinterlader, dessen Sprenggeschosse sich vortrefflich eigneten, um die leichten Piratenboote zum Sinken zu bringen. Jeder der sechs Leute besaß eine doppelläufige Vogelflinte, einen Speer, Parang und Kris.

Bald kehrte das Boot mit der Kunde zurück, daß sieben kleine Piratenschiffe in Sicht seien, welche gerade auf die Bucht, wo der Reisende sich befand, lossteuerten. Sieben Boote aber mußten mindestens siebenzig Mann enthalten, also die zehnfache Anzahl von Beccari's Macht. Zwar war das Ufer nahe, um sich zu retten, aber Beccari entschloß sich, anzugreifen. Der Anker ging in die Höhe und die Prahu wurde den Feinden entgegen gerudert. Auf 1000 Meter

Entfernung wollte er das Feuer eröffnen, um die Piraten durch seine weittragenden Waffen womöglich einzuschüchtern, als seine Leute ihm zuriefen, daß die Boote anscheinend von Kendari seien. Und so war es auch; es waren dieselben, welche er Tags zuvor getroffen hatte, und welche eben draußen drei Piratenschiffe angegriffen, aber nicht weit verfolgt hatten, weil noch zehn andere in Sicht waren. Alle zusammen kehrten nun heim; bei Bokori, hinter dem Cap Ripa-Ripa (auf den holländischen Karten Ripa-Ripa) trafen sie auf eine ganze Flotte von Kendari-Booten, den Radscha selbst an Bord, welche durch die Kanonenschüsse aufmerksam gemacht zu Hülfe geeilt waren. Als sie am nächsten Tage in Kendari anlangten, fanden sie die ganze Stadt in voller Aufregung: man erwartete in der folgenden Nacht den Angriff der Räuber und zwar von der Landseite aus, weshalb man alles Tragbare in die Boote flüchtete. Beccari freilich glaubte nicht daran und brachte seine Habseligkeiten und Sammlungen lieber an Land.

Am 27. Mai näherten sich die Feinde endlich der Stadt; einige Boote fuhren ihnen entgegen, wagten sie aber wegen ihrer großen Anzahl nicht anzugreifen und baten um Verstärkung. Folgenden Tages segelte der Italiener selbst mit zehn Prahus, alle mit kleinen Kanonen versehen, hinaus; diesmal aber suchten die Piraten das Weite, und ihre Verfolgung war wegen des widrigen Windes unmöglich.

Natürlich konnte Beccari nicht daran denken, seine Bootsreisen fortzusetzen; er sammelte also Pflanzen in Lepo-Lepo, ohne sonderlich viel Neues zu finden. Inzwischen war es einigen Booten gelungen, Mangkasar, die Hauptstadt, zu erreichen und den dortigen Behörden den Blockadezustand, den es Seitens der Seeräuber zu erleiden hatte, mitzutheilen. Diese beeilten sich in sehr anerkennenswerther Weise, das erste einlaufende Kriegsschiff, die „Sumatra“, nach Kendari abzuschicken. Auf diesem kehrte der Reisende dann wohlbehalten im August nach Mangkasar zurück.

---

# Aus dem häuslichen Leben der alten Mexicaner.

Von **Hubert H. Bancroft** in San Francisco.

## I.

Erziehung und Unterricht der Kinder. — Verheirathungen und Hochzeitsfeierlichkeiten.

Die nachstehenden Angaben, welche allesammt auf Quellenangaben beruhen, werden dem Leser einen Einblick in das Familienleben der alten Mexicaner gewähren. Die geschichtlichen und staatlichen Verhältnisse sind oftmals, zum Theil von ausgezeichneten Historikern, geschildert, auf die häuslichen Verhältnisse ist von denselben weniger Rücksicht genommen worden. Deshalb wird, wie wir glauben, unsere Darstellung nicht unwillkommen sein.

### I.

Auf die Erziehung wurde große Sorgfalt verwandt; sie begann gleich sobald das Kind laufen konnte und das bei ihr befolgte System ist in seiner Art in der That bewundernswürdig. Eltern und Priester waren eifrig beflissen, ihren Zöglingen Liebe zur Wahrhaftigkeit und Abscheu gegen das Böse einzuflößen; vor allen Dingen wurde ihnen Achtung vor den Eltern und bescheidenes Betragen eingeschärft. Lüge wurde streng bestraft.

Eine Reihe alter aztekischer Gemälde, welche eine hieroglyphische Geschichte dieses Volkes darstellen, veranschaulichen auch sehr deutlich die Art und Weise der Erziehung; wir sehen was die Kinder zu essen bekamen, wie sie beschäftigt wurden und mit welchen Strafen man sie belegte. Eines der Bilder stellt eine aus Vater, Mutter, Knaben und Mädchen bestehende Familie dar. Drei kleine Kreise, von denen jeder ein Jahr bedeutet, deuten an daß die Kinder drei Jahr alt waren; man sieht daß der Vater ihnen gute Lehren giebt; ein in der Breite getheiltes Oval zeigt, daß in diesem Alter ein halber Kuchen die Mahlzeit eines Kindes bildet. Gleich nach vollendetem vierten Jahre wurden die Knaben zu leichter Arbeit angehalten; dem Mädchen zeigt die Mutter eine Spindel und lehrt sie mit derselben umzugehen. Jetzt bekommt das Kind schon einen ganzen Kuchen zu essen.

Das Gemälde veranschaulicht ferner, wie die Eltern ihre Kinder zu nützlichen Arbeiten gewöhnen. Der Knabe folgt dem Vater auf den Markt, trägt eine leichte Last dorthin und sammelt dann Maiskörner und andere Dinge, welche an der Erde umherliegen. Das Mädchen spinnt, während die Mutter ihm Belehrung ertheilt. Jetzt bekommen die Kinder schon anderthalb Kuchen bis zum dreizehnten Jahre.

Wir sehen ferner die verschiedenen Strafen mit welchen unartige Kinder gezüchtigt wurden. Bis zum achten Jahre werden die Strafwerkzeuge ihnen zur Warnung nur vorgezeigt. Ein ungehorsamer zehnjähriger Knabe wird an Händen und Füßen gebunden und an verschiedenen Körpertheilen mit Stacheln des Maguey (der amerikanischen Agave) gestochen; den Mädchen versetzt man solche Stiche nur in die Hand und die Handgelenke; wenn sie dann nicht artig sind bekommen sie Stockprügel. Unartige von elf Jahren werden über einen Haufen spanischen Pfeffers (Chilli) gehalten; dieser ist angezündet und sie müssen den Rauch davon einathmen, was ihnen großen Schmerz verursacht. Einen zwölfjährigen Knaben, dem Hände und Füße gebunden sind, finden wir nackt einen ganzen Tag lang in einem feuchten Gemache liegen; ein ungezogenes Mädchen desselben Alters muß in der Nacht aufstehen und das ganze Haus rein fegen.

Vom dreizehnten Jahr an bekommen die Kinder zwei ganze Kuchen. Der Knabe muß nun Holz holen, solches auch in Kähnen herbeischaffen und Fische fangen; die Mädchen zerreiben Mais, kochen und weben. Mit dem fünfzehnten Jahre kommt der Knabe unter die Obhut der Priester und wird von denselben in der Religion unterrichtet, oder er wird einem Offizier, dem Achcauhtli, übergeben, der ihn zum Soldaten heranbildet.

Die Schulen waren mit den Tempeln verbunden und der Unterricht beider Geschlechter war Monopol der Priester. Im Allgemeinen kamen die Knaben zwischen dem sechsten und neunten Jahre in die Schule; sie trugen schwarze Klei-

der, unverschnittenes Haar und beim Unterrichten wurde auf den zukünftigen Beruf der Einzelnen Rücksicht genommen. Weibliche Personen durften die Schulgebäude nicht betreten und die Knaben mit den Mädchen keinerlei Umgang haben; zu bestimmten Zeiten mußten sie sich gewisser Speisen enthalten.

Die Volksschulen wurden als Telpochcalli bezeichnet, d. h. Häuser der Jungen, und jedes Stadtviertel hatte eine solche. Sie zeigen viel Aehnlichkeit mit unseren Volksschulen und die Eltern waren verpflichtet ihre Kinder mit dem fünften Jahre dorthin zu schicken. Der Telpochtlato, Oberhaupt der Jugend, unterwies sie im Reinigen des Allerheiligsten im Tempel, im Anzünden des Feuers in den geweiheten Räucherbecken, im Fegen des Schulgebäudes, auch wie sie Buße zu thun hatten. Sie mußten Holz aus dem Walde für den Tempel holen. Sie aßen bei ihren Eltern aber Nachts mußten sie im Seminarium schlafen. Nach Sonnenuntergang versammelten sie sich im Cuicacalco oder Hause des Gesanges; Singen und Tanzen lernen gehörte zur mexicanischen Erziehung eben so wohl wie Uebung im Gebrauche der Waffen. Bis zum sechszehnten Jahre blieben die Kinder in der Volksschule; sie wurden aus derselben entlassen, nachdem die Eltern dem Oberhaupte der Jugend ein Geschenk gemacht hatten.

Die Schulen für die Söhne der Vornehmen, in welchen auch die für den Priesterstand bestimmten unterrichtet wurden, hießen Kalmekak, d. h. Gymnasium. Hier verrichteten die Zöglinge weniger Handarbeit als in den Volksschulen und aßen auch nicht bei ihren Eltern sondern im Schulgebäude. Sie standen unter Aufsicht und Leitung der Priester vom Tlamacazqui-Orden und wurden von ihnen sowohl in allen Gegenständen unterrichtet welche in der Volksschule gelehrt wurden, dann aber auch in Künsten und Wissenschaften. Sie mußten die Heldengesänge und die religiösen Hymnen auswendig lernen, sie wurden unterrichtet in Geschichte, Religion, Philosophie, Gesetzeskunde, Astronomie, Astrologie und im Schreiben und Erklären der Hieroglyphen. Wer nicht fleißig war, bekam weniger zu essen und mehr Arbeiten. Streng wurde ihnen eingeschärft, tugendhaft zu leben und einen keuschen Wandel zu führen; sie konnten den Tempel erst verlassen wenn sie mit väterlicher Erlaubniß in den Ehestand traten oder in den Krieg zogen. Die für den Kriegsdienst bestimmten wurden im Turnen, im Bogenschießen und im Gebrauche des Schildes geübt; man unterwarf ihren Muth, ihre Kraft und ihre Ausdauer mancher harten Probe, gewöhnte sie an die Entbehrungen des Lagerlebens; schon als Knaben mußten sie den Soldaten Proviant zutragen; wer sich durch Muth und Tüchtigkeit hervorthat, wurde ausgezeichnet und befördert.

Auch die Erziehungsanstalten für Mädchen der vornehmen Classen, insbesondere für die Töchter hoher Würdenträger und für Prinzessinnen befanden sich bei den Tempeln. Dieselben standen unter der Leitung von Priesterinnen, die wir als Vestalinnen bezeichnen können; sie übten die sorgsamste Aufsicht. Die Gebäude wurden Tag und Nacht von bejahrten Männern überwacht und irgend welcher Verkehr mit Personen des andern Geschlechtes durfte nicht stattfinden. Wenn die Mädchen ausgingen, geschah es allemal unter Begleitung von Matronen; sie durften die Augen nicht aufschlagen oder sich um andere Leute bekümmern; wer dagegen verfehlte wurde streng bestraft. Es war Obliegenheit dieser weiblichen Zöglinge die sämmtlichen Tempelgebäude zu fegen und des heiligen Feuers zu warten; sie wurden in den religiösen Gebräuchen unterrichtet und bekamen Anweisung darüber, wie man beim Opfern für die Götter dem menschlichen Körper Blut entziehen müsse. Sie lernten zierliche Arbeiten aus Vogelfedern zu verfertigen, das Spinnen und auch das Weben von Mänteln. Auf höchste Sauberkeit wurde genau geachtet, häufig gebadet, und auch Hausarbeiten mußten verrichtet werden. Ehrfurcht vor den Eltern und Bescheidenheit im Reden und Betragen wurden ganz besonders eingeschärft. Sie mußten früh aufstehen; Nachts schliefen sie in großen Räumen unter Ueberwachung von Matronen. Töchter von Edelleuten blieben in der Anstalt bis sie verheirathet wurden.

Solche Kinder, die im Hause der Eltern ihre Erziehung bekamen, wurden häufig in den Tempel geführt, um mit den religiösen Ceremonien vertraut zu werden. Die für den Kriegerstand bestimmten erhielten eine demgemäße Abrichtung, gleich jenen welche Gewerbe oder Handel treiben sollten. Lügner wurden damit bestraft, daß man ihnen schmerzhafte Stiche mit Dornen in die Lippen versetzte und wenn sie wiederholt logen, versetzte man ihnen leichte Schnitte in die Lippen. Ungehorsame und Widerspenstige wurden gleichfalls mit Dornen geprickelt oder man kniff ihnen in sehr empfindlicher Weise die Haut. Mädchen, die gern auf die Straße liefen, wurden auch mit Dornen geprickelt und man band ihnen die Füße zusammen.

Während der Regierung Nezahualcoyotl's stand in Tezcuco an der Westseite eines Tempels ein großes Gebäude mit geräumigen Hallen und sonstigen Räumen, das als Tlacoteo bezeichnet wurde. Dort wurden die Söhne des Königs erzogen und sorgfältig unterrichtet in Künsten und Wissenschaften und insbesondere auch mit dem Gebrauche der Metalle und Edelsteine bekannt gemacht. Die Erziehung der Prinzessinnen fand in einer besondern Abtheilung statt.

Einem Reichsgesetze zufolge mußte die gesammte königliche Familie, nebst ihren Verwandten, den Erziehern und Lehrern der Prinzen und Prinzessinnen, sodann den hohen Würdenträgern sich allemal nach Ablauf von achtzig Tagen in der großen Halle des Tlacoteo versammeln. Dort nahmen alle ihrem Range nach Platz, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Alle Männer, auch die von königlichem Geblüte, trugen grobe Kleider, die aus Nequem, den Fasern des Maguey, verfertigt waren. Dann betrat ein Redner die Emporbühne; man kann ihn als eine Art von Censor betrachten, denn er tadelte ohne allen Rückhalt die, welche während der verflossenen achtzig Tage sich unlöblicher Handlungen schuldig gemacht hatten, ließ aber auch denen, welchen er Gutes nachrühmen konnte, Anerkennung zu Theil werden. Selbst der König wurde nicht mit Tadel verschont, falls er Anlaß zu solchem gegeben.

Sahagun und andere spanische Schriftsteller der frühern Zeit haben den Text der Ermahnungen bewahrt, welche die Eltern an ihre Kinder richteten. Wir geben dieselben hier nicht wörtlich wieder; H. Bancroft theilt den vollen Wortlaut mit, und wollen wir nur bemerken, daß sie die reinste Moral einschärfen und sich mit den Moralgeboten der Christen vollauf messen können, auch außerdem sehr praktische Lebensregeln enthalten. „Ich rathe Euch, meine Kinder, stimmt gnädig für Euch die Götter, die unsichtbar und ungreifbar sind; weihet Euch denselben mit Leib und Seele. Seid nicht stolz und nicht übermüthig, nicht hartnäckig, nicht schwach und schwankend im Gemüthe, sondern sanftmüthig, bescheiden und setzt Euer Vertrauen auf die Götter, sonst werden sie die Vergehen an Euch heimsuchen, denn ihnen bleibt nichts verborgen und sie strafen wann und wo es ihnen beliebt. Meine Söhne! Lebt in Friede und Eintracht mit Euren Nebenmenschen; behandelt Jedermann freundlich und mit Achtung; wenn Jemand Uebeles von Euch spricht, so vergeltet nicht Gleiches mit Gleichem; benehmt Euch zuvorkommend, werdet aber nicht allzuvertraulich; gebt Keinem schlechte Nachrede; seid geduldig; wenn Euch Böses widerfährt so vergeltet es mit Gutem und überlaßt den Göttern das Unrecht zu sühnen, welches

Euch widerfahren ist. Und nun schärfe ich Euch noch Folgendes ein: Vergeudet nicht unnütz Eure Zeit und haltet gut Haus mit Eurer Habe, denn beide sind kostbare Güter; achtet auch auf alle Dinge die von Nutzen sind."

Gewöhnlich heirathete der junge Mann zwischen dem zwanzigsten und zweiundzwanzigsten Jahr, das Mädchen zwischen dem elften und achtzehnten. Ehen zwischen Blutsverwandten und Leuten, die von einem gemeinschaftlichen Vorvater abstammten, waren verboten. Ein Mann konnte seine verwittwete Schwägerin ehelichen und das war eigentlich geboten, „damit die nachgelassenen Kinder nicht vaterlos blieben."

Wenn der Jüngling heirathen sollte, wandten sich seine Eltern zunächst an dessen Lehrer um Einwilligung. Selten konnte der Bräutigam seine eigene Wahl treffen; man nahm an daß er mit der von seinen Eltern getroffenen einverstanden sei. Eine Verheirathung ohne elterliche Einwilligung galt als verwerflich und erfuhr strengen Tadel. In einigen Landestheilen befahl der Oberpriester den jungen Leuten, wann sie heirathen sollten; wer diesem Gebote nicht folgte, mußte sein Leben lang enthaltsam bleiben und sich dem Dienste der Götter widmen. Wenn er etwa hinterher Reue zeigte und gern heirathen wollte, dann fiel er allgemeiner Verachtung anheim und wurde öffentlich für ehrlos erklärt, weil er ein Schwächling sei und das Gelübde der Keuschheit nicht halten wolle, welches er doch freiwillig abgelegt habe. Kein achtbares Mädchen würde einen solchen geheirathet haben. In Tlascala wurde Jedem, der das Keuschheitsgelübde abgelegt hatte, das Haar kurz geschoren und er ward dann aus der Gemeinschaft seiner bisherigen Jugendfreunde ausgeschlossen.

Verkürzen des Haares, aber in anderer Art als wenn das Abscheeren zur Strafe stattfand, bildete einen Theil der Heirathsceremonie. Alle Verwandten wurden zusammenberufen; der Vater erklärte, daß sein Sohn nun Mann geworden sei und heirathen solle. Er trat dann vor; der Vater hielt eine Anrede und forderte ihn auf, sein Anliegen bei dem Lehrer vorzubringen. Dann wurden Speisen aufgetragen und man legte auch eine kleine Axt daneben. Priester und Verwandte waren als Gäste zugegen und es wurde Taback geraucht. Nach der Mahlzeit hielt ein Verwandter eine passende Anrede an die Priester, welche Lehrer des jungen Mannes gewesen waren. „Hier, in Anwesenheit Aller bitten wir Euch, nicht ungehalten darüber zu sein, daß dieser junge Mann eine Frau nehmen will; sehet diese Axt hier, sie ist ein Zeichen, daß er sich nun von Euch trennen will; nehmt sie, nach alter Landessitte, und überlaßt uns den Jüngling." Ein Priester entgegnete sofort, daß diesem Wunsche nichts entgegenstehe und gab dann dem jungen Manne noch manche gute Lehre; er solle fortwandeln auf dem Pfade der Tugend, fortfahren, die Götter zu ehren, rechtschaffen für den Unterhalt seiner Frau sorgen und die Kinder gut erziehen. Im Kriege solle er Tapferkeit zeigen, immerdar seinen Eltern gehorsam bleiben und bejahrten Leuten Achtung bezeigen. Dann entfernten sich die Priester, nahmen die Axt mit und von nun an blieb der Jüngling bis zum Abschlusse seiner Ehe im väterlichen Hause.

Bei Auswahl der Braut wurde großes Gewicht auf Tag und Himmelszeichen der Geburt gelegt und man zog Astrologen und Wahrsager zu Rathe, welche dann ihre Berechnungen anstellten; dasselbe war schon vorher in Bezug auf die Nativität des Bräutigams geschehen. Bei günstigem Horoskop wurde Glück verkündet; bei ungünstigem fand keine Verbindung statt und hinterher wurde eine andere Wahl getroffen, für welche die Anzeichen günstig waren. Zwei alte Frauen dienten von Seiten des Vaters als Unterhändlerinnen bei den Eltern der Braut und fanden sich bei diesen kurz nach Mitternacht ein oder gegen Morgen, überbrachten Geschenke und baten um die Hand des Mädchens. Der erste Antrag wurde allemal zurückgewiesen und zwar unter irgend einem nichtssagenden Vorwande, z. B. das Mädchen sei noch nicht alt genug oder der großen Ehre nicht würdig. Nach einigen Tagen kamen dann die Unterhändlerinnen wieder und brachten abermals Geschenke. Jetzt nahm das Freiwerben schon eine praktische Wendung; man erörterte, was und wie viel jeder Theil dem Haushalte zubringen werde, und die Eltern der Braut versprachen, sich nun die Sache näher zu überlegen. Freilich sei ihre Tochter gar nicht werth einem so achtbaren jungen Mann anzugehören, da man aber doch darauf dringe, so solle am nächsten Tag eine Familienbesprechung stattfinden und man bitte die beiden Frauen dabei gegenwärtig zu sein. Während derselben bekam dann das Mädchen viele gute Lehren und dann wurde die Einwilligung zur Hochzeit gegeben. Alsbald begannen die Vorbereitungen zu der Feierlichkeit und die Wahrsager mußten einen glücklichen Tag für dieselbe aussuchen. Die Zeichen Acatl, Ozomatli, Cipactli, Quauhtli oder Calli galten für die günstigsten und eines derselben wurde ausgewählt. Man lud Freunde und Verwandte zur Hochzeit ein, die allemal im Hause des Bräutigams stattfand. Dasselbe wurde mit sehr geschmackvoll angeordneten Baumzweigen und Blumengewinden verziert und der Boden mit Blumen bestreut. In der Mitte des Gemaches stand ein brennendes Kohlenbecken. Eine Braut aus vornehmer Familie wurde auf einer Tragbahre gebracht, wenn nicht von hohem Rang auf den Schultern von Brautfrauen getragen, begleitet von zwei Reihen Fackelträgern nebst einem zahlreichen Gefolge. Die Braut befand sich in der Mitte des Zuges, hinter ihr gingen die nächsten Verwandten.

Der Bräutigam empfing sie an seiner Hausthür; vor ihm gingen vier Frauen mit lodernden Fackeln; er trug ein Gefäß in welchem Weihrauch brannte und ein solches wurde auch der Braut eingehändigt. Nachdem beide einander beräuchert hatten, nahm er sie bei der Hand und führte sie ins Haus, wo ihr seine Mutter Geschenke überreichte, nachdem sie beide auf einer Matte neben dem Herde Platz genommen hatten; sie saß zu seiner Linken. Sie wurde dann von der Schwiegermutter mit dem Huipil bekleidet, einem kurzen Gewande, und zu ihren Füßen legte man ein Cuatli hin, einen zierlich geschmückten hemdartigen Ueberwurf. Die Mutter der Braut überreichte ihrerseits dem Bräutigam Geschenke, bekleidete ihn mit einem Mantel, den sie über der Schulter befestigte und legte ihm ein Maxtli zu Füßen.

Nun hielt der Priester eine lange Anrede an das Paar, welchem er Pflichten einschärfte. Die Frau solle dem Manne gehorsam, dieser aber friedlich und gütig gegen sie sein und rechtschaffen für die Familie sorgen 2c. Er sagte genau dasselbe was bei den Trauungsreden der Christen vorgebracht zu werden pflegt. Nach beendigtem Sermon erhob sich das Paar und nun band der Priester den Mantel des Mannes mit dem Kleide der jungen Frau zusammen. So gingen sie sieben Mal rund um das Feuerbecken, warfen Copal und Weihrauch in dasselbe und überreichten dann einander Geschenke, während Freunde und Verwandte ihnen Blumengewinde über die Schultern hingen und Kränze auf den Kopf setzten. Die Mutter der Braut brachte Speisen und gab davon ihr wie dem jungen Manne vier Mund voll.

Nachdem das Alles geschehen brachte man Glückwünsche dar, die Musik spielte auf und das Tanzen begann. Und unter Musik und Tanz wurde das Paar zum Tempel geleitet, wo die Tlamacazques, Priester, es in Empfang nahmen. Sie trugen ihre Festkleider, schwangen Rauchfässer und räucherten ihrerseits die Vermählten ein. Ein Priester stellte sich zwischen beide, hatte den Mann zur Rechten, die

Frau zur Linken, nahm beide an der Hand, führte sie zum Altar des Gottes und murmelte Gebete. Am Altare warf er über jeden ein feines buntfarbiges Wolltuch, in dessen Mitte ein Menschengerippe gemalt war, als Symbol, daß nur der Tod die beiden trennen könne. Sie wurden dann abermals eingeräuchert und zogen unter Musik und Tanz wieder nach Hause, wo der Hochzeitsschmaus begann.

An diesem nahm das Brautpaar nicht Theil, denn für dieses war die Zeit des Fastens und der Buße gekommen, die vier Tage dauerte. Beide mußten in ihrem Zimmer eingeschlossen bleiben und wurden von alten Frauen streng bewacht; sie durften dasselbe nur verlassen um ein unabweisbares Bedürfniß zu befriedigen oder den Göttern zu opfern. Sie waren beisammen, durften aber einander um keinen Preis eine Annäherung gestatten, sondern mußten immerfort beten! Die Priester hatten ihnen gesagt, daß fleischliche Berührung in jener Zeit unbedingt Zwietracht, vielerlei Unglück und baldigen Tod zur Folge haben werde! Durch solche Abschließung, durch Ueberwachung, Fasten und Buße sollten ihre Leidenschaften abgetödtet, ihr Geist gereinigt werden. So vorbereitet würden sie künftig ihre Pflichten besser erfüllen und unreinen Begierden besser widerstehen können. Die wenige Nahrung, welche man ihnen gestattete, wurde ihnen von den alten Wächterinnen zugetheilt; sie durften sich während der vier Tage nicht waschen oder ein Bad nehmen, trugen aber neue Kleider und waren mit Zauber- und Götzenamuleten behängt. Um Mitternacht mußten sie herauskommen um vor dem Hausaltar Opfer zu bringen und Weihrauch verbrennen. Und während sie, nach den von den Priestern anbefohlenen Bräuchen, derart gemartert wurden, zechten die Hochzeitsgäste während der ganzen Zeit munter fort und das Musiciren und Tanzen nahm kein Ende.

Erst am vierten Abend durfte die Ehe vollzogen werden und auch dabei waren wieder die Priester (— immer die Priester, wie so vielfach auch im „civilisirten" Europa —) geschäftig. Zwei derselben legten zwei Matten als Lager hin und zwischen dieselben einige Federn und einen smaragdfarbigen Stein, einen Chalchiunite, unter diesen ein Stück von einem Tigerfell und zu Häupten Baumwollenzeug. An den vier Ecken dieses Lagers standen wohlriechende Rohrstengel und Dornen vom Maguey fehlten nicht, damit das Paar Blut aus Zunge und Ohren hervorlocke, das als Opfer für die Götter galt. Am nächsten Morgen brachte das Paar dann diese Matten, Rohrstengel und die den Göttern während der vier Bußtage dargebrachten Opfer in den Tempel als Opfergabe.

Es galt als böse Vorbedeutung, wenn im Brautgemache Asche oder Kohle gefunden wurde; ein gutes Vorzeichen dagegen war es, wenn Mais- oder andere Samenkörner in demselben lagen; das deutete auf lange, glückliche Ehe. Auch eine Art von Taufe wurde vollzogen; das Paar mußte sich auf frische Binsenmatten setzen und wurde von den Priestern mit Wasser überschüttet. Vornehmen Männern wurden vier Abwaschungen mit Wasser zu Theil zu Ehren der Chalchihuitlicue, der Göttin des Wassers, und vier mit Wein, zu Ehren des Weingottes Tezcatzoncatl. Nach solchem Bade legten sie neue Kleider an; der Braut schmückte man das Haar mit weißen, die Hand- und Fußknöchel mit rothen Federn. Der junge Ehemann bekam ein mit Weihrauch gefülltes Gefäß, um damit den Hausgöttern Rauchopfer darzubringen. Zum Schlusse der Hochzeitfeier wurden Kleider und allerlei Geschenke vertheilt und noch einmal geschmaust und getanzt. Das Paar war aber auch jetzt noch nicht von Quälerei verschont, weil die Schwiegermütter und obendrein noch Verwandte ihnen wieder gute Lehren gaben. Auf eine Schilderung der Keuschheitsprobe können wir hier nicht näher eingehen und wollen nur bemerken, daß der junge Mann, falls dieselbe nicht befriedigend ausfiel, die Frau verlassen konnte.

Im Königreiche Miztecapan wurde vor dem oben erwähnten Zusammenbinden der Kleider dem Bräutigam und der Braut eine Haarlocke abgeschnitten; dann nahm er das Mädchen auf seinen Rücken, trug es eine Weile umher und damit war die Feier vorüber.

Ein ganz eigenthümlicher Brauch herrschte in Ixcatlan. Ein Mann, der heirathen wollte, ging zu den Priestern, die ihn in den Tempel führten, ihm vor den Götterbildern etwas Haar abschnitten, dieses dem versammelten Volke vorzeigten und dabei laut riefen: „Dieser Mann wünscht sich zu verheirathen!" Er mußte dann die Tempelstufen hinabsteigen und das erste beste Mädchen, welches ihm in den Weg kam, zur Frau nehmen; man nahm an daß sie ihm von den Göttern bestimmt sei. Bei den Mazateken enthielt sich das vermählte Paar aller fleischlichen Berührung zwei volle Wochen lang; es fastete und that Buße. Bei den Chichimeken heiratheten die Männer früh, aber mit seiner Frau durfte keiner nähern Umgang haben als bis dieselbe das — vierzigste Jahr erreicht hatte! Nachdem sie in vielfache Berührung mit den Azteken gekommen waren, wurde dieser auf Erden einzige und überaus seltsame Brauch nach und nach abgeschafft, aber bei den Fürsten und Edelleuten blieb er doch noch längere Zeit in Geltung.

---

# Zustände in Sarawak auf Borneo.

Ein großer und guter Mann, gewiß einer der besten Charaktere, welche England hervorgebracht hat, Sir James Brooke, gründete durch eigene Kraft und mit eigenen Mitteln als Privatmann die Colonie Sarawak an der Nordwestküste von Borneo. Es gelang seiner Klugheit und Energie den Seeräubereien der Malayen in jenen Gegenden zu steuern, dem Kopfjagen der Dayacks ein Ende zu machen und wilde Piraten und Menschenfänger in friedliche Ackerbauer und Seefahrer umzuwandeln. Als Gebieter des Landes, als Radscha, wußte er durch strenge Gerechtigkeit und durch die Fürsorge, welche er seinen Unterthanen widmete, das volle Vertrauen und die Anhänglichkeit derselben zu gewinnen. Als er vor einigen Jahren, in Folge großer Anstrengungen, viel zu früh aus dem Leben schied, ging die Regierung an einen seiner Neffen über, der sie im Sinne und System seines Oheims führt und unter welchem das Radschahat Sarawak sich der Ruhe, des Gedeihens und Wohlstandes erfreut.

Es ist keine leichte Aufgabe solch ein Land im indischen Archipelagus so zu verwalten, daß die Bevölkerung sich zufrieden fühlt und einem an Glauben, Hautfarbe und Herkunft ihr völlig fremden Privatmanne gern und willig gehorcht. Aber auch der junge Radscha löst das schwierige Problem mit Erfolg. Sarawak erfreut sich ungestörter Ruhe, der Ackerbau gewinnt an Ausdehnung, der Handel

wächst mit jedem Jahre, die Abgaben sind gering und billig vertheilt, die Rechtspflege wird gelobt. Es ist verständig von Seiten des Radscha, daß er den Malayen und Dayacks nicht das was man als europäische Civilisation bezeichnet, aufzwingen will; thäte er es und folgte er dem widersinnigen Begehren der sogenannten Philanthropen, die überall ihr Quacksalberrecept, diese Giftmedicin, anpreisen, so wäre es flugs mit Frieden, Eintracht und Wohlstand vorbei. Er aber kennt das Völkermaterial mit welchem er zu schaffen hat; er weiß was auch in psychischer Beziehung die verschiedene Racenanlage bedeutet und daß man diese in Erwägung ziehen muß, wenn man ersprießlich wirken will. Mit dem Einführen dessen, was an der europäischen Civilisation Gutes ist, geht er vorsichtig und allmälig zu Werke; er verordnet kein Quacksalbergift, läßt die Leute bei ihrem Glauben, verwundet sie nicht in ihren religiösen Ueberzeugungen und schont ihre Vorurtheile, die er nach und nach zu beseitigen trachtet. Ein Eingreifen mit roher Philanthropenfaust und mit Zwang würde seinen humanen Bestrebungen sofort ein Ende machen.

Vor uns liegen mehrere Mittheilungen, welche uns einen Einblick in die Anschauungen und das Leben der Eingeborenen von Sarawak geben. Vieles von dem was uns mit Recht anstößig erscheint ist von beiden Brooke vermöge des praktischen von ihnen befolgten Systems schon beseitigt worden; anderen Vorurtheilen und bösen Gebräuchen wird allmälig die Wurzel abgegraben, damit auch sie absterben.

Vor allen Dingen hatte der ältere Brooke es darauf abgesehen, den Seeräubern ihr abscheuliches Handwerk zu legen. In jedem Jahre machten die Illanos (Lanuns) aus dem Suluarchipel und andere Piraten von der Nordküste Borneos Raubzüge, überfielen bei Nacht friedliche Dörfer, ermordeten die bejahrten Leute und Kinder und schleppten Männer, Frauen und Mädchen fort, die dann auf den Suluinseln als Sklaven verkauft wurden.

Im Gebiete von Sarawak herrschte grauenhafter Aberglaube. Die Kaians und Melanons (Dayackstämme) opferten Sklaven um die bösen Geister zu versöhnen.

Wenn ein Häuptting ein neues Haus bauen ließ, wurde der erste Pfahl durch den Leib einer Jungfrau in die Erde getrieben. Dadurch wurde der Wohnung Glück gesichert.

Nach Ausbruch einer Seuche wurde ein junges Mädchen geopfert; man setzte dasselbe in einen Kahn, welcher mit der Ebbe seewärts trieb. Nach dem Tod eines Häuptlings wurden neben dem Sarge Sklaven an Pfähle gebunden. Man ließ sie Hungers sterben; sie sollten in der „andern Welt" ihrem Herrn zu Diensten sein. Zu welchen Abscheulichkeiten hat nicht der Wahn von einer andern Welt geführt!

Dergleichen kommt nun nicht mehr vor. Bei den Malayen fand Sklaverei statt, aber in einer sehr milden Form. Herren und Sklaven lebten insgemein auf bestem Fuße mit einander und die letzteren wurden gut behandelt. Ausnahmen fanden allerdings statt. So entwirft Spencer St. John, der jahrelang in Brunei lebte, eine Schilderung der dortigen Zustände.

Brunei (die Stadt Borneo) hat ungefähr 25,000 Einwohner, von denen wohl die Hälfte Sklaven der Edelleute sind. Im Namen der letzteren führen sie ein System der Plünderung durch, für das ein Europäer gar kein Verständniß hat. Man schickt sie nach Dörfern um Abgaben zu erpressen, wobei sie die Hälfte sich selber aneignen. Denen welche Zahlung verweigern, werden die Kinder weggenommen und hinterher verkauft. Ich kenne einen Mann Namens Sirudin, der einmal 17 Kinder mitbrachte, welche er den Leuten von Tutong entführt hatte. Die Eltern führten Klage beim Sultan, aber die Kinder waren bereits an angesehene Edelleute verkauft worden und dabei blieb es, obwohl der Sultan sich sehr zornig stellte. — Eines Tages fiel mir in der Nähe des Consulates ein böser Geruch auf, der von den Bäumen am Flusse herkam; es wurde ermittelt daß dort die Leiche eines dreizehnjährigen Mädchens lag. Ich erzählte das dem Sultan und erfuhr Folgendes. Zwei Frauen waren übereingekommen, ihre Sklaven auszutauschen, einen Knaben für ein Mädchen, doch unterblieb die Sache. Die Besitzerin des Mädchens sandte dieses, das krank war, zu jener des Knaben, welche die Kranke nicht annehmen wollte. Diese wurde nun einen ganzen Tag über im Sonnenbrande in einem Kahne zwischen beiden Theilen bald hinüber bald herüber geschickt; Abends wurde eine Matte über sie geworfen und der Nachen am Ufer in der Nähe der Besitzerin des Knaben festgebunden. Am Morgen fand man sie todt und ihre Herrin gab sich nicht einmal die Mühe sie zu begraben. Dafür wurde sie bestraft, nicht für ihre Hartherzigkeit.

Im Jahre 1872 war ich Augenzeuge des Folgenden. Der Radscha Mudah von Patani auf der malayischen Halbinsel ließ einem Sklaven die Hände binden, prügelte ihn mit einem Knüttel halb todt und gab dann Befehl ihn zu erwürgen. Der Sklav hatte eine Kuhhaut im Werthe von einigen Dollars gestohlen. Dergleichen geschah ganz in der Nähe der britischen Stadt Singapore! —

So in Brunei. An der Küste von Sarawak kommt, wie bemerkt, Seeraub nicht mehr vor, jene abergläubischen Bräuche sind verschwunden, aber bei den Malayen findet Sklaverei noch statt, jedoch in so abgeschwächter Art, daß der Name kaum noch paßt. Die Regierung des Radscha erkennt ihnen gesetzliche Rechte zu und hat Verordnungen zu ihrem Schutze gegeben. Sie können vor Gericht Klage führen, sind auch befugt sich frei zu kaufen für eine so mäßige Summe, daß sie dieselbe, wenn sie fleißig sind, erwerben können. Dadurch nimmt ihre Zahl mehr und mehr ab und insgemein ist ihre Lage so, daß sie eigentlich besser daran sind als wenn sie für sich sorgen müßten. Man darf nicht vergessen, daß der Malaye einen andern Begriff als der Europäer von dem hat, was dieser als Sklaven bezeichnet.

Vor Brooke's Herrschaft war kein Unterthan seines Lebens oder seiner Freiheit sicher. Die Fürsten konnten ihm sein Land nehmen und wenn er sich widersetzte, führten sie ihn ab und verkauften ihn an den Meistbietenden. Die Sklaven waren vollkommen rechtlos, es gab keine Gesetze zu ihren Gunsten, sie wurden als Sachen betrachtet.

In Sarawak giebt es jetzt noch Tausende von männlichen und weiblichen „Sklaven". Sie gelten als Mitglieder der Familie und essen mit ihr an demselben Tische. So kenne ich einen, der zehn Mal mehr Habe besitzt als sein Herr, aber nichtsdestoweniger in seinem alten Verhältnisse bleibt; er heißt Juru Bata Salli, und ist Sklav des Awang Abdullah in Muka. Der Sklav ist durch das Gesetz in seinem Eigenthum gesichert und der Herr hat nur dann Anspruch auf dasselbe, wenn jener ohne Erben gestorben ist.

Während meines nun zehnjährigen Aufenthalts in Sarawak habe ich nur sehr selten gehört, daß das Wort Ulun, d. h. Höriger, Sklav, auf im Lande geborene Personen angewandt wird; insgemein bezeichnet man sie als Kawan, d. h. Gefährte, Einer der einem folgt, Begleiter. Ulun ist allerdings das malayische Wort für Sklav. — Der Besitzer ist gesetzlich verpflichtet, für seinen Sklaven unter allen Umständen zu sorgen, kann über denselben ohne dessen Einwilligung keine Verfügung treffen und mißhandelt er ihn so wird jener durch das Gesetz freigesprochen. Ein Herr, der mit einer Sklavin vertrauten Umgang hat, ist gesetzlich verpflichtet, sie als eine Freie zu betrachten; das letztere gilt auch, wenn

er ihr gestattete, längere Zeit mit einem freien Manne zu leben. Für Kinder von Eltern, deren eines Sklav ist, gilt Folgendes. Ist die Mutter frei, so sind die beiden erstgeborenen Kinder frei und zwar das erste von Rechtswegen, das zweite weil der Vater der Mutter kein Brautgeschenk gegeben hat; die später geborenen sind wechselsweise frei oder nicht frei.

Es giebt vier Classen von Sklaven. 1. Erbliche Haussklaven, welche der Besitzer ererbt hat die im Hause sind. — 2. Erbliche Haussklaven, die von Anderen gekauft worden sind. — 3. Sklaven wegen Schulden, die eigentlich keine Sklaven sind, sondern Freie, welche Leib, Freiheit und Dienste auf Zeit verpfändet haben und deren Abhängigkeit aufhört, sobald sie Zahlung geleistet haben. — 4. Sogenannte Außensklaven, die jedoch wesentlich unabhängig sind. Man nimmt an, daß ihre Vorväter einmal Sklaven gewesen seien; ihre sogenannten Besitzer haben dann von den Nachkommen gelegentlich Dienstleistungen verlangt; das hat aber nun nahezu aufgehört. Diese Leute wohnen in eigenen Häusern und was sie vom Acker erzielen und der Ertrag des Fischfangs gehört lediglich ihnen und Niemand kann Anspruch auf sie machen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Die rumänischen Bojaren.

p. Der rumänische Adel, die Bojaren, geht, wie Viele meinen, rasch seinem Untergange entgegen. Eine beispiellose und sinnlose Verschwendungssucht hat wie eine epidemische Krankheit diese Leute ergriffen. Ihre „brozzenhaften Gestalten" kennt man hinlänglich auch im westlichen Europa, denn es wird wohl keinen irgendwie bekannten Badeort geben, der nicht einen oder mehrere solcher Bojaren unter seinen Badegästen zählte. Besonders diejenigen Quellen, an denen die Göttin des Spieles ihren Tempel etablirt hat, haben für sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Die Leute sind von der Spielsucht gleichsam besessen und dieser fröhnen sie nicht nur im Auslande, sondern auch in der Heimath finden sie genug Gelegenheit, ihr Laster auszuüben. Ich betrachtete einst Dutzende von ihnen in Baden-Baden, wo sie hartnäckig die Spieltische umlagerten. Das Roulettespiel florirt, wenn auch nicht öffentlich, in Bukarest, Krajowa, Braila und vielen anderen rumänischen Städten; es wird wohl kein Land in Europa geben, wo überhaupt so viel hazardirt wird, wie in Rumänien. Daraus kann man den Schluß ziehen über die Stellung der Moral bei der Bevölkerung in einem solchen Lande. Den eingewanderten Fremden kommt das natürlich zu Gute, welche die meisten Bojarengüter in Pacht haben. Von verbürgter Seite wird ein Fall erzählt, auf welche Weise ein Fremder zu einem colossalen Vermögen gelangt ist. Derselbe hielt ein Bojarengut in Pacht. Der Bojar mußte den Winter in Rumänien zubringen, weil er schon im Sommer den ganzen Pachterlös verthan hatte. Als der Sommer kam und mit ihm die Badesaison, nahm er das halbjährige Pachtgeld im Voraus und reiste nach Baden-Baden. Hier besuchte er den Spielsalon und in zwei, drei Tagen verlor er zwanzig bis dreißig Tausend Ducaten. Was nun beginnen? Der Bojar schrieb seinem Pächter, daß er ihm die Hälfte der Pachtsumme für die folgenden sechs Monate erlassen werde, falls er ihm die andere Hälfte sogleich schicke. Der Pächter beeilte sich, den Wunsch zu erfüllen. Der Bojar bekam die Hälfte, verspielte sie in kurzer Zeit und kehrte sodann nach Hause zurück. Was blieb ihm hier Anderes übrig als sich die Pachtsumme für das künftige Jahr im Voraus auszahlen zu lassen, natürlich mit 50 Procent Nachlaß. Doch auch in Rumänien ließ ihn der Spielteufel nicht ruhen, er gerieth oftmals in Geldnoth und immer war der treue Pächter bei der Hand, um Hülfe zu bringen. So überbürdete der Bojar seine Güter mit Schulden und der Pächter war ein gemachter Mann. Man könnte glauben, daß die Gerichte solche Wuchergeschäfte nicht zulassen würden. Doch das wäre parador für das „freie" Rumänien; die Gerichte sagen: jeder Rumäne ist ein freier Mann, als solcher hat er seinen freien Willen und diesen kann Niemand dort einschränken', wo es die Gesetze nicht thun; das Gesetz schränkt nur die Zinsen ein, nicht die Vergütung.

---

### Aus Ostindien.

Eine Aehrenlese aus Hindu-Zeitungen. Die Engländer haben den Hindus und Mohammedanern volle Preßfreiheit gegeben, finden aber, daß damit in Anbetracht der thatsächlichen Verhältnisse viele Uebelstände und selbst Gefahren verbunden sind. Es ist nicht zu leugnen, daß sie es redlich mit den Hindus meinen und daß ihre Herrschaft schon deshalb eine wahre Wohlthat für das Land ist, weil sie Ordnung, Ruhe und Frieden in demselben aufrecht erhalten. Aber der ethnische Gegensatz ist doch zu stark ausgeprägt und die Fremden sind unbeliebt. Man sagt ihnen das offen ins Gesicht.

Aus dem neuesten Blaubuch über Indien geht hervor, daß nicht weniger als 153 Zeitungen und Zeitschriften in den verschiedenen Landessprachen erscheinen und von Eingeborenen redigirt werden. Der „Oriental" sagt: „Viele derselben machen uns zur Zielscheibe ihrer Spötteleien, Verdächtigungen, falscher Angaben und Behauptungen. Wenn man uns das, was wir jetzt hören müssen und was man uns in unsere Zähne hinein sagt, unter dem alten Regime gesagt hätte, so würden wir wohl gegen die Ueberraschung von 1857 (die große Meuterei) besser auf der Hut gewesen sein. Aber wir hatten uns in Selbstgenügsamkeit eingewickelt; wir wähnten, die Hindus seien uns zugethan. Jetzt freilich ist der Schleier gelüftet, und die Aufmunterung, welche wir der Ausbildung der Eingeborenen zu Theil werden lassen, trägt ihre Früchte."

Der „Indian Economist" hat eine Aehrenlese aus indischen Blättern veranstaltet, aus welchen bittere Feindseligkeit gegen die Engländer hervorgeht. Wir wollen einige Stellen herausheben.

„Die Regierung hat gar keine Theilnahme für das Volk, wir haben eine Herrschaft des Schreckens und Humbug."

„Man behauptet, die von den Engländern gegebenen Gesetze seien für Alle gleich. Aber es ist nur die Gleichheit, welche der Wolf der Ziege gestattet, indem er sie am Wasser trinken läßt, um sie verzehren zu können."

„Wozu nützt es, englische Beamte zu schicken, die vor einem Parlamentsausschusse Aussagen machen sollen? Was weiß der Schlächter von dem Schmerze des sterbenden Thieres? Weiß der Sklavenhalter etwas von dem Jammer des afrikanischen Sklaven?"

„Die englischen Kaufleute meinen, das Volk in Indien sei da, um ihre Habsucht zu befriedigen. So sieht auch der Tiger auf das Schaf, die Schlange auf den Frosch und die Kuh auf das Gras."

„Was hat denn," so ruft der „Armita Bazaar Patrika" aus, „das Volk in Indien gethan? Weshalb wird dieses friedliche Volk so unmenschlich behandelt? Die Magistrate bleiben allmächtig. Möge der Himmel dieses ruhige Volk in Schutz nehmen gegen Gewalthaber, welche es für die beste Regierungsmethode erachten, dieses Volk fortwährend in Kerkerbanden zu halten. In anderen Ländern bedeutet eine neue Maßregel Fortschritt, in Indien ist sie gleichbedeutend mit einer neuen Quelle der Unterdrückung. So lange ein Gesetz von weißen Leuten vollzogen wird, ist es den Engländern höchst gleichgültig ob es gut oder schlecht sei."

Die „Eigenschaften der Engländer" werden von der Zeitung „India Prekast" folgendermaßen geschildert: „Sie sind sehr hochmüthig, nehmen gern Geschenke, geben aber keine. Sie erwarten, daß man ihnen die Aufwartung mache, statten aber keine Gegenbesuche ab. Sie zeichnen sich aus durch „Bunnianism", d. h. äußerste Schamlosigkeit, um auf alle mögliche Weise Geld zu machen. Sie haben betrügerische Schlauheit. Sie sind filzige Knicker, die keinem Bettler ein Almosen geben, gelehrte Leute nicht unterstützen und keine Einkehrhäuser, Brunnen oder Schulen auf ihre Kosten bauen. Ein reicher Mann ist in ihren Augen auch ein guter Mann, und gegen reiche Leute zeigen sie die größte Unterwürfigkeit. Sie unterstützen einander auf Kosten der armen Bauern. Sie sind im höchsten Grade selbstsüchtig und unaufrichtig. Sie sind kühn und verwegen, weil ihr Heimathsland stark bevölkert ist und nicht hinreichende Nahrungsmittel liefert. Deshalb ist ein abenteuerlicher Geist in sie gefahren und sie haben sich über die ganze Welt verbreitet, um ihren Magen zu füllen. Uebrigens haben sie viel Moralität und Ausdauer in dem was sie einmal angefangen haben. Nun, so kommt doch, Ihr lieben rothhaarigen Mitunterthanen mit dem bleichen Angesichte! Aber laßt den salbungsreichen Ton weg; wir wissen gar wohl wer und was Ihr seid und Ihr wißt auch recht gut, daß wir Euch durchschauen. Wenn Ihr uns so viel über Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit, Treue, Wahrheitsliebe und so weiter vorpredigt, so bewundern wir Eure Unverschämtheit, sagen Euch aber rund heraus, daß Ihr ganz andere Wege einschlagen müßt, wenn Ihr uns imponiren wollt. Es ist für einen Hindu unmöglich, so schlecht zu sein wie die Engländer; wäre er es, so hätten diese niemals Indien erobern können. Ausgeprägte thierische Neigungen führen zu Verbrechen und die Engländer sind viel thierischer als die Hindus."

Man sieht, daß hier verbissene Wuth und wilder Ingrimm sich Luft machen. Und so schreiben Leute, die auf Kosten der Regierung in den Lehranstalten englischen Unterricht erhalten haben und nachdem soeben unerhörte Anstrengungen gemacht worden sind, um die große Hungersnoth erfolgreich zu mildern. Solche Anklagen werden in Flugblättern verbreitet und in den Dörfern vorgelesen um das Landvolk aufzustacheln. „Eines passet nicht für Alle," das begreifen nun die Engländer in Indien und jetzt wird befürwortet, die Censur einzuführen; sie wollen weder die Veröffentlichung von Thatsachen noch die freie Meinungsäußerung irgendwie hindern, aber falsche Angaben, die aus offenbarer Böswilligkeit gemacht werden, nicht dulden.

Wir wollen auch ein paar Mittheilungen aus solchen Hindublättern geben, welche den Engländern nicht feindlich sind.

„Wenn man englische Lackstiefel trägt, eine Cravatte um den Hals schlingt, ein englisirtes Hindustani radebrecht, und umherbummelt, so thut das Alles kein gut, falls Haltung und Aufführung nicht tadellos sind." „Akhbar i Alam."

„Die Civilisation besteht nicht darin, daß man die Kleidung der Engländer nachahmt, oder daß man einen großen dicken Turban, einen langen wallenden Rock, einen Goldstreifen als Gürtel, eng anschließende Hosen und englische Stiefel trägt. Sie besteht darin, daß man seinen Charakter ausbildet." „Noor ü'l Absar."

„Der größte Ehrgeiz englisch erzogener Jünglinge besteht darin, daß sie mit einem englischen Polizeiinspector oder mit einem Eisenbahninspector Englisch sprechen können, und daß sie einige gepfefferte Bemerkungen in das Beschwerdebuch der Station kritzeln." „Gujerat Mitra."

„Wenn die jungen Hindus denn so versessen darauf sind, die Manieren der Engländer nachzumachen, weshalb ahmen sie ihnen denn nicht auch nach in so manchen guten Eigenschaften als da sind: Tapferkeit, Energie, Betriebsamkeit, Ausdauer und gemeinsames Zusammenhalten?" „Akhbar i Alam."

„Viele, welche eine englische Erziehung bekamen, haben dieselbe auf Kosten der armen Bauern (Reiots) erhalten; ihre Väter hätten das dazu erforderliche Geld nicht aufbringen können. Sie sollten sich also den Bauern gegenüber dankbar fühlen! Jeder von ihnen sollte bedenken, daß er noch nicht den einhunderttausendsten Theil der großen Menge ausmacht, welche keinen Unterricht im Englischen erhielten. Sie werden, falls sie das erwägen, weniger hochmüthig sich gebärden." „Indu Prakash."

* * *

Herr de Valbesen, ein Franzose, der lange in Indien gelebt hat, wird demnächst eine Geschichte der großen Meuterei von 1857 veröffentlichen. In einem Aufsatze der „Revue des deux Mondes" hat er folgende Betrachtungen angestellt: „Es ist ein wunderbares Reich; es steht auf thönernen Füßen. In jenem Lande wohnen viele Millionen von Asiaten, die in ihren Gewohnheiten und in ihrem Glauben unveränderlich sind. Sie ertragen die britische Herrschaft nicht aus loyaler Dankbarkeit, sondern aus Apathie, Schüchternheit, Furcht. Indien steht nun seit langer Zeit unter einer Regierung des Fortschrittes, welche da, wo früher Anarchie war, Ordnung geschaffen hat; aber diese Wohlthaten haben keinen Eindruck gemacht; der Einfluß des europäischen Gebieters ist nicht einmal durch die Oberfläche gedrungen. Indien ist unverändert geblieben. England hat vergeblich allen seinen politischen Einfluß aufgeboten, Eroberungen gemacht, welche jene des alten Roms in Schatten stellen und allen Widerstand niedergeschlagen. Allerdings genügen etwa ein halbes Tausend Beamte, verhältnißmäßig wenige europäische Soldaten, ein von 4000 englischen Offizieren befehligtes, aus Eingeborenen zusammengesetztes Heer, um eine Völkermasse von 150 Millionen Menschen unter dem Scepter Großbritanniens zu halten. Diese Macht ist mit allem Pompe des Orientes umgeben, sie verfügt über alle Kräfte der europäischen Civilisation und doch sind ihr Schranken gezogen, gegen welche Intelligenz und Gewalt gleich ohnmächtig erscheinen. Der Vicekönig selber würde einen Bettler niederer Kaste, der auf seinem armseligen Lager dem Hungertode nahe ist, nicht vermögen können, aus seiner Hand Reis anzunehmen. Die indische Gesellschaft ist von europäischen Einflüssen kaum erst an der Oberfläche leicht angestreift worden und wir können mit voller Wahrheit behaupten, daß England keine andere Stütze zur Behauptung seiner Macht in Indien hat und haben wird, als lediglich die europäischen Bayonnete."

---

### Die Wanderungen von Buddha's Zahn.

Sobald die ursprüngliche Reinheit einer Religion Trübung erfährt, ein geistlicher Stand sich gebildet und Einfluß gewonnen hat, tritt die Verehrung der Reliquien, insbesondere der Knochendienst auf. So ist es auch im Buddhismus der Fall gewesen. In diesem waren und sind die „Heilthümer" mancher Art, z. B. vermeintliche Theile von Buddha's Körper, die Schale, in welcher er als Bettler Almosen sammelte, der Baum, unter welchem er bei Gaya gesessen hat. Am Fuße der Ruinen von Alt-Kandahar ist noch heute sein Wassertopf zu sehen; derselbe ist von Stein und faßt nicht weniger als 80 Quart. Er wird hoch verehrt, die Moham-

medaner aber haben ihn umgetauft und bezeichnen ihn als Ali's Wassertopf. Der bekannte chinesische Reisende Hiuentsang, welcher im siebenten Jahrhundert in Indien reiste, besuchte zwei Oertlichkeiten, wo Buddha seinen Schatten gelassen hatte. Derselbe war, so sagt er, in alten Zeiten so leuchtend und strahlend, als wäre er Buddha selbst gewesen, in späterer Zeit jedoch hat man ihn nicht länger vollständig sehen können, er hat jetzt nur noch eine zweifelhafte und schwache Aehnlichkeit. — In der großen Pagode zu Rangunh in Pegu sollen acht Haare Buddha's ruhen.

Unter allen Reliquien gilt aber Buddha's Zahn für die hochheiligste und die Sage ist folgende. Nach Buddha's Tode nahm ein Priester den linken Augenzahn heraus und brachte denselben nach Dantapura (— danta, Zahn; pura, Stadt —) in Kalinga oder Koromandel. Dort ist er einige Jahrhunderte lang geblieben und später auf Befehl des Panda, eines brahminischen Königs, nach Patna geschafft worden. Panda versuchte alles Mögliche, diese heilige Reliquie zu vernichten; er ließ den Zahn auf einen Ambos legen, mit schweren Hämmern schlagen und dann in einen Graben werfen. Aber der Zahn blieb ganz und heil und da das ein großes Wunder war, so bekehrte sich Panda und wurde Buddhist.

Jetzt wanderte das Heiligthum wieder nach Kalinga, war aber dort allerlei Gefahr ausgesetzt. Die Stadt wurde von Feinden hart bedrängt und als der König von Dantapura in größten Nöthen war, rettete er seine Tochter Hemamala und ihren Gemahl Danta Kumara auf ein Schiff und sie segelten nach Ceylon. Den heiligen Zahn hatten sie mitgenommen, aber unterwegs litten sie Schiffbruch. Die Prinzessin hatte den Zahn wohlverwahrt an sich; doch als sie schlief kam ein Schlangenkönig und entfremdete ihr die Reliquie. Da legte sich dann ein Heiliger ins Mittel, zwang den Schlangenkönig, den Zahn wieder herauszugeben und die Flüchtigen kamen dann wohlbehalten nach Ceylon.

Das war im Jahre 312 n. Chr. Der fromme König von Ceylon setzte den heiligen Zahn mit großen Feierlichkeiten in einem Schreine zu Anuradhapura bei, doch ist die Reliquie manchen Wechselfällen unterworfen gewesen, und nach einander nach 14 oder 15 verschiedenen Stätten auf Ceylon gebracht worden. Schlimm für ihn war das Jahr 1560, denn damals fiel er in die Hände der Portugiesen, welche ihn vernichteten. Die Ceylonesen aber behaupten, man habe diese Europäer hinters Licht geführt; der echte Zahn sei geborgen worden und den Fremdlingen habe man einen falschen in die Hände gespielt. Im Jahre 1818, während des Aufstandes gegen die Engländer, wurde von dem Wunderzahne viel gesprochen. Gegenwärtig befindet er sich zu Kandy im Tempel Maligawa. Als im vorigen Jahre die Gesandtschaft des Königs von Birma aus Europa heimkehrte, fanden sich die Würdenträger auf besondern Befehl ihres Herrschers in vollem Staate am Schrein ein, um ihre Huldigungen darzubringen. Europäer, welche den Zahn gesehen haben, beschreiben ihn als ein Stück gelblichen Elfenbeins, das 2 Zoll lang und gekrümmt ist. Die Buddhisten sagen, an der Länge dürfe man keinen Anstoß nehmen, denn zu Buddha's Zeiten seien die Menschen viel größer gewesen als heutzutage.

Ueber die frühere Geschichte des Zahnes giebt es ein episches Gedicht in Pali, dessen Verfasser Dhammakiti zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte; es führt den Titel Dathavansa und gilt für das beste Specimen der mittelalterlichen Paliliteratur. Soeben ist dasselbe bei Trübner in London von einem indischen Gelehrten herausgegeben worden: The Dathavansa, or the History of the Tooth-relic of Gotama Buddha. Edited in the original Pali and translated into English by Sir Mutu Coomara Swamy.

* * *

— Das Indianerdepartement in den Vereinigten Staaten kostet viel Geld, von welchem aber nur ein geringer Theil in die Hände der braunen Leute, der sogenannten Rothhäute, gelangt. Für das vorige Finanzjahr betrugen die Bewilligungen in runder Summe $5\frac{3}{4}$ Millionen Dollars, für das laufende $6\frac{3}{4}$ Millionen; ein großer Theil fließt in die Taschen betrügerischer Beamten, Agenten, bestechlicher Handwerkspolitiker rc. Ein deutsch-amerikanisches Blatt zeigt, in welcher Weise man verfährt: „Nehmen wir eine bestimmte Nation, etwa die der Sioux, und stellen fest: wie viele Köpfe sie nach der Angabe der Regierungsagenten zählt und wie viel Geld nach der Angabe derselben Agenten auf diese Köpfe verwandt wird. Für sie verlangt der Secretär des Innern im neuen Budget 1,025,800 Dollars. Und das zu ihrer Ernährung mittelst Rindfleisch, Mehl, Schinken und Zucker; zu ihrer Bekleidung mit wollenen und baumwollenen Stoffen; zur Anschaffung von Sämereien und Ackergeräthen und zur Anstellung von Aerzten und Grobschmieden. Außerdem meint Herr Delano behufs Veränderung der Sioux-Reservation noch 1,300,000 Dollars nöthig zu haben. — Nun zählen aber die Sioux, an welche überhaupt Seitens der Bundesregierung gezahlt wird, nicht mehr als dreitausend Köpfe. Dividirt man durch diese 3000 jene 2,325,800 Dollars, so erhält man auf den Kopf eine Kleinigkeit weniger als 800 Dollars. Und so ist es mit allen übrigen. Ja zu den großen, ihnen bestimmten Summen kommen noch die Gehalte, welche die zwei Indianer-Superintendenten, unsere achtundsechzig General- und sieben Special-Indianer-Agenten beanspruchen. Von den beinahe zahllosen Inspectoren, Dolmetschern und Clerks noch gar nicht einmal zu reden."

Unter solchen Umständen sollte der Congreß den Vorschlag eines östlichen Blattes auf das Ernstlichste in Betracht ziehen: ob es nicht wirklich zweckmäßig wäre, das ganze sogenannte Indianerdepartement zum Kuckuck zu jagen und die guten Rothhäute Mann für Mann sammt ihren Weibern und Kindern in große Hotels oder Boardinghäuser erster Classe einzuquartieren.

— Die Quecksilbererzeugung Californiens hat sich im Jahre 1874 auf 28,000 Flaschen gestellt. Es lieferten die Gruben von Neu-Almaden, in runden Ziffern, 9000; Neu-Idria 7000; die Redington-Mine 7200; Pope Valley in Napa County und Vallejo 1900; Great Western 1500; Napal Lake und Sonoma 1600. Man erwartet 1875 eine noch weit stärkere Ausbeute.

— Im Londoner zoologischen Garten befindet sich seit einiger Zeit eine Hamadryadenschlange, Ophiophagus elaps. Dieses indische Reptil, welches zu den Cobras (Nagas) gehört, ist eines der allergiftigsten und erreicht eine Länge bis zu 12 Fuß; das Londoner Exemplar ist 8 Fuß lang. Der Ophiophagus nährt sich, wie schon sein Name andeutet, im freien Zustande vorzugsweise von anderen Schlangen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

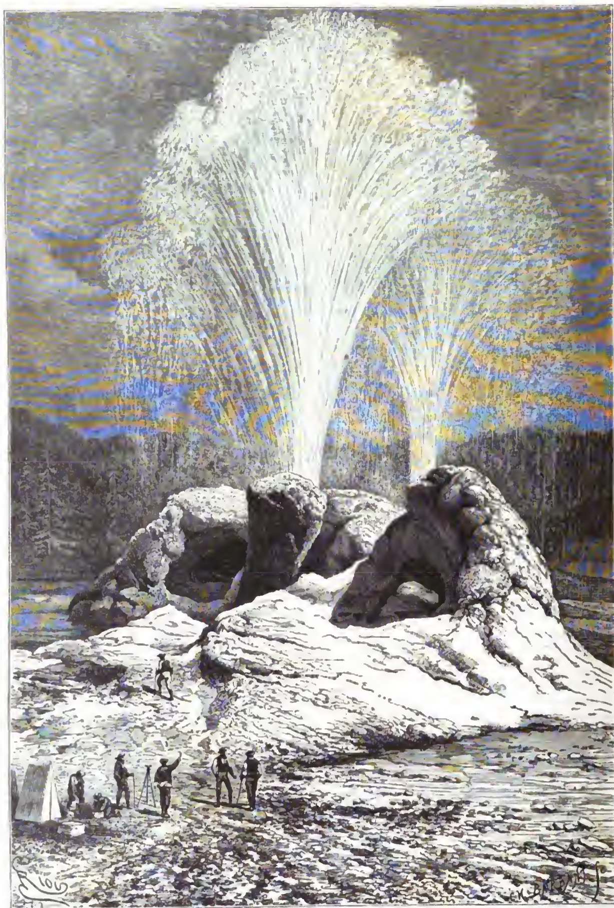
# Die Geyserregion am obern Yellowstone.

## II.

Drei Miles weiter kamen wir an ein dichtes Gehölz am Rande des großen Cañon und mußten stehen bleiben, denn die Wände desselben fielen steil 1500 Fuß tief ab bis zu einem Fichtenwalde, in dessen Mitte sich ein tiefer, schmaler Abgrund öffnete. Bald gelangten wir an die *Katarakten*. Der Fluß schießt etwa eine halbe Mile weit mit rasender Schnelligkeit über ein nur etwa 80 Fuß breites Lavabett hinab und macht dann über eine senkrecht abfallende Wand einen Sprung von 115 Fuß. Die Entfernung zwischen dem ersten und dem zweiten Katarakte beträgt nicht viel über eine halbe Mile; der letztere ist da wo er beginnt 90 Fuß breit und oberhalb ohne Stromschnellen. Von einem etwa 120 Fuß hohen Felsenvorsprunge hat man einen Gesammtüberblick. Man sieht, wie die gewaltige Wassermenge sich in Schaum verwandelt und dann in einen runden Kessel fällt, der von gigantischen Mauern umschlossen ist. Aus der Tiefe desselben kommt ein dumpfes Getöse, nicht ein wildes Brüllen wie beim obern Falle, der großartiger und malerischer ist als der zweite. Im Cañon bildet dann der Fluß eine Reihenfolge unzähliger Stromschnellen und die Felsenwände werden immer höher; noch weiter abwärts sprudeln einige Fuß oberhalb des Wassers viele heiße Quellen aus dem Boden. Die Gypswände sind an vielen Stellen schneeweiß mit Kalk incrustirt; anderwärts ist das Gestein reich an krystallinischen Bildungen, die zumeist aus dunkelgelbem Schwefel bestehen; derselbe ist von rothen, grünen und schwarzen Streifen durchzogen, welche von den Filtrationen der heißen Mineralquellen herrühren, die aus Tausenden von Oeffnungen hervordringen. Der Reichthum dieser metallischen Färbungen an den Wänden ist geradezu wunderbar und hat schwerlich irgendwo auf der weiten Welt seinesgleichen.

Drei Miles unterhalb des Falles hat der Abgrund eine Tiefe von 1500 Fuß. An manchen Stellen sind Gesteinsmassen hinuntergestürzt und bilden hohe Trümmerhaufen, andere dagegen bilden Vorsprünge und Spitzen mit seltsamen, phantastischen Gestalten, die jeder Beschreibung spotten. Ich drang mit einem meiner Reiter etwa vier Miles weit in die Schlucht ein; als ich an den colossalen Wänden empor in die Höhe blickte sah ich, es war um drei Uhr Nachmittags, die Sterne am Himmel. Der Cañon hat zwei Geschosse, die in etwa halber Höhe sich trennen; die *Gesammttiefe beträgt mindestens dritthalbtausend, vielleicht mehr als dreitausend Fuß*. Es giebt möglicherweise längere und tiefere Schluchten, aber gewiß kann sich keine in Bezug auf geologische Formation und vulcanische wie chemische Merkwürdigkeiten mit diesem Cañon des Yellowstone messen.

Am 1. September setzten wir unsere Wanderung fort. Der Fluß nimmt nun einen ganz andern Charakter an und strömt in einem 200 bis 400 Fuß breiten Bette ruhig zwischen grasbewachsenen Ufern dahin. Sechs Miles unterhalb der Katarakten gelangten wir in ein breites Thal, das einst ein See gewesen. Nach Norden hin bemerkten wir, daß aus den Schluchten Dämpfe aufstiegen. Vor uns stieg der Bo-



Die Grotte.

den an; er bildete Höhen von 200 bis 500 Fuß, Ablagerungen einer einzigen Quelle! Ich stieg auf zwei solcher Hügel und fand auf den Gipfeln beider alte, eingestürzte Krater. Ueberall wo die Pferde durchtraten quoll Dampf hervor, der Boden unter unseren Füßen gab einen hohlen Ton und der Dampf war so heiß, daß wir eilig unsern Rückzug antraten. Die beträchtlichste unter den Quellen, aus welcher dichte Dampfwolken aufsteigen, hat 15 bis 20 Fuß Tiefe; allemal nach Verlauf von fünf Minuten erhebt sich die ganze Wasserfläche um etwa 4 Fuß, so daß sie auf- und absteigt, gleichsam Ebbe und Fluth hat. Das Becken hat ringsum einen festen Rand von etwa 4 Fuß Höhe und diese Masse krystallisirten Schwefels hat sicherlich ein Gewicht von 40 Tonnen. Das Wasser ist klar und spielt ein wenig ins Weißliche; man muß wenigstens 20 Fuß vom Becken entfernt bleiben, weil die siedenden Dämpfe eine größere Annäherung nicht gestatten. Etwas weiterhin an der Basis desselben Hügels entdeckten wir eine Schwefelhöhle von 8 Fuß Durchmesser und anscheinend 20 Fuß Tiefe; aus derselben drangen Dämpfe hervor mit einem Geräusch, das an jenes bei Dampfmaschinen, die unter Hochdruck arbeiten, erinnerte.

In der Nähe fanden wir auf einem etwa vier Acker großen Raume 20 bis 30 Schlammquellen von 2 bis zu 20 Fuß Durchmesser und 3 bis 8 Fuß Tiefe. Der von ihnen ausgeworfene Schlamm war von sehr verschiedener Consistenz, im Allgemeinen aber etwa so dick wie gewöhnlicher Mörtel und vielfach dunkel rostfarbig. Dieser Mörtel kocht langsam; dabei drangen Gaskügelchen hervor, während von Zeit zu Zeit die Masse 2 bis 40 Fuß emporschoß und beim Herabfallen der Schlamm klatschend weit umherspritzte. Ein Former würde über diese Masse in Entzücken gerathen; sie ist so überaus fein, daß man sie in großen Stücken an der Sonne oder im Feuer trocknen kann, ohne daß sie den geringsten Riß oder Sprung zeigt und dann einen Stein vom feinsten Korn bildet, ähnlich wie Meerschaum.

Wir schlugen unser Lager am Ufer des Flusses auf, der uns Forellen in Menge lieferte. Am 2. September, dem zwölften Tag unserer Wanderung, besuchten wir die Quellen



Der Bienenkorb.

in der Nähe und fanden am Abhang einer kleinen Schlucht einen Schlammvulcan, dessen Mund 30 Fuß Durchmesser hat, sich dann verengt und in 40 Fuß Tiefe nur noch 15 Fuß hat. Aus diesem Krater quellen ungeheuere Dampfmassen bis zu 300 Fuß Höhe empor; im Innern der Erde ist ein Rollen und Grollen, das sich allemal nach fünf Secunden wiederholt, wobei auf ein paar Hundert Ellen im Umkreise der Boden erdröhnt. Bei jedem Grollen erfolgt ein Schlammausbruch. Von Zeit zu Zeit hörte man eine Explosion als ob schwere Kanonen abgefeuert würden und dann zitterte die Erde weit und breit, während die Dampfmassen viel stärker wurden. Dieser Vulcan kann noch lange in Thätigkeit sein, denn unter der Krateröffnung liegen junge abgestorbene Fichten, auf der Höhe aber stehen Bäume in bestem Wuchse. Der Schlamm wird weit hin fortgeschleudert. Oberhalb des Kraters, auf einer etwa 100 Fuß hohen steilen Terrasse, stehen Bäume von 110 Fuß Höhe und die höchsten Zweige derselben waren mit Schlamm beworfen; um das zu ermöglichen muß er bis etwa 300 Fuß emporgestiegen sein.

Am 3. September durchwateten wir den Fluß und folgten dem Laufe desselben gen Osten hin bis zu einem Cañon, der zwar nicht sehr tief aber nicht zu passiren war; wir setzten deshalb unsere Wanderung auf der bewaldeten Höhe fort. Plötzlich wurde uns ein überraschender Anblick; vor uns lag ein ausgedehnter Wasserspiegel — der Yellowstonesee.

* * *

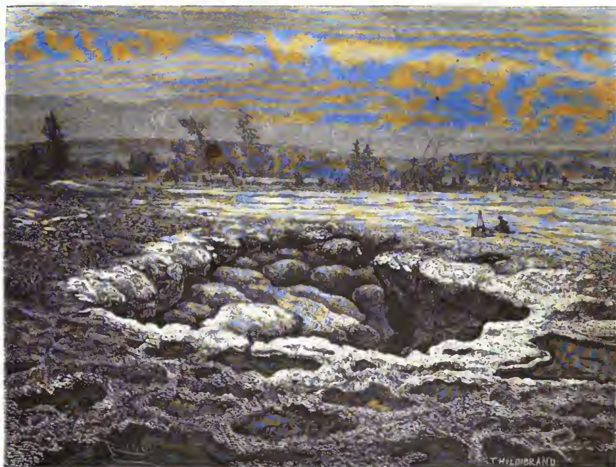
Der Yellowstonesee bietet einen prachtvollen Anblick dar. Vor unserm Lagerplatz an der Nordseite (wo der Fluß ihn verläßt und seinen Lauf in nördlicher Richtung nimmt) breitete sich sein Spiegel nach Süden hin etwa 26 Miles weit aus; an manchen Stellen hat er kleine Inseln. Das östliche Ufer ist flach, das Wasser nicht tief und der Sand besteht dort aus Obsidian; man findet in ihm viele kleine Krystalle, diese sogenannten californischen Diamanten. Weiterhin treten Ausläufer der Bergmassen in den See hinaus, dessen größte Breite etwa 18 Miles beträgt; das westliche Ufer ist flach und bewaldet. Die Inseln sind noch unerforscht und wohl noch nie vom Fuß eines Menschen betreten worden, bis Hayden im Jahr 1871 den See in einer kleinen Barke befuhr.

An manchen Uferstellen dringen Dämpfe aus dem Bo-

den; das dunkelblaue Wasser des Sees ist krystallklar und in der Mitte sehr tief. Muscheln findet man am Ufer nicht und Alles läßt darauf schließen, daß sein Niveau nie höher gewesen ist als gegenwärtig. Er ist überaus reich an Forellen und andere Fische sind in ihm nicht gefunden worden; als Köder dienen Heuschrecken. Die Forellen im offenen See haben gelbes Fleisch, die in den Buchten blutrothes. Bei vielen fanden wir lange, weiße Würmer im ganzen Körper bis unter die Haut, aber trotzdem waren die Fische munter und lebendig.

Am 5. September zogen wir am Ostufer nach Süden hin und kamen mehrmals an erloschenen Kratern vorüber, welche durch Wellenschlag zerstört waren; an einem Vorsprunge stiegen mehrere Dampfsäulen mit großem Geräusch empor; weiterhin mußten wir das Ufer verlassen und bewaldete Höhen erklimmen, in denen wir, der vielen umgefallenen Baumstämme wegen, nur langsam und beschwerlich vorwärts kamen. Dort fanden wir mehrere alkalinische Quellen und viele sumpfige Niederungen.

In diesem Thalbecken sind Pflanzenwuchs und Klima von denen der außerhalb liegenden Regionen verschieden. Der Sommer ist kurz aber trotz der beträchtlichen Höhenlage sehr heiß; es regnet dann oft und so ist die Luft vergleichweise feucht. Der Graswuchs ist saftig und die Pflanzen sind grün und üppig, während jene in den tiefer liegenden Thälern draußen durch die Sonne verdorrt sind. Farrenkräuter und andere Pflanzen welche Feuchtigkeit lieben, treten in Menge auf, erreichen aber keinen hohen Wuchs. Im Winter




Krater des großen Geyser.

ist der Schneefall beträchtlich, die Kälte aber für eine so hohe Lage nicht allzustreng; vielleicht wirken die vielen heißen Dämpfe einigermaßen auf das Klima ein. Es haben einmal zwei Männer dort überwintert und beide waren im Frühjahre mit Kröpfen behaftet. Diese kommen bei den Kräheindianern sehr häufig vor und viele alte Frauen derselben haben solche Geschwülste, die vom Kinne bis auf die Brust herabhängen.

Wir kamen an das Schwefelbecken. Dort sind die unteren Bergabhänge mit Ablagerungen gelben Kalkes oder blauen Thones bedeckt und diese haben Millionen kleine Löcher, aus welchen Schwefeldampf hervorquillt; dieser lagert sich dann an den Rändern ab. Solche Schwefelbecken kommen in Menge vor und manche nehmen einen Flächenraum von einigen Geviertmiles ein. Sie sind im Allgemeinen nicht zu passiren, weil die Krusten sehr dünn sind; unterhalb derselben liegt eine Masse weißlichen Schlammes und diese bildet den gefährlichsten Morast, welchen man sich nur denken kann. Der Ausgang aus diesem Thalbecken war beschwerlich, weil so viele todte Bäume im Wege lagen; wir mußten deshalb an dem schlammigen Ufer hingehen, bis wir das Südostende des Sees erreichten. Dort aber war das Ufer durch angetriebene Fichtenstämme wie verrammelt. Nachts hörten wir oftmals Gebrüll californischer Löwen. Am andern Morgen bestieg ich mit Langford den höchsten Punkt der östlichen Kette; wir ließen unsere Pferde da wo die Wälder aufhören, stiegen vier Stunden bergauf und hatten dann einen so deutlichen Ueberblick über den ganzen See, daß ich

eine genaue Karte seiner Umrisse und Inseln entwerfen konnte.

Nach Osten hin lagen hinter einander steile, vulcanische Berge, die von unzugänglichen Schluchten durchrissen waren; es sah aus als ob einst das ganze Gebirge im Schmelzen und im Flusse gewesen sei und nur Getrümmer und Asche zurückgelassen habe. Eine Kette von Spitzbergen war nicht vorhanden, die Höhen bildeten fast einerlei Niveau mit einer wagerechten Lavadecke; diese Formation setzte sich fort, so weit unser Blick reichte. Die tiefen, engen Thäler waren grün und bewaldet und wir sahen in der Ferne Flüsse und Seen in Menge. Ueberhaupt findet man in dieser Region überall Seen von sehr verschiedener Größe und Gestalt, mit allen Arten Wasser und in allen denkbaren Lagen, auf Berggipfeln, auf den Terrassen der Abhänge, in den Thälern und Schluchten.

Nachdem wir hinabgestiegen waren, um uns mit der Expedition, die vorausgezogen war, wieder zu vereinigen, verirrten



Kleiner Geyser.

wir uns in der Dunkelheit mehrmals, indem wir Pfade der Elenthiere einschlugen, erreichten aber doch unsere Gefährten, die uns schon im Gebirge verloren glaubten.

Am 8. September zogen wir durch einen dichten Wald, der überaus beschwerlich zu passiren war. Mehrere Pferde waren manchmal zwischen den Bäumen dermaßen eingeklemmt, daß wir nur mit großer Anstrengung sie wieder losmachen konnten und Mühe hatten, das in Unordnung gerathene Gepäck wieder herzustellen. Unser Gesicht wurde zerkratzt, unsere Kleidung zerrissen, unsere Glieder erhielten schmerzhafte Schläge und Stöße. Nachdem wir alle Noth überstanden, kamen wir an ein hübsches Thal, durch welches ein Bach floß, wo wir lagerten. In dieser Gegend sind Bären sehr häufig; sie finden an Beeren und Fichtenzapfen Nahrung vollauf; die ganze Gegend ist für diese Thiere wie geschaffen. Die Zahl der Quellen, welche auf den Höhen entspringen, ist ganz erstaunlich; ihr Wasser bildet weiter abwärts Sümpfe, welche man nicht durchwaten kann. Das Wasser welches aus dem Gestein hervorkommt ist stets gut, alles andere aber schlecht. In den kleinen Seen sind Flußottern häufig; sobald die Dämmerung eintritt, kann man sie zu Hunderten auf dem Wasser spielen sehen; auch Biber sind vorhanden.

---

# Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei.

Von Wilhelm Freiherrn **von Berg**.

## I.

Das Rhodopegebirge. — Schwierigkeit der Gebirgsreisen.

Wenn man mit der neuen türkischen Eisenbahn, welche in wenig Jahren Oesterreich mit dem Oriente verbinden soll, von Konstantinopel über Adrianopel und Philippopel hinaus fährt, so sieht man südlich von dieser letztern Stadt einen mächtigen Gebirgszug. Derselbe wird mit dem Namen Rhodope-Gebirge bezeichnet. Der „Globus" brachte in Nro. 17 des Jahres 1874 ein Bild von Philippopel, welches im Hintergrunde die hohen Berge jenes Gebirgsstockes zeigt. Diese nun waren das Ziel meiner Reise. Und wenn ich es mir auch vorzugsweise zur Aufgabe gemacht hatte, den forstlichen Zustand dieser Gegend zu erheben, so war es keineswegs ausgeschlossen, den Blick des Reisenden nicht auch nach

rechts und links über Land und Leute, über Felder und Wiesen, oder über Handel und Industrie schweifen zu lassen.

Als ich mich im Winter 1873 auf 1874 für die Reise vorbereitete, durchging ich sorgfältig einen großen Theil der Literatur, welche das Innere der Türkei beschreibt, um mir namentlich ein Bild über die Verbreitung und Ausdehnung der Wälder zu machen. Ich durchsuchte die interessanten und werthvollen Berichte von Hahn, Kanitz, Hochstetter, Lejeau und Anderen mehr, aber in keinem fand ich den gewünschten Aufschluß. Da finden wir wohl die anziehendsten Bilder über Land und Leute, über Handel und Wandel, interessante Mittheilungen über die Topographie und die geognostischen Verhältnisse des Landes, umfassende Beschreibungen über Cultur und Sitte des Volkes und dergleichen, aber des Waldes, dieses so ungemein wichtigen Factors im Haushalte der Natur, ist nirgends oder doch nur ganz nebensächlich gedacht. Nur hier und da fand ich Andeutungen, aus welchen wohl zu schließen war, daß die Behandlung der Wälder in der Türkei sehr im Argen liegen müsse, und daß ein großer Theil derselben bereits der Viehweide zum Opfer gefallen ist, indessen gaben andere Mittheilungen der Vermuthung Raum, daß, wenn auch die Vorberge entwaldet, der eigentliche Stock der ausgedehnten Gebirge dennoch mit colossalen Wäldern bedeckt sein müsse. So z. B. sagt Herr von Hochstetter in seiner höchst interessanten Reisebeschreibung durch Rumelien *) über den Waldzustand im Rhodope-Gebirge: „Die vorderen Gehänge des Gebirges sind leider gänzlich entwaldet, aber tiefer im Gebirge giebt es noch die prächtigsten Tannen- und Fichtenwälder, wahre Urwälder, so daß man sie ausbrennt, um Culturen anzulegen und nur die Asche gewonnen wird."

Wir werden nun später sehen, wie es mit den „Urwäldern" bestellt ist und wie Berichte, die der kritischen Anschauung des forstlichen Auges entbehren, irre führen können. Der Forstmann kann sich nicht damit begnügen,



Han und Schmiede in Sestrino. Original von W. v. Berg.

nur die großen Thäler und Hauptstraßen des Landes zu bereisen, den Wald nur aus weiter Ferne zu beschauen, oder bloß aus den Mittheilungen der Eingeborenen zu schöpfen, er muß hinein in das Waldesdunkel, um richtig urtheilen zu können. Und darin liegt eben die Schwierigkeit. Nicht jeder Reisende verfügt über die Mittel, um weit ab von der Straße seine Excursionen über ein unzugängliches Gebirge auszudehnen, wo er weder Unterkunft noch genügenden Schutz für seine Person findet, in welches man sich nur mit einem Zelte, mit Reit- und Packpferden, mit einem Dragoman und einigen Zaptiés (Polizeisoldaten) wagen kann, um seines Lebens sicher zu sein, und sich mit allen möglichen Lebensmitteln versehen muß, um nicht zu verhungern.

Da giebt es wohl Dörfer im Gebirge, aber keine Wirthshäuser und Schenken im civilisirten Sinne, um eine Unterkunft zu suchen, sondern höchstens einen elenden türkischen Han, der Einem nichts bietet als einen allenfalls genießbaren schwarzen Kaffee, den man in Ermangelung der bei uns gebräuchlichen Tische und Sessel überdies à la turca in der bekannten Stellung mit untergeschlagenen Beinen zu sich nehmen muß. Solch einen Han stelle ich dem freundlichen Leser in dem nebenstehenden Bilde vor. Dort, wo gegenwärtig die Eisenbahn endet, in Bellova, einem bulgarischen Dorfe am Fuße des Rhodope-Gebirges, hatte ich mein Hauptquartier aufgeschlagen. Von hier aus unternahm ich meine Excursionen ins Gebirge, welche volle acht Wochen in Anspruch nahmen. Obwohl ich nun jedem türkischen Han sorgfältig auswich und dies um so leichter thun konnte, da ich Zelt und Feldbett auf Packpferden bei mir führte, war es dennoch manchmal unvermeidlich, eine unfreiwillige Einkehr in einem Gasthause zu halten. Unsere Reitpferde hatten etliche Eisen verloren und mußten neu beschlagen werden, da uns schwierige Gebirgspfade voraussstanden. Im Dorfe Sestrino sollte sich ein ganz besonders geschickter Schmied befinden und so machten wir denn Halt vor dem dortigen Han.

Von außen sieht freilich solch ein Han gar nicht übel, sogar recht einladend aus, aber wenn man hineinkommt, so entbehrt die innere Einrichtung wohl einer jeden Bequem-

*) Mittheilungen der geogr. Gesellschaft in Wien. Nr. 2. S. 74.

lichkeit, die man sonst an ein Geschäft, welches sich die Gastfreundschaft zur Aufgabe gemacht hat, zu stellen berechtigt ist. Und obgleich wir es in dem vorliegenden Falle mit einem bulgarischen, daher mit einem christlichen Han zu thun haben, ist es damit doch nicht besser als in den rein türkischen Gast- und Kaffeehäusern bestellt. Die Bulgaren, ein gefügiges Volk, welches seit Jahrhunderten unter dem Drucke der Osmanli seufzt, haben sehr viele orientalische Sitten angenommen und ihr Haus- und Wirthschaftsgeräth nach dem Muster ihrer Herren eingerichtet. So sind denn auch die bulgarischen Wirthshäuser nichts anderes als türkische Hans. Von Tischen und Bänken im Gastzimmer ist keine Rede. Die Gäste stehen im Zimmer herum und wer sich setzen will, kann sich à la turca niederhocken. Nur selten findet man Bänke und Tische und dann nur in der urwüchsigsten Form, mit welchen der Wirth seine Gäste bedient. Von Gläsern oder Krügen keine Spur; in einem Gefäß aus Zinn, von außen schmutzig, von innen nicht rein, credenzt man den Gästen den Wein. Derselbe ist immer roth, trübe und schmeckt nach Holzessig, Schimmel und Erde. Dazu ein schwarzes, unter den Zähnen knirschendes Kornbrot, gekochte Eier und ein Schaf- oder Ziegenkäse, das ist Alles was das Wirthshaus bietet. Mitunter allerdings ist wohl auch Braten vorhanden. Aber wenn ein alter Schafbock abgestochen und, weil ja das Fleisch der großen Hitze wegen im Sommer nicht haltbar ist, sofort in den Backofen hineingeschoben wird, so kann man sich denken wie zäh er ist! Zur Ehre der türkischen wie bulgarischen Hans sei es übrigens gesagt, daß man manchmal einen Pillaf (Hühnerfleisch mit Reis) oder in Gemüse gedunstetes Geflügel bekommt, welches ganz genießbar ist.

Wie steht es nun aber mit der Unterkunft aus? Vom Pferdestall aus führt eine Art Hühnersteige in den obern Stock hinauf; dort sind ein oder zwei „Zimmer" für Gäste „eingerichtet". Das ist ein Raum, der zwar aus vier Wänden besteht, sonst aber nichts enthält, als eine sechs Zoll hohe Pritsche (Mender) von Brettern, auf welcher der Reisende sein Bett oder seinen Teppich aufschlagen darf, um die Nacht, wenn ihm sonst die bekannten türkischen Bewohner Ruhe lassen, „köstlich" darauf zu ruhen. Im Sommer geht das noch, aber im Winter, wenn's draußen kalt ist und man genöthigt ist, beim Mangal (einem Kohlenbecken anstatt des Ofens) zu sitzen, dann soll's schrecklich sein. Ein deutscher Reisender, welcher alle diese Beschwerden durchmachte, schrieb an die Wand eines solchen Hans zum Abschiede:

Wer Pillaf nie mit Unschlitt aß,
Wer frierend nie beim Mangal saß,
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Der kennt dich nicht, du göttliche Levante!

Kann man sich unter solchen Umständen noch wundern, daß sich nur selten ein Reisender von den großen Straßen entfernt und die unzugänglichen Gebirge nur selten zum Gegenstande seiner Durchforschung erwählt! Und kann es namentlich noch auffallen, daß man von den forstlichen Zuständen der Türkei bisher so viel als nichts erfuhr! Der Forstmann findet in der Regel keine Wälder an den Straßen, ihm bleibt nichts anderes übrig, als sich hinauszuwagen in die Gebirge und Wälder, die vom Fuße des Reisenden kaum jemals betreten wurden. Von dort nun will ich dem freundlichen Leser erzählen, wie es denn aussieht im schönen grünen Walde, dort oben auf den Bergen, in den Thälern und in den Dörfern.

Ehe ich aber zur Darlegung meiner Beobachtungen schreite, sei es mir gestattet, meine Reiseroute in kurzen Umrissen anzugeben. Wie ich bereits erwähnte, schlug ich mein Standquartier am Ausgangspunkt der Eisenbahn, in Bellova, auf. Von dort erstreckten sich meine Excursionen bis an den Ursprung des Marizza-Flusses, über das ganze Rhodope-Gebirge, über den Karlyl-Stock, über die Ausläufer des Dospad Jailasy, den Perseng und einen Theil des Kara-Balkans.

Von Bellova aus hatte ich bereits einige Excursionen in das Jadoniza-Thal gemacht. Das ist eine Gebirgsschlucht, welche theilweise von jähen Felswänden, durch die sich schäumend der Jadoniza-Bach durchdrängt, eingeengt ist. Noch vor wenigen Jahren war diese Schlucht beinahe ganz unzugänglich, nur die Jäger wagten sich hinein. Als aber der Eisenbahnbau Fortschritte machte, wurde das Jadoniza-Thal durch eine von Holz construirte Rollbahn zugänglich gemacht, um die zum Bahnbau erforderlichen Hölzer zu gewinnen. Die ungemein schwierige Ausbringung ist jedenfalls auch die Ursache gewesen, daß dieses Thalgebiet noch bedeutende Holzvorräthe enthält und daß sich in demselben der Wald noch in einem befriedigenden Zustande befindet. Das ist aber auch das einzige Thal in dem ganzen großen Gebirgsstocke, welches noch Wald aufzuweisen hat, alle übrigen Theile sind auf eine gräßliche Weise devastirt. Von Weitem sehen die Wälder mitunter gar nicht schlecht aus, aber wenn man hineinkommt, wendet sich der Forstmann mit Ekel davon ab. Selbstverständlich darf man ja Wälder in so uncivilisirten Ländern nicht mit deutschen Augen betrachten, aber eine gewisse Schonung, eine gewisse Achtung vor dem Walde darf man denn doch wohl erwarten. Der arme Wald wird gesengt und gebrannt, um das Weideterrain auszudehnen, er wird von habgierigen Speculanten ausgebeutet und auf eine Weise mißhandelt, welche den gänzlichen Ruin unbedingt zur Folge haben muß.

---

# Bei den Zeltbewohnern in Marokko.

Von **Gerhard Rohlfs.**

## II.

Der feierliche Augenblick war gekommen, wodurch der kleine Omar jetzt in die Gemeinschaft der Muselmanen aufgenommen werden sollte. Um den Glanz des Festes noch mehr zu erhöhen hatte Abn Esalam es übernommen, sämmtliche gleichalterige Knaben der drei Zeltdörfer der Beni Amer, und es waren deren noch sieben auf seine Kosten beschneiden zu lassen. Ja ohne den Neid und die Mißgunst seines eigenen Falihs *) und der Tholba **) der Duars zu erregen, weil

*) Doctor der Theologie. **) Schreiber, Plur. von Thaleb.

sie auch ihre Gebühren bekamen, hatte er einen in hohem Ansehen stehenden Schriftgelehrten aus Fes kommen lassen. Die Gebühr für die Beschneidung, 3 Metkal, erlegte er im Voraus. Wie reich aber mußte Abu Ssalam sein, daß er so große Summen zahlen konnte, denn zahlte er doch, wie gesagt, seinen eigenen Schriftgelehrten die nämliche Summe. Und wenn man bedenkt, daß man in Marokko für die Beschneidung sonst nichts zu bezahlen braucht, der bemittelte Mann höchstens eine Maß Korn oder ein Huhn oder einige Eier dem Schriftgelehrten für seine Bemühung giebt, so kann man ermessen, wie freudig die Eltern ihre Söhne herbeibrachten. Das Glück vom heiligen Sidi Mussa aus Fes beschnitten zu werden war zu groß. Abu Ssalam aber hatte es von jeher als eine Regel der Klugheit betrachtet, mit den heiligen Leuten, mit der Geistlichkeit, auf gutem Fuße zu leben, und er hatte längst eingesehen, daß man mit der Geistlichkeit nur dann auf gutem Fuße lebt, wenn man sie tüchtig zahlt. Aber dafür war er auch des Paradieses sicher; der Segen, den sie ihm ertheilten, war länger als der für die übrigen Gläubigen, und durch die vielen Wohlthaten, die er den Fakihs und Tholba erwiesen hatte und noch immer erwies, war Abu Ssalam selbst in den Ruf großer Frömmigkeit gekommen.

Die acht Knaben wurden vor das Djemmazelt *) in einer Reihe aufgestellt und nachdem vom Fakih Sidi Mussa ein langes Gebet war gesprochen worden, ging er auf Omar zu, der von seinem Vater gehalten und ermahnt wurde, standhaft zu sein, ergriff sodann das Präputium und trennte es mit einem raschen Schnitte von der übrigen Haut; das noch übrig gebliebene Frenulum wurde mit einem zweiten Schnitte getrennt, und sodann kam ein anderer Thaleb und streute pulverisirten Schöb (Alaun) auf die blutenden Ränder. Standhaft hatte der Knabe Omar ausgehalten, seine Zähne zusammenbeißend murmelte er fortwährend: „Gott ist der Größte, es giebt nur Einen Gott." Sein Vater trug ihn, Omar war fast ohnmächtig geworden, nun gleich ins väterliche Zelt zurück, während ein Sklav ein ganz neues Hemd und eine neue weißwollene Djilaba **) vor ihm hertrug, Festgeschenke seines Vaters, welche aber erst angelegt werden durften, wenn der Kranke vollkommen genesen war. Die Beschneidung der übrigen Knaben erfolgte auf dieselbe Weise, nur daß einige von ihnen ein entsetzliches Schmerzensgeschrei ausstießen, und merkwürdigerweise war einer unter ihnen ohne Präputium, oder doch wenigstens nur mit einer Andeutung davon. Natürlich wurde er gleich für heilig erklärt, denn wie selten trifft es sich, daß ein Mensch beschnitten zur Welt kommt. Die Geschichte (d. h. nach der Auffassung der Marokkaner) nennt nur Mulei Edris, Sidna Mohammed, Sidna Brahim, Sidna Daud und Sidna Mussa als von Gott beschnittene Leute, d. h. ohne Präputium zur Welt gekommen. Der so ausgezeichnete Knabe Namens Hamd-Allahi hat denn auch später eine wichtige Rolle gespielt; er war von Gott beschnitten, er war ein Heiliger vor Gott, und wer weiß ob er nicht einst dazu berufen ist, alle Menschen zum Islam zurückzuführen ***), damit alle Menschen des Paradieses theilhaftig werden, das Gott ihnen durch seinen Liebling Mohammed verheißen hat.

Aber wie segensreich sollte überhaupt diese Beschneidung für die acht Knaben werden, wie überhaupt für diesen ganzen Stamm der Beni Amer! Die Beschneidung war nämlich vollzogen worden mit einem Mus min Hedjr *) (Steinmesser). Seit undenklichen Zeiten vererbte sich ein Steinmesser vom Vater auf den Sohn in diesem Stamme der Beni Amer, und einer schriftlichen Tradition zufolge soll die Beschneidung Sidna Omar's, des Stammvaters der Beni Amer und zweiten Kalifen, mit diesem selben Messer vorgenommen worden sein. Wie ein Heiligthum wurde dasselbe in der Familie bewahrt, und selbst als es bei Eroberung der Provinz Tlemsen durch die Ungläubigen, bei der Plünderung des Duars durch die Christenhunde, verloren gegangen war, kam es durch ein Wunder wieder in den Besitz des Kaids Abu Ssalam. Der Kalif Sidna Omar hatte es ihm selbst eines Nachts zurückgebracht, er fand es unter seinem Kopfkissen. Alle umliegenden Stämme beneideten die Beni Amer um einen so köstlichen Schatz. Die meisten Marokkaner lassen sich mit gewöhnlichen Rasirmessern beschneiden, d. h. diese haben den Namen Rasirmesser, sind aber weiter nichts als die elendesten Klingen dieser Art.

Omar verbrachte nun die nächsten Jahre damit, den Koran zu lernen, d. h. schriftlich und auswendig; denn heute gilt es in Marokko für einen Mann, der einst Kaid seines Stammes sein will, für unerläßlich selbst lesen und schreiben zu können. Nicht als ob er jemals diese Wissenschaften praktisch verwerthen würde, aber es gehört zum guten Ton, und wie auch in Marokko in dieser Beziehung die Mode anfängt unerbittlich zu sein, so mußte sich Omar den langweiligen Unterrichtsstunden im Koranlesen und Buchstabenmalen unterwerfen. Sein Vater war glücklicher gewesen; zu seiner Zeit erheischte man noch nicht von den jungen Leuten Lesen und Schreiben zu lernen. Omar machte dann in Gemeinsamkeit mit seinem Vater mehrere Reisen in Marokko, denn Kaid Abu Ssalam hatte den Entschluß gefaßt die Pilgerfahrt nach Mekka erst dann zu machen wenn sein Sohn eine Frau habe: dann solle die ganze Familie das Haus Gottes besuchen. Aber er lernte doch Fes kennen, er sah in Mikenes den Sultan, er unternahm eine Siara (Pilgerreise) nach der heiligen Stadt Uesan, er kam nach Tanger um dort die Feuerschiffe der ungläubigen Hunde zu bewundern, und hatte das achtzehnte Jahr erreicht, um daran denken zu können eine Frau zu nehmen.

Bei den freien Zeltbewohnern Marokkos ist es keineswegs Sitte, daß die Frauen sich verschleiern wie in den Städten; Jünglinge und Jungfrauen haben daher auch Gelegenheit sich zu sehen, kennen zu lernen und zu lieben. Auf dem Lande werden daher auch häufig genug Heirathen aus wahrer Neigung geschlossen. Omar hatte seit längerer Zeit Gelegenheit gehabt die Reize und Vorzüge eines jungen Mädchens kennen zu lernen, welches nur einige Stunden von seinem Duar entfernt lebte. Es war das Aischa beni Abu Thaleb vom Stamme der Uled Hassan. Die beiden Väter waren seit Langem durch Freundschaft verbunden; der Duar der Uled Hassan lag auf dem Wege vom Ssebu nach Fes. Wenn nun Abu Ssalam nach der Hauptstadt reiste, was häufig genug vorkam, so nächtigte er nicht im allgemeinen Dar biaf (Fremdenzelt) der Uled Hassan, sondern ging zum Zelte des Abu Thaleb selbst, und umgekehrt machte es dieser so wenn sein Weg ihn in die Nähe des Ued Ssebu führte.

Omar war dann mehrere Male in Begleitung seines Vaters gewesen und seit vier Jahren war ihm die wunderbare Schönheit Aischa's aufgefallen; Aischa selbst mochte als er sie zum ersten Male sah 10 Jahre alt sein, jetzt hatte

*) In jedem marokkanischen Duar befindet sich ein Zelt, das zum Abhalten des freitäglichen Ghotbagebetes bestimmt und Gitun el Djemma heißt; in der Regel dient es auch als Herberge für Fremde und heißt dann Gitun el Diaf.

**) Wollenes Uebergewand.

***) Dies sind selbstverständlich immer nur die Gedanken der Mohammedaner.

*) In einzelnen Familien haben sich behufs der Beschneidung Steinmesser oder vielmehr scharfe Steinscherben vom Vater auf den Sohn vererbt und wahrscheinlich sind sie aus Arabien mit herübergebracht worden.

sie 14. Kein Mädchen hatte seiner Meinung nach so feurige Gazellenaugen, keine hatte einen kleinern Granatmund und längeres schwarzes Haar, keine hatte so volle Formen und kleinere Hände und Füße.

In seinen Augen verstand kein anderes Mädchen so gut die Ziegen zu melken wie Aischa, oder mit gleich lieblicher Anmuth einen Teller Brot anzubieten, oder eine Schale mit Milch zu credenzen. Aber was war alles das gegen den Zauber ihrer Stimme? Zwar hatte Omar selbst nur ein Mal mit ihr gesprochen, als er ermüdet das Zelt ihres Vaters erreichte und um einen Trunk Wasser bat. Da schoß Aischa wie ein Reh davon und aus dem Schlauch eine Tasse füllend, überreichte sie dieselbe mit den Worten: „Bism Allah!" (im Namen Gottes). Das war alles was Aischa direct zu ihm gesprochen hatte. Aber von dem Augenblicke an sagte Omar zu sich: Du kannst nur Aischa zum Weibe nehmen und keine andere. Er glaubte nun auch zu wissen, daß Aischa gern seine Frau werden würde, er schien bei ihr eine gewisse Sympathie für sich bemerkt zu haben, und ohne daß man mit Worten seine Gedanken auszutauschen braucht merken die jungen Leute in Marokko ebensoleicht wie bei uns was Liebe ist.

Omar war im Frühling, nur von Gefährten und Sklaven begleitet, von Fes zurückgekommen, er hatte wieder bei Abu Thaleb die Nacht zugebracht, er hatte die großen Augen Aischa's wieder gesehen, er hatte sie plaudern hören mit ihren Gespielinnen und von dem Augenblicke an war sein Entschluß gefaßt. Als er am andern Abend den eigenen elterlichen Duar erreichte, rief er seine Mutter bei Seite; er gestand ihr seine Liebe zu Aischa und bat sie mit dem Vater deshalb zu sprechen.

Obschon seine Mutter, Lella Mariam, eigentlich ein anderes junges Mädchen für ihren Sohn im Auge hatte, er sollte eine weitläufige Verwandte, die ebenfalls Scherifa (aus dem Stamme des Propheten) war, heirathen, so lag ihr das Glück ihres einzigen Sohnes doch viel zu sehr am Herzen, als daß sie hätte Schwierigkeiten erheben wollen. Zudem wußte sie wohl, daß obschon sie großen Einfluß auf ihren Mann hatte, die Entscheidung einer solchen wichtigen Angelegenheit von ihm abhing. Sie beeilte sich daher ihrem Manne Mittheilung davon zu machen, und wunderte sich, daß derselbe ihres Sohnes Liebe ziemlich gleichgültig, fast kalt aufnahm.

Kaid Abu Sfalam war ein praktischer Mann, auch er hatte längst eine Schwiegertochter im Auge; das war aber keineswegs Aischa, die Tochter seines armen Freundes, sondern Safia, die Tochter eines reichen Kaids der Uled Sidi Schich, deren Zelte in der Nähe von Udjda standen. Seit Jahren hatten die beiden Väter dieses Project genährt. Die Uled Sidi Schich waren ebenfalls aus der Provinz Tlemsen vertrieben, aber sie waren nur über die Grenze gegangen. Safia mußte um die Zeit etwa 13 Jahre alt sein, und noch vor Kurzem hatte ihr Vater an Abu Sfalam geschrieben, nach Udjda zu kommen und seinen Sohn mitzubringen und dieser hatte es versprochen. — Jetzt sollte aus dieser Heirath die Abu Sfalam fast schon als abgemacht fand, nichts werden, er sollte sein Wort brechen. — Aber Omar, der einzige Sohn, kam selbst, er beschwor den Vater ihm Aischa zu verschaffen, er würde sterben, wenn Aischa nicht sein Weib würde, und dann flehte die Mutter, Lella Mariam, zu Gunsten des Sohnes; wie konnte da der Vater, der Gatte widerstehen?

Vor allen Dingen schickte er daher Leute ab an den Kaid der Uled Sidi Schichs, um ihm anzuzeigen, er könne und wolle sein Versprechen nicht halten, sein Sohn Omar habe sich eine andere Frau genommen. Sodann ging man gleich an die Brautwerbung, um jetzt die Hochzeit so rasch wie möglich zum Abschluß zu bringen.

Unter dem Vorwande nach Fes reisen zu wollen, brach Abu Sfalam von seiner Frau Lella Mariam begleitet auf und erreichte Nachmittags den Duar der Uled Hassan, um bei seinem Freunde Abu Thaleb abzusteigen. Die Begleitung der Lella Mariam erregte natürlich das größte Aufsehen und im ganzen Zeltdorfe flüsterten die Frauen und jungen Mädchen über dies Ereigniß und prophezeieten eine baldige Hochzeit. Abu Thaleb, der wie schon gesagt nicht begütert war, besaß nur ein Zelt, aber durch eine Scheidewand von wollenen Stoffen war eine Abtheilung für seine Frau hergestellt und in diese begab sich sogleich Lella Mariam zur Mutter Aischa's.

Sie fing damit an von gleichgültigen Dingen zu sprechen und kam dann allmälig auf die Vorzüge ihres Sohnes; sie pries dessen Kraft und Schönheit, sie deutete an, daß er dereinst Kaid seiner Stämme werden würde, sie betonte, daß er von väterlicher Seite das Blut des Kalifen Omar, von mütterlicher das des Propheten habe und meinte schließlich, daß jedes Mädchen glücklich sein müsse, die er sich als Frau auserwählen würde. Sodann fügte sie noch hinzu, daß Aischa ein hübsches und tugendhaftes Mädchen sei, die wohl für Omar passen möchte. Aischa selbst, wohl ahnend was kommen würde, war gleich im Anfange dem Zelte entschlüpft und hatte sich draußen etwas zu thun gemacht. Die Mutter Aischa's hingegen hatte nicht genug Lob für ihre Tochter, keine sei so schlau wie sie, keine verstehe so dauerhafte Haiks (Umschlagetücher) zu weben wie sie, keine verstehe die Kügelchen zum Kuskussu so fein zu reiben wie sie und ihre Keuschheit und Sittsamkeit sei über alles Lob erhaben, aber schließlich meinte auch sie, daß Aischa wohl für Omar passen würde.

Als nach dem Abendessen, welches die beiden Männer gemeinschaftlich eingenommen hatten, ein jeder sich mit seiner Frau allein befand, Aischa selbst war für die Nacht zu einer Freundin gegangen, erfuhren sie von ihren Frauen den Gedankenaustausch, und Abu Sfalam beschloß nun am andern Morgen von Aischa's Vater ihre Hand für seinen Sohn zu verlangen. Ob Aischa einwilligen würde daran dachte er wenig, zumal er wohl nach seines Sohnes Worten vermuthen durfte, daß eine gegenseitige Neigung vorhanden sei.

Da Kaid Abu Sfalam entschlossen, seinem Sohne (er hatte ja nur den einzigen) schon bei Lebzeiten einen Theil seiner Herden abzutreten, so war er bald mit Aischa's Vater, dem Abu Thaleb, einig, er bezahlte ihm 200 Duoros, also einen bedeutend höhern Preis *) als sonst üblich ist. Es wurde außerdem festgesetzt, daß Aischa drei neue silberne Spangen (um das Gewand festzustecken), zwei silberne Armbänder, zwei silberne Fußringe, im Ganzen im Gewichte von fünf Pfund Silber, bekäme, daß sie zwei Sack Korn, eine neue große kupferne Gidra **), einen Teppich von Arbat im Werthe von 20 Doros, ein neues Hemd, einen neuen Haik, ein neues seidenes Kopftuch und eine neue seidene Schürze als Aussteuer bekäme, daß endlich das Maulthier, auf dem sie hergeleitet würde, Eigenthum ihres Mannes bliebe. Es war also genau so viel der Braut an Gegenständen mitgegeben als der Schwiegervater dem Abu Thaleb an Geld gezahlt hatte; einer alten Sitte gemäß hatte überdies Aischa noch für ihren Zukünftigen das Hemd selbst zu nähen, welches er am Hochzeitstage zu tragen hatte, auch eine rothe Mütze mußte sie ihm mitbringen, wofür der Bräutigam am Festtage der Braut einen silbernen Ring und eine Halsschnur von Bernstein überreichte.

*) Der gewöhnliche Preis ist auf 60 französische Thaler, in Marokko Doro oder Duoro genannt, fixirt.

**) Kupferner Kessel.

Nachdem die beiden Väter dieses unter sich abgemacht hatten, begaben sie sich zum Kadi der Uled Hassan, wo alle diese Bestimmungen zu Papier gebracht und von beiden unterzeichnet wurden, auch wurde der Tag der Heimführung der Braut, der Hochzeitstag, bestimmt und alles dies durch ein gemeinsames Fötha (Segen, d. h. das erste Capitel des Koran wird gesprochen) besiegelt.

---

# Der Flibustier Vasco da Gama.

Während des Mittelalters waren längere Zeit die Araber auf dem Mittelmeere vorwaltende Handelsmacht; sie beherrschten dasselbe durch ihre Flotten und vermittelten den Bezug der Producte des fernen Orientes für Europa. Die Venetianer und Genuesen kamen commerciell erst während der Kreuzzüge empor; sie brachten den Zwischenhandel mit den indischen Waaren in ihre Hände. Von diesem sich unabhängig zu machen war das Bestreben der Portugiesen und Spanier, welche dahin trachteten, diese Producte selber auf eigenen Schiffen unmittelbar aus den Erzeugungsländern zu holen. Sie hatten von den Mauren auf der Pyrenäischen Halbinsel genaue Kunde über die Handelswege der Araber im Orient erhalten, und der Portugiese Pedro Covilhan, den König Johann der Zweite ausgeschickt hatte, „um Indien kennen zu lernen", schiffte 1487 auf einem arabischen Fahrzeuge nach Ormus im Persischen Meerbusen, nach Goa und Calicut; er kam über Aegypten nach Lissabon zurück. Er hatte Erkundigungen über die Handelsverhältnisse Indiens eingezogen, über die Niederlassungen der Araber in Ostafrika und die Verbindungen welche sie mit der Malabarküste unterhielten.

Von da ging das Trachten der Portugiesen dahin, die Südspitze Afrikas zu umsegeln und auf diesem Wege in die „Gewürzländer" zu gelangen. Der König rüstete den kühnen Freibeuter Vasco da Gama aus, der seine erste Fahrt 1497 antrat. Auf der zweiten war unter dem Schiffsvolk auch ein holländischer Seemann, dessen Name unbekannt ist. Derselbe ließ, wahrscheinlich 1504, in niederdeutscher Sprache zu Antwerpen einen Bericht über seine Erlebnisse drucken. Dieser umfaßt nur sechs Seiten und ist ungemein selten geworden; aber er enthält interessante Angaben und deshalb hat Berjeau denselben wieder drucken lassen *). Merkwürdiger Weise wird der Name Vasco da Gama's in der Erzählung gar nicht erwähnt. Sie beginnt folgendermaßen:

„Dieses ist die Reise, welche ein Mann selber beschrieb, wie er mit 70 Schiffen vom Strome von Lissabon, Portugal, absegelte, um nach Calicut in Indien zu gehen. Und das geschah im Jahre 1501. Und sie segelten der Küste der Barbarey entlang und kamen vor eine Stadt, genannt Meskebijil (Mers el Kebir), und erlitten dort eine Niederlage mit großem Verlust und Schimpf, und wir verloren dort viele Christen, deren Seelen nun Gott hat. Diese Schlacht begab sich am St. Jakobstage im eben genannten Jahre. Das Castell ist eine Meile von der Oraen (Oran) genannten Stadt entfernt und dorthin kommen viele böse christliche Kaufleute aus Venedig und Genua und sie verkaufen den Türken Rüstungen, Arkebusen und Schießbedarf, damit sie gegen Christen fechten, und sie (— die Italiener —) haben dort ihren Stapel. Ich war sechs Monate an der Küste der Barbarey und habe dort viel Elend in der Straße (— von Gibraltar —) erlitten."

Aus dieser Stelle geht die Handelseifersucht der Portugiesen und Italiener hervor.

Der Holländer erzählt dann die Fahrt, welche am 10. Februar 1502 begann. An diesem Tage verließ die Flotte den Tejo, sah zuerst Land bei Kenan (— Cap Nun —) und kam zum Cabo verde, „das wohl 500 Meilen von Portugal entfernt ist. Die Leute dort gehen ganz nackt, Männer und Frauen, und sie sind schwarz und schämen sich nicht." Vom 20. April an hatten sie dann widrigen Wind und zwölf Tage lang sahen sie kein Land; sie hatten Regensturm, Hagel, Schnee, Donner und Blitz als sie in der Nähe des Cabo tormentoso, dem Vorgebirge der Stürme, sich befanden. Sie umsegelten die Südspitze Afrikas und waren am 14. Juni vor Scafal (Sofála), wo sie einen Handel eröffnen wollten; die Einwohner ließen sich jedoch darauf nicht ein. Weiter gelangten sie nach Mosambik und dann nach dem Königreiche genannt Hylo (Kiloa). Dort machten sie den König der Krone Portugal zinspflichtig und um das anzudeuten, gaben sie ihm eine Fahne.

Am 11. September waren sie an der indischen Küste vor Cannar (Cananore) und nun erfahren wir, wie die Christen ihr Raub- und Mordgeschäft trieben:

„Wir lauerten hier auf die Schiffe aus Mekka. Das sind die Schiffe welche die Gewürze an Bord haben, die in unser Land kommen. Und wir zerstörten die Wälder, damit allein der König von Portugal von dort Gewürz bekommen sollte. Es war uns jedoch unmöglich unsern Vorsatz durchzuführen. Um dieselbe Zeit aber nahmen wir ein Mekkaschiff; an Bord desselben befanden sich 380 Männer und viele Frauen und Kinder. Und wir nahmen von denselben wenigstens 12,000 Ducaten und wenigstens für 10,000 Ducaten mehr an Gütern. Und wir verbrannten mit Schießpulver das Schiff und alle auf demselben befindlichen Menschen; das war am 1. October." Als ob eine solche Abscheulichkeit weiter nichts zu bedeuten habe und sich gleichsam von selbst verstehe, denn die in die Luft Gesprengten waren ja keine „Christen" sondern nur Mohammedaner; der Holländer erzählt ganz unbefangen, daß es dort zu Lande auch „Hirsche" gebe, deren lange Geweihe wie Hörner gerade emporständen und gewunden seien.

Nach jener Heldenthat segeln die Freibeuter 40 Meilen weiter und kommen nach Colcoen (die Holländer schreiben statt u immer oe), nämlich Calicut, wo die Brutalität der Christen den Gipfel erreicht.

„Wir musterten unsere Streitkräfte und fochten mit ihnen (den Calicutern) drei Tage. Und wir nahmen viele gefangen, welche wir an den Masten und Raen der Schiffe aufhängten. Dann nahmen wir sie wieder herunter und hieben ihnen Kopf, Hände und Füße ab; und wir nahmen eines ihrer Schiffe und warfen die Hände, Füße und Köpfe dort hinein. Und wir schrieben einen Brief, den wir an einer Stange befestigten und ließen dann das

*) Calcoen. A Dutch Narrative of the Second voyage of Vasco da Gama to Calicut. Printed at Antwerp circa 1504. With introduction and translation by J. Ph. Berjeau. London 1875. (Eine Anzeige im „Athenäum" vom 27. März 1875.)

Schiff ans Land treiben. Wir enterten dort auch ein Schiff, welches wir in Brand steckten und verbrannten viele Unterthanen des Königs."

Die „christlichen Helden", wie man jene Flibustier selbst in Büchern für die Jugend genannt hat, fuhren dann nach Cusschain (Cochin), das 60 Meilen von Calicut entfernt war; zwischen beiden liegt

„ein christliches Königreich, genannt Granor (Travancor) und dort wohnen manche gute Christen, und in diesem Königreiche leben auch viele Juden und sie haben dort einen Fürsten. Ihr müßt wissen, daß alle Juden dort zu Lande diesem Fürsten unterthan sind. Und die Christen haben mit Niemand was zu schaffen und sie sind gute Christen. Während der heiligen Tage kaufen und verkaufen sie nichts. Sie kamen willig auf unser Schiff mit Hühnern und Schafen und wir lebten davon recht gut. Sie essen und trinken mit keinem der nicht Christ ist. Sie hatten kürzlich Priester an den Papst nach Rom gesandt, um den wahren Glauben kennen zu lernen."

Auf der Rückfahrt hatten sie ein Seegefecht mit dem Könige von Calicut. „Wir nahmen zwei große Schiffe und tödteten alle auf denselben befindlichen Leute und verbrannten die Schiffe vor der Stadt Calcoen im Angesichte des Königs."

* * *

In solcher Weise wurde die „Heroenzeit" der Portugiesen eröffnet, die freilich von sehr kurzer Dauer war. Sie ist ein Zeitalter der abscheulichsten Barbarei, des infamsten Glaubensfanatismus und die „Heroen" sind gemeine, blutbefleckte Räuber. Der portugiesische Geschichtsschreiber Barros hat die „Heldenthaten" seiner Landsleute mit großem Talente geschildert und Camoëns sie in den Lusiaden poetisch verklärt, aber schon Affonso d'Alboquerque, der doch selber ein Freibeuter war, klagt über die grenzenlose Habgier und Raubsucht seiner Portugiesen. Bei ihnen waren Handelsneid und Glaubenswuth noch viel ärger als bei den Mohammedanern, welche in ihnen Eindringlinge sahen, die ihnen einen einträglichen Handel lahm legen und denselben monopolisiren wollten. Und um die Greuel noch zu steigern hatte schon Cabral auf seinem Schiffszuge gegen Indien 16 Mönche an Bord und von seiner Regierung den Auftrag, das „Christenthum" mit Waffengewalt zu verbreiten. Die Italiener aber gossen Kanonen auch für die Mohammedaner im Indischen Ocean, aus Handelseifersucht.

Die Portugiesen legten an der indischen und ostafrikanischen Küste Factoreien an und drangen bis zu den Molukken vor. Aber sie konnten die vielen zerstreuten Besitzungen nicht behaupten, bei ihnen stand Alles auf Zwang, Gewalt und Monopol. Der kurzen Anspannung aller Kräfte folgte Abmattung bis auf den heutigen Tag. Ohnehin hat ja kein römisch-katholisches romanisches Volk Europas es verstanden, irgend eine Colonie zur Blüthe und zu anhaltendem Gedeihen zu erheben. Was ist von allen Niederlassungen der Portugiesen im Osten übrig geblieben? Von Mombas und Kilwa, von Maskat bis Goa und Diu, nichts als Verfall und Getrümmer und ein ganz verkommenes Mischlingsgeschlecht. Der Fanatismus und das Schwert sind unfähig, etwas Dauerndes und Gesundes zu schaffen, Pfaffeneinfluß verdummt das Volk und richtet Staaten zu Grunde und von höheren Antrieben ist bei den Eroberungen der Portugiesen keine Spur zu finden. So ist ihr angebliches Heroenzeitalter lediglich ein schauderhaftes und blutiges Zwischenspiel in der Geschichte. Schon zwei Jahrzehnte nachdem die Seeräuber Vasco da Gama und Cabral mit der Schiffsladung Mönche ihre Piratenzüge begonnen hatten, begann erst im Kleinen, aber schon wahrnehmbar, der Verfall; das Meteor, welches blutroth und zischend in die Höhe gestiegen, sank rasch und bevor das sechszehnte Jahrhundert seinen Lauf vollendet hatte, waren die Portugiesen von den Holländern aus dem Indischen Archipelagus hinweggefegt worden, während ihre Niederlassungen in Indien und Afrika mehr und mehr verkümmerten. Und dasselbe Schicksal hat auch die Spanier betroffen. A.

---

# Aus dem häuslichen Leben der alten Mexicaner.

Von **Hubert H. Bancroft** in San Francisco.

## II.

Ceremonie bei der Geburt. — Feierlichkeiten bei der Taufe. — Das Redenhalten.

Trennung der Ehe war bei den Mexicanern gestattet, fand aber im Allgemeinen keine Billigung. Der Richter erlaubte keine Scheidung wenn nicht sehr gewichtige Gründe für eine solche vorlagen, auch ging er bei seiner Untersuchung streng gewissenhaft zu Werke, gab sich auch allemal große Mühe eine Versöhnung herbeizuführen. Einmal Getrennte durften unter keiner Bedingung wieder zusammen leben.

Es gab drei Classen von Concubinat, die im ganzen Reich erlaubt waren. Bei der ersten durften junge Leute mit Mädchen Umgang haben, bevor diese heiratheten. Insgemein bat der Jüngling seine Eltern, ihm eine Zuhälterin auszusuchen. Solche Frauenzimmer wurden als Tlacarcavili bezeichnet; man schloß mit denselben keinen Vertrag und das Ganze beruhete, mit Ausschluß jeder Ceremonie, auf einer Privatabmachung der beiderseitigen Verwandten. Ein Mädchen das die Erlaubniß der letzteren nicht hatte, galt für eine Temecauh; das Wort hat die bekannte schlimme Bedeutung. Bei der sorgfältigen Erziehung der Kinder kann das Concubinat nicht sehr verbreitet gewesen sein und es scheint als ob vorzugsweise nur junge Leute reicher und angesehener Familien von der Erlaubniß Gebrauch gemacht haben. Die Concubine konnte mit Erlaubniß der Eltern des jungen Mannes dessen Ehefrau werden und war dann eine Ciuatlantli, denn durch das Concubinat ward ein Mädchen nicht im mindesten entehrt. — Die zweite Classe bestand in einer Art wir möchten sagen Halbehe, weil beim Eingehen der Verbindung weiter keine Ceremonie stattfand als das Zusammenbinden der Kleider. Der Mann konnte sich von einer auf diese Art ihm angetrauten Person nur trennen, wenn das Gericht dazu seine Einwilligung gab.

Aber weder sie noch ihre Kinder konnten von dem Mann erben. Solche Frauen hießen Cuiatlantli und das entspricht dem lateinischen uxor; auch die legitime Ehefrau wurde so bezeichnet. — Die der dritten Classe waren gewöhnliche Maitressen, mit denen keine Ehe geschlossen werden durfte. Sie wurden von vornehmen Leuten gehalten, wohnten in deren Palästen und nahmen dort nächst der Hauptfrau und der Halbfrau den dritten Rang ein. Sie hießen Cioanemactli oder Tlaciuantli, falls sie mit Zustimmung ihrer Eltern in ihre Stellung getreten waren, wenn ohne solche Erlaubniß Tlacinaantin.

Bei den Tolteken durfte der König nur eine Frau heirathen und nach dem Tode derselben weder eine andere Ehegemahlin noch eine Concubine nehmen. Dasselbe galt von der Königin nach dem Ableben ihres Gemahls. Prostitution war bei den Mexicanern geduldet, aber unter strenger Ueberwachung der betreffenden Frauenzimmer. Man betrachtete sie als ein nothwendiges Uebel, duldete aber nicht, daß sie irgendwie öffentliches Aergerniß gaben.

Reden halten und Ermahnungen zu ertheilen scheint bei den Azteken zu einer förmlichen Leidenschaft geworden zu sein; damit war man allzeit bei der Hand. Nachdem alle die weiter oben geschilderten Umstände und Weitläufigkeiten überstanden waren, scheint das junge Ehepaar eine kleine Spanne ruhiger Zeit gehabt zu haben. Aber sobald die Frau sich guter Hoffnung fühlte war es damit wieder vorbei. Verwandte und Freunde mußten wieder von dem Ereigniß in Kunde gesetzt werden und es wurde sofort eine Gasterei veranstaltet, zu welcher man alle Hochzeitsgäste einladen mußte. Auch dabei spielte dann das unvermeidliche Redenhalten eine Hauptrolle. Zuerst expectorirte sich ein bejahrter Mann über die Freude, welche dem Hause zu Theil geworden sei; nachdem er Langes und Breites darüber zum Besten gegeben, begann sofort ein zweiter, der mit anderen Worten ganz dasselbe sagte; darauf mußten Mann und Frau antworten und Vieles über die große Freude sagen, die ihnen mit der Götter Hülfe geworden sei. Ein anderer Gast redete die beiderseitigen Eltern an, die ihrerseits zu antworten hatten und wenn sie fertig waren, traten einige Verwandte auf und gaben der jungen Frau nebst guten Lehren auch Weisungen, wie sie bis zur Entbindung sich zu verhalten habe. Dafür mußte wieder gedankt und geantwortet werden, daß man von einer solchen Sorgfalt sich tief gerührt fühle.

Die junge Frau mußte nun manche Vorschriften und zum Theil auch abergläubische Bräuche beobachten. Am Tage darf sie nicht schlafen, weil dann das Kind ein schiefes Gesicht bekommt. Sie darf nicht zu nahe ans Feuer hinantreten oder sich den heißen Sonnenstrahlen aussetzen, sonst verbrennt der Fötus. Sie darf keine anhaltende oder schwere Arbeit verrichten, keine Last emporheben, nicht laufen, muß Aerger, Verdruß und jede geistige Aufregung vermeiden. Bei Eintritt eines Erdbebens müssen alle Töpfe zugedeckt oder zerschlagen werden, um dem Beben Einhalt zu thun. Sie darf weder Tzictli noch Chicle genießen, sonst bekommt das Kind einen harten Gaumen und so dickes Zahnfleisch, daß es an der Mutterbrust nicht saugen kann. Es könnte auch von der Krankheit Netenzzoponitzli heimgesucht werden. Die Schwangere darf keine Erde essen (— die Mexicaner waren Geophagen —), sonst wird das Kind kränklich und schwächlich, im Uebrigen aber soll ihre Umgebung allen ihren Wünschen und Launen nachkommen, denn das ist gut für das Kind.

Nahe vor der Entbindung fand wieder eine Gasterei statt und ein bejahrter Mann, der sich auf seine Erfahrung beruft, hält wieder eine Rede und schärft der Frau ein, ins Xuchicatli, Bad, zu gehen, damit sie das Wohlwollen Xuchicaltzin's erlange, der Gott des Bades ist, und der Yoalticitl, der Göttin des Bades und der Geburten. Er schärft den Eltern ein, ja eine geschickte Ticitli, Hebamme, zu nehmen. Diese ist schon im Hause, wird gerufen und eine Verwandte hält ihr sofort eine Lobrede, welcher noch einige andere folgen. Sie erklärt dann Alles thun zu wollen was in ihren Kräften stehe. Die Zeit der Niederkunft wurde als „Stunde des Todes“ bezeichnet. Man trug die dem Kreisen nahe Frau in ein Bad, fäste ihr das Haar ein und versetzte ihr leichte Schläge mit Maisstengeln auf den Rücken. Bei Eintritt der Wehen gab man ihr eine Abkochung von Cihoapatlikräutern und vielleicht noch ein Brechmittel; wenn das nicht wirkte, hielt man sie für dem Tode verfallen und richtete Gebete an Cioacoatl, Quilaztli, Yoalticitl und noch andere Götter.

Eine im Kindbett gestorbene Frau wurde als Mocioaquezque bezeichnet und mit großen Feierlichkeiten auf dem Friedhofe des Tempels beerdigt, welcher den „himmlischen Frauen“ geweihet war. Der Leichnam besaß die Kräfte eines Talisman; wer die Mittelfinger der linken Hand und Haar von demselben bei sich trug, hielt sich für unbesiegbar im Kampfe, und deshalb suchten Krieger sich um jeden Preis in den Besitz eines von ihnen für so werthvoll erachteten Gegenstandes zu bringen. Ein Dieb war fest überzeugt, daß die von ihm ausersehenen Opfer mit Schrecken erfüllt würden, wenn er den linken Arm mit der Hand daran sich verschafft habe; die Zauberer wurden häufig angegangen, einen solchen herbeizuschaffen. — Eine Zwillingsgeburt deutete an, daß eins der Eltern durch eines der beiden Kinder ums Leben kommen würde und deshalb wurde das eine getödtet. Auf Abtreibung der Leibesfrucht war Todesstrafe gesetzt.

Wenn beim Gebären Alles gut gegangen war, erhob die Hebamme einen Freudenschrei und — hielt sofort eine Anrede an das Kind, welchem sie gute Rathschläge gab! Dann erst wurde es gewaschen und dabei wurde die Göttin des Wassers, Chalchihuitlicue, angefleht, das Kind zu beschützen. Die Hebamme nahm etwas Wasser in die hohle Hand, hauchte darauf und strich etwas davon in den Mund des Kindes, dem auch Kopf und Brust damit benetzt wurde; dabei sprach sie: „Komm zu Chalchihuitlicue, so wird sie Dich auf ihrem Rücken und auf ihren Armen durchs Leben tragen.“ Wenn sie dann das Kind ins Badewasser legte, fuhr sie fort: „Du bist nun in dem Wasser, das da heißt Metlalac und Tuspalac; möge der Allmächtige Dich reinigen von Allem was seit Anbeginn der Welt und von noch früher her Dir anhaftet, und alles Böse von Dir nehmen, was Du von Deinem Vater und Deiner Mutter an Dir hast.“ Während sie das Kind mit Zeug umwickelte, flüsterte sie demselben gute Lehren ins Ohr! Und nun erst wandte sie sich an die Mutter, die belobt wurde, weil sie sich standhaft gehalten habe. Gleiche Lobeserhebungen wurden ihr von Seiten einer alten Verwandten zu Theil, der sie antworten und ausführlich schildern mußte, welche Schmerzen sie ausgestanden.

So ging es bei reichen und angesehenen Familien zu, denn bei Frauen aus dem Volke, die keineswegs verweichlicht waren, fanden dergleichen Umstände und Quälereien nicht statt. Nachdem die Mutter wieder zu Gange war, kam Tonalpouhqui, einer der Horoskopisten, die eine sehr geachtete Berufsclasse bildeten. Er stellte die Nativität, nachdem man ihm genau die Stunde der Geburt angegeben hatte. Aus seinem Buch ersah er, unter welchem Himmelszeichen dieselbe stattgefunden. War das Kind um Mitternacht zur Welt gekommen, so combinirte er die Zeichen des abgelaufenen und des angebrochenen Tages. Er verglich das Zeichen des Geburtstages mit den anderen Zeichen und den Hauptzeichen

der Gruppe und verkündete, falls die Aspecten günstig waren, ein glückliches Leben. Waren sie ungünstig und fielen sie auch am fünften Tage nach der Geburt, an welchem das Kind zum zweiten Male gebadet wurde, nicht nach Wunsch aus, dann wurde für die Feierlichkeit ein anderer Tag gewählt, der günstigste unter dreizehn, um wo möglich das drohende Mißgeschick zu mildern, und dafür wußte er dann auch wirksame astrologische Gegenkräfte nachzuweisen.

Dann erst nahm man die Taufe vor. Die Hausthür wurde mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt, der Fußboden mit duftigen Kräutern bestreut. Es mußte an diesem Tage hoch hergehen und die Küche das Beste liefern; auch an feinen Getränken durfte es nicht fehlen. Die nächsten Verwandten kamen schon vor Tagesanbruch, die übrigen Gäste nach und nach. Indem sie Glück wünschten, überreichten sie Geschenke für das Kind und erhielten Gegengeschenke. Im Verlaufe des Morgens trug die Hebamme das Kind auf den Hofraum hinaus und legte es auf einen Haufen Blätter, neben welchem ein neues Apaxtle, ein mit reinem Wasser gefülltes irdenes Gefäß, und einige Gegenstände in Miniatur standen, welche des Vaters Gewerbe andeuteten, bei einem Krieger oder Edelmann z. B. ein kleiner Schild und Bogen mit Pfeilen. Diese Sachen waren nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Man legte auch kleine Waffen hin, die aus Teig von Amaranthsamen geknetet und mit dem Nabelstrange des Kindes zusammengebunden waren. So beim Knaben; neben einem Mädchen lagen Spindel und Kleidungsstücke.

Bei Sonnenaufgang hatte die Hebamme ihr eigenes Antlitz und das des Kindes gen Westen gerichtet und sprach zum Kinde: „O Adler, o Tiger, o wackerer kleiner Mensch, mein Enkel, Du bist in die Welt gekommen durch Deinen Vater und Deine Mutter, durch den großen Herrn und die große Frau. Du warst erzeugt in dem Hause, welches über den neun Himmeln liegt und Aufenthalt der großen Götter ist. Du bist eine Gabe unsers Sohnes Quetzalcoatl, des Allgegenwärtigen; sei vereinigt mit Deiner Mutter Chalchihuitlicue, der Göttin des Wassers." Sie legte dann ihre triefenden Finger auf die Lippen des Kindes und sprach weiter: „Nimm dieses, denn davon mußt Du leben, wachsen, stark werden und blühen. Durch dasselbe erhalten wir Alles was uns nöthig ist. Nimm es!" Darauf berührte sie die Brust mit den nassen Fingern: „Nimm dieses heilige und reine Wasser, damit Dein Herz gereinigt werde." Dann goß sie Wasser über den Kopf: „Hier nimm, mein Sohn, das Wasser des Herrn der Welt, welches ist unser Leben und mit welchem wir uns waschen und zur Reinheit gelangen. Möge dieses himmlische, lichtblaue Wasser in Deinen Körper eindringen und dort bleiben; möge es jegliches Uebel von Dir fernhalten und fernhalten alle bösen Dinge, welche Dir gegeben waren vor Anbeginn der Welt. Denn siehe, wir alle sind in den Händen der Chalchihuitlicue, unserer Mutter." Während sie dann das Kind wusch, sprach sie: „Böses, was Du auch seiest, zieh ab, verschwinde, denn das Kind lebt von Neuem und ist wieder geboren; es ist noch einmal gereinigt worden, noch einmal erneuert durch unsere Mutter Chalchihuitlicue." Das Kind wurde nun empor gegen den Himmel erhoben und dabei folgende Bitte an Ometochtli und Omecioatl gerichtet: „Siehe, o Herr, die Creatur, welche Du an diesen Ort der Sorge geschickt hast, an den Ort der Betrübniß und der Qual, in diese Welt. Erfülle es, o Herr, mit Deinen Gaben und Deinem Geiste, denn Du bist der große Gott und die große Göttin." Sie trat einen Schritt vor, als ob sie das Kind niederlegen wollte, hob es aber noch einmal empor und sprach zur Göttin des Wassers: „O Göttin, Mutter der Wasser, erfülle dieses Kind mit Deiner Kraft und Tugend." Und zum dritten Male hielt sie das Kind in die Höhe: „O ihr Gebieter im Himmel, Götter die ihr im Himmel wohnt, sehet dieses Geschöpf, welches ihr unter die Menschen geschickt habt, erfüllt es mit euerem Geist und mit eurer Gnade, auf daß es leben möge." Noch einmal hebt sie es empor und spricht: „O Sonne, unser Herr, unser Aller Vater, und du, Erde, unsere Mutter, nehmt dieses Kind an als euer eigenes, und da es für den Krieg geboren ist, so laßt es sterben bei Vertheidigung der Sache der Götter und laßt es im Himmel die Freuden genießen, welche den Tapferen dort bestimmt sind."

Dann erst folgte die Namengebung. Die Hebamme nahm die Gegenstände, welche man, wie schon bemerkt, neben das Kind hingelegt hatte und betete zu dem betreffenden Schutzgotte des Gewerbes, legte einen Mantel auf die Schultern des Kleinen, gürtete ihm den Maxtli um und bat die anwesenden Knaben, ihm einen Namen zu geben. Das war jedoch nur Formsache, weil die Eltern zu bestimmen hatten; sie hatten schon vorher den Knaben den Namen genannt, welchen sie wünschten. Man wählte ihn gewöhnlich nach dem Himmelszeichen des Tages, einem Vogel oder einem vierfüßigen Thiere, wenn es sich um einen Knaben handelte; ein Mädchen wurde nach einer Blume benannt, und diese Regel wurde insbesondere bei den Tolteken und Mizteken beobachtet. Auch wählte man wohl den Namen nach irgend einem wichtigen Ereignisse, welches sich am Geburtstage zugetragen. Der tlascalanische Häuptling Citlalpopoca, „rauchender Stern", wurde so genannt, weil ein flammender Komet am Himmel stand als er geboren wurde. So nannte man Knaben, welche das Licht der Welt erblickten, während das heilige Feuer, dieses Toxilmolpilia, erneuert wurde, Molpilli, „gebundener Gegenstand", und Mädchen Xiuhnenetl, „kleine Puppe des Feuerjahres". Oder man wählte den Namen eines berühmten Vorfahren. Wer sich im Kriege durch Tapferkeit hervorthat, konnte noch einen zweiten Namen bekommen. Einen solchen legten sich angesehene Männer wohl auch bei nach dem Amt oder der Würde, welche ihr Vater bekleidet hatte und sie thaten das schon in der Jugend oder auch erst im Mannesalter, erbten ihn auch wohl vom Vater und bezeichneten sich dann nach dem Namen der Besitzung, welche er ihnen hinterlassen. — Für unglücklich galten die Kinder, welche in den letzten fünf Tagen des Jahres zur Welt kamen; diese Tage hießen Nemontemi. Solche Knaben nannte man Nemoquichtli, unglückliche Männer, und Mädchen Nencihuatl, unglückliche Frauen.

Die Hebamme nannte das Kind dreimal bei dem ihm gegebenen Namen und fügte wieder Ermahnungen hinzu; es solle guten Gebrauch von den Gegenständen machen, welche man ihm in die Hände gegeben. Es wurde nun aus dem Hofraum ins Haus zurückgetragen und unter Vorantritt von Fackelträgern in die Wiege gelegt. Vor derselben sprach die Hebamme ein Gebet zu Yoalticitl, Göttin der Wiege, empfahl das Kind ihrer Fürsorge und ihrem Schutze und wandte sich dann an die Wiege, die folgendermaßen angeredet wurde: „Du, Mutter des Kindes, nimm dieses Kleine gütig auf und sorge dafür, daß ihm nicht wehe geschieht." Sie legte es dann hinein, während nun die Eltern ihrerseits zu Yoalticitl beteten und dieselbe Bitte aussprachen; auch beteten sie zu Yoalteuctli, dem Gotte der Nacht, daß er ihm sanften Schlaf verleihen möge.

Diese Ceremonie hieß Tlalcoculaquilo, das in die Wiege legen des Kindes; während derselben kamen die Knaben der Nachbarschaft, die sich als Soldaten angekleidet hatten, ins Haus, bekamen Essen, das man vorher für sie zugerichtet hatte und das als des „Kindes Nabel" bezeichnet

wurde, liefen dann mit gefülltem Munde wieder hinaus und schrien des Kindes Namen aus. Die Ocote, das heißt die während der Festlichkeit brennenden Lichter, durften nicht ausgelöscht werden, sondern mußten ausbrennen. Das am Geburtstag angezündete Feuer mußte mit heller Flamme brennen bleiben, bis die Taufe vorüber war und Niemand durfte an der Flamme etwas anzünden, weil das dem Kinde Unglück bringen werde. Die Nabelschnur aber wurde nebst den mit ihr umbundenen Gegenständen an einer Stelle vergraben, wo möglicherweise später einmal ein Gefecht stattfinden konnte; jene eines Mädchens wurde unter einem Metate verscharrt, die Nachgeburt in einem Winkel des Hauses. Nachdem das Alles vorüber war begann das Festmahl.

Und die Festlichkeiten und Feierlichkeiten dauerten zwanzig Tage und manchmal auch noch länger, und diese ganze Zeit hindurch war Jeder willkommen. Wer kam, brachte Geschenke mit und hielt eine Rede an das Kind, welchem er Glück und Ehre im Voraus verkündete; dann folgten Glückwünsche an die Mutter, an die Hebamme, denen beiden eingeprägt wurde, ja recht gut für das Kind zu sorgen; dann wurde auch dem Vater gesagt daß das Kind ihm große Freude machen werde. War der letztere ein Mann von hohem Range, dann schickten die Fürsten der Umgegend Gesandte, welche Geschenke überbrachten. Auch dabei durften lange Beglückwünschungen und Reden nicht fehlen, welche im Namen aller Anwesenden von einem bejahrten Manne beantwortet wurden; in langer Rede wünschte er seinerseits den Fürsten das beste Glück. Der Redner der Gesandtschaft nahm noch einmal das Wort und bat um Verzeihung, falls seine erste Rede den Erwartungen der Anwesenden nicht entsprochen habe; der alte Mann entgegnete, daß das allerdings in hohem Grade der Fall gewesen sei.

Die Freundinnen der Wöchnerin machten sich begreiflicher Weise auch zu schaffen; sie rieben mit Asche an den Gliedmaßen des Kindes herum, namentlich an den Knien, die dadurch stark wurden; dann konnten die Glieder nicht locker werden. In einigen Landestheilen legte man auch Kalk auf die Knie: „Du, Kind, bist in die Welt gekommen um zu leiden und zu dulden. Leide, dulde und schweig. Du lebst, aber Du wirst sterben; Du wirst viel Kummer und Pein erleben; Du wirst Staub werden wie dieser Kalk, der einst Stein war.“ Dann gab man dem Knaben einen Pfeil oder kleinen Speer in die linke Hand, damit er tapfer werde und das Land vertheidige; das Mädchen bekam eine Spindel.

In Tlascala und Miztecapan wurde das Kind in einem heiligen Quelle gebadet; dadurch wurde Unglück von ihm abgewandt; bei den Zapoteken wurden Mutter und Kind im Flusse gewaschen; dabei rief man alle Land- und Wasserthiere an und bat sie, kein Mißgeschick zu bringen. Auch gab man dem Kinde einen Vogel oder ein vierfüßiges Thier als seinen Nagual oder Schutzgeist. Mit dem Geschick eines solchen Wesens war dann sein Schicksal so innig verbunden, daß das Ableben des einen den Tod des andern nach sich zog.

Beschneidung war keineswegs allgemein, kam aber bei einigen Stämmen allerdings vor. Nach Las Casas und Mendieta war sie bei den Azteken und Totonaken in Brauch, Brasseur de Bourbourg will Spuren derselben bei den Mijes gefunden haben. Nach Zuazo's Angaben wurde sie nur an Kindern vornehmer Leute vollzogen, geboten war sie nirgends. (— Verrückte Schriftsteller, aus deren verdüsterten Köpfen die alten Hebräer nicht herauszutreiben sind, finden in der Beschneidung der Mexicaner einen Beweis, daß diese von den Juden abstammen. Was doch alles diese unglücklichen Juden des alten Testamentes angerichtet haben sollen! A. —)

Beim großen Feste zu Ehren Huitzilopochtli's, im fünften Monate, wurden alle während des Jahres geborenen Kinder auf der Brust, dem Magen oder an den Armen mit einem Einschnitt in das Fleisch gezeichnet und damit diesem Gotte geweiht. Im elften Monate, beim Feste der Göttermutter Teteionan oder Toci, unterlagen alle Frauen, die im abgelaufenen Jahr geboren hatten, der Reinigung und zeigten das Kind vor. Abends, wenn das Signal vom Tempel herabgeblasen wurde, zogen diese Mütter hinter Fackelträgern, begleitet von Freunden und Dienerinnen, welche die Kinder trugen, in Stadt oder Dorf umher und hielten vor jedem Tempel an, wo sie der Göttin eine Opfergabe spendeten und eine brennende Fackel niederlegten. Beim Tempel der Toci selbst brachten sie noch besondere Opfer, darunter Tzocoyotl, d. h. Honigkuchen, und dort nahm der Priester die Reinigung vor, indem er Gebete über die Frauen sprach. Im achtzehnten Monate jedes vierten Jahres wurden die seit dem letzten correspondirenden Feste geborenen Kinder in den Tempel geführt, wo man ihnen die Ohren mit einem scharfen Knochen durchstach und in das Loch Federn vom Makaw, Tlalchcayotl, einführte. Gevatter und Gevatterin oder, wie man sie nannte, Oheim und Muhme, deren Pflicht es war, den Kindern Anweisung zum Dienste der Götter zu geben, hielten sie während der Operation. Man opferte Mehl aus Chiansamen. Jedes Kind wurde über einem zu diesem Behuf angezündeten Feuer hin- und hergezogen; den Kopf hielt der Priester in seinen Händen. Hinterher folgte ein Schmaus, um Mittag aber gingen „Oheim und Muhme“ in den Tempel um dort zu tanzen; dabei hielten sie die Kinder auf ihrem Rücken und gaben ihnen nachher etwas Pulque zu trinken. Izcalli, Fest und Monat, d. h. Wachsthum, wurde so genannt, weil man den Kindern den Kopf drückte, um dadurch ein gutes Wachsthum zu befördern.

Die Eltern ließen es sich angelegen sein, die Kinder abzuhärten und auch die vornehmste Frau nahm nur im Falle höchster Noth eine Amme zum Säugen. Die Probe für eine solche war, daß sie einen Tropfen Milch auf den Nagel fallen ließ; wenn sie stand und nicht lief, galt sie für gut und gesund. Am ersten Tage bekamen die Kinder gar keine Nahrung; sie blieben drei Jahr an der Brust, bei manchen Stämmen noch viel länger und während der ganzen Zeit wurde dafür gesorgt, daß die Mutter sehr nahrhafte, viel Milch gebende Speisen genoß. Beim Abgewöhnen fand wieder eine Festlichkeit statt.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Schokazen und Bunjewazen in Ungarn.

p. Zu den südslavischen Stämmen, welche Ungarn bewohnen, gehören auch die Bunjewazen und Schokazen. Sie wurden bis jetzt bei allen Volkszählungen als Magyaren (!) aufgeführt, wiewohl ihre Muttersprache die slavische und zwar die serbische Sprache ist, und wiewohl es ihrer nur wenige giebt, die außer dieser eine andere Sprache sprechen würden. Beide sind sehr vernachlässigte Stämme und äußerst bigot. Die Bunjewazen unterscheiden sich von den Schokazen

nur durch ihre Kleidung, sie sind im Allgemeinen aufgeweckttere Leute als jene, auch ein viel schönerer Menschenschlag; ihr äußerer Typus ist ausgesprochen serbisch.

Trotzdem diese zwei Stämme mit den Serben zusammen wohnen, hat sie von diesen bis in die neueste Zeit eine tiefe Kluft geschieden. Es war dies die Kirche; die Serben sind griechisch- und jene römisch-katholisch. Heirathen unter diesen Stämmen kommen äußerst selten vor, jeder will sich isolirt erhalten. Die Bunjewazen sind ihrer Ueberlieferung nach zu Anfang des 17. Jahrhunderts, und zwar vor den eigentlichen Serben, aus Dalmatien nach Ungarn eingewandert, weshalb sie sich auch Dalmaten nennen. Sie sind ausschließlich Ackerbauer; ihre Anzahl in Ungarn (zusammengenommen mit den Schokazen, deren es kaum 50,000 geben wird) reicht bis an 200,000. Sie begannen erst in neuerer Zeit sich zu regen; das slavische Nationalbewußtsein ist auch bei ihnen erwacht und sie haben schon zwei Zeitungen in ihrer Sprache, von denen die eine in Maria-Theresiopel, die andere in Kalocsa erscheint. Nun wollen sie auch Schulen haben, welches Bedürfniß sie früher nicht empfanden. Die meisten Bunjewazen leben im Comitat Bacs, doch findet man sie zerstreut auch in anderen ungarischen Gespanschaften. Ihr nationales Centrum ist Maria-Theresiopel, wo sie numerisch am stärksten sind (50,000 unter 60,000 Einwohnern). Dr. Petermann in Gotha legte im Jahre 1869 seinen geographischen Mittheilungen eine Karte über die Ausdehnung der Slaven in der Türkei und den angrenzenden Gebieten bei. In dieser sonst trefflichen Karte sind die Bunjewazen übersehen worden und jedenfalls ist für sie Maria-Theresiopel mit der Umgebung zu reclamiren. Ueberhaupt ist das slavische Gebiet in Ungarn größer als Dr. Petermann angeführt hat. So erscheinen bei ihm auch Neusatz, St. Tamas und Alt-Becse außerhalb dieses Gebietes, und doch müssen diese Orte als Hauptsitze der Serben angesehen werden; Neusatz gilt als Metropole der österreichisch-ungarischen Serben.

## Die Gans als heiliger Vogel.

In der Völkerkunde und der Sagengeschichte spielen bekanntlich manche Vögel eine sehr wichtige Rolle. Bei den sogenannten „turanischen" Völkern, sagen wir statt dieser verschwommenen Bezeichnung lieber ost- und südostasiatischen Völkern, sind es vorzugsweise Gans, Schwan, Falke und Pfau, bei den Semiten ist es die Taube, bei den Ariern der Adler.

Wie der Schlange, so ist der auch heute noch auf Ceylon hochverehrten Braminengans schon im hohen Alterthum göttliche Ehre erwiesen worden. Auf allen Tempeln Indiens, wo die Verehrung der Schlange bildlich dargestellt ist, finden wir auch die Gans als irgendwie mit der geheimnißvollen Verehrung jenes Kriechthieres in Verbindung gebracht. Wir haben keine Erklärung dafür, wie es gekommen, daß die Gans bei den Alten zu so hohen Ehren gelangte. Die auf den buddhistischen Denkmälern so häufig vorkommende Gans ist Casarka rotila, die übrigens auf Ceylon nicht einheimisch ist; sie war seit undenklichen Zeiten ein Gegenstand der Verehrung in allen Theilen Indiens. Bei den Buddhisten insbesondere steht diese Hansa (anser) besonders auch deshalb hoch in Ehren, weil man annimmt, daß sie auf ihren Wanderzügen nach dem See Manasa, in mythischen Gegenden des Himalaya, fliege. Kalidasa hebt in einem seiner Gedichte ausdrücklich hervor, daß sie Sehnsucht habe, den heiligen See zu erreichen. Die „Hansa" gilt für das höchste aller gefiederten Thiere, wie der Löwe für den König unter den Vierfüßern. Die Gans hat ihre Stelle im Wappen von Birma; die Gewichte von Erz der Birmanen und der Javaner haben häufig die Figur einer Gans, wie es ähnlich bei den Aegyptern mit ihren steinernen Gewichten der Fall war. Am Nil aber hat man der Gans wohl keine göttliche Ehren erwiesen, obschon sie das Emblem Seb's, des Osiris Vater, war.

Im Alterthume hielt man die Gans hoch, weil sie ihren Jungen so große Fürsorge zeige; Aristoteles erklärt sie für ein scharfsinniges Thier, Aelian lobt sie als muthig, klug und den Menschen zugethan; Ovid meint, daß sie an Intelligenz dem Hunde überlegen sei. Wir wissen, daß sie eines der Embleme Juno's war, und zu Rom wurden in ihrem Tempel jene geheiligten Gänse gepflegt, welche das Capitolium retteten. In Britannien stand die Gans schon vor Cäsar's Zeit in hohen Ehren und die alten Briten hielten es für ein Verbrechen, ihr Fleisch zu genießen, in Aegypten dagegen aß man es auch in Städten, wo Seb in besonderer Verehrung stand.

Auf Denkmälern Ceylons kommen auf Monumenten, welche sich auf die Planetenverehrung beziehen, der Elephant, die Gans und ein Halbmond vor und diese Embleme findet man auch auf Steinen in Schottland. Hier aber hat, wenigstens in geschichtlichen Zeiten, der Elephant nie gelebt, und es ist noch unerklärt, welch ein Zusammenhang hier obwaltet.

Fergusson hebt in seinem Werke über die Schlangen- und Baumverehrung hervor, daß, wo z. B. auf den buddhistischen Sanchi-Topen, die Dasyas, alte Ureingeborene, dargestellt werden, allemal wo Wasser angedeutet wird, die Gans nicht fehlt; aber bei den Hindus kommt sie dabei nicht vor. Die Gans steht in enger Beziehung zum Schlangenmythus und dem Weltei. In Dänemark ist an einem alten schlangenförmigen Bronzedolch ein Griff in Gestalt einer Gans angebracht. Uebrigens steht die Gans keineswegs überall mit der Schlangenverehrung in Verbindung. Wo sie jedoch erscheint, ist sie ein Emblem der ältesten Gottheiten, so z. B. der Hera oder Juno, die man aus dem „turanischen" Osten herleiten will(?). Sie wird oft als die Erstgeborene des Chronos, Saturn, dargestellt, ist älter als Jupiter und wird identificirt mit Sacti, Gemahlin Brahma's, dessen Emblem Gans oder Schwan war. Diese beiden Gottheiten (— die aber doch nicht „turanisch" sind —) sollen das Weltei gebildet haben. Fräulein Buckland („Journal des Anthropologischen Institutes" IV, 1, S. 279) meint freilich, Brahma sei aus der Mythologie einer ältern Race in die indische übernommen worden, sie bringt aber dafür keine Beweise. Seine Beziehungen zum Weltei schienen auf einen vorarischen Ursprung zu deuten, denn die Annahme eines Welteies gehöre nur den ältesten Kosmogonien an.

Brahma hat als Emblem den Schwan. Ob die Annahme richtig ist, daß hier ein arischer Mythus auf einen „turanischen gepfropft" sei, möge dahingestellt bleiben. Ursprünglich ist nicht der Schwan, sondern die Gans das Symbol gewesen; die Arier aber wandelten diese in den anmuthigern Schwan um, und nun tritt die Gans zurück, kommt nur noch bei den alten Eingeborenen vor. In allen späteren Legenden spielt der Schwan die Hauptrolle. Doch blieb die Gans noch viele Jahrhunderte lang in Ansehen. Als die ersten christlichen Kreuzfahrer ins Gefecht zogen, trieben sie eine Gans und eine Ziege vor sich her, weil in diesen Thieren der „heilige Geist" stecke! Schwanensagen kommen vorzugsweise in nördlicheren Ländern vor, doch hat auch Indien den Mythus von den Apsaras, den Schwanenjungfrauen; diese sind die Personificirung der Schäfchenwolken, des Cirrhus.

## Aus Südamerika.

Rio de Janeiro ist auch im laufenden Jahre wieder vom gelben Fieber heimgesucht worden. Am 13. Februar starb an dieser Krankheit der Prodelegat des Papstes, Monsignore Ferrini. Das ultramontane Blatt „Apostolo" will wissen, daß der Tod des heiligen Mannes verursacht worden sei „durch die schmachvollen und gottlosen Verfolgungen der Freimaurer". — Die brasilianische Regierung hält zwar die

beiden Bischöfe von Para und von Olinda in Haft, aber sie läßt diesen rebellischen Priestern eine unverantwortliche Nachsicht angedeihen. Die Prälaten empfangen ungehindert Besuche von Geistlichen, erlassen Hirtenbriefe gegen die Regierung, setzen Geistliche ab, welche die Staatsgesetze befolgen und in ihren Erlassen bezeichnen sie sich bescheiden als „Märtyrer des heiligen Glaubens". Die „Anglo Brasilian Times" fragt: „Wird die Regierung solch ein Possenspiel noch länger dulden?"

— Die Handelsbewegung Argentiniens ist für ein Land, das nur etwa 2,000,000 Einwohner zählt, sehr bedeutend. Sie stellte sich im Jahre 1873 auf 116,934,515 Silberdollars (Patacons); davon entfielen auf die Einfuhren 71,065,199 und auf die Ausfuhren 45,869,514 Dollars. Im Jahre 1874 ist dann allerdings ein ungünstiger Rückschlag erfolgt.

— Guano und Salpeter in Peru sind bekanntlich für den „Düngermarkt" von großer Bedeutung. Im Jahre 1863 wurden verkauft 376,000 Tonnen (zu 20 Centnern) Guano, gegen 343,000 im Jahre 1873. Im erstgenannten Jahre 1,508,000 Centner Salpeter gegen 5,830,000 Centner in 1873. Durchschnittlich sind in jenem Jahrzehnt 464,000 Tonnen Guano verkauft worden und 2,076,000 Centner Salpeter. Der Absatz von Guano ist geringer geworden, während jener des Salpeters sich vervierfacht hat. Was einzelne Jahre betrifft, so kamen 1868 zur Ausfuhr 502,090 Tonnen Guano und im folgenden Jahre 538,000. Im Jahre 1868 wurden 1,774,000 Centner Salpeter verkauft, 1869 schon 2,236,000 und 1873 nicht weniger als 5,830,000 Centner, was für eine so kurze Zeit die colossale Zunahme von mehr als 3,000,000 Centner ausmacht.

— Am 3. Februar ist das erste directe Telegramm aus Europa nach Chile gelangt, — aus London nach Valparaiso.

— In Neugranada hat man an manchen Stellen im Magdalenenstrom ausgebaggert, so daß viele Hindernisse für die Schifffahrt entfernt worden sind. — Die Zolleinnahmen dieser Republik haben sich 1873 gestellt auf 3,965,433 Dollars; 1862 hatten dieselben nur 763,857 Dollars betragen.

— Guayaquil, der Haupthafen von Ecuador, hat 1871 für 3,992,438 Dollars Güter ausgeführt.

— In Bolivia ist das Jahr 1875 mit einer Revolution eröffnet worden. Ein paar säbelrasselnde Generäle fanden es angemessen, an der Spitze von 800 Leuten, welche sie hatten zusammentrommeln lassen, ein Pronunciamiento zum Besten zu geben und sich als Vertheidiger der Freiheit hinzustellen. Als ihnen jedoch der Präsident Frias entgegenrückte und beide Helden, Quevedo und Corral, bei Cachoma am 18. Januar in der Nähe von La Paz erst in die Flucht jagte und dann gefangen nahm, war es mit der Revolution zu Ende.

* * *

— Die geographische Gesellschaft in Rom hat einen sehr löblichen Entschluß gefaßt. Ihr Secretär, Marchese Antinori, der bekanntlich Forschungsreisen in der Region des obern Nilgebietes mit gutem Erfolge unternommen hat, giebt Auskunft über den Plan. Es sollen die innerabyssinischen Landschaften Kaffa und Schoa durch eine Expedition genau untersucht werden. Von Kaffa aus soll dieselbe in südsüdwestlicher Richtung vordringen, um einen Anschluß an die Expedition Gordon's zu gewinnen, also den obern Bahr el Gebel, respective die Aequatorialseen, zu erreichen. Gelingt ihr Plan, so werden wir interessante Nachrichten über bisher wenig oder auch noch gar nicht bekannte Gegenden erhalten, denn sie würde über das Gebiet der westlichen Gallastämme und den Lauf des Godscheb zuverlässige Kunde erhalten können. Das Programm der Expedition soll demnächst veröffentlicht werden. Es ist wahrscheinlich, daß Marchese Antinori die Leitung derselben übernehmen wird und dann ist die Angelegenheit in den besten Händen.

— Mit werthvollen Alterthümern wird manchmal recht schnöde umgesprungen. Bei Neuilly le Real, im Arrondissement de Moulins im Bourbonnais, stieß ein Bauer mit dem Pfluge auf einen harten Gegenstand. Bei näherer Untersuchung kam eine Büste zum Vorschein und man rief den Pfarrer, weil man glaubte, es sei die Figur eines Heiligen wieder ans Tageslicht gebracht worden. Der Pfarrer ließ diese Bronzebüste rein waschen und die Inschrift ergab, daß sie jene der Livia, des Kaisers Augustus Gemahlin, sei. Er war sehr verdrießlich, daß kein Heiliger zum Vorschein gekommen sei und rief: „Jetous cela au loin, c'étaient des paiens!" Er ließ sie doch nur bei Seite werfen; die spanischen Mönche verfuhren anders, indem sie als neunmal gesottene Erzbarbaren in Mexico alle Manuscripte der Azteken als „heidnische Greuel" verbrannten oder anderweitig vernichteten. An der Spitze dieser Barbaren stand der Bischof Zumaregua, ein Kirchenlicht, welches der Wissenschaft unberechenbaren Schaden zugefügt hat.

— Die kirchliche Seuche mit ihrem abscheulichen Fanatismus wuchert mehr und mehr über dem ganzen Erdball. In Mexico, wo die vaticanische Priesterschaft ihr verdummendes und herrschsüchtiges System durchführen konnte, sah der Staat sich genöthigt, alle geistlichen Orden aufzuheben; er ließ nur noch die „Barmherzigen Schwestern" bestehen. Aber bald wurde die öffentliche Stimmung sehr erbittert gegen dieselben, „weil ihr beständiges Streben dahin gerichtet sei, die unwissenden, bisher von Mönchen irregeleiteten Volksclassen zu Ränken und zur Rebellion gegen die Regierung aufzustacheln." Es war Präsident Juarez, ein Indianer, welcher die Religionsfreiheit durchsetzte und schützte. Er wolle, so erklärte er, keine Mönche, die Straßenräuber und Spieler seien, keine Nonnen, die ein schändliches Leben führen. Nun sind, wie gesagt, auch die Barmherzigen Schwestern aufgehoben worden; im Congreß stimmten 112 Abgeordnete dafür, 57 dagegen. Während der Debatten sprach ein Sohn des verstorbenen Präsidenten Juarez für die Aufhebung. Da zog ein Polizeimann, gleichfalls Indianer und den Schwestern befreundet, seinen Säbel und versetzte dem Redner Wunden an Kopf, Hals und Schultern. Dabei zog Juarez seinen Revolver, verfehlte jedoch den Mörder und die Kugel traf einen andern Indianer. Der Mörder wurde dann gefangen genommen und wird erschossen werden. Nun wurde auch Anklage gegen die „Diener der Kirche" erhoben als welche jenen Polizeimann zu seiner bösen That aufgestachelt hätten. Die „christliche Liebe" bringt in unseren Tagen außerordentlich viel Erbauliches zu Tage, in der alten Welt wie in der neuen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

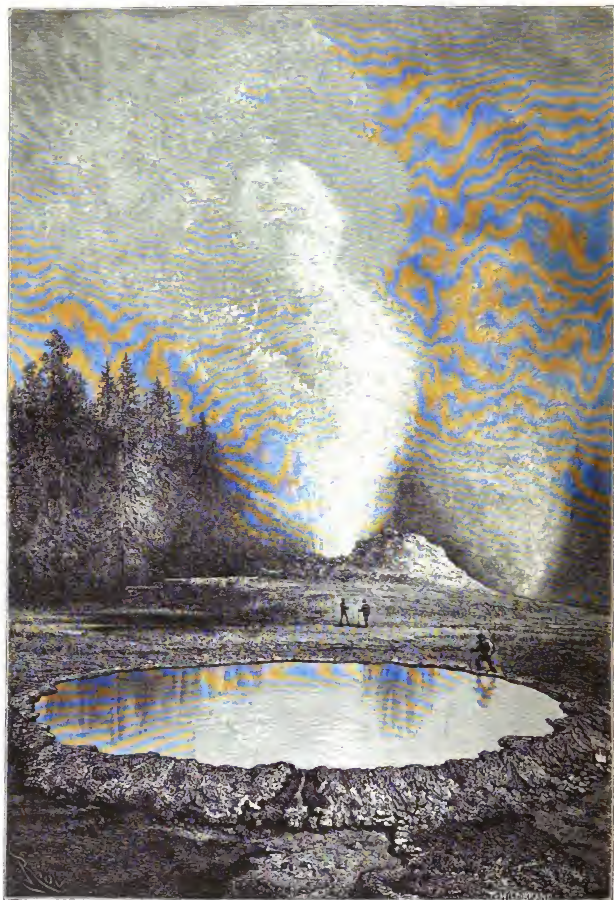
# Die Geyserregion am obern Yellowstone.

## III.

Am 11. September erreichte ich mit den Herren Hauser und Langford das westliche Ende des Sees und wir fanden dort nach Süden hin Dampfsäulen in großer Menge. Der hohe gelbe Berg, welcher dort am See emporsteigt, bildet die Scheide zwischen dem Yellowstone und dem Snake River und zwischen dem letztern und dem Madison; man kann ihn als das Centrum der vulcanischen Thätigkeit in diesem Becken betrachten und in einem Umkreise von etwa 30 Miles um seinen Gipfel treten die frappantesten Erscheinungen auf. Man erkennt denselben leicht an der schwefelgelben Färbung.

Die Herren Washburne und Langford kamen auf ihren Streifzügen in ein ausgedehntes Becken von Sümpfen, in welchem sie überall Schwefelquellen, kleine Geyser und Dampfsäulen fanden; der Boden war mit Tuff oder Kalkablagerungen mit dünner Kruste überzogen, darunter lag weißer Schlamm. Langford's Pferd brach mehrmals ein und verbrannte sich die Füße. Am 13. ritt ich nach den Dampfsäulen, welche ein ganzes, großes System bildeten. Etwa 400 Schritt vom Seeufer fanden wir zuerst ein Becken von Schlamm, das prächtig rosenroth war; dasselbe hatte eine Breite von 70 Fuß und im Centrum war eine kochende Masse; ringsum waren kleine, kegelförmige Krater in ununterbrochener Thätigkeit. Die ausgeworfenen Massen verhärteten sich rasch und wurden zu einem festen, blätterigen, thonigen Steine mit hübscher Textur; die Rosenfarbe verwandelte sich dabei in ein Kreideweiß. In der Nähe waren etwa ein Dutzend 6 bis 20 Fuß breite Oeffnungen, in denen ein dickes Wasser kochte; die Farbe desselben wechselte zwischen reinem Weiß und Dunkelgelb. Weiterhin fanden wir andere Quellen von 10 bis 50 Fuß Durchmesser, aus welchen klares, weißes Wasser hervorsprudelte. Das Becken und der Abfluß hatten am Rande rothe, grüne, gelbe und schwarze Niederschläge von wunderbarem Glanz, aber beim Anfassen zerbröckelten sie. Diese blendenden Farben befinden sich lediglich an der Oberfläche und dringen nicht ein.

Unterhalb fanden wir mehrere breite Krater, deren bläuliches Wasser mit schwefelsauerm Kupfer geschwängert ist; in der Mitte sprudelte das Wasser einige Fuß in die Höhe, floß dann ab und ließ am Rande des Kraters einen steinigen Niederschlag von einigen Zoll der einen mit zierlichen Fransen verzierten Rand bildete. Gleich nachher kamen wir an zwei Quellen, die größten welche wir bis dahin gesehen hatten; die eine, 30 zu 40 Fuß, zeigte eine Temperatur von 77° F. und floß in eine andere, etwa 70 Fuß davon entfernte ab, die 6 Fuß niedriger lag; sie hatte 40 zu 75 Fuß und eine Temperatur von 84° F.; aus ihr floß ein Bach ab. Die Krater dieser Quellen bestanden aus Kalkstalagmit mit einer silberweißen Ablagerung, welche durch Reflex bis zu einer beträchtlichen Tiefe leuchtete. Beide Krater hatten senkrechte aber unregelmäßige Wände. Die Entfernung bis zu welcher wir in die Tiefe hinein die Gegenstände unterscheiden konnten, ist außerordentlich; keine Einbildungskraft kann sich die Wunder vorstellen, welche diese großen Becken dem Auge darbieten.



Die Burg.

Gen Westen hin sahen wir eine Gruppe klarer, warmer Quellen, die ein ganz seltsames Schauspiel darboten. Sie bilden Becken von verschiedener Größe; wie tief sie sind, konnten wir nicht ermitteln. In ihrer Mitte schwammen Gegenstände, die sich genau ausnahmen wie rohe Ochsenhäute, denen gleich wie man sie in Fässern bei den Gerbern sieht; sie bewegten sich langsam und schwer auf und ab und folgten allen Bewegungen des Wassers. Als wir sie näher untersuchten, fanden wir eine zerbrechliche Textur, ähnlich dem Schaume welcher sich auf stehenden Tümpeln bildet; dieselbe war jedoch auf der Kehrseite mit glänzenden Farben bekleidet: roth, gelb, grün und schwarz. Sie zerreißt sehr leicht, und man darf sie nicht stark drücken, ist dick und schlaff. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß diese eigenthümliche Substanz in die Tiefe ging, in Schichten übereinander lag, und, was am merkwürdigsten ist, die untersten Schichten fest geworden waren; sie hatten sich in Tafeln reinen, feinkörnigen Alabasters verwandelt. Ich nahm Proben mit.

Am Rande des Sees fanden wir eine Doppelreihe von kalkhaltigen Quellen; sie hatten den Siedepunkt, der in dieser Höhe 85° C. beträgt Sie waren nur in Zwischenräumen thätig und baueten rings um sich herum Krater von festem Kalkstein, die eine Höhe von 5 bis zu 20 Fuß erreichen. Viele derselben erhoben sich aus dem Wasser des



Panorama des Firehole-Thales.
1. Der Getreue. — 2. Die feste Burg. — 3. Der Riese. — 4. Die Grotte. — 5. Der Fächer. — 6. Die Riesin. — 7. Der Bienenkorb.

Sees selbst und mehrere waren theilweise durch die erosive Thätigkeit der Wellen zerstört. Zwei mit niedrigem Krater von 20 bis 30 Fuß Durchmesser gaben jeder wenigstens 50 Zoll siedenden Wassers. Man konnte die inneren Wände bis in eine beträchtliche Tiefe verfolgen; sie bildeten unter dem Seebette einen spitzen Winkel und waren von demselben durch eine Felsenleiste getrennt.

Ich habe hier nur einige der bedeutendsten Quellen erwähnt; es giebt deren aber noch Hunderte, die Dampf ausstoßen, oder schlammiges Wasser; andere sind Kessel mit ruhigem Wasser. Wir fanden sie im Wald in so großer Menge, daß wir bei unseren Wanderungen sehr vorsichtig sein mußten, um nicht hinein zu fallen. Manchmal sieht man nahe bei einander zwei Quellen in verschiedenem Niveau, die alle beide mit Heftigkeit kochen; die eine wirft immerfort Wasser in die andere hinein und vermindert sich nicht, während die zweite nicht voll wird und also auch nicht überläuft. Im Allgemeinen jedoch sind die Quellen unabhängig von einander und scheinen aus sehr beträchtlicher Tiefe zu kommen; sie sind verschieden im Niveau an der Oberfläche, an Temperaturen und Pulsiren, auch wird man schwerlich zwei Wasser und zwei Ablagerungen finden die einander völlig gleich wären.

Die Herrlichkeiten und die Wunder, welche jener Tag uns bot, spotten aller Beschreibung.

Am 14. September blieben wir im Lager; das Wetter war seit drei Tagen sehr stürmisch gewesen; es waren schon 20 Zoll Schnee gefallen und es schneiete noch immer fort; unser Zelt gewährte uns übrigens guten Schutz.

Der See ist von vielen Vögeln belebt; wir sahen

Schwäne, Pelikane, canadische Gänse, Rothgänse, vielerlei Enten und Taucher, dann auch Reiher und Kraniche. Die Pelikane streichen in enormen Zügen gemeinschaftlich mit den majestätischen Schwänen am Ufer hin; die Möven sind dieselben welche man bei San Francisco findet. Abends sind die flachen Inseln ganz weiß, weil mit Pelikanen gleichsam bedeckt; diese scheinen mir dieselben zu sein wie jene auf den canadischen Seen. Ich sah auch mehrere mir unbekannte Vögel, namentlich einen den ich als Führer bezeichnen möchte. Als ich in den früher erwähnten großen Cañon hinabstieg, flatterte er stets vor uns her, von Felsen zu Felsen, blieb sitzen wenn wir anhielten, und lud uns offenbar ein hinaufzusteigen, indem er unaufhörlich durch Geschrei und Bewegungen unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte. Uebrigens findet man in diesem Becken noch Adler, Falken, Raben, Fischadler und Präriehühner. Schlangen sahen wir nicht, wohl aber einige neue Arten von Eichhörnchen und Wieseln.

Von Indianern fanden wir hier keine Spuren aus neuerer Zeit, Alles deutet darauf hin daß die Söhne des Waldes wohl das Becken so ziemlich verlassen haben. Man sagt, daß im Hochgebirge um den See einige sogenannte Schafesser (Sheepeaters) umherstreifen, welche zum Stamme der Schlangenindianer (Schoschonie) gehören; sie sind armselige Leute, Wilde, welche das Zusammentreffen mit Weißen und auch mit anderen Indianern vermeiden; sie haben weder Waffen noch Pferde; wir haben keine von ihnen gesehen. Die großen Stämme dringen niemals in das Becken ein und zwar aus Aberglauben, welchen die heißen Quellen ihnen einflößen. Man hat also von Indianern nichts zu besorgen, muß aber Nachts wohl Obacht geben daß die Pferde gegen Angriffe der Löwen gehütet werden.



Der Fächer.

Am Morgen des 19. September bemerkten wir, daß manche bis dahin ruhige Quellen in Bewegung geriethen und überliefen; andere, welche vorher nur schwach kochten, trieben Dampfwolken empor und warfen das Wasser mehrere Fuß in die Höhe.

Vom Yellowstonesee aus schlugen wir die Richtung gen Nordwesten ein durch Waldungen, in welchen wir nur unter großen Beschwerlichkeiten vorwärts kamen. Wir ahneten nicht, welcher Anblick uns demnächst bevorstand und daß wir neue Wunder sehen würden, gegen welche das, was bis dahin uns in Erstaunen versetzt hatte, weit zurückstand.

Am 18. September kamen wir an einen etwa 40 Fuß breiten Bergstrom, der in einer 200 Fuß tiefen Schlucht von Trachytlava floß; es ist der Firehole, der aus einem etliche Miles gen Süden liegenden See kommt. Wir folgten seinem Lauf und kamen an zwei hübschen Cascaden von 20 bis 50 Fuß Höhe vorüber. Dann erweiterte sich die Schlucht, und zu beiden Seiten des Flusses drangen Kochbrunnen hervor, welche durch ihren Niederschlag Kalkkrater von 2 bis 12 Fuß Breite gebildet hatten; sie alle waren in Eruption und die von ihnen gebildeten Hügel hatten eine Höhe von 3 bis zu 40 Fuß; einige bedeckten einen Flächenraum von einem Viertel Acker. Eigenthümlich ist bei diesen Kratern daß sie eine Tendenz haben sich allmälig zu verstopfen und den Lauf ihres Quellwassers selber zu hemmen. Um ihren äußern Rand legt sich eine dicke steinerne Krause, deren Außenränder sich annähern und die eine Art von Sieb bildet, dessen offene Stellen allmälig ausgefüllt werden. Sobald das geschehen ist, muß das Wasser sich einen andern Ausweg suchen. Wir sahen viele solcher Krater, die sich selbst verstopft hatten, und neben welchen sich dann neue gebildet haben. Bei manchen ist das Wasser klar, und die Ablagerungen sind kalkhaltig; bei einigen jedoch ist es schwarz und sie lagern ein schwarzes, kieselerdiges Gestein ab, welches so hart ist, daß an ihnen Eisen von unseren Beilen absprang und Funken zum Vorschein kamen.

Nachdem wir etwa zwei Miles weit zwischen solchen Quellen und über einige Moräste hingegangen waren, kamen wir an ein etwa zwei Miles breites, drei Miles langes Thal, jenes des Firehole, des Feuerloches; dasselbe zeigt Erscheinungen, die in der ganzen Welt ihres gleichen nicht haben. Wir überschritten den Fluß und schlugen etwa in der Mitte des Thales unsere Zelte in einem kleinen Fichtengehölz auf; neben demselben lag ein Sumpf, in welchem wir Spuren einer Büffelherde fanden, die bei unserer Annäherung sich entfernt hatte.

Dieses Fireholethal ist ungefähr dreieckig; etwa in der Mitte vereinigt sich ein von Süden her kommender Wasserlauf von 50 Fuß Breite mit dem Hauptflusse. Die dasselbe umgebenden schwarzen Lavaberge sind 1500 Fuß hoch, sehr steil und dicht bewaldet. Im Ganzen genommen besteht es in einer Aufeinanderfolge von Hügeln und abgerundeten Bodenerhebungen mit Quellen, die niedrigen Stellen zwischen denselben sind sumpfig, das ganze Becken ist bis in eine unbekannte Tiefe ein vom Wasser abgelagertes Kalkbett.

Gleich als wir uns an der Südseite des Flusses befanden kamen wir an einen Geyser, der sein Wasser 125 Fuß hoch schleuderte und dabei ein starkes Pfeifen hören ließ. Nach einigen Minuten hörte die Eruption auf und wir konnten an den Krater hinan treten. Derselbe bildete ursprünglich einen breiten Spalt in der Kalklage und bis zu einer

Tiefe von 60 Fuß zeigen kleine Oeffnungen noch jetzt die Spuren dieses Spaltes, welcher durch Niederschläge des Wassers verstopft worden ist und jetzt eine nur 7 Fuß lange, 3 Fuß breite Oeffnung bildet, aus welcher Dampf mit Gebrüll emporstieg. Der von der Quelle gebildete Hügel ist 40 Fuß hoch und seine Basis nimmt ungefähr 40 Acker ein. Neben diesem Krater und so weit sein Eruptionswasser reicht, haben die Niederschläge einen eigenthümlichen Charakter. Sie bestehen aus kugelförmigen Steinen von 6 Zoll bis zu 3 Fuß Durchmesser deren Vereinigung manchmal Klumpen von 8 Fuß Höhe bildet. Auf diesen knotigen Massen sieht man kleine kugelförmige Formationen von Kalkstalagmit, die einen ganz leichten Ueberzug von Kieselerde haben. Aus der Ferne sieht sich dieses Gestein metallgrau an, mit ungemein zarten rosenfarbigen und gelben Streifen und da diese Färbungen stets feucht bleiben, zeigen sie den herrlichsten Glanz. Vom Rande des Kraters an zeigt das Gestein Löcher an den Terrassen, welche kleine übereinander liegende Becken bilden und deren Rand aus silberfarbiger Kieselerde besteht. Diese Löcher haben eine unregelmäßige Gestalt, sind immer voll Wasser und in ihnen setzen sich Niederschläge ab, welche eine Art safrangelber, glänzender Korallen bilden. Am Rande sind sie mit einer steinigen Masse ausgezackt, welche Maschen wie unsere feinsten Spitzen bildet. Aus der Tiefe der Krater steigen kleine Säulen auf, deren zierliche Capitäle an Wasserpflanzen erinnern. In einigen Löchern liegen glänzend weiße Kiesel, in anderen findet man so zu sagen einen gelben, spiegelartigen Guß, der nach und nach höher wird und feste Stalagmiten bildet. Je weiter die Löcher vom Krater entfernt sind, um so größer werden sie und das kältere Wasser verändert die Farben und die Beschaffenheit der Ablagerungen; sie werden zu Kalkspath, der manchmal einen weißen oder auch schieferigen Ton hat, oft aber auch verschiedene Farbentöne.

---

# Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei.

Von Wilhelm Freiherrn **von Berg.**

## II.

Forstliche Zustände. — Bulgarische Brettsäge. — Juruken und Wlachen. — Waldbrände. — Vegetationsverhältnisse. — Die Batabanizaspitze.

Die europäische Türkei, welche einen Flächenraum von 6303 Quadratmeilen hat, soll nach statistischen Angaben 1513 Quadratmeilen Wald enthalten, so daß die Waldfläche von der Gesammtfläche 24 Procent beträgt. Dieses Verhältniß würde als um so günstiger bezeichnet werden müssen, weil die Wälder bis auf die Gemeindewaldungen (Baltalyks) beinahe ausschließlich Staats- oder Moscheeneigenthum sind. Aber ich möchte wissen, wer für die auch nur annähernde Richtigkeit dieser Angabe bürgen könnte. Ich bin überzeugt, daß wohl die Waldfläche, keineswegs aber der Wald vorhanden ist. Mir wenigstens ist die ganze Türkei, mit wenig Ausnahmen, wie eine große Hutweide vorgekommen. Dort, wo Wald sein sollte, findet man nur von zahllosen Schaf- und Ziegenherden verbissenes Gestrüpp oder große kahle Flächen, welche kaum noch eine spärliche Weide für Schafe zu bieten vermögen.

Thatsache ist es, daß die Wälder bereits in die unzugänglichsten Gebirgsthäler zurückgedrängt sind, daß sie von Jahr zu Jahr abnehmen, weil sie ohne Sorge für die Zukunft den zerstörenden Flammen der Waldfeuer wie der mißhandelnden Axt der Bewohner und dem Zahne des Weideviehes preisgegeben werden. Thatsache ist es, daß ein großer Theil der Waldungen bereits vernichtet ist und daß ganze Gebirgshänge durch den Unverstand der Menschen in öde Karstgegenden verwandelt wurden.

Dieser Thatsache konnte sich auch die türkische Regierung nicht verschließen, denn in ihrer eigenen Darlegung über die Veranlassung zum Forstgesetze sagt sie selbst: „Der Mangel einer wirksamen Aufsicht und das mißbräuchliche Abholzen haben schon einen Theil der Waldungen ruinirt, und Wälder, deren Wiederherstellung Jahrhunderte erfordern, sind auf diese Weise vollkommen devastirt.“ Sie ist sich also klar darüber, daß dem weitern Umsichgreifen der Waldverwüstung vorgebeugt werden müsse und dennoch bleibt es beim Alten. Eine eigentliche Waldwirthschaft scheint in der ganzen Türkei nicht zu bestehen. Die Staatswaldungen, deren Ausbeute gegen eine Abgabe von 10 Procent des Werthes der gewonnenen Producte in die Hand der Bevölkerung gelegt ist, werden wie eine Citrone betrachtet, deren Saft nach Möglichkeit ausgequetscht werden müsse, ohne auch nur im Geringsten für deren Zukunft zu sorgen oder zu bedenken, daß der Wald denn doch noch eine andere Aufgabe hat als bloß die Staatseinkünfte zu vermehren. Trotz der durch das Forstgesetz gegebenen Vorschriften steht der Wald schutzlos da. Die bulgarischen Bauern, welche in der Nähe des Rhodope-Gebirges wohnen, betreiben mit großer Vorliebe den Holzhandel; sie bauen mitten im Walde, an einem Bache, wo sie ein günstiges Wassergefälle finden, eine kleine Säge, fällen das Holz wo sie wollen und verschneiden es auf Bretter. Ist in einigen Jahren in nächster Nähe der Säge kein Holz mehr vorhanden oder wird die Zubringung desselben zu beschwerlich, so läßt man die Säge verfallen und bauet sich eine neue an einem andern geeigneten Platze. Dort beginnt dieselbe Manipulation aufs Neue. Wenn auch diese kleinen elenden bulgarischen Sägen, die häufig ein 10 bis 12 Meter hohes Gefälle brauchen, um das kleine Stoßrad von kaum $1/2$ Meter Durchmesser in Bewegung zu setzen, nicht viel leisten, so giebt dennoch die große Anzahl derselben, oft nach Hunderten über den Wald vertheilt, gewaltig aus.

Man denke sich nur wie ein Wald aussieht, der von allen Seiten, in- und auswendig, angefressen wird! Ueberall Lücken, Windbrüche und die Reste der gefällten Stämme kreuz und quer wild durch einander.

Wo es nur irgend möglich war, die auf solche Weise producirte Waare auf Saumthieren aus dem Walde hinauszuschaffen, ist derselbe gewiß nicht unangetastet geblieben. Nur die Laubholzwaldungen, welche sich zur Erzeugung von

Schnittwaaren doch nicht so gut eignen wie das Nadelholz und vermöge ihrer größern Schwere auch auf Saumthieren nicht so leicht zu transportiren sind, sind theilweise verschont geblieben; von Nadelholzwaldungen nur diejenigen, deren Ausbringung ungemein schwierig war.

Zu diesem Uebelstande gesellt sich noch ein weiteres Zerstörungsmittel, nämlich die unbegrenzte Viehweide. Nicht allein, daß die Gemeinden ihr Vieh, Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen, in den Wald treiben, sondern jener Völkerstamm, welchen Lejean in seiner Ethnographie als Juruchen (Fußgänger) bezeichnet und der die Gewohnheiten eines Nomaden- und Hirtenlebens beibehalten hat, treibt die zahlreichen Schafherden, nachdem dieselben an der Küste des Aegäischen Meeres überwintert wurden, im Sommer auf die Hochebenen des Gebirges, um die üppige Alpenweide (Jaila) auszunutzen. Auch ein walachischer Volksstamm, nach Lejean die Zinzaren (Wlachen, Macedo-Wlachen), zum Theil in dem westlichen Theile von Macedonien lebend, betreibt mit Vorliebe die Viehzucht; auch sie sind Nomaden, welche im Winter die milden Landstriche in der Nähe des Meeres aufsuchen und im Sommer die Hochebenen des Gebirges beziehen. Dort bauen sie sich ganze Dörfer aus Holz und Fichtenrinde und beziehen dieselben zu Anfang Juni mit der gesammten Familie, mit Pferden, Rindvieh, Schafen, Schweinen und Hühnern, kurzum mit ihrem ganzen Hausstande. Ich besuchte ein solches wlachisches Nomadendorf am 14. Juni 1874. Dasselbe heißt Chelebiza-Kolibi, besteht aus 140 Rindenhütten und war damals von etwa 700 Menschen bewohnt. Es liegt auf der Grenze zwischen Macedonien und Rumelien unweit der 2200 Meter hohen Balabaniza-Spitze auf einer 1650 Meter über dem Meere liegenden Hochebene, welche eine Weidefläche von Tausenden Hectaren ausmacht.

Solch ein Dorf von Rindenhütten macht einen eigenthümlichen Eindruck. Nach einem zwölfstündigen Ritte trafen wir Abends bei demselben ein. Es war Sonntag. Männer und Weiber, offenbar festtäglich geputzt, saßen gruppenweise in der Nähe des Dorfes. Wir hatten die Uebernachtung in einer solchen Nomadenhütte des Dorfes in Aussicht genommen, aber die Männer, erstaunt über die daherziehenden „Franken“ *), zeigten großes Mißtrauen und wollten wenigstens vorher ganz genau wissen, wie viel die „Franken“ für ein Nachtlager zu zahlen gedächten. Es war uns wahrlich nichts daran gelegen, in eine so elende Hütte hineinzukriechen und wir zogen es vor, unser Zelt in der Nähe des Dorfes aufzuschlagen. Als wir dann aber ins Dorf hineinschickten und gegen klingende Münze um ein paar Hühner und etliche Eier ersuchten, da erst zeigten die Hirten Vertrauen und Alles, was im Dorfe an Hühnern, Eiern und Mameliga (eine Art Brot aus Kukurutzmehl) zu haben war, stellte man uns gern zur Verfügung. Die Verständigung mit diesen Leuten war ungemein schwer, sie nannten sich zwar selbst „Rumuni“, sprachen aber offenbar ein mit unendlich vielen fremden Wörtern gemengtes Rumänisch. Sie behaupteten zwar auch Griechisch und Türkisch zu verstehen, indessen konnten sich meine Begleiter, welche beider Sprachen mächtig waren, mit den „Wlachen“ nicht recht verständigen. Uebrigens machte dieses wilde Hirtenvolk keinen ungünstigen Eindruck auf mich. Es sind schön gewachsene Leute mit intelligentem Gesichtsausdruck, denen die malerische Tracht sehr gut steht. Sommer und Winter eine Pelzmütze, einen dunkeln langen Rock aus Schafwolle, weiße schafwollene Hose mit Verschnürung und an den Füßen Sandalen. Die Weiber tragen gewöhnlich nur ein Hemd, vorn und hinten eine bunt gewebte Schürze von Schafwolle. Diese Tracht erinnert Einen unwillkürlich an die Banater und Siebenbürger Walachen, welche gleich jenem Völkerstamm als Hirten die Gebirge bewohnen. Eine Zusammengehörigkeit beider ist ganz unverkennbar.



Bulgarische Brettsäge in Krimitz am Rhodopegebirge. Original von W. v. Berg.

Daß nun aber die Lebensweise dieser Hirtenvölker nicht ohne Einfluß auf den Wald bleibt, ist ganz natürlich. Das Fällen des Holzes, welches zum Baue der Hütten verwendet wird, wäre der Uebel kleinstes, daß aber alljährlich eine große Anzahl der schönsten Fichten niedergehauen wird, bloß um die Rinde für die Hütten zu gewinnen, bringt dem Walde um

*) In der Türkei ist jeder Europäer ein „Franke“.

so größern Schaden, als durch die häufige Unterbrechung des Bestandesschlusses dem Weitergreifen des Sturmes Thür und Thor geöffnet wird.

Im Interesse der Hirten liegt es außerdem, das Weideterrain so viel als möglich auszudehnen. Ein Hirt kann nie genug Weide für sein Vieh bekommen, das ist eine alte Geschichte und auch in der Türkei nicht neu. Es wird daher absichtlich gesengt und gebrannt, wo es nur möglich ist. **Waldbrände** sind ganz an der Tagesordnung und als ich am 16. Juli 1874 auf dem 2100 Meter hohen **Perseng** übernachtete und das ganze Karlyk-Gebirge übersehen konnte, zählte ich 22 Waldbrände, von denen sich einige über ganze Berge erstreckten. Die Bevölkerung sieht diesem Unwesen ruhig zu und auch die Regierung kümmert sich eben so wenig darum!

Wo Weiß- und Schwarzföhren vorkommen, werden auch die Pechsammler dem Walde sehr schädlich. Im ganzen Walde findet man nur selten eine Föhre, die nicht seit Jahren gepechelt (Nutzung des Harzes zur Theerfabrikation) wäre.

Man kann sich wirklich keine Vorstellung von dieser Wirthschaft machen, wenn man sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Hirten und Holzspeculanten scheinen sich verschworen zu haben, den Wald mit thunlichster Beschleunigung zu verwüsten, erstere um Weidegründe zu gewinnen, letztere unbewußt. Auf mich machte dieser Zustand den Eindruck einer Ruine und ich konnte mein Erstaunen und Bedauern nicht unterdrücken, daß die türkischen Staatswaldungen auf eine so schändliche und unverantwortliche Weise mißhandelt werden.

Als ein wahres Glück muß es bezeichnet werden, daß das Rhodope-Gebirge zum großen Theile einen sehr fruchtbaren Granitboden enthält, auf welchem sich die natürliche Verjüngung bei dem reichlichen Samenabfalle der Laub- und Nadelhölzer um so leichter vollzieht, als die Wildschweine für Aufwühlung des Bodens sorgen und hierdurch jedenfalls mehr für die Regeneration des Waldes thun, als die Besitzer desselben. Dort aber, wo die Wälder auf Kalk ruhen, ist die schlechte Wirthschaft weit gefährlicher. Man sieht das im



Fernsicht gegen Norden vom Hochplateau der Balabaniza-Gruppe. (Balkan.)

**Kara-Balkan, der bereits in einen vollständigen Karst verwandelt wurde.** Macht die Waldverwüstung in der Türkei weitere Fortschritte, so wird dieselbe für die Versorgung ihres Holzbedarfes bald ganz aufs Ausland angewiesen sein. In Zukunft, wenn es so fort geht, werden sich die Türken nicht einmal ihren so sehr beliebten schwarzen Kaffee mit eigenem Holze kochen können.

So weit kommt es, wenn die Waldungen dem Unverstande und der Habgier der Menschen preisgegeben werden. Ein Land, welches von der Natur dazu berufen wäre, den ganzen Orient mit Holz zu versorgen und dem Staatsschatze eine große Einnahmequelle zu sichern, wird sich in Zukunft an das Ausland wenden müssen, wenn sich der letzte seiner Einwohner eine elende Hütte bauen will! In Kleinasien hat man bereits ein Beispiel. Die gegenwärtig daselbst herrschende Hungersnoth, beziehungsweise die Mißernte dieses Jahres, wird zum nicht geringen Theile den **Entwaldungen** und der damit zusammenhängenden Verschlechterung der atmosphärischen Niederschläge zugeschrieben. Nicht minder ist die in Zunahme begriffene Versandung des Smyrnaer Hafens auf die Entwaldungen der Gebirge zurückzuführen.

Die Regierung sagt zwar in der Einleitung zum Forstgesetze: „**Die Wälder sind unstreitig eine der hauptsächlichsten Quellen des Reichthumes in einem Staate,**“ aber diese Quellen werden erschöpft, wenn der Mißhandlung der Wälder nicht Einhalt gethan wird. Mit ihrer Erschöpfung werden auch die anderen Quellen des Wohlstandes und des so reich gesegneten Landes versiegen, wenn die Berge, wie in dem benachbarten Griechenland, gänzlich entwaldet und als ein Zeichen menschlichen Unverstandes kahl und nackt dastehen werden!

Abgesehen von dem unangenehmen Eindrucke, welchen solche Zustände auf jeden Reisenden machen müssen, bietet sich demselben dennoch viel des Interessanten. Namentlich ist es der Unterschied der Vegetation, welcher in hohem Grade auffällt, wenn man eine Wanderung vom Fuße des Gebirges bis hinauf auf den Kamm desselben unternimmt. Die

großen Reisfelder bei Philippopel verlassend, kam ich an den Fuß des Rhodope-Gebirges. Die Ebenen und die sanft ansteigenden Hügel sind mit Wein, Weizen, Mais, Melonen und Kürbissen bebaut, dazwischen liegen die freundlichen Dörfer der Bulgaren und Türken, letztere in Minderzahl. Ein großer Werth wird auf Bewässerungen gelegt. Wo nur ein Bach dem Gebirge entrinnt, findet man ganz gewiß eine wenn auch noch so elende Wehr von Gesträuchen eingebaut, von welcher das Wasser auf die Wiesen, Felder und in die Gärten geleitet wird. Das Wasser läuft mitten durch die Dörfer, durch alle Höfe und Gärten und sammelt sich unterhalb des Dorfes wieder in einen gemeinsamen Graben, von welchem Felder und Wiesen versorgt werden. Die hohe Luftlemperatur und die künstliche Nässe verursachen eine Ueppigkeit und Entwickelung der Feld- und Gartengewächse, wie ich sie selten sah. Namentlich bilden Kukurutz und Fisolen (Bohnen), welche mit großer Vorliebe gebaut werden, oft ganze Dickichte, in welchen sich zahllose Rebhühner aufhalten. Eine ganz besondere Geschicklichkeit sollen die Türken in der Anlage von Bewässerungsgräben entwickeln.

Der Beginn der Getreideernte in jener Gegend fällt in die Mitte des Monat Juni, ich sah bereits am 9. und 10. Juni im Jahre 1874 Stoppelfelder. Obstbäume sieht man wenig, hier und da Steinobst, sonst aber viele Wallnuß- und Maulbeerbäume. Erstere sind von den Franzosen gesucht; es reisen Händler im Lande herum, bohren die Bäume an und wenn sie Fladern finden, treten sie mit dem Besitzer in Unterhandlung. Die Maulbeerbäume werden für die Seidenraupenzucht besonders cultivirt und gepflegt. Diese Zeichen der Cultur wiederholen sich bis knapp an den Fuß des Rhodope-Gebirges.

Plötzlich wird die Steigung stärker und wir befinden uns sofort in der Region des Gestrüppes. Aus einem von zahllosen Schafen und Ziegen verbissenen und verstümmelten Gestrüpp erschallt munter das Lied aus Hunderten von Nachtigallenkehlen. Die Laubhölzer, welche das Dickicht bilden, sind sehr zahlreich, mitunter zählte ich 40 bis 50 verschiedene Holz- und Strauchsarten, die ganze Forstbotanik war stets bei einander. Unter den vielen Holzarten und Sträuchern sind die orientalische Weißbuche (Carpinus orientalis), dann die mit ihren hellen Blättern weithin sichtbare Silberlinde (Tilia argentea) und der Perrückensumach (Rhus cotinus) besonders auffallend. Dazwischen ranken sich die Weinrebe, der wilde Wein, die Waldrebe und der wilde Hopfen an Aesten und Zweigen empor und verschlingen alles so mit einander, daß ein ganz undurchdringliches Dickicht entstehen müßte, wenn nicht Ziegen und Schafe für ein immerwährendes Beschneiden sorgten.

So geht es fort bis ungefähr 600 Meter über dem Meere. Dann treten Buchen, verschiedene Eichen, Ahorn, Zitterpappel und Weißbuche baumartig auf, hier und da eingesprengte Weiß- und Schwarzföhren und dieser Charakter bleibt bis zu 1000 Meter. Ueber diese Höhe hinaus trifft man schon Fichten und Tannen in den Buchenbeständen eingesprengt. Ich fand diese Holzarten bis 1300 Meter über dem Meere im freudigsten Wuchse. Dann erst beginnt die eigentliche Region der Nadelhölzer, der Fichte, Föhre und Tanne, welche bis 2000 Meter Höhe in ihrer Entwickelung nichts zu wünschen übrig lassen. Die Tanne zwar bleibt wohl zurück, aber die Fichte und Föhre wetteifern mit einander im Wuchse. Unmittelbar bei dem früher erwähnten Hirtendorfe Chelebiza-Kolibi, welches 1650 Meter über dem Meere liegt, hatten die Fichten und Föhren noch einen Höhenwuchs von $^1/_2$ Meter Länge und im Alter von 80 Jahren einen Durchmesser von mehr als $^1/_2$ Meter in Brusthöhe. Bei 2000 Meter über dem Meere verschwinden beide Holzarten ganz plötzlich und es beginnt nun das Weideterrain, welches indessen stellenweise von einem undurchdringlichen Dickicht der Krummholzföhre (P. pumilio) überzogen ist.

Dort oben auf den Hochebenen glaubt man sich in die Alpen versetzt. Sie haben Urgebirgsformation, massige Berge mit tief eingeschnittenen Thälern. Nur selten treten kahle Felspartien hervor. Die Vegetation auf den Hochebenen hat einen ganz alpinen Charakter. Ich bestieg die höchsten Berge des Rhodope-Gebirges, darunter die Balabaniza-Spitze mit 2150 Meter Höhe, am 1. und 6. Juli 1874, fand daselbst noch große Schneefelder und die Weidegräser erst im Beginn des Grünens. In Blüthe fand ich:

- Die Hochalpennelke, Dianthus neglectus,
- den rothen Enzian, Gentiana purpurea,
- den ausgeschnittenen Enzian, Gentiana excisa,
- den Zwerg-Enzian, Gentiana pumila,
- die baldische Anemone, Anemone baldensis,
- die langblumige Primel, Primula longiflora,
- den Mannsschild, Androsace Vulfenii,
- die Alpenbrünelle, Nigritella angustifolia,
- die Schafgarbe, Achillea Clavennae,
- den moosartigen Steinbrech, Saxifraga bryoides,

und noch mehrere andere, die mir nicht alle bekannt waren.

# Bei den Zeltbewohnern in Marokko.

Von **Gerhard Rohlfs.**

## III.

Abu Ssalam mit seiner Ehehälfte zog sodann eiligst zu Hause, denn da die Hochzeit schon nach acht Tagen stattfinden sollte, mußten jetzt rasch die Vorbereitungen zur Festlichkeit gemacht werden. Es mußten die Einladungen ergehen an nahe wohnende Freunde, Geschenke für die Geistlichkeit mußten gemacht werden, damit diese den Segen Gottes auf das neue Paar herabflehe, Lämmer und Ziegen mußten ausgesucht werden zum Schlachten und Tag für Tag waren die Frauen der drei Duar beschäftigt, Kuskussukügelchen *) zu rollen, denn Hunderte von Personen waren am Hochzeitstage zu bewirthen.

So nahete der Tag. Einige Tage vorher saß Aischa

*) Die Kuskussukügelchen aus Weizen- oder Gerstenmehl auf einem Palm- oder Strohteller gerieben sind von der Größe unserer Perlgrütze. Getrocknet halten sie sich Monate lang, ja über ein Jahr. Man nimmt sie auch als Provision auf Reisen mit.

schon mit umwickelten Händen und Füßen; denn während sonst die Frauen es für genügend halten während einer Nacht, um eine rothe Färbung hervorzubringen, ihre Gliedmaßen in zerstampftes Hennahkraut einzuwickeln, hatte Aischa's Mutter, um eine recht rothe Farbe hervorzurufen, es für nothwendig gehalten, dies während mehrerer Tage hindurch zu thun. Ihre Augenlider wurden mit Kohöl geschwärzt, ebenso die Brauen, und auf ihre Stirn hatte ihre Mutter ihr ein reizendes Blümchen gezeichnet, während auf die Außenfläche der rothen Hand verschiedene schwarze Zickzacklinien gemalt wurden. Ihre Freundinnen und Gespielinnen waren sodann behülflich sie anzukleiden, nachdem Aischa mit ihnen ein Bad im nahen Flusse genommen hatte. Aber weniger prunkvoll wie dies die Städterinnen zu thun pflegen war das bald geschehen: ein seidenes Tuch um den Kopf geschlungen, nur mit Mühe das hervorquellende lange Haar zurückhaltend, welches sorgfältig gekämmt, geölt und geflochten war, ein neues Hemd, ein neuer weißer Haik, der über den Kopf und um den ganzen Leib geschlungen wurde, eine seidene Schürze von Fes, das war nebst rothen Pantöffelchen an den Füßen der ganze Anzug, denn Hosen, Westen, Kaftane und dergleichen Kleider, wie sie die Städterinnen in Fes, Mikenes oder einer andern Stadt tragen, kennen die Töchter eines Zeltes nicht. Sodann wurde Aischa mit Rosenwasser übersprengt, mit Bochor und Djaui (Sandelholz und Weihrauch) durchräuchert und in die Kubba aufs Maulthier gesetzt.

Unter Thränen hatte sie Abschied von ihrer Mutter und von ihren Freundinnen genommen, denn die Sitte erheischte, daß diese daheim blieben, nur die männliche Bevölkerung der Uled Hassan und zu beiden Seiten des Maulthieres zwei ehrwürdige Greise, ihr Vater und ihr Oheim väterlicher Seits, begleiteten sie. Früh aufgebrochen waren sie schon Mittags Angesichts der drei Duar der Beni Amer, und sobald der Zug sichtbar war, kamen sämmtliche Leute der Beni Amer und viele Fremde der Umgegend, die Pferde hatten, auf sie losgesprengt und bewillkommneten die Braut durch Flintenschüsse. Der Bräutigam war aber nicht dabei.

Im Duar des Bräutigams selbst angekommen, wurde sie sogleich nach dem Zelte ihrer Schwiegermutter geführt, und jetzt, unter lauter ihr fremden Frauen, zeigte sie sich zum ersten Male ihren neuen weiblichen Verwandten, denn wenn die Frauen des Zeltes auch nicht verschleiert sind, so war Aischa doch in der Kubba, d. h. in einer Art Käfig, der auf dem Maulthiere ruhte, hergekommen, und war somit allen Blicken entzogen. Die Frauen verbringen jetzt die Zeit mit Essen und Trinken. Unterdeß haben sich aber auch die Männer versammelt, sie ziehen vor das Zelt des Bräutigams, der in neue Gewänder gehüllt heraustritt. Sein Kopf ist vollkommen mit einem Turban umwickelt, nur ein schmaler Spalt für die Augen ist gelassen. Man heißt ihn ein Pferd besteigen und sodann reiten alle aus dem Duar heraus um ein Lab, d. h. ein Wettrennen mit Schießen, abzuhalten. Der Bräutigam allein nimmt nicht Theil. Er hält gegenüber dem Zelte, wo man weiß, daß die Braut mit den übrigen alten und jungen Frauen sich aufhält, und nimmt so gewissermaßen Angesichts seiner Braut eine Parade ab. Weder kann er sie sehen, noch sie ihn, denn das Zelt ist bis auf einige Schlitze dicht zusammengezogen, und sein Kopf ist verhüllt. Endlich ergreift, nachdem alle schon mehrere Male das Pulver haben sprechen lassen, Omar ebenfalls eine Flinte, er schwingt sie um seinen Kopf, er saust davon, macht Kehrt um im rasendsten Ritte aufs Zelt seiner Braut loszulegen, und angekommen, drückt er seine Flinte ab, schwenkt seitwärts, nachdem er noch die Flinte hoch in die Luft geschleudert und geschickt wieder aufgefangen hat.

Es wird Abend, und der Bräutigam wird nach seinem Zelte zurückgeführt. Nun beginnen allgemeine Schmausereien; aber die Frauen, immer in ihrer Mitte noch die Braut Aischa behaltend, setzen den Kampf gegen die Kuskussuschüsseln allein fort, frischen Muth dazu dann und wann durch eine Tasse stark mit Münze aromatisirten Thees schlürfend. Die meisten Männer und Jünglinge essen im Freien, denn die Zelte bieten weder Raum noch Helligkeit, nur der Bräutigam bleibt allein. Es scheint sich ein wahrer Wetteifer unter den Gästen im Essen zu entwickeln, aber wenn man weiß, wie ausnahmsweise und selten in Marokko den Leuten die Gelegenheit geboten wird Fleisch zu essen, so kann man sich vorstellen, wie es dann bei einem Mahle hergeht, wo Fleisch in Hülle und Fülle vorhanden ist, und man seine Höflichkeit und Freude am besten dadurch kund zu geben meint, wenn man soviel ißt als man überhaupt nur lassen kann.

Die Dunkelheit ist nun vollkommen hereingebrochen. Da sieht man plötzlich aus dem Zelte der Frauen einen Zug herauskommen, voran die Braut, sie allein verschleiert; ihr zur Seite gehen andere junge Mädchen, in der einen Hand eine Papierlaterne haltend, in der andern ein mit Rosenwasser geschwängertes Tuch, womit sie der Braut wohlriechende Luft zuwehen; andere Frauen und zwar zunächst die Schwiegermutter Lella Mariam folgen, alle haben Laternen. Sie gehen auf das Zelt Omar's zu, der fortwährend allein geblieben war, und da von der andern Seite auch die Männer herbeigekommen waren, so ruft Abu Thaleb: „Omar ben Abu Ssalam, bist Du im Zelte, so erscheine und bezeuge im Namen des einigen Gottes, daß Du meine Tochter Aischa als Deine Frau aufnehmen und ernähren willst!“ Omar erschien und bezeugte es im Namen Gottes. — Sodann ruft sein Vater: „Ich bezeuge im Namen des Höchsten, daß ich an Abu Thaleb 200 Duoro gezahlt habe, hast Du sie bekommen, o Freund?“ — „Mit Hülfe Gottes habe ich das Geld empfangen, und laß Deinen Sohn morgen zeugen ob die Morgengabe Aischa's richtig ist.“ — Darauf wurde das Fötha gebetet und die Mutter Omar's, die Braut ihm zuschiebend, schlug das Zelt über Beide herab und Omar und Aischa lagen einander in den Armen.

Draußen wurden aber die Schwelgereien im Essen fortgesetzt. Kaid Abu Ssalam hatte Sänger und Lautenspieler kommen lassen, Tänzerinnen hatten sich eingestellt, kurz es fehlte nichts einer einem so reichen und mächtigen Kaid würdigen Hochzeitsfeier. Aber stürmischer Jubel brach los, als einige Zeit hernach Lella Mariam, die Mutter Omar's, die vor dem Zelte Platz genommen hatte, aufstand und ein Hemd, das der gewesenen Braut Aischa, durch die Luft schwenkte. Das Hemd enthielt Blutstropfen, Omar konnte also den sichtbaren Beweis der Jungfräulichkeit seiner jungen Frau liefern, und dieser mußte Allen, die an der Hochzeitsfeier Theil nahmen, gezeigt werden. Kann dieser nicht beigebracht werden, so ist überhaupt die Heirath, wenn der Gatte will, als nicht geschehen zu betrachten.

Drei Tage dauerten diese Schmausereien, während welcher Zeit aber das junge Paar meistens allein blieb um ganz das Glück der ersten Liebe zu genießen; vielleicht hätte auch Kaid Abu Ssalam die Festlichkeiten noch länger ausgedehnt, da bei sehr reichen Familien acht Tage lang festirt wird, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das den Lustbarkeiten ein jähes Ende setzte.

Wohl durch zu viele Arbeit, die der alte Omar, Vater Abu Thaleb's, seinem Magen aufgebürdet hatte, vielleicht auch durch Uebermaß des sonst ungewohnten Fleischgenusses, erkrankte er und schon nach einigen Stunden hatte er aufgehört zu leben.

Sobald man als sicher den Tod des alten Omar constatirt hatte, wurden alle alten Weiber vor sein Zelt beordert um das Klagen und Weinen zu besorgen, während die Männer den noch warmen Leichnam wuschen, räucherten und in ein neues Stück Kattun einwickelten. Dies dauerte einige Stunden, sodann wurde eine Tragbahre geholt und der Verstorbene hinaufgelegt, denn bei den Zeltbewohnern herrscht die Sitte den Todten in einen Sarg oder eine Truhe zu legen nicht. Vier Männer bemächtigten sich der Bahre und sodann ging es fort in so schnellem Schritte als man ohne zu laufen nur gehen konnte. Beständig wurde nach einförmiger Melodie gesungen Lah illaha Il Allaha und wenn dies etwa hundert Mal war wiederholt worden, bildete der Satz: Mohammed ressul ul Lah den Schluß, um aber gleich wieder von vorn anzufangen. Alle zwanzig Schritte lösten sich die Leute im Tragen ab, damit jeder der Ehre den Todten zur letzten Stätte zu tragen theilhaftig werden könne. Nach dem Gottesacker der Beni Amer, der ziemlich entfernt vom Duar gelegen war, waren aber schon vorher einige Leute geschickt worden, um die Gruft zu bereiten, und als der Trauerzug ankam, war alles in Ordnung.

Ein letztes Fötba wurde gebetet und die Sure: „Sag, Gott ist der Einzige und Ewige. Gott zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Geschöpf gleicht ihm,“ wurde von allen Anwesenden gelesen *) und darauf unter dem Ausrufe Bism Allah (im Namen Gottes) der Leichnam in die Gruft gelegt. Ein jeder der Anwesenden warf eine Handvoll Sand auf den Körper und hierauf wurde durch Hacken die Grube schnell mit Erde gefüllt. Damit nicht etwa Hyänen das Grab eröffnen könnten, wurden sodann zum Schlusse schwere Steine über das Ganze gelegt. Zurück wurde der Weg ebenso rasch und ebenfalls unter dem Gesange Lah illaha Il Allaha gemacht. Acht Tage lang mußten außerdem Trauerweiber, die zum Theil bezahlt waren, klagen und weinen, die Männer aber gingen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, pflegten sich aber auch Abends beim Trauerzelte einzufinden, weniger um der Vorzüge und Tugenden zu gedenken, die der verstorbene Omar ben Edris gehabt haben sollte, als um an der Mahlzeit Theil zu nehmen, die sein Sohn während der achttägigen Klagezeit allen Mittrauernden spenden mußte. Die Trauer durch besondere Kleider, z. B. durch schwarze Gewänder, auszudrücken ist aber bei den Zeltbewohnern so wenig Sitte, wie bei den mohammedanischen Städtern.

*) Der Araber braucht das Wort „ikra, er liest“ nicht bloß von der Handlung in unserm Sinn, d. h. wenn man aus einem Buche etwas abliest, sondern auch wenn Jemand aus dem Koran oder sonst einem Buche ein Capitel hersagt.

Daß der Kaid der Uled Sidi Schich die Kränkung nicht ruhig hinnahm, weil man seine Tochter verschmäht hatte, versteht sich von selbst. Und so erschien er denn auch eines Tags mit zwanzig Reitern nach gefahrvollen Märschen; es gelang ihm auch eine Nachts außengebliebene Herde fort zu treiben. Doch die schnell aufgebotenen Beni Amer, im Verein mit einigen Uled Hassan, ereilten die Räuber, ein kurzes Gefecht entspann sich, einige Kugeln wurden gewechselt. Die Uled Sidi Schich zogen natürlich den Kürzern, im Triumphe wurde die geraubte Herde zurückgebracht und seit der Zeit lebt Omar zufrieden und ruhig am Ued Sfebu, lebt wie sein Vater und seine Vorfahren gelebt hatten, und wie seine Söhne und Nachkommen unwandelbar nach denselben Sitten und Gebräuchen weiter leben werden.

---

# Aus den Steppen Südrußlands.

Von **Franz Zvěřina** in Brünn.

## I.

Unter den Steppen Südrußlands versteht man im Allgemeinen diejenigen Landesgebiete, welche sich einerseits zwischen Dniepr und Don bis gegen das Schwarze Meer, ferner zwischen Don und Wolga bis zum Azovschen Meere hin ausbreiten.

Es sind demnach die Länder Volhynien, Ukraine, Podolien, Poltava, Charkov, Cherson, Bessarabien, Jekaterinoslav, Tschernigov, Kursk, Woronesch, Novo Tscherkask und die Provinz des donischen Heeres, welche wir mit dem Namen Steppenländer bezeichnen.

In diesen ausgebreiteten Ländern sind verhältnißmäßig wenige Städte und verhältnißmäßig noch weniger Dörfer, besonders letztere liegen weit auseinander. Nicht selten ist ein Dorf vom andern 3 bis 4 Stunden ja oft eben so viele Meilen und noch mehr entfernt *).

Nur der geringste Theil von dem die Dörfer umgebenden Gebiete wird als Ackerland bearbeitet, der größte Theil liegt als wüstes Weideland brach, in welchem in den seltensten Fällen nicht einmal die Grenzen der kleineren Bezirke und größeren Kreise gezogen sind. Nur diese unbebauten öden, weiten Strecken selbst bezeichnet der Kleinrusse (Ruthene) im engsten Sinn des Wortes mit dem Namen „Stepp“.

*) In der nogaischen Steppe liegt ein Dorf vom andern oft eine ganze Tagereise entfernt.

Nicht alle Steppen sind gleich. Die großen werden von den Herden der Bewohner mehrerer Dörfer oft gemeinschaftlich als Weideplätze besucht. Der meilenweiten unglaublich großen Ausdehnung solcher Wiesen und Weidestrecken wegen kommen Besitzstörungen so gut wie nie vor. Obwohl nicht zu leugnen steht, daß mit den steigenden Culturverhältnissen die brachliegenden Strecken immer mehr und mehr zu Ackerland umgewandelt werden, so ist doch der Kleinrusse in seiner Existenz je nach dem Charakter der Steppe oft mehr auf die Viehzucht als auf die Feldwirthschaft angewiesen, und führt deshalb einen großen Theil des Jahres hindurch ein nomadisirendes Hirtenleben.

Das ist es nun vorzüglich, was dem Land und Leben seiner Bewohner einen hochpoetischen Reiz verleiht. Das beschauliche Hirtenleben, der stete Verkehr mit der Natur, macht ihn zum Freunde derselben und in hohem Grade empfindsam für alle ihre wechselvollen Einflüsse und Stimmungen. Im Kleinrussen begegnet man demnach einem großen Naturfreunde, den, weil er es eben unbewußt ist, aller Reiz der Natur in naivster Weise fesselt und entzückt. Seine wahrhaft schwärmerische Liebe und Anhänglichkeit

zur heimathlichen Steppe ist deshalb groß und findet in seinen zarten sinnigen Volksliedern oft den schönsten Ausdruck. Auch die schöne Sitte, daß die auf fremdem Schlachtfeld sterbenden Krieger vor ihrem Dahinscheiden noch einmal die Handvoll heimathlicher Erde küßten, welche sie stets bei sich führten, beweist dies in hohem Grade.

Der vorherrschende echt volksthümliche Zug, daß den Kleinrussen die Sehnsucht nach dem Fernen oft mächtig ergreift, ist originell. Er nimmt gern in der Fremde Dienste um Erfahrungen zu sammeln, wandert mit der Sense und Bandurka (kleinen Geige) zur Schnittzeit in weit südlichere Gegenden, oder wird Steppenfuhrmann, der sein ganzes Leben lang mit dem schwerfälligen Ochsengespann die Steppen durchkreuzt, um von Meeresstädten Salz und dahin wieder Rohwaaren, Holz, Eisen, Felle &c. zu verfrachten.

Es ziehen immer viele und in langen Zügen dahin um einander in Gefahr beizustehen. Auf diesen weiten Wegen singen sie ihre gedehnten melancholischen Lieder im Chor ebenso langsam ab, als ihre Wägen sich schläferig fortbewegen. Ehe die Eisenbahn nach Odessa führte, begegnete man in den Steppen solchen großen Zügen häufiger, welchen sich die Reisenden und Kaufleute der Sicherheit wegen gern anschlossen. Auch ich machte die höchst interessante Erfahrung einer solchen Karawanenreise. Zum Entgelt für das langsame Reisen konnte ich reichlich culturhistorische Studien machen; ich lernte die Sitten, Gebräuche, Tänze und Lieder des Volkes gründlich kennen und konnte das Steppenleben nach Herzenslust genießen.

An und für sich läßt sich die ausgesprochene Wanderlust einigermaßen dadurch erklären, daß viele sehr verbreitete Volkslieder die fernen Gegenden und ihre dahingezogenen Abenteurer in oft verführerischer Weise besingen, dann aber die ungemein reizende Perspective in diesen unabsehbaren Ebenen, welche bei trügerischem Sonnenschein nur allzuoft den Steppensohn in die weite Ferne lockt, um ihn dort wieder im Schatten dräuender gemüthsdrückender Wolkenlagen den peinlichen Gefühlen quälenden Heimwehs preis zu geben.

Ich erwähnte schon, daß nicht alle Steppen gleich sind; je nach ihrer Lage und Entfernung von den Flüssen sind es üppige, fette Wiesen und Auengründe, z. B. die „Luhy“ in der Ukraine mit prachtvollen Baumpartien an den Ufern der Gewässer, schilfbewachsene Sumpfwiesen, und wieder dürre, öde Haidestrecken, unheimliche, dunkle Waldgründe und schließlich wahre Sand- und Steinwüsten mit abwechselnd hohem, äußerst malerischem Gelände. Letzteres hauptsächlich am untern Dniepr unter den Stromschnellen und Wasserfällen, „Zaporogi“ genannt, wo sich die steinige Hochebene von den immer steiler und steiler werdenden Uferwänden des Dniepr bis in die Krim hinzieht, und dort abermals steil ins Meer abfällt.

Auch wechselt der Charakter vieler ja der meisten Steppen je nach dem herrschenden Wetter und der Jahreszeit so gewaltig, daß man sie, wenn in gewisser z. B. anhaltend dürrer Zeit gesehen, nach ausgiebigem Regen kaum wieder erkennen würde. Und umgekehrt gleicht die üppig grüne Steppenlandschaft nach wochenlanger Dürre einer trostlosen Wüste, in welcher alle Quellen versiegten, alle Steppenbäche vertrockneten und ihr kahles Rinnsal durch die zur Zeit überflüssig gewordenen Brücken und geborstenen Kähne den qualvollen Eindruck der sengenden Dürre noch ungemein erhöht. Wenn man nur nach wenigen Tagen und Regengüssen in dieselbe Steppe kommt, vermeint man nicht selten in Sümpfe gerathen zu sein, die in kurzer Frist zur Brutstätte zahlloser Wassergeflügels wurden.

Die Temperatur ist in den Steppenländern äußerst schwankend; im Sommer eine große Hitze, + 30° bis 38° R., im Winter eine wahrhaft mörderische Kälte von oft — 30° R. Selbst im Sommer ist der Temperaturunterschied bei Tag und Nacht ein so großer, zwischen 36 und 12°, daß er im höchsten Grade empfindlich werden kann und die Vegetation sehr beeinflußt. Schon im Herbste stellen sich oft starke Fröste ein, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß bei unerwartet und frühzeitig eingetretenen Frösten oft ganze Herden zu Grunde gehen.

Was die Vegetation anbelangt, so sind die Steppengräser meist von zarter Art und gleichen nicht selten den schönsten unserer Feldblumen; doch sind die Pflanzen mit dünnen, harten Stielen vorwiegend. An feuchten Stellen kommt Huflattig, an trockenen die Schafgarbe und das Riedgras massenhaft vor. Die Straucharten sind weitaus vorwiegender als Bäume. Unter den ersteren sieht man den gemeinen Judasbaum (Cercis Siliquastrum), die Traueresche (Fraxinus excelsior pendula), die Spierstaude (Spiraea prunifolia), im Süden häufig die Zwergmandel (Amygdalus nana), ja an windgeschützten Stellen beim Meere auch die morgenländische Mandel (Amygdalus orientalis), den Weißdorn, den Sauer- und Sanddorn und den niedrigen Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius nana) in sehr ausgebreiteten Strecken; den Wollschneeball (Viburnum lantana), in den südlicheren Gegenden den Perrückenbaum (Rhus cotinus), auch der Schottendorn, eine Papilionacee, kommt vor, welche Strauchart so wie die Schottenkräuter von unzähligen Wildtauben belagert sind. In diesen Straucharten nisten auch große Schaaren von Singvögeln aller Art, über denen häufiger als sonstwo Falken kreisen. Auch die Füchse haben ihre Baue hier. Im weitesten Süden trifft man auch bereits die Trauer- und die Oelweide.

Unter anderen Baumarten, welche häufig vorkommen, ist die gemeine Esche, dann die kleinere Eschenart, der Vogelbeerbaum, in den Volksliedern häufig besungen, in Kirchhöfen und auf Gräbern gern gepflanzt; dafür wird in den Dörfern der Hollunder mit Vorliebe gepflegt, dann auch die Linde und die Pappeln verschiedener Arten und die Weide. Unter den Obstbäumen kommen die Vogelkirsche und die Wildbirne am häufigsten vor. Die oft in großen Ausdehnungen sich erstreckenden Nadel- und Föhrenwälder heimeln den Wanderer seiner ungastlichen Bewohner, der Wölfe, wegen wenig an. Denn diese Wälder und auch die ausgebreiteten Schilflager sind die Zufluchtsstätte und Verstecke dieser Bestien, von welchen aus sie ihre Raubzüge bis in die Dörfer, im Winter oft rudelweis, unternehmen und zur Weidezeit die Herden bei Tag und Nacht umschleichen.

Besonders schöne, mächtige, inmitten öder Steppen prangende Bäume werden nicht ohne Scheu und Verehrung betrachtet. Abgesehen davon, daß sie ein beliebter Ruheplatz für Hirten und Tschumaken *) sind, dienen sie in den unabsehbaren Ebenen als wichtige Orientirungs- und Wetterzeichen; denn mehrere Meilen weit sind sie dem Wanderer schon sichtbar, und weisen mit ihren mächtigen nordwärts stets bemoosten Aesten gleich stummen Wegweisern die Richtung der Weltgegenden. Auch deuten aus ihrer farbigen Tonung die Leute mit Sicherheit jede Wetteränderung.

In ganz besonderer Verehrung stehen jene Baumcolosse, welche die Sage willig als werthe Denkmale von Sterbeplätzen berühmter Kosackenhetmane bezeichnet; sie führen dann den Namen irgend eines hervorragenden Hetmans. Gewöhnlich werden sie Morozenko-Bäume genannt. Morozenko ist ein vielfach und rühmlich besungener Kosackenhetman, welcher von den Türken, da er auch in deren Gefangenschaft die Liebe zu seiner Steppenheimath besang, bei lebendigem

*) Steppenfuhrleute.

Leibe geschunden wurde. Seine braven und dankbaren Kriegsgenossen, welche ihm im Schlachtendrang keinen Erdhügel (Grabhügel = „Mohyla") aufwerfen konnten, bepflanzten die Marterstätte mit Föhren. Solche Bäume sind wahre Wallfahrtsorte in der Steppe. Kein Kleinrusse naht diesen geweihten Orten ohne im Gebet und Lied seiner Ahnen zu gedenken und von der schönen freien Kosackenzeit zu träumen.

Doch darf ich hier nicht unerwähnt lassen, daß Morozenko's Existenz noch sehr des geschichtlichen Nachweises bedarf. Das Volkslied besingt ihn, aber die Geschichte erwähnt seiner nicht. Vielleicht ist es ein erst später einem Anführer beigelegter Kriegsname; doch auch das zugegeben, die Geschichte wäre dann doch wohl nicht stillschweigend geblieben. Hierfür spricht eben auch der Umstand, daß es mehrere Morozenko-Bäume (resp. Marterstellen) giebt, und der arme Held doch nicht so oft abgehäutet werden konnte, als ihm zu Ehren später Marterstellen auftauchten.

Immerhin schön bleibt die Sitte, einen geliebten Helden in so poetischer Weise zu feiern. Auch die Sage hat ihren Reiz. Vom malerischen Standpunkte betrachtet dürfte man wohl selten schönere Bäume zu sehen bekommen als diese trauernden Denkbäume In weiter öder Ebene dem Froste, der Hitze und den stürmischen Steppenwinden ausgesetzt, welche seit geraumen Jahren mit dem Geäst ihr wildes Spiel treiben, es vielfach im zarten Zustand schon verzerrten und verkrümmten, sind auch des Blitzstrahls tiefe, bleiche Furchen in die bemoosten, altersgrauen Stämme bleibend eingegraben. Nur diese nahezu 300 Jahre andauernden mächtigen Natureinflüsse konnten endlich an diesen Colossen jene abenteuerlichen Formen schaffen, welche den Beschauer entzücken.

Das vorkommende Gestein ist vorwiegend Sandstein; an unteren südlicheren Stellen findet man Urgestein bloßgelegt. Dies gilt von den den Meeren näherliegenden Gebieten, wo überhaupt das Terrain in wahrhaft classischen Formen eine großartige Anlage äußert, werth vom Pinsel auch des größten Malers behandelt zu werden. Im Süden betritt man auch classischen Boden. Eigenthümlich wehmüthige Gefühle bemeisterten sich meiner beim Anblick der Ruinenstätte von Cherson und Kertsch, hier hätte der Forschersinn noch manches zu Tage zu fördern und zu lösen.

---

# Zur Geschichte der Montblanc-Ersteigungen.

Von **Moriz Déchy.**

## I.

Die Gebirgswelt des Montblanc zog seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich, und da der Culminationspunkt der Gruppe zugleich der höchste Punkt Europas — abgesehen von dem in letzter Zeit aufgetauchten Prioritätsstreit des Kaukasus — ist, erregte und erregt dieser vornehmlich das größte Interesse.

Die erste Anregung zur Ersteigung des Montblancgipfels gab der Genfer Naturforscher Horace Benedict von Saussure in den Jahren 1760 und 1761 bei seinen Besuchen Chamonix', des am Fuße des Montblanc liegenden Hochthales der Arve, indem er demjenigen, der zuerst den Gipfel erreichen würde, eine ansehnliche Belohnung versprach.

Allein erst 1775 wurde der erste Angriff von vier Männern aus Chamonix unternommen. Sie stiegen über die Montagne de la Côte und wahrscheinlich kamen sie eine Strecke weit oberhalb der „Grand Mulets", Felspartien im Eise des Bossongletschers, mußten jedoch, „von der Rückstrahlung der Sonne vom Schnee und der Stagnation der Luft" überwältigt, von ihrem Vorhaben abstehen. Ein zweiter Versuch — gleich erfolglos — wurde 1783 gewagt. Unüberwindbare Schlafsucht, welche die Partie überfiel, vereitelte das Gelingen. Noch im selben Jahre leitete der Naturforscher Bourrit eine Expedition, die durch Sturm zur Umkehr gezwungen wurde.

Im nächsten Jahre — 1784 — verbreitete sich die Nachricht, daß zwei Gemsjäger auf anderm Wege als dem früher verfolgten eine bedeutende Höhe erreicht hätten. Sofort unternahm Bourrit einen neuerlichen Ersteigungsversuch, allein nachdem der Fuß des Aiguille du Goûté erreicht war, wurde die Gesellschaft durch Ermattung und Kälte überwältigt und mußte die Fortsetzung der Ersteigung aufgeben.

Im Herbste 1785 rüstete Bourrit seine dritte Expedition, der sich auch Saussure mit seinem Sohne anschlossen. Die Gesellschaft verbrachte die Nacht in einer Hütte, die am Fuße des Aiguille du Goûté errichtet worden war. Der frühere Weg wurde verfolgt, allein große Massen neugefallenen Schnees setzten dem Vorrücken bei einer Höhe von 11,500 Fuß ein Ziel.

Im nächsten Jahre, 1786, wurde die Ersteigung durch eine Gesellschaft von sechs Chamonixarden versucht. Man hatte eine Hütte weiter oben an den Hängen der Aiguille du Goûté erbaut und am nächsten Tage stieg ein Theil der Gesellschaft über die Aiguille auf den Dôme du Goûté, wo sie mit den Anderen (darunter Dr. Paccard und Jacques Balmat), die über die Montagne de la Côte heraufgestiegen waren, zusammentrafen. Die vereinigte Partie erreichte den Grat, welcher den Dôme mit dem Montblancgipfel verbindet, hielt aber das Verfolgen desselben für unmöglich und kehrte ohne Erfolg zurück. Nur Jacques Balmat trennte sich von seinen Gefährten, um weiter die Erforschung des Berges zu verfolgen; er gelangte nicht auf den Gipfel, aber er hatte den Zugang entdeckt.

Am 7. August 1786 verließ Balmat in Begleitung des Dr. Paccard Chamonix und am 8. August Abends $6\frac{1}{2}$ Uhr gelangten die beiden Männer auf den Gipfel des Montblanc.

Im nächsten Jahre — 1787 — wiederholte Balmat im Juli mit zwei Bergleuten aus Chamonix die Ersteigung und führte im August des gleichen Jahres die berühmte Expedition Saussure's auf den Gipfel. Die erste Nacht verbrachte man auf dem Berge de la Côte und die zweite auf den Schneefeldern des Grand Plateau. Am dritten Tage (3. August) wurde die Spitze erreicht und bis etwa 1200 Fuß unterhalb des Bivouacs der vergangenen Nacht abgestiegen, am vierten Tage kehrte die Expedition nach Chamonix zurück.

Der Erfolg war ein Sieg menschlicher Thatkraft und Beharrlichkeit. In seinem vierbändigen Werke „Voyages dans les Alpes“ legte Saussure seine Erfahrungen und die bedeutenden wissenschaftlichen Resultate seiner Reise nieder. Seine Verdienste wurden von der ganzen gebildeten Welt im vollsten Maße gewürdigt, Jacques Balmat aber erhielt das Prädicat „de Montblanc“.

Bis 1827, während welcher Zeit mehrere Gesellschaften (im Ganzen 15 Reisende) das Unternehmen wiederholten, wurde die gleiche Wegrichtung beibehalten. Sie wurde erst 1827 verlassen, nachdem die letzte Expedition im Jahre 1820, welche durch den russischen Naturforscher Hofrath Hamel und die beiden Oxforder Gelehrten Dornford und Henderson unternommen wurde, auf den Schneehängen zwischen dem Grand Plateau und dem Gipfel in eine Schneelawine gerieth, durch welche drei Führer ihr Leben verloren. Man vermied in der Zukunft diese Hänge, indem man mit einigem Umweg durch den Corridor und über die Mur de la Côte aufstieg, ein Weg, welcher auch im Allgemeinen seit damals verfolgt wird.

Bis 1855 ist nichts Erwähnenswerthes bezüglich der Montblancroute zu verzeichnen. In diesem Jahre gelang es einer Bergsteigergesellschaft, welche die Herren C. Hudson *) und E. S. Kennedy leiteten, von St. Gervais den Gipfel zu erreichen, indem sie den Dome du Goûté erstiegen und auf das Grand Plateau niedersteigend in den gewöhnlichen Weg einmündeten. Aber erst 1859 wurde es Herrn C. Hudson möglich, vom Dome du Goûté, den er über das Grand Plateau erreicht hatte, den Gipfel des Montblanc zu ersteigen und so das Vorhaben der letzten erfolglosen Expedition im Jahre 1786, welche diesen Grat für ungangbar hielt, zur Ausführung zu bringen. Die Herren F. F. Tuckett und Leslie Stephen completirten diese Route 1861, indem sie von St. Gervais auf diesem Wege den Gipfel erstiegen, von wo auch Saussure 76 Jahre früher seinen Versuch unternommen.

Dies sind die Wege, welche vom Norden aus dem Arvethal auf den Gipfel des Montblanc führten. Erst in der neuesten und allerneuesten Zeit mit der vorschreitenden Erforschung der Montblancgruppe verknüpft, wurden — von Mitgliedern des englischen Alpine-Club — andere Zugänge zum Montblancgipfel von anderen Seiten, aus anderen Thälern ausgehend, entdeckt. Allein nur Wenigen war es vorbehalten, diesen kühnen Pfaden zu folgen, im Allgemeinen wurde der gewöhnliche Chamonixweg genommen und auf ihm mehrten sich die Ersteigungen außerordentlich rasch. Hatte früher eine Ersteigung des Montblanc für eine Leistung ersten Ranges gegolten, die den Vollbringenden, in England überhaupt, zum Löwen des Salons machte, so verlor in letzter Zeit dieselbe immer mehr an Nimbus. Wohl wurden bei der Rückkehr der Ersteiger nach Chamonix noch immer Mörser gelöst, um das Prestige zu wahren, aber es war bekannt, daß es nichts Erhebliches sei, auf den Montblanc zu kommen.

Die Kenntniß des Hochgebirges, die Vertrautheit mit seinen Gefahren und Schrecknissen, die Kunst des Bergsteigens überhaupt hatte viele Stadien durchlaufen. Auf dem Chamonixwege gab es absolut keine Schwierigkeiten und Jedem, der nur die genügende physische Kraft zum Ertragen der unvermeidlichen, wenn auch nicht sehr bedeutenden Strapazen mitbrachte, war die Ersteigung ermöglicht. Auf den Grands Mulets, wo die erste Nacht zugebracht wird, ist eine comfortable Hütte aus Steinen erbaut, wo gewirthschaftet wird. Am zweiten Tage wird der Gipfel erstiegen und entweder die Grands Mulets oder die Hütte an der Pierre pointue zur zweiten Nacht erreicht und am dritten Tag nach Chamonix abgestiegen. Die Wanderung des ersten Tages benöthigt 7 bis 8 Marschstunden. Von den Grands Mulets wird der Gipfel in etwa 7 bis 9 Stunden erstiegen und 6 bis 8 Stunden sind zum Rückwege nach Chamonix nöthig. Nicht viel schwieriger und am eigentlichen Ersteigungstage etwas kürzer ist der Weg von St. Gervais.

Früher hatte man für jeden Reisenden vier Führer, deren jeder 100 Francs und einen Napoleon Trinkgeld erhielt, nehmen müssen. Außer den Führern mußten fünf Träger mit Lebensmittel und anderen Bedürfnissen jeden Reisenden begleiten, welche wieder jeder 50 bis 60 Francs erhielten, so daß sich die Kosten einer Ersteigung auf beiläufig 1000 Francs beliefen. Diese Ausgabe verminderte sich natürlich für den Einzelnen bei mehreren Theilnehmern. Vor mir liegt ein Bericht über eine Montblanc-Ersteigung im Jahre 1851 von Albert Smith im Blackwood Magazine. Die Gesellschaft bestand aus vier Reisenden, welche sechszehn Führer begleiteten, dazu kamen achtzehn Träger und eine Strecke weit im Thale drei Maulthiere. Die Provisionsberechnung betrug 456 Francs, für Führer und Träger wurden 1700 Francs bezahlt, die anderen Ausgaben machten 160 Francs, im Ganzen 2340 Francs. In der Provisionsrechnung auf drei Tage figuriren 60 Flaschen gewöhnlichen Weines, 6 Bouteillen Bordeaux, 10 Flaschen Saint-Georges, 15 Flaschen Saint-Jean, 3 Flaschen Cognac, 7 Flaschen Syrup und Limonade und 2 Bouteillen Champagner.

In letzter Zeit wurde mit der öftern Wiederholung der Ersteigung ein einfacherer Appetit auch für genügend befunden und der Führertarif von Chamonix schrieb unter den „courses extraordinaires“ für jeden Reisenden wenigstens zwei Führer (jeder 100 Francs) vor; zum Transporte von Lebensmitteln und anderen Gegenständen wurden ein oder zwei Träger benöthigt, so daß sich mit den Nebenkosten eine Montblanc-Ersteigung mit 350 bis 400 Francs bewerkstelligen ließ.

Aber wenn auch in dieser Weise eine Montblanc-Ersteigung von Chamonix nicht mehr zu den Seltenheiten gehörte und aufgehört hatte ein Ereigniß zu sein, zeigen dennoch die Unfälle der letzten Jahre, daß der Montblanc für Unverstand und Unkenntniß entsetzliche Gefahren berge. Insbesondere kann schlechtes Wetter auf den Schneewüsten des Montblanc entsetzlich werden. An Stelle der frühern Ueberschätzung der mit einer Besteigung immer verbundenen Gefahren trat eine Unterschätzung derselben. Mancher unerfahrene Reisende hatte keine Kenntniß von jener fürchterlichen Gefahr, welcher er im schlechten Wetter entgegenging, hatte kaum eine Ahnung jenes Risicos an Körper und Leben, welches unter solchen Umständen selbst eine erfolgreiche Ersteigung des Berges begleiten kann.

Viel zu dieser Unterschätzung trug auch der Umstand bei, daß seit der unglücklichen Expedition des Jahres 1820 der Montblanc bis in die neueste Zeit frei von Unglücksfällen geblieben war. Eine bedeutende Sorglosigkeit in den Vorkehrungen zu einer Montblanc-Ersteigung war in Folge dessen eingetreten. Insbesondere aber war das schlechte Führersystem von Chamonix von schädlichem Einflusse. Bei dem öftern Vorkommen von Ersteigungen wurden Leute als Führer verwendet, welche physisch und moralisch untauglich zu dieser Stellung waren. Daß auch viele Unberufene die Ersteigung unternehmen, ist nach dem oben Gesagten erklärlich, und so mehrten sich in den letzten acht Jahren die Unglücksfälle. Unter diesen will ich nur desjenigen erwähnen, der im Jahre 1870 sich ereignete und einer der schreck-

*) Derselbe, der 1865 bei der ersten Ersteigung des Matterhorns sein Leben verlor.

lichsten ist, indem eine ganze Partie zu Grunde ging, bei welcher nicht weniger als elf Personen ihr Leben verloren.

Am 5. September 1870 verließ eine Gesellschaft, welche aus den Herren Randall, Beane, Beide aus Amerika, und Corkendal aus England, dann acht Führern und Trägern bestand, Chamonix. Es scheint, daß keiner der Herren Erfahrung im Bergsteigen hatte. Wie Reisende erzählen, welche Herrn Randall vor der unglücklichen Expedition gesprochen, war sein Lebenstraum, nach Europa zu kommen und den Montblanc zu sehen, nicht ihn zu ersteigen: er war ein Bergenthusiast und Kenner der Alpen — aus Büchern. Die Gesellschaft übernachtete auf den Grands Mulets, welche sie am nächsten Morgen verließ. Es ist nicht klar, um welche Zeit dies geschah, in Anbetracht der Jahreszeit dürfte die Partie jedoch nicht vor 3 Uhr 30 Minuten oder 4 Uhr Morgens verreist sein. Der gewöhnliche Weg durch den Corridor und über die Mur de la Côte wurde verfolgt und beiläufig um ¼3 Uhr Nachmittags wurde der Gipfel erreicht. Es war somit eine lange Zeit zur Ersteigung benöthigt worden. Die Gesellschaft war eben am Gipfel angekommen, als fast ohne jede Warnung ein fürchterlicher Sturm hereinbrach, und wir wissen absolut nicht mehr über die Reisenden bis zu ihrem Tode, als was aus dem unregelmäßigen und unvollkommenen Tagebuche des armen Herrn Beane erhellt, welches später in einer Rocktasche desselben gefunden wurde, und jene Schlüsse, welche aus der Lage der aufgefundenen Leichname gezogen werden können.

Das folgende Tagebuch des Herrn Beane wurde durch den Consul der Vereinigten Staaten in Genf der Oeffentlichkeit übergeben; dasselbe endigt, wahrscheinlich unmittelbar vor seinem Tode:

„Dienstag, 6. September. Ich habe den Montblanc mit zehn Personen erstiegen; acht Führern, Herrn Corkendal und Herrn Randall. Wir kamen um halb drei Uhr auf die Spitze. Unmittelbar nachdem wir dieselbe verließen, wurde ich in Schneewolken eingehüllt. Wir verbrachten die Nacht in einer im Schnee ausgehöhlten Grotte, welche sehr uncomfortablen Schutz bot und ich war die ganze Nacht krank. 7. September, Morgens. Intensive Kälte; viel Schnee, welcher ununterbrochen fällt; Führer rathlos. September 7. (Abends). Wir waren am Montblanc für zwei Tage in einem schrecklichen Schneesturm; wir haben unsern Weg verloren und sind in einer im Schnee ausgescharrten Höhle in einer Höhe von 15,000 Fuß. Ich habe keine Hoffnung herabzusteigen. Vielleicht kann dieses Buch gefunden und überschickt werden. (Hier folgen einige Instructionen über Privatangelegenheiten.) Wir haben kein Essen; meine Füße sind schon erfroren und ich bin erschöpft; ich habe bloß Kraft einige Worte zu schreiben. Ich sterbe im Glauben an Jesus Christus, mit zärtlichen Gedanken an meine Familie; meine Erinnerungen an Alle. Ich vertraue darauf, daß wir uns im Himmel wiederfinden können. Meine Effecten sind theils im „Hôtel Montblanc“, theils in zwei Taschen mit mir. Sendet diese „Hôtel Schweizerhof“ in Genf, zahlt meine Rechnungen im Hôtel und der Himmel wird Euch für Eure Güte belohnen.“ Instructionen für seine Familie endigen das Tagebuch und der Tod muß unmittelbar, nachdem er sein letztes Lebewohl geschrieben, eingetreten sein.

Keiner der Verunglückten wurde bis zum 17. September — zwölf Tage nach dem Abgange der Expedition — entdeckt. Einige Versuche zur Aufsuchung der Vermißten wurden durch die Fortsetzung des gleichen schlechten Wetters vereitelt.

Am 17. war das Wetter gut und fünf Leichen wurden ein wenig oberhalb der Mur de la Côte gefunden; ganz außerhalb der richtigen Richtung waren die Körper des Herrn Mac Corkendal und zweier Träger, neben einander liegend, mit etwas zerrissenen Kleidern, obzwar ohne jede körperliche Beschädigung. Sie waren unangebunden und kein Seil wurde bei ihnen gefunden. Etwas höher, beiläufig in der Höhe des Petits Mulets, lagen die Leichen des Herrn Beane und eines andern Trägers mit allem Gepäcke neben ihnen auf dem Schnee, die Seile eingerollt, Eisaxt, Gürtel und leere Weinbüchsen. Alle fünf Leichen waren vollkommen gefroren. Von den übrigen sechs wurde nichts mehr gesehen; später entdeckte man, nach eifrigem Forschen, einige kleine Gepäcksgegenstände nahe einer großen Kluft, auf der andern Seite des Berges, auf der Höhe des Brenvagletschers.

Das einzige, wenn auch ungenügende Licht in dem entsetzlichen Unfalle giebt das Tagebuch des Herrn Beane. Nach demselben wurde der Gipfel um halb 3 Uhr verlassen. Die Geschichte des Tages endigt damit, daß sie eine Grotte im Schnee aushöhlten und in einer Höhe von 15,000 (engl.) Fuß eine elende Nacht verbrachten. Wie es kam, daß sie bis zum Einbruche der Nacht so wenig abgestiegen waren, ob sie zu tief hinabgekommen waren, um wieder aufzusteigen, ob die sechs vermißten Männer damals noch bei ihnen waren, können wir dem Tagebuche nicht entnehmen. Es fällt aber auf, daß bei den Leichen der zwei Reisenden keiner der Führer gefunden wurde.

Am 7. besserte sich das Wetter nicht, und die folgenden Zeilen wiederholen nur die Geschichte des 6.; sie hatten keine Idee wo sie waren. Wir finden im Tagebuch keinen Fingerzeig, was sie am 7. thaten, ob irgend ein Versuch zum Auffinden des Weges gemacht wurde, oder ob sie gänzlich aufgerieben durch Hunger und Kälte sich niederließen, um zu sterben. Dann kommen im Tagebuche die letzten Worte in mehr und mehr undeutlichen und zitternden Zügen geschrieben. „Morgens fürchterliche Kälte und viel Schnee.“ Es scheint, daß dieser Satz am Morgen des 8., zu welcher Zeit das Tagebuch fortgesetzt wurde, geschrieben war und das Leben bis zu einer gewissen Zeit des 8. sich verlängerte.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Physische Entartung in Nordamerika.

Es ist bemerkenswerth, daß die Aerzte in den Vereinigten Staaten und, auf ihre Beweisführungen gestützt, auch die Zeitungen so häufig auf diesen Gegenstand zurückkommen. Wir haben über diese pathologische Erscheinung schon einige Mal Mittheilungen gegeben; neuerdings wird sie wieder lebhaft erörtert. Sie tritt vorzugsweise im Nordosten, in Neu-England, diesen echten Yankeestaaten, zu Tage und beschränkt sich auf die Menschen englischer Abkunft. Wir entlehnen einem deutsch amerikanischen Blatte das Nachstehende.

Die unbestrittene Thatsache, daß es mit der Gesundheit, Kraft und Fruchtbarkeit der eingeborenen anglo-amerikanischen Bevölkerung rasch bergab geht, hat unter den wissenschaftlichen Männern dieses Landes großes Interesse erweckt, aber auch im Allgemeinen große Besorgnisse hervorgerufen. Schon im

vergangenen Sommer hat Dr. N. Allen vor der „Massachusetts Medical Society" gezeigt, daß die Abkömmlinge der Pilgrime in den Neu-England-Staaten auf dem besten Wege sind, auszusterben.

Man hat zwar diese Behauptung scharf kritisirt und als übertrieben hinstellen wollen; allein sie gründet sich auf bestimmte Beobachtungen und auf sichere Zahlen, die man mit dem besten Willen nicht wegdisputiren kann. Die Statistik weist nach, daß in einer großen Anzahl von Gemeinden in Massachusetts und Connecticut unter der eingeborenen Bevölkerung mehr Leute sterben als geboren werden. In manchen großen Landstrichen sind die Familien nachweisbar immer kleiner geworden. Die durchschnittliche Anzahl der Geburten auf jede Ehe beträgt in 87 Towns nicht mehr als $1\frac{1}{3}$, d. h. es treffen durchschnittlich noch lange nicht zwei Kinder auf jede Familie. Von diesen Kindern sterben $33\frac{1}{2}$ Procent, bevor sie das fünfte Altersjahr erreichen, so daß auf jede Familie kaum ein Kind kommt, das zur Maturität gelangt.

In allen sechs Neu-England-Staaten treffen nicht mehr als $2\frac{2}{3}$ Kinder auf jede Ehe, und wenn wir die Sterblichkeitslisten bis zum sechszehnten Altersjahr in Erwägung ziehen, so treffen nicht zwei Nachkommen auf ein Ehepaar. Nun gehören zu einer Ehe bekanntlich zwei Personen, und wenn aus ihnen durchschnittlich weniger als zwei erwachsene Personen hervorgehen, so ist nach Adam Riese klar, daß die eingeborene Bevölkerung von Neu-England in der Abnahme begriffen ist. Man hat diese Abnahme auf 2 Procent per Jahr oder auf 20 Procent per Decade geschätzt. Ist diese Schätzung richtig und bleibt die Abnahme eine stetige, so wird nach Verfluß von 50 Jahren der letzte Puritaner in die kühle Erde gelegt werden. Wir halten freilich diese Schätzung für zu hoch gegriffen; aber selbst wenn wir die Hälfte abmarkten lassen, so würde unter den erwähnten Bedingungen nach hundert Jahren in den Neu-England-Staaten Niemand mehr übrig bleiben, der sich der Abkunft von den Pilgrimsvätern rühmen kann.

Diese Abnahme der eingeborenen Bevölkerung hat, wie man versichert, schon vor dreiviertel Jahrhunderten begonnen, und ist seitdem in wachsendem Verhältniß fortgeschritten. Der Gründe giebt es viele, die zur Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung angeführt werden. Man sagt, die stärksten Individuen seien westwärts gezogen, und die schwächeren dagegen zurückgeblieben. Es heißt ferner, das Klima habe sich verändert und sei weniger zuträglich geworden; aber wie kommt es, daß unter dem nämlichen Klima die Eingewanderten gedeihen, fruchtbar sind und sich mehren? Ungleich mehr Wahrheit liegt in der Annahme, daß die rastlose, aufreibende Lebensweise dieser Leute ihre Gesundheit und physische Kraft schwächt und jene Functionen, welche auf die Fortpflanzung des Geschlechts gerichtet sind, stört. Dazu kommt die einseitige, dampfmaschinenmäßige Jugenderziehung, die das Gedächtniß und den Verstand auf Kosten des Herzens, den Geist auf Kosten des Leibes aufbläht und austreibt. Diese heidenmäßige Dressur ist es, welche die Mädchen unfähig macht, Mütter zu werden, und welche die Knaben in ihren natürlichen Kraftäußerungen hemmt.

Als eine Hauptursache hat man endlich die Abneigung der amerikanischen Frauen gegen Häuslichkeit und Familienleben, namentlich aber gegen die kleinen Schreihälse, die das Haus mit Sorge und zugleich mit Wonne füllen, angeführt. Aber man würde sehr irren, wenn man diese Abneigung als bloße Frauenlaune, als Modesache betrachtete. Seit Jahrzehnten hat die anglo-amerikanische Presse die Frauen Neu-Englands mit Liebe und Ernst ermahnt, ihrer natürlichen Pflichten nicht zu vergessen; es hat Alles nichts geholfen. Sie bringen, wenn sie heirathen, so wenige Kinder auf die Welt, daß die Bevölkerung von Jahr zu Jahr abnimmt. Wahrscheinlich können aber die Frauen selbst nichts für diese ihre Abneigung, die mit der Consequenz eines Naturgesetzes sich geltend macht.

## Aus Südamerika.

Fast in allen Ländern des ehemals spanischen und portugiesischen Amerika herrscht die größte Erbitterung gegen die „Janitscharen des Vaticans, die schwarze Leibgarde des römischen Papstes". Alle diese Länder gehören der römischen Religion an und der Priesterstand ist in ihnen übermächtig gewesen, seitdem Amerika das Unglück hatte von spanischen Christen entdeckt und unterjocht zu sein. Nun will man nicht länger die Anmaßungen des Clerus dulden, welcher auf Befehle von Rom aus den Weisungen der Jesuiten folgen muß. Diese sind, wie unsere Leser wissen, aus den meisten Republiken als „unverbesserliche Unheilstifter und Ruhestörer" des Landes verwiesen worden. In Buenos-Ayres blieben sie noch eingenistet; der Satz: „freie Kirche (d. h. die ganz uncontrolirte römische Geistlichkeit) im freien Staate" — welchen nur clericale Ränkeschmiede und Blödsinnige, die von der Phrase sich täuschen lassen, für nicht unheilvoll und, vom Standpunkte des Staates aus, für nicht widersinnig halten — fand an den Jesuiten und ihren Anhängern lebhafte Fürsprecher. Die Väter der Gesellschaft Jesu sind auf das Emsigste beflissen, die jungen Leute in ihren Unterrichtsanstalten abzurichten, und während die Schulschwestern in Amerika wie in Deutschland ganz nach ihren Weisungen in den Mädchenschulen zu lehren haben, geben die Patres in den höheren Lehranstalten Unterricht. Es war in Buenos-Ayres ihnen gelungen, in ihrem Collegium San Salvador etwa 300 Schüler unter Aufsicht zu haben.

Seit Erbauung dieses architektonisch prächtigen Collegiums waren sie unbehelligt geblieben und dadurch so dreist und sicher geworden, daß sie schon im vorigen Jahre bei der Präsidentenwahl sich einmischten und in die Politik eingriffen. Dadurch wurden sie nur noch verhaßter und die Erbitterung gegen sie machte sich, allerdings in verwerflicher Weise, Luft. Am 28. Februar wurde das Collegium San Salvador von einer wild aufgeregten Volksmasse erstürmt und mit Petroleum in Brand gesteckt. Ein Jesuit wurde ermordet, andere retteten mit genauer Noth ihr Leben. Auch der Palast des Erzbischofs, der völlig eine Creatur der Jesuiten ist, wurde gleichfalls erstürmt und ausgeplündert; aus mehr als 30,000 Kehlen ertönte der Ruf: „Nieder mit den Jesuiten! Tod den Priestern!"

Am Tage vor diesem Aufruhr fand im Variedadestheater eine Volksversammlung statt, in welcher die Redner hervorhoben, daß die Anmaßungen der Priester nicht länger geduldet werden dürften, man müsse „das schwarze Ungeziefer" ausrotten. Dann wurde nachgewiesen, daß der „Jesuitensklav", nämlich der Erzbischof, seine Absicht ausgesprochen habe, die Kirche San Ignacio nebst Zubehör, das Nationalmuseum, alle höheren Unterrichtsanstalten und auch die Universität der Leitung der Jesuiten zu unterstellen. Dagegen war bei ihm von Tausenden achtbarer Leute Protest erhoben worden; der Erzbischof beantwortete denselben mit einem Hirtenbriefe, in welchem er die Ansprüche der Jesuiten vertheidigte. Er sagt: „Die heiligen Väter werden gehaßt nur von gottlosen, ungläubigen, schlechten Menschen." Damit war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Die auf mehr als 30,000 Köpfe sich belaufende Volksmasse bestand aus Argentinern, Spaniern und Italienern. Der vaticanische Clerus ist selber Schuld daran, daß er in ganz katholischen Ländern so bitter gehaßt und so sehr verabscheut wird; er hat sich unausstehlich gemacht und muß die Folgen tragen.

Selbst in dem abgelegenen, unglücklichen Paraguay hat man eine „religiöse Frage". Wir lesen in einem Schreiben aus Asuncion vom 27. Januar: „Einige Priester protestiren und wollen den Pater Maiz nicht als ihren Obern anerkennen; sie geben als Grund an, daß derselbe eine Rolle ge-

spielt habe in dem blutigen Tribunal, welches Tausende von unschuldigen Menschen hinopferte; er habe auch das Todesurtheil des Bischofs unterzeichnet, sei schuld, daß manche Geistliche excommunicirt und vom Donner des Vaticans betroffen worden seien. Maiz selber hat eingestanden, daß er manche Blutopfer gefordert habe; die Regierung aber unterstützt dieses priesterliche Ungeheuer."

Die Ultramontanen verlangen überall „Religionsfreiheit" — für sich. Als im Februar 1875 ein anglikanischer Geistlicher nach Lima in Peru kam, um für die dort zahlreichen Engländer Gottesdienst zu halten, protestirte der römische Clerus in seinem Organe, der „Societad", dagegen und bemerkte ganz ruhig, daß offener Gottesdienst, laut der Staatsverfassung, lediglich der römischen Kirche gestattet sei. Ein anderer Artikel der unter römisch-clericalem Einflusse entworfenen Verfassung belegt Jeden, der diese Religion untergraben wolle, mit Verbannung. Trotz geistlicher Einsprüche herrscht in Peru praktisch genommen Freiheit des Gottesdienstes auch für Nichtbekenner der vaticanischen Religion, und der Congreß beabsichtigt in der nächsten Session die anstößigen Artikel aus der Verfassung zu beseitigen.

Um mit diesem anstößigen Treiben der Geistlichkeit fertig zu werden, wollen wir die Thatsache hervorheben, daß dasselbe da und dort selbst des Vaticans Billigung nicht findet. In Chile hatten Congreß und Präsident einige Gesetze gegeben, welche den Bischöfen nicht gefielen. Sie erklärten dieselben kurzer Hand für ungültig und schlenderten gegen Präsidenten und Congreß die große Excommunication; ja, sie verboten der Frau des erstern mit ihrem Manne Gemeinschaft zu unterhalten. Man kümmerte sich nicht um ihre Flüche. Nun schickten sie Abgeordnete nach Rom, wo sie den Papst selber in die Angelegenheit verwickeln wollten, der aber, in einer lichten Anwandelung, erklärte, daß der Erzbischof von Santiago „leichtfertig" verfahren sei; und wenn er behaupte, daß die römische Kirche in Chile verfolgt werde, so möge er erst Thatsachen dafür beibringen, falls dergleichen vorhanden seien.

* * *

— Wir sind einigen Missionsblättern recht erkenntlich dafür, daß sie dann und wann uns mit ihrem Mißfallen beehren. Da wir die Dinge vom Standpunkte der Völkerkunde aus betrachten, so versteht es sich von selbst, daß wir zu anderen Urtheilen gelangen als die, welche in irgend einem religiösen Sectenglauben befangen sind und ihr eigenes Werk loben. Wir betrachten alle diese Kirchen und Secten, gleichviel wie sie heißen mögen, durchaus objectiv und es hat uns nicht etwa beirrt, daß man im Vatican dem „Globus" schon vor Jahren die Ehre anthat, ihm eine Stelle im Index der verbotenen Bücher zu gönnen. Wer befindet sich nicht gern in guter Gesellschaft? Heute wollen wir einmal dem „Friend of India", einem in Calcutta erscheinenden Blatte, das Wort geben, weil es gute Lehren giebt und Geistlichen eine wohlverdiente Predigt hält. Die kirchlichen Zänkereien überwuchern wieder in einer Weise, daß alle anständigen Leute ein Aergerniß daran nehmen. Die baptistischen Missionäre in Indien haben von ihrem beschränkten Sectengeiste aus dem Bischofe von Calcutta heftige Angriffe nicht erspart, weil er manche von nonconformistischen Missionären bekehrte Hindus als Mitglieder der anglicanischen Kirche zugelassen hat. „Wenn die Baptisten keinen andern Grund anzugeben wissen, wenn sie keinen weitern Blick in Bezug auf die Verhältnisse haben und wenn sie mit armseligen Eifersüchteleien der christlichen Kirche in Indien solchen Scandal geben; wenn sie ferner den Heiden den Beweis liefern, wie wenig ihnen inne wohnt von der christlichen Liebe und Milde, von welcher sie in ihren Predigten so viel reden, — dann können sie doch vernünftiger Weise nicht erwarten, daß die Heiden Achtung vor ihnen haben und dürfen auch auf Wohlwollen von Seiten ihrer Mitchristen nicht rechnen. Die immer und immer wiederholten Klagen darüber, daß die Missionen keinen Erfolg haben (the nonsuccess of missionary labours in the East) sollten doch gewissen Missionen die Augen darüber öffnen, weshalb sie so gar nichts ausrichten (prominent failings), und sie veranlassen, in sich zu gehen und bessere Wege einzuschlagen, bevor sie hoffen, Andere vom Uebel zu erlösen. Wenn sich doch die Missionen in unseren Besitzungen ein Beispiel an ihren französischen Brüdern in China nehmen wollten! Die von diesen Bekehrten sind wirklich mehr als nur dem Namen nach Bekehrte; sie würden mehr für die Sache des Meisters leisten, dem sie zu dienen behaupten, als sie hoffen können, indem sie sich vom Volke abseit halten und dieses als untergeordnete Wesen betrachten; oder wenn sie kleinliche Eifersüchteleien unter einander kundgeben. Nicht auf derartige Weise zogen die alten Philosophen Jünger und Schüler an sich, nicht so gingen die Jünger Christi, Mohammed's, Buddha's und Nana Guru Gowind's zu Werke, als sie Millionen Menschen für ihre Lehre gewannen." Wir lassen diese Stimme eines anglo-indischen Blattes vernehmen, weil viele Missionäre sich einbilden, daß sie mit dem, was sie ihren Gläubigen sagen, allein Recht hätten und weil sie es als eine Art von Sacrilegium betrachten, wenn man ihnen nur sehr bedingten Glauben zumißt und die Erfolge, welche sie erzielt haben wollen, nur gering anschlägt. Christianising the heathen has proved a failure, sagt das „Madras Athenäum" in seiner Novembernummer.

— Feuerbestattung. Im mexicanischen Staate Oaxaca ist man mit gutem Beispiele vorangegangen, indem Staatsgesetzgebung und Gouverneur die Leichenverbrennung nicht nur gestattet, sondern auch als allein rationell dringend empfohlen haben. Während der Debatten wurden den clericalen Gegnern der Verwandlung des Leichnams in Asche treffliche Wahrheiten gesagt, die auch auf die preußischen und königlich sächsischen Behörden, welche ein Veto gegen die Verbrennung abgegeben haben, recht passend sind. Diese Indianer machten geltend, daß weder ein Geistlicher noch der Staat ein Recht habe, einem Menschen vorzuschreiben, daß seine Leiche in scheußlicher Weise langsam verfaulen solle, daß sie Erde und Luft verpeste. Verwehren wolle man in Oaxaca es Keinem, seinen Leichnam dem Verfaulen zu überantworten; aber „eine edlere und verständigere Art sei es, den Körper des Abgeschiedenen durch die reinigende Flamme in Asche zu verwandeln und diese pietätvoll zu bewahren." O, diese braunen Zapoteka- und Mije-Indianer und die Creolen im Staate Oaxaca, wie weit stehen sie zurück hinter der großartigen Intelligenz der Ministerien des Innern in Berlin und Dresden! — In England, so lesen wir jetzt, will man die Leichenbestattung „reformiren". Wie? Seymour Haden hat in London vor der Society of Arts darüber einen Vortrag gehalten; er empfiehlt einen geflochtenen, mit Moos ausgelegten Korb, als welcher die beste Behausung des Todten sei. Ein „edler Herzog" hatte auf eigene Kosten zwei solcher „Mustersärge" anfertigen und in der Versammlung ausstellen lassen.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

# Die Geyserregion am obern Yellowstone.

## IV.

Das Wasser der Geyser ist ohne Färbung, geschmacklos und ohne Geruch. Die Niederschläge erscheinen in Textur wie in Färbung so fein wie der Staub auf den Flügeln eines Schmetterlings, sind aber fest und halten wenn man mit dem Fuße darauf tritt. Geradezu wunderbar ist die Feinheit dieser man kann sagen Stickereien, die so zierlich und doch so solide sind. Man will, wenn man diese Herrlichkeiten sieht, anfangs den eigenen Augen nicht trauen; man tastet mit den Händen, um sich zu überzeugen und sucht mit dem Stocke die Tiefe zu ergründen. Das ganze Schauspiel ist so prachtvoll, so großartig, man steht athemlos da; es ist unvergleichlich.

Dieser Geyser war 50 Minuten in Thätigkeit; wir nannten ihn den alten getreuen Freund, weil seine Ausbrüche so regelmäßig erfolgten. Bei jedem stieg anfangs mit Lärm eine Dampfmasse empor, welcher sofort eine Wassersäule folgte, die in auf einander folgenden Schüssen oder Sprüngen unter heftigem Pfeifen 125 Fuß hoch stieg, während über dem Krater gewaltige Dampfwolken eine Höhe von 500 Fuß erreichten. Um diese in ihrer Großartigkeit schreckliche Fontaine spielten Regenbogen; die Wassermenge fiel als Diamantenregen hinab und bildete an den Abhängen des Berges kleine Cascaden, über welchen leichter Rauch schwebte. Nach Verlauf von ungefähr fünf Minuten nahm der Strahl unter stoßweisen Zuckungen nach und nach an Höhe ab, blieb endlich aus und aus dem Krater kamen nur noch Dämpfe. Dieser gewaltige Strahl kommt aus einer Oeffnung die 3 zu 7 Fuß hat. — In der Nähe bemerkten wir mehrere alte Geyser, die sich durch ihre Ablagerungen selber verstopft hatten; die Krater waren verengt und die äußeren Wände theilweise eingestürzt.

Weiterhin fanden wir im Thale viele warme Quellen von verschiedenen Dimensionen mit Hügelkratern von 3 bis zu 40 Fuß Höhe. Die meisten hatten heftige periodische Ausbrüche; während derselben schleuderten sie aus der Mitte ihres Beckens gewaltige Dampf- und Wassersäulen in verschiedene Höhe, von 3 bis zu 50 Fuß. Offenbar sind viele derselben Geyser erster Größe gewesen, aber durch sehr starken Druck ist ihr Wasser an der Basis der alten Krater hinausgedrungen und hat neue gebildet. Die sumpfigen Strecken zwischen diesen Quellen bestehen aus einem dicken kalkartigen Schlamm, der mit immergrünem Rasen bedeckt ist, weil derselbe stets der warmen Feuchtigkeit ausgesetzt ist. Wir fanden in diesen Sümpfen nicht selten Gruppen abgestorbener Bäume, die bis zu 3 Fuß Höhe von Rinde entblößt waren; diese kahlen Stellen waren schneeweiß und beinahe in Stein verwandelt. Solche Baumgruppen machen einen befremdenden Eindruck; die Zerstörung erfolgte, weil das heiße Wasser von den oberen Geysern einmal bis zu ihnen abgeflossen war.

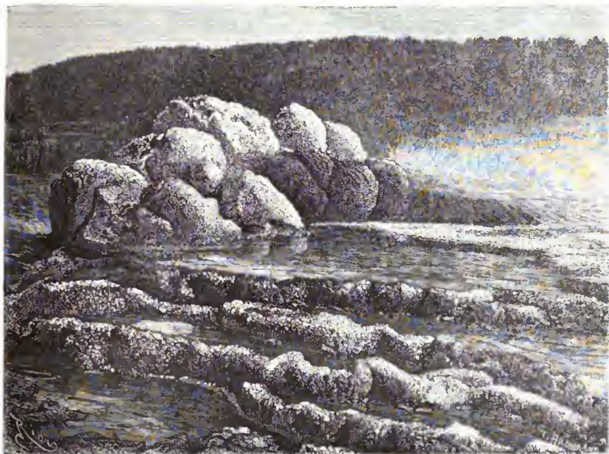
Dem Flußufer entlang findet man auch in ganz flachen Sümpfen versunkene Krater; sie kochen sehr heftig, es fließt von ihnen viel heißes Wasser ab, sie springen aber nicht. Weiter nach Westen hin liegt ein Teich von etwa



Der treue Freund.

100 Fuß Durchmesser, über welchem Dampf sich hin- und herbewegt; sein Wasser bildet einen mehrere Fuß dicken Niederschlag. Ungefähr 50 Schritt von ihm entfernt ist ein langer 6 Fuß breiter, tiefer Spalt, über welchem das Gestein natürliche Brücken gebildet hat; aus demselben dringen da und dort Dämpfe hervor und ein Bach heißen Wassers nimmt von ihm aus einen raschen Lauf nach Osten hin; man kann denselben etwa 300 Schritt weit verfolgen, denn wir hörten sein unterirdisches Tosen ganz deutlich. Anderwärts fanden wir Bäume, welche in Krater gestürzt waren, mit einem Kalkniederschlag überzogen, der sich nach und nach in Stein verwandelte; Fichtenzapfen, Zweige, Heuschrecken sind mit einer feinen Kruste überzogen. Man findet in diesen Quellen Ablagerungen, welche die Gestalt von Champignons haben; ihre Häupter ragen über das Wasser empor, besitzen manchmal bis zu 15 Fuß Durchmesser und werden von 10 Fuß hohen, 2 Fuß dicken Stämmen getragen; das Ganze ist hartes Gestein.

Den Ufern des Firehole entlang treten die größten Geyser auf. Wir hatten unser Lager einige hundert Schritt unterhalb des ersten, oben geschilderten Geysers aufgeschlagen; dieser ist der hübscheste von allen. Eine halbe Mile weiter abwärts erhob sich an einem sumpfigen Teiche ein Krater, den wir als Burg bezeichneten; er bildet die beträchtlichste Formation im ganzen Thale, liegt auf einer 40 Fuß hohen Kalkmasse und nimmt mehrere Acker ein. Der Krater steht in der Mitte; seine unregelmäßigen Wände sind mit runden Massen garnirt, die sich prachtvoll ausnehmen, und haben



Krater des treuen Freundes.

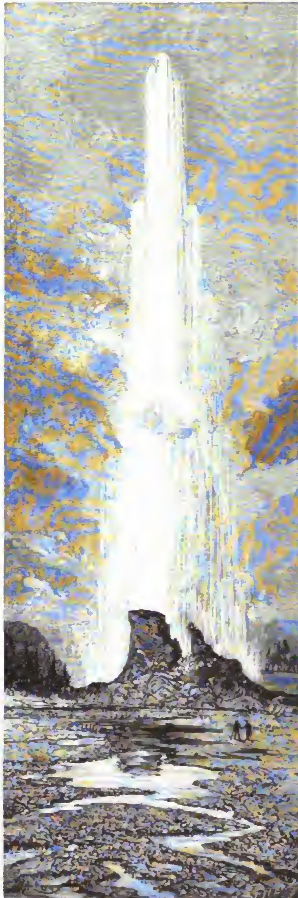
40 Fuß Höhe; der Umfang an der Basis beträgt 200 Fuß. Aus einiger Entfernung gesehen gleicht dieser Krater einer verfallenen, mittelalterlichen Burg. Aus demselben steigen ununterbrochen Dämpfe empor, welche in Wassertropfen herabfallen und die Außenwände stets feucht erhalten. Der Niederschlag hat eine silbergraue Färbung und bietet sehr feine netzförmige Zeichnungen dar. An der Basis dieser Burg lag ein dicker mit knotenförmigen Incrustationen überzogener Fichtenzweig, dessen Holz völlig versteinert war. Dieser Geyser hat sich neben dem Fuße des alten Kraters eine neue Oeffnung geschaffen, aus welcher kochend heißes Wasser hervordringt; dadurch wird die große Oeffnung benachtheiligt, wir bemerkten aber doch, daß aus ihr das Wasser 60 Fuß hoch stieg, gleichzeitig mit Dampfwolken. Ganz in der Nähe und auf derselben Hügelerhöhung liegt ein rundes Quellenbecken von etwa 25 Fuß Durchmesser, das ganz gefüllt ist und dessen sehr beträchtliche Tiefe wir nicht ergründen konnten; einige hundert Schritt entfernt fanden wir einen Krater in der Gestalt eines abgebrochenen Hornes von 12 Fuß Höhe; wenn er ruhig war konnten wir bemerken, daß in ihm in etwa 40 Fuß Tiefe Wasser stark kochte; Dampf stieg unter grollendem Getöse empor. Ringsum lagen etwa ein halbes Dutzend kleinere Krater von 2 bis 8 Fuß Höhe, die stets gefüllt waren und von 2 bis 8 Fuß hoch über den Rand hinauf kochten. Jenen Geyser nannten wir den Riesen und wir konnten seinen Ausbruch mehrmals beobachten; einmal schleuderte er drei Stunden lang hinter einander eine 7 Fuß dicke Wassersäule empor, welche senkrecht sich von 90 bis 200 Fuß hoch erhob. Sein zerrissener Krater erinnerte an das römische Coliseum.

Zweihundert Schritt weiter nach unten hin trafen wir eine Quelle in Gestalt einer Grotte von 20 Fuß Höhe und von 40 Fuß an ihrem äußern Durchmesser; an den Seiten sind die Oeffnungen so breit, daß ein Mann hindurchkriechen kann; sie führen zu den unterirdischen Kratern im Innern. In der Mitte des Hauptkraters steht, wie die Illustration veranschaulicht, ein dicker, eigenthümlich gestalteter Stein. Einige unserer Gefährten waren so dreist ins Innere der Grotte einzudringen, kamen aber wohlbehalten wieder heraus; kaum eine Stunde nachher schleuderte sie eine 6 Fuß dicke Wassersäule bis in eine Höhe von 6 Fuß. Neben ihr lagen mehrere große Löcher, in welchen das Wasser immerfort 6 Fuß hoch kochte; die aus ihnen abfließenden Bäche eilen dem Fireholeflusse zu. An beiden Ufern des letztern stehen kleine Krater und Schornsteine von allen möglichen Formen; sie alle waren, von den Geysern abgesehen, in voller Thätigkeit und jeder unabhängig von den anderen. Mehrere aus ihnen abfließende Bäche bildeten an dem steinigen Ufer des Firehole Cascaden und aus diesen kleinen Geysern stiegen in Zwischenräumen Wassersäulen von 6 bis zu 40 Fuß in die Höhe.

Auf der andern Seite des Flusses, von der Basis des Gebirges bis zum Wasserlaufe, bildet das Ufer einen hohen Rand von Stalagmiten, auf welchem sich da und dort kleine Hügel erheben; die Krater auf der Höhe derselben sind 15 bis 24 Fuß breit; einige schleuderten Wasser 3 bis 4 Fuß hoch. Oberhalb jenes Randes ist eine Quelle, welche wir **Riesin** nannten. Ihr Rand hat nur wenige Zoll Höhe; wenn aber die Quelle ruhig war, konnten wir eine Tiefe von 100 Fuß wahrnehmen. Das Becken ist mit dicken Steinfransen umgeben und das überfließende Wasser hat Stalagmiten in soliden Ablagerungen niedergeschlagen. Kurz vor einem Ausbruche füllt sich das Becken allmälig bis einige Fuß von der Oberfläche mit siedendem Wasser, dann erfolgen plötzlich starke Erschütterungen und nun steigen Dämpfe bis zu 500 Fuß Höhe. Die 20 bis 25 Fuß hohe Wassermasse schießt in einer gigantischen Säule bis zu 90 Fuß Höhe; dann zweigen sich aus ihr fünf Schüsse ab, welche leicht auf einander gestützt bis zu einer Höhe von 500 Fuß emporreichen. Die Erde erbebt unter dieser Wassermenge, welche pfeifend herabfällt; sie ist oben von einer Anzahl durchsichtiger Regenbogen umgeben. Das herabstürzende Wasser nimmt Gestein vom Krater mit sich und eine heiße Welle strömt bis zum Fireholefluß. **Dieser Geyser ist der colossalste auf der Erde und hat an Majestät seinesgleichen nicht.** Nach einer Thätigkeit von etwa 20 Minuten läßt er nach, das Wasser verschwindet zumeist wieder im Krater, aus welchem kein Dampf mehr kommt, und Alles ist ruhig. Das Wasser ist hübsch, klar und hat eine dunkele Meerfarbe. Er hatte am Nachmittage drei in unregelmäßigen Zeiträumen auf einander folgende Ausbrüche; nachher sahen wir ihn, so lange wir uns im Thale befanden, nicht wieder thätig. Er bietet ein unbeschreibliches Schauspiel dar; wir waren vor Entzücken und Bewunderung ganz außer uns.

Weiter nach oben hin, am Abhange des Berges, hat sich in neuerer Zeit ein großer Geyser Luft durch den Boden gemacht; auf etwa einer halben Mile Raum zwischen dem Krater und dem Flusse sind die Bäume zerstört worden.

Im Vorstehenden sind nur sieben der größten Geyser beschrieben worden und was ich sage kann von der Großartigkeit dieser Erscheinungen kaum eine schwache



Der Riese.

Vorstellung geben. Aber so viel will ich hinzufügen, daß die isländischen Geyser neben denen des Fireholethales geradezu winzig erscheinen.

Wir konnten nicht allemal die Geyser, falls diese nicht in Eruption waren, von den heißen Quellen unterscheiden und wir haben auch manche der letzteren nicht für Geyser gehalten, was sie doch wohl sein mögen. Die Zahl der Quellen aller Art im Fireholethale beläuft sich auf mindestens 1500 und von diesen sind wohl kaum zwei einander ganz gleich. Das Becken des Firehole stellt sicher alle anderen Wunder, welche Amerika darbietet, in Schatten. Oft wurden wir bei Nacht mehrmals durch das Brüllen der Dämpfe und das Pfeifen des Wassers aufgeweckt; die Geyser waren auch in der Dunkelheit unermüdlich. Die Luft war mit feuchtem Dunste geschwängert und von allen Seiten her kam ununterbrochen dumpfes Getöse.

Am Morgen des 19. September wurden wir durch ein erschreckliches Pfeifen und den Lärm herabstürzenden Wassers aufgeweckt. Ein kleiner, nur 3 Fuß hoher Krater auf der andern Seite des Flusses, dessen Oeffnung nur 26 Zoll Durchmesser hatte, und dem wir am Abend vorher nur geringe Aufmerksamkeit schenkten, schleuderte einen 219 Fuß hohen Wasserstrahl empor, über welchem Dampfwolken hingen; als die Masse herabfiel erdröhnte der Boden unter uns. Dieser Geyser war etwa 10 Minuten in Thätigkeit und wir hatten Zeit seine Höhe durch Triangulirung zu bestimmen. Wir nannten ihn den Bienenkorb.

Gern hätten wir unsere Forschungen fortgesetzt, aber es war nun knapp mit unseren Lebensmitteln bestellt. Wir folgten also dem Flusse nach Norden hin und fanden unserm Weg entlang noch immer heiße Quellen und kleine Geyser. Allmälig öffnete sich das Thal, in welchem der Madison fließt und den Firehole aufnimmt. Dort haben sich einst, nur in noch größerm Maßstabe, dieselben Erscheinungen gezeigt wie gegenwärtig im Thale des Firehole; man sieht eine wahre Unzahl erloschener Krater. Das ganze Thal gewährt ein Bild der Verwüstung und macht einen überaus melancholischen Eindruck mit den wenigen noch thätigen Quellen und den Tausenden erloschener Krater.

Am 24. September war ich wieder im Fort Ellis. Wir hatten reichen Lohn für unsere Beschwerden und waren doch nur den Ufern des Yellowstone gefolgt, hatten beide Ufer des Sees besucht und gingen an einem Arme des obern Madison hinab; nicht ein Drittel des großen Beckens war uns bekannt geworden. Diese Region wird auch für das große Publicum zugänglich, wenn einst die Nordpacificbahn durch das Thal des untern Yellowstone geführt sein wird. Vom 1. Juni bis 1. October ist das Klima vergleichweise mild; der Tourist findet Augenweide wie er sie nur wünschen kann, der Naturforscher reiche Ausbeute in diesem ungeheuern Laboratorium.

Im Jahr 1871 begann dann Professor Hayden seine Forschungen in diesem „Wunderlande"; Mittheilungen über dieselben müssen wir uns vorbehalten.

---

# Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei.

Von Wilhelm Freiherrn **von Berg**.

## III.

Die Pomaten. — Der Perseng. — Ein Tschifttick. — Türkische und bulgarische Landwirthschaft.

Die Aussicht von der Balabaniza-Spitze wurde mir durch ein plötzlich eintretendes Gewitter und den einzigen Regen, der mich auf meiner dreimonatlichen Reise erwischte, leider vereitelt. Indessen kann ich sie mir lebhaft denken, da ich von den übrigen beinahe eben so hohen Bergen eine ganz reine Aussicht hatte. Die Aussicht ist schön, das läßt sich nicht leugnen, aber bei Weitem nicht so imposant, wie in unseren österreichischen Alpen; sie läßt Einen kalt, weil man es überall fühlt und sieht, daß man sich in einem uncivilisirten Lande befindet. Man überblickt colossale Weidegebiete, kahle Berge und langgestreckte Thäler, in denen man vergeblich nach kleinen Städten, freundlich hervorblickenden Kirchthürmen und derartigen Zeichen der Cultur sucht. Im Hintergrunde gegen N. sieht man die kahlen Berge des großen Balkan, gegen N.-O. das Rilo-Gebirge, gegen S. die schneebedeckten Häupter der macedonischen Gebirge, endlich tief unten gegen W. die Reisfelder der großen Ebene bei Philippopel.

Die Bewohner dieses ausgedehnten Gebirges sind zum bei Weitem größten Theile Bulgaren. Ein Theil derselben bekehrte sich aus Gründen des Eigennutzes zum Islam. Dies sind die Pomaken. Sie sprechen noch slavisch wie ihre blutsverwandten Bulgaren, ja es giebt pomakische Dörfer, in welchen mit Ausschluß des Geistlichen nicht ein Mensch Türkisch spricht. Dabei kleiden sie sich aber ganz türkisch, ihre Weiber verschleiern, richtiger verhüllen ihr Antlitz mit irgend einem Fetzen, flüchten sich bei dem Anblick eines „Franken" sofort in die Häuser und sind bis auf die Sprache ganz türkisch. Aber dabei können sie ihre Abstammung nicht verleugnen, viele von ihnen haben auffallend blonde Haare und blaue Augen, welche man bei den Bulgaren so häufig sieht. Als pomakische Dörfer notirte ich Korova, Nakitova, Litschana, Bania und Kamenitza, welche sämmtlich im Gebiete des Ellidere-Baches liegen. Rein türkische Ortschaften sind Karabulak, Nasdan, Grottna und Tomoriza. Gemischte Bevölkerung haben Demizdschiköi, Dermendere und Kritsma. Alle übrigen Ortschaften am rechten Ufer der Marizza bis Pasardschik, dann im Thalgebiete des Ellidere-, Karlyk- und Kritsma-Baches sind bulgarisch.

Auf der Kiepert'schen Karte, deren überraschende Genauigkeit ich gebührend anerkennen muß, vermißte ich die Ortschaften Bania am Ellidere-Bach, Grottna eine halbe Stunde oberhalb Nasdan am Nasdan-Bache und Peroschitza, ein freundliches, schönes bulgarisches Dorf am Fuße des Leschniza-Berges zwischen Diermendere und Uestina.

Die Bewohner aller jener Ortschaften leben wohl vorzugsweise von Ackerbau und Viehzucht.

Am Fuße des Gebirges, wo eine große Fruchtbarkeit zu sein scheint, findet man Dörfer, denen man eine besondere Wohlhabenheit sofort ansieht, aber weiter hin im Gebirge

müssen sich die Bewohner recht kümmerlich ihr Brot verdienen. In den Thälern giebt es wohl auch einige Theile, die recht fruchtbar sind, z. B. Rakitova und Karabulak, aber im Allgemeinen liegen die Felder an steilen Hängen, entbehren jedweder Düngung und sind so schlecht bearbeitet, daß sie nichts tragen können. Am Perseng z. B. gehen die Felder bis auf eine Höhe von 2000 Meter hinauf. Während ich in der Ebene von Philippopel schon am 10. Juni Stoppelfelder antraf, fand ich am Perseng Korn und Hafer am 18. Juli noch nicht einmal in Blüthe, die Vegetation war somit dort um beinahe sechs Wochen zurück.

Ueberhaupt hat mir dieser Perseng, zwischen dem Karlyk und dem Kara-Balkan gelegen, einen fürchterlichen Eindruck gemacht. Er ist beinahe gänzlich entwaldet, die ungemein steilen Hänge sind zum großen Theil aufgeackert und werden mühsam mit Korn und Hafer bebaut. Die Besitzer dieser Felder wohnen tief unten in den Thälern. Die Ernte muß auf dem Rücken der Pferde auf schmalen oft gefährlichen Pfaden eingeheimst werden. Unter so schwierigen Verhältnissen kann weder von einer Düngung noch von einer ordentlichen Bearbeitung die Rede sein und die ohnehin mageren Gneisfelder werden gar bald ihren Dienst versagen, weil die wenige fruchtbare Erde sehr bald vom Regen abgeschwemmt sein wird. Eine solche Wirthschaft läßt Einen in Zweifel ob man den Fleiß und die Ausdauer der dortigen Bewohner oder die Dummheit derselben mehr bewundern soll. Die Folgen davon sind auch nicht ausgeblieben. Ein großer Theil des Perseng ist bereits ganz unfruchtbar geworden und wenn man den Blick über den ausgedehnten Kara-Balkan schweifen läßt, sieht man nichts als sterile Felsen und magere Hutweiden. Wahrlich ein Anblick, der Einen in hohem Grade traurig stimmt! Tage lang waren wir in diesen entwaldeten, theilweise sterilen Bergen herumgeritten und total ermüdet von dem Anblicke solcher Zustände kamen wir endlich am Leschniza-Berge an, auf dessen Anhöhe das Gut (Tschiftlik) eines reichen Türken liegt. Es interessirte mich, dasselbe näher zu besehen und so beschlossen wir, den Besitzer zu besuchen.



Tschiftlik (Meierhof) eines reichen Türken am Leschniza-Berge im Rhodope. Originalzeichnung von W. v. Berg.

Wenn der Leser einen Blick auf die nachstehende Zeichnung wirft, so wird er zwei getrennte Wohnhäuser bemerken. Rechts das Herrenhaus, links das Frauenhaus (der Harem), dessen Fenster dicht vergittert sind, damit ja Niemand hineinsehen könne. Der ganze Wirthschaftshof ist mit einer hohen Mauer umgeben, wohl weniger zum Schutze gegen Diebe oder Räuber, als vielmehr aus Besorgniß um die holden Bewohnerinnen des Harems. Nur ein Eingang führt in den Hof. Vor demselben blieben wir stehen und sendeten einen Diener (Kawassen) hinein, um Einlaß zu erbitten. Der Herr war leider nicht zu Hause, er war auf ein anderes Gut gereist und hatte seine Frauen mitgenommen. Aber sein „Gutsverwalter“ ließ uns ein. Wir traten ein in den äußern Hof, der voll Schafmist lag; dann in den innern, der, mit Steinplatten gepflastert, sich ziemlich sauber präsentirte, und nun in ein Labyrinth von unansehnlichen Gebäuden, Stallungen, Magazinen, Kammern und dergleichen, Alles aus Riegelwänden und Flechtwerk, mit Lehm verputzt und geweißt und wie alle türkischen Häuser krumm und schief gebaut. Der Gutsherr hatte leider die Schlüssel zu den besseren Zimmern mitgenommen, nur die unteren Gemächer des Herren- und des Frauenhauses standen offen. Dieselben waren sehr einfach eingerichtet. Sie waren eben leer, bis auf die schon mehrfach erwähnte ungefähr 6 Zoll hohe Holzpritsche rings an den Wänden herum und bis auf die stereotypen Wandschränke, in denen die Matratzen und Betten aufbewahrt werden. Kamin und Plafond aus Holz mit roher und bunt angestrichener Stuckarbeit, der Harem ähnlich. Die mit grellen Farben angestrichene Treppe in dem ersten Stock desselben fiel besonders auf.



Klosterhof St. Peter bei Eslidere im Rhodope. Originalzeichnung von W. v. Berg.

Die Wirthschaftsgebäude sind ohne Harmonie zusammengestellt, ein Durcheinander von großen und kleinen Räumen, Milchkammern und Badezimmern für Herren und Damen. Der Garten ist schlecht gehalten und noch schlechter bearbeitet; dazu kommt ein kleines Lusthäuschen für die Frauen, etliche schlechte Obstbäume, sonst Fisolen und Kukurutz, das ist Alles. Der „Verwalter", ein ganz gewöhnlicher Türke, lud uns ein, in sein Zimmer zu treten. Kein Tisch, keine Bank, nur ein offener Kamin und in einer Ecke des Zimmers ein Teppich auf dem Fußboden. Auf diesem sitzt, ruht, ißt und schläft der Verwalter. Er bot uns Milch an, hatte aber kein Gefäß, keine Gläser oder dergleichen zum Trinken. Er brachte einen kupfernen Kessel mit der Milch vom Feuer und schwarzes Brot dazu. Wir mußten unsern Kochapparat auspacken und die Milch mit unseren eigenen Bechern aus dem Kessel schöpfen, dabei sitzend auf dem Fußboden à la turka, wozu sich die „fränkischen" Beine gar nicht leicht bequemen wollen.

Die Ackergeräthe, die ich ganz besonders ansah, befanden sich in einem wahren Urzustande. Der Pflug ganz von Holz, mit dem man die Erde wohl etwas aufwühlen, aber durchaus nicht wenden kann, die Egge ein Bündel Dornen, der Wagen mit achteckigen Rädern und nicht ein Loth Eisen daran. Aber bei alle dem sah ich daselbst trotz der 1000 Meter über dem Meere Korn- und Weizenfelder, welche nichts zu wünschen übrig ließen.

Vom Leschnitza-Berge, von wo man eine herrliche Fernsicht in die fruchtbare Ebene gegen Philippopel hat, ritten wir hinab nach Perositza. Das ist ein bulgarisches Dorf mit freundlicher Lage am Fuße des genannten Berges. Auf einem kleinen Platze im Dorfe hielten wir vor einem Wirthshause an, um unsern Durst zu löschen. Da schritt ein Bauer auf uns zu und lud uns ein ihn zu besuchen mit dem Bemerken, daß sein Wein besser sei als im Han. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und folgten dem Tschurbaki *) um so lieber in sein Haus, da ich mich für so eine Bauernwirthschaft ohnehin sehr interessirte.

Wir traten ein in den reinlichen Hof, den ein Weinstock auf hohem Gerüst freundlich zierte. Rechts und links die Wirthschaftsgebäude, die Stallungen &c., die wohl keinen Vergleich mit deutschen Bauernwesen aushalten. Im Wohnhaus war im untern Raum die Weinpresse, im obern die Küche und einige Zimmer. Uns wurde das Paradezimmer geöffnet. An drei Seiten desselben ein Divan mit selbst gewebtem Wollstoff überzogen, die vierte ein großer Wandschrank, in welchem sich die sauberen Matratzen und Betten für allfällige Gäste befanden. In einer Ecke des Zimmers das in allen griechisch-katholischen Häusern unvermeidliche Bild eines Heiligen, dazu die Photographie des Metropoliten von Philippopel. Die Griechen und Bulgaren waren nämlich längere Zeit in kirchlichem Streit, erstere wollten dominiren, indessen ließen sich das die Bulgaren nicht gefallen und wählten sich einen eigenen von den Griechen unabhängigen Bischof.

Im Zimmer fand ich auch noch eine Stellage mit einigen kirchlichen Büchern, mit einem Schreibzeug und an der Wand hing ein langes Gewehr mit Feuersteinschloß.

Die ökonomische Beschäftigung dieses Bauern ist vielseitig: Seide, Wein, Branntwein, Feldbau und Viehzucht. Auf dem Boden waren 800 Oka (1900 Kilogramm) getrocknete Seidenraupencocons aufgelagert. Der französische Consul in Philippopel und Adrianopel vermittelt den Handel mit Cocons nach Marseille und bezahlt die Oka mit circa 1 türkischen Pfund (circa 24 Francs). Der Vorrath repräsentirte somit einen Werth von circa 20,000 Francs. Die Weinfabrikation ist sehr primitiv. Die Trauben werden Ende September gelesen, in einem großen Kasten auf Wagen zu Haus geführt, wo sie in kastenartige Behälter eingefüllt werden. In diesen gährt die Maische 25 bis 30 Tage mitsammt den Trebern und wird nach vollendeter Gährung auf cylinderartige Fässer, welche 3 bis 4 Meter lang sind, abgezogen. Die Trauben, auf welche häufig auch Wasser gegossen wird, werden nur dadurch ausgepreßt, daß man Bretter darauflegt und dieselben mit Steinen beschwert. Der Wein, welcher auf den Trebern gährt, wird natürlich stets roth, da man weiße und rothe Trauben mischt. 1 Oka Wein (1,4 Liter) wird mit 25 bis 50 Para (circa 5 bis 12 Kreuzer österr. Währ.) bezahlt.

Das schlechte Auspressen der Trauben kommt der Branntweinbrennerei zu statten. Die Treber werden in einer Retorte, deren Hals durch einen mit Wasser angefüllten Kasten geht, gekocht. Beim ersten Male wird 12grädiger Branntwein, durch abermaliges Destilliren 18grädiger gewonnen. So kommt er in den Handel, wird indessen in besser eingerichteten Brennereien in Philippopel bis auf 30 Grad gebracht. 1 Oka 18grädiger Branntwein kostet $3^1/_2$ bis 4 Piaster (also 1,4 Liter = 30 bis 36 Kr. österr. W.).

*) Wörtlich übersetzt: Suppengeber, im Allgemeinen versteht man die Vornehmen eines Dorfes darunter.

---

# Zur Geschichte der Montblanc-Ersteigungen.

Von **Moritz Déchy.**

## II.

Ungelöst bleiben die Fragen: was geschah am 8.? was verursachte die Theilung der Gesellschaft und nach welchem Princip fand diese statt?

Die gefundenen fünf waren entschieden die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft und die anderen sechs machten augenscheinlich eine weitere Anstrengung, ihren Weg zu finden, welche, nach den auf der Brenvaseite gefundenen Gegenständen zu urtheilen, mit dem Zugrundegehen auf den Schneefeldern der Südseite oder mit einem Sturze über die Felsen nach dem tiefern Gletscherboden endigte.

So ereignete sich ein Unglücksfall, der, wie alle competenten Leute urtheilen, in erster Reihe den Chamonixführern zuzuschreiben ist. Gewiß steht mit dem Unglücksfalle die Unterschätzung einer Montblanc-Ersteigung und das Anwachsen der Zahl derselben in Beziehung. Jeder Mann in Chamonix glaubt sich durch die geographische Lage seines Ortes zum Führer qualificirt und die Folge davon ist, daß unerfahrene Reisende nach Chamonix kommen und einen Mann als Führer nehmen, der — was zum Glücke beim Montblanc zwar selten geschieht — dennoch in Situationen

kommen kann, denen nur ein Balmat, ein Couttet oder Devouassoud gewachsen ist.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die verunglückte Partie mit einem wirklich erfahrenen Führer im Stande gewesen wäre, ihren Weg zu finden. Es ist nicht denkbar, daß einer der besseren Führer aus Grindelwald oder Zermatt nicht fähig gewesen wäre dort abzusteigen, wo er eine kurze Zeit früher aufgestiegen war. Die Gesellschaft hätte vielleicht durch den Frost gelitten, selbst irgend eines der schwächeren Mitglieder derselben hätte sein Leben verlieren können, aber daß elf Männer so verwirrt werden sollen, daß sie in der That nicht im Stande sind einen Weg zu entdecken, zeigt auf ein besonderes Fehlen jenes Sinnes, durch dessen Besitz im Allgemeinen ein guter Führer bemerkbar ist und den alle leidlich guten Führer besitzen müssen. Dies ist eben eine jener Eigenschaften, welche die Grenze zieht zwischen den Männern, welche für hohe Ersteigungen befähigt sind, und denjenigen Wegweisern, welche nur dazu taugen, den Sonnenschirm einer Dame nach dem Montanvert zu tragen.

Der Unglücksfall, der dem russischen Naturforscher und Reisenden Fedtschenko am Mer de Glace das Leben kostete, hat diese Gesichtspunkte wieder in den Vordergrund treten lassen und der englische Alpine-Club hat in Folge der mit diesem letztern Unglücksfall verknüpften Untersuchungen im März dieses Jahres ein Memorandum an die französische Regierung behufs Regelung der Führerverhältnisse nach einem vom Club gutgeheißenen Regulativ gerichtet.

Betrachten wir jetzt jene Wege, die mit der genauern Erforschung der Montblanc-Kette zur Erreichung des Montblanc-Gipfels eröffnet wurden. Wie schon früher erwähnt waren dies ausnahmslos Unternehmungen größter Art, die theils gar nicht oder nur selten wiederholt wurden. Auf allen diesen Routen mußten größere Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden werden und alle erforderten einen weit größern Aufwand von Mühe und Zeit als die Ersteigung von Chamonix.

In riesigen Abstürzen, fast unmittelbar erhebt sich das Massiv des Montblanc über die Allée Blanche, über das an seinem Südfuße, der italienischen Seite, liegende Courmayeur. Von hier ist der Anblick des Montblanc, von der Thalsohle 10,000 Fuß hoch aufsteigend, am großartigsten. Nach mehreren Versuchen wurde 1855, beziehungsweise 1863, eine Route nach dem Gipfel entdeckt. Der Weg führt über den Col du Geant nach dem Glacier de l'Aiguille du Midi, an deren Fuße bivouakirt wird. Am folgenden Tage wird über Montblanc de Tacul (Col de Tacul) und Mont Maudit der Corridor erreicht, von wo man dem gewöhnlichen Chamonixwege über die Mur de la Côte folgt. Beide Tage erfordern ein schweres und langes Stück Arbeit; insbesondere das Erklimmen der Eishänge des Montblanc de Tacul erfordert ein viele Stunden dauerndes Hacken von Stufen in hellem Eise, das in bedeutender Neigung herabzieht. Herr Ramsay, von der Universität in Oxford, mit sechs Führern eröffnete 1855 diesen Weg zum Theil, auf welchem die Genfer Briquet und Macquelin, von zehn Führern begleitet, 1863 nachfolgten. Zum Abstieg wurde der Chamonixweg gewählt.

Die Schwierigkeiten und die Länge dieses Weges, auf welchem Schreiber dieses den Montblanc 1871 erstieg, lenkte die Aufmerksamkeit englischer Bergsteiger darauf, eine bessere Route einzuführen.

Ohne dieses Resultat erreicht zu haben ist aus dem Jahre 1865 eine der nobelsten Expeditionen in den gesammten Alpen zu verzeichnen, die Ersteigung des Montblanc direct über den Brenvagletscher. Günstige Schneeverhältnisse und vorzügliche Führer ermöglichten dieses Unternehmen. Die Reisenden waren die Herren G. S. Matthews, A. W. Moore, F. und Horace Walker vom Alpine-Club mit den Führern Melchior und Jakob Anderegg. Sie bezogen ein Bivouak in der Höhe von 9000 Fuß, von wo sie — durch $1^1/_2$ Stunden über eine grünliche scharfe Eisschneide — in $10^1/_2$ Stunden den Gipfel erreichten und Abends nach einem Tage von 20 Reisestunden, von welchen $17^1/_2$ in rastloser Arbeit verbracht wurden, in Chamonix ankamen.

Ein anderer Weg zur Ersteigung des Montblanc wurde 1868 eingeschlagen. Im Jahre 1864 führten die Mitglieder des englischen Alpenclubs, Herr A. Reilly — der eine ausgezeichnete Karte der Montblanc-Kette veröffentlichte — und Herr Birkbeck, eine Passage von Courmayeur über den südlichen Miagegletscher und den Dome du Goûté nach den Grands Mulets aus und 1868 benutzte Herr Frederick Brown vom Alpine-Club mit dem Hauptführer Julien Grange aus Courmayeur, um von Courmayeur über den südlichen Miagegletscher und den Dome du Goûté, die Bosse du Dromedaire überschreitend, den Gipfel des Montblanc zu ersteigen.

Allein weder dieser Miage-Weg noch der 1865 eröffnete Brenva-Weg erwiesen sich günstiger als der 1863 eingeführte Tacul-Weg, bis am 1. Juli 1872 durch Herrn T. S. Kennedy mit Johann Fischer aus Meiringen (Berner Oberland) und dem Matterhornführer Whymper's, J. A. Carrel aus Valtorneuche, als Führer ein neuer Weg entdeckt wurde, der für die Zukunft von Courmayeur eine leichtere und kürzere Bahn auf den Montblanc-Gipfel versprach, als die drei Eingangs angeführten Routen. Die Bergsteiger bivouakirten auf Felsen an der rechten Seite des südlichsten Zuflusses des Miagegletschers (Glacier du Montblanc), etwa $4^1/_2$ Stunden von Courmayeur. Um 3 Uhr am 2. Juli verreisend kletterten sie vom Firn direct aufwärts und betraten den Grat des Montblanc auf der Seite der Bosse du Dromedaire, einige Minuten unterhalb des Gipfels, welcher um 1 Uhr 30 Minuten Nachmittags erreicht wurde. Der Abstieg wurde nach Chamonix genommen. Die Praktibilität des Kennedy'schen Weges wurde 1873 recht eigentlich erwiesen. Am 21. Juli 1873 verließen die Herren A. W. Moore und G. E. Foster vom Alpine-Club mit den Führern Jakob Anderegg und Hans Baumann aus dem Berner Oberlande Courmayeur um 12 Uhr 20 Minuten Morgens und erreichten den Fuß des Glacier du Montblanc um 4 Uhr 55 Minuten.

Um 5 Uhr 20 Minuten weitergehend und Kennedy's Route folgend erreichten sie den Gipfel des Montblanc um 4 Uhr Nachmittags, ihre Rasten auf dem Wege hatten weniger als eine Stunde betragen. Sie stiegen am gewöhnlichen Wege nach Chamonix hinab, wo sie um 10 Uhr 40 Minuten Nachts ankamen. Die ganze Distanz von Courmayeur über den Gipfel des Montblanc nach Chamonix in einem Tage zurückzulegen wird wahrscheinlich nicht immer möglich sein und neben günstigen Verhältnissen Männer wie Foster und Moore, mit die Besten des englischen Alpine-Clubs, und Führer wie Jakob Anderegg und Hans Baumann erfordern. Aber es ist ohne Frage, daß die Route des Herrn Kennedy die beste ist, die bis jetzt von Courmayeur entdeckt wurde und die im Allgemeinen nützlich gemacht werden kann.

Der englische Unternehmungsgeist suchte jedoch noch nach einem directern Wege vom Süden, indem man über den Glacier du Brouillard auf den Montblanc zu gelangen hoffte. Ein diesbezüglicher Versuch der Herren T. S. Kennedy und Thomas Middlemore vom Alpine-Club im Juli 1874 wurde durch schlechtes Wetter vereitelt und der nächste, durch Herrn J. A. G. Marshall (Alpine-Club) unternommen, endete mit einem traurigen Unglücksfalle. Seine Führer waren Johann

Fischer aus Meiringen (derselbe der mit Herrn T. S. Kennedy 1872 den Weg über Glacier du Montblanc fand und auch beim ersten Versuche gewesen) und Ulrich Almer von Grindelwald (Sohn von Christian Almer). Der Weg, den man im ersten Theile der Besteigung einzuschlagen hatte, führt durch das Thal der Doire (Allée blanche), dem Pfade nach dem Col de la Seigne bis zu den Châlets von Fresnay folgend. Von hier gelangt man längs des Miagegletschers beinahe bis unterhalb des Ende des Brouillardgletschers und an den steinigen Hängen aufsteigend und Mont Châtelet rechts lassend zu der Alpe, welche zwischen dem Brouillard- und Fresnaygletscher liegt. Nach Grashängen und Felswildnissen kommt die alte Moräne der Brouillard- und Châteletgletscher. Ober dem letztern Gletscher erhebt sich ein felsiger Grat mit steilem Absturze, der jedoch leicht durch eine Wendung zur Linken am Brouillardgletscher umgangen wird. Auf diesem Gletscher gewöhnlichen Schlages in einer seiner Spalten geschah das Unglück. Wir folgen den in einem Briefe des Herrn T. S. Kennedy im Alpine Journal enthaltenen Angaben:

Herr Marshall bivouakirte in einer Höhe von beiläufig 10,000 Fuß. Fischer, welcher mit seiner Juligesellschaft viel höher bivouakirt hatte, äußerte damals nicht mehr über die oberen Partien des Brouillardgletschers wegen der großen Gefahr von Steinfällen aufsteigen zu wollen, sondern tiefer unten zu bivouakiren, und durch die Felsen eine Gemsenpassage zu suchen, um die Höhe des Grates ober dem Kopfe des Brouillardgletschers zu erreichen. Es scheint, daß er diesen Plan mit Herrn Marshall ausführte. Kein Zweifel, er gewann diese Grathöhe, wenn auch mit Zeitverlust, mittelst einer Gemsenpassage. Von dort wollte er nach dem obersten Becken des Fresnaygletschers gelangen und Montblanc de Courmayeur, als nächste Etappe zum Montblanc-Gipfel, möglichst direct ersteigen. Beiläufig um 4 Uhr Nachmittags oder etwas später kam die Gesellschaft zu einer Stelle, welche sie nicht passiren konnte, und da es zu spät war um nach einer Passage zu sehen, wurde rückgekehrt und der Grat in der Höhe der beiden Gletscher mit dem Eintritte der Nacht erreicht. Hier warteten sie eine Stunde oder mehr bis der Mond aufstieg und schritten dann langsam abwärts. Sie strebten ihrem Bivouakplatze zu und hatten gerade den Punkt erreicht, um den Gletscher zu verlassen, als das Unglück sich ereignete. Herr Leslie Stephen, welcher mit Herrn Loppé und Melchior Anderegg den Ort besuchte, theilt mir mit, daß die Spalte, in welche die Gesellschaft fiel, kaum fünf Minuten von der Moräne war. Fischer führte und Almer war Letzter und gerade nach der Frage und Antwort, daß es schon Mitternacht sei, brach eine Firnbrücke unter ihren Füßen und alle drei fielen zugleich in den Schrund. Die Brücke muß nach Herrn Stephen 20 Fuß weit gewesen sein und bot kein Zeichen ihrer Anwesenheit. Herr Marshall und Fischer fielen beiläufig 30 Fuß in den untern Theil der Spalte, welche 5 Fuß breit gewesen sein mag, und auf hartes Eis. Herrn Marshall's Hirnschale war gebrochen und der Tod trat augenblicklich ein; auch Fischer's Verletzungen waren solche, daß er kaum einige Minuten leben konnte. Almer scheint eine geringere Distanz auf eine Art Bank oder Gesimse von Schnee gefallen zu sein, welches sich längs des Schrundprofils hinzog; möglich auch daß sein Fall durch die Schneefragmente der eingebrochenen Brücke gemildert wurde. Dann wurde er wahrscheinlich durch das Seil in den tiefern Theil durch die Anderen hinabgezogen. Er blieb lange ohne Bewußtsein. Mit Tagesanbruch gelangte er über das erwähnte Gesimse leicht auf die Oberfläche. Er ging hinab nach Courmayeur und führte kurz darauf Herrn Bertolini (den Besitzer des Hôtel Royal) und eine Anzahl von Leuten nach der Unglücksstätte. Die Leichen wurden am gleichen Abend 7 Uhr gefunden und am nächsten Tage nach Courmayeur gebracht. Fischer wurde Donnerstag und Herr Marshall am Sonntag beerdigt.

Ueber die Fähigkeiten der Gesellschaft kann es keinen Zweifel geben, trotzdem Herr Marshall noch jung in den Alpen war (dritte Saison), und ist dies bei den Schlüssen, die aus dem Unfall gezogen werden können, noch betrübender. Es sollte die Schlußfahrt des Jahres nach einer Reihe von glänzenden Touren sein, welche diesen ausgezeichneten Bergsteigern so verhängnißvoll wurde.

Dieser Fall ist ein erneuerter Beweis, daß Expeditionen in den Hochalpen immer Gefahren bergen, welchen man meist — aber auch nur meist — durch Erfahrenheit, Vorsicht und Geschicklichkeit begegnen kann.

In jüngster Zeit ist die Ersteigung des Montblanc von Courmayeur in ein neues Stadium getreten, indem zur Erleichterung und um die Route über den Glacier du Montblanc einzuführen, durch den thätigen italienischen Alpenclub (insbesondere in Folge der Bemühungen des Präsidenten der Section Florenz, Herrn R. H. Budden) unter der Aiguille Grise eine Schirmhütte erbaut wird, welche den Ersteigern zur Nachstation vor der Ersteigung dienen soll.

Immerhin wird die Ersteigung des Montblanc von Courmayeur eine schwierige Aufgabe bleiben, die keinen Vergleich mit dem verhältnißmäßig leichten Wege von Chamonix aushält; daß aber eine Expedition, die von Courmayeur über den Gipfel des Montblanc nach Chamonix geht, erhöhetes Interesse bietet, der Genuß ein unendlich größerer ist und eine viel weitere Kenntniß des Montblanc-Stockes erzielt wird als auf dem Chamonixwege kann nicht bezweifelt werden.

Der Montblanc, der Monarch der europäischen Alpen, wird immer ein bedeutendes Interesse — und mit Recht — erregen; wir möchten nur zum Schlusse an die schon angeführten Worte erinnern, daß der Montblanc für Unverstand und Unkenntniß entsetzliche Gefahren berge.

---

# Aus den Steppen Südrußlands.

Von **Franz Zvěřina** in Brünn.

## II.

Ehe ich der gegenwärtigen Steppenbewohner selbst beschreibend gedenke, sei mir erlaubt, einen Blick in die Geschichte ihrer Ahnen zu werfen, um den Charakter der ersteren besser veranschaulichen zu können.

Die zahllosen Inseln des Dniepr und Don, die vielen Buchten, die endlosen Gefilde und wieder weiten unabsehbaren Strecken undurchdringlicher Wälder, dann auch felsige Gegenden, dienten von jeher nomadisirenden Völkern und

umherstreifenden Räuberhorden als beliebte Aufenthaltsorte und Zufluchtsstätten.

Die Fluren südrussischer Steppen sind deshalb reich mit Blut durchtränkt. Von hier aus unternahmen bis zum 12. Jahrhundert die Polovzer, Petschenegen und hauptsächlich die Chasaren ihre räuberischen Einfälle in das damals noch durch engere Grenzen umschlossene Rußland. Als hierauf die Tataren fast ein Jahrhundert hindurch als gräßliche Landplage alles vor sich einhertreibend und mordend die heimischen Völkerschaften zur Verzweiflung und blutigster Gegenwehr trieben, mußten diese, die Nothwendigkeit einer massenhaften Verbindung gegen einen so gefürchteten Feind erkennend, sich zum Schutze für die angestrebte Freiheit erst nach und nach besser organisiren, um der Tataren, welche aus der Krim ihre Raubzüge stets erneuerten, endlich Herr zu werden, und sie in einer furchtbaren Schlacht zu demüthigen.

In dieser Gesammtgegenwehr aller unter dem Tatarenschwert blutenden Steppenvölker nahm das Kosackenthum seinen Anfang im 13. Jahrhundert. Ein jeder, der das Tatarenjoch mit dem Schwerte in der Hand abzuschütteln festen Willens war, nannte sich Kosack. Die Machtentfaltung der Kosacken ging nun rasch vor sich, und wurde durch freie jährlich einmal stattfindende Wahl eines Feldherrn, „Hetman“, in echt republikanischer Weise geleitet. Sie führten später Kriege nicht nur gegen die Türken, sondern gegen alle Nachbarstaaten, brandschatzten mehrmals Konstantinopel und kamen sogar bis an die asiatischen Gestade. Auch Deutschlands Boden betrat das Kosackenheer der Lisovtschiken zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in zucht- und zügelloser Weise. Rußland und Polen buhlten abwechselnd um das Scepter des Kosackenreiches und bedrängten es wiederholt mit ihren Kriegsschaaren; eben so häufig leisteten sie den Nachbarstaaten auch Beistand.

Vom 13. bis tief ins 18. Jahrhundert fochten die Kosacken um ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und ihre Eroberungszüge erstreckten sich bis über das Schwarze Meer hinaus.

Das ist nun die Blüthezeit des Bestandes jener Kosackenrepublik, in welcher der Heldenarm ihrer Hetmane siegreich sie von Ort zu Ort führte, und Thaten vollbrachte, welche uns ihre historischen Volkslieder, die Dumen, so poetisch und in so begeisterter Weise besingen.

Alle berühmten Hetmane: Krivonos, Pidkova, Perebienos, Baida, Konovtschenko, Bogdan Rozynsky, Chmielnicky, Sviegorsky, Zeleznik und Morozenko, besonders letztere vier, werden als besonders tapfer geschildert, und die Morozenko-Bäume sind noch jetzt lebende Denkmale einer hohen Verehrung des letztgenannten Helden.

Aber wie das unerbittliche Schicksal und der Ernst der Geschichte Reiche oft rasch aufkeimen, emporblühen und wieder sinken läßt, so war es auch hier der Fall. Nach fast 500 Jahre währenden Freiheitskriegen kämpften die Kosacken nochmals, entscheidend, aber unglücklich, um auf immer von den Russen besiegt und ihrer Unabhängigkeit beraubt zu werden.

Im wilden Aufflackern und in menschenentwürdigender Weise äußern sich noch die blutigen Schlußscenen in den Metzeleien der Katholiken von Gonta in Umanj nach vorangegangener Messerweihe in Cehryn *) (1768). Die fanatische griechische Geistlichkeit war es einerseits, hauptsächlich aber die Perfidie polnischer Jesuiten, welche den Haß der Parteien auf das religiöse Gebiet hinüber zu leiten verstand, um sie dann wechselseitig in ihrem Blute wühlen zu lassen.

*) Im Lebedinschen Kloster.

Von den Russen besiegt und dem weiten Zarenreiche einverleibt, ist nun in jenen endlosen Steppen der Kriegslärm verhallt, der Boden erdröhnt nicht mehr unter dem Hufschlage der Kriegsrosse und dem Donner der Kanonen; die Enkel der rauhen Krieger griffen vom Schwerte zum Pfluge und wurden Ackerbau und Viehzucht treibende, friedliebende Unterthanen. Oede und ruhig ist es nun in den Steppen und „Grabesstille herrscht in der Ukraine“. Nur das Lied der Enkel erzählt die Thaten seiner Ahnen und erklingt in stillen Abendlüften am Strande des Dniepr und des Don oft in ergreifend schöner Weise.

Dank der geordnetern, bessern Verwaltung der gegenwärtigen Regierung beginnt auch in den niedersten Schichten nach und nach ein Leben höherer Culturbestrebungen zu pulsiren, welches gewiß den Steppenbewohnern eine glücklichere Zukunft verbürgt, als es ihre blutige Vergangenheit war.

Ueberzeugt von dem hohen poetischen Werthe der kleinrussischen Volkslieder *) glaube ich durch die Einschaltung einiger derselben dem Leser nicht unwillkommen zu werden, denn aus ihnen läßt sich der Charakter des Volkes am besten entnehmen.

### Kleinrussische Volkslieder.

Es klagt ein junger Adler
Am fernen Meeresstrand:
Schwer lebt sich's dem Waisen
Im dürren, fremden Land!

Es weint der junge Adler,
Kreist am Strand einher,
Vom Lieb' getrennt zu leben,
Leb' und sterb' ich schwer.

Der Adler senkt die Flügel,
Stille wird's und Nacht,
Ihn verläßt schon alles,
Alles, auch die Kraft!

Es flog der Adler übers Meer,
Mußt' Meereswasser trinken,
Dem Waisen selten in der Fremde
Glück und Freuden winken!

* * *

O ihr Adler und ihr Falken,
Schlaget mächtig eure Flügel,
Aus Podolien tragt die Maid
Her weit über Thal und Hügel.

Mich schmerzt das Herz, der bleiche Leib,
Mein Kopf ist wie zerschlagen,
Ob ich Dich, Mädchen, wiederseh'
In glücklicheren Tagen?!

Du hast mir's, Mädchen, angethan!
Ich kann an Freuden mich nicht laben,
Hast mir mit Deinen schönen Augen
Tiefes Leid ins Herz gegraben!

* * *

Warum bin ich verlassen,
Warum sind wir entzweit?
Wie glücklich war ich gestern!
Wie unglücklich schon heut'! —

* * *

Wie ich heiß Dich liebe,
Du glaubst es, Liebster, kaum,
Wie im Wald den Ahorn
Am stillen Wegessaum.

* * *

*) Fr. Bodenstedt stellt sie den besten lyrischen Dichtungen der westeuropäischen Völker gleich.

Wirst, verdorren, starke Eiche,
Dennoch Leuten Hütten bauen,
Aus mir armen schwachen Birke
Werden Monde Wiegen hauen! —

* * *

Das schönste Mädchen kenn' ich,
Ist nicht für mich geboren,
Längst vom reichen Ataman
Zum Weibchen auserkoren.

Der Stein schwimmt nicht im Wasser,
Der Strom treibt ihn zurück;
Ich Armer darf nicht lieben
Bin ohne Reichthums-Glück!

* * *

Zwei Täubchen waren überglücklich,
Tranken aus der Quelle,
Es trübten zwei, darob verdrossen,
Des Wassers klare Welle.

Darob entstand bald Hader,
Bitterböser Streit,
Der Teufel holte alle,
Alle sind entzweit!

* * *

Wäre ich so schön
Wie der helle Stern,
Würd' ich dem Liebsten leuchten
Ruhig, schön und fern.

Die Wälder haut' ich aus
Und trüge Berge ab,
Daß ich auf des Liebsten Haus
Schauen könnt' herab.

* * *

Ich säete nicht Korn,
Es wächst in Frühlingspracht;
Mein Kosack kommt ungerufen
Doch in jeder Nacht.

Ich hab' es nicht gezaubert,
Auch meine Mutter nicht,
Ich sah wie kos't die Nachbarin
Im stillen Mondenlicht.

* * *

Drei Tage sind es und drei Wochen
Seit Nikita im Feld erblichen,
Sein Rößlein nicht von ihm gewichen.
Es wiehert, stampfet, scharrt so tief
Bis Nikit aus dem Grabe rief:
Nicht trauernd du am Grabe steh'
Ich deine Treue und Trauer seh!
Trag den Gruß der Heimath zu,
Ich habe sonst im Grab' nicht Ruh',
Stampfe dreimal an das Thor,
Daß mich das Schicksal auserkor!
Rufe dreimal vor der Hütte:
Ich lebte nach Kosackensitte!!! —

* * *

Ich trug einst seid'ne Schühlein
Mit silberblanker Schnalle,
Die eis'ge Flur, den dürren Hain
Ich barfuß nun durchwalle!

Vieles war besser, vieles
In guter alter Zeit!
Mit meinem Glück und Ziel
Bin ich längst entzweit! —

* * *

Fragt nicht, theuere Lieben,
Kann nicht Antwort geben,
Fragt im Wald den Kuckuck,
Wie lang ich werd' noch leben.

Wenn ich in die Steppe geh'
Nicht Fluren seh ich, nicht Haine; —
Wenn ich an unsr'e Liebe denk'
Das Herz mir bricht — ich weine.

* * *

Theueres Mädchen, sage an
Wann Du zum Brünnlein geh'st,
Dort ein Wort aus Deinem Munde
Wär' mir Liebeskunde,
Ein Blick aus Deinen Aeug'lein
Lindert Herzenspein,
Ein Trunk aus Deinem Krug
Wär' Seligkeit genug.

* * *

Erscheine, leuchte ob dem Wald
Schöner Abendstern,
Theueres Mädchen, komme bald,
Weilst heut so lange fern!

Der Abendstern schon scheinet,
Erleuchtet Wald und Flur. —
Das Mägdlein nicht mehr weinet,
Lebt dem Kosacken nur.

* * *

Schönster aller Sterne,
Leucht' dem Kosacken du,
Er eilt aus weiter Ferne
Unsr'em Hüttchen zu.

Theil' dich, Mond, entzwei
Und alle deine Pracht,
Leuchte meinem Liebsten
Und mir in dunkler Nacht!

Kommt er an mein Fensterlein
In später Abendstille,
Dann lasse uns ganz allein
Und dich in Wölkchen hülle!

Leucht uns auch am Scheideweg
Noch am bleichen Morgen,
Zerstäub' mit deinen Strahlen
Die Liebespein und Sorgen!

* * *

Du, Ukraine, theuere Heimath,
Du berühmtes Land,
Dort liebte ich ein Mädchen,
Wir gingen Hand in Hand.

Ihr Häuschen schmuck und silberweiß
Am Bache lag es drüben,
Pappeln schön umgrenzten es,
Ein Paradies der Lieben.

Wir koseten im Elternhaus
Oft und ungesehen,
Dennoch sollte der rauhe Sturm
Das Glück von dannen wehen.

Nun bin ich verlassen
In aller weiten Welt,
Rauche nur ein Pfeifchen
Im rauhen Kosackenzelt.

Ja ich lebe einsam
Wie die Blum' im Feld,
So lebet und so welket
Manch' Kosackenheld! —

* * *

Liebes-Fluch.

Die Sehnsucht soll ihn quälen
So lang ich thränend schmachte,
Daß er mich so treulos
Um Glück und Ruhe brachte!

Beschleich' ihn tiefe Trauer,
Er hör' auf Brot zu essen,
Daß er seiner Schwüre
So balde hat vergessen!
Es sollen stille Zähren
Nicht lindern seine Pein,
Soll nicht am Glück sich nähren,
Irren stets allein.

* * *

Niemandem vertraue
Wie wir glücklich sind,
Im Leumund ging es verloren,
Wie dürre Streu im Wind.

* * *

Daß ich 'nen Kosacken liebe,
Hat Mütterchen gescholten,
Doch hat der Vater, ein Kosack,
Ihr als ganze Welt gegolten!

* * *

Du wähnst, daß ich Dich liebe,
Dazu bin ich zu stolz,
Zum Zäuneflicken bliebe
Nur Deines Gleichen Holz.

* * *

Wenn ich Dir nicht gefallen,
So sollt'st Du mich nicht frei'n,
Nicht sollt' ich ja ein Birnlein
Zum kosten Dir nur sein.

* * *

Haue Du und fälle nicht
'ne junge grüne Eiche,
Umarme Du und küsse nicht,
Sei züchtiger, und weiche.

* * *

Der Bursche harrt des Mädchens
Vor des Hauses Flur,
Statt des Mädchens fein
Kommt die Mutter nur,
Spricht: Lass' das Warten sein,
Wer treu liebt, Du, mein Kind,
Steht nicht im Nebelwind.
Er tritt ins Häuschen ein.

# Die Juden in Arabien.

Von **Heinrich von Maltzan.**

Falsche Begriffe über Verbreitung der Juden. — Juden in Centralarabien. — Südarabien von Alters her den Juden günstig. — Toleranz der Zaidi. — Intoleranz der Hadrami. — Vermischung mit arabischem Blut. — Physiognomisches. — Keine Sectirer in Südarabien. — Die Synagoge. — Der Oberrabbiner. — Aussprache des Hebräischen. — Gewerbe der Juden. — Vortheilhafte Ausnahmsstellung der Juden. — Schutz der Gesetze und der Sitten. — Demüthigungen. — Fanatismus der Araber. — Hoffnung auf bessere Zustände. — Aufschwung der Adener Judenschaft. — Beginnende Culturerneuerung.

Herr von Maltzan hat in seinem vortrefflichen Werk über Arabien *) auch eine Skizze der verschiedenen Völkerschaften gegeben, welche die von ihm näher erforschte Region bewohnen. In dem großen Emporium Aden fand er eine Musterkarte derselben. Er schildert die ostindischen Christen und christlichen Moslems, die persischen Schiiten, die Araber, die Somali, welche ihre Heimath an den gegenüberliegenden Küsten von Afrika haben, sich aber zu Tausenden in Aden aufhalten; die Neger, Zingi und Sudani und die Parsis. Den Juden, welche eine sehr interessante Erscheinung darbieten, widmet er einen besondern Abschnitt, welchen wir unseren Spalten einverleiben.

Es ist, so sagt Herr von Maltzan, eine Redensart, die man von Moslems oft hört: „Arabien, diese heilige Wiege des Islam, sei frei von Ungläubigen." Dann wird gewöhnlich ein angeblicher Ausspruch des Propheten hinzugefügt: „Arabien dürfe nur Rechtgläubige beherbergen." Natürlich; denn die meisten Moslems kennen nichts von Arabien, was südlicher liegt, als Mekka. Yemen ist für die Mehrzahl so gut wie nicht vorhanden, und den tiefsten Süden kennen selbst die arabischen Geographen (Moqadessi und Hamdani ausgenommen) nur von Hörensagen. Auf Nord- und Centralarabien paßt jene Redensart; denn Dschedda, der letzte Punkt, wo die Juden sich lange gehalten hatten, vertrieb sie vor etwa 80 Jahren, und daß es in Chaibar noch Juden gebe ist nichts als eine vielverbreitete Fabel. Diese Länder haben übrigens auch vor Mohammed nur verhältnißmäßig wenige Judengemeinden gehabt. Der Jude liebt civilisirte Länder und das war Centralarabien nie, sondern hier herrschte stets das Hirten-, Nomaden- und Räuberleben vor. Die Juden fanden sich also nur in oasenartig vereinzelten städtischen Mittelpunkten, wie Yathrib, Chaibar &c., und waren nicht, wie in Yemen, im ganzen Lande zerstreut.

Ganz anders war es in Südarabien. Dies Land war eben schon im Alterthume civilisirt. Die Nomaden waren bewältigt und regelmäßige staatliche Einrichtungen, bürgerliche Verhältnisse gegründet worden. Handel und Wandel blühten und zogen die Juden an. Diese lebten dort ganz ähnlich wie in Europa, in größeren oder kleineren Gruppen, oft familienweise zerstreut, in manchem Dorfe nur ein paar Familien, je nachdem es Erwerb gab. Das Land war also sicher. Die Gründung des Islam freilich bedrohte die Juden, namentlich thaten dies dessen orthodoxe Secten. Als aber die tolerantere Secte der Zaïdi in Yemen die Oberhand behielt, kamen wieder bessere Tage für die Juden. So lange die Imame herrschten, konnten sie sich über das ganze Land ausbreiten. Seit deren Fall sind sie zwar mehr angefeindet, besonders in den von Schafeï bewohnten Gegenden, aber an Boden haben sie wenig verloren. Nur das von Schafeï bewohnte, bürgerlichen Zuständen abgeneigte Yafia hat sie ausgestoßen. Im eigentlichen Hadramaut waren sie niemals geduldet worden. Der dort herrschende Stamm, die Kinda, früher in Centralarabien ansässig, scheint auch die härteren Anschauungen aller Centralaraber in Bezug auf Fremde hierher gebracht und durch die Annahme

*) Reisen in Arabien. Erster Band: Reise nach Südarabien und geographische Forschungen in und über den südwestlichen Theil Arabiens. Mit einer Karte. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

des Islam noch mit Fanatismus verschwistert und somit verstärkt zu haben. Ueberall aber sonst in Südarabien finden wir nach wie vor Juden durchs ganze Land zerstreut, gerade wie in civilisirten Ländern, nicht allein in compacten Gruppen, wie in anderen fanatischen Staaten.

Es ist bekannt, daß das Judenthum in Yemen unter Du Nowas *) zur staatlichen Herrschaft gelangt und ganze Araberstämme zu ihm übergetreten waren. Mit der Einführung des Islam fielen diese größtentheils wieder ab. Ihr Mosaismus war wohl stets nur ein oberflächlicher. Es ist wenigstens unzweifelhaft, daß die heutigen Juden Südarabiens größtentheils rein israelitischen Ursprungs sind. Vielleicht, daß die Rechabiten, jener nach dem Missionär Wolf im Norden Yemens lebende jüdische Beduinenstamm, theilweise arabischen Ursprungs sind. Aber die seßhafte Bevölkerung weist heut zu Tage keine Spuren arabischer Elemente auf.

Ihre Physiognomie, Hautfarbe, selbst ihr Gliederbau, sind so grundverschieden von dem der übrigen Südaraber, daß an eine innigere Vermischung nicht zu denken ist. Ich sah Juden aus allen Theilen Südarabiens und alle zeigten denselben Typus. Die Südaraber sind klein, die Juden selten unter, oft über Mittelgröße. Erstere sind mehr gedrungen, letztere schlank. Die Hautfarbe der Einen ist dunkel, oft fast schwarz, die der Anderen stets weiß, oft weißer, als die mancher Südeuropäer. Die Züge der Juden sind gedehnt, regelmäßig, die der Südaraber klein, zierlich. Das Haar der Südaraber ist sehr kraus, das der Juden leichtgelockt, oft beinahe schlicht, so daß die Pais, die bekannten Hängelocken, welche hier sehr dünn und fein, aber lang getragen werden, nur wenige lockige Windungen zeigen. Ein Südaraber würde gar nicht im Stande sein, solche Pais zu tragen, die das Gesicht einrahmen; sie würden sich bei ihm als krause Büschel um die Schläfen ballen. Im Ganzen sind die südarabischen Juden ein sehr schöner Menschenschlag, der an Schönheit nur den spanischen Juden nachsteht, aber die polnischen weit übertrifft. Namentlich die Kinder zeigen oft allerliebste Gesichter. Die Erwachsenen sehen in Folge der vielen rauhen Arbeit, die sie verrichten, oft vor der Zeit verwittert aus. Ihre Züge nehmen dann leicht etwas allzu Gedehntes an, was durch die langen spitzen Bärte noch vermehrt wird. Der Bartreichthum der Juden ist auch wieder ein augenfälliges Unterscheidungsmerkmal vom südarabischen Typus, der fast bartlos ist. Nur eines haben die Juden mit den Südarabern gemein, das ist die Magerkeit. Hierin unterscheiden sie sich auffallend von dem Juden der spanischen (sephardischen) Unterabtheilung, bei denen (namentlich den in Tunis angesiedelten) eine außerordentliche Neigung zur Wohlbeleibtheit vorhanden ist. In Südarabien dagegen habe ich unter Juden nie ein wohlbeleibtes Individuum gesehen; die Männer und älteren Frauen zeigen sogar oft eine auffallende Magerkeit.

Ich war neugierig zu erfahren, ob es unter der südarabischen Judenschaft auch Karaiten gebe. Bekanntlich sollen die ersten jüdischen Ansiedler in Yemen, die Beni Koraita, wie auch der Name anzudeuten scheint, dieser Secte angehört haben. Aber alle meine Nachfragen erhielten eine entschieden verneinende Antwort, wodurch nur bestätigt wird, was schon Niebuhr sagt, der alle Juden Yemens Talmudisten nennt. In Aden, wo die ansässige Judenschaft nur eine einzige große Synagoge besitzt, bestehen zwar noch zwei kleine Gotteshäuser, die nicht von den Adener Israeliten, sondern nur von fremden, aus dem Innern gekommenen besucht werden. Aber ein Unterschied im Bekenntniß findet doch hier nicht statt, wie mir der Oberrabbiner von Aden versicherte; er sagte, die Leute aus dem Innern fühlten sich durch die Nähe der meist reicheren und civilisirteren Adener gewissermaßen gedemüthigt, und das sei der einzige Grund, warum sie sich absonderten. Nach Anderen besteht jedoch in der Abendgebetsstunde ein Unterschied, welche bei den Einen fest auf 6 Uhr fixirt wäre, was jedoch nicht viel auf sich hat, denn in Aden geht die Sonne fast immer um 6 Uhr Abends unter, da es nur 12° nördlich von der Linie liegt. Uebrigens bietet die große Synagoge kaum Platz für die Fremden, denn die Adener Judenschaft zählt an 2000 Köpfe, so daß an jedem Festtag sich immer viele Hunderte dort einfinden.

Als ich an einem Freitag Abend die Synagoge besuchte, fand ich sie dicht mit Menschen gefüllt, Alle sehr wohl gekleidet, die Knaben mitunter prachtvoll und mit silbernen Zierrathen behangen. Der Boden war mit schönen Teppichen bedeckt, eine Unzahl Lampen angezündet; der Schrein, in welchem die Thora aufbewahrt wird, war kunstvoll geschnitzt und reich verziert. Während des Gottesdienstes führte man mich nicht herum, wie dies in Cairo bei den Karaiten geschehen war, sondern wartete das Ende ab, um mir die Thora zu zeigen. Diese war auf lange Lederrollen geschrieben, und ich erfuhr, daß in Südarabien jede Synagoge solche Lederrollen besitze. Auch außerdem sind eine Menge solcher Rollen vorhanden und nicht schwer zu erwerben. Deren sollen noch jetzt beschrieben werden, aber nur im Innern; in Aden selbst giebt es keine Schreiber, welche diese Arbeit ausführen.

Am folgenden Sabbath machte ich dem Oberrabiner einen Besuch. Dieser führt den Titel „Mêri“ (מֵרִי) und das soll überhaupt die Bezeichnung aller höheren Rabbiner Südarabiens sein. Es ist wohl das chaldäische Marê (Herr), das auch im Syrischen in der Form „Mar“ eine so große Rolle spielt. (In Cana soll man nach Wolf Mare aussprechen.) Sein Name ist Menachem ben Mêscheh, so nämlich wird hier der Name Moscheh ausgesprochen. Der Mêri war ein ehrwürdiger Greis, hochbetagt und schon vom Alter gebückt, nebenbei auch sehr kränklich, so daß er mich auf dem Ruhebette liegend empfing. Seine Gelehrsamkeit soll groß sein; er ist übrigens der einzige hier ansässige Jude, der bedeutende Kenntnisse besitzt. Die Bücher, deren er sich bediente, waren meist europäische Drucke; er besaß jedoch auch Handschriften auf Leder. Er klagte mir, daß keiner seiner Söhne sich der Gelehrsamkeit gewidmet habe. Aden sei überhaupt ein schlechtes Terrain für diese; man fände hier zu leicht anderweitige und einträglichere Beschäftigungen. Nach seinem Tode müsse man wohl einen Fremden kommen lassen, um einen gelehrten Mêri zu haben. Ich wurde mit trefflichen weißen, fast kernlosen Rosinen (den berühmten aus Cana) und englischem Liqueur tractirt. Das gebrannte Wasser gilt immer für erlaubt, während bloß gegohrene Getränke von Juden zubereitet sein müssen.

Interessant war mir, was mir der Mêri über die landesübliche Aussprache des Hebräischen sagte. Qamez wird wie ô ausgesprochen, ebens Qoamez chatuph, nur kürzer. Zere ist ê, Segol aber a und von Patach kaum unterschieden. Cholem lautet auch wie ê, so daß man Mêscheh, Jêsef u. s. w. sagt, doch ist dieses ê nicht ganz so lang wie Zêre. Das Beth ist hier stets hart, nie aspirirt, nie bh, selbst wenn es ohne Dagesch steht. Das Zäde klingt sehr weich, fast wie englisches z und deutsches schwaches s. Das Qoph wird in Aden selbst wie Q, in Cana dagegen soll es wie G (in Gott, gut) ausgesprochen werden. Diese Eigenthümlichkeit ist wohl

*) D. h. der Inhaber der Ringellocken. Diese Locken sind gewiß die jüdischen Pais gewesen, welche noch heute bei den Juden Yemens sehr zierlich getragen werden und wohl bei dem „schönen“ Du Nowas als Zierde gepriesen werden konnten.

dem Einfluß des Dialekts von Yemen zuzuschreiben, in welchem das arabische Q auch wie G klingt. Daleth und Thau ohne Dagesch aspirirt, wie bei den spanischen Juden, lauten etwa wie das englische th in the (stark) und their (schwach).

Die Stammestraditionen haben sich in Bezug auf die Leviten und Kohenim treu erhalten und werden in den Zunamen der Betreffenden zur Geltung gebracht. In Aden zählt man zur Zeit 30 Personen vom Geschlecht der Kohenim, dagegen nur 10 Leviim; man legt nämlich den ersteren, obgleich auch vom Stamme Levi, doch im gewöhnlichen Leben niemals den Namen Leviim bei, ja die Unwissenderen halten die Kohenim für einen eigenen Stamm. Alle übrigen Juden nennen sich zum Unterschiede von diesen beiden: „Israeli". Die Leviim besonders genießen fast größeres Ansehen, als die Priestersöhne, was vielleicht daher kommt, weil die Kohenim hier unverhältnißmäßig zahlreich sind.

Die Adener Juden sind zum größten Theil Handwerker, Waffenschmiede, Silberschmiede, Metzger, Maurer, zu jeder Handarbeit geschickt. Nebenbei treiben sie etwas Handel und kleinere Wechselgeschäfte. Der Großhandel und die Bankgeschäfte sind hier nicht in ihren Händen, sondern in denen der Banianen, der ostindischen Kaufmannskaste. Die größeren Detailläden gehören den Parsis und die kleineren auch Banianen oder indischen Moslems. So sind denn die Juden hier auf Handarbeit angewiesen. Sie sind sehr geschickt, namentlich im Verfertigen der Waffenzierrathen und kriegerischen Utensilien der Araber, und wissen diesen Dingen mitunter eine ganz elegante Form zu geben. Da die Araber namentlich mit Dolchscheiden, Pulverhörnern, Kugelbehältern, silberbeschlagenem Bandelieren, Säbelgriffen u. s. w. großen Luxus treiben und diese Gegenstände, wenn sie es nur irgendwie erschwingen können, von Silber haben wollen, so ist besonders das Handwerk der Silberschmiede hier ein verbreitetes und vortheilhaftes. Dasselbe ist in ganz Südarabien ausschließlich in Händen der Juden, indem die Südaraber fast alle Handwerke im Allgemeinen, besonders aber jede Kategorie des Schmiedehandwerkes verachten und als freier Beduinen unwürdig ansehen. Da sie aber kostbare Waffen nicht entbehren können, so sehen sie es gern, wenn sich Juden bei ihnen niederlassen, obgleich ihr moslemischer Fanatismus dies nicht eingesteht.

So kommt es denn, daß wir fast in allen Gegenden Südarabiens, namentlich in den Städten, Juden finden. Ja man kann so ziemlich den Blüthezustand einer Ortschaft nach der Zahl der sie bewohnenden Juden abschätzen. Außer in den beiden oben erwähnten Districten (Yafia und Hadramaut) duldet man sie principiell, wenn man auch noch so streng im Fernhalten aller anderen Nichtmoslems ist.

Ein schlagendes Beispiel von dieser Ausnahmsstellung der Juden lieferten die neuesten Religionsverfolgungen von Sana, wo man vor einigen Jahren alle nichtjüdischen Andersgläubigen, namentlich die vielen Hindus, die dort lebten, zwang, zwischen Uebertritt oder Tod zu wählen, und da die Meisten den letztern vorzogen, ein fürchterliches Blutbad veranstaltete. In derselben Stadt lebt aber eine zahlreiche Judengemeinde, die bei dieser Gelegenheit ganz unbehelligt gelassen wurde. Die Juden sind eben den Arabern unentbehrlich, namentlich in ihrer oben erwähnten Eigenschaft als Waffenschmiede, jedoch auch noch anderer Industrien wegen, wie Baumwollweberei, Tüncherei und der wenigen übrigen Gewerbe, welche bei diesem bedürfnißlosen Volke überhaupt vorkommen.

Die Juden stehen deshalb überall unter dem Schutz der Obrigkeit und, wo eine solche fehlt, unter dem der freien Beduinenstämme. In diesem Land der erblichen Blutrache würde es freilich unmöglich sein, den Mörder eines Juden mit dem Tode zu strafen, da der Mord eben meist durch die Blutrache gesühnt wird: ein Recht, das jedoch nur dem Araber, nicht dem Juden zusteht. Die Juden würden also vogelfrei sein, hätte die südarabische Völkersitte hier seit uralter Zeit nicht einen andern Ausweg ergriffen. Dieser ist, daß man es für Schande erklärt, einen Juden zu tödten, was vollkommen den ritterlichen Begriffen von Ehre entspricht, da die Juden unbewaffnet sind, und ein Unbewaffneter im kriegerischen Sinne nicht für einen Mann gilt. Deshalb hört man oft Araber sagen: „die Juden sind wie die Frauen; Eines dieser beiden zu tödten, schändet den Mann." Dies ist freilich nur durch Tradition, nirgends durch bestimmte Gesetze, welche überhaupt in vielen Gebieten von Südarabien fehlen, festgesetzt; aber die Traditionen erweisen sich bei diesen Völkern wirksamer, als die Gesetze, jedenfalls wirksamer, als das des Corans, welcher hier nie so recht Fuß fassen konnte, d. h. was seinen juristischen Theil betrifft.

Sind so Leben und Gut der Juden im Innern von Südarabien gesichert, so ist doch ihre Stellung in jeder andern Beziehung keineswegs eine beneidenswerthe. Sie sind einer Menge von Demüthigungen ausgesetzt. Wie in Marokko, dürfen sie keine Pferde, sondern nur Esel reiten *). Begegnet ein so berittener Jude einem Araber, so muß er vom Thiere absteigen, es am Halfter führen und zur linken Seite ausweichen, während die Araber dies sonst zur rechten thun. In dem gezwungenen Ausweichen zur Linken liegt ein Schimpf. Bei Begrüßungen, die freilich zwischen einem Araber und Juden seltener vorkommen, streckt jener diesem seine Hand mit weitausgerecktem Arm zum Kusse entgegen, streng die gehörige Distanz beobachtend, um nicht durch die Nähe des verachteten Juden verunreinigt zu werden. Der Araber hütet sich jedoch gewöhnlich vor jeder Berührung mit Juden. Beispiele von einer Familienverbindung zwischen Arabern und Juden kommen gar nicht vor und die bloße Nachfrage danach schien meine arabischen Bekannten aus dem Innern zu skandalisiren. Alle diese Araber sprachen sich höchst fanatisch und verächtlich über die Juden aus, denen sie freilich nichts nachsagen konnten, als daß sie eben einem von ihnen verachteten Glauben angehörten. Das genügt aber in den Augen des Arabers, dem dogmatische Sünden schlimmer sind, als die schändlichsten Verbrechen. Daß die gewöhnlichen Araber keinen Begriff von der Religion der Juden haben, versteht sich wohl von selbst. Deshalb sind auch die fabelhaftesten Gerüchte über den jüdischen Ritus bei ihnen verbreitet. Man erzählte mir allerlei Seltsamkeiten über den Gottesdienst. Den Gebrauch, sich die Hände schwarz zu bedecken und Hörner anzulegen (die Philakterien oder Thefillin) faßten sie als eine seltsam thierische Ceremonie auf, wobei gebrüllt und wie wahnsinnig in der Synagoge herumgerannt werde.

Daß die Juden ihre gedemüthigte Stellung ertragen, läßt sich eben nur durch die Geduld dieses Volkes und durch die Standhaftigkeit erklären, mit der es auf eine bessere Zukunft hofft.

In der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist überhaupt der Jude beharrlich, und die Thatsachen geben ihm Recht, denn diese Hoffnung beginnt sich zu verwirklichen und hat sich in der That schon auf vielen Punkten verwirklicht. Auch in Südarabien befindet sich ein solcher Punkt, nämlich Aden und seine nächste Umgebung. Wer hätte es den mißhandelten Juden Adens vor 30 Jahren vorausgesagt, daß

*) Dies sind dieselben Demüthigungen, denen zu Niebuhr's Zeit in Aegypten alle Nichtmoslems, sogar die Consuln europäischer Mächte ausgesetzt waren, weshalb letztere damals lieber zu Fuße gingen, als vom Privilegium, auf Eseln zu reiten, Gebrauch machten.

sie ihren einstigen Herren, den stolzen Arabern, rechtlich ganz gleichgestellt sein würden? Nur wer den Orient genau kennt, kann das Unermeßliche des Umschwungs zum Bessern würdigen, welchen die englische Herrschaft in Aden für die Juden mit sich gebracht hat. Doch nicht in Aden allein, auch schon in einzelnen Staaten der Nachbarschaft, wie in Lahez und Schughra, macht sich der englische Einfluß heilsam geltend und die Sultane vermeiden aus Furcht vor englischen Vorstellungen, die Juden zu bedrücken.

Mit der größern Freiheit, welche die Juden in Aden und Umgegend genießen, hat sich auch ihr Culturzustand bereits merklich gehoben. Es wohnt diesem Volk eine solche geistige Lebenskraft inne, daß es nur eines geringen Anstoßes von außen bedarf, um sich auf eine höhere moralische und intellectuelle Stufe zu schwingen. Merkwürdig ist schon jetzt der Unterschied zwischen der jüngern und der ältern Generation, die noch unter dem frühern Druck erzogen wurde. Die Knaben haben fast durchgehends eine gewisse Bildung, selbst nach europäischen Begriffen, während die Väter außer ihrem Handwerk nur wenig Nützliches wissen und auch nicht durch die bei anderen Juden des Orients so vielfach vertretene talmudische Gelehrsamkeit glänzen. Das Bedürfniß einer europäischen Ausbildung wird übrigens von den Juden selbst empfunden (ein Araber glaubt eine solche nicht nöthig zu haben) und dieses Streben ist schon allein ein Fortschritt. So können wir denn ohne Uebertreibung sagen, daß die Juden von Aden und Umgegend sich emporzuarbeiten beginnen. In einigen Generationen werden sie wahrscheinlich den Europäern nicht viel nachstehen. Die Rückwirkung wird sich dann auch auf die Juden des Innern bemerkbar machen.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Hubert Bancroft über die Eingeborenen in den pacifischen Staaten Amerikas.

The native Races of the Pacific States ist der Titel' welchen H. Bancroft seiner nach einem großartigen Plan unternommenen Arbeit gegeben hat. Dieselbe umfaßt in fünf starken Bänden: I. Die wilden Stämme, ihre Sitten und Gebräuche; II. Die civilisirten Völker von Mexico und Centralamerika. III. Die Mythologie und die Sprachen der wilden und der civilisirten Völker. IV. Alterthümer und Architektur. V. Geschichte und Wanderungen; Inhaltsverzeichniß.

Bancroft hat nach und nach eine etwa 16,000 Bände starke Bibliothek von Werken gesammelt, die sich auf die von ihm behandelten Gegenstände beziehen, und seit einer Reihe von Jahren mehr als zwanzig Mitarbeiter beschäftigt, welche dieselben zu excerpiren hatten. So war er in den Stand gesetzt, eine umfassende Art von Regesten zu liefern; er giebt aus den Quellen alles irgend Belangreiche, das er zusammenstellt, und enthält sich selber aller Hypothesen; die Kritik überläßt er dem Leser, welchem er die Facta vorlegt. Er giebt den wesentlichen Inhalt von etwa 1200 Quellenwerken, dazu eine Menge von Mittheilungen aus Zeitschriften und fliegenden Blättern, und unter dem Texte Anmerkungen, in welchen die Citate enthalten sind. Dieselben gewinnen durch strenge Genauigkeit an Werth und es ist für den Leser von nicht geringem Nutzen, daß er wichtige Belegstellen im Originale mittheilt. Das Buch ersetzt in der That eine ganze Bibliothek; es ist, so weit wir nach den vor uns liegenden Bruchstücken urtheilen können, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet. Der erste Band, welcher die wilden Stämme der pacifischen Region behandelt, ist jüngst erschienen und mit sorgfältig entworfenen Karten über die geographische Vertheilung der Stämme begleitet. Aus dem zweiten Bande, welcher in den nächsten Monaten erscheinen wird, haben wir in einigen Nummern des „Globus" Mittheilungen über das häusliche und Familienleben der alten Mexicaner übersetzt; sie zeigen in welcher Weise Bancroft den Stoff behandelt. Wir sagen ihm hiermit unsern Dank für Zusendung der Probebogen und hoffen demnächst in der Lage zu sein, einige weitere Bruchstücke mitzutheilen.

In der Vorrede zum ersten Bande giebt Bancroft Nachrichten über die Art und Weise wie er seine werthvolle Bibliothek — sie kostet ihm mehr als 65,000 Dollars — zusammengebracht hat. Es gelang ihm insbesondere etwa 3000 Bände aus der überaus werthvollen Büchersammlung des Kaisers Maximilian zu erwerben; zwei Mal war er jahrelang in Europa lediglich zu dem Zwecke, seine Bibliothek zu vervollständigen. Auf Gelderwerb hat er es nicht abgesehen; rechnet man die Auslagen für die Bücher, für Honorare und für Herstellung des Druckes zusammen, so stellt sich heraus, daß er eine Ausgabe von etwa 150,000 Dollars nicht gescheut hat, um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten. In der That erwirbt er sich um die Amerikanologie nicht geringe Verdienste und gewiß Anspruch auf Dank und Anerkennung von Seiten der Männer der Wissenschaft.

Das Werk behandelt nur das alte Amerika; es giebt uns ein Bild über die Zustände, wie sie vor Ankunft der europäischen Barbaren gewesen sind; was sich seit der Entdeckung ereignet hat und die Geschichte der Eroberungen und Besiedelungen blieb planmäßig ausgeschlossen.

---

### Eine Erinnerung an Karl Mauch.

Eduard Mohr erwähnt in seinem soeben erschienenen prächtigen, überaus fesselnden Buche „Nach den Victoriafällen des Zambesi (Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn)" in ehrenvoller Weise unseres Landsmannes, der jüngst einen so tragischen Tod fand. Wir mögen es uns nicht versagen, die betreffende Stelle (II, S. 147) herzusetzen.

„Unter den Deutschen, welche für das Bekanntwerden der Länder des südöstlichen Afrikas und ihrer Naturschätze sehr viel gethan haben, muß Karl Mauch's Name in erster Linie genannt werden. Nur mit den bescheidensten Mitteln ausgerüstet, zog er acht Jahre lang forschend umher und war so glücklich, das Vorhandensein von fünf Goldfeldern nachzuweisen. Von diesen sind, wie es scheint, die im Leydenberger District im Transvaal die zugänglichsten und reichsten." Der „Natal Mercury" (25. August 1874), eines der verbreitetsten Blätter der Colonie, lenkt am Schlusse eines Berichtes über Mauch's Reisen und Thaten die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn und schließt, in Würdigung seiner Verdienste, mit folgenden Worten:

„Wir können in Anerkennung der Arbeiten des deutschen Reisenden unsern Bericht nicht besser schließen, als unsere feste Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß man sich Mauch's erinnern wird, wenn unser eigenes Land und die uns umgrenzenden Colonien und Territorien Wohlstand und Reichthum von allen Seiten auf sich einströmen sehen. Denn Mauch war es, der zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Mineralschätze unseres Bodens lenkte. Wir dürfen den Mann nicht vergessen, der auf mühevollen Reisen die besten

Jahre seines Lebens in uneigennütziger Weise dem Dienste der Wissenschaften weihte und der schließlich seine Gesundheit dafür opferte. Darum werden wir uns vereinigen und durch eine Gabe, die ihn für alle Zeiten irdischer Sorgen enthebt, beweisen, daß wir seine Verdienste würdigen und sein Andenken ehren." —

Gewiß wird auch im fernen Südostafrika die Nachricht von Mauch's Tode schmerzliche Theilnahme erregen, der unverdrossene Reisende war endlich in eine sichere Lebensstellung gekommen; er konnte sich überzeugen, daß seine Verdienste um die Wissenschaft allgemein in ehrenvoller Weise anerkannt wurden und daß man dieselben auch in Afrika vollkommen würdigte. Er hat sich nur kurze Zeit so wohlverdienter Anerkennung erfreuen können, aber sein Name wird in hohen Ehren bleiben.

### Der Reisende G. Tams in Afrika.

Wir erhalten von unserm fleißigen Mitarbeiter, Herrn Dr. A. Ernst, folgende Zuschrift:

Caracas, 7. April. Mit dem gestern hier angekommenen englischen Packet erhielt ich Nr. 9 des „Globus" (Band XXVII), in welcher sich eine Liste der Opfer Afrikas befindet. Ich erlaube mir die Bemerkung, daß Dr. G. Tams (Nr. 150) weder Führer einer Expedition nach Angola war, noch auch dort gestorben ist. Das Altonaer Haus Dos Santos arrangirte eine kaufmännische Expedition nach der afrikanischen Küste, um Handelszwecke zu verfolgen. Tams ging als Schiffsarzt mit und kam von der übrigens erfolglosen Reise gesund und wohl zurück. Er selbst schrieb: „Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika." Hamburg 1845. 2 Bände. Seine conchyliologischen Sammlungen wurden von Dunker unter dem Titel: „Index Molluscorum in Itinere ad Guineam inferiorem a. c. Tams collectorum" (Cassellis 1853. 4. mit 10 Tafeln) beschrieben. Tams verheirathete sich nach seiner Rückkehr mit einem Fräulein Paysen und ging dann nach Puerto Cabello in Venezuela, wo er lange als Arzt wirkte. Ich selbst habe ihn sehr genau in Altona gekannt, wohin er später zurückkehrte und wo er im Anfange der sechsziger Jahre (ich erinnere mich nicht genau, doch glaube ich 1863) starb. Er war ein trefflicher Mensch, scharfer Beobachter und guter Freund. Karsten hat ihm in seiner Flora Columbiae (Vol. I, 179, Tab. 89) das interessante Rubiaceen Genus Tamsia gewidmet, dessen einzige bis jetzt bekannte Species in unserer Flora nicht enthalten ist und deren Blätter sich durch eine sehr seltsame Nervation auszeichnen.

* * *

— Die Gold- und Silbersucher im Staate Nevada werden von der in Virginia City erscheinenden „Nevada Staatszeitung" folgendermaßen geschildert: Die sogenannten Prospectors sind gerade keine wissenschaftlich gebildeten, aber erfahrene Leute. Ein solcher Ausforscher ist ein besonnener, abgehärteter Mann, der wenig spricht und vielleicht auch wenig denkt; seine Kleidung besteht gewöhnlich aus einem rothen wollenen Hemde und rothen Hosen, deren unterer Theil in die Stiefel gesteckt, sowie letztere zur Winterzeit noch mit Lumpen umhüllt werden. Im Gürtel trägt er einen Revolver und einen scharfen Dolch, sowie auch auf den Schultern eine Spitzhaue. Auch ein Blaseröhrchen führt er bei sich. Wenn er eine Untersuchungsreise antritt, wirft er seinem Maulthier einen Sack Mehl auf den Rücken und vorwärts geht's, nicht selten über eine tausend Meilen lange grundlose Wüste. Kein Thal ist ihm zu einsam, kein Abgrund zu tief, kein Felsen zu hoch, überall geht er hin, um seine Untersuchungen anzustellen. Er zieht von einem Berge zum andern, spürt und folgt den Gebirgsarten nach, zerbricht die Stücke derselben, um zu sehen ob dieselben im Innern glänzen und schmilzt auch hier und da ein Stückchen davon mit Hülfe einiger Holzkohlen und seines Blaseröhrchens. Langjährige Erfahrungen und praktisch erworbene Kenntnisse machen ihn zum Meister in seinem Fache. Er weiß nichts von den einzelnen Formationen der Erde, nichts von Mineralogie, noch von der Geologie oder Geognosie, aber aus dem Glanze eines Steines vermag er genau zu sagen, ob Silber oder Gold darin enthalten ist, und durch die Analyse giebt er ziemlich genau die Qualität und Quantität des untersuchten Erzes und darauf stützt er seine Behauptung, daß Nevada reicher an Gold und Silber ist als Californien. — Nun, wir glauben selbst, daß in manchen Fällen praktische Erfahrung mehr werth ist als bloße Büchergelehrsamkeit; aber wir glauben kaum, daß wir auf die Versicherung eines solchen „Explorers" hin in die pfadlosen Wüsten von Nevada gehen würden um dort Gold oder Silber zu suchen.

— In einigen Gegenden Indiens, auch außerhalb der Sanderbands, hat man angefangen, die Tiger und Leoparden mit Strychnin zu vergiften und mit gutem Erfolge. So ist im Bezirke Koimbatur im Jahre 1874 kein einziger Mensch durch Raubthiere ums Leben gekommen und auch der Verlust an Vieh viel geringer gewesen als sonst. Dort sind in zwölf Monaten 53 Tiger und 32 Leoparden zumeist durch vergifteten Köder umgekommen.

— Rattenplage in Birma. In einem Berichte der „Mail" aus Rangun vom 7. März wird erzählt, daß die Völkerschaft der Karens an der Nordgrenze von Birma einer Hungersnoth ausgesetzt war, weil die ganze Ernte von den Ratten aufgezehrt worden ist. Glücklicherweise haben sie aus den verschont gebliebenen Nachbargegenden Zufuhr an Lebensmitteln erhalten. In Birma tritt die Rattenplage periodisch auf. Ungeheuere Schwärme durchziehen das Land weit und breit, fressen Alles kahl und dringen mit größter Frechheit auch in die Dörfer ein, welche dann von den Bewohnern verlassen werden. Als vor einigen Wochen ein Förster die Tikwälder besuchte, in welchen ein Bombayer Haus Holz schlagen läßt, war er Augenzeuge als eine Rattenarmee durch den Sittangfluß schwamm. Er fuhr denselben in seinem Boot hinab und das Schiffsvolk machte ihn aufmerksam, daß dunkele Massen sich von den hohen Ufern nach dem Wasser hinab bewegten. Es waren Ratten, die beim Hindurchschwimmen eine Art von militärischer Ordnung beobachteten. Es waren ihrer Myriaden und aber Myriaden, große gewöhnliche Feldratten, und sie kamen dem Boote ganz nahe vorüber. Schon Dr. Mason hat in seinem werthvollen Buche über Birma dieser Plage erwähnt, es scheint aber, daß die Ratten früher nicht in so gewaltiger Menge aufgetreten sind und so arge Verwüstungen angerichtet haben wie in der jüngsten Zeit. Man nimmt an, daß sie ihre Heimath im Hügellande haben, aus welchem sie in Schwärmen hervorbrechen, und das Unterland überziehen, wenn im Gebirge die Nüsse und Früchte fehlgeschlagen sind.



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

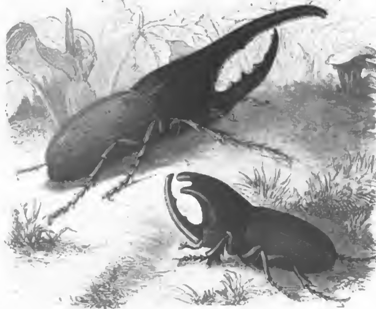
Karl Andree.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1875.

# Pflanzen- und Thierleben in Colombia.

Die Giftschlangen. — Verschiedene Gegengifte. — Guaco. — Bereitung des Curaregiftes durch die Indianer. — Insecten.

Der französische Naturforscher Dr. Saffray, dessen eben so belehrende als anziehend geschriebene Wanderungen in **Neugranada** (den „Vereinigten Staaten von Colombia") den Lesern des „Globus" bekannt sind, hat dem Studium der **Giftschlangen** besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Indianer waren ihm bei seinen Beobachtungen behülflich. Er bemerkt, daß die giftigen in weit geringerer Menge vorkommen als die unschädlichen, unter diesen jedoch sind einige, die eine colossale Größe erreichen und ungeheuere Kraft haben. Er sah Teufelsschlangen (devins) von 30 bis 40 Fuß Länge. Ihr Rachen ist mit langen, scharfen Zähnen bewaffnet; das Ungeheuer erstickt seine Beute, preßt sie weich indem sie dieselbe umringelt, quetscht sie gleichsam zu Brei zusammen und saugt sie schlürfend ein. „Ich selber sah ein solches Monstrum, das einen Hirsch verschlungen hatte und während der Verdauung, ruhig da liegend, abwartete, bis der Kopf abfaulte, den es doch wegen des Geweihes nicht bewältigen konnte. Die abgezogene Haut war breiter wie ein Meter und es wurden Sesselstühle damit belegt." Die Boas erreichen eine solche Länge nicht und sind auch weniger gefräßig; die von gewöhnlicher Größe können

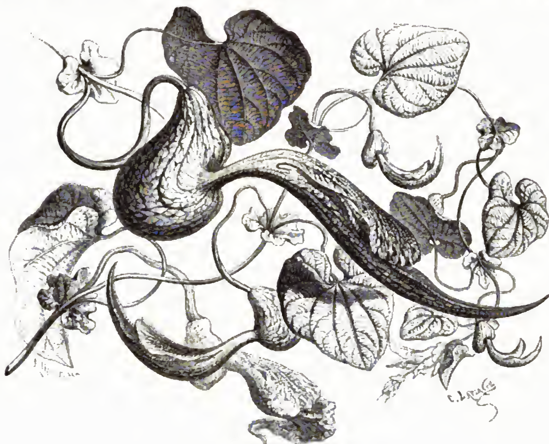


Scarabaeus chorineus und Scarabaeus hercules.

einen starken Mann nur umstricken, wenn es ihnen gelingt, seinen Hals zu umringeln.

Zu den hübschesten Schlangen in der Gegend des Rio verde, im Staate Chocó, gehört die Bojobi mit seegrünem Rücken und weißen rautenförmigen Flecken; der Bauch ist hellgelb. Bei der Hiboka, welche Ameisen verzehrt, spiegeln sich rothe, blaue, gelbe und grüne Flecke auf weißem Grunde; die Korallenschlange hat abwechselnd weiße und rothe Ringe; bei der Lurus ist der Bauch braun, die Seiten sind blau und über den gelben Rücken zieht sich ein weißer Streif; die Flosculus hat weißen Bauch und himmelblauen Rücken. Auch die unschuldigsten Schlangen werden für gefährlich gehalten. Zu den giftigsten gehören die Klapperschlange, Crotalus horridus, die Echis oder Tara, die Verrugosa, die Mápana, die Veïnta y cuatro horas (d. h. 24 Stunden), die Podridora, die Cinco minutos; das Gift dieser letztern tödtet, wie schon der Name andeutet, in fünf Minuten.

In den gemäßigten also höher liegenden Landstrichen werden die gefährlichen seltener und das Gift derselben ist nicht so stark wie bei denen im heißen Unterlande. Die Giftdrüse bedarf einiger Zeit um den Raum zu füllen, aus welchem das Gift in den krummen Giftzahn gelangt und einer Wunde mitgetheilt werden kann. Daher erklärt sich, daß der Biß einer an und für sich sehr gefährlichen Schlange nicht tödtlich wirkt, wenn dieselbe vorher schon einer andern Beute den Saft mitgetheilt hat. Auch sind die Wirkungen des Bisses je nach den verwundeten Theilen und der Körperbeschaffenheit der Individuen verschieden; wenn das Gift in ein großes Blutgefäß dringt, dann sind die Wirkungen viel



Aristolochia ringens.

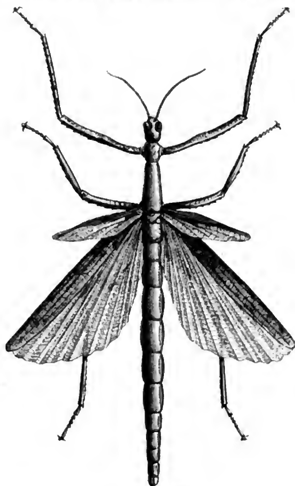
rascher als wenn in einen Muskel gebissen worden ist. Den Biß einer Giftschlange verspürt man nur an den Schmerzen welche der Stich verursacht, aber bald nachher erfolgt ein Kribbeln in den Gliedern und darauf Erstarrung; die Zunge wird dicker oder es scheint doch so und der Kopfschmerz wird manchmal so heftig, daß er eine Ohnmacht zur Folge hat. Der verletzte Theil schwillt an und die Geschwulst greift immer weiter um sich. Diese Symptome sind allgemein, aber daneben erscheinen auch besondere Zufälle, welche den Biß der verschiedenen Schlangenarten kennzeichnen. Jener der Korallenschlange hat Gelbsucht zur Folge, der von der Klapperschlange bringt Seitenstechen, jener der Echis Blutungen aus Mund und Nase, der Taya rabona heftigen Muskelschmerz und Brandblasen; die Podridora verursacht, wie schon ihr Name (die Fäulnißerzeugende) andeutet, eine rasche Zersetzung der Gewebe und schnell um sich greifenden Brand.

Die Indianer kennen eine große Anzahl von Gegengiften. Zu den wirksamsten gehört die Dorstenia contra yerva; sie hat einen heißen, pikanten, aromatischen Geschmack. Die Caña de vivora (Kunthia montana); sie ist aus der Familie der Palmen die einzige, von welcher man heilkräftige Wirkungen kennt. Die Oegiphila salutaris, eine sehr kräftige Verbenacee; die Mandel der Pica pica (Mucuna mutisiana), die auch als Ojo de Venado bezeichnet wird. Das Cedron oder vielmehr die Samenlappen der Frucht des Simabo cedron. Der Malambo (Drymis granatensis), der auch als Vejuro de Guayaquil und Canelo de la Costa bezeichnet wird; er ist eine große Liane mit bitterer, aromatischer Rinde, die zusammenziehend wirkt.

Auch die Familie der Aristolochien liefert Gegenmittel, welche von den Eingeborenen in manchen Ländern für wirksam gehalten werden. In Neugranada hat man die Wahl zwischen Aristolochia cordiflora mit mächtig großen Glockenblumen; man wendet die Wurzel an; sodann A. fragrantissima; die aromatische, wie Kampfer riechende Rinde ist wirksam gegen Fieber und Rheumatismen und heißt bei den Spaniern Bejuco de estrella, weil ein Durchschnitt des Stammes wie ein Sternbild aussieht; dann außer noch einigen anderen Aristolochien die A. ringens.

Am berühmtesten jedoch als Gegengift ist der Guaco, welchen der neugranadinische Botaniker Mutis zuerst classificirt hat. Es giebt davon zwei Arten; die eine, mit weißen Blüthen, kommt im gemäßigten Klima vor, die andere, mit violetten Blüthen, in den heißen Gegenden und diese letztere ist das eigentliche Guaco der Eingeborenen. Man erzählt, daß ein Vogel in Chocó, der Schlangen frißt, Blätter dieser Pflanze verzehrt, wenn er gebissen worden ist, und sein Schrei Huaco oder Guaco ist dann auf dieses wirksame Specificum übertragen worden. Die Mikania ist eine krautartige Kletterpflanze, die 8 bis 10 Meter lang wird.

Besonderes Vertrauen kann man in drei Pflanzen setzen: Cedron, Aristolochia ringens und Guaco; sie sind kräftige, tonische Mittel, deren Wirkung auf die Leibesökonomie sehr stark ist. „Aber," so fragt Dr. Saffray, „sind sie auch wahre Specifica? Ich glaube es nicht, denn sie neutralisiren das todtbringende Princip keineswegs. Ich betrachte sie bei der Behandlung nur als unumgänglich nothwendige mitwirkende


Phasma gigas.


Guaco.

Hülfsmittel, denn es ist immer schon eine gewisse Quantität Gift absorbirt worden, bevor die eigentlichen Rettungsmittel, z. B. Unterbinden, Vergrößerung der Wunde, Aussaugen mit dem Munde oder Schröpfköpfe, Neutralisirung des Giftes durch Ammoniak rc., angewandt werden können. Das letztere ist auch innerlich genommen ein zertheilendes Stimulans. Ich habe in manchen Fällen die Wunde cauterisirt mit Jod, das ich mit einer Auflösung von Jodkalium anwandte, während ich dann gleichzeitig das Mittel auch innerlich gab. Alle Gebissenen wurden geheilt. Im Verlaufe meiner Experimente habe ich Thieren Schlangengift eingeimpft und etwa ein Hunderttheil Jodauflösung hinzugefügt und es ist niemals ein Krankheitszustand erfolgt; offenbar neutralisirt in diesem Falle das Jod."

Dr. Saffray benutzte eine günstige Gelegenheit, um die Bereitung des vielbesprochenen Giftes Curare kennen zu lernen. Sein indianischer Begleiter Cachinall ging mit ihm auf die andere Seite des Rio verde wo eben ein Stamm der Chocoes damit beschäftigt war, dieses Pfeilgift herzustellen. Wir brachen, so berichtet der Reisende, schon früh Morgens aus unserm Dorfe auf; der Kazike war unser Führer; unser waren acht bis zehn Männer. Mehrere trugen kleine leere Kalebassen, Andere Pflanzen die mit großen Blättern umwickelt waren, dann auch noch verschiedene Gegenstände in Körben. Nach etwa einer halben Stunde machten wir an einem Bach an einer Waldecke Halt. Die Indianer zündeten ein Feuer an, packten die Ingredienzien aus und zerquetschten in kleinen Theilen die Wurzel und die Rinde

einer Liane; der Saft wurde in Kalebassen bei Seite gestellt, und nachher in irdene Töpfe geschüttet und über das Feuer gestellt. Dann warf man in jeden Topf große Mygalespinnen und kleinere Spinnen, die ich nicht genau zu erkennen und zu bestimmen vermochte, und Giftzähne von Schlangen. Nachdem das Ganze etwa eine Stunde lang gekocht hatte, nahm der Häuptling ein Stück Bambus, dessen unteres Ende mit Fasern von einer Palme zugestopft war und eine Art von Filter bildete. In diese Bambusröhre schüttete man nach und nach das Gebräu, welches dann geklärt in einem untergestellten Kessel aufgefangen und mehrere Stunden lang der Verdunstung ausgesetzt wurde. In der Zwischenzeit waren mehrere unserer Indianer mit Blasröhren (Bodoqueras) auf der Jagd und brachten einen Affen und mehrere Vögel heim, deren Blut als Reagens dienen sollte, um die Stärke des Giftes zu erproben. Man schüttete ein wenig davon in eine Kalebasse und ein Tropfen des halbflüssigen Giftes war hinreichend um sofort dasselbe gerinnen zu machen. Man wiederholte diese Probe mehrmals, das Curare wurde für vollkräftig erklärt und in kleine Kalebassen gethan, um abzukühlen und hart zu werden.

Die Indianer bereiten aber auch ein viel schwächeres Curare, mit welchem sie das Wild nur betäuben, das Curare destemplado; es hat dieselben Bestandtheile wie jenes stärkere, wird aber in einem Extracte des Saftes der Hura crepitans aufgelöst; die Thiere, welche man damit verwundet, bleiben am Leben.

Cachinaui kannte alle Bestandtheile, welche zur Herstellung des Curare erforderlich sind und zeigte dem Reisenden die giftige Liane; er erkannte in derselben Strychnos toxicaria. Das Gift ist also wesentlich ein Gemisch von Strychnos und einem kleinen Zusatze von Schlangengift. Das Thier, welches von einer mit Curare bestrichenen Pfeilspitze getroffen wird, empfindet keine Schmerzen; die Muskeln werden sofort gelähmt, und es stirbt an Erstarrung. Bei den Indianern gilt der Taback als Heilmittel gegen Curare, es ist jedoch ausgemacht, daß er gegen Vergiftung von solchem Curare, dessen Basis Strychnin ist, wirkungslos bleibt.

Wir wollen noch einige Notizen hinzufügen. Saffray fand im Thale des Rio verde die „Königin der Heuschrecken", Acridium dux, 15 Centimeter lang, deren fleischige Schenkel einem Lust machen könnte unter die Akridophagen, die Heuschreckenesser, zu gehen; große Phasmen, die Caballo de Palo (Schwing- oder Voltigirpferd) genannt werden. Das Volk hat vor diesen Insecten eine abergläubische Furcht und behauptet daß sie für Pferde giftig seien. Pison schreibt in seiner Abhandlung über die Krankheiten in Südamerika ganz ernsthaft: wenn man mit solch einem „lebendigen Stab" einen Menschen schlägt, so wird dadurch in ihm ein allgemeines Zittern hervorgebracht (— eben in Folge der Furcht —), er fügt aber hinzu, man könne das Thier mit der Hand zerquetschen, ohne daß man davon Nachtheil verspüre. Unter den Kakerlaken findet man die Blatta gigantea, die wohl 18 Centimeter Spannung hat. Dr. Saffray bereicherte seine Sammlungen am Rio verde auch mit zwei Scarabäen, dem Scarabaeus chorineus, dessen Brustschild in zwei abgestumpften Hörnern ausläuft und dem Scarabaeus Hercules, von welchen wir die Abbildungen geben.

---

# Aus dem Rhodopegebirge in der europäischen Türkei.

Von Wilhelm Freiherrn **von Berg**.

## IV.

Türkische und bulgarische Landwirthschaft. — Griechische Klöster. — Rosengärten und Rosenöl. — Zu Haus!

Nicht minder primitiv ist der Feldbau. Einen Fruchtwechsel giebt es nicht. Es wird auf ein und derselben Fläche ein ums andere Jahr Korn, Weizen und Kukurutz gebaut. Zu jedem Anbau wird gedüngt, wenn die Düngung der Weingärten noch etwas übrig läßt. Futterbau kennt man nicht, Erdäpfel so viel als auch nicht. Gemüsebau beschränkt sich auf Bohnen, Melonen und Kürbisse, von welchen es sehr gute Speisesorten giebt. Auch wird Tabak gebaut, der indessen gegen einen festen Preis an die Regierung abgeliefert werden muß. Das Getreide wird mit der Sichel sehr hoch abgeschnitten, die Stoppel untergeackert. Von einer Ackerung ist übrigens keine Rede, sondern nur von einem Aufwühlen des Bodens, was im Laufe des Sommers 3 bis 5 Mal kreuz und quer geschieht. Hafer gedeiht in der Ebene gar nicht, er wird nur im Gebirge gebaut. 1 Dunum *) (900 Quadratmeter) trägt nach Angabe unseres Tschurbalis 8 bis 12 Kilé (1 Kilé = 40 Pfund Wien. Gew. oder = 22 Kilogramm) Weizen oder Korn und 15 Kilé Gerste, Kukurutz 5 bis 15 Kilé, je nachdem das Feld bewässert werden kann. Das Resultat dieser Ernten ist so ungemein schlecht, daß ich selbst an der Richtigkeit der Angaben zweifele oder vermuthe, daß unter Dunum in jener Gegend ein kleineres Flächenmaß verstanden wird.

Ganz eigenthümlich ist das Ausdreschen des Getreides. Man bedient sich hierzu einer Art Schlitten, welcher aus zwei neben einander befestigten nach oben gebogenen zweizölligen Brettern gebildet wird. Die untere Sohle dieses Schlittens ist mit scharfen Feuersteinen (ich zählte 600 bis 800 Stück darin) beschlagen. Dieser Schlitten wird mit Pferden, Ochsen oder Büffeln bespannt und auf einem mit Lehm festgestampften Dreschplatze so lange im Kreise herumgefahren, bis das Gestroh in lauter kleine Stücke, ungefähr so wie von einer Dampfdreschmaschine, zerschnitten und zerrissen ist. Um den Schlitten zu beschweren, sitzt gewöhnlich die ganze Familie oben darauf. Hierauf wird die Spreu von den Körnern durch den Wind gesondert. Diese Art des Dreschens ist entschieden keine bulgarische, sondern eine rein türkische Erfindung, denn sie ist ganz ebenso in Kleinasien und in Aegypten gebräuchlich.

Die Viehzucht beschränkt sich auf Ziegen und Schafe. Rindvieh wird nicht gehalten, weil die Weide mager ist und Futter nicht gebaut wird. Um die Wirthschaft mit Zugvieh zu versehen, müssen Ochsen oder Büffel aus anderen Gegen-

*) Dunum, wörtlich Umlage, d. h. was ein Bauer mit einem Paar Ochsen an einem Tage umlegt.

den gekauft werden. Die Schaf- und Ziegenherden bleiben den größten Theil des Jahres auf der Weide. Ein Schaf trägt 1 Oka ungewaschene Wolle à 17 bis 18 Piaster. Eine Ziege liefert 1/3 Oka Haare à 5 bis 7 Piaster. Wolle, Hörner, Knochen, Ziegenhaare, Schweineborsten werden nach Frankreich verkauft. Die Knochen kosten 8 Para die Oka.

Höchst nachlässig ist die Behandlung des Düngers. An und für sich mangelt es daran, weil das Vieh nur kurze Zeit im Winter zu Hause ist. Der wenige Dünger liegt frei im Hofe, Sonne und Regen brennen ihn aus. Die Jauche rinnt im Dorfe davon. Glücklicherweise läuft gewöhnlich Wasser durch alle Höfe und nimmt die düngenden Stoffe auf. Das Wasser wird hierdurch um so befruchtender für den Boden. Die menschlichen Excremente werden in den bulgarischen Höfen von den Schweinen und Enten gefressen und hierdurch ein richtiger „Stoffwechsel" hergestellt. Die Türken halten keine Schweine.

Daß unter so primitiven Verhältnissen der Feldbau nicht viel Gewinn abwirft und sich nur dort gut bezahlt macht, wo die schlechte Arbeit durch die Fruchtbarkeit des Bodens ersetzt wird, ist wohl ganz natürlich. Deshalb hat aber auch der Grund und Boden nur sehr geringen Werth. Ein Dunum Ackerland wird in der fruchtbaren Ebene bei Philippopel mit 2 bis 3 türk. Pfd. (18 bis 27 Guld.), Weingärten mit 5 bis 12 türk. Pfd. (45 bis 100 Guld.) bezahlt. Dr. Scherzer sagt in seinem Buch über Smyrna und das trifft auch für Rumelien vollständig zu: „Der wenig befriedigende Zustand der Landwirthschaft ist durch die geringe Sorge erklärlich, welche man bisher dem öffentlichen Unterricht, der Ausdehnung der Verkehrswege, der Vermehrung der Communicationsmittel, dem Fortschritte und dem materiellen Wohlbefinden des Landmannes zugewendet hat.

Durch die bestehenden Gesetze eher benachtheiligt als beschützt, durch ein irrationelles und daher drückendes Steuersystem gehindert, den Segen seiner Arbeit genießen zu können, von hartherzigen Zehentpächtern und Geldleihern bedrängt, ohne



Brassikova. Original von W. v. Berg.

Kenntniß, ohne Rath und ohne Unterstützung, erscheint die türkische Bezeichnung für Bauer (rundschbèr), was so viel als „voll Quälerei" bedeutet, wohl gerechtfertigt."

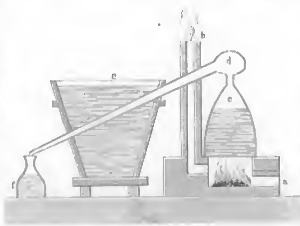
Unter dem Bauernstande scheint es indessen den Bulgaren, resp. der christlichen Bevölkerung, doch noch am besten zu gehen. Sie gehören ganz gewiß nicht zu den bevorzugten Bewohnern der Türkei, aber sie sind arbeitsamer wie die Griechen und die Anhänger des Islams. In den meisten bulgarischen Dörfern findet man ganz gute Schulen und gar nicht selten Männer, welche geläufig Französisch sprechen. Ständen sie unter einer Regierung, welche es gut mit ihnen meinte, sie würden anderen slavischen Stämmen keineswegs nachstehen, denn an Fleiß und gutem Willen fehlt es nicht.

Nicht ohne Befriedigung verließen wir das gastliche Haus unseres Tschurbakis in Perositza. Es war ein heißer, schwüller Tag, ein anstrengender Ritt stand uns noch bevor. Das griechische Kloster **Kritsma**, am Fuße des Gebirges, hatten wir uns zum Nachtquartier auserſehen. Gegen Abend am 19. Juli 1874 trafen wir daselbst ein. Es liegt auf dem Vorsprunge eines steilen Rückens des Rhodopegebirges, von wo man eine prachtvolle Fernsicht gegen den großen Balkan hat. So imposant das Kloster von Weitem aussah, überzeugten wir uns bald, daß es eigentlich nur eine zerlumpte Baracke aus Riegelwänden und Lehmverputz ist.

Ein Geistlicher, der den Grundbesitz des Klosters verwaltet, empfing uns und wies uns ein Zimmer zur Uebernachtung an. Dasselbe war nicht viel besser eingerichtet als das Gastzimmer eines türkischen Hans, indessen fanden wir seit langer Zeit wieder einmal einen Tisch und etliche Sessel. Das Kloster hat wenig Grundbesitz, dagegen etliche Tausend Schafe und Ziegen. Nur ein Geistlicher und ein Novize bewohnen das große leere Kloster. Hätten sie nicht die Ordenskleidung angehabt, man hätte sie für ganz gewöhnliche Bulgaren angesehen. Die frommen Gläubigen vom Lande pilgern gern nach Kritsma, um dort ihre Sünden loszuwerden. Als Sühne müssen sie dem Geistlichen etliche Laib Brot oder ein paar Piaster geben. Damit ist Alles wieder gut gemacht. In der heißen Jahreszeit werden die

griechischen Klöster vielfältig zum Aufenthalt der Städter benutzt. Indessen gehören zu so einem Aufenthalte recht bescheidene Ansprüche. Das Kloster St. Peter z. B., welches nicht weit von Kritsma entfernt liegt, wird mit Vorliebe zum Sommeraufenthalte erwählt. Auch dort brachte ich eine Nacht zu. Von Weitem glaubten wir in ein Prachtgebäude zu kommen. Aber in der Nähe! Unter dem Eingangsthore Ziegen und Schafmist! Der Hof schmutzig. Große weite Gänge im Klostergebäude, von denen der Verputz abgefallen war. Eine elende kellerartige Capelle mit schauderhaften Zerrbildern von Heiligen. Wir hatten die Wahl von etlichen dreißig Zimmern, die bis auf die Mender und leeren Wandschränke nicht ein Stück von Zimmereinrichtung enthielten. Das beste Zimmer, welches wir fanden, hatte zehn Fenster, aber nicht eine einzige Fensterscheibe. Die Stelle derselben vertraten Fensterläden, die jedoch an mehreren Fenstern ganz oder zur Hälfte fehlten. Luftige Sommerwohnungen mögen das allerdings sein, aber sonst auch gar nichts!

Wir waren so ziemlich am Ende unserer Excursionen und suchten nun das Standquartier wieder zu erreichen. Indessen machten wir noch einen Abstecher nach Brassikova, um die Rosengärten, auf die ich schon recht neugierig war, zu sehen. Der Weg dahin führte uns fortwährend durch solche Anlagen. Die Rosenhecken werden aus drei Arten, nämlich rosa damascena, sempervirens und moschata, in Reihen von circa 2½ Meter, gezogen; dazwischen findet man häufig Weinstöcke oder auch Kukurutz angebaut. Diese Hecken werden viermal im Jahre behackt, im Winter so weit mit Erde zugedeckt, daß sie gegen Frost geschützt sind. Die Blätter sind rosaroth, die Blumen ungefüllt. Am 10. Mai beginnt die Ernte der noch nicht ganz aufgeblühten Knospen, welche sammt dem grünen Kelch, ehe die Sonne darauf scheint, also mit Tagesanbruch, abgepflückt werden. Bei Brassikova fand ich Rosenhecken auf Trachyt sowohl auf den Sonn- als Schattenseiten, jedoch sagte man mir, daß die Rosen von den Sonnenseiten besseres Oel enthielten.




Die Gewinnung des Rosenöles ist sehr einfach. Jeder Bauer in Brassikova hat einen Destillationsapparat. Derselbe besteht aus: *a* dem Feuerherd, *b* dem Rauchfang, *c* dem Destillationsgefäß aus verzinntem Kupfer, *d* dem Helm mit dem Destillationsrohr zum Abschrauben, *e* dem Kühlbottich (kastenartig) mit Wasser und *f* der Flasche, in welcher das Destillationsproduct gesammelt wird.

Der Kessel wird mit 10 Ola Rosenknospen und 30 Ola Wasser gefüllt. Nach einstündigem Kochen erhält man zwei Flaschen (circa 2 Liter) Destillat. Nach nochmaligem Destilliren dieses Productes setzt sich in der Flasche circa 1½ Dramm (312 Dramm sind = 1 Kilogramm) Rosenöl im Halse der Flasche ab, aus welchem es mit einem trichterförmigen Abschöpflöffel, aus dessen unten befindlichem feinen Loche wohl das Wasser, aber das Oel nicht abfließen kann, gesammelt und in kleine Fläschchen gefüllt wird. Das Resultat der Arbeit ist, daß man dem Gewichte nach ½ Proc. Oel aus den frischen Knospen gewinnt.

Das Oel wird je nach Qualität mit 12 bis 15 Piaster pro Medical = 1½ Dramm bezahlt, was pro Kilogramm ungefähr 250 bis 300 Gulden an der Quelle beträgt.

Das Rosenöl ist farblos oder gelblich, hat einen äußerst starken Geruch, der aber nur in verdünntem Zustande angenehm wohlriechend ist. Es erstarrt bei 8 bis 16° R. Als feinstes Product gelten die Gebirgsöle aus der Gegend von Brassikova, welche erst bei 8 bis 12° R. erstarren, während die Oele aus der Gegend von Kisanlik (ebene warme Lage) schon bei 12 bis 16° R. auf dem sogenannten Gefrierpunkte stehen. Gewöhnlich glaubt man, daß jene Oele, welche bei einer höhern Temperatur stocken, die besseren sind. Das ist aber nicht richtig. Das Rosenöl wird in alle Länder Europas exportirt, wo es theils zu Parfümeriezwecken, theils auch bei der Fabrikation des Schnupftabackes verwendet wird.

Die Bauern lassen sich nur ungern herbei, das Rosenöl im Kleinen, d. h. medicalweise, zu verkaufen; sie öffnen nicht gern die Flaschen, wenn man ein so kleines Quantum verlangt. Erst als ich versprach, 10 bis 12 Medical zu nehmen, ließ sich der Bauer auf den Handel ein. Ich kaufte mir daher im Bazar zu Brassikova die kleinen Fläschchen, welche aus Böhmen importirt werden, und ließ sie mir mit dem feinsten Oele füllen. In meiner Heimath, wo so etwas doch nur schwer und dann nur um theures Geld zu haben ist, hob ich keine Schande damit auf!

Als wir Brassikova verließen, dufteten wir alle nach Rosen und konnten den Geruch durch mehrere Tage nicht loswerden, selbst das Essen schmeckte uns nach Rosenöl. Ja, es riecht so stark, daß die Zollwächter auf der österreichischen Grenze einen Rosenölschmuggel sehr leicht wittern und ausfindig machen sollen.

* * *

Meine Excursionen waren beendet, ich eilte meinem Standquartiere Bellova zu. Nach einigen Wochen trat ich die Reise in die Heimath an. Und als ich mich am 12. August in Konstantinopel auf dem eleganten französischen Dampfer „Ebre“ einschiffte, war ich wahrlich nicht traurig, den orientalischen Boden zu verlassen. Meine Begierde, den Orient kennen zu lernen, war vollständig befriedigt!

Wien, im Januar 1875.

# Der Werwolf — überall.

Von **Richard Andree.**

## I.

In seiner verdienstvollen Schrift „Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte“ (Stuttgart 1862) hat Dr. Wilhelm Hertz die Werwolfsage in ihrer Verbreitung über Europa nachgewiesen, es jedoch abgelehnt, „die schwierige Frage über den Ursprung der Sage lösen zu wollen.“ Wie wir glauben mit vollem Recht, denn ihre Deutung aus der Mythologie der indoeuropäischen Völker allein dürfte schwerlich genügend ausfallen, da aus dem Nachstehenden sich ergeben wird, daß die Werwolfsage über den ganzen Erdboden verbreitet und wohl ein den meisten Völkern gemeinsames Erbtheil ist. Allerdings ergeben sich in verschiedenen Ländern nur stellvertretende Sagen und Anschauungen, die aber in wesentlichen Gesichtspunkten mit derselben übereinstimmen; andererseits aber finden wir Racen, die mit der indoeuropäischen nichts zu schaffen haben, wie z. B. die Neger, bei denen aber die Sage mit der unserigen identisch auftritt. Es wird also derjenige, welcher überhaupt dem Ursprunge der Sage nahe zu treten versucht, dieselbe nicht einseitig sondern universell aufzufassen haben, ein Versuch, der beim gegenwärtigen Standpunkte der Völkerpsychologie wohl schwerlich schon gewagt werden kann. Mehr wird der Wissenschaft gedient sein, wenn wir uns darauf beschränken gesammelten Stoff beizubringen und versuchen, denselben zu beleuchten, wobei der Uebersichtlichkeit halber in geographischer Ordnung verfahren werden mag.

Die wesentliche, überall wiederkehrende Eigenschaft des Werwolfes ist die Annahme der Thiergestalt Seitens eines Menschen, wobei das Thier wechselt, je nach dem Lande. Bei europäischen und nordasiatischen Völkern ist es meist der Wolf, dessen Hülle der Mensch annimmt, in Afrika finden wir dafür den Löwen, die Hyäne, den Leoparden, in Indien den Tiger, in anderen Gegenden wieder andere diesen eigene Geschöpfe. Die Annahme der Wolfsgestalt hängt bei uns wesentlich von dem Ueberwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels [1]) ab und der oder die Verwandelte bleibt nun eine bestimmte in den Anschauungen wechselnde Zeit Wolf. Im Gürtel oder Hemd liegt bei uns die verwandelnde Kraft und sie kehrt wieder bei außereuropäischen Völkern in einem Lendenschurz und dergleichen. Wild, heulend, raubend, Menschen und Thiere zerfleischend eilt der Werwolf durch das Land, bis er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehrt. Hierzu genügt oft das bloße Anrufen des Namens, oder der Werwolf dreht sich dreimal links gegen die Sonne herum, er wird verwundet oder reibt sich an einem Pfosten. Um den Werwolf zu entdecken soll man nach masurischem Aberglauben eine Brotkruste in den Mund nehmen und dreimal um den verdächtigen Menschen herumgehen; er verliert alsdann die menschliche Gestalt und wird zum Wolf (Töppen). Andere Erkennungszeichen eines Menschen von Werwolfnatur sind zusammengewachsene Augenbrauen, zwei Haarwirbel auf dem Kopfe und Rudimente eines Wolfsschwanzes am Rückgrat. Wie die Verwandlungsbedingungen verschiedene sind, so auch die Ursachen, denn nicht jeder Mensch kann ein Werwolf werden. Wenn in Masuren die Pathen bei der Taufe an Werwölfe denken, so wird der Täufling ein solcher (Töppen). Im Jeverlande ist unter sieben Söhnen eines Ehepaars stets einer ein Werwolf [2]). Ich behandele diese Charakteristik nur flüchtig; das Wesentliche ist bei Hertz nachzulesen.

Was den Namen betrifft, so giebt gegenüber vielen falschen Deutungen Hertz die richtige. Wer heißt Mann (altsächsisch, angelsächsisch, althochdeusch wer, gaelisch vair, lateinisch vir), ein Wort, noch erhalten in unserm Wergeld; daher Werwolf ein Mannwolf, ein Wolf der eigentlich Mensch ist.

Der Werwolf fehlt bei keinem europäischen Volke. Im Angelsächsischen haben wir das Wort verevulf, im Englischen werewolf. Bei mittelhochdeutschen Dichtern kommt es nicht vor. Im Französischen loupgarou; im Bretonischen bleizgarou (bleiz = Wolf) und denvleiz (den = Mann); polnisch wilkołak; tschechisch vlkodlak, lettisch wilkats [3]). Bei den Russen heißt er oboroten, was verwandelt und behende zugleich bedeutet. Im Italienischen lupo mannaro, portugiesisch lobishomem, provençalisch leberoun [4]). Neugriechisch kalikantsaros.

Ist nun auch die Werwolfsage über ganz Europa verbreitet, so herrscht sie doch vorzugsweise im nordwestlichen Deutschland und in den östlichen, namentlich slavischen Ländern. Um den Vergleich mit dem Folgenden herstellen zu können, geben wir hier drei kleine deutsche Werwolfgeschichten, welche die für die Erläuterung der Sache wesentlichen Gesichtspunkte enthalten.

Nach einer hessischen Volkssage versorgte die Frau eines armen Mannes dessen Tisch zu seiner Verwunderung regelmäßig mit Fleisch. Befragt wie sie dazu komme, gestand sie, daß sie als Werwolf in die Schafhürden einbreche. Der Mann, welcher seiner Frau versprechen mußte, ihren Namen nicht zu nennen, wenn sie in den Wolf verwandelt sei, folgte ihr auf das Feld, wo sie nach Ueberwerfen eines Ringes Wolfsgestalt annahm und ein Schaf aus der Hürde raubte. Als nun Hirt und Hunde den Werwolf verfolgten, gerieth der Mann in Angst um seine Frau, vergaß sein Versprechen und rief: „Ach, Margareit.“ Da verschwand der Wolf und die Frau stand nackt auf dem Felde [5]).

Im Saterland erzählt man folgende Werwolfgeschichte: „Drei junge Männer waren in Ostfriesland beim Mähen beschäftigt. Während der Zeit der Mittagsruhe legte der eine sich hin und schlief, der zweite that als ob er schlafe und der dritte, als er seine Kameraden schlafend glaubte, legte einen Gürtel um, wurde ein Wolf, fraß in der benachbarten Weide ein Füllen auf und kehrte dann, nachdem er seinen Gürtel abgelegt, als Mensch zurück. Als sie nun Abends zusammen nach Hause gingen klagte der Werwolf über großen Hunger. „Was?“ fragte der Begleiter, der ihn um Mittag beobachtet hatte, „Du hast erst ein ganzes Füllen gefressen und bist schon wieder hungrig?“ „Das hättest Du

[1]) Die Wolfshemden (ulfahamir) in der Völsungasaga zwingen ihre Träger unter zehn Tagen neun Wölfe zu sein. Hertz a. a. O. 55.

[2]) Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. I, 390. Oldenburg 1867.

[3]) Grimm, deutsche Mythologie. Dritte Aufl. 1048.

[4]) Hertz a. a. O. 89 f.

[5]) Grimm, deutsche Mythologie. Dritte Aufl. 1049.

mir eher sagen sollen," erwiederte der Werwolf, „dann hätte ich es Dir gerade so gemacht [6]."

Und in Westfalen: „Einst saßen zwei Arbeiter im Felde und erwarteten das Mittagsbrot, welches ihnen gebracht werden sollte. Von diesen war der eine im Besitz eines Zaubergürtels. Dieses mochte der andere wissen und stellte sich schlafend. Alsbald verwandelte sich der erstere in einen Werwolf, lief zu einer nahen Weide und verzehrte eines der dort grasenden Fohlen. Als nun das Mittagessen kam und der Fohlenfresser keinen Appetit hatte, ja sich über seinen Cameraden lustig machte, daß er einen solchen Hunger habe, antwortete ihm dieser: „Du kannst gut sprechen, ich habe auch kein Fohlen im Magen." Da merkte jener, daß er sich verrathen hatte und entfernte sich mit wüthenden Blicken auf Nimmerwiederkehr [7]."

Bei den osteuropäischen Völkern beginnt der Glaube an die Thierverwandelung mit der frühesten Geschichte, denn schon Herodot meldet in einer oft angezogenen Stelle (IV, 105), daß die Neuren bei den Skythen und Hellenen für Zauberer galten, weil sie während einiger Zeit sich in Wölfe verwandeln könnten. Schafarik [8]) greift Herodot's Angaben auf, um aus ihnen das Slaventhum der Neuren darzuthun, die im heutigen Volhynien saßen, wo noch jetzt der Werwolfsglaube stark verbreitet und der Wolf ein gemeines Thier ist. Ein Theil des Wilnaischen hieß ehedem Willomir, Wolfsland, und Ortsnamen aus Wilk, Wolf, gebildet, finden sich dort ungemein häufig. Doch war ehedem der Wolf über ganz Europa so weit verbreitet wie jetzt über Rußland und in romanischen wie germanischen Ländern kommen genug mit demselben zusammengesetzte Ortsnamen vor; es ist daher unstatthaft den Werwolfsglauben als speciell slavisch hinzustellen. Sehr einfach sucht Adolf Erman [9]) die Herodot'sche Erzählung von der zeitweiligen Verwandlung der Neuren in Wölfe zu erklären; er sagt nämlich es beziehe sich dieses auf die winterliche Pelzkleidung der osteuropäischen Völker, die dem West- und Südeuropäer ungewohnt und wie eine Verwandlung in Thiere vorkomme.

Da wir vorzugsweise in slavischen Ländern auf den Vampyrglauben treffen und dieser verwandte Züge mit dem Werwolf zeigt, so hat man beide häufig verwechselt oder vermischt; allein eine solche Vermischung ist nicht zulässig, denn der Werwolf ist ein Mensch, der sich zeitweilig in einen zerfleischenden Wolf verwandelt; der Vampyr dagegen ein verstorbener Mensch, der aus seinem Grabe hervorsteigt und den Lebenden das Blut aussaugt. Gelegentlich nimmt er dabei Thiergestalt an — daher die Vermischung beider Vorstellungen. Da nun das slavische Wort für den Werwolf als *βουρκόλακας* in die neugriechische Sprache übergegangen ist — eines der wenigen unzweifelhaft slavischen Wörter derselben — so nahm man ohne Weiteres an, der Bourkolak sei der Werwolf. Das ist aber nicht der Fall sondern es bedeutet, wie Bernhard Schmidt uns zeigt, den Vampyr. Dagegen sind die Kalikantsaren bei den Neugriechen die Vertreter unserer Werwölfe; sie zeigen sich immer nur in den Zwölften, der Zeit von Weihnachten bis Theophania. Auf Chios schweift der Kalikantsaros in dieser Zeit struppigen Aussehens und mit scharfen Krallen bewaffnet nächtlicher Weile umher, zerfleischt den ihm Begegnenden das Gesicht und hockt ihnen auf mit der Frage: „Werg oder Blei?" Antwortet der Gefragte „Werg", so läßt ihn der Kalikantsaros los und eilt weiter; lautet dagegen die Antwort „Blei", so drückt er den Unglücklichen mit seiner ganzen Schwere nieder und richtet ihn so kläglich zu, daß er halbtodt liegen bleibt.

Auf Zakynthos wird nur derjenige, welcher am Weihnachtsabend (25. December) das Licht der Welt erblickt, zum Kalikantsaros. Ein solcher Mensch ist nämlich nach des Volkes Wahn genau neun Monate vorher an Mariä Verkündigung (25. März) gezeugt worden und man hält es für eine Ungeheuerlichkeit, daß ein sündhaftes Weib zu derselben Zeit empfange und gebäre, zu welcher die jungfräulich reine Gottesmutter empfangen und geboren hat. Für den Frevel der Eltern büßt nun das schuldlose Kind, indem es in den zwölf Nächten ein Werwolf wird; denn wenn auch der Kalikantsaros gerade keine Wolfsgestalt annimmt, so treffen doch alle übrigen charakteristischen Merkmale des Werwolfs bei ihm zu. Das nächtliche Umhertreiben, die thierische Wildheit, die langen scharfen Krallen und Zähne, mit denen er Menschen zerfleischt, sowie die periodische Dauer der Verwandlung weisen deutlich auf den Werwolf hin [10]).

Am nächsten stehen unseren europäischen Werwölfen merkwürdiger Weise die afrikanischen und unter diesen gerade die räumlich am weitesten entfernten, mit denen wir beginnen wollen. Die Werwolfsage ist in Afrika bei den Hottentotenvölkern, den Bantu, den Sudannegern, wie bei den hamitischen Afrikanern gleichmäßig zu finden, die größte Uebereinstimmung finden wir aber bei den Hottentoten.

Im Namaqualande nämlich herrscht der Glaube, daß die Weiber der Buschmänner sich in Löwen, Hyänen und andere Raubthiere verwandeln können. Es ging einmal ein Namaqua mit der Frau eines Buschmannes, die ihr Kind auf dem Rücken trug. Sie waren ein Stück Wegs gegangen als eine Herde Zebras erschien; da sagte der Mann zu der Frau: „Ich bin hungrig, da ich weiß, daß Du Dich in einen Löwen verwandeln kannst, bitte ich Dich, dies jetzt zu thun und ein Zebra zu fangen, damit wir etwas zu essen bekommen." Die Frau antwortete: „Wenn ich Deinen Wunsch erfülle, so wirst Du erschrecken." „Nein," antwortete der Mann, „ich fürchte mich vor dem Hungertode aber nicht vor Dir." Während er noch sprach begannen Haare im Nacken der Frau zu wachsen, ihre Nägel verwandelten sich in Klauen und die Gesichtszüge veränderten sich. Sie legte ihr Kind bei Seite. Erschreckt durch die beginnende Verwandlung kletterte der Mann auf einen Baum, während die Frau ihn mit wilden Blicken anstierte; dann ging sie bei Seite, warf ihren Lendenschurz ab und jagte nun als Löwe über die Ebene hin. Nachdem sie eines der Zebras niedergerissen und dessen Blut ausgesaugt ging sie zu der Stelle zurück, wo ihr Kind lag und weinte. Da rief der Mann vom Baume: „Genug, genug! Thue mir nichts! Lege die Löwengestalt ab; ich mag das mein Lebtag nicht wieder sehen." Der Löwe schaute in die Höhe und

---

6) Strackerjan a. a. O. 391.

7) H. Hermann, Bilder aus Westphalen. Osnabrück 1871. 112.

8) Slavische Alterthümer I, 197 und II, 564. 566. — Wenn die Deutung von J. Oppert richtig ist, so haben wir den Werwolf bereits bei den Assyriern zu suchen. In dem Epos nämlich, welches man als die Höllenfahrt der Istar (Astarte) bezeichnet, droht letztere dem Wächter der Unterwelt: „Ich will die Todten entweichen lassen unter der Gestalt von lebendigen Werwölfen" (a-kl-lum). Dieses Epos befindet sich auf einer Originalurkunde, die in der Bibliothek Assur-bani-pals (Sardanapals) stand und mindestens aus dem siebenten Jahrhundert vor Chr. stammt. (Allg. Zeitung, 11. März 1875, Beilage.) — Die älteste hellenische Werwolfsage theilt Pausanias mit. Lykaon, der Sohn des Pelasgos, gründete auf dem lykäischen Berge Lykosura die älteste aller Städte, gab dem Zeus den Beinamen *Λύκαιος* und setzte ihre Kampfspiele ein, *Λύκαια* genannt. Auf dem Altar des Gottes opferte er ein Menschenkind und besprengte mit dem Blute einen Altar; da soll er augenblicklich in einen Wolf verwandelt worden sein. (Hertz a. a. O. 35.)

9) Reise um die Erde durch Nordasien rc. Berlin 1833. I, 232.

10) Bernhard Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen. Leipzig 1871. I, 142 bis 147.

brüllte fürchterlich. „Ich bleibe hier bis ich sterbe,“ rief der Mann, „wenn Du nicht wieder Weib wirst.“ Da begannen Mähne und Schweif zu verschwinden und der Löwe ging dahin, wo der Lendenschurz lag; er zog ihn an, da stand die Frau wieder in ihrer frühern Gestalt da und nahm ihr Kind auf; der Mann stieg vom Baume herunter und aß vom Fleische des Zebra, wollte aber nie wieder, daß die Frau ihm Wild finge [11]).

Man vergleiche nun damit die von uns oben aus Westfalen und dem Saterlande mitgetheilten Werwolfgeschichten, die verwandelnde Zauberkraft, welche dem Lendenschurz der Buschmannsfrau innewohnt, ganz gleich dem deutschen Gürtel. Und wie bei uns Füllen vom Werwolf gejagt werden, so dort Zebras von dem Saanweib. Könnte hier der Verdacht einer Importirung dieser Geschichte aus Europa oder einer Färbung derselben durch die Gewährsmänner aufsteigen, so weisen wir denselben damit zurück, daß die unverdächtigsten Quellen uns noch mit genügendem Material versehen, um den Werwolf, ganz in seiner europäischen Gestalt, auch anderweitig in Afrika darzuthun.

Livingstone traf an den Kebrabasabergen am Sambesi einen Neger, welcher angab, sich in einen Löwen verwandeln zu können. Die Makololo, Livingstone's Begleiter, behaupteten, es sei ein Pandoro, ein Mensch, der sich nach Belieben verwandeln könne, aber beim Geruche von Schießpulver zittere. Als der Reisende nun seine Leute aufforderte, den Pandoro zu veranlassen, daß er sogleich eine solche Metamorphose vornähme, wofür dieser ein Stück Tuch erhalten solle, antworteten die Makololo, daß sie dieses hübsch bleiben lassen würden, weil jener sie sonst in der Nacht als Löwe verschlingen könne. Dieser Glaube war um so weniger auszurotten, als die Makololo in ihrer Heimath ähnliche Vorstellungen hegen. Jener Pandoro blieb oft, wenn er gerade Löwengestalt angenommen hatte, tage- und monatelang in den Wäldern, verlor dabei jedoch keineswegs seinen menschlichen Appetit, denn seine Frau mußte ihm in eine Hütte im Walde Bier und Speisen bringen. Diese geheiligte Hütte darf nur vom Weibe des Pandoro betreten werden. Nach einiger Zeit bringt sie eine gewisse Medicin in den Wald, mit welcher der Pandoro sich einreibt, um wieder Mensch zu werden. Er beschenkt nun die Leute mit den Resten eines Büffels oder einer Antilope, von denen er behauptet, sie als Löwe zerrissen zu haben [12]).

Der Neger Jakob Wainright, welcher Livingstone's Leiche aus dem Innern Afrikas nach der Küste zurückbrachte, schreibt in seinem Tagebuche: „Die Eingeborenen (am Luapula) und alle Leute versichern, daß Leute oder Männer, welche sich auf Zauberei verstehen, sich in Löwen verwandeln und umhergehen, die Menschen zu tödten [13]).“

Auch an der Loangoküste ist der Werwolf bekannt. Die Frau eines hochgestellten Mannes war dort von einem Leoparden aus dem Bette geholt und zum Fressen fortgeschleppt worden. Es gelang dem Ganga (Fetischmann) denjenigen ausfindig zu machen, der diesen Leoparden-Werwolf gesandt hatte. Der Absender aber entfloh zur Prinzessin von Umbuk und bekannte sich als deren Unterthan; sie verweigerte seine Auslieferung und ein verheerender Krieg entbrannte zwischen beiden Theilen [14]).

Wenn bei den Bullamas oder Timmanis an der Sierra-Leone-Küste ein Krokodil ein Kind beim Baden wegschnappt oder ein Leopard eine Ziege fortschleppt, so schreiben sie dies der Zauberei zu. Sie glauben nämlich, es sei kein wirkliches Krokodil, kein wahrer Leopard, sondern eine Hexe gewesen, welche sich in die Gestalt dieser Thiere verwandelt habe [15]).

In ganz Abessinien herrscht der Glaube, daß die Budas, die als niedrigste Kaste verachteten Eisen- und Thonarbeiter, die übernatürliche Gabe hätten, sich in Hyänen oder andere Thiere zu verwandeln. Als solche plündern sie die Gräber und Niemand wird es wagen, bei einem Buda getrocknetes Fleisch zu genießen. Als Abzeichen tragen sie einen goldenen Ohrring, welchen man auch in den Ohren erlegter Hyänen gefunden haben will. Der armenische Pater Timotheus, der 1867 Abessinien besuchte und darüber ein Buch veröffentlichte [16]), sagt, die Budas hätten völlig den Charakter, die Gewohnheiten und den Blutdurst der Wölfe, so daß sie Menschen tödten und diesen das Blut aussaugen. Man weiß nicht, fährt er fort, ob der Budaismus diesen Menschen angeboren oder auf sie übertragen ist. Man behauptet, daß sie ihren Kindern die Wolfsnatur durch einen geheimen Kräutertrank verleihen. Bei Tage benehmen sie sich wie andere Leute, in der Nacht aber werden sie heißhungrige, blutdürstige Wölfe, die mit anderen Wölfen umherziehen und erst am Morgen wieder zu ihrer Beschäftigung zurückkehren. Ihre Feinde tödten sie oder saugen ihnen das Blut aus. Besonders häufig sind diese Werwölfe in den Provinzen Begemeder und Godscham. Mancher Buda ist stärker als der andere und überwindet ihn, wenn er ihm Nachts begegnet; das Volk kennt selbst diejenigen, welche sich durch besondere Geschicklichkeit im Blutsaugen auszeichnen, was mit der größern oder geringern Kraft ihrer Sterne in Verbindung gebracht wird.

Ja selbst von einer königlichen Budafamilie Namens Amula wissen die Abessinier zu erzählen, welche auf einem Berggipfel bei Debra Mayi in Godscham haust. Alljährlich erläßt dieselbe ein Aufgebot an alle ihr untergebenen Budas wegen des Tributes. Alsbald bringen sie denselben von allen Seiten ihren Häuptlingen: es sind die Zähne der Personen, welche sie während des letzten Jahres getödtet haben und mit denen nun der Königspalast ausgeschmückt wird [17]).

Die Zauberer der Fundj im Sennaar werden Sahahir genannt und von ihnen nimmt man an, daß sie mit Hülfe des Teufels sich in Hyänen verwandeln; sie streifen Nachts unter schauerlichem Geheul herum und halten ihre scheußlichen Mahlzeiten und Belustigungen ab. Am Tage sind sie wieder Menschen, aber auch alsdann muß man sich vor ihnen in Acht nehmen, indem sie durch den bloßen Blick die Eingeweide, Herz, Hand oder Fuß verhexen können, so daß diese verdorren und der Betroffene unter unsäglichen Qualen zu Grunde geht. Einst schoß ein Soldat am Dschebel Bela in Ostsennaar auf eine Hyäne; man ging den Blutspuren des verwundeten Thieres nach und kam zur Strohhütte eines Mannes, der allgemein im Rufe eines Sahar stand. Von der Hyäne war nichts zu finden, der Mann aber lag an einer frischen Wunde krank und starb bald darauf; aber auch der Soldat überlebte ihn nicht lange. Die nächtlichen Zusammenkünfte dieser Hyänenmenschen (Marafil nass),

[11]) Andersson, Reisen in Südwestafrika II, 68. — Bleek, Reynard the Fox in South Africa. London 1864. Nr. 25. „A Woman transformed into a Lion.“

[12]) Livingstone, Narrative of an expedition to the Zambesi. London 1865.

[13]) Petermann's Mittheilungen 1874, 188.

[14]) Bastian, Loangoküste I, 254.

[15]) Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste. Weimar 1805, 323.

[16]) Deux ans de séjour en Abyssinie ou vie morale, politique et religieuse des Abyssiniens par le R. P. Dimotheos, Jerusalem 1872. Vergl. Globus XXIII, 168.

[17]) Dasselbe berichtet bereits Henry Salt (Neue Reise in Abyssinien. Weimar 1815, 379) mit dem Zusatze: „Erhält der Buda in der Verwandlung eine Körperverletzung, so soll nach der Rückverwandlung sich die entsprechende Narbe der Wunde zeigen.“

ihre wilden Freßgelage bei Cadavern und absonderlichen Ausschweifungen werden von Augenzeugen als fürchterlich geschildert; letztere werden darüber gewöhnlich wahnsinnig [18]). Der letzte Abkömmling der Fundj-Könige in Sennaar besitzt ein Wassergefäß (Burmah), durch das man die Sahahir erkennt. Sobald ein solcher dem Gefäß genähert wird, wächst ihm ein wedelnder Hyänenschwanz [19]). Auf das Wunderbarste stimmt diese Vorstellung mit dem unter den Masuren herrschenden Aberglauben, nach welchem die Werwölfe an einem kurzen Schwanze am Kreuze kenntlich sind [20]).

Besonders stehen die Bewohner von Kordofan und Dar Fur im Rufe der Sahahir, ja sie sollen Menschen in beliebige Thiere verwandeln und zu ihren Diensten benutzen können [21]).

Schweinfurth war auf dem Weißen Nil Zeuge, wie eine sterbende Sklavin über Bord geworfen und ertränkt wurde, weil man sie für ein Hyänenweib hielt, deren ferneres Verbleiben an Bord Unheil gebracht haben würde [22]).

[18]) Marno, Reisen im Gebiet des Blauen und Weißen Nil, 240.
[19]) Marno a. a. O. 198.
[20]) Dr. M. Töppen, Aberglauben aus Masuren. Königsberg 1867, 27. Der walachische Priccolitsch ist ein lebender Mensch, der Nachts als Hund umherschweift, das Vieh tödtet und einen förmlichen Hundsschwanz als Rückgratfortsatz hat. Hertz, a. a. O. 129.
[21]) Marno a. a. O. 243.
[22]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II, 495.

# Der „Challenger" bei den Philippinen.

Der „Challenger" war, wie wir vor einiger Zeit mittheilten, am 16. November 1874 in Hongkong eingelaufen; während er dort verweilte, wurde Capitän Nares, welcher das Schiff befehligte, abberufen, um die Leitung der englischen Polarexpedition zu übernehmen.

Am 6. Januar wurde die Fahrt nach den Philippinen angetreten und am 8., inmitten der südchinesischen See, bei 2100 Faden Grund gefunden. Die Temperaturlothungen ergaben bei 900 Faden 36° F. und diese Temperatur blieb bis zum Seeboden constant. Demgemäß ist nun ermittelt, daß eine 1200 Faden starke Wasserschicht von 36° F. das Becken der chinesischen See einnimmt. Das trifft so ziemlich mit den Ergebnissen, welche schon früher Capitän Chimmo erhalten hat, und die Erklärung welche er dafür giebt ist gewiß richtig. Die chinesische See ist nämlich von einer Verbindung mit dem antarktischen Becken getrennt durch eine Wasserschranke welche unter der Oberfläche des Wassers eine Mächtigkeit von zwischen 800 und 900 Faden hat.

Am 10. steuerte der „Challenger" der Westküste von Luzon entlang und hatte die mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten vulcanischen Gebirgsketten in Sicht, am 11. Januar warf er im Hafen von Manila Anker. Dorthin brachte er die telegraphisch nach Hongkong gelangte Nachricht, daß Don Alfonso zum König von Spanien ausgerufen worden sei. Dieselbe wurde sehr gleichgültig aufgenommen, die spanischen Behörden machten sie nicht einmal bekannt, wie denn die Regierungsform in Spanien den Leuten auf den Philippinen einerlei zu sein scheint. Unbehaglichkeit erweckte in ihnen nur die Aussicht, daß ein durchgreifender Wechsel unter den Beamten wohl nicht ausbleiben werde.

Am 15. Januar steuerte der „Challenger" durch die San-Bernardino-Straße; zur Linken hatte er die Küste von Luzon und den schönen Taal-Vulcan nebst anderen Vulcanen, alle bis zum Gipfel bewaldet; die niederen vulcanischen Ketten sind theilweise unter Anbau; man sieht Dörfer und Zuckerpflanzungen. Zur Linken lagen die Inseln Cabra und Lubang; dann kam Mindoro in Sicht, ein noch wenig cultivirtes, großes Eiland, dessen sehr gefürchtete Bewohner als Moros bezeichnet werden, wie überhaupt die dunkelfarbigen Leute, welche außerhalb des Bereiches aller europäischen Civilisation sich befinden.

In der von Inseln umschlossenen Panay-See (70 Miles lang, 35 Miles breit) haben wir ein Becken, das in Bezug auf die Vertheilung der Temperatur Eigenthümlichkeiten darbietet. Von 150 Faden an bis zum Seeboden in 700 Faden zeigte sie 51,7° F. Im Allgemeinen waren die Temperaturen in dieser Panay-See bis zu einer gewissen Ausdehnung intermediär zwischen jenen der China-See einerseits und der Zebu-See andererseits, und es ist ungewiß, ob der Spalt in der Wasserstrecke in einer Tiefe von 150 Faden zwischen den Inseln Tablas und Panay oder zwischen Romplon und Sabuyan vorhanden ist.

Zebu ist die hübscheste aller Philippinen; die Thäler sind wohl angebaut mit Zuckerrohr, und an den niederen Abhängen wächst die Musa textilis, welche den sogenannten Manilahanf liefert. Da wo der aus weißem Korallensand bestehende Strand aufhört, treten Kokospalmen auf und man sieht, neben dann und wann einem größern Gebäude, Gruppen von korbartigen Hütten, die auf 10 bis 12 Fuß hohen Pfählen stehen. Der „Challenger" fuhr durch die Straße zwischen Matan, wo Magellan seinen Tod fand, und Zebu, und konnte das Denkmal erblicken, welches unter Isabella der Zweiten zu Ehren des großen Seefahrers errichtet worden ist. Die Stadt Zebu zählt etwa 35,000 Einwohner, der Handelsverkehr ist von Belang und Deutschland, England und Nordamerika haben dort Viceconsuln. Auf einem Balle beim englischen Consul waren zwanzig europäische Damen versammelt. Zur Ausfuhr kommen Manilahanf, Zucker, Taback und etwas Kaffee. Sehr empfindlich ist der Mangel an Arbeitskräften; die Eingeborenen wollen nicht arbeiten; sie haben Bananen, Kokosnüsse und getrocknete Fische vollauf, auch an Reis fehlt es ihnen nicht, die aus Bambus verfertigten Hütten kosten nichts!

Auf der kleinen Insel Camiguin, unweit von Mindanao, ist ein Vulcan in sehr starker Thätigkeit; schon aus einer Entfernung von 60 Seemeilen erblickt man die aus ihm aufsteigenden Rauchwolken. In seiner Nähe fand man Grund bei 375 Faden und das Schleppnetz brachte eine Menge sehr kleiner Seeigel und dann auch einige Exemplare von zwei sehr hübschen Encriniten heraus. Camiguin liegt etwa 8 Miles von Mindanao entfernt, ist 10 Miles lang und 7 Miles breit; eine Kette hoher vulcanischer Piks gipfelt in einem 5338 Fuß hohen Berge, hinter welchem ein anderer von 4700 Fuß Höhe liegt. Der thätige, oben erwähnte Vulcan bildet einen unregelmäßigen Kegel von nur 1950 Fuß Höhe; er erhebt sich unmittelbar von der See aus und seine chokoladenbraune Farbe sticht scharf ab von dem saftigen Grün der hinter ihm liegenden Berge. Aus dem unregelmäßigen Ge-

lände steigen dichte Dampfmassen empor und an den Abhängen des Berges kommt blaßblauer Rauch aus einer Menge von Spalten und Fumarolen. Bei Nacht haben alle Spalten rund um den Krater und um den Gipfel überhaupt einen rothen Feuerschein. Der Kegel besteht fast ganz aus blaßgrauem Trachyt, ähnlich den Trachyten in der Auvergne. Ein großer Theil der Masse ist als Schlamm ausgeworfen worden und dann verhärtet, aber auch Lavabetten fehlen nicht.

Dieser jüngste Vulcan hatte seinen Geburtstag am 1. Mai 1871. Einige Monate vorher verspürte man auf Camiguin und den benachbarten Inseln bis nach Zebu hin heftige Erdbeben, aber sie hörten sofort auf als die Eruption stattfand. Seitdem ist der Berg entstanden und allmälig angewachsen; nach Ablauf von vier Monaten hatte er etwa eine drittel Mile im Durchmesser und eine Höhe von 400 Fuß; jetzt beträgt dieselbe, wie schon gesagt, nahe an 2000 Fuß und sein Umfang hat sich dermaßen vergrößert, daß nun die ganze Stadt Catarman völlig von ihm bedeckt ist; sie war die größte auf der Insel und zählte etwa 11,000 Einwohner; heute sieht man nichts mehr von ihr als einige ruinirte Mauern. Camiguin war früher eines der fruchtbarsten kleineren Eilande des Archipelagus, wohlhabend, hatte 25,000 Einwohner und lieferte Manilahanf, Zucker und sehr guten Tabac zur Ausfuhr. Seit dem Ausbruche ist sie verödet und nur ein paar hundert Menschen sind zurückgeblieben. Zu beiden Seiten des Vulcans sind in der Richtung, welche die beiden Monsune nehmen, die Bäume abgestorben und ist überhaupt aller Pflanzenwuchs wegen der Schwefelausdünstungen, welche der Wind hertreibt, zu Grunde gegangen. Eine Lothung hart am Fuße des Vulcans ergab in 185 Faden eine Temperatur von 57° F.

Von Camiguin steuerte der „Challenger" an der Westküste von Mindanao hin nach Zamboanga, das er am 29. Januar erreichte. Von dort wollte er etwa 2000 Miles parallel mit dem Aequator fahren, nach den Carolinen und Ladronen und weiter nach Japan, das er in der zweiten Hälfte des April zu erreichen hoffte.

# Die mohammedanischen Tataren in Nordasien.

Von **Albin Kohn.**

## I.

Noch Karl von Rotteck sagt in seiner allgemeinen Weltgeschichte, daß Asien das Land sei, aus dem sich Völkerfluthen über Europa wälzten, um es zu überschwemmen und daß die ungeheure Wüste Mittelasiens die Wiege neuer Völkerkatastrophen sei. Es ist dies eine aus dem vorigen Jahrhundert ererbte Ansicht, der jegliche Basis mangelt. Die Völkerschaften Mittel- vielleicht auch Nordasiens, mit Ausnahme des subarktischen, konnten Europa überschwemmen, so lange dessen Bewohner selbst eine sehr niedrige Culturstufe einnahmen; sie konnten die junge Civilisation niedertreten, in ihrer Entwickelung aufhalten; sie im Keime zu ersticken, mit der Wurzel auszureißen und für immer an ihre Stelle die asiatische Barbarei zu pflanzen vermochten sie nicht. Die Furcht von einer Rückkehr der asiatischen Barbaren nach Europa und der Unterjochung unseres Erdtheils ist ein Phantasiegebilde, dem jede Wahrscheinlichkeit mangelt. Wer sie in ihrer Heimath belauscht, wer ihre moralische und intellectuelle Unfähigkeit den Kampf mit dem Europäer aufzunehmen, mit eigenen Augen gesehen hat, der muß mit Bagehot sagen, daß „die Barbaren nicht einmal mehr besiegte Mitbewerber sind und überhaupt aufgehört haben, sich zu messen" *).

Woher kam es wohl, daß die Barbaren Innerasiens, daß die Mongolen und Tataren (von welchen letzteren wir hier sprechen wollen), es im 13. Jahrhunderte wagen konnten, sich auf ganz Europa zu stürzen, ja sogar die Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, die Könige von Frankreich und selbst den Statthalter Gottes in Rom aufzufordern, ihnen als Tribut ihre Einnahmen zu übersenden? Worin lag ihre Kraft? Die Antwort auf diese Fragen ertheilt uns theilweise folgende Stelle aus dem böhmischen Gedichte „Jaromir", welches in dem berühmten Königgrätzer Manuscripte („Kralodworsky Rukopis") enthalten ist, und die Kämpfe der Ruthenen, Polen und Tschechen mit den Mongolen und Tataren besingt. Die Stelle lautet in der Uebersetzung:

„Die Christen, verfolgt von der Tataren Macht,
Begannen schon den Sieg zu erringen,
Da kamen aufs Neu' die Zaubrer herbei,
Brachten in den Händen ausgehöhlte Stangen.
Der Tatar, stark vom Feuer erhitzt,
Das er wüthend auf die Christenheit schleudert',
Treibt sie hervor, drückt sie und schlägt,
Bis sie, wie Wild, auseinander stäubt."

Aus dieser Stelle des böhmischen Heldengedichtes erhellt, daß die asiatischen Barbaren in ihrem Kampfe wider die Slaven (im Jahre 1241) sich des Feuerrohrs, einer damals in Europa unbekannten Waffe, die sie von den Chinesen entlehnt hatten, bedient haben. Gegen die schlecht bewaffneten russischen Stämme mußte die noch sehr primitive Feuerwaffe eine mörderische Waffe sein, trotzdem sie gewiß mehr durch ihren Knall und durch ihr Feuer schreckte, als in den Reihen der Angegriffenen Schaden anrichtete. Wie aus der citirten Stelle hervorgeht, hat man die „Handhabung dieser Waffen Zauberern zugeschrieben, gegen welche selbst die Mutter-Gottes" nichts vermochte, an die man sich während der Schlacht in brünstigem Gebete wendete.

Völker, welche mit besseren Waffen als ihre Nachbarn hatten, diese angriffen, haben auch bis jetzt stets den Sieg davon getragen, und wenn Mitteleuropa nicht ebenso den mongolischen Horden unterlag, wie Osteuropa, so verdankt es dieses wohl seiner ausgezeichneten Defensivwaffe, dem Panzer, gegen welchen das chinesische Gewehr noch nicht wirksam genug war. Dieses müssen die asiatischen Horden bald erkannt haben, und da ihnen außerdem der Kampf in Gebirgsgegenden, die in Mitteleuropa häufig sind, wie auch die Belagerung von Burgen, nicht geläufig war, standen sie von

*) Der Ursprung der Nationen. (Deutsche autorisirte Ausgabe.) Bei F. A. Brockhaus in Leipzig. 1874.

ferneren Eroberungsversuchen im Westen ab, und begnügten sich mit dem Besitze der eroberten osteuropäischen Ebene, d. h. mit den ruthenischen Fürstenthümern, aus denen später das Großfürstenthum Moskau und endlich das Kaiserthum Rußland entstanden ist.

Man verwechselt, selbst in gründlicheren Werken, als es unsere gewöhnlichen Encyclopädien sind, gewöhnlich den Tataren mit dem Mongolen dermaßen, daß der Leser zu der Annahme gelangt, beide seien nur verschiedene Stämme eines und desselben Volkes, derselben Race. Dieses ist sicherlich nicht der Fall. Die Tataren, wie ich sie kennen gelernt, und die Mongolen, unter denen ich einige Zeit gelebt habe, sind zwei verschiedene Racen, verschieden in physischer Hinsicht, verschieden auch durch ihre Sprachen. Sie mögen, wenn wir die asiatischen Despotien, welche Dschengischan und Tamerlan gegründet haben, Reiche nennen wollen, lange Zeit ein Reich gebildet haben; ein Volk sind sie nie gewesen!

Wer einen Tataren nicht auf den ersten Blick von einem Mongolen unterscheidet, dürfte überhaupt keine Fähigkeit haben, Menschenracen von einander zu unterscheiden. Nicht der glattrasirte, mit einem gesteppten seidenen Käppchen bedeckte Kopf und der dünne Bart macht den Tataren, wie das pechschwarze, dichte, in einen langen Zopf geflochtene Haar nicht den Mongolen macht. Es sind andere charakteristische Merkmale, welche beide Racen von einander unterscheiden, und die ich, wenn auch nicht à la lettre, durch die Bezeichnung Dolichocephalus und Brachycephalus ausdrücken möchte. Der Tatarenkopf nähert sich stark der Langschädelform; der Kopf des Mongolen ist immer ein Rundschädel.

Weit tiefer ist der Unterschied der Sprachen. Ich hatte während meines langen Aufenthaltes in Sibirien, in den Gefängnissen, häufig Gelegenheit Tataren und Mongolen, so zu sagen, vergleichend zu studiren, da sich Individuen beider Racen in denselben befanden; sie konnten sich nie in ihren Idiomen mit einander verständigen. Im Gefängnisse von Irkutsk und auf dem Boyare (Markte) daselbst begegnete ich sehr häufig Tataren aus dem nahen Bilichtuja und Buriaten (Mongolen) aus Archirejsk, oder aus der großen Steppe, südlich vom Baikalsee; sie verständigten sich stets durch ein radegebrochenes Russisch, nie in ihren Muttersprachen.

Ich will, um dem Leser selbst ein Urtheil über die Verschiedenheit der Sprachen beider Völkerracen zu ermöglichen, die Zahlen beider neben einander anführen, aus denen erhellt, daß die Idiome grundverschieden sind.

| | | tatarisch | mongolisch |
|---|---|---|---|
| 1 | = | berr . . . | nige; |
| 2 | = | eky . . . | chojor; |
| 3 | = | jusch . . . | surba; |
| 4 | = | tert . . . | durba; |
| 5 | = | bysch . . . | taba; |
| 6 | = | allty . . . | sorchu; |
| 7 | = | dzity . . . | dollon (vel chollon); |
| 8 | = | sygys . . . | najma; |
| 9 | = | togos . . . | jusso; |
| 10 | = | on . . . | arba; |
| 20 | = | sebrygi . . | chory; |
| 30 | = | otus . . . | kotschy; |
| 40 | = | knik . . . | dutschy; |
| 50 | = | ilich . . . | tabje; |
| 60 | = | allton . . . | sjara; |
| 70 | = | dsyton . . . | talla; |
| 80 | = | sygson . . . | maje; |
| 90 | = | togoson . . | jiré; |
| 100 | = | juss . . . | zu; |
| 1000 | = | bermum . . | arbazu. |

Bekannt ist, daß beide Völkerracen in historischen Zeiten mit einander verbunden waren. Als sie sich in ungeheuren Schaaren auf Europa wälzten, war die tatarische Race die unterjochte, und dieser Umstand mag eher als andere Gründe die Erscheinung erklären, daß einzelne Tatarenstämme von einander isolirt, durch ihnen nicht verwandte, oder doch nicht nahe verwandte Stämme getrennt sind. Wir finden nämlich Tataren im Nischneynowgoroder, vorzüglich aber im Kasaner Gouvernement, wo sie ehemals ein mächtiges Königreich bildeten, und gelangen aus diesem Gouvernement in das Gouvernement Wjatka, wo die Wotjaken, und von hier in das Gouvernement Perm, wo die Permiaken hausen, welche mit den Tataren keine Aehnlichkeit und keine sprachliche Verwandtschaft haben. Erst jenseits des Urals, in der Gegend von Tjumen, am Tur, begegnen wir wieder Tataren, die sich Tura-Tataren nennen, und die durch einen breiten Landstrich von den weiter östlich in der Gegend von Tara hausenden Tara-Tataren getrennt sind. Oestlich von Tara begegnet man wiederum lange keiner tatarischen Physiognomie, bis in der Nähe von Tomsk, wo noch einige ansehnliche Tatarencolonien bestehen, welche aber, wie alle anderen, von Russen umgeben sind, und von diesem kräftigen und lebensfähigen Stamme vollkommen überwuchert werden.

Erst weit südöstlich von den Tomsker Tataren begegnen wir wieder ihren Stammverwandten im Minusinsker Kreise (im Jeniseyer oder, wie man gewöhnlich sagt, Krasnojarsker Gouvernement); es sind dieses die sogenannten ujgurischen Tataren, mit denen überhaupt das tatarische Element im Osten abschließt, da man demnächst im Kreise Balagansk, welcher zum Gouvernement Irkutsk gehört und am rechten Angaraufer liegt, und im Kreise Nischny-Udynsk, der sich am linken Angaraufer hinzieht, auf Buriaten mit ausgesprochener Mongolenphysiognomie und mongolischer Sprache stößt. Zwar trifft man in der Nähe von Irkutsk, in Bilichtuja, wieder auf eine mehrere hundert Köpfe zählende Tatarencolonie, welche Mohammed anhängen; aber eben dieses dürfte beweisen, daß sie von der russischen Regierung wegen irgend eines Vergehens dorthin gesendete Ansiedler sind, die sich nicht mit den in Bilichtuja und in der Umgegend wohnenden Russen vermischen, aber von ihnen den Ackerbau gelernt haben und ihn weit rationeller und intensiver als ihre Lehrer betreiben.

Die jetzige Isolirung der einzelnen Tatarenstämme in Sibirien ist leicht verständlich. Das russische Element dringt überall zwischen sie ein, vermehrt sich, während das tatarische an einer wahren chronischen Schwindsucht dahinsiecht, und im unblutigen Kampfe, trotz des Schutzes, welchen ihm die russische Regierung angedeihen läßt, erdrückt wird. Schwerer verständlich ist die räumliche Geschiedenheit der sibirischen Tataren überhaupt von den europäischen, besonders aber von den kasanschen, und diese Trennung dürfte zu erklären sein durch die Angabe einiger Schriftsteller, daß sie eine Folge unglücklicher Kämpfe sei, welche die Tataren mit anderen asiatischen Horden zu bestehen hatten, die sich in Folge dessen zwischen sie einschoben. Denn abgesehen davon, daß die Stämme der Wotjaken, Permiaken, Samojeden, Ostjaken, welche zwischen den kasanschen Tataren und den Tura-Tataren hausen, auf einer zu niedern Culturstufe stehen und standen, um einen siegreichen Kampf gegen die höher stehenden Tataren zu führen, waren die genannten Stämme auch zu wenig zahlreich, um die großen Chanate von Kasan und Ssybir (Tobolsk) zu trennen, mit welchem letztern Jermak gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts zusammenstieß. Die Angaben chinesischer Historienschreiber über diese vermeintlichen Kämpfe anderer tura-

nischer Völkerstämme mit den Tataren verdienen keinen Glauben; den Chinesen mangelt die Kritik und was westlich ihrer Mauer vorging mögen sie vielfach nach Hörensagen verzeichnet und obenein noch phantastisch ausgeschmückt haben. Ethnographie ist ja bekanntlich noch jetzt eine der schwächsten Seiten der Wissenschaft im Himmlischen Reiche.

Erklärlicher ist wohl die Annahme, daß schon Dschengischan die Tataren, gleich nach ihrer Unterwerfung unter seine Herrschaft, in verschiedene Gruppen theilte und die asiatisch-sibirische von der europäischen und südasiatischen, durch Einschiebung anderer Volksstämme trennte oder vielmehr einzelne Tatarenstämme in verschiedenen Gegenden seines weiten Reiches ansiedelte. Der kluge Despot mochte dieses aus politischen Rücksichten gethan haben, da die Tataren, das zahlreichste von ihm unterjochte Volk, nicht mongolischer Abstammung waren, und ein Zusammenlassen aller in einem Landstriche dem herrschenden Stamme um so bedrohlicher werden konnte, als ein großer Theil der Tataren der mohammedanischen Lehre huldigte, die bekanntlich leicht zu fanatischen Ausbrüchen hinreißt. Die mohammedanischen Kirgisen, deren Kopf- und Gesichtsbildung mehr Tatarisches als Mongolisches zeigt, sind gewiß erst nach dem Verschwinden der kräftigeren Nachfolger Dschengischans gegen Norden vorgerückt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß dieses schon nach der Zertrümmerung des sibirischen Tatarenchanats erfolgt ist, da Jermak die Tataren des Chans Kychym am Irtisch, zwischen Tobolsk und Omsk, traf, während erst später von Zusammenstößen der Russen mit Kirgisen in der Gegend von Omsk und Ischym gemeldet wird.

Wir wollen jetzt den sibirischen Tataren einige Aufmerksamkeit widmen.

Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts war die später in den Grafenstand erhobene Schmiedefamilie Strogonow im Besitze großer Landstrecken im Ural, namentlich im Gouvernement Perm und beutete den mineralen Bodenreichthum ihrer Besitzungen mit Hülfe herbeigerufener russischer Colonen aus. Da die Strogonow's aber die Besitzungen auch nach Osten zu, d. h. über den Ural hinaus, ausdehnten, kamen sie mit den im heutigen Kamyschlower, Ischymer und Tobolsker Kreise wohnenden Tataren in Collision, welche zwar selbst von den reichen Bergwerken der Ostabhänge des Urals keinen Nutzen zogen, es jedoch wohl nicht wünschenswerth fanden, daß sich die „Urussen" ihrer bemächtigten. Die Tataren belästigten die im Ural angesiedelten Russen, welche Blockhäuser errichteten und, so gut es ging, sich gegen die andringenden Feinde vertheidigten.

Trotz der bedeutenden Uebermacht der Tataren und der ihnen tributpflichtigen Ostjaken gelang es ihnen nicht, die Russen aus den von ihnen eingenommenen Positionen zu verdrängen: das, wenn auch noch sehr schlechte, europäische Gewehr und die unbehülfliche Kanone jener Zeit sicherten den Russen immer den Sieg und die Tataren mußten mit blutenden Köpfen abziehen. Ob jedoch die Strogonow'schen Arbeiter lange diesen immer wieder erneuerten Angriffen widerstanden hätten, ob sie ihnen nicht endlich hätten unterliegen müssen, lassen wir dahingestellt sein. Gewiß ist, daß den Strogonow's ein Ereigniß, das sich in Rußland selbst zugetragen, unerwartete Hülfe brachte.

Während der ununterbrochenen Kämpfe der Moskauer Großfürsten mit den Mongolen einerseits, und andererseits mit den sich gegen sie auflehnenden Fürsten des Rurik'schen Mannsstammes, welche alle in verschiedenen Landestheilen die Souveränetät beanspruchten, bildeten sich aus den Marodeuren („Opryschki") Räuberbanden, welche in leichten Kähnen auf der Wolga und anderen Flüssen umherschifften und den Handel sowohl auf ihnen als auch im Lande selbst brandschatzten. Die Inseln in der Wolga und die dichten Wälder an deren Ufern boten den Räubern sichere Zufluchtsstätten. Endlich gelang es Iwan IV. Wasilewitsch, mit dem Beinamen: „der Grausame", eine der Hauptbanden, die des Jermak Timofejewitsch (Sohn Thimotei), zu sprengen; und der berüchtigte Hauptmann entfloh mit einigen Hundert sogenannter Kasaken stromaufwärts auf der Kama in die Schluchten des Ural; er gelangte so in die Besitzungen der Strogonow's.

Anfangs war der Räuberhauptmann mit seiner Bande den arbeitsamen Schmieden sehr erwünscht; er vermehrte ja mit seiner Schaar die Vertheidiger der Blockhäuser, ja übernahm gänzlich ihre Vertheidigung, in Folge dessen die eigentlichen Fabrikarbeiter ruhig ihrer Arbeit nachgehen konnten.

Lange konnte jedoch dieses Verhältniß nicht dauern, denn einerseits drohte, wie der Chronist Müller andeutet, der wüthende Iwan den Strogonow's mit seinem allmächtigen Zorne, wenn sie die Räuber nicht auslieferten, andererseits aber wurden diese selbst ihren Schützlingen unangenehm, da sie wohl für ihre Dienste mehr beanspruchen mochten, als diese Dienste selbst werth waren. An ein Ausliefern der Räuber konnten wohl die Strogonow's nicht denken; dazu haben doch am Ende ihre Kräfte nicht hingereicht. Sie beredeten deshalb Jermak, um sich seiner und seiner Kasaken auf die beste Manier zu entledigen, gegen die Tataren zu ziehen, sie im eigenen Lande aufzusuchen und zu vernichten. Es ist erlaubt zu zweifeln, ob die Strogonow's an diesen Erfolg geglaubt haben, da die Schaaren Jermak's, zu denen sich noch nachträglich andere der Gerechtigkeit entwischte Räuber gesellt hatten, nicht viel über tausend Mann betrugen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Strogonow's glaubten, die ihnen lästigen Gäste würden im offenen Kampfe mit den zahlreichen Tatarenhorden unterliegen und nimmer wieder aus den Ebenen des Irtisch in die sicheren Schluchten des Ural zurückkehren. Sie hatten sich getäuscht.

Beim ersten Zusammenstoße der Tataren und Russen unterlagen die ersteren, trotz ihrer unverhältnißmäßigen Ueberzahl, und Kychym Chan mußte dem Sieger nach wenigen Schlachten den westlichen Theil seines Reiches, ja sogar seine am rechten Irtischufer gelegene Hauptstadt Ssybir, das heutige Tobolsk, überlassen. Das noch schwerfällige und rohe europäische Feuergewehr, verbunden mit einer der asiatischen überlegenen Taktik, besiegte Pfeil und Bogen, welche von undisciplinirten, nicht durch Panzer, wie die Russen, geschützten asiatischen Horden zur Abwehr der Invasion benutzt wurden.

Die Nachricht von der abenteuerlichen Unternehmung Jermak's war bis Moskau gedrungen und erzürnte den Tyrannen. Ohne seinen Befehl einen Kriegszug, wie der sibirische war, zu unternehmen, hieß seine Allgewalt verhöhnen. Deshalb auch erging an die Strogonow's der strenge Befehl, Jermak's Unternehmen zu vereiteln, ihm die Umkehr zu gebieten. Iwan mochte bei der Vorstellung vom Kampfe in Sibirien der Gedanke an den erst vor Kurzem beendeten schweren Kampf mit den Kasauer Tataren vorschweben und er mochte vor einer gemeinschaftlichen Action der Reste dieser mit den Schaaren Kychym's erschrocken gewesen sein, wenigstens Schreck fingirt haben. Jermak ließ sich indeß in seinem Plane nicht beirren, der wohl gleich nach der ersten gewonnenen Schlacht auf die Eroberung von ganz Sibirien, dessen ungeheure Ausdehnung ihm ja nicht bekannt war, abzielte.

Dieselbe Nachricht, welche den Zaren erschreckte, führte dem kühnen Abenteurer Hülfe zu, denn in Folge des Gerüchtes eilten Viele, die mit den Gesetzen nicht auf dem besten Fuße standen, über den Ural, so daß sich der Trupp

Jermak'scher Kasaken auf nahezu zweitausend Mann steigerte. Gleich nach den ersten Siegen Jermak's fielen die am Ob hausenden Ostjaken von Kychym Chan ab, und leisteten den Russen allen möglichen Vorschub. Auch die Tura-Tataren, welche mit Kychym gegen Osten gezogen waren, kehrten bald in ihre Wohnsitze zurück und überließen ihren Fürsten mit den Tataren von Tara seinem Schicksale.

Der Ausgang des Kampfes zwischen Russen und Tataren ist bekannt. Iwan der Grausame nahm vom Räuber Jermak das ihm gemachte Geschenk, welches an Umfang seine bisherigen Besitzungen bedeutend überragte, gnädig an, verzieh ihm und seinen Genossen alle begangenen Verbrechen und ernannte ihn zum General und „Wojewoden“ Sibiriens. Der tragische Tod Jermak's, welcher in den Fluthen des reißenden Irtisch ertrank, hielt die Russen in ihren Fortschritten nicht auf, und wir finden sie schon um die Hälfte des nächsten (17.) Jahrhunderts an der Selenga, im Baikalgebiete, in Kämpfe gegen China verwickelt, während das ungeheure, westlich von Irkutsk liegende Gebiet als „alter Besitz“ betrachtet wurde und vollkommen unterworfen war.

Kurze Zeit nach der Besitzergreifung Sibiriens durch den russischen Zaren begann ein Völkerdrängen von Westen nach Osten, das man fast eine umgekehrte Völkerwanderung nennen möchte. Aus dem an sich menschenarmen Großfürstenthum Moskau zogen immer neue Schwärme nach Osten, legten erst auf dem linken, dann auf dem rechten Ufer des Irtisch Colonien an, neue nachdrängende Ansiedler drangen immer weiter vor und umringten und isolirten die einzelnen Tatarencolonien, welche bald nur wie Inseln aus dem neugebildeten ethnographischen Meere hervorragten. Ich bin stark versucht anzunehmen, daß die Unterschiede in Tura, Tobolsker, Tara und Tomsker Tataren sich erst gebildet haben, nachdem sich zwischen ihnen die Russen festgesetzt, sie isolirt hatten.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm der Zuzug oder besser der Nachschub der Russen nach Sibirien immer bedeutendere Dimensionen an und dieses mußte für die Tataren, wie überhaupt für die nichtarischen Völkerstämme des Landes, die verderblichsten Folgen nach sich ziehen.

In der weiten fruchtbaren Ebene von Tara, welche sich geologisch als der Grund eines großen Binnenmeeres darstellt, hausten noch vor etwa 150 Jahren die meisten Tataren und die russische Regierung hatte sie mit gewissen Privilegien ausgestattet, welche auf die Erhaltung des Stammes berechnet waren. Zu diesen Privilegien gehörte auch der „ewige und alleinige Besitz der Steppe von Tara“.

Der Bodenreichthum, welcher trotz seiner physischen Zusammensetzung (Humus und nicht zu fetter Lehm) verhältnißmäßig leicht zu bearbeiten ist, und die vielen fischreichen Flüsse zogen viele russische Ansiedler herbei, welche sich anfangs begnügten Wälder urbar zu machen und den gewonnenen Boden für sich bebauen zu dürfen, später aber sich immer mehr der eigentlichen den Tataren zugesicherten Steppe näherten, und trotz aller Verbote der Regierung diese durch List und Gewalt in ihren Besitz brachten und die eigentlichen Eigenthümer immer mehr einzwängten.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Reisen in der Sahara.

Ein französischer Reisender, Largeau, unternimmt gegenwärtig Wanderungen in der östlichen Sahara und hat Ghadames besucht um dort Handelsverbindungen mit Algerien anzuknüpfen. Ein anderer, Paul Soleilles, unternimmt das kühne Wagniß, von Algier aus nach Timbuktu vorzudringen und von dort bis St. Louis an der Mündung des Senegal zu reisen. Er ist ein ausgezeichneter Fußgänger und hat früher schon Insalah gesehen, denn man ließ ihn nicht in die Dörfer dieser zu Tuat gehörenden Oase. Die Lyoner Handelskammer unterstützt ihn mit 5000 Francs; auch von Seiten anderer Handelskammern hat er Förderung zu erwarten.

In England wird eine westafrikanische Expedition ausgerüstet. Der Ingenieur Donald Mackenzie hat den Plan, die westliche Sahara unter Wasser zu setzen und dabei geht er von folgenden Voraussetzungen aus. „Der nordwestliche Theil der Sahara, im Westen der Tafelländer von Mursuk und Asben, bildet eine Bodensenkung, eine weit ausgedehnte Depression viele Fuß unter dem Meeresspiegel. Dieses Becken reicht von den fruchtbaren Gegenden Tafilelts und Tuats bis wenige Meilen von Timbuktu und von Truza und Afanad nach Westen hin bis zum Hochlande von Maghter und Aderer. Seine Gestalt ähnelt so ziemlich einem unregelmäßigen Parallelogramm und seine Grenzen werden deutlich angezeigt durch steile Abfälle und hohe Ufer; diese beweisen, wie überhaupt das ganze Becken, klärlich, daß sie in verhältnißmäßig neuer Zeit die Einwirkungen des Wassers erfahren haben. Von der nordwestlichen Ecke dieser Depression zieht sich in Gestalt eines V ein Thal nach dem Atlantischen Ocean; die Ausmündung desselben ist auf den Karten als Wady Belta bezeichnet und liegt gegenüber den Canarischen Inseln. Reisende, welche dasselbe besucht haben, behaupten, dieses Wady sähe aus als ob dasselbe erst gestern vom Meere verlassen worden sei; das Niveau liege tiefer als der Meeresspiegel. Durch Sandanhäufungen sei dasselbe vom Ocean abgeschnitten worden; unter der heißen tropischen Sonne habe ein solches Binnenmeer verschwinden müssen und nun zeugen nur noch salzige Niederschläge und allerlei marine Ueberbleibsel von dem einstigen Vorhandensein desselben.“

Das ist die Aufstellung Mackenzie's, der nun die Sandanhäufungen entfernen will, welche jetzt den Ocean vom Wady Belta absperren: er will den Atlantischen Ocean wieder in dasselbe lenken und einen Binnensee herstellen. Dieser werde dann eine Fahrbahn bis in das Herz von Afrika herstellen, die Producte sowohl des Pflanzenreiches wie des Mineralreiches von Tafilelt und Tuat könnten nutzbar gemacht werden; Asben und viele von den Tuareks durchzogene Gegenden kämen in das Bereich der Civilisation; Bambarra, Sonrhay, Haussa &c. würden nicht länger isolirt bleiben sondern vom Verkehr berührt werden, die Handelswaaren könnten auf kürzerm Weg und also wohlfeiler zu ihnen gelangen und Timbuktu würde nur noch 800 Miles vom Atlantischen Meeresufer entfernt sein.

Bei Projecten solcher Art pflegt man sich bekanntlich sanguinischen Hoffnungen hinzugeben und das scheint uns auch hier der Fall zu sein. Der Schotte nimmt an, daß englische Waaren auf diesem nassen Wege in Menge nach Innerafrika gelangen und gegen Baumwolle, Indigo, Reis, Kautschuk, Kupfer und manche andere Gegenstände ausgetauscht werden könnten. Die Fruchtbarkeit jener Gegenden sei derart, daß

sie überhaupt alle tropischen Erzeugnisse zu liefern im Stande seien. Wir lassen das bis auf Weiteres dahin gestellt. Ernst genommen wird die Sache, denn eben jetzt wird, wie wir aus der Mainummer des „Geographical Magazin“ ersehen, eine Expedition vorbereitet um den Wady Belta rc. genau zu erforschen. Mit Mackenzie gehen zwei Herren Skertchly, wovon der eine jüngst ein Werk über Dahomey veröffentlicht hat, und der andere ein Geolog ist; der Ingenieur Fairley, der früher im Dienste des Sultans von Marokko stand, ein Herr Brion und noch mehrere Andere. Der Letztere hat nach Angaben früherer Reisenden ein Relief der hier in Frage kommenden Gegenden angefertigt. Wenn die Untersuchungen günstig ausfallen, will man sofort die praktischen Arbeiten in Angriff nehmen.

## Winwood Reade †.

Wir lesen in der „Mail“ die kurze Notiz, daß W. Reade in den ersten Tagen des Mai in London gestorben sei. Wir haben uns für diesen höchst unternehmenden, überaus kecken Reisenden stets lebhaft interessirt. Er war eine durchaus unmittelbare Natur, der rund von der Leber wegsprach und einen schroffen Gegensatz zu der philisterhaften Prüderie bildete, die in England leider unter vielen Gelehrten an der Tagesordnung ist.

Als Du Chaillu seine Nachrichten über den großen äquatorialen Affen veröffentlichte, den er sehr unpassend als Gorilla bezeichnete, behaupteten weise Leute in Berlin und London, daß es sich dabei um einen „frechen Schwindel“ handele; Du Chaillu wurde als Lügner hingestellt. Wir unsererseits überlegten uns die Sache ruhiger und sprachen uns etwas günstiger über diesen Mann aus, der im Hinterlande des Fernando Vaz, am Ogowai und an der Serra do Cristal mit dem mächtigen Thier in Berührung gekommen war; seine Schilderungen waren durchaus klar, obwohl er vielerlei Abenteuerliches beimischte. Weshalb sollte in Afrika, das ja immer so viel Neues bietet, nicht eine Affenart bisher unbekannt gewesen und nun entdeckt worden sein?

Als der Streit heftig wurde entschloß sich W. Reade, ein damals junger Mann, kurzweg, nach dem äquatorialen Afrika zu reisen und mit dem „Gorilla“ persönliche Bekanntschaft zu machen. Gelang es ihm Haut, Schädel und Gerippe zu bekommen und diese in London vorzuzeigen, so war die Controverse ohne Weiteres zu Ende gebracht. War der Gorilla wirklich vorhanden, so mußte er in der Gegend zu finden sein die im Norden vom Muni, im Süden von Fernan Vaz begrenzt ist, und die Neger sagten, daß er in den Ngumbiwäldern sehr häufig sei; sie erzählten ihm, daß am Abend vorher ein Schrei des „Njina“ gehört worden sei. Sie führten dann Tänze auf, in welchen sie die Bewegungen des großen Affen nachahmten; sie zeigten insbesondere wie man denselben angreife und tödte. Der Tanz war eine religiöse Festlichkeit, welche der Jagd voranging, und die bis zum Morgengrauen dauerte. Reade schloß sich den Jägern an und man zeigte ihm frische Spuren des Gorilla, welchen die Neger folgten. „Wir, mein Jäger Elia und ich, waren nun dem Gorilla ganz nahe; er nahm seinen Rückzug und brach dabei Aeste nieder. Ich zitterte am ganzen Leibe, sperrte meine Augen weit auf, hielt mein Gewehr krampfhaft fest und biß die Zähne aufeinander. Jetzt, nach fünfmonatlichen Mühen, winkte mir endlich der Lohn. Aber ich trat auf einen dürren Ast, der Gorilla merkte Unrath und verschwand!“

Die Thatsache war also festgestellt, aber schon 1846 hatte der nordamerikanische Missionär Wilson in seinem ungemein lehrreichen Werk über Westafrika, das auch ins Deutsche übersetzt worden ist, eine Beschreibung des Troglodytes Gorilla gegeben, welchen die Neger am Gabon als Njine bezeichnen. Es gelang ihm, einen Schädel zu erhalten, und die Eingeborenen schilderten ihm das Thier ganz richtig. Wilson sah einen getödteten Gorilla, den er ausführlich beschreibt. Du Chaillu erhielt nicht weniger als 16 gut erhaltene Exemplare.

W. Reade's Buch „Savage Africa“, London 1864, enthält viele interessante Angaben, deren manche allerdings den patentirt frommen Engländern der Exeterhalle sehr anstößig erschienen. Diese haben ihn vielfach bekämpft, insbesondere nachdem er in einem Vortrage der Anthropologischen Gesellschaft in London („Journal of the Anthropological Society“, Bd. III, S. 143 ff.) die Missionsunternehmungen in Afrika für a wretched bubble erklärt hatte, und das Verfahren der Missionäre der schärfsten Kritik unterwarf. „British Christianity can never grow in an african soil. I have found Christian missions not only inferior to Mohammedan missions, as a means of civilising Negroes, but absolutely useless.“ Er wurde darüber auch in der Anthropologischen Gesellschaft hart angelassen und die Debatten spannen sich durch eine lange Reihe von Sitzungen fort; wir wollen hier nur bemerken, daß Richard Burton sich entschieden auf seine Seite stellte.

Als der Krieg gegen die Aschantis ausbrach, war W. Reade sofort auf dem Platze um als Correspondent der „Times“ sich der Expedition anzuschließen und er hat dem großen Londoner Blatte ganz vortreffliche Berichte geliefert. Unsere Leser werden sich der Schilderungen der Haussas, der wilden Neger von der Sierra-Leone-Küste und der Cannibalen aus dem Nigerdelta erinnern, welche die Engländer als Hülfsgenossen ins Feld führten. Erst jetzt haben wir aus der Notiz der „Times“ erfahren, daß W. Reade der Verfasser war.

## Die Austernbänke an der Küste von Neujersey.

Nach den Aussagen der erfahrensten Fischer wirft der Austernfang der Newark- und Amboy-Bucht dieses Jahr einen größern Ertrag ab als in irgend einem Jahre seit 1867, und zwar sind die Austern, trotz ihrer Menge, nicht etwa schlechter als in früheren Wintern, sondern sogar besser. Die Newark-Bay allein soll 1,500,000 Bushels der köstlichen Thiere geliefert haben und die Ausbeute der Amboy-Bay, deren Betten bekanntlich noch größer sind als die der erstern, soll noch beträchtlicher gewesen sein. Diese für die Fischer wie für das Austern essende Publicum gleich erfreuliche Erscheinung ist die Folge der Schonung, welche man den sogenannten Saataustern in den letzten Jahren hat angedeihen lassen und es ist zu hoffen, daß die Vermehrung der Thiere bei der Fortsetzung dieses vernünftigen Verfahrens auch künftig eine so starke sein wird wie in diesem Jahre. — Die Austern der Newarker Bay sind nach Gewässern der verschiedensten Klimas verpflanzt worden und werden demzufolge unter den verschiedensten Namen auf den Markt gebracht. So wurden diesen Winter 7000 Bushel nach Frankreich geschickt, um dort zur Bepflanzung der Betten eines reichen Austernhändlers zu dienen. Derselbe hat schon vor zwei Jahren einen derartigen Versuch gemacht und ist damit über alle Erwartungen erfolgreich gewesen. Auch nach der San-Francisco-Bay und dem Sacramento- sowie San-Joaquin-River ist die Auster der Newarker Bay verpflanzt worden und gedeiht daselbst in der vorzüglichsten Weise. Von England, dessen Austernbetten zum größten Theil erschöpft sind, steht starke Nachfrage nach Newarker Austern in Aussicht.

Die großen Betten der Amboy-Bay oder vielmehr des Raritan-River, welche anderthalb Meilen lang und eine Meile breit sind, haben, wie bemerkt, ebenfalls einen ungewöhnlich hohen Ertrag geliefert. Sie sind ein sehr werthvolles Stück Meeresgrund und über ihren Besitz haben seit ihrer Entdeckung die heftigsten Fehden zwischen einer großen Anzahl Fischer stattgefunden. Anfangs waren sie von mehreren Anwohnern des Staaten-Island-Sunds in Beschlag genommen worden, doch wurde diesen der Besitz schon nach fünf Jahren von Neujersey-Austernfischern mit Erfolg streitig ge-

macht, welche sodann bis auf den heutigen Tag von anderen Personen in ihrem Besitze gestört und fortwährenden Angriffen ausgesetzt worden sind. Um sich derselben zu erwehren sind sie genöthigt, während der Sammelzeit fortwährend ein armirtes Dampfboot in der Nähe der Betten zu halten. Sie üben also das Faustrecht in unverblümter Weise und es ist leicht begreiflich, daß sich unter den Bürgern des Staates, welche von den Verhältnissen unterrichtet sind, eine starke Opposition geltend macht. Die Legislatur ist schon zu verschiedenen Malen aufgefordert worden, diesem anomalen Zustand der Dinge ein Ende zu machen und es heißt, daß sie ein Gesetz annehmen wird, welches den Staat als den Eigenthümer der Austernbänke erklärt und ihn zum Verkauf oder zur Verpachtung derselben an den Meistbietenden ermächtigt.

---

### Die Stellung der Füße beim Gehen.

Nur wenig Beachtung ist diesem Gegenstande mit Rücksicht auf die Anthropologie bisher geschenkt worden. Jetzt wird derselbe angeregt in der englischen Zeitschrift „Nature" vom 6. Mai 1875 und dabei namentlich das Gehen der nordamerikanischen Indianer auf dem Kriegspfad hervorgehoben.

Als einen weitern Beitrag will ich hier anführen, was der musterhafte Beobachter Steller (Kamtschatka S. 368) über das Gehen der Itelmenen sagt: „Auf den Fußsteigen der Itelmenen ist dergestalt beschwerlich zu gehen, daß man kaum einige Werst avancirt, so hat man sich schon um die Knöchel wund gestoßen; ihre Wege sind nicht über 8 Zoll breit, dabei dergestalt tief und ausgetreten, daß man darinnen als in einem engen Canal geht. Und dieses aus zwei Ursachen, einmal so halten sie es für eine große Sünde sowohl im Sommer als Winter einen andern Weg zu gehen, als welchen ihre Voreltern gegangen, sollten sie auch einen hundertmal nähern oder bessern wissen. Zweitens so setzen sie die Füße so widerlich im Gehen, daß allezeit beide Fußstapfen im Gehen in einer Linie zu stehen kommen, welches ich als etwas Besonderes an dieser Nation regardiret."

* * *

— In Galizien, welches von den Polen ganz unrichtig als ein polnisches Land bezeichnet wird, bilden die Ruthenen die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung und sie stehen schon als Anhänger der griechischen Kirche den Polen gegenüber, welche sich zur vaticanischen Religion bekennen. Je uncultivirter die Völker sind, um so mehr legen sie Werth auf kirchliche Formeln und auf Dogmen, die ihnen doch unverständlich sind; die Geistlichkeit übt großen Einfluß, aber nicht im Interesse der Gesittung. So erklärt sich, daß derartige Völker hinter anderen weit zurückbleiben. In Galizien haben nach den neuesten Ermittelungen die Deutschen 110 Schulanstalten, die Polen 1117, die Ruthenen dagegen 1537. Die Zahl der Juden ist in jenem Lande sehr beträchtlich und sie halten auf Schulen für ihre Angehörigen, die wohl so ziemlich alle Deutsch verstehen und sprechen, wie es eben ist. Die Zahl ihrer Lehranstalten finden wir nicht angegeben.

— Der californische Hoodlum. Man wird dieses Wort in keinem englischen Lexicon finden, aber „das Thier" oder „die Creatur", welches mit demselben bezeichnet wird, spielt am Großen Ocean eine sehr unliebsame Rolle. In den östlichen Staaten der nordamerikanischen Union sind die „Raufbolde" in den großen Städten eine höchst nichtsnutzige und lästige Classe; und mit Recht bezeichnet man diese Plug uglies, Shoulder hitters und wie sie weiter heißen als eine Pest in der bürgerlichen Gesellschaft. In Californien hat man eine vicarirende Form dieses Unthiers. Eine Monatsschrift in San Francisco („Overland Monthly") entwirft folgendes Bild: „Hier, in der äußersten Thule der Civilisation, haben wir ein Geschöpf, das durch und durch nichtsnutzig ist und an welchem wir auch nicht einen einzigen guten Zug finden. Wie sollen wir diese Creatur beschreiben? Sein Name ist Hoodlum. Der Hoodlum stülpt einen schlaffen Filzhut mit breitem Rande auf den Kopf, trägt einen Sackrock, schlotternde Hosen und Stiefel mit hohen Absätzen. Auf das Haar thut er sich viel zu gute, es ist sein Stolz und es glänzt von Pomade. Er ist eine wohlfeile Creatur, d. h. er wendet nicht viel an sich, trägt billige Kleider, raucht schlechten Tabak und seine geistigen Genüsse kosten wenig; er liest Diebes- und Mörderromane aus der Leihbibliothek und dann die täglich erscheinenden „Polizeinachrichten". Er liebt es nicht, allein zu sein; die Hoodlums bilden förmliche Banden, welche Nachts sich in den Straßen umhertreiben und für die es ein Hauptspaß ist, Frauenzimmer und Chinesen zu mißhandeln. Es ist auch schon vorgekommen, daß diese Helden in dunkeler Nacht einen weißen Mann durch Steinwürfe getödtet haben. Dem Polizeimanne bietet der Hoodlum allemal Trotz und der biedere Polizeimann thut, als ob kein Hoodlum auf Erden sei. Aber das Volk schreit Ach und Weh über diese Creatur.

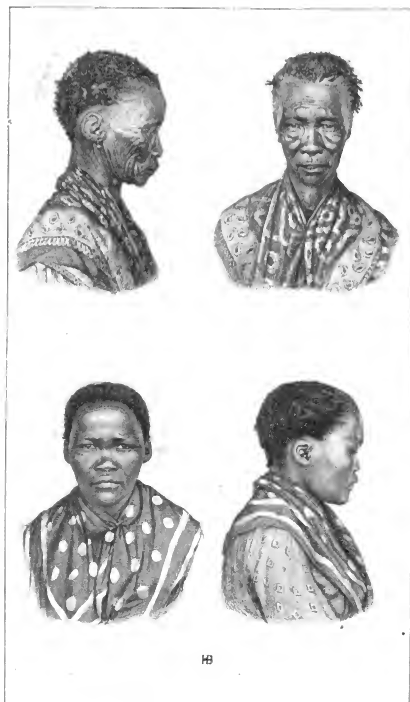
Manche Leute sind in dem Irrthume befangen, diese Hoodlums seien Knaben oder erwachsene Jungen, Boys im wirklichen Sinne des Wortes, aber durchschnittlich sind sie über achtzehn Jahre alt, und man kann sie als erwachsene Leute betrachten. Auch sind sie nicht etwa alle nur Bummler und Müßiggänger, die meisten arbeiten vielmehr am Tage in irgend einem Geschäfte. Von manchen werden sie für „desperate Thiere" gehalten und für „Barbarenhorden", welche sich gelegentlich der Stadt San Francisco bemächtigen und mit Mord und Plünderung heimsuchen könnten. Aber damit hat es keine Noth, denn der Hoodlum ist ein niederträchtiger Feigling (an arrant coward and a sneak).

Wie können wir uns dieser Pest entledigen? Es sind manche Gegenmittel versucht worden, aber sie halfen nichts. Wirksam allein ist die Peitsche. Der Hoodlum macht sich platterdings nichts daraus, wenn er ins Gefängniß oder ins Arbeitshaus gebracht wird. Was eine moralische Strafe ist, weiß er nicht, denn er hat weder Moral noch Ehrgefühl, und wenn er eingesperrt ist, leidet er eben keine größere Entbehrung als zu Hause. Wenn er aber recht gründlich ausgepeitscht worden ist, kommt er zur Besinnung. Wir zahlen hier in San Francisco monatlich 5600 Dollars für Straßenreinigung; die können wir sparen, wenn wir die Hoodlums zu einer nützlichen Zwangsarbeit verurtheilen; dabei würden freilich die hohen Absätze an den Lackstiefeln in die Brüche gehen und das pomadisirte Haar staubig werden. Doch besser wäre es, wir hätten keine Hoodlums und wir hätten sie nicht, wenn Mütter und Väter von ihren elterlichen Pflichten durchdrungen wären, wenn sie Zucht in der Familie ließen, ihre Kinder beaufsichtigten und sie nicht zu wilden Bestien heranwachsen ließen!"

---



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



*Hottentotten.*

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.




Band XXVII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

# Aus K. Yriarte's Wanderungen in Istrien.

Die Landschaften welche das nördliche Ende des Adriatischen Meeres umschließen, haben im Laufe der Jahrhunderte in geschichtlicher Beziehung mancherlei Wechsel erfahren und sind ein Tummel- und Fechtplatz für sehr verschiedene Völker gewesen. Nationale Gegensätze liegen auch heute noch schroff nebeneinander.

Das zur österreich-ungarischen Monarchie gehörende sogenannte Küstenland oder Litorale begreift verschiedene Bestandtheile; Hauptstadt ist Triest; sein Ursprung reicht über die Römerzeiten hinaus. Während der Völkerwanderung erlitt es harte Schläge, war eine Zeitlang den Langobarden, nachher den Byzantinern unterworfen, gehörte später den Karolingern, welche es dem Bischof überantworteten, wurde zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts freie Stadt, als solche von den Venetianern schwer bedrängt und unterwarf sich, um von diesen nicht unterjocht zu werden, dem Deutschen Reiche; es kam trotzdem auf einige Zeit unter venetianische Herrschaft und ist seit 1382 österreichisch.

Südlich von Triest erstreckt sich die Halbinsel Istrien, ein Dreieck bildend, weit ins Meer nach Süden hin. Die Basis desselben wird gebildet von einer Linie, welche man in der Richtung von Nordwest nach Südost bis St. Veit am Flaum (Fiume) zieht, etwa 260 Kilometer; die Linie von Norden nach Süden, bis zum Cap Promontore, ist etwa 315 Kilometer lang. Die östliche Küste wird vom Quarnerischen Meerbusen bespült, die westliche vom Triester Golfe. Dieser letztere hat einen weniger steilen Abfall als jene und zahlreiche Einschnitte und Buchten, welche bequeme und sichere Häfen bilden. Die Thäler bieten einen gefälligen Anblick dar, der Acker ist gut bestellt, Weinrebe und Oelbaum liefern reichen Ertrag und das Meer ist reich an Fischen.

Dagegen sind die Gestade am Quarnerischen Busen gefährlich durch die vielen Klippen, von welchen das Meer starrt, und die Bora, dieser wilde, scharfe Nordost, richtet nicht selten große Verheerungen an; ein Gleiches ist der Fall, wenn der Sirocco von Südosten her die Wogen wild empor peitscht. Deshalb ist diese Küste auch nur spärlich bevölkert, ohnehin hat sie im Allgemeinen keinen fruchtbaren Boden. Gen Norden nach Fiume hin fällt die Küste weniger steil ab und die Landschaft gewinnt einen freundlichen Anblick, namentlich zwischen Albona und Volosca.

Die Küstenstädte haben eine überwiegend italienische Bevölkerung, das platte Land dagegen ist durchaus slavisch; die Zahl der Deutschen ist gering und besteht zumeist aus Beamten, Soldaten und Handelsleuten. Diese, auch die italienischen, müssen wenigstens in den kleineren und mittleren Ortschaften Slavisch zu sprechen verstehen, um mit den Landleuten verkehren zu können. Bei diesen ist das italienische Element, welchem Herrschsucht vorgeworfen wird, nicht beliebt. Die römisch-katholische Kirche hat in den Slaven warme, aber keineswegs fanatische Anhänger; in der Umgegend von Dignano hat sich jedoch seit dem siebenzehnten Jahrhundert eine griechisch-orthodoxe Colonie bei ihrem schismatischen Glauben erhalten. Unter den Slaven trifft man viele mit blondem Haar, blauen Augen und sehr stattlichem Wuchse. Im Allgemeinen sind sie zum Arbeiten nicht aufgelegt, zeigen aber, wenn es sein muß, große Ausdauer namentlich bei Bestellung der



Bauern aus der Umgegend von Pisino.

Felder. Es fehlt ihnen nicht an Intelligenz; sie sind schlau, verschlagen, lassen sich manchmal zu Gewaltthätigkeiten fortreißen, zeigen aber auch eine gewisse Gutmüthigkeit. An Althergebrachtem halten sie mit äußerster Zähigkeit fest, wollen von Neuerungen, seien diese auch noch so nützlich, nichts wissen und kommen deshalb in der Civilisation nicht vorwärts. Gegen Fremde sind sie gastfrei, in der Familie gilt das Ansehen des Vaters.

Man trifft unter den istrischen Slaven auf große Verschiedenheiten; jeder Stamm hält fest am Ueberkommenen, an seinen besonderen Sitten und Gebräuchen, und Zwischenheirathen sind äußerst selten. Auch hat in Bezug auf Ackerbau und auf Gewerbsamkeit, insofern von letzterer die Rede sein kann, jeder der dreizehn Districte, in welche Istrien getheilt ist, seine Eigenthümlichkeiten. Man gewinnt viel Seesalz, züchtet Seidenraupen, salzt Fische ein, verfertigt Faßdauben, liefert Brennholz für Triest und Venedig, bearbeitet Bausteine, schlägt etwas Bauholz und bearbeitet einige Kohlen- und Alaungruben. Zur Ausfuhr gelangen Wein, Oel und Schafwolle, aber Seesalz ist und bleibt das wich-




Zigeuner und slavischer Bauer auf dem Markt in Pisino.

tigste Erzeugniß. In Bezug auf alle hier nicht namhaft gemachten Producte sieht Istrien sich auf das Ausland angewiesen; es bezieht von demselben den größten Theil seines Getreidebedarfs, trockene Gemüse, Vieh, Colonialwaaren, Droguen, Glas, selbst Töpfergeschirr und von alle dem geht auch nur wenig auf das platte Land; fast der ganze Verbrauch dieser und anderer Waaren beschränkt sich auf die Städte. Der slavische Bauer hat nur geringe Bedürfnisse; sein Schaf liefert ihm die Wolle, welche seine Frau spinnt und zu Zeug verwebt; sie ist es auch welche ihm die Kleider verfertigt. Mit der Färberei befaßt man sich nicht, weil die weiße oder braune Naturfarbe der Wolle für hinreichend gilt. Am Litorale findet man erst von Zara in Dalmatien an bunte, ins Auge stechende, eigenthümliche Bekleidung; wenn aber die Tracht in Istrien sich auch einförmig und keineswegs malerisch ausnimmt, so unterscheidet sie sich doch in den einzelnen Landestheilen, namentlich in Betreff der Schmucksachen.

Landstraßen sind in Istrien allerdings vorhanden, aber nur zwischen den wichtigeren Ortschaften. Von großem Ver-

kehr ist im Innern nicht die Rede und deswegen reicht eine Postverbindung in altmodischer Weise für das Bedürfniß der Menschen vollkommen aus. Freilich geht die Postkutsche nicht an jedem Tage; sie ist eigentlich ein Karren, der nur zwei Sitze für die Fahrgäste hat und die Fahrt geht der Bodenverhältnisse wegen nur langsam von statten. Wer rascher vorwärts will, kann auf Maulthieren reiten oder auch eine Lohnkutsche miethen, aber diese Vetturini fordern nicht selten unverschämt hohe Preise. In den größeren Städten findet man einen Gasthof, aber in den nördlichen Theilen ist man in Betreff des Unterkommens auf den guten Willen der Leute angewiesen. Der Reisende versorgt sich deshalb im Voraus mit Lebensmitteln, denn bei den Bauern wird er im besten Fall auf nur spärliche Kost rechnen dürfen. Auch bedarf er eines Führers, der Slavisch und Italienisch spricht; ohne einen solchen wird er schwerlich zurecht kommen. In einer slavischen Hütte wird man von ihm für die etwa geleisteten Dienste keine Bezahlung annehmen; der Bauer ist schweigsam, etwas mißtrauisch weil er mit der Außenwelt nur selten in Berührung geräth, aber in seiner Art ist er ein gastfreier Mensch. Für Sicherheit der Straßen sorgt die österreichische Polizei in musterhafter Weise. Wer einen Abstecher nach einer der vor der Küste liegenden Inseln macht, kann dreist beim Pfarrer vorsprechen und freundlichen Empfanges gewärtig sein. Solch ein Pfarrer lebt keineswegs in Ueberfluß, aber gern giebt er von dem was er hat: Trauben oder Rosinen, Oliven, Brot, Wein, in günstigem Fall auch wohl ein Stück gesalzenen Schweinefleisches. Dagegen kann man dem bescheidenen, armen Geistlichen eine Freude machen, wenn man eine Suppe aus Liebig's Fleischextract bereitet und mit Thee oder Kaffee und Zucker herausrückt; nicht zu vergessen ein paar Stearinkerzen, denn der würdige Mann begnügt sich für gewöhnlich mit einem Veglione, einer Lampe mit drei Schnäbeln für die Dochte. Ein mit Maisstroh gefüllter Sack bildet, auch beim Bauer auf dem Festlande, das Bett und es schläft sich ganz gut darauf.

Von Triest geht ein Postwagen nach Pisino, das in der Mitte der Halbinsel liegt, und es verlaufen fünfzehn Stunden bevor man von einer Stadt zur andern gelangt. Man berührt Capo d'Istria, Buje, Visinada, Caroibo und Fermo. In den Strecken, welche gegen die Bora geschützt



Slavische Bäuerin von Dignano. — Mann aus Monpaderno.

sind, bietet die Gegend einen recht freundlichen Anblick und überall schlingt sich, wie in der Lombardei, die Weinrebe um die Zweige des Maulbeerbaumes. Capo d'Istria ist eine Colonie der Römer; im Mittelalter stritten Genuesen und Venetianer um den Besitz und die letzteren blieben Sieger. Vom Meer aus gesehen nimmt die Stadt sich ganz gut aus, an den Hügeln stehen hübsche Landhäuser, aber das Innere zeugt von Verfall. An der Mündung der Flüsse Risano und Corna Lunga liegen die großen Seesalzschlämmereien, welche jährlich etwa 750,000 Kilogramm liefern; die Nachbarstadt Pirano giebt sogar einen Ertrag von 4 Millionen Kilogramm und beschäftigt etwa 3000 Arbeiter, die weiblichen mit eingerechnet. Dieser Gewerbszweig ist an dem istrischen Gestade sehr alt; die Venetianer haben ihn einst Jahrhunderte lang mit einem Verbote belegt, aber nach dem Sturze der Republik und unter österreichischer Verwaltung ist er schwunghafter als je zuvor geworden, und wird theils von Seiten des Staates, theils durch eine beträchtliche Anzahl von Privatleuten betrieben. Die beträchtlichsten Schlämmereien findet man an den Flußmündungen, wo die Küste offen ist und von Canälen durchschnitten, welche das Fortschaffen des Productes erleichtern. So liegen jene bei Pirano an der Mündung der Dragogna, bei Struniano und Porto Rose. Das istrische Salz ist von vortrefflicher Qualität und es ist nur zu verwundern, daß man in Triest noch nicht die Ausfuhr desselben betrieben hat. Auch Fischsalzerei und Seidenraupenzucht sind in Capo d'Istria nicht ohne Belang; künstliche Blumen und hübsche Stickereien sind Ausfuhrartikel. Als solche kommen auch Wein, Butter, Käse, Schweinsfett, Wolle und Felle in den Handel; die Schifffahrt ist nur Küsteurhederei; auf den Werften werden auch dann und wann größere Fahrzeuge gezimmert.

Von Buje und weiterhin von Visinada ab wird die Gegend bergig und kahl, überall jedoch sind die Stellen, an denen sich fruchtbares Erdreich findet, sorgfältig bestellt und das Sorgho erreicht manchmal eine colossale Höhe. An den Abhängen weiden Schafe das magere Gras ab; sie werden von grau gekleideten Knaben gehütet die auf einer Art von Rohrschalmei blasen. Dann und wann sieht man auf den Bergen dichtes Waldgestrüpp ohne hohe Bäume und die ganze Gegend gewährt einen unfreundlichen Anblick, bis weiterhin vereinzelt erst Eichbäume und dann in größerer

Menge auch Maulbeerbäume auftreten. Die Straße macht dann eine große Biegung und führt steilab in ein Thal; schon aus weiter Ferne hat man die Stadt Pisino in Sicht, die hart am Abhang eines furchtbar jähen Abgrundes liegt. Die Häuser gruppiren sich um einen Glockenthurm, einen hohen Campanile, der neben der Kirche steht und nach dem Muster des bekannten venetianischen gebaut ist. Die alte Festung oder Burg ist gut erhalten und das Gleiche gilt von den Casernen, in welchen eine kleine österreichische Garnison liegt.

Es traf sich, daß gerade die große Feria, der Michaelis-Jahrmarkt, abgehalten wurde. Auf dem Hügel des Calvarienberges, welcher eine Art von Vorstadt bildet, hatten Ochsen, Schafe und Schweine ihren Platz und der Postwagen hatte Mühe durch das dichte Gedränge zu kommen; im Orte selbst war wegen der Menschenmenge gar nicht durchzukommen und der Reisende stieg in der Osteria ab, welche als Schild einen schwarzen Adler hatte. Sie ist die einzige in der Stadt und war überfüllt; man wies dem Fremden ein bescheidenes Zimmer in einem benachbarten Hause an.

Hier war er nun „im Herzen von Istrien", wo er einen Wandelgang im Gewühl der Straßen lohnend genug fand. Dicht vor der Stadt hatten sich Zigeuner gelagert, und sie boten hier denselben Anblick dar wie überall; halbwilde Menschen mit dunkelgebräunter Haut, mit langem, blauschwarzem Haare, das straff bis auf die Schultern herab hing und statt der Bekleidung mit aneinandergenäheten Lumpen und Lappen behängt. In der Nähe stand eine Gruppe von Morlaken, die aus dem südlichen Theile Istriens gekommen waren; hin und her bewegten sich andere slavische Leute aus verschiedenen Gemeinden. Manche Männer hatten ihr Käppchen mit einem Lupinenstrauße verziert, manchmal auch mit Silbermünzen, die an das Zeug festgenäht waren. Die älteren Leute lassen das Haar lang wachsen, die jüngeren schneiden es hinten kurz, vorn hängt es bis an die Augenbrauen herab und wird in gerader Linie abgeschoren.

Bemerkenswerth ist, daß der Mann nur einen Ohrring trägt, gewöhnlich von Filigranarbeit. Das Hemd besteht nicht aus Leinwand sondern aus weißer Wolle, und der schmale Halskragen wird von zwei Filigranknöpfchen zusammengehalten.



Bauernhaus in Sbandati, im Bezirke von Pisino.

Beinkleider trägt man nach ungarischer Art; bei wohlhabenden Leuten sind sie weiß, bei ärmeren braun. Als Fußbekleidung dienen die bekannten Opanken. Die Tracht der Frauen ist sehr verschieden und wir gehen auf eine nähere Beschreibung derselben nicht ein.

Ein Blick auf die Waaren welche zum Verkauf ausgestellt sind, veranschaulicht die Bedürfnisse der slavischen Landleute. Man sieht ordinäres Töpfergeschirr, Holzwaaren verschiedener Art, Salzfässer, Löffel von Holz und Blech, auch mancherlei Eisenfabrikate 2c. Bunt genug nimmt die Menge sich aus; alle Landestheile haben auf der Feria ihre Vertreter; sie sind gekommen aus dem Süden, aus Dignano und Pola, von Osten her aus Albona und Fianona, auch Tschitschi aus Pinguente fehlen nicht. Die Bijouteriebuden sind von Frauen und Mädchen förmlich belagert. Hier zeigt sich eine Eigenthümlichkeit; selbst das ärmste Frauenzimmer wird sich nicht dazu verstehen einen Schmuck von vergoldetem Silber zu tragen. Yriarte hätte gern eine Sammlung der üblichen Schmucksachen gekauft, und zwar in vergoldetem Silber, die Handelsleute versicherten ihn jedoch, daß er sich darum vergeblich bemühen werde; man will eben nur Schmuck von reinem Golde. Sehr beliebt sind große Denkmünzen mit dem Bilde der Kaiserin Maria Theresia mit einem Rande von Filigranarbeit; sie werden am Halse getragen.

Bei manchen Frauen sind die Gesichtszüge recht hübsch, aber doch nicht anziehend, weil im Blick etwas Starres und im ganzen Ausdruck eine stumme Resignation liegt. Dann und wann drängt sich laut schreiend ein angetrunkener Bauer durch die Menge, richtet aber weiter keinen Unfug an, weil der österreichische Gensdarm sofort seine Autorität geltend machen würde. Am Abend geht es hoch her; überall wird gesungen und getanzt, die Schänken sind überfüllt. Draußen vor der Stadt, wo die Wagen und Karren in langen Reihen oder in Gruppen aufgestellt sind, brennen Lagerfeuer, neben welchen die Zecher sich eine Güte thun.

Der Bezirk von Pisino, wie schon gesagt „das Herz Istriens", umfaßt die Stadt, einen Flecken und 35 Dörfer; die Zahl der Bewohner wird sich auf etwa 25,000 belaufen. Sie alle sind Slaven mit Ausnahme von vier Gemeinden am Fuße des Monte maggiore, die walachischer Abstam-

mung sind und noch heute ein verdorbenes Rumänisch reden. Die Burg giebt der Stadt ein mittelalterliches, feudales Gepräge. Der deutsche Name der Stadt Pisino ist Mitterburg. Die Errichtung der Grafschaft fällt ins zwölfte Jahrhundert; eine Adelsfamilie vom Rhein erhielt den Titel der Grafen von Istrien, und Mitterburg war ihre Residenz; allmälig vergrößerte sich ihr Gebiet; sie hatten auch in Pola ein Schloß, welches sie in friedlichen Zeiten zu bewohnen pflegten. Zu allen Zeiten standen sie unter dem deutschen Kaiser und als sie ausstarben ging die Investitur an Oesterreich über. Heute hat Pisino eine höhere deutsche Lehranstalt und zwei Schulen in welchen Franziskaner den Unterricht ertheilen. Es ist Sitz der Verwaltungsbehörden, eines Bezirkshauptmannes, hat ein Obergericht, eine Besatzung auch ein Spital und für die Beamten ein Casino. Yriarte bemerkt: „In den Städten des Innern ist der österreichische Beamte inmitten des slavischen und italienischen Elementes völlig vereinsamt; alle mit denen ich mich unterhielt, klagten daß sie sich gleichsam im Exil befänden. Gewerbsamkeit ist in Pisino nicht vorhanden, aber der Seidenmarkt hat doch seit einigen Jahren eine gewisse Bedeutung erlangt. Die Krämer sind entweder eingeborene Istrier aus den südlichen Landestheilen oder auch Italiener."

Bei Pisino hat an dem steilen Abhang die Foiba ihr Felsenbett; sie rauscht mächtig in einen Schlund, in welchem ihr Wasser verschwindet. Bemerkenswerthe Gebäude sind außer der Burg nicht vorhanden; in einem mittelalterlichen Thurme derselben und in den anstoßenden Theilen befindet sich das Gefängniß. Yriarte war Zeuge wie die Insassen desselben sich durch die vergitterten Fenster mit ihren Verwandten unterhielten, die zum Markte gekommen waren; sie ließen sich erzählen was sich inzwischen im heimathlichen Dorfe begeben hatte. Alle sprachen Slavisch. Der Wanderer fragte einen italienischen Bürger ob jene Leute schwere Verbrecher oder nur leichter Vergehen halber eingesperrt seien. Die Antwort lautete: Barussa. Dieser mundartliche Ausdruck bedeutet einen Zank, einen Streit beim Glase, welchen ein Messerstich, una coltellata, zur Folge hat, wobei Blut geflossen ist.

Um noch einmal auf die ethnischen Verhältnisse zurückzukommen, so findet man Trümmer und Bruchstücke aller südslavischen Völker in Istrien, doch ohne daß allemal genau bezeichnet werden könnte, welchen derselben die Vorväter der Individuen ursprünglich angehört haben. Die Gruppe der Südslaven umfaßt bekanntlich viele Völker: Croaten, Slavonier, Dalmatiner; die Landleute im Triester Gebiete, Görz und Gradiska, Kärnthen, Südsteyermark, Krain, Istrien; die Montenegriner, Bosniaken und Serben. Sie alle reden im Wesentlichen dieselbe Sprache, aber mit starken mundartlichen Abweichungen. Selbst in Istrien fällt es Leuten aus von einander entlegenen Gemeinden nicht selten recht schwer, sich mit einander zu verständigen; aber die ihnen allen gemeinsame Schriftsprache wird durchgängig verstanden.

In Istrien bilden die Nichtslaven, voran die Italiener, etwa ein Drittel der Gesammtbevölkerung. In den Städten wird, wie schon bemerkt, zugleich Italienisch und Slavisch gesprochen, das erstere auch mehr oder weniger geläufig von Slaven der gebildeten Classe, von denen manche auch Deutsch verstehen. Seit den Tagen Karl's des Großen kamen mehr und mehr Slaven nach Istrien und das Lateinisch redende Element, welches unter den Byzantinern noch überwiegend war, mußte mehr und mehr weichen. Man nimmt an, daß die ältesten in Istrien seßhaften Slaven jene im Bezirke Buje seien, zwischen der Dragogna und dem Quieto, doch sind diese italienisirt worden, wenigstens in Kleidung und Lebensweise; im Uebrigen reden sie ihren slavischen Dialekt. Die Morlaken haben ihr Gebiet zwischen dem Quito und dem Leme, also zwischen den Ortschaften Visinada, Pisino, Parenzo, Gemino und Rovigno. Im Gebiete von Castel nuovo sind slavisirte romanische Familien ansässig.

Unweit der quarnerischen Küste, zwischen Fianona und Lovrana, unweit vom Fuße des Monte Maggiore, liegt der kleine See Tschepitsch (Cepich); an demselben hausen in mehreren Dörfern etwa fünftausend Leute, die ein verdorbenes Walachisch reden. Angeblich stammen sie von alten römischen Militärcolonisten ab. Die Südistrianer, d. h. die im Gebiete von Pola, sind italienischer Herkunft, unterscheiden sich aber in mancher Beziehung von den übrigen an der Küste wohnenden Italienern. Man nimmt als sicher an, daß sie von römischen Colonisten abstammen, welche sich späterhin mit venetianischen Ansiedlern vermischt haben. Sie reden eine besondere Mundart, in welcher manche lateinische Wörter eine andere als die gewöhnliche Bedeutung haben. Zwischen Dignano und Fasana liegt die kleine montenegrinische Ansiedelung Peroï, welche ihre Volksthümlichkeit bisher wohl bewahrt hat.

---

# Dr. Gustav Fritsch's Schilderung der Hottentoten.

Mit einer Tafel.

Fritsch's Werke über Südafrika gelten mit vollem Recht in ihrer Art für classisch, sowohl was die allgemeinen Schilderungen der von den Reisenden durchzogenen Regionen anbelangt, wie in Bezug auf seine Behandlung der anthropologischen und ethnologischen Verhältnisse. Er ist der erste, welcher in streng wissenschaftlicher Art uns einen Gesammtüberblick der Kaffervölker, der Hottentoten und der Buschmänner gegeben hat; was dieser aufmerksame und scharfsinnige Beobachter beibringt, kann als feststehend betrachtet werden und für eine sichere wissenschaftliche Errungenschaft gelten.

Schon das im Jahr 1868 veröffentlichte Buch: „Drei Jahre in Südafrika" (Breslau, F. Hirt) gewährte einen vortrefflichen Einblick in die ethnographischen Verhältnisse Südafrikas und fand allgemeine Anerkennung; vier Jahre später folgte das Prachtwerk: „Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben" (Breslau, F. Hirt). Der zu demselben gehörende Atlas giebt nicht weniger als 60 von vorn und von der Seite aufgenommene Portraits nach Originalphotographien des Verfassers; dieselben sind von R. Bürckner in Dresden meisterhaft in Kupfer radirt worden. Wir sind durch die Freundlichkeit des Herrn Hirt in der Lage, wie früher ein Blatt mit Kaffertypen, so jetzt ein solches mit Hottentotentypen mitzutheilen; demnächst werden wir ein drittes folgen lassen, welches die Buschmänner veranschaulicht.

Die Hottentoten bezeichnen sich selber als Koin Koi

eine Verdoppelung von Koin, welches Volk bedeutet. Im Allgemeinen haben sie eine eigenthümlich fahle, gelbbraune Hautfarbe, sehr krauses, verfilztes Haar, schmale Stirn, stark nach der Seite vortretende Backenknochen, spitzes Kinn, mittlern, wenig kräftigen aber zähen Körper, Hände und Füße sind klein; der Schädel ist platystenocephal. Die Sprache gehört zu den suffix-pronominalen, in die Familie der das Geschlecht im Fürworte bezeichnenden. Man unterscheidet in ihr vier Dialekte: den des Cap, der östlichen Provinz, den Kora- und endlich den Nama-Dialekt.

Mit dieser sprachlichen Eintheilung geht die ethnographische wesentlich Hand in Hand, nur sind die beiden ersten nicht wohl aus einander zu halten. Man unterscheidet demgemäß drei Gruppen, von welchen die erste — jene der eigentlichen oder colonialen Hottentoten —, als unabhängige, nationale Vereinigung, schon seit etwa zwei Jahrhunderten der Geschichte angehört. Diese Stämme wohnten am Cap und von da nach Osten bis an die Grenzen des Kafferlandes; einen Gesammtnamen hatten sie nicht. — Die zweite Gruppe sind die Korana, von denen einzelne Abtheilungen bis auf den heutigen Tag eine gewisse Unabhängigkeit sich erhalten konnten. Ihre Wohnsitze, die einst größtentheils auf dem rechten Ufer des Oranjeflusses lagen, finden wir jetzt am obern Laufe und besonders entlang dem Vaal- und dem Hartflusse. — Das Gebiet der dritten Gruppe, der Namaqua, umfaßt die westlichen Theile Südafrikas, von der Gegend des Groene-Rivier bis zum Oranje, Klein-Namaqualand, und nördlich davon bis gegen die Walfischbay; östlich ist es durch die Kalahariwüste begrenzt, Groß-Namaqualand. Ueber diese Nama-Hottentoten hat Theophilus Hahn vor einigen Jahren im „Globus" eine Reihe von Aufsätzen mitgetheilt, deren wissenschaftlicher Werth allgemein anerkannt ist.

Nach einer von der Regierung im Jahr 1868 veranstalteten Zählung soll die Zahl der „echten" Hottentoten in der Capcolonie noch 80,000 Köpfe betragen haben. Dr. Fritsch bemerkt, es müsse stark in Zweifel gezogen werden, daß unter diesen zum größern Theile wirklich eine reine Race vorgelegen habe; man könne weit und breit durch die Colonie reisen ehe es, und allemal mit großer Mühe, gelänge, ein Individuum ausfindig zu machen, bei welchem der Verdacht einer Vermischung nicht gehegt werden dürfe.

Die Haut der Koin Koin ist trocken, welk und neigt zur Faltenbildung; dadurch machen Personen in mittleren Jahren schon den Eindruck von alten Leuten. Tättowirung kommt bei den colonialen Hottentoten nicht vor, aber es ist allgemeiner Brauch, das Gesicht mit rothen Erden in bestimmten Figuren zu bemalen. Die Zeichnungen bedecken meist den mittlern Theil des Gesichtes, ziehen sich sattelartig über die Nase, bilden Ringe um die Augen, welche nach der Schläfengegend zu in Spitzen sich ausziehen. In der kalten Jahreszeit bedeckt man auch wohl das Gesicht mit einer schwärzlichen Kruste, die aus der Asche gewisser Pflanzen besteht, die mit Fett zusammengerieben wird; man glaubt, sie schütze beim Schlafen im Freien vor Erkältung.

Das Haar ist dicht verfilzt und steht in Gruppen. Wenn die Haare kurz gehalten werden, drehen sich diese Gruppen vollständig in sich zusammen und erscheinen als kleine Ballen Filz, zwischen welchen die nackte Kopfhaut durchschimmert, und schneidet man eine solche Partie ab, so sieht man, daß die Haare sich vollständig ringförmig schließen. Man hat dann ein Convolut von sich verwickelnden Haarringen, deren Durchmesser etwa 2 bis 4 Millimeter beträgt. Schon Barrow hat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ganz richtig bemerkt, daß diese kleinen Büschel aussehen und sich anfühlen wie eine harte Schuhbürste; sie sind in runde Ballen von der ungefähren Größe einer starken Erbse gedreht und gewunden. Der Bart ist stets nur schwach entwickelt und ebenfalls kraus und struppig, eigentlicher Backenbart kommt in der Regel nicht vor.

Wechsel im Ernährungszustande äußert merkwürdig schnell seinen Einfluß auf die Umrisse der Gestalt. Kinder, welche unter günstigen Verhältnissen aufwachsen, sind meist übermäßig fett, das verliert sich jedoch beim Uebergang in das Jünglingsalter, kann aber bei reichlicher Kost in der Folge local, besonders auf Hinterbacken und Oberschenkeln, wieder auftreten. Bei den Frauen wird diese Fettbildung der Hinterbacken als Steatopygie bezeichnet; dieselbe zeigt sich aber auch seitlich an den Hüften und an den Außenflächen der Oberschenkel. Diese hypertrophischen Partien bilden Polster von lockerm Fette, welche so wenig mit Bindegewebe durchwachsen und fixirt sind, daß schon bei mäßiger Bewegung des Individuums ein lebhaftes Zittern und Schwanken eintritt.

Die Nase ist sehr abweichend gebildet; durchschnittlich ist sie außerordentlich flach, besonders an ihrer Wurzel, wo häufig eine eigentliche Wölbung der Nasenbeine gar nicht erkennbar ist. (Man werfe einen Blick auf die beiden unteren Figuren unserer Tafel.) Im Verlaufe nach unten kann sie sich mehr erheben, doch bleibt der Rücken ebenfalls in den meisten Fällen flach, sattelförmig, und die Spitze, welche gewöhnlich stark abgerundet ist, erscheint aufgestülpt und überragt den flachen Rücken beträchtlich; das tritt namentlich im Profile deutlich hervor.

Für andere anatomische Merkmale, z. B. Bildung der Augen, Schädelbau, Becken &c., müssen wir Leser, welche sich dafür interessiren, auf die ausführlichen Erörterungen des Dr. Fritsch verweisen (S. 283 ff.). Die physischen Eigenthümlichkeiten der Koin Koin sind auffallend verschieden von jenen der Kaffern, auch hat ihre Vitalität einen beweglichern Charakter; sie sind nicht so indolent, sind munterer und lebendiger als die dunkel pigmentirten Stämme. Sie haben nicht so viele Muskelkraft wie diese, aber ihre Gliedmaßen mehr in der Gewalt und nähern sich in dieser Beziehung unseren Racen. So haben sie sich das Reiten und den Gebrauch der Feuergewehre schnell angeeignet, und auf der Jagd sind sie überaus nützliche Gefährten. Sie kennen die Gewohnheiten des Wildes, die eigenthümlichen Bodenverhältnisse des Landes und ihre Sinne zeichnen sich durch besondere Schärfe aus, namentlich gilt das vom Sehevermögen.

Auf die brutale Kraft verläßt sich der Hottentote nicht leicht, denn er hat das Bewußtsein, daß List und Schlauheit ihn weiter bringen. Aber, so sagt Dr. Fritsch, auch edlere Eigenschaften, wie Intelligenz und persönlicher Muth, sind ihm in höherm Grade zu Theil geworden als dem Kaffer. Unter den farbigen Truppen, welche in den späteren Kafferkriegen auf Seite der Colonisten kämpften, hat sich kein Corps so hervorgethan und den Gegnern so furchtbar gemacht als das der Cape mounted Rifles, welches zum größten Theil aus Hottentoten und Bastarden bestand.

Aber während die dunkel pigmentirten Stämme dem zerstörenden Einflusse der Civilisation eine wunderbare Zähigkeit entgegensetzen, sind die Koin Koin, als nationale Vereinigungen, mit einer Schnelligkeit dem Untergange verfallen, wie kaum jemals eine andere Bevölkerung von Eingeborenen. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt wesentlich im Charakter und Temperament und man kann nachweisen, daß manche Eigenthümlichkeit, welche, für sich betrachtet, gerade als ein Vorzug zu achten ist, den Untergang dieser Stämme beschleunigt hat.

Als Waffe führten sie neben Bogen und vergifteten Pfeilen auch die Assegai, den Kiri (Wurfkeule) und schwere Stöcke aus Eisenholz. Eigentlich kriegerisch waren sie nicht.

Sie verstanden das Eisen zu bearbeiten, welches sie aus Rasenerz schmolzen. Die Hütten haben allemal die Gestalt eines Bienenkorbes; über ein Gerüst von Holz werden Matten gespannt, die man aus verschiedenen Arten von Binsen verfertigt. Solch eine Wohnung kann schnell abgebrochen, auf einen Packochsen verladen und an einer andern Stelle wieder aufgeschlagen werden. Gegenwärtig wohnen die meisten Hottentoten in kleinen Lehmhäusern, die nach europäischem Muster gebaut sind, aber nicht selten findet man neben denselben eine Mattenhütte, die als Sommerwohnung benutzt wird.

Die Koin Koin waren ein Hirtenvolk. Der einzelne Stamm wechselte je nach Bedarf seinen Wohnsitz, mußte aber die Rechte der Nachbarn respectiren. In Folge des häufigen Umherziehens war man gleichgültig gegen den Grundbesitz und einzelne Horden verkauften große Landstriche, welche sie als Weideland zu benutzen pflegten, für eine geringe Summe an die Weißen. Die Verfassung, wenn der Ausdruck erlaubt ist, war patriarchalisch; jede kleine Vereinigung, bis auf die Familie hinunter, hat ihren Vorsteher oder Aeltesten, der bei größeren Gemeinden als Häuptling bezeichnet wird, während einer von diesen wieder die Oberhoheit über alle zu dem Stamme zählenden kleineren Abtheilungen beansprucht. Der Häuptling ist bei Erörterung aller wichtigeren Angelegenheiten an den Beirath von Aeltesten gebunden; unter Umständen maßt er sich wohl große Machtbefugniß an und spielt eine Art von König. Einem solchen verliehen die Holländer als Würdezeichen eine messingene Krone, während die „Capteine" ein Bambusrohr mit metallenem Knopf erhielten.

Wegnahme von Herden und Uebergriffe in das Weideland Anderer hatten nicht selten Fehden im Gefolge, doch wurde insgemein nach kurzer Zeit Friede geschlossen. Der Hottentot ist träg; die Zeit welche er nicht auf die Wartung des Viehs verwendet, benutzt er zur Jagd. Den größten Theil der Arbeit hat die Frau zu besorgen. Die Ausdehnung der Polygamie ist nicht so bedeutend wie bei den Kaffern und die Stellung der Frau relativ höher, aber die Männer halten es doch für unschicklich mit ihren Weibern zusammen zu essen. Tänze und Schmausereien sind die beliebtesten Unterhaltungen; der Hottentote will, als ein sehr geselliger Mensch, nicht allein essen; so lange etwas vorhanden ist, theilt er mit Anderen. Dann wird Dacha geraucht, und dieser Unsitte erwähnt schon ein Bericht aus dem Jahre 1658. Sie kannten auch die Bereitung berauschender Getränke, z. B. aus wildem Honig und aus Beeren der Grewia; seit ihrer Berührung mit den Weißen lieben sie Branntwein leidenschaftlich.

Was die religiösen Vorstellungen betrifft, so ist der große Capitän Tsui χoab (d. h. Wund-Knie) der mit besonderer Macht ausgestattete Geist eines frühern Häuptlings. Er genießt für alle übrigen Geister die Verehrung, denn die Gesammtheit der Geister scheint kein Gegenstand des Cultus zu sein. Man findet, nach den Angaben der Autoren, Gottesdienst, Mond-, Sternen- und Thiercultus. „Alles was die Phantasie in besonderer Weise anregt, wird bei Naturvölkern leicht zum Gegenstand einer gewissen abergläubischen Verehrung und zwar um so eher, je unbestimmter und verworrener die religiösen Vorstellungen überhaupt sind." Die Verehrung der überirdischen Mächte geschieht durch Anrufungen und Opfer, d. h. man bringt ihnen Vieh dar, durch welche sie besänftigt werden sollen; das Fleisch der Thiere wird von den Opfernden gegessen, welche sich die Haut mit dem Fette beschmieren. Die Opfer werden in der Regel von einem Doctor oder Hexenmeister ausgeführt. Bei der Wirksamkeit der Doctoren spielt der Aberglaube eine große Rolle, doch ist nicht zu verkennen, daß gerade unter den Hottentoten bei der Behandlung von Krankheiten auch eine Reihe von wirksamen Mitteln angewandt werden. Durch ganz Afrika z. B. ist ihre Art und Weise bekannt, örtliche Blutentziehungen zu machen; mit Hülfe eines an der Mündung glatt geschliffenen Kuhhornes saugen sie die Haut an, machen Einschnitte in die Anschwellung und setzen das Horn als Schröpfkopf wieder auf. Auch den Aderlaß sollen sie gekannt haben und eine Anzahl brauchbarer Arzneistoffe; nur bei Unzulänglichkeit ihrer Kunst kamen sie auf den alten Hokuspokus zurück, welcher außer von den Doctoren auch ganz wie bei uns durch alte Weiber ausgeübt wurde.

Durch den Charakter der Koin Koin geht ein Zug, welcher auf ihr Schicksal wesentlich eingewirkt hat: ein bodenloser Leichtsinn. Ihr Temperament ist vorwiegend sanguinisch und bei dem Leichtsinn ihres Charakters entsteht eine Unberechenbarkeit der Handlungsweise, welche die guten Eigenschaften völlig lahm legt. Der Leichtsinn machte sie zum Spielball in den Händen der phlegmatischen, berechnenden Colonisten; er veranlaßte sie, sich angesichts der eindringenden Europäer in kleinen Fehden gegenseitig zu schwächen, ihr Land Stück um Stück um eine Kleinigkeit an die Fremden zu verkaufen und sich schrankenlos dem verderblichen Branntweingenuß hinzugeben. Machte sie der Alkohol doch lustig und lustig wollten sie sein; das trübe Morgen kümmerte sie wenig. Von Haus aus ist ihr Charakter gutmüthig, nicht blutdürstig. Freilich ist auf die Gutmüthigkeit, wie auf andere gute Eigenschaften, kein rechter Verlaß. Sie sind meist heiterer Laune, lieben die Geselligkeit, lachen und scherzen gern. Ihre Intelligenz ist keineswegs gering; sie lernen besser als die Kaffern, obgleich sie wenig Ausdauer zeigen; mit großer Leichtigkeit eignen sie sich fremde Sprachen an, welche sie häufig ohne jeden fremden Accent sprechen. Diese Leichtigkeit, sich mit den Europäern zu verständigen, ihre Waffen zu gebrauchen, ihre Sitten und noch mehr ihre Unsitten anzunehmen, wirkte zerstörend auf ihre nationalen Gemeinschaften, während der mißtrauische, ungeschickte aber conservative Kaffer sich gegen den Einfluß der Civilisation hinter seine überlieferte Rohheit verschanzte.

Von Moral ist bei den Koin Koin nicht viel zu bemerken; sittliche Grundsätze für seine Handlungsweise zu suchen, fällt durchschnittlich keinem ein. Wenn nicht Furcht vor Strafe die Leute zurückhält etwas Schlechtes auszuführen, die Stimme des Gewissens dürfte selten stark genug dazu sein. Lügen, Diebstahl und Sinnlichkeit sind als Laster aufzuführen und man könnte das Sündenregister beliebig vergrößern, doch sind dies alles nur wechselnde Erscheinungen der Gedankenlosigkeit und des Leichtsinnes bei mangelnder Moral.

---

# Die neuesten Entdeckungsreisen in Australien.

H. G. Unter den australischen Reisenden nimmt der junge Ernst Giles eine hervorragende Stelle ein. Er besitzt diejenigen Eigenschaften, welche ein australischer Forscher besitzen muß. Jüngst ist er wieder seinem unwiderstehlichen Hange gefolgt und von Neuem in die Wildniß gewandert.

Er verließ am 1. December 1874, begleitet von C. Ro-

berts, Port Adelaide und fuhr auf dem Dampfer Lubra zunächst nach Port Lincoln, unter 35° 15' S. und 135° 46' O. Von hier aus begab er sich nach der Station Bramfield, einem dem reichen südaustralischen Squatter Price Maurice gehörigen Schäfereianwesen, 33° 14' S. und 134° 59' O. In Bramfield sollte er die nöthigen Pferde erhalten und sich überhaupt mit allem Nöthigen versehen. Er wollte sich dann nach der Großen Australischen Bucht (Great Australian Bight) bis ziemlich in die Nähe von Port Eucla begeben, von dort aus ungefähr 100 Miles nach Norden gehen, um daselbst gutes Weideland aufzusuchen. Die zu durchforschende Gegend ist noch völlig unbekannt. Die Kosten der Expedition trägt der oben erwähnte Squatter Price Maurice.

Nach Beendigung dieser Aufgabe gedenkt Ernst Giles noch weiter nach Norden hin, wo man gutes Weideland vermuthet, vorzudringen, um dort für den oft genannten Squatter Thomas Elder eine ähnliche Arbeit auszuführen. Dieselbe wird etwa drei Monate Zeit in Anspruch nehmen. Nach Verlauf derselben wird der uns ebenfalls schon bekannte Johann Roß, welcher gegenwärtig im Auftrage von Price Maurice die Gegenden um den Lake Gairdner näher erforscht, sich durch den Continent zu Giles begeben und ihm Kameele, Vorräthe und eventuell auch Mannschaft zuführen, um eine Durchreise nach der westaustralischen Küste vornehmen zu können. Dieselbe soll sich zwischen den südlichen Breitegraden 28 und 30 entlang ziehen, also in der Richtung welche Roß um die Mitte des Jahres 1874 vergeblich verfolgte. Die vorgeschriebene Route liegt mithin beträchtlich südlicher als die früher von Giles, Gosse und Forrest eingeschlagenen, aber nördlicher als die von Eyre und Forrest an der südlichen Meeresküste. Die Entfernung von dem Punkte, von welchem Giles diese seine westliche Reise anzutreten gedenkt, bis zur nächsten westaustralischen Schafstation in diesen Breiten — dieselbe gehört den Herren Dempster und liegt ungefähr 100 Miles landeinwärts von Esperance Bay, 34° S. und 122° O. — beträgt in gerader Linie etwa 600 Miles, allein die Beschaffenheit der zu bereisenden Gegenden wird diese Strecke ohne Zweifel erheblich verlängern. Die sämmtlichen Kosten der Expedition nimmt wieder Thomas Elder auf sich, welcher sich um die Erforschung des Innern Australiens schon so große Verdienste erworben.

Wenn man sich der bisherigen großen Leistungen des Herrn Giles erinnert, so läßt sich wohl annehmen, er werde auch dies Mal nicht heimkommen, ohne neue und wichtige Beiträge zur geographischen Kenntniß Australiens zu liefern. Indeß hat ihm Thomas Elder selbstverständlich die volle Freiheit gelassen, nach Beltana oder einer andern noch nähern Station zurückzukehren, sofern Witterungsverhältnisse oder andere unvorhergesehene Umstände ihm die Ausführung der ihm gestellten Aufgabe zur Unmöglichkeit machen.

Zum Schlusse ein Wort über Beltana, welches zu erwähnen wir schon mehrfach Gelegenheit hatten. Von Port Augusta aus, von wo es 115 Miles nach Norden zu liegt, befindet sich dort die erste Station des Ueberlandtelegraphen. Elder besitzt in unmittelbarer Nähe sehr bedeutende Schäfereien und wenngleich es deren noch etliche weiter nördlich giebt, so mag doch immerhin Beltana gegenwärtig als die Grenze der Civilisation angesehen werden. Expeditionen und andere nach Norden zu ziehende Gesellschaften wählen daher auch gewöhnlich diesen Ort zum Ausgangspunkt ihrer Weiterreise. Elder unterhält daselbst in einem großen Paddock, d. h. eingehägten Graslande, einer Koppel, gegen 600 Kameele. Diese legen 2 bis 3 Miles in der Stunde zurück, können aber schwer zu größerer Geschwindigkeit gebracht werden. Auf Forschungsreisen und auf langen Transportstrecken in wasserarmen Gegenden haben sie sich vortrefflich bewährt. Die australischen Reisenden erzählen, daß, wenn man zum ersten Male auf den Kameelen reitet, man anfänglich ein Gefühl in sich verspüre, welches der Seekrankheit sehr nahe kommt, das sich indeß schon nach zwei bis drei Tagen wieder verliere. Pferde haben eine entsetzliche Furcht vor Kameelen und der bloße Anblick derselben kann ein noch so abgemattetes Pferd zum schnellen Reißaus bringen. Es empfiehlt sich daher namentlich Forschungsreisenden wenig, Pferde und Kameele zugleich mit sich zu führen.

---

# Der Werwolf — überall.

Von **Richard Andree.**

## II.

Wir gehen jetzt über zur Beibringung der Belege aus Asien, die bei fortgesetztem Forschen gewiß noch weit reichlicher ausfallen werden.

In Armenien herrscht der Glaube, daß sündige Weiber sieben Jahre lang zur Strafe in Wölfe verwandelt werden. Nächtlicher Weile tritt ein Geist zu ihnen, zwingt sie das Wolfsfell anzuziehen und nachdem dieses geschehen verschlingt das Weib die eigenen Kinder, dann die ihrer Verwandten, endlich fremde Kinder. So rast sie die Nacht hindurch, bis der Morgen kommt, dann versteckt sie das Fell und nimmt wieder Menschengestalt an. Ein Mann, der einem solchen Werwolfe auf die Spur gekommen war, entdeckte das Fell und warf es ins Feuer. Da kam plötzlich ein jammerndes Weib heran und suchte das Wolfsfell aus dem Feuer zu retten; als es ihr aber nicht gelang, verschwand das Weib im Rauche [23].

Nach der Vorstellung der Kolhs in Ostindien können mit Hülfe des Teufels sich Menschen in Tiger verwandeln, die blutdürstiger und wilder als gewöhnliche sind; getödtet verwandeln sie sich dann wieder in Menschen. Ein Kolh sagte vor Gericht aus: „Meine Frau ist durch einen Tiger getödtet worden; ich war dabei und habe es gesehen; ich verfolgte ihn bis zum Hause des mir wohlbekannten Mannes Pusa, wo er verschwand. Gegen diesen sprach ich nun den Verdacht aus, daß er meine Frau getödtet habe, was auch von seinen Verwandten geglaubt wurde. Pusa wurde mir von seinen Verwandten überliefert und ich schlug ihn sofort todt." — Die anwesenden Verwandten bestätigten dieses vollkommen und sagten weiter aus, daß Pusa einst eine ganze Ziege verschlungen und dabei gebrüllt habe wie ein Tiger [24].

[23]) Freiherr v. Harthausen, Transkaukasia I, 322.

[24]) Nottrott, Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs. Halle 1874, 82.

In Siam glaubt man, daß durch Hersprechen gewisser Zauberformeln Menschen sich in Tiger verwandeln können, um dann Nachts umherzustreifen und Beute zu suchen. In dem abgelegenen Kloster eines Dorfes am Menam lebte ein Priester, der sich Nachts in einen Tiger verwandelte und die in Booten nach dem Kloster kommenden Bauern fraß, so daß zuletzt alle Bewohner des Dorfes in Furcht geriethen und sich scheuten nach dem Kloster zu kommen. Als nun die Mönche in Mangel geriethen, weil ihnen Niemand Lebensmittel brachte und alle Boote auf der andern Seite des Flusses vorbeiruderten, fingen sie endlich an zu vermuthen, daß sich unter ihrer Zahl vielleicht ein Manntiger befinden möchte [25]).

Die tatarische Heldensage erzählt uns von Bürül-Chan, dem Herrscher über 600 Wölfe, welcher bald als ein goldglänzender, drei Klafter langer Wolf, bald als Mensch lebte. Der Knabe Altenköl fängt ihn in einer Schlinge und fordert von ihm auf den Rath eines Greises die Katze, welche er in seinem Zelte hege. Als sie der Knabe nach Hause gebracht, verwandelt sie sich in ein schönes Weib; denn sie ist die Tochter des Wolfsfürsten, der nun seinem Eidam reiche Mitgift schenkt [26]).

Unter der Achsel des Bobak-Murmelthieres findet man zwischen seinem Fleische eine dünne weißliche Masse, fetterfülltes Zellgewebe, welches die Tungusen nicht essen dürfen, da sie der Ueberrest des Menschen ist, welcher nach dem Tode durch den Zorn des bösen Geistes einst in ein Murmelthier verwandelt wurde. Alle Murmelthiere waren einst Jäger, die ganz vorzüglich mit der Büchse umzugehen verstanden. Einstens aber wurden diese Jäger sehr übermüthig; sie prahlten, jeden Vogel im Fluge schießen zu können und erzürnten hierdurch die Götter. Der böse Geist stellte sie darauf auf die Probe und befahl ihnen, eine Schwalbe im Fluge zu schießen. Die Kugel des auserwählten Schützen traf jedoch nur die Mitte des Schwanzes und riß ein Stück desselben heraus. Seit jener Zeit, behaupten die Steppentungusen und Mongolen, haben alle Schwalben den Gabelschwanz, und die übermüthigen Jäger wurden durch den Zorn des bösen Geistes in Murmelthiere verwandelt, an denen Alles bis auf die eine Stelle unter dem Schulterblatte thierisch und darum eßbar ist [27]).

Auch der japanische Wolf hat die Gabe sich verwandeln zu können. Da war einer, der lange Zeit das Land in Schrecken versetzt hatte und überall Schaden anrichtete. Plötzlich verschwand er. Die Wanderer aber, welche nun in Sicherheit die Straße ziehen konnten, sahen dann Abends am Waldrande ein schönes Mädchen sitzen, welches eine mit Rosen bemalte Laterne trug. Bald war sie als die Schöne mit der Rosenlaterne berühmt — alle, die ihr in den Wald folgten, wurden aber eine Beute des Wolfes [28]).

Keineswegs ist die Verwandlung von Menschen in einen Wolf den Amerikanern fremd, wie die von Schoolcraft mitgetheilte Sage vom Bruder Wolf bezeugt [29]). Ein unmündiger Indianerknabe, dessen Eltern gestorben waren, wurde auch von seinen Geschwistern verlassen und blieb nun in der Wildniß allein; im Sommer nährte er sich von Beeren, im Winter trieb ihn der Hunger zu den Wölfen, die ihr Futter mitleidig mit ihm theilten. Als der Frühling wieder kam, schweifte er mit den Wölfen durch das Land. Sein Bruder fischte eines Tages in einem See, als er aus der Wildniß den Schrei eines Kindes hörte; er ruderte dem Lande zu, da sah er seinen kleinen Bruder, der mit rührender Stimme sang: „Nesia, mein Bruder, o sieh! Ich werde zum Wolf!“ Am Schlusse seines Gesanges heulte er wie ein Wolf. Als der ältere Bruder dem Gestade näher kam, sah er mit Entsetzen, daß das Kind schon halb in einen Wolf verwandelt war. Als er ihn fassen und zu sich heranziehen wollte entschlüpfte ihm der Knabe, je näher er diesem kam, desto schneller ging die Verwandlung vor sich; der Knabe sang sein Lied, heulte darnach, schrie endlich: „Ich bin ein Wolf!“ und verschwand in der Wildniß.

Der von vielen nordasiatischen und nordamerikanischen Völkern verehrte Bär tritt, insofern er ein verwandelter Mensch ist, in Verwandtschaft zum Werwolfe. Von den Thlinkithen im nordwestlichen Amerika wird der Bär selten und fast nur im Nothfalle erlegt, weil man ihn für einen Menschen hält, der nur die Gestalt dieses Thieres angenommen hat. Es erzählt die Sage von einer Häuptlingstochter, die zuerst dieses Geheimniß offenbarte, daß sie mit einem solchen zum Bären verwandelten Menschen in Berührung kam. Sie soll nämlich einst auf einer Wanderung in den Wald, um Beeren zu pflücken, sich über Bärenspuren lustig gemacht haben, verirrte sich dann und gerieth in ein Bärenloch. Als Strafe für ihren Leichtsinn ward sie gezwungen sich mit dem Herrn des Waldes zu vermählen und selbst die Gestalt einer Bärin anzunehmen. Nachdem ihr Gemahl, der Bär, und ihre Bärenjungen von ihren eigenen Thlinkithbrüdern getödtet worden, wobei sie selbst nur mit Mühe ihr Leben rettete, kehrte sie als Mensch in ihre Heimath zurück und erzählte Allen das erlebte Abenteuer. Darum brechen noch jetzt die Weiber, wenn sie die Fußtapfen eines Bären erblicken, in Lobsprüche über denselben aus, damit er nicht erzürnt sie in den Wald entführe [30]).

Der Glaube, daß Hexenmeister und Hexen sich in Thiere: Wölfe, Füchse, Eulen, Truthühner, verwandeln können, ist namentlich bei den Irokesen verbreitet gewesen [31]). Auch die südamerikanischen Tupivölker wähnen, daß Menschen sich unter Umständen in thierische Wesen verwandeln können. In Cameta, am linken Ufer des untern Tocantins, lernte Dr. Couto da Magalhaes einen Indianer Namens Honoratio kennen, von dem man behauptete, daß er sich in einen Fisch oder eine Schlange verwandeln könne; er mache auch weite Reisen unter dem Wasser im Bette der Ströme [32]).

Für Australien vermögen wir wenigstens ein dem Werwolf verwandtes Wesen nachzuweisen. Die Eingeborenen am Port Lincoln, welche Karl Wilhelmi genau kennen lernte, glauben an das Dasein eines dämonischen Ungeheuers, welches sie Marralye nennen. Nach ihrer Ansicht ist es ein Mann aus dem Kukalastamme, welcher, um fliegen zu können, die Gestalt eines Vogels annimmt. Man fürchtet diesen Dämon namentlich des Nachts, wo er seine Opfer im Schlafe anfällt, um ihnen den Todeskeim einzupflanzen oder einen andern Schaden anzuthun. Doch hinterläßt der Marralye keine Spur seiner Anwesenheit, so daß seine nächtlichen Besuche nur an ihren verderblichen Folgen, Krankheit oder Schmerzen, erkannt werden können. Ihm wird auch der

[25]) Bastian, Reisen in Siam. Jena 1867, 262. Eine Frau fand ein Glasfläschchen, das stark riechendes Oel enthielt. Sie rieb sich damit ein, verwandelte sich in einen Tiger und rannte davon. Bastian, Reise durch Kambodja, S. 20.

[26]) Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker. Petersburg 1857. I, 233.

[27]) Radde, Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien. St. Petersburg 1863.

[28]) Aimé Humbert, Le Japon illustré. Paris 1870. II, 57.

[29]) Schoolcraft, Indian Tribes II, 232. — Hertz, a. a. O., 131.

[30]) H. J. Holmberg, Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855. I, 30.

[31]) „Globus“ XXIV, 190.

[32]) Dr. Couto da Magalhaes, Ueber die Götter der wilden Indianer in Brasilien. Brazil and River Plate Mail, 21. Februar 1874.

Tod der Kinder und der Verlust der Augen zugeschrieben, wenn kein anderer ersichtlicher Grund vorhanden ist [33]).

* *

In den mitgetheilten über die ganze Erde verbreiteten Vorstellungen haben wir es allemal mit der Verwandlung des Menschen in ein Thier zu thun, in Thiere, die von je für den Menschen, wegen der Verwandtschaft mit ihm, wegen der Menschenähnlichkeit, etwas Geheimnißvolles hatten, wie dieses durch die Verehrung und Vergöttlichung vieler Thiere, durch den Glauben an die Seelenwanderung und die Thierfabel, welche die Thiere als Menschen handeln läßt, dargethan wird.

Umgekehrt und gleichsam als Supplement zum Werwolf findet sich aber der Glaube, daß Thiere auch Menschengestalt annehmen können, ebenso verbreitet. Auch wir denken uns ja das Thier oft gleichsam mit menschlicher Seele begabt, legen ihm menschliche Eigenschaften bei. Die Vorstellung von der Seelenwanderung, der vermeintliche Durchgang der menschlichen Seele durch thierische Körper, hängt eng damit zusammen und hat ihren Grund in dem uralten religiösen Glauben an die Wechselwirkung und Verwandtschaft aller lebendigen Wesen. Wir treffen die Wanderungen der Seele durch Thiere bei den indischen Brahmanen, bei den Buddhisten, in der Geheimlehre der ägyptischen Priesterkaste und bei den Griechen als Metempsychosis (Seelenwechsel) und Metensomatosis (Körperwechsel).

Abgesehen von den Vorstellungen der Seelenwanderung, die, wie bei den Indern, in ein religiöses System gebracht sind, finden wir Ueberbleibsel derselben bei den verschiedensten Naturvölkern. Wir fügen als Belege einige Beispiele aus räumlich weit getrennten Gegenden bei.

Wandernde Tebustämme führen oft eine große Menge Jagdhunde mit, woraus bei den Arabern die Sage entstanden ist, die Männer der Tebufrauen seien Hunde, die nur des Nachts Menschengestalt annehmen, bei Tage aber dem Wilde nachlaufen, um die Familie mit Fleisch zu versorgen [34]).

Im Volksaberglauben der Japaner spielt der Fuchs (Kitsine) eine große Rolle; er erscheint als wohlthätiges, den Ackerbau begünstigendes Wesen in der alten Sintoreligion, ist jetzt aber nur noch ein vom niedern Volke gefürchtetes, gefährliches, mit geheimnißvollen Kräften begabtes Geschöpf. Er kann nach Belieben menschliche Gestalt annehmen und hat Aehnlichkeit mit den Werwölfen [35]).

Im Innern von Sumatra, am Fuße des Vulcan Dempo, liegen nach der Meinung der Eingeborenen Dörfer, deren Bewohner ausschließlich Tiger sind, welche aber, um sich mit der übrigen Bevölkerung zu vermengen, menschliche Gestalt annehmen können [36]).

Ueberhaupt finden wir bei den Völkern malayischer Race die Anschauung, daß Menschen sich in Thiere, Thiere in Menschen verwandeln können. So betrachten die Malayen auf der Insel Karimon die Alligatoren als den Menschen sehr nahe stehende Thiere und eine Javanin, die dort wohnte, erzählte, daß sie eine Schwester habe, welche ein Alligator sei und ihr überallhin nachfolge [37]).

Ein Dajak auf Borneo erlegte ein Eichhörnchen mit seinem Speer; als er es aufnehmen wollte sprang es fort und verwandelte sich in einen Hund, der einige Schritte fortlief, dann plötzlich Menschengestalt annahm und sich auf einen Baumstumpf setzte. Der Körper dieses kopflosen Geistes war bunt gefärbt. Solche Geister, die Thier- und Menschengestalt beliebig annehmen, heißen auf Borneo Antus [38]).

Fangen die Grönländer zu viel Seehunde an einem Orte, so nehmen letztere furchtbare Rache. Sie verwandeln sich in Menschen, holen von der Ostküste ein Stück Treibeis und fahren nach dem Hause ihres Feindes, den sie in der Nacht überfallen. Umiarissat nennt man dieses Gespenst [39]).

* * *

Wie im Glauben an den Werwolf die Völker der Erde übereinstimmen und allenthalben sich dieselben Anschauungen darthun, als ein Zeugniß des gleichen Denkvermögens aller Racen unsers Geschlechts, bis in seine Nüancirungen herab, so erwächst auch aus derselben Vorstellung von der Verwandlung des Menschen in ein Thier in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten die nämliche physische Krankheit, die in diesem Falle Lykanthropie genannt wird.

Als eine Krankheit, eine Art Wahnsinn, tritt die Lykanthropie bereits im ersten Jahrhundert auf und dauert bis ins späte Mittelalter fort. Sie trat besonders im Monat Februar auf; dann verließen die Kranken Nachts ihre Wohnungen und schweiften auf den Begräbnißplätzen umher, wobei sie sich einbildeten sie seien Wölfe oder auch Hunde (Kynanthropie). Blässe und eingefallenes Gesicht, hohle thränende Augen, trockene Zunge und brennender Durst sowie Verminderung der Sehkraft deuteten auf ein tiefes körperliches Leiden. Die Unterschenkel dieser Kranken waren beständig mit Wunden und Geschwüren bedeckt, wegen des Strauchelns und der Anfälle der Hunde, deren sie sich nicht erwehren konnten. Die Wölfe und Hunde nachahmend strichen sie bellend und brüllend umher. Die Behandlung dieser Krankheit durch griechische Aerzte bestand in Blutentziehungen bis zur Ohnmacht. Marcellus von Syra (Mitte des zweiten Jahrhunderts) hat die Lykanthropie in einem medicinischen Lehrgedichte von 42 Büchern beschrieben [40]).

Im Mittelalter erreichte dieser Wahnsinn seinen höchsten Grad und wurde vorzüglich dadurch furchtbar, daß die Kranken in ihrer Wuth Kinder und Erwachsene tödteten, wovon man im Alterthum nichts wußte. Wier, der kühne und rüstige Bekämpfer des Hexenglaubens, erzählt einen denkwürdigen Fall dieser Art vom Jahre 1541. Ein Bauer aus der Gegend von Padua hatte schon mehrere Menschen getödtet und wurde endlich mit vieler Mühe eingefangen. Seiner Versicherung, er sei ein Wolf, nur mit einwärts gekehrten Haaren, glaubten seine Verfolger und hieben ihm sogleich Arme und Beine ab, um sich davon zu überzeugen, so daß der Unglückliche elend umkam. So tief hatte sich das Gespenst in der Einbildungskraft der Menschen festgesetzt [41]).

Bei den Masuren in der Provinz Preußen wird der Werwolf (wilkolek) schon im 16. Jahrhundert von Georg Sabinus erwähnt. Zu seiner Zeit ward ein Mensch, der sich für einen solchen ausgab, von den Bauern ergriffen und vor Herzog Albrecht nach Königsberg gebracht. Er war von verwilderter Gestalt, hatte im Gesicht Wunden und Narben, die von Bissen der Hunde herstammen sollten, welche er als Wolf verfolgt hatte. Er bekannte im Verhöre, daß er zweimal im Jahre, zu Weihnachten und Johannis, in einen Wolf verwandelt werde und durch innerlichen Trieb gezwungen in den Wäldern unter Wölfen sich aufhalte. Ehe die

[33]) Wilhelmi, Manners and Customs of the Australian Natives. Melbourne 1862, 30. 31.

[34]) Rohlfs, Quer durch Afrika. I, 278.

[35]) Mohnike im „Globus" XXI, 332.

[36]) Mohnike a. a. O.

[37]) R. Dach im „Globus" V, 276.

[38]) „Globus" XX, 294.

[39]) J. Mestorf im „Globus" XIX, 24.

[40]) Hecker, Geschichte der Heilkunde. Berlin 1829. II, 76.

[41]) Hecker a. a. O.

Haare ausbrächen und er einen Wolfspelz anzöge, empfände er große Schwachheit und Gemüthsbeklemmungen. Um eine Probe mit ihm anzustellen wurde er im Königsberger Schlosse verwahrt und gut bewacht. Natürlich blieb er derselbe [42].

In Ehstland werden Werwölfe schon im 17. Jahrhundert erwähnt. Das Wierländische und Jerwensche Manngericht verurtheilte am 16. Juni 1651 einen sechszehnjährigen Burschen Namens Hans zur Züchtigung mit zehn Paar Ruthen bei der Kirche von Haljal, weil er auf Befehl des Bösen sich in einen Wolf verwandelt hatte und umherjagte, um Schweine, Schafe, Hunde und Kälber zu fangen und aufzufressen. Als er entlarvt wurde gestand er seine Sünde und äußerte: er könne es nicht lassen, wenn geblasen würde, so müsse er fort [43].

Auch sonst liegen noch zahlreiche Berichte von Lykanthropen aus Deutschland, Frankreich, Italien vor, welche alle darauf deuten, daß wir es hier mit einer Geisteskrankheit zu thun haben, die allerdings mit dem Werwolf der Sage in auffallender Uebereinstimmung steht und nicht allein auf Europa beschränkt ist, sondern in Abessinien wiederkehrt, von wo wir auch die Werwolfsage bereits kennen lernten.

Nach Theophil Waldmaier [44]) ist das Budawesen eine Krankheit, die den Betroffenen völlig zum Thiere macht. „Er fängt an ganz unnatürlich zu brüllen und zu knurren und Töne auszustoßen, die man am besten mit dem Geheul einer Hyäne vergleichen kann. Er geht nicht mehr aufrecht, sondern auf allen Vieren; fast Niemand ist stark genug ihn zu halten und sucht man ihn zu binden, so zerreißt er die Bande mit übernatürlicher Kraft. Medicin hilft nicht, nur — ganz wie der Schamane oder Medicinmann — der Beschwörer, der den bösen Geist bannt. „Was soll Deine Speise oder Trank sein," fragt er den Besessenen. Dieser verlangt nun Excremente, Urin, feurige Kohlen und dergleichen und der ehrliche Waldmaier berichtet, wie er mehr denn einmal gesehen, daß ein Buda solche Dinge ohne Schaden verschlang. Dann erfolgt die Heilung durch den Beschwörer; der Buda weiß nach erfolgter Heilung nichts von dem Vorgefallenen. Gewöhnlich sind, nach Waldmaier, Leute zwischen dem 20. und 40. Jahre, und meist im September und October, vom Buda befallen. „Bis jetzt ist es nicht gelungen dieser Krankheit auf den Grund zu kommen und ihre Ursachen und ihr Wesen mit Sicherheit festzustellen."

John Elliot, welcher 1788 die Garrowgebirge in Assam erforschte, berichtet von einer dort unter den Eingeborenen herrschenden Krankheit, welche ganz an die Lykanthropie unsers Mittelalters und die Budakrankheit Abessiniens erinnert. Sie nennen, sagt er, diese Raserei „Verwandlung in einen Tiger", weil der damit Behaftete wie dieses Raubthier einsam umherschleicht und alle menschliche Gesellschaft scheut. Der Kranke reißt sich die Haare aus, rauft die Ringe aus den Ohren u. s. w. Wiederhergestellt geben die Kranken an, nichts von dem zu wissen, was ihnen wiederfahren sei [45].

Der Zweck unserer Zusammenstellungen ist erreicht, wenn wir dargethan haben, daß dieselbe Sage, derselbe Glaube an die Thierverwandlung, meist in identischen Formen, überall wiederkehrt, daß hier ein Gemeingut aller Völker vorliegt, kein abgeschlossenes Besitzthum irgend einer Race oder einer Familie, daß somit eine Erklärung des Werwolfes aus den Anschauungen eines Volkes heraus unzulässig ist, sondern hierbei allgemeine Gesichtspunkte angenommen werden müssen.

[42]) Töppen, Aberglauben aus Masuren. Königsberg 1867, 27.

[43]) Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö. Reval 1861, 166.

[44]) Erlebnisse in Abessinien. Basel 1869, 129.

[45]) Elliot, Bemerkungen über die Einwohner der Garrow-Berge. In Sprengel's Auswahl der Völker- und Länderkunde. Halle 1795. III, 27.

# Die mohammedanischen Tataren in Nordasien.

Von **Albin Kohn.**

## II.

Noch vor Ankunft der Russen in Sibirien war die Lehre des Islam über Buchara nach Sibirien gebracht worden, und hatte den Schamanismus, welchem damals die Tataren huldigten, verdrängt. Er erhielt sich nur unter den uigurischen Tataren im Minusinsker Kreise bis auf die Gegenwart. Ich glaube kaum diesen Religionswechsel der Tataren ein Glück für sie nennen zu dürfen. Es ist wahr, daß der Schamanismus einen unbegrenzten Indifferentismus erzeugt, der durchaus für die Bildung und Entwickelung eines Volkes aus Individuen und Familien nicht günstig ist. Doch auch der Islam ist in dieser Beziehung kein Fortschritt. Nicht der Monotheismus an sich ist fähig ein Volk zu schaffen und es einer bedeutendern Entwickelung zuzuführen, sondern die Idee der selbständigen Thätigkeit des Individuums und seiner Raeenverwandten, insofern eben diese Thätigkeit das Wohl des Einzelnen und Ganzen bezweckt und hervorbringt. Der Islam mit seinem Glauben an einen unerbittlichen Fatalismus, mit seiner Lehre, daß der wahre Muselmann die Welt und ihre Güter verachten müsse, um sich dem beschaulichen Leben hinzugeben, konnte aus den Tataren durchaus kein Volk in der modernen Bedeutung, kein Culturvolk, welches sich ja der trägen, apathischen Beschaulichkeit nicht hingeben darf, wenn es nicht aufhören will ein Culturvolk zu sein, schaffen. Es entstanden fanatische Glaubensschulen in den verschiedenen Städten des Landes, wie in Tobolsk und in Tara selbst, und in diesen wurde der Haß wider die eingedrungenen Fremden und die Verachtung gegen sie, aber auch gegen alle irdischen Güter, als eines der höchsten Gebote Allahs gelehrt. Wie überall, so hoffte man auch in der Tatarei Sibiriens die gehaßten Feinde durch die Kraft des Glaubens zu besiegen und zu vertreiben.

Eine Folge der Verachtung, mit welcher man die eingedrungenen Urussen behandelte, war, daß man die Vorzüge, welche sie dem Tataren überlegen machten, nicht beachtete, und sie sich selbst nicht anzueignen suchte. Man ließ sie ruhig die ungeheuren Bodenschätze ausbeuten, ohne ihnen in dieser Beziehung nachzuahmen, während man sich mit dem begnügte, was Jagd, Fischfang und wild getriebene Viehzucht abwarfen. Nur die Tura-Tataren, welche an beiden

Ufern des Turaflusses, von seinen Quellen im Ural ab bis zu seiner Mündung in den Tobol, hausen, und welche den Russen bei der Eroberung Sibiriens thätige Hülfe geleistet haben sollen, machen eine Ausnahme, denn sie beschäftigen sich außer mit der Jagd, dem Fischfange und der Viehzucht auch noch mit Ackerbau und Bienenzucht.

Der reichere und intelligentere Theil der tatarischen Bevölkerung fand in scholastischen Grübeleien über die Glaubenslehren des Islam, über die Ergründung der Freuden, welche jedes wahren Muselmannes in jedem der sieben Himmel harren, seine Lebensaufgabe, und er überließ der niedriger stehenden Bevölkerung die Sorge und Mühe um die Beschaffung der körperlichen Bedürfnisse. Bald auch begannen diese intelligenteren Elemente, welche durch den Besitz großer überirdischer Schätze ihre körperlichen Bedürfnisse nicht befriedigen konnten, nach Mittelasien auszuwandern und überließen die weniger gebildeten Massen ihrem Schicksale.

Die Priester aller Religionen, besonders aber der sogenannten „geoffenbarten", haben immer ein Interesse daran, daß die Religion, welche sie verkünden, und der Gott, dessen Stellvertreter auf Erden sie sind, die allein herrschenden seien, da sie in diesem Falle selbst an Ansehen und Bedeutung gewinnen. Mit dem Sturze der Tatarenherrschaft in Sibirien und dem Verschwinden des rechtgläubigen Chans mußte auch der Einfluß der Mullahs, der Priester Allahs, zusammenschrumpfen, da sie ihn, außer in den Jurten der Gläubigen, nicht mehr geltend machen konnten. Sie thaten in Folge dessen ihr Mögliches, um das Volk von jeglichen Verbindungen mit den Russen abzuhalten, und sich mehr und mehr von ihnen zurückzuziehen. Das unwissende Volk folgte den Rathschlägen der Stellvertreter des Propheten, und zog sich in einsame Flußthäler zurück, in welchen es in stumpfem Dahinbrüten seinem Untergange entgegen geht. Nur selten findet man an der großen Straße, welche von Tobolsk nach Tomsk führt, ein kleines Dorf, das Tara-Tataren bewohnen.

Die Noth hat die Tara-Tataren gezwungen sich mit Ackerbau zu befassen; sie thun dieses jedoch in einer Weise, welche ihre fatalistische Lebensanschauung aufs Eclatanteste documentirt, denn weder bebauen sie hinreichend große Flächen, um, selbst in günstigen Jahren, mehr als für den eigenen Bedarf zu produciren, noch auch bearbeiten sie den Acker so, daß er eine seiner Fruchtbarkeit entsprechende Ernte liefern könnte. Da außerdem die Dörfer größtentheils in Flußthälern und die Aecker nahe an den Flüssen liegen, werden sie sehr häufig von Ueberschwemmungen heimgesucht und hierdurch die Saaten vernichtet.

Die nothwendige Folge ist, daß in den tatarischen Dörfern Noth herrscht und daß Armuth und Elend von Jahr zu Jahr mehr um sich greifen. Die Häuser, wenn wir die elenden Hütten so nennen dürfen, sind größtentheils an ungesunden Orten zusammengedrängt und im höchsten Grade ärmlich und schmutzig; sie schützen kaum ihre Bewohner gegen die Unbilden der Witterung. Selten habe ich eine Tatarenwohnung gesehen, deren Fenster Glasscheiben hatten; diese, vertritt gewöhnlich die Blase irgend eines Thieres, oder, noch häufiger, das dünne Fell vom Bauche des Schafes, welches pergamentartig zugerichtet ist. Wenn ich hinzufüge, daß die Nahrung der Tara-Tataren ungesund und unzureichend ist, und um das Bild noch zu vervollständigen mittheile, daß man die Nähe eines Tatarendorfes weit früher mit Hülfe der Nase als mit der der Augen bemerkt, dann wird sich wohl Niemand wundern, wenn ich sage, daß epidemische Krankheiten, wie Typhus, Pocken und ähnliche, unter ihnen schrecklich aufräumen und weit häufiger auftreten, als bei ihren russischen Nachbaren, deren Wohnungen sich übrigens durch eine mustergültige, ich möchte sagen holländische Reinlichkeit auszeichnen.

Der Islam erlaubt bekanntlich seinen Anhängern die Polygamie. Schon diese hat, wie die Erfahrung lehrt, überall mehr dazu beigetragen die Vermehrung der Menschen zu hemmen, als sie zu fördern. Die Tataren in ganz Sibirien machen von der Erlaubniß des Koran soweit Gebrauch, als es ihnen das russische Gesetz, das ihnen als Maximum vier Weiber gestattet, und die Subsistenzmittel erlauben. Trotzdem nun jeder Tatar mehrere, die meisten aber vier Frauen haben, sieht man wirklich in ihren Hütten und Dörfern nur wenige Kinder. Zu den gesegneten Ehen werden schon solche gerechnet, in denen auf vier Frauen drei Kinder kommen. Man hat übrigens unter den Tara-Tataren zwei Thatsachen constatirt, welche den logischen Schluß zulassen, daß sie bald nur noch zu den — paläologischen Menschenstämmen gehören werden, denn erstens werden mehr Mädchen als Knaben geboren und zweitens, wohl eine Folge hiervon, nimmt die Zahl der Tara-Tataren von Jahr zu Jahr zusehends ab, was auch von den anderen Stämmen, besonders aber von den niguriſchen Tataren behauptet wird.

Vielleicht würde die Race erhalten, vom gänzlichen Untergange gerettet worden sein, wenn sie sich nicht so entschieden von den Russen fern gehalten hätte. Wenn eine Blutmischung durch Eingehen von Familienverbindungen erfolgt wäre, würde möglicher Weise der Stamm, wenn auch nicht in seiner ursprünglichen Reinheit, erhalten worden sein, sich vermehrt und zur Vermehrung der Bewohner Sibiriens sowie auch zur Hebung der Cultur des Landes beigetragen haben. Die vollständige Isolirung führt ihn seinem Untergange entgegen. Es ist mir kein Beispiel bekannt geworden, welches beweisen könnte, daß ein Russe eine Tatarin, oder ein Tatar eine Russin geheirathet hätte. Möglich, daß den Russen die nicht eben schöne Physiognomie der Tatarinnen nicht anzieht, welche durch die eigenthümliche Tracht durchaus nicht verschönert wird. Das lange, faltenreiche, stets aus grell bunten Zeuge gefertigte Kleid mit den langen Aermeln, in denen die Hände ängstlich versteckt werden, das die Stirn, einen Theil der Wangen und den Hals versteckende weiße Tuch sind nicht im Stande, schöne Körperformen ahnen zu lassen und die Ausschmückung des Obertheils des Kleides — ich kann es nicht Leibchen nennen, da es nicht am Leibe anliegt — mit silbernen Geldstücken, die zugleich Talismane sein sollen, kann den Reiz der Tatarinnen durchaus nicht erhöhen. Wenn der Tatar den Russen „unrein" nennt, so dürfte der Russe mit mehr Recht den Tataren, vor Allem aber die Tatarin, unrein nennen.

Unter den Tataren bei Tobolsk und Tomsk leben noch einige von ihren Chanen abstammende Familien, welche die Russen „Fürsten" (Knjasch) tituliren. Diese Leute sollen jedoch keinen Einfluß auf die Stämme haben, und zeichnen sich durch nichts aus, als durch asiatische Schwelgerei.

Wie ich oben gesagt habe, beschäftigen sich die Tataren hauptsächlich mit Jagd, Fischfang, wilder Viehhaltung und zur höchsten Nothdurft mit Ackerbau. Nebenbei fuhrwerken sie, bringen russische Waaren bis Irkutsk, und nehmen chinesische oder Landesproducte von hier mit, um sie bis Tobolsk oder Perm zu transportiren, und besorgen in einigen Gegenden des Tobolsker Gouvernements den Postdienst. Alles dieses kann nicht so viel bringen, wie nöthig ist eine Familie hinreichend zu ernähren, und dieses mag viele Tataren nöthigen, sich hin und wieder fremdes Eigenthum, besonders der benachbarten Russen, anzueignen. Wenigstens rühmen die Russen den Tataren nicht allzugroße Ehrlichkeit nach.

Wenn wir oben von „Frauen" der Tataren gesprochen haben, so müssen wir uns doch hüten daran den Begriff zu

knüpfen, den wir gewöhnlich damit verbinden. Die Frau ist dem Tataren nicht die süße Lebensgefährtin, die innigste Freundin, sondern die gekaufte Sklavin, welche nicht einmal die Freuden des Himmels mit ihm theilen wird, denn dort hat Allah für ihn weibliche Wesen von besonderer Schönheit, die Huri, geschaffen, deren Reize unvergänglich sind. Der Tatar kauft sein Weib von ihrem Vater und zahlt für sie entweder eine bestimmte, seinen Vermögensverhältnissen entsprechende Summe, oder er giebt ihm statt deren eine gewisse Anzahl von Schafen oder sonstigen Hausthieren. Wenn Schönheit mit Geld meßbar wäre, so würde ich sagen, daß für die Tatarin in Sibirien nicht viel zu geben wäre, da sie wirklich nicht schön ist. Unter den Hunderten von Tatarinnen, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, war nur eine, eine Fürstin aus der Gegend von Tobolsk, relativ schön zu nennen. Sie hatte sehr regelmäßige Gesichtszüge, einen Teint, wie man ihn sich nicht zarter und reiner denken kann, rabenschwarzes Haar, kleine Händchen und Füßchen, aber das Auge war jeden Ausdruckes baar, und der junge Körper zeigte alle Anlagen ein wohlabgerundeter Fettklumpen zu werden. Man sah es diesem Körper an, daß er die ganze Thätigkeit seiner Organe auf die Entwickelung von Fettzellen gerichtet hat, und nicht die geringste Neigung zur Production von Embryonenzellen besitze. Ich habe später noch viele andere Tatarinnen gesehen, welche der soeben beschriebenen zwar nicht an Schönheit, so doch an Neigung zu Fettansatz glichen. Diese Neigung mag wohl ihren natürlichen Grund in der Trägheit haben, in der die Frauen ihre Tage verbringen, dem von Greisen angestimmten mystischen Gesange, der Mohammedija, lauschend, welcher die kriegerischen Gesänge und Heldensagen verdrängt hat. Es ist der Fluch des Kyczym, des von seinem Volke verlassenen Fürsten, des heldenmüthigen Vertheidigers seiner und seines Volkes Freiheit und Unabhängigkeit, der auf den Tatarenweibern ruht. „Es ist die Hand des Schicksals", sagt traurig der Tatar. „Unsere Ehen sind kinderlos, die Fische sind aus unseren Gewässern gezogen, das Wild flieht unsere Wälder, wie unsere Vorfahren von ihrem Fürsten geflohen, von ihm gezogen sind, um sich den Eindringlingen zu unterwerfen. Unser Untergang naht!"

Die Dörfer der Tataren sind nicht groß, ihre Häuser, oder vielmehr ihre gewöhnlich dachlosen Hütten, welche eine mehr als einen Fuß dicke Erdschicht vor dem Eindringen des Regens schützt, sind wie die Häuser der Russen aus Rundholz gebaut, und gewöhnlich besitzt jeder Tatar deren zwei, von denen die eine gleichsam als Harem für die Weiber dient, trotzdem eine strenge Absonderung der Geschlechter bei ihnen nicht mehr üblich ist. In der Mitte des Dorfes steht gewöhnlich die ebenfalls aus Rundholz erbauete Moschee mit ihrem schlanken, spitzen Minarete, an dessen Fuße sich eine eine Plateform umschließende Gallerie befindet. Auf dieser Plateform erscheint der Mullah einige Male des Tages und fordert die Gläubigen zum Gebete auf, und dann wirft Jeder die Arbeit weg, um sich mit Allah zu unterhalten. An die Arbeit erinnert die Tataren Niemand, und deshalb vermindert sich ihr Geschlecht von Jahr zu Jahr, ich will nicht sagen von Tag zu Tag.

Die tatarische Sprache hat in Asien eine sehr hohe Bedeutung. Ich war sehr verwundert häufig Perser, Tscherkessen, Lesghier und andere Kaukasier, ja sogar Kirgisen mit einander Tatarisch sprechen zu hören und erfuhr, daß sie sich in ihren Idiomen nicht mit einander verständigen können, sich also der tatarischen Sprache bedienen, wie die gebildeten Europäer sich zu ihrer Verständigung der französischen bedienen.

Die Tomsker Tataren zeichnen sich durchaus nicht durch Treue und Anhänglichkeit an Rußland und seine Regierung aus, wovon ich selbst mich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Als nämlich im Anfange der sechsziger Jahre, also gerade in der Zeit, als die meisten am Aufstande in Polen betheiligten Deportirten nach Sibirien transportirt wurden, der Chan von Buchara zum Kriege wider Rußland rüstete, verschwanden viele Polen spurlos, um später in den Reihen der Bucharen aufzutauchen. Mich selbst und meine Gefährten wollten die Tataren in der Gegend von Tomsk bereden, am Feldzuge gegen die Russen theilzunehmen; für das Uebrige wollten sie schon sorgen. Wir trauten jedoch den Tataren nicht, welche uns als sehr perfid geschildert waren, und noch mehr wurde unser Mißtrauen dadurch erregt, daß sie uns nicht mittheilen mochten, wie sie es anstellen wollten, um uns aus der Etappe, ja aus Sibirien zu schaffen. Später erfuhren wir, daß sie für jeden entführten Polen, den sie den Kirgisen zur Weiterbeförderung in die Bucharei übergaben, eine Belohnung von fünf Rubel ausgezahlt erhalten haben. Um dieses armseligen Preises willen setzten sich damals die Tataren den größten Gefahren aus, welche mit der Entführung von Gefangenen aus Sibirien verknüpft sind.

Wir sehen auch hier, was wir leider auch sonst bei so vielen Bekennern „geoffenbarter Religionen" sehen, daß die Lehre des Koran den Tataren weder redlich, noch treu, wahrhaftig oder mäßig gemacht hat. Die Moral ist nicht ins Innere gedrungen, und trotzdem der mohammedanische Tatar Nordasiens seinen Bairam mit Verschmausen von Pferdebraten feiert und seinen Fastenmonat, den Ramadan, dadurch begeht, daß er am Tage nichts genießt, wohl aber während der Nacht schwelgt, auch seine Waschungen nimmer vergißt, ist er ein Mensch, dem Niemand trauen kann, dabei unmäßig und unreinlich bis zum Ekel. Auch er hat in Nordasien keine Zukunft mehr und — die Menschheit wird sein Verschwinden nicht beklagen; er hat nicht für sie gearbeitet!

# Aus allen Erdtheilen.

**Die ganze Insel Sachalin im Besitze Rußlands.**

Der russische Kaiser hat in den ersten Tagen des Maimonates einen Vertrag mit Japan unterzeichnet, in welchem das letztere auf seinen Antheil an Sachalin verzichtet. Rußland hat lange danach gestrebt, dieses Eiland ausschließlich zu besitzen, obwohl es, wie Oberst Weniukow ganz richtig hervorhebt, ihm in materieller Beziehung keine besonderen Vortheile bietet und auch keine strategische Bedeutung hat. „Da aber besonders im Westen reiche Steinkohlenlager liegen, die Westküste von der sogenannten tatarischen Meerenge bespült wird und der Besitz der letztern für die Russen von großer Bedeutung ist, so müssen sie alle Mittel in Bewegung setzen, um so schnell wie möglich aus der durch die Verträge von 1855 und 1867 (den Mitbesitz Japans betreffend) geschaffenen falschen Situation herauszukommen. Und wenn es nicht zu erreichen ist, die Insel in den ausschließlichen Besitz Rußlands zu bringen, so muß Alles, koste es was es wolle, dar-

an gelegt werden, um die Insel entlang dem Gebirgsrücken mit den Japanern zu theilen, damit die ganze westliche Hälfte, die ganze tatarische Meerenge und das die Straße La Perouse beherrschende Terrain den Russen verbleibe."

Man war bekanntlich lange in Zweifel darüber, ob Sachalin (Karafto) eine Insel oder Halbinsel sei; als letztere ist sie noch 1857 auf englischen Karten verzeichnet worden. Durch die hydrographischen Arbeiten des Capitäns Newelski war aber schon in den Jahren 1849 bis 1852 ermittelt worden, daß dasselbe vollständig vom Festlande abgetrennt sei. Die Japaner sind schon 1780 dort erschienen und die Russen erkannten 1854, daß Sachalin zwischen beiden Mächten „noch nicht zu theilen" sei. Sie gründeten aber Posten und bearbeiteten von 1853 an einige Steinkohlenlager, namentlich jene von Dui. Die mehr als 100 deutsche Meilen (892 Werst) lange Insel, mit einem Flächeninhalt von 1065 Quadratmeilen, hat nicht einen einzigen guten Hafen, welcher selbst im Sommer großen Schiffen zum Ankerwerfen paßte; im Winter liegt der Küste entlang Eis; bei Kälte und ruhigem Wetter thürmen die Schollen sich auf und werden auseinandergeworfen sobald das Meer unruhig wird. Die ganze tatarische Meerenge ist drei bis vier Monate mit Eis bedeckt. Der durch die Insel der ganzen Länge nach ziehende Bergrücken erreicht eine Höhe von etwas mehr als 2000 Fuß und ist, abgesehen von den kahlen Gipfeln, mit Nadelholz bestanden. An der Westküste werden gegenwärtig zwölf Steinkohlenlager bearbeitet, aber nur mit schwachen Kräften; die Kohle ist sehr gut. Am Aiflusse findet man Bernstein. Das Klima ist naß und rauh, die Zahl der Regentage beträgt im Durchschnitt 149, der trüben 104. Die etwa 3000 auf der Insel befindlichen Russen beziehen ihr Getreide, das eine Reise fast um die Erde zu machen hat, aus Europa, die Japaner und die Ainos ihren Reis aus Japan. Sehr ergiebig ist der Fischfang, an den Küsten kommen auch noch Walfische und Seehunde vor, aber bei Weitem nicht mehr in so großer Menge als ehemals. Die etwa 3000 Japaner leben im südlichen Theil an der Westküste und treiben neben dem Fischfange Handel mit den Ainos. Etwa 100 Chinesen sind als Arbeiter in den Kohlengruben von Sertunai von Nordamerikanern dorthin geschafft worden. In der Nordhälfte bis 50° N. findet man etwa 300 Giljaken; sie sind Jäger und Fischer und gute Seeleute. Die etwa 3000 Ainos haben sich an japanische Sitten, Kleider und den Genuß von Reis gewöhnt. Etwa 400 Orokanen, ein den Tungusen verwandter Stamm, streifen in den Gebirgen des mittlern Theiles umher. Die Gesammtbevölkerung stellt sich, hoch veranschlagt, auf etwa 12,500 Köpfe.

---

**Die Grubengeister in Kleinasien und die alten Mossynöken.**

Von Herrn Dr. Solger in Reichenhall erhielten wir das Nachstehende:

„Im laufenden (XXVII.) Bande des „Globus" Nr. 15 findet sich auf S. 232 nach der Erzählung von den Grubengeistern die Bemerkung, diese letzteren gemahnten an den Harz, das Erzgebirge, Thüringen (und die Gnomen des Untersberges bei Reichenhall); türkisch sei der Glaube auch nicht und er komme weder in Georgien noch bei den Arabern vor.

Ich möchte mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auf etwas zu richten, was vielleicht noch nicht berührt worden ist, oder wenn es bereits, was einem in einem kleinen Städtchen leicht vorkommen kann, eine allbekannte Sache wäre, wenigstens mir vollständig entgangen ist, so daß mich eigene Beschäftigung darauf führen mußte. Sollte meine Vermuthung richtig sein, so dürfte sie etwas zur Genesis des Gnomenglaubens beitragen.

In Xenophon's Anabasis V. Buch, 4. Capitel ist ausführlicher von dem Volke der Mossynöken die Rede. Von Trapezunt ausziehend kam das griechische Heer erst nach Kerasus und von da an die Grenzen der Mossynöken. Dieses Volk bewohnte zweifelsohne beide Ufer des bei Tripolis ins Meer mündenden Scharschut, an dessen Oberlauf die alte Bergwerkstadt Gümüsch-Chane gelegen ist. Ich bemerke hierbei, daß die Uebersetzung Silberstadt nicht richtig ist; „die Stadt" heißt im Türkischen Schehr, Chane heißt Herberge, Haus; also: Herberge von Silber (Silberbergwerk).

Die Mossynöken werden von Xenophon gut geschildert und seine Darstellung enthält mehr als man bei einfachem Durchlesen zuerst vermuthet. Von den Persern verschieden und von ihnen unabhängig sind sie ein rohes, aber tapferes und verläßliges Volk, welches in seinen Aulen auf schwer zugänglichen Bergkuppen wohnt. Sie weichen von den griechischen Sitten am weitesten ab, d. h. sie haben ihre eigene Cultur. Sie sind nicht allein ein arisches, sondern, wie ich vermuthe, ein germanisches Volk (— man vergleiche zum Folgenden Tacitus Germania und Scherr's Deutsche Cultur- und Sittengeschichte 1. Buch, 1. Capitel —), denn Xenophon hebt eigens die weiße Hautfarbe der Männer und Weiber hervor, die ihm, dem gelben Hellenen, auffiel. Die Hauptstadt ist nicht befestigt, hat nicht einmal Wall und Graben, sondern bestand höchst wahrscheinlich, wie noch die Ortschaften in den deutschen Gebirgen, insbesondere in den Alpen, aus einer Anzahl isolirter, wenn auch nahe beisammen liegender Häuser und Besitzungen. In der Mitte liegt die feste Holzburg („Thurm") des betreffenden Edelings (sogenannten Königs), welcher dieselbe vertheidigt, bis er sammt seinem Gefolge von den brennenden Trümmern erstickt oder erschlagen wird. Ebenso geht es in den anderen Edelhöfen (Wohnthürmen). Gemahnt das nicht an das Nibelungenlied oder an den Sachsenherzog Blotho, der sich, sein treues Gefolge, aber auch seinen Besieger und Unterdrücker, verbrennt, um die Ketten der Knechtschaft zu lösen?

Die Mossynöken führen die kurze Framea, mit Eisenspitze und 6 Ellen lang, die Elle von der Handwurzel bis zum Ellbogen gerechnet, und eine eiserne Streitaxt; der Helm ist von Leder, hat oben einen Haarbusch. In den Kampf ziehen sie unter dem Schall eines Schlachtgesanges (Bardit). Aecht germanisch liegen sie unter sich in Hader, wobei die eine Partei die andere mittelst fremder Hülfe (der Griechen) unterzukriegen sucht. Zum Kampfe treten sie, wie noch später die Skandinavier, in Haufen zu hundert Mann zusammen, denen Einer vorauszieht (Herzog?).

Sie lachen, singen, tanzen für sich, wie es unsere Jünglinge im Freien noch thun, wie es aber freilich der griechische Mensch des Maßes und der Schönheit nicht begriff. Auch fahren sie in Kähnen aus Einem Baum gearbeitet, wie sie unter dem Namen des „Einbaums" heute noch auf dem Chiemsee im Gebrauch stehen und vor etlichen Jahrzehnten auf allen oberbaierischen Seen in Gebrauch standen. Wie das 5. Capitel (gleich am Anfang) sagt, war ihnen das bergbaukundige Volk der Chalyber (Eisenarbeiter?) unterworfen, und weil der Bergbau dort immer geblüht hat und Bergleute in ihrer Abgeschlossenheit ihre Sagen lange bewahren, sollten nicht die Grubengeister die letzten Ueberreste eines deutschen Volksstammes in jener Gegend sein, des ältesten, von welchem wir (außer Grimm's vermutheten Geten) wüßten?"

(— Der Mossynöken wird mehrfach bei den Alten erwähnt, auch von Strabo XII, 18. Er schildert dort die Völker, welche „oberhalb Trapezus und Pharnacia wohnen", die Tibarener und andere. „Durch diese Völkerschaften zieht sich der Skydises, ein sehr rauher, mit den oberhalb Kolchis hinstreichenden Mosischen Bergen zusammenhängendes Gebirge, dessen Gipfel die Heptakometen (Siebendörfler) inne haben, und der Paryadres, der von der Gegend oberhalb Sidene und Themiskyra bis Klein-Armenien reicht und die Ostseite des Pontus bildet. Zwar sind nun unter diesen alle Bergvölker völlig wild, die Heptakometen aber übertreffen noch die übrigen. Einige wohnen sogar auf Bäumen und (hölzer-

nen) Thürmen, weshalb die Alten sie auch Mossynöker (d. h. Thurmbewohner) nannten, da diese Thürme μόσσυνοι hießen. Sie leben vom Fleische des Wildes und von Baumfrüchten, auch überfallen sie, von ihren Gerüsten herabspringend, die Reisenden rc." Dieser hölzernen Thürme ward auch sonst von den Alten erwähnt. Wir fügen diese Notiz hier bei, weil die Schilderung Strabo's, der mehrere Jahrhunderte nach Xenophon schrieb, nicht auf ein Bergbauvolk paßt. A. —)

### Der australische Reisende A. Hume †.

II. G. Die Geschichte der australischen Forschungsreisen hat ein neues Opfer zu verzeichnen. Unsere Leser werden sich des Andrew Hume erinnern. Er gab vor, im Nordwesten der Colonie Queensland nicht bloß das Tagebuch und den Chronometer Leichardt's, welche ihm aber angeblich auf der Rückreise gestohlen seien, aufgefunden, sondern auch dessen Schwager Classen noch lebend unter den dortigen Eingeborenen angetroffen zu haben. Wenngleich man im Allgemeinen diesen Hume für einen Betrüger hielt, so gab es doch auch wieder Manche, welche an seine Erzählung, Classen gesehen zu haben, zumal da er sie sehr glaubhaft vorzutragen wußte, fest glaubten. Es einigten sich also mehrere Colonisten und brachten die Mittel zusammen, um Hume auf eine neue Entdeckungsreise in jene unbekannten Gegenden auszuschicken. Man versorgte ihn mit Pferden und hinreichenden Lebensmitteln, und gab ihm noch zwei Reisegefährten, O'Hea und Thompson, mit. Es ist nun Ende November 1874 die Nachricht in Brisbane eingetroffen, daß Hume und O'Hea fünfzig Miles von Trynan's Schafstation am Wilsonflusse im Warrego Weidebezirke, Colonie Queensland, aus Mangel an Wasser umgekommen, während es Thompson gelang, die Station zu erreichen. Was man auch immer über den sittlichen Werth Hume's denken mag, so viel steht fest, daß er ein ausgezeichneter Buschmann war, wie es wenige giebt, und daß in ihm außerordentlicher Muth und großes Selbstvertrauen wohnten. Es hat damit die Geschichte „vom weißen Manne unter den Eingeborenen im fernen Westen" vorläufig sein Ende, und das Schicksal des Dr. Leichardt und Genossen wird auch wohl ein versiegeltes Buch bleiben.

* * *

— Ueber die Bevölkerung des Fürstenthums Serbien hat ein ungarischer Geolog, Professor Szabo, Schilderungen veröffentlicht. Das kleine Land, welches den Kern der Südslaven bildet und nach großen Dingen trachtet, zählt unter seinen etwa 1,400,000 Bewohnern nahezu ein Viertel, welche der serbischen Nationalität nicht angehören. Zu diesen gehören etwa 100,000 Bulgaren; sie sind fleißige Leute, sparsam und vermischen sich nicht mit den Serben. Es ist kennzeichnend, daß die Regierung ihnen nicht erlaubt, daß in ihren Schulen der Unterricht in ihrer Sprache ertheilt werde! — Die Rumänen zählen 175,000 Köpfe, und wenn man die Zinzaren oder Kutzo-Wlachen hinzurechnet, 200,000. Gleich den Bulgaren wohnen sie im östlichen Serbien und zwar in compacter Menge neben einander; sie halten streng an ihrer Volksthümlichkeit und an ihrer Sprache fest und haben viele Kirchen und Schulen. Auch hier machen die Serben unverständigen Zwang geltend, denn der Unterricht muß in serbischer Sprache ertheilt werden und es ist den Kindern bei Strafe verboten, in demselben ein Wort Rumänisch zu sprechen. Lehrer, Popen und Beamte sind dort Serben, die kein Wort Rumänisch verstehen. Trotz alledem lassen sich die Rumänen nicht verserben, im Gegentheil rumänisiren sich viele Serben. Die etwa 25,000 Zinzaren treiben vorzugsweise Handwerke und Handel und spielen etwa dieselbe Rolle wie die Juden in Polen und Ungarn. — Die etwa 1500 Juden sind auf Belgrad beschränkt und dürfen sich anderwärts nicht niederlassen oder im Lande Handel treiben. Manche von ihnen sprechen noch heute Spanisch. — Die etwa 10,000 Ausländer sind zumeist Angehörige österreichischer Länder.

— Im russischen Gouvernement Wiätka ist die Bevölkerung ungemein buntschäckig, denn sie besteht aus nicht weniger als dreizehn verschiedenen Nationalitäten; allerdings sind unter diesen die Russen überwiegend, da etwa drei Viertheile der Bewohner auf sie entfallen. Von der Gesammtzahl (rund 2,400,000 Seelen) kommen 1,963,000 auf sie; auf die Wotjaken 262,000, Tscheremissen 102,000, Tataren 87,000, Teptscherjaken 9000, Baschkiren 8000, Permiaken 7000, Bisermianen 5000, Polen 1000, Zigeuner 740, Juden 430, Deutsche 300, Syriänen 125.

— In Algerien hat die Zählung von 1872 nur 279,691 „Europäer" ergeben, von denen 130,123 im Lande geboren waren. Zu jener Zahl sind die 34,574 Juden mit inbegriffen; sie sind als Franzosen naturalisirt worden, aber im Lande geboren und können also nicht für Europäer gelten; es bleiben demnach für die „Franco-Afrikaner", welche in den drei Provinzen von europäischen Eltern stammen, etwa 95,000, im Jahre 1866 betrug die Zahl derselben 72,500 und 1856 erst 33,500. Heute bilden sie etwa zwei Fünftel der europäischen Gesammtbevölkerung. — In den Jahren von 1865 bis 1873 sind nur 2321 Leute naturalisirt worden: davon 611 Italiener, 510 Deutsche, 230 Spanier, 211 mohammedanische Eingeborene, 200 Juden, 117 Tuniser, 96 Marokkaner, 95 Belgier, 50 Schweizer rc. Algerien ist nun seit 45 Jahren im Besitze der Franzosen, es ist nur 48 Reisestunden von Frankreich entfernt, und doch bleibt die Auswanderung dorthin fast null. Deutschland hat in manchen Jahren so viele Auswanderer nach Amerika abgegeben wie die europäische Bevölkerung in Algerien überhaupt beträgt und von dieser besteht ein beträchtlicher Theil aus Nichtfranzosen.

— Die Engländer hatten im vorigen Jahre einen Feldzug gegen das Bergvolk der Dofflas im nordöstlichen Assam zu unternehmen, um dieselben für Raubeinfälle zu züchtigen, welche sie auf britisches Gebiet gemacht hatten. Neuerdings ist nun ermittelt worden, daß ein Wahnglaube diese Dofflas zu Eröffnung der Feindseligkeiten veranlaßte. Sie waren von einer Seuche heimgesucht worden und wähnten, daß man ihnen dieselbe vom Flachlande her geflissentlich zugetragen habe. Für den ihnen durch dieselbe zugefügten Nachtheil verlangten sie Entschädigung, die ihnen natürlich abgeschlagen wurde. Dann zogen sie aus den Bergen hinab und überfielen zunächst eine Niederlassung ihrer eigenen Landsleute, die sich am Fuße der Hügel angesiedelt hatten, und schleppten 44 derselben fort. Um diese britischen Unterthanen zu befreien, wurde der Feldzug unternommen.

***Vom 10. Juni an wohne ich in Leipzig und bitte ich alle für mich und den Globus bestimmten Sendungen nicht mehr nach Dresden, sondern nach Leipzig, Weststrasse 84. I. zu adressiren.***
***Karl Andree.***



Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03925 5040